Der Indianer-Häuptling

und die Gefangene des Weſtens.

Eine Erzählung aus dem letzten amerikaniſchen Kriege

von

Mrs. Seba Smith.

v
9.18
V/

In's Deutſche übertragen

von

Fr. Gerſtäcker.

Ungültig
STANDESHERRSCHAFT • KÖNIGS

Erſter Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1847.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1956 IV e/ 643

Der Indianer-Häuptling

und

die Gefangene des Weſtens.

I.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, das ungeheuere Jagdgebiet eines ſonſt glücklichen, freien Volkes, waren, ſelbſt noch in neuern Zeiten, der Schauplatz manches blutigen, verzweiflungsvollen Krieges, in dem die Eingeborenen ihre Vatererde zu beſchützen und zu vertheidigen ſuchten; die immer mehr vorrückende Civiliſation aber, trieb die machtlos Widerſtrebenden weiter und weiter nach dem fernen Weſten zurück, und Uneinigkeit und Haß, die zwiſchen den einzelnen Stämmen herrſchten, trugen nicht wenig dazu bei, den weißen „Eindringlingen“ den Sieg über die Söhne der Wälder zu erleichtern.

Zwar warfen ſich einige der weiſeren Häuptlinge dem verheerend vordringenden Strome der Anſiedlung mit ſtarker Hand und kühner Bruſt entgegen, und verſuchten Frieden und Eintracht unter ihren Brüdern zu ſtiften, um vereint ſich dem Verderben, das ſie bedrohte, entgegen zu ſtemmen, zu ſchwach aber waren die Einzelnen, und ihre Stimmen verhallten in dem ſie umtobenden Chaos. —

Tecumſeh war Einer von dieſen. Wohl ſah er mit Trauern das weitere und weitere Eindringen des weißen Mannes in die Jagdgründe ſeiner rothen Brüder, und durchſchaute die Liſt der „bleichen Geſichter,“ die durch ihr „Kaufſyſtem“ wie ſie es nannten, ihnen bald nicht mehr für ein Grab Raum genug laſſen würden, während zu gleicher Zeit das immermehr um ſich greifende Laſter des Trunks unter den Eingeborenen nur zu ſehr ihren Untergang beſchleunigte; daher ergriff ſein thätiger und gewaltiger Geiſt den ungeheuern Plan, Einigkeit und Frieden zwiſchen den zahlreichen weſtlichen Stämmen, die das große Miſſiſippi-Thal bewohnten, zu ſtiften. Er ſchlug vor, alle jene Stämme zu einem großen Bündniß zu vereinigen, in welchem einer der Hauptartikel ſein ſollte: „Keinen Fuß breit Landes mehr zu verhandeln.“ So großartig das Unternehmen auch war, es übertraf kaum die perſönlichen Opfer und Gefahren, die unumgänglich nöthig waren, es in Ausführung zu bringen.

Zur Zeit der großen Rathsverſammlung bei Fort

Wayne, in welcher mehre Stämme ihr Land an die amerikaniſche Regierung unter der Agentſchaft des Generals Harriſon abtraten, war Tecumſeh abweſend, auf einer Sendung nach den ſüdlichen Stämmen begriffen, auch ihre Einwilligung zu dem Bündniß zu erhalten, das faſt ſchon von allen nördlichen Stämmen anerkannt war.

Das Abtreten der Ländereien in der Rathsverſammlung zu Fort Wayne, war daher die Verletzung einer feierlichen Uebereinkunft, und nicht allein nicht bindend, ſondern gab auch die ſchändlichen, eidbrüchigen Häuptlinge der Rache der übrigen Stämme preis. Die Anhänger Tecumſeh's und Eliskwatawa's „der offnen Thür“ oder wie er gewöhnlich genannt wurde, des „Propheten,“ blieben in ihrem Lager am Tippecanoe düſter und unthätig, der Rückkehr ihres großen Häuptlings von ſeinem Kreuzzuge harrend. — Sie hielten wenig Gemeinſchaft mit den Führern der abtrünnigen Stämme, indem ſie ſolche als Verräther der allgemeinen Sache betrachteten und ſie nicht würdig der hohen Beſtimmung hielten, welche ſelbſt jetzt noch den freien Kindern der Wälder, geſchwächt und ausgeartet als ſie waren, vorbehalten ſchien. Ungeduldig erwarteten ſie die Rückkehr jenes merkwürdigen Mannes, der in ſeiner Perſon die Tapferkeit und Liſt eines vollkommenen Kriegers, den weitſehenden und durchdringenden Blick eines Reformers, mit der Kraft und Ueberredungsgabe eines Redners vereinigte.

Die Häuptlinge der verſchiedenen Stämme hatten ſich durch heilige Schwüre und Androhung von ſchweren Strafen verpflichtet, nie auch nur einen Fuß ihres Landes an die Weißen zu veräußern, die urſprüngliche Lebensart ihres Volkes ſo viel als möglich beizubehalten und dadurch das Joch der Abhängigkeit auf die weißen Eindringlinge ſelber zurückzuwerfen.

Alle jene Stämme an den Ufern der großen Seeen im Norden, jene des Miſſiſippi und an den zahlreichen Strömen die ſich in den „Vater der Waſſer" ergießen, ja ſelbſt jene weit zurück in den Wildniſſen des fernen Weſten hatten ſich durch einen ähnlichen Schwur verpflichtet, und eben jetzt war dieſer beredtſame Krieger unter den ſüdlichen Stämmen feſt überzeugt mit gleichem Schwur von dieſem fernen, edlen Volke zurückzukehren. Keine gewandtere Zunge hätten die rothen Krieger finden können eine Sache zu vertheidigen und die Hoffnungen und Erwartungen eines Patriotismus zu verwirklichen, der ſo rein und erhaben war als je die Bruſt eines Römers in den ſtolzeſten Tagen ſeiner Vaterſtadt ſchwellte, wie die Tecumſeh's. — Ein glücklicher Ausgang konnte ihm nicht fehlen, denn er war ein Shawnee mit faſt mehr als der gewöhnlichen Ausſtattung von Kühnheit und Talent begabt, die dieſem außerordentlichen Volke ſo eigen ſind. Er konnte ihnen die Traditionen ihrer alten Männer vorführen, als die Shawnees noch auf den herrlichen Ebenen des Südens wohnten und dort jagten wo die wilde Weinrebe in maleriſchen Guirlanden die Bäume verband, wo das in langen Streifen herabhängende Moos feierlich im Winde wehte, als ob ein grauer Nebel die Waldung decke, und wo die weiße Magnolia die Luft mit ihrem würzigen Blüthenduft füllte. Er konnte von ſeiner Mutter erzählen aus dem Stamme der Cherokees und von den wunderbaren Vorfällen bei ſeiner eigenen Geburt, wie jede Nacht, wenn ſeine Mutter ſich zur Ruhe niederlegte, ein Manitou in der Geſtalt einer Maſſaſauga *) zu der Thür ihres Zeltes glitt und neben ihren

---

*) Klapperſchlange.

Häuten ſchlief, und wie der Manitou verſchwand als die junge Mutter todt in ihrem Wigwam lag, und drei Söhne hilflos an ihrer Seite lagen, dadurch die große Vereinigung der Stämme andeutend, der Brüderſchaft des Nordens, des Südens und des Weſtens.

Die Knaben wuchſen in ihrer Einſamkeit ſtark und herrlich, die Sonne ihr Vater, die Erde ihre Mutter, und ſie ruhten an ihrem Buſen. Der große Geiſt ſprach mit ihnen in dem Sturm der den Wald durchbrauſ'te, in der hehren Ruhe des geſtirnten Himmels, in den Millionen Thauperlen des neuanbrechenden Tages. Er lehrte ſie alle rothen Männer als Brüder betrachten. — In ſeinem Zorn aber hatte der große Geiſt den Weißen erlaubt, einen Theil ihrer Lande an ſich zu reißen, aber jetzt warnte er ſie ſich zu vereinigen, alle Feindſeligkeiten untereinander zu vergeſſen, und zu einem großen Zweck zuſammen zu wirken: die Weißen öſtlich von jenen Bergen zu halten, die er aufgerichtet hatte, die Waſſer des Miſſiſippi zu bewachen. Sein Wille war, alle Stämme zu vereinigen, und zwar zum Schutz ihrer alten Jagdgründe, der Gräber ihrer Väter, und der alten Steine ihrer Berathungsfeuer. Er wollte die Weißen ſüdlich und öſtlich von dem Ohio und den Alleghanies zurückdrängen, denn er fürchtete die Zeit, in der die zurückgedrängten Stämme an den Ufern jener großen Seeen ſtehen dürften, welche die untergehende Sonne in ihrem Schooße aufnehmen, und dort, zur Verzweiflung getrieben, blos kämpfen müſſen, um in den Wellen derſelben ihr Grab zu finden. —

In feierlichem Rathe kamen die Nationen zuſammen; ihr Schwur, in ein großes Ganze die zahlreichen Stämme des Nordens, Südens und Weſtens zu verbinden, wurde unter geheimnißvollen und wunderbaren Myſterien geleiſtet, und von nun an ſollte der rothe Krieger ſicher in ſeinem Wigwam wohnen, ſicher der Spur des Wildes durch die tiefen Wälder und weiten Prairieen folgen oder mit ſeinem Canoe die herrlichen Ströme des Weſtens befahren können; die blaſſen Geſichter ſollten ſie nicht mehr beläſtigen oder bedrohen. —

Der Tomahawk ſollte begraben ſein, und nur wieder aufgewühlt werden, um das Eindrängen der Unterdrücker zurück zu weiſen. Der weiße Mann ſollte in Frieden auf der andern Seite der Gebirge wohnen, aber auch nur da — würden ſeine Spuren auf dem Boden gefunden werden, zu deſſen Vertheidigung ſich jetzt die Stämme verbanden, dann ſollte gemeinſchaftliche Gefahr dieſe ſchnell verſammeln, die Beleidigung rächen, und die Uebertreter zurücktreiben, um das Erbtheil ihrer Väter rein und ungetheilt zu erhalten. —

Sie ſollten jetzt einig im Krieg, einig im Frieden ſein — Stamm ſollte nicht mehr gegen Stamm zu Felde ziehen, denn Alle, Alle waren nun Brüder.

Der große Zweck war erreicht; wo ſich auch immer jener kluge Redner ſehen ließ, flogen ihm die Herzen der wilden Waldeskinder entgegen, denn ſeine Worte waren Wahrheit, und nie wurde dieſe rein gepredigt, ohne Herzen zu finden, die rein und freudig für ſie entbrannten. —

Sie lauſchten ſeinen Worten, wie den Mittheilungen eines unſichtbaren Geiſtes, deſſen Auge das Vergangene und Zukünftige durchſchaut. Die lange Erzählung ihrer Wanderungen von Land zu Land, fortwährend durch den großen Geiſt geleitet, ihr Eindringen in die gewaltigen Flächen des Weſtens, ihre Vertheilungen, ihre Kriege, ihre tauſend Sonnen des Wachsthums und Glücks, und das endliche Strafgericht der weißen Eindringlinge, die ganze Geſchichte ihrer Nation, alle Furcht und Hoffnung der Zukunft, glitten in lebhaften Bildern ſchnell an ihnen vorüber. Es war ihnen als ſtänden ſie mit ihm auf einem Berge, hinausſehend auf alle die Stämme, wo die Kinder vor den Zelten ſpielten und die weißen Haare der Greiſe in der Abendluft flatterten; blühende Maisfelder glänzten im Licht, endloſe, mit Wild reichlich gefüllte Jagdgründe dehnten ſich in blaue Ferne hinaus, ſich entweder in unabſehbaren Ebenen oder ſteilen Bergſpitzen verlierend; ſie hörten das Murmeln der vielen Waſſer, und das Rauſchen der tauſendjährigen Wälder, ſie beugten ſich lauſchend vor, Thränen, wenig gekannte Thränen traten in ihre Wimpern, und während ſich ihre Arme ſehnend dem ſchönen Bilde entgegenbreiteten, klopften ihre Herzen hoch auf im ſtolzen Bewußtſein ihrer herrlichen Erbſchaft! —

So gewaltig war die Ueberredungsgabe Tecumſeh's, ſo glücklich der Erfolg, und jetzt wandte er ſeine Schritte wieder nördlich mit mancher Hoffnung, doch auch mit mancher Furcht, denn nur zu gut kannte er die Gemüther ſeines Volkes, ihre Hingebung für den Augenblick, und ihre ſorgloſe Verachtung der Zukunft. —

Trotz ſteilen Bergen und reißenden Strömen verfolgte der Häuptling ſeinen einſamen und gefährlichen Weg in gerader, ununterbrochener Richtung; ſein erhabenes Auge überſah bald die Eigenthümlichkeit eines jeden Landſtrichs durch den er wanderte, und ohne andern Führer als ſein eigenes Urtheil und nie irrenden Inſtinkt' behielt er ſeine gerade Marſchlinie von den Berathungsfeuern der ſüdlichſten „Creeks" bis zu den Quellen des Wabaſh bei.

Das einfache Canoe wurde die damals noch einſamen Flüſſe hinaufgerudert, und auf den Schultern ſeiner jungen Leute um Waſſerfälle und Untiefen herumgetragen.

Er wußte wo die verſchiedenen Ströme ſich einander am meiſten näherten, und dort ward die leichte Barke wieder durch weite Strecken Landes geführt, um die kühnen Eingebornen auf Waſſern zu ſchaukeln, die, ſich mit den großen Seeen vermiſchend und den Niagara hinunterſtürzend, durch den St. Lawrence dem Ocean zueilen, während das Canoe faſt noch von den Waſſern träufte, welche in den Ohioſtrömen und dem Laufe des Miſſiſippi folgen, der den aufgethauten Schnee der Felſengebirge durch die dreifache Ader des Miſſouri, Arkanſas und Riororo dem Mexikaniſchen Golfe zuwälzt.

Es war Mittag, als Tecumſeh die Stadt des Propheten an den Ufern des Tippecanoe erreichte. Sein Schritt war feſt und ſtolz, und der Ausdruck ſeines Blicks verrieth das Bewußtſein eines Mannes, der ſich nahe am Ziele fühlt, alle, ſelbſt die ſtolzeſten Träume ſeiner Einbildungskraft verwirklicht zu ſehen. Ungleich ſeiner wenig zahlreichen Begleitung war er ungeſchmückt. Kamaſchen von gegerbtem Hirſchleder mit einem Jagdhemd deſſelben Stoffes nebſt dem Wampum, bildeten ſeinen Anzug, und ſeinen Kopf ſchmückte eine helmartige Verzierung mit einigen von den Federn des weißköpfigen Adlers, ſeinen Rang als Krieger anzeigend; einige ſonderbar geſtaltete Muſcheln, auf einer Seite befeſtigt und die Zahl der Wunden andeutend die er im Kriege erhalten, vollendeten ſeinen Anzug. Seine Leute ſowohl, als die des Propheten hatten die wollenen Decken, als eine Neuerung der Weißen, von ſich geworfen.

Die Erſcheinung Tecumſeh's ſtach mächtig gegen die ſeines Bruders ab. Während Eliskwatawa in den geheimnißvollen Bildern der Zukunft webte, die ſtrengſt

Lebensart beobachtete und in der Einſamkeit lebte, gleichſam von dem großen Geiſt auserwählt, deſſen Willen ſeinen rothen Kindern zu offenbaren, ſo miſchte ſich Tecumſeh dagegen genug unter ſie, um ein gewiſſes Gefühl der Sympathie und Brüderſchaft zu erhalten, dabei die beſten Kräfte ſeiner Seele dem Nutzen ſeines Vaterlands widmend. Patriotismus und Ruhm waren die Idole ſeines Herzens, er knieete vor keiner niederen Gottheit.

Ganz ungleich dieſen Beiden, würde ihr dritter Bruder Kumſhaka, gern das Joch abgeworfen haben, unter dem ihn der kühne Geiſt ſeiner Brüder hielt, und ungeachtet der vergangenen Geſchichte, der gegenwärtigen Erniedrigung und der zukünftigen Hoffnung der Stämme, zufrieden die Zurückgezogenheit einer ſtillen Hütte geſucht haben, dort mit irgend einer lieblichen Tochter der Wälder den Frieden zu finden, den die ſtolzeſten Träume des Ehrgefühls nie verwirklichen können; aber es ſollte nicht ſein, der Zauber ſeiner Geburt und die Macht ſeiner Brüder beherrſchten ihn, und er folgte dem vorgeſchriebenen Pfade, ohne im Stande zu ſein davon abzuweichen.

Er war nicht ſo groß und muskulös als Tecumſeh, er beſaß aber dieſelbe Regelmäßigkeit der Geſichtszüge und faſt noch mehr ſymmetriſche Schönheit. Die Mädchen die nie dem ſtrengen Antlitz des Einen ein Lächeln abgewinnen konnten, waren der liebreichſten Blicke des Andern ſicher, und obgleich Kumſhaka's Stimme wenig Gewicht am Berathungsfeuer hatte, wo die ernſteren Gemüther ſeiner Brüder vorherrſchten, vermochte doch Keiner im lieblichen Schatten der Wälder, den dunkeläugigen Mädchen der Wildniß holdere Blicke zu entlocken.

Er war ein guter Jäger, und die Soalze an ſeinem Gürtel, die Federn auf ſeinem Helme zeigten den tapfern Krieger an, dennoch konnte Kumſhaka ſich nicht zu der ſtrengen Einfachheit bequemen, die jene beherrſchte. Der buntverzierte Gürtel, der geſchmückte Moccaſin und das reichlich mit den Stacheln des Stachelſchweins beſetzte Jagdhemd von weichgegerbten Hirſchfellen, war die Arbeit mancher zarten Finger und die Belohnung manches zärtlichen Blicks. Spielereien die Tecumſeh verachtete, wurden deſto eifriger von ſeinem jüngſten Bruder geſucht.

Die zu ihrem Stamme Zurückkehrenden hatten jetzt die Grenzen der Stadt erreicht, und Tecumſeh, auf einer Anhöhe ſtehend, die die ganze umliegende Gegend, die weitgedehnte Prairie, die ſich abdachenden Hügel mit üppigem Blumenwuchs bekleidet, die großen Seeen wie geſchmolzenes Silber im Sonnenſchein glühend, den gliſternden Strom, deſſen fernes Bett dünne Nebelſtreifen anzeigten, überſah, konnte leicht für den guten Geiſt der Stämme gehalten werden, der ſegnend auf ihr Erbtheil hinunter ſah.

Auf ein gewiſſes Zeichen trat der Prophet und die ihm Folgenden aus der Stadt, und Tecumſeh's Stirn verdüſterte ſich, als Reihe nach Reihe, tauſende von Kriegern mit dunkeln Streifen bemalt und geſenkten Waffen erſchienen, Trübſinn und Unmuth jeden Blick umſchattend. Die Frauen und Kinder blieben in ihren Hütten, während ſich feierlich und ſchweigend die Häuptlinge um ihn verſammelten. Tecumſeh bewegte ſich nicht. Langſam öffneten ſich die Reihen, und der Prophet, einen Gürtel vor ſich tragend, näherte ſich dem Häuptlinge. Den Wampum in die Höhe hebend riß er ihn von einander und warf die Stücken von ſich.

Die Augen des wilden Kriegers ſchienen Blitze zu ſprühen als dies Zeichen des Propheten den Bruch des

Vertrags, das Trennen der vereinigten Stämme, andeutete.

„Sie ſollen ſterben," rief er heftig aus, „berufe die Häuptlinge die von dem Feuerwaſſer der bleichen Geſichter getrunken haben, und laß ſie tödten; der Geiſt des rothen Mannes iſt in ihnen geſtorben, laß ſie folgen."

Boten wurden jetzt an alle abtrünnige Stämme geſandt, bei einer Berathung am Tippecanoe zu erſcheinen, um dort Rechenſchaft zu geben, warum ſie das Bündniß gebrochen hätten, das ihnen den Verkauf der indianiſchen Länder an die Weißen verbot.

Wie groß aber auch das innerliche Leiden Tecumſeh's über das Durchkreuzen ſeines ſchönſten Planes, der Einigkeit und dadurch der Sicherheit ſeines Volkes ſein mochte, ſo verrieth er doch durch keine Bewegung den Schmerz der ihn durchzuckte.

Seine Geſichtszüge nahmen wieder den ruhigen, etwas trübſinnigen Ausdruck an, den tiefes Nachdenken faſt ſtets hervorbringt, eine ruhige, liebenswürdige Schwermuth, die aus der Gegenwart weit, weit in die dunkele Zukunft zu blicken ſcheint.

Als daher Tecumſeh ſchweigend ſeinem Stamm voranſchritt, mochten jene umſonſt nach einem ihrer eigenen Wildheit und Wuth entſprechenden Ausdruck in ſeinem Antlitz ſuchen. Sein ſtilles, feſtes Benehmen ſchüchterte ſie ein, und vertrauend folgten ſie dem ernſten Führer.

II.

Der weiße Mann kam einſam aus
Dem Schatten jenes dunklen Walds.

Seba Smith.

Als der, für das Zuſammenkommen der Rathsverſammlung beſtimmte Tag erſchien, ſah man, anſtatt des Herbeiſtrömens dunkeler Häuptlinge und der weißen Männer der Stämme nur einen jungen Mann, der langſam von der Prairie hereinritt, in die einfache Tracht des Weſtens gekleidet, die in wenig mehr als einem Jagdhemd, einer niederen Mütze mit einer ſchwarzen Feder geſchmückt und einem Gürtel, Meſſer, Piſtolen und Pulverhorn enthaltend, beſtand.

Heinrich Mansfeld war in Vincennes geboren, wo ſein Vater das erſte Blockhaus aufgerichtet hatte. Der alte Mansfeld, an geſellſchaftliches Leben gewöhnt und der Jagd wie einem abenteuerlichen Treiben leidenſchaftlich ergeben, hatte ſich viel unter die Indianer gemiſcht, ſtets bereit ihrem Mangel abzuhelfen, und oft die Beſchwerden ihrer langen Jagdzüge theilend. Heinrich, ſein einziger Sohn, führte dadurch ein halbwildes Leben, oft wochenlang mit den Eingeborenen den wilden Bär jagend, oder das leichte Canoe durch den reißenden Strom ſteuernd, oder auch ſich mit ihnen im Laufen, Springen und Bogenſchießen übend, um dann wieder zu der Hütte ſeines Vaters zurückzukehren, und mit deſto größerem Eifer die Schätze der kleinen Bibliothek zu durchſuchen und die wohlthätigen Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens zu genießen, die er in den Wäldern entbehren mußte. Er war ein Liebling der jungen Leute unter den verſchiedenen Stämmen, und keinen Beſſern hätte General Harriſon als Geſandten an die Brüder am Tippecanoe wählen können. Tecumſeh ſelber führte ſeinen jungen Freund in die Stadt, und die vorzüglichſten Krieger zuſammenrufend, horchte er der „Botſchaft" des weißen Vaters.

General Harriſon lud den Propheten und Tecumſeh ein, ihn zu Vincennes zu treffen, dort ihre Rechte auf das Land, welches die abtrünnigen Indianer in der Verſammlung zu Fort Wayne verkauft hatten, zu beweiſen, und verlangte ferner, daß jene Häuptlinge, die den Handel abgeſchloſſen, nicht angegriffen werden möchten, bis der weiße Vater und Tecumſeh ſich zuſammen berathen haben würden; dann war es noch der Wille des Generals, daß nicht mehr als 40 Krieger die Brüder nach Vincennes begleiten ſollten und zum Schluß, daß die Mörder der Durandſchen Familie, die ſchon vor langen Jahren von den Indianern überfallen und erſchlagen worden waren, dem Gerichte der Weißen übergeben werden ſollten.

Ungeduldig warf Tecumſeh den Kopf zurück. „Der weiße Vater iſt ein großer Häuptling — ſo ſpricht Tecumſeh. Das verkaufte Land, an den Ufern des Wabaſh iſt nicht das Eigenthum jener Stämme die es verhandelten, ſondern jeder Indianer hat ein Recht daran. Ein einzelner Stamm kann kein Land verkaufen, ohne die Zuſtimmung Aller. Ich werde den General am Berathungsfeuer treffen. Ich wünſche nicht den Krieg. Die Nägel des rothen Mannes ſind tief in das Fleiſch gewachſen, man kann mit ihm umgehen wie mit dem Jungen des Panthers, wenn es zwiſchen unſern Kindern ſpielt. Manche Sonne ſank, ſeit die Familie Durands erſchlagen wurde, die Mörder ſind nicht unter uns; ſie gehören zu dem „Krummen Pfad — Winn-Mac. Wir werden uns am Berathungsfeuer ſehn.“

Tiefe Kehllaute des Unwillens entfuhren einem der jüngeren Leute des Raths; Mayeerah ſprang von ſeinem Sitz.

„Während wir die Pfeife rauchen am Rathsfeuer des weißen Mannes, werden die Häuptlinge ſagen: „es iſt keine Vereinigung zwiſchen den Stämmen, ſie iſt gebrochen, und wir wagen nicht es zu rächen.“ Wir ſind der Ruhe müde — zeig' uns den Rauch ihrer Hütten, daß wir die Feuer mit ihrem eigenen Blute dämpfen mögen.“

Tauſend [Tomahawks glänzten im Licht und der Kriegsſchrei ſcholl von jeder Lippe. Tecumſeh ſtand unbewegt bis ſich die Unruhe gelegt.

„Häuptlinge, ſie ſind unſere Brüder. Der große Geiſt hat ſeinen rothen Kindern allen dieſelben Züge gegeben. Ich bin dort geweſen, wo unſere Brüder den Bär auf dem Eis der großen Seeen, den Büffel an den Bergen der untergehenden Sonne jagen, und den Alligator herausziehen aus den warmen Waſſern des Südens. Der rothe Mann iſt überall derſelbe. Der große Geiſt gab ihm die Farbe des Landes das er bewohnt, es iſt unſer. Die bleichen Geſichter ſollen es uns nicht entreißen. Wir wollen es ihrem großen Häuptling ſagen, und er wird es zurückgeben. Der große Geiſt zürnt uns, daß wir einander tödten — Häuptlinge, hört mich. Der rothe Fuchs wanderte ſüdlich, und ein mildes Klima und Ueberfluß an Wild findend, kehrte er nicht zu ſeinen alten Jagdgründen zurück. Nach manchen Sonnen vermehrten ſich die Füchſe, daß ſie einander oft, beim Verfolgen des Wildes, begegneten, und da der rothe Fuchs ſehr geſchickt geworden war, machten ſie ein Bündniß, zuſammen vereinigt die Wölfe zurückzuweiſen, die alle Tage kühner und gefährlicher wurden. Endlich wurde entdeckt, daß die grauen Füchſe ihr Wild verkauften, um in Beſitz eines beſonders guten Fleiſches zu kommen, das nur der Wolf verſchaffen konnte. Die rothen Füchſe dachten auf Rache. Eine große Schlacht fand Statt. Die Wälder waren voll von erſchlagenen Füchſen; der Geruch lockte ihre Feinde, die Wölfe heran, und dieſe fielen über ſie her, Alle vernichtend — ſie nahmen ſich keine Zeit, nachzuſehen, ob ſie roth oder grau ſeien, es waren Alle Füchſe. Sie vermochten nicht mehr ſich zu vertheidigen. Seit jener Zeit ſind die Füchſe geringer an Zahl und Macht geweſen als die Wölfe, aber es lehrte ſie jene Liſt, die ſie ſtets ausgezeichnet hat.“

Ein Lächeln erhellte die dunkelen Züge der Häuptlinge, als Jeder die Anwendung machte, und langſam zog ſich Tecumſeh zurück.

Die ſchlanke Figur des Propheten trat an ſeiner

Statt auf. In einer Hand trug er ein rohes, irdenes Gefäß, durch deſſen Poren einzelne große Tropfen Waſſer ſickerten und in ſchweren Perlen unten dran hingen, kühl und einladend in der heißen Luft erſcheinend, in der andern hielt er zwei trockene Stücken Holz.

Ein langer Ueberwurf von Hirſchfellen mit zahlloſen Zeichen verziert, fiel bis auf den Boden und wurde in der Mitte durch den Wampum-Gürtel zuſammengehalten. Hirſchhufe hingen zuſammengereiht von ſeinem Nacken herunter, und die Klappern der Maſſaſauga, an den Aermeln ſeines Gewandes befeſtigt, tönten bei jeder Bewegung. Ein ungeheures Fell deſſelben Thieres, mit großer Kunſt ausgeſtopft, die geſpaltene Zunge noch vorſtreckend und den warnenden Schwanz mit 16 Klappern hoch emporhaltend, war über die eine ſeiner Schultern geworfen, an der anderen hingen Bogen und Pfeile.

Langſam in der Verſammlung herumgehend, ſprach er in einförmigem Geſange: „Ein Gift wohnte in den Adern des rothen Mannes, aber es verläßt ſie; es untergrub die Stärke unſerer Krieger, aber ihre Kraft ſoll zurückkehren. Kinder verſchwanden von unſeren Schwellen und alte Leute von dem Berathungsfeuer, ſie ſollen wieder ſpielen wie früher, und die mit Schnee bedeckten Köpfe die Berathungspfeife rauchen.“

Das Gefäß mit Waſſer emporhebend, goß er es aus.

„Dieß war der Trank unſerer Vorfahren; es ſprang von den Bergen, die Hand des großen Geiſtes goß es aus, es machte ſie ſtark, es war keine glühende Viper die da kam ihr Gehirn zu ſtehlen.“

Mit ungeheuerer Schnelle die trockenen Stöcke Holz zuſammenreibend, erzeugte er einen leichten Rauch, und bald brach die helle Flamme vor, dann ſich niederbeugend loderte in kurzer Zeit ein Feuer aus den dürren Blättern zu ſeinen Füßen empor.

„So zündeten unſere Väter die Feuer ihrer Hütten an, Feuergewehre, Feuerſtein und Stahl wie das Feuerwaſſer waren ihnen unbekannt, und ſo erlegten ſie das Wild, deſſen ſie bedurften.“

Er nahm den Bogen von ſeiner Schulter, und ein Adler ruhig über ihm den fernen Bergen zu fliegend, zuckte zuſammen, ſchlug ſeine ſchweren Flügel und fiel zu Boden. Ein Schrei der Bewunderung entfuhr der Verſammlung.

„Laßt uns wie unſere Väter leben und ihre Stärke wird zu uns zurückkehren.“

Elikswata ſtand, als der Pfeil abgeflogen war, aufrecht mit erhobenem Bogen, den Kopf ſtolz zurückgeworfen und mit ſeinen dunkelen Augen die Gruppe vor ihm überſehend, da, die ausgeſtopfte Klapperſchlange war von ſeiner Schulter gefallen, und lag, einer lebenden gleich, zu ſeinen Füßen. Ohne ſeine Stellung zu verändern, fuhr er in tieferem Tone, die Zähne zuſammenbeißend ſeine innere Bewegung zu unterdrücken, fort: — „Unſere Väter waren ſtarke Männer, wie die Klapperſchlange warnten ſie, aber ihr Schlag war tödtlich.“

Sein Arm ſank, und langſam fortſchreitend ſang er in derſelben leiſen Weiſe: „Der ſtarke Arm ſoll zurückkehren, und der Rauch unſerer Hütten ſoll aus jedem Thale zum großen Geiſt emporſteigen.“

Die Häuptlinge erhoben ſich und die Hände der meiſten ruhten auf ihren Tomahawks, während ihre Augen blitzten, wie Männer, die, einen großen Zweck im Auge haltend, mit Kraft und Vertrauen den zu überwindenden Schwierigkeiten entgegengehen.

Als ſich Heinrich Mansfeld von der Berathung der Häuptlinge zurückzog, lagen ſchon die langen Schatten auf der Ebene, und die Sonne, die weſtliche Seite der Bäume vergoldend, fiel auf den vorbeiplätſchernden Fluß, ihn mit Myriaden Perlen und Diamanten ſchmückend.

Die alten Leute hatten ſich vor die Thüren ihrer Hütten geſetzt um zu rauchen, während ſich die junge Bevölkerung zu allerlei Spielen und Uebungen in einzelnen Gruppen verſammelte, und die Kinder theils ihre

Geſchicklichkeit mit dem Bogen, theils ihre Stärke im Wurfſpießſchleudern, an vorgeſteckten Zielen verſuchten. Hier und da mochte auch wohl der aufmerkſame Beobachter einen der jungen Leute beſchäftigt finden, das leichte und ſchnelle Canoe aus Birkenrinde zu verfertigen oder den befiederten Pfeil mit der ſtarken Stahlſpitze zu verſehen, die zur damaligen Zeit einen bedeutenden Handelszweig mit den Indianern ausmachten, während die Frauen Mais, Bohnen und andere leicht zu ziehende Früchte für den Winter in Sicherheit brachten, oder Fiſche auf flachen Steinen ausbreiteten, ſie in der Sonne zu trocknen.

Obgleich die wollenen Decken und manche andere, durch die Weißen eingeführte Gegenſtände bei Seite geworfen waren, und die Mehrzahl der Männer ſich wieder in die Urtracht des Stammes kleideten, ſo behielten doch die Frauen noch manche kleine Gegenſtände, als Ringe für Hände und Arme, eine große Anzahl gefärbter Glasperlen, bei, und häufig ſah man dünne Platten Silber oft von der Größe einer Untertaſſe, und mit rohen Gravirungen eines wilden Thieres, ſei es nun Bär, Biber oder Klapperſchlange, verſehn, auf ihrer Bruſt hängen.

Mansfeld hatte ſich vorgenommen, den Marſch Tecumſeh's und der Seinigen abzuwarten, und ſchlenderte langſam an den Hütten hinunter, bald alte Bekanntſchaften erneuernd, bald den Spielen und Uebungen der jungen Leute zuſehend, dabei ſehr wohl zufrieden, daß er die Unterhaltung des ſtolzen Tecumſeh, mit der weit gefälligeren ſeines jüngern Bruders Kumſhaka vertauſchen konnte.

Einem der vielen äußerſt ſchmalen Fußwege folgend, die überall ſchlängelnd den grünen Boden durchkreuzten, gelangte er bald mit ſeinem Gefährten an das Ufer des Fluſſes, gerade als die untergehende Sonne noch einmal mit ihren letzten Strahlen den Gipfel einer ungeheueren Fichte vergoldete, deren Nadeln wie Myriaden Pfeilſpitzen im leiſen Abendwind zitterten, dann, als das Licht ſank, ihren natürlichen ſanften, grünen Schein annahmen und bald darauf mit dem dunkelen Schatten der Wälder bedeckt waren.

Kaum hatten die beiden Männer ihren Sitz auf einer hervorſtehenden Landzunge eingenommen, als Kumſhaka aufſprang und ſcharf den Fluß hinunterſah; Mansfeld folgte ſeinen Blicken, konnte jedoch nichts erkennen; endlich wurde ein leiſes Plätſchern des Waſſers hörbar, ob von dem Schlage eines Ruders oder dem Flügel einer wilden Ente konnte, er nicht unterſcheiden; die Töne näherten ſich und der abgemeſſene Schlag des Ruders ſchallte klar über das Waſſer; jetzt um eine Biegung im Fluſſe gleitend, wurde auch das Fahrzeug ſichtbar, ein leichtes Canoe von Birkenrinde, von einer einzigen Hand geführt. —

Mit Erſtaunen ſprang der junge Mann empor, als er in dem einſamen Ruderer ein junges Mädchen von ausnehmender Schönheit entdeckte, ihre ſchlanke Geſtalt ein wenig vorgebeugt, als ſie mit leichtem Schlage die zierliche Barke über den glatten Waſſerſpiegel fliegen ließ.

Wie in tiefem Nachdenken waren ihre Lippen leiſe geöffnet, und ihre dunklen klaren Augen ſchauten ſinnend den hohen, weißen Wolken nach, die langſam über ihr dahin ſegelten.

Es iſt das „ſchwankende Rohr!“ lispelte Kumſhaka.

Wenige Ruderſchläge mehr, brachten die leichte Barke unter den dunklen Schatten eines Baumes, faſt zu den Füßen der jungen Leute. Kumſhaka ſprang an ihre Seite, und zog das Canoe aus dem Waſſer auf die grüne Bank. Ein freundliches, doch ſtolzes Lächeln erheiterte für einen Augenblick das Antlitz des Mädchens, das ſich jedoch in tiefes Erröthen verwandelte, als ſie ſeinen Begleiter bemerkte. Einen Augenblick fiel ihr Auge voll auf ihn, und dann, vorbeiſchreitend, zogen ihre zarten Finger unwillkürlich das Gewand über ihren Buſen zuſammen. Ihr Anzug war eine Miſchung des Wilden mit einem reichen Anflug civiliſirter Eleganz. Er war aus weichgegerbten Hirſchfellen ſo künſtlich zuſammengeſetzt, daß das Ganze aus einem Stück zu beſtehen ſchien, und dem ſchönſten Sammet ähnlich war. Der Ueberwurf ging nur wenig über das Knie hinunter, und war unten mit einem, in reichen Farben prangenden Beſatz, aus den Borſten des Stachelſchweins beſtehend, verziert. In der Mitte wurde es durch einen eben ſolchen Gürtel zuſammengehalten, während ein gleicher Beſatz vom Gürtel aus, auf jede Schulter vorn hinauflief, von dort aus einen breiten Streifen den Arm hinunter bis zum Ellbogen bildend, wo er ſich in Verzierungen von weißen Muſcheln verlor; auf dieſe Art blieb der Nacken und die Schultern ganz frei, und nur theilweis war der Buſen verdeckt. Ihr Haar war zurückgekämmt, und fiel in langen Flechten herunter, ein kleiner Kranz, von den hochrothen Roſen der Wildniß geflochten, umgab es wie ein Rubinen-Diadem.

Sie war ein wenig über gewöhnliche Größe, zart und doch ſo vollkommen gebaut um nichts zu wünſchen übrig zu laſſen, und eine Freiheit und Grazie war in ihrem Schritt, die den jungen Mansfeld faſt glauben machte, daß ſie nicht den Boden berühre. Wie von einem inneren Drange getrieben, wollte er ihr folgen, als er die Hand des jungen Häuptlings auf ſeinem Arme fühlte.

„Das ſchwankende Rohr iſt ein ſtolzes Mädchen und weiſe genug für die Berathungsfeuer unſeres Volkes.“

„Iſt es möglich, daß ſie zu den Stämmen gehört? ich glaubte, ſie wäre ein weißes Mädchen, aus den Anſiedlungen, die vielleicht zum Scherz die indianiſche Tracht angezogen habe.“

„Ein weißes Mädchen?“ hohnlachte der Häuptling! „ein weißes Mädchen? mit einem Schritt wie der junge Hirſch, in Ruhe oder Flucht, einem Auge, das den Adler aus den Wolken bringt, und einer Hand, die das Canoe über die reißenden Fälle, zum wahren Rande des Abgrunds, führt!“

„Sicher, ſicher, ſie kann keine Indianerin ſein, dieſe zarten Züge; — und wo der Wind ihr Haar von der Stirne hob, war es ſo rein und weiß wie — wie —“ in ſeinem Eifer fiel ihm kein Vergleich ein und Kumſhaka lächelte.

„Sie iſt ſchön,“ fuhr der Indianer fort, „denn ſie hat in der Freiheit der Wälder und Berge gelebt, die Frühlingsblume hat auf ihrer Wange geſchlafen, und die rothe Waldbeere an ihren Lippen gelegen. Die braune Nuß hat ihr Haar gefärbt und der dunkele Himmel liegt in ihren Augen; der Wind, der die jungen Birken ſchaukelt, hat ihr ſeine Bewegung geliehn, und die Lilie des ſtillen Sees fand ihre Heimath auf ihrem Buſen; aber der große Geiſt hat ihr ein ſtolzes Herz gegeben, und Weisheit, ſich in die Rathsverſammlungen der alten Männer zu miſchen.“

Mansfeld unterbrach ihn nicht, denn er erkannte die Wahrheit des Geſagten, und obgleich er ſich feſt vornahm dem Geheimniſſe dieſer wunderbaren Erſcheinung nachzuforſchen, war er doch ſelber zu viel Indianer, um nicht zu wiſſen, daß er, indem er Neugierde zeigte, nur Alles verdarb.

Er warf ſich auf ſein Lager von Fellen, und ſchlief ſanft bis zum nächſten Morgen, ermüdet von den Anſtrengungen des verfloſſenen Tages, daß ſelbſt das liebe Bild des „ſchwankenden Rohrs“ nicht den Schlummer-Gott von ſeinen Augenlidern ſcheuchen konnte.

III.

Als der Jäger den Platz ſloh, der vor manchem Jahr
Die Heimath der Väter, ihr Grab jetzt war,
Und ſchaute wie dann von des Weißen Hand
Ein ſtattlicher Baum nach dem andern verſchwand,
Da faßte ein grimmiger Schmerz ihn wohl an,
Zum Herz fuhr die Hand, und zum Meſſer dann.

Kumſhaka und ſeinen Begleiter am Ufer des Fluſſes laſſend, wanderte das „ſchwankende Rohr" zum Zelte des Propheten, wo Tecumſeh und einige der älteren Häuptlinge verſammelt waren. An der Schwelle ſtehen bleibend überſah ſie ruhig die Verſammlung und ſagte mit leiſer, doch deutlicher Stimme:

„Die Häuptlinge haben es einem Mädchen überlaſſen, die Anſchläge ihrer Feinde auszuſpüren. Winnemac iſt zu klug, in einer Falle gefangen zu werden, oder die Spur nach ſeinem Lager zu verrathen. Sie verfolgte ihren Weg, die Andern zurücklaſſend, ihre Meinung ſo gut als ſie konnten zu verſtehen."

Unmöglich wär' es, auszudrücken, welch' dunkele Erinnerungen die Erſcheinung von Heinrich Mansfeld in ihrer Bruſt erweckte. Als ſie den Wigwam ihrer indianiſchen Mutter Minarie erreichte, antwortete ſie kaum dem freundlichen Willkommen der alten Frau, ſondern warf ſich auf die Häute, ihr Geſicht in ihren Händen verbergend.

Minarie verſuchte ſie zu tröſten, nannte ſie bei den zärtlichſten Namen, deren ihre Sprache fähig war, und fragte, ſich liebevoll über ſie beugend, das holde Mädchen in den ſanften Gaumenlauten ihres Stammes: „Sage mir, welcher Schatten auf das Haupt des ſchwankenden Rohres gefallen iſt, und ich will ihn hinwegſcheuchen.“

„Nenne mich Margareth, theuere Minarie,“ bat das weinende Mädchen.

Minarie ſank auf die Häute neben ſie und Thränen füllten ihre Augen.

„Margareth iſt ihrer indianiſchen Mutter müde, ſie verlangt bei ihrem eigenen Volke zu ſein.“

„Nein, nein Mutter, aber ein Gewicht iſt auf meiner Bruſt, und die Schatten mancher Jahre drängen ſich auf mich zurück.“

Sie hob ſich empor und liebkoſ’te ein weißes Hirſchkalb, das ſich ſchmeichelnd an ſie drängte.

„Ich liebe Dich, Minarie, Du biſt mir eine Mutter geweſen. Ich habe Niemand unter den Weißen den ich lieben möchte. Ich will den klagenden Lauten des

Nachtvogels lauſchen, und mein Herz wird wieder leicht werden.“ Sie warf eine Schnur des Wampum über den Nacken ihres zahmen Lieblings und verſchwand in dem dichten Buſchwerk, das den Fluß umgab.

Die Hütte Minaries hatte Manches, das ſie vor den Hütten der übrigen Indianer auszeichnete; ſie ſtand faſt unmittelbar am Rande des Fluſſes, und wilde Schlingpflanzen, von Margareth gehegt und geleitet, hatten das Ganze mit einer grünen Wand umgeben, ſo daß ſie faſt nicht von dem ſie umgebenden Dickicht zu unterſcheiden war; die wilden Blumen des Waldes, die Beide dort gepflanzt und gepflegt hatten, gaben dem Ganzen wieder einen milderen Anſtrich, und nur wenige Schritte davon hatte Minarie ihrem Pflegekinde geholfen, durch das Zurückbiegen und Befeſtigen mancher Winden und wilden Weinreben eine dichte Laube in Stand zu ſetzen, in der weiche Sitze von Moos zur Ruhe einluden.

Auch das Innere der Hütte zeigte einen Geſchmack und Sinn für Behaglichkeit, den einzig und allein die dunkelen Erinnerungen Margareths an vergangene Zeiten hervorrufen konnten.

Minarie ſelbſt breitete wohl noch ihre Felle auf der Erde aus, und ſaß auf denſelben, wie die Türken auf ihrer Ottomane; doch Margareths Bett war von Weiden geflochten, ungefähr einen Fuß vom Boden, und mit Fellen von ſchneeiger Weiße bedeckt. Niedere Sitze von derſelben Arbeit nahmen eine Seite der Hütte ein, während Bogen und Pfeile, leichte Ruder, Wampum-Streifen, geſtickte Gürtel, Moccaſins und rohe Zierrathen an den Wänden hingen. Ein ſchweres Büffelfell bedeckte den Eingang bei Nacht, war jedoch bei Tage an einer Seite aufgehoben und befeſtigt.

In ihrer kleinen Laube, in ſtiller Einſamkeit, warf ſich Margareth auf das weiche Moos, ſich da recht herzlich auszuweinen, wo ſie Keiner beobachten, Keiner verſuchen konnte, ſie mit ſchalen Troſtgründen zu beſchwichtigen, die nur zu oft, als die wahren Quellen des Schmerzes, die Wunde weiter und bösartiger aufreißen. Sie ſtützte den Kopf auf ihre Hand und ſchluchzte laut.

Der Anblick Eines aus ihrem eigenen Volke hatte wieder alle die ſchlummernden Echos vergangener Jahre erweckt, und brachte die Stimmen der Todten, und langbegrabene Erinnerungen an ihre fröhliche Jugendzeit zurück.

Ein neues Gefühl von Einſamkeit drückte ſie ſchwer darnieder, und bittere Gedanken kamen über ſie, als ob ſie aufs Neue, der Liebe und Sorgfalt ihres eigenen Volkes entriſſen und dem wilden und fremden Schickſal eines anderen zugeworfen wäre. Ihr Herz ſehnte ſich nach der freundlichen Stimme der häuslichen Töne früherer Tage, nach den heiligen Gebräuchen ihrer Religion und den Verfeinerungen und der Ruhe eines civiliſirten Lebens.

O wie gern wäre ſie in dem Augenblicke in die Arme einer liebenden Mutter zurückgeflogen, an ihrem Herzen den Gram und die unſäglichen Leiden der langen, langen Trennung auszuweinen.

Plötzlich wurden die dichten Behänge der Reben aufgehoben, und Tecumſeh trat in die Laube. Margareth erhob ihr Haupt und ſtand lautlos auf.

„Der Nachtthau hat das ſchwankende Rohr zur Erde gebogen, kann Tecumſeh ihn hinwegwiſchen?“ und die Stimme des Häuptlings klang leiſe und wohllautend, als er ſeine Stirn über das wunderliebliche Mädchen beugte.

„Nenne mich Margareth — Häuptling, nenne mich bei dem Namen meiner Kindheit,“ und das arme Mädchen ſah bittend und mit einem Ausdruck unendlichen Jammers auf zu dem Antlitz des Kriegers.

Ein ſchmerzliches Zucken durchfuhr die Geſichtszüge des Indianers, und er führte ſie auf den niederen Sitz, ſich ſelber auf das Moos zu ihren Füßen werfend.

„Die Blüthe verlangt zurück zu dem Boden der ſie hervorbrachte, nach ihrem eigenen Volke, nach dem lang erſehnten Thau und Sonnenſchein eines anderen Himmels. Der Wunſch des Mädchens iſt Geſetz für Tecumſeh. Sie ſoll zu ihrem Stamm zurückkehren.“

Margarethens Hände waren feſt zuſammengepreßt, ſie ſtarrte wie der Gegenwart des Häuptlings unbewußt vor ſich nieder, und murmelte leiſe: „Ich ſehe ein Haus in dem tiefen Walde, mit Reben und Blüthen; ich ſehe einen ernſten Mann beten, beten zu dem wahren Gott, den ich vergeſſen habe, oder unter dem Namen des großen Geiſtes anbete. Da iſt eine Schweſter mit ihrer ſüßen Stimme und ihren ſanften Zügen, ſie drückt mich an ihre Bruſt und die Schatten der Nacht lagern über uns. Eine blaſſe, liebe Geſtalt biegt ſich mit einem wehmüthigen Lächeln hernieder zu uns, und ſie nennt mich „Kind“. Träume, lange, lange Träume von Sonnenſchein, von Frieden und Liebe umſchweben mich; dort iſt ein Bach, wo die munteren Fiſche im Sonnenlicht ſpielten, die Brücke die mir meine Schweſter bauen half, der Rand des grünen Gehölzes, wo der Fuchs herauskam zu bellen, das Feld, wo wir die reifen Beeren ſammelten — Horch —" und ſie ſprang wild von ihrem Sitz in der Lebhaftigkeit des Bildes das ihre eigene Phantaſie hervorgerufen hatte, — „horch — ich höre Geſchrei und Hilferuf — das ſchwache Weib iſt mit ihrem eigenen Blute bedeckt, und die entſetzten Blicke des Kindes begegnen den meinigen als es in der Luft ſchwingt, gegen den Baum geſchmettert zu werden. Der ernſte Mann zuckt in ſeinem Blute und ich bin machtlos." — Sie ſank zurück, blaß, entkräftet und zitternd, und der Häuptling betrachtete ſie mit der Beklommenheit die wir empfinden, wenn wir Jemand plötzlich ſeiner Vernunft beraubt ſehen, und faſt gezwungen werden zu glauben, daß ſeine Sprache Begeiſterung, und die Eingebung eines Gottes ſelber ſei. Sie fand Erleichterung in einem Strom von Thränen, und der Häuptling mit natürlichem Zartgefühl, unterbrach ſie nicht. Nach einer Weile, als ſie ſich etwas geſammelt hatte, fuhr ſie fort:

„Das Neſt des Vogels war zerſtört, aber er ſuchte Schutz an der Bruſt Tecumſehs." Einen Augenblick erhellte ein wehmüthiges Lächeln die Züge des Mädchens, aber es machte bald einem ſchnellen Ausdruck von Schmerz Platz, als ſchreckliche Erinnerungen ihr das Blut zum

Herzen zurücktrieben, und ſie hauchte ſeufzend: „ein dankloſes Geſchenk, Tecumſeh, Leben, nur ein Leben, das wir mit dem Gewürm, das unſer Fuß zertritt, gleich genießen. Ein armes Geſchenk, ein athmendes Daſein von Einſamkeit und Elend.“

Der Häuptling ſprang empor, und ein Tomahawk glänzte im Mondeslichte; Margareth ohne Leben und Bewegung lag zu ſeinen Füßen.

Er warf den Tomahawk fort und hob ſie ſanft in ſeine Arme, während er die dichten Schlingpflanzen zurückdrängte, bis der Nachtwind wieder die Farbe auf ihre Lippen zurückbrachte. „Margareth? iſt das Leben werthlos? ich ſcherzte blos mit Dir!“ und dann mit innigerer Stimme, wie Einer, deſſen heiligſte Empfindungen angeregt waren, ſprach er leiſe:

„Mädchen, ich will Dich Deinem Volke zurückgeben, ich will Dich denen zurückgeben, die Dir mit hohlen Herzen ſchmeicheln; wo Freundlichkeit nur wie auf die Erde gegoſſenes Waſſer ſein wird, und wo der arme Indianer nur als ein Thier der Wälder geachtet iſt, um gejagt und vernichtet zu werden, wie ſie. Geh — geh — es wird nur einen Lichtſtrahl aus den Augen Tecumſehs nehmen.“

Margareth beugte ihr Haupt wie den Tönen einer lieblichen Muſik lauſchend, während ihre Hände gefaltet waren, und Thränen an ihren Wimpern zitternd.

Die wilden Erinnerungen früherer Tage zurückdrängend, erwiderte ſie feierlich: „Nein, Tecumſeh, das ſchwankende Rohr wird nie zu ſeinem Volke zurückkehren; Keiner iſt übrig geblieben der es liebt; ich wollte, dieſer Fremde wäre nicht zu uns gekommen, er brachte Erinnerungen zurück, die ich gern vergeſſen hätte; es iſt jetzt vorbei, und ich bin wieder Eine des Stammes der Indianer; das Unrecht das ihnen geſchieht, iſt das meinige, ich will mit ihnen leiden, will mit ihnen ſterben.“

Der Häuptling neigte ſich bewundernd. „Die Zunge des ſchwankenden Rohres iſt wie der Geſang des Vogels, es lebt im Ohr, wenn der Klang von den Lippen iſt. Tecumſeh hat geweint über den Gram des ſchwankenden Rohres, und ſeine blaſſe, ſtolze Lieblichkeit unter den dunkelen Mädchen ſeines Stammes iſt an ſein Herz gedrungen. Es iſt wie ein junges, von ſeiner Mutter verlaſſenes Hirſchkalb, das der rothe Mann geſchützt und ernährt hat. Auf langen Märſchen hat er es vor Ermüdung bewahrt, und von der Jagd heimkehrend, hat er ſeine Leute vor den Wigwam des ſchwankenden Rohrs gelegt. Es iſt Licht, Schönheit und Freude dem Herzen Tecumſeh's geweſen.“

„Er hat geweint wenn die Trauernde weinte, denn ihre Sorgen ſind die ſeinigen geweſen. — Er kennt die tödtliche Rache ſeines Volkes, daß ſie nie ſchlummern wird, aber der weiße Mann färbte zuerſt ſein Geſicht mit Blut. Die Unſchuldigen leiden jetzt mit den Schuldigen, aber es iſt ihre eigne Schuld! Die indianiſche Mutter ruderte ihr Canoe den Fluß hinauf, ihr Jüngſtes ſchlief an ihrer Bruſt, und die Kinder tauchten ihre Finger über den Rand in den Fluß."

„Die Büchſe des bleichen Mannes iſt ſicher und tödtlich; das Kind ſaugte Blut ſtatt der Milch, und der Canoe treibt langſam den Fluß hinunter; der alte Mann und das hilfloſe Mädchen werden rückſichtslos mit wilder Blutgier gemordet, und Keiner iſt da, der da Gerechtigkeit übe. Es iſt keine Hilfe für den armen Indianer. Ungerechtigkeit und Mißhandlungen werden über ihn ausgeſchüttet, und Keiner iſt da, der ihn ſchütze. Der große Geiſt hat eine ſchwarze Wolke um ſich gezogen, die Sterne reden von Krieg und Unglück, die Träume unſerer alten Männer ſind voll von Schreckniſſen."

„Das Feuerwaſſer der bleichen Geſichter ſtiehlt das Hirn des rothen Mannes, und er verkauft die Hütten, wo ſeine Kinder geſpielt haben, die Gräber ſeiner Väter, die alten Jagdgründe und Berathungsplätze, und die alten Hügel, die unſern Kindern die Schlachtfelder von Kriegern und die Gräber großer Häuptlinge zeigen ſollten. Es giebt keine Heimath mehr für den rothen Mann, ſeine Feuer ſind in tauſenden von Thälern verlöſcht, und die Pflugſchaar des weißen Mannes geht über ſeine Gebeine. Wie der Nebel der ſich über die großen Seeen zieht, ſchwindet er hinweg; Stimmen aus dem Lande der Geiſter rufen ihn; der Nachtwind führt den Laut der Krieger herab, wie ſie das Wild in den Jagdgründen des Geiſterlandes verfolgen. — Der heilige Vogel ſitzt bei Nacht auf unſeren Hütten, und ſingt von dem Geiſterland.“

„Der Indianer muß von der Erde verſchwinden; er muß wie ein Traum ſein der vergeht, und nur noch in der Erinnerung fortlebt. —“

Es war der Ausdruck eines ſo ſchwermüthigen Ernſtes in der Rede des Häuptlings, daß das Ohr noch den Klang derſelben zu vernehmen glaubte, als er ſchon ſchwieg, und noch mit niedergebeugtem Haupte und getheilten Lippen ſtarr auf die mit Thau bedeckten Blumen ſah die zu ſeinen Füßen im Mondlichte ſchwankten.

Margaretha war im Begriff zu antworten, als ein leiſes Raſſeln und eine Bewegung in den Blättern ſie erſchreckte, und entſetzt faßte ſie den Arm des Häuptlings.

„Fürchte Dich nicht, Mädchen," beruhigte ſie der Indianer, als die bunten Farben einer Klapperſchlange im Graſe ſichtbar wurden, „ſie iſt der gute Manitou der Shawnees! ſie warnt den Unvorſichtigen, und ſtraft nur, wenn man ſie beleidigt; ſie iſt ein edles Thier, der große Geiſt hat ſie geſandt, Hoffnung dem Herzen Tecumſeh's einzuflößen, aber ach, der Geiſt des rothen Mannes iſt von ihm gewichen."

„Das ſchwankende Rohr iſt gut und weiſe; wie der Manitou der Shawnees durchſchauete ſie die Rathsverſammlung des „krummen Pfads." Winnemac iſt mit dem weißen Häuptling in Vincennes. Alle Häuptlinge haben das Feuerwaſſer mit ihm getrunken."

Tecumſeh's Stirn umwölkte ſich. „Sagte ich nicht, der Geiſt des rothen Mannes ſei von ihm gewichen?" Er ſtand einen Augenblick in Nachdenken verſunken, dann, die Hand Margarethens ergreifend führte er ſie aus der Laube, an der Klapperſchlange vorbei, die aufgerollt im Mondſcheine lag, ihre bunten Schuppen wechſelnd und blitzend, ſie bewegte ſich nicht als ſie vorbeigingen, doch konnte Margaretha deutlich die ſonderbar ſchimmernden Augen des Thieres, als es ſie zwar ruhig, doch mißtrauiſch anſah, erkennen.

IV.

Ein junger Mann, ſo ſchlank wie ich,
So männlich, und ſo kräftiglich,
Ein Jäger, tapfer und gewandt,
Wie je nur einen Pfeil verſandt.
Hoffmann.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Als Minarie am nächſten Morgen das Büffelfell, welches den Eingang bedeckte, aufhob, lag ein, in die dünnſte Birkenrinde gewickeltes und mit den Streifen des Wampum umwundenes Bündel auf der Schwelle, neben einem Strauß von friſchen Waſſerlilien.

Sie brachte es zum Lager Margareths.

„Tecumſeh möchte das Licht meiner Augen hinwegnehmen.“

Margareth lächelte wehmüthig, und ein zartes Roth färbte ihre Wange; ſie öffnete das Bündel. — Es war ein Ueberwurf von den herrlichſten Federn verfertigt, ausgezeichnet künſtlich und geſchmackvoll zuſammengefügt. Sie betrachtete es inwendig, und fand auf das Futter eine kleine Schildkröte, und eine Klapperſchlange, auf einem Steine ruhend, gemalt; es war das Zeichen

Kumſhaka's, Tecumſeh's Zeichen würde daſſelbe geweſen ſein, nur im Momente des Vorſpringens.

Minarie ſchien zufrieden mit ihrem Irrthum. „Kumſhaka wird das Canoe rudern, und Korn einſammeln helfen; er wird in ſeiner Hütte lächeln, und mit ſeinen Kindern plaudern. Er iſt ein guter Jäger; viel Hirſchfleiſch wird in ſeinem Wigwam gefunden werden.“

Das Mädchen band das Bündel wieder zuſammen, ſank auf ihr Lager zurück, und bat Minarie es dem Geber zurück zu erſtatten. Die gute Frau fand ſich unangenehm getäuſcht, aber ſo gewöhnt war ſie, dem Willen ihres Pflegekindes Folge zu leiſten, daß ſie auch jetzt faſt mechaniſch gehorchte! —

Heinrich Mansfeld war der Erſte, der das Bündel, nachdem es die Indianerin dem Häuptling zurückgebracht hatte, an dem Eingange von Kumſhaka's Thür bemerkte, und da er mit allen Indianiſchen Gebräuchen vertraut war, verſtand er ſogleich die Meinung.

„Was? Kumſhaka von dem Mädchen zurückgewieſen? wäre das Elikwatawa oder Tecumſeh, ja ich ſelber geweſen, es ſollte mich nicht wundern, aber ich glaubte immer, Kumſhaka wäre das Idol ſeines Stammes.“

Der junge Krieger, obgleich etwas durch das Necken ſeines Gefährten geärgert, konnte doch der Schmeichelei die es enthielt, nicht widerſtehen, und ging mit untergeſchlagenen Armen vor ſeiner Hütte auf und ab, wohlgefällig von Zeit zu Zeit ſeine eigene Geſtalt wie den Schmuck, der ſie zierte, betrachtend.

„Nenne mir den Namen der Grauſamen, und nie ſoll ſie ein Band oder eine Perle aus den Händen Heinrich Mansfelds erhalten; ja ſelbſt das „ſchwankende Rohr“, ſo ſtolz wie ſie ſcheint, könnte nicht einer Gabe wie dieſer, und von ſolchem Geber, widerſtehn!“

„Das ſchwankende Rohr, wie meine zwei Brüder, leben in der Größe ihrer eigenen Gedanken; Wenige würden es wagen, Geſchenke zu ihrer Hütte zu ſenden. Sie iſt zu ſtolz und zu ſchön für Liebe.“

Er warf einen Köcher mit Pfeilen über die Schulter, und verſchwand im Walde. —

Es war ein unendlich ſchöner Tag; die Sonne, in ihrer ſtrahlenden Majeſtät, gab der ganzen grünen Wildniß einen unbeſchreiblich ſanften, friedlichen Zauber, eine ſabbathähnliche Stille, indem ſie mit ihren goldenen Strahlen durch das üppige grüne Laub brach, der fleiſſigen Spinne zuſchauend, die mit merkwürdigem Kunſtfleiß Erſtaunen erregende lange Fäden von Strauch zu Strauch und von Baum zu Baum ſpann.

Nur die ſchrillen Töne der breitgeflügelten Heuſchrecke unterbrachen die feierliche Ruhe. —

Der buntfarbige Schmetterling wiegte ſich auf den Blumen und Blüthen, die in großer Menge und Mannigfaltigkeit den Boden bedeckten, und die flüchtige Waſſerjungfer, mit ihren gefleckten, durchſichtigen Flügeln, flog pfeilgeſchwind bald da-, bald dorthin über die kleinen naſſen Plätze, die der kürzlich gefallene Regen in niedern Stellen hinterlaſſen hatte. Das kecke graue Eichhörnchen ſaß auf den Aeſten, den buſchigen Schwanz hoch ausgebreitet, mit anmuthiger Geſchicklichkeit die Nüſſe zwiſchen den kleinen Vorderpfoten aufknackend, daß die Schalen raſſelnd in das dürre Laub hinunterfielen.

Es war einer jener lieblichen Tage, wo die Natur nach allen ihren Anſtrengungen zu ruhen ſcheint und dennoch wirkt und webt in all dem geheimnißvollen Zauber ihrer wunderſamen Herrlichkeit.

Kumſhaka wanderte weiter, der einzige Mißklang in dieſer Harmonie. — Ohne Zweck den Wald durchſtreifend, war der Häuptling an eine offene Stelle gekommen, und als er ſie eben durcheilen wollte, bemerkte er auf einem der untern Aeſte einer ungeheuern Eiche, einen Panther, die Klauen eingezogen und dicht angeſchmiegt an den Aſt, den runden Kopf vorne auf die Tatzen gelegt, und die feurigen Augen funkelnd umherſchauend.

Im Momente, als er den Häuptling erblickte, hob er ſich auf dem Aſt empor, ließ den Kopf jedoch faſt in derſelben Lage, während er mit dem langen Schweif die Seiten ſchlug, denn der Inſtinkt zeigte ihm ſeinen Feind. Der Häuptling nahm, ſeine Augen feſt auf die der Beſtie geheftet, einen der Pfeile aus ſeinem Köcher, zielte, und der Panther, zum Tode getroffen, ſprang hoch auf und ſtürzte faſt neben ihm zur Erde, die Luft mit ſchrecklichem Klaggeheul erfüllend, das die wilden Thiere des Waldes eingeſchüchtert in ihre Schlupfwinkel zurücktrieb.

Kumſhaka ſprang zurück, und beobachtete den ohnmächtigen Grimm und die letzten Zuckungen ſeines ſterbenden Schlachtopfers mit innerlicher Wonne. — In ſeiner eigenen Wuth und fehlgeſchlagenen Hoffnung empörte ihn die ſtille Ruhe der Natur, aber ſeine Hand hatte ſtatt deſſen ſelbſt einen ähnlichen Zuſtand in der Bruſt eines andern lebenden Weſens, und wenn es auch eine wilde Beſtie war, hervorgebracht, und dieſes Bewußtſein machte ihm Freude. Wenn er auch nie die Liebe des ſchwankenden Rohres gewinnen konnte, ſtand es doch in ſeiner Gewalt, ihr Schmerz zu bereiten; liebte ſie ihn nicht, dann wehe Dem, der ſie lieben würde; die Rache Kumſhaka's ſollte nie ſchlummern, durch Haß und Verfolgung wollte er ihm das Leben zur Qual machen; auch ſollten ihretwegen andere ihres Geſchlechts die Qualen empfinden, die die Folge unerwiderter Liebe ſind, und ſeine Augen ſprüheten Feuer, als er auf Eine, die Zierde ihres Stammes, dachte, die ihn lange umſonſt geliebt hatte. Es ergötzte ſein Inneres, alle die Qualen ſich ſelber vorzumalen, die er jetzt empfand, denn es überzeugte ihn, daß Ackorie daſſelbe empfunden hatte. —

In den zwei Tagen, die verfloſſen, ehe die Häuptlinge nach Vincennes aufbrachen, fand Mansfeld genug Unterhaltung unter den einfachen Bewohnern der Wildniß. Ein paar Spielereien und einige Glasperlen, wie einige hellfarbige Bänder, machten ihn bald zum allgemeinen Liebling, und öffneten ihm jeden Wigwam.

Indem er am Ufer des Fluſſes hinabging, bemerkte er eine Gruppe von jungen Mädchen, eifrig beſchäftigt zierliche Körbe aus dünnen und zarten Weiden zu flechten; er ſchloß ſich an ſie an, und ergötzte ſich an der Leichtigkeit und Anmuth ihrer Bewegungen. In kleiner Entfernung ſaßen die älteren Frauen mit einer ähnlichen Arbeit beſchäftigt, dabei der Kinder wartend, die theils neben ihnen im Graſe herumkrochen, theils mit Jauchzen und Jubeln im Waſſer herum badeten und ſich dabei beſpritzten und verfolgten.

Mitten durch die Maſſe der kleinen unruhigen Schaar, leitete ein Knabe von 12 — 14 Jahren vorſichtig und theilnehmend eine ſchwache, blinde Greiſin, die kaum noch ſtark genug war, ſich auf den Füßen zu erhalten. Er führte ſie mit freundlicher Aufmerkſamkeit auf einen bequemen Sitz im Schatten, und zog ſich dann, beſcheiden, unter dem Beifallsgemurmel der Menge zurück. „Er wird der Stolz ſeines Stammes werden; Kinder werden Güte von ihm lernen, und Weisheit wird auf ſeinem Pfade gefunden werden;“ ähnliche Ausrufe tönten von jeder Lippe.

Mansfeld ſah umher und ſchämte ſich faſt ſeiner eigenen Farbe. „Dies iſt alſo das Volk,“ dachte er, „das unſere Nation ſo ſehr verachtet, und wie die wilden Thiere verfolgt. Sicherlich iſt die Sprache unſeres Heilandes auf dieſe Armen anzuwenden. Die Füchſe haben Höhlen und die Vögel der Luft haben Neſter, aber der arme Indianer hat keinen Platz ſein Haupt niederzulegen. Was iſt der Werth eines Landſtrichs für uns, wenn wir daneben das Recht betrachten, das wir antaſten, wie die heilige Anhänglichkeit an die väterliche Erde die wir verehren ſollten. Ein Land, das ſeine Glückſeligkeit auf Ungerechtigkeit baut, kann nie glücklich ſein, das Blut des rothen Mannes wird von der Erde ſchreien, wie das des Abel in alten Zeiten, und wehe uns dann, wenn der große Vater fragen wird: „Wo iſt Dein Bruder?“ Niedergebeugt durch dieſe Gedanken that ihm die Fröhlichkeit der Mädchen, bei ihrer leichten Arbeit, wehe, und er betrachtete ſie wohl mit denſelben Gefühlen, die Jemanden erfaſſen müſſen, der die gute Laune eines zum Schaffote Geführten beobachtet. —

Margareth hatte gerade ein kleines Körbchen von ausgezeichnet zierlicher Arbeit und prächtigen Farben vollendet und reichte es Mansfeld, indem ſie leiſe ſagte:

„Laß dieſes den weißen Mann erinnern, daß Frieden auch in einem indianiſchen Wigwam gefunden werden kann.“

Kumſhaka, der an einem Baum, nicht weit davon, lehnte und die ganze Gruppe mit ſtolzem Hochmuth betrachtet hatte, zuckte zuſammen, als das Geſchenk Margareth's ihn in ſeinen Träumereien unterbrach; er drehte ſich halb, und tiefer Haß blitzte aus ſeinen Augen, als er das Mädchen betrachtete; ſie jedoch achtete ſeiner nicht, ausgenommen daß ihre Züge vielleicht einen noch ſtolzeren Trotz annahmen, als ihre Blicke denen des Häuptlings begegneten.

„Schönes, wunderſames Mädchen,“ tönte, faſt ſeiner unbewußt von den Lippen des jungen Mansfeld. Margareth erwiderte ſeinen glühenden Blick mit kalter Gleichgiltigkeit, und die Röthe die von ihren Wangen wich, machte einer ſchrecklichen Bläſſe Platz, während ſie ein ſcharfer Schmerz zu durchzucken ſchien.

Seines Fehlers ſich bewußt und eingeſchüchtert durch die einfache Größe dieſes ſonderbaren Mädchens, aber dennoch wünſchend ihr ein Zeichen ſeiner Dankbarkeit zu hinterlaſſen, nahm er einen ſchmalen Goldreif von ſeinem Finger, und befangen, bat er ſie, ihn zum Andenken an ihn zu tragen. Margareth zog ihre Hand zurück, und beugte ihr Haupt über das Flechtwerk in ihrem Schooße und erwiderte: „Das ſchwankende Rohr nimmt von dem großen Geiſt allein Geſchenke, aber ein Tropfen iſt auf die Quelle ihres Herzens gefallen, der da für immer bleiben wird.“

Mansfeld war bewegt, und ſich von ihr wendend bemerkte er Kumſhaka, wie er, vorgebeugt, der melodiſchen Stimme des ſchwankenden Rohres lauſchte; Margareth ſchien daſſelbe bemerkt zu haben, wandte ſich jedoch hinweg und im nächſten Augenblicke lehnte Kumſhaka wieder theilnahmlos am Baume, den Arbeiten der Mädchen zuſchauend; dem jungen Mansfeld ward auf einmal klar, wie Beide zuſammen ſtanden.

Als Margareth aufſtand, um zu ihrer Hütte zurückzukehren, wandelte er an ihrer Seite, und hoffte nach und nach vielleicht etwas von ihrer Geſchichte zu erfahren, und ſie, wenn es irgend möglich ſei, dem wilden Leben zu entreißen und der Geſellſchaft, zu welcher ſie doch gehöre, zurück zu geben. Margareth aber ging kalt und ernſthaft an ſeiner Seite, kaum ihren Gefährten beachtend.

Als ſie die Laube erreichten, ſtand ſie ſtill und bedeutete ihn, den Sitz einzunehmen, während ſie ſelber ſtehen blieb; der junge Mann jedoch, zu höflich, das zu erlauben, warf ſich auf das Moos, während ſie ſelber den verſchmähten Sitz einnahm. Mehr als ein Mal verſuchte er das tiefe Stillſchweigen zu brechen, aber die großen, dunklen Augen des Mädchens waren feſt auf ihn gerichtet, hielten ihn, wie durch einen Zauber, gefeſſelt. Von all' den ſchönen, nichtsſagenden Reden, die ſonſt ſich von ſeinen Lippen drängten, wollte keine ihm zu Hilfe eilen.

„Der weiße Mann hat den Zweck ſeines Kommens vergeſſen," ſagte endlich das Mädchen.

„Nein, nein," erwiderte Mansfeld jetzt lebhaft, „aber ich weiß nicht ihm Worte zu geben! Du gehörſt nicht zu dieſem Stamme, Dein Blick, Dein ganzes Weſen, Alles verräth es; kann ich Dir Deine Freiheit nicht verſchaffen? willſt Du nicht zu den Anſiedlungen zurückkehren? Ich — ich —" er erröthete und zagte, — in demſelben Augenblick durchfuhr ein ſcharfer Ton die Luft, und ein Pfeil zitterte im Stamme des Baumes, gerade über ſeinem Kopfe. Mansfeld ſprang empor und blickte umher, doch konnte er Niemanden ſehen. Beſchämt, Unruhe einer Störung wegen gezeigt zu haben, die vielleicht ganz zufällig geweſen war, kehrte er zur Laube zurück. Margareth hatte ihre ruhige Stellung beibehalten, und ein leichtes Lächeln ſpielte um ihren Mund.

„Der weiße Mann iſt ſicher," ſagte das Mädchen, „der Pfeil war ihm blos zur Warnung geſandt; das ſchwankende Rohr wird von dem Stamme geliebt, und Keiner darf wagen ſie hinweg zu nehmen. Sie iſt ihre eigene Herrin, und kömmt und geht wie es ihr ſelbſt gefällt.“

„Aber Du gehörſt nicht zu ihnen,“ bat Mansfeld, „ich hörte, daß Du Margareth genannt wurdeſt, und Deine Blicke können nicht trügen; die weiße Mutter beweint ihr verlorenes Kind, und die jungen Mädchen vermiſſen ſie bei ihren Spielen.“

Während der junge Mann dieſes in einer tiefen, melodiſchen Stimme ſprach, heftete das ſchöne Mädchen ihre dunklen Augen feſt auf die ſeinigen, und ein leichtes, ſchmerzhaftes Zucken in ihren Zügen verrieth ihre innere Bewegung; aber ſie unterbrach ihn nicht, noch veränderte ſie ihre ruhige Stellung, dennoch ſchien ſie wohlgefällig der Sprache ihres eigenen Volkes zu lauſchen.

„Keiner iſt übrig geblieben das ſchwankende Rohr zu beweinen; Blut hat das Feuer ihrer Hütte ausgelöſcht; Keiner klagt um ſie; ſie iſt glücklich mit ihrem indianiſchen Volke; der große Geiſt waltet hier, in der Einſamkeit für ſie zu ſorgen.“ Sie ſtand auf ſich zu entfernen. —

Mansfeld erfaßte ehrerbietig ihre Hand. „Aber, Mädchen, es lebt eine Stimme, gleich mächtig im Walde wie in der Stadt; der Indianer wird ſeine Gaben an die

Thüre Deiner Hütte legen; wer wird dann dem verlaſſenen Mädchen rathen? wer ſie beſchützen?"

Margarethe entzog ihm ihre Hand, einen Augenblick ſchlug ſie ihre Blicke nieder, und ein tiefes Roth färbte ihr Wangen und Buſen, dann ſah ſie zu dem blauen Firmamente auf, zeigte dort hin und verſchwand.

Ein heimliches Lachen gerade hinter dem Jüngling weckte ihn aus ſeiner Betäubung, er wandte ſich und erblickte die blitzenden Augen Kumſhaka's durch die Weinreben.

„Sinkt der Honig von den Lippen des Weißen in das Herz des Waldmädchens? Das ſchwankende Rohr iſt kein weißes Mädchen, um durch glatte Worte betrogen zu werden, ſie findet an bunten Kleidern und Spielereien keinen Gefallen, und wendet ſich hinweg von der Jagdbeute, ſelbſt die Scalpe der Feinde können ſie nicht gewinnen; ſie hat eine große Seele. — Sie ſchaut Nachts nach den Sternen, und erzählt uns ihre Sprache; wenn der große Geiſt ſein breites Schild über den Mond legt, nimmt er es, auf ihr Gebet, nach und nach hinweg, bis er wieder ſcheint und uns zur Jagd leuchtet. Als der Stern mit dem langen feurigen Schweife am Himmel erſchien, warnte ſie uns, und ſagte daß Krieg und Blutvergießen folgen würde. Meine Brüder ſelber fragen das

Mädchen um Rath, denn ſeltene Weisheit iſt auf ihren Lippen, aber Liebe hat keinen Platz in ihrem Herzen.“

Der Häuptling lehnte an der glatten Rinde eines Baumes, und ſprach dieſe Worte in einem leiſen, abgemeſſenen Tone, mehr wie Einer der mit ſich ſelber redet, als ſeine Bemerkungen an einen Andern richtet.

Mansfeld, wirklich verworren gemacht, und von ſich nicht zu erklärendem Intereſſe für dieſes ſonderbare Mädchen, das ſolche Gewalt über ein fremdes Volk ausübte, welches ſie einſt adoptirte, getrieben, wandte ſich faſt mit Abſcheu von dem Häuptling, der durch ſein Preiſen, ſeine Liebe für ein, ihm ſo ungleiches Weſen bekannte. Ihm war es, als ob ſelbſt dieſer Umſtand, Gefühle der Liebe in ſolchem Gemüthe erweckt zu haben, unerwidert als es war, ein Flecken auf ihrer Reinheit wäre. Alle die Tugenden und Vollkommenheiten des Häuptlings waren eben ſo viele Verbrechen, als die Möglichkeit ſich ihm aufdrang, daß dieſe einſtmals bei dem weißen Mädchen zu ſeinen Gunſten reden könnten. —

V.

Die Lieb' kann Alles wohl vergeſſen,
Doch nie, was ihr das Herze brach,
Was ſie als Trugbild nur beſeſſen,
Folgt immer ihr als Schatten nach.

A. v. Großmann.

Menſchliche Leidenſchaften bleiben ſich überall gleich, ſei es in der Pracht und dem Schimmer eines Palaſtes, oder in der Einfachheit eines indianiſchen Wigwams. In dem einen werden ſie durch kalte Höflichkeit und ceremoniöſe Hofſitten verborgen gehalten, während in dem andern Stolz, Rache oder Liſt dieſelbe Wirkung hervorbringen. Liebe iſt überall der Tyrann, und an allen Orten iſt ihre Ueberlegenheit anerkannt. Das zarte Mädchen, deſſen Buſen ſich wogend unter dem ſeidenen Ballkleide hebt, deren heimliche Thränen das geſtickte Kiſſen netzen und deren mit Juwelen umgebenes Herz ängſtlich unter der weichen weißen Hand, die es krampfhaft bedeckt, zuckt, iſt von denſelben Gefühlen bewegt, die die Wilde in ihrem dunkelgrünen Schatten der Wälder peinigen und ihre mit Glasperlen und Muſcheln behangene Bruſt ſchneller heben; das Lächeln der Hoffnung iſt daſſelbe;

die Furcht, der Zweifel. der bange tiefe Schmerz der Verzweiflung ſind die nämlichen. Laßt die Geheimniſſe des Herzens, wo ihr wollt, aufgedeckt werden und ihr findet ſeine Luſt oder ſeine Qualen dieſelben. Es möchte nicht ſchwer fallen ſich das ganze Weltall als ein einziges, ungeheueres Herz, mit ſeinen raſenden Pulſen, ſeinen athemloſen Pauſen, den wilden Fluthen ſeiner Leidenſchaften zu denken und jedes menſchliche Weſen eine vollkommene verkleinerte Nachbildung des ungeheueren Ganzen. —

Als der Tag, an welchem Mansfeld die Unterredung mit Margareth hatte, ſich neigte, ſuchte ſie die Ruhe und Kühle des Flußufers, denn kaum berührte ein leiſes Säuſeln die Blätter der Bäume, die faſt bewegungslos an den Zweigen hingen. Der Himmel war wolkenlos, und die rothen Strahlen der untergehenden Sonne zögerten noch, wie ein blutrother Talar, im Weſten. Die fernen Hügel zergingen faſt in dem blauen dünnen Nebel, ausgenommen dort, wo ſie ſich gegen die untergehende Sonne ſcharf und dunkel abzeichneten, und ein hoher Felsgipfel hing, wie eine weiße Wolke am Horizont. Der Fluß war glatt und glänzend wie ein Stahlſpiegel, und jeder Gegenſtand an ſeinem Rande treu und ſanft auf ſeiner Fläche abgebildet. Ein einſamer Fiſchreiher hatte ſich auf einen der vorſpringenden Felſen poſtirt, und ſo ſtarr und unbeweglich ſaß er da, daß der Schatten unter ihm der Zurückglanz eines gemeißelten Vogels ſchien, dort als der Genius des Platzes aufgeſtellt.

Margareth ſtieg das grüne Ufer hinunter, denn ſo fruchtbar war der Boden, daß die Vegetation bis zum Rande des Waſſers reichte, und jeden Stein und jede unförmliche Wurzel mit ſolch ſchwerem dichten Mooskleide bedeckt hatte, daß der Fluß wie über eine Sammetdecke zu fließen ſchien. Um den kleinen, ſchon früher beſchriebenen Vorſprung ſtrömend, bildete der Fluß ein kleines, wunderliebliches, durch rieſige Bäume beſchattetes Baſſin, daß ſelbſt in der heißen Mittagsſonne ein erfriſchender Dämmer über dem Waſſer hing. Die wilde Weinrebe wuchs zwiſchen den Felſen hervor, und tauchte ihre Wurzeln in den Strom, während ſie ihre langen, verſchlungenen Arme ausſtreckte, und die alten Bäume liebkoſend umarmend ihre freundlichen Blätter und Trauben mit dem dunkelen Grün ihrer Zweige vermiſchte; dann vorſpringend von Aſt zu Aſt von der Mitte des Fluſſes aus wohl wie ein grüner Dom anzuſchauen war, der ſich faſt über der ganzen Fläche des Waſſers wölbte, und nur zu Zeiten durch das grüne Blätterdach einen Blick nach dem freundlich blauen Himmel geſtattete. Ein weißköpfiger Adler, der lange auf dem abgeſtorbenen Aſte einer alten Eiche geſeſſen hatte, breitete ſeine gewaltigen Flügel aus, flaggte ſie ſchwerfällig, und ſchwebte leiſe fort in die ruhige Luft, als ob auch er nicht gerne den ſtillen Frieden ſtörte, der hier herrſchte. —

Als Margareth ſich dem Steine näherte, auf dem ſie ſich niederlaſſen wollte, bemerkte ſie, daß derſelbe ſchon von Ackorie, der Schönſten des Stammes, eingenommen war, die die Kieſel an ihrer Seite ſammelte, um ſie ungeduldig in den Fluß zu ſchleudern. Sie hatte ihre Moccaſins abgeſtreift, und tauchte ihre Füße in das kühlende Waſſer, unter deſſen cryſtallheller Fläche ſie hervorſchimmerten; ihr langes, ungebundenes Haar floß in dunkelen Streifen herunter, und als ſie ſich über den Strom beugte, blitzten ihr ihre eigenen Augen mit wildem und ſtrahlendem Feuer entgegen. —

Als Margareth ſich über ſie neigte und ihr Antlitz neben dem Ackorie's im Waſſer ſichtbar wurde, fuhr dieſe empor, und eine Wolke umzog ihre Stirn. Sie trat aus der Fluth, rang ihr Haar aus, und war eben im Begriff zu gehen, als ſie Margareth zurückhielt. —

„Das weiße Mädchen durchkreuzt meinen Pfad überall," murmelte die Indianerin, als ſie eine Schnur Korallen unter ihrem Gewande zu verbergen ſuchte. —

„Nein, Ackorie, verbirg ſie nicht, ſie ſind die Gaben des Jünglings aus den Anſiedelungen der Weißen; doch ſetze Dich hierher, und ſage mir, warum Du mich das „weiße Mädchen" nennſt, Du thateſt das ſonſt nicht."

Ackorie lächelte bitter, und zeigte auf die Waſſerfläche unter ihnen, wo die Bilder der beiden Mädchen treu, in ihrer wunderbaren Schönheit zurückgeworfen wurden; die Eine ſchlank und lieblich gewachſen, mit der hohen, runden Stirn, den milden und doch feſten Geſichtszügen, den großen, klaren, dunkeln Augen und zart geſchnitzten Naſenlöchern, ihr dichtes Haar in reichen, ſeidenen Locken herniederfallend, und einem ſo lieblich ernſthaften Ausdruck in dem ſchwermüthigen Geſichte, der ſonderbar freundlich gegen das ärgerliche, faſt wilde Antlitz ihrer Gefährtin abſtach; die Andere nicht ſo ſchlank, doch ausgebildeter und voller in ihren Formen, das lange kohlenſchwarze Haar ihr in ſchweren Maſſen faſt bis an die Kniee reichend, die ſich über den Strom beugte, während ihre ſchwarzen Augenſterne blitzten und ihre Naſenlöcher erweitert, ihre Lippen in Zorn halbgeöffnet waren. Einen Augenblick ſtanden ſie ſo da, dann wandte ſich Ackorie halbum und beugte ſich nieder, ihre Moccaſins zu befeſtigen.

„Ackorie," ſagte Margareth, mit leiſer Stimme, „liebſt Du dieſen weißen Fremdling?" Ackorie hatte ſich auf ein Knie niedergelaſſen, während ſie ihre Moccaſins band; ſie ſprang auf. —

„Ihn lieben? — was, ihn, der allen Mädchen Geſchenke giebt, und dann das Mädchen ſeiner eigenen Farbe ausſucht, ihr die Erzählung ſeiner Liebe ins Ohr zu flüſtern, nein wahrlich, Ackorie iſt zu ſtolz!“

„Setze Dich zu mir,“ ſagte Margareth, „und ich will Dir mehr hierüber ſagen.“ Sie ſprach ſo leiſe und ruhig, daß das Mädchen that wie ſie wünſchte, und ihr mit einem Ausdruck von Erſtaunen in das blaſſe Antlitz ſchaute.

„Jener Jüngling, Ackorie, iſt von meinem Volke, und ich empfand ein ſonderbares Mitgefühl, als ich die Sprache meines eigenen Stammes hörte, aber ich liebe ihn nicht! Nenne mich nicht „das weiße Mädchen,“ Ackorie, ſchaue mich nicht ſo kalt und unfreundlich an, denn ich ſtehe unter Deinem Volke allein, allein auf der weiten Erde; da iſt Keiner, nein, nicht Einer, der mich liebte;“ und die Thränen preßten ſich durch ihre langen, zarten Finger, die ſie gegen ihre Augen gedrückt hatte.

Ackorie war weicher geſtimmt, und zerzupfte die wilden Waldblumen, die zu ihren Füßen wuchſen, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, endlich rief ſie: — „Margareth iſt zu ſtolz einen der rothen Männer zu lieben, ſie verachtet die Krieger des Stammes.“ Ein dunkeles Roth breitete ſich über das Antlitz Margareths, und ſie wandte ſich von den ſie durchbohrenden Blicken Ackorie's hinweg. In einem Augenblick waren die wilden Leidenſchaften Ackories erweckt.

„Ha, ich durchſchaue es Alles; das ſchwankende Rohr liebt, aber ihr ſtolzes Herz empört ſich bei dem Gedanken, in der Hütte eines Jägers zu leben, das Weib eines verachteten Indianers zu ſein. — Wäre Kumſhaka — ein —“

Margareth legte ihre Hand auf den Arm Ackories und holte einen tiefen Athem, wie Jemand der von einem ſchweren Druck plötzlich befreit wird. — „Ackorie, höre mich, ich werde nie das Weib eines Anderen werden. Bin ich nicht eine Tochter des Stammes? bin ich nicht mit Nachſicht und Achtung behandelt? warum ſollte ich die verachten, die mein gepflegt haben; Ackorie, Du thuſt mir Unrecht; Du ſchießeſt einen Pfeil auf das arme Hirſchkalb ab, das ſchon verendend, von manchen Pfeilen durchbohrt, am Ufer des Fluſſes liegt.“

„Aber Du liebſt den Häuptling Kumſhaka?“ unterbrach ſie heftig die Andere. —

„Nein, nie, Ackorie, nie könnte ich ihn lieben; weiß aber der Häuptling, daß er der ſchönen Ackorie nicht gleichgültig iſt?“

Das Mädchen neigte ihren Kopf auf die Bruſt, und ein Lächeln flog über ihre Züge; ſie antwortete nicht, die Korallenſchnur war jedoch aus ihrer Verborgenheit hervorgeſchlüpft, und ein Theil derſelben ruhte auf ihrem Buſen. Plötzlich ergriff ſie den Schmuck, und war eben im Begriff ihn in die Fluthen zu werfen, als das letzte Licht noch auf die bunten, angenehmen Farben fiel, und ihre natürliche Liebe für Putz, in ihrem Geſchlechte ſo vorherrſchend, erwachte; ſie betrachtete die Schnur für einen Augenblick feſt und unverwandt, und warf ſie dann über Margareths Nacken. Ihre Begleiterin ließ es lächelnd geſchehen, und Ackorie's Augen blitzten vor Freude, als das herrliche, tiefe Roth des Zierrathes ſo reizend gegen die weißen Schultern und den ſchneeigen Nacken des ſchönen Mädchens abſtach; dann aber war es, als ob plötzlich ein Strahl von Eiferſucht in ihr erwachte, denn ſie wendete ihr Haupt, und lispelte halblaut: „Wäre Ackorie doch ſo ſchön! —"

Margareth hing die Korallen wieder um den Nacken der Zürnenden, und Beide erhoben ſich mit leichteren Herzen, Ackorie, befreit von dem Verdachte, daß Margareth Kumſhaka liebe, und die Andere erfreut, den Zuſtand von Ackorie's Herzen erforſcht zu haben, da ſie auf dieſe Art hoffte, von den Zudringlichkeiten des Häuptlings befreit zu ſein.

VI.

Du biſt wie eine Blume
So lieb, ſo hold, ſo rein,
Ich ſeh' Dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Heine.

Endlich dämmerte der Morgen, an welchem die Geſandtſchaft nach Vincennes abreiſen ſollte. Der Platz, gerade vor der kleinen indianiſchen Stadt, bildete ein reizendes Bild von Thätigkeit und Vorbereitungen. Hier bemalten ſich ſchlanke Krieger, ſo impoſant als möglich, mit grellen, ſchimmernden Farben, und ſchmückten ihre Haarbüſchel mit Federn und Muſcheln, wie es ihnen ſelbſt am ſchönſten däuchte, oder ihre Auszeichnung im Kriege geſtattete, und ſuchten ihre beſten Gewänder und Kleidungsſtücke für dieſe Gelegenheit hervor; dort wurden Kriegskeulen, Tomahawks, Bogen, Pfeile und Speere zuſammengeſtellt, und die lange, heilige Pfeife mit dem würzigen Kraut, das einzige Friedenszeichen zwiſchen allen dieſen kriegeriſchen Vorbereitungen herbeigebracht. Die Frauen trugen Taſchen mit getrockneten Früchten und Hirſchfleiſch gefüllt herzu, um wenigſtens etwas für die Krieger zum Imbiß zu haben, obgleich ſie ſich meiſt auf das Wild verließen, das ſie unterwegs erlegen würden; auch waren die Knaben nicht müſſig bei dieſen Vorbereitungen, ſie ahmten das Bemalen der älteren nach, ſtellten ſich in Schlachtordnung auf, ſchoſſen ihre kleinen Bogen gegen einander ab, und ſchrieen mit ihren hellen Stimmen den Schlachtruf des Stammes. — Pferde wieherten und ſtampften, und vermehrten dadurch den Tumult dieſer lebendigen Scene.

Noch hing der Thau auf den ſchwankenden Blumen und Grashalmen, und beſäeten wie mit Diamanten die von Strauch zu Strauch geſpannten Spinnennetze, noch zwitſcherten die Vögel ihre Morgenlieder, als Tecumſeh das Zeichen zum Aufbruch gab.

Tecumſeh war mit der Einfachheit gekleidet, die ſo ſehr mit ſeinem ganzen übrigen Weſen übereinſtimmte, er trug weder Scalpe noch farbige Stachelſchweinborſten als Zierrath; doch umhüllte ſeine hohe Geſtalt ein Ueberwurf von Biberfellen, der mit ſeinen ſeidnen Falten nicht unähnlich der römiſchen Toga an ihm herabfiel, und auf ſeinem helmartigen Hauptſchmuck prangten die Adlerfedern, und andere Zeichen ſeines Ranges, faſt eben ſo wie in alten Zeiten der wehende Federbuſch, Ordensketten und goldene Sporen den Ritter vor Andern auszeichneten, und eben ſolche Verachtung würde den rohen Sohn der Wälder getroffen haben, der ſich unverdient mit dieſen Zierrathen geſchmückt hätte, als es wohl in alten Zeiten unter den Rittern geſchehen wäre.

Langſam und ſchweigend brachen die Häuptlinge auf, während die Strahlen der Morgenſonne den bunten Federſchmuck und die glänzenden Lanzenſpitzen vergoldeten. — Weiber und Kinder hatten ſich verſammelt, um den Abmarſch der Gewaltigen mit anzuſehen, und auf einer kleinen Anhöhe ſtand die hohe Geſtalt des Propheten. Er hielt das ausgeſtopfte Fell der Klapperſchlange hoch empor, und ſang eine langſame feierliche Weiſe, deren Hauptinhalt die Verwünſchung des Meineides zu ſein ſchien. — Die tiefen kräftigen Laute tönten noch lange in den Ohren des Zuges, als ſie ſchon weit vom Lager entfernt waren, jetzt in den tiefen Saumlauten des Schmerzes, jetzt verlängert zu den herzergreifenden Ausdrücken der Pein, und dann wieder zu den ſchnell freudigen triumphirenden Klängen des Siegesliedes anſchwellend. —

Heinrich Mansfeld blieb noch zurück, um von

Margareth Abſchied zu nehmen, und ſie womöglich zur Rückkehr zu den Anſiedlungen zu bewegen.

Sie legte ihre Hand in die ſeinigen, indem ſie ſprach: „Möge meinem weißen Bruder Friede zu Theil werden,“ und wollte ſich dann entfernen.

„O bleib' einen Augenblick!“ rief der junge Mann, „ſage nur, daß ich verſuchen darf, Deine Befreiung von dieſem Manne zu erhalten, ſag' nur, daß Du Dich entſchließen könnteſt, zu Deinen weißen Geſpielen zurückzukehren; dieſes Leben muß ja ſchrecklich für Dich ſein, o, ſage nur, daß Du es verlaſſen willſt.“

„Nein!“ antwortete ſie; — „mein Schickſal iſt entſchieden,“ — ſie winkte ihm mit der Hand zum Abſchied, und verſchwand in demſelben Augenblicke in den Büſchen, als die glänzenden Augen Ackorie's aus denſelben, gerade an ſeiner Seite, hervorſchauten.

„Ja!“ ſagte das indianiſche Mädchen, „die Tochter der bleichen Geſichter liebt den rothen Häuptling, ſie wird nie zu ihrem Volke zurückkehren, ſie wird die Beute des Jägers zubereiten, und ſeine Moccaſins machen; iſt der Gedanke dem weißen Manne lieb?“ — und ſie lachte bitter in ſich hinein.

Schwer würde es ſein, die Gefühle zu beſchreiben, die die Bruſt des Jünglings beſtürmten, da ihm das ſchöne, boshafte Mädchen dieſe Miſchung von Lug und Wahrheit, einzig und allein in der Abſicht ihn zu quälen, vorhielt.

Als ſie ſchwieg, warf ſie die von ihm empfangene Korallenſchnur vor ſeine Füße, und entfloh mit demſelben feindſeligen Lachen.

Heinrich ſtieß das Spielzeug mit dem Fuße von ſich und folgte dem vorangegangenen Zuge mit einer Herzensſchwere und Pein, die er ſich umſonſt zu zerſtreuen bemühte. Er war nicht verliebt, das fühlte er, ſie hatte ſich zu kalt und ſtolz gegen ihn benommen, ſolche Gefühle in ihm zu erwecken; aber gerade dieſes Benehmen gegen Einen, der mehr gewohnt war, das Lächeln junger Mädchen zu ſchaun, als ihre Geringſchätzung zu ertragen, erweckte ein ſo viel ſtärkeres Intereſſe in ihm, ſtärker vielleicht, weil es ſeine Selbſtliebe verwundete.

Es war noch ein Zuſchauer bei der eben beſchriebenen Zuſammenkunft geweſen. — Kaum hatte Mansfeld den Platz verlaſſen, als Kumſhaka die verachteten Perlen aufhob, und dem hinwegeilenden Jüngling mit einem ſtolzen Lächeln nachblickte. — Ackorie war an ſeiner Seite, und ihr Antlitz drückte ähnliche Gefühle aus

„Das weiße Mädchen liebt ihre eigene Farbe. Sie wird wie der vom Neſt gelockte Vogel zu ihren eigenen Hütten zurückkehren, aber ſie thut wohl daran, dem rothen Krieger zum Frieden zu mahnen, es geſchieht nur, um ihr eigenes Volk zu retten. —“

„Wahr! wahr!“ rief der Häuptling, und zum erſten Male betrachtete er das grauſame Mädchen, deſſen Gefühle ſo ganz mit den ſeinigen übereinſtimmten, mit Bewunderung.

Ackorie, welche wohl das Intereſſe bemerkte, das ſie erregt hatte, und gern wünſchte, dies Mitgefühl des Häuptlings, ſei es auch nur in ihrer Rache, zu erhalten, fuhr fort:

„Liebt das weiße Mädchen den weißen Jüngling? oder iſt ihre Liebe auf Einen unſers Stammes gefallen?“ und dann, als ob ſie mit ſich ſelber ſpräche, ſprach ſie weiter: „Nein, ſie verachtet den Indianer — es iſt gut — das Hirſchkalb ſucht nicht die Geſellſchaft des Wolfes, noch der Fuchs die des Bibers.“ — Ackorie ſchlug ihre dunkeln Augen zum Häuptling auf, und ſchauete dann ſinnend vor ſich nieder, während ſich ihr Buſen von einem unterdrückten Seufzer hob. —

Sei es nun, daß Margareth, als ſie den ſtolzen

Indianer verwarf, auch deſſen Liebe vernichtete, oder daß Ackorie's Schönheit Eindruck auf ihn gemacht hatte, oder ob der Inhalt ihrer Worte, die faſt ein halbes Geſtändniß ihrer eigenen Gefühle verriethen, zärtlichere in ſeiner Bruſt für ſie erweckten, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen; gewiß iſt es, daß, als der Häuptling ſeine Augen auf die lieblichen Züge Ackorie's heftete, es mit einem Ausdruck geſchah, der nicht mißverſtanden werden konnte, und als er die verſchmähten Korallen um ihren Hals warf, hob Ackorie ihre Blicke zu ſeinem Antlitz, und mit einem Ausdruck der wildeſten Freude und doch mädchenhafter Schüchternheit, floh ſie durch den Wald. Der Häuptling neigte ſein mit Federn geſchmücktes Haupt, um ihr nachzuſehen. —

„Es iſt wahr, Jedes findet blos an ſeiner eigenen Art Gefallen, laß aber das ſchwankende Rohr wagen einen Andern zu lieben, und ſie ſoll die Rache des Indianers kennen lernen. Ackorie iſt ſchön, aber ſie hat nicht die ſtolze Haltung noch die Weisheit des ſchwankenden Rohrs. —

Ackorie ſoll das Wild zu der Hütte Kumſhaka's bringen. — Er wird ſitzen, und ſich ausruhen, und ihre glänzenden Augen betrachten, und das weiße Mädchen ſoll die Sänge ihres Volkes ſingen, und ihre von Thränen erſtickte Stimme wird wie das Plätſchern des Waſſers in ſtiller Nacht ſein — traurig — doch lieblich dem Ohr.“

VII.

Ich ſchaute durch die Blätterwand,
Und ſah mein holdes Lieb',
Wie ſie mit ihren Schweſtern klein,
Gar tolle Streiche trieb. —

L. W.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Als General Harriſon Tecumſeh und den Propheten zu einer Rathsverſammlung nach Vincennes lud, machte er es zu einer ausdrücklichen Bedingung, daß ſie ſich nur mit kleinem Gefolge einfinden ſollten; ein Verlangen, dem Tecumſeh ſicher gewillfahret hätte, wäre ihm nicht zu Ohren gekommen, daß Winnemac und die anderen meineidigen Häuptlinge Schutz bei den bleichen Geſichtern zu Vincennes geſucht und gefunden hätten. — Unter dieſen Umſtänden aber hielt er es für nothwendig, hinreichende Krieger zu ſeinem eigenen Schutze mitzunehmen, und die verrätheriſchen Häuptlinge einzuſchüchtern; wie groß war daher der Schrecken des Landvolks, das ſchon durch mannigfache Gräuelthaten, die Tecumſeh nicht verhindern konnte und Winnemac begünſtigte, geängſtigt und gewarnt war, als ſie vierhundert bemalte und bewaffnete Krieger auf ihrem Wege nach der jungen Stadt des Weſtens ſahen. Die das Schlimmſte Befürchtenden verrammelten ihre Häuſer und bewaffneten ſich; Arbeitsleute ließen ihr Werkzeug auf den Feldern und ſuchten ein Aſyl; Kinder, die vielleicht zufällig Früchte am Wege ſuchten, krochen zuſammen, verſteckten ſich, und ſtarrten aus ihren Schlupfwinkeln in ſtummer Angſt den dunklen Geſtalten nach.

Mansfeld ſchlug vor, daß Tecumſeh ſeine Mannſchaft in einem kleinen Holze, unfern der Stadt lagern ſolle, während er ihre Anweſenheit dem General Harriſon meldete. Er that ſo, und der nächſte Tag wurde zur Rathsverſammlung beſtimmt.

In derſelben Zeit beſchäftigte ſich Mansfeld damit, im Städtchen umher zu ſchlendern, um die Veränderungen zu beobachten, die wenige Monate hervorgebracht hatten; grüßte hier einen alten Bekannten, ſchüttelte dort einem Freunde die Hand, und wurde mit Manchen bekannt, die kürzlich in der Stadt Schutz geſucht, denn die Nachrichten von der großen Anzahl indianiſcher Krieger, die ſich in der „Stadt des Propheten“ verſammelten, hatte viele von ihren einſam gelegenen Farmen nach der dicht bewohnten Anſiedlung von Vincennes getrieben, und die beſcheidenen Häuſer der Einwohner wurden den Schutzſuchenden gaſtfreundlich geöffnet.

Als er langſam an einem der äußerſten Häuſer vorbeiging, machte ihn die außerordentliche Reinheit und Nettigkeit der Umgebungen deſſelben aufmerkſam. — Es war ein großes, maſſives Blockhaus, mit einer Einfriedigung verſehn, in der alle Arten von Küchengewächſen im größten Ueberfluß gediehen. — Zarter Frauen geſchmack war übrigens in den wilden Wein- und den blumigen Schlingpflanzen, die die kleinen Fenſter beſchatteten, nicht zu verkennen. — Wannen und hölzerne Gefäße blinkten rein und weiß geſcheuert, von einem Geſimſe herab; eben ſo ſauber ſah das ſchneeige Butterfaß mit gekreuztem Stößer aus.

Eine lange Stange, an beiden Enden durch gabelförmige Hölzer gehalten, war mit weißem und blauem Garne behangen, und eine junge, rüſtige Frau beſprenkelte zum Bleichen ausgebreitetes Leinen mit Waſſer.

Heinrich lehnte ſich an das Stacket, und bewunderte dieſes liebliche Bild ländlicher Glückſeligkeit, und war ſchon ziemlich mit ſich einig, daß die junge, rüſtige Frau die Mutter jenes kleinen, fetten, lockenköpfigen Kindes ſein mußte, das in der Thüre ſaß, jetzt die winzigen, unförmigen Hände zuſammenſchlug, jetzt in Luſt aufjauchzte, als die Hühner dicht um ſein kleines Selbſt herumpickten, nun an das äußerſte Ende der Schwelle kroch, vorſichtig mit dem Füßchen hinüber fühlte, und es dann leiſe wieder zurückzog, mit einer dunkelen Ahnung von Beulen und Quetſchungen, die es bei einem verunglückten Verſuch davon tragen könnte. —

Als er noch ſo da ſtand, und lächelnd dem kleinen, unbehülflichen Geſchöpfe zuſchaute, ſprang ein wilder 6—7jähriger Junge, roth uud erhitzt im Geſicht, und mit entſchloſſener Miene aus der Thür; ihm folgte ſchnell ein junges 18—20jähriges Mädchen von zarter ſchlanker Geſtalt, deſſen freundlich milde Geſichtszüge ihm gar wunderbar bekannt vorkamen.

Bald jedoch beſchäftigte und unterhielt ihn die kleine Scene, dicht vor ihm, daß er nicht weiter darüber nachdachte. —

„Ich ſage Dir, Alice, ich will gehen," rief der Kleine, „ſo laß meine Hand los, — hörſt Du? ich will gehn, und die Indianer ſehn, Du kannſt es nicht hindern."

„O geh' nicht, lieber Tim — geh' nicht, ſieh', ich will Dir eine Geſchichte von ihnen erzählen, wenn Du hier bleibſt, — Sieh' mich an, Tim, ich weiß, Du haſt mich lieb."

Das Kind tobte nicht mehr, und ließ ſie ſeine Hand halten, aber noch war es unruhig, und ſah mit offenem Munde in ihr Antlitz, das jetzt faſt alle Farbe verloren zu haben ſchien.

„Erzähl' mir die Geſchichte, ſchnell, Ally, denn ſobald Du fertig biſt, gehe ich doch, alſo eile Dich, Ally.“

„Nein, Du mußt erſt ins Haus gehn!“

„Aber ich will nicht, ich will nicht,“ rief der kleine Mann in toller Wuth, riß ſeine Hand aus der des Mädchens, und lief, die Augen weit geöffnet und nach Alice zurückſchauend fort, indem er aus vollem Halſe ſchrie: „Ich gehe, ich gehe!“ aber er genoß ſeinen Triumph nicht lange. Mitten in ſeiner Laufbahn wurde er von einem ſonnverbrannten, gemüthlichen Landmann beim Kragen erwiſcht, der ihn ruhig aufhob und ſich auf die Schulter ſchwang, wo der Knabe dann, die Beine gerade ausgeſtreckt, und das Geſicht roth wie ein Puder, hing und umſonſt verſuchte ſich von dem feſten Griffe des Mannes zu befreien.

Unter der Zeit waren ſie an die Thür gekommen, wo die junge Frau mit dem Waſſereimer ſtand, und auf ihrem gutmüthigen Geſichte ſammelte ſich eine kleine Wolke des Unmuths.

„Der Junge ärgert uns noch zu Tode, die arme Alice hat furchtbar durch ſeine Quälereien zu leiden.“

„Nicht ſo ganz,“ ſagte der Vater lächelnd, indem er ihre Wange ſtreichelte, und nach der komiſchen Figur des Kindes auf ſeiner Schulter hinüberſchielte; er nahm es dann vom Rücken, ſetzte ſich auf die Schwelle und legte den kleinen Schreihals auf ſeine Kniee. Die junge Frau ſah halb lächelnd halb ärgerlich ihm zu, und ſprach endlich: — „Herr Maſon, wäre das mein Kind, ſo bekäme es jedesmal wenn es dieſe ungezogenen Einfälle hätte, eine tüchtige Tracht Schläge, bis es artig würde.“

Mr. Maſon legte gar ernſthaft und bedächtig den Knaben über ſein Knie, hielt ihm die Kleider ſtraff, und ſagte, zu ſeiner Frau aufſehend: „Da Anna, jetzt haſt Du ihn, jetzt bezahl' ihn aber auch.“

In demſelben Augenblicke wurde aber das Summen eines Spinnrades im Hauſe unterbrochen, und eine alte, magere Dame, ihre Brille auf der ſcharfen, dünnen Naſe, erſchien in der Thüre. Sie hielt ihre dürre Hand hoch auf, und in einer herausfordernden Stellung rief ſie in grellen, abgebrochenen Tönen:

„Laß ſie die Schwere ihrer Hand nur auf das Kind meiner armen Mary legen, und ſie ſoll den Tag bereuen. Und Du, Tobie Maſon, biſt Du es, der ſobald eines

Vaters Liebe vergeſſen kann?“ und ſie ſprach halb, und ſang halb mit einer hohen, unmelodiſchen Stimme:

„'Ne Mutter bleibt Mutter, ſo gut und ſo treu.
Ein Vater bleibt Vater, bis er freiet auf's Neu.“

Während deſſen zog ſie fortwährend an unſerem kleinen Tim, der an ſeines Vaters Knie mit dem Trotze eines jungen Bären hing.

„Laßt es ſein, Großmutter, laßt es ſein,“ ſagte Anna, die eine Wolke des Unmuths ſich auf ihres Gatten Stirn ſammeln ſah, „Niemand wird dem Kinde etwas zu Leide thun, ſo laßt es nur geh'n.“

„Nein, und Niemand ſoll ihm etwas zu Leide thun, ſo hab' Acht auf das, Ann Spaulding, hab' Acht auf das,“ ziſchte die alte Frau, und zog ſo verzweifelt an dem Kleinen, daß dieſer los ließ, und beide zuſammen auf die Erde fielen. Das Kind war ſchnell wieder auf den Füßen und entfloh, aber doch nicht ſchnell genug, daß ihm nicht die Großmutter, durch den Zufall böſe gemacht, noch einen tüchtigen Schlag hätte geben können, der ihn gerade nicht langſamer laufen machte, bis er an die Thüre kam, wo er ſich nieder kauerte.

Anna zog ihn zu ſich und ſtrich leiſe ſein Haar zurück, und dieſe letzte zärtliche Liebkoſung brachte eine jener ſonderbaren Umwandlungen, denen wir Alle unterworfen ſind, in ihm zum Vorſchein; der kleine Burſche legte ſeinen Kopf in ihren Schoos und weinte bitterlich.

Mr. Maſon ſchlang ſeinen Arm um den Nacken ſeiner jungen Gattin, und ſtreichelte leiſe die Wangen des jüngſten Kindes, das ſeine Nahrung an ihrer Bruſt ſog, während es ſtrampelte und mit den großen Augen blinzte, den Schlaf fern von ſich zu halten. Kaum erblickte es aber den Halb-Bruder neben ſich, als es jauchzend aus ſeiner Lage in die Höhe ſprang und die weiße Flüſſigkeit in Tims Geſicht ſandte, der ſich eben mit Schluchzen einſchläfern wollte; ſeine Schmerzen aber waren ſogleich vergeſſen; er begrub ſein Geſicht in dem Schoos des Kleinen, und ſie lachten und balgten ſich zuſammen, während die Eltern lächelnd zuſchauten. —

„Ich wünſchte wahrlich, ſie nennte mich nicht mehr Ann Spaulding,“ ſagte die Frau leiſe zu ihrem Gatten. —

War es nun, daß die alte Dame noch ſchärfere Sinneswerkzeuge beſaß, als ſie eigentlich gern geſtehen wollte, oder ob ihre Leidenſchaftlichkeit dieſelben ungewohntermaßen aufgeregt hatte, oder wirklich ein gewiſſes Bewußtſein in ihr exiſtirte, daß ſie der Gegenſtand der Unterhaltung war, wie Viele behaupten wollen, daß es häuſig der Fall ſei, können wir hier nicht unterſuchen, aber kaum hatte Anna dies geäußert, als die alte Dame von ihrem Spinnrade aus ſchrie: „Hab' Acht, was Du von mir redeſt, Ann Spaulding. Ich werde Dich bei Deinem Namen nennen. — Du haſt zu dem Titel meiner armen Mary kein Recht — vier Monate nachdem ihr Leib in die Gruft gelegt war — vier Monate — ehe ſie kalt war und das Gras über ihrem Sarge Wurzel faſſen konnte. — Hab' Acht auf Dich, ſage ich Dir;" und dann fing ſie an das alte Volkslied von Lady Iſabelle's Tragödie, mit ihrer krächzenden Stimme zu ſingen, und ſuchte beſonders, wie es ſchien, die Verſe aus, in denen der Name „Stiefmutter" vorkam, und betonte dieſe Sylben ſehr ſtark:

„Stiefmutter aber war ein bös',
Recht herzlich böſes Weib,
Und Tag und Nacht verlangte ſie
Zu tödten Mary's Leib.

Beſtach auch ſpäter ihren Koch
Die Blutthat zu vollziehn,
Und trat dann mit gar frommem Blick
Vor ihre Tochter hin! —"

Dann die dazwiſchen liegenden Verſe überſpringend, kam ſie mit noch höherer, gellenderer Stimme zu den Stanzen, wo der Lord von der Jagd zurückkehrt, und nach ſeiner Tochter fragt, ihm das Mahl aufzutragen, und als dieſe nirgends gefunden werden kann, ſchwört weder eſſen noch trinken zu wollen, bis ſie zum Vorſchein kommt; dann hebt wieder das Lied an:

„O dann!" rief aus der Koch in Haſt,
Mit lautem, wildem Schrei,
„Den Kuchen, willſt die Tochter ſehn,
Den Kuchen ſchneid' entzwei.

Ihr Fleiſch iſt klein gehackt darin,
Gebraten und geſchmort.
Stiefmutter hat das All' beſtellt,
Bezahlte auch den Mord."

Von dieſem ſprang ſie zum Schlußvers über, den ſie mit beſonderer Luſt ſang:

„Der Lord, der trauerte gar ſehr
Um ſein lieb Töchterlein,
Stiefmutter aber litt darauf
Des Scheiterhaufens Pein."

Während deſſen fielen der armen Anna Thränen auf die Wangen des jüngſten Kindes und Tims, der durch das Eintönige des Geſanges, den herben Sinn der Worte nicht ahnend, auf ihrem Schooße eingeſchlafen war. Mr. Maſon jedoch machte die Thüre zu, und verſuchte Alles, die gekränkten Gefühle ſeines theuern Weibes zu beſänftigen, die auch, trotz dem Schmerze, den ſie fühlte, zu lächeln verſuchte.

Mansfeld zog ſich jetzt zurück, und wunderte ſich im Stillen darüber, daß Leute Luſt und Zufriedenheit von den Herzen Anderer zu verſcheuchen ſuchen, blos weil ihre eigenen derſelben entbehren. Er bewunderte aber das Betragen der jungen Mutter, die ihre Engelsmilde und Ergebenheit der alten böswilligen Frau entgegenſetzte, und mit grenzenloſer Geduld, ja Freundlichkeit, ihre üble Launen trug. —

Wir bewaffnen und bereiten uns wohl Alle auf große Kämpfe und Gefahren vor, unſeren Muth, oder unſere Tugend recht vorleuchten zu laſſen, dennoch iſt das alltägliche Leben gerade der Platz, wo unſere Charakterſtärke, wo unſer Herz am häufigſten geprüft wird.

Während der Jüngling mit dieſen und ähnlichen Ideen heimwärts wanderte, dachte er wieder an das liebliche Bild der Jungfrau zurück, und unwillkürlich mußte er ſich geſtehen, er habe daſſelbe Geſicht ſchon irgendwo geſehn, obgleich er ſich nicht erinnern konnte wann, und unter welchen Verhältniſſen. Er wandte ſich daher, und ging wieder der Hütte zu, in der Hoffnung, die Unbekannte noch einmal zu erblicken, und dann ſich vielleicht der Aehnlichkeit wieder zu erinnern.

Als er zum zweiten Male vor das Haus kam, ſah er die alte Frau auf der Schwelle allein ſitzen, während von innen das Zeter Mordio des jüngſten Kindes gehört wurde, das dann und wann einmal einen Augenblick verſtummte, und gleich darauf wieder, als der kleine Schreier friſche Kräfte geſammelt hatte, mit erneuerter Kraft ausbrach; die alte Frau aber bekümmerte ſich wenig um den kleinen Schreihals; ſie hörte mit ſtiller Ruhe, ja faſt mit einer heimlichen Zufriedenheit, denn ein leiſes Lächeln ſpielte um ihre Mundwinkel, dem Toben zu, und ihr Blick ſchien zu ſagen: „Es iſt nicht mein Fleiſch und Blut, laß es ſchreien.“

Bald jedoch kam Mr. Maſon mit ſeiner Frau, jedes von ihnen in ihrer Hand einen bis zum Rande mit Milch gefüllten Eimer haltend, auf deren Oberfläche der gelbe, fette Schaum trieb. — Alice ging neben der jungen Frau, einen kleineren Eimer in der Hand, mit dem, was techniſch „the strippings“ genannt wurde oder die letzte Milch des Thieres, wenn das Meiſte ſchon abgemolken iſt.

Mansfeld, indem er mit jener, in dieſen wilden Gegenden ſo gebräuchlichen Ungebundenheit zu ihnen trat, bat ſie um einen Trunk Milch, ſeinen Durſt zu löſchen.

Die junge Frau war eben im Begriff ihm das Verlangte zu reichen, als ihres Lieblings Stimme in ſolch erneuertem Lamento ausbrach, daß ſie eilig ihren Milcheimer niederſetzte, und in vollem Laufen zum Hauſe flog. —

Alice bot dem Fremden, mit einem zarten Erröthen, ihren Eimer an, und ſeinem freundlichen Dank zu antworten, neigte ſie das Köpfchen mit einer ſolchen Lieblichkeit und einem ſolchen Lächeln gegen ihn, daß wieder unwillkürlich der Gedanke in ihm aufſtieg: „wo, um des Himmels willen, haſt Du das Geſicht ſchon geſehen?“ — Als ſie ſich von ihm wandte, hatte er Zeit die ſchlanke, gerundete Geſtalt, und beſcheiden ſtolze Haltung des Mädchens zu beobachten; ihr weißer Arm war bis zum Ellbogen entblößt, und ſie ſelbſt in einen einfachen ſelbſtgewobenen blauen Rock gekleidet, der ſo genau anſchloß, daß, trotz dem hohen Beſatz, der Alles, ausgenommen die weiße Kehle verbarg, doch die Umriſſe ihres Oberkörpers vollkommen erkennbar blieben. Ihr Haar war einfach zurückgekämmt, und auf dem Hinterkopf geflochten, von dem nur zwei dunkele Locken hinter den Ohren herunter fielen.

Mr. Maſon hatte ſeinen Eimer ins Gras geſtellt, und ſchien bereit in irgend eine Unterhaltung, ſei es über Wetter, Ernte, Indianer oder was es ſonſt ſein mochte, einzugehen.

„Alice iſt ein hübſches, liebes Mädchen!“ ſagte er, als er den Blicken des Jünglings folgte.

Heinrich erröthete, und geſtand die Urſache ſeiner Bewunderung, als Entſchuldigung, ſie ſo aufmerkſam beobachtet zu haben.

„Leicht möglich,“ erwiederte Jener, „es iſt ſonderbar, und mir oft aufgefallen, wie ſo häufig Leute, die ſich nicht im Geringſten verwandt ſind, doch einander ſo ähnlich ſehn.“

„Wohl wahr,“ antwortete Heinrich, „und dennoch wie wunderbar, daß unter dieſen Millionen der Erde, mit ein und denſelben Geſtalten, doch wieder ſolche unendliche Verſchiedenheiten herrſchen, die alle darauf hinausgehen, irgend einen bedeutenden Unterſchied in ſich ſonſt ganz ähnlichen Zügen hervorzubringen.“

„Der große Meiſter weiß ſich ſtets zu helfen,“ ſagte Maſon. „Seht die Blätter eines Baumes an, nimmer findet ihr zwei, die ſich vollkommen ähnlich ſind, nimmer zwei Grashalme, die ſich genau gleichen, und doch haben alle dieſelbe Form, dieſelben Streifen.

Wenn der Menſch eine Maſchine macht, um ein und dieſelben Sachen hundert und tauſendfach darauf zu verfertigen, ſo iſt eins der Machwerke auch gerade wie das andere, der Menſch kann nicht wechſeln, und dennoch dieſelbe Sache haben, Gott aber kann!“ —

„Iſt das junge Mädchen, Fräulein Alice, eine Verwandte von Euch?“ fragte Mansfeld nach einer kleinen Pauſe, dem die Unterhaltung ein wenig zu philoſophiſch wurde.

„Nein, nein, ſie iſt eine Waiſe, ſie hat keine Verwandte mehr auf dieſer Welt; die wurden alle von den Indianern gemordet; Ihr habt doch wahrſcheinlich von dem Hinſchlachten der ganzen Durandiſchen Familie gehört?“

Im Moment ſchoß ihm alles Blut aus dem Herzen in die Schläfe, — er gedachte des ſonderbaren Mädchens, das er in Tippecanoe gefunden, und die merkwürdige Aehnlichkeit, und auch wieder Verſchiedenheit derſelben fiel ihm ſchwer aufs Herz, denn nichts konnte einander unähnlicher ſein, als das kalte, ſtolze Benehmen der Einen, gegen die wunderholde Milde der Anderen, und dennoch hatten ſie dieſelben Geſichtszüge, dasſelbe Lächeln, dieſelbe Stimme. „Seid Ihr gewiß, daß

Keiner gerettet wurde? konnte nicht ein Theil derſelben in die Gefangenſchaft geſchleppt ſein?“

„Nein, ſie wurden alle geſchlachtet, ihr Haus verbrannt und mit ihm ihre Leichname.“

Mit dieſen Worten nahm der Mann die Eimer von der Erde, und bat den jungen Mansfeld, mit ihm ins Haus zu gehen: „Aber Ihr müßt nichts davon gegen Alice äußern,“ fuhr er fort, „das arme Mädchen hat ſich ſo faſt ſchon zu Tode darüber gegrämt, und jetzt ſind dieſe bemalten Teufel wieder da, uns umzubringen, was wenigſtens eher wahrſcheinlich iſt, als daß ſie in Frieden abziehen.“

Mansfeld entſchuldigte ſich und verließ den Hof, doch nicht ohne vorher verſprochen zu haben, recht bald wieder zurück zu kehren.

VIII.

Und er neigte ſich und raubte
Ihrem Mund den erſten Kuß.

Mr. Maſon war erſt vor einigen Jahren aus dem Oſten, von wo er ſeine Frau und deren alte Mutter mitbrachte, in dieſe weſtlichen Regionen eingewandert. Mary hatte ſich auch von ihrer Mutter, deren einziges Kind ſie war, nicht trennen mögen. Ueberdies waren die Launen der alten Frau bekannt, und Mary beſonders, von Jugend auf an dieſelben gewöhnt, bemerkte ſie wohl weniger, als Andere, noch dazu, da ihre alte Mutter die Zärtlichkeit und Liebe, die ſie der ganzen übrigen Welt vorenthielt, an ſie allein verſchwendete.

Noch müſſen wir dem kleinen Haushalt des jungen Farmers und ſeiner Frau, ein Mädchen von ungefähr 12 Jahren zuzählen, die, als ihre Eltern ſtarben, dem Waiſenhauſe übergeben wurde, da ihre wohlhabenden Verwandten alle meinten, daß ſie ſelber genug Kinder hätten, für die ſie ſorgen müßten, und ſich nicht noch die anderer Leute aufladen wollten. Wären die Verwandten des verlaſſenen Kindes arm geweſen, ſo hätten ſie vielleicht beſſer den Werth freundlicher Theilnahme verſtanden, die elternloſe Waiſe würde in ihren Herzen ein Aſyl gegen die kalte Unfreundlichkeit der Welt gefunden, und herzlich die mageren Brotrinden mit ihnen getheilt haben; aber unglücklicher Weiſe war es das Gegentheil, die kleine Anna wurde öffentliches Eigenthum, und der guten Frau übergeben, welche die Oberaufſicht dieſes Inſtitutes führte. Hier lernte ſie Leſen, Schreiben, Nähen, wie alle Arten von Hausarbeit, und da ſie ſonſt freundlich und willig war und ſchnell begriff, wurde ſie bald der allgemeine Liebling; als daher Mr. Maſon ſpäter kam, und vorſchlug, ſie in ſeine eigene Familie zu nehmen, und zu erziehen, oder ſie mit anderen Worten bis zum 18. Jahr „verpflichtete“ (bound over) bei ihm und ſeiner Familie zu leben, und zu arbeiten (was häufig in dieſen Inſtituten vorfällt), kamen der guten alten Frau die Thränen in die Augen, und ſie gab ihr eine Bibel zum Andenken, ſich dabei immer freundlich ihrer zu erinnern.

Anna wurde bald ebenſo in Mr. Maſons Familie der Liebling, als ſie es im Waiſenhauſe geweſen war, und ihnen faſt in allen Sachen unentbehrlich; ſie hatte auch wirklich keine Urſache ſich über irgend etwas zu beklagen, außer etwa über die böſe Laune der alten Madame Jones, der Mutter von Madame Maſon; aber Anna's Herzensgüte ließ ſie auch dies überwinden, und Niemand hatte ſie je böſe geſehen, ausgenommen einmal, als ſie, nachdem ſie Jahrelang die Spottnamen der alten Frau ruhig ertragen, feierlich erklärte, ſie würde nie und nimmer irgend etwas thun, wenn es ihr unter dem Namen „Arbeitshaus-Mädchen,“ wie ſie die Mutter, wenn ſie das Mädchen recht kränken wollte, zu nennen pflegte, aufgetragen würde.

Dieſe wagte nicht ſie zu ſehr zu reizen, und nannte ſie Ann Spaulding worüber ſich die Arme nicht beklagen durfte, da es ihr eigener Name war, obgleich ſie viel lieber das vertraulichere „Annchen“ von den Lippen der alten Frau gehört hätte, wie ſie auch Maſons nannten.

Bald nach dieſen kleinen Zwiſtigkeiten zog die ganze Familie nach Weſten, denn der fruchtbare ergiebige Boden dieſer Landſtriche war für den Farmer des Oſtens, der ausgenutztes, dürres Land zu bearbeiten gewöhnt war, zu lockend, und Anna folgte ihnen; der armen Marie Geſundheit aber unterlag dieſem ungeſunderen

Klima, ſie wurde ſehr krank. — Anna wachte mit ſchweſterlicher Liebe an ihrem Lager, und verſuchte mit freundlicher Theilnahme den Gram von ihrem Herzen zu verſcheuchen, der nur zu oft den weit von den Plätzen ſeiner Jugendſpiele Entfernten ergreift. —

O, wer ſchildert die Pein des armen Menſchen, wenn er weit, weit von der Heimath entfernt, allein unter den kalten Seelen, der Vaterſtadt, des Mutterherzens, der Jugendfreuden denkt, und ihn die zehrende Sehnſucht erfaßt, noch einmal die glühende Stirn in den Schooß der Mutter zu legen, noch einmal die leiſe Liebkoſung ihrer Hände auf ſeinem Haupte zu fühlen; wer kann die Stärke der Bande, die ihn an die Heimath binden, auch nur ahnen, wenn er nicht ſelbſt den langen Schmerz der Trennung erlitten hat!

Marie war ein zu liebes, ſanftes Weſen, die rauhen Stürme des Lebens lange zu ertragen, ſie welkte und ſchwand in einem unendlichen Sehnen nach der Heimath, das ſie wachend und ſchlafend nicht mehr verließ, dahin. Lange konnte ſie das jedoch nicht ertragen, ihre Kräfte wichen täglich mehr und mehr, und ſie verſchied, ihr Kind Anna's Pflege empfehlend, und bat dieſe noch ſterbend, dem Verlaſſenen eine Mutter zu ſein. —

Anna verſprach Alles, und that auch wirklich was in ihren Kräften ſtand, ihre Liebe und Dankbarkeit für die Todte zu beweiſen. Tag und Nacht beſchäftigte ſie ſich mit dem Kinde, und half allen ſeinen kleinen Bedürfniſſen mit der Zärtlichkeit einer Mutter ab.

Mr. Maſon konnte nicht gegen die Güte des treuen und lieben Mädchens gleichgiltig bleiben, er fühlte ſich allein und verlaſſen, und fand ſich gar oft an Anna's Seite, das Kind zu liebkoſen, nicht wiſſend, daß eigentlich Anna's Lächeln es war, welches ihn aufheiterte. Anna betrachtete ihn als ihren Beſchützer, und that in ihrer Herzenseinfalt Alles, was ihm angenehm und lieb war. Sie dachte nie an die Folgen. Er war traurig, und ſie verſuchte ihn zu tröſten. Sie hatte ſich immer bemüht, Alles nach ſeiner Bequemlichkeit einzurichten, jetzt, da er allein war, that ſie es doppelt.

Eines Abends, als ſie den kleinen Tim in ihren Armen eingeſchläfert hatte, und das Kind auf ihrem Schooße ſchlummerte, ließ ſich Mr. Maſon an ihrer Seite nieder, und bat ſie, wie ſie es immer in ihrer Güte geweſen ſei, jetzt auch in Wirklichkeit die Mutter des Kleinen zu werden. Die arme Anna ſchaute ihm verſchüchtert in die Augen, und brach in Thränen aus. — Das erſte Mal in ihrem Leben fühlte ſie, daß ſie ein Dienſtbote war. —

„Nein, ach nein!" antwortete ſie, „ich bin Euere Magd, Euch übergeben um zu dienen, ich kann nicht Euer Weib werden," und ſie verbarg ihr Geſicht in ihren Händen.

Mr. Maſon war ſehr gerührt. — Es war wahr, ein Contract war abgefaßt und unterzeichnet worden, aber das Papier hatte, faſt vergeſſen, ſchon Jahre lang in der alten eichenen Kiſte gelegen. — Madame Jones hatte übrigens zweifelsohne das Andenken an ihre Verbindlichkeiten in dem armen Mädchen wach erhalten, doch weder ſie, noch die Hingeſchiedene hatten das Mädchen je in einem anderen Lichte, als zur Familie gehörig, betrachtet. — Er ſtand auf, nahm die Papiere aus dem Kaſten, warf ſie in die Flamme, und bat ſie nun, ſich nur als der Verſtorbenen Freundin zu betrachten, und ſein Weib, die Mutter ſeines Kindes zu werden. Anna ſah eine Weile ſtill vor ſich nieder; und alle die tägliche Kränkung und Verfolgung der alten Frau zeigte ſich ihren ſinnenden Blicken, und mit Entſetzen wandte ſie ſich davon und bat ihn, nie, nie das eben genannte wieder zu erwähnen, indem ſie hinzufügte: „Nimmer könnte ich, als Euer Weib, die verächtliche Kränkung, die ich jetzt gern ertrage, dulden."

Mr. Maſon verſtand ſie und wanderte in peinvollem Schweigen im Zimmer auf und ab. „Anna," ſagte er endlich, vor ihr ſtehen bleibend, „ich könnte ſagen, daß die alte Frau ſich irgendwo anders eine Heimath ſuchen ſolle, daß ſie kein Recht habe, dieſelbe hier zu erwarten, ſo ſie den Frieden im Hauſe ſtöre, aber Anna, ich kann die Witwe nicht verſtoßen, ſie muß bleiben, ich will beten, daß Gott mich ſtark mache, den geraden Weg der Pflicht zu gehen."

Anna lächelte durch ihre Thränen, reichte ihm die Hand und ſagte: „Alles wird gut gehen, ſo Ihr thut was recht iſt, und ſollte meine Gegenwart Euren Frieden ſtören, will ich gern dieſen Platz verlaſſen, wie die Magd in alten Zeiten es gethan!"

Mr. Maſons Stirn zog ſich in düſtere Falten. „Theuere Anna, ſprich nicht wieder das Wort Magd" — und zum erſten Mal bog er ſich zu ihr nieder, preßte ſeine Lippen auf ihre brennende Wange, und verließ dann das Zimmer, da er Madame Jones kommen hörte.

Anna's Gründe ihn zurückzuweiſen, waren ſicher aufrichtig gemeint, doch mußten ſie wohl ſeinen ſorgeſetzten Ueberredungen gewichen ſein, wenn wir wenigſtens nach der Thatſache ſchließen, daß ſie, ſechs Wochen nach der ebenbeſchriebenen Unterredung, die geſetzliche Herrin des Hauſes wurde, und „klein Timmy," ſie, zu dem großen Aerger der Alten, die ſie jetzt mehr als vorher Anna Spaulding rief, „Mutter" nannte. Ja dieſe ging in ihrer erſten Wuth ſo weit, zu drohen, daß ſie das Haus für immer verlaſſen wolle, und that auch wirklich ſo für wenige Tage, indem ſie erklärte, daß ſie nun und niemals eine Andere an dem Platz ihrer theueren Marie ſehen könne; es iſt aber möglich, daß die Gaſtfreundſchaft der Nachbarin, zu der ſie zog, ſo ſtark in Anſpruch genommen, etwas nachließ, denn die alte Dame kam, unzufriedener als je mit der Welt, zurück und erklärte im Hauſe bleiben zu wollen, um den kleinen Tim gegen böſe Behandlung zu ſchützen. Anna war herzlich froh als ſie zurückkehrte, denn es würde ihren Frieden untergraben haben, hätte ſie glauben müſſen, die alte, hilfloſe Frau wäre ihretwegen zu Fremden gegangen. Jahre ſchwanden ſo, und Anna war über ihre Erwartungen glücklich. „Klein Tim" war ein eigenſinniger Burſche, und je mehr er ſah, daß es ſeine Großmutter ärgerte, deſto inniger ſchloß er ſich an ſeine Stiefmutter an; ſeine kleine

Seele mochte vielleicht ſchon ahnen, daß die arme Anna Vieles unſchuldig und ungerecht von der alten Frau litt, und ſo viel freundlicher liebkoſete er ſie dann mit den kleinen Händchen.

Mr. Maſon war in den Lehren der Presbyterianiſchen Kirche erzogen, und obgleich wohl ein Schatten von Strenge ſich mit ſeinem religiöſen Glauben miſchte, konnte doch das ſeiner ſonſt ſo herzlichen Güte keinen Abbruch thun.

Da er ſeinen Schöpfer nicht mehr in einem von Menſchenhänden gebauten Tempel anbeten konnte, verrichtete er ſeinen Gottesdienſt in dem herrlichen grünen Dome des Herrn, und fand das blaue azurne Himmelsdach ein ſchöneres Gotteshaus, als das von Holz und Steinen aufgeführte.

Er las jeden Sonntag laut einige Stellen aus den wenigen Büchern vor, die er beſaß; ſeine ganze Bibliothek beſtand übrigens in einer gewaltigen, in Schweinsleder eingebundenen Bibel mit geheimnißvollen, faſt nicht zu enträthſelnden Holzſchnitten, „Doddridge's Steigen und Fortſchritte,“ „Maſon über Selbſterkenntniß,“ „Scongals Leben Gottes in der Seele des Menſchen“ — ſein Lieblingsbuch: „des Pilgers Fahrten,“ Fox's Buch der Märtyrer mit ſchaudererregenden Bildern, und einem alten Commentar; von anderen Schriften hatte er noch „Washingtons Leben", „Marions Leben", „Goldſmidt's England" und „den Feldzug der großen Armee."

Morgens und Abends war er gewohnt einige Verſe aus der heiligen Schrift laut zu leſen, und dann mußte „klein Timmy" ſelber ganz ruhig ſitzen. —

IX.

Das Meſſer blinkte, der Tomahawk flog,
Die Erde das Blut in Strömen ſog.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Nachdem wir hier nun Herrn Maſons Familie etwas beſchrieben haben, müſſen wir für einen Augenblick zu der Zeit ſeiner zweiten Heirath zurückgehn, wo die Geſinnungen zwiſchen den Weißen und Indianern ſchon einen viel feindſeligeren Charakter annahmen.

Gewaltthaten gehörten keineswegs zu den Seltenheiten, und die Wildheit des Landes, wie die zerſtreuten Wohnungen der Landleute, machten es faſt unmöglich, ſie zu beſtrafen.

Da dieſe abgehärteten Pioniere*), oder „Squatters“ wie ſie ſich ſelber gerne nannten, keinen Schutz von den Gerichten erwarten konnten, übten ſie ſelber, nach ihrer Anſicht wenigſtens, Recht und Gerechtigkeit, und es iſt genug Grund vorhanden zu glauben, daß ihr Verfahren oft ſehr grauſam und ungerecht war, da man noch bedenken muß, daß der arme Indianer, beſonders von dieſen ſeinen Nachbarn nicht höher als das wilde Thier geachtet, und als ſolches verfolgt und umgebracht wurde.

---

*) Pioniere: die weſtlichſten Anſiedler, die ſtets der Bevölkerung vorauseilen, und ſich oft zwiſchen den Indianern niederlaſſen.

Die Bevölkerung dieſes Landſtrichs beſtand aus Auswanderern von allen Theilen der Vereinigten Staaten, und einem großen Theile Fremder, die politiſcher oder religiöſer Zwang der alten Welt bewogen hatte, Schutz und Freiheit in den weſtlichen Staaten zu ſuchen.

Viele von dieſen Fremden waren Franzoſen, die ſich leichter wie die Abkömmlinge irgend einer anderen Nation, den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen anſchloſſen.

Die Familie Durand war eine von dieſen. Sie lebte an der äußerſten Grenze der weißen Bevölkerung, und ſuchte weder Gemeinſchaft mit ihren weißen Nachbarn, deren Annäherung ſie ſogar vermied, noch unterhielt ſie irgend eine Verbindung mit den Indianern.

Monſieur Durand war ein ernſter, ſtreng bigotter Mann, und faſt, in Hinſicht ſeiner religiöſen Anſichten, fanatiſch. — Das Mißlingen früherer Hoffnungen und Pläne hatte, wie man ſich erzählte, ihn aus dem geſellſchaftlichen Leben verſcheucht und ſeinen einſt heiteren Geiſt, wenn nicht ganz verdüſtert und umnachtet, doch trübe beſchattet.

Nicht zu verkennen war, daß er ausgezeichnete Bildung genoſſen habe, und ſeine kleine Hütte enthielt Gegenſtände der Pracht und des Luxus, die man in dieſer Wildniß ſchwerlich vermuthet hätte.

Seine ganze Bedienung beſtand aus einem einzigen Neger, der der Familie mit treuer Anhänglichkeit diente.

Madame Durand war eine ſchlanke, zart gebaute Dame, deren Liebe zu ihrem Manne ſo in Furcht vor ihm verſteckt blieb, daß es wirklich zweifelhaft ſchien, ob dieß Gefühl überhaupt exiſtire; zeigte ſie jedoch in dieſer

Hinſicht wenig Herz, ſo brach es um ſo mehr hervor, wenn ſie ſich mit ihren Kindern beſchäftigte, dann war ſie ganz Hingebung und Zärtlichkeit, während ihre ſanften Augen in Liebe glühten, und ihre Stimme leiſe und lieblich ihnen zulispelte. Die Wenigen, die ſie je geſehen hatten, fühlten, daß ſie ſo ſchön als unglücklich war, und hatten nicht das plötzliche, furchtſame Aufblicken zu dem ernſten Gatten, noch ihre ſich dann wieder mit einem leiſen Seufzer ſenkenden Augenlider überſehn. Ihre Geſchichte war ein Geheimniß, und Alle fühlten, daß es ein ſchmerzliches ſein mußte. — Sie war Mutter dreier Kinder, und obgleich ihre Liebe zu ihnen unbegränzt war, übertraf ſie doch nicht die des Vaters, der beſonders ſeine zweite Tochter, die mehr von ſeinen Blicken und ſeiner ſtolzen und kühnen Haltung, als die übrigen geerbt hatte, abgöttiſch verehrte. —

Dieſer Art waren die Verhältniſſe der Anſiedler, als eine Bande Wilder, bei hellem Tageslicht und ohne irgend eine gegebene Urſache, das Haus überfielen, und die Bewohner unbarmherzig niedermetzelten. — Alice, die älteſte Tochter entkam, wie? wußte ſie ſelber nicht, ſie erinnerte ſich übrigens einen Theil des ſchrecklichen

Schauſpiels mit angeſehn zu haben, und war dann ohnmächtig geworden. Als ſie wieder zu ſich kam, fand ſie das Haus niedergebrannt, und mit ihm theilweiſe die Leichen ihrer Lieben.

Die Schatten der Abendſonne wurden länger und länger, aber obgleich ſchwach und verwirrt, durch die Schreckensſcene faſt ihrer Vernunft beraubt, wandte ſich doch das arme Kind mechaniſch nach Mr. Maſons Hauſe, da dieſes, wenn auch viele Meilen entfernt, das nächſte war, mit dem ſie einigen Umgang gepflogen hatten. — Wie ſie dort hinkam, weiß nur der Allmächtige, ſie behielt einzig und allein dunkele Erinnerungen von Finſterniß und Hunger, einem langen, langen Marſch, faſt nicht zu ertragender Müdigkeit, wild glühenden Lichtern, wie Feuerkugeln, und mitternächtigem Stampfen und Heulen, aber der allliebende Vater droben, führte das ſchwache Kind durch die faſt unwegſame Wildniß, und ſchützte ihre zarten Glieder vor dem Nachtthau und dem gefräßigen Zahn wilder Beſtien.

Anna war eben im Begriff, ihre Hausthür für die Nacht zu verriegeln, als ſie ein leiſes Klopfen und Jammern draußen vernahm, und athemlos von Schrecken floh ſie zu ihrem Gatten, indem ſie fürchtete, daß es der Panther ſei, von dem geſagt wird, daß er die Stimme des Jammers und Schmerzes annehme, um ſeine Leute deſto ſicherer zu locken.

Mr. Maſon legte ſein Buch nieder, ſtand auf und öffnete die Thür; in dem Augenblick fiel auch das Kind mit ausgeſtreckten Armen vor ihm nieder. Er nahm es auf, und trug es zum Licht, und lange Zeit glaubten Alle, daß der Lebensfunken in ihm erloſchen ſei. Langſam aber kehrte der Waiſe das Bewußtſein wieder, doch ſo ſchwach war ſie, daß ſie Tagelang wie ein kleines Kind gefüttert werden mußte; dann erfaßte ſie ein hitziges Fieber, und lange lag ſie am Rande des Grabes. —

Die Geſchichte des Unglücks breitete ſich bald aus, und erregte großes Mitgefühl, denn die Schönheit der Madame Durand, und der Glaube, daß ſie nicht ſo glücklich ſei, als ſie eigentlich verdiene, erweckte überall das Mitleiden der rauhen Waldſöhne.

Es war ſchrecklich — Jahre des Grams und innerlichen, herzergreifenden Kummers auf ſolch fürchterliche Weiſe in Blut und Tod geendet.

Anna wachte am Krankenlager der armen Kleinen mit ihrer ganzen Zärtlichkeit und Liebe, und gab ſie durch ununterbrochene Pflege und Wartung dem Leben wieder. Sie fühlte doppelte Sympathie für ſie, ſowohl ihres Unglücks, als auch der Erinnerung ihrer eigenen Jugendjahre und der Verlaſſenheit einer Waiſe wegen, deren Schmerz ſie wohl kannte.

Die jugendliche Natur des Kindes ſiegte endlich, und das elternloſe Mädchen, mit ſeinem wunderlieblichen, blaſſen, traurigen Geſichtchen ſchloß ſich eng an ſeine Pflegerin an. —

Sie hing an ihr, als ob ſie fürchtete, daß ihr auch dieſe letzte Stütze genommen werden könnte, und ſie dann ganz einſam und elend wäre.

Ihre Geſundheit wurde jedoch nach und nach wieder hergeſtellt, und ihre frühere Munterkeit kehrte wieder, obgleich ſich noch oft ihre Augen unwillkürlich mit Thränen füllten; ihre Freunde wußten, daß ſie den gemordeten Lieben galten.

Anna fand in ihr eine Geſellſchafterin und Freundin, und ſelbſt die alte Madame Jones wurde unter dem

Einfluſſe ihrer ſanften Lieblichkeit milder und freundlicher, denn Alle fingen an ihre Launen der Alterſchwäche zuzuſchreiben, und bemühten ſich daher um ſo mehr, mit verdoppelter Zärtlichkeit und Rückſicht die alte ſchwache Frau zu behandeln.

X.

Von der Schwelle weicht zurück!
Oder, Gott ſoll mich verdammen,
Ihr ſeid todt, im Augenblick.

General Harriſon hatte beſtimmt, daß die Berathung unter einer kleinen Baumgruppe, nicht weit von den Anſiedlungen, ſtatt finden ſolle, weil erſtlich die Stadt ſelbſt keinen bequemen und paſſenden Platz für derlei Zuſammenkünfte darbot, und er dann auch die Gemüther der Einwohner etwas beruhigen wollte, die keineswegs ohne Verdacht dieſes Zuſammenſtrömen der dunkeln Krieger in ihrer Nachbarſchaft bemerkten.

Es war ein ruhiger, ſchwüler Tag, im Monat Auguſt, als die Glieder der Berathung auf dem dazu beſtimmten Grund und Boden erſchienen; und zwar General Harriſon in der einfachen Tracht des Weſtens, nur von ſeinen Adjutanten und einer Wache von zwölf Mann begleitet. Einen eigenen Anblick bot es aber, dieſe wenigen Männer ſich in der Mitte von mehren Hunderten von Kriegern niederlaſſen zu ſehen, die alle bemalt und bewaffnet, ihren Vortheil kennend, und durch ihnen geſchehenes Unrecht beleidigt und gereizt, feſt entſchloſſen waren, Recht zu erhalten.

Als ſich Alle verſammelt hatten, ſtellten ſich Winnemac und ſeine Krieger an General Harriſons Seite. — Die Shawnees zeigten aber weder durch Miene noch Blick Verwunderung, und die verrätheriſchen Potowatamys verſuchten umſonſt die Geſinnungen derſelben in ihren Augen zu leſen.

Nachdem Alles geordnet war, begann der General die Unterhandlungen mit einer Rede, in welcher er Tecumſeh aufforderte ſeine Rechte auf das abgetretene Land vorzulegen, ſo wie die Urſache, weswegen er feindliche Geſinnungen gegen den, ihm (General Harriſon) befreundeten Häuptling Winnemac hege, kund zu geben und ſchloß mit einer Andeutung, daß die Gegenwart aller dieſer Krieger ſie von jedem Verdacht reinigen müſſe.

Tecumſeh horchte alle dieſem, wie es ſchien mit großem Intereſſe, und ſtand, als der General ſchwieg, auf, um darauf zu antworten.

Seine Stimme war ſanft und melodiſch, und er verfolgte den Faden ſeiner Rede mit einer, des größten Redners würdigen Flüſſigkeit und Gewandtheit. —

Seine Sprache und Bewegung waren im Anfang ruhig und würdevoll, ganz dem gewaltigen Zweck, den er im Auge hatte, entſprechend; aber als ſich ſeine Rede weiter ausbreitete und wärmer in der Vertheidigung ſeines Vaterlandes, ſeiner Nation wurde, hob ſich ſeine Stimme, ſelbſt ſeine Geſtalt höher und höher, und je weiter er ſich in die Einzelnheiten der großen Sache, die er vertheidigte, einließ, deſto kräftiger, deſto feuriger wurde ſeine Sprache, wie die Quelle, erſt leiſe und ruhig murmelnd durch grüne Gefilde zieht, je weiter ſie fließt, mehr und mehr Bäche in ſich aufnimmt, zum Fluß wird und ſich endlich als mächtiger brauſender Strom in den Ocean ergießt.

„Brüder, der Vogel ſingt den ganzen Tag auf den Zweigen, mit ſeinen eigenen Weiſen zufrieden, die Biene eilt von Blüthe zu Blüthe, den ſüßen Tropfen für ſich einzuſammeln, auch ſie iſt zufrieden — der Hirſch ſpielt im Mondſcheine und der Biber ſchaut aus ſeiner Wohnung; ſie ſind alle zufrieden; ſie ſtören Keines das Andere — ſie wollen auch nicht geſtört ſein; geht aber zum Neſt des Vogels, ihm die Jungen zu rauben, und der ſonſt Schwache, Hilfloſe wird ſtark; plündert das Haus der Biene, und Ihr fühlt ihren Stachel; nehmt das

Kalb von der Hirſchkuh, und ſie wendet ſich zum Kampf. Der Biber zieht ſich durch geheime Gänge zurück, und hält, wenn er nicht weiter fliehen kann, um kämpfend mit ſeinen Jungen zu ſterben. So iſt es mit dem rothen Mann.

Ich will das Unrecht, das ihm geſchehen iſt, nicht aufzählen, ich will nicht von des weißen Mannes Schwäche und Hilfloſigkeit reden, als er ſeine Hände empor hielt und den armen Indianer um Brot bat. Ich will nicht davon reden wie der rothe Mann ſeine Felle für ihn ausbreitete, und ihm Hirſchfleiſch gab ſich zu ſtärken. — Es iſt vorbei, — aber ſeht um Euch. — Hat der Indianer ihn nicht unterſtützt? — Ha — das ganze Land iſt dem rothen Manne entriſſen, von demſelben Flecke iſt er vertrieben, wo der Weiße uns ein paar Fuß Erde bettelte, ſeine Todten zu begraben.

Der weiße Mann hat ſeinen rothen Bruder über die Alleghanie-Berge gejagt, jetzt muß dieſer Stand halten. — Der Schwache wird in Selbſtvertheidigung ſtark werden; er wird die Aſche ſeiner Todten zuſammenleſen, und hier, in ſeinen eigenen Jagdgründen, bei den Feuern ſeiner Wigwams, von ſeinen Frauen und Kindern umgeben, wird er ſich zur Wehre ſetzen. —

Der Indianer wird es thun. — Er muß hier leben, oder, wenn er ſterben muß, ſo ſei es hier, auf dieſem Boden, dem Geſchenke des großen Geiſtes, hier, umgeben von den Seinigen. — Unterliegt er hier, ſo wird das Feuer ſeiner Hütten die großen Prairieen entzünden, und bringt der weiße Mann ſeinen Pflug in dieſe Wälder, ſo ſei es über die Leiche des Letzten unſeres Stammes. Brüder! wir ſind des Blutvergießens müde. Der Mais den wir eſſen, iſt von Blut geröthet, Blut iſt auf den Blättern der Bäume; die Blume iſt mit Blut befleckt; wir ſind des Schlachtens müde — Gern vergrüben wir unſern Tomahawk tief in die Erde, der Thau und Regen ſollte ihn roſten, daß er nicht mehr könnte gefunden werden; aber wir wagen es nicht. — Wir tragen ihn im Gürtel, damit der weiße Mann ſich erinnern mag, daß der Indianer eine Waffe habe, und daß er ſie gebrauchen wird; aber nur um ſein eigenes Land, ſeinen eigenen Heerd zu vertheidigen. Laßt die bleichen Geſichter bleiben wo ſie ſind, und der Tomahawk wird an ſeinem Platze ruhn, laßt aber ihren Fuß nur deſſen Länge vorwärts ſchreiten, und er wird roth von ihrem Blute ſein. — Laßt ſie das bedenken. — Brüder! der große Geiſt hat ein Seil genommen, und alle rothen

Männer zuſammengebunden. — Sie haben alle die Hände ausgeſtreckt, und jeder die ſeines Bruders erfaßt. Es iſt eine große Kette von rothen Männern mit in einander geſchloſſenen Händen, von den großen Seen bis zu den warmen Gewäſſern des Südens. Das ganze Land, weſtlich dieſer großen Gebirge, gehört dem einen Volk.

Kein Stamm ſoll hinfort mehr ſagen: „Dies Land iſt mein, ich will es für Feuerwaſſer, Gewehre oder Decken verkaufen,“ denn es gehört der ganzen Nation. Der Indianer ſoll nicht von ſeinen Feldern und Jagdgründen vertrieben werden, weil ein ſtarkes Getränk ſein Herz geſtohlen hat; er iſt, durch die Verpflichtungen unſeres Volkes, verbunden ſie zu erhalten und zu vertheidigen. — Wir ſind nicht mehr verſchiedene Stämme, wir ſind ein Volk.

Brüder! Die bleichen Geſichter waren erſt viele Stämme; ſie waren ſchwach! — Schiffe kamen über das große Waſſer mit bewaffneten Männern, ſie zu berauben. — Sie vereinigten ſich zur Vertheidigung, ſie wurden ein ſtarkes Volk, und ihre Feinde flohen. So iſt es mit dem rothen Mann! Einſt waren ihrer Viele, jetzt ſind ſie Eins. —“

Sich dann an General Harriſon in's Beſondere wendend, fuhr er fort:

„Bruder! Man hat Dir geſagt, daß wir Krieg wollen. Es iſt falſch. Der Indianer will ſich nur vertheidigen.

Unſer großer Vater in Washington muß uns von nun an als ein Volk behandeln, wir werden nur als ein Volk Krieg erklären, oder Frieden ſchließen. — Ich ſelbſt will unſern weißen Vater in Washington beſuchen, und ihm die Verbrüderung unſerer Stämme erzählen; er wird dieſem Verhandeln von Ländereien eine Grenze ſetzen; er muß es thun, denn der Indianer hat ſich geſtellt, er iſt in den Boden gewurzelt.

Bruder, würde er es nicht thun, würde er ſeine Hand hinter ſich halten, wenn wir ihm die Friedenspfeife bieten, ſo würde viel Blut fließen. — Er mag wohl ruhig drüben über den Bergen ſitzen, ſeine Weine trinken, und ſeine Pfeife rauchen, aber Du und ich, müſſen es zuſammen ausfechten.

Bruder, Du frägſt, warum wir die Glieder des Rathes von Fort Wayne auffordern, über ihr Betragen Rechenſchaft zu geben? —"

„Bruder! Sie haben den Eid der Verbindung geleiſtet, auf deſſen Bruch Todesſtrafe ſteht. Sie haben uns die Hand der Brüderſchaft gegeben und dann die Kette gebrochen; der Tod nur kann die gelöſ'ten Glieder wieder in einander fügen. Sie haben einen Raub begangen, indem ſie etwas verkauften, das nicht ihr eigen war, ſondern der ganzen Brüderſchaft gehörte. Der Tod allein kann die Schuld ſühnen. Der „krumme Pfad" ſieht nur den heutigen Sonnenſchein, er ſchaut nicht auf die geſtrigen Schatten zurück, noch betrachtet er die ſich ſammelnden ſchwarzen Wolken im Oſten. Er ſieht nur den Rauch ſeiner eigenen Pfeife. Er muß ſterben.

„Bruder! ich habe geſprochen!"

Als er ſich niederlaſſen wollte, fand er keinen Sitz, welches General Harriſon bemerkte, und ihm augenblicklich einen ſandte, indem er ſagte:

„Der weiße Vater bittet Dich, Dich zu ſetzen." Die ſtolze Lippe Tecumſeh's warf ſich im Zorne empor, und er antwortete: *)

„Die Sonne iſt mein Vater, die Erde meine Mutter, an ihrem Buſen will ich ruhen!" und er ſetzte ſich auf die Erde. —

---

*) Geſchichtlich.

Die Antwort des General Harriſon war mild und beruhigend, aber er hatte es mit einem gewaltigen Redner, und zwar mit einem auf deſſen Seite Wahrheit und Recht war, zu thun. — Er weigerte ſich, dies neue Bündniß anzuerkennen, und ſagte, daß es ihm genüge zu wiſſen, die Häuptlinge, die der Verſammlung in Fort Wayne beigewohnt, ſeien die rechten Eigenthümer, und daß ſie den vollen Werth für das verkaufte Land empfangen hätten. Er wußte nichts von der Vereinigung der Stämme und erklärte, daß der große Vater in Washington daſſelbe nie anerkennen würde. Dieſe Vereinigung wäre ein Traum, ſolch ein Ding könne nicht beſtehn, könne nicht anerkannt werden.

Ein halb trauriges, halb ungläubiges Lächeln ſpielte um die Mundwinkel Tecumſeh's, als dieſe Rede beendigt war. Er ſaß mit auf der Bruſt gekreuzten Armen, in trübem Nachdenken vor ſich hinſtarrend, als er plötzlich durch die Stimme Winnemacs, der ſeine Vertheidigung begann, aufgeſtört wurde.

Er ſprang empor, und ſtreckte heftig ſeine Hand vor.

„Laßt den Verräther nicht wagen, hier und zu dieſer Verſammlung von ſeinen Verbrechen zu reden. — Er ſoll vor der Rathsverſammlung ſeines eigenen Volkes erſcheinen, und ſich dort vertheidigen. — Er hat ſeinen Eid gebrochen, und muß denen Rechenſchaft geben, denen er ihn geleiſtet hat.“

Winnemac wollte zu reden fortfahren, doch Tecumſeh's Hand fuhr an den Gürtel, ſein Tomahawk glänzte in der Luft, und er ſprang vor als wenn er den Schädel des verrätheriſchen Häuptlings ſpalten wollte, im Nu ſchimmerten Hunderte von Tomahawks in der Sonne, doch Tecumſeh bezähmte ſich ſchnell, und faſt in demſelben Augenblicke, als Jeder den Todesſtreich auf Winnemacs ſchuldiges Hirn glaubte herabfahren zu ſehn, hielt er ein, und ſteckte die Waffe wieder in den Gürtel.

General Harriſon zog den Degen und erklärte die Berathung als geendet, indem er zu gleicher Zeit einige Worte des Vorwurfs hinzufügte, die das wilde Blut zu Auge und Wange Tecumſeh's trieben, doch augenblicklich gewann ſeine ſtolze Geſtalt wieder ihre frühere Ruhe und Würde. Er gab den Seinigen ein Zeichen, ſtellte ſich an ihre Spitze, und verließ langſam den Berathungsplatz.

Die Nachricht von dem unfreundlichen Aufbruch der Verſammlung verbreitete Schrecken und Beſtürzung unter den Einwohnern der kleinen Stadt. — Alle Arten von Waffen wurden aus längſt vergeſſenen und verſtaubten Ecken hervorgeſucht, und zu augenblicklichem Gebrauch zurecht gelegt. Keſſel mit heißem Waſſer nebſt langſtieligen Löffeln und Gießern bereit gehalten, Feuerzangen und Schaufeln neben die Thüren geſetzt, und ſelbſt Beſenſtiele, als eine keineswegs zu verachtende Vertheidigungswaffe, zurecht gelegt.

Als die Krieger in langer Linie durch die Stadt zogen, lag Alles wie durch Zauberei in grabähnlicher Ruhe und Stille, doch war kein Auge in der ganzen Stadt, das nicht durch die Spalten der feſtverſchloſſenen Thüren und Fenſter einen Blick auf die dunkelen, gefürchteten Krieger zu werfen ſuchte, als ſie langſam zwiſchen den Häuſern hinglitten.

Als Alle vorbei und verſchwunden waren, krochen die Einwohner vorſichtig aus ihren Verſtecken, und betrachteten wohl Einer des Andern Scalp, um zu ſehen, ob noch jeder auf dem rechten Flecke wäre.

Uebrigens wurde, als die Nacht anbrach, keineswegs die nöthige Vorſicht unterlaſſen, denn Viele glaubten, daß dieſe Ruhe und Ordnung, mit der die Indianer abzögen, nur eine teufliſche Liſt ſei, um dann deſto leichter die nichts Arges Ahnenden in der Nacht zu überfallen und zu morden; einige der Kühnern jedoch beſuchten ſie ſelber am Abend in ihrem Lager, (unter dieſen Heinrich Mansfeld), und waren Zeugen der großen Ordnung und Mannszucht, die in demſelben herrſchte.

Es war ein wunderbar ſchöner, und doch wilder Anblick, dieſe hellflammenden Feuer in dem grünen Waldesſchatten, die dunkelen Krieger entweder in Gruppen verſammelt, oder in ihre Felle eingewickelt, an den Feuern hingeſtreckt zu ſehn, während die Wachen ruhig und bewegungslos, wie die ungeheuern Stämme an denen ſie lehnten, da ſtanden.

Die Nacht lag in lieblicher Milde auf der ſchlummernden Erde, und Nichts unterbrach ihre Ruhe.

XI.

„Sie lebt, ſie lebt! was weil' ich denn?
Hin, hin, an ihre treue Bruſt!"

Je mehr Mansfeld über die Aehnlichkeit der beiden Mädchen nachdachte, deſto wahrſcheinlicher ſchien es ihm, daß eins der Durand'ſchen Familie entkommen, und in Gefangenſchaft gerathen ſein könne, da der Brand des Hauſes es ſchwierig machte zu entſcheiden, ob Alle dabei umgekommen ſeien, indem das Feuer einen Theil der Leichname verzehrt hatte, und wilde Thiere ſich bald in die übrig gebliebenen Reſte theilten.

Feſt überzeugt hiervon, und vor Eifer brennend die Wahrheit zu erfahren, fürchtete er doch auch wieder Hoffnungen zu erregen, die vielleicht nie verwirklicht werden könnten. Er war unſchlüſſig was er thun ſollte, als ihm der kleine, von Margareth empfangene Korb einfiel; er beſchloß zu Maſons zu gehen und ihn mitzunehmen, daß vielleicht durch ihn das Geſpräch auf das wunderbare Mädchen, und dadurch auf Alicens Verhältniſſe gebracht werden könne. — Als er ſich dem Hauſe näherte, fand er die Thüre offen, und Herrn Maſon beſchäftigt, aus der aufgeſchlagenen Bibel vorzuleſen und zu beten; es war nun zu ſpät ſich zurückzuziehen, denn Madame Maſon winkte ihm ſchon hereinzutreten, und Alice zeigte ſchweigend auf einen Stuhl neben ſich. Madame Maſon ſchien den eben Gekommenen nicht zu bemerken, das Jüngſte ſprang jedoch ein paar Mal hoch in der Mutter Schooß auf, und Tim ſaß, den Kopf zurück, den Mund offen, und ſtarrte den jungen Mann groß an.

Als das Kapitel beendigt war, legte Herr Maſon die Bibel ehrfurchtsvoll zur Seite, und ſagte: „Laßt uns beten. —“

Die ganze Familie ſtand auf und faltete die Hände auf der Rücklehne der Stühle, während der Vater ein einfaches, herzliches Gebet ſprach, und man ſah, daß er fühlte um was er bat. —

Selbſt der junge, an ein wildes, leichtſinniges Leben gewöhnte Mansfeld, wurde von dieſer einfachen Feierlichkeit gerührt. —

Als das Amen geſprochen war, kam Mr. Maſon auf ihn zu und ſchüttelte ihm herzlich die Hand, und auch der übrige Theil der Familie hieß ihn freundlich willkommen.

Mit der untergehenden Sonne waren auch alle Arbeiten der Familie beendigt; das Spinnrad der alten Dame kam in die Ecke, hinter die Wiege des Säuglings, Anna's Scheere und Zwirn wurden an einen Nagel, der den kleinen Spiegel hielt, gehangen, während ſie an einen andern Nadelkiſſen und Fingerhut hing, und der Tiſch darunter war zu einer ſchneeigen Weiße geſcheuert. Ein kleines, aus Birkenrinde verfertigtes, mit Stachelſchweinborſten verziertes Käſtchen, enthielt noch einen Fingerhut, etwas Baumwolle, Stricknadeln, und den Anfang eines kleinen, winzigen Kinderſtrumpfes.

Timmy hatte bald das niedliche Körbchen ausgefunden, und brachte es Alicen, damit auch dieſe bewundern möge. Die zarte, ſinnige Zuſammenfügung deſſelben zog Aller Augen auf ſich, und als es Tim, auf Bedeuten ſeiner Mutter, zum Eigener zurücktrug, bat ihn Heinrich es zu Fräulein Alice zu bringen und ſie zu bitten, es zu behalten, indem er hinzufügte, daß es das Geſchenk eines jungen Mädchens aus der Indianiſchen Stadt ſei, die ihr ganz außerordentlich ähnlich ſehe. —

„Alice ſieht nicht aus wie ein Indianer,“ ſagte Tim, ſich ſchnell herumdrehend.

Alice erröthete, und ſah etwas verwirrt zu ihm auf.

„Oh nein, es war kein Indianer, aber ein —“ (er wollte eben ſagen „ſchönes,“ aber er hielt an und ſprach) „weißes Mädchen, das von dem Stamme als Kind angenommen zu ſein ſchien. —“

Alice hob ſich halb von ihrem Stuhl und fragte mit vor Erwartung bebender Stimme: „Sagtet Ihr, ſie ſähe mir ähnlich?“

„Außerordentlich, ausgenommen daß ſie ſchlanker und dunkeler iſt.“

„Es iſt Margareth,“ murmelte das arme Mädchen, in kaum hörbaren Lauten, und ſank auf ihren Stuhl mit leichenblaſſem Antlitz zurück.

Die gute Anna ſprang ihr bei, und Mansfeld tadelte ſich ſelber, daß er mit der Sache, die er ſo vorſichtig anbringen wollte, herausgeplatzt wäre. —

Als Alice wieder zu ſich kam, bat ſie ihn, das Mädchen das er geſehen habe, zu beſchreiben, und mit getrennten, zitternden Lippen und einem ſehr ſchmerzlich freudigen Ausdruck in den Zügen, lauſchte ſie den einzelnen Kleinigkeiten. Als er aber den ſtolzen, kalten

Blick ihres Auges erwähnte, ſchüttelte ſie leiſe den Kopf — „ach nein, Margareth war ſo leichten Herzens, ſo fröhlich, und dennoch, wenn ſie ſich geärgert, ſah ſie ſtolz und finſter darein, und wollte nie, andern Kindern gleich, weinen; ſie muß ſich gar ſehr verändert haben. —“

In tiefem Sinnen legte ſie die Hand an ihre Stirn; endlich begann ſie mit leiſer Stimme und mit der Miene und Geberde Einer, die wider ihren Willen, durch eine unerklärbare Macht gezwungen, alten, ſchmerzlichen Gefühlen und Erinnerungen ſich hingiebt:

„Ja, ich ahne wie ſie gerettet wurde. — Ich war ſtets feig und furchtſam, aber Margareth war unverzagt. Ein Gewitter ängſtigte mich; Margareth jauchzte, wenn der Donner rollte und die Blitze zuckten; nie konnte ich einen Indianer ſehen, ohne daß ich auch nicht ſchon die Schärfe des Tomahawks in allen Nerven zu fühlen glaubte. Margareth hingegen lernte deren Tänze, ſchmückte ſich mit ihren Zierrathen, und horchte ihren wilden Erzählungen.

„Wir hatten Beeren geſammelt, als Hilferuf und wilder Kriegsſchrei unſere Schritte beflügelte. Gerade in dem Augenblick erreichten wir das Haus, als die Barbaren den Säugling gegen einen Baum ſchmetterten

— und meine Mutter — doch ich kann weiter nichts ſagen. — Halb aus Schwäche, denn meine Glieder verſagten mir den Dienſt, halb aus Angſt, denn jede Fiber in mir zuckte, als ob ich das Meſſer ſchon in meiner Bruſt fühlte, ſank ich bei einem Holzhaufen, nahe am Hauſe, nieder, und blieb verborgen. Bitter, bitter habe ich den Augenblick plötzlicher Schwäche und Furcht bereut, aber die edle, unerſchrockene Margareth ſprang vor, und erfaßte den Wilden, der im Begriff war meinen Vater zu ſcalpiren. — Nimmer werde ich dies teufliſche Lachen des Schrecklichen vergeſſen, als er die grauen Haare meines Vaters losließ, und die langen, dunkelen Locken Margareth's erfaßte. — Ein Nebel ſammelte ſich vor meinen Blicken, und ich fühlte mit peinvoller Genauigkeit die Pulsſchläge in meinem Hirn, doch ich ermannte mich wieder, und ſah einen großen, gewaltigen Häuptling mit gehobenem Tomahawk hervorſpringen, Margareth ſtreckte ihre Arme flehend zu ihm aus — ich ſah nichts weiter, die Sinne vergingen mir und ohnmächtig brach ich zuſammen. Als ich wieder zu mir kam, ſchüttelte mich der Froſt, das Haus ſtand in Flammen, und die Indianer waren fort. — Ich ſuchte auf dem Flecke, wo ich Margareth zum letzten Male geſehen hatte. — Ich konnte keine Spur finden, ſie waren Alle fort, nichts war zurück gelaſſen als Blut — dunkeles, ſchreckliches Blut — und dort war es am Baumſtamm, und Haare von dem lieben, lieben Kinde hingen in der rauhen Rinde.

„Ich wünſchte damals, auch ich wäre todt, und dennoch als mir dieſe ſchreckliche Art der Vernichtung auf's Herz fiel, als ich des kalten, ſchrecklichen Stahles gedachte, floh ich in wilder Eile in den Wald, dem Tode, den ich eben gewünſcht hatte, zu entgehen — Jetzt, da ich mich aller dieſer Umſtände erinnere, glaube ich faſt, daß Margareths furchtloſes Betragen die Bewunderung der Indianer erregt, und ſie bewogen hat, das muthige Kind zu ſchonen."

Alice ſchwieg, und Alle hielten die Rettung nicht allein für möglich, ſondern ſogar für wahrſcheinlich. — Mr. Maſon warnte ſie jedoch, ſich nicht zu freudigen Hoffnungen oder Befürchtungen hinzugeben, denn es ſei ja ein ſehr möglicher Fall, daß jenes Mädchen dieſe Margareth gar nicht ſei, und deſto herber würde dann nur der Schmerz getäuſchter Hoffnung ſein.

„Ich bin überzeugt, es iſt Margareth," ſagte Anna, „ich fühle daß ſie es ſein muß, und wenn ſie es iſt, weiß ich wohl wie Alles enden wird —" und ſie ſchlang ihren

Arm um Alicens Leib, und legte ihre Wange auf die Schulter derſelben.

Alice ſaß leichenblaß vor ſich hinſtarrend da, und athmete kurz und ängſtlich; ſie war zu aufgeregt und konnte nicht einmal erleichternde Thränen finden. —

„Sei nicht lange," ſagte die alte Frau. „Ich weiß gewiß, es iſt klein Margareth; aber denk' nur wie die ſich verändert haben wird — die iſt gewiß wie ein halber Indianer; denn nie wird ſie zurück kommen und wie andere Leute leben, ſondern nur wie eine Art Wilde in den Wäldern herumlaufen und nicht arbeiten wollen. — Ich erinnere mich noch recht gut eines gewiſſen Samuel Schaw; er wurde von den Indianern fortgeſchleppt, wie er ungefähr zehn Jahr alt war, und lebte unter ihnen bis er wohl an die dreißig ſein mochte; da hören ſeine Leute daß er noch lebt, und ſein Bruder macht ſich auf, ihn wieder zurück zu bringen. Erſt wollte er nicht mit, als ihm aber ſein Bruder den Gram der alten Mutter vorſtellte, wie ſie ſich um ihn abgehärmt habe, konnte er es denn doch nicht übers Herz bringen. — Er ging mit ihm nach Hauſe, aber wie ſah er aus; ſeine wollene Decke um, ſeine Leggins an und den Gürtel mit dem Scalpirmeſſer und Tomahawk um, dazu den Kopf ganz voll

Federn geſteckt; ſeine Mutter kannte ihn dennoch; ſie fiel ihm um den Hals und küßte und herzte ihn, und Sam — ja der ſtand ſteif und feſt wie ein Klotz, rührte ſich weder noch that er das Maul auf, ſah blos ſo ein Bischen dumm drein. — Das hätte bald ſeiner armen Mutter das Herz gebrochen. Von Predigen und Beten wollte er gar nichts wiſſen. Leſen wollte er nicht lernen, und in einem Bett konnte er nicht mehr liegen; gewöhnlich ſtand er vor Tagslicht noch auf, und ging auf die Jagd.

„Gar oft ſchoß er den Nachbarn die Ferkel und Hühner weg, und wenn die was ſagten, ſchoß er die nächſte Nacht mehr; nie arbeitete er, ſondern ſaß den ganzen Tag und rauchte und rauchte; ſprach aber mit Niemandem.

„Das konnte natürlich ſo nicht lange fortbeſtehen, ſeine Mutter nahm ſichs zu Herzen, wurde krank und ſtarb — den nächſten Tag war Sam fort. — Er ließ alle ſeine Kleider zurück, und nahm nur ſeine Decke und ſein Gewehr, und man glaubt daß er zu den Indianern zurückgegangen iſt. Niemand hat ihn wenigſtens nachher wieder geſehen. —“

Alle horchten in geſpanntem Schweigen der Erzählung, und Alice ſah ſtarr und faſt athemlos auf die Lippen der Erzählenden.

„Es mag wohl ſo ſein, Großmutter!“ ſagte Mr. Maſon, als dieſe ſchwieg, „denn ſchwerlich wird Margareth ſo ſein, als ob ſie unter Weißen erzogen wäre, aber dennoch glaube ich nicht, daß ſich Mädchen ſo leicht den wilden Sitten anſchließen können, als es wohl Knaben thun, Herr Mansfeld ſagt ja auch, daß ſie gar nicht wie eine Indianerin iſt.“

„O, laßt uns nicht davon ſprechen,“ rief Alice, „aber ſie muß zurückgebracht werden; ſie darf nicht unter den Wilden bleiben. —“

„Ich will ſelbſt nach der indianiſchen Stadt gehn,“ ſagte Mansfeld, „und Alles was in meinen Kräften ſteht, verſuchen es möglich zu machen.“

Alice blickte ihn mit rührender Dankbarkeit an, und ſchwere Tropfen ſammelten ſich in ihren Augen. Der Jüngling mußte immer wieder in das liebe, blaſſe Geſicht ſchauen, und mit jedem Blick ſah er deutlicher, wie unendlich Alice dem fremden, ſchönen Mädchen glich, und wie ihr dennoch jener ſtolze Blick fehlte, der die Züge Margareths intereſſant machte.

XII.

Umſonſt iſt jene Heeresmacht,
So lang der Wald die Eb'ne deckt,
Schlingpflanz' und Wein hindurch ſich ſtreckt,
Und jede Wurzel, jeder Strauch
Zu Schutz und Bruſtwehr wird gebraucht.

K. Hooper.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Da General Harriſon es nicht mit dem mächtigen Häuptling zu verderben wünſchte, beſchloß er, ihn im Lager zu beſuchen, in der Hoffnung ihn vielleicht noch dem amerikaniſchen Intereſſe zu gewinnen.

Tecumſeh empfing ihn höflich, und zeigte auf einen Sitz neben ſich, während er ihm die Friedenspfeife reichte. —

General Harriſon, mit den indianiſchen Gebräuchen vertraut, ließ ſich neben dem Häuptling nieder und rauchte lange die dargebotene Pfeife, die Schweigſamkeit der Wilden nachahmend, denn wohl wußte er, daß das Vertrauen, welches er ihnen erwies, mit einem einzigen Begleiter, faſt unbewaffnet, in der Mitte dieſer wilden Krieger zu erſcheinen, von dieſem edelmüthigen großherzigen Volke geachtet und bewundert wurde.

Zur ſelben Zeit waren Feuer in allen Richtungen angezündet, und die Beute, die die verſchiedenen Jäger ins Lager gebracht hatten, briet und ſchmorte. — Stücken dünn geſchnittenen Hirſchfleiſches, Rebhühner, Kaninchen, Eichhörnchen und Truthühner, ſtacken an hölzernen Spießen überall um die Gluth herum, oder brieten auf den Kohlen, während ein Theil der Indianer, die ihre Mahlzeit ſchon beendigt hatten, mit verſchiedenen Spielen ſich die Zeit vertrieben.

Nach und nach zogen ſich die jungen Männer von den Häuptlingen zurück, die ſich um den General und Tecumſeh verſammelten, und das leiſe Murmeln ihrer Stimmen miſchte ſich mit dem Zwitſchern der Vögel und dem Kniſtern der Feuer.

Muntere Eichhörnchen ließen die aufgeknackten Schalen raſchelnd in das dürre Laub fallen, und noch hing der Nachtthau in ſchweren Tropfen an den niedergebogenen Halmen und Blumen des Waldes. Dünne Nebelſtreifen zogen vom Fluſſe auf, und ſegelten hoch hinauf zu dem blauen Azurgewölbe, das ſich, einem ungeheueren Dom gleich, der Sonne gegenüber aufthat. Wie in überirdiſches Licht getaucht, erſchienen die fernen Grenzen der Prairie, und der große Steppenfalke ſchwebte in langſamen weiten Kreiſen in der blauen Luft. —

General Harriſon legte ſeine Pfeiſe nieder, und Tecumſeh nahm eine aufmerkſame Stellung an.

„Bruder! wir haben Deine Rede geſtern mit tiefem Kummer vernommen, denn wir glaubten die Engländer hätten Dich beſtochen, weil Du der Feind unſeres großen Vaters, des Präſidenten, in Washington geworden wäreſt.

„Bruder, man hat uns geſagt, daß der Krieg verkündende Wampum an die Stämme geſandt wäre, und daß Ihr blos das Vorrücken der Engländer abwartetet, um mit all Eurem Volke über uns herzufallen, unſere Weiber zu tödten, und unſere Häuſer niederzubrennen. Tecumſeh iſt ein großer Häuptling, aber er verſucht Rauch in die Augen ſeiner weißen Brüder zu blaſen. Er redet von Frieden, während er auf Krieg ſinnt. Er redet von einer Vereinigung der Stämme, während er Pläne macht, gegen unſeren großen Vater in Washington zu ziehen, und deſſen Feinde zu unterſtützen.“

Tecumſeh antwortete ruhig, doch glühte ein wildes Feuer in ſeinen Augen, und ſeine Lippe war emporgeworfen.

„Bruder! der Weg des weißen Mannes iſt krumm, wie der der Schlange im Graſe. Der rothe Mann hat denſelben Pfad verſucht, jetzt aber geht er gerade, wie der Pfeil vom Bogen. — Der weiße Mann ſieht das nicht ein. Er bedeckt ſeine Augen mit der Hand und ſagt dann, daß er nicht ſehen könne.

„Er ſteckt ſeine Finger in die Ohren, und ſagt, er kann nicht hören. Laß ihn ſeine Augen und Ohren öffnen, und ſein Herz wird es verſtehen. —

„Bruder! Einſt waren dieſe Stämme ein großes Volk; der Rauch ihrer Feuer ſtieg von tauſenden von Hügeln auf, ſie waren wie die Blätter auf den Bäumen. — Die Zeiten ſind vorüber. — Der Fuchs iſt in ſeine Höhle gebannt. Das Moos wächſt auf den Steinen ihrer Berathungsfeuer, die Spinne webt ihr Netz um den Speer des Kriegers, und das Canoe verfault am Ufer der Seeen. Wir ſind niedergebeugt und ſchwach. Wir blicken nach den Hügeln, und ſehen die Geiſter unſeres Volkes nach dem Lande der Schatten fliehen; wir ſehen ſie hinweg eilen, wie der Vogel dem kommenden Sturme ausweicht.“

„Bruder! der große Geiſt hat ſeinen Kindern ſeinen Willen kund gethan. Er hat uns in Brüderſchaft verbündet. — Er öffnete ſeinen Kindern die Augen, auf daß ſie ſahen, wie der weiße Mann ſie von der Erde drängte.

„Der Plan unſeres weißen Vaters, all unſer Land zu kaufen, iſt wie ein mächtiges Waſſer, das alle Rothhäute verſchlingen will; die Verbrüdernng der Stämme iſt ein Damm, der es zurückhalten wird. — Es iſt kein Traum. — Die Stämme ſind vereint, wir wollen kein Land mehr verkaufen.

„Bruder! Du haſt böſe Rathgeber. Sie ſagen, daß wir uns mit Deinen Feinden, den Engländern, verbunden haben. — Es iſt falſch. — Kein Bündniß exiſtirt, das ausgenommen, welches uns einig macht. Wenn Ihr und die Engländer zuſammen Krieg anfangt, müßt Ihr ihn auch zuſammen beendigen; der Indianer wird für Keinen von Euch kämpfen, was könnte er dabei gewinnen? Nichts, als noch mehr geſchwächt, nachher deſto leichter die Beute des Siegers zu werden. Nein, der Indianer wird ſeinen eigenen Heerd, ſeine eigenen Gräber vertheidigen, und blos dem Schall Euerer Kanonen von weitem lauſchen.

„Bruder! der Wampum-Gürtel iſt unter die Stämme geſandt, aber es war in Freundſchaft, er iſt das Zeichen der Treue unter uns, aber er meint auch daß wir gegen die Engländer oder Euch, wer ſich uns zuerſt aufdrängt, kämpfen werden. — Achtet unſere Rechte und Ihr habt nichts zu fürchten; pflanzt Euren Fuß auf die Erde des rothen Mannes, und es wird von den großen Seeen bis an die Ufer des Miſſiſippi und den warmen Strömen des Südens gefühlt werden.“ —

Die anderen Häuptlinge folgten der Rede Tecumſehs und zählten alle die vielen Beleidigungen und Unbilden, die ſie von den Weißen erfahren hatten, auf.

Der General, der wohl einſah, daß er dieſe wilden Seelen nie zu ſeinen Plänen umſtimmen konnte, ſtand auf, um ſich zu entfernen.

Mansfeld, der ihn begleitet hatte, ſah in dieſem Augenblick Mr. Maſon und Alice ſich der Gruppe nähern. Der Erſtere redete ſie freimüthig an, während Alice ſchüchtern ſtehen blieb und ängſtlich die dunkelen Krieger betrachtete.

„Guten Morgen, General! Ihr ſeid heute früh bei der Hand; dieſe Wilden ſind ja ſehr ſtill heute Morgen, glaubt Ihr nicht, daß ſie irgend einen Plan aushecken, uns abzuſchlachten?“ und dann, ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Dieß junge Mädchen hier, heißt

Durand — ſie gehört zu der Familie, die von den Indianern erſchlagen wurde, und jetzt vermuthet ſie, daß ihre Schweſter zwiſchen denſelben lebe, weil Herr Mansfeld dort ein weißes Mädchen geſehen hat, das ihr ſehr ähnlich ſehen ſoll; ich denke aber wohl, es wird eine von den franzöſiſchen Dirnen ſein, die ſich g'rad ſo gern bei den Indianern, als bei den Weißen herumtreiben; wie's aber auch iſt, es half Alles nichts, als wir mußten hier herausgehen, und ſie will Tecumſeh ſehn und erfahren, was gethan werden kann, die Schweſter zurückzubringen."

Der General redete ſie freundlich an, und ging mit ihr zu Tecumſeh zurück, der bewegungslos an einem Baume lehnte.

In dem Augenblick, als ihn Alice ſah, rief ſie aus: „Es iſt derſelbe Häuptling, zu dem meine Schweſter floh!" und dann alles andere ſie Umgebende vergeſſend, wandte ſie ſich flehend gegen den Krieger, und fragte mit leiſer bebender Stimme: „O Häuptling, waret Ihr nicht mit Jenen, die die Durandſche Familie tödteten?"

Der Ausdruck ruhiger Gleichgültigkeit verließ bei dieſen Worten mit Gedankenſchnelle das Antlitz Tecumſehs; mit blitzenden Augen fuhr er empor und antwortete ſtolz: „Tecumſeh röthet ſeinen Tomahawk nicht mit dem Blute von Weibern und Kindern; wer kann die Hütte nennen, die von ſeiner Hand niedergebrannt iſt, oder den Scalp eines alten Mannes unter ſeinen Siegeszeichen finden?“

Seine frühere, ruhige Stellung annehmend ſchlug er ſeine Arme unter, und ſchaute auf das blaſſe, liebliche Antlitz Alicens, die mit auf der Bruſt gekreuzten Armen ſchüchtern, doch entſchloſſen ihren heiligen Zweck zu erreichen, da ſtand.

Ein Lächeln ſtahl ſich leiſe über ſeine Züge, ſeine Lippen theilten ſich, und er fragte mit ſanfter, melodiſcher Stimme:

„Lag das Mädchen nicht bei einem Holzhaufen verborgen? ihre Lippen von den wilden Waldbeeren geröthet, ihre Wangen bleich?“

„Wahr, wahr!“ rief Alice, „ich war eingeſchüchtert und dachte nur auf meine eigene Sicherheit, o bitter und oft habe ich den Augenblick bereut! Margareth war kühn und großherzig, und ſie bat für die, die ſie liebte, ſie hielt ihre Arme zu Euch empor; ſchontet Ihr ſie? lebt ſie?“

Sie ſprach in leidenſchaftlicher Aufregung und ihr Athem war kurz und ſchnell, während ſie mit ängſtlichen Blicken an den Lippen des Häuptlings hing, als ob dieſe Antwort über ihr Leben entſcheide. —

Tecumſeh ſchien mit ihrer Gemüthsbewegung ſpielen zu wollen; er ſchaute ihr lächelnd und nachdenkend in das, zu ihm flehend empor gehobene Antlitz, und antwortete endlich klar und deutlich: — „Tecumſeh kämpft nur mit Männern; nie färbte das Blut eines Kindes ſeine Waffen. — Er hörte den Hilferuf der Sterbenden, während Winnemacs Krieger, des Freundes der Weißen (und er richtete ſeinen Blick bedeutungsvoll auf Harriſon) ihre Tomahawks in den Schädeln ihrer bleichen Freunde begraben hatten. Ich ſah das Mädchen in ihrer Bläſſe und Angſt, und das hochherzige Kind, das den Scalp des Vaters retten wollte; Tecumſeh deckte ſein Schild über ſie, und ſie war gerettet.“

Während dieſer Erzählung hatte ihm Alice, mit furchtbarer Spannung in den Zügen, zugehört; als er endete, athmete ſie tief auf, und wäre zu Boden geſunken, hätte ſie Mansfeld nicht aufgefangen. — Sie preßte aber, ſich gewaltſam ſammelnd, ihre Hand an die Stirn, wies alle weitere Hülfe zurück, und wandte ſich wieder an den Häuptling.

„Kann meine Schweſter uns wiedergegeben werden? wird ſie nicht ihr wildes Leben verlaſſen, und bei uns wohnen wollen? — wir ſind Beide einſam, o laßt uns zuſammen leben; ich will mit Euch gehen, ſie wird nicht den Bitten einer Schweſter widerſtehen können;“

als ſie dieſe Worte ſprach, legte ſie ihre Hand auf die des Häuptlings, ſchaute mit einem Blicke, ähnlich dem ihrer kühneren Schweſter zu ihm empor, und ſagte bittend: „Ich gehe mit Euch!“

Noch einmal erheiterte Tecumſehs Züge ein mildes Lächeln, als er antwortete:

„Da ſprach der Geiſt des ſchwankenden Rohrs! Margareth iſt kühn und ſchön, ihr Schritt iſt leicht wie der des flüchtigen Hirſches, ſie hat das Auge des Jägers, und das Herz des Kriegers. Weisheit wohnt auf ihren Lippen — warum ſollte ſie zu des weißen Mannes Sclaverei verdammt ſein? ihre freie Seele würde den Zwang verachten. Laß ihr, Mädchen, die Freiheit und Glückſeligkeit die ſie genießt. Warum ſollte der Vogel in einen Käfig geſperrt werden? er ſingt ſo viel ſchöner im Freien. — Margareth iſt eine Tochter der Wälder, laß ſie bleiben.“

„Laßt mich dennoch mit Euch gehen,“ bat Alice. „Sie kann mirs nicht abſchlagen; ſie wird an die Thränen, an die Gebete unſerer Mutter zurückdenken, und wird zurückkehren.“

In ihren eigenen Augen ſtiegen die Thränen auf, und ſie wandte ſich, ſie zu verbergen.

„Das Mädchen ſoll mit mir gehen,“ ſagte der Häuptling, „und ſie wird ſicher ſein.“

„Das kann nicht geſchehen,“ rief Heinrich Mansfeld ſchnell dazwiſchen, „doch — wenn ſie geht,“ ſprach er leiſe, ſeine Haſt bereuend, „will ich ihr Beſchützer ſein.“

Alice ſah auf und erröthete. —

„Ich fühle, daß ich unter dem Schutze dieſes braven Häuptlings ſicher ſein werde,“ ſprach ſie mit zitternder Stimme — „es würde ſich nicht für mich ſchicken, noch weitere Hülfe anzunehmen, Herr Mansfeld wird mich daher ſicher entſchuldigen, wenn ich ſein freundliches Anerbieten zurückweiſe.“

Der Jüngling fühlte die Richtigkeit ihrer Bemerkung, und dennoch ſchauderte er, als er an alle die Gefahren dachte, denen ſie ſich in ſolcher Begleitung, auf einer Reiſe durch die Wildniß ausſetzte; die Möglichkeit eines Ueberfalls — Gefechte mit wegelagernden Feinden — die Mühſeligkeiten und Beſchwerden eines ſo langen Marſches für ſolch ein zartes Weſen, des Aufenthalts neben dieſen Wilden gar nicht zu gedenken; denn er hielt es für mehr als wahrſcheinlich, daß Margareth nicht beredet werden könnte, wieder zurückzukehren.

Alle dieſe Gedanken und Befürchtungen ſtürmten wild auf ihn ein, und in jedem Augenblick vergrößerten und vermehrten ſich in ſeinen Augen die Gefahren des armen Mädchens, ſo daß, als Alice ihren Arm in den des Herrn Maſon legte, und ihm ſelbſt einen freundlichen „guten Morgen“ zuwinkte, er ihrer lichten Geſtalt traurig mit den Augen folgte, denn er betrachtete ſie als eine ihrem böſen Geſchick Verfallene. Schweigend kehrte er an des Generals Seite zur Stadt zurück, und nahm ſich feſt vor, den Eingeborenen nach Tippecanoe zu folgen und ſoviel wie möglich, das arme, ſich für ihre Schweſter aufopfernde Mädchen zu beſchützen. Der gute General unterſtützte ihn in dieſem Vorſatz, indem er ihm vorſchlug, den Häuptlingen eine Bittſchrift zu überreichen, worin dieſe gebeten wurden, das junge Mädchen vor jeder Gefahr und Beleidigung zu wahren, ihm ſelbſt dabei zugleich die Schicklichkeit vor Augen ſtellend, ſeine Abreiſe noch um etwas zu verzögern, nicht allein aus Achtung für Alicen, ſondern auch vor der ganzen übrigen Welt. Der junge Mann verſprach natürlich Alles, konnte jedoch nicht umhin manches harte Wort über das „Urtheil der Welt“ in den Bart zu murmeln, die ſich ſtets da hinein miſchte, wo ſie eigentlich gar nichts zu ſuchen hätte. —

Sein Herz wurde aber wieder weich, als er des ſanften lieben Mädchens gedachte, ihres würdigen Betragens und ihrer natürlichen Unſchuld und Liebenswürdigkeit. Er rief ſich ihr Lächeln, den Klang ihrer Stimme ins Gedächtniß zurück, bis er ſich feſt entſchloß den Weg einzuſchlagen, den ſie ihm ſelbſt befohlen haben würde.

XIII.

Wir haben an Einer Bruſt gelegen,
Derſelbe Arm hat uns umſchlungen,
Derſelbe Mund uns, leiſe, liebend,
Das ſanfte Schlaflied vorgeſungen.

C. Sprague.

Madame Maſon, als ſie Alicens Entſchluß hörte, ſchauete ihr einige Augenblicke, ohne ein Wort zu ſagen, in die Augen, dann nahm ſie ihr leiſe das Bonnet (eine Art Kapuze) ab, half ihr den Shawl ablegen, und glättete ihr mit liebender Sorgfalt das Haar auf der Stirn, als ob ſie ein krankes Kind liebkoſ'te.

„Armes, liebes Mädchen!“ ſagte ſie, „Du biſt unwohl, ich will Dir einen Kräutertrank kochen und Dich zu Bette bringen, dann wird Dir ſchon beſſer werden; Deine Hände ſind kalt und Deine Stirne brennt; dieſe Unruhen haben Dich zu ſehr angegriffen — Großmutter, ſei doch ſo gut und wiege das Kind ein wenig, indeſſen ich Alicen zu Bette bringe.“

„Ich muß mit Sonnenaufgang gerüſtet ſein,“ ſagte Alice, während ſie einen langen, wehmüthigen Blick im lieben, wohlbekannten Zimmer umherwarf; möglich, daß ſie der Gedanke durchfuhr, ſie möchte dieſen Raum nie wiederſehen, denn eine Thräne glänzte in ihrem Auge und ſie bog ſich nieder, um den kleinen Tim zu küſſen, der ſie mit offenem Munde betrachtete.

„Haſt Du den Verſtand verloren, Alice?“ frug das Kind leiſe und ſchüchtern, während es ſich etwas von ihr zu entfernen ſuchte.

„Den Verſtand verloren? nein, wahrhaftig nicht — was macht Dich das glauben?“

„Mutter ſagt, Du hätteſt, und ſie wollte aufpaſſen, daß Du nicht zu den Indiſchen lief'ſt.“

„Nein, James, ich will nur meine theuere Schweſter, hierher holen; die Indianer werden mir nichts thun!“

„Doch — doch!“ rief der Knabe, während er zu weinen anfing — „ſie werden Dir das Haar vom Kopfe reißen und Dich lebendig röſten — o geh nicht! geh nicht!“ und er ſchlang ſeine Aermchen um ihren Nacken und ſchluchzte laut.

„Theuere Anna!“ ſagte Alice, als ſie bemerkte, daß Jene in der That einen Kräutertrank für ſie herrichtete — „bereite nichts für mich — ich bin vollkommen wohl und brauche nichts; wahrlich, Anna, ich bin bei völligem Verſtande. — Iſt es denn ſo wunderbar, daß eine Waiſe, mit keinem Verwandten auf der weiten Erde, eine lange Strecke wandern, und Gefahren beſtehen ſollte, um eine Schweſter wiederzufinden? O Anna, fühlſt Du nicht, wie ſchön, wie unendlich ſchön es ſein müſſe, eine Schweſter zu haben?"

Die junge Frau nahm den Säugling aus der Wiege, und warf die Schürze über den Kopf, ihre Thränen zu verbergen, denn die alte Großmutter ſah ſie mit einem ſtrengen, harten Blick an.

„Nein, Anna!" flüſterte Alice, ſich ihr nähernd, „Du mußt nicht weinen, ſieh, Du biſt mir eine Schweſter geweſen, und ich habe Dich gewiß als ſolche zärtlich geliebt; Du haſt Alles gethan, um mich glücklich zu machen, und der Allmächtige wird Dich dafür ſegnen; aber, Anna, Margareths Antlitz ſteht noch, wie in meiner Kindheit vor mir, als unſer Vater ſeine Hände auf unſere Häupter legte und uns ſegnete und meine gute Mutter ihre Lippen auf die unſern preßte. Ach, Anna, iſt es nicht natürlich, daß ich, die ich vom Schickſal ſo fürchterlich beraubt bin, gehen möchte, die einzige Verwandte, die mir geblieben iſt, aufzuſuchen?"

Anna drückte Alicens Hand, konnte aber vor Schluchzen nicht ſprechen; die alte Dame ſah ſie mit einem immer feindſeligeren Blicke an. „Mein Kind,“ ſagte dieſe endlich — „das iſt keineswegs wunderbar, daß Du ein Verlangen tragen ſollteſt, Deine Schweſter aufzuſuchen, und wenn Anna Spaulding nur irgend Gefühl hätte, würde ſie es auch gar nicht glauben. — Ich rathe Dir, zu gehen — es wird Dich nie gereuen.“

Die alte Madame Jones hatte ihre Vorwürfe kaum begonnen, als Anna ihre Thränen mit Gewalt unterdrückte; ſie trocknete ihre Augen und die Schürze vom Geſicht nehmend ſagte ſie:

„Ich bin überzeugt, Alice, daß Du nicht glaubſt, ich könnte Dich tadeln, weil Du in dieſer Abſicht uns verlaſſen willſt; wie Du aber ſo zärtlich liebend von Deiner Schweſter ſprachſt, dachte ich an mich ſelbſt“ — hier ſtürzten ihr aufs Neue die Thränen in die Augen, wieder aber bezwang ſie ihren Schmerz, und fuhr fort — „ich dachte daran, wie ich ſelbſt handeln würde, wenn ich auch nur einen einzigen Verwandten in der weiten, weiten Welt hätte, wie ich durch Steppen und Wälder, Meilen und Meilen weit wandern, nicht Hunger noch Kälte, noch den Zahn wilder Thiere fürchten würde, nur um ſie aufzuſuchen und mir ihre Liebe zu erringen. Aber ach, Alice, Fremde ſind oft liebevoller gegen uns, als die eigenen Verwandten, o könnten wir nur durch unſere eigene Liebe, Andern daſſelbe Gefühl gegen uns einflößen," — und ſie zog bei dieſen Worten den kleinen Tim an ihre Seite und küßte ihn.

„Ich liebe Dich gewiß, Mutter!" rief dieſer, „und Alice, und den Vater und Großmutter und das Kleine," und er begann im Zimmer umherzuſpringen, und mit dem letzteren zu ſpielen.

„Und wir lieben uns Alle unter einander," ſagte Herr Maſon, als er in die Thür trat, und ſeinen Hut hinter dieſelbe hing; „ich wünſchte aber in der That, Alice," wandte er ſich an dieſe, „daß Du den Plan aufgeben möchteſt — er iſt wirklich gefährlich, und Mr. Mansfeld ſagt, daß, wenn Du bei uns bleiben möchteſt, er bereit ſei, zur indianiſchen Stadt zurückzukehren, und Alles was in ſeinen Kräften ſteht, zu verſuchen, Deine Schweſter uns zurückzubringen."

Alice erröthete. „Ihr wißt daß ſie ihm erklärt hat nie wieder zu den Weißen zurückzukehren! Nein, ich muß gehen, ich muß ſie ſehen, ſie wird mir mit jedem Augenblicke theuerer, und wenn ſie nicht mit mir zurückkommen will, muß ich bei ihr bleiben."

„Alice! das iſt grauſam!" ſagte Madame Maſon in etwas vorwurfsvollem Tone.

„Verzeiht mir, ich meinte es nicht böſe, ich fühle Eure ganze Güte, aber — o Ihr könnt nicht ahnen, wie mich mein Herz nach der Gefährtin meiner Kindheit zieht."

„Beruhige Dich, Alice," ſagte Mr. Maſon — „ich verſtehe ganz was Du fühlſt, und ich weiß daß er, der die Haare unſeres Hauptes zählt, Alles zum Beſten führen wird; aber kommt, laßt uns zum Herrn beten — er wird uns erquicken."

Nachdem er die große Familienbibel vom Fach heruntergenommen hatte, las er die ſchöne, herzliche Sprache des Heilandes, wie ſie uns Johannes aufbewahrt hat: „Laſſet Eure Herzen nicht voll Sorge ſein" u. ſ. w. — und dann, das heilige Buch bei Seite legend, betete er mit ungewöhnlicher Andacht zum Herrn, der unſere Gedanken kennt, und unſere Geſchicke leitet.

Als ſich Alice zur Ruhe begab, geſchah es mit hoffnungsvolleren und glücklicheren Gefühlen, als ſeit Jahren; ſie dachte ſich Margareth noch immer als das fröhliche, heitere Kind, wie ſie es früher gekannt, und war feſt überzeugt, daß ihr Herz auch jetzt mit gleicher Freude dem Schweſterherzen entgegenſchlagen würde. — Dann dachte ſie auch des jungen Fremden, der ſich ſo freundlich ihrer angenommen; ſie verſuchte zu glauben, daß es aus bloßem Mitgefühl geſchehen ſei, dennoch aber mußte ſie ſich unwillkürlich ſeiner edlen Geſtalt, ſeines männlichen, liebevollen Betragens erinnern, bis ſelbſt ſein Bild in den leiſen wirren Träumen verſchwamm, die ihr Lager umgaukelten.

Es war ein trauriger Tag, als Alice auf das Pferd ſtieg, das ihr Herr Maſon beſorgt hatte, und von der Familie Abſchied nahm, es war ein trauriger Tag; manche Thräne ward vergoſſen, manche zärtliche Warnung und Ermahnung gegeben, und erſt dann, als der Huftritt des Pferdes in der Ferne verhallte, warf ſich Anna auf ihr Bett und ſchluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Sie begriff kaum, wie ſie ſich von Alicen habe trennen können und fühlte erſt jetzt, wie einſam und allein ſie in den langen Sommernächten ſein würde, wenn ihr Mann im Felde wäre, und ſie kein freundliches Geſicht um ſich hätte, das ſie mit den böſen Launen der alten Frau ausſöhnen und Troſt zuſprechen könnte.

Selbſt die alte Großmutter ſaß hin- und herwiegend im Schaukelſtuhl, und murmelte dann und wann vor ſich hin: „Der Herr hat's gewollt — der Herr hat's gewollt!“

Mr. Maſon nahm erſt dann Abſchied von dem Mädchen, als ſich der indianiſche Zug in Bewegung ſetzte; wie es aber bekannt wurde, daß Alice Durand mit den Indianern nach ihrer Vaterſtadt wolle, um eine verlorene Schweſter aufzuſuchen, kamen viele der Einwohner aus Vincennes herbei, um einen letzten Anblick ihres lieben Geſichtes zu haben und einen Segen über ihr unſchuldiges Haupt auszuſprechen.

Sie ſelbſt war nur Wenigen bekannt, Jeder aber wußte ihr Unglück und kein trockenes Auge folgte dem ſchönen, bleichen Mädchen, als ihre ſchlanke Geſtalt neben der des ſtattlichen Häuptlings Tecumſeh, in der Ferne verſchwand.

Heinrich Mansfeld hatte es nicht gewagt, von ihr Abſchied zu nehmen und Alice hatte wohl mehre Male ihre Augen über den Kreis von Menſchen, ihn zu ſuchen, hinſchweifen laſſen, obgleich ſie es ſich eigentlich ſelber nicht geſtehen wollte, daß es ſeinetwegen ſei; als er aber immer nicht kam, ſeufzte ſie endlich leiſe: „Ich hätte es ja nicht erwarten ſollen. —“ Sie hatte ſo vielen Schmerz und Kummer in ihrem Leben erfahren, daß ihr eine getäuſchte Erwartung kaum einen Seufzer auspreßte.

Zu derſelben Zeit ſtand Mansfeld, nur wenige Schritte, obgleich von ihr unbemerkt, von dem Platze wo ſie hielt, entfernt, an einen Baum gelehnt, ſeine Stirn kalt und weiß wie Marmor, und die Arme auf der Bruſt gekreuzt. Er blickte auf ihre bleichen Wangen, auf die zarte Geſtalt, und ſchauderte wenn er daran dachte, welchen Gefahren und Entbehrungen ſie entgegenging .

Als ihr General Harriſon ſeinen väterlichen Segen ertheilte, beneidete er ihn faſt um das Privilegium, das ihm ſein Alter und Charakter gab, dachte aber daran, wie er in ſolchem Falle gezittert und geſtammelt haben würde.

Langſam zerſtreute ſich die Menge und Keiner wohl verließ den Platz, ohne von banger Furcht für das arme Mädchen erfüllt zu ſein; Alice war wenig mit ihnen bekannt geworden, ja Manche hatten ſie früher noch nicht einmal geſehen oder bemerkt; als ſie das zarte wunderliebliche Weſen aber jetzt erblickten, gerade wie ſie im

Begriff war, ſich für das Wohl ihrer langbeweinten und todtgeglaubten Schweſter aufzuopfern, ſchien ein ganz eigenthümlich geheimnißvoller Glanz, eine geiſtige Schönheit ihr ganzes Weſen zu umſchweben, und faſt Alle ſtimmten darin überein, daß das eben der Vorbote des ſie erwartenden Unheils ſei.

Mansfeld ſah und fühlte dies Alles, aber hoch hob ſich ſeine Bruſt, als er ſich mit Stolz ſagte, daß er der Glückliche wäre, dem es vergönnt ſein würde ihre Schritte zu bewachen und ſie vor Noth und Unglück zu bewahren.

Tecumſeh hatte den Haupttrupp ſeiner Krieger dem kleinen Zuge vorausgeſchickt, der Alicen begleiten ſollte, und er zügelte nun, nach ihrer Bequemlichkeit, ſeine Eile mit einem ſolchen Zartgefühl, das einem höheren Grade von Cultur zur Ehre gereicht haben würde.

Alice, obgleich von Natur furchtſam und mißtrauiſch, zeigte, als ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſah, ganz die Entſchloſſenheit und Stärke des Geiſtes, die wir ſo oft in dieſem Falle bei ſchwachen Frauen finden, und wie die Gefahren in der Einſamkeit des Waldes wuchſen und ihr in der That größer erſchienen, als ſie wirklich waren, fühlte ſie auch ihren Muth und ihre Kraft ſich ſteigern, und ihr Geiſt erreichte eine ungewöhnliche Sicherheit und Ruhe.

Wenn ſie dann ihrem Führer in's Antlitz ſchaute und dort ſo viel was edel und gut, erblickte, war ihr doch als ob eine, ihr unerklärliche Theilnahme und Achtung an die Stelle der Furcht treten müßte, mit der ſie ihn bisher betrachtet hatte.

Sie ſah, wie er die offenſten und bequemſten Wege ausſuchte, daß ſie weder das niederhängende Buſchholz noch die brennende Sonne zu ſehr beläſtigte, während ſeine Begleiter ſich, rückſichtslos aller in den Weg ſtehenden Hinderniſſe, in die Dickichte ſtürzten.

Mußten ſie durch Flüſſe ſetzen, die ihren Pfad kreuzten, ſo nahm er den Zügel ihres Pferdes, und führte es durch die Strömung, zufrieden damit, daß ſie kein gewöhnliches, weibiſches Zeichen der Furcht verrieth. Nachmittags breitete er für ſie Felle im Schatten der Wälder aus, und brachte zu ihrer Mahlzeit mit ſeinen eigenen Händen Waſſer aus dem nächſten Bach.

Er ſprach nur wenig, aber ſeine Worte waren ſanft und melodiſch, ſtets von jenem beſonderen Lächeln begleitet, das ſo ſtark gegen den gewöhnlichen Ernſt und die Schwermuth ſeiner Züge abſtach.

Sie waren eben aus der Waldung herausgetreten und befanden ſich an den Grenzen einer Prairie, die ſich wellenförmig, gegen den Horizont hinaus, wie ein grünes, wogendes Meer verlor, als Tecumſeh auf einer der kleinen Anhöhen, die ſie erſtiegen hatten, hielt, und ſein Auge über die weite Fläche, die ſich vor ihren Blicken aufthat, hingleiten ließ.

Ganz im Hintergrunde, faſt in der weiten Entfernung mit dem Horizont verſchwimmend, erſchienen die einzelnen Wohnungen der weißen Anſiedler, mit ihren wogenden Kornfeldern und eingezäunten Feldern; zu ihrer Rechten dehnte ſich weit hin ein Wald voll grüner Bäume, die die Axt des weißen Mannes noch nicht berührt hatte; die alten Urwälder ruhten noch in der unbefleckten Herrlichkeit vieler Jahrtauſende.

Zur Linken wälzte ſich ein breiter, glänzender Strom durch das waldige Land; eine freundliche Stromfläche, in die der Waſſervogel ſeinen Schnabel tauchte und ſich die Bäume bis zum wirklichen Rand hinunter neigten, als ob ſie in ihre eigenen Bilder, die ſie da unten in der criſtallhellen Fluth ſchauten, verliebt wären.

Der Rauch Indianiſcher Wigwams wirbelte, wie ein kaum bemerkbarer Nebel in die reine Luft empor und hinten, in weiter, weiter Ferne waren Heerden ſchnellfüßiger Hirſche, die mit ihren ſtolzen Geweihen, keck und kühn durch das Gras daherbrauſ'ten.

Vor ihnen lag die große Prairie, die durch eine lange Reihe von Hügeln ſcharf am Horizont abgezeichnet war, und über dieſen hing der Nebel der großen Seeen, in wilden, phantaſtiſchen Geſtalten. —

Tecumſeh ritt an die Seite des Mädchens.

„Iſt es nicht eine herrliche Erbſchaft?" ſagte er, als er ſeinen Arm ausſtreckte und damit, einen Halbkreis beſchreibend, am Horizont hinfuhr.

„Schön! wunderſchön!" antwortete Alice, und eine Thräne der Rührung drängte ſich in ihr Auge, als ſie zu dem edlen Führer emporſchaute.

Tecumſeh betrachtete ſie mit einem wehmüthigen Lächeln und ihr Herz klopfte ängſtlich, denn ſie wußte, daß ſich jetzt ſeine Gedanken mit der frühern Kraft und Herrlichkeit ſeines Volkes und ihres jetzigen Verfalls und ihrer Entartung beſchäftigten; aber Bewunderung und Mitgefühl füllten ihre Bruſt und leiſe ſenkte ſie die Augenlieder und ſeufzte. Der Häuptling blieb bewegungslos, aber ſchwer drängte ſich auch ihm ein Seufzer aus der tiefbewegten Bruſt.

„Mädchen! der weiße Mann wird geſchont, nur weil ſich der Indianer daran erinnert, daß auch Weſen wie Du, bei ihm wohnen; aber das Unrecht das dem Indianer geſchehen, iſt groß und ſchwer. Schau um Dich! Alles was Du hier ſiehſt, war einſt ſein; es war das Geſchenk des großen Geiſtes. Der rothe Mann zündete ſeine Feuer an und folgte dem Wild — Nichts war da, was ſein Herz ängſtigen konnte. Es iſt vorbei; der Indianer iſt ein herausgeſtoßener Wanderer, der Weiße rückt heran mit Feuer und Schwert — vorwärts, vorwärts — die tödtliche Kugel geht ihm voraus und die Krieger ziehen ſich zurück, ihre Weiber und Kinder ſchützend; ſie fallen nieder um zu ſterben, in der ungeheuern Wildniß, und die Wenigen die übrig bleiben, werden in den großen Waſſern der untergehenden Sonne verſinken."

Alles dieß ward mit tiefer, feierlicher Stimme, mit langſamer, wehmüthiger Bewegung geſprochen, und als er endete, glaubte Alice faſt im Geiſt das Ende jener edlen Stämme vor ſich zu ſehen. Sie faltete ihre Hände über dem Sattelknopf, und ſchaute bewundernd zu dem Häuptling empor, der, während ſein Auge glühte und ſein ganzes Weſen ſich belebte, in ſeiner Rede fortfuhr:

„Aber, Mädchen; der große Geiſt hat beſchloſſen, daß ſeine Kinder nicht mehr, wie das Wild vor dem Jäger fliehen ſollen. Er hat ihnen befohlen, die Weißen auf die andere Seite der Berge zu treiben und ſie nicht wieder zurück zu laſſen. Der weiße Mann muß dieſe Seite, als dem Indianer gehörig, anerkennen. Der Indianer hat ſeinen Fuß in den Grund ſeiner Väter gepflanzt; er will hier ſeine Feuer anzünden, ſeine Wigwams bauen, und ſterben — oder Blut — viel Blut wird fließen.“

Alice erblaßte, als ihrer Erinnerung die Bilder von brennenden Häuſern und den ermordeten Bewohnern derſelben vorbeiflogen, und ſie entgegnete ernſthaft:

„Der rothe Häuptling iſt großmüthig, er iſt menſchlich, er wird ſeine Hände nicht in Menſchenblut tauchen; er hat Mütter, Schweſtern und Kinder in ſeinem eigenen Volk; er wird Mitleiden mit denen ſeines weißen Bruders haben.“

„Du haſt recht und gut geſprochen Mädchen,“ erwiederte der Häuptling, „Tecumſeh findet keine Freude am Krieg; er will unſern weißen Vater in Washington beſuchen, und ihm ſagen, daß er dem Verkauf unſerer Länder ein Ziel ſteckt. Er wird ſein Volk ruhig in die

Grenzen ſeines Landes zurückziehen, und uns das unſere laſſen. Die hohen Berge ſollen eine Scheidewand werden, den weißen Mann von dem rothen zu trennen; ſie gehören nicht zu ein und demſelben Volk; ſie können nicht zuſammen leben.“

„Es iſt wahr, Mädchen; wir haben Weiber und Töchter, aber gerade zu deren Vertheidigung iſt es, daß wir uns vereinigt haben ein Volk zu werden; aber glaubſt Du, daß der weiße Mann, wenn er ſeine Lippe auf die Wange der Schönen preßt, auch daran denkt, daß des Indianers Lippe in gleicher Liebe zu dem Kuſſe der Seinigen gezogen iſt? Nein! Nein! er denkt ſich ihn nur wie das Wild, das in der Wüſte lebt, und dem Liebe und Freundſchaft unbekannt ſind.“

Alice ſenkte ihr Köpfchen, denn ſie fühlte, ſeine Worte enthielten Wahrheit, ſchreckliche Wahrheit.

Tecumſeh beobachtete ein kurzes Stillſchweigen, und bald, ihren Pferden die Sporen gebend, erreichten ſie die Prairie.

Alice, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, beſchloß einige, Margareth betreffende Fragen an ihn zu thun, und hob ihre Augen zitternd zu den ſeinigen empor — Furcht kam, für einen Augenblick über ſie, aber der Gedanke an die Schweſter verſcheuchte dieſe ſchnell und ſie ſprach:

„Iſt Margareth von den Töchtern der Indianer gern geſehen? iſt ſie fröhlich, iſt ſie ſchön, oder hat ſie aufgehört das freundliche und doch ſtolze Mädchen zu ſein, das wir einſt liebten? O wenn ich ihrem Blick wie damals begegnen, ihren Worten wie damals lauſchen könnte, als wir Kinder zuſammen waren, es wäre zu, zu viel Seligkeit.“

Der Häuptling hörte ihr mit einem freundlichen Lächeln zu. „Das ſchwankende Rohr iſt ſchön; ihre Schönheit iſt wie die der wilden Blume, ihr Lächeln wie der Sonnenſtrahl, der ſich durch das dichte Laub der Bäume ſtiehlt und auf der Waſſerfläche die, vom Winde leicht gekräuſelten Wellen vergoldet. Ihre Stimme iſt ſüß, wie die des Geiſtervogels, der die ganze Nacht in den Zweigen ſitzt und ſingt. Das Mädchen iſt ſtolz und weiſe, denn der große Geiſt ſpricht zu ihr, in ihren Träumen.“

„Aber hat ſie vergeſſen, den Gott ihrer Voreltern, den einzigen, wahren Gott, anzubeten und zu verehren?“ fragte Alice ernſthaft, als ſie zum erſten Male fühlte, daß doch wohl die frühern Bande lockerer und weniger bindend zwiſchen ihnen geworden ſein könnten.

Ein Schatten ſtahl ſich über das Antlitz des Häuptlings — er ſchwieg faſt eine Minute lang, ehe er antwortete:

„Das ſchwankende Rohr verehrt den großen Geiſt, aber nicht wie ihre weißen Väter, mit gebogenen Knieen und mit lauten Worten, in Tempeln durch künſtliche Hände aufgebaut, und mit der Muſik von vielen Stimmen! Nein! ſie faltet die Hände auf der Bruſt und in der Stille ihrer eigenen Gedanken, in der Einſamkeit der mächtigen Wälder tritt ihr Geiſt hervor und erhebt ſich zu Dem da oben, bis ſie ein Theil alles deſſen iſt, was da rein und gut.“

„Der breite Dom des hohen Himmels, mit dem Licht der unzählbaren Sterne, die grüne Erde mit ihren alten Wäldern und ihren tauſendfältigen Blumen, die treibenden Wolken, die ſteigenden Nebel ſind ihr Tempel; der Schall der rauſchenden Waſſer, die Melodie der Vögel, und der ſäuſelnden Zweige, ihre Muſik, und ihre Gedanken ſchweben in den Schatten empor, wie das ſüße Opfer das die ſchlafende Blume in ſtiller Nacht hinauf zum großen Geiſte ſendet.“

Alice lauſchte der ungeahnten Gluth und Beredtſamkeit des Häuptlings und für einen Augenblick war ihr's als müſſe der eben beſchriebene Tempel, ſo viel herrlicher, ſo viel ſchöner ſein, als irgend einer, von Menſchenhänden aufgeführt; die Andacht vor einem ſolchen Altar heiliger, reiner als die der feierlichſten und erhabenſten von Menſchen erdacht — es war aber nur ein Augenblick, denn nach und nach fühlte ſie mehr und mehr, als ob die Schweſter ſich vom wahren Glauben abgewandt habe, und ein weiter Abgrund ſich zwiſchen ihnen aufthue. Aengſtlich ſchaute ſie zum Häuptling empor; da aber, als ſie ſeine kühne Haltung, ſeine männliche Schönheit betrachtete, als ſie ſein freundliches Lächeln ſah, ſeine melodiſche Stimme hörte, als ſie daran dachte, wie ſeine Beredtſamkeit in den Verſammlungen der Stämme, ſein Muth im Kampf, ſeine Menſchlichkeit im Sieg gerühmt wurden, beſchlich ein anderer Gedanke ihr Herz, daß Margareth, das feurige, ſtolze, enthuſiaſtiſche Mädchen nicht gleichgiltig gegen ſo viele Vorzüge könnte geblieben ſein, und ein ſonderbar wehmüthiges Gefühl beſchlich ſie. Sie dachte ſich ein ländlich ſtilles Bild — eine Hütt, weit im Walde drin, von ſchlingenden Weinreben und plätſchernden Quellen umgeben, und Margareth in der Thür ſtehend, in Felle gekleidet, mit Bogen und Pfeil in den Händen — So lebhaft wurde das Bild, daß ihr Athem ſtockte, und ſie ihre Hände, Hilfe ſuchend, ausſtreckte.

Tecumſeh ſah mit Erſtaunen die Veränderung die in ihren Zügen vorging, hob ſie vom Pferde, und ließ ſie leiſe und vorſichtig unter einige Bäume nieder, die ſie eben erreicht hatten, und die, Oaſen gleich, die Einförmigkeit der ebenen, blumenloſen Steppe belebten.

„Ich hatte einen ſonderbaren Traum," ſagte Alice, ſich erholend, „mir war es, als ob Margareth aufgehört hätte, ihr eigenes Volk zu lieben, als ob ſie nicht mehr mit mir zurückkehren wollte, ich ſah ſie weit in den dichten Wäldern, ſtolz und ſchön — aber — ganz wie ein Indianiſches Mädchen!"

Tecumſeh's Augen glänzten von einem wilden, ungewöhnlichen Feuer; er ſah hinauf zum blauen Firmament, und ein faſt triumphirendes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen. Möglich daß ein neuer Traum ſich auf ihn ſenkte, ein Traum der, in all ſeinen ehrgeizigen und Vaterlandsliebenden Plänen kaum je ſo klar und deutlich hervorgetreten war. Auch er ſah den Weinumgränzten Wigwam, das ſchöne Mädchen in ihrer Indianiſchen

Kleidung und ihr Auge freudiger bei ſeiner Ankunft erglänzen. Alice fühlte, daß ihre ſchlimmſten Ahnungen gegründet wären, aber die Antwort des Häuptlings beruhigte ſie wieder in etwas.

„Fürchte nicht, Mädchen, daß das „ſchwankende Rohr" gelernt hat zu weinen und zu lieben. — Sie iſt allein, mit ihren eigenen Gedanken —"

Er hätte noch mehr geſagt, als Heinrich Mansfeld aus einer kleinen Baumgruppe hervortritt und ſich ihnen anſchloß. Tecumſeh ſchwieg; aber ein freundliches Lächeln erheiterte für einen Augenblick Alicens Züge und tiefes Roth überzog ihr Antlitz und Nacken. Der Häuptling grüßte den jungen Mann herzlich, und der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung.

Es würde wenig Intereſſe bieten, ihrem Weg durch die rauhe aber ſchöne Wildniß zu folgen, ihre nächtlichen Lager und die zärtliche und achtungsvolle Sorgfalt zu beſchreiben, mit der Alice während der Reiſe behandelt wurde.

Als ſie zur Indianiſchen Stadt kamen, neigte ſich die Sonne ihrem Untergang, und die Gluth der Verſinkenden lag auf der ruhigen Waſſerfläche und ſpielte in den ſchwankenden Zweigen der Baumwipfel.

Alice fühlte, als ſie ſich dem Platze näherten, ihr Herz klopfen, daß es ihr faſt die Bruſt zu zerſprengen drohte und ihr Athem ward ſchwer und unregelmäßig. So viel böſe Ahnungen ſtürmten unaufhörlich und mit raſender Schnelle auf ſie ein, daß ſie kaum vermochte, ſich im Sattel zu halten. Tecumſeh führte ſie jetzt den Flußpfad entlang, zu der ſchon früher beſchriebenen Hütte, wo er vermuthete daß ſich Margareth in dieſer Tageszeit aufhalten würde und Alice ſah ein Mädchen, leicht auf eine Moosbank hingelehnt und über ein großes Hirſchkalb, das ſich an ſie anſchmiegte, hingebeugt, ſah, daß ſie ihre Augen hob und erröthend dem Blick des Häuptlings begegnete; dieſer aber trat zur Seite und führte ihr Alice entgegen.

Margareths lebhafte Augen hefteten ſich mit forſchendem Intereſſe auf die ſich ihr furchtſam nähernde Geſtalt — ihr Buſen hob ſich und ſie wurde leichenblaß; aber ſie bewegte ſich weder, noch ſprach ſie, da ſtürzte Alice vor und kniete neben ihr nieder, ſchlang die Arme um ihren Nacken und liſpelte, ihr Antlitz an der Bruſt der Schweſter bergend: „Kennſt Du mich nicht, meine theuere, liebe Margareth?“

Sie fühlte ſich ſanft zurückgeſtoßen — das Mädchen ſeufzte ſchwer auf, heftete einen vorwurfsvollen Blick auf den Häuptling, und ſank ohnmächtig zurück.

Alicen ward es weh — recht weh ums Herz; alle ihre Hoffnungen von ſchweſterlicher Liebe und Zärtlichkeit, ſchienen weit, in trübe Nacht, dahin zu ſchwinden.

Ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, und ſie preßte ihre Hand an die kalte Stirn der Schweſter. „Margareth —“ rief ſie, „Margareth — o daß es dahin kommen mußte — o Margareth, ſprich nur ein Wort — ſage nur, Du liebſt mich, und ich will durch die weiten Wälder zurückkehren und Dich nie mehr ſtören.“

Margareth ſchaute mit mattem Auge zu ihr empor, und kein Zeichen der Erkennung glänzte in ihnen, ihre Hände waren zuſammengepreßt, ihre Stirn gefaltet, doch nicht Strenge oder Aerger lag in dem lieben Geſicht — Nichts als ein langer, langer Blick unendlichen Elends.

Alice brach in Thränen aus und ſchwieg, plötzlich aber durchzuckte ein neuer Gedanke ihr Hirn.

„O kann es ſein? ſah ich Dich, Margareth, nur als das Opfer von Grauſamkeit und Unterdrückung, hat man das arme Mädchen ſchlecht und hartherzig behandelt?“ und wiederum zog ſie die nicht Widerſtrebende an ihre Bruſt und küßte ihre bleichen Lippen; aber Margareth preßte ſie leiſe an ſich und hob ihre feinen, zarten Hände empor, als ob ſie ſagen wollte: „Sehen dieſe wie Grauſamkeit und Unterdrückung aus?“

Alice wandte ſich bittend an den Häuptling.

„Das ſchwankende Rohr iſt wie die Blume geweſen, die fern vom Sturm im freundlichen Haine geſchützt lag,“ ſagte Tecumſeh.

Margareth ſtand bei dieſen Worten auf, und näherte ſich mit ſchwankenden Schritten der Hütte Minaree's, dort aber begegnete ihr Auge dem Ackories, der Schönheit des Stammes, und ihr Schritt wurde feſter, ihre Haltung ſtolzer; Alice folgte aber nur mechaniſch; ihr war es als ob der Becher des Glücks und der Freude für immer vor ihren Augen zur Erde geſchmettert ſei. Was galt ihr jetzt all die Schönheit und Herrlichkeit der Erde, was war ihr menſchliche Hoffnung und Glückſeligkeit, da der einzige Stab, auf den ſie gehofft hatte ſich zu ſtützen, ihr entriſſen war.

Der freundliche Häuptling bemerkte mit ſchmerzlichem Mitleiden ihren Gram und bot ihr ſeinen Arm an ſie aufrecht zu halten, ſie wandte ſich aber von ihm und ſagte traurig: „Laß mich ſterben — das Leben iſt mir eine Laſt.“

Beim Eintritt in die Hütte ließ ſie ſich thränen- und wortlos auf die Felle nieder und umſonſt breitete die gutmüthige Minaree ihren ganzen kleinen Speiſevorrath vor ihnen aus, keine der Mädchen konnte eſſen, noch ſprechen.

Die Dämmerung machte der finſteren Nacht Platz, die Sterne wurden hell und der Voll-Mond ſchien durch die offene Thür herein und erleuchtete das Innere der Hütte, aber obgleich wachend, doch regungslos, ſaßen die beiden Schweſtern einander gegenüber, Jede mit ihren eigenen wilden, ſchmerzlichen Gedanken beſchäftigt. Beide waren leichenblaß, und Beide fühlten das ſonderbare Schreckliche, das zwei liebende Schweſtern, nach ſo langer Trennung mit kalter Hand von einander entfernt hielt.

Minaree's Fackel war lange verlöſcht und ihr regelmäßiges Athemholen bezeugte ihren tiefen Schlummer, und noch immer ſaßen die Mädchen ſich ſtaunend gegenüber; endlich ſtand Alice auf und näherte ſich dem Eingang der Hütte.

Es war ein großartiger, wilder Anblick, der ſich ihr bot, und mit einem beklemmenden Gefühl von Furcht und Anbetung betrachtete ſie den ungeheuern Wald, der ſich bis an die Schwelle der Hütte erſtreckte, lauſchte dem ſcharfen Bellen des Fuchſes und dem melancholiſchen Geſchrei der Eule.

Nahe zum Ufer des Fluſſes, lehnte bewegungslos im ſanften Mondlicht die ſchlanke Geſtalt eines Kriegers, eine der Wachen der Stadt.

Alles ruhte ſchweigend in der düſteren Größe der Nacht und ihr eigener Schmerz wurde ſchwerer und peinlicher in der ſie umgebenden finſteren Ruhe. Die Thüre verhängend, rief ſie aus:

„O mein Gott, daß ich Dich in dieſer Stunde der Angſt und Noth vergeſſen konnte,“ und im brünſtigen Gebet ſank ſie auf ihre Kniee, ihr Herz ganz dem höchſten Weſen, in heißem Flehen, ausſchüttend.

Ihre Stimme zitterte, und wurde oft von heftigem Schluchzen unterbrochen, da fühlte ſie den weichen Arm Margareths ihren Nacken umſchlingen, und leiſe flüſterte ihr dieſe in's Ohr: „Alice, meine ſüße, ſüße Schweſter!“

Ihre Lippen begegneten ſich und ſie weinten lange, Eine an der Andern Herz, und als ſanft und freundlich der Schlummer ſie beſchlich, fand er ſie in der innigen Umarmung früherer, ſchönerer Kindheit.

Ende des erſten Bandes.

Der Indianer-Häuptling

und die Gefangene des Weſtens.

Eine Erzählung aus dem letzten amerikaniſchen Kriege

von

Mrs. Seba Smith.

In's Deutſche übertragen

von

Fr. Gerſtäcker.

Zweiter Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1847.

Der Indianer-Häuptling

und

die Gefangene des Weſtens.

Zweiter Theil.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

I.

Du glaubſt, ich liebe ſie noch? nein, nein.
Nur Haß bewegt mein Herz allein.
Wordsworth.

Bald nach Tecumſeh's Ankunft, kehrte auch die Streifparthie unverrichteter Sache zurück, die Jener abgeſandt hatte, um Winnemac und die andern verrätheriſchen Häuptlinge von den Ihrigen abzuſchneiden und wo möglich gefangen zu nehmen. Die ſchlauen Wilden wußten zu gut, welche Gefahren ſie umgaben, um irgend eine Vorſichts-Maaßregel unangewendet zu laſſen; es bedurfte aber auch des Auges eines Indianers, um der faſt unbemerklichen Spur zu folgen; aber ſie fanden und folgten den Fährten mit der Sicherheit und Schnelle eines Schweißhundes, in die Fußſtapfen ſeines Feindes.

Die zerdrückten Blumen, die niedergetretenen

Grashalme und wenn ſie wieder in ihre alte Lage zurückgebracht waren, entgingen ihrer Aufmerkſamkeit nicht; der kaum gebogene Zweig, das Moos, kaum berührt, waren ihnen eben ſo viele Führer, ihre Schritte zu leiten.

Als ſie ſich dem Feinde näherten, verrieth das Rebhuhn, das ſchwirrend ſein Lager verließ, der Waldvogel, der ſein Heil in ſchneller Flucht ſuchte, ihre Nachbarſchaft.

Beide Partheien lebten von den trockenen Proviſionen, die ſie mitgenommen hatten, ohne zu wagen ein Feuer anzuzünden, damit der Rauch ſie nicht verrathen möchte.

Nachts fanden die Verfolger ihre Feinde ſchlafend, aber mit den Waffen in der Hand, und Wachtpoſten ihre Feuer umlagernd; doch hatte Tecumſeh den ſtrengen Befehl gegeben, kein Blut zu vergießen, damit ſeine Handlungsweiſe nicht mißverſtanden würde. Er wollte ſie vor eine große Rathsverſammlung der Häuptlinge ſtellen; dort, im Beiſein derer, die ſie verrathen hatten, ihr Urtheil ſprechen und ſie auf dem Altare des indianiſchen Patriotismus opfern.

Um dieſen großen Rath zu veranſtalten, ſchlug Tecumſeh vor, die verſchiedenen Häuptlinge alle zum

Ufer des Wabaſch einzuladen, und ermahnte die Seinigen ernſtlich, ſich friedlich zu verhalten, und nicht ihr Ohr jenen brittiſchen Agenten zu leihen, welche den wachſenden Haß der beiden Länder benutzend, ſich eifrig bemühten die Hilfe der nördlichen Indianer, als mächtige Bundes-Genoſſen in einem Grenzkrieg zu erhalten.

Er ſchilderte ihnen mit glühenden Farben die Gefahren, denen ſie ſich ausſetzten, und den geringen Vortheil, den es ihnen bringen konnte, ſich irgend einer der feindlichen Mächte anzuſchließen. Sie waren ſelbſt eine Nation, die ihre eigenen Intereſſen zu beachten, ihre eigenen Rechte zu bewahren hatte, und er beſchwor ſie, nichts, bei einer thörigten Theilnahme der kommenden Streitigkeiten, auf's Spiel zu ſetzen. Klar und deutlich ſtellte er ihnen vor Augen, daß für ihre Verhältniſſe eine ruhige Neutralität das Beſte ſei, und verſuchte ſie davon zu überzeugen, daß nur in der eigenen Liebe zu ihrem Vaterlande ihr Glück liege.

Eliskwatawa bekräftigte die Ermahnungen ſeines Bruders durch heilige Gebräuche und Geſänge, denn die Stimme des großen Geiſtes hatte zu ihm in der Nacht geſprochen und den Ruhm der Stämme verkündet.

Er hatte Dörfer und Städte geſehn, die mit denen der Weißen wetteiferten, und nach und nach das große, fruchtbare Thal des Miſſiſippi mit einem glücklichen, zufriedenen Volke füllten, die ſich gleicher Geſetze erfreuten und die Laſter des weißen Mannes nicht kannten.

Er hatte die Sterne beobachtet, und ſie fochten in ihren Bahnen gegen die bleichen Geſichter. Die Stürme und Winterfröſte ſollten ſchwinden, und die Stämme ſich von ihrem langen Schlaf, mit der Stärke und Kraft vergangener Jahre erholen.

Die Maſſaſauga *) lag nicht länger mehr aufgerollt in den Spalten der Berge, ſchwach und theilnahmlos, nein! mit feurigen Augen und wechſelnden Farben ſprang ſie hervor, den Nacken erhoben und die Fänge mit dem tödtlichen Gifte, für die Adern der Feinde beſtimmt, gefüllt.

Kumſhaka lauſchte ſchweigend der glühenden Beredtſamkeit ſeiner Brüder; neue, wilde Leidenſchaften durchbebten ſein Inneres und er beſchloß in ſeinem Innern, daß Tecumſeh wenigſtens von ſeiner ſtolzen Höhe

---

*) Klapperſchlange.

herabgeſchleudert werden ſolle, möchten die Folgen ſein wie ſie wollten. Was galten ihm die ehrgeizigen Träume und Pläne, was der einſtige Ruhm ſeines Volkes, da er ſelbſt in wilder Wuth, mit zerſtörten Hoffnungen über ſeinen eigenen Racheplänen brütete — Er war Tecumſeh bei ſeiner Rückkehr nach dem Lager vorausgeeilt, und hatte, halb aus Mangel an Beſchäftigung, halb in ſteigendem Intereſſe für das ſchöne Mädchen, Ackoree aufgeſucht.

Er fand ſie am Ufer des Fluſſes, beſchäftigt ein Netz an's Land zu ziehen, während ihre kleinen zarten Finger ſelbſt in die Maſchen griffen, und ihre langen, ſchwarzen Haare vorwärts fielen, und einen glänzenden Nacken und zum Kuß einladende Schultern zeigten, auf denen die, von Kumſhaka ſelbſt dort hingehangenen Korallen glänzten.

Der Schall ſeiner Tritte machte ſie aufmerkſam, und ſie wandte, das Netz noch in den Händen, in dem eben die ſchuppigen Gefangenen ſichtbar wurden, das Köpfchen lauſchend zur Seite, aber mit mehr als gewöhnlichem Feuer glänzten ihre Augen, als ſie den Häuptling erblickte, und die Haare zurückſtreichend, überließ ſie lächelnd demſelben das Netz, das er an's Ufer zog und ſich dann mit ihren langen, dunkelen Locken ſpielend, neben ſie, auf einen, aus dem Ufer des Fluſſes hervorſpringenden Stein ſetzte.

Ackores war heiterer als je; ihr helles, fröhliches Gelächter ſcholl über die ſtille Waſſerfläche und ſtörte das ſchlummernde Echo, und endlich verlangte ſie gar, trotz ihrer unbegrenzten Munterkeit und frohen Laune, genaue Nachrichten über den letztgehaltenen Rath und über das, was die Häuptlinge nun zu beginnen gedächten.

Während Kumſhaka ihr aber die Einzelheiten erzählte, ſchien plötzlich all der frohe, leichte Sinn, der wenige Minuten vorher noch ihr ganzes Weſen belebte, ſie plötzlich zu verlaſſen und ſie lauſchte mit ſtiller, mehr und mehr erweckter Aufmerkſamkeit. Als er ſchwieg, antwortete ſie langſam, ohne ihre Augen vom Boden aufzuſchlagen:

„So? alſo die Fänge ſollen der Maſſaſauga ausgebrochen werden, daß ſie ihre Klappern ſchütteln, aber nicht beißen kann? Tecumſeh möchte den Tomahawk begraben, damit die Schärfe deſſelben ſein weißes Liebchen nicht erſchrecke.“

„Das weiße Mädchen, das eben die Stadt betreten hat, übt keine Gewalt über ihn aus, es iſt die Schweſter „des ſchwankenden Rohres“; entgegnete Kumſhaka.

„Sehr wahr! aber Tecumſeh gilt viel, ſehr viel, bei dem ſchwankenden Rohr,“ und ſie heftete ihre Augen feſt auf das Antlitz des Häuptlings, den Eindruck zu bemerken, den ihre Worte hervorbringen würden.

Dieſer zog den Athem an, und ſeine Augen glänzten wie die der ſpringfertigen Schlange, während er die Locken, mit denen er ſpielte, ſo krampfhaft faßte, daß die gekränkte Schöne unwillig empor fuhr; aber mit dumpfer, drohender Stimme frug er ſie was ſie meinte, ob Jene gewagt hätten zu lieben.

Ackoree befreite ihre Haare von ſeiner Hand, und ſtieß ein leiſes, boshaftes Gelächter aus; Zorn und Eiferſucht wütheten beide in ihrem Buſen.

„Wagen? warum ſollten ſie das nicht wagen was Kumſhaka vor ihnen gewagt hat? der Indianer ſoll Seite bei Seite mit ſeinem weißen Bruder leben, daß die weiße Braut ruhig in ihrem Wigwam ſchlafen kann.“

„Und die Stimme des großen Geiſtes, wie die Sprache der Sterne, ſollen nur ihrer Liebe förderlich ſein?" ſagte der Häuptling in bitterm Unmuth, „aber ich will ihre Gaukeleien aufdecken. Der Indianer wird durch ſeine eigenen Führer bethört; dieſe Verbindung ſoll blos eine Maske ſein, ihn ganz machtlos zu machen und die Weißen zu beſchützen!" Seine Lippen zitterten, aber ſelbſt während er noch ſprach, ſtrömte das Blut in ſeine Schläfe; — er wußte daß er log.

Ackoree ſah, daß ihr Gift gewirkt hatte, und eine ruhige und gefaßte Miene annehmend, legte ſie ihre Hand auf die des Häuptlings und ſagte leiſe: „Tecumſeh iſt klug und mächtig! würde der Häuptling unbewaffnet in die Fänge des Panthers rennen, würde er die Höhle betreten wollen, während das Weibchen die Jungen beſchützt? Sicherlich wäre es beſſer zu warten, bis es ausgeht, um Beute aufzuſuchen."

Kumſhaka begriff ſchnell ihre Meinung, und folgte ihr gern; er ſchaute das ſchöne Mädchen bewundernd an, und das gleiche Ziel ihrer Leidenſchaften ſchien eine Art Sympathie auf ſie auszuüben. Ihre nicht widerſtrebende Hand in die ſeinige nehmend, antwortete er:

„Du biſt ſehr ſchön, Ackoree, und haſt weiſe gerathen; Tecumſeh wird das Lager verlaſſen, um den großen Rath zu verſammeln, dann iſt die Zeit zum Handeln gekommen. Wird das weiße Mädchen ſeine Braut, ſo ſollen die Scalpe ihres Volkes den Eingang ihres Wigwams zieren."

Ackoree entzog ihm ihre Hand „Kumſhaka folgt einem Schatten, der verſchwindet, wenn er ſich nähert."

„Ich will ihm nicht mehr folgen;" rief trotzig der Häuptling; „wenn ich noch irgend etwas für das ſchwankende Rohr fühle, ſo iſt es Rache; aber ſage mir, Ackoree, woher Du von ihrer Liebe weißt?"

„Wir ſtanden zuſammen, als Eure Leute zur Stadt zurückkehrten; Tecumſeh war nicht dabei. Ich ſchaute in das Antlitz des weißen Mädchens, und ſie wußte es nicht; das Herz des bleichen Geſichts lag in ihren Wangen; denn das Blut kam und ſchwand und ihr Auge flog von Häuptling zu Häuptling und heftete ſich dann lange auf den Saum des Waldes, um zu ſehen, ob er von dorther käme.

„Tecumſeh iſt nicht zurückgekehrt! ſagte ich; ſie verſuchte zu lächeln, zu ſprechen — aber mein Auge haftete auf ihr und ſie fühlte, daß ich Alles wußte. Sie wandte ſich ab und ſchwieg."

Am nächſten Morgen, nach Alicens Ankunft, erhob ſich Margareth, während die Sonne noch nicht über den Horizont emporgeſtiegen war, leiſe von ihrem Lager. —

Minaree hatte ſchon die Hütte verlaſſen, und Niemand war da, der Gefühle beobachten konnte, die ſie ſonſt wohl verborgen haben würde. Sie beugte ſich lange und ſchweigend über die ſchlummernde Geſtalt ihrer Schweſter, als ob ſie ſich feſt und treu jeden Zug des liebenden Geſichts einprägen wollte, um zu ſehn, in wie weit dieß mit den Erinnerungen ihrer frühen Jugendzeit übereinſtimmte.

Als ſie länger und länger in ihren Anblick verſank, hob ſich ihr Buſen von tiefen Seufzern, und Thränen ſtahlen ſich über ihre Wangen. Faſt entſchwundene Erinnerungen erwachten zu neuem Leben, und noch einmal durchlebte ſie die Zeit, die ſie in der Mitte von Liebe und Glück, in jener trauten Heimath, weit, weit im ſtillen Walde, zugebracht hatte. Die Stimmen der Kindheit klangen wieder in ihrem Ohr und ſie vernahm die leiſen, brünſtigen Gebete; ihre Hände faltend, gab ſie ſich ganz dem heiligen Gefühle hin. —

Es war ein herrlicher Anblick, das ſtolze, ſchöne Mädchen in dem ſonderbaren fremdartigen Anzug ſich hinüberbeugen zu ſehn über die ſchlafende Schweſter, deren Gegenwart all die zarten Saiten ihres inneren Lebens wieder berührt und erweckt hatte.

Eine ungewohnte Sanftmuth erfaßte ſie, und zerſtreute einen Theil jener Kälte und jenes Stolzes, der ihr nicht allein die Bewunderung, ſondern auch die Ehrfurcht des wilden Volkes gewonnen hatte, in deſſen Mitte ſie geſchleudert war. — Sie nahm die Gewänder und unterſuchte ihre fremde Zuſammenſtellung, denn obgleich ſie nie ganz die Tracht früherer Tage vergeſſen und ſelbſt theilweiſe ihre eigene danach gebildet hatte, ſo war doch die Erinnerung ſelbſt daran, undeutlich und verwiſcht worden. Sie ſteckte ihren kleinen Fuß in den Pantoffel und ſchritt vor- und rückwärts darin und ſchien ſich der zarten Form, die er enthüllte, zu erfreuen.

Alice bewegte ſich auf ihrem Lager; Margareth legte ſchnell die Kleider wieder auf ihren gehörigen Platz zurück und ſich neben die Schweſter ſetzend, ordnete ſie ihr wallendes, üppiges Haar, zu welchem Zweck ſie einen von Fiſchgräten verfertigten Kamm gebrauchte, deſſen Zinken künſtlich und zierlich in einem Stück Holz befeſtigt waren. Die Bürſte war von den ſtarren Haaren des Büffels verfertigt, und reich mit Stachelſchweinborſten verziert.

Alice öffnete die Augen und breitete ihre Arme aus, ſie zu umfaſſen, Margareth begrüßte ſie aber nur mit einem Lächeln.

Minaree trat bald darauf mit Fiſchen zu ihrem Frühſtück herein, die ſie zwiſchen zwei flachen, mit Kohlen bedeckten Steinen, zu röſten begann. Alice ſelbſt bereitete einen Maiskuchen, um auf dieſelbe Art gebacken zu werden, während Margareth Früchte und zwei Gefäße brachte, eines mit Waſſer und ein anderes mit einem aus Ahornſaft bereiteten Trank gefüllt.

Das Frühſtück wurde auf einem rohen, niederen Tiſch ausgebreitet, an welchem die beiden Schweſtern ſaſen, während Minaree vorzog, das ihrige auf den Schoos zu nehmen; freilich nicht ganz ſo wie Damen mit dem Thee zu thun pflegen, wenn er herumgereicht wird, aber doch auf eine ähnliche Art, dadurch beweiſend, daß ſich, ſowohl in dieſen als allen andern Verhältniſſen des Lebens, die Extreme berühren.

Margareth ſchaute jetzt ſchüchtern in das Antlitz ihrer Schweſter; ſie hatte die Gebräuche des früheren Lebens nicht vergeſſen und beobachtete genau Alice, als dieſe ihre Hände faltete, die Augen ſchloß und mit halblauter Stimme betete. —

Alice fand die Bequemlichkeit der Hütte viel größer, als ſie eigentlich erwartete; denn Margareth mochte Minaree in manchen Sachen, die ihr Volk nicht kannte, unterrichtet haben, und die gute Frau, mit einer natürlichen Anlage zu Geduld und Regſamkeit begabt, hatte es ſich freudig angelegen ſein laſſen, vieles Nützliche und Angenehme für den langen Winter zu ſammeln.

Unter dieſem waren wilde, getrocknete Weintrauben, ſorgſam in der Sonne gedörrt, Honig von wilden Bienen, in Kürbisflaſchen aufbewahrt, die mit einem paſſenden Deckel von dünner Birkenrinde verſchloſſen waren; Zucker, aus dem Saft des Ahorn-Baumes gewonnen, und verſchiedene Arten von eingekochten Beeren; getrockneter Fiſch und gedörrtes Hirſchfleiſch, wie beſonders eine feine Art Forellen, die man als eine große Delicateſſe betrachtete. Dieſe wurden zuerſt, wenn noch friſch, in Bärenfett gelegt und dann einige Tage darauf in wohlverſchloſſene Flaſchenkürbiſſe gepackt, die in Lehmerde eingeſchlagen und in der Sonne getrocknet werden mußten.

Ferner hatte ſie Hülſenfrüchte, Mais, wilden Reis, eingeſammelt, auch eine Art wilden Waizen, aus dem, wenn geſtoßen und zwiſchen flachen Steinen gerieben, eine ſehr ſchmackhafte Art Kuchen bereitet werden konnte.

Alice half ihrer Schweſter bald, die Hütte ſowoh freundlicher als bequemer herzurichten, und nicht allein Heinrich Mansfeld, ſondern ſelbſt die jungen Männer des Stammes beeiferten ſich, ihnen Geſtelle für ihre Stühle und viele andere Kleinigkeiten anzufertigen; denn ſo lieb und freundlich waren die Schweſtern, daß es Allen ein Vergnügen gewährte, etwas zu ihrer Bequemlichkeit beitragen zu können, noch dazu, da Manches dann auch wieder ihnen ſelbſt zu Gute kam; die kleinen ſchmackhaften Kuchen gar nicht zu erwähnen, die oft, von den niedlichen Händen der Mädchen gebacken, und von der treuen Minaree beſorgt, den Weg in den Wigwam manches jungen Häuptlings fanden.

Die gute Frau war ſchwer zu bewegen, Verbeſſerungen für ſich ſelbſt zu benutzen, that aber Alles, was in ihren Kräften ſtand, um ihrem Pflegekinde eine Freude zu machen, und wenn ſie nach manchem Tage harter Arbeit, die eine Seite der Hütte mit großen Matten behangen, und Stühle und einen Tiſch ſah, auf dem Alicens Bibel lag, wie eine Kiſte, in denen Kleider, Gürtel und Moccaſins ſorgfältig zuſammengepackt waren, kannte ihre Freude keine Grenzen.

Margareth ſelbſt ſchloß und öffnete den Deckel, ſetzte ſich auf die Stühle, beſah ſich in dem kleinen Spiegel, ordnete wieder und wieder ihre Kämme und Bürſten, ſchritt über die Matte, und ſchauete dann mit freundlichem, liebevollem Lächeln in die Augen Alicens.

Plötzlich aber brach ſie in ihren kindlichen Spielen ab, und ihr Antlitz ward ernſt und traurig; ſchwere Seufzer hoben ihre Bruſt, und ſie ſtand ſtill und bewegungslos; Alice hatte ſie umarmt, aber ſie winkte ihr zurück und floh, Bogen und Pfeil ergreifend, hinaus in den Wald.

Traurig folgte Alice mit den Blicken der leichten lieben Geſtalt der Schweſter, als dieſe in dem grünen Dickicht verſchwand, und ihr Geſicht dann mit den Händen bedeckend, brach ſie in Thränen aus.

All die kleinen Bequemlichkeiten, mit denen ſie ihre Schweſter umgab, um ihr nach und nach das Gedächtniß an frühere Zeiten in der Seele zu erwecken und ſie faſt unbemerkt wieder für ein civiliſirtes Leben zu gewinnen, hatten, wie ſie nun wohl fühlte, nur dazu gedient, ſie für den Augenblick zu zerſtreuen und zu erheitern, und mehr Bewunderung als Theilnahme in ihr erregt; Alice fühlte wohl, daß Margareth von ihrem wilden Leben unzertrennlich war. Auch noch ein anderer Verdacht bemächtigte ſich ihrer Seele, denn die eigene Einſamkeit und Verlaſſenheit erweckte trübe Gedanken und Befürchtungen. —

Eben hatten die Schweſtern eines Morgens ihr Frühſtück beendet, als Tecumſeh und Heinrich Mansfeld in die Hütte traten. Alice reichte freundlich ihre Hand dem Häuptling, während Margareth die ihrige kalt in die des jungen Mansfeld legte. Beide errötheten und ſchienen verlegen; Tecumſeh aber konnte nicht lange verweilen, denn er wollte ſeine Reiſe antreten, um jenen Plan in Ausführung zu bringen, die rothen Männer der verſchiedenen Stämme zu verſammeln; ſeine Zeit war koſtbar. Sich zu den Schweſtern wendend, ſprach er mit leiſer, faſt zitternder, aber klangvoller Stimme: „Wenn Tecumſeh zurückkehrt, werden die weißen Mädchen bei den Ihrigen ſein, aber laß ſie es nie vergeſſen, daß der arme Indianer ſeine Matten ausbreitete, ihnen Schutz zu geben und ihnen Wild brachte, ihr Leben zu friſten. Tecumſeh hatte mit dem weißen Manne Brot gebrochen, und er konnte es nie vergeſſen.“

Margareth ward leichenblaß; Alice aber ſtand auf, und während ſich die Thränen in ihren Augen ſammelten, nahm ſie des Häuptlings Hand in ihre beiden und antwortete: „Wir werden uns ſtets Eurer Großmuth erinnern, und uns Tecumſeh nur der Name deſſen ſein, was edel und gut iſt.

„Wir wollen beten, daß Euch der große Geiſt ſegnen und beſchützen, und für Alles das belohnen möge, was Ihr an Margareth gethan habt.“

Tecumſeh neigte ſein Haupt, und die Federn ſeines Helmes verbargen ſein Geſicht; als er ſich aber wandte, um Abſchied von Margareth zu nehmen, war ſie aus der Hütte verſchwunden. Alice grüßend ſchlug er ſeinen Weg nach der Laube, am Ufer des Fluſſes ein.

Margareth hatte das Antlitz in ihren Händen verborgen, und ausgeſtreckt auf dem Mooſe ſchluchzte ſie laut. Tecumſeh hob ſie vom Boden und betrachtete ſie traurig und ſchweigend. Hätte er geſprochen, ſie hätte fortgeweint, denn ihr Herz war jetzt in weicheren Empfindungen geöffnet und fremdartige Gefühle beſtürmten ihre Bruſt; ſo aber erweckte ſein Schweigen ihren eingeborenen Stolz und ſie erhob ſich und ſtrich die Locken aus ihrem Antlitz, die Thränen aus ihren Augen, als ob ihrem Herzen Schwäche und das zarte Gefühl der Weiblichkeit fremd wäre.

Tecumſehs Auge leuchtete vor Bewunderung.

„Sage dem weißen Manne,“ rief er aus, „daß das „ſchwankende Rohr“ ſeinen Stolz in den wilden Wäldern unter dem klaren Himmel und neben den rauſchenden Waſſern des rothen Mannes gelernt hat. Sage ihm auch, daß Tecumſeh für das Glück des ſchwankenden Rohres wachen wird, und daß er für jede Thräne, die aus ihrem Auge fällt, einen Tropfen ſeines Herzblutes zahlen muß.

„Wenn Dein Auge ſich trübt, Dein Schritt wankend wird, ſoll Tecumſeh da ſein, Dich zu rächen. Sage ihm auch, daß das ſchwankende Rohr für Tecumſeh der Regen war, der die Erde erfriſcht, daß es das war, was die Sonne den Blüthen, oder der Vogel der Waldung iſt. Es iſt ihm der eine Stern in einer Nacht voll Stürme geweſen und wenn es geht, wird das Licht auf ſeinem Pfade verlöſcht ſein."

Margareth zitterte heftig.

„Tecumſeh, ich werde nie zu meinem Volke zurückkehren; ich will hier leben; ich wollte, Alice hätte nie von meinem Daſein gehört, dieſer Schmerz wäre ihr jetzt erſpart."

Tecumſeh ſchüttelte das Haupt.

„Nein, nein, das weiße Mädchen ſehnt ſich nach Geſelligkeit. Sie wird wie der Vogel ſein, der allein im Neſte ſitzt, und wird dem Geſang der Liebe lauſchen. Sie würde den rothen Mann von ſich ſtoßen, denn er kann ſich nicht bittend um ſie bewerben, wie wohl Einer ihres eigenen Volkes thut, mit gebogenem Knie und mit ſüßen Worten." Als er ſprach, war ſeine Stimme leiſe und ſeine Augen feſt auf Margareths Antlitz geheftet.

Dieſe erröthete und hob ihre ſeelenvollen Augen zu ihm empor. Tecumſeh ſprang, mit einem wilden Ausruf der Freude auf ſie zu, nahm ihre zitternde Hand in die ſeinige und ſchaute tief, tief in die dunkelen Augen des ſchönen Mädchens, für einen Augenblick ſchien ſeine Bruſt ein neues, nie gehofftes Gefühl von Glückſeligkeit zu erfüllen; ſich aber plötzlich ermannend, fuhr er fort:

„Nein, nein! Tecumſeh ſoll nicht der Mann ſein, der einen Schatten auf die reine Stirn des weißen Mädchens bringt. Der Vogel wird ſich nach dem Rauſchen ſeiner eigenen Wälder ſehnen, nach dem Schaukeln derſelben Zweige, in denen er einſt ſein Neſt baute.

„Tecumſeh will nicht die Blüthe aus ihrer Heimath, aus dem milden Sonnenlicht nehmen, und ſie allein und freundlos in ſeiner Hütte welken ſehn. Böſes bedroht Tecumſeh; der Schwarzvogel iſt ſtets über ſeinem Haupt, und als er zum Lager kam, lag die Maſſaſauga todt auf ſeinem Pfad. Sorgen nahen ſich ihm, denn der Geiſtervogel ſang die ganze Nacht auf dem Dach ſeines Wigwam.“

Er drückte Margareths Hand an ſein Herz und verließ die Laube.

Margareth harrte noch lange in derſelben Stellung, in welcher er ſie verlaſſen hatte; ſie gab ſich keinem wilden Ausbruch der Verzweiflung hin, ja ſie weinte nicht einmal; ein ſchweres, drückendes Gefühl des Elends ſchien

Alles, deſſen ſie ſich bewußt war; ein kalter Schmerz lag auf ihrem jungen Herzen, als ob Hoffnung plötzlich und wohl für immer es verlaſſen habe.

Da hörte ſie Stimmen von außen und näher kommende Schritte und ſich zu ihrer ganzen Höhe aufrichtend, ging ſie Alice und Heinrich Mansfeld mit einem Antlitz entgegen, aus dem jede Bewegung gänzlich verbannt war; dennoch fühlte ſie ſich nicht wohl in der Gegenwart anderer Menſchen, und wenn auch unter dieſen ihre Schweſter war, ſie zog ſich, ihren dunkelen, freudloſen Gedanken nachhängend, in ſich ſelbſt zurück.

Mit Alicen und Mansfeld am Ufer des Fluſſes hinwandernd, hatten ſie ſich endlich auf einem einladenden Raſenfleck niedergelaſſen, und ſchauten ſinnend und ſchweigend auf die Ruhe und Schönheit der Natur, die ſie umgab, und wohl eigenthümlich war der Anblick, dieſe beiden Schweſtern in all ihrer Lieblichkeit neben einander ſitzen zu ſehen, während Beide ſich umſonſt bemühten, das ſtille Band der Geſchwiſterliebe wieder ſo feſt und unzerreißbar zu knüpfen, als es früher geweſen war, ehe es auf ſo ſchreckliche, grauſame Art zerriſſen wurde.

Alicens Antlitz war blaß, aber ruhig, in ſtiller, trauriger Schwermuth, und eine Thräne zitterte an den langen Wimpern, die ihre blauen Augen beſchatteten. Margareths Wangen glühten, und ihr dunkeles, kühnes Auge flog von Gegenſtand zu Gegenſtand, als ob ſie ungeduldigen Zwang fühlte, den ſie ſich ſelbſt hier auflegte, und wieder hinaus möchte in den freien, wilden Wald. Sie fühlte ſelbſt, daß Alice anfing ſie zu bemitleiden und der Gedanke ſchon empörte ſie; als ihr die Schweſter daher mit wehmüthiger Freundlichkeit in die Augen ſah, und die langen dunkelen Locken aus ihrer Stirn ſtrich, röthete ſich ihre Wange höher und ſie erhob ſich ſchnell und wendete ſich, halb ärgerlich, ab.

Sie fühlte, daß ihr Alice in ſo Vielem überlegen ſei, aber der ſtolze Geiſt der Waldestochter konnte es nicht ertragen, als ein leidendes Kind betrachtet zu werden. Sie erhob ſich und ging ſchnellen Schrittes der Hütte zu, kehrte aber bald wieder mit Minaree, ein Canoe und ein paar Ruder tragend, zurück.

Sie ſtiegen die Uferbank hinab, und ließen es auf den Fluß, während es Minaree hielt. Margareth bat jetzt Alice, zu ihr einzuſteigen, und furchtſam gehorchte dieſe, jene aber war jetzt ganz wieder ſie ſelbſt geworden; ihre Augen glühten hell und freudig und ſie ergriff mit ſtarker, feſter Hand das Ruder; ihr Stolz fühlte ſich bei dem Gedanken befriedigt, der Führer ihrer Schweſter zu ſein.

Mansfeld, der noch immer die zitternde Geſtalt Alicens unterſtützte, die ſich mit wahrer Furcht im Canoe niederließ, als ſie das Bewegen des Waſſers durch die dünne Rinde fühlte, frug, ob auch er das Fahrzeug beſteigen dürfe, und mit Margareths Zuſtimmung ergriff er eins der Ruder und half die leichte Barke über die Waſſer dahintreiben.

Leicht wie ein dem Elemente ſelbſt angehöriges Weſen, flog ſie den Fluß entlang, und ein Schauer von Diamanten ſchien bei jedesmaligem Ruderſchlag von dieſen abzuſprühen.

Margareths fröhliches Lachen ſchallte über die ruhige Waſſerfläche hin, als ſie ihren Mitruderer zu immer erneuerter Anſtrengung aufforderte, und ſelbſt Alice verlor ihre Furcht, da ſie die Ruhe und Heiterkeit ihrer Gefährten bemerkte.

Sie hatten die indianiſche Stadt weit hinter ſich gelaſſen, und der Fluß, der immer ſchmaler und ſchmaler geworden worden, beſchrieb jetzt plötzlich einen Bogen, und bildete in ſeiner Mitte eine kleine Inſel, die mit bis zum Rande des Waſſers herabhängenden Bäumen bewachſen und auf einer Seite durch die Haupt-Strömung ſelbſt, die ein ruhiges, breites Baſſin bildete, auf der anderen nur durch einen kleinen ſchmalen Streifen Waſſers, der rauſchend und plätſchernd über ſein felſiges Bett dahin brauſ'te, von dem feſten Lande getrennt war.

Sie befanden ſich noch im Schatten der kleinen Inſel und wollten eben wieder hinaus in die offene Breite des Fluſſes, als Margareth plötzlich ihr Ruder niederlegte und ihren Gefährten zuwinkte ſich ruhig zu verhalten. Mansfeld lächelte, als er bemerkte, wie ſie einen Pfeil auf den Bogen legte, und der Richtung ihres Ziels folgend, ſah er einen Hirſch, der zum Trinken an den Rand des Waſſers hinabgeſtiegen war und in aufmerkſam lauſchender Stellung, und mit zur Seite gebogenem Kopf umherblickte, um zu ſehen, ob wirklich Etwas die ſtille Ruhe geſtört habe.

Der Pfeil ſchwirrte und vorwärts ſpringend warf ſich das tödtlich getroffene Thier in den Fluß, die klare Fluth mit ſeinem Blute färbend.

Einen ſchwachen Schrei ſtieß Alice aus, und blickte faſt mit Entſetzen auf Margareth, als dieſe mit freudig zuſammengepreßten Lippen, und einem Lächeln ihren

Mund umſpielend, daſaß, während ſie die letzten Anſtrengungen des ſterbenden Thieres beobachtete.

Im Todeskampf war der Hirſch ans andere Ufer geſchwommen und verſuchte jetzt mit geſenktem Kopf die ſteile Bank empor zu klimmen, aber ſeine Kräfte ließen nach, er taumelte vorwärts und ſtürzte zu Boden, mit dem warmen Herzblut ſein Leben ausſtrömend.

„Ein herrlicher Schuß,“ rief Mansfeld, als das kühne Mädchen das Canoe über das Waſſer trieb, ſich ihrem Opfer zu nähern. Alice aber bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz, wie ſie das ſterbende Thier erblickte, das röchelnd die im Tode matt werdenden Augen noch faſt bittend zu ihr aufhob. „O es war grauſam, recht grauſam!“ rief ſie aus, „ach liebe, liebe Margareth, verſprich mir, daß Du nie wieder einen anderen tödten willſt.“

Margareth ſchaute mißvergnügt und getäuſcht zu ihr nieder und faſt verächtlich wandte ſie ſich von der Schweſter, während ſie ans Ufer ſprang und den Pfeil aus der Seite des Wildes zog, das ſich noch einmal emporzuheben verſuchte, wieder zurückfiel und verendete.

„O Margareth,“ rief das zitternde Mädchen, „Du mußt dies wilde Leben verlaſſen, mußt ſanft und weiblich werden, Du wirſt nähen und leſen lernen, und bei mir im Hauſe ſitzen, und wir werden ſo glücklich ſein, o, nicht wahr, Margareth, wir werden?“ und ſie ſuchte der Schweſter Hand zu faſſen; dieſe aber entzog ſie ihr und lächelte zornig, ſprach aber nicht.

„Antworte mir, theuere Margareth, willſt Du nicht mit uns gehen?“

„Den ganzen Tag im Hauſe zu ſitzen und nutzloſe Arbeit zu thun? Worte von Leuten zu leſen, die keine Meinung haben? Nie! nie!“ rief Margareth mit ſich röthenden Wangen.

„Du wirſt aber lernen, was die Großen und Guten vor uns gedacht haben, und Vergnügen daran finden.“

Margareth ſchüttelte das Köpfchen. „Sie waren Menſchen wie wir, hatten dieſelben Gefühle und Gedanken, wie kann es uns freuen ihre Worte zu leſen? Nein, Alice, es iſt Thorheit; laß uns hier frei in dieſer großen, ſchönen Wildniß leben, und freudig die herrliche Natur genießen, aber nicht uns durch die Meinungen Anderer binden. Ich kann nicht mit Dir zu Deinem armſeligen Leben zurückkehren, aber bleibe bei mir, und wir werden glücklich ſein.“

Alice fühlte, daß Manfelt's Augen auf ihr hafteten und ſie erröthete; warum auch ſollte ſie nicht hier in der herrlichen Einſamkeit der Wälder, weit, weit von allen Sorgen, allem Zwang der Civiliſation, bei der Schweſter bleiben? ſie zögerte zu antworten.

„Nein, Margareth,“ flüſterte ſie endlich, „es wäre ſelbſtiſch, ſich hier fern von allen Pflichten, allen Banden der menſchlichen Geſellſchaft zurückzuziehen“ — ſie erröthete, als ſie die letzten Worte geſprochen und ſchwieg, wünſchte faſt ſie nicht geſagt zu haben, fuhr aber nach einigen Augenblicken fort: „Nein, wir würden hier bleiben und nicht weiſer und beſſer werden, und das darf nicht ſein!“

„Aber auch ſchlimmer, Alice,“ fiel ihr Margareth in die Rede, „überdieß kann ich nicht einſehen, warum wir nicht auch den Indianern, ebenſo wie den Weißen, Gutes thun könnten,“ und ſie klopfte ungeduldig mit dem Pfeil auf den zierlichen Moccaſin, der ihren Fuß umſchloß.

„Denke an unſere Mutter, Margareth; wie ſie ſich gegrämt haben würde, wenn ſie uns hier im wilden Walde lebend gewußt hätte.“

Margareths Wangen rötheten ſich in Unzufriedenheit.

„Sage Nichts mehr, Alice; ich kann nicht gehen, ich bin feſt entſchloſſen; Du willſt mich blos zu Zwang und Elend zurück rufen; Elend, das ſo viel unerträglicher iſt, weil es ſo viele Augen zu Zeugen hat; Du erweckſt zu ſchmerzliche Erinnerungen in mir, und glaubſt Du, daß, wenn Thränen in meinen Augen, Sorge, die nur der große Geiſt kennt, in meinem Herzen iſt, ich es dulden könnte, daß mich fremde Augen beobachteten, und fremde Lippen mich frügen?"

„Wenn Schmerz die Bruſt eines Freundes erfaßt, ſo ſitzt der Freund den ganzen Tag an ſeiner Seite, aber er ſpricht nicht; er weint und ſchweigt; aber der weiße Mann ſpricht; ſpricht mit einer kalten, gefühlloſen Zunge und mit trockenem Auge. Ich verlange keine Worte, ich muß allein ſein. — Unſere Mutter? o ich habe ſie weinen, weinen ſehn im bitterſten Kummer und doch war ſie ſanft und liebreich wie Du, Alice; darf ich glauben, daß mich Anderes erwarte? Nein, nein, die Welt iſt voll Thränen, ich will ſie hier vergießen. Was liegt daran, ob das Grab einmal mit vielen gemurmelten Gebeten bereitet oder in den wilden Wäldern gegraben wird; der Geiſt kehrt zu dem zurück, der ihn gegeben hat, und Leben und Schmerz iſt zu Ende."

Sie ſprach in einem Tone tiefen Gefühls, und Alice empfand, daß die Schweſter tieferer Gram drücke, als der Verluſt von Freunden oder die Trennung von menſchlicher Geſellſchaft hervorbringen konnte. Sie folgte dem ernſt voranſchreitenden Mädchen ſchweigend zum Canoe zurück und lächelte durch ihre Thränen, als ihr Mansfeld, der ſie unterſtützte, leiſe zuflüſterte: „Alice, nicht allein Thränen, es blühen uns auch Freuden auf dieſer Erde, auch Sonnenlicht, es könnte ja ſonſt keinen Schatten geben!“

Sie fühlte, daß es doch noch was im Leben geben müſſe, für das man wünſchen möchte, es zu genießen, und daß manche unſerer reinſten Freuden nur aus früherem Schmerz und Gram hervorgingen.

III.

Und Hoffnung verdunkelt ſich mehr und mehr.
Das Unheil naht ſich gewitterſchwer.

Hoffmann.

Der erſte Sonntag, den Alice mit der Schweſter in der indianiſchen Stadt verlebte, war klar und mild; die Morgenſonne vergoldete das thaufunkelnde Gras und die feuchten Blätter der Bäume ſchimmerten in tauſendfarbigen Tinten; denn ein leiſer Herbſthauch war über ſie hinweggegangen und hatte, wenn ſie auch noch feſt an den Zweigen ſaßen, doch ſchon ihre Farben verändert.

Die fernen Hügel und Abdachungen des Flußthales ſahen aus, als ob reiche, buntfarbige Teppiche über die ſchöne Erde gebreitet wären, und der ſchrille Laut der Heuſchrecke zirpte aus dem dunklen Laub der Bäume und zitterte im Ohr.

Eine Gruppe von Jägern hatte ſich am Ufer des Fluſſes verſammelt, einen Jagdzug nach den Seeen anzutreten, und das fröhliche Lachen der Kinder, das aus den Hütten heraus ſchallte, gaben Kunde, daß dieſen Bewohnern der freien Natur alle Tage gleich wären.

Alice nahm ihre Bibel vom Tiſch und begann, Margareth an ihre Seite niederziehend, dieſer die heiligen Worte unſeres Heilands vorzuleſen, die er in der Bergpredigt an das Volk gerichtet hatte.

Margareth folgte den Klängen mit leiſer Stimme und geſchloſſenen Augen, ihr Haupt an die Schulter Alicens lehnend, und während dem Leſen fielen Thränen auf die heilige Schrift.

Alice ſah auf und küßte ihrer Schweſter Wange. „Margareth, ich hätte nicht geglaubt, daß Du Dich noch deſſen erinnern würdeſt.“

„Ach Alice, wie oft haben wir nicht dies Alles, in unſerer Kindheit, am Knie unſerer Mutter wiederholt; es iſt, ſeit ich hier im Walde bin, friſch in meinem Gedächtniß geblieben, und ich habe danach gehandelt.“

„Und dennoch,“ ſagte Alice, „haſt Du viel, recht viel von unſerer Religion vergeſſen.“

Margareth trocknete ihre Augen. „Ich erinnere mich alles Deſſen, was für uns Werth hat, die Liebe zu Gott, der Wunſch recht zu handeln, und die Hoffnung auf ein beſſeres Leben; mach mich nicht irr', Alice, mit dem, was ich nicht verſtehen kann. Der Heiland ſelbſt, der gelehrt hat, wie noch nie ein Menſch lehrte, ging in die Wüſte um zu beten, liebte die Berge und Wälder, und wir können gewiß den großen Geiſt auch hier anbeten!"

„Ja, Margareth, aber der Heiland kehrte auch zu den Wohnungen der Menſchen zurück, um die Leidenden zu tröſten, die Schwachen zu ſtärken; Johannes, der ihn verkündete, blieb in der Wüſte, aber Chriſtus floh die Verſuchungen und Verfolgungen des Lebens nicht."

„Sage nichts weiter!" rief Margareth. „Ich weiß, Du glaubſt, daß ich meinen Pflichten, die ich dem Leben ſchuldig bin, entfliehe, während ich hier verweile, aber iſt nicht der Indianer ſo gut wie wir ſelbſt, ein Geſchöpf Gottes? ſind wir nicht ihm ſo gut wie den andern Menſchen, Pflichten ſchuldig? —" Sie ſtand von ihrem Sitz auf und war, ihren Bogen ergreifend, eben im Begriff die Hütte zu verlaſſen, als Alice ihre Hand erfaßte und ſie flehend bat:

„O Margareth, entheilige nicht, ſo lange ich hier bin, den Sabbath; laß uns wenigſtens einen Tag zuſammen zubringen, wie wir in unſerer Kindheit thaten, es iſt vielleicht der letzte auf Erden!“

Margareth war ſchnell beſänftigt und ließ ſich wieder an Alicens Seite nieder, während ſie ihrer lieben Rede mit einem freundlichen Lächeln horchte. Selbſt Minaree ſchloß ihre Augen, und lauſchte, auf der Decke ſitzend, den ſanften Lauten der Mädchen.

Als ſie zu leſen aufgehört hatten, ſchwiegen Beide eine kleine Weile, endlich ſagte Margareth:

„Alice, warum wollteſt Du nicht bei mir bleiben, warum könnte dies nicht Deine Heimath ſein?“ Alice ſchwieg, und ſie lispelte leiſe ihr in's Ohr: „Du würdeſt bleiben, Alice, ich weiß Du würdeſt, wäre nicht jener weiße junge Mann.“

Margareth hob ihr Haupt nicht von der Schulter Alicens, aber ſie fühlte an ihrem kurzen, ſchnellen Athemholen das Erröthen, das der Schweſter Antlitz und Nacken überzog.

Zweimal verſuchte Alice zu ſprechen, die Beſchuldigung von ſich abzulehnen, aber die Worte wollten nicht über ihre Lippen; endlich wandte ſie ſich zu Margareth und ſagte:

„Margareth, mir bangt, daß ich daran denken ſoll, aber ich fürchte auch, Du haſt einen geheimen Grund, der Dich hier in den Wäldern, fern von Deinem Volk und der Anbetung des wahren Gottes zurückhält. Sprich, theure Margareth, ſag, iſt es nicht ſo?" fuhr ſie langſam und leiſe fort.

Margareth fuhr von Aliceus Schulter empor, als ob ein Pfeil ihre Bruſt durchbohrt hätte, das Blut ſchoß in Strömen zu ihren Schläfen und ihre Augen glühten im wilden Feuer. Einen Augenblick ſchaute ſie in der Schweſter Antlitz, dann verließ ſie die Hütte; kaum aber war das Fell, das ſie bei ihrem Ausgang gehoben hatte, hinter ihr herabgefallen, als es auch ſchon wieder zurückgeſchlagen wurde, und Margareth ſchaute herein; feſt aber ihr Auge auf die Schweſter geheftet, ſagte ſie:

„Verſprich mir, Alice, daß Du nie, nie dieſen Namen wieder nennen willſt, oder wir ſcheiden für immer; verſprich es mir!" fuhr ſie dringender fort, als ſie ſah, daß Alice zögerte.

Alice wußte jetzt, daß ihr Verdacht nur zu gegründet, daß Margareth ihr von nun an entfremdet ſei, und leiſe, mit ſchwimmenden Augen ſprach ſie: „Ich verſpreche es, theuere Margareth."

Der Eingang ſchloß ſich wieder, und Alice begrub ihr Geſicht in ihren Händen, und weinte bitterlich. Die ſchönen Hoffnungen, die ſie Margareth's wegen genährt, ſchwanden auf einmal, und ein dunkler Schatten legte ſich über ihre liebſten Träume. Die Schweſter, deren Andenken ſie ſo lang und treu bewahrt hatte, wies kalt und ſtolz die ihr angebotene Liebe zurück und verſchmähte jede Theilnahme, jedes Mitgefühl, und dennoch ſah ſie ein, daß ſie nicht einmal der Erzählung einer ſolchen Liebe lauſchen könne; ihr Inneres würde ſich dagegen empört haben.

Wochen ſchwanden dahin und das freundliche Laub fiel von den Bäumen; die gelben Blätter bedeckten den Boden oder wurden von den rauhen Herbſtwinden weit hinaus in die Ebene gejagt und das Gras verdorrte unter den ſchneidend kalten Morgenwinden.

Oft ſchon hatte Mansfeld die Abreiſe betrieben, nichts aber konnte Margareths feſten Vorſatz bei dem Volk zu bleiben das ſie einſt adoptirte, wankend machen. Alice verſuchte alle möglichen Bitten und Vorſtellungen vergebens, und der junge Mann bat dieſe jetzt ernſtlich, ſelbſt zu ihrer Heimath zurückzukehren und die Schweſter dem einmal beſchloſſenen Lebenslauf zu überlaſſen; aber Alice gab die Hoffnung nicht auf, Margareth dennoch zu bewegen, und wollte bei ihr bleiben. Mit weiblicher Zurückhaltung bangte ihr auch vor einer langen Reiſe durch die Wildniß, mit Niemandem als Mansfeld zu ihrem Begleiter. Alle dieſe Gründe bewogen ſie endlich, den Winter hindurch bei der Schweſter auszuharren.

Mansfeld hatte übrigens ſchon die ihm geſtattete Zeit überſchritten, und mußte jetzt nothgedrungen ſeinen Heimweg antreten. Er bat Alice mit ihm zurückzukehren, ſie machte ihn aber in wenigen Worten mit ihrem Entſchluß bekannt und der junge Mann trat, als er ihn vernahm, entſetzt vor Schreck und Angſt einen Schritt zurück. Flehend bat er ſie, wohl zu bedenken was ſie wage, welchen Beſchwerden und Gefahren ſie ſich ausſetze und erinnerte ſie daran, wie oft die Indianer Mangel an Proviſionen leiden, an all die Zufälle, denen ſie durch Kälte oder Krankheit ausgeſetzt ſein könnte, unzählige andere Gefahren nicht einmal zu erwähnen.

„Aber," ſagte Alice lächelnd, „wird nicht meine Schweſter ebenfalls alle dieſem ausgeſetzt ſein, wenn ich ſie verlaſſe?"

„O nein, ſie iſt daran gewöhnt; — faſt Eine des Stammes ſelbſt!“ entgegnete Mansfeld.

„Dringt nicht in mich,“ bat ihn Alice flehend, „Ich fühle, daß ich Margareth nicht verlaſſen kann; Alles was ſie erdulden muß, will ich mit ihr tragen, übrigens ſehe ich nicht die mindeſte Gefahr; die Indianer ſind freundlich und ſtets bereit uns jede Bequemlichkeit zu bieten, die in ihren Kräften ſteht.“

„Alice,“ ſagte der junge Mann, während er mit zuſammengezogenen Augenbraunen die dichten Locken aus ſeiner Stirn ſtrich, „verzeiht mir, aber ich kann Euch hier nicht ſo allein laſſen — Ihr — Ihr ſeid mir theuerer als mein Leben ſelbſt und ich kann den Gedanken dieſer grauſamen Trennung nicht ertragen.“

Alice zitterte heftig und ihre Wangen überzog bald Purpurröthe, bald Leichenbläſſe, ſie ſchwieg länger als eine Minute, endlich antwortete ſie leiſe:

„Es iſt meine Schweſter, und ich darf ſie nicht verlaſſen;“ dann von ihrem Sitz aufſtehend, bot ſie dem jungen Mann ohne Zurückhaltung ihre Hand und ſprach: „Bis wir uns wiederſehen, ſollen meine Gedanken, meine Gebete Euer ſein.“ Ihre Stimme zitterte und als ſie die Augen ſchüchtern zu ihm aufſchlug, hing eine Thräne an ihren Wimpern.

Mansfeld zog die ſchlanke Geſtalt an ſeine Bruſt und preßte einen Kuß in Liebe und Ehrfurcht auf ihre reine Stirn.

Für einen Augenblick gab ſich Alice der Umarmung hin, dann aber das innige „Gott ſegne Euch“ des jungen Mannes erwidernd, verſchwand ſie hinter dem Vorhang, der ihr und Margarethens Lager verbarg.

Wohl kreuzten ſich in ihrer Bruſt ſchnell und heftig die verſchiedenſten Gefühle und ſie mochte dann wünſchen, daß ihr Vorſatz rückgängig gemacht werden, und ſie zu dem häuslichen Stillleben ihrer Freunde zurückkehren könne, es war aber nur ein Augenblick, und ſie fiel auf ihre Kniee, und dankte betend Gott, daß er ihr Kraft gegeben hatte die Stimme der Pflicht zu hören und der Verſuchung zu widerſtehen, ehe ſie ſich vielleicht zu ſchwach gefühlt. Als Margareth eintrat, ging ſie ihr freundlich grüßend entgegen, und ſagte ihr, daß ſie ſich entſchloſſen habe, bei ihr zu bleiben und alle die kleinen Fertigkeiten und Künſte zu lernen, die das Waldleben mit ſich brächte, als Körbe und Wampumgürtel flechten, das Canoe rudern u. ſ. w. Dagegen verſprach ihr Margareth recht fleißig das Nähen und Leſen zu betreiben, und ſo ruhig wie ein weißes Mädchen zu leben.

Als der Winter ſich zu ſeinem Ende neigte, zeigten ſich Spuren ernſtlicher Feindſeligkeiten gegen die Weißen im Lager. Vorbereitungen zu einem Kriegszug wurden täglich getroffen und der Gegenſtand deſſelben öffentlich und in Rathsverſammlungen behandelt.

Die Zahl der Kampfluſtigen wuchs dazu von Tag zu Tage, und der Prophet, von Tecumſeh nicht mehr unterſtützt, fand es eine ſchwierige Aufgabe, die hitzigen Gemüther, die ſich um ihn verſammelten, in Ruhe und Ordnung zu halten. Hierzu kam noch die große Ueberzahl des Stammes und gar oft Mangel an Proviſionen, der einzelne Abtheilungen zwang, auszugehn und Beute zu ſuchen, was nur zu oft die vertheidigungsloſen Grenzbewohner der Beutegier und dem Haß der wilden Horden Preis gab.

Bei ihrer Rückkehr brachten ſie Pferde, Rindvieh und Kleidungsſtücke mit, die auf jeden Fall den Weißen abgenommen waren, und mehr als einmal erbleichte Alice, wenn ſie friſche Scalpe an dem Gürtel irgend eines geſetzloſen Häuptlings prangen ſah. Jeder Tag machte ihre Lage trüber und unfreundlicher; der Schnee lag Monate lang tief auf der ſchlummernden Erde; der Winterſturm heulte ſeine traurigen Klagelieder durch die laubloſen Zweige und um die Hütte der armen, verlaſſenen Mädchen; er klang wie der Klagelaut Sterbender. Margareth ſelbſt verlor ihre Heiterkeit und ward blaß und nachdenkend, und Alice bemerkte wohl nicht mit Unrecht, daß ſie, obgleich augenſcheinlich frei, doch ſtets als ein Gegenſtand des Verdachts behandelt, und ſtreng beobachtet wurde und ſelbſt nicht, im Fall ſie es wünſchte, hätte entfliehen können, denn ſelten verließen die Mädchen die Hütte, ohne irgendwo den finſtern Blicken Kumſhaka's oder denen der wachſamen Ackoree zu begegnen. —

Es war ein langer, ſchrecklicher Winter, und Alice, zart und ſchüchtern, mußte ſich ganz unter den Schutz ihrer ſtärkeren und kühneren Schweſter begeben.

Minaree half dabei die Zeit mit alten Legenden und Sagen verkürzen, und gern lauſchten die Mädchen den wilden, romantiſchen Erzählungen; aber ſie halfen auch den Armen und Kranken, wo es in ihrer Macht ſtand, beſuchten die Hütten der Leidenden und brachten entweder Troſt und Stärkung, oder beweinten mit den Trauernden den Verluſt eines theuern Anverwandten.

Margareth, während ihres Aufenthalts unter den Indianern, hatte oft Gelegenheit gefunden, dieſen reinern und beſtimmtern Begriffe über die Gottheit beizubringen als ihnen ihre oft verworrene Anbetung des großen Geiſtes und der guten und böſen Weſen lehrte, und die Wilden, natürliche Enthuſiaſten, lauſchten dann mit beſonderer Aufmerkſamkeit, faſt Ehrfurcht, den ſchönen Lippen des jungen Mädchens, die mit feuriger Beredtſamkeit ihnen, oft in die bildliche Sprache der heiligen Schrift gekleidet, von dem Leben und Wirken des Heilands erzählte. Von ihrem Vater hatte ſie einige Kenntniß über die himmliſchen Geſtirne erlangt, und ſie pflegte in ihrer Rede häufige Anſpielungen auf dieſelben einzuflechten, und kein Wunder war es, daß der, in ſolchen Sachen höchſt unerfahrene Indianer, ſie als einen beſonderen Günſtling des großen Geiſtes und mit übernatürlichen Kräften begabt betrachtete.

Ganz und gar auf ihre eigenen Hilfsmittel angewieſen, und wohl fühlend, daß nichts dem Volke, in deſſen Händen ſie ſich doch nun einmal befand, ſo verächtlich wäre als Zeichen von Schwachheit und Furcht, verbannte ſie ſchnell aus ihren Mienen und Geberden Alles, was ſie in ſolchen Verdacht hätte bringen können, und betrug ſich, wenn in deren Nähe, ſtolz und in ſich zurückgezogen; verſchmähte jede Hilfe, und erſchien ſtets, als ob ſie ſich ihrer Ueberlegenheit bewußt wäre. Die Indianer fanden großes Wohlgefallen daran und Alle beiferten ſich, ſie nicht allein in ihren Künſten zu unterrichten, ſondern auch zugleich von jeder harten Arbeit oder Abhängigkeit frei zu ſprechen.

Tecumſeh beſonders gewährte es ein unendliches Vergnügen, ſie mit alle Dem, was zu dem wilden Waldleben gehörte, bekannt und vertraut zu machen; dabei wurde das beſte Fleiſch für ihre Hütte bewahrt und die ſchönſten Blumen des Waldes ſchmückten dieſelbe. Gern und oft lauſchte er aber auch wieder in ſtillen Abenden, wenn die Sterne am dunklen Himmel funkelten, und Nacht ſich auf die ſchlummernde Erde lagerte, den ſanften Worten des Mädchens, die ihm von dem göttlichen Weſen und ſeiner Kraft und Milde erzählte.

Nicht ſo erſtaunenswerth iſt es daher auch, daß, da die Erinnerungen an ein früheres Leben nach und nach ſchwächer in der Bruſt Margareths wurden und ſie ſich mehr und mehr zu dem edeldenkenden Häuptling hingezogen fühlte, ſie den Abſcheu nicht begreifen konnte, mit dem Alice ihr Gefühl betrachtete.

Verſchiedene Gründe bewogen unterdeß den ſchlauen und liſtigen Kumſhaka, gegen Tecumſeh zu wirken. Er ſelbſt hatte nie viel Luſt und Liebe zu der allgemeinen Vereinigung der Stämme gehabt, und war mehr durch ſeines Bruders Beiſpiel dazu gezwungen worden ihr beizutreten; auch übte Tecumſeh's ſtarker Geiſt eine Gewalt über ihn aus, der er ſich umſonſt zu entziehen ſuchte. Kumſhaka ſah ſich aber bei jeder Unternehmung überflügelt; auf dem Schlachtfeld, bei der Rathsverſammlung und zuletzt in ſeiner Liebe; jetzt hatte er einen Sporn, der ihn zum Handeln trieb, und ſeine Sinne wurden ſchärfer, ſeine Pläne kühner, als er ſich mehr und mehr der Befriedigung ſeiner Rache näherte.

Er fand in Ackoree einen verwandten Geiſt, deſſen Rathſchläge ihn überall anfeuerten. Sünde würde es ſein behaupten zu wollen, daß ſie ſich liebten, es wäre eine Entheiligung des Namens geweſen; nein, das Band zwiſchen ihnen knüpfte ſich nicht an jene heiligen Attribute der Liebe, Achtung und Tugend, ſondern nur an die gemeinſame Befriedigung und Erfüllung ihrer boshaften, rachſüchtigen Pläne und Leidenſchaften. Ackoree erkannte bald, mit der Scharfſichtigkeit eines Weibes, das Verhältniß in dem ſie zuſammen ſtanden, und fand ein tückiſches Vergnügen darin, oft ſeinen Plänen zu nützen, oft ſie zu vereiteln. Während ſie ihn peinigte, ſchmeichelte ſie ihrem eigenen verwundeten Stolz; wenn ſie ihm beiſtand, geſchah es, eine Nebenbuhlerin elend zu machen.

Kumſhaka war es, der die zahlreichen Einfälle in das Gebiet der Weißen leitete, und dadurch nicht ohne Grund Feindſeligkeiten herbeizuführen wünſchte, die für immer jene Vereinigung unmöglich machen mußten.

Er gab vor, die Ausführung eines ſolchen Planes für unmöglich zu finden, und behauptete, je eher der rothe Mann ſein Joch abwürfe, deſto beſſer ſei es. Wie hätte ein Volk, das ſtets in eigenen Kriegen begriffen war, durch jetzt noch ungerächte Beleidigungen aufgeregt, alles dieß vergeſſen, und die Friedenspfeife an einem großen Berathungsfeuer rauchen können? Er hielt das nicht für möglich. Das Blut der Erſchlagenen mußte nach Rache ſchreien und der Tomahawk aus ſeinem Grabe herausſtreben. Oder ſollte es dennoch möglich ſein die rothen Männer zu vereinigen, ein Volk aus ihnen zu machen, ſollte das denn des Friedens wegen geſchehen? Nein, viel lieber ſollten ſie ihre Stärke benutzen und die bleichen Geſichter von der Erde vertilgen!

Auf dieſe Art erregte Kumſhaka die Gemüther der Häuptlinge; zuerſt gelegentlich, auf der Jagd oder beim Lagerfeuer, dann offener und lauter, zuletzt öffentlich. Vorſichtig verdächtigte er zugleich die Beweggründe Tecumſeh's und Wenige waren großmüthig genug, den Abweſenden zu vertheidigen. Weiter gehend, begann er ſogar auf ein Verſtändniß Tecumſeh's mit den Weißen anzuſpielen und bemerkte boshaft, daß ein ſchwaches Mädchen allein hinreichend ſei, die Streitigkeiten zwiſchen den Indianern und den Weißen beizulegen.

Zuerſt hörte man ihm ungläubig zu, aber nach und nach gewöhnten ſich die Gemüther, die überdieß nie aus ſich ſelber dachten, daran etwas für möglich zu finden, was theilweiſe mit ihren eigenen Wünſchen übereinſtimmte.

Vergebens ſtellte ihnen der Prophet die Macht und

Hilfsmittel der Weißen vor, deren Kriegskunſt und Waffenkunde ihnen fürchterliche Vortheile über ſie ſelbſt bot; vergebens bemühte er ſich, ſie davon zu überzeugen, daß ihr einziger Schutz, ihre einzige Sicherheit, ſelbſt als ein Volk, gerade in dieſem Bündniß, in dieſer Vereinigung beſtände, daß Frieden und Eintracht allein ihre Erhaltung befeſtigen könne. Die Stämme konnten ihre Lage nicht von dieſer ruhigen, vernünftigen Seite erkennen. Sie fühlten das ihnen gethane Unrecht wie die gegenwärtige Bedrückung und ſahen nicht hinaus in die Zukunft, was ihnen da als Schutz oder Vertheidigung dienen mochte.

Es fehlte ihnen die Einſicht zu begreifen, daß ſie nur durch Eintracht und Zuſammenhalten die jetzt auf einander eiferſüchtigen und einander haſſenden und verfolgenden Glieder ihres Volkes ſtark und kräftig machen konnten; ſie waren wie der Wahnſinnige, der ſich nackt, waffenlos einem gewappneten Rieſen entgegenwirft.

Margareth ſah den nahenden Sturm und trieb den Propheten oft an Läufer an, Tecumſeh zu ſenden, ſeine Rückkehr zu beſchleunigen, und ihn vor den Gefahren zu warnen, die der ihm ſo ſehr am Herzen liegenden Sache drohten, aber Eliskwatawa wollte ſelbſt nicht gern eingeſtehn, daß ſein Bruder mehr als er ſelbſt über das Volk vermöge. Möglich iſt es auch, daß er gar auf die große Macht und den gewaltigen Einfluß, den Tecumſeh über die Stämme ausübte, eiferſüchtig war und daß ihm daran lag, ſich dieſem etwas entgegen zu ſtemmen; denn wenn hat je der es am treueſten meinende Patriot ſich durch ſolche, die ſeine Gefühle theilen, unterſtützt gefunden? oder Männer ihm beiſtehn ſehn, die, alle egoiſtiſchen Abſichten bei Seite ſchleudernd, ſich nur mit reinem freiem Hezen der Sache ſelbſt, für die ſie kämpften, widmeten?

Was übrigens auch immer die Beweggründe Eliskwatawa's geweſen ſein mögen, ob Eiferſucht oder Unthätigkeit, er ließ ſich zuletzt von dem allgemeinen Strome, den er nicht mehr beherrſchen konnte, mit fortreißen, und duldete ſchweigend die Zertrümmerung der früher beſtimmten Pläne.

Margareth vergoß bittere Thänen über den Sturm, der der indianiſchen Sicherheit drohte, und wünſchte ſich oft, ſelbſt den Häuptling auffinden und ihn zur Rückkehr bewegen zu können.

Wohin aber ſollte ſie ihre Schritte lenken, wo ihn in den Wildniſſen der weſtlichen Thäler aufſuchen, der allein jenen Sturm beſchwören, jenem Unheil begegnen konnte?

Selbſt ihr Glaube an das mögliche Beſtehen einer Vereinigung der Stämme, begann zu wanken, da nur bis jetzt ein einziger Mann das Ganze zuſammen hielt, ohne den es ſich in Nichts auflöſen würde. Angefeuert durch einen gleich kühnen Geiſt, als ihn Tecumſeh beſaß, wünſchte ſie ſich oft die Macht den feierlichen Rathsverſammlungen beiwohnen, und die ſtrafen zu dürfen, die der guten Sache abtrünnig waren. Ihr edles Herz begriff Alles das, was Tecumſeh bei ſeiner Rückkunft fühlen und leiden mußte, und erinnerte ſich jetzt der prophetiſchen Worte des Häuptlings, als er von ihr ſchied: „Sorge naht ſich Tecumſeh, warum ſollte er die Blüthe aus dem Sonnenſchein nehmen, ſie in ſeiner eigenen Hütte welken ſehen?“

Sie wußte, daß er ſie liebte, daß auf all ſeinen Wanderungen, ſeine Gedanken ihr gehörten, und fühlte, wie in ſtiller Mitternacht ſich ihre Seelen in heiliger Sympathie vereinigten. Es iſt wahr, ſie hatten nie mit einander von Liebe geſprochen, keine Betheuerungen von ewiger Treue waren ſeinen Lippen entflohn, was bekümmerte das aber einen Geiſt wie den ihrigen; ſie fühlte, daß ſie ſich einander gehörten, ſeine Sorge war die ihre geworden, und ſie faltete in ſtillem Gebet die Hände auf der Bruſt und vergoß Thränen — Thränen heiliger, ſchmerzlicher Seligkeit.

IV.

Glaubſt Du, Liebe könne zagen?
Liebe könne trüg'riſch ſein?
Liebe muß das Höchſte wagen,
Sonſt iſt ſie nicht treu und rein.

Mellen.

Alice war mehre Tage krank, ſehr krank geweſen und hatte oft in ihrer ſtillen Einſamkeit geglaubt, daß ſie hier, mit Niemandem als Margareth an ihrer Seite zu wachen, ſterben würde.

Margareths Charakter war ſo ganz verſchieden von dem, was ſie in ihr zu finden gehofft hatte, und mit dem ſie gewohnt war umzugehen, daß ſie ihn weder würdigen noch verſtehen konnte. Schüchtern und ſanft in ihrem eigenen Weſen, und gewöhnt an das Gefühl der Abhängigkeit von Andern, ſchrack ſie vor dem kühnen Selbſtbewußtſein zurück, mit dem ſich die Schweſter in den ſchwierigſten Lagen bewegte.

Selbſt ihre Liebe bedurfte mehr der Aufmunterung als die helle Leidenſchaft in Margareths Bruſt. Sie ſah ihre Schweſter feſt und unerſchüttert in ihrem Glauben an den Geliebten, Nichts verlangend, Nichts bedürſend als die eigene Kraft, ja faſt ohne die Hoffnung, den zu beſitzen, dem ſie ſich ergeben, während ſie ſelbſt, von Zweifel und Angſt bewegt, nicht begreifen konnte, wie Jemand, der doch zu ihr von Liebe geſprochen hatte, ſie ſo verlaſſen und vernachläſſigen möchte.

In allen Hoffnungen getäuſcht, hatte ihre Geſundheit den ewigen Gemüthserſchütterungen weichen müſſen und nun war es ihr, als ob in dieſem Leben wenig mehr für ſie zu hoffen, für ſie zu wünſchen bliebe.

Aber nicht furchtbar dachte ſie ſich den Tod in der Wildniß, nein, ſie ſchmückte mit blühenden, ſanften Farben ein Grab unter den rauſchenden Bäumen des Urwaldes aus, mit Waldblumen darüber ſchaukelnd und den breiten, glänzenden Strom vorbeiplätſchernd; der Tod hatte nichts Fürchterliches mehr für ſie.

Margareth war unermüdlich, die kranke Schweſter zu pflegen, und auch Minaree bot all ihre Geſchicklichkeit auf, durch ihre Bekannſchaft mit heilſamen Pflanzen, die von jahrelanger Erfahrung erprobt, nicht gering war, das arme Mädchen wieder herzuſtellen. Kräuter und Wurzeln wurden gekocht und zu kühlenden und ſtärkenden Tränken verwandt und Alles hervorgeſucht was die Kranke erfriſchen oder auch nur erfreuen konnte.

Unter den vereinten Bemühungen Margareths und Minaree's erholte ſie ſich auch nach und nach wieder und war im Stande, auf der Schweſter Arm geſtützt, die ſchattige Laube, an dem Ufer des vorbeiſtrömenden Fluſſes, zu erreichen.

Sie ließ ſich auf der geflochtenen Bank nieder und ſchaute zum reinen, blauen Firmamente empor, während Margareth ihr einige Frühlingsblumen brachte, und ſich neben ſie ſetzte. —

Es lag ihr etwas ſchwer auf dem Herzen, zweimal verſuchte ſie zu ſprechen, aber ſie brachte die Worte nicht über die Lippen, und brach endlich in Thränen aus.

Margareth war gerührt, und zärtlich den Arm um den Nacken der Schweſter ſchlingend, zog ſie dieſelbe an ihre Bruſt. „Sprich, theuere Alice,“ ſagte ſie freundlich zu ihr, „ſprich! Margareth iſt nicht mehr ſo ſtolz wie ſie früher war, und fühlt und leidet mit dem Schwachen. Alice möchte von ihrem weißen Geliebten erzählen, o laß ſie reden, denn Margareth wird ihren Worten lauſchen, wie der Vogel dem Geſange ſeines Weibchens horcht.“

Ein leichtes Roth überzog Aliceens Wange, aber es ſchwand, als ſie erwiderte: „Ich fürchte, Margareth, ich werde ihn nie wiederſehn, — er hat mich vergeſſen; ſollte er aber zurückkehren, ſo zeige ihm mein Grab; vielleicht weint er darüber. — Du magſt ihm auch ſagen, daß ich bis zum letzten Augenblick für ihn gebetet habe.“

Ihre Stimme ward von heftigem Schluchzen unterbrochen und ſie ſchwieg.

Margareth ſchaute ihr erſtaunt ins Antlitz, als ob ſie ungewiß wäre ſie recht verſtanden zu haben.

„Was meinſt Du, Alice, daß er Dich vergeſſen habe, — hat er Dir nicht geſagt, Du wärſt ihm theuerer als ſein eigenes Leben?“

Alice erröthete bei dem Vorwurf. „Ja Margareth — aber es iſt lange her, ſeit er mich geſehen hat, und er mag ſeine Geſinnung geändert haben.“

„Und das nennſt Du Liebe, Alice?“ erwiderte ihr Margareth mit vorwurfsvollem Tone. „Klagt der Geſang der Vögel um die Untreue des Geliebten? trauert die Blume, daß der Sonnenſchein ſie ſo lang verläßt? Faltet ſie nicht ihre Blätter ſchüchtern zuſammen und wartet bis die Schatten ſchwinden? Alice, Alice, das iſt nicht Liebe; Liebe iſt das Verlaſſen des eigenen Selbſt und das Uebergehen in einen anderen Gegenſtand; und dem anderen dürfen wir dann nicht mißtrauen, denn das ſind wir ja ſelbſt; dem haben wir uns ja vereinigt.“

„Iſt es in der That ſo?“ ſagte Alice, nachdenkend, „o erhalte mir den Glauben, Margareth, denn ich bin ſchwach und mißtrauiſch; aber müſſen wir hier, meine theuere Schweſter, umgeben von Strömen und Wäldern, im Schatten mächtiger Berge, fern von den Unſeren leben, um unſere eigenen Naturen unverdorben zu erhalten? Fühlſt Du noch, Margareth, ſo rein und keuſch wie Du früher thateſt oder haben ſich Deine Sitten denen der Halb-Wilden angeſchloſſen, welche die Verfeinerungen des geſitteten Lebens für eine Schwachheit und einen Zwang halten?“

„Schau in Dein eigenes Herz, Alice,“ entgegnete Margareth freundlich, „ſieh dort wie rein, wie gut ſeine Abſichten, ſeine Grundſätze ſind, und dann ſchließe von dem auf das meinige. Der Unſchuldige ſoll nicht Mißtrauen hegen! Haſt Du aufgehört Mansfeld zu lieben, ſeit er fort iſt? alſo warum fürchteſt Du, daß er Dich vergeſſen habe? daß er lange entfernt bleibt, mag tauſend andern Urſachen als denen der Vergeſſenheit zuzuſchreiben ſein. Die Entfernung iſt groß und manche Zufälle möglich; übrigens glaube ich nicht einmal, daß es ihm jetzt erlaubt werden würde, die Stadt zu betreten. Es iſt augenſcheinlich, daß irgend ein Kampf bevorſteht und die Maaßregeln unſeres Volkes werden ſtets geheim gehalten! — Kein ferneres Zuſammenkommen wird dem rothen und weißen Manne geſtattet ſein."

Alice ward leichenblaß, denn jetzt erſt ſchien ſie ganz das Gefährliche ihrer Lage einzuſehen.

„O Margareth," rief ſie aus: „können wir nicht entfliehen?" Sie erfaßte entſetzt Margareths Arm, denn ein leiſes, unterdrücktes Lachen tönte an ihr Ohr.

„Komm herein, Ackoree," ſagte Margareth unbefangen, und das Mädchen trat in die Laube zu den Schweſtern, während ihre Augen in wilder Freude glänzten.

„Das ſchwankende Rohr ſpricht alſo von Flucht? — Kann der Vogel, auf dem der Schlange Blick ruht, entfliehen? kann das Wild, deſſen Spur der Jäger Tag für Tag gefolgt iſt, hoffen zu entfliehen? Ebenſo wenig entflieht das ſchwankende Rohr Ackoree. Tecumſeh iſt lange Zeit fort — er muß todt ſein; Kumſhaka wird der Häuptling des Stammes und Ackoree ſeine Braut."

Sie trat jetzt einen Schritt näher zu Margareth und ſich zu ihr niederbeugend und ihr in die Augen ſchauend fuhr ſie mit leiſer, dumpfer Stimme fort: „Auch das ſchwankende Rohr ſoll ihm gehören, und es wird Ackoree's Magd ſein."

Alice ſchrack zuſammen und fiel ohnmächtig an der Schweſter Bruſt.

Margareth ließ ſie leiſe auf das Moos nieder, dann aber, ſich gegen das Mädchen wendend, hob ſie ſich zu ihrer vollen Höhe empor, daß ſelbſt die wilden Augen Ackoree's ſich vor ihrem ernſten, durchdringenden Blick ſenkten.

„Ackoree iſt eine paſſende Gefährtin für Kumſhaka, denn er iſt prahleriſch und boshaft, aber ſie darf nicht ihren Finger auf das ſchwankende Rohr legen; der große Geiſt hat ihm ein geheiligtes Leben gegeben, das nicht genommen werden kann. Sag' Kumſhaka, daß er nicht wagen dürfe, ihm in's Auge zu ſehn — es wäre ſein Tod! Laß den Schatten Ackoree's hinwegziehen!"

Eingeſchüchtert durch den ſtolzen, gebieteriſchen Ton Margareths und ein Opfer des Aberglaubens, auf den dieſe anſpielte, wandte ſich das Mädchen langſam ab und entfernte ſich, wie auf den Befehl eines höheren Weſens.

Margareth führte Alice in die Hütte, zu ihrem Lager zurück und verſuchte ihr begreiflich zu machen, daß ſie jetzt alle ihre Seelenſtärke zuſammen nehmen müſſe, um auch nicht die geringſte Schwachheit zu verrathen, es wäre das das ſicherſte Mittel, ſie gegen die Bosheit Ackoree's zu ſchützen, denn dieſe würde auf keinen Fall Mitleiden mit der Schwachen, aber Furcht vor denen haben, die ihr an Geiſtesgröße überlegen wären.

Sie bat Alice Alles zu thun, ihre Geſundheit wieder zu erlangen, und verſprach ihr dann, mit ihr zu den Anſiedlungen der Weißen zurückzukehren.

Alice umarmte ſie zärtlich und verbarg weder ihre Freude noch ihr Erſtaunen über dieſen Entſchluß. Während ſie noch zuſammen darüber ſprachen, hob ein junger ſchlanker Indianiſcher Krieger die Felle, die den Eingang verhingen, empor und ſtand, lächelnd umherblickend, und faſt wie unentſchloſſen, an wen er ſich wenden ſolle, da. —

Margareth winkte ihm mit der Hand, näher zu treten und er gehorchte dem Befehl, blieb aber immer noch, ſeine rechte Hand unter dem Ueberwurf verbergend, mit [illegible] Miene, [illegible] [illegible] Stellung, als wenn er ſich an ihrer Neugierde weiden wolle.

„Der Brave mag ſeine Botſchaft ausrichten,“ ſagte Margareth.

Der ſchmeichelnde Zuname ſchien die gehoffte Wirkung nicht zu verfehlen, denn ſein Blick wurde ernſthaft, ſeine Geſtalt hob ſich, und ein kleines Paket, das er bis jetzt verborgen gehalten hatte, hervornehmend und zu Margareths Füßen niederlegend, preßte er, nicht ohne Anſtand, die Hand aufs Herz und zog ſich zurück.

Margareth nahm das Paket vom Boden auf, und die Bänder, die es zuſammenhielten, löſend, enthüllte ſie einige der feinſten gegerbten Felle nebſt einem Pfeil, an dem eine Klapperſchlange im Moment des Springens und vier Monde gezeichnet waren.

Das Mädchen erröthete tief und betrachtete, ohne zur Schweſter aufzublicken, ſinnend das Geſchenk. Alice beobachtete ſie und war erſtaunt ſich auf einmal ſoviel mehr zu Margareth hingezogen zu fühlen, als es bisher der Fall geweſen war; aber Liebe macht Alles gleich und ſie fühlte jetzt nichts als Theilnahme.

Sie drückte Margareths Hand und fragte zärtlich: „Sage mir, Schweſter, was das bedeutet?“

Margareth fuhr bei den ſanften Lauten empor, antwortete aber freimüthig: „Es bedeutet, daß er mich liebt, und daß er in vier Monden hier ſein wird.“

„Iſt es von Tecumſeh?“

Margareth nickte ſtumm ihre Bejahung, wendete ſich aber ab, weil ſie fürchtete, Alice möchte mehr ſagen.

Das Paket war durch eine der Rotten gebracht, die an dieſem Tage in der Stadt angelangt waren; wahrſcheinlich hatte Tecumſeh einem ſeiner neuen Freunde, der ſich ſeinen Plänen anſchließen wollte, dieſen Auftrag anvertraut.

Nach dem Verſprechen Margareths, die weißen Anſiedlungen wieder aufzuſuchen, erholte ſich Alice ausnehmend ſchnell und begann ſchon ihre kleinen Vorbereitungen zur Reiſe zu treffen. Beſonders leid that ihr Minaree, die, wie ſie nicht ohne Grund vermuthete, ihr Pflegekind gar ſchmerzlich vermiſſen würde; ſie bereitete dieſer daher, ſoweit es in ihren Kräften ſtand, eine Menge kleiner Bequemlichkeiten, um ihr wenigſtens in etwas für die Liebe und Güte zu danken, die ſie gegen ſie und die Schweſter gezeigt hatte. Dann malte ſie ſich auch die Freude, die Madame Maſon bei ihrer Rückkehr fühlen, und wie ſich dieſe wohl über ihre lange Abweſenheit gegrämt haben würde, und mit Herzklopfen dachte ſie an den erſten Anblick des kleinen, freundlichen Hauſes.

V.

Er ſchwieg! ihr Auge haſtete auf ihm, das Blut
Das ihr ins Antlitz aber ſchoß, verließ
Das ſeinige und ſeine Wang' erblich. —

Dalton.

Eines Abends, wenige Wochen nach den, im vorigen Kapitel beſchriebenen Vorfällen, hatten die Schweſtern ihr Lager geſucht und ſich noch über das lange Ausbleiben Minaree's gewundert, die ſonſt ſtets ſich zuerſt zur Ruhe begab. —

Das Geräuſch und Treiben des Lagers war endlich verſtummt, die Kinder zur Ruhe gebracht, und Alles ſtill und ſchweigſam, nur die Führer hatten ſich noch um das große Berathungsfeuer verſammelt, Sachen der öffentlichen Wohlfahrt beredend.

Margareth lag im erſten Schlummer und ihr träumte, ſie wolle plötzlich die Stadt verlaſſen, um Tecumſeh aufzuſuchen und ihm den Stand der Dinge ſowohl als die Verrätherei Kumſhaka's zu entdecken, als ſich die Hand Ackoree's auf ihre Schulter legte und ſie, ſo oft ſie entfliehen wollte, zurückhielt.

Aber erſchrocken fuhr ſie empor, als ſie jetzt in der That die Berührung einer Hand auf ihrer Achſel fühlte. Es war die Minaree's. Sie legte zum Zeichen des Schweigens, den Finger an ihre Lippen und deutete ihr an, das Lager zu verlaſſen. Margareth folgte zur andern Seite der Hütte, und Minaree ſchaute ihr traurig ins Antlitz.

„Der Pfeil wird das Herz Minaree's durch den Körper ihres Kindes treffen," ſagte ſie mit thränenfeuchten Augen.

Margareth ſchwieg, während Jene fortfuhr: „Tecumſeh iſt ein großer Häuptling! ſie ſagen, daß er aus Liebe zum ſchwankenden Rohr, Frieden mit dem weißen Mann ſuche."

Sie hätte mehr geſprochen, aber Margareth verbot es ihr durch eine raſche Handbewegung, hüllte ſich in einen, reich mit Federn geſchmückten Ueberwurf, band den Wampum um ihre Hüften, befeſtigte die Moccaſins an ihren Füßen und ſteckte ſich einen Büſchel Federn in ihr üppiges Haar.

So geſchmückt, wie ein ſtolzes Mädchen des Indianiſchen Volkes verließ ſie die Hütte. Minaree wachte, bis ſie ihren Anzug ganz vollendet hatte, und legte ſich dann ruhig zu ſchlafen nieder.

Kumſhaka war in der Mitte einer leidenſchaftlichen Rede, in der er faſt einen Theil von ſeines Bruders Beredſamkeit entwickelte; dieſelbe Kraft in der Anrede, dieſelbe überzeugende Sprache ſtand ihm zu Gebote, aber der Geiſt fehlte, der in ſeiner prophetiſchen Erhebung einen eigenen Zauber über jedes Wort ausgoß, das Tecumſeh's Lippen entfloh.

Er ſprach kräftig, denn Eiferſucht und Rache liehen ihm ihre Farben und von dieſen zeugte ſeine ganze brennende Leidenſchaft, doch verſtanden wenige ſeiner Hörer die Natur dieſer Begeiſterung, ihnen genügte der Inhalt: das Wohl ihres Volkes und Haß gegen die Weißen.

In der Mitte ſeiner glühendſten Redeſätze aber, während ſeine Hand ſtolz und kühn erhoben war, und ſein Auge Feuer blitzend im Kreis umherſchaute, ſtockten plötzlich ſeine Worte, er begann zu ſtammeln und ſtarrte vor ſich, auf den Boden nieder, denn dort, ihm gerade gegenüber, auf der Schwelle, ſtand das ſchwankende Rohr in ſchweigſamer Würde und ſchien ihn mit ihrem kalten, ſtolzen Auge zu durchbohren. Dreimal verſuchte er ſich zu ermannen, aber der tödtende Blick des wunderbaren Mädchens ruhte auf ihm und er konnte ſeinem Einfluß nicht widerſtehen.

Mit unterdrückter Wuth aber zeigte er mit ſeinem zitternden Finger nach dem Eingang der Hütte und ſtieß zwiſchen ſeinen zuſammengepreßten Zähnen heraus: „Seht! das iſt die Lockung, für die Tecumſeh ſein Volk verkaufen wollte — ſeht! die Schlange iſt in die Hütte gekrochen, ihre Opfer zu ſtechen! —“

Aller Augen wandten ſich jetzt dem Mädchen zu, das hoch aufgerichtet, den Kopf zurückgeworfen, die feinen Lippen hart an einander gedrückt, mit einer Hand die Falten ihres Mantels zuſammenhaltend, daſtand und für einen Augenblick ruhig dem ſtarren Blick der Menge begegnete, dann trat es langſam in ihre Mitte.

Selbſt Kumſhaka wich zurück, als ſie ſich ihm in ernſter Majeſtät nahte, denn ſie zitterte nicht vor dem dunkelen, drohenden Blick, den er auf ſie richtete; als ſie aber beginnen wollte zu ſprechen und die dunkele, um ſie verſammelte Gruppe überſah, ſtieg ihr ſchnell und heiß das Blut zu Wangen und Buſen, doch war ihre Stimme klar und laut.

„Die Schawaneſen haben die Klapperſchlange als das Sinnbild ihres Stammes gewählt. Es iſt ein edles

Thier, das ſein Opfer warnt und es dann erſt angreift; es verkündet die Gefahr. Wer würde nun einen Schawanefen für einen Verräther halten; wer würde einen heimlichen Streich auf einen Wehrloſen, von der Hand eines Schawanefen geführt, für möglich halten? und der Wehrloſe ein Bruder?“

„Der Schatten Tecumſehs wird nicht im Lager gefunden. Die Monde wachſen am Himmel und ſchwinden wieder, er aber kommt nicht. Folgt Tecumſeh dem Wild? feiert er Feſte mit den jungen Männern ſeines Stammes? ruht er ſich aus, und hat er die Bedürfniſſe, die Leiden ſeines Volkes vergeſſen? Wann hat je Tecumſeh unter Beluſtigungen die Seinigen vergeſſen? Laßt nicht jenen Häuptling mit lügenden Lippen von der Verrätherei Tecumſeh’s reden, daß er Frieden mit dem weißen Manne ſchließen, und das Wohl ſeines Volkes dem Lächeln irgend eines Mädchens opfern wolle; der Häuptling weiß daß er lügt.“

„Kumſhaka nahte ſich dem ſchwankenden Rohr und fühlte ſeine Verachtung. Ehe dieſe ſein Herz vergiftet hatte, unterſtützte er Tecumſeh’s Pläne — kalt! ja! denn wer würde in Kumſhaka die Tapferkeit eines Kriegers oder die Weisheit eines Redners ſuchen — aber er unterſtützte ſie.“

Auf dieſe Art die Beweggründe Kumſhaka's bloßſtellend, erröthete ſie in mädchenhafter Schaam, aber ein ſpöttiſches Lachen durchflog die Verſammlung, während ſich der in ſeinen Hoffnungen getäuſchte Häuptling entfernte.

„Leget Tecumſeh keine unwürdigen Beweggründe zur Laſt. Während die jungen Männer des Stammes ruhen, iſt er den ganzen Tag auf dem Marſch; ſeine Füße ſchmerzen ihn vom vielen Wandern, und ſeine Augen ſind müde vom Wachen; der Nachtthau liegt auf ſeinen Kleidern, und die Sterne lauſchen den Schlägen ſeines Ruders, wie er den reißenden Strom hinabfährt. Er ſchläft im Rauſchen des Waſſerſturzes, und der große Geiſt naht ſich ihm in Träumen. In ſpäteren Jahren, wenn die Indianer ein großes Volk geworden ſind, werden ſich die alten Männer von ſeiner Weisheit, die Kinder von ſeinen Leiden und Mühſeligkeiten erzählen. Der große Geiſt iſt mit ihm. Er kam zu ihm, als er noch ein Kind war, und berührte ſeine Lippen mit einer feurigen Kohle; daher ſtammt die Weisheit und Beredſamkeit ſeiner Zunge. Tecumſeh iſt nicht todt;

er ruft die große Rathsverſammlung der Männer zuſammen, ein Urtheil über das verrätheriſche Betragen von Winnemac und ſeinen Freunden zu fällen und das Beſte ſeines eigenen Volkes zu berathen. Er iſt nicht todt und der große Geiſt will Euch ein Zeichen geben, an dem Ihr erkennen ſollt, daß er lebt. In vier Monden wird er hier ſein; zum Beweis ſeht dort das Licht des Himmels. Keine Wolke iſt am blauen Firmament, dennoch ſcheucht der große Geiſt ſeinen Schatten darüber hinweg, und ſowie der Schatten von dem Monde ſchwinden wird und ihn klar und rein wie je laſſen, ſo ſollen alle Schatten von dem Rufe Tecumſeh's ſchwinden!"

Jedes Auge folgte der Richtung, die ihnen das Mädchen anzeigte und da — am unteren Theil des Mondes, lag eine dunkele, ſchwere Maſſe, ſelbſt wie der Schatten des Ewigen, und die Menge blickte mit Furcht und Schrecken darauf hin. — Margareth hatte den Anfang der Finſterniß bemerkt, als ſie zur Berathung ging, und mit dem Aberglauben ihres Volkes bekannt, glaubte ſie ſich berechtigt, ihn zu ihrem Vortheil zu benutzen.

Als ſie ſtill und geräuſchlos aus der Verſammlung ſchied, ging der junge Mann, den wir ſchon früher erwähnt haben, an ihrer Seite und ehrfurchtsvoll von dem umnachteten Mond auf das liebe Geſicht des Mädchens blickend, ſagte er:

„Der große Geiſt hat die Lippen des ſchwankenden Rohres berührt. Es hat das Herz eines rothen Mädchens und Weisheit, wie vom Lande der Geiſter.“

Kumſhaka verſuchte keinen weiteren öffentlichen Angriff auf ſeinen Bruder, aber das einmal ausgeſpritzte Gift verfehlte nicht, zu wirken und weiter zu freſſen.

Der ſo dringend von Tecumſeh anempfohlene Frieden mit den Weißen, war ganz unbeachtet geblieben und die große Ueberzahl von Seelen, die ſich täglich mehr in der Stadt einfand, ließ auch die Ausführung und Beobachtung friedlicher Maaßregeln, faſt eine Unmöglichkeit ſcheinen.

Jede neue Sonne war Zeuge neuer Uebertretungen, und die myſtiſchen Gebräuche des Propheten vermochten nicht mehr das Volk zu bändigen und es ſowohl zur Ordnung an-, oder von Ungerechtigkeiten gegen die Weißen zurück zu halten.

Der Prophet hatte übrigens, wie die Andern mit Erſtaunen und Bewunderung, die ſcheinbare Beſchwörung Margareths geſehn; zu ſchlau jedoch, irgend ein Zeichen von Erſtaunen blicken zu laſſen, beobachtete er die Erfüllung ihres Anrufs an den großen Geiſt wie Einer, der gewohnt iſt, mit der Leichtgläubigkeit der Menge zu ſpielen und weiß, daß, wie wunderbar auch immer der Schein einer Sache ſein mag, die Auflöſung für den Eingeweihten nichts weniger als übernatürlich iſt. —

In der Nacht, als ſich das Lager beruhigt hatte, kam er zur Hütte Minaree's und winkte Margareth, ihm zu folgen.

Sie ſtand neben ihm am Flußufer, und der Mond beſchien hell ihre ſchlanke Geſtalt, und ihre freie, weiße Stirn, während ein leiſer Zephyr die Locken auf ihren Schultern bewegte. Ihre Hände waren auf der Bruſt gefaltet, und furchtlos ſchaute ſie in die feſt auf ſie gerichteten Blicke des Häuptlings, der, nachläſſig auf eine Keule gelehnt, ſie mit forſchendem Auge betrachtete.

„Der Zauber des Mädchens war nicht gut, warum ſchob ſie die Zurückkunft Tecumſeh's ſo lange hinaus? er ſollte ſchon hier ſein. Das ſchwankende Rohr wird es jetzt thun, und ſeine Rückkehr beſchleunigen!"

Margareths Auge flammte, denn ſie fühlte die Aufforderung einem Befehl gleich. Zu jeder andern Zeit würde ſie übrigens aufrichtig die Quelle bekannt haben, aus der ſie ihre Nachrichten geſchöpft, wie es auch mehr mit ihrem offenen Weſen übereinſtimmte, jetzt aber begriff ſie zu gut das Gefährliche ihrer Lage, um irgend etwas aufs Spiel zu ſetzen, das ihren eigenen Einfluß ſchmälern könnte.

Sie ſchaute ihm daher eine Zeitlang mit einem ruhigen, faſt verächtlichen Blick ins Auge, und dann zu dem ſtillen Mond emporſehend entgegnete ſie:

„Möge der Prophet die Ruhe und Schönheit jenes blaſſen Geſtirnes betrachten und die Prophezeihungen leſen, die er enthält — möge er die Sterne erforſchen und ihre Meinung erfahren. Sie ſprechen eine Sprache, aber nur für den, der ſie verſteht. Fluth und Stürme, der Orkan und das Erdbeben, Tod und Unglück — Alles enthüllen ſie in ihren fürchterlichen Lehren. Weiſe Männer haben ſie verſtanden und das Schickſal von Nationen vorherbeſtimmt, haben ſeit tauſenden von Jahren ihre Sprache erlernt und das vorhergeſagt, was da ſein würde; und was ſie geſagt haben, war die Eingebung des großen Geiſtes. Die Menſchen haben es gehört und haben gezittert, denn was ſie vorherſagen, kann nicht verändert werden. Es iſt Schickſal. Der Häuptling braucht nicht nach den Geheimniſſen der Beſchwörungen zu forſchen. Das ſchwankende Rohr hat keine. Sie lieſ't und verſteht — ſie hört und ſchweigt.“

Während ſie dieſe Worte ausſtieß, wurde ihre Stimme feſt und energiſch; ſie ſuchte durch eine angenommene Heftigkeit das Unrecht, das ſie that, zu betäuben, indem ſie ſich mit einer Kraft ſchmückte, die ſie nicht beſaß. Des Propheten durchdringendes Auge haftete ſo feſt auf ihr als ob es in das Innere ihrer Seele dringen wollte, aber das furchtloſe Mädchen erbebte nicht vor dieſem Blick, und begegnete ihm ruhig. Da war es als ob ein ſonderbarer Schauder, eine Art Ehrfurcht ſein ganzes Weſen erfaßte, wie ſie ſo, vom ſilbernen Lichte des Mondes umgoſſen, daſtand, und er ſprach mit leiſer, freundlicher Stimme:

„Der Prophet will zu den Füßen des ſchwankenden Rohrs ſitzen und die Geheimniſſe der Sterne lernen. Wenn ſie ihre Mitternachtgeſpräche halten, will er aufmerkſam lauſchen und ſie bewahren. Laß das ſchwankende Rohr die Geheimniſſe ihres Weſens enthüllen. Eliskwatawa möchte des Mondes helles Licht verdunkeln laſſen und die Sterne mit Nebel überziehen, bis ſie aufs Neue, auf ſeinen Befehl hervorträten. Er möchte das

Volk mit wunderbaren Vorherſagungen im Zaume halten. Er wollte ſprechen, und der große Geiſt ſollte dann ſein Schild über den Mond legen. Sprich, Mädchen, denn die Weisheit des Geiſterlandes liegt auf Deiner Zunge.“

Margareth heftete ihre Augen wehmüthig auf die Züge des Häuptlings; es war ihr ſchmerzlich, eine einzige Unwahrheit, und wenn auch nur zu ihrem eigenen Schutze, geſagt zu haben, jedoch hatte ihr Vater ihnen früher faſt ſo viel von Aſtrologie als dem reineren Wiſſen der Aſtronomie gelehrt, und dies, vereinigt mit dem romantiſchen, in den wilden Ländern genährten Enthuſiasmus öffnete in der That ihr Gemüth einem geheimnißvolleren Glauben. Ihre Antwort war feierlich, denn ſie ſprach aus tiefſter Seele.

„Das ſchwankende Rohr kann dem Propheten nicht die Weisheit verleihen, ſich ſolche Macht zuzueignen. Die Sterne in ihrer Stille und Schönheit haben nur eine Stimme für den, der ſich in Demuth und in Erkenntniß der Wahrheit dem großen Geiſte beugt. So haben die alten Männer früherer Zeiten ihre grauen Locken dem Winde der Mitternacht preisgegeben, haben gefaſtet, bis das Fleiſch ſie nicht mehr an der Erhebung des Geiſtes hinderte, gebetet, bis der große Geiſt ſelbſt in ihr Gebet überging, und dann waren die Himmel geöffnet, dann lauſchten ſie der Melodie der Sterne, jener geheimnißvollen, entzückenden Melodie, die das Schickſal von Menſchen und die Beſtimmung von Nationen verkündet.“

„Die Monde und Sonnen enthüllten vor ihnen ihre ewigen Freudenbahnen.“

„Laß den Propheten, wie Jene, faſten und beten, und dann lernen, daß ſein Wille weder ihre Bahn ändern, noch aufhalten kann.“

„Die Stimme des Allmächtigen redet allein, und dieſer gehorchen ſie.“

„Laß ihn, wenn er ihre Sprache lernen will, ſeine Blicke mit Ehrfurcht umhüllen, und er wird ſie in ihrer Majeſtät erblicken.“

„Der Sturm raſ't unter ihnen, und ſie ſcheinen ruhig und ſtill darauf hernieder.“

„Kann der Prophet den Wirbelwind die alte tauſendjährige Eiche aus dem Boden reißen, kann er die Sonne erſcheinen laſſen, während ſchwarze Wolken das Firmament umhüllen? Kann er auf die Erde ſchauen und die Blumen emporkeimen, oder die Lilie auf dem

Strom ob ihrer eigenen Bläſſe erröthen machen? Siehe es iſt der Allmächtige, der mit dem Südwind den Sturm beruhigt, wie kann der Prophet hoffen zu ſprechen, daß ihm der Mond und die Sterne gehorchen?“

Sie entfernte ſich ſtill und leiſe und lange noch ſtarrte der ſtaunende Prophet hinauf zu den dunkelen Tiefen des wunderbaren Himmels. Er ahnte die Nähe eines höheren Weſens und dämmernd fühlte er in ſich ein neues Licht, neue, nicht gekannte, nicht geahnte Gedanken und Gefühle entſtehn, die ſein Herz in der heiligen, ſchweigſamen Stunde der Mitternacht erfüllten.

VI.

Neben dem Heerde, ſo alt und grau,
Kauert die alte, trauernde Frau.
Manch eine Furche grub wohl die Zeit
Ihrer Stirn ein — manche das Herzeleid.

A. K. Cheſter.

Während die Grenzbewohner täglich von den Einfällen der wilden Verſammlung am Tippecanoe zu dulden hatten, fanden die vertriebenen und hausloſen Flüchtlinge eine Heimath in der kleinen Stadt Vincennes, das der Centralpunkt von allen Denen wurde, die durch Indianiſche Grauſamkeit auf das Aeußerſte gebracht, Rache und Vergeltung ſuchten. Aller Augen wandten ſich auf Harriſon, den Weſten zu beſchützen; ſein allbekannter Einfluß, den er auf die Wilden ausübte, erfüllte die Herzen mit Hoffnung und mit unbegrenztem Vertrauen zu ihm.

Er verſuchte übrigens vergebens den Wilden Vorſtellungen zu machen; keinem Boten ward der Zutritt zum Lager geſtattet. Da ſandte endlich die Regierung Truppen aus, um die Grenzen zu beſchützen und das ganze Territorium wurde auf ein Mal der Tummelplatz militairiſcher Streitmächte.

Mansfeld war ſtets mit öffentlichen Geſchäften beauftragt und fand nur darin Troſt, daß er dann und wann von einzelnen Indianiſchen Streifparthieen hören konnte, die Schweſtern befänden ſich wohl.

Verſchiedene Botſchaften, die er an Alice ſandte, erreichten ſie nie, und in der Ausübung ſeiner Pflicht hatte er ſogar nach Waſhington gemußt, was in damaliger Zeit, wo faſt gar keine Straßen exiſtirten und wenn ſie wirklich vorhanden, kaum zu paſſiren waren, eine bedeutende Reiſe genannt werden konnte, und ihn einige Monate entfernt hielt.

Bei ſeiner Rückkehr fand er die Sachen noch ſchlimmer ſtehn, als er ſie verlaſſen hatte, und die Gefahr für die Sicherheit der Schweſtern wuchs mit jedem Tage.

Die Streitfrage mußte übrigens jetzt ſelbſt für das Land entſcheidend ſein; das Ganze näherte ſich einer Kriſis, denn entweder die Weißen oder die Indianer waren gezwungen ihre Stellung aufzugeben. Sollten ernſtliche Feindſeligkeiten ausbrechen, ſo wußte er recht gut, daß die erſten Opfer des Krieges alle Weißen ſein würden, die ſich innerhalb der Indianiſchen Grenzen befänden; dieſe würden den Manen der Erſchlagenen geopfert werden, und in der That machten ſich ſchon einige Truppenabtheilungen fertig, nach Tippecanoe vorzurücken. Mansfeld zitterte für die Schweſtern, und nicht im Stande länger die Ungewißheit ihres Schickſals zu ertragen, beſchloß er ihre Flucht vor dem Ausbruch der Feindſeligkeiten zu bewirken, gab zu dieſem Zweck ſeine Stelle auf und bereitete ſich vor, ſie im Indianiſchen Dorfe aufzuſuchen.

Es ſchien ihm leichter auf dieſe Art ſeinen Wunſch zu erreichen, als die Auslieferung der Mädchen durch die Regierung verlangen zu laſſen; zwar zeigten ſich ihm in beiden Fällen Schwierigkeiten genug, dieſe glaubte er aber am leichteſten überwinden zu können.

Auch Mr. Maſon hatte ſchon Mehreres verſucht den Mädchen nützlich zu ſein, aber Alles ohne Erfolg; als er daher den Entſchluß Mansfelds erfuhr, ſagte er augenblicklich zu ſeiner Frau: „Anna, ich muß mit dem jungen Manne gehen und der Herr wird uns beſchützen. Dies ſind gefährliche Zeiten, Anna, und den Mädchen darf kein Uebel geſchehen. Was ſagt die heilige Schrift? Iſt es nicht, daß Der, welcher hundert Schaafe hatte, die neun und neunzig verließ und in die Wildniß zog das verlorene zu ſuchen? Fragte der Schäfer, wer die neun und neunzig beſchützen ſollte? Wahrlich der Herr war ihr Schutz; eben ſo wird er das Haus Deſſen bewahren, der ihm vertraut.“

Anna ward leichenblaß und preßte ihr Kind an die Bruſt, denn ihr Haus war eins der am wenigſten beſchützten in der Stadt; aber ſo feſt vertraute ſie ihrem Gatten, ſo gehorſam zeigte ſie ſich ſtets ſeinen Wünſchen, daß ſie auch nicht einen Augenblick das Nöthige eines ſolchen Schrittes bezweifelte.

Mr. Maſon verließ übrigens gerade jetzt ſein Haus mit weniger Furcht, als vielleicht zu jeder andern Zeit, denn erſtens war die Stadt unter dem Schutz des Militairs, und dann hatte man jedes einzelne Haus in eine Feſtung verwandelt.

Waffen und Munition waren überall vertheilt, und die Männer ſchliefen mit den geladenen Büchſen an ihrer Seite, auf jeden Ueberfall gefaßt und vorbereitet.

Angſt und Beſorgniß aber erfüllten die Herzen der Frauen und wohl manche drückte Abends den Säugling mit klopfendem Herzen an die Bruſt und bange

Träume von geſchwungenen Tomahawks und blutigen Scalpen ſtörten ihre Ruhe.

Madame Maſon hatte aus Angſt um Alice ſchon ſehr viel gelitten, indem ſie ſich die Entbehrungen und Gefahren, denen dieſe ausgeſetzt ſein mußte, in ihrer Einbildungskraft noch bedeutend vergrößerte. Ihr Widerwille gegen den Indianiſchen Volksſtamm, durch Erziehung eingeprägt und durch die Kenntniß der hier und da von ihnen verübten Grauſamkeiten noch vergrößert, belud dieſen mit Allem was gräßlich und entſetzlich iſt und machte ſie unfähig ein nur einigermaßen unparteiiſches vernünftiges Urtheil über ihren wahren Charakter zu fällen, und oft, wenn Mr. Maſon das entfernte Mädchen Abends in ſein Gebet ſchloß und für die „einſame Waiſe“ für „das Lamm unter den Wölfen“ zum Throne des Höchſten flehte, mußte die geängſtigte Freundin ihrem Herzen in einer Fluth von Thränen Luft machen.

Sie entbehrte das liebe, freundliche Kind überall — in ihren Freuden, dieſe mit ihr zu theilen — in ihren Schmerzen, ſie durch den ſanften, theilnehmenden Blick ihres treuen Auges zu tröſten.

Die alte Frau litt faſt ſo viel als die Uebrigen, ihr fehlte das liebreich ſorgende, herzlich gute Mädchen überall, um ſie ihre Schwächen und Gebrechlichkeit vergeſſen zu machen und in den Sonnenſchein des Lebens zu führen.

Sie wurde täglich hinfälliger und eine ihr ſonſt nicht eigene Milde breitete ſich über ihr ganzes Weſen aus. Oft traten ihr Thränen in die vom Alter trüben Augen, und mit zitternder, faltiger Hand trocknete ſie ſeufzend dieſelben wieder ab.

Es iſt etwas ſchmerzlich Ergreifendes in dem Gram des Alters. Das Zittern der magern Hand mit der eingeſchrumpften Haut und den weit vorliegenden Adern, der Seufzer, der nicht mehr der Bruſt als ein Troſt entſteigt, der in der That ein Bote des tiefgefühlteſten Grams geworden iſt, hat etwas ungemein Rührendes; dabei preſſen ſich die Finger nicht mehr auf die Augenlider, als ob das Weinen an ſich ſelber ein eigner Troſt wäre, nein, die bebenden Hände wandern unruhig am Gewande auf und ab, glätten die Falten deſſelben und haften zuletzt, wie durch den Schmerz angezogen, am nur matt und langſam ſchlagenden Herzen.

Madame Maſon hatte, ohne ihre eigenen Sorgen, genug zu thun, die alte Frau in ihren Schwächen und Gebrechlichkeiten zu unterſtützen. Der Winter war ungewöhnlich ſtreng geweſen, und ſie litt an den gewöhnlichen Folgen der Alterſchwäche; ſeit Alicens Abreiſe war auch eine Art geiſtiger Unthätigkeit über ſie gekommen, die es nicht bezweifeln ließ, daß die Abweſenheit des lieben Mädchens ihr ſchwer und drückend am Herzen lag. Stunden lang konnte ſie ſitzen und den Schneeflocken zuſchauen, wie ſie langſam zur Erde ſegelten und dort ihre Diamantſpitzen dem Lichte zukehrten, oder vom Winde getrieben, in wilden Kreiſen das Haus umzogen. Bei dem geringſten Geräuſch wiſchte ſie ſchnell ihre Brillengläſer ab, und ſchaute ernſthaft nach der Thür, als müßte die Erwartete da herein treten.

Im Anfang wandte ſie ſich unmuthig von den angebotenen Dienſten und der liebenden Sorgfalt Anna's ab, als aber ihre Schwäche mehr und mehr zunahm, begann ſie ſich ihr ruhig und geduldig hinzugeben; ja ſie wurde endlich ſo milde und freundlich geſtimmt, daß ſie ſie „Anna" nannte, und kleine Gefälligkeiten von ihr, nach Art eines ungeduldigen Kindes verlangte.

Das erſte Mal als ſie Madame Maſon mit dem freundlichen, traulichen Vornamen anredete, war die gute Frau ſo gerührt, daß ſie in Thränen ausbrach und leiſe ihre Lippen auf die runzeligen Wangen der alten Frau preſſend, flüſterte:

„Danke Dir, Großmutter; ich wußte wohl, daß Du mich noch lieben würdeſt."

Die Großmutter ſchob ſie ſanft von ſich und ſagte: „Geh weg Kind," aber ſie wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge und die dünnen Lippen zitterten, obgleich ſie ſie feſt zuſammenpreßte, ihre Bewegung zu verbergen.

Nach Hrn. Maſons Abreiſe wurde ſie immer unruhiger, aber es war, als ob ihre Sinneswerkzeuge ordentlich auf's Neue geſtärkt und gekräftigt wären. Klänge, die noch vor kurzer Zeit ihr Ohr nicht erreicht hatten, vernahm ſie jetzt mit wunderbarer Deutlichkeit, und ſogar ihre Sehorgane ſchienen ſich zu ſchärfen und neue, wie jugendliche Kraft zu gewinnen.

Die gute Anna gab ſich dabei viele Mühe, die alte Frau aufzuheitern und zu zerſtreuen, begann Steppdecken zu verfertigen und viele andere kleine Gegenſtände, ja las ihr ſogar vor und Großmutter ſaß dann lauſchend vorgebeugt mit gefalteten Händen und horchte den freundlichen Tönen in ſtiller Aufmerkſamkeit.

Selbſt das Jüngſte begann ſich an die alte Frau zu gewöhnen, kroch über die Diele zu ihr hin und hob ſich, ihre Schürze ergreifend, an ihr in die Höhe, wo es dann, ſchwankend an der ſchwachen Stütze und lächelnd und jauchzend daſtand, bis es ihre Aufmerkſamkeit erregt hatte.

Anna rief in ſolchen Augenblicken das Kind nicht hinweg, obgleich die alte Frau es ſelten beachtete, manchmal aber ſchien ſie Gefallen an dem Kleinen zu finden und nahm es zu ſich in die Höhe. Die Greiſin und der Säugling ſpielten zuſammen.

VII.

Und Beſchwörungsformeln rief er
In die finſtre Nacht hinaus,
In der Wölfe tolles Heulen,
In des Wirbelwinds Gebraus.

P. Hoffmann.

Die Lehre, daß ohne Blutvergießen keine Vergebung der Sünden ſtatt finden könne, hat, wie es ſcheint, ſich über alle Nationen, ſo wild und ungebildet ſie auch ſein möchten, verbreitet. Wie das geſchah, ob durch Offenbarung, Ueberlieferung oder aus dem uns inwohnenden Gerechtigkeitsgefühl, das uns ſagt, wie jedes Unrechte ſeine Strafe finden müſſe, wiſſen wir nicht. Der Wilde, der durch Hungersnoth, Peſt oder Krieg leidet, fühlt augenblicklich die Urſache und glaubt, daß die aufgehäuften und gemehrten Sünden ſeines Volkes den Zorn der unſichtbaren Mächte erregt und gereizt hätten, und daß ein ihnen wohlgefälliges Opfer ſie wieder verſöhnen müſſe.

Er wählt ein der Gelegenheit angemeſſenes Thier aus; iſt aber der Fall ſehr dringend, will er gern zu großes Uebel von ſich abwenden, ſo nimmt er zu einem feierlichen Opfer ein menſchliches Weſen; meiſt einen Kriegsgefangenen, deſſen Tod die Manen der Erſchlagenen ſühnen und ihm die Gunſt der Unſichtbaren wieder gewinnen ſoll! —

Es war Tecumſehs Wunſch geweſen, dieſe Opfer zu verbannen, aber das Volk betrachtete ſie als einen weſentlichen Theil ihrer Religion, der nur eine Zeitlang konnte vernachläſſigt werden, ſo lange kein dringendes Bedürfniß ihn in ſeine alte Kraft zurückrief.

Der Prophet, der zur Prieſterſchaft gehörte, wünſchte ebenſowenig etwas aus ihrer Religion zu verbannen, das zu den geheimnißvollen Myſterien derſelben gehörte.

Der Gebrauch war übrigens faſt in Vergeſſenheit gerathen; wie ihn jedoch Kumſhaka auf's Neue vorſchlug und ſogar in einem außergewöhnlich religiöſen Eifer als unumgänglich nothwendig darſtellte, ſowohl die Hungersnoth, als die ſie bedrohenden Kriegsunruhen von ſich abzuwenden, da ſtimmte ihm auch der Prophet bei und fühlte ſich augenblicklich geneigt den Vorſchlag des Bruders zu unterſtützen.

Es ſchien aber, als ob die beiden Männer ebenfalls unter ſich einig geweſen wären, wer das Opfer ſein ſollte, denn es wurden, ohne auch nur einen Namen zu nennen, alle nöthigen Vorbereitungen, ſowohl zu einem Feſte als zu der ſühnenden Feierlichkeit getroffen.

Am nächſten Tage empfing Margareth ein kleines Rohr, mit geheimnißvollen, ihr aber verſtändlichen Zeichen, das ſie zu einer heiligen Feſtlichkeit einlud. Alice ſah, wie ſie ſich mit ungewohnter Sorgfalt ſchmückte, und ihren Weg dann nach der großen Rathshalle einſchlug.

Ein ungeheures Feuer war in dem Mittelpunkt der Hütte angezündet, und geheiligte Kräuter erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen. Der Prophet in ſeinem vollen geiſtlichen Anzug wandelte im Kreiſe umher, mit leiſer Stimme ein eintöniges Lied ſingend, während er eine ungeheure Klapperſchlange, die von den Jägern im Walde gefunden war, in die Höhe hielt.

Die alten Männer und Häuptlinge des Stammes ſaßen um die Flamme herum und den übrigen Raum füllte das Volk aus.

Beim Eintritt Margareths theilte ſich die Menge, und der Prophet zeigte auf einen Platz zwiſchen den Aelteſten des Stammes. Seine beiden Hände dann mit der Schlange zwiſchen ihnen ausbreitend, begann er folgendermaßen:

„Biſt du geſtorben, o Manitou, als Zeichen des nahen Unterganges der Schawanees? Die Jäger ſahen mit Zagen den Kampf. Die ſchwarze Schlange hatte ſich erhoben und Du ließeſt Deine warnenden Klappern klingen. Fürchterlich war das Ringen; Ihr ſchlugt die Erde mit Euren Schwänzen und Eure Schuppen klangen wie die Lanzen der Krieger; aber Deine Feinde hatten Dich umwunden — feſt wie die Bänder des Canoe umwunden. — Du biſt todt. Dies iſt das Schickſal des rothen Mannes. Der weiße Mann ſchlägt ihn in Ketten, und er iſt machtlos. Er liegt wie der Manitou der Schawanees, todt auf der Erde. Wird er wieder erſtehn? Wird Leben in den Körper der Maſſaſauga zurückkehren?"

„Leben wird zurückkehren!" ſchrie eine Stimme auf der Schwelle, und Margareth bedeckte ihre Augen vor der ſchrecklichen Erſcheinung. Es war Ingarara. Hundert Jahre hatten das Licht ihrer Augen verlöſcht und ihre Haare gebleicht. Ihre Haut lag lederfarben, voll tauſend Runzeln auf den ſcharf hervortretenden Knochen und die Nägel ſtanden krallenartig von ihren Fingern ab. Sie ſchien mit ihren erloſchenen Augen über die Verſammlung hinzublicken und ſpreizte dann ihre knochigen Finger über dieſelbe aus.

„Leben ſoll zurückkehren," fuhr ſie ſie fort, ſich dem

Feuer nähernd und die Schlange mit dem Fuße berührend. „Leben ſoll zurückkehren, ſo gut es zur Maſſaſauga zurückgekehrt.“

Kaum hatte ſie die Worte ausgeſtoßen, als ſich die Schlange zuſammenrollte und leiſe ihr Klappern ertönen ließ, während ſie den weiten Schlund öffnete und die Zunge daraus hervorſpielen ließ.

Einen Zweig, den die alte Seherin in der Hand hielt, hin- und herbewegend, zog ſich dieſe nach der freien Luft zurück, und die Schlange folgte ihren Bewegungen wie durch Zauberkraft angetrieben.

Ingarara kehrte zurück und ihre weißen, langen Haare im Luftzug ſtrömend, umzog ſie dreimal, mit faſt übernatürlicher Schnelle das Feuer und warf mächtige Zaubermittel hinein; dann hielt ſie plötzlich an und ſchwankte hin und her, ihre Bruſt hob ſich, ihr ganzer Körperbau zitterte, von der ungewohnten Anſtrengung erregt, und ihr Geſicht veränderte ſich Schauder erregend. Zuerſt waren ihre Worte, die ſie dabei ausſtieß, unverſtändlich, endlich aber fanden ſie ſich in wilder, faſt ſchreiend ausgeſtoßener Sprache zuſammen:

„Wehe! Wehe dem rothen Mann. Er hat die Anbetung, die Gebräuche ſeiner Väter vergeſſen. Seine

Felder ſind dürr und das Wild flieht aus ſeiner Nähe. Seine jungen Leute ſind ſchwach im Kampf und der Pfeil geht ſchräg auf der Jagd. Ein ſchwarzes Zeichen ruht auf ihm — er iſt dem Tode verfallen. Wehe! Wehe! Des Adlers Neſt war auf den Felſen — hoch oben, wo es der Blitz umzuckte, wo die Stürme kämpften. Er ſah nieder auf die Prairieen und nieder auf die großen Seeen, denn das Wild war ſeine Beute auf beiden Seiten. Die Flügel der Jungen waren ſtark und ihre Stimme laut wie der Sturm. Ein Feind kroch auf den Felſen und ſchleuderte die Jungen in die Tiefe hinab. Der Schrei des alten Adlers ſtieg zu den Wolken empor, und wurde gehört — wie der Donner, der durch die Wolken brauſ't. Es war ein fürchterliches Zuſammentreffen und das Kriegsgeſchrei ſcholl durch die Jagdgründe!"

Ihre Stimme ging jetzt in wilde, unartikulirte Ausrufungen über, weißer Schaum trat auf ihre Lippen, ſie ſchwankte und taumelte und lag, ſich windend, auf der Erde. Elikswatawa fuhr in prophetiſchem Tone fort:

„Des Adlers Neſt ſoll wieder auf dem Felſen gebaut werden; die Knochen ſeiner Beute ſollen ſich unter ihm aufhäufen und er ſoll in ſeiner Macht umherſchauen. Die Altäre des Unſichtbaren ſind vernachläſſigt worden, es iſt kein Blut auf den Steinen, das Feuer iſt verlöſcht und Moos wächſt da, wo das junge Opfer bluten ſollte. Der Schawaneſe will zu den Gebräuchen ſeiner Väter zurückkehren. Hört! der große Geiſt hat das Opfer auserſehen; er wird mit ſeinen Kindern zufrieden ſein, und ihr Ruhm zurückkehren.“

Margareths Wangen überzog Leichenbläſſe, denn ſie war feſt überzeugt, daß Alice für das Opfer beſtimmt war. In wilder Eile überdachte ſie die Möglichkeit einer Flucht, aber wie, mit der wachſamen Ackoree und dem ſchlauen Kumſhaka ſtets auf ihren Ferſen? Wie, da beſonders jetzt der Aberglaube des Stammes Alle zu verdoppelter Wachſamkeit auffordern würde? Kaum wiſſend was ſie that, hob ſie ſich von ihrem Sitz und ſchaute mit trüben Augen über die Verſammlung. Sie hörte ein leiſes Lachen und wußte, es war das Ackoree's.

Der Prophet ſprach: „Laß keine Furcht ſich dem Herzen des ſchwankenden Rohres nahen; die Sonne wird noch lange auf ihren Pfad ſcheinen und ſie wird wie die Stimme des rothen Geiſtes zu ſeinen rothen Kindern ſein.“ —

Margareth war es, als ob ſich ein dichter Nebel über ihre Augen legte, der ganze Platz ſchien um ſie her zu ſchwanken und die Geſichter der Umſtehenden veränderten ſich in furchtbar ſchreckliche Geſtalten. Ihre Kehle war trocken und ein ſonderbares Brauſen erfüllte ihre Ohren. Endlich, ihre Hand auf das Herz preſſend, fand ſie die Stimme wieder und ſagte:

„Es iſt gut! Das weiße Mädchen muß ſterben.“

Kumſhaka ſtand von ſeinem Sitz auf und ſchaute ſie forſchend an: „Laß das ſchwankende Rohr nicht hoffen, daß das weiße Mädchen entfliehen möge — ſie iſt dem großen Geiſt verfallen!“

Weiß wie Marmor, mit gebrochenem Herzen, ſtand ſie da, doch kehrte bei den Lauten des verhaßten Mannes, ein Theil des früheren Geiſtes in ihre Augen zurück und ſie ſprach mit ſtolz emporgehobenem Haupt:

„Das ſchwankende Rohr hofft weder, noch wünſcht es zu entfliehen; ſeit wann aber hat den ſchwachen Häuptling dieſe neue Heiligkeit erfaßt? Iſt es nur darum, daß er einem armen hilfloſen Mädchen den Tod bereite? Er will Unglück über die Häupter ſeines Volkes bringen, nur um ſeinen eigenen Haß zu befriedigen. Das weiße Mädchen muß ſterben! Hat der Prophet den Sternen gelauſcht? Iſt der große Geiſt in ſeinen Träumen zu ihm gekommen, und hat verlangt, daß Einer für ſein Volk blute?

Gut! So ſei es. Laßt das Opfer zum Altar bringen; aber nicht mit thränenden Augen; Hilferuf und Wehklagen darf nicht ertönen, wenn Ihr dem großen Geiſt opfert.“

„Ihr wollt ein Opfer!“

Todtenſtille lag auf der Verſammlung; Margareth verließ den Kreis der Häuptlinge und ſtand in dem mittleren freien Raum. Jeder Tropfen Blutes war aus ihrem Antlitz gewichen, die kleinen zuſammengepreßten Hände wie aus weißem Marmor gehauen und ihr Athem ſo leiſe, daß er ihre Bruſt nicht bewegte. Schauerlich ſtachen die rabenſchwarzen Locken gegen die Leichenfarbe der Haut ab; aber ihre Stimme war ſüß und zart.

„Ihr wollt ein Opfer! Seht — ich komme!“ und ſie hob ihre Augen mit einem Ausdruck heiliger Ergebenheit empor. „Laßt mich auf Eurem Altar liegen! Wollt Ihr dem großen Geiſt ein willkommenes Opfer bringen, ſo muß es auch ein williges ſein. Nicht mit Angſt und Thränen, nein, eines das gern für das Beſte des Stammes ſterben würde. Seht mich an! Was iſt da, das das „ſchwankende Rohr“ noch an dieß Leben feſſelte? Es ſehnt ſich nach dem Lande der Geiſter. Es iſt kein Licht auf ihrem Pfad. Sie hat das Volk der Indianer geliebt;

warum ſollte ſie nicht für daſſelbe ſterben? Aber das ſchwache, furchtſame Mädchen muß leben; ihr darf kein Uebles geſchehen. Sie muß wie das wenige Monden alte Kind bewahrt werden. Laßt mich mit ihr zu unſerem Volke gehen und das ſchwankende Rohr wird zurückkehren und für ſie ſterben."

Ein Murmeln des Beifalls ward von Kumſhaka unterbrochen.

„Denkt Ihr, der der Falle entflohene Vogel würde dahin zurückkehren? Das weiße Mädchen darf nicht entfliehen!"

Margareths Oberlippe warf ſich in bitterm Stolz empor. „Im Herzen des Häuptlings iſt keine Wahrheit und er kann dieſe auch nicht in den Herzen Anderer leſen. Ehe ein Mond ſchwindet, will ich zurückkehren, wenn mich der große Geiſt nicht früher zu ſich nimmt."

Und ſie nahm den angezündeten Calumet*), legte ihre Hand auf das Herz, blies den heiligen Rauch empor und warf dann etwas von dem Kraut in die Flamme zu ihren Füßen.

„Es iſt genug," ſagte der Prophet; „das ſchwankende

---

*) Friedenspfeife.

Rohr ſoll mit dem ſchwachen Mädchen gehen! Sie darf einen, dem großen Geiſt geleiſteten Schwur nicht brechen; ſie wird in einem Monde hier ſein!"

„Sollte ſie nicht!" erwiderte Kumſhaka, „ſo möge ſie meinem Pfeile in jedem Säuſeln des Windes lauſchen, in jedem Schatten Kumſhaka's Arm erblicken, und jede Nacht ſich mit dem Gedanken niederlegen, daß er nahebei, den ſichern Tod in Händen, lauert."

Margareth lauſchte mit einem matten Lächeln den drohenden Worten und verließ dann mit langſamen Schritten das Feſt, denn noch viele und geheimnißvolle Gebräuche mußten beobachtet werden. Sie ſollte jetzt Alice auf ihre nahe Flucht vorbereiten, und dennoch vor ihr das ſchreckliche Opfer verheimlichen, für das dieſe erlangt war. Ihr Fuß hatte ſeine Elaſtizität verloren, und langſam und träumeriſch bewegte ſie ſich der Hütte zu. Ihre Sinne waren umnachtet, und ſie mußte ſich oft die Vorfälle des Abends zurück ins Gedächtniß rufen, um gewiß zu ſein, daß nicht ein ſchwerer Traum ſie necke und quäle und daß alles das Schreckliche wirklich und wahrhaft geſchehen ſei. —

Blatt und Blume ruhten und die Sterne ſchauten ruhig herab auf das wilde unruhige Treiben der Menſchen, aber ſelbſt dieſe Ruhe war ihrem gequälten Herzen drückend ſo hoffnungslos, ſo elend fühlte ſich die Arme. —

Sie lehnte am Eingang ihrer Hütte und bemerkte es nicht; bewußtlos ſtarrte ſie hinein in die Dunkelheit des Waldes. Der Mond ruhte für wenige Minuten auf den Gipfeln der Bäume und verſchwand dann hinter finſteren Wolkenmaſſen — ſie bemerkte die Veränderung nicht, als Tongatou ihre Hand berührte.

„Das Feſt wird lange währen — Kumſhaka hat ein falſches Herz; die Mädchen müſſen fliehen, ehe die Häuptlinge nach Blut verlangen. Tongatou wird mit ihnen gehen."

Margareth trat in die Hütte. Alice ſchlief ſanft, und als ſie den Vorhang zurückſchlug und das trübe Licht der Fackel auf ihr ſüßes Antlitz fiel, lag ſie mit den roſigen Wangen auf dem blendend weißen, runden Arm, und das braune, lange Haar ſtrömte üppig über ihre Schultern. Margareth lauſchte den leiſen regelmäßigen Athemzügen, faſt wie es ſchien in Wunder, daß etwas Irdiſches ſo ganz wie dem Himmel angehörig ausſchauen konnte.

„Alice!" ſagte ſie endlich, und ſchauderte ſelbſt vor dem unheimlichen Tone ihrer eigenen Stimme zuſammen.

Alice erhob ſich und ſchaute mit Erſtaunen die Leichenbläſſe auf der Schweſter Wangen.

„Wir müſſen fort, Alice, ich gehe mit Dir zu Deinem Volk!“

Alice ſah, daß ſie in tödtlicher Gefahr ſchwebten, denn Stimme und Ausſehen Margareths verrieth es, aber ſie that keine Frage, umarmte die Schweſter und bereitete ſich ſchweigend zur Abreiſe vor. Als ſie ihre Hand an die Bibel legte, fühlte ſie Margareths kalte Finger auf den ihrigen und ſie flüſterte: „Laß ſie hier!“

Lange noch erinnerte ſich Alice an die todtenähnliche Berührung und das bleiche, traurige Geſicht der Schweſter.

Sie verließen ſchweigend die Hütte, denn ſelbſt Minaree weilte noch beim Feſt, wenig die ſo ſchnelle Abreiſe ihres Pflegekindes vermuthend. Der Fluß, durch häufige Regen angeſchwellt, wälzte ſich mit ſeinen trüben, wilden Fluthen zwiſchen den dunkeln Ufern hin, und wehmüthig klagend ſchwankten die Birken und Weiden, von ſeinen ſtarken Wellen bewegt. In dem Augenblick ſprang ein Fiſch aus der Fluth empor und fiel aufſchlagend in ſein Element zurück; krampfhaft und zum Tode erſchreckt, erfaßte das ſchüchterne Mädchen den Arm des Häuptlings.

Tongatou machte ſich unwillig von ihr los. „Das weiße Mädchen hat nichts zu fürchten, ſo lange das ſchwankende Rohr es beſchützt!“

Margareths natürliche Energie kam ihr zu Hilfe, denn ſie ſah, daß der edle Krieger in ſeinem Herzen die ſchüchterne Schwäche des armen Mädchens, ſo natürlich ſie war, verachtete und verdammte, weil ſie, wenn auch bewußtlos, ihren eigenen Untergang herbeiführen konnte; ſie ſchlang daher den Arm um der Schweſter Hüfte und bereitete ihren Platz im Canoe mit der Sorgfalt einer Mutter; dann nahm ſie ſelbſt ein Ruder, um die Schnelle des Bootes zu vergrößern.

Alice ſchauderte als ſie bei dem ſchwachen Sternenlicht in das finſtere, drohende Antlitz des jungen Häuptlings ſchaute, und auch in der Schweſter Mienen lag etwas Entſetzliches. Stunde nach Stunde hielt ſie ihre Augen auf Margareth geheftet, und ſie veränderte keine Miene; ſtumpf und gleichgiltig, faſt ihrer Umgebung unbewußt, ſaß dieſe da, ein wehmüthig ernſter Zug den lieben Mund umſpielend, und ſenkte und hob ihre ſchlanke Geſtalt mechaniſch nach der Bewegung des Ruders.

Endlich nahm ihr Tongatou dieſes aus der Hand; ſie überließ es ihm willenlos und ſetzte ſich, als er ihr zuwinkte, an Alicens Seite nieder. Der Schmerz ſchien ihr bis ans Herz gedrungen zu ſein, ſie ſprach nicht und athmete kaum.

Alice war auch überzeugt, daß ſie in der Nacht nicht geſchlafen haben konnte, denn als der Morgen leiſe über die Gipfel der Bäume heraufdämmerte, und die Sänger des Waldes dem freudigen Rufe antworteten, blieb ſie in derſelben Stellung, kalt und bewegungslos.

Den ganzen Tag ſchoß das Canoe vorwärts. Jetzt im Schatten des dunkelen Waldes, jetzt am Rande einer blumigen, weit ſich hinausdehnenden Prairie hin, wo Blüthe und Rebe niederhingen in den vorbeibrauſenden Strom.

Oft, wenn es ſich dem Ufer näherte, flohen Hirſche und wilde Truthühner, aufgeſcheucht in die grüne, wogende Steppe.

Das geübte Auge des Kriegers erſah übrigens bald die Natur des Bodens, zwiſchen dem er ſich bewegte, und mit den Windungen des Fluſſes bekannt, ſchnitt er öfters lange Strecken ihrer Waſſerbahn ab, indem er das Canoe über ſchmale Streifen Landes, wo der Fluß eine plötzliche Biegung machte, trug und dadurch bedeutend ihre Reiſe förderte.

Es war ein weiter, ſchrecklicher Weg, beſonders für ein Weſen wie Alice, auf welche die erhabene Größe der Wälder und Berge nur einen ängſtlichen, ſchquerlichen Eindruck machte. Tongatou dazu, der nationellen Schweigſamkeit getreu, ruderte lautlos, ſein großes dunkeles Auge ſtets aufmerkſam nach Wild oder verborgenen Feinden, an dem ihm gerade am nächſten liegenden Ufer umherſpähend. Auch Margareth ſprach nicht; eine freundliche, wehmüthige Milde umgab aber ihr ganzes Weſen, und mehr als einmal, wenn Alice zu ihr auffah, fand ſich die Augen der Schweſter mit ernſt traurigem Blick auf ſie geheftet; wollte ſie dann aber dieſe um die Urſache ihres geheimen Grames fragen, ſo lächelte ſie nur ſchmerzlich und winkte ihr zu ſchweigen.

VIII.

O laß uns fliehn, ich kenn' ein Land,
Wo Frieden herrſcht und Glück.
O komm' mit mir, ich weiß, Dein Herz
Sehnt nimmer ſich zurück. —

Webſter.

Es war die dritte Nacht ihrer Reiſe, und ſie hatten noch kein menſchliches Weſen geſehen. Mehr als einmal zeigte ihnen eine dünne Rauchſäule das Lager eines Jägers oder die Wohnung eines Pioniers an, dann aber ſchwammen ſie ſo geräuſchlos als möglich vorbei; kein Feuer wurde angezündet, kein Pfeil abgeſchoſſen, bis ſie jene Zeichen menſchlicher Bewohner der Wildniß weit, weit hinter ſich gelaſſen hatten.

Es war eine jener ruhigen, lieblichen Nächte, wo das Herz unwillkürlich die Nähe des Höchſten empfindet, und nachdenkt über ſein eigentliches Sein und Weſen; wo die Seele hinaufzieht zu jenen unendlichen, ſchönen Räumen, und Ahnungen eines beſſeren, heiligeren Seins unſere Bruſt durchziehen.

Alice, ſchwach und entkräftet wie ſie war, hatte ſich, ſobald die Felle Abends ausgebreitet waren, niedergelegt, und war ſanft entſchlummert, Margareth aber, in trübem Nachdenken zum Monde aufblickend, über den ſich ein dünner, ſchleierartiger Nebel gelagert, lehnte zurück, an den Stamm einer Eiche, an dem ſie ruhte, und Tongatou, der ſie lange ſchweigend betrachtet hatte, ließ ſich endlich an ihrer Seite nieder und redete ſie an.

„Will das ſchwankende Rohr bei ihrem Volke bleibleiben? ſie wird Licht in jede Hütte bringen!“

Margareth richtete ihre Augen feſt auf ihn.

„Glaubt der Häuptling, daß keine Wahrheit in dem Herzen eines weißen Mädchens iſt? Das ſchwankende Rohr gehört jetzt weder dem weißen noch dem rothen Manne; ſie iſt dem großen Geiſt gegeben.“

„Tongatou will das Ohr des Mädchens nicht mit ſeinen Rathſchlägen betäuben, er weiß, ſie iſt weiſe. Wenn Tecumſeh zurückkehrt, wird ſeine Hütte einſam daſtehn; iſt es aber der Wunſch des ſchwankenden Rohres, ſo will ihr rother Bruder ſie nach den Thälern des großen Fluſſes führen und dort ihren Wigwam bauen, den Niemand als Tecumſeh finden ſoll! Kein Uebles ſoll ihr geſchehen, denn Tongatou wird Tag und Nacht wachen und ſie ſoll in Frieden ruhen. Warum ſollte Blut die liebliche Melodie des ſchwankenden Rohres erſticken, mögen ſich die Blumen um ihr Lager verſammeln und der Sonnenſchein darauf ruhn!“

Margareth lauſchte, wehmüthig lächelnd, der freundlichen Beredtſamkeit des jungen Kriegers, und als ihr Auge über die ſchöne Erde und den heiteren blauen Himmel dahinflog, durchſtrömte ſie eine neue, heiße Liebe für das, was ſie verlaſſen wollte. Die Waldeshütte mit ihrer Sicherheit und Heimlichkeit, ſtellte ſich ihr lockend vor die Seele und ſchien ſie flehend, bittend einzuladen. Dazu kam jenes am Leben Hängen, das ſelbſt den alterſchwachen Greis nicht verläßt und ihn vor dem nahen, gewiſſen Tode erbeben macht, wie viel mehr denn die noch freudige, hoffnungsvolle Jugend.

Aber beſſere, heiligere Gefühle ſiegten bald in dem Herzen des allein daſtehenden Mädchens, die ſie lehrten, daß Wahrheit heiliger und göttlicher iſt als das Leben ſelbſt. Wie ſie nach einiger Zeit dem jungen Manne antwortete, geſchah es mit beſtimmter herzfreudiger Feſtigkeit.

„Das ſchwankende Rohr hat gelernt von dem Sonnenſchein der Erde hinweg zu ſehn und Freude an den Gedanken des Landes der Geiſter gefunden. Viele

Stimmen umbrauſen ſein Ohr und ſie alle erzählen von Ruhe und Seligkeit, da, wohin kein Sturm und Schatten des Lebens dringt. Sie erzählen von Myriaden Sternen und unbegrenzten Himmeln in ewiger, unvergänglicher Bläue. Ich fliege in einem lichten Aethermeere hinan und Seligkeit ſelbſt athmet die Bewegung, denn nichts, nichts hindert dieſe Flucht der bedrängten Seele.“

„Dieſelbe Stimme, die zu Tecumſeh von Krieg und Blutvergießen ſprach, ſprach auch zum Ohre des ſchwankenden Rohres. Der Geiſtervogel, der auf dem Dache des Hauſes ſang, war geſandt, es vor ſeinem Schickſal zu warnen. Warum ſollte es ſuchen ihm zu entgehen?“

„Es wäre auch jetzt unmöglich! ſein Wort iſt dem Allmächtigen verpfändet und ich bin bereit zu ſcheiden. Es iſt ja nur der Tod! komme er auf eine noch ſo ſchreckliche Art, warum ſollte ich ihn fürchten? Das ſchwankende Rohr muß ſterben. Es würde nicht fliehen wollen, um wenig Monde länger zu athmen und als eine lebende Lüge umherzuwandeln! Nein! es wäre täglicher Tod!“

Sie wandte ſich zur ſchlummernden Alice, und wünſchte vielleicht in dem Augenblick, daß auch ihr Geſchick hätte ſo ſanft dahin fließen mögen, wie das der milden, ſchüchternen Schweſter, daß auch ſie, mehr von Anderen abhängig, nicht nöthig gehabt hätte ſich ihre eigene Bahn zu brechen; bald aber wendete ſie ſich wieder ruhig und gefaßt zu ihrem Gefährten und ſagte:

„Tongatou! ich fühle die Schatten einer andern Welt auf mir; ich fühle ihre Unendlichkeit und ihr lautloſes Schweigen; während ich aber mit ſchaudernder Ehrfurcht der heiligen Ruhe lauſche, berührt ferne, liebe Muſik mein Ohr, jetzt deutlich, jetzt verhallend wie die fernen Töne des Nachtvogels.

„Alice redet von Geiſtern in jener Schattenwelt, von Wiederfinden und Liebe; was mich betrifft, ſo habe ich faſt in Verzweiflung die Geheimniſſe derſelben zu ergründen geſucht. Ich kann nicht glauben nur weil Andere glauben; ich muß es in meiner eigenen Seele fühlen. Die Blüthe wächſt empor und ſtirbt — eine andere erſteht an ihrem Platz, aber dieſelbe kommt nie wieder. Iſt es auch mit uns ſo? Andere kommen, wo wir geweſen ſind, werden wir aber wieder in einem anderen Lande erſcheinen? O Tongatou — das ſind große Geheimniſſe und ich will gerne ſterben, nur um dieſe zu verſtehen.

„Alice lieſ't das Buch unſeres Glaubens, das uns ſagt, wir werden ewig leben; ſie zweifelt nie. — Ich bin von ſeinem Inhalt entfernt gewesen und muß die Verſicherung, die es enthält, irgendwo anders ſuchen. Unſer ganzes Volk glaubt an einen großen Geiſt und an ein einſtiges Leben. Tongatou, das Sprechen im Herzen rührt ebenfalls von jenem höchſten Weſen her, es iſt der Geiſt, der da zum Geiſt redet. Wäre wirklich nichts weiter nach dem Tode, würde unſere Seele ſo danach verlangen? Wir glauben, weil man es uns geſagt hat; es liegt in unſerer Natur. Tongatou, ich fürchte nicht durch Dein Volk zu ſterben; möglich, daß es ein gutes Werk iſt, denn es rettet Alice und verſöhnt vielleicht den zürnenden Geiſt mit den Stämmen. Es iſt nichts; zu ſterben und wieder zu leben — es iſt ein Einſchlafen und wieder Aufwachen.“

Der junge Krieger ſchaute dem begeiſterten Mädchen ins Antlitz, und obgleich er nur dunkel das begriff, was ſie ſagte, fühlte er doch ſein Innerſtes wehmüthig dadurch berührt und die Thränen kamen in ſeine Augen.

„Tongatou fühlt, daß der große Geiſt mit dem ſchwankenden Rohre geſprochen und ihr vom Lande der Schatten erzählt hat. Er wird oft daran denken! Wird es nicht auch, wenn es einſt dort iſt, zur Hütte Tongatou's kommen und auf dem Dache derſelben ihm von dorther erzählen? Er wird ſtets die Stimme des ſchwankenden Rohres erkennen und die Muſik deſſelben wird in ſein Herz dringen; denn ſelbſt im Geiſtervogel wird ihm die ſanfte Stimme bekannt ſein.“

„Ach!“ ſeufzte Margareth — „es iſt dunkel im Jenſeit, und wir wiſſen nicht, was da werden wird, aber nie kann ich aufhören das zu lieben, was groß und gut in dem Herzen meines rothen Bruders iſt. Doch mich dünkt, ich höre die Stimme des großen Geiſtes in meinem Herzen — laß mich ihr lauſchen.“

Sie faltete die Hände auf der Brüſt und beobachtete lange ein tiefes, in ſich verſunkenes Stillſchweigen. Tongatou hielt ſeine Augen auf ſie geheftet, als ob er die Geheimniſſe, von denen ſie geſprochen, durchdringen wollte.

Margareth ſchlief furchtlos an Allicens Seite und der junge Krieger wachte, bis die Dämmerung des jungen Morgens ſie zur Fortſetzung ihrer Reiſe einlud. —

Sie hatten die Nacht auf einer, in den Fluß hinausragenden Landſpitze zugebracht, die mit Birken, Platanen und anderen hartholzigen Bäumen bedeckt war und Aurora erweckte auf allen Gebüſchen die Sänger des Waldes, daß ihre tauſendſtimmige Melodie zum blauen, klaren Himmel emporjubelte. Am Ufer des Fluſſes ſtand der geduldige Reiher und erwartete, mit ernſthaftem Blicke, ſeine Beute, während buntfarbige Enten ſpielend und plätſchernd ihre Nahrung fingen und ſich in dem kühlen Elemente badeten.

Die Luft war mild und warm, und heiter ſchimmerte durch das grüne Blättermeer die Sonne hindurch und ſpielte in bunten Schatten auf dem gelben Laube, das noch vom Winter her die Erde bedeckte.

Es war ein liebes, freundliches Plätzchen, und das Erwachen der herrlichen Natur wie das Erſchließen eines Kindesauges, um deſſen Lippen noch das Lächeln ſeines Engels ſpielt.

Tongatou flüſterte einige Worte in das Ohr Margareths, denen ſie beizuſtimmen ſchien, denn ſie verbargen das Canoe im Dickicht und ſchlugen eine, von ihrem Cours etwas abweichende Richtung ein. Alice bemerkte es und fragte um die Urſache.

„Der rothe Mann muß die Gräber ſeiner Väter ehren!“ erwiderte Margareth.

Alice hätte Einwendungen gemacht, aber ſchon der Blick Margareths war für ſie ein Befehl geworden, und bald hatte ſich die Schüchterne an Gehorſam gewöhnt.

Sie ging an der Seite ihrer Gefährten, bis jene anhielten, um einige Erfriſchungen zu bereiten, und ſie ermüdet unter einen Baum ſank; hier aber bemerkte ſie, wie der Häuptling ſorgfältig und aufmerkſam den Boden unterſuchte, und erſchreckt fragte ſie die Schweſter um die Urſache.

Margareth erwiderte ihr: „Wir ſind auf eine Fährte gekommen, und Tongatou ſucht zu erfahren, wer ſie hinterlaſſen hat!“

Tongatou kehrte jetzt zurück und ſagte ihnen, daß derſelbe Pfad von zwei Männern zu Pferde beritten ſei, von denen Jeder eines der Thiere geführt habe.

„Indianer oder Weiße?“ fragte Margareth.

„Einer iſt weiß!“

„Aber wie habt Ihr das Alles erfahren?“ frug Alice, über die Genauigkeit dieſer Mittheilung erſtaunt.

„Ich weiß, daß zwei der Pferde ungezäumt gingen, denn ſie haben bei ihrem Fortſchreiten das Gras abgebiſſen. Einer der Männer iſt weiß, denn wo er abſtieg, iſt ſein Fuß auswärts geſetzt — er iſt jung, denn ſein Schritt iſt lang und ſicher."

Das Blut ſtieg in Alicens Wangen, als ſie ſich die Möglichkeit dachte, daß Heinrich Mansfeld hier vorbei gekommen ſei, um ſie zu den Ihrigen zurückzuholen. Von dieſem Gedanken ergriffen, folgte ſie der Schweſter mit ſchnelleren Schritten und faſt der früheren Lebhaftigkeit. Hoffnung malte ihr tauſend liebliche Bilder vor und lieh den ſie umgebenden Gegenſtänden eine friſchere, lebendigere Farbe.

Der grüne Wald wurde grüner, und freundlicher die Blume auf ihrem Pfad.

IX.

Sie ſchlummern da drunten ſo tief und feſt,
Der Tod ſie nicht mehr aus den Armen läßt.

Colton.

Den ganzen Tag ſetzten ſie ihre Wanderung fort, oft in derſelben Richtung der Fährten, oft von dieſen etwas abweichend, bis ſie dieſelben, bei Anbruch der Dämmerung faſt in einem rechten Winkel verließen.

Der Mond ſandte ſeine blaſſen Strahlen auf die in ſeinem Glanze ſchimmernden Wälder, als ihr Führer in der Nähe eines, mitten im Walde rohaufgeworfenen Erdhügels, Halt machte. Er war faſt kreisförmig und von ziemlich bedeutendem Umfang, an manchen Stellen ſogar mit großen, gewaltigen Bäumen bewachſen.

Der Raſen darauf war glatt und grün, und der Hügel, in der Mitte einer weiten Fläche mit keiner anderen Erhöhung wohl Meilenweit, in der Nähe, von dem finſteren, ſchweigſamen Walde umgeben, erweckte Gefühle der Ehrfurcht und eines heiligen Schauders.

Der Geiſt der Einſamkeit ſchien dieſe Reliquie einer alten, längſt verfloſſenen Zeit zu umſchweben. Der Mond beſchien ſeinen Gipfel und die Schatten der Nacht umlagerten ſeinen Fuß.

Die drei Wanderer ſtanden in ſtummer Befangenheit beiſammen, und ſchauten auf die Ueberreſte mahnender Vergangenheit, als plötzlich, gerade aus den Zweigen über ihnen, eine ſo ſanfte und doch laute Melodie, ſo zum Herzen ſprechend und die Seele mit heiliger Rührung erfüllend heraustönte, daß es faſt war, als ſei es die Stimme alles Deſſen, was hier, unter dem aufgeworfenen Erdhügel, ſeit langen, langen Jahren ſchlummerte.

Eine kurze Zeit ſchwieg der Sang — Frieden und Schweigen herrſchte wie vorher, der Mond ſchien hernieder in all ſeiner ſtillen Herrlichkeit, dann aber brachen auf's Neue die milden, klagenden Laute in all' ihrem geheimnißvollen Zauber und Schmerz hervor.

Alice erfaßte Margareths Arm, denn die Stille der Nacht, die Einſamkeit und vor Allem dieſe eigenthümlich ergreifende Melodie erfüllte ihr Herz mit Zagen, ja mit Angſt und Beben.

„Es iſt der Geiſter-Vogel," flüſterte Margareth feierlich der Schweſter in's Ohr, „er ſingt ſtets bei den

Begräbnißplätzen des Stammes. Er ſang drei Nächte auf unſerm Dache; ich kannte ſeine warnende Stimme.“

Alice ſchauderte, denn auch die Weißen huldigten zum Theil demſelben Aberglauben, und hielten die Stimme des Vogels für Tod bedeutend.

In dieſem Augenblick hob Tongatou ſeine Hände empor und ſich mit trauernder Geberde vor dem Grabmal neigend, fing er an in langſam abgemeſſenen Tönen zu ſingen. Margareth trat an ſeine Seite und begleitete ſein Trauer-Lied.

„Die Gebeine des rothen Mannes liegen auf beiden Seiten, ſie ruhen in den tiefen Wäldern, ſie ſchlafen bei dem Brauſen der großen Waſſer. Die im Kampfe zuſammen fallen, ſchlafen zuſammen; ſie vergeſſen den Kampf. Das Gras grünt auf ihren Hügeln und Hunderte von Sonnen machen die Bäume auf denſelben gedeihen. Das Land iſt mit ihrem Blute gedüngt, es iſt gefüllt mit ihren Knochen. Wo ſollen wir hingehen, wo unſere Väter nicht mit uns ſchlafen? Der Baum, der dem zum Kampfe ziehenden Krieger Schatten giebt, that daſſelbe ſchon den alten Männern, die vor ihm lebten. Der Jäger tritt auf der Jagd in vor Hunderten von Jahren gemachte Spuren.

„Wehe, wehe, die Todten! —"

„Die, die zum Lande der Geiſter gehen —"

„Kennen ſie die Thaten der Tapferen? —"

„Freuen ſie ſich des Ruhms ihrer Kinder? —"

„Wiſſen ſie, wenn wir über ihren Gebeinen klagen? —"

Die letzten Strophen wurden zu einem Klageruf verlängert, der ſich mit der Muſik des Vogels miſchte und bald hoch, bald tief in der Nachtluft dahin ſtrömte. Endlich verhallte er ſchwächer und ſchwächer werdend, und wurde in anderen, lauter und klagender ſchwellenden Tönen erneut.

„Wir klagen über Die, die zum Lande der Geiſter gehn."

„Sie kümmern ſich nicht um den Ruhm ihrer Kinder."

„Sorgen kommen über ſie und ſie wiſſen es nicht."

„Wir kommen zu ihnen und ſie wiſſen es nicht"

„Wir rufen ſie und ſie antworten nicht."

„Kommt! kommt! wir rufen Euch, Geiſter der Todten."

Alice bedeckte ihr Geſicht mit den Händen, denn es trat jetzt eine lange Pauſe ein und in ihrer aufgeregten

Phantaſie glaubte ſie oben in dem nebligen Raume, der im dämmernden Mondeslichte auf den Gipfeln der Bäume lag, die Geiſter der gebliebenen Krieger aus alten Zeiten erſcheinen zu ſehn, wie ſie Speer und Streitaxt ſchwangen, mit dem Schilde gedeckt und mit Federn und Helmbuſch geſchmückt. Undeutlich und ſchauerlich drängten ſie ſich oben in dem ungewiß leuchtenden Raum zuſammen und durchfochten noch ein Mal die vor Tauſenden von Jahren gelieferten Schlachten.

Von Schauder durchbebt, ſchlang ſie ihre Arme um Margareths Nacken, und flehte ſie an, einen ſo ſchauderhaft ſchrecklichen Ort zu verlaſſen.

„Siehe, es iſt Mitternacht,“ ſagte Margareth mit dumpfem Tone — „ſprich nicht, denn wir ſind von Geiſtern umgeben.“ Dann, als ob ſie den Geſang fortführe, begann ſie auf's Neue:

„Horch der Stimme der Todten!“
„Den Lauten vom Lande der Geiſter;“
„Sie kommen aus dem dunkelen Grab;“
„Aus dem alten, ſchattigen Wald;“
„Sie kommen von den blaſſen Sternen;“
„Auf den wolkigen Sturmwagen kommen ſie.“
„Wir ſehen die Todten von einem Jahrtauſend.“

„Sie kommen wie der von der Windsbraut zuſammengetriebene Nebel!“

„Seht Ihr, wie der Ruhm von Euern Kindern gewichen iſt? Wie der Fremde hier, ſelbſt zwiſchen Euren Gräbern ſteht? Wie die jungen Männer Eure Grabmäler vergeſſen haben. Wir weinen, und Ihr kennt unſere Sorgen. Wir weinen, und Ihr zeigt hinauf nach dem Lande der Geiſter. Wir kommen, denn hier iſt nicht Ruhe für den rothen Mann; wir kommen zum Lande der Geiſter.“

Während der Fortſetzung des Geſanges, begannen ſie langſam den Hügel zu umziehen, und Alice folgte ihnen, denn die ſchauerlichen Töne des Vogels, die noch immer klagend und wehmüthig durch die ſtille Nacht ſchallten, erfüllten ihr Herz mit einem unbeſchreiblichen Grauen.

Als ſich die Gruppe vorwärts bewegte, hörte Alice plötzlich, nicht gar weit von ihnen entfernt, das Bellen eines Hundes und fühlte ihr angſterfülltes Herz unbeſchreiblich dadurch erleichtert. Es war eine Stimme, die ihr die Verſicherung der Nähe menſchlicher Weſen gab und die ſchauerlichen Bilder ihrer Einbildungskraft flohen, raſch hinweggeſcheucht.

Tongatou legte ſeinen Finger auf die Lippen und ſchlich leiſe dem Orte des Geräuſches zu; ſo ſicher aber war Alice, ſo feſt überzeugt von der nahenden Rettung aus Allem was ihr bis jetzt fürchterlich geweſen war, daß ſie, obgleich Margareth wünſchte, da, wo ſie ſich befanden, ſtehn zu bleiben, bis der Häuptling erforſcht habe, von wannen das Geräuſch herrühre, darauf beſtand zu folgen.

Ein raſches, lautes Klappern, faſt wie ein Ziſchen tönend, ſchreckte ſie jedoch zurück und vor ihnen, noch erleuchtet durch ihr eben verlaſſenes Feuer, lag aufgerollt eine ungeheuere Klapperſchlange, hob, mit gebogenem Nacken, den flachen Kopf in unruhiger Bewegung und ſpielte drohend mit der ſcharfen, geſpaltenen Zunge.

Den entſetzten Augen Alicens ſchien es, als ob dies gefährliche Thier mit jeder Bewegung ſeine ſchillernden Farben verändere.

Tongatou aber begann, es mit großem Ernſte anzureden, indem er ihm verſicherte, daß ein Shawaneſe nie die Abſicht gehabt haben könne, ihm ein Leides zu thun und daß, wenn wirklich Böſes es bedroht habe, ihnen daſſelbe unbekannt geblieben wäre.

Sie wären voll Ehrfurcht für den Manikou des

Stammes und Alles zu thun bereit was in ihren Kräften ſtände, um ſeinen Aerger zu beſänftigen.

Während der Beſchwörung ſah Alice, wie die gewaltige Schlange ſich mehr und mehr in ſich zuſammenzog und endlich ganz wieder niederlegte; die graue Farbe kehrte zurück; aber an ihrer Seite lag noch eine andere, derſelben Gattung, todt!

Sie umgingen jetzt die gefährliche Nähe des zürnenden Thieres und eine plötzliche Lucke im Walde verrieth ihnen, in nicht gar großer Entfernung eine feurige Wolke von Funken, die zwiſchen den Zweigen kniſterten und pfeilſchnell aufſtiegen, bis ſie oben in der dichten Finſterniß verlöſchten.

X.

Dich hab' ich wieder, und ganz biſt Du mein,
Liebchen, wie biſt Du ſo ſchön!
Aber ſo ſtill und ſo blaß ſchauſt Du drein,
Lieb', iſt Dir etwas geſchehn?

E. Werner.

Tongatou kroch mit dem leiſen, geräuſchloſen Schritt eines Panthers dem Feuer zu; Margareth hatte die Rückkehr des Häuptlings erwartet, aber Alice folgte in, ihr ſelbſt nicht erklärbarer Aufregung.

Den halben Weg mochten ſie etwa zurückgelegt haben, ohne daß auch nur ein raſchelndes Blatt ihre Annäherung verrathen hätte, als unter Alicens unvorſichtigem Fuß, ein dürrer Zweig krachte und die Wachſamkeit des Hundes erregte, der wüthend bellend aufſprang und ſich ihnen entgegen warf. Wenige Secunden darauf erſchienen zwei Männer mit vorgehaltenen Büchſen, und ſuchten, durch die dichte Finſterniß hindurch, die Art der Gefahr zu erforſchen. Alice ſtieß einen lauten Schrei aus und fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Schweſter.

Die Fremden ſprangen jetzt näher herzu und Heinrich Mansfeld preßte die lebloſe Alice an ſein Herz. Sie zum Feuer hintragend bemerkte er jedoch ſchmerzlich betrübt die Veränderung, die Sorgen und Gram in ihrem lieben Geſichte hervorgebracht hatten; Mr. Maſon aber fiel auf die Kniee nieder und dankte dem Höchſten mit Thränen für ſeine Huld und Gnade; dann ſich zu Margareth wendend, wollte er ſeine Hände auf ihre Stirn legen, im väterlichen Segen, ſie zog ſich aber ſtolz zurück und er ſagte nur milde: „Geſegnet ſei der Herr, o Mädchen, daß Du aus dem ſchrecklichen Abgrund und aus dem Sumpfe der Böſen erlöſ't biſt.“

Kaum hatte übrigens Tongatou gefunden, daß die Fremden Freunde ſeines Schützlings ſeien, als er ſich auf die Erde warf, und bald in tiefen Schlaf verſunken lag. Es war die erſte Ruhe, der er ſich überließ, ſeit ſie die indianiſche Stadt verlaſſen hatten.

Viele, viele Fragen that jetzt Alice nach dem Wohlergehn der kleinen Familie und lauſchte mit Lächeln und Thränen der Erzählung von Sorge und Gram, den ſie ihretwegen ausgeſtanden hatte. Noch lange Stunden aber, als die Uebrigen ſchon ſanft entſchlafen waren, tönte ihre leiſe, liebe Stimme durch die ſtille Nacht; auch zürnte ſie nicht, als Heinrich, die warmen Decken um ſie herumſchlagend, die ſie vor dem Nachtthau ſchützen ſollten, ſeinen Arm um ihre Hüften legte und ihr Köpfchen an ſeine Schulter lehnte. Obgleich müde vom Wandern, fühlte ſie ſich doch zu glücklich, wieder einmal den Tönen der Liebe und Zärtlichkeit lauſchen zu können, um nicht den Schlummer von ihren Augenlidern entfernt zu halten. Sie weinte, als ihr der junge Mann von all der Sorge und dem Schmerz erzählte, der ſein Herz zerriſſen, als er immer umſonſt ſich bemühte zu ihr zu dringen und ſie zurück zu den Ihrigen zu führen, als er ihr von den langen, faſt in Verzweiflung hingebrachten Monaten ſagte, und wie er nur dann und wann, von einzelnen, herumſtreifenden Indianern den ſüßen Troſt erhalten habe, daß ſie lebe und geſund ſei.

Und wieder floſſen ihre Thränen, als ſie dem Geliebten die eigenen Sorgen, die eigenen Schmerzen erzählte, aber er küßte die heiligen Perlen von ihrer Wange und barg ihr Haupt an ſeinem klopfenden Herzen.

Als ſie ſich endlich an Margareths Seite zum Schlummer niederlegte, preßte er, als er wehmüthig die zarten, bleichen Wangen des ſchlummernden Mädchens betrachtete, noch einen leiſen Kuß auf ihre reine Stirn, und lehnte dann, träumend von künftigem Glück und künftiger Wonne, an einem der ungeheuern Stämme des Waldes. Ihm war für dieſe Nacht die Bewachung der kleinen Geſellſchaft anheim gefallen.

Tongatous Pfeil erlegte am nächſten Morgen ein Frühſtück für ſie, und als es eingenommen, betete Mr. Maſon, nach eingeführter Gewohnheit, lang und brünſtig. Es lag etwas Rührendes in dieſem Gebet, das in der Mitte des noch unentweihten Waldes ſich mit dem Preis- und Dankopfer der Vögel vermiſchend, zum Höchſten emporſtieg; ſelbſt Tongatou horchte ehrfurchtsvoll ſchweigend zu, hörte aber kaum, nach Beendigung deſſelben, daß Alle beſchloſſen hatten, noch einen Tag und eine Nacht an dieſer Stelle zu verweilen, um die ermatteten Glieder zu neuen Anſtrengungen zu ſtärken, als er ſich augenblicklich wieder zum Schlafen niederlegte. Das wechſelnde Leben des Wilden, das ihn oft zu langen Märſchen und Nachtwachen nöthigt, ihm aber dagegen wieder dann und wann eine lange Zeit der Ruhe verſtattet, erlaubt ihm auch die Letztere im vollen Maaße zu genießen, um dadurch das Gleichgewicht wieder in etwas herzuſtellen. Mr. Maſon ſah übrigens das kalte, zurückgezogene Benehmen Margareths mit ſchmerzlichem Mißvergnügen. Auch ihr halbwilder Anzug war ihm theils als etwas Heidniſches, theils als, ſeiner Meinung nach, den Anſtand verletzend, zuwider.

Das gleichgiltige Weſen, mit dem ſich das ſchöne Mädchen, in ihre eigenen trüben Gedanken vertieft, an den Stamm einer alten Eiche lehnte, ohne auch nur im Mindeſten die ſie Umgebenden zu beachten, ſchien nur geringen Dank für die, um ſie erfahrene Noth und Gefahr auszudrücken. Mehr als einmal verſuchte er, ſie darüber zu Rede zu ſtellen, aber auch er konnte nicht die unwillkürliche Scheu bemeiſtern, die ſie ihm einflößte; jemehr er ſie aber betrachtete, deſto nothwendiger ſchien es ihm auch zu ſein, ſie ſo bald als möglich mit den Lehren bekannt zu machen, über die ſie, wie er glaubte, noch in Unwiſſenheit ſchwebte. Dazu konnte er in ſeinem eigenen Herzen Alice nicht ganz von aller Schuld frei ſprechen, daß ſie Margareth ſo gelaſſen hatte, und beſchloß, ihr über dieſen Punkt, ſobald ſie nach Hauſe zurückgekehrt wären, ſeine Meinung ernſtlich zu ſagen, denn obgleich er ſonſt in allen Stücken freundlich und milde, ja auf das Aeußerſte nachſichtig war, ſo geſtattete er doch in religiöſen Sachen nicht das geringſte Vergehen oder nur die unbedeutendſte Nachläſſigkeit, und in dieſer Hinſicht war er wirklich ſtreng.

Sich neben Margareth ſetzend, wartete er umſonſt auf ein Zeichen von ihrer Seite, daß ſie ſich ſeiner Anweſenheit bewußt wäre, ſie gab ihm aber weder durch Miene noch Blick den geringſten Anlaß, eine Unterredung anzuknüpfen.

„Tochter,“ brach er endlich das ihm peinliche Schweigen, „ich bemerke mit Schmerzen, daß Du noch in den Banden des Unglaubens und der Sünde liegſt.“

Margareth heftete ihr durchdringendes Auge voll auf ihn, und einige Secunden lang ſchwieg er, leiſe erröthend, ſtill, aber von dem Wege der Pflicht nicht ſo leicht zurückgeſchreckt, fuhr er in ſeinem Eifer fort, obgleich ſeine Stimme wohl etwas lauter und beſtimmter klang, als eigentlich bei dieſer Gelegenheit nöthig geweſen wäre.

„Tochter! wehe Dir, daß Du Dich in Meſchak aufgehalten haſt, daß Du lebteſt in den Zelten von Keeleſch; Du haſt Weihrauch unter jedem grünen Baum und auf jedem hohen Hügel angezündet und haſt das Erbtheil Iſraels vergeſſen. Du haſt Deine Kniee vor falſchen Göttern gebeugt und dem Herrn, dem Gerechten entſagt. Du haſt den Führer Deiner Jugend verlaſſen, der Dich zu den grünen Weiden und den ſtillen Waſſern geführt haben würde. Kehre zurück, verlorene Tochter Zions, denn ſiehe, der Geiſt ſagt: „Laſſet ihn der durſtig iſt und jeden Andern kommen und von dem Waſſer des Lebens trinken."

Während er ſie auf dieſe Art, in der begeiſterten Sprache der Schrift anredete, lauſchte Margareth den Tönen, wie einer halb vergeſſenen Muſik, als er aber hinzufügte: „Ich kenne Deinen Stolz und den Hochmuth Deines Herzens und daß Du lieber Spreu mit den Schweinen eſſen willſt, als zu Deines Vaters Hauſe zurückkehren, wo Wein und Oel und Brot im Ueberfluß iſt," da ſprühten ihre Augen Feuer, und ſie hob ſich halb von ihrem Sitz empor; wahrſcheinlich aber durch erwachte Neugierde beruhigt, ließ ſie ſich wieder auf das aufgehäufte Blätterlager nieder, und Mr. Maſon fuhr fort:

„Laß mich Dich hören rufen: „Herr! Du biſt der Führer meiner Jugend," laß mich Dich Deine Götzenbilder den Maulwürfen und Fledermäuſen hinſchleudern ſehn, eben ſo wie dieſe erbärmlichen Heidniſchen Kleider, vertauſche ſie mit den paſſenderen Gewändern einer chriſtlichen Jungfrau. Laß mich Dich aber noch beſſer in die Gewänder der Gerechtigkeit gekleidet ſehen, geſchmückt mit dem ſanften und hingebenden Geiſte, der Dir ziemt, zu den Füßen des Kreuzes hingeſtreckt und mächtig den Herrn anrufen hören, Deinen Heiland. Ja, wirf Dich nieder, denn ich bemerke, daß Dein Geiſt noch voll von Hochmuth, Zorn und Bitterkeit iſt.“

Margareth erhob ſich bei den letzten Worten ſtolz von ihrem Sitz, und den Andern zurückwinkend, daß ihr Niemand folgen ſolle, war ſie bald im Dickicht verſchwunden.

Es dauerte einige Stunden, ehe ſie zurückkehrte, und da ſie wieder kam, waren ihre Wangen bleich und ihre Augen vom vielen Weinen geſchwollen.

Am nächſten Morgen, als ſich im fernen Oſten die erſten hellen Streifen blicken ließen, ehe der Vogel den Nachtthau von ſeinen Flügeln geſchüttelt hatte, weckte Tongatou, der die Nacht gewacht, Margareth aus ihrem unruhigen Schlummer.

Sie erhob ſich und ſchaute lange mit gefaltenen Händen und naſſen Augen ernſtwehmüthig in das Antlitz Alicens.

Alte, alte Erinnerungen wurden wach; ihre Kindheit, ihre grauſame Trennung, ihre letzte Zuſammenkunft, all’ die heimlichen Sorgen, der Gram, Kummer, Hoffnungen und Gefahren, Alles ſchwand mit Gedankenſchnelle an ihrem innern Geiſt vorüber. Alice ſollte nie das Entſetzliche ihres Todes, nie das erfahren, dem ſie ſelbſt entgangen war; dieſer Entſchluß gab ihr endlich ihre ganze Feſtigkeit wieder und ſie wandte ſich, ſie zu verlaſſen, verſagte ſich ſelber einen letzten Kuß, eine letzte Umarmung; aber nur wenige Schritte war ſie gegangen, als ſie wieder zurückkehrte und noch ein Mal in ſtummer Zärtlichkeit das liebe Antlitz betrachtete, das ſie auf dieſer Erde nie, nie wieder ſehen ſollte.

Alice bewegte ſich in ihrem Schlummer und ſie bog ſich wieder zu ihr, berührte mit ihren Lippen die Wange der Schweſter und flüſterte ihrer faſt unbewußt: „Theure, theure Schweſter! möge Dich der Allmächtige tröſten.“ Alice fühlte eine Thräne auf ihrer Wange und fuhr wild empor; die ſchreckliche Wahrheit durchzuckte ſie wie ein jäher Strahl, ſie umſchlang der Schweſter Nacken und bat ſie flehend bei ihr zu bleiben!

„Alice, es kann nicht ſein; beſſer wäre es geweſen, unſere Wege hätten ſich nie wieder auf dieſer Erde gekreuzt, doch das iſt vorbei — wir ſehen uns jetzt zum letzten Mal; es muß ſein; wir *müſſen* ſcheiden; aber Alice, wenn Du mein gedenkſt, ſo thue es nicht mit

Aerger oder Vorwürfen, denke nicht daß mein Herz kalt und hart war und daß ich ein wildes Leben mehr als Freunde und Schweſter liebte, daß ich Dich eines wilden Geliebten wegen verließ, um in Ruhe in einem indianiſchen Wigwam zu leben; nein, denke an mich als Eine, die einen großen Kummer im Herzen trug und doch nichts, ſelbſt nicht das Schrecklichſte fürchtete; denke an mich, Alice, als an Eine die Dich mehr als ihr eigenes Leben liebte."

Der Zärtlichkeit dieſer Worte konnten die ſchon erſchöpften Kräfte Alicens nicht mehr widerſtehn und ſie ward an ihrer Bruſt ohnmächtig. Margareth ließ ſie leiſe auf das Moos nieder, küßte ihre Lippen, Wange und Stirn, ſtrich ihr das lange, dunkele Haar aus dem lieben Antlitz und ſchaute wehmüthig auf die ſanften, bleichen Züge, preßte noch einen letzten Kuß auf die kalten Lippen und erhob ſich dann trauernd ernſt, breitete die Hände noch einmal wie ſegnend über ſie, winkte mit ihnen gegen die erſtaunt daſtehenden Männer und verſchwand im nächſten Augenblick in dem dichten Walde.

Mr. Maſon's erſtes Gefühl war, ihr zu folgen, aber ein warnender Pfeil Tongatous machte ihn auf die Gefahr aufmerkſam, der er ſich ausſetze.

„Dem Herrn ſei gedankt, daß ich ſie geſtern warnte," rief er aus, „hätte ich es nicht gethan, ich wäre ein ungetreuer Wächter auf den Zinnen Zions geweſen und wahrlich das Blut ihrer Seele würde an meinem Gewande gehaftet haben. Wie die Iſraeliten in alten Zeiten, erinnert ſie ſich an die Fleiſchtöpfe Aegyptens und wendet ſich hinweg von dem geiſtigen Manna."

Mit der Hilfe von Zweigen, die mit Fellen und Blättern bedeckt wurden, ward für den, faſt lebloſen Körper Alicens eine ziemlich behagliche Sänfte hergerichtet und zwiſchen die beiden Leit-Pferde gehangen.

Dem armen Mädchen aber war es jetzt, als ob all' ihre freundliche Mühe, ihre hingebende Aufopferung umſonſt geweſen wäre und nur erſt dann, als ſie an die wachſende Zärtlichkeit Margareths und an ihr ſanfteres, frommeres Benehmen zurückdachte, fand ſie einigen Troſt. Jetzt fiel es ihr auch auf, daß Margareth die Bibel zurückbehalten wollte, und ſie wunderte ſich, den wahren Grund nicht früher erkannt zu haben; ihre Thränen aber floſſen auf's Neue, wenn ſich ihr die Ueberzeugung aufdrängte, daß ſie die Schweſter nie, nie wiederſehen würde. Jetzt da ſie fort war, führte ihr die Erinnerung wie bei einer Todten, Alles kam wieder in's Gedächtniß, was in Margareths Charakter gut, edel und liebenswürdig war; ihre ſchwachen Seiten traten in dem Herzen der zärtlichen Schweſter in Nacht zurück und verſchwanden. Selbſt wenn ſie ſich bemühte ihre Geſichtszüge wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, traten ihr nur das liebe Antlitz mit dem Ausdruck von Zärtlichkeit, die ſchönen, in Thränen ſchwimmenden Augen, wie ſie dieſelben beim Abſchied geſehen hatte, vor die Seele.

Als ſie aber das ernſte Geſicht des Herrn Maſon betrachtete, kam ihr die Furcht, daß ſie vielleicht doch nicht bemüht genug geweſen wäre, während ihres Aufenthalts bei der Schweſter, dieſe von ihren Irrthümern zurück und dem wahren Gotte wieder zuzuführen; mit niedergeſchlagenen Augen gab ſie ihm das zu verſtehen.

„Auch ich fürchte das,“ ſagte Mr. Maſon mit einer ihm faſt ungewöhnlichen Strenge, die Mansfelds Stirn in Falten zog, „auch ich fürchte das, denn ich fand wenig der Demuth in ihr, die einem Gläubigen des ſanften und einfachen Jeſus geziemen möchte. Haſt Du ihr aber klar und deutlich den rechten Weg gezeigt und ſie weigert ſich ihm zu folgen, dann müſſen die

Folgen auf ihr Haupt fallen, Du biſt von aller Verantwortung frei, wenn aber —“

„Ach,“ ſagte Alice, „ſie war ſo erfüllt von ihren ſtolzen, kühnen Gedanken, von ihren eigenen religiöſen Gebräuchen, daß ich eigentlich nie recht mit ihr reden konnte; ſie war der Lehrer, nicht ich.“

Mr. Maſon betrachtete das ſchüchterne Mädchen mit erregtem Verdacht: — „Es ſollte mich ſchmerzen, Alice, wenn ich glauben müßte, daß auch Du Dich von der Heerde entfernteſt; Du biſt nur ein zartes Lamm und mußt an die Bruſt des guten Hirten zurückgetragen werden. Denke daran, daß der, der ſeine Hand an den Pflug legt und zurückſchaut, untauglich iſt für das Königreich des Himmels.“

Mr. Maſon beſtand darauf, ſeine Warnungen zu beendigen, troß allem ärgerlichen Kopfſchütteln von Seiten Mansfelds; Alice konnte nur mit Thränen antworten, denn er redete in ſo bilderreicher Sprache, daß ſie nur ſelten die rechte Meinung von dem was er ſagte, verſtand.

Von Margareth hatte ſie die mehr verſtändlichen Anſichten unſerer menſchlichen Pflichten, unſeres Glaubens gelernt, jetzt aber fürchtete ſie faſt, daß Alles das, was ihr in der Wildniß als Wahrheit und Freiheit der Seele erſchienen, doch am Ende nichts weiter als Täuſchung geweſen ſein möchte. —

Als die kleine Geſellſchaft, den ſchmalen ausgehauenen Holzweg erreichend, der zum Hauſe führte, um eine Biegung deſſelben trat, ſahen ſie Mr. Maſons Haus, und in der Thüre deſſelben Anna, die, mit wenig Hoffnung die Erſehnten kommen zu ſehn, auf dem Wege hinausſchaute, der zu ihnen führte.

Klein Tim brach in vollem Rennen ſeinem Vater entgegen und Anna riß den Säugling von dem Schooß der alten Frau, der ſie zurief: „Sie kommen,“ und flog zur Thür und wieder zurück und wußte in aller Freude kaum was zuerſt thun, wohin zuerſt fliegen, endlich ſetzte ſie das Kind auf die Dielen nieder, lief den Geliebten entgegen und ihre Arme um die faſt bewußtloſe Alice ſchlingend, trug ſie dieſelbe wie ein Kind in das Haus und legte ſie dort auf ihr eigenes Bett.

Die weißen Hände Alicens waren über ihren Nacken gefaltet und ſie weinten zuſammen. Auch die alte Frau ſtand mit zitternden Gliedern daneben und hob nur manchmal ihre Brille empor, ſich die naſſen Augen zu

Sächsische Landesbibliothek Dresden

trocknen. Der kleine Tim aber begann ſehr laut zu ſchreien und das Kleinſte ſtimmte mit ein.

Ein erfriſchender Trank ward jetzt ſchnell für Alice bereitet, und das arme Mädchen dann der ihr ſo ſehr bedürftigen Ruhe überlaſſen.

„Wo iſt Margareth?“ fragte eben ſowohl Anna als die alte Frau, ſobald ihnen ein Augenblick der Ruhe ward.

Mr. Maſon erzählte ihnen nun die ganzen Begebenheiten ihrer Reiſe, wie auch das, was er über Margareth von den Lippen Alicens erfahren hatte; worauf die Großmutter wieder ganz ausführlich die Geſchichte von Sam Shaw, mit den dazu gehörigen Bemerkungen vortrug, der Alle mit der größten Freundlichkeit und ſcheinbarem Intereſſe horchten, obgleich ſie dieſelbe Geſchichte, von denſelben Lippen, mit all denſelben Bemerkungen, ſchon wenigſtens fünfzig Mal gehört hatten.

Wenn ſind je Worte einem gütigen Ohre ermüdend, ob ſie nun von dem lallenden Kinde oder der kindiſchen Greiſin herrühren?

Die Großmutter richtete aber ihre Augen von Einen auf den Andern, deren Theilnahme gewiß zu ſein, und als ihre Erzählung erſchöpft war und die Nichtigkeit menſchlicher Hoffnungen ihr an’s Herz griff, lehnte ſie ſich in den Stuhl zurück, ſchloß die Augen und ſang die erſten Strophen eines alten Kirchenliedes.

Lange, lange Wochen lag Alice, nach ihrer Rückkehr krank, recht gefährlich krank; oft phantaſierte ſie, und ihre rührenden, zärtlichen Bitten mit denen ſie die Schweſter bat ſie nicht wieder zu verlaſſen, nicht in die Einſamkeit der wilden, unermeßlichen Wälder zurückzukehren, trieben Thränen in die Augen der Anweſenden. Dann durchflog ſie noch einmal all die Schreckniſſe und Gefahren, die, ſeit ſie von der indianiſchen Stadt flohen, ihren Pfad bedroht hatten, die Mühſeligkeiten und Anſtrengungen der langen Reiſe, beklagte ihre eigene Schwäche, ihren eigenen Mangel an Feſtigkeit und Ausdauer und wünſchte oft, ſo unermüdet, ſo unerſchrocken, wie ihre ſtärkere Schweſter zu ſein. —

Endlich wich ihre Krankheit der unermüdeten Sorgfalt Anna's, und groß war die Freude, als ſie erſt wieder in Großmutters Lehnſtuhl, mit Kiſſen umſteckt, aufſitzen konnte. Die Erwähnung Margareth's rief aber jedesmal zu ſchmerzliche Erinnerungen in ihr Herz zurück, und ward von der Familie zuletzt ganz vermieden.

XI.

Die Locken ſchmiegen leiſe nur
Um Hals und Bruſt ſich an,
Der Tod, der ſtille Senſenmann,
Hat ihr nicht weh gethan.

Werner.

Margareth, von Tongatou begleitet, wanderte ſchweigend ihre lange einſame Bahn.

Ihre Hände hingen, zuſammengefaltet, herab, und ihre ſchlanke, zarte Geſtalt entſprach ſchmerzlich dem Indianiſchen Beinamen, „das ſchwankende Rohr!“ denn ihre Schritte waren unbeſtimmt und unregelmäßig, und ſie bewegte ſich faſt mechaniſch vorwärts, ohne den Gegenſtänden in und neben ihrem Pfad die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Einmal, als ſie zu einer kleinen, über hellglänzende Kieſel, klar und munter hinwegſprudelnden Quelle kamen, bog ſie ſich nieder, badete die heißen Schläfe und kühlte die brennenden Lippen; da ſie aber ihre eigenen bleichen, abgefallenen Wangen ſich im Bache ſpiegeln ſah, ſagte ſie traurig zu ihrem Gefährten:

„Das ſchwankende Rohr iſt ſehr müde; könnte es doch tief unter der lieben Erde ruhen und dann zum Lande der Geiſter übergehen. Sein Herz iſt traurig und kein Licht iſt auf ſeinem einſamen Pfad.“

Der Indianer ſprach mit ſchmerzerſtickter Stimme: „Soll Tongatou ſein Canoe den Fluß hinunter rudern, zu den weißen Anſiedlungen? Er will die Moccaſins von ſeinen Füßen heruntergehen, will der Sonne hinter die Berge des Weſtens folgen und zu eſſen und zu ſchlafen vergeſſen, wenn er dem Herzen des ſchwankenden Rohrs Freude bringen kann!“

Margareth ſchaute in ſein Antlitz und Thränen waren in ihren Augen.

„Tongatou hat ein freundliches Herz — und der große Geiſt liebt es, aber der Sonnenſchein iſt aus dem Pfade des ſchwankenden Rohres gewichen — es iſt müde — ſehr müde.“

Tongatou bereitete ihre Mahlzeit, aber Margareth war zu krank um eſſen zu können. Sie legte ſich auf die Erde und ſchwerer bleierner Schlaf lagerte ſich auf ihre Augenlider. Er aber breitete die Felle über aufgehäufte Blätter und flocht Baumzweige zu einem Wigwam zuſammen, hob das ſchlummernde Mädchen dann in ſeine Arme, und trug es in die ſchnell erbaute Hütte. Margareth öffnete ihre Augen und lächelte matt, aber ſie hatte keine Kraft mehr, ihrem Dank Worte zu geben.

Es war ein rührender Anblick den rohen Sohn der Wildniß zu ſehen, wie er das kranke Mädchen in der düſteren Einöde mit der Zärtlichkeit eines Bruders pflegte. Er kühlte mit Waſſer ihre brennende Stirn, und hielt den Becher aus Birkenrinde an ihre dürſtenden Lippen. Wenn ſie, in ihrem unruhigen Schlaf klagte, beruhigte er ſie, wie eine Mutter ein krankes Kind beruhigen würde.

Aus den vielen Wurzeln und Pflanzen, die er, durch Erfahrung belehrt, kannte, bereitete er ſtärkende und erquickende Tränke und geheimnißvolle Zaubermittel, die er in ſtiller Mitternacht, beim Lichte des Vollmonds auf den Boden ausgoß, damit, ſobald ſie von der trockenen Erde eingeſogen worden, dieſe auch zugleich mit ihnen, den Krankheitsſtoff des leidenden Mädchens einziehe.

Am dritten Tag lag ſie bewegungslos mit halbgeſchloſſenen Augen und leichenblaſſem Geſichte, und athmete ſchnell und ſchwer. Tongatou glaubte ihre Todesſtunde nahe und ſank neben ihr auf die Kniee nieder und weinte laut: „Schön, ſehr ſchön warſt Du, Du Mädchen mit der ſonnigen Stirn," murmelte er; „aber der Schatten des großen Geiſtes iſt auf Dir;" und durch irgend ein ihm unerklärliches Gefühl, deſſen er nicht Herr werden konnte, angetrieben, wandte er ſich im brünſtigen Gebete zum Gotte des weißen Mädchens.

Margareth öffnete ihre Augen und ſah ihn knieënd an ihrer Seite, hörte ſein heißes Flehen, und durch die rührende Einfachheit ergriffen, floſſen auch ihre Thränen; als er ſchwieg, legte ſie ihre zarte Hand auf die ſeinige und ſagte:

„Tongatou iſt iſt ſehr gut, der große Geiſt hat ſein Gebet gehört, aber eine ſchwere, betäubende Laſt hat mich bedrückt, mir iſt, als ob ich durch das Thal des Todes gegangen wäre."

Tongatou war entzückt, als er die lieben ſanften Töne ihrer Stimme wieder hörte, und bereitete mit einer Zartheit und Aufmerkſamkeit, die einem gebildeteren Geiſt zur Ehre gereicht haben würde, Alles was nur irgend zu ihrer Bequemlichkeit dienen konnte. Er kämmte die langen verworrenen Maſſen ihres ſchönen Haares aus, glättete die Felle unter ihrem Haupt und pflückte friſche Blumen für ihr Kiſſen. Während der Nacht legte er ſich an den Eingang ihrer Hütte und wachte, während ſie ſchlief. Margareth war von dieſer zärtlichen Aufmerkſamkeit und Sorgfalt ſo gerührt, daß ſie ihn „Bruder“ nannte, und Tongatou fühlte ſich reichlich belohnt, denn auch Tecumſeh hatte ihn Bruder genannt.

Einſt ward Margareth in der Nacht durch ein lautes, fürchterliches Praſſeln, vor dem die Erde faſt zu erbeben ſchien, aus ihrem Schlummer erweckt. Die Elemente waren in furchtbarer Aufregung und ein jäher Blitzſtrahl hatte einen Baum an ihrer Seite zerſchmettert; der Regen goß in Strömen herab und die undurchdringliche Finſterniß der Nacht lag wie ein dichter Schleier auf der Erde, nur dann und wann durch die glühend blendenden Blitze unterbrochen, die das wilde Hin- und Herſchwanken der vom Sturm geſchaukelten Aeſte verriethen.

Das arme Mädchen, durch Krankheit abgeſpannt und geſchwächt, fühlte eine ſonderbare Angſt ihrem Herzen nahn und rief laut Tongatous Namen.

„Bruder, ich will neben Dir ſitzen, denn dieſer Sturm und dieſe Finſterniß iſt ſchrecklich.“

Tongatou hüllte die Felle um ſie herum und ſetzte ſich an ihre Seite. „Kennt das ſchwankende Rohr Furcht? Tongatou glaubte, ſie wiſſe nicht was das ſei?“

„Bruder, ich bin wie ein Blatt im Herbſtſturme, der mich bald mit ſich hinwegnehmen wird.“

„Tongatou will ſich hinwegſetzen,“ ſagte der junge Mann mit zitternder Stimme, „denn die Worte des ſchwankenden Rohres ſinken zu tief in ſein Herz!“

Ein Blitzſtrahl zeigte das betrübte, ängſtliche Antlitz des Indianers, und Margareth, den Grund dieſes Wunſches mißverſtehend, hielt ihn zurück und entgegnete: „Sage mir, Bruder, was meinſt Du? Iſt Sorge in dem Herzen Tongatou's?“

Er ſeufzte tief auf und ſchwieg lange; — ein ſchrecklicher Verdacht durchzuckte Margareths Bruſt und ſie ließ die Hand los, die ſie erfaßt hatte.

„Tongatou iſt ſehr traurig,“ nahm endlich der Indianer das Wort, „er liebt das ſchwankende Rohr, aber es liebt ihn nur wie einen Bruder. Tecumſeh und das ſchwankende Rohr haben ihn Beide Bruder genannt. Er iſt ihrer Liebe werth, aber laß die Stimme des weißen Mädchens nicht wie der Wind ſein, der durch die Fichten ſäuſelt, denn es geht zu dem Herzen Tongatou's.“

Margareth fühlte, nach dieſem freien Bekenntniß, keine Angſt in der Nähe des jungen Wilden, denn ſie war ſich nicht allein ihrer eigenen Unſchuld und Reinheit bewußt, ſondern kannte auch den ehrenwerthen, edlen Charakter des Mannes, dem ſie ihr Schickſal anvertraut hatte. Sie bat mit leiſem Ton den jungen Mann, an ihrer Seite zu bleiben, bis der Sturm ausgetobt habe, und Tongatou gehorchte. Länger als eine Stunde beobachteten ſie ſchweigend das über ihnen hinwegrollende Gewitter.

„Das weiße Mädchen iſt wie eine aus dem Lande der Geiſter Herabgekommene, will ſie nicht ihren rothen Bruder von dieſem erzählen?“ bat ſie endlich der Häuptling, und gern und willig willfahrte Margareth ſeinen Bitten.

Sie ſprach zu ihm von den Blüthen des Lebensbaumes, die weder welken noch abfallen, von den klaren Waſſern und den nie verſtümmelten Melodieen; von jenem heiligen, hehren Licht, das den Schein der Sonne und der Geſtirne verdunkeln, von der Kraft, die für immer und immerdar ungetrübt, unerſchüttert durch Sturm und Orkan oder menſchliche Leidenſchaften, regieren wird. Als ſie, von dem heiligen Thema ſelbſt begeiſtert, fortfuhr, wurde ihre Stimme lebhafter und melodiſcher, und der junge Krieger ſagte leiſe:

„Die Stimme des ſchwankenden Rohres iſt wie die des Geiſtervogels. Wenn Tongatou in den weiten Wäldern allein ſein wird, ſoll ſie ihn noch mit Freude füllen; er mag vielleicht das weiße Mädchen einſt in dem Himmel ſehn, von dem ſie ihm geſagt hat, denn ſein Herz iſt ſehr traurig!"

„Bruder," ſagte Margareth, „der große Geiſt hat ſeine Hand auf das ſchwankende Rohr gelegt, und es wird dahin ſchwinden, wie der Nebel von den Bergen; aber Toncatou möge glauben, daß es ſeine Liebe bedauerte und beweinte."

Am nächſten Morgen ſpiegelte ſich die Sonne in den, von den Bäumen tropfenden Perlen; die Vögel, die in ihren ſchwankenden Wohnungen, die ganze Nacht umhergeſchleudert worden waren, ſchüttelten den Sprühduft aus den Flügeln und jubelten, wie ob der überſtandenen Gefahr, laut auf, die Eichhörnchen ſprangen bellend von Zweig zu Zweig und die mächtigen Bäume ſchwankten noch leiſe hin und her, wie um die alte Kraft ihrer Wurzeln zu erproben, während die aus dem Mutterboden herausgeriſſenen faſt wie Hülfe ſuchend, an ihren Kameraden lehnten, oder in hoffnungsloſer Verzweiflung, zu Boden geſchmettert lagen.

Margareth hatte ſich wieder ſoweit erholt, daß ſie Tongatou, in der Richtung zum Fluß, eine bedeutende Strecke folgen konnte, aber ihre Schritte waren langſam, und vor einbrechender Dunkelheit mußte ſie ſchon wieder Ruhe und Schlaf unter dem Schutz der dichten Bäume des Waldes ſuchen. Als ſie endlich das Ufer des Fluſſes erreichten, kräuſelte ein leichter Südwind ſeine ſonſt glatte Fläche, und der Anblick des fröhlich plätſchernden Waſſers gab ihr wieder einen Theil ihrer früheren Kraft und Stärke zurück, daß ſie mit leuchtendem Auge das Ruder zu führen verſuchte; nur zu bald aber ward ſie genöthigt, die Arbeit dem ſtärkeren Tongatou zu überlaſſen, und ſich ſelbſt, auf die ſorgfältig für ſie ausgebreiteten Decken, im Canoe niederzulegen.

Sie waren bis jetzt immer durch die dichten Wälder, unter dem Schatten der rieſigen, über das Ufer weit hinaushangenden Bäume hingefahren, bis ſie zuletzt die Grenze der Prairie erreichten und ſich ihnen eine weite, hinausgedehnte Ausſicht bot.

Tongatou riß ſein Ruder aus dem Waſſer und erhob ſich ſchnell, denn in der Richtung des Lagers hing ein ſchwere, dunkele Rauchſäule über der Steppe.

Mit erneuerter Anſtrengung, jetzt von Margareth unterſtützt, näherten ſie ſich ſchnell und geräuſchlos der Gegend, wo ihre alten Wohnungen geſtanden hatten.

Langſam, in gewaltigen Säulen, ſtieg der ſchwarze Qualm empor, rollte und wälzte ſich höher und höher, wie eine ungeheure Pyramide und ſegelte dann, die höheren Regionen erreichend, einem mächtigen flatternden Banner gleich, hinaus in die blaue Weite. Als ſie ſich näherten, ſahen ſie einzelne Banden von Wilden, zerſtreut und entkräftet, an den Ufern der Bäche und in den Sümpfen gelagert; die Kinder jammerten vor Hunger und die Weiber heulten ihre Todtenſänge über die Gebliebenen.

Zu jeder anderen Zeit würde ſich ihnen Margareth genähert haben, ſie wußte aber, daß hier ein Gefecht zwiſchen ihrem Volk und den Indianern mußte geliefert ſein, und ihr eigenes Schickſal, ſeiner Erfüllung ſo nahe, verlangte Eile.

Als das Canoe in der kleinen Biegung, nahe der Weinrebenlaube anlegte, ſah Margareth, wie die Flamme gerade Minarees Hütte ergriffen.

Der Brand war von einem der noch umherſtreifenden Soldaten, deren Aufmerkſamkeit die einſam gelegene Hütte im Anfang entgangen war, hineingeworfen. Sie ſprang vor und erreichte das brennende Gebäude noch zur rechten Zeit, Alicens Bibel den Flammen zu entreißen und Zeuge zu ſein, wie der letzte Zufluchtsort, der ihr auf Erden geblieben war, in Schutt und Aſche zuſammenſank. In der Ferne ſah ſie die ſich zurückziehenden Nachzügler des Feindes und hörte ihre Triumphmärſche, wie ſie den Platz verließen, auf dem ihnen an tauſend Weiber und Kinder, vertheidigungslos und verhungernd zurückgelaſſen, zwiſchen der Aſche ihres Wigwams fluchten.

Die Sterbenden und Todten waren zuſammen aufgehäuft, und der rothe Feuerſchein ſpielte fürchterlich auf den im Todeskampf verzerrten Antlitzen!

Die Schlacht von Tippecanoe war gekämpft, und ſie ſtand zwiſchen den Ruinen ihrer Heimath. Die Flammen theilten ſich jetzt den benachbarten Bäumen mit, und ſchauerlich ſah es aus, wie bei heranbrechender Dunkelheit die Gluth an irgend einem alten Monarchen der Wälder emporzüngelte in rother Feuerſäule, und ſprühend einen dünnen Regen von leuchtenden Funken hinausſandte in die ſtille Nacht.

Langſam und vorſichtig, als die Klänge der ſich entfernenden Soldaten verhallten, krochen nun die zerſtreuten Indianer aus ihren Schlupfwinkeln hervor und ſammelten ſich in Haufen um die rauchenden Ruinen.

Jede Familie erwählte den Heerdſtein, den ſie einſt den ihrigen nannte, und ein wilder Trauergeſang begleitete das klagende Geheul der Wölfe, die von dem Geruch der Leichen herbeigelockt, das Lager in Maſſen umſchwärmten.

Schrecklich und herzzerreißend aber waren die Gruppen der Ueberwundenen, die ſich bei dem flackernden Licht ihrer eigenen Wohnungen verſammelt hatten. Hier war ein Weib, die vergebens das ſtrömende Herzblut ihres Gatten zu ſtillen verſuchte, während das brechende Auge und die ſich ſchwer hebende Bruſt nur zu ſehr das nahe Ende des Verwundeten verriethen; dort ſammelten ſich Kinder um ihre Mutter, die ſich nur hervorgeſchleppt hatte, um in der Mitte ihrer Lieben ſterben zu können; während ein Säugling ſie mit den kleinen

Aermchen jammernd umſchloß und Leben da einſaugen wollte, wo ſchon der Tod ſein Recht geltend gemacht hatte; an den Ruinen jenes Wigwams lag eine junge Mutter, die jammernd den kleinen Leichnam ihres Erſtgeborenen, durch eine verirrte Kugel getödtet, umſchlungen hielt, und nicht glauben konnte, nicht glauben wollte, daß ihn das Leben wirklich ſchon verlaſſen habe, und ſie ihn nie, nie wieder die kleinen, dunkelen Augen ſolle aufſchlagen ſehn; ſie jammerte und wehklagte um das Kind und dachte nicht daran, daß jetzt Hunger, Kälte und Tod ihr eigenes Loos ſeien.

Margareth ſchritt auf die Ueberbleibſel ihrer eigenen Hütte zu; die Figur einer alten, halbnackten Frau war zwiſchen den glühenden Balken zuſammengekauert, ihre Hände an denſelben wärmend. Sie hatte einige Körner Mais zum Röſten unter den Kohlen verborgen, und als ſich Margareth ihr näherte, haſchte ſie ſchnell, mit einem wilden, triumphirenden Lächeln nach denſelben, das mehr wie das Knurren eines wilden Thieres als die Laute eines menſchlichen Weſens klang. — Es war Minaree. — Margareth ſchaute ihr ins Geſicht, aber ein halb wahnſinniger, ſtierer Blick, war das einzige Erkennungszeichen, das ihr wurde.

Tongatou hatte unterdeſſen die Laube am Flußufer zu einem Ruheplatz für Margareth hergerichtet, und ſie theilte ihr Lager mit Minaree.

Als ſie dieſelbe zur Ruhe führte, ſchien eine dunkele Erinnerung an ihr Pflegekind in ihr aufzudämmern, denn ſie glättete ihr oft das Haar, wie ſie in früheren Zeiten gethan hatte, ja ſie ſchien Vergnügen daran zu finden, und lächelte und weinte zu derſelben Zeit; dann legte ſie ſich wohl einen Augenblick nieder, richtete ſich aber bald wieder empor, und ſchaute Margareth wehmüthig und trauernd an, während ſie leiſe ſingend die zarten, faſt durchſichtig gewordenen Hände derſelben ſtreichelte. Fürchterlich war der Einfluß, den Krankheit und Hunger auf den Körper der armen Frau ausgeübt hatte, ſie glich einem lebenden und ſich bewegenden Skelett.

Am nächſten Morgen, als Tongatou ein Stück Hirſchfleiſch an die Thüre der Hütte legte, bereitete es Margareth heimlich und geräuſchlos, damit Minaree nicht erwachen ſollte, und ſchüttelte, als es zum Eſſen fertig war, ſanft ihren Arm, um ſie aufzuwecken; er war ſtarr und kalt, die arme Minaree war todt.

Margareth legte das Hirſchfleiſch bei Seite und begnügte ſich mit einem Trunk kalten Waſſers, denn ſo nahe ſchien ſie ſelbſt ihrer Auflöſung zu ſein, daß ſie die Bedürfniſſe des eigenen Körpers faſt gar nicht mehr fühlte.

Es machte ihr Freude, das kalte ſtille Antlitz der Todten anzuſchauen und ſich dabei zu denken, daß auch ſie bald daſſelbe Schickſal theilen werde. Ihre Gedanken folgten dem entkörperten Geiſt der Entſchlafenen; aber ſie weinte nicht mehr; ſo nahe den, ihr nun bald enthüllten Geheimniſſen jener Schattenwelt, fühlte ſie ſich über alles Andere erhaben; ſie gehörte, noch auf der Erde, ſchon einem beſſeren Leben an.

Mit den eigenen Händen hüllte ſie ihre Pflegemutter in die, für ſie beſtimmten Felle und umwand ihre grauen Locken mit einem Tuch. Sie erbebte auch nicht vor der kalten, marmorartigen Berührung der Leiche, denn ſie fand Troſt in dem Gedanken, daß die arme Minaree nun nicht Zeuge ihres eigenen, bald erfolgenden Todes zu ſein brauchte; ebenſo half ſie Tongatou das Grab in der Mitte der von Minaree ſelbſt angelegten Laube graben und wölbte den grünen Raſen darüber her; dann aber legte ſie ſelbſt ihr müdes Haupt darauf, als den einzigen ihr noch gebliebenen Ruheort.

XII.

Was ich verſprach, ich hab's gehalten,
Das ſtrenge Schickſal möge walten!

Bryant.

Den ganzen Tag blieb Margareth, faſt regungslos an dem Grabhügel, in tiefes, brütendes Nachdenken verſunken, liegen. Die Schatten der Geiſterwelt umſchwebten ihre ſchwer geprüfte und gemarterte Seele.

„Werden wir auch nach dem Tode wieder leben?“ fragte ſie ſich immer auf's Neue und ein Echo aus ihrer innerſten Bruſt ſchien zu antworten: „Der Tod iſt nur das Zerreißen eines Schleiers; es iſt nur die Entfernung des Bewohners, der das modernde Haus verläßt.“

Alicens Bibel lag neben ihr, aber geſchloſſen, unbekannt mit den Beweiſen ihrer Aechtheit, mißtraute ſie in dieſer, mit Unglück und Noth auf ſie einſtürmenden Zeit, Jedem, was nicht aus der eigenen, ſichtbaren Welt herrührte, die ſie umgab.

Heilige Ruhe ſenkte ſich endlich auf ſie nieder, ſie ſchloß ihre Augen und empfahl ihren Geiſt dem Ewigen.

Die Schatten der Nacht ſenkten ſich mehr und mehr hernieder, als ſie ihre Augen aufſchlug und den Neumond anſchaute, der wieder, wie an jenem Abend, da ſie mit der theuern Schweſter flüchtete, in ſilberner Sichel über den Gipfeln der Bäume hing. Sie erhob ſich und verließ die Laube, aber Tongatou begegnete ihr am Eingang derſelben und redete ſie an:

„Der Ruhm der Schawaneſen iſt von ihnen gewichen; warum ſollte das ſchwankende Rohr für ein todtes Volk ſterben? Es möge in Frieden weiter ziehn!“

„Das Wort des weißen Mädchens muß gelöſ't werden!“ erwiderte ſie feierlich, und ſchritt von ihm gefolgt dem Ueberreſt des Stammes zu. —

Ein ungeheueres Feuer war im Mittelpunkt des zerſtörten Dorfes angezündet worden, und Gruppen von, dem Gefecht entflohenen Männern, Weibern und Kindern, lagerten zerſtreut umher, als das bleiche Mädchen plötzlich in ihre Mitte trat und ein Gemurmel zuerſt des Beifalls, dann des Triumphes, die ganze Verſammlung durchflog; denn hier bot ſich ihnen ein Opfer, eines deſſelben Geſchlechts, das alle dieſe Leiden über ſie gebracht hatte, und deſſen Tod die Gefallenen verſühnen und ihre Schmach rächen könnte.

Margareth ſtand nicht ſtill, bis ſie eine Gruppe erreichte, in deren Mitte ſie Kumſhaka und den Propheten erblickte. Ihnen gegenüber, zeigte ſie mit ihrer weißen Hand nach dem eben verſinkenden, ſchmalen Streifen des Mondes und ſagte leiſe, aber feſt:

„Der Mond hat ſein Horn gefüllt und iſt verſchwunden — ſeht, er iſt wieder erſchienen und das weiße Mädchen hat ihr Verſprechen gelöſ't!“

Sie ſtand mit gekreuzten Armen, und zu Boden geſchlagenen Augen und ſchwieg.

Zu jeder andern Zeit würde ſolch edles Betragen ſelbſt hier, in der Mitte dieſer zügelloſen Wilden, die höchſte Theilnahme erregt, den größten Beifall geerntet haben; jetzt aber, durch die eben erlittene Niederlage erbittert, ſchien ihr Verluſt und ihre Leiden mehr als je ein Opfer zu verlangen.

Langſam ſtieg hie und da der Todesruf in die Höhe, ſich ſammelnd und ſchauerlich ſchnell zu einem Ganzen anwachſend, bis ein furchtbarer Schrei das tauſendſtimmige Echo erweckte, daß der Wolf ſelbſt entſetzt weiter hinein in das Dickicht flüchtete und die Eule klagend ihren Ruf dazwiſchen hineinſchallen ließ.

Margareth blieb unbeweglich, ihre Hände auf der Bruſt gefaltet und ihr Antlitz ruhig, aber farblos. Der Prophet führte ſie in die Mitte der Verſammlung, band ihre nicht widerſtrebenden Hände an den Pfahl und begann die üblichen, geheimnißvollen Gebräuche. —

Da entſtand, am äußeren Rande der dicht gedrängt ſtehenden Maſſe, eine Bewegung, und verwirrte Stimmen klangen von dort her; ein Krieger theilte die Menge und trennte mit einem Streich ſeines Tomahawks die Banden, die das ſchwankende Rohr an den Marterpfahl gefeſſelt hielten. Ein ſchwacher Schrei entfuhr den Lippen Margareth's und ſie ſank ohnmächtig in die Arme Tecumſeh's. Es war aber nur ein Augenblick der Schwäche und faſt in demſelben Momente erholte ſie ſich wieder und richtete ſich empor! —

Wild durchliefen die Blicke des Häuptlings die Gruppe der kleinmüthigen, verrätheriſchen Krieger, ſelbſt der Prophet ſenkte die Augen und Kumſhaka verſuchte, ſich tiefer in den Haufen zurückzuziehen; Tecumſeh bemerkte es aber, und drohend ſeine Finger gegen den abtrünnigen Häuptling ſchüttelnd, befahl er ihm zu bleiben.

Nach einer langen, peinlichen Pauſe, in der das Kniſtern der Flamme der einzige Laut war, der in der kaum Athemholenden Verſammlung gehört wurde, ſprach er endlich mit ruhiger, aber die innere Bewegung verrathender Stimme:

„Ich weiß Alles! Ihr habt das Band zerriſſen, das unſer Volk vereinigt haben ſollte, Ihr habt die Rache eines Volkes auf Eure Häupter herabgezogen, das ſtärker iſt als wir und mit Euren eigenen Händen die Gräber Eurer Kinder gegraben. Aber ſagt mir hier, mit Euren eigenen Lippen — wer, wer hat Euch dieſe Rathſchläge gegeben? wer war der Verräther an ſeinem Volke?“

„Kumſhaka,“ liſpelten die bleichen Lippen Margareth’s.

„Kumſhaka,“ riefen Alle; kaum aber war das Wort verhallt, als der Tomahawk Tecumſeh’s über ſeinem Haupte glänzte, und der verrätheriſche Bruder ſich ſterbend in ſeinem Blute wälzte.

Margareth’s Auge folgte der blitzenden Waffe und ſie verharrte, ſtarr vor Schrecken, in derſelben Stellung, feſt auf das ſo ſchnell dahin geraffte Opfer ſeines Verraths blickend; ihr Antlitz bleich, wie das einer Leiche, ihre ganze Figur, zwar bebend und athmend, aber, wie eine Statue, der willkürlichen Bewegung beraubt.

Tecumſeh blickte traurig über die verwüſteten Wigwams und die wenigen Ueberreſte ſeines Stammes. Wo waren jetzt die kühnen Hoffnungen, die ſein Volk groß und mächtig machen ſollten, jene weitausſehende Politik, die beabſichtigte, ſie einſt allen Völkern der Erde gleich zu ſtellen? jene Einigkeit und jener Friede, die ihnen Kraft und Unüberwindlichkeit verleihen ſollte? wo waren ſeine eigenen Träume von Ruhm und Glück? Verloren! Alles verloren! Als er umherblickte, kam ein prophetiſcher Geiſt über ihn.

„Das Schickſal des rothen Mannes iſt entſchieden; der Jäger wird die Jagd, der Krieger das Schlachtfeld meiden; die Hügel der Todten werden der ebenen Erde gleich werden, und wir die Gräber unſerer Väter vergeſſen. Den Wigwam wird ſich der Fuchs zur Höhle wählen und Moos das faulende Canoe überziehen. Der Weg zum Lande der Geiſter iſt gedrängt voll von unſerem Volk. Sie kommen von den großen Seeen, den Thälern des Oſtens und Weſtens und aus den warmen Sümpfen des Südens. Sie neigen traurig die Häupter, als ſie ſich langſam vorwärts bewegen, und zeigen hernieder auf das

Land, das ihren Kindern verloren gegangen iſt. Der Indianer hat auf der Erde keine Heimath mehr. Wehe, er iſt verſchwunden und ſein Name vergeſſen."

Er faltete ſeinen Ueberwurf über der Bruſt zuſammen und ſtand lange in tiefen Gedanken verſunken. Endlich wandte er ſich zu Margareth und nahm ihre kalte Hand in die ſeinige; ſie bewegte ſich nicht; er legte ſeine Finger auf ihre Stirn; ſie war kalt und ſtarr, wie aus Marmor gehauen; der ſtarke Mann ſtöhnte tief auf; einen Augenblick preßte er die ſchlanke, zarte Geſtalt an ſein Herz, dann legte er ſie auf das Gras nieder, ſchnitt von ihren Schläfen eine ihrer langen, ſchönen Locken herab und wandte ſich, die Einſamkeit des Waldes aufzuſuchen.

Ackoree hatte ſich während der letzten blutigen Scenen zurückgezogen gehalten, jetzt aber kam ſie näher, bog ſich zu Margareth hinab und legte die Hand auf das Herz des bewußtloſen Mädchens; es ſchlug ſchwach und eine wilde Freude glühte aus ihren dunklen Augen.

„Ackoree freut ſich, daß das weiße Mädchen lebt, ſie möchte, daß ſie lang leide!"

Sie ſchaute in das offene, ſtarre Auge und beugte ihre Wange an die Lippen der Ohnmächtigen, den ſchwachen Athem zu fühlen.

„Das weiße Mädchen iſt ſo lange unglücklich, ſo elend als Akoree geweſen und das thut ihrem Herzen gut,“ flüſterte ſie mit dumpfer, unheimlicher Stimme. —

Die Schlacht von Tippecanoe vernichtete den großen Plan einer allgemeinen indianiſchen Vereinigung, der ſo lange die einzige Hoffnung des edlen Tecumſeh geweſen war; ſo aber, nur durch dies einzige Herz emporgehalten und gefördert, war er ſchon dem unerbittlichen Schickſal verfallen, ehe er nur recht zur Reife gedieh. Wäre Tecumſeh der Feind irgend eines anderen Volkes geweſen, ſo würden die Amerikaner ſein Andenken geehrt haben; aber die Zeit wird die Vorurtheile hinwegwiſchen, die ſtets den Ruf eines Reformers umſchatten und ihm nicht in ſeinem Zeitalter Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Die Namen von Metacom, Pontiac und Tecumſeh aber werden einſt mit denen zuſammen genannt werden, die ihr Blut und Leben daran ſetzten, Freiheit für ihre Weiber und Kinder, Freiheit für ihr Land zu erkämpfen, und das unglückliche Mißlingen ihrer Pläne wird ſpäter kein Hinderniß mehr ſein, ihnen gerechte und verdiente Anerkennung für ihre patriotiſchen Geſinnungen, für ihren Heldenmuth zu verſchaffen.

XIII.

Sie kämpften die lange, die blutige Schlacht,
Der Stamm der Oſagen blieb Sieger,
Doch unter dem Raſen, in Grabesnacht,
Da ſchlummert die Maid und der Krieger!

Fulton.

Vier Jahre waren ſeit dem Verlauf der Begebenheiten, die wir in den vorigen Kapiteln erzählt haben, verfloſſen; das Gefecht an der „Thames“ hatte die Stärke der nordiſchen Stämme gebrochen und der Tod Tecumſeh's die Bande der Conföderation aufgelöſt. Nach der Schlacht am Tippecanoe hatte dieſer Held noch einen Verſuch gemacht, wieder Frieden und Eintracht herzuſtellen, aber vergebens; ſeine eigene, faſt zauberhafte Beredtſamkeit, Tapferkeit und ſein perſönlicher Einfluß, verſprachen wohl für eine kurze Zeit der Unternehmung einen günſtigen Erfolg, er ſchwand aber wieder in Nichts dahin. Seinem Volke fehlten Herzen, das Alles zu fühlen, wie er es fühlte, Augen, das Alles zu ſehen, wie er es ſah, und Weisheit, den Zuſammenhang von Umſtänden zu vergleichen und daraus ihre Schlüſſe auf die Zukunft zu ziehn.

Er hatte wie ein kräftiger Leuchtthurm in dem aufgeregten, bedrohten Meere indianiſcher Sicherheit geſtanden; da er ſiel, verlöſchte das leitende Licht für immer.

Mit den übrigen Charakteren unſerer Erzählung war wenig Veränderung vorgegangen; die alte Madame Jones ſaß noch immer in ihrem großen, behaglichen Armſtuhl, an der wärmſten Seite des Heerdes, ihre Finger langſam und mechaniſch mit den Stricknadeln beſchäftigt, die einzige Arbeit, zu der ſie ihre Augen nicht gebrauchte und die ganz den, durch das Alter abgeſtumpften Kräften ihres Geiſtes entſprach. Wenn durch die liebevolle Stimme Anna's aus ihrem unbewußten Brüten aufgeweckt, hob ſie ihre trüben Augen empor und lächelte, faſt erſtaunt über die freundliche Unterbrechung. Sie ſprach ſehr wenig und beachtete das, was um ſie her vorging, faſt gar nicht, doch nannte ſie Madame Maſon ſtets „Anna“ und oft, wenn dunkele, liebe Erinnerungen in ihr aufſtiegen, auch wohl „Tochter,“ was nie verfehlte, der guten Frau Thränen zu entlocken! —

Mr. Maſons Familie hatte ſich etwas vergrößert, aber ſeine weltlichen Güter hielten Schritt mit ihr, und Friede und heitere Ruhe mit einem Anſtrich recht freundlicher Gemüthlichkeit herrſchte in dem Kreiſe dieſer guten Menſchen.

Auf beſonders freundlichem Fuß ſtand Madame Maſon mit Alice, jetzt Madame Mansfeld, und weder Freude noch Schmerz fiel in den Familien vor, die die beiden Frauen nicht redlich mit einander getheilt hätten.

Alicens Heimath war ein kleines, wohnliches Häuschen an den Ufern des Wabaſh und, wie ſie es gewünſcht hatte, ganz nahe bei ihrer treuen Freundin Anna.

Ihre Wangen hatten wohl die frühere Friſche und Lieblichkeit wieder erhalten, aber immer noch lagerte ein wehmüthiger Zug um die feinen Mundwinkel, obgleich ſie ſich in ihren jetzigen Verhältniſſen glücklich und zufrieden fühlte. Ueber Margareths Schickſal war ſie noch immer in Ungewißheit, und der Gedanke an ſie erfüllte ihr Herz oft mit bitterem Gram. Es war der eine Dorn, der ſich in ihren Lebenskranz eingeflochten hatte.

Einſt, in der freundlichen Dämmerungsſtunde, wo die Seele am empfänglichſten für alle heiligen und erhabenen Eindrücke iſt und gern und willig über das nachdenkt, wozu ihr in den geſchäftigen Stunden des Tages nicht Zeit, nicht Ruhe bleibt, ſaß Alice im ſtillen, traulichen Wohnſtübchen, und ein wunderliebliches Kind, etwa zwei Jahr alt, in einen leichten Nachtanzug gekleidet, lehnte an ihrem Knie, während es die kleinen roſigen Finger zuſammenfaltete und ſein Abendgebet herflüſterte. Nur vergebens bemühte es ſich aber dabei, die großen, klaren Augen andächtig fromm geſenkt zu halten, immer wieder blitzten die unruhigen unter den langen, dunkelen Wimpern lachend und ſchelmiſch hervor.

Klein Margareth, denn das war ihr Name, hatte ganz die lebhaften geiſtreichen Geſichtszüge ihrer Tante, und die dunkelen, vollen Locken fielen ebenſo über ihre Schultern, als ſie in der Kindheit über die der Schweſter Alicens gerollt waren; ſelbſt das Wenden ihres Kopfes, das trotzige Aufwerfen der Oberlippe, dieſelbe ſtattliche Haltung des Körpers, fand ſich hier bei der Kleinen wieder. —

Die Thüre wurde leiſe geöffnet und ein Moccaſin betrat die Schwelle. Alice ſetzte das Kind nieder und eilte ihm entgegen — es war Tongatou.

Er hatte ſich ſehr verändert, aber die edle, ſtolze, ſich ſelbſt bewußte Haltung war dieſelbe geblieben, und Alice begrüßte ihn als ihren Freund und Retter; unruhig aber ſchaute ſie ihn an, während das Kind mit den

Federn ſeines Hauptſchmuckes zu ſpielen begann; ſie wünſchte nach Margareth zu fragen, und dennoch fürchtete ſie den theueren Namen zu nennen.

Der Häuptling nahm das unerſchrockene Mädchen in ſeine Arme und ſchaute lange und ernſt in ſein Antlitz.

„Es iſt der Geiſt des ſchwankenden Rohres!" ſagte er endlich und wandte ſich ab, die Thränen zu verbergen, die in ſeine Augen traten.

Aſtre weinte, aber es waren ſowohl Thränen des Troſtes als des Schmerzes; endlich ſetzte ſie ſich an ſeine Seite und bat ihn ihr Alles zu erzählen, während klein Margareth ihr Antlitz an der Mutter Herzen verbarg und ebenfalls weinte; denn eine ſchmerzlich bewegte Stimme, ein trauriges, thränenfeuchtes Antlitz erwecken auch in der Bruſt eines Kindes Mitgefühl.

Als er ihr aber das Geheimniß ihrer Flucht aus dem Indianiſchen Lager und die heilige Wahrheit enthüllte, die Margareth bewogen hatte zurückzukehren, ſchluchzte ſie laut.

„Edles, großmüthiges Mädchen, wie habe ich Dir ſo ſehr, ſehr Unrecht thun können! Aber ſage mir, Tongatou, würde ſie, wäre es anders geweſen, wieder bei unſerem Volke gelebt haben?"

Der Häuptling umging die Frage und fuhr fort, ihr von der Zerſtörung und Verwüſtung zu erzählen, der ſie, bei ihrer Rückkehr, begegneten, von dem Wiedererſcheinen Tecumſeh's und dem wunderbar langen Schlaf des ſchwankenden Rohres.

„Gott ſei gedankt," rief Alice, „ſie entging doch dem Martertod; und für mich litt und duldete ſie alles dieß, verlangte keinen Lohn, geheimnißvoller, lieber Geiſt! o, wie ganz unähnlich warſt Du Deiner ſchwachen Schweſter!"

Der Häuptling fuhr fort. „Viele, viele Tage lag das ſchwankende Rohr bewegungslos und ſchweigend, aber es war Wärme in der Gegend ihres Herzens, und wir wußten, der Geiſt könnte noch nicht geſchieden ſein. Unheimliche Furcht beſchlich uns, denn ſie war uns ſtets wie ein Weſen aus dem Lande der Schatten erſchienen; endlich war Alles kalt und ſtill; Tongatou wußte damals nicht, daß ſich ihr Geiſt vorbereitete, den Körper des weißen Kindes zu beleben," und er beugte ſich wieder über das jetzt Schlummernde, in deſſen ſanften Zügen aufs Neue den Beweis ſeiner Rede zu finden und fuhr fort:

„Unſer Volk wird nie glauben, daß ſie todt iſt, und ſie reden von ihr, wie von Einer, die aus Liebe zu dem armen Indianer auf der Erde weilte. Tongatou hatte ihre Stimme in der Nacht gehört und ſie fühlen zu ſeinem Herzen ſprechen. Tecumſeh ſchlief die ganze Nacht auf dem Grabhügel des ſchwankenden Rohres und er fühlte, daß es, ihn zu tröſten, kam; aber er lächelte nimmer. Sein Herz war lange geſtorben. Der Kummer über ſein Volk und der Tod des ſchwankenden Rohres, brach die Kraft des ſtarken Mannes. Tongatou trug ihn vom Schlachtfeld und legte ſeinen Körper neben den des ſchwankenden Rohres. Tongatou wird dort, nach dem Willen des großen Geiſtes, ſein eigenes Grab graben und an ihrer Seite ruhn; er hat ſeine Hütte dort gebaut und der Geiſtervogel ſingt die ganze Nacht auf ſeinem Dach."

Seinen Mantel von einander ſchlagend, nahm er ein kleines Käſtchen hervor, das Alice augenblicklich erkannte; es war einſt Margarethen geweſen, aus dieſem hob er eine lange, dunkele Locke und hielt ſie an das Licht. „Das fand ich auf der Bruſt Tecumſehs; die Hälfte begrub ich mit ihm, dieß ſoll mit Tongatou ſchlafen. Das Buch des weißen Mädchens iſt hier; er gebraucht es nicht,“ und er überreichte Alleen die Reliquie. Sie preßte das Buch an ihre Bruſt und weinte laut; das Andenken und die einfache Erzählung des Häuptlings hatte ihr das ganze Weſen der theuren Schweſter, wie ihr trauriges, freudloſes Daſein zu lebhaft ins Gedächtniß zurückgerufen.

Als ſie ihr Antlitz wieder erhob, war ſie allein.

Aus dem Matroſenleben

von

Friedrich Gerſtäcker.

Der Verfasser behält sich die Uebersetzung dieses Werkes vor.

Leipzig,
Arnoldiſche Buchhandlung.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Cap. 1. An Bord 1
" 2. Der Markt zu Sydney 11
" 3. Die Matroſenkneipe 20
" 4. Die Flucht von Bord 34
" 5. Die Entdeckung 53
" 6. Sydney im Dunkeln 59
" 7. Was das Geld vermag 89
" 8. Die Ausfahrt 106
" 9. Hans 116
" 10. Die unterbrochene Execution 134
" 11. Der Sturm 153
" 12. Die Riffbank 161
" 13. Das Wrack 178
" 14. Die Mannſchaft trennt ſich 188
" 15. Die Bootfahrt 202
" 16. Der Morgenbeſuch 225
" 17. Die Landung 241
" 18. Der Auſtraliſche Buſch 247
" 19. Das Bivouak 270
" 20. Bills Wacht 280
" 21. Schluß 302

Erſtes Capitel.

An Bord.

Captän an Bord? frug am Morgen des 2. Auguſt ein ſonngebräunter, breitſchultriger — Herr, muß ich ſagen, denn er ſtack wenigſtens in feinen Tuchkleidern, mit einem hohen ſchwarzen Seidenhut und feiner Wäſche. Seine breiten braunen Fäuſte, die allen Glacéhandſchuhen ingrimmig Trotz boten und ihrem Eigenthümer in jeder anderen Kleidung gewiß Ehre gemacht hätten, ließen aber weit ſicherer auf einen Arbeitsmann als auf ein Mitglied der „höhern Claſſen", ſchließen, und doch ſchien er zu denen zu gehören, oder rechnete ſich wenigſtens ſelbſt dazu.

Der Fremde ſtand in einem der gewöhnlichen Bayboote von Sydney, und hatte die Fallreeps der herunterhängenden Schiffsleiter gefaßt, während er zu dem oben über Bord ſehenden Steuermann des „Pelican", der ſchon draußen in der Bay von Sydney lag und am nächſten Morgen unter Segel gehen wollte, hinaufrief.

„Ay, ay, Sir", lautete die ſeemänniſche Antwort; der Fremde ſprang auf die Leiter und lief, nach einem paar mit den Bootsleuten gewechſelten Worten, die ihr kleines Fahrzeug gleich darauf feſtmachten und ſeine Rückkehr zu erwarten ſchienen, an Deck.

Das Deck des „Pelican" bot nichts außergewöhnliches dar. Die Leute waren theils beſchäftigt von dem am andern Bord liegenden „Watertank"*) Waſſer einzunehmen, theils hie und da Kleinigkeiten am Tauwerk auszubeſſern, oder ausgebeſſertes zu theeren. Der Zimmermann kalfaterte das Deck, und die monotonen Schläge ſeines hölzernen Hammers waren faſt das einzige Geräuſch an Bord, ſo ſtill und ruhig ging alles zu.

So beſchäftigt übrigens die ganze Mannſchaft auch mit dieſer oder jener Sache ſchien, denn ſelbſt der Mate oder Steuermann war dabei, die Logleine auszumeſſen und neu zu „märken", ſo müßig ſahen ſich zwei junge Leute die Sache an, die ruhig an Deck auf- und abſchlenderten, und nur dann und wann bei einer oder der andern Gruppe ſtehen blieben, einmal nach dem Boot hinunter ſahen, und ihre Wanderung langſam wieder fortſetzten. Sie trugen leichte Sommerhoſen, kurze, dünne Jacken und einen breitrandigen Strohhut von ſogenanntem cabbageleaf (der Kohlpalme), um den ein breites, ſchwarzes Band befeſtigt war, mit den gelb darauf gemalten Worten: „water-police.“

---

*) Watertanks ſind kleine Fahrzeuge, deren innerer Schiffsraum eingerichtet iſt, mit Waſſer ſtatt anderer Ladung gefüllt zu werden. Sie gehen dann langſeit der Schiffe, die friſches Waſſer verlangen, und pumpen daſſelbe mit Hülfe eines langen Schlauchs in die an Bord befindlichen Fäſſer.

Der Fremde ging nach einem flüchtigen über Deck geworfenen Blick, der zum größten Theil dem Takelwerk galt, nach hinten, und ſtieg, ohne einen von den Leuten weiter zu grüßen, die Cajütstreppe hinunter.

„Kannteſt du den?“ frug einer der Polizeileute den anderen.

„Nein“, ſagte der Gefragte, weißt du wie er heißt?

„Wirſt ſchon noch ſeine Bekanntſchaft machen“, lachte der erſte — „es iſt Capitain Dilytt vom Boreas, und will nach Calcutta. — Das Schiff iſt auf Dienſtag angezeigt.“

„Noch niemand fortgelaufen von den Leuten?“

„Noch nicht, aber wie ich geſtern gehört habe, wollen ſie morgen fort. — Ich könnt's leicht hintertreiben, damit iſt uns aber nicht gedient. — Es ſind Ausländer, der gröſte Theil wenigſtens von ihnen, und wenn erſt einmal eine tüchtige Belohnung auf ſie geſetzt iſt, wollen wir ſie ſchon wieder kriegen.“

„Wo gehen ſie denn gewöhnlich Abends hin?“ frug der zweite — „haſt du ſie ſchon im Auge gehabt?“

„O, ſchon ſeit acht Tagen — ſie ſind bis jetzt meiſtens im „Elephant und Caſtle“ in Pittſtreet, und ein paarmal auch in einer von den Kneipen in Kentſtreet geweſen, es ſcheint aber, daß ſie ſich jetzt weiter hinauf in Pittſtreet gezogen haben. Es ſind theils Franzoſen, theils Deutſche und nur vier Engländer an Bord, und dort oben herum wohnen einzelne von ihren Landsleuten.“

„Die werden ſie dann aber auch nicht verrathen wollen“, meinte der zweite, der noch nicht lange in ſeinen jetzigen Poſten eingetreten war.

„Nicht verrathen?“ lachte der erſte, „laß nur erſt einen tüchtigen Preis darauf ſtehen, dann iſt mir vor dem Andern auch nicht bange. Derart Leute wollen Geld verdienen, und die Art wie das geſchieht, iſt ihnen gewöhnlich verdammt gleichgültig, ſo ihnen nur die Polizei nichts dabei anhaben kann.“

Capitän Oilytt war indeſſen, während dies für ihn ſo wichtige Geſpräch am Deck verhandelt wurde, in die Cajüte des Pelican getreten und hatte mit dem am Tiſch ſitzenden Capitän die erſten Begrüßungen gewechſelt.

„Alſo Morgen wollen Sie fort?“ ſagte er. „Wie ich ſehe haben Sie Polizei an Deck? Fürchten Sie, daß Ihnen noch einige von Ihren Leuten weglaufen ſollten?“

„Ja und nein,“ antwortete Capitän Howell vom Pelican. „Der Henker traue den Schuften. — Sie werden auf meinem Schiff ſo gut behandelt, wie kaum auf einem anderen. Kein hartes Wort wird zu ihnen geſprochen, keine unnöthige Arbeit wird von ihnen verlangt, mein Mate iſt ein ſehr ruhiger ordentlicher Mann, und das Eſſen iſt ebenfalls gut und nahrhaft; in der Hinſicht können ſie ſich alſo über nichts beklagen. Das verwünſchte Gold ſteckt ihnen aber darum nicht minder im Kopf — der große Klumpen hat ja ganz Sydney verrückt gemacht, warum nicht auch die Leute, und mit allen möglichen Schwindeleien werden ſie überdies noch, ſobald ſie nur einmal den Fuß an Land ſetzen von allen Seiten beſtürmt. All die ſogenannten „Schlafbaaſen“ gehen ja darauf aus, ſie von den Schiffen abzulocken. Hat ſo ein Kerl ſie dann in den Klauen, dann zieht er ſie aus bis auf den letzten

Fetzen Kleidungsſtücke oder auf den letzten Penny an Geld, und verkauft ſie dann wieder an ihr altes Schiff oder an irgend ein anderes — ihm gleich, wenn er nur ſeinen Verdienſt daraus zieht. Das wollen aber die Leute nicht einſehen, und wenn ſie auch tauſend ſolcher Beiſpiele hören, ſo halten ſie ſich ſelber doch immer für klüger, und denken, ſie werden es ſchon beſſer machen. Um mich deshalb vorzuſehen, und nicht im letzten Augenblick etwa noch ſitzen zu bleiben, hab' ich lieber das Geld angewandt mir die Polizei auf's Schiff zu nehmen bis ich abſegle, und ich glaube das Geld iſt nicht gerade unnütz ausgegeben.

„Wie viel zahlen Sie für die Polizeiaufſicht täglich?" frug Oilytt.

„Für jeden Mann eine Guinee", erwiederte der Capitän des Pelican, „es iſt theuer, läßt ſich aber doch nun einmal nicht ändern."

„Eine Guinee?" rief Oilytt erſtaunt — „na, da dank ich. Dafür kann ich meine Leute ſelber bewachen." Ueberdies halt ich gar nicht ſo viel von dem, was ſie auf See „gute Behandlung" nennen. Die Leute müſſen natürlich ihr ordentliches Eſſen und Trinken, ihren Brandy oder Rum haben, nachher aber auch wiſſen wen ſie vor ſich ſehen, und ich, für meinen Theil, habe wenigſtens ſtets mit Strenge mehr ausgerichtet als mit Güte und Zureden. Sie wollen wahrhaftig gar nicht gut behandelt ſein und lachen Einen nur dafür hinter dem Rücken aus. Wenn ich nur mit den Augen blinze, wiſſen ſie ſchon was die Glocke geſchlagen hat, und Gnade Gott dem, der da noch mukst. — Sie mukſen aber auch nicht.“

Der Steward, der Wein und Gläſer auf den Tiſch geſetzt hatte, ſah den Sprecher mit einem halb verächtlichen, halb höhniſchen Lächeln von der Seite an, war aber gleich wieder ganz ernſthaft, als dieſer zufällig zu ihm aufſchaute.

„Und wann gedenken Sie zu ſegeln?“ frug Capitän Howell den anderen, „Sie liegen am Slip, nicht wahr?“

Ja, am Patent Slip, Montag Morgen will ich die noch übrigen Pferde einnehmen, und Dienſtag Morgen leg' ich in die Bay hinaus — iſt der Wind gut, ſo geh ich noch Dienſtag Abend, oder ſpäteſtens Mittwoch Morgen in See.

„Weggelaufen iſt Ihnen noch keiner von Ihren Leuten?“

„Nicht ein einziger“, lachte Dilytt, „ja, ſie haben zu viel Reſpect. Sie wiſſen recht gut, wieder krieg' ich ſie doch, und nachher ging's ihnen erbärmlich.“

„Mit dem Wiederkriegen iſt es aber doch eine mißliche Sache", ſagte Howell kopfſchüttelnd, „und ich würde mich an Ihrer Stelle nicht zu ſicher darauf verlaſſen. Aber wenn auch, ich ſetze den Fall Sie bekommen ſie, mit hoch darauf geſtellten Belohnungen wirklich wieder, koſtet Sie das weniger als die paar Pfund Sterling, die ſie jetzt an die Polizei ausgeben?"

„Das koſtet mich gar nichts", lachte Dilytt, „das verſteht ſich doch von ſelbſt, daß die ausgeſetzte Belohnung für das Einfangen die eingefangenen Schufte auch ſelbſt bezahlen müſſen, und dafür hab' ich ſchon geſorgt, daß ſie dazu noch alle genug zu gut haben."

„Und Ihre Zeit? das andere iſt das wenigſte. Rechnen Sie aber einmal was Sie allein an Futter und Waſſer für Ihre Thiere, die Sie an Bord haben, mehr brauchen. Außerdem müſſen Sie dann ſogar noch Leute für 6 Schilling den Tag miethen, die Ihnen nur die nöthigſten Arbeiten beſorgen. Ich will nichts davon ſagen, wenn man keine Polizei an Bord nimmt, ſobald man noch acht oder vierzehn Tage im Hafen zu liegen hat; die Koſten wären ſonſt zu bedeutend. Wer aber ſchon den größten Theil ſeiner lebendigen Fracht eingenommen, und in ein oder zwei Tagen zum Abſegeln gekommen iſt ohne Leute zu verlieren, der ſollte auch die paar Pfund Sterling nicht ſcheuen. Die Verführung iſt jetzt zu groß; man kann auf die beſten

Leute nicht mehr mit Beſtimmtheit rechnen. Aber wir wollten ja über unſere Paſſage ſprechen — Sie gedenken durch Torresſtrait*) zu gehen?"

„Ich weiß noch nicht", ſagte Dilytt, „indem er ſein Glas austrank und wieder füllte; ich mag mich nicht gerne in die verdammten Klippen hineinwagen. — Am liebſten ging ich um den Süden, wenn man jetzt nur trauen dürfte wie's mit dem Wind ſteht, und nachher nicht die ganze Reiſe gegen den Monſun anzupeitſchen hat. Sind Sie ſchon einmal durch die Torresſtrait gegangen?"

„Nein", ſagte Capitain Howell; aber die jetzt darüber ausgefertigten Karten ſollen ausgezeichnet ſein, und ich werde jedenfalls die Paſſage von Raines Eiland verſuchen."

Die beiden Capitäne unterhielten ſich jetzt noch eine Zeitlang über die Torresſtraße, wie einige andere Geſchäftsſachen, und Capitän Dilytt nahm endlich

---

*) Von Auſtralien nach Indien giebt es zwei Wege. Der nördliche iſt eigentlich der nächſte, hier aber liegt die, durch ihre gewaltige Klippenreihe den Schiffen nicht ſelten gefährliche Torresſtrait, die zwiſchen Auſtralien und Neu-Guinea durchſchneidet. Die Schiffe müſſen in dieſer Nachts vor Anker gehn, bis ſie den Indiſchen Ocean erreichen. Die Paſſage um die Südküſte Auſtraliens iſt gefahrloſer, wenn auch weiter.

Abſchied und ſtieg wieder in ſein Boot hinunter, das ihn raſch nach dem Circular Werft hinüberruderte.

„Da fährt auch Einer," ſagte ein Matroſe oben in den Marswanten, wo er die Pardunen theerte, zu ſeinem Cameraden, der mit dem Fetttopf zwiſchen den Zähnen eben von oben niederglitt und dicht neben ihm Poſto faßte — „da fährt auch Einer, wo ich ebenſo gern in der Hölle wäre, als daß ich ſein Biscuit kaute."

„Das iſt der Capitän vom Boreas", ſagte der andere, „nicht wahr? der Kerl ſieht auch gleich ſo aus, als ob er einen Monat in heißem Pfeffer gelegen und nachher mit Eſſig abgerieben wäre. Es iſt zum Tod zu verwundern, daß ihm noch keiner von den Leuten weggelaufen iſt.

„Lauf du jetzt einmal weg, wenn du Luſt haſt", lachte der erſte, „ſie werden wohl nicht können."

„Nicht können? dicht am Land liegt das Schiff, und keine Seele von Polizeidiener an Bord. Da wollte ich einmal den Steuermann oder Bootsmann oder ſelbſt Polizeidiener ſehen, der mich hindern ſollte nicht allein mich ſelbſt, ſondern auch meinen Kleiderſack fortzuſchaffen. Ne, die Burſchen müſſen etwas anderes auf der Wippe haben, oder ſie wären nicht ſo lange geblieben. Vielleicht warten ſie auch nur bis zum letzten Augenblick. — Die Geſchichte iſt aber faul wenn ſie ſich da nicht vorſehen, kann's ihnen am Ende gerade ſo gehen wie uns. Hätt' ich mich damals nicht von dir abreden laſſen, ſo ſäß ich jetzt vielleicht ganz bequem oben in den Minen, und fände Stücke Gold wie mein Kopf groß. Das Matroſenleben ſoll doch der Teufel holen, ſobald er nur im mindeſten Luſt dazu ſpürt.

„Ja und das Minenleben ſoll noch viel ärger ſein", meinte der andere — d. h. man iſt freilich ſein eigener Herr dort, das iſt richtig — mit dem Verdienſt iſt's aber auch dafür deſto unſicherer, denn an die großen Klumpen glaub' ich nun einmal nicht."

Der eine glitt mit ſeinem Fetttopf weiter nach unten, und das Geſpräch war abgebrochen.

Zweites Capitel.

Der Markt in Sydney.

Ein Sonnabend Abend in Sydney iſt das lebendigſte, was die ſonſt gewiß nicht todte Stadt nur irgend aufzuweiſen hat. Alles ſcheint auf den Beinen zu ſein, und wen nicht beſondere Geſchäfte hinaustreiben, den läßt die Neugierde ſchon nicht zu Hauſe, und er muß wenigſtens einmal „durch den Markt gehen."

Der engliſche Sonntag trägt hiervon allein die Schuld. Da er ſehr ſtreng gehalten wird, kann man an dieſem Tag natürlich gar Nichts zu kaufen bekommen. In vielen, ſehr orthodoxen Haushaltungen, wird ſogar ſchon am Sonnabend Alles für den Sonntag gekocht, gebraten und vorbereitet, damit der Sabbath durch nichts Alltägliches entweiht werde. Der äußerſte Termin aber, für Fromme und Nichtfromme, was man braucht noch zu bekommen, iſt der Sonnabend Abend, und Fleiſcher, Gärtner, Obſt- und Blumenhändler, überhaupt Alle, die nur irgend etwas Wirthſchaftähnliches zu verkaufen haben, drängen ſich an dieſem Abend herzu, es auszulegen.

Jeder wetteifert dabei mit dem Andern, ſeinen Stand ſo einladend als möglich herzurichten, und ganz beſonders ſchmücken die Fleiſcher ihre Buden mit fetten Hammeln und feiſten Ochſen. Große Brode von ausgelaſſenem Talg bilden die Säulen, und hie und da bringt ein ausgeſchlachtetes und bei den langen Hinterläufen aufgehangenes Känguruh oder Wallobi, Abwechſelung in die ſonſt etwas monotonen Fleiſchſpeiſen.

Der Markt von Sydney beſteht aus vier langen, hohen, luftigen und höchſt praktiſch eingerichteten Gebäuden, die übrigens noch auf eine bedeutende Vergrößerung der Stadt berechnet waren, denn ſie wurden damals nur zur Hälfte benutzt. Eines ſtand wenigſtens ganz leer, und ein zweites hatte einen ſehr geringen Theil ſeiner Stände erſt in Gebrauch.

Das eine von dieſen iſt ausſchließlich für rein animaliſche Erzeugniſſe beſtimmt, und hier fallen neben den Schlächtern am meiſten die reinlichen Butter- und Käſeſtände ins Auge; mit ihren aufgehäuften Maſſen von Hühnern und Enteneiern, mit ihren Schmalz- und Butterkufen, und den gelb glänzenden, hell durchſchnittenen Käſen, die den Vorübergehenden aus ihren tauſend Argusaugen verlangend nachſchauen.

Neben dieſem befinden ſich ebenfalls die Stände mit Geflügel, mit dieſem aber gehts den Bewohnern von Sydney wie mit dem Fleiſch, ſie haben keine Abwechſelung darin, weil ihnen das wilde Geflügel, wilde Enten ausgenommen, fehlt, und immer und ewig ſind Hühner, Tauben oder Truthühner das einzige was ihrem Gaumen geboten wird. Im Land drin gibt es allerdings hie und da viel kleine Rebhühner, Wachteln und einige andere Arten; wer die ſchießt, ißt ſie aber auch gewöhnlich ſelber, und ſie kommen nicht auf den Markt.

Aus dieſen Tauſenden, der menſchlichen Gier gemordeten Leben, tritt man jedoch in ein viel freundlicheres Bild ein, ſobald man den ſchmalen Gang überſchreitet und in das andere, rein vegetabiliſchen Erzeugniſſen beſtimmte Gebäude kommt. Die vorragendſte Stellung nehmen hier unſtreitig die in wahren Unmaſſen aufgeſtapelten und geſchütteten Orangen oder Apfelſinen ein. Die auſtraliſche Orange iſt dabei vorzüglich, und im Verhältniß auch billig genug, und wird viel conſumirt. Ueber dieſen hängen Ananas von Moreton-Bay, und aufgeſchichtete Wände von Blumenkohl und anderen Gemüſen bilden den Hintergrund. Es war jetzt gerade nicht die eigentliche Fruchtzeit, ſonſt hätten auch noch Pfirſiche und Feigen einen nicht unbedeutenden Platz hier angefüllt.

Am ſchwächſten war der Blumenmarkt vertreten — die Auſtralier haben wenig Sinn für Blumen — auf dem ganzen Markt wäre kein ſchöner geſchmackvoller Strauß aufzufinden geweſen.

Blumen ſind aber auch das, wonach die Menſchen am wenigſten verlangten. — Etwas Compactes wollten ſie haben, Roaſtbeef und Blumenkohl oder Weißkraut — Hammelskeulen und Zwiebeln — was halfen ihnen die Blumen, die waren ja doch nur zum Anſehen.

Durch dieſes „Vegetabiliſche Marktgebäude“, wenn ich es ſo nennen darf, ſchlenderten langſam, und mit der Miene von Leuten, die nichts auf der Gotteswelt, am wenigſten aber Zeit zu verlieren haben, vier Matroſen — der erſte Blick auf ihre weit zurückgeſetzten Hüte und blauen Jacken ließ ſie als ſolche erkennen — und ſahen ſich ziemlich gleichgültig die rechts und links aufgeſtapelten Fruchtmaſſen, und zu ihrer Schande muß ich's geſtehen, ebenſo gleichgültig auch die manchmal wirklich lieben und freundlichen Geſichtchen an, die geſchäftig zwiſchen den einzelnen Ständen hin- und herglitten, und ihre Einkäufe für den morgenden Tag beſorgten. Sie waren eben hierhergekommen, weil ſie alle anderen Menſchen hatten hierher gehen ſehen, und ihr Spaziergang ſchien eher den Grund zu haben, ihre Beine wieder einmal „gegen Straßenpflaſter zu reiben" als irgend etwas anderes.

„Du, Jack", ſagte da endlich der eine von ihnen zu dem vorangehenden, „braß einmal hier einen Augenblick back und leg ein halb Dutzend von den Apfelſinen ein."

„Haſt du Geld?" wandte ſich der alſo Angeſprochene langſam nach ihm um — „mir hat der Alte heute Abend keinen Penny geben wollen. — Er ſagte, er hätte es heute ganz vergeſſen Geld mitzubringen, wir ſollten aber morgen früh jeder ein Pfund haben, und dann möchten wir noch einen Sonntag Abend, wenn wir wollten, an Land gehen — den Dienſtag Morgen legte er in die Bay hinaus. Er war verdammt geſprächig."

„So? dann traue ich ihm gerade am allerwenigſten", meinte der andere, „er hat übrigens hölliſche Angſt daß wir ihm auskneifen, und verdient hätt' er's zehnmal. — Wenn man nur wegkommen könnte. Die Straße in die Minen ſoll ganz beſetzt mit Polizeidienern ſein, und hier verſteckt Einen auch niemand. — Die Strafe iſt zu groß, wenn ſie erwiſcht werden."

„Du, ſprich nicht ſo laut", ſagte der dritte — „ich habe da hinten eben unſeren Steward geſehen, der Grünes einkaufte. Wenn der ein Wort aufſchnappen kann, bringt er's dem Alten brühheiß wieder. Das wäre ſo Waſſer auf ſeine Mühle — er traut uns überhaupt nicht."

„Hat auch alle Urſache dazu", brummte der erſte, und zog ſich die Hoſen etwas höher über die Hüften — „wie ich wenigſtens jetzt geſtimmt bin, trau' ich mir ſelber nicht, und ſollte mich gar nicht wundern, wenn ich mich morgen oder übermorgen früh einmal in irgend einem dunklen aber ſicheren Winkel weggeſtaut fände, und dort krumm läge, bis der Boreas beim — Boreas wäre — oder ſonſt wo, wohin er immer Luſt hat. Es iſt ſchon ſchlimm genug bei dem alten Schuft Matroſe zu ſein, wie viel weniger denn Pferdejunge.“

Der eine von ihnen, der etwas Geld bei ſich hatte, war bei dem nächſten Obſtſtand ſtehen geblieben und hatte ſeinen Hut voll Apfelſinen gekauft.

„Wo ſind denn die übrigen?“ frug er ſeinen Cameraden, als er ſie wieder eingeholt, „ich dachte, es hätte uns heute Abend irgend jemand irgendwo ſprechen wollen?“

„Die ſitzen im goldenen Kreuz in Pittſtreet“, lautete die Antwort, „ein Irländer hat dort eine Schenke, und da wollten wir heute Abend zuſammenkommen.“

„Aber was machen die Deutſchen und Franzoſen bei dem Irländer“.

„O, er hat eine Frau, vom Rhein glaub' ich, die deutſch und franzöſiſch ſpricht — und dann iſt noch ein wunderhübſches Mädchen im Hauſe — Jean hat ſich ſchon ſterblich in die verliebt.“

„Das paſſirt Jean ſehr oft“, ſagte der Engländer trocken — Das könnte er billiger haben. Aber kommt; es wird Zeit — es muß ſchon acht Uhr ſein.“

„Zum Donnerwetter — da iſt der Alte“ — rief plötzlich der eine von ihnen, und als ſie ſich umſahen, war ihr würdiger Capitän auch ſchon dicht hinter ihnen. Er ſah ſie aber nicht — die breiten Schultern ſuchten ſich, herüber und hinüber arbeitend, Bahn durch das Gedränge zu brechen, und jedenfalls hatte er irgend ein Ziel dem er nachſtrebte, denn er ſchaute weder rechts noch links, und das Gebäude entlang konnten ſie der langen rieſigen Geſtalt mit dem dicken rothen Geſicht, mit den Augen folgen.

„Da ſchwimmt er hin", ſagte der erſte lachend — „mit einer fliegenden Fahrt vor dem Wind. Möchte nur wiſſen auf was er Jagd macht."

„Wahrſcheinlich auf das kleine Fahrzeug da vor ihm, mit dem ſchwarzſeidenen Jäckchen. Ob er uns wohl geſehen hat? Er guckte aber gar nicht her."

„O Gott bewahre", lachte ein anderer. „Der nahm eben ganz genaue Peilung voraus und ſcheert ſich auch überhaupt den Teufel um uns. Sobald wir nur immer zur rechten Zeit an Bord kommen und kein Geld von ihm wollen, ſind wir ihm gut genug. In allem anderen können wir zum Teufel gehen. Aber kommt, wir halten hier gerade durch Georgeſtreet durch und die kleine Straße hinunter. An der nächſten Ecke gehen wir über Stag, und dann haben wir reines Fahrwaſſer, bis wir das goldene Kreuz über der Thüre ſehen."

Die vier Matroſen verließen das Marktgebäude und gingen Marktſtreet hinunter nach Pittſtreet zu, der ſie aufwärts folgten. Am Courthaus ſtanden zwei Männer in dunklen Ueberröcken und Mützen. Sie ſahen den Matroſen nach, und der eine von ihnen ſagte leiſe:

„Weißt du von welchem Schiff die ſind? im Markthaus machte mir der eine ein paar ſehr verdächtige Bemerkungen; ich möchte wohl wiſſen wo ſie hingehen. Wenn ich nicht irre, ſo nannte der eine den Namen Boreas — ſind ſie von dem Schiff, ſo können wir nur immer die Augen offen haben.“

„Weit marſchiren werden ſie nicht“, ſagte der zweite, „und da brauchen wir ja nur einmal mitzugehen.“

Die beiden Männer folgten langſam den vier Matroſen, bis dieſe in der Thür des goldenen Kreuzes verſchwanden — dann blieben ſie auf der anderen Seite der Straße ſtehen.

„Wollen wir einmal hinein?“ ſagte der eine.

„Ja, aber jetzt noch nicht“, entgegnete ihm der andere — „es iſt noch zu früh. Wir müſſen ihnen ein Weilchen Zeit laſſen, bis ſie erſt ein halb Dutzend Gläſer im Kopf haben.“ Und mit dieſen Worten gingen ſie langſam die Straße wieder hinunter nach dem Theater zu, wo um dieſe Zeit das regſte Leben war.

Laß ſie gehen, lieber Leſer — es ſind zwei verkleidete Polizeidiener, und die melden ſich immer ſchon von ſelber wieder. Wir wollen indeſſen einmal in das goldene Kreuz treten, und zuſehen ob ſie da drinnen guten Portwein haben.

Drittes Capitel.

Die Matroſenkneipe.

Das goldene Kreuz zeichnete ſich vielleicht in nichts, als eben ſeinem frommen Aushängſchild vor den übrigen tauſend Schenken Sydney's aus, wo der Wirth über der Thür die vom Staat erhaltene Erlaubniß mit den ſtereotypen Worten anzeigt: „Licensed to sell spirituous and fermented liquors," was er ſich ſelber überſetzt — „Du darfſt jeden Schund verkaufen den man nur in eine Flaſche gießen, und aus einem Glaſe trinken kann."

Im Innern ſah es aber reinlich und ſelbſt behaglich genug aus, denn es iſt kaum ſo ſehr des Wirths Vortheil ſeine Gäſte hereinzulocken, als ſie nachher darin zu halten. Das große mittlere Fenſter, das die halbe Wand einnahm, war inwendig mit weißer Farbe leicht überſtrichen und nur auf den Scheiben prangten oben die Worte „Wine Vaults“, und rechts und links „London Porter“ und „Baß's Ale“, zierlich mit Wein und Hopfenreben umrankt. Im Innern aber ſtanden oben auf den blank lackirten Gefachen meſſingbeſchlagene kleine Fäßchen, mit ihrem Inhalt in ſauberen goldenen Buchſtaben darauf verzeichnet, und reinliche geſchliffene Caraffen mit neuſilbernen gravirten Schilden.

Nur rechts und links war das ſchwere Geſchütz, eine dunkle Batterienmaſſe von Ale- und Porterflaſchen mit ihren bleiernen Deckeln, aufmarſchirt, und unten lagen kleine rundbäuchige weiße Glasflaſchen, feſt zugebunden, mit Sodawaſſer und mouſſirender Limonade, wie denn auch an der Wand eine Hand mit einer daringehaltenen Sodaflaſche die werthe Adreſſe des Fabrikanten jedem verkündigte, der ſich nur die Mühe geben wollte ſie zu leſen.

Auf dem Ladentiſch waren die nach unten niedergehenden Pumpen mit elfenbeinernen Knöpfen angebracht, draught Ale and Porter gleich friſch heraufzuziehen und rings im Zimmer aufgeſtellte Tiſche und Stühle mit kleinen, heimlichen, hölzernen Verſchlägen, in die nur höchſtens immer vier Menſchen hineinpaßten. Dieſe hatten ſtatt der Thüren Gardinen.

Hinter dem Schenktiſch ſtand auf der einen Seite der Wirth, eine vierſchrötige pockennarbige Geſtalt mit rothen Haaren und kleinen aber verſchmitzten Augen, und einem beſonderen humoriſtiſchen Zug um den Mund. Es war der Irländer Mac Carther und der Eigenthümer des goldenen, und eines anderen Kreuzes, das mit weißer Schürze und kleiner blumenbeſetzter Mütze an der anderen Seite hinter dem Schenktiſch ſtand, und die beſtellten Gläſer füllte. Das flinke Schenkmädchen, Polly, trug ſie dann an den Ort ihrer Beſtimmung, und cokettirte dabei nach beſten Kräften mit den Gäſten. Mac Carther zog die Propfen aus den Flaſchen und ſpülte die Gläſer aus.

Mrs. Mac Carther kann ich mit wenigen Worten ſchildern — Sie war eine Elſäſſerin mit ſchwarzen Haaren und ſchwarzen Augen, etwa 30 Jahr alt, was man ihr aber kaum anſah, und von reſolutem feſtem Charakter, wie denn auch Mac Carther, der ſonſt gewiß nicht zu den Schwächlingen gehörte, nicht umhin konnte zu bezeugen. Daran war kein Zweifel, ſie regierte das Kreuz, und da ſich daſſelbe unter den zarten Händen ungemein wohl befand, und an Gäſten und Einnahmen faſt wöchentlich wuchs, fügte ſich auch Mac Carther ſehr gern dieſer Autorität, und begnügte ſich, daneben nur noch allerlei kleine Beigeſchäfte auf ſeine eigene Hand zu treiben. Doch davon ſpäter.

Polly war das Muſter eines Sydney-Schenkmädchens; drall und ſchlank gewachſen, und mit ein paar Augen, die denen ihrer Herrin an Schwärze und Feuer wahrlich nicht nachſtanden, die ſie ſelber aber an jugendlicher Friſche weit übertraf. Mrs. Mac Carther war aber deshalb nicht im mindeſten eiferſüchtig. — Gerade dieſe „jugendliche Friſche“ zog ihr allabendlich ſo und ſo viel mehr Gäſte in das Haus, und deshalb hatte ſie Polly eben zum Schenkmädchen angenommen.

Es war noch nicht ſpät am Abend; darum hatten ſich auch noch nicht ſo viel Gäſte eingefunden. Nur an zweien der Tiſche ſaßen die Leute vom Boreas, fünf Deutſche und drei Franzoſen, und tranken, die erſteren Ale, die anderen Claret. Polly brachte den letzeren eben eine friſche Flaſche auf den Tiſch, und Jean hatte die Hand gefaßt, die ſie nach der geleerten ausgeſtreckt. Sie ſah ihn lächelnd an und verſuchte ſich leiſe loszumachen.

„Polly“, ſagte der junge hübſche Matroſe, und legte ihr die linke Hand auf die Schulter — „du biſt auch heute Abend wieder einmal recht häßlich, und willſt mich gar nicht anſehen — hab ich dir irgend etwas zu leid gethan?“ — Er ſprach das Engliſche etwas gebrochen, es klang aber doch gut und das Mädchen ſchüttelte lachend den Kopf.

„Nichts zu leid gethan, Mr. Jean, aber los laſſen müßt ihr mich, denn Miſſis ſieht ſchon ſcharf nach mir herüber und ich habe viel zu thun. — Da kommen noch andere Gäſte.“

„Polly, ich habe dir etwas zu ſagen“, flüſterte ihr Jean jetzt leiſe und raſch in's Ohr — „willſt du mir nachher nur auf wenige Secunden hinausfolgen?“

„Ich weiß noch nicht“, ſagte das Mädchen halblaut und machte ſich von ihm los. Die Augen wußten es aber und ſagten ja, und Jean leerte ſein Glas auf einen Zug.

„Hallo, ſchon wieder ſo geſchäftig?“ lachte Bill, der zuerſt eintretende von den engliſchen Matroſen, „da iſt ja die ganze Beſcheerung bei einander, und Jean hat alle Hände voll zu thun, wie ich ſehe. Guten Abend Mac Carther, guten Abend Miſſis — jung und ſchön wie eine Roſe — aber nicht wie die letzte — heh Miſſis? — Was trinkſt du, Jack, und du Bob — wie? Jims Geſchmack kenne ich ſchon, der hält's wie ich, mit Brandy und Waſſer!“

Die viere traten zum Schenktiſch und tranken, und ſetzten ſich dann an den, an der hinteren Wand quer vorſtehenden langen Tiſch, wohin ihnen die anderen bald darauf mit ihren Flaſchen und Gläſern folgten, und ein leiſes Geſpräch mit einander begannen.

Außer den Leuten vom Boreas waren nur noch wenige andere Gäſte im Zimmer, und der Wirth, der eben erſt noch zwei Porterflaſchen für die Letztgekommenen geöffnet hatte, rückte ſich nach einer kleinen Weile einen Stuhl mit zu ihnen, ſprach aber noch kein Wort. Er ſchien etwas auf dem Herzen zu haben.

„Wer iſt denn das, der uns heute hier ſprechen wollte“, ſagte Jean endlich, ſich zu ihm wendend, „heraus mit ihm und mit dem was er zu ſagen hat. Ich kann heute Abend nicht lange hier bleiben, und wir ſind jetzt ſo ziemlich alle zuſammen.“

„Hm“, ſagte Mac Carther, und wárf einen anſcheinend gleichgültigen Blick über das Zimmer, der übrigens keinen der ſonſtigen Gäſte, ſo flüchtig er auch über ihnen hinſtreifen mochte, unbeobachtet ließ. Gleich darauf als ob ihn dieſe Rundſchau befriedigt hätte, bog er ſich über den Tiſch etwas vor und ſagte mit leiſer Stimme, die Umſitzenden dabei alle mit den Augen muſternd:

„Seid Ihr geſonnen an Bord zu bleiben, oder wollt Ihr hier in der Stadt eine Beſchäftigung haben? — Das heißt — verſteht mich wohl — ich weiß nicht was Ihr für einen Contract an Bord habt; geht mich auch gar nichts an. — Hält Euch aber nichts dort, ſo weiß ich Euch hier eine Stelle, wo Ihr mit Bequemlichkeit Eure ſechs bis acht Schilling den Tag verdienen könnt — und dafür müßt Ihr eine ganze Woche an Bord wie die Pferde arbeiten. Sind welche von Euch Segelmacher?“

„Vier von uns ſind gelernte Segelmacher“ — ſagte der eine Deutſche, „und die anderen verſtehen meiſt alle genug davon, die laufenden Arbeiten verrichten zu können.“

„Das wäre dann noch beſſer, die verdienen jetzt noch mehr mit Zeltmachen“; ſagte der Wirth ſinnend. „Habt Ihr noch Geld zu gut, oder ſind welche unter Euch„ die vielleicht ſelber etwas anfangen können?“

„Ich habe 600 Franken“, ſagte Jean raſch, und Luſt genug hier für immer 'an Land zu bleiben, wenn nur“ — er hielt inne und ſah forſchend nach Polly hinüber, dieſe aber warf ihm einen freundlichen Blick zu und Jean ſchien dadurch plötzlich zu einem Entſchluß gekommen. — „Was wollt Ihr mit uns thun? — was könnt Ihr? — heraus mit der Sprache und haltet nicht ſo lange hinter dem Berge.“

„Ich?“ ſagte der Wirth erſtaunt — gab ihm aber doch dabei ein Zeichen nicht ſo laut zu ſprechen — „ich? was ich mit Euch will? — gar nichts. — Was kann ich mit Euch wollen. Ich frage Euch nur Euretwegen, und habe Euch ſchon geſagt, ich weiß gar nicht und kann nicht wiſſen, wie Ihr mit dem Schiff ſteht. So viel aber iſt gewiß — jetzt wäre die Zeit hier in Sydney für einen jungen Mann ſein Glück zu machen, und wer das mit Füßen von ſich ſtößt, der hat es nachher ſelber zu verantworten."

„Ja, das iſt Alles recht gut, aber wie können wir vom Schiff loskommen?" ſagte der eine Engländer — und wenn wir los ſind, denn das wäre noch das wenigſte, wo können wir bleiben? Wir müſſen erſt einen Zufluchtsort hier am Ufer haben, und einen ſicheren Zufluchtsort, denn ſonſt iſt die Sache nachher verdammt Eſſig. Vom Schiff hat jeder von uns allerdings noch zu gut, das wißt Ihr aber ſelber wohl, können wir nicht bekommen, und das einzige was wir im Stande ſind mitzunehmen, ſind vielleicht unſere Kleider. Wer ſoll uns nachher aufnehmen und wer wird uns ſo lange Credit geben?"

„O, ſo viel ſind unſere Kleider ſchon werth", ſagte ein anderer. „Wo die ſo lange in Verſatz bleiben, können wir auch ein paar Tage eſſen und trinken, bis das Schiff fort iſt, und mit dem hohen Lohn hier ſind wir dann leicht im Stande, unſere Schulden wieder abzutragen.

„Ich will Euch, was ſagen", meinte da Mac Carther und bog ſich zu ihnen über den Tiſch hinüber —

wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt, ſo —“ In dieſem Augenblicke fiel hinter dem Schenktiſch ein Glas herunter und zerbrach klirrend am Boden. Mrs. Mac Carther hatte es fallen laſſen. Mac Carther fuhr aber, ohne ſich dadurch irre machen zu laſſen, ja ohne den Kopf dorthin zurückzudrehen, ruhig und langſam fort — „ſo malt Ihr Euer Schiff mit einer hellen Farbe und nicht mit Schwarz. — In dem heißen Klima wohin Ihr geht zieht Schwarz die Sonne viel zu ſehr an, während eine hellere Farbe das Holz ungemein conſervirt.“

„Aber was zum Donnerwetter geht uns denn in dieſem Augenblick die Farbe an, wo wir —“

„Nichts mit dem Bezahlen des Schiffes zu thun haben“, unterbrach Mac Carther den Engländer, indem er ihm zugleich einen warnenden Blick zuwarf — „das weiß ich wohl, ich ſage nur ich thäte das, wenn ich Capitän von einem Schiff wäre, und in ein heißes Klima hinaufginge.“

Während er noch ſprach, waren unſere beiden Bekannten vom Markthaus in das Zimmer, und gerade als das Glas zerbrach, dicht hinter den Wirth getreten, und ließen ſich jetzt an demſelben Tiſch nieder, wo ſie eine Flaſche Porter verlangten.

Der Wirth ging hin dieſe zu öffnen, und das Geſpräch war für den Augenblick abgebrochen. Die Matroſen merkten bald genug, daß Mac Carther ſeine wohlbegründete Urſache haben mußte, in Gegenwart der beiden Fremden weiter nicht über die bewußte Sache zu reden. Jean ſtand auf, blinzte Polly mit den Augen zu und ging hinaus an die Hofthür. Wenige Minuten ſpäter ſtand das wunderhübſche Mädchen an ſeiner Seite und legte ihre Hand in die ihr dargebotene Rechte des jungen Mannes.

„Polly", ſagte Jean, und zog die nur leiſe Widerſtrebende feſter an ſich — „ich habe keine Zeit zu großen Umſchweifen, ich will dich auch gar nicht mit langen Redensarten plagen. Hör mir nur wenige Secunden zu und ſage dann ja oder nein."

„Aber ich weiß ja nicht —"

„Du ſollſt es gleich erfahren" unterbrach ſie der junge Franzoſe — „ich bin des Seefahrens, ja überhaupt des Herumſchweifens ſatt. Zehn Jahre lang habe ich mich nun in der Welt und in allen Welttheilen umhergetrieben, und bin nicht im Stande geweſen etwas für ein reiferes Alter zu thun — es liegt auch das eigentlich nicht im Blut meiner Landsleute. Hier aber, glaub ich, iſt der Zeitpunkt gekommen wo ich etwas Beſſeres ergreifen kann, doch allein will ich das nicht thun. — Willſt du mir helfen, Polly? willſt du

— mein Weib werden?“ flüſterte er leiſe, ſich zu ihr niederbeugend und ihr einen heißen Kuß auf die Stirn drückend.

„Do'nt — do'nt“, bat das Mädchen flüſternd, und ſuchte ſich von ihm loszumachen. Es war ihr aber nicht recht Ernſt damit, denn Jean konnte ſie leicht zurückhalten; doch dringender bat er jetzt.

„Antworte mir, Polly. — Von dir hängt es ab ob ich in Sydney — in Auſtralien bleiben ſoll oder nicht. — Sagſt du ja, dann ſollſt du einmal ſehen wie tüchtig ich arbeiten kann, und haben wir uns etwas verdient, dann kehren wir nach meinem ſchönen Frankreich zurück. — Es ſoll dir ſchon gefallen in der Provence. — Aber du ſagſt ja kein Wort, und ich weiß doch, daß du dich in den Verhältniſſen hier nicht glücklich fühlſt, nicht glücklich fühlen kannſt.“

„Glücklich?“ ſagte das Mädchen leiſe und ſchüttelte wehmüthig mit dem Kopf — „es iſt ein ſchreckliches Leben fortwährend dem wüſten Trinken und Treiben zuzuſehen. — Aber was ſoll ein armes Mädchen anderes thun — und es iſt doch immer ein ehrlicher Unterhalt.“

„Und ſagſt du ja, Polly?“ bat der junge Mann dringender, und küßte die jetzt nicht mehr widerſtrebenden roſigen Lippen — „ſagſt du ja?“

„Komm nur erſt an Land", flüſterte Polly, und ehe er es ſich verſah, war ſie ihm unter den Händen fort und ins Haus geſchlüpft. Mit leuchtenden Augen folgte ihr aber Jean, und war auch gar nicht böſe darüber, daß ſie ſeinen ſuchenden Blick im Anfang vermied und ſich mit ihrer Arbeit eifrig beſchäftigte, während ſie Mrs. Mac Carther ausſchalt, was ſie draußen herumzuſtreifen habe, indeſſen in der Stube alles drunter und drüber ging.

In derſelben Zeit übrigens, in der Jean draußen zu einem Entſchluß gekommen war, hatte ſich auch in der Stube ſelber manches geändert. Die beiden Polizeidiener, welche Mrs. Mac Carther ebenſo gut kannte als ihr Mann das Vorſichtszeichen mit dem klirrenden Glas, waren, als ſie ſahen, daß ſie weiter nichts Beſonderes hören und erfahren konnten, weiter gegangen. Dafür aber war ein neuer Beſuch gekommen, und zwar der Steward vom Pelican, der früher mit einem der Engländer auf ein und demſelben Schiff gefahren, und heute Abend noch einmal in die Stadt gemußt hatte, mehreres Vergeſſene an Gemüſen und Früchten für das morgen früh in See gehende Schiff einzukaufen. Er wußte wo die Leute vom Boreas heute zuſammenkamen, und ſchien ſie dort aufgeſucht zu haben. Als Jean hereinkam, waren ſie im eifrigſten Geſpräch. — „Und ich ſage Euch“, behauptete der Steward auf eine der Gegeneinwürfe Bills, „daß ich heute morgen mit meinen eigenen Ohren und aus dem eigenen Munde Eures Capitäns gehört habe, wie er morgen früh um ſechs Uhr mit dem kleinen Dampfſchiff The Brothers in die Bay hinauslegen will. — Daſſelbe Boot ſoll ihm auch dann am Montag Morgen die noch fehlenden Pferde hinausbringen und dann geht er auch wahrſcheinlich noch den Montag Mittag in See. Euer Capitän war heut zweimal bei uns an Bord — das erſtemal that er furchtbar dick, das zweitemal ſchien er ſich aber doch beſſer beſonnen zu haben, und will Euch vor allen Dingen in Sicherheit bringen. Ihr ſeht alſo daß Ihr keine Zeit mehr zu verlieren habt.“

„Seeſchlangen und Schildkröten!“ brummte der eine Engländer — „das wäre ein verdammter Streich. Deshalb wollte uns alſo der alte ſchlaue Fuchs morgen erſt das Geld geben. Nachher hatte er uns alle ſicher an Bord, und ſetzte uns am Ende gar noch ein paar von den Polizeiknechten oben drauf.“

„Und Ihr wißt uns einen Platz, Mac Carther“, ſagte der eine von den Franzoſen, „wo Ihr uns ſicher unterbringen könnt? — Wahrhaftig ich komme heute Abend mit Sack und Pack an Land.“

Mac Carther ging fort als ob er die Frage nicht gehört hätte, ſeine Frau aber, die indeſſen zum Tiſch getreten war, ſagte mit halb unterdrückter Stimme auf franzöſiſch:

„Laßt ihn gehen — er darf ſich mit den Geſchichten nicht befaſſen, denn kommt ſo etwas vor Gericht, ſo muß er am Ende ſchwören, und wenn er nichts davon weiß, kann er das auch mit gutem Gewiſſen. Ich werde dafür aber ſchon ſorgen. Bringt nur heute Abend ſpät Eure Kleidungsſtücke her — die Hinterthüre kennt Ihr ja, wenn die vordere Thür geſchloſſen ſein ſollte, und mit Tagesanbruch ſchaff ich Euch aus der Stadt. Es iſt ein Arbeiter von meinem Schwager über der Bay drüben gerade hier, und mit dem könnt Ihr Holz ſchlagen oder Segel machen, zu was Ihr Luſt habt, bis das Schiff fort iſt.“

„Was zum Teufel iſt das für ein Gewälſch,“ brummte Bill. — „Redet engliſch, daß ein anderer auch ein Wort verſtehen kann.“

„Seid ruhig, Jean wird es Euch überſetzen“, flüſterte Mrs. Mac Carther, „es ſind hier noch andere Ohren, die gerade nicht zu wiſſen brauchen, über was wir geſprochen haben. Damit wandte ſie ſich vom Tiſch ab, und trat hinter ihren Schenkſtand zurück. Die Leute vom Boreas flüſterten aber noch eine Weile miteinander, und verließen dann die Schenke. Jean ſelbſt hatte mit Polly keine weitere Abrede nehmen können.

Viertes Kapitel.

Die Flucht von Bord.

Der Boreas, ein volles Schiff, lag dicht am Patent Slip — eine Art Dock, wo hinauf die Schiffe durch Maſchinerie gezogen werden, bis ſie vollkommen trocken zu liegen kommen, und bis zum Kiel hinunter nachgeſehen und ausgebeſſert werden können. Nach dem Herunterlaſſen hatte der Boreas dicht daneben angeholt, ſeine Takelage nachgeſehen, Ballaſt, Waſſer, Mais, Heu und Pferde eingenommen, und lag nun dort dicht an dem abgebauten Werft vor einem Anker, der nach der Bay zu ausgeworfen war. Zwei ſtarke Taue hielten noch außerdem das Schiff am Land befeſtigt, und man ſtieg an der Fallreepstreppe gleich von Bord auf das Werft hinunter.

Die Mannſchaft des Boreas kam in einzelnen Gruppen, zu zweien und dreien, an Bord zurück. Der Zimmermann, ein Engländer, hatte die Wacht als ſie kamen, und die Leute gingen raſch in das Borcáſtle hinunter, dieſe Zeit zu benutzen und ihre Sachen zuſammenzupacken.

Den Zimmermann und Mate durften ſie natürlich nichts merken laſſen; der Mate ſchlief aber gewöhnlich um dieſe Zeit ſchon. Einer von ihnen blieb bei dem Zimmermann an Deck, um, wenn irgend einer der Officiere Miene machen ſollte hinunter zu ihnen zu ſteigen, das verabredete Zeichen zu geben, d. h. irgend etwas Schweres auf Deck fallen zu laſſen. Es konnte das ohne Aufſehen geſchehen.

Jean war an Deck und ſchlenderte mit dem Zimmermann langſam den Gangweg auf und nieder. — Er erzählte ihm Geſchichten aus der Provence, um ihn beſchäftigt zu halten, und es gelang ihm auch ſo weit, daß er ſeinen Cameraden vollſtändig Zeit verſchaffte ſich zu rüſten. Die einzige Schwierigkeit war jetzt ihre Sachen an Deck zu bringen und von hier damit an Land zu kommen, ohne daß Lärm geſchlagen wurde. In dem Fall befanden ſie ſich nämlich in einer höchſt fatalen Lage, da nur ein ganz ſchmaler langer Weg von dem Werft an dem ſie lagen nach Suſſexſtreet hinaufführte, und eine Maſſe von Conſtablern in der Gegend fortwährend auf und ab gingen. Der geringſte Lärm konnte einen davon an den Eingang der Straße führen und dann hatte er, wenn er wollte, zwanzig

Andere mit Blitzesſchnelle zu ſeiner Hülfe herbeigezogen.

Am beſten wäre es gegangen, wenn ſie eines der an den Pfählen befeſtigten Boote geborgt hätten, und damit an das gegenüber liegende Ufer der Bay geſahren wären. Auf jeden Fall konnten ſie ſolcher Art ihre Sachen am leichteſten in Sicherheit bringen. Dort drüben ſtanden auch noch keine, oder nur wenige Häuſer, keinenfalls waren Polizeidiener dort. Sie ſelber brauchten nur bis Georgeſtreet hinaufzugehen, wo ſie die dort einlaufende Bay umgangen hatten, und konnten dann ihr ganzes Gepäck leicht und ohne Verdacht zu erregen quer über Georgeſtreet in das Wirthshaus zum goldenen Kreuz ſchaffen.

Es war noch nicht zwölf als der zweite Mate vom Land an Deck kam und nach vorne ging. Jean ſtand mit dem Zimmermann gerade an der Cambuſe, und als er die dunkle Geſtalt auf ſich zukommen ſah, ſtieß er mit dem Fuß an eine dort zufällig liegende Handſpake, nahm ſie auf und warf ſie von ſich, daß ſie mit lautem Gepolter auf Deck niederſchlug.

„Gott verdamme das verwünſchte Holz“, fluchte er dabei, und hielt ſich den Fuß — „ſtößt man ſich auf dem ſakermentſchen Deck auch noch die Gliedmaßen zu Schanden.“

„Was für ein Heidenlärm iſt denn das da drüben?“ rief der Mate ärgerlich und kam herüber nach Backbord. — „Wer iſt da? Jean? kommt Ihr eben erſt von Land?“

„Nein, ich bin ſchon faſt eine Stunde mit dem Zimmermann hier auf- und abgegangen.“

„Chips“*) ſagte der Mate, und zog den Zimmermann etwas bei Seite — „haltet Eure Augen offen. — Im Vorcaſtle war eben, als ich auf Deck kam, noch Licht — jetzt iſt's aber aus. Sind die Leute ſchon lange an Bord?“

„Die letzten kamen vor etwa einer halben Stunde — ich denke ſie ſind jetzt wohl zu Coye gegangen“, ſagte der Zimmermann. „Wie viel Uhr iſt's? — es muß bald Mitternacht ſein.“

„In fünf Minuten etwa iſt's zwölf“, ſagte der Mate — „ich will den Steward jetzt wecken, um zwei Uhr löſt Ihr ihn wieder ab. Beim geringſten Verdächtigen was Ihr ſeht, ruft Ihr mich. Ihr könnt zu Bett gehen, Jean“, wandte er ſich dann lauter an den indeſſen weiter nach vorne gegangenen Matroſen. — „Es wird gleich 12 Uhr ſein.“

---

*) Chips, Spähne, wird der Zimmermann gewöhnlich auf den Engliſchen Schiffen genannt.

„Soll ich Bill rufen?“ frug Jean, der ſtehen blieb — „ich glaube Bill hat die nächſte Wacht.“

„Nein, iſt nicht nöthig“, lautete die Antwort. — „Ihr könnt alle zu Coye gehen.“

„Das iſt eine ſchöne Geſchichte“, dachte Jean, als er in das Logis hinabſtieg, die übrigen mit dem neuen Befehl bekannt zu machen. Vorher lauſchte er aber noch eine Weile unter der Logiscap, zu ſehen ob ihm auch niemand folge. Als er alles ſicher wußte ſagte er leiſe:

„Hallo da — ſchlaft Ihr?“ es war ſtockfinſter und man konnte keine Hand vor Augen ſehen.

„Iſt das Jean?“ frug vorſichtig eine einzelne Stimme.

„Ja“, lautete die ebenſo leiſe Stimme — „habt Ihr alles in Ordnung?“

„Alles in Ordnung“, erwiederte Bill — „iſt die Luft rein? meine Wacht muß gleich angehen.“

„Gebt Euch keine Müh“, ſagte Jean. „Die Schufte müſſen Lunte gerochen haben; wir brauchen die Nacht nicht zu wachen. Wahrſcheinlich will der Mate mit dem Zimmermann, und vielleicht auch Steward ſelber Wache gehen. Der Capitän iſt auch ſchon an Bord, wie mir der Zimmermann geſagt hat.“

„Verflucht noch einmal“, rief der Koch, der es in dieſem Fall ganz mit den Matroſen hielt, und ſprang mit einem Satz aus der Coye, in die ſie ſich alle, als ſie das Zeichen hörten, hineingeflüchtet hatten. „Jetzt ſind wir geleimt.“

„Doch noch nicht“, meinte Jean, der vorher noch einen vorſichtigen Blick nach oben geworfen. „Erſt wollen wir einmal abwarten wer die nächſte Wache hat, und dann ſehen was ſich thun läßt — wenn ich nur erſt meine Siebenſachen in Ordnung hätte. Ein Licht darf ich mir aber gar nicht anſtecken, ſonſt haben wir den Satan gleich wieder auf dem Hals.“

„Hier, nimm die kleine Laterne“, ſagte Bill und reichte ſie ihm aus der Coye — „die kannſt du in deine Kiſte ſetzen, da fällt kein Strahl nach oben.“ Jean fühlte ſich zu ihm hin, ging in die vorderſte Ecke die Kerze darinnen anzuzünden und brachte dann den vollkommen geſchützten Strahl ſicher in ſeine Kiſte, die glücklicherweiſe an einer Wand ſtand und von oben aus nicht leicht geſehen werden konnte. Er brauchte auch nicht lange, mit ſeinen Sachen in Ordnung zu kommen; um halb ein Uhr war alles gerüſtet, das Licht wieder ausgelöſcht und Bob wurde jetzt zum Recognosciren an Deck geſchickt. Er kam nach zehn Minuten etwa wieder herunter. Der Steward war auf Wache, und kaum hatte er dieſen Bericht abgeſtattet, als der Zimmermann ins Logis kam, ſich auszog und zu Coye ging.

Es war jetzt weiter gar nichts zu thun, und Jean faßte ſchon den Entſchluß bis Tagesanbruch noch zu warten, dann aber, wenn ſich bis dahin kein anderer Ausweg zur Flucht zeigen ſollte, ſeine Sachen im Stich zu laſſen und nur mit ſeinem Gelde an Land zu gehen, oder, wenn auch das nicht gehen ſollte, über die Bay ans andere Ufer zu ſchwimmen.

Bis zwei Uhr lagen die Matroſen alle in peinlichſter Erwartung; keiner ſchlief, keiner wagte aber auch nur ein Wort zu ſprechen, denn der Zimmermann ſchnarchte nicht und verrieth auch ſonſt durch nichts, daß er ſelber eingeſchlafen ſei. Was da thun?

Ihrer Rechnung nach mußte es bald Tag werden, als der Steward in das Logis herunterkam. Er blieb erſt ein paar Minuten ſtehen und horchte — aus allen Coyen tönte das tiefe regelmäßige Athmen feſt Schlafender. Selbſtzufrieden und ſtillvergnügt nickte er mit dem Kopf, fühlte ſich dann leiſe, ja keinen der Leute zu ſtören, nach des Zimmermanns Coye hin und weckte dieſen.

„Wer iſt da?“ rief der Zimmermann aus tiefem Schlafe auffahrend — „halt ſie — da laufen ſie.“

„Halt doch das Maul“, flüſterte der Steward und ſchüttelte ihn aus Leibeskräften, „du machſt ja die ganze Mannſchaft munter. — Es iſt zwei Uhr, ſteh auf — ich bin müde wie ein Hund.“

„Ay, ay“, ſagte der Zimmermann, noch immer halb im Schlaf — „ich komme gleich — wo ſind denn? — O ja — 's iſt alles recht — ich weiß ſchon. — Alles in Ordnung?“

„Alles! Steh nur auf und ſchlaf nicht wieder ein“ — antwortete ihm der Steward und wandte ſich nach der Treppe zurück, ſtieß ſich aber mit dem Schienbeine an eine dort vorgeſchobene Kiſte. — „Gott verdamme den Plunder!“ rief er leiſe mit verbiſſenem Schmerz — „da muß ein ganzer Fetzen Haut herunter ſein. — Ich wollte daß die Kerln da —“

Er brummte das andere, als er auf der endlich erreichten Treppe langſam an Deck kletterte, leiſe vor ſich hin und verſchwand gleich darauf oben.

Der Zimmermann lag noch etwa zehn Minuten ſtill, wälzte ſich dann ſtöhnend aus ſeiner Coye, tappte nach ſeiner dicken wollenen Jacke, die er endlich fand und anzog, nahm die Mütze von dem Nagel, an dem ſie inwendig in ſeiner Schlafſtelle ihren Platz hatte, und folgte dem Steward an Deck.

Er hatte kaum den letzten Fuß von der Leiter genommen, als Jean ebenfalls aus der Coye ſprang, ihm leiſe nachſchlich und an Deck horchte wo er blieb. Er war zurück nach dem Quarterdeck gegangen.

„Was jetzt thun?" ſagte er leiſe, als er wieder herunterſtieg — „in ein paar Stunden iſt es Tageslicht, und das größte Glück, daß wir den Burſchen wenigſten aus dem Logis haben. Das hätt' ich aber wiſſen ſollen, daß er ſo feſt wie ein Bär ſchlief — wir könnten jetzt alle in Sicherheit ſein. Wer gibt nun den beſten Rath?"

„Ob es der beſte iſt weiß ich nicht", ſagte der eine Deutſche, „aber etwas kann ich Euch vorſchlagen: ich will mich, wenn die Luft klar iſt, vorne hinunter laſſen und eins von den kleinern Booten dicht unter die Klüſen holen. — Dann müßt Ihr ſehen wie Ihr die Säcke, ohne daß der Zimmermann etwas merkt, einen nach dem anderen hinunterbringt, und ich ſchaffe ſie dann ans andere Ufer hinüber, wo ich auf Euch warte bis Ihr mich abholt."

„Aber ſollen wir es denn doch nicht lieber erſt einmal verſuchen die Sachen an Land zu ſchaffen?" frug Bob, der eine Engländer. „Das wären doch verdammt weniger Umſtände als mit dem Waſſer — und nachher das Herumlaufen um die Bay. Es wird ja heller lichter Tag, ehe wir nur hinüber kommen."

„Wir dürfen es nicht wagen unſere Sachen hier an Land zu bringen", ſagte der Deutſche raſch — „wenn die ſolche Vorſichtsmaßregeln treffen wie mit der Wache, ſo werden ſie auch nicht verſäumt haben den Conſtables in Suſſexſtreet aufzutragen, alle, die etwa hier heraus mit Bündeln kommen ſollten, einfach zu arretiren. — Das iſt wenigſtens das Wahrſcheinlichſte, und dem wollen wir uns doch nicht ausſetzen. Uebrigens muß der Zimmermann auch jeden ſehen, der hier über den langen, ſchmalen, und an allen Seiten offenen Platz nach den Häuſern zu geht, und würde augenblicklich Lärm ſchlagen!"

„Wie kommen wir ſelber dann aber nachher fort?" frug Jean wieder.

„O nur erſt einmal die Sachen in Sicherheit, das andere findet ſich dann von ſelber", ſagte der Deutſche — „alles klar an Deck, Jean?"

„Ja, jetzt noch; der Zimmermann kommt aber gerade wieder die Quarterdeckstreppe herunter. — Es iſt die höchſte Zeit."

Ohne weiter ein Wort zu erwiedern glitt der Deutſche wie eine Schlange die Treppe hinauf, um die Logiskappe herum und in die Gallione hinaus, dort an der Ankerkette hinunter und ins Waſſer hinein. Jean horchte aufmerkſam, konnte aber kein

Plätſchern hören, ſo vorſichtig hatte ſich jener hineingelaſſen.

Der Zimmermann ging ein paarmal an Deck auf und ab, und die Leute ſaßen indeſſen des Zeichens harrend, daß das Boot am Steven liege, mit klopfendem Herzen im „Logis.“ Sie hatten all ihr Zeug an, was ſie nur auf den Leib bringen konnten, und das übrige in die gewöhnlichen Leinwandſäcke, die den Reiſeſack eines Seemanns bilden, „eingeſtaut.“ Bill nahm ſeinen Sack zuerſt heraus und ſchaffte ihn, als der Wächter gerade nach vorne ging, auf die Gallione. Jean wollte aber keinen weiter hinauslaſſen, bis das Boot darunter liege. — Fiel es dem Zimmermann einmal ein nur ein paar Schritt weiter nach vorn zu gehen wie gewöhnlich, ſo waren ſie zu ſehr der Gefahr ausgeſetzt entdeckt zu werden.

Endlich kam das erwartete Zeichen — ſchneller faſt als ſie es eigentlich hoffen konnten. — Leiſe wurde von außen vorn an das Schiff geklopft, und Jean horchte hinaus ob er etwas vom Wächter hören konnte.

„Wo iſt der Zimmermann jetzt?“ frug Bill von unten herauf — kannſt du ihn ſehen, Jean?“

„Nein“, flüſterte dieſer zurück, „weiß der Teufel wo er ſteckt — ich will lieber einmal über Deck gehen.“

„Gott bewahre“, rief Bill — „da machſt du ihn nur aufmerkſam. — Er wird wahrſcheinlich hinten an dem Quarterdeck bei den Waſſerfäſſern ſein. — Komm nur raſch und hol' deine Sachen.“

„Wir wollen uns das anders einrichten“, erwiederte ihm Jean. — „Einer muß hinaus in die Gallione ſteigen, und das, was ihm gegeben wird, hinunterreichen. Bob mag ſich hier hinter die Logiskappe drücken, und ich kann dann von hier aus ihm alles zugeben und zugleich das Deck überſehen. — Aber nachher auch kein Wort mehr geſprochen. — Höll und Teufel wer hat denn da unten Licht angeſteckt?“

Er ſprang raſch hinunter einer Unvorſichtigkeit zu begegnen, die ſo leicht zu ihrer Entdeckung führen konnte, denn ſobald der Wachthabende Licht im Vorcaſtle ſah, mußte er ja gleich wiſſen daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen war.

„Löſcht das Licht aus“, rief er mit ärgerlicher, aber vorſichtig gedämpfter Stimme. — „Ihr wollt wohl die ganze Geſchichte verderben? Wer hat die Laterne angeſteckt?“

„Ich“ — brummte Jim — ein Irländer „und verdammt gute Urſache dazu. — Ich habe eine halbe Krone hier unter die Kiſte rollen laſſen, und ich glaube jeder ſteckte ſich ein Licht an, wenn er damit ſein ganzes verlorenes Vermögen auf einen Strich wieder kriegen kann. — Außer der halben Krone hab' ich nur noch drei Schilling Schulden."

Hinter Jean ſtieg in dieſem Augenblick jemand die Treppe herunter — der Deutſche vor dem Steven gab zu gleicher Zeit noch einmal, und jetzt etwas lauter, das verabredete Zeichen. Jim hatte ſeine halbe Krone gefunden, ſteckte ſie in die Taſche und öffnete die Laterne dieſe auszublaſen.

„Hallo" — ſagte in dieſem Augenblick eine Stimme mitten zwiſchen ihnen, und zwar ſo laut, daß alle wie von einem elektriſchen Schlag zuſammenzuckten — „was iſt das?"

Jim ließ unwillkürlich das volle, durch kein Horn mehr gedämpfte Licht der Laterne auf das Geſicht des Sprechers fallen. — Es war der Zimmermann, der ſich erſtaunt in der reiſefertigen Gruppe umſah.

„Das iſt mir ja eine ſchöne Geſchichte", rief er verwundert aus — „da ſoll ja gleich —"

Er ſagte nichts weiter — nur zwei Worte hatten die an der Treppe ſtehenden Bill und Jean miteinander gewechſelt, und in derſelben Secunde faſt fühlte er ſich von zwei rieſenſtarken Armen dermaßen umfaßt, daß ſeine Hände wie von einer eiſernen Zange gehalten wurden, während ihm zu gleicher Zeit irgend ein anderer guter Freund ein feſtgedrücktes Tuch wie einen Knebel in den Mund ſtieß. Jim ließ, bei dieſer zauberſchnellen Veränderung der Scene den Strahl der noch immer hochgehaltenen Laterne links und rechts fallen, und ſah Bill und Jean mit ihrem Opfer beſchäftigt. — Im nächſten Moment ſchloß er aber das Licht, und alles war wieder in tiefſte Dunkelheit gehüllt.

Draußen ertönte zum drittenmal, und jetzt laut und ungeduldig das Zeichen.

„Der wird den Steven noch einſchlagen", lachte Jim — doch immer noch halblaut vor ſich hin — „ſollen wir ihm den Zimmermann hinuntergeben, daß er ſich beruhigt."

„Jetzt raſch und keine Zeit mehr verloren" — rief aber Jean den Anderen zu. — „Bill, ſchafft die Sachen hinauf und dann fort ins Boot."

Der Zimmermann ſträubte ſich aus Leibeskräften frei zu kommen oder wenigſtens den Knebel aus den Mund zu bringen, daß er den Alarm geben konnte; Jean lag aber mit Rieſenkraft auf ihm und jeder derartige Verſuch war umſonſt.

„Reich' Einer von Euch mir ein Ende" — ſtöhnte dieſer endlich, als der Zimmermann einen Augenblick ruhig lag. — „Hier Bob — bind ihm einmal die Hände zuſammen — ſo — das iſt gut. Jim zeig dein Licht noch einmal, haſt du ſie feſt?"

„Die kriegt er nicht wieder los", lachte Bob zwiſchen den Zähnen durch — „die Füße auch?"

„Ja, es iſt beſſer — ſo, nun ſchlag das hier um den Pfoſten — ſo — noch feſter — das wird's thun, und nun noch den Knebel —" und damit nahm er ſein eigenes Halstuch vom Nacken und band es dem unbeweglich an den mitten im „Logis" ſtehenden Pfoſten Geſchloſſenen, feſt um den Mund, ſo daß er nur die Naſe zum Athmen frei behalten konnte. „Nun raſch fort", rief er, als er endlich auf die Füße ſprang — „ſind die Sachen oben?"

„Dies iſt das letzte", rief Bob, als er zwei Säcke nach der Treppe hob und hinauflangte — „nun, ade Boreas, und bleibt hübſch geſund, Zimmermann. — Wenn nur der Steward die Zeit nicht verſchläft."

Damit ſprang er die Treppe hinauf und von den übrigen gefolgt über die Gallion hinunter ins Boot. Jean war der letzte der das Schiff verließ — es regte ſich aber nichts darauf. Oben in Suſſexſtreet hörte er wie die Conſtabler ihre Stunde abriefen — es war gerade drei Uhr. An der Bay herum fingen hie und da ſchon die Hähne zu krähen an, und von den Schmelzöfen glühten noch immer die rothen Flammen aus den Schornſteinen heraus — ſie hatten die ganze Nacht gebrannt. Sonſt ſchlief ganz Sydney noch und die Bay lag ſo ruhig, daß die auf ſie niederfunkelnden Sterne ihr Licht ſo rein und ruhig wieder erhielten als ſie es gegeben. Kein Lufthauch bewegte das Waſſer, und man konnte deutlich den regelmäßigen Schritt der Wache auf einer nicht weit davon vor Anker liegenden engliſchen Barke hören.

Jean glitt, als er ſich überzeugt hatte daß niemand auf ihrem Schiff auch nur das Mindeſte von dem Vorgefallenen ahne, wie ſeine Cameraden vor ihm, an der Ankerkette in das da vorn befeſtigte Boot hinunter, und im nächſten Augenblick ſchoſſen ſie, von zwei kurzen Bretern, die als Ruder gebraucht wurden vorwärts getrieben, über die Bay ſchräg hinüber an's andere Ufer. Dort banden ſie das Boot feſt, das ſich der Eigenthümer, wenn er es haben wollte, am nächſten Morgen ſelber holen konnte, nahmen ihre Säcke auf die Schultern, und waren im nächſten Augenblick in dem Schatten der dichtbei gelegenen Häuſer, zwiſchen denen ſie ſich nach verſchiedenen Richtungen hin zerſtreuten — verſchwunden.

Von der ganzen Mannſchaft war nur ein einziger — ein Deutſcher — an Bord des Boreas zurückgeblieben. — Er hielt ſich, ohne daß ihn die anderen vermißten — und als ſie ihn vermißten, war es zu ſpät — ruhig in ſeiner Coye, band aber auch den Zimmermann nicht los, legte ſich, als ſeine Cameraden das Schiff verlaſſen, auf die andere Seite, und war bald wieder wirklich feſt eingeſchlafen.

Fünftes Capitel.

Die Entdeckung.

Der Capitän vom Boreas lag in ſeiner Coye — er hatte den vorigen Abend bös geſchwärmt, und der Kopf glühte ihm noch von all den „Brandys hot" und „Brandys cold", die er in ſich hineingegoſſen. Er träumte — aber was kümmern uns ſeine Träume, wir können ihn doch nicht länger ſchlafen laſſen.

Der Tag brach eben im Oſten an, ja der hellere Schein drängte ſich ſchon durch das obere Cajütfenſter, das ſogenannte Skylight*), in die Cajüte. Der Capitän murmelte etwas von „half and half" — er trank gern Porter und Ale zuſammen, und mochte wahrſcheinlich Durſt haben — ſtöhnte noch ein paarmal, und warf ſich dann auf die andere Seite.

---

*) Auf deutſchen Schiffen heißt daſſelbe in verdorbenem Engliſch „Scheillicht."

Der Steward war indeſſen ebenfalls munter geworden. — Nicht daß ihn jemand geweckt hätte, ſondern mehr von einem halb unbewußten Gefühl aufgetrieben, das uns manchmal, ohne die geringſte äußere Einwirkung, aus dem tiefſten Schlafe aufrüttelt, wenn wir uns nur Abends vorher feſt vorgenommen haben zu einer gewiſſen Stunde aufzuwachen.

Es iſt das ein Gefühl, das mit unſerem Gewiſſen genau verwandt ſein muß, denn es verrichtet, wenn auch nur im Kleinen, denſelben Dienſt; ja vielleicht wird es von der haushälteriſchen Natur ſelber dazu verwandt, wer kann es wiſſen. Wer von uns iſt in die geheimen Gänge und Falten ſeines eigenen Geiſtes ſchon je ſo weit eingedrungen, um nur mit Beſtimmtheit vorausſagen zu können, was er in der nächſten Minute ſelber denken, ſelber empfinden will? Er kann es nicht.

Mag er ſeinen Geiſt alle Kraft anwenden laſſen ſich nur auf einen einzigen Punkt zu concentriren — es iſt umſonſt. Irgend eine ihm unbewußte, aber in ihm beſtehende Kraft lenkt den Strahl ſeiner Gedanken, ganz von ihm ſelber unabhängig, wohin ſie eben Luſt hat, und ſchüttelt ihm gerade dann gewöhnlich, wenn er etwas Beſtimmtes feſthalten will, den ganzen bunten Bilderkram ſeines Gehirns — dieſe tollſte Rumpelkammer alter Geſchichten und Träume — um und um, daß es ihm ſchwarz und blau vor den Augen wird, und er dieſe endlich in Verzweiflung ſchließen muß, nur all dem krauſen Wirrwarr zu entgehen. Und ſelbſt das hilft ihm nichts. — Gerade durch die feſt auf die Augen gepreßten Finger ſieht man das tollſte Zeug, und muß zuletzt ruhig ſeine Zeit abwarten, bis das alles wieder aus eigenem freien Antriebe in ſeine alten Behälter und Gefache zurückgekehrt und verſchwunden iſt.

Und wohin bin ich jetzt ſelber gerathen, von eben dieſem wunderlichen Geiſt geneckt? Halt, ich ſprach von dem Steward, der erſchreckt von ſeinem Lager auffuhr.

War er aber noch im halben Schlaf, ſo brachte ihn der Stoß, mit dem er ſeine eigene Stirn beim in die Höh fahren gegen den quer durch ſeine Coye laufenden „Beam“ ſtieß, augenblicklich zur Beſinnung, und er ſprang jetzt erſchrocken aus der Coye, denn zu ihm herein drang das Tageslicht, und um vier Uhr hatte er ja ſchon wieder auf Deck ſein ſollen.

Warum mochte ihn denn der Zimmermann nicht geweckt haben? Er lief, ohne ſich erſt weder die Jacke anzuziehen, noch nach der neben ihm liegenden Mütze zu greifen, an Deck. Alles war hier ſtumm und ſtill — dem Steward klopfte das Herz wie ein Schmiedehammer, denn er dachte an das was ihm, im Fall wirklich etwas paſſirt ſei, ſelber bevorſtand.

Im „Logis“ fand er denn auch nur zu bald ſeinen ſchlimmſten Argwohn beſtätigt, und den armen Teufel von Zimmermann in der wirklich traurigſten Lage von der Welt. Als er ihm aber das Tuch vom Geſicht band und den Knebel aus dem Mund zog, war es gerade als ob er den Stöpſel aus einer Flaſche Weißbier gezogen hätte, denn wie aus dieſer der Schaum, ſo ſprudelten aus dem endlich befreiten Munde des Gebundenen jetzt eine wahre Unzahl von Flüchen und Verwünſchungen — die alle hier ſo lange feſtgeſtopft geſeſſen hatten — in ſolcher Schnelle und Kraft heraus, daß der Steward im erſten Moment wirklich vergaß ſeine Hände zu löſen, und nur ganz erſtaunt und verdutzt neben ihm ſtand und ihn anſah.

Durch den Lärm munter gemacht, wachte auch der Deutſche auf, und ſah aus ſeiner Coye. Ueber dieſen fielen ſie nun Beide her und wollten von ihm erfahren, was aus den anderen geworden, und wo ſie ſich aufhielten. Er wußte von gar nichts — hatte keinen Menſchen weggehen hören oder irgend etwas mitgetheilt bekommen, was die Abſicht der Entlaufenen betreffen konnte. Er war ſpät an Bord gekommen, ſehr müde geweſen, gleich eingeſchlafen und in dieſem Augenblick durch das gottesläſterliche Fluchen des Zimmermanns zum erſtenmal aufgewacht.

Aus ihm war auch nicht das mindeſte herauszubekommen, und dem Steward lag jetzt die höchſt unangenehme Pflicht ob, den Capitän von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen, damit dieſer augenblicklich ſeine Maaßregeln darnach nehmen könnte. Er ging in die Cajüte hinunter, zog ſeine Jacke an, ſtrich ſich die Haare aus dem Geſicht und trat zu des Capitäns Cove.

„Capitän Oilytt“, ſagte er, als er ihn am Arm faßte und leiſe ſchüttelte.

„Brandy hot“, antwortete der Capitän — „der Teufel ſoll das Ale holen, das brennt wie Feuer.“

„Capitän Oilytt“, wiederholte der Steward. — Wär' er ein Zauberer geweſen, er hätte den Capitän einmal vor allen Dingen einige tauſend Jahre ſo fortſchlafen, und nachher in einer kühlen Grotte mit einer wunderſchönen verwunſchenen Prinzeſſin wieder aufwachen laſſen. So aber konnte er das nicht, und ſchüttelte ihn noch einmal etwas ſtärker als das erſtemal.

„Sieben Schilling Sixpence", lautete diesmal die hartnäckige Antwort, die ſich wahrſcheinlich auf irgend eine geſtern bezahlte Zeche bezog — „lieber Gott!" — und ein tiefer Seufzer folgte.

„Ja jetzt ruft er den lieben Herrgott an, wenn er nicht weiß was er ſpricht" — brummte der Steward leiſe vor ſich hin, „und wenn er nachher aufwacht und zur Beſinnung kommt, flucht er wie ein Heide. — Und wenn er nur blos noch fluchte. — Ich muß ihn aber wahrhaftig wecken."

Diesmal wich der tiefe Schlaf dem ſtärkeren und entſchloſſenen Schütteln des Dieners, und der Capitän fuhr, die Augen weit aufgeriſſen, in ſeinem Bett in die Höhe.

„Was zum Donnerwetter gibts nun?" rief er ärgerlich aus — „kann man denn in des drei Teufels Namen nicht einmal ruhig ſchlafen bis es Tag iſt, daß du Einen mitten in der Nacht herausrütteln mußt? — was iſt los? — na? — wird's bald?"

Der Steward, der bis dahin gar nicht hatte zu Wort kommen können, ſagte jetzt ſchnell:

„Capitän Dilytt, die ganze Mannſchaft iſt fortgelaufen — der Koch und der ganze andere Schwarm. — Nur der Zimmermann und Hans — der eine Deutſche — ſind noch an Bord."

Der Capitän war mit einem Satz aus ſeinem Bett und mit einem zweiten in ſeinen Hoſen, während er eine wahre Sündfluth von Flüchen ausſtrömte. Damit wurde die Sache aber um kein Haarbreit geändert. Natürlich hatten der Zimmermann und der Steward die alleinige Schuld, und der zurückgebliebene Deutſche, als der Capitän wie ein Wüthender nach vorn gefahren war, ſollte nun gezwungen werden zu beichten. Er wußte aber, dabei blieb er trotz allen Drohungen und Verſprechungen — von gar nichts. Er hatte die ganze Nacht, wenigſtens von der Zeit an wo er an Bord gekommen, bis zu der wo der Steward den Zimmermann losband, geſchlafen. Früher ſei, wie er weiter erzählte, allerdings vom Fortlaufen die Rede geweſen, da er aber ſtets feſt erklärt habe daß er nicht mit ginge, hätte man ihm diesmal, wie es ſchiene, gar nichts davon geſagt.

Der Capitän ſchäumte vor Wuth. — „Das kommt davon", rief er, „daß ich mich mit dem verdammten fremden Geſindel eingelaſſen habe. — Hätte ich lauter Engländer gehabt, wäre das nicht geſchehen. — Aber wartet, wartet Canaillen, Euch will ich ein Gericht einbrocken, auf das Ihr nicht gerechnet haben ſollt, und hab ich Euch erſt wieder, dann Gnade Euch Gott. Dann geb ich Euch mein Wort drauf, Ihr ſollt Euch lieber in der Hölle als bei mir an Bord wünſchen. — Und du Steward, vor allen andern, du verdienteſt überhaupt, daß ich dich an die Railing binden und dir 25 aufzählen ließ — du — Holzkopf du.“

Und damit ſchoß er wie ein Pfeil in ſeine Cajüte hinunter, in ſeine Kleider hinein und dann an Land, die Anzeige bei der Waſſerpolizei von den Entflohenen zu machen und eine Belohnung auf ihren Fang zu ſetzen.

Kaum war er aber fort, und ehe ſich der Steward noch von dem erſten Erſtaunen über die entſetzliche Drohung erholen konnte, ſo kam der erſte Mate ſchon auf ihn zu, faßte ihn am Kragen und überſchwemmte ihn mit einer wahren Fluth von Schimpfreden.

„Du Lump!“ — rief er, „biſt der einzige der die ganze Geſchichte zu verantworten hat. — Warum haſt du nicht aufgepaßt, — heh? — was zum Donnerwetter haſt du denn ſonſt auf der Welt zu thun? — wozu biſt du nütz?“ —

Nach dieſem Ausbruch innerer Gefühle ſtieg er an Deck und lief eine gute Stunde das Quarterdeck auf und ab. Der Steward fing indeſſen an die Tiſche unten abzuwiſchen. Er hatte aber noch nicht einen fertig, als der zweite Mate ebenfalls den Kopf hereinſteckte.

Du biſt doch das nichtsnutzigſte miſerabelſte Stück Takelwerk am ganzen Bord“, ſagte er, und ſah den Steward an als ob er ihn mit Haut und Haaren, und ohne Pfeffer und Salz verſchlingen wolle. — Damit ſchlug er die Thür wieder zu und ging ebenfalls an Deck. Er war die halbe Nacht an Land geweſen, und erſt um Mitternacht an Bord gekommen.

Der Steward aber ſetzte ſich mit dem Abwiſchtuch in der Hand am Tiſche nieder, ſchüttelte in einem fort mit dem Kopf und murmelte leiſe vor ſich hin.

„Na, nu wird's Tag — ich habe die Schuld — ich bin die alleinige Urſache, daß die anderen fortgelaufen ſind. — Natürlich — wenn ich nicht meine zwei Stunden geſchlafen hätte, wo die anderen auf Wacht waren, hätte das alles nicht geſchehen können. Na, das wird eine ſchöne Reiſe werden — ich glaube wahrhaftig, es wäre das Beſte ich liefe auch fort — nachher wär ich denn doch neugierig wer die Schuld davon hat — ich wieder; natürlich. Und wieder kriegen? — wenn ſie die wieder kriegen freß' ich ſie — alle zuſammen.“ Und mit dieſem kannibaliſchen Entſchluß ſtand er auf und begann ſeine Arbeit auf's neue.

Sechstes Capitel.

Sydney im Dunkeln.

Eine ganze Woche war verfloſſen, und noch immer lag der Boreas an ſeinem alten Platze am Werft, ohne, trotz der darauf geſetzten Belohnung, einen einzigen von ſeinen Leuten wieder bekommen zu haben. Natürlich konnte er, mit einem Mann an Bord, auch nicht in See gehen, und andere Matroſen waren ebenfalls nicht zu bekommen. Der Capitän hatte ſchon, der ſchlechten Behandlung ſeiner Leute wegen, einen ſolchen Namen in Sydney bekommen, daß niemand mit ihm ſegeln wollte und der Goldſchwindel machte überdies die Leute die extravaganteſten Preiſe fordern.

Natürlich mußte er unter der Zeit Arbeiter annehmen, die an Bord nothwendigen Geſchäfte zu verrichten, und an dieſe ebenfalls ſehr theuren Lohn bezahlen; das ging aber freilich alles aus der Taſche der weggelaufenen Leute und zwar von dem ihnen gut ſtehenden Geld was ſie an Bord zurückgelaſſen — vorausgeſetzt, natürlich, daß man ſie wieder bekam. Wurden ſie wieder eingefangen, ſo hatten ſie die Arbeiterkoſten für fremde Hülfe, wie ſelbſt den auf ihr Einfangen geſetzten Preis von dem ihnen noch gut ſtehenden Geld, oder von ihrer nächſten Reiſe — und wenn die nicht zulangte, von der nächſtfolgenden — zu bezahlen.

Die Waſſerpolizei war indeſſen, wie ſie ſagte, ſehr thätig geweſen die Leute wieder einzubringen, oder wenigſtens auf ihre Spur zu kommen, doch ohne Erfolg. Es war erſt ein Pfund Sterling auf den Kopf geſetzt, und man konnte nicht gut erwarten, daß ſie ſich den Preis muthwillig verderben ſollten, da er mit der Zeit von ſelber ſteigen mußte.

Der Capitän hoffte indeſſen das meiſte von dem Sonnabend Abend, wo ſich die Matroſen in Sydney gewöhnlich am freiſten gehen laſſen und, wenn ſie erſt einmal ins Trinken kommen, nicht mehr die ſonſt kaum vergeſſene Vorſicht gebrauchen, die Straße oder alle öffentlichen Häuſer zu vermeiden. Von vielen anderen Schiffen war ebenfalls die Mannſchaft fortgelaufen, und die ganze Waſſerpolizei ſollte an dieſem Abend auf den Beinen ſein. Die beiden Steuerleute des Boreas hatten ſich ebenfalls erboten mit den Steuerleuten noch zweier anderen Schiffe, je zwei mit einem Polizeidiener zu gehen, um, falls ſie einen der Ihrigen treffen ſollten, ihn gleich zu kennen und feſthalten zu können.

Um ſieben Uhr ſetzte ſich der ganze Zug in Bewegung, zerſtreute ſich aber bald nach verſchiedenen Richtungen hin, um mehrere Stadttheile auf einmal durchſtreifen zu können, und man beſtimmte nun einen Platz am entfernteſten Ende der Stadt, wo man ſich um 12 Uhr Nachts treffen und die gemachten Beobachtungen mittheilen wollte. Bis ein Uhr Morgens iſt es auf den Straßen ſtets lebendig.

Der erſte Mate vom Boreas, der zweite von einer anderen engliſchen Barke und ein Polizeidiener nahmen den oberen Theil der Stadt Georgeſtreet, Pittſtreet und was dort in der Nähe lag, obgleich in Georgeſtreet, als der Hauptſtraße der Stadt, wohl kaum einer der Weggelaufenen anzutreffen ſein mochte. Sie wagten ſich ſchon nicht in dieſen Stadttheil, wo eine ſo zahlreiche Menſchenmenge fortwährend hin- und wiederſtrömte, und zwiſchen dieſen leicht jemand ſein konnte der ſie kannte und den Händen der überall poſtirten Conſtabler übergab. Nichtsdeſtoweniger gingen die drei Männer Georgeſtreet hinauf und bogen dann oben links ab, durch Liverpoolſtreet in Pittſtreet hinein, vor allen Dingen einmal das „goldene Kreuz“, was ihnen als der frühere Hauptaufenthaltsort der Leute des Boreas beſchrieben war, zu revidiren.

Es war noch zu früh am Abend um ſchon viel

Gäſte in den Wirthshäuſern anzutreffen; die meiſten wanderten noch in der Nähe des Markthauſes und durch den Markt auf und ab, und erfreuten ſich des ſchönen mondhellen Abends. Dennoch ſaßen etwa zehn oder zwölf Männer, meiſtens Matroſen, an den verſchiedenen Tiſchen, und in einem der kleinen Verſchläge, wo zwei Seeleute ihre beiden Mädchen mit hineingenommen hatten und ihnen dort zutranken, ging es beſonders luſtig und auch laut zu.

Der Mate vom Boreas warf einen ſchnellen aber forſchenden Blick über ſämmtliche Gäſte hinüber, und trat auch in das kleine „Privatzimmer“, in das er indiscret genug und, von einem „what do you want“ der darin Sitzenden angeſchnauzt, hineinſchaute, konnte aber kein bekanntes Geſicht entdecken. Mrs. und Mr. Mac Carther warfen ſich übrigens einen Blick zu, den ſie beide zu verſtehen ſchienen, und die „Dame“ wandte ſich dann mit der größten Freundlichkeit an die Neuangekommenen, und frug was ſie zu trinken wünſchten. Sie ließen ſich eine Flaſche Porter und drei Gläſer geben, und ſetzten ſich an einen der Tiſche.

Polly ging ab und zu, und ſchien beſonders mit dem Polizeidiener, einem jungen, hübſchen und ſchlanken Mann, gut bekannt zu ſein. Als Mr. Mac Carther die zweite Flaſche auf den Tiſch ſetzte, ſtand der junge Mann von der Waſſerpolizei auf und ging hinaus — wenige Minuten darauf folgte ihm Polly — ſie ſtanden beide in der offenen Hausthür.

„Polly“, ſagte der Polizeidiener, und hob ihr mit dem rechten Zeigefinger das Kinn empor — „wo ſind die Leute vom Boreas, die Ihr verſteckt habt?“

„Die Ihr verſteckt habt?“ ſagte das Mädchen ſchnippiſch und ſchnell, und ſchlug den Finger mit der verkehrten Hand weg — „die Ihr verſteckt habt? — was gehen mich die Leute vom Boreas oder irgend einem anderen „aß“ an, und was hätt' ich davon, Matroſen zu verſtecken? — Wenn Ihr mir weiter nichts zu ſagen habt, Mr. Naſeweis, dann ſeid ſo gut und laßt mich ein andermal zufrieden.“ Und damit wollte ſie ſich von ihm losmachen und wieder ins Schenkzimmer gehen. Charles, wie der junge Mann hieß, faßte aber ihre Hand und ſagte ſchmeichelnd: — „Sey nicht närriſch, Polly — du verſtehſt wie ichs meine, und daß ich recht gut weiß wie du ſelber nichts damit zu thun haſt — obgleich mir Gerüchte zu Ohren gekommen ſind von einem jungen Franzoſen der —“

„Charles“, ſagte das Mädchen, und ſchien ernſtlich böſe zu werden, „du haſt es heut Abend ordentlich darauf angelegt mich zu ärgern, und ich antworte dir keine Sylbe weiter."

„Was das betrifft, mein Schatz", lachte der andere, während er jedoch die Hand des Mädchens noch immer feſt dabei hielt — „ſo haſt du mir auch noch gar keine Sylbe geantwortet. — Ich weiß aber, daß du ein vernünftiges Mädchen biſt — du haſt mir davon ſchon zu viele Proben gegeben, ſo laß uns denn auch ohne weitere Umſchweife ein vernünftiges Wort miteinander reden. Auf das Einfangen der Leute vom Boreas wird in der nächſten Woche, wenn der Capitän erſt einmal weg muß, ein ſehr bedeutender Preis geſetzt werden — wenn du die Hälfte davon verdienen kannſt, wirſt du doch vielleicht zuſehen, ob du mir ein oder das andere von Mr. und Mrs. Mac Carther herausbekommen kannſt?"

„Du glaubſt doch nicht etwa", fiel ihm das Mädchen raſch in die Rede, „daß Mr. und Mrs. Mac Carther weggelaufenen Matroſen in ihrem eigenen Hauſe . . ."

„Gott bewahre", unterbrach ſie Charles lachend „da ſind ſie beide viel zu vernünftig dazu, als daß ſie ſich einer ſolchen Gefahr ausſetzen ſollten — es ſtehen 50 Pfund Sterling Strafe darauf. — Nein, aber ſie — haben doch manches — oh hol's der Henker, du biſt klug genug, und dir brauch ich doch weiter keine Erklärung zu geben.“

Das Mädchen ſah einen Augenblick vor ſich nieder und ſagte dann leiſe —

„Wie hoch wird die Belohnung etwa ſein?“

„Wie hoch? nun unter vier Pfund Sterling per Mann auf keinen Fall, wahrſcheinlich aber ſechs, und wie viel ſind es gleich — vier, ſieben — neun, nicht wahr?“

Das Mädchen ſah zu ihm auf und ſchüttelte verſchmitzt mit dem Kopf — die Falle war ein klein wenig zu plump geweſen. Charles mochte das auch wohl fühlen, denn er wurde bis über die Ohren roth, ſagte aber gleich darauf lachend — „bitt' um Entſchuldigung, ich hatte ganz vergeſſen, daß du gar nichts davon weißt. Doch genug für jetzt. Mir liegt ſelber nichts daran, daß wir ſie heut Abend erwiſchen ſollten, und ſind ſie in der Nähe, ſo thäten ſie ſehr wohl ſich ein wenig von den Straßen oder aus den öffentlichen Trinkhäuſern zu halten, ſie könnten ſich ſonſt leicht morgen an einem Orte finden, auf den ſie Heute ſchwerlich gerechnet haben. Alſo good bye, Polly, ſei ein gut Mädchen und halte die Augen offen.“

Damit trat er mit ihr in den dunklen Gang zurück, zog ſie etwas näher an ſich und — doch es war zu dunkel etwas weiter zu erkennen. Als aber gleich darauf die Thür aufging, ſtand Charles vorn im Haus, und Polly kam, allem Anſchein nach eben vom Hof, und trat in die Schenkſtube.

Als Charles wieder in die Stube kam, hatten die beiden Steuerleute ſchon die Zeche bezahlt und ſich zum Fortgehen gerüſtet. — Sie hielten ſich erſt einmal vor allen Dingen nach der Rowſon oder Roſenſtraße hinüber, wo ein freier eingezäunter Platz die eine Reihe Straßen begrenzt und die Matroſen, in der Nähe zahlreicher verrufener Häuſer gern umherſchlendern. Obgleich ſie aber manchen von dieſen begegneten, und alle ſcharf ins Auge faßten, war doch keiner der rechten darunter. Einmal freilich glitt eine dunkle Geſtalt raſch und flüchtig vor ihnen hin, verſchwand aber auch gleich darauf durch die dort hohe Paliſadenfenz, in eine kleine Thür, die ſich hinter ihm ſchloß. Es war dies kein öffentliches oder Koſthaus, und der Polizeimann hätte erſt einen „warrant“ ausnehmen müſſen, ehe er ein Privathaus unterſuchen durfte. Oft blieb Charles aber eine kurze Strecke zurück, und flüſterte hie und da mit einer, im Schatten irgend eines niedern Hauſes, neben einem erleuchteten Fenſter ſtehenden weiblichen Geſtalt — er ſchien mit allen Winkeln und Höhlen der ganzen Stadt bekannt zu ſein.

Es war etwa neun Uhr als ſie nach Pittſtreet zurückkamen; hier hatte ſich indeſſen manches verändert, und die im Anfang noch ziemlich öde Straße wimmelte jetzt, beſonders in der Nähe des Theaters, von Menſchen. Dem Theater gerade gegenüber ſind eine Anzahl kleiner Spelunken oder Trink- und Tanzhäuſer nur von liederlichen Dirnen beſucht, zu denen ſich die Menſchen förmlich drängten. Unſere drei Wanderer traten ebenfalls ein, und zwar zuerſt in das bedeutendſte, das ſogenannte „Shakeſpeare Haus.“

Unten befand ſich die ſogenannte Bar — ein Schenktiſch mit den dazu gehörigen Vorräthen von Flaſchen und Gläſern; dahinter ein kleines Zimmer für ſolche die ruhig ein Glas Bier trinken wollten. Beide Locale waren aber faſt leer von Gäſten, und doch ſollte dies Haus ungemein großen Abſatz haben. Außer dieſen beiden Zimmern hatte es aber auch noch andere Räume. Gleich neben der Bar, von dieſer nur durch eine Mauer getrennt, und mit einem aparten Eingang von der Straße, ging eine ſchmale Treppe in die erſte Etage hinauf, wo der ganze Raum in zwei große Locale getheilt war. Das eine war ein hoher Saal, deſſen äußerſtes Ende ein ſtatuenartig und lebensgroß gemaltes Bild Shakeſpeare's zierte.

Der große Dichter ſtand aufrecht da und überſchaute mit einem merkwürdigen Zug unendlicher Gleichgültigkeit das ganze wilde Treiben um ſich her. Der Maler hatte in dieſem Bild ſicher eine ſchwere Aufgabe gelöſt, und Shakeſpeare wenigſtens an Geſtalt, Kleidung und Geſichtszügen kennbar, zugleich aber auch mit einem ſo nichtsſagenden faden Geſicht hingeſtellt, daß man dem Bild, da der Maler gerade nicht bei der Hand war, die erſte beſte Flaſche hätte an den Kopf werfen mögen. Rings an den übrigen Wänden waren Scenen aus Shakeſpeare's Werken, colorirt, dargeſtellt, mit gerade ſolchen Geſichtern als ſie der Shakeſpeare geſchaffen haben würde. — Der Sturm und Romeo und Julie, König Lear und Fallſtaff hatten beſonders dazu herhalten müſſen, und auf einem Bild ſtand eine lange ſchwarze Figur mit einem Barrett auf dem Kopf und einer Kegelkugel in der Hand, und ſah ums Leben aus, als ob ſie eben im Begriff wäre alle neun zu ſchieben. — Das ſollte Hamlet ſein.

Es war noch ziemlich leer im Saal; in der äußerſten linken Ecke ſtand ein altes, abgepauktes Pianino wie ein Luftſpringer auf einem Dorfe, der ſich auf die Hände ſtellt und mit den Füßen an der Wand hinaufreicht. — Vor dieſem ſaß ein junger Mann, der Horn an den Fingern haben mußte, denn er ſchlug unabläſſig eine alte Polka von vorn bis hinten durch, und fing, wenn er hinten fertig war, vorn wieder an. Neben ihm ſtand ein kleiner Junge mit einer Violine, der ihn zu begleiten ſuchte, aber nicht mit kommen konnte. Allerdings hielt er ziemlich Tact mit ihm, aber er konnte ihn nur nicht einholen. — Der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, die Augen traten ihm aus dem Kopf, die Finger gingen in raſtloſer Haſt auf den gequälten Saiten auf und nieder, aber vergebens — zwei Noten war er regelmäßig hinter ihm. Hätte der Clavierſchläger nur eine Secunde gewartet — nur den Gedanken einer Secunde — aber nein — vorwärts, unaufhaltſam vorwärts ging es, wie die wilde Jagd — kein Rückblick, außer für die, denen das Geſicht auf den Nacken gedreht war — und der Violinſpieler gab die Verfolgung endlich in Verzweiflung auf.

Rings an den Wänden hin ſtanden Bänke und Sophas; unter der Shakeſpeareſtatue der beſte, und auf dieſem lag lang ausgeſtreckt ein junges wunderhübſches Mädchen in einem ſeidenen, oben hochanſchließenden Kleid, unter dem die kleinen zierlichen Füße nur eben mit den Spitzen hervorſchauten. Ihre Beſchäftigung war, wie ſich das unter einer Shakeſpeareſtatue auch gar nicht anders denken läßt, eine rein geiſtige — ſie ſchlürfte ein Glas Brandy und Waſſer, und ſtellte das Glas als ſie es ausgetrunken der Bequemlichkeit wegen vor ſich auf die Erde nieder.

Auf den anderen Sophas und Bänken ſaßen viele andere Mädchen und junge Leute — von den erſteren einige ſehr elegant gekleidet, mit Hüten und Schleiern und großen Shawls, andere wieder mit ſchlicht zurückgekämmten Haaren und kattunenen Kleidern. Ebenſo großer Unterſchied war bei dem männlichen Geſchlecht, von dem feingekleideten Stutzer bis, in einzelnen Fällen, zum einfachſten Matroſen herunter, ſo ſtanden, ſaßen und lehnten ſie in den bunteſten und verſchiedenartigſten Gruppen umher. — Nur der eine Unterſchied war doch wohl, daß die Mädchen alle einem beſtimmten jugendlichen Alter angehörten, während ſich unter den Männern auch ſogar einige aus dem „beſten" befanden, die mit noch recht jugendlichem Anſtand ſcheinbar theilnahmlos hin- und herwanderten, oder an einem der Tiſche ihren „Portwein St. Gris" ſippten.

Der Tanz hatte aber noch nicht begonnen — der verzweifelte Wettlauf der beiden Muſici ſchien nur erſt eine Vorübung geweſen zu ſein.

Unſere drei Freunde fanden hier übrigens nicht was ſie ſuchten, und Charles meinte, ſie wollten lieber ſpäter noch einmal hierher zurückkehren, und erſt nebenan in die anderen Locale hineinſehen. Es ſei wahrſcheinlicher, daß ſich einzelne der Leute, wenn ſie ſich überhaupt in ein öffentliches Local getraut, eher dort als hier aufhalten würden.

Ehe ſie übrigens die Treppe wieder hinuntergingen, traten ſie noch einen Augenblick in das nach vorn hinausſehende Zimmer. Drei junge Mädchen ſaßen hier an dem mittleren Fenſter und ſchauten nach dem gegenüberliegenden Theater hinüber; ein paar andere lehnten in verſchiedenen Sophaecken und ſchienen zu ſchlafen, und an dem Tiſch ſtand eine ſechste im eifrigen aber leiſe geführten Geſpräch mit einem jungen Mann, der ſehr elegant gekleidet war, und augenſcheinlich den höheren Ständen angehörte.

Hier war weiter nichts für ſie zu thun — ſie ſtiegen die Treppe hinunter, bogen rechts ab, und traten in das erſte Local hinein, das ſie drei oder vier Thüren weiter hin fanden. Wilder Lärm tönte ihnen ſchon bei ihrem Eintritt entgegen, aus dem Saal hinter der Bar kreiſchten die ſchrillen Töne einer Violine hervor, und kaum hatten ſie dieſen Platz betreten, als ſie auch in eine wahre Wolke von Tabaksqualm und Brandygeruch eingehüllt waren.

Alle drei hatten aber ſchon in ihrem Leben weit ſchlimmere Dinge mitgemacht, und bewegten ſich in dieſem Chaos wie in ihrem Element. In der That gingen auch all dieſe äußeren Eindrücke ſpurlos an ihnen vorüber, denn die männlichen Gäſte beſtanden faſt einzig und allein aus Matroſen von all den verſchiedenen Schiffen in der Bay, und die Dirnen, die ſich zwiſchen ihnen herumtrieben, gehörten der verworfenſten Claſſe an. — Auch lag der Platz weiter zurück und mehr getrennt von der Hauptſtraße, und mehrere der Leute vom Boreas ſollten in dieſer Woche, und ſeit ſie das Schiff verlaſſen, hier geſehen worden ſein.

Charles rief den Barkeeper bei Seite und ſprach eine kurze Zeit lang heimlich mit ihm. — Es war ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Leute des Boreas nicht alle an Einem Ort aufhielten, beſonders da ſie von verſchiedenen Nationen waren, und leicht möglich wäre es geweſen einen oder den anderen hier aufzutreiben. Der Barkeeper wußte aber von nichts; er ſchüttelte wenigſtens höchſt entſchieden mit dem Kopf, und machte dabei fortwährend eine Bewegung mit ſeinem Körper, als ob ihn hinten jemand am Hoſengurt gefaßt habe, denn eine Jacke trug er nicht, und aus Leibeskräften daran zöge. Nur der Reſpect vor dem Polizeidiener, den er, wenn auch in Civil, doch jedenfalls kannte, hielt ihn noch zurück.

„Ich bin ſicher, daß hier Einer oder ein paar von den Burſchen geweſen ſind“, ſagte Charles, als er zu den Steuerleuten zurückkam. — „Der Schuft erſchrack, als ich es ihm auf den Kopf zuſagte, und war gar ſo ängſtlich bemüht, wieder von mir abzukommen. — Wir wollen fortgehen und nachher noch einmal einſprechen, dann aber gleich hinten in die kleine Kammer gehen, ehe ſie uns vermuthen können.“

Zwei Häuſer weiter war eine andere ſolche Kneipe — dort ſtanden einige zehn oder zwölf Mädchen vor der Thür, und zankten ſich und ſchimpften einander. Von der anderen Seite der Straße kamen mehrere Conſtabler herüber, und die Dirnen, die nicht arretirt ſein wollten, traten raſch ins Haus, ſetzten aber hier den Streit in einer der Nebenſtuben unerbittlich fort. Es waren meiſt noch junge Dinger von ſechszehn bis achtzehn Jahren. Mehrere hatten aber ſchon blaugeſchlagene Augen — die Folgen eines früheren Gefechts, vielleicht vom letzten Sonnabend Abend — viele trugen brennende Cigarren im Mund. Natürlich drängte ſich dabei Alles um ſie her, den faſt ſtets in Thätlichkeiten ausartenden Scandal zu Ende zu ſehen, und was nur von Matroſen in der ganzen

Straße war, ſchien ſich hier auf einmal concentrirt zu haben.

„Jetzt iſt unſere Zeit", flüſterte Charles den beiden Steuerleuten zu. — „Stellen Sie ſich beide an verſchiedenen Seiten der Stube auf und betrachten ſie ſich vor allen Dingen die Geſichter der Hereinkommenden. — Die wieder hinaus wollen, müſſen nachher immer bei mir vorbeidefiliren. Sehen Sie einen der Burſchen, dann geben Sie mir nur ein Zeichen, und für das andere werde ich ſorgen." Er ſchlug dabei bedeutungsvoll auf ſeine Taſche, in welcher er ein paar, von der Regierung bezeichnete Handſchellen, für ihn zugleich der eiſerne Ausweis ſeiner Function, trug.

Der Streit im Innern nahm indeſſen einen immer bedenklicheren Character an. Die beiden Feindinnen hatten die Arme in die Seite geſtemmt, und blieſen den Rauch ihrer Manillas in dicken Wolken von ſich. — Es war das ein Zeichen ſehr heftiger Gemüthsſtimmung, und Beide gehörten jedenfalls dem verworfenſten Theil der menſchlichen Geſellſchaft an.

„Und was thuſt Du überhaupt hier, Du gottesläſterliches Ding Du mit deinen großen Glotzaugen?" rief die eine jetzt, die Unterhaltung wie es ſchien auf ein anderes Feld überführend. — „Was haſt Du hier zu ſuchen, als Dich unnütz machen und Scandal anfangen Du — Preisverderber Du —"

„Was ich hier thue?" ſchrie die andere aber, und ſchleuderte mit einem entſetzlichen Fluche ihre brennende Cigarre zur Erde nieder, während ſie ſich zu gleicher Zeit die Aermel in die Höhe ſtreifte und zum nicht mehr zu vermeidenden Kampfe vorbereitete; ſie hatte die Geduld verloren. — „Ich gehe meinem Broderwerb nach ſo gut wie Du — — und wenn Dir das nicht genügende Auskunft iſt, ſo will ich Dir meine andere mit rother Dinte in die Fratze zeichnen."

„Go it Nelly — go it ye cripples — Hurrah für Sally — fünf Schilling auf Nelly" — ſchrieen mit einem wilden Gejauchze die umſtehenden Matroſen, die einen feſten Kreis um die beiden gebildet hatten.

„Vier Brandy hot", ſchrie in dieſem Augenblick der rothhaarige Kellner, und verſuchte mit einem Präſentirteller und vier halb gefüllten Gläſern in das Zimmer zu bringen. Es wäre für ihn aber viel vortheilhafter geweſen, hätte er ſtatt dem beſtellten heißen Brandy, kalten gebracht, denn irgend einer von den fünfzig Ellbogen, die ihm in ſeiner nächſten Nähe entgegenſtarrten, fuhr ihm — ob abſichtlich oder unabſichtlich, wer kann das ſagen — unter den Teller und ſandte dem armen Teufel die ganze Ladung im wahren Sinne des Worts „über den Hals“ und in das Vorhemdchen.

Sally war übrigens zu viel „game“, auf ſolche Ausforderung auch nur noch weiter ein anderes Wort, als höchſtens einen Fluch zu erwiedern. — In demſelben Moment ſchleuderte ſie ebenfalls ihre Cigarre mitten zwiſchen die ſie umdrängende Schaar, die lachend das Feuer von ſich abſchlug, und fiel in richtiger Boxerſtellung auf ihre Gegnerin aus.

Das Schreien und Hurrahen hatte in dieſem Augenblick ſeinen höchſten Grad erreicht, und die Stube drängte ſo voll von Menſchen wie ſie nur Kopf an Kopf neben einander ſtehen konnten. Alles was in der Nachbarſchaft geweſen war, preßte herzu.

Der Mate vom Boreas, der ſich im Anfang ziemlich nahe der Thür poſtirt hatte, um im Fall der Noth gleich bei der Hand zu ſein, war durch das Zuſtrömen immer neu Hinzukommender viel weiter zurückgeſchoben worden als ihm ſelber lieb ſein mochte. Hinaus konnte er aber nicht wieder, bis ſich wenigſtens ein Theil der Menge verlaufen hatte, und er that deshalb nur ſein Möglichſtes einen Platz auf dem Fenſterbrett zu gewinnen. Nicht aber um dem Kampfe zuzuſehen, denn der intereſſirte ihn ſehr wenig, ſondern die ſtets wechſelnden Geſichter zu beobachten, die ſich theils immer noch in das Zimmer drängten, theils die Thüre in einem dicht geſchloſſenen Ring von Köpfen umſtanden.

An der Thür hatte Charles noch immer, trotz jedem Andrang von außen, ſeinen Poſten behauptet, nur war er ein klein wenig nach innen geſchoben worden, und blickte abwechſelnd nach den beiden Mates hinüber, ob nicht Einer von ihnen ſeine Thätigkeit für irgend ein noch näher zu bezeichnendes Individuum in Anſpruch nehmen wollte. Da ſah er, wie ſich plötzlich der Steuermann vom Boreas ſo hoch aufrichtete, wie er ſich nur immer auf ſeine Zehen heben konnte und, ein Bild der geſpannteſten Aufmerkſamkeit in die Maſſe von Menſchen ſtarrte. Ein Geſicht war vor ihm aufgetaucht, das er nur noch nicht recht erkennen konnte, weil die Lampe darüberhing, die ihren Schatten hinunter warf.

Dies Geſicht gehörte aber niemand anderem als unſerem alten Bekannten Bill, der, die Hände in den Taſchen und eine Cigarre im Munde, eben am Haus vorbeigeſchlendert war, als der Lärm innen ſich erhob, und nun blos einmal ſehen wollte was hier vorging. Faſt ohne daß er es merkte, war er aber weiter und weiter in das Zimmer hineingeſchoben, und der Kampf ſelber hatte im erſten Augenblick ſeine Neugierde ſo erregt, daß er wirklich an gar keine weitere Gefahr für ſeine eigene Perſon dachte. Endlich, aber nur zufällig und nicht etwa aus irgend einer Ahnung ihm drohenden Unheils, warf er den Blick einmal höher, ſenkte ihn aber nicht wieder, denn er begegnete gerade in dieſem Momente dem ſeines eigenen Steuermanns, von dem er, ſobald der nur einmal ſein Auge ſehen konnte, ebenfalls erkannt wurde. Der Steuermann ſtieß halb in Ueberraſchung, halb in Freude einen lauten Schrei aus.

Den Schrei würde nun freilich der an der Thür poſtirte Charles in all dem wilden Lärmen nicht gehört haben, aber die damit begleitete Bewegung entging ihm nicht, und faſt unwillkürlich griff er ſchon in die Taſche, die eiſernen „darbies“ herauszuholen.

Bill war übrigens viel zu klug, nicht mit einem einzigen Blicke ſeine ganze Gefahr zu überſehen, denn er wußte recht gut daß der Steuermann hier in dies Local nicht allein hereinkommen würde, ohne jedenfalls noch Hülfe, am Ende gar Polizei, bei ſich zu haben. Dabei hatte das Zimmer nur eine Thür, und war die — und wie konnte es anders ſein, beſetzt, ſo befand er ſich hier allerdings in einer Falle die ihn umſomehr ärgerte, da ihn ſein eigener fabelhafter

Leichtſinn hineingeführt. — Für den Augenblick ließ ſich noch dazu gar nichts thun, ſeine Lage auch nur im Geringſten zu verbeſſern. — Er konnte ſeine Hände nicht einmal aus der Taſche bekommen, ſo drängte das Volk um ihn her, denn der Kampf nahte ſich ſeinem Ende: Nelly hatte ſchon ein, Sally zwei blaue Augen und die letztere empfing gerade unter dem beifälligen Hurrahſchrei der Maſſe einen letzten entſcheidenden Schlag, der ſie wie todt zu Boden warf. Nelly war ein ſehr nervöſes Mädchen, d. h. ſie hatte ausgezeichnete Nerven und Muskeln.

Bill intereſſirte ſich aber nicht im mindeſten mehr für den Kampf; ſeine eigene Lage nahm ſeine Aufmerkſamkeit viel zu ſehr in Anſpruch, und raſch warf er den Blick umher, jede nur irgend günſtige Gelegenheit zu ſeinem Vortheil zu benutzen.

Der Mate hatte indeſſen mit Charles eine Art telegraphiſcher Depeſche unterhalten, worin er ihm bemerkbar machte, daß Einer der geſuchten Leute hier in der Mitte des Zimmers ſei. Zugleich gab er ihm dabei zu verſtehen, daß er einen großen Bart habe. Bill ſah das alles ſelbſt mit an. So gern er aber auch ſeinen Feind mit eigenen Augen kennen gelernt hätte, wagte er doch nicht den Blick dorthin zu wenden, und wäre am liebſten in dem Meer von Köpfen, das ihn umgab, untergetaucht, wenn er ſich auch nur einen Zoll hätte bewegen können. Aber feſt eingekeilt ſtand er da, und der Mate warf dem Polizeidiener einen triumphirenden Blick zu. Bill war ihm ſicher.

Gerade in dieſem Augenblick machte Nelly noch einen Ausfall auf die ſchon gefällte Feindin. Das aber war zu unritterlich, als daß es die Umſtehenden hätten zugeben ſollen, und ſie warfen ſich zwiſchen ſie. Dadurch bekam Bill wenigſtens ſo viel Luft, die Hände aus den Taſchen zu ziehen und ſich ſelber niederzuducken. Zu gleicher Zeit nahm er einen verzweifelten Anlauf gegen die Beine der ihn Umdrängenden — es blieb ihm kein anderer Ausweg mehr als mit Gewalt durchzukommen, wußte er doch recht gut, daß jeder verſäumte Augenblick ſeine Gefahr nur immer noch vergrößern mußte. Wie ein unter Waſſer Fortſchwimmender hielt er dabei geraden Cours auf die Thür zu, obgleich er das Schlimmſte von den draußen ſtationirten Conſtablern fürchtete. Er konnte aber nicht anders und vertraute jetzt nur ſeinem guten Glück.

So wie aber der Mate dieſe Bewegung des Flüchtlings bemerkte, von der er augenblicklich den richtigen Grund errieth, ſchrie er dieſes dem Polizeidiener zu, und da er wohl merkte, daß der in dem Heidenlärm kein Wort verſtehen konnte, ſuchte er ihm die Abſicht ihres Opfers pantomimiſch begreiflich zu machen. Aber auch dies hatte ſeine Schwierigkeiten, denn er mußte ſich mit einer Hand am Fenſter feſthalten, und durfte ſich auch nicht tief bücken, ſonſt konnte ihn Charles nicht ſehen. Durch dieſe unbequeme Stellung wurde er gezwungen die wunderlichſten und entſetzlichſten Bewegungen zu machen, ſo daß Charles ganz erſtaunt zu ihm hinüberſah, und gar nicht begreifen konnte — oder wollte, was das alles eigentlich zu bedeuten habe.

Das rettete Bill — gerade in dieſem Augenblick glitt er wie eine Schlange, obgleich unbewußt, an den Beinen ſeines gefährlichſten Gegners vorbei, der ſchon die Handſchellen für ihn gefaßt hielt, und war im nächſten Moment auf der Straße — in Kingſtreet, Kingſtreet hinauf in alle kleinen Quergaſſen die er auftreiben konnte, und ſpornſtreichs nach ſeinem Verſteck zurück; feſt entſchloſſen, dieſes von jetzt an mit keinem Schritt wieder zu verlaſſen.

Der Steuermann vom Boreas wollte erſt gar nicht glauben, daß ihnen der Matroſe entgangen ſein konnte; es war aber doch ſo, und er tröſtete ſich zuletzt damit, er habe ſich am Ende gar getäuſcht, und Bill ſei das gar nicht geweſen. Es war auch nicht wahrſcheinlich, daß ſich dieſer ſo öffentlich und allein herauswagen ſollte — und doch hatte er ihm erſtaunlich ähnlich geſehen.

Von hier aus gingen ſie noch einmal in das Shakeſpeare Haus zurück. Hier ſchien indeſſen alles in vollem Gang; das Theater war gerade aus, und zu den jetzt vereinigten Tönen des Claviers und der Violine — die wunderbarerweiſe zuſammenſtimmten — drehten ſich die flüchtigen und mitunter auch ſehr graciöſen Paare in Quadrillen und Contratänzen. Alle Sophas waren beſetzt, alle Stühle und Tiſche von Menſchen beiderlei Geſchlechts in Beſchlag genommen, und eine ungeheure Quantität von Brandy und Portwein wurde verzehrt. Shakeſpeare ſah dabei noch mit demſelben nichtsſagenden Geſicht auf die bunten Gruppen nieder, und Hamlet war noch immer am Schub.

Für ihren Zweck fanden ſie aber nichts, weder hier noch nebenan, und verließen bald darauf Pittſtreet, um zuerſt einmal ein Stück in Georgeſtreet hinaufzugehen, wo ſie ein beſonderes Haus an der Ecke von George- und Kingſtreet im Auge hatten.

Es war dies ebenfalls ein Schenkhaus, aber zugleich mit einer Art Abendunterhaltung. Sie gingen durch die Schenkſtube und ein paar Stufen hinauf in ein anderes ſaalartiges Zimmer, ſehr einfach mit hölzernen Bänken und Tiſchen meublirt, und im Hintergrund mit einer Art ſchmaler Bühne, in deſſen einer Ecke ein Clavier traurig auf drei Beinen ſtand und von einem jungen Virtuoſen in einem abgetragenen blauen Frack „beſchlagen“ wurde. Dieſe muſikaliſche Abendunterhaltung war aber nicht zum Tanz eingerichtet, ſondern hatte einen höheren, geiſtigen Zweck, der ſich ihnen bald offenbaren ſollte.

Auf die Bühne trat eine Geſtalt in einem Charakteranzug, für die Perſon aber jedenfalls höchſt paſſend gewählt. Sie war in einen zerriſſenen Frack, an dem bedenklichſten Theil ſtark beſchädigte Beinkleider und einen eingedrückten Hut nebſt ſchiefgetretenen Schuhen gekleidet, und ſang ein komiſches, ſehr langes und ſehr unanſtändiges Lied, das bei dem Publicum den unbegränzteſten Beifall fand. Das Letztere beſtand zur einen Hälfte aus Matroſen und Handarbeitern aus der Stadt, und zur anderen aus liederlichen Dirnen, die wie in all den anderen derartigen Häuſern hierherkamen ihre Cigarre zu rauchen, ihren Brandy zu trinken und Bekanntſchaften anzuknüpfen. Es waren widerliche, freche, ekelerregende Geſchöpfe.

Auch hier fanden ſie keinen ihrer Leute. Gerade aber als ſie wieder aus der Thür auf die Straße traten, rannte in ziemlicher Eile ein junger Burſch gegen den Mate des „Phönix“ an und wollte eben mit einer Entſchuldigung ausweichen, als dieſer ſein Geſicht zu ſehen bekam und raſch zugriff —

„Hallo Smith“, rief er dabei aus, „ich bin hölliſch froh dich hier ſo zufällig zu finden; habe ſchon einen langen Spaziergang dir zu lieb gemacht. Hr. Charles, ich möchte Sie einmal um ihre Handſchellen bemühen.“ Charles war raſch damit bei der Hand, der arme Teufel von Matroſe aber, der hier ſo plötzlich dem Feind gerade in den Rachen gerannt war, wollte wenigſtens noch einen letzten Verſuch machen zu entwiſchen. Sich deshalb auf ſeine ſchnellen Beine verlaſſend, riß er ſich raſch von dem Mate, der daran gar nicht mehr dachte, los, und ſprang Kingſtreet hinauf. Die Straße war aber hier hell erleuchtet und an den Ecken von King- und Kentſtreet ſtand ein wahres Neſt von Conſtablern. Der Alarmſchrei wurde gegeben, die Straße war augenblicklich beſetzt, und fünf Minuten ſpäter befand ſich Smith in den Händen und Handſchellen des Polizeidieners Charles von der Sidney Waſſerpolizei.

Es war indeſſen ſchon ziemlich ſpät geworden, und Charles ging mit ſeinem Gefangenen zu ſeiner Station hinunter. Die beiden Steuerleute wollten aber erſt noch einmal zu dem beſprochenen Sammelplatz hinauf, wo ſie weiteres von den übrigen Dienern der Gerechtigkeit und ihren eigenen Cameraden über den Verlauf und das „Glück“ des Abends hören ſollten.

Dicht vorher, ehe ſie das in Pittſtreet ihnen bezeichnete Haus erreichten, und oben zwiſchen Druitt und Bathurſtſtreet, kamen die Beiden an einem kleinen niedern Schenkhaus vorbei, wo ſie ebenfalls Lärm hörten. Die Thür ſtand offen und ſie traten ein.

Es war eines der gewöhnlichen Branntweinhäuſer geringerer Claſſe, und es ſchien hier an dieſem Abend ſchon wild hergegangen zu ſein. Eine Maſſe Gläſer ſtanden ungeſpült mit Löffeln und Zuckerſatz auf dem Schenktiſch — andere lagen zerbrochen auf der Erde. Unter einem der Tiſche lag ein trunkenes menſchliches Weſen, das weibliche Kleidung trug, auf dem anderen Tiſch lehnte mit dem Kopf ein Mann und ſchnarchte ſchwer. Hinter der Bar ſtand der Wirth, der auch der Flaſche bös zugeſprochen zu haben ſchien, denn er konnte die kleinen dickgeſchwollenen Augen nicht mehr offen halten, und ſchlief im Stehen.

Die ſcheußlichſte, aber auch intereſſanteſte Gruppe beſtand aus fünf Frauen und Mädchen, zwei noch jung, dem Anſchein nach wenigſtens nicht mehr als zwanzig bis einundzwanzig Jahr, und vielleicht noch jünger, denn das wüſte Leben altert vor der Zeit, die anderen aber ſchon über die dreißig hinaus, mit widerlichen, ſchmutzigen, geſchwollenen Geſichtszügen und alle betrunken. Den ungemiſchten Brandy goſſen ſie in die ausgebrannten Kehlen, und lachten und ſchrieen ſich die rohſten, wüſteſten Sachen zu. Es hörte aber ſchon keine mehr was die andere ſprach.

Abgeſondert von allen übrigen ſtand ein einzelnes Mädchen, vielleicht achtzehn Jahre alt — das Haar hing ihr wild um die Schläfe, die Schminke war ihr zum Theil von den Wangen gelaufen und die bleiche ſchmutzige Haut ſah darunter vor. — An Stirn und Schläfen trug ſie dabei Zeichen eines kürzlich beſtandenen Kampfes, das geronnene Blut klebte dort noch an mehrern Stellen. Das Zeug hing ihr unordentlich und zerriſſen am Körper, an der linken Seite war es ihr vollkommen aufgeſchlitzt und eine volle weiße Bruſt quoll hindurch. Mit der linken Hand hielt ſie aber ein halb mit Brandy gefülltes Glas — ſie hatte ſchon einen Theil deſſelben getrunken und ſang jetzt mit leiſer wunderbar melodiſcher Stimme eines jener ſo zum Herzen ſprechenden iriſchen Volkslieder — „oh no, we never mention her.“

Keiner hörte aber auf ſie, der Wirth ſchlief, die anderen Weiber hatten zu viel mit ſich ſelber zu thun, und die Singende ſchien ihrer auch wenig zu achten.

In wilder heftiger Tonart hatte ſie das Lied begonnen, wie ſie aber weiter und weiter hineinkam, ſchienen andere, vergangene Scenen vor ihr aufzutauchen — Ihre Stimme wurde weicher und weicher, und bei den letzten Worten „if he has loved, as I have loved, he never can forget“ — ließ ſie auf einmal das Glas fallen, das am Boden zerſplitterte, warf ſich auf die ihr nächſte Bank nieder, barg das Geſicht in den Händen und ſchluchzte laut.

„Nine pence für das Glas, sixpence für den Brandy“, ſagte der Wirth noch halb im Schlaf — „macht einen Schilling drei Pence — wer war das?“ fuhr er dann aber plötzlich in die Höh und blinzte unter den kurzen borſtigen Augenlidern ſchläfrig vor.

Die beiden Männer ſchlugen im Ekel die Thür hinter ſich zu, und erreichten bald darauf den beſtimmten Verſammlungsort, wo ſie die übrigen ſchon ihrer harrend fanden.

Vom Boreas war ein Franzoſe unten am Waſſer eingefangen, von dem Phönix noch ein anderer, und drei Matroſen von einem ſchon länger eingelaufenen Wallfiſchfänger. Man hatte aber ſonſt nutzlos all die Plätze durchſtöbert, wo den Polizeileuten, wie ſie ſagten, gewiſſe Kunde zugegangen, daß ſie heimlich verſteckte Matroſen finden ſollten. Wie ſie meinten, war ihnen der auf den Fang geſetzte Preis noch nicht hoch genug, denn ſie könnten nicht anders hinter ihre Schlupfwinkel kommen, als wenn ſie die Leute, die ſie verſteckt hielten, beſtachen, ihnen ſelbſt den Zufluchtsort anzuzeigen. Das koſtete natürlich viel Geld, und wollten die Capitäne nicht ſo viel anwenden, ſo ſollten ſie nur noch „ein Bißchen Geduld“ haben. Mit der Zeit hofften ſie ſchon alle wieder zu bekommen.

„Mit der Zeit“ — das konnte aber noch vier bis ſechs Wochen dauern, und ſie wußten recht gut, daß die Schiffe dann das zehnfache an Unkoſten haben würden. Sie bezweckten aber auch damit was ſie wollten. Die Capitäne waren gezwungen höhere Belohnungen auf den Einfang der weggelaufenen Leute zu ſetzen.

Als ſie auf ihre Schiffe zurückkehrten, mochte es ſchon ein Uhr Morgens ſein, und die Straßen waren ſtill und öde. Einzelne Conſtabler gingen langſam auf und ab, und ihre Schritte hallten von den hohen Gebäuden wieder. Nur nach unten, nach dem Waſſer zu zeigte ſich der helle Schimmer weiblicher Kleidungsſtücke. Es waren zwei Frauen, die betrunken auf einem Haufen dort gebrochener Steine lagen und ihren Rauſch ausſchliefen. Da ſie keinen Lärmen mehr machten, ließen ſie die Conſtabler ruhig liegen.

Siebentes Kapitel.

Was das Geld vermag.

Noch volle zehn Tage nach dieſem Abend hatte der Boreas draußen in der Bay gelegen, und auf das Einfangen ſeiner Leute gewartet, ohne nur das mindeſte Reſultat weiter erzielt zu haben. Neue konnte der Capitän ebenfalls nicht bekommen; ſeine frühere Mannſchaft hatte ſeinen Ruf durch die ganze Stadt verbreitet, und ein Proceß, den er gleich beim Einlaufen mit dem Koch und einem der franzöſiſchen Matroſen gehabt und der gegen ihn entſchieden und in den Blättern beſprochen war, diente auch nur noch dazu, Matroſen, die ja ſchiffen wollten und dazu hundert andere Gelegenheiten finden konnten, vor ſeinem Schiff zu warnen.

Er mußte aber jetzt fort — ſchon hatte er ſich wieder genöthigt geſehen friſches Waſſer und ſogar noch mehr Futter für die Pferde, die er an Bord hatte, einzunehmen. Die Preiſe der Leute ſtiegen dabei von Tag zu Tag, und es geſchah endlich was die Diener der Waſſerpolizei ſchon lange vorhergeſehen hatten — er mußte ſechs Pfund Sterling auf jeden eingefangenen Matroſen ſtellen, und brachte dadurch die ganze Polizei in Bewegung. Hier war etwas zu verdienen, und Charles wenigſtens wußte, an wen er ſich zu wenden hätte.

Es wird übrigens Zeit, daß ich den Leſer auch wieder zu den Hauptperſonen dieſer Erzählung zurückführe.

Die Mannſchaft des Boreas hatte ſich an dem Morgen, wo ſie ihre Flucht ſo glücklich von Bord bewerkſtelligte, nach Verabredung in das goldene Kreuz begeben. Hier harrte ihrer ſchon der Wirth, nahm ihre Sachen in Empfang, die er ſorgfältig in ein beſonderes kleines Zimmer verſchloß, und ließ die Flüchtigen dann durch einen jungen Burſchen, den er zu dieſem Zweck die Nacht bei ſich behalten hatte, über die Bay ſchaffen. Er beköſtigte ſie dort, und war durch ihre Kleider für die Auslagen der wenigen Lebensmittel, durch ihre Entfernung aber auch dagegen geſichert, daß das Geſetz ihm, wenn ſie wirklich ausgeſpürt wurden, nicht zu Leibe konnte.

Ging nun alles gut, d. h. ſegelte das Schiff ohne ſeine Matroſen wieder bekommen zu haben, ſo bekümmerte ſich die Polizei entweder gar nicht mehr um ſie, oder war beſondere Ordre zu dieſem Zweck vom Capitän hinterlaſſen worden, ſo wurden ſie im ſchlimmſten

Fall auf kurze Zeit hingeſetzt und ſahen ſich dann wieder frei, Arbeit anzunehmen wo ſie es für gut hielten. Die beſorgte ihnen aber dann ihr ſogenannter „Schlafbaas“, und ſah ſich wohl vor, daß er vor allen Dingen ſeine Koſt und ſein Logis bezahlt bekam, indem er den erſten oder die beiden erſten Monate Löhnung, die beſonders Schiffe in ſolchem Falle ſtets vorauszahlen müſſen, in Empfang nahm. Bekam er das, ſo konnten die Leute ihre Sachen wieder bekommen, geſchah das nicht, ſo waren ſie ihm verfallen und er hatte immer reichlich ſeine Koſten gedeckt.

In den meiſten Fällen verdienen dieſe Schlafbaaſen, die in ſolcher Weiſe gewiſſermaßen eine Art Seelenhandel treiben, ſchönes Geld. Hundertmal iſt es ſchon dageweſen, daß ſie zuerſt die Matroſen ſelbſt überreden ihr Schiff zu verlaſſen, und ſie dann, ſo wie nur ein richtiger Preis auf ihren Fang geſetzt wird, dem Capitän des Schiffes oder am häufigſten den Polizeidienern ſelber anzeigen, mit denen ſie zwar den Raub theilen müſſen, aber auch gegen die Folgen vollſtändig gedeckt ſind.

Man ſagte, daß der Wirth im goldenen Kreuze auf ſolche Art und Weiſe ebenfalls ſein ganzes Vermögen zuſammengeſchlagen habe, und den armen Matroſen ein wirkliches Kreuz geweſen ſei. Er hatte auch ſtets eine ganze Zahl ſolcher Leute, die bei ihm in Koſt gingen, und in ſeinem eignen Hauſe wohnten. Dorthin kamen ſie aber erſt, wenn er von dem Geſetz nichts mehr zu fürchten brauchte — bis dahin wußte er beſſere und ſicherere Plätze für ſie. An einen ſolchen Ort hatte er denn auch die Leute vom Boreas geſchickt, die ſich jetzt noch unter keiner Bedingung in der Stadt durften ſehen laſſen.

Es war am 22. Auguſt, ziemlich ſpät am Abend, und ſchon ſeit drei Tagen hatte das Gerücht in der Stadt Umlauf gefunden, der Boreas habe Mannſchaft und wolle in See gehen. Nichtsdeſtoweniger durfte noch keiner der Leute aus ſeinem Verſteck, und Polly hatte es beſonders Jean, der ſich bis dahin an ſolche Verordnungen wenig gekehrt, ſehr ſtreng anbefohlen, ſich unter keiner Bedingung in der Nähe des goldenen Kreuzes ſehen zu laſſen.

Dieſem Verbot gehorchte Jean auch auf das pünktlichſte, keine Seele wurde ihn in der Nähe des Platzes, der für ihn die größte Anziehungskraft hatte, gewahr, aber im goldenen Kreuz ſelber ſtellte er ſich jeden Abend pünktlich ein, gab Polly das verabredete Zeichen und ſchlüpfte dann zwei Treppen hinauf in das kleine Hinterſtübchen, wo er doch wenigſtens manchmal, wenn ſie unten für kurze Zeit abkommen konnte, ein paar Worte mit ihr plaudern mochte. Jean hatte Polly, der Sicherheit wegen, ſein ganzes Geld zum Aufheben gegeben, und ſie ihm dafür, ſobald der Boreas erſt einmal fort ſei, ihre Hand verſprochen.

Jean wollte mit einem Landsmann, den er in Sydney getroffen, ein kleines Geſchäft anfangen und die Ausſichten waren dazu gerade in dieſer Zeit vortrefflich.

Er wie ſeine Cameraden wohnten indeſſen gerad über der Bay drüben, am ſogenannten North Shore in einem kleinen abgelegenen Häuschen, an einer Stelle im dichten Buſch, die ſelten jemand betrat, und wo gewiß niemand entflohene Matroſen geſucht hätte.

Denſelben Abend um acht Uhr ſtand Polly mit unſerem alten Bekannten Charles von der Waſſerpolizei im Hausflur — im Schenkzimmer war es faſt ganz leer heut Abend — Mr. Mac Carther lehnte hinter der Bar und ſchlief, und Madame ſaß und ſtrickte, und betrachtete nur dann und wann mit ziemlich verdrießlichen Blicken zwei Kunden, die ſchon ſeit einer halben Stunde hinter dem Tiſche ſaßen und an einem „nobbler brandy“ zogen. Polly wurde nicht vermißt.

„Alſo es bleibt bei unſerer Verabredung“, ſagte Charles gerade in dieſem Augenblicke und reichte Polly die Hand zum Einſchlagen, die er nachher feſt in der ſeinen behielt — „es bleibt dabei und — keine Ausnahme.“

„Ich weiß nicht“, ſagte Polly piquirt, „was du immer mit der Ausnahme meinſt, daß du die mit einem ſo bedeutenden Ton erwähnſt. — Wenn ich einmal etwas ſage, ſo kannſt du dich darauf verlaſſen.“

„Polly“, meinte Charles lächelnd, „ich habe dir ſchon einmal geſagt, daß mir von zwei Perſonen als ganz gewiß mitgetheilt iſt, du habeſt dich mit dem einen Franzoſen verſprochen.“

Polly zog ihre Hand raſch aus der ſeinen und rief ärgerlich —

„Mit einem Franzoſen; ich dächte doch du kennteſt mich beſſer, als daß ich mich an einen der Parlewus hängen ſollte. Daß er mir den Hof gemacht hat weißt du, und in Ehren kann man auch ein Geſchenk annehmen. Damit iſt die Sache aber auch fertig, und wenn du nun noch einmal —“

Ein ſcharfer, vom Hof gellender Pfiff unterbrach hier ihre Rede, und das Mädchen ſchrack ſo auffallend zuſammen, daß es Charles ſelbſt in der dunklen Flur auffallen mußte.

„Hallo!“ ſagte er leiſe und horchte — Polly wollte nach dem Hof zu gehen, er faßte ſie aber am Arm und flüſterte: „bleib nur einen Augenblick hier, Polly — wir gehen gleich zuſammen.“

Vorſichtige Schritte wurden jetzt gehört, die faſt geräuſchlos aber raſch die Treppe hinaufgingen. — Sie verriethen, daß der welcher dieſen Weg nahm, ihn ſchon mehr als einmal gegangen ſein mußte. Charles mochte das wohl auch fühlen, denn als die Tritte mehr nach oben verhallten und die Stufen jetzt kaum hörbar im zweiten Stock knarrten, ſagte er leiſe vor ſich hinlachend:

„Der kennt jede Stufe im ganzen Haus, darauf wollt' ich ſchwören. — Alſo das ſind die erſten ſechs Pfund, Polly, wie? —“

Das Mädchen ſtand einen Augenblick wie unſchlüſſig da — ſie erwiederte kein Wort. Endlich als oben eine Thür leiſe aufging und wieder geſchloſſen wurde, ſagte ſie, mehr zu ſich ſelber als zu dem jungen Manne ſprechend, und wie nur mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt:

„Er hat mir Geld zum Aufheben gegeben.“

„Für ſo dumm hätt' ich ihn nicht gehalten“, meinte Charles trocken, — „doch Matroſen wiſſen überhaupt nicht ihr Geld zu wahren. — Gehe aber jetzt in die Stube, Polly, ich will noch etwas warten, damit kein Verdacht auf dich fällt.“

„Aber Charles —“

„Aber Polly — Und nicht etwa ein Zeichen gegeben. — Ich gehe nicht fort, ich bleibe hier unten an der Treppe ſtehen — good bye, Polly — Heut Abend werden wir nicht weiter mitſammen ſprechen können, morgen Mittag aber komm ich her und ſage dir Antwort, und — laß der Alten nichts merken. Damit nahm er die ſich nur ſchwach Sträubende ohne weitere Umſtände beim Kopf, küßte ſie herzhaft ab und öffnete dann ſelber, ihr jede weitere Einrede abzuſchneiden, die Thür, hinter der er ſich aber wohlweislich verborgen hielt. Es blieb Polly auch gar kein anderer Ausweg als einzutreten, und um ihre Bewegung zu verbergen, machte ſie ſich, ſo viel ſie konnte, im Zimmer Beſchäftigung, wiſchte die Tiſche ab, und trocknete die Gläſer aus.

Noch war ſie mit dieſer letzten Arbeit beſchäftigt, als dicht vor dem Fenſter, draußen auf der Straße, dreimal mit einem ſchweren Stock aufgeſtoßen wurde — ſie erſchrack ſo heftig darüber, daß ſie das eben erſt aufgenommene Glas fallen ließ, wobei es in Scherben brach. Während Mrs. Mac Carther noch darüber zankte, ſtanden die beiden Männer, die am Tiſch geſeſſen hatten, auf, tranken das letzte aus was ſie noch im Glas hatten, und verließen langſam das Zimmer. Das diente ebenfalls nicht dazu Madame in beſſere Laune zu bringen.

„Da geht das Lumpengeſindel, das in zwei Stunden für einen Sixpence verzehrt hat — und dafür muß man Licht verbrennen und Gläſer zerbrechen laſſen. Wenn ich meinen Willen hätte, ſo würden die Tiſche und Bänke hier eher zu Feuerholz verbrannt, als daß ſie mit hälfen das faule, povere Geſindel auch noch hier in ſeinem Müßiggang zu beſtärken, und Einem zu Schimpf und Aerger da ſitzen zu bleiben."

Mac Carther, der durch das Zerbrechen des Glaſes erwacht und aufgefahren war, warf einen vorſichtigen Blick im Zimmer umher. Da er aber niemanden bemerkte, wollte er ſich eben wieder auf ſeinen alten Sitz niederlaſſen, als er ſchwere Schritte auf der Hausflur hörte. Er war noch nicht ganz hinter dem Schenktiſch vor als die Thür aufging, Charles den Kopf hereinſteckte und ſagte:

„Mr. Mac Carther, auf ein Wort."

Polly horchte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, und das Herz ſchlug ihr faſt hörbar in der Bruſt, aber ſie konnte nichts verſtehen. — Die Männer gingen zuſammen die Treppe hinauf — ſie konnte es endlich nicht länger aushalten, ging an die Thüre und öffnete dieſe. — Oben entſtand Geräuſch — ein Schlüſſel wurde im Schloß umgedreht und dann angeklopft — Alles ruhig — im nächſten Augenblick ſchallte ein Lärm herunter, als ob eine Thür aufgebrochen würde.

„Polly“ — rief Mrs. Mac Carthers Stimme — Polly drehte ſich um und ein ganzer Schwarm Matroſen kam in dieſem Augenblick durch die Mittelthür ins Zimmer — Brandy, Ale, Porter, Portwein, alle nur möglichen Getränke wurden verlangt, und Polly hätte gerade in dieſem Moment Gott weiß was dafür gegeben, nur wenigſtens eine ungeſtörte Viertelſtunde zu haben. Bald darauf kamen die Schritte wieder die Treppe herunter; Stimmen wurden auf der Hausflur gehört und das Geräuſch verlor ſich auf der Straße. Faſt in demſelben Augenblick kam Mr. Mac Carther herein, warf die Thür hinter ſich zu, daß die Fenſter klirrten, griff ſeinen Hut auf und ſtürmte wieder hinaus.

Gleich darauf war Alles ruhig und Polly ſagte leiſe vor ſich hin — „Gott ſei Dank, daß es vorbei iſt.“

Als Charles Mr. Mac Charter zu ſich auf die Flur gerufen hatte, ſagte er zu dieſem freundlich:

„Mr. Mac Carther, wollten Sie wohl die Güte haben, mir das kleine Hinterzimmer im zweiten Stock noch einmal aufzuſchließen. Ich und meine beiden Freunde hier — die zwei Männer, die zum Aerger ſeiner

Frau ſo lange an dem „Nobbler"*) getrunken hatten — wünſchen ſich die Gelegenheit zu beſehen."

„Mit dem größten Vergnügen", ſagte Mr. Mac Carther, bei dem ſolche Hausſuchungen keineswegs eine Seltenheit waren, und ging ruhig die Treppe vorne hinauf. — Er hatte keine Idee von dem Schreck der ihm bevorſtand.

Charles kannte nur zu genau den Ort wo er zu ſuchen hatte. Als ſie die Thür von innen verſchloſſen fanden, wurde ſie einfach aufgebrochen, und Jean ſah ſich im nächſten Augenblick in Eiſen und den Händen eines der Gerichtsdiener, der den weiter keinen Widerſtand Leiſtenden, nach ſchon früher erhaltenem Befehle, direct zur Waſſerpolizei hinunterführte.

Der Wirth war über dieſe Entdeckung, die ihn in die größte Unannehmlichkeit bringen konnte, außer ſich, und ſuchte ſich nur vor allen Dingen bei Charles, dem er die heiligſten Verſicherungen ſeiner Unſchuld und gänzlichen Unwiſſenheit von dem Vorgefallenen gab, zu vertheidigen. In deſſen eigenem Intereſſe lag es aber ihn zu beruhigen, und er verſicherte Mr. Mac Carther daher, daß er recht gut wiſſe, der Gefangene habe nicht bei ihm gewohnt, ja er ſei ihm ſogar die ganze Straße herauf bis in's Haus und an die Thür gefolgt, und er glaube der Franzoſe habe ſich hier nur herein geflüchtet, weil er jemanden hinter ſich bemerkt habe der ihm nachſchliche, dadurch vielleicht ſeinen etwaigen Verfolger von der richtigen Spur abzubringen. Er konnte ja nicht wiſſen, daß dieſer gerade ſo genau in dem goldenen Kreuz bekannt ſei.

---

*) Nobbler heißt in Auſtralien ein halbes Glas — ein Schnitt.

Mr. Mac Carther drückte ihm die Hand, faßte ihn dann unter den Arm und führte ihn, während der eine der Leute mit dem Gefangenen abging, etwas bei Seite.

„Mr. Charles", flüſterte er hier leiſe und vertraulich — „nicht wahr, es ſind auf das Einbringen der Matroſen vom Boreas ſechs Pfd. St. per Mann geſetzt — wie? ich habe es heute Abend erſt gehört und wollte Sie morgen früh ſelber aufſuchen.

„Allerdings", erwiederte ihm Charles lächelnd — „haben Sie eine Spur?"

„Eine Spur?" ſagte Mac Carther leiſe, und kniff den Polizeidiener vertraulich in den Arm — „wollt Ihr ein hübſches Trinkgeld verdienen, Freundchen?"

Der junge Mann von der Waſſerpolizei bog ſich zu ihm hinüber, hielt ſeinen Mund dicht an das Ohr des Wirthes und flüſterte:

„Nicht wahr, wenn ich hinüber an das North Shore in Kennedy's alte Hütte ginge?“

Mac Carther machte ſich raſch von ihm los, und ſah ihn erſchreckt an. Charles lachte. — „Ja, ja, mein alter Fuchs“, fuhr er dann lauter fort, „manche Naſen ſind ſchärfer als man es ihnen zutraut — meine reicht bis zum North Shore hinüber — und noch mehr“ fuhr er wieder mit unterdrückter Stimme fort — „unten am Werf liegt ſchon ein Boot mit zwölf Mann, die nur auf mich warten. In einer halben Stunde ſind wir an Ort und Stelle, und übermorgen früh ſegelt der Boreas. — Der Wind iſt günſtig und ich habe mein Wort darauf gegeben. Guten Abend, Mac Carther —“ und damit ſchnellte er, von ſeinem Begleiter gefolgt, zur Thür hinaus auf die Straße. Mac Carther aber ſtürzte, wie ſchon erwähnt, in die Schenkſtube, griff ſeinen Hut auf und eilte, ſo raſch er konnte, nach einer anderen Richtung hin zum Waſſer hinunter.

Charles hatte ſeine Maaßregeln aber viel zu gut und ſicher getroffen; außerdem kannte er den Platz ſelber ſchon genau, und zwei ſeiner Leute mußten den ganzen Nachmittag dort in der Nähe verſteckt liegen und auf die geringſten Bewegungen der Entflohenen achten. Die armen Teufel von Matroſen waren, als ſich ſich gerade am ſicherſten fühlten, ſchon verrathen und verkauft.

Das Boot landete, zwei Mann ließ man ſchwer bewaffnet als Wache dabei zurück, die kleine Hütte wurde dann umzingelt und die ganze Mannſchaft des Boreas, mit Ausnahme eines Deutſchen und eines Franzoſen, die gerade in der Stadt waren Proviſionen zu holen, gefangen genommen und in Eiſen gelegt. Die beiden kamen gerade zurück als die Polizei in das Haus drang und flüchteten in den Buſch, wo ſie ſich mit den Proviſionen verſteckt hielten, bis der Boreas, den ſie von ihrem Verſteck aus konnten in der Bay liegen ſehen, wirklich abgeſegelt war.

Gerade als das Polizeiboot mit ſeinen Gefangenen vom Lande abſtieß, ſchoß ein anderes kleines ſcharfgebautes Boot, mit zwei Männern darin, in eine kleine durch einen Felſenvorſprung gebildete Bucht. Einer von dieſer ſprang augenblicklich an Land und ſah dem Boot nach. Man konnte die Geſtalt in der Dunkelheit nicht mehr genau erkennen, Charles hatte aber allen Grund auf den richtigen Mann zu rathen, und rief deßhalb auf gut Glück nach dem Lande zurück.

„Guten Abend, Mr. Mac Carther.“

Die Geſtalt verſchwand in demſelben Moment wieder in den Büſchen und das kleine Boot ruderte, eine halbe Stunde ſpäter, mit denſelben beiden Männern nach der Stadt zurück.

Am Montag Morgen wehte vom großen Maſt des Boreas die Signalflagge für die Waſſerpolizei. Alles andere war zur Abfahrt fertig, der Lootſe an Bord, vom Anker ſchon alles Unnöthige an Kette eingeholt, und die Segel hingen gelöſt von den Raaen nieder. Der Wind wehte ſtark von Weſten und die Briſe konnte zum in See Gehen nicht günſtiger ſein.

Eine Vierſtelſtunde ſpäter ſchoſſen um das Caſtell zwei ſchmale lange Boote. Es war die Waſſerpolizei mit den Gefangenen die ſie an Bord brachte, denn der Boreas hatte indeſſen, um die nothwendigſten Arbeiten zu verrichten, andere Arbeiter an Bord gehalten.

Die Gefangenen trugen ſämmtlich Handſchellen. Da es zu viele waren, und die Polizei vielleicht einen letzten Fluchtverſuch fürchten mochte, ließ ſie den Einzelnen, wenn ſie die Fallreepsleiter hinaufſteigen ſollten, auch die Eiſen nicht abnehmen, ſondern es wurde eine Leine heruntergelaſſen, dieſe um das Eiſen geſchlagen, und der Gefangene mußte dann nach oben ſteigen. An Bord nahm man ihnen die Schellen ab, die Boote ließen ſich aber an langer Leine bis hinter das Schiff treiben.

Die im goldenen Kreuz verſetzten Kleider der Entflohenen waren auch ſchon wieder an Bord; der Capitän hatte ſie bei Mr. Mac Carther, durch Charles Vermittelung einlöſen laſſen, denn er konnte die Leute natürlich nicht ohne Kleider mit in See nehmen. Es war das ſeinerſeits übrigens nicht etwa aus Menſchlichkeit geſchehen; er wußte recht gut, aus weſſen Caſſe das Geld bezahlt werden mußte. Die Matroſen ſchienen jedoch bis zu dieſem Augenblick noch immer nicht recht geglaubt zu haben, daß es wirklich ſchon ſobald in See gehen ſollte. Wahrſcheinlich hatten ſie noch auf Rettung gehofft, und jetzt erſt, da ſie die Segel gelöſt und den Lootſen an Bord ſahen, mochte ihnen die Gewißheit ihres Schickſals zuerſt in ihrer vollen Wirklichkeit vor Augen treten.

Am meiſten freute ſich aber der Zimmermann über das Einfangen derer, die ihn am Morgen ihrer Flucht in einem ſo ſchmählichen Zuſtand zurückgelaſſen, und er konnte nicht umhin Bill ſowohl als Jean ganz beſonders um ihr Befinden zu befragen.

Bill antwortete ihm mit einem kernigen Fluch, Jean lachte ihm aber gerade ins Geſicht, denn er mußte trotz ſeiner jetzt keineswegs angenehmen Lage doch unwillkürlich an die troſtloſe Geſtalt des Zimmermanns denken, als ſie ihn vor 14 Tagen, mit dem

Knebel im Munde, in dem Logis vorn liegen hatten. Andere Sachen nahmen aber ſeine Aufmerkſamkeit gleich darauf mehr in Anſpruch.

Die Polizei war fertig an Bord und machte ſich eben bereit wieder in ihre Boote zurückzukehren — als Jean auf Charles zutrat und ihn am Arm faßte.

„Ah, Jean?“ ſagte der Polizeidiener und wandte ſich freundlich zu ihm — „noch etwas zu beſtellen am Ufer? — werde es mit dem größten Vergnügen zur Beſorgung übernehmen.“

„Weiter nichts als dieſen Brief“ — ſagte der junge Mann, ohne ſeine Freundlichkeit weiter zu erwiedern — „Ich glaubte nicht, daß wir ſobald in See gingen und — ich weiß Sie ſind dort im Haus bekannt“, ſetzte er mit etwas bitterem Ausdruck hinzu — „wollten Sie vielleicht ſo gut ſein und ihn an ſeine Adreſſe — aber heute noch — beſorgen?“

Charles las ſtatt aller Antwort die Adreſſe — Miss Polly Whitby — golden cross — „ſoll richtig beſorgt werden und zwar noch vor Tiſch,“ ſagte er dann und legte den Brief in ſeinen Strohhut — „ſonſt noch etwas, Jean?“

„Ich danke, weiter nichts“, erwiederte der Matroſe, und ging langſam nach dem Vorcaſtle, wo indeſſen die Miethleute des Boreas den Anker herauf bekommen hatten. Die Marsſegel-Raaen ſtiegen in die Höhe, das große und Vorſegel fiel herunter und die Halſen wurden feſtgemacht — die Clüver und leichteren Segel folgten, und vor dem Wind ſchoß das flüchtige Schiff den Heads zu, zwiſchen denen hindurch ſie ſchon die offene See erkennen konnten. Eine halbe Stunde ſpäter befanden ſie ſich zwiſchen den Heads — den beiden ſchroffen Felsbänken, die den Eingang des ſchönen Sydney-Hafens bilden, und auf deren ſüdlichem Kamm der hohe treffliche Leuchtthurm ſteht.

Hier ging der Lootſe mit den gemietheten Leuten von Bord; die Segel wurden etwas angebraßt, und mit einer herrlichen Briſe hielt der Boreas mit Nordoſt Cours in die offene See hinaus.

Achtes Capitel.

Die Ausfahrt.

Der Boreas hatte die „Heads" des ſchönen Sydney-Hafens kaum hinter ſich, als er, von einer ſcharfen Südbriſe gefaßt, pfeilſchnell durch die Wogen ſchoß. Die Raaen ſtanden eben genug zu Backbord angebraßt, daß der Wind auch die Klüver füllen, und voll in alle

Segel hineinſtehen konnte, und noch war die Nachmittagswache nicht geſetzt als die leichteren Segel ſchon wieder nieder mußten.

Gegen Abend wurde der Wind immer ſtärker, und da das Schiff nicht ſo ſtark bemannt war, mit ſehr viel Segeln in ſchlechtem Wetter raſch handthieren zu können, ließ der Capitän noch vor Dunkelwerden ein Reef in die Marsſegel nehmen. Das Schiff loggte neun Knoten.

Von den letzt eingefangenen Leuten waren außerdem noch zwei auf der Krankenliſte; der eine engliſche Matroſe, Jack, der ſchon mit einem leichten Fieber an Bord gekommen, und der deutſche Matroſe, Hans — derſelbe der damals, bei der Flucht der anderen in Sydney an Bord geblieben. An demſelben Morgen, an dem ſie ausliefen, hatte dieſen, beim Füttern, eines der Pferde an den Schenkel geſchlagen, und obgleich ihm die Wunde vom zweiten Mate ziemlich gut verbunden war, ſchmerzte ſie ihn doch noch ſehr. Er konnte nicht auftreten, mußte alſo gleichfalls die Coje hüten.

Die ganze Mannſchaft beſtand außer dieſen beiden und dem Capitän mit ſeinen beiden Mates nur noch aus zehn Perſonen, und zwar dem Steward und Zimmermann, dem Koch (einem Neger), aus drei Engländern, unſeren alten bekannten Bill, Bob und Jim, zwei Franzoſen, Jean und François, zwei Deutſchen und einem Jungen.

Der Junge war ein Malaye und gehörte eigentlich, wenn das Schiff Paſſagiere führte, mit in die Cajüte, dem Steward und Koch als Hülfe, wurde aber jetzt, da er vorne nöthiger war, mit in das Vorcaſtel gethan und ging ſeine Wachen wie die anderen.

Auf der Starbords- oder Steuerbordswache (die erſte) waren der Capitän mit dem zweiten Mate, der Steward, Bill, Jean, Hans und der junge François; auf der Backbord- oder zweiten Wache, der erſte Mate mit dem Zimmermann, der auch zugleich mit Bootsmannsdienſte verrichtete, mit Bob, Jack, Karl, Jim und dem Malayen.

Zu ſeiner vollen Beſatzung hätte der Boreas die doppelte Mannſchaft gebraucht, der Capitän war aber, wie die Sachen jetzt in Sydney ſtanden, nur froh mit dieſen fortgekommen zu ſein und glaubte ſich bis Indien in einem ziemlich günſtigen Monſun auch wohl behelfen zu können. Bei günſtigem Winde, und wenn das Schiff nicht zwiſchen vielen Inſeln hindurch und aus engen Straßen hinauszukreuzen hat, wo die Mannſchaft durch das ewige Wenden erſchöpft und aufgerieben wird, kann man auch ein Schiff mit verhältnißmäßig ſehr wenig Leuten vorwärts bringen.

Die Mannſchaft ſaß unten im Logis oder Vorcaſtel (wie der vorderſte Raum im Schiff genannt wird, wo die Matroſen gewöhnlich ihren Aufenthalt haben), beim „Schaffen.“ Zwei große hölzerne Schüſſeln oder beſſer Wannen, die eine mit einem gar verdächtig ausſehenden Stück geſalzenem Speck und Rindfleiſch, die andere mit hartem muldigem Schiffszwieback gefüllt, ſtanden zwiſchen ihnen, und nebenbei dampfte eine rieſige Blechkanne, aus der ſich jeder, wie es ihm gut dünkte, ſeinen vor ihm ſtehenden Blechbecher mit dem allerdings etwas ſehr dünnen und unſchuldigen aber kochend heißen Getränk füllte.

„Da ſeid Ihr ſchuld daran, Gott verdamm mich,“ brummte der Zimmermann, als er ſich eben ſelber zu einer „Taſſe Thee“ half, wie dies Waſſer ſchmeichelhafterweiſe genannt wurde — „ich glaube wahrhaftig ſie wollen uns knapp halten, und nun muß ich das verfluchte Zeug mitſaufen. Koch, du ſchwarze Beſtie, was haſt du hier für eine Brühe zurecht gebraut? — iſt das Aufwaſchwaſſer da Thee — heh?

„Kann nicht helfen, Maſſa,“ ſagte der Schwarze, der eben die Stiege heruntergekommen war und ſeine Pfeife in der kleinen, in der Mitte ſchwingenden Lampe angezündet hatte. Er zuckte dabei mit den Achſeln und that als ob er ſelber ſehr betrübt darüber ſei; die großen rollenden Augen fuhren aber zu gleicher Zeit und mit unverkennbarem Humor im Kreis herum, und man ſah es ihm an, daß es ihm nicht gerade das Schmerzlichſte war, den Zimmerman über ſeinen Thee entrüſtet zu finden. „Maſſa Steward“ ſetzte er hinzu, „gibt nur ganz kleine Fingerſpitzen voll Thee — meinte, wenn die Leute jetzt in den Minen wären, hätten ſie auch keinen ſtärkeren Thee gehabt — wäre gerade recht.“

„Oho,“ knurrte der Zimmermann — „wenn die Sache ſo gemeint iſt, werde ich mir meine Theekanne künftig insbeſondere halten. — Spaß iſt Spaß — aber nach warm Waſſer wird mir immer ſchlecht.“

Er ſtieß ſeinen Becher auf die Kiſte nieder, auf der er geſeſſen, und kletterte ärgerlich und vor ſich hinbrummend an Deck.

„Hallo, Doctor (denn der Koch wird gewöhnlich auf den engliſchen und amerikaniſchen Schiffen mit dieſem ihm auch wohlklingenden Titel belehnt), ſagte jetzt, als der Zimmermann aus der Logiskappe verſchwunden war, Bill, indem er mit ſeinem Meſſer ein Stück Speck aus der Schüſſel ſtach, an die Naſe hob und wieder hineinwarf — „shiver my timbors,“

wenn ich nicht glaube, die haben da hinten das alte Faß Speck wieder aufgeſchlagen, was ſchon vor vier Wochen einmal condemnirt wurde. Wenn der Capitän oder Steward im Sinn haben uns hier, nachdem wir wieder in der Falle ſitzen, auch noch auszuhungern, ſo weiß ich einen Fehler. Dann kenn' ich einen gewiſſen Bill Stumper, der ſterbenskrank wird und ſich in ſeine Koje legt, und ſo lange jeden Morgen mit dem größten Vergnügen eine Doſis Salz nimmt, als der Vorrath an Bord dieſes braven Schiffes aushält — was doch hoffentlich nicht ſo entſetzlich lang dauern ſoll. Seine Segel kann er nachher allein herüber und hinüber braſſen.“

Der Koch ſah ſich nach oben um, ob der Zimmermann auch nicht mehr in der Luke ſtand, und ſagte dann leiſe:

„Maſſa Bill, Timor“ (wie der malayiſche Junge nach der Inſel von der er ſtammte), genannt wurde — „Timor hat gehört wie Capitän zu Steward ſagte — alte Faß wieder aufzumachen und den Leuten zu geben — wollte Schufte ſchon zwiebeln, hat er gemeint.“

„So? — das nennt er alſo zwiebeln?“ lachte Jean, „Alter, Alter, ein zu ſtraff angeſpanntes Tau reißt leicht und — wir ſind noch nicht in Calcutta.“

„Nur ſehr gut iſt, daß Zimmermann mittrinken und eſſen muß,“ lachte der Doctor — „wird auch mit gezwiebelt, hi, hi, hi, für ſeinen guten Willen.“

„Ja; aber Hans kriegt ja auch nichts beſſeres,“ ſagte der andere Deutſche, „und der hat doch ebenfalls keinen Fuß in Sydney von Bord geſetzt.“

„Der hat aber nicht ſagen wollen wo wir hin ſind,“ murrte Bill, „und deßhalb wird er natürlich mit uns über einen Kamm geſchoren. Wenn wir nur den verdammten Zimmermann hier nicht mit unten in unſerer Back hätten, ließe ſich das alles aber ſchon machen. Im Zwiſchendeck liegt nur Heu und zwiſchen den Ballen durch kann man leicht nach der Vorrathskammer kommen — doch der Lump verriethe, glaub' ich, ſeinen eigenen Bruder, wenn er ſich ſelber einen weißen Fuß dadurch machen könnte.“

„Steward iſt der Schlimmſte,“ ſagte der Doctor, aber noch leiſer als vorher — „hat Maſſa Jean ſo auf dem Strich, weil ihn der' mal durchgeprügelt hat — will's wieder gut machen.“

„Daß ich ihm nicht zum zweitenmal auf den Pelz komme,“ brummte Jean zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen durch. — „Diesmal möcht's beſſer fördern — der Wille iſt wenigſtens da.“

„Braſſen!“ lautete des erſten Mate Stimme vom Quarterdeck herunter, und „Braſſen“ rief der Zimmermann auch in demſelben Augenblick in die Back nieder — „Braſſen, Boys — Donnerwetter, macht nicht ſo lange da unten; der Mate hat ſchon dreimal gerufen.“

„Schade, daß Maſſa Spahn nicht am Lügen erſtickt,“ lachte der Koch und ſprang vorneweg die Leiter hinauf.

Bis acht Uhr Abends und zwar von Morgens fünf Uhr an, hatte er die Wache auf Deck, nach acht Glaſen Abends aber war ſeine Wacht bis zum anderen Morgen zu Koje. Jetzt aber, da die beiden Leute krank, oder doch wenigſtens zur Arbeit für einige Zeit unfähig waren, mußte er ſo lange des Capitäns Wache mithalten, und durfte dafür, um doch ſeinen gehörigen Schlaf zu bekommen, Nachmittags bis vier Uhr zu Koje gehen.

Die Raaen mußten vierkant gebraßt werden. Der Wind drehte mehr und mehr nach Weſten herum, ſo daß er jetzt von hinten in den Segeln lag, und um 12 Uhr ſchon gingen ſie über Backbord Bug mit halben Wind, und es wehte ein fliegender Sturm. Der Boreas ziſchte vor dicht gereeften Vormars-, Sturm- und Vorſtengenſtagſegeln wie ein Pfeil durch die kochende ſchäumende Fluth. — Drei Tage lang dauerte der Sturm; vom Lande aber herüberwehend konnte keine ſo gewaltige See ſtehen, wie das der Fall geweſen, wäre er von der anderen Seite gekommen. Das Schiff brauchte deshalb auch nicht beizulegen, ſondern lief mit ganz kleinen Segeln und nur weniger Unterbrechung faſt ſeine 10 Miles die Stunde.

Am ſchlechteſten befanden ſich die im Raum ſtehenden Pferde dabei, die, noch nicht an unruhige See gewöhnt, gleich vom erſten Anfang an in ſolch ein Unwetter hineinkamen. Zwei ſtarben auch ſchon den dritten Morgen und eines hatte ein Hinterbein Nachts zwiſchen die Stangen bekommen und gebrochen, und mußte, da hier keine Möglichkeit war es zu heilen, mit den anderen beiden über Bord geworfen werden.

Das Füttern und Beſorgen der Thiere geſchah in den verſchiedenen Wachen immer von denen, die gerade auf Wacht waren, und man kann ſich denken daß die Leute, noch außerdem unfreundlich vom Capitän behandelt, eben nicht viel Luſt zu einer Arbeit zeigten, welche Matroſen ſelbſt unter den günſtigſten Verhältniſſen ungewohnt und zuwider iſt.

Hierzu kam noch daß die Pferde, durch die ſtarke Bewegung des Schiffs wie das dadurch unvermeidliche ſtete Hin- und Hergeworfenwerden, dann durch das Knarren der Balken, den Dunſt, die Dunkelheit, wie alle die fremden Geſtalten, wild und ſcheu gemacht und oft gar nicht zu bändigen waren und die Leute mehrmals nur mit genauer Noth der Gefahr entgingen, von den wüthend aushauenden Thieren Arm und Bein zerſchlagen zu bekommen. In der That hatten auch ſchon faſt Alle Quetſchungen und Wunden wegbekommen. Selbſt beim Waſſergeben biſſen ein Paar der boshafteſten nach denen, die ihnen den Eimer hinhielten, und Bill machte ſchon Vorſchläge, wie man die ſämmtlichen „Beſtien,“ wie er ſie nannte, mit einemmale vergiften und loswerden könnte.

Der zweite Mate, ein ruhiger, ordentlicher Mann that ſein Beſtes die Leute zufrieden zu ſtellen, und da er auch den Proviant auszutheilen hatte, ſo verſprach er ihnen ſchon gleich am zweiten Tag, daß ſie beſſere Proviſionen haben ſollten, „wenn ihm der Capitän und Steward nur erſt nicht mehr ſo auf die Finger ſähen.“ Damit mußten ſie ſich aber für jetzt begnügen, denn für den Augenblick ließ ſich darin noch nicht viel ändern. Der zweite Mate half auch, wo es irgend ging, mit im Raum bei den Pferden; weder Steward noch Zimmermann ließen ſich dort aber nur ein einzigesmal blicken. — Sie hatten immer ungemein viel andere nothwendige Sachen in der Zeit gerade zu thun.

Neuntes Capitel.

Hans.

Am vierten Tag ging der Wind wieder mehr nach Süden herum und wurde ſchwächer. Dadurch legte ſich die See allerdings in etwas, der Boreas kam aber nun auch wieder platt vor den Wind und hiermit in ſo viel ſtärkere Bewegung. Nur in Ballaſt geladen, mit den Pferden im unteren Raum, das Heu in das Zwiſchendeck geſtaut, und ſogar noch mit einem Dutzend Waſſerfäſſern oben an Deck, war er etwas kopfſchwer geworden, und lief allerdings ziemlich ruhig, ſobald er von dem mehr ſchräg einſtehenden Winde auf einer beſonderen Seite gehalten wurde. War das aber nicht mehr der Fall, ſo ſchlingerte*) er ſo herüber und hinüber, daß die Raanocken manchmal faſt die Wogen berührten. Es ſah oft aus, als ob er ſich im Leben nicht wieder aufrichten würde.

Den Pferden bekam dies noch ſchlechter als das Stampfen des Schiffes. — Noch an dem nämlichen

---

*) Schlingern heißt die nach rechts und links hinüber ſchaukelnde Bewegung des Fahrzeugs. Stampfen dagegen das vorn auf und nieder gehen deſſelben.

Tage crepirte ein viertes, und zwei hatten ſich die Bruſt, mit der ſie fortwährend gegen die Querbalken geworfen wurden, vollkommen aufgeſcheuert.

Capitän Oilytt war wüthend darüber; er ſtieg ſelber in den unteren Raum hinunter, und als er den Zuſtand ſah, in dem ſich einige der Thiere befanden, fluchte und lärmte er auf eine entſetzliche Weiſe und ſchwur, er wolle den letzten Mann von der „Räuberbande“, die er jetzt an Bord habe, zu Tode — oder aus ſeiner Haut hinauspeitſchen laſſen, wenn auch noch einem ſeiner Thiere nur „das Fell geritzt würde.“

Capitän Oilytt hatte eine andere Tugend an ſich — er trank. Nach dem Mittagstiſch nahm er ſeinen „Verdauungstropfen“, wie er es nannte — ein Bierglas halb mit Brandy, halb mit heißem Waſſer gefüllt und mit etwas Zitronenſaft verſetzt — er verſchmähte Zucker. Dabei blieb es aber nicht. — Dem „Verdauungstropfen“ folgte ein anderer und noch einer, bis ſein Geſicht glühte und manchmal ordentlich Funken zu ſprühen ſchien und in ſolchem Zuſtand ſah er ſich gewöhnlich nach ein wenig „Sport“ oder Vergnügen, wie er meinte, um, und ſtieg auf Deck oder zu den Leuten hinunter. Gnade dann Gott dem, der ihm dort verkehrt in den Weg kam, oder Urſache zu Mißfallen gab. Er verſchmähte es oft nicht, ſelber

Hand anzulegen, und da er ein breitſchultriger, ſchwerer Geſell und überdem Capitän des Schiffes war, alſo vor Gericht ſtets das Recht auf ſeiner Seite hatte, hüteten ſich die Leute auch wohl, wo ſie das nur irgend vermeiden konnten, mit ihm anzubinden, und gingen ihm lieber aus dem Wege.

Es war am achten Tag ihrer Ausfahrt von Sydney. Der Wind wehte ziemlich ſtetig aus SSO und der Boreas lief, jetzt einen Nord zu Weſt Cours haltend, an der Küſte Auſtraliens vor einer herrlichen Briſe hinauf. Der Capitän hoffte am nächſten Tag in Sicht der Riffe zu kommen, zwiſchen denen hinein er durch die Torresſtraße ſeine Bahn ſuchen wollte.

Die Torresſtraße iſt jene, an Flächenraum ziemlich breite Straße, die im Süden von der nördlichen Küſte Auſtraliens, im Norden durch die große noch faſt unbekannte Inſel Neu-Guinea gebildet wird, aber dermaßen mit Inſeln und Sandklippen überſtreut und von Korallenriffen durchwachſen iſt, daß die Paſſage, ſelbſt bei günſtigem Wetter, immer gefährlich bleibt und die größte Umſicht erfordert; bei ſtürmiſchem Wetter aber ſelten oder nie gewagt wird. Hierzu kommt daß gerade in dieſer Gegend, vielleicht durch die vielen Inſeln und die nahe ſo heiße auſtraliſche Küſte hervorgerufen, das Wetter höchſt unbeſtändig iſt, und Nebel und plötzliche Böen etwas ſehr gewöhnliches ſind, vor denen ſich die Schiffer dann natürlich nicht genug hüten können.

Die Riffe ſelbſt haben einen ebenſo eigenthümlichen als gefährlichen Charakter. Sie beſtehen einzig und allein aus Korallenfelſen; ſteigen aber nicht ſelten und beſonders an dieſem Theil der auſtraliſchen Küſte, über tauſend Fuß ſteil und ſchroff, manchmal bis an die Oberfläche, manchmal dieſe nicht ganz erreichend, empor, nie aber ſo weit über dieſelben emporragend, daß mehr als das Schäumen der auf ihnen überſtürzenden Brandung ſichtbar wäre, und dem Schiffer die Nähe ſeines gefährlichen Feindes verriethe. Hie und da nur lauſcht zu Zeiten eine ſchwarze Felsſpitze aus dem weißen Giſcht des erregten Waſſers empor, und kündet die Gränze irgend eines in einem ſchmalen Streifen vielleicht weit auszweigenden Riffs, während dicht davor, ja vielleicht ſelbſt in dem Bogen den das eigentliche Riff umſchließt, das ganz dunkelblaue Waſſer die faſt unergründliche Tiefe zeigt. An vielen Stellen ragen die Korallen bis zur Oberfläche empor, während dicht daneben und keine 20 Schritt davon entfernt, über 260 Faden, alſo 1560 Fuß, Tiefe ſind.

Mit der auſtraliſchen Küſte von Süden nach Norden gleichlaufend, zieht ſich nun eine förmliche Mauer dieſer theils mehr, theils minder ſteil aufſchießenden Riffe bis nach Neu-Guinea hinauf, und nur hie und da laufen ſchmale gewundene und natürlich höchſt gefährliche Eingänge in dieſe Riffe hinein, an denen ſich das Meer in ſeiner öſtlichen Strömung mit aller Kraft und Stärke bricht. In einigen Meilen Entfernung geſehen bieten ſie dem Auge auch nichts als eine einzige, ununterbrochene Kette weißen Schaumes, die ſich von Süden nach Norden in ſchneeiger, beweglicher Linie hinaufzieht, und erſt dicht hinanfahrend entdeckt der Schiffer von ſeiner Vorbramraae aus hie und da einen ſchmalen dunklen Eingang, der zwiſchen den milchigen Maſſen hin auf die innere ſpiegelglatte und ſtille Fluth führt.

Macht aber wirklich das Schiff dieſen ſchmalen Eingang, ſo iſt immer noch nicht geſagt daß es darin auch weiter kann, daß dieſer nämlich eine förmliche Durchfahrt in die tiefere innere Bay geſtattet. Eine ſtarke, gewöhnlich nach Nordweſten ſetzende Strömung droht ihm zugleich fortwährend in dem engen Fahrwaſſer, mit den nördlich von ihm liegenden Klippen, während er, dicht von Riffen eingeſchloſſen, ſich vielleicht auf einer Tiefe befindet, in der ſeine beiden aneinander geſteckten Ketten nicht einmal Ankergrund erreichen würden.

Der Capitän war an dem Tage beſonders mürriſch geweſen. Er hatte ſich mit dem zweiten Steuermann, irgend einer Kleinigkeit in den Proviſionen wegen, gezankt, oder dieſen vielmehr einer Sache beſchuldigt, die ſich nachher als unwahr herausſtellte, und aus Aerger darüber ſchien er mehr als ſeine gewöhnliche Zahl Verdauungstropfen zu ſich nehmen zu wollen. Da fiel ihm aber möglicherweiſe ein, daß er an dem zweiten Mate doch vielleicht noch einen andern Haken finden könne, da dieſer ja auch die Aufſicht über das Füttern und Halten der Pferde hatte. Er beſchloß deshalb, einmal ſelber in den unteren Raum hinabzuſteigen, und zu ſehen wie ſich ſeine Pferde befänden. Er rief den Steward, ihm mit einer Laterne zu folgen.

Jean ſtand am Ruder und Bill ſaß nicht weit davon auf dem Quarterdeck und beſſerte das dort ausgebreitete große Marsſegel aus, das in der letzten Bö beſchädigt worden war. Der zweite Mate, der bis jetzt daran mitgeholfen hatte, ſtand auf und ging nach vorn.

Hans und François, die beiden übrigen auf Wache, waren gerade im unteren Raum mit dem Füttern und Tränken der Thiere beſchäftigt. Hans hatte ſich wieder ſo weit erholt, daß er wenigſtens herumhinken und die nothwendigſten Arbeiten mit verrichten konnte.

Auch Jack war beſſer geworden, lag aber immer noch, zu ſchwach irgend etwas anzugreifen, zu Koje.

„Na, heut' Nachmittag wird's wieder was Schönes ſetzen", meinte Jean mit halblauter Stimme zu Bill, der nicht weit von ihm ſaß, und nachdem er erſt einen vorſichtigen Blick über Deck geworfen. — Der Mann am Ruder darf mit niemandem ſprechen und von niemandem angeredet werden, damit er ſeine Aufmerkſamkeit ungetheilt Compaß und Segeln zuwenden kann; „der Alte iſt in vortrefflicher Laune, und wenn er erſt noch ein paar „Tropfen" weggeſtaut hat, giebt's aller Wahrſcheinlichkeit nach einen Wolkenbruch. Sollte mich gar nicht wundern, wenn er unten ſchon anfinge. — Dort hat er aber niemanden. François verſteht nicht was er ſagt wenn er ſchimpft, und Hans mukſt nicht, und wenn er dem das Leder vollſchlüge."

„Das laß gut ſein," meinte Bill kopfſchüttelnd, „Hans läßt viel mit ſich machen; wenn es aber zum Aeußerſten kommt, traut' ich ihm gerade weniger als jedem anderen. Er hat was im Auge was mir nicht gefällt, und muß ſeine ganz beſonderen Gründe gehabt haben, in Sydney nicht mit fortzulaufen, denn aus Feigheit iſt es wahrhaftig nicht geſchehen.

„Er hat Frau und Kind zu Haus," entgegnete ihm Jean, „das wird der Grund geweſen ſein."

„Fällt ihm nicht ein,“ meinte Bill kopfſchüttelnd, „der hat ſo wenig eine Frau zu Haus wie ich und du. Nein, ich will dir ſagen was er mir geantwortet hat, als ich ihn deshalb fragte — er meinte er hätte dem Capitän ſein Ehrenwort gegeben an Bord zu bleiben, und das könne er nicht brechen.“

„Den Teufel auch?“ rief Jean raſch und erſtaunt — „das hätt ich Hans gar nicht zugetraut. — Es iſt überhaupt ein ſonderbarer Kauz, und ſo wenig er damit ausläßt, ſpricht er doch jedenfalls auch franzöſiſch. — Er verſteht wenigſtens alles, obgleich ich ihn nie zum Antworten bringen kann. Er weicht dann immer aus und meint die Zunge ſei ihm zu ſchwer dazu. Ich glaub's aber nicht.

„Manchmal kommt's mir vor als ob er gar kein Deutſcher wäre,“ ſagte Bill. „Obgleich er ſonſt nur ganz gebrochen engliſch ſpricht, ſind ihm doch ſchon ein paarmal Worte herausgefahren, die mich ganz ſtutzig machten, und im Schlaf neulich will ich verdammt ſein, wenn er nicht den einen Satz ſo rein engliſch herausbrachte wie nur je Einer an den alten Kreideküſten Geborner. Nachher kam freilich eine Menge Kauderwälſch dazwiſchen das ich nicht verſtand, wahrſcheinlich „dutch.“ — Hallo, da unten gehts los — hörſt du's Jean?“

„Ich hab's mir vorneherein gedacht," ſagte dieſer gleichgültig. — „Daß er dem Mate nichts anhaben konnte, war dem alten Höllenhund ſchon ein Dorn im Fleiſch, und jetzt hat er denn richtig ſo lange herumgeſucht, bis er ſich ein anderes Vergnügen herausſtöbern konnte.

„Hm!" ſagte Bill, „da unten iſt's laut — hallo, da kommt der Alte zu Luft — Donnerwetter, was er für einen rothen Kopf hat — wahrhaftig ich glaube er blutet. Na jetzt werden wir was Neues hören," und mit unendlichem Fleiß, als ob er bis dahin gar nicht von ſeiner Arbeit aufgeſehen, machte er ſich wieder über das alte, von Wetter und Zeit ſchon arg mitgenommene Marsſegel her.

Im Raum war es indeſſen allerdings bunt hergegangen. Als der Capitän hinunter kam, ſtanden Hans und François eben und tränkten die Pferde, von denen einige immer noch ungern aus dem Eimer ſoffen. Sie ſchnoperten und ſcharrten und ſchnaubten, ſtießen mit der Naſe nach dem Eimer, oder verſuchten auch wohl mit einem Vorhuf hineinzufühlen, wie ſie einen ſchwanken Steg oder zu weichen Boden erſt verſuchen würden, ob er auch ſtark und ſicher genug wäre ſie zu halten.

Es war natürlich ſehr dunkel im unteren Raum, denn das wenige Licht was durch die ſchmalen Luken fiel, wurde faſt total durch die beiden Windfänge gebrochen und aufgehalten, die von oben herunter niedergelaſſen ſein mußten, den Dunſt der Pferde, der ſonſt nirgends Abzug hatte, hinauszutreiben und reine Luft hinabzuführen. Die Hitze war dadurch auch in der That ſehr gemäßigt worden, und wenn man ſich erſt einmal eine kurze Zeit unten befand, gewöhnte ſich das Auge eher an die Dunkelheit und konnte die Gegenſtände, gegen die der eben Niederſteigende wie erblindet war, leichter unterſcheiden.

Als der Capitän hinunterkam, ſtolperte er gleich bei den erſten Schritten über eine dort lehnende Miſtgabel, mit der die Leute die Streu etwas aufgelockert und die trockene von der feuchten geſchieden hatten. Der Steward, der mit der Laterne hinter ihm herkam, half ihm natürlich wenig oder gar nichts mit ſeinem Licht, und das erſte was die beiden Leute unten von der Gegenwart ihres Capitäns erfuhren, war ein entſetzliches Schwören und Fluchen über die erſtlich, die in ihrer „verdammten Nachläſſigkeit“ das Werkzeug dort hatten ſtehen laſſen, und dann über die ganze „nichtsnutzige, diebiſche, ſtrickwerthe“ u. ſ. w. Schiffsmannſchaft.

„Parbleu,“ ſagte François leiſe auf franzöſiſch zu

Hans — denn die beiden ſprachen einem Verſtändniß gemäß, das ſie unter ſich getroffen, der eine ſein Franzöſiſch und der andere ſein Deutſch, womit ſie vollkommen gut auskamen — „der Alte iſt heut' in einer beſonders roſenfarbenen Laune. — Ich gäb' 'was darum wenn er dem Fuchs da drüben ein bischen nahe käme. Er und der würden's dann bald zuſammen kriegen."

Der Fuchs, von dem François ſprach, war dás bösartigſte Thier im ganzen Schiff, und Hans der einzige der ihm ſelbſt Waſſer oder Futter geben durfte. Sobald ſich nur ein anderer der Leute ihm näherte, und er nur eben glaubte, ſie mit ſeinen Zähnen erreichen zu können, fuhr er wie ein Tiger aus ſeiner Höhle zwiſchen den beiden Querbalken mit dem Kopfe durch, und Gnade Gott dann allem was er erwiſchte. Die übrigen Pferde hatten ſich ſchon etwas mehr in die Umſtände gefügt, obgleich ſie trotzdem noch immer gern nacheinander biſſen und ſchlugen.

„Was gutes hat er nicht im Sinn, wenn er Nachmittags hier herunterkommt," erwiederte Hans, mehr jedoch mit ſich ſelber redend als auf die Bemerkung des Anderen antwortend. — „Komm hier, Schwarzer," rief er dann laut gegen das Pferd gewandt, an dem er gerade ſtand, und das nach dem jetzt näher kommenden Licht der Laterne hinüberſchnoperte. Es trat ängſtlich dabei ſo weit zurück, als es ihm das etwas kurze Seil, an dem ſein feſtes Halfter ſaß, erlaubte — „komm hier, Burſche — es thut dir niemand 'was — hier — ſauf dein Waſſer, daß die anderen auch 'was kriegen — Steward! haltet ihm die Laterne nicht ſo vor die Naſe," wandte er ſich jetzt aber raſch gegen dieſen, der indeſſen mit dem Capitän ganz nahe getreten war und das Licht ſo hoch als möglich hielt, um ſelber darunter wegſehen zu können — „es ſcheut vor dem ungewohnten Strahl und wird das Halfter am Ende zerreißen."

Der Steward ſenkte das Licht und wollte zurücktreten, der Capitän hatte aber in demſelben Augenblick auch eine Schramme am Hals des Pferdes bemerkt — eine Stelle, wo es das Seil ein wenig wund geſcheuert hatte und die jetzt, da es mit dem ganzen Gewicht ſeines Körpers nach hinten zog, frei kam und ſichtbar wurde.

„Halt, Steward — gieb mir einmal die Laterne," ſagte er raſch — „Gott verdamme mich, wenn ſie mir hier unten die Thiere nicht zu Tode ſchinden, falls ich nicht ſelber dann und wann darnach ſehe. — Woh Poney — woh mein Thier — „come up here, you damned son of a bitch — come up here — w-o-h — daß dich die Peſt!"

Das Pferd durch das ihm dicht vorgehaltene Licht und die fremden Laute ſcheu und furchtſam gemacht — drängte nur immer mehr zurück, ſchnürte ſich faſt die Kehle zu, daß ihm die Augen weit aus dem Kopf traten, ſprengte endlich, als der Capitän mit dem letzten, „daß dich die Peſt" den Arm mit der Laterne raſch und heftig gegen es in die Höhe ſtieß, das Halfterſeil, und ſtürzte auf ſeinen Hintertheil zurück gegen die Schiffswand. Allerdings war es noch mit einem anderen Nothtau um den Hals befeſtigt und feſtgehangen, dieſes aber länger als das andere, ſo daß es ihm mehr Raum gab. Als es deshalb wieder in die Höhe ſprang, drückte es mit aller Kraft hinter die ihm zunächſt ſtehenden Thiere hinein, die, durch den ganzen Lärm und die ungewohnten heftigen Stimmen ebenfalls ſcheu gemacht, ausſchlugen und wieherten und ſtampften, und einen Lärm machten als ob ſie das ganze Unterdeck aus einander reißen wollten.

Die Verwirrung hatte ihren Höhepunkt aber noch lange nicht erreicht. Das einzige Pferd nämlich, was ſich bis jetzt bei der ganzen Sache vollkommen ruhig verhalten, ja nicht ein Glied gerührt, und nur vorſichtig gebückt mit zurückgezogenem Kopf, aber lebhaft und tückiſch blitzenden Augen dageſtanden hatte, war eben der Fuchs geweſen, von dem François vorher geſprochen, und der geduldig ein Opfer für ſeinen nächſten Angriff zu erwarten ſchien. Der Steward war ihm der nächſte. Dieſer ſtand, nicht das mindeſte von der ihm im Rücken drohenden Gefahr ahnend, mit der ihm vom Capitän wieder zugereichten Laterne mitten in dem Gang, der zwiſchen den beiden Reihen Pferden gelaſſen worden. Der aber war nicht drei Schritt von der Stelle ab, wo der Fuchs, mit feſt zuſammengebiſſenen Zähnen, gierig auf die nächſte Bewegung ſeiner auserſehenen Beute lauerte.

Die ſollte auch nicht lange auf ſich warten laſſen. Der Capitän bedeutete den Steward mit dem Licht nach hinten zu gehen, daß die Thiere ſich wieder beruhigen möchten. Dieſer wollte auch eben dem Befehl Folge leiſten, hatte aber kaum ſeinen zweiten Schritt gethan, als er einen lauten Angſt- und Schmerzensſchrei ausſtieß und die Laterne fallen ließ. Der Fuchs war nämlich ohne weitere Warnung mit dem Kopf durch ſeine beiden Querbalken hingefahren, und den Mann gerade über der Hüfte packend, hielt er ihm hier Hoſe und Fleiſch, ingrimmig zwiſchen ſeinen ſcharfen ehernen Zähnen eingeklemmt; an Losreißen war nicht zu denken.

„Pfui, Fuchs, ſchäm dich!“ rief Hans, der wegen ſeines kranken Beines nicht gleich ſo ſchnell hinüber konnte, den Gefangenen zu befreien. Fuchs aber, obgleich er ſonſt gewöhnlich auf ſeines Fütterers Wort hörte, ſchämte ſich diesmal nicht, und ließ den jetzt Zeter und Mord Brüllenden auch nicht eher los, bis der Capitän zuſprang, ihn zu befreien; dann geſchah es aber auch nur, um nach dem neuen Opfer zu ſchnappen. An dieſem hafteten jedoch ſeine Zähne diesmal nicht, denn er ſtieß ihn ſo heftig mit dem Maul gegen den Leib, daß er zurücktaumelte und mit dem Kopf an den gegenüberſtehenden Pfoſten ſchlug.

Als er ſich wieder in die Höhe richtete, wollte der Fuchs ſeinen Angriff erneuern, jetzt ſprang aber Hans dazwiſchen und trieb das freudig und faſt höhniſch wiehernde Thier in ſeine Gränzen zurück. Der Steward aber kroch indeſſen wie eine Schlange in dem ſchmalen Gang hin und hielt nicht eher an, bis er die Leiter halb hinauf war. Dort blieb er ſtehen und ſchrie nun zurück, „das ſei eine ſchändliche Gemeinheit, denn er habe ſelber geſehen wie Hans das Thier auf ihn gehetzt hätte.“

„Tropf,“ war das einzige was Hans, halb lachend, halb verächtlich auf die Anſchuldigung erwiederte, und er wandte ſich dabei wieder nach dem Rappen um, dieſen aufs neue feſtzumachen, und die anderen Thiere zu beruhigen und zu tränken. So leichten Kaufs ſollte er aber bei dem Capitän nicht davonkommen, denn Capitän Oilytt, durch Rum, Aerger und den letzten Fall zu wahrer Wuth gebracht, ſchäumte faſt vor innerlich kochendem Grimm und ſuchte nur noch ein Opfer, an dem er ihn auslaſſen konnte.

François merkte das, und drückte ſich aus dem Weg, und auch Hans fühlte, wie der Capitän nur eine Urſache ſuche mit ihm anzubinden; that aber als ob er entweder nichts merke oder ſich nur wenig um die Sache bekümmere. Den erſten allgemeinen Ausbruch des Gereizten oder eigentlich ſich ſelber erſt Aufreizenden: „Ihr verdammten Hallunken hier unten macht was Ihr wollt mit den Thieren, und ich muß Euch nur erſt einmal die Katze zu fühlen geben,“ ließ er deshalb auch unbeantwortet, und machte ſich mit dem Rappen zu ſchaffen, den er durch Zureden ſo weit vorn an die Stange zu bringen verſuchte, daß er ihm das Halfterſeil wieder anknoten konnte.

„You, Sir, there,“ rief aber der Capitän, „ich ſpreche mit Euch — Gott verdamme es, wollt Ihr wohl ſo gut ſein und mir Antwort geben wenn ich mit Euch rede? — Was iſt das hier für eine Wirthſchaft unten? — Ueberall liegt das Geſchirr herum, daß man Hals und Beine darüber bricht — die Pferde ſind wund geſcheuert und liederlich angebunden, daß ſie ſich einander zu Schanden ſchlagen müſſen — damn it to hell and damnation, ich will darin Ordnung ſehen, oder ich laſſe Euch alle mit einander krumm ſchließen und abpeitſchen.“

Hans zuckte zuſammen, als ob er ſchon einen Schlag empfangen hätte, und hielt einen Moment, wie unſchlüſſig was er thun ſolle, in ſeinen Bewegungen ein. — Was ihm aber auch für Gedanken im Kopfe herum gegangen waren, ſeine Vernunft ſiegte.

„Geduld — Geduld,“ murmelte er leiſe, wie eine Art Beſchwörungsformel vor ſich hin, und griff eine andere, neben ihm liegende Miſtgabel auf, um das den Pferden kurz vorher gegebene und jetzt umhergeſtreute Heu wieder zuſammenzuſchieben. Der Capitän mochte aber wohl die leiſe geflüſterten Worte gehört haben, denn er ſprang raſch auf den Mann zu, faßte ihn am Kragen und rief wüthend:

„Was murmelt der Hund — willſt du auch noch gegen mich knurren? Einen Muks noch, Canaille, und ich ſchlage dir den tückiſchen Schädel bis in den Kragen hinunter!“ Und er riß bei den Worten dem, nicht den mindeſten Widerſtand Leiſtenden die Miſtgabel aus der Hand und hob ſie drohend, wie zum Schlag in die Höhe.“

Hans ſagte kein Wort, er drehte ſich nur halb nach ihn um und ſah ihm ſtarr ins Geſicht — er war todtenbleich geworden, und das kranke Bein, auf dem er zu lange geſtanden, fing ihn plötzlich ſo an zu ſchmerzen, daß er ſich an dem nächſten Pfeiler halten mußte.

„Faule, ſchuftige Bande,“ ſchrie jetzt der Capitän in faſt trunkener Wuth, ohne jedoch zuzuſchlagen, denn der Mann ſtand ihm, ohne eine Hand aufzuheben, gegenüber — „die das Brod nicht verdienen, was ſie ihrem Herrgott abſtehlen. Nun, zum Donnerwetter, was ſteht der Lump da und hat Maulaffen feil — Wird's bald, und kriegen die Pferde heute noch etwas zu ſaufen.

Hans wandte ſich um, als er aber auf ſein Bein trat, knickte er zuſammen und konnte ſich nur mit Mühe aufrichten, ſuchte aber doch mit äußerſter Anſtrengung ſeinen Schmerz zu verbeißen. Er hatte dabei die Laterne umgeſtoßen, die neben ihm ſtand, nahm ſie aber gleich wieder in die Höh und hing ſie in einen dazu beſtimmten Haken.

„Ungeſchicktes Vieh,“ ſagte da der Capitän, und ſtieß ihm, noch während er damit beſchäftigt war, den Stiel der Gabel gegen den Nacken.

„Capitän!“ knirſchte aber auch in dieſem Augenblick der Gemißhandelte zwiſchen den feſt zuſammengebiſſenen Zähnen hindurch — „ich habe meine Schuldigkeit, ſo viel in meinen Kräften ſtand, gethan, und keine Mißhandlung verdient!“

„Beſtie!“ ſchrie jetzt ordentlich jauchzend, daß er eine gegründete Urſache gegen einen Widerſetzlichen hatte, der Capitän, und drehte die Gabel in der Hand um, daß er das ſchwere Eiſen nach oben ſchwang — „willſt du mukſen?“ und im nächſten Moment fuhr das Inſtrument ſauſend nach dem Kopfe des Matroſen — aber es traf nur den Pfoſten, und während die Pferde wieder in wilder Scheu zurückſchreckten und ſtampften, ſchlugen und an den Tauen riſſen, griff eine eiſerne Fauſt des Capitäns Kehle, und ein ſchwerer Schlag ſchmetterte ihn zu Boden.

Zehntes Kapitel.

Die unterbrochene Execution.

Eine Stunde etwa nach den im letzten Capitel beſchriebenen Vorgängen lag der Capitän, mit Eſſigumſchlägen über den Kopf, in ſeinem Bett in der Cajüte, und der deutſche Matroſe Hans ſchwer in Eiſen geſchloſſen in einer kleinen Art von Behälter des unterſten Raumes dicht neben dem Steuer, zwiſchen zwei dort angebrachten eiſernen Waſſerreſervoiren. Der Capitän hatte ſich ſeine Beſtrafung auf den andern Tag vorbehalten und wollte, wie er gemeint, ein exemplariſches Beiſpiel ſtatuiren. — Er hatte mit dem erſten Mate eine lange Beſprechung darüber gehabt.

Der Steward lag übrigens auch in ſeiner Koje, der Leib war ihm, wo ihn das Pferd gepackt gehabt, bös aufgeſchwollen und er wimmerte und lamentirte vor Schmerzen. Mit Jack ging es ebenfalls nicht beſſer — er hatte den Abend wieder ſtarkes Fieber und konnte nicht an Aufſtehen denken. Des Capitäns Wache war dadurch ſo eingeſchmolzen daß der Koch mit dazu genommen werden mußte, obgleich er ſich keineswegs, wie er ſich ausdrückte, ein „Vergnügen daraus mache.“

Es herrſchte übrigens ein dumpfes Schweigen unter der Mannſchaft. Hans war ſeines ſtillen anſpruchsloſen Weſens wegen von Allen gern geſehen; dabei gab es keinen tüchtigeren Matroſen an Bord als ihn, und François' Erzählung, der ja Zeuge des Vorfalls im unteren Raum geweſen, diente gerade nicht dazu ſie gegen den Capitän günſtiger zu ſtimmen. Nichts deſtoweniger hatte er Hand an ſeinen Vorgeſetzten gelegt, und die angeborene, faſt möchte ich ſagen

Scheu, die in dieſer Hinſicht in den Leuten ſteckte, ließ ſie auch von ſeiner Beſtrafung — wie er immer gereizt geweſen ſein mochte — als von einer Sache ſprechen die ſich von ſelbſt verſtände, und durch Nichts geändert werden könne.

„Der Teufel muß heute in Hans gefahren ſein“ meinte Jack, als die Leute nach eben eingenommenem Abendeſſen noch auf ihren Kiſten, und um die hölzernen Schüſſeln herum, im Logis ſaßen, „das hätt' ich ihm gar nicht zugetraut, daß er ſo hitzig werden könnte.“

„Ich hab' Dir's geſtern wohl geſagt“ lachte Bill — „s'iſt mir ſchon ein paar Mal ſo vorgekommen, als ob der kleine dutchman vom richtigen Stoff wäre und nur einen mittelmäßigen Stahl brauche vortreffliches Feuer zu geben. Schade daß er den alten betrunkenen Schuft nicht gleich todtgeſchlagen hat, dann wären wir ihn auf einmal los“ — er ſah ſich dabei um, ob ihn auch der Zimmermann nicht gehört habe, doch der war ſchon an Deck.

„Schade für uns, aber nicht für ihn“ meinte Jean nachdenkend — „dem armen Teufel wird's ſo ſchlecht genug gehen. — Ich möchte morgen früh nicht in ſeiner Haut ſtecken.“

„Sie können ihm doch weiter nichts thun als daß ſie ihn in Eiſen laſſen,“ ſagte Carl raſch, „das iſt für jetzt Strafe genug, und nachher mögen ſie ihn den Gerichten übergeben. Auf dem feſten Land wird er nicht ſo ſchwer abkommen wie an Bord."

„Das kommt aufs Wetter an" meinte Bill trocken, und ſchob ſich ein tüchtiges Primchen in den Mund, den er ſich vorher mit einem halben Kumpen Thee ausgeſpült hatte.

„Auf's Wetter?" ſagte Bob — „wie ſoll das auf's Wetter ankommen — wohl die Laune vom Alten."

„Ich meine das Wetter," behauptete Bill — „nach Recht und Geſetz weiß ich nicht einmal ob er ihn ſchlagen kann. Wird aber das Wetter morgen unbeſtändig, und es ſieht heute gerade ſo aus als ob wir vor dem alten miſerabeln Riffneſt Gott weiß wie lange herumkreuzen müſſten, dann kann ihn der Alte, ſo ſchwach wie wir jetzt bemannt ſind, gar nicht in Eiſen laſſen, oder er muß erwarten daß ihm einmal über Nacht ein Viertel Dutzend Maſten über Bord gehen. Nachher heißts „wieder auf Deck" und daß er ihn dann nicht ſo ohne alle Strafe frei herum laufen läßt, ich dächte dazu kenntet Ihr doch unſeren Alten ein klein Bischen zu gut."

„Er darf ihn doch nicht ſchlagen laſſen!" rief Carl entrüſtet.

„Darf nicht?“ lächelte Bill verächtlich — „ich möchte ſehen wer ihn daran verhindern wollte. — Wenn wir's thäten, wär's weiter nichts als „Seeräuberei“ von unſerer Seite -- „Rebellion und Aufruhr“ und wie die ſchönen Worte ſonſt noch alle heißen, nach denen man eines ehrlichen Menſchen Hals ſo lang zieht, daß er bis an die nächſte Raanock reicht. Und wollte ihn Hans nachher verklagen wenn wir an Land kommen, ſo möchte ich drei Monat Lohn gegen einen Priem Taback wetten, daß der Capitän Recht bekommt und der Kläger, — wenn ſie ihn nicht gar noch einmal einſtecken — höchſtens den Verweis bekommt, ſich in Zukunft beſſer zu betragen. Das nennen ſie nachher Gerechtigkeit.“

„Ich hebe keine Hand gegen ihn auf,“ beheuerte Carl, „wenn ſie mich krumm und lahm ſchließen laſſen.“

„Wirſt du auch gar nicht 'zu kommen,“ meinte Bill — „das iſt des Bootsmanns Sache, und da „Spahn“ jetzt überhaupt hier an Bord den Bootsmann ſpielt, ſo wird der alſo auch wohl die kleinen Nebenzeſchäfte zu beſorgen haben. Doch hoffentlich bekommen wir beſſer Wetter, und dann macht ſich vielleiht noch Alles.“

„Ich glaube auch nicht daß ihn der Capiän wird wirklich peitſchen laſſen,“ tröſtete ſich Jean, — „er mag wohl den Teufel im Kopf haben wenn er die „Tropfen“ im Magen ſpürt — aber Morgens iſt er ja ſonſt immer ſtill und ruhig, und flucht nicht einmal beſonders viel.“

„Trau du dem Morgens,“ brummte Bob hier aus ſeiner Ecke vor, „ich hab' ihn einmal Morgens bei ſolchem Geſchäft geſehen, und verlang es nicht wieder.“

Bob war, außer Hans, der einzige von der ganzen Mannſchaft, der ſchon früher einmal eine Reiſe mit dem Capitän in ein und demſelben Schiffe gemacht; aber man hatte ihn bis jetzt nie dazu bringen können auch nur das mindeſte darüber zu erzählen. Deſto geſpannter drehten ſich jetzt Alle gegen ihn um, weil ſie glaubten er würde ihnen nun das, worauf er anſpielte, zum Beſten geben. Bob aber, der vielleicht fürchten mochte daß er dazu gedrängt würde, ſtand auf, zündete ſeine Pfeife an, und ſtieg auf Deck, und da der Zimmermann gleich nach ihm herunter kam, hörte jede weitere derartige Unterredung von ſelber auf.

Der Gefangene bekam von dem zweiten Mate Waſſer und einen Schiffszwieback, auf des Capitäns Ordre hinuntergebracht — auf ſeine eigene fügte er aber ein Stück Fleiſch und ein Fläſchchen mit Rum bei, und ſprach dem armen Teufel Muth ein: er ſolle nicht das Schlimmſte glauben; es würde noch Alles gut gehen?“

„Gut gehen?“ lachte Hans leiſe und bitter vor ſich hin, nachdem er dem Mate, der mit der Laterne neben ihm ſtand, freundlich zugenickt — „gut gehn? — was der Capitän thun kann daß mir's ſchlecht geht, thut er gewiß, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen, und er hat jetzt die Macht in Händen. — Das Blatt hat ſich gewendet.“

„Das Blatt hat ſich gewendet?“ wiederholte der Mate verwundert — „wie meint Ihr das?“

„Oder es wendet ſich vielleicht wollte ich ſagen“ erwiederte der Matroſe und that einen kräftigen Zug aus der ihm dargereichten Flaſche. — Ich ſpreche ſchlechtes engliſch Mate, und Ihr dürft bei mir die Worte nicht ſo auf die Wagſchaale legen.“

„Donnerwetter Mann, Ihr ſprecht heute Abend ein recht gutes Engliſch, beſſer wie ich's noch je von Euch gehört habe — Ihr müßt ſchnell lernen.“

„Wenn man den ganzen Tag weiter Nichts hört,“ meinte der Gefangene, „bleibt einem ein Bischen hängen, und andere Menſchen lernen's ja, warum ſoll gerade mein Kopf von Holz ſein.“

„Nun, laßt's Euch ſchmecken,“ ſagte der Mate, „und wenn Ihr das Fläſchchen leer habt, ſteckt's hier in die Ecke, zwiſchen die beiden Balken hinein. Der Lump der Steward könnte wieder aufſtehn und herunter kommen und wenn der's ausſchnoperte, wüßte es der Capitän auch ſchon in den nächſten fünf Minuten.“

„Iſt denn der Steward krank?“ frug Hans erſtaunt — „was fehlt ihm?“

„Alle Wetter, Ihr waret doch ſelbſt mit unten und ſollt ja das Pferd gerade auf ihn gehetzt haben, was ihn gebiſſen hat,“ lachte der Mate leiſe.

„Oh, hat ihn der Fuchs ſo derb gepackt gehabt“ meinte Hans, kopfſchüttelnd, „hm, hm — ja, Pferde beißen ſcharf, wenn ſie einmal richtig zufaſſen — liegt er denn zu Bett?“

„Ja — aber ich kann jetzt auch nicht länger unten bleiben, ich habe die Wache an Deck, — alſo gute Nacht Hans“ — und damit nahm er ſeine Laterne wieder in die Hand, und ſtieg die Leiter in die Höh, und Hans blieb im Dunkeln allein.

Am nächſten Morgen war der Wind ziemlich ſchläfrig geworden; das Schiff machte nur wenig Fortgang. Am vorigen Tag hatten ſie dabei gar keine Obſervation bekommen, und auch heute verdunkelte ſich gegen Mittag die Sonne. Der Logrechnung nach mußten ſie allerdings dem ſüdlichen Eingang der Riffe ziemlich nahe, d. h. faſt auf einer Breite mit ihm ſein. Wie aber der Wind jetzt ſtand, wäre es gefährlich geweſen zu nah an die Klippen anzulaufen, denn die Strömung ſetzte in dieſer Jahreszeit ſtark dagegen. Befiel ſie vor dem Eingang Windſtille, ſo war die größte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ſie gegen die Riffe getrieben werden mußten. Außerdem konnten ſie dabei unter keiner Bedingung vor Anker gehen — mit ihrer längſten Lothleine hätten ſie, dicht vor den Riffen, keinen Grund gefunden.

Der Morgen war ſo vorüber gegangen, ohne daß der Capitän auch nur ein Wort über den Gefangenen erwähnt hätte. Erſt mit ſechs Glaſen (drei Uhr) gab er dem zweiten Mate den Befehl Hans an Deck zu bringen. In Süd-Weſten ſtieg eine dichte Wolkenſchicht auf, und es war jede Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ſie eine häßliche Nacht bekommen würden.

Hans war todtenbleich als er das Deck erreichte, aber vollkommen ruhig. — Er ſtieg durch die hintere Luke vor dem Mate die Zwiſchendeckstreppe hinauf, und blieb, auf ein Zeichen deſſelben, an der Nagelbank des großen Maſtes ſtehen. — Hier aber, ob ihn ſein Bein vielleicht noch ſchmerzte, oder er ſich durch die Aufregung, in der er ſich jedenfalls befand, erſchöpft fühlte, aber er lehnte ſich halb auf das neben ihm ſtehende Fleiſchfaß, und erwartete dort die Ankunft des Capitäns, der gleich darauf über das Quarterdeck herüber auf ihn zu kam.

Capitän Oilytt ſah gerade das Gegentheil von Hans aus — er war glühend roth im Geſicht, und über der Stirn ſaß ihm ein breites und langes ſchwarzes Pflaſter. Es war dieſelbe Stelle, auf die ihn der jetzt in Eiſen Geſchloſſene geſtern getroffen. Seine Augen hafteten aber nur für kurze Zeit auf dem Gefangenen, der ſeinem Blick feſt begegnete — er ſchaute unruhig über ſein Schiff hinweg, nach den Segeln hinauf, nach den Wolken hinüber und befahl dann dem zweiten Mate mit heiſerer faſt nur halblauter Stimme all hands on dock zu rufen und aufs Quarterdeck zu bringen.

Die Leute kamen ſtill und ſchweigend an und ſammelten ſich um Hans, Keiner aber, außer dem Zimmermann, ohne ihm nicht halb verſtohlen und freundlich zuzunicken.

Um des Gefangenen Züge ſpielte ein leiſes ſchmerzliches Lächeln, — aber ſein Blick ſuchte wieder die im Süd-Weſten aufſteigenden Wolken, die er in den letzten Minuten ſchon aufmerkſam betrachtet hatte. Wie unruhig ſchaute er dann nach dem Oberbramſegel hinauf. Bill, der neben ihm ſtand hatte den Blick geſehen und ſagte leiſe:

„Du haſt recht Hans, wir kriegen heut Abend faul Wetter und wenn der Alte nicht bald Segel“ —

Des Capitäns Stimme unterbrach ihn hier. — Dieſer war bis dicht an die dünne eiſerne Railing getreten, die das Quarterdeck, das halb aus dem unteren Raum emporragte, von dem Mitteldeck trennte, und redete jetzt die Mannſchaft mit lauter aber doch nicht feſt klingender Stimme an:

„Leute — wir Ihr wohl wiſſen werdet, ſo hat geſtern der deutſche Matroſe da — könnt Ihr nicht aufrecht ſtehn, Sir, wenn man zu Euch ſpricht? — heh?“ — Hans verſuchte ſich aufzurichten, mußte ſich aber immer noch feſthalten und ſuchte ſich jetzt mit dem geſunden Beine gegen das Faß zu ſtützen.

„Sein Bein thut ihm noch weh,“ ſagte der zweite Mate leiſe zum Capitän, hinter dem er ſtand. —

„Sein Bein ſoll verdammt ſein,“ erwiederte dieſer barſch und laut, „übrigens hab ich Euch nicht gefragt Sir, daß Ihr Euch hier das Wort erlaubt.“ —

„Ich meinte nur.“

„Ihr habt Nichts zu meinen, Ruhe Sir — Gott verdamme mich, ich will Ordnung hier an Bord haben, oder mit Schiff und Mannſchaft zu Grunde gehn — und Gnade Gott allen denen, über die ich vorher noch weg muß. — Alſo wie ich Euch ſagte, Leute, ſo hat geſtern der deutſche Matroſe, ſich erſt im Raum unten, als ich ihn wegen Unordnung und Liederlichkeit zurecht wieß, mit Worten gegen mich vergangen, und zuletzt ſogar einen mörderiſchen Angriff auf mich gewagt, bei dem er mich, von der Dunkelheit des unteren Raumes und der Lokalität begünſtigt, mit irgend einem ſchweren Inſtrument oder Gegenſtand vor den Kopf traf und zu Boden warf.

„Ich hätte meinen Hals verwettet,“ flüſterte Bill dem neben ihm ſtehenden Jean zu, „daß er's akkurat ſo herausbringen würde. — Ein Advokat hätt's nicht beſſer machen können.“

„Dem Geſetz nach könnte ich ihn nun bis Indien“ — fuhr der Capitän fort, „ſchwer geſchloſſen im unteren Raume laſſen. Da wir aber überdies ſchwach bemannt und einige von uns noch dazu krank ſind, ſo dürfte ich das jetzt kaum mit der Sicherheit des Schiffes verantworten können. Ganz ohne Strafe ſoll er aber natürlich, bis ich ihn in Calcutta den Gerichten übergeben kann, nicht wegkommen, und der Bootsmann wird ihm deshalb hier vor Euren Augen funfzig Hiebe aufzählen — als Warnung für jeden Einzelnen unter Euch für die Zukunft. Ihr habt mir in Sydney Aerger und Koſten genug gemacht, und ich will mir hier an Bord wenigſtens nicht länger von

Euch auf der Naſe herumſpielen laſſen, oder mich gar Euren mörderiſchen Angriffen ausſetzen. Bootsmann — thut Eure Schuldigkeit."

Er wandte ſich um als ob er nach hinten gehen wollte. Des Gefangenen Stimme hielt ihn da zurück; er blieb mitten im Gange ſtehen, drehte ſich aber nur halb nach dieſem wieder um.

„Capitän," ſagte Hans, dem die Worte kaum aus dem Mund wollten, ſo erſtickte die innere fürchterliche Aufregung ſeine Stimme. Er ſprach auch ſehr langſam, wie er immer that wenn er ſich des Engliſchen bediente. — „Capitän — in Sydney haben faſt alle Euer Schiff verlaſſen, nur ich nicht, weil ich Euch mein Wort gegeben hatte zu bleiben."

„Du biſt geblieben, Schuft, weil ich den Lohn von voriger Reiſe für dich in Händen hatte," lachte der Capitän und drehte ſich wieder ab — „nicht wegen deines Ehrenworts."

„Capitän," rief aber Hans noch einmal, dem das Blut jetzt wie mit vollen Strömen aus dem Herzen herauf ins Geſicht ſtieg — „ich blieb, weil ich mein Wort gegeben — und ich gebe es Euch hier noch einmal — nehmt die Strafe zurück. Ihr wißt ſelber, wie Ihr mich gereizt habt. — Ich war meiner Sinne nicht mächtig als ich nach Euch ſchlug — aber nur mit meiner nackten unbewaffneten Fauſt, ſo helfe mir Gott. — Nehmt die Strafe zurück und ich will arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln vorkommt — oder in Eiſen liegen wie Ihr wollt — ich will nicht murren. — Setzt mich die ganze Reiſe auf Waſſer und Brod — behaltet zur Strafe für mich jeden Cent, den ich bis jetzt hier an Bord verdient habe — aber — aber — keine Schläge.“

Der Capitän war ſtehen geblieben, aber allem Anſchein nach ohne den Worten auch nur die geringſte Aufmerkſamkeit zu widmen. — Er wandte ſich jetzt raſch gegen den Zimmermann und ſagte ſchnell: —

„Hab' ich Euch nicht befohlen Eure Schuldigkeit zu thun? — Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, dort hinten kommt ein Wetter auf — Bob — Jim — bindet den Gefangenen an die Leeſeite — nur mit den Händen — er mag aufrecht dabei ſtehen bleiben oder — wenn ihm das bequemdr iſt, auf die Kniee niederfallen.“

„Capitän!“ ſchrie aber jetzt Hans plötzlich, als die beiden auf ihn zutraten, mit lauter faſt drohender Stimme, und in ſo reinem, flüſſigem Engliſch, daß ſelbſt der Capitän ſich erſtaunt nach ihm umſchaute — „Ihr wißt, daß ich mein Wort halte, aber beim heiligen Gott des Himmels, der, der Hand an mich legt, ſchlage mich lieber gleich todt, denn ſo wahr ich einſt ſelig zu werden hoffte, ſo wahrhaftig morde ich ihn im nächſten Augenblick, wo ich die Hände frei bekomme.“

„Ah, wenn die Sachen ſo ſtehen, wollen wir wohl zuſehen daß du die Hände nicht frei bekommſt, mein Burſche,“ lachte der Capitän höhniſch — „Gott verdamme es, wie der Kerl auf einmal ſo gut engliſch ſpricht — das bringt die Angſt heraus. Alſo Mord — gut Sir, wir werden's nicht vergeſſen. — Und nun an die Arbeit, Bootsmann, und legt gut auf, oder ich laß Euch auf Euerm eigenen Rücken zeigen wie man's machen muß. Allons, Bob — Jim — Peſt, noch einmal Burſchen, ſoll ich's Euch zum drittenmal ſagen?“

Die beiden hatten unſchlüſſig dageſtanden. Dem directen Aufruf des Capitäns wagten ſie aber nicht den Gehorſam zu verweigern, und führten den Gefangenen an die Leeſeite, wo ſie ihm das Hemd abzogen und den Rücken entblößten. Bruſt und Schultern waren ihm mit blauen wunderbaren Zeichen tättowirt, und auf der erſteren hatte er noch außerdem drei tiefe, aber ſchon ſeit Jahren verharrſchte Narben. Sie banden ihm die Hände hoch in die Höhe, aber er ſprach kein Wort mehr, und ließ alles ruhig mit ſich geſchehen. Der Zimmermann hatte indeſſen ein ſchon bereitliegendes noch neues Reefband vorgenommen, wickelte ſich das eine Ende davon um die rechte Hand, und trat auf den Gefangenen zu.

Indeſſen hatte es ſchon lange im Südweſten geblitzt, und es folgte gerade in dieſem Augenblick ein ſo heftiger Donnerſchlag, daß Alle, die bis jetzt nur mit dem Gefangenen beſchäftigt geweſen, erſchrocken aufſahen.

„Werft die Bramſegelfalle los," ſchrie aber jetzt auch der Capitän, der auf einmal fand daß ihn das Wetter ganz plötzlich überraſcht hatte. — „Bramſegel feſt — ſchnell — Falle los — Donnerwetter, Zimmermann, laßt den Burſchen jetzt ſtehen und werft die Taue los."

Die Leute ſprangen, froh dem peinlichen Schauſpiel enthoben zu ſein, blitzesſchnell auf ihre verſchiedenen Poſten, und im nächſten Augenblick ſchien alles nur Verwirrung in den gelöſten Tauen und flatternden Segeln. — Niemand kümmerte ſich um den Gefangenen, der noch mit entblößtem Oberkörper an den Wanten hing.

Ueber die See kam es indeſſen in dumpfem, hohlem Brauſen herangeſtürmt. — Noch ſtanden die Wolken tief am Horizont, aber die Luft wurde ſchon dick und düſter, und das Waſſer fing an ſich vor der andrängenden Gewalt zu kräuſeln und zu gähren. Die leichteren Segel waren indeſſen, ſo raſch es die ſchwache Mannſchaft nur irgend erlaubte, feſtgemacht, die Marsraaen raſſelten jetzt zum Reefen nieder, und in das monotone Heulen der Matroſen, die an den Reeftaljen hingen und die ſchweren Segel zum Reefen aufholten, miſchte ſich ſchon das Brauſen des Sturmes, und die Segel ſchlugen dabei an die von den Braſſen gelöſten Raaen, als ob ſie der kommenden Windsbraut ängſtlich entfliehen und hinaus ins Weite wollten.

Hier beſonders zeigte ſich jetzt der Nachtheil einer zu ſchwachen Bemannung. — Sämmtliche Mannſchaft wurde gebraucht ein einziges Segel zu reefen — und war ſelbſt dazu kaum ſtark genug. Ehe ſie denn auch des Vormarsſegel feſt bekommen konnten, brauſte der Sturm heran, riß das große Marsſegel mit einem Schlag, wie aus einer Kanone geſchoſſen, von einander, und in der nächſten Secunde peitſchten ſchon die Streifen davon um die Raaen. Der Capitän ſtampfte ingrimmig mit dem Fuß.

„Soll ich Hans lieber losbinden, daß er mit hilft?“ ſagte der erſte Mate zum Capitän, mit dem er allein auf dem Verdeck ſtand — der zweite Mate war mit oben auf der Marsraae. —

„Verdammt! nein,“ rief aber dieſer „ich traue dem Burſchen nicht, und er ſoll nicht ſagen, daß er oder das Wetter mir ſeine Strafe abgetrotzt. Das Segel iſt nun doch einmal beim Teufel, und mit den anderen werden ſie ſchon fertig werden. So wie der Zimmermann herunterkommt, ſoll er ihm ſeinen Theil auflegen und dann wieder marſch hinunter in ſein Loch. Wenn er ſo mordluſtige Gedanken hat, wollen wir den Wolf doch lieber nicht aus der Falle herauslaſſen.“

Der Wind, der indeſſen eher an Stärke zugenommen als nachgelaſſen hatte, war erſt ganz nach Norden herumgegangen, und bis die Leute mit Reefen fertig waren, neigte er ſich ſogar ſo weit gegen Nord-Oſt daß der Capitän, der in den letzten beiden Tagen keine Obſervation bekommen, und die Nacht vor der Thür ſah, der Nähe der Riffe nicht mehr traute, und lieber gleich zu wenden befahl.

Jetzt war aber der Angebundene wirklich im Weg, und da der Capitän auch wohl einſehen mochte, daß unter den jetzigen Umſtänden und während der Sturm über die aufgeregten Wogen heulte, die Vollziehung der Strafe unter den Leuten weit eher einen böſen Eindruck machen, als ſie vor ähnlichen Vergehungen zurückſchrecken würde, befahl er dem jetzt wieder an Deck gekommenen zweiten Mate ihn abzubinden und nach unten zu führen — „bis das Wetter beſſer geworden wäre.“

Der Mate, ein gutherziger Burſche, hatte wohl kaum einen Befehl ſeines Oberen mit größerer Freudigkeit befolgt als eben dieſen. Er ſprang raſch nach unten, warf ihm ſein Hemd wieder über und ſtieg mit ihm die Luke hinunter.

„Es kann ſich noch alles machen, Hans,“ ſagte er ihm hier freundlich, als er ihn in ſein kleines Behältniß wieder eingebracht hatte — „Zeit gewonnen alles gewonnen, und wenn wir morgen glücklich in die Riffe einlaufen, denkt der Alte vielleicht gar nicht mehr an die ganze Geſchichte.“

„Ich dank Euch für Euren freundlichen Wunſch, Mate,“ ſagte der Gefangene düſter und warf ſich auf ſeine Matratze, die ihm Jean heute, allerdings gegen des Capitäns Befehl, zu verſchaffen gewußt hatte. Der Mate hatte auch nicht lange Zeit, denn von oben nieder tönte ſchon das Schreien und Heulen der Matroſen, die an den Schoten und Braſſen riſſen, das Schiff auf den anderen Bug zu legen, und er ſprang raſch die Leiter wieder hinauf.

Elftes Capitel.

Der Sturm.

Als an Deck alles klar war, die nicht durchaus nöthigſten Segel geborgen, die Raaen ſcharf angebraßt ſtanden, lief das Schiff wieder nach Süden zurück. Südoſt lag freilich auf dem Compaß an, aber ein paar Striche trieb es doch noch immer weiter nach Süden hinüber, ſo daß es vielleicht einen SSO-Cours ſteuerte. Unter der Zeit war es aber auch vollkommen dunkel geworden, und der Capitän ſaß in der Cajüte und trank, theils aus Aerger über das ſchlechte Wetter, theils über die vereitelte Execution an dem Deutſchen, von deſſen ſchwerer Fauſt ihm das Zeichen noch immer auf der Stirn brannte, ein Glas Grog über das andere. Der erſte Mate, der die Wache auf Deck hatte, ging ab und zu, bald in die Cajüte hinunter, das Nöthige mit dem Capitän über die Fahrt zu beſprechen, bald einmal wieder an Deck ſchauend, wie es mit dem Wetter ſtehe.

Die Karte der Torresſtraße lag mit Cirkeln und Parallel-Lineal auf dem Tiſch der Cajüte, und es ſchien ihm nichts weniger als angenehm, daß ſich der Capitän heute gerade um ſeinen Verſtand trank.

„Um zwölf wollen wir wieder über den anderen Bug gehen,“ ſagte endlich Capitän Oilytt, der in der einen Sophaecke lehnte, und das rechte Bein zu ſich heraufgezogen hatte. — „Damn it“ wir dürfen nicht ſo weit von der Straße ablaufen, wir haben ſonſt morgen Abend wieder dieſelbe Geſchichte.“

„Um zwölf möchte wohl ein wenig früh ſein, Capitän,“ meinte der Steuermann — „ich war noch vor Dunkelwerden oben im Maſt, und wenn ich's auch nicht gerade beſtimmt behaupten will, ſo war mir's doch als ob ich im Weſten Land geſehen hätte. — Die Strömung ſetzt uns hier ſehr ſtark nach den Riffen hinein, und es wäre eine fatale Geſchichte, wenn wir im Dunkeln drauf liefen.“

„Unſinn,“ brummte der Capitän und füllte ſich auf's neue ſein Gles — „wenn's Tag wird, werden wir gerade in der rechten Entfernung ſein, bis Mittag die Einfahrt machen zu können, und dann ſoll auch der Burſche, der Hans, ſeine Ladung haben —, der Schuft der.“

„Capitän Oilytt,“ ſagte der Mate ruhig — „ich würde die Sache ſein laſſen, bis wir durch die Torresſtraße ſind. — Es iſt nicht gut jetzt böſes Blut unter der Mannſchaft machen. Nachher, wenn Ihr Euch nicht anders beſonnen habt, könnt Ihr ja immer noch thun was Ihr wollt. — Er läuft uns in der Zeit wahrhaftig nicht weg, und da unten in Eiſen liegen iſt auch eben kein Spaß."

„Papperlapapp!" rief der Capitän ärgerlich auffahrend — „glaubt Ihr ich ſoll vor meiner Mannſchaft mit zerſchlagenem Geſichte herumlaufen, und den Schuft nicht gezüchtigt haben, der es gewagt hat Hand an mich zu legen? Peſt und Gift — und hinter dem Burſchen ſteckt auch noch mehr. — Ich habe ihn im vorigen Jahr zuerſt von Sydney mit fortgenommen, und er ſprach faſt kein Wort engliſch, und geſtern Abend, Gott verdamme mich, ging's ihm vom Maule als ob er in ſeinem ganzen Leben keine andere Sprache geſprochen. Hier an Bord kann er das in der kurzen Zeit nicht ſo gelernt haben, alſo hat er ſich vorher verſtellt und da ſitzt ein Haken dahinter. Es ſollte mich nicht ſo viel wundern, wenn er irgend ein durchgekniffener Verbrecher von Neuſüdwales oder Vandiemensland wäre. — Ich wollte, ich hätte früher eine Ahnung davon gehabt."

„Ja, ſein engliſch Sprechen iſt mir auch geſtern Abend aufgefallen," ſagte der Mate, nachdenkend —

„was ſollte er aber für eine Urſache haben, ſeine Sprache zu verſtellen?“

„Und den ganzen Leib hat der Schuft voller Narben,“ fuhr der Capitän, ein anderes Glas leerend, fort, „ich möchte nur wiſſen wo er die gekriegt hat — im ehrlichen Kriege wahrhaftig nicht, denn ſo alt iſt er gar nicht irgend einen Krieg mitgemacht zu haben — verdammte Beſtie. — Und dabei iſt mir's immer als ob ich ſeine grauen Katzenaugen ſchon irgendwo einmal früher geſehen hätte.“

„Er müßte denn mit in Indien geweſen ſein,“ meinte der Mate.

„Indien — pah“ — ſagte Dilytt — die Tättowirungen hat er auch nicht aus Indien, die ſind aus der Südſee. — Wo ſich der Schuft nur mag alles herumgetrieben haben.“

Er ſchenkte ſich ein friſches Glas ein und rührte dieſes wüthend zuſammen, während der Mate, der das nicht länger mit anſehen mochte, die Cajüte verließ. Dem Capitän gingen aber indeſſen allerlei Dinge durch den Kopf — die Narben des Gefangenen gefielen ihm nicht. — Der Mann hatte ſchon mehr erlebt als er wieder erzählen mochte, und war allerdings im Stande ſeine Drohung auszuführen.

„Hol ihn der Teufel,“ brummte er endlich vor ſich hin — „er ſoll nicht ſagen können daß er Bill Oilytt erſt geſchlagen und nachher in's Bockshorn gejagt hat. — Morgen früh, wenn wir geſund bleiben, ſoll er ſeine fünfzig — Narben oder keine Narben — richtig aufgezählt kriegen. — Wart Canaille, ich will dir das Fell noch einmal übertättowiren und nachher kann er ſehen wie er ſein Wort hält, wenn er unten in Eiſen krumm liegt. — Verdammte meuteriſche Hundeſeele.“ Mit dieſen Worten zog er auch das andere Bein auf's Sopha herauf, um ſich zum Schlafen zurecht zu legen. — Das Rückenkiſſen unter den Kopf ſchiebend, rief er dann, erſt in ſeiner gewöhnlichen Stimme, zum zweiten Mal jedoch laut und ärgerlich nach dem Steward — er hatte ganz vergeſſen daß der im Bett lag. An deſſen Statt erſchien aber Timor, der Malayiſche Knabe in der Thür, und frug was der Capitän befehle.

„Wo iſt der Steward, der Lump?“ ſchrie ihn dieſer an — „ſchon zu Bett? — ach ja ſo, hat eine dicke Seite — Peſt noch einmal, daß ich ihm nicht einen dicken Buckel dazu gebe — Timor — Timor!

„Ich bin hier, Sir,“ ſagte der Junge, und trat dicht zum Sopha hinan.

„Timor — um zwölf Uhr weckſt Du mich — verſtanden?“

„Ja Sir,“ — der Junge blieb noch eine ganze

Weile auf ſeinem Platz, fernere Befehle ſeines Herrn, mit dem er wohl wußte daß ſich in dieſem Zuſtand nicht ſpaßen ließ, abzuwarten. Der Capitän war aber ſchon feſt eingeſchlafen und Timor drückte ſich in ſeinen Verſchlag zurück, — wenn es ihm der Mate verſtattete — ein Gleiches zu thun.

Unter faſt gar keinen Segeln und gegen eine ziemlich ſchwere See an, machte das Schiff nur ſehr geringen Fortgang. Trotzdem ſie aber vom Lande, ihrem Cours nach, abgingen, ſchickte der zweite Mate, der bis zwölf Uhr Wacht hatte, mehrmals Leute nach oben, um zu ſehen ob ſich nach Weſten zu nicht doch irgend etwas erkennen ließ. Der Himmel war jedoch zu bewölkt und die Luft zu dunkel. Ohne daß etwas beſonderes vorgefallen wäre kam 12 Uhr heran.

Timor ſchüttelte jetzt ſeinen Herrn und that im Anfang wirklich was er thun konnte, ihn nur munter zu bekommen. Dann ſprang derſelbe aber auch mit beiden Füßen zugleich empor, rieb ſich die Augen und ſah nach dem über ihm hängenden Compaß. Fünf Minuten blieb er noch etwa, wie in tiefe Gedanken verſunken, auf dem Sopha ſitzen — er beſann ſich wahrſcheinlich, was in den letzten Stunden mit ihm vorgegangen, und erſt jetzt, mit einem plötzlichen „Ja ſo" — ſtand er auf, ſah nach der Kanne, die er jedoch leer fand, und ſtieg, darüber auch eben nicht ganz zufrieden, an Deck hinauf.

Der Wind wehte noch aus demſelben Quartier, ja hatte ſich eher noch mehr nach Oſten gedreht; die See ging hoch und hohl, und es war eine häßliche Nacht. — Der erſte Mate kam eben an Deck und zog ſich, ſchon oben, ſeinen dicken Rock an, den er feſt unter dem Halſe zuknöpfte.

„Guten Morgen, Capitän,“ ſagte er, als er an dieſem vorüberging — „noch immer um nichts beſſer — da hinten ſieht's noch häßlich aus.“

„Guten Morgen, Mr. Black — nun ich denke mit Sonnenaufgang ſollen wir wieder klar Wetter bekommen, die Luft ſieht da drüben ſchon lichter aus. Sind die Leute an Deck? — he Bill,“ wandte er ſich zu dem Mann, der eben vom Ruder abgelöſt war — „geht noch nicht zu Koje, wir wollen wenden.“

Das Manöver, das auf vollkommen bemannten Schiffen nicht viele Minuten dauern darf, erforderte mit der ſchwachen Mannſchaft, bis alles wieder in der gehörigen Ordnung war, faſt eine halbe Stunde, und der Boreas nahm, gegen die ſchwere See an, eine Maſſe Waſſer über Bord. Wie der Wind ſtand, konnte er dabei nur eben einen Nordcours liegen, und hatte jedenfalls nach Weſten hin, ohne die dort hinüber ſetzende Strömung, anderthalb Strich Abdrift. —

„Capitän Dilytt,“ ſagte der Mate, als die letzten Braſſen angeholt waren und das Schiff wieder, mit etwa drei Meilen Fahrt, langſam gegen die Wogen ankämpfte. — „Ich glaube wahrhaftig nicht daß wir bis vier Uhr über dieſen Bug liegen dürfen. Unſerer Berechnung nach ſind wir allerdings noch über einen Grad von der Küſte ab, wir haben aber in zwei vollen Tagen keine ordentliche Obſervation gehabt, und — es iſt eine verdammt gefährliche Küſte.“

„Kommen Sie mit hinunter, wir wollen einmal auf der Karte ablegen,“ ſagte Capitän Dilytt, und ſtieg voran die Treppe hinunter.

Ihrer Berechnung nach waren ſie allerdings noch weit genug von den Klippen ab, und mit dem geringen Fortgang den das Schiff machte, ließ ſich eben nichts beſonderes für die wenigen Stunden fürchten. Der Mate ſchüttelte aber doch mit dem Kopf und meinte, „ſicher ſei jedenfalls ſicher.“

„Gut, dann wecken Sie mich um zwei Uhr,“ brummte der Capitän mürriſch und legte ſich wieder auf's Sopha, dort die anderthalb Stunden zu verbringen.

Zwölftes Kapitel.

Die Riffbank.

Der Mate kam um die beſtimmte Zeit ſelber herunter, legte die Diſtance ab, die ſie nach Log und Compaß gemacht, und fand daß ſie der Küſte, wenn die Strömung hier nicht ſehr ſtark war, etwa um fünf Meilen näher gekommen. Sie gingen dann mitſammen auf Deck, und es wurde ein Mann nach oben geſandt, auszuſehen, während vorn auf der Back ein anderer die Wacht halten mußte. Es ließ ſich aber nicht das mindeſte erkennen, und der Capitän blieb bis zu ſeiner Wacht oben. Gewendet wurde aber nicht.

Um vier Uhr ging der erſte Mate nach unten, und als er den zweiten weckte, prägte er ihm noch beſonders ein, ja fortwährend Jemand auf dem Ausguck zu haben, der nicht allein nach der Brandung ausſähe, ſondern auch aushorche, denn ſie würden ſie in dieſer ſtockfinſtern Nacht eine Stunde eher hören als ſehen können. Er ging dann zu Koje, konnte aber nicht ſchlafen und wälzte ſich unruhig, alle Augenblicke aufhorchend, auf ſeinem Bett herum.

Es war um fünf Uhr Morgens, als er ganz deutlich durch ſein offenes Fenſter, bei einem plötzlich herüberwehenden Windſtoß, das ferne dumpfe Rollen der Brandung zu hören glaubte. — Mit einem Satz war er aus dem Bett und an Deck — einen Augenblick war alles ſtill, dann kam es dumpfgrollend und deutlich wieder über die empörte See daher, und miſchte ſich in das Heulen des Windes.

„Capitän Dilytt, wir ſind dicht auf der Küſte,“ rief der Mann erſchrocken und ſprang raſch die wenigen Stufen hinauf und auf den Capitän zu, der bis jetzt auf dem hinteren Theil des Quarterdecks mit ſchnellen Schritten auf- und abgegangen war.

„Unſinn, Sir — was macht Sie das glauben?“ frug der Capitän, indem er ſtehen blieb.

„Hörten Sie nichts?“ ſagte der Mate, und hielt die gebogene Hand trichterförmig an das lauſchend vorgebeugte Ohr. Eine halbe Minute wohl ließ ſich nichts deutlich unterſcheiden, dann aber plötzlich quollen die dumpfgrollenden Töne ferner Brandung ſo deutlich zu ihnen herüber, daß ſich die Sache nicht mehr bezweifeln oder gar wegläugnen ließ.

„Ich höre nach vorn zu auch die Brandung, Capitän,“ ſagte Jean der am Steuer ſtand, und ſchon eine Weile nach der Richtung hinüber gehorcht hatte, „gerad' da drüben.“

„Er hat wahrhaftig recht,“ rief der Mate — „wir ſitzen mitten drinn.“

„All hands on deck,“ donnerte der Capitän jetzt, ohne etwas darauf zu erwiedern, über Deck hin — „ſchnell Jungen, ſchnell, treibt mir die Schläfer aus den Kojen. — Nach oben ihr Leute, und ſchüttelt mir die Reefen aus den Marsſegeln. — Raſch, munter, Jungens — zwei nach vorn und zwei für die Beſahn — jetzt fehlt uns das große Marsſegel. Den großen Klüver los, Einer von Euch, und nun Marsraaen in die Höhe, was das Zeug halten will.“

Die Leute waren aus dem Logis halb bekleidet herausgeſprungen und flogen an die Taue. Die Vormarsraae ging raſch, diesmal ohne Singen und nur unter dem ſchnellen Tactheulen eines Einzelnen, nach oben, und das gewaltige Segel faßte bald voll und kräftig den Wind. „Vor-Bramſegel los!“ — tönte der nächſte Ruf, und ob ſich gleich die Stenge vor der ungeheuren Laſt die gegen ſie preßte, ordentlich bog, als die Schoten nach dem Rocken flogen und der Wind plötzlich hineinſchlug, ſie brachen wenigſtens nicht. Das große Beſahn war ebenfalls geſetzt, und das Schiff bewegte ſich etwas ſchneller durchs Waſſer.

„Iſt das neue Marsſegel zur Hand, Mr. Black?“ frug der Capitän jetzt dieſen, der neben ihm ſtand und die Beſahnſchot befeſtigen half.

„Alles in Ordnung, Sir — liegt gerade hier unter der Luke. Ich wollte es überhaupt ſchon heute früh anſchlagen und das alte Segel ausbeſſern laſſen.“

„Ich wollte Sie hätten's geſtern gethan,“ erwiederte der Capitän — „allons, hinauf damit — wir müſſen ſehen, daß wir es feſt kriegen. — Wenn wir nicht Segel ſetzen können, jagen wir unrettbar auf die Riffe hinauf.“

Es iſt eine ſchlimme Arbeit, an Bord eines Schiffes, in ſolchem Wetter und ſolcher See ein Segel anzuſchlagen, das ſchon durch ſein ungeheures Gewicht ein ſtetes Hinderniß bietet. In offener See wäre es auch ſicher unterblieben. Hier aber lag ihre einzige Rettung darin von der Küſte oder den Riffen vielmehr, die ſich hier gefährlicher als an irgend einer Küſte hinauf erſtreckten, wieder abzukommen, und die Marsſegel ſind durch ihre Größe wie ihren Platz bei ſolchem Abſegeln gerade die wichtigſten von allen. Ob die Stengen und Maſten hielten, mußte ſich jetzt zeigen. Aber halten oder nicht — brachten ſie nicht mehr Segel auf, ſo ſaßen ſie in einer Stunde zwiſchen den Klippen.

Die Luke war geöffnet, und die Männer arbeiteten daran das ſchwere Segel auf Deck zu heben, während der Capitän unruhig vorgebeugt nach der Brandung horchte, und in der mehr und mehr lichtenden Dämmerung den weißen Schaumſtreifen, der jetzt ſichtbar ſein mußte, zu erkennen ſuchte. Einer der Leute war nach oben geſchickt, eine Talje an eine der Pardunen zu ſchlagen, um das Segel nachher gleich in die Marſen hinaufheben zu können. Zuerſt mußte es aber erſt auf Deck vollkommen dicht gereeſt, und ſo feſt zuſammengeſchnürt werden, daß oben der Wind, ehe es feſt gemacht war, nicht hineingreifen konnte.

„Capitän Dilytt," ſagte der Mate jetzt zu dieſem tretend — „wir ſind zu ſchwach an Händen — ſoll ich Hans vielleicht aus dem untern Raum heraufholen laſſen?"

„Nein" — ſagte der Capitän raſch — „es geht auch ohne den — ich will nicht. — Doch meinetwegen," ſetzte er, ſich eines beſſeren beſinnend hinzu — „wir dürfen nichts verſäumen, denn wenn wir Unglück haben, käme uns am Ende die Aſſecuranz-Compagnie auf den Kragen. — Bringt ihn herauf und nehmt ihm die Eiſen ab. Wenn wir von der Küſte los ſind, können wir immer noch thun, was wir wollen."

Der Zimmermann mußte den Gefangenen heraufbringen, und auch der Steward war indeſſen aus dem Bett geholt. Obgleich er ächzte und ſtöhnte als ob er am Spieße ſtäke, half ihm das diesmal nichts. Kaum hatte er aber einen Blick über See und Takelwerk geworfen, und nach den donnernden Riffen hinüber gehorcht, als er auf einmal ſo geſund ſchien, als ob ihm im Leben nichts gefehlt hätte. Er war lange genug zur See geweſen, um bald einzuſehen wie die Sachen hier ſtanden.

Als Hans an Deck kam, warf er einen einzigen flüchtigen Blick über Segel und Luft, im nächſten Moment ſchlug aber ſchon das dumpfe, jetzt ganz deutliche Donnern der Brandung an ſein Ohr, und ein leichtes, faſt triumphirendes Lächeln überflog ſeine bleichen Züge.

Nehmt ihm die Eiſen ab, Zimmermann," ſagte der erſte Mate raſch, als ob er befürchte, daß vom Capitän wieder Einſprache geſchehen könnte — „und dann raſch ans Werk, mein Burſche. Wir arbeiten heute Morgen alle nur für uns ſelber, denn wer den Hals nicht voll Seewaſſer haben will, mag zuſehen daß er ſeinen Mund noch eine Weile über hoch Waſſermark behält. — Raſch mit dem Segel, Ihr Jungen, das dauert ja eine Ewigkeit."

„Mr. Black," ſagte aber in dieſem Augenblick

Hans, der dem Zimmermann ſeine Hände wieder entzogen hatte, daß er ihn noch nicht frei machen konnte — „ehe ich einen Finger dazu aufhebe, dies Schiff vom Untergang mit frei zu arbeiten, will ich erſt wiſſen ob der Capitän die — Prügelſtrafe, die er mir zudictirt, zurückgenommen. — Iſt das der Fall, ſo ſoll er wahrlich keinen willigeren Mann als mich an Bord haben, und er mag mich nachher geduldig wieder in Eiſen legen. — Iſt das aber nicht der Fall, ſo — iſt mir's lieber wir treiben auf die Klippen. — Ich für meinen Theil erſaufe nun einmal lieber als daß ich mich peitſchen laſſe.“

„Das iſt Unſinn, Mann,“ rief aber der Mate — „macht keine Flauſen, und ſeid froh, daß man Euch Gelegenheit giebt Euer eigenes Leben mit retten zu helfen. — Erſt einmal von der Küſte ab — das andere findet ſich nachher?“

„Was? — will ſich der Hund noch widerſetzen?“ ſchrie aber der Capitän jetzt, auf das Mitteldeck ſpringend und eine Handſpeiche, die beim Oeffnen der Luke gebraucht war, aufgreifend — und ehe ihn jemand daran verhindern konnte, ſchlug er ſie dem Gefangenen der wehrlos und mit gefeſſelten Händen vor ihm ſtand, über den Kopf, daß er beſinnungslos zu Boden ſtürzte. Bill und Karl wollten ihm zu Hülfe ſpringen und ihn aufrichten. Der Capitän ſchrie ſie aber an bei ihrer Arbeit zu bleiben und ſich nicht zu rühren, warf dann die Handſpeiche auf Deck, und befahl Timor den „Körper“ aus dem Weg und auf die Seite zu ziehen.

Mr. Black — ſonſt wohl ein rauher Geſell, aber keineswegs mit ſolcher unnöthigen Grauſamkeit einverſtanden, wartete diesmal auf keine weiteren Befehle von ſeinem Capitän, ſondern rief dem ihm nächſten Matroſen — es war Bill — den Bewußtloſen aufzuheben und hinunter in das Zwiſchendeck zu ſchaffen. Dort legten ſie ihn auf ein paar der da aufgeſtapelten Heuballen und ließen ihn liegen — es war nicht möglich in dieſem Augenblick weiter etwas mit ihm vorzunehmen.

Der Capitän ſah dies wohl, da aber Mr. Black, und wie es ſchien ziemlich entſchloſſen, ſelber dabei betheiligt war, ließ er ihn gewähren und ging mürriſch nach hinten.

Das Segel war indeſſen an Deck dicht gereeft und feſt zuſammengeſchnürt. An einem Ende an die Taille befeſtigt zogen es die Leute mit leichter Mühe in den großen Mars. Zwei von den Leuten hatten indeſſen die Reeftalje von den Marsraanocken bis hierher niedergeholt, ſchlugen dieſe an beiden Seiten durch eine der Reefkauſen, und holten nun das Segel nach Steuer- und Backbord aus. Eine andere Talje um die Mitte geſchlagen, brachte es dicht unter die Raae und die ganze jetzt über die Raae vertheilte Mannſchaft zog mit unendlicher Schwierigkeit zwar, aber doch ſicher und gut das Segel mit den erſten Reefbändern an ſeine gehörige Stelle, und feſtigte es dort mit allen Bändern.

Nach kaum einer Viertelſtunde ſchlug das Segel, von den beiden Tauen befreit, auf. Mit der Geſchwindigkeit von Affen glitten aber auch die Leute zu gleicher Zeit an Wanten und Pardunen nieder, die Schoten auszuziehen, und hoch flog die wilde Spritzſee über den Bug des Schiffes aus und ſchleuderte förmliche Wellen über Deck weg, als die neue Gewalt das ächzende Fahrzeug gegen die anſtürmende Waſſermaſſe trieb.

Es war ein Glück für das Fahrzeug, daß ſich der Wind mit der Tagesdämmerung etwas gelegt hatte, es wäre ſonſt gar nicht im Stande geweſen dieſe Segel zu führen. Selbſt jetzt noch ſtanden die Taue zum äußerſten geſtrafft, und die ſtarken Stengen bogen ſich und ſchienen nur eines einzigen Druckes mehr zu bedürfen, um wie Glas von einander zu ſpringen.

Mr. Black war indeſſen ſelber nach oben gegangen, und ſein gleich darauf nichts weniger als tröſtlich klingender Ruf — Brandung einen Strich über den Leebug, brachte auch den Capitän bald an ſeine Seite.

„Da drüben ſind die Riffe, Sir“ — ſagte der Mate, auf der Bramraae ſtehend, und ſich mit dem linken Arm um die Stenge feſthaltend. Er deutete dabei mit der Rechten nach einem weißen Kamm hinüber, der, aus hohen Brandungswellen beſtehend, weit vom Süden heraufkam und den ganzen Weſten zu umſchließen ſchien.

„Können Sie gar kein hohes Land erkennen, Sir?“ frug der Capitän, der auf die Raae mit hinaufſtieg und ſein linkes Bein darüber weg ſchlug. — „Wenn wir nur den Thurm von Raines Island ausmachen könnten — in einer Stunde wären wir in Sicherheit.“

„Es iſt zu neblich,“ lautete die Antwort — „gerad hinter der Brandung liegt es wie ſchwerer Duft auf dem Waſſer, und es läßt ſich nichts erkennen. — Ich glaube nicht daß wir abkommen, Capitän.“

„Laßt das große Bramſegel auch beiſetzen, Mr. Black“ — ſagte dieſer — unruhig den drohenden Küſten- oder vielmehr Inſelſtreifen überſehend — „wir müſſen.“

„Die Stenge hält es nicht, Capitän,“ ſagte der Mate — „ſie iſt alt und ſchon einmal geflickt — wir werfen ſie augenblicklich über Bord.“ —

„Wir müſſen, Mr. Black — wir kommen wahrhaftig nicht einmal mehr mit dieſen Segeln um die Südſpitze der Riffe dort weg, und wenn wir hier noch einmal zum Wenden gezwungen werden, ſind wir rettungslos verloren. — Wir verlieren mehr dabei, als wir in einer vollen Wacht wieder gut machen können.“

„Große Bramſegel los!“ ſchrie der Mate, ſtatt weiterer Antwort, nach unten. — Einer von den Leuten, es war der Deutſche, Karl, ſtieg nach oben, das Segel zu löſen. — Unten zogen ſie indeſſen ſchon die Raae auf. Als das Segel ausflatterte, ächzte die Stenge und Karl ſah ſich erſchreckt um.

„Nieder mit Euch — nieder!“ ſchrie ihm der Mate hinüber und winkte ihm mit der Hand, daß er ſich raſch niederlaſſen ſollte. — Das Brauſen des Windes übertönte aber ſeine Worte, und Karl war eben damit beſchäftigt einen der Geitaublöcke, der unklar gekommen war, wieder frei zu machen — die Schoten fuhren aus und der Wind ſchlug in das Segel.

„Nieder mit Euch aus dem Top!“ ſchrie der Mate, während er wie der Capitän ſelber blitzesſchnell nach unten glitten — aber Karl hörte die warnende Stimme nicht. — Um ihn krachte und brach es — ſeine Geiſtesgegenwart verlierend, griff er nach dem erſten beſten Tau das er erfaſſen konnte, und ſeine Sinne ſchwanden in der Gewalt des Sturzes.

„Mann über Bord!“ ſchrie Jean, vom Ruder aus, durch den Lärm des krachenden Holzes und das Brüllen der See hinweg. — Wie inſtinctartig flog auch Bill die Quarterdeckstreppe hinauf, und ein dort liegendes Tau ergreifend, ſchleuderte er es mit geſchicktem Wurf dem eben vorbeitreibenden Körper faſt über den Kopf, — aber es war umſonſt. — Die Fähigkeit es zu halten und zu greifen war aus den erſchlafften Muskeln gewichen. — Im Fall mußte er mit dem Kopf gegen irgend einen der Blöcke oder Raaenocken geſchlagen ſein; die Stirn zeigte, eben als Bill noch in Todesangſt hinüberſah, eine klaffende Wunde. — Die See ſchlug über dem Unglücklichen zuſammen und er ſank in die Tiefe.

Das alles geſchah während es über den Häuptern der beiden ebenfalls krachte und zuſammenbrach. — Dicht neben Bill ſchlug der Beſahntop herunter, und fuhr gerade durch das eine der Boote, die an beiden Seiten, in eiſernen Krahnen, aufgehißt und befeſtigt waren — aber der Matroſe hörte es gar nicht. Wie erſtarrt hing ſein Blick an der wegſinkenden Leiche des

Cameraden. — Als er ſich wieder umſchaute, war das Schiff ein Wrack — alle drei Stengen waren niedergebrochen und der Klüverbaum nach Lee herumgeſchlagen. Das Schiff, welches im Anfang faſt ſchon durch die Segellaſt auf der Seite gelegen und eine Unmaſſe Waſſer übergenommen hatte, richtete ſich dadurch allerdings wieder etwas auf, wurde aber auch zu gleicher Zeit durch das jetzt nebenherſchleifende Takelwerk mit Raaen und Stengen ſo in ſeinem Lauf gehemmt, daß es faſt nicht den geringſten Fortgang machte, und nur mit der hier ſtark nach Nordweſt ſetzenden Strömung gerade auf die Klippen trieb.

„Kappt weg, Jungen, kappt alles!“ ſchrie der Mate und ſuchte ſelber, mit gutem Beiſpiel vorangehend, das Schiff von dem Anhängſel, das es ſogar im Steuern hinderte, zu befreien, was ihm auch mit Hülfe der anderen Zuſpringenden bald gelang. Sie kappten alles frei was über Bord hing; das Schiff vermochten ſie aber nicht mehr zu retten. Nur noch wo möglich eine Stelle zu treffen, wo ſie in ruhiges Waſſer kommen konnten, war das einzige was ihnen zu thun übrig blieb, und der Capitän hatte ſich durch das hängende und ſchlagende Tauwerk bis zu dem Stumpf des vorderen Maſtes hinauf gearbeitet, von dem er jetzt nieder ſchrie das Schiff zwei Striche abfallen zu laſſen. — Der Befehl wurde augenblicklich befolgt, und ſie näherten ſich den brandenden ſchäumenden Klippen mit raſender Schnelle.

„Können Sie die Backbord-Raaen etwas abraſſen, Mr. Black?“

„Ay, ay, Sir — braſſen meine Jungen — nur ein wenig — für Euer Leben — greift zu hier. Ahoy — ahoy — noch einmal — ſo — Vor-Raaen jetzt.“

„Noch mehr abfallen — halt — Steady — tönte der langgezogene Ruf.

Die Leute ſtanden an Deck und wagten kaum zu athmen. Eine, wie es von hier aus ſchien, durchaus ununterbrochene Mauer von Klippen ſtreckte ſich vor ihnen aus, auf die das Schiff jetzt halb vor den Wind mit wenigſtens Neun-Meilen Fahrt hinauftrieb. Sobald ſie aufſtießen, mußte ſie die erſte nachſtürzende Woge zerſchmettern, und in dieſem Chaos von ſcharfen Korallenfelſen und Sturzſeen wäre es nicht möglich geweſen auch nur ein einziges Leben zu retten.

„Noch mehr abfallen!“ lautete der eintönige ruhige Ruf.

„Noch mehr abfallen!“ wiederholte faſt bewußtlos mehr als ein halbes Dutzend der Umſtehenden — Jean ſtand am Steuer und ſah todtenbleich aus, aber ein faſt trotziges Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, als er die Befehle, zum Zeichen daß er ſie gehört und während ſie ſchon ausgeführt waren, wiederholte.

Die Brandung ſtürmte jetzt ſo gewaltig und ſo in ihrer Nähe, daß es ſchon faſt war als ob das Waſſer auf Deck ſpritzen könnte. Bill ſah nach den Maſten hinauf, denn er erwartete mit jedem Augenblick den erſten Stoß, und wußte, daß ſie dann auch rettungslos nach vorn übergehen mußten. Keiner ſprach aber ein Wort, und wohl drei oder vier Minuten ſtanden die Männer ſtill und lautlos, den Augenblick der Entſcheidung erwartend.

An Hans dachte keiner mehr von ihnen. Der Tod lauerte vor jedes einzelnen Thür, und mahnte mit ernſtem Klopfen an Zeit und Ewigkeit.

„Luff — ein klein wenig Luff nur!“ rief der Capitän in dieſem Augenblick von oben herunter.

„Luff it is!“ die Antwort des Steuernden.

„Steady!“ die Stimme klang geiſterhaft wild durch das Heulen des Sturmes und das Brauſen der Brandung — „Steady um Euer Leben.“

Rechts und links am Schiff hinauf ſtürzten die Wogen, die ſich an den Korallenfelſen neben ihnen brachen, aber das Schiff ſchoß mit Blitzesſchnelle hindurch.

Hard a port — überſchrie der Capitän mit ſeiner Donnerſtimme das Toben der Elemente und während faſt jede bleiche Lippe den Befehl wiederholte, und ſich der Mate ſelbſt mit in die Speichen des Rades warf ihn auszuführen, glitt Capitän Oilytt blitzesſchnell an einer der Pardunen an Deck hinunter. Er hatte dieſes aber kaum berührt und das Schiff war noch nicht mehr wie ſeine eigene Länge in der neuen Richtung fortgeſchoſſen, als ein furchtbarer Stoß es bis in den Kiel hinunter erſchütterte. — Was nicht feſt ſtand, ſtürzte auf Deck nieder, und wie mit einem Schlag brachen die drei Maſten über Backbord nieder und ſchmetterten in das wie kochend ſchäumende, milchige Waſſer.

Alle ſchienen einen zweiten Stoß und das Zerſchmettern des Schiffes ſelber zu erwarten — aber er kam nicht. — Die ungeheuren Wogen des ſtürmenden Meeres wälzten gegen ſie heran, aber ſie erreichten das Schiff nicht. — Dieſelbe Wand ſtarrer Korallen, die ihnen vorher Verderben gedroht und auf denen ſie, wenn ſie dort aufgeſtoßen, auch rettungslos verloren geweſen wären, lag jetzt, ein unerſchütterlicher Schutz, zwiſchen ihnen und dem drohenden Verderben.

Die Leute wagten kaum zu athmen, und viele Minuten lang rührte ſich keiner von ſeiner Stelle, als ob ſie an Rettung noch gar nicht glauben könnten. Bill war der erſte, der auf das kleine hinter dem Rad angebrachte Haus, das ſogenannte Farbenſpintje ſprang, und mit einem Jubelruf die Rettung verkündete.

„Sicher feſt gefahren!“ ſchrie er den andern zu, „verdammt will ich ſein, wenn das nicht der niedlichſte Platz iſt, den ich in meinem ganzen Leben geſehen habe.“

Die Worte brachen den Zauber, und Alles ſprang jetzt auf die hohe Railing, ſo viel als möglich die Stelle wo ſie ſich befanden, zu überſehen, und die Möglichkeit einer Rettung zu berechnen.

Das Schiff war glücklich zwiſchen zwei hohen Korallenriffen und durch einen Durchgang eingelaufen, der vielleicht nicht viel breiter war als das Fahrzeug ſelber. — Der glatte Streifen Waſſer der den Weg wenigſtens bezeichnete, in dem ſie eingekommen, war kaum Mannslänge breit, und an beiden Seiten ſtürzte ſich die Brandung der Nachbarklippen hinein. Weiter ließ ſich aber auch, ſo weit das Auge reichte, keine einzige Einfahrt erkennen, und nur ihre verzweifelte Lage hatte den Capitän veranlaſſen können ſein Schiff auf den ſchmalen Streifen zuzutreiben, der ebenſo gut wie das übrige eine verſteckte Klippe hätte bergen können. Hier, inmitten der Riffe, lagen ſie nun in einem kleinen, kaum hundert Schritt langen

See hellen, faſt gelblich grünen Waſſers, in dem ſich die den Grund bildenden Baumkorallen klar und deutlich erkennen ließen.

Ringsum waren ſie total von Karollenbänken eingeſchloſſen, die an den meiſten Stellen bis dicht an die Oberfläche reichten, hie und da aber kleine, zwei, drei und vier Fuß tiefe Canäle bildeten, von denen einige offen lagen, andere mit langen treibenden Seegewächſen überzogen waren. Dieſe Korallenriffe konnten indeſſen kaum 200 Schritt breit ſein, denn dicht dahinter lag wieder tiefes blaues, nur jetzt von der ſchweren Briſe aufgeregtes Waſſer, das nicht ſo durch die hohe Brandung vor dem darüber hinſtreifenden Wind geſchützt war wie die Stelle, auf der ſie gerade ſaßen.

Dreizehntes Kapitel.

Das Wrack.

Vor allen Dingen galt es jetzt die Möglichkeit einer Rettung zu überlegen.

Wenn ſie ihr großes Boot flott bekommen konnten, ſchien nicht die mindeſte Schwierigkeit vorhanden in die wirkliche Fahrſtraße durch die Torresſtraße einzulaufen, und dann konnten ſie ſich leicht auf einer der kleinen Inſeln halten, bis ein anderes von Sydney nach Britiſch- oder Holländiſch-Indien beſtimmtes Schiff vorbeikommen und ſie aufnehmen würde. Es war jetzt noch die günſtigſte Jahreszeit für dieſe Fahrt, und Capitän Oilytt wußte ſelbſt mehrere Schiffe, die beabſichtigt hatten ihm in acht oder vierzehn Tagen zu folgen.

Aber ſelbſt von ihrer eigenen Lage wurden ſie in dieſem Augenblick durch einen furchtbaren Lärm, der aus dem unteren Deck heraufſtönte, abgezogen, und alles ſprang an die Luken, hinabzuſchauen. Um das Schiff ſelber brauchten ſie ſich jetzt auch in der That nicht weiter zu kümmern, das lag feſt genug zwiſchen ſeinen Korallen, und hätte es ja noch geſcheuert, ſo durften ſie höchſtens die Anker auswerfen, es ganz feſt und ſicher zu bekommen.

Der Lärm rührte von den armen Thieren, den Pferden her. Natürlich war das Schiff leck geworden und das Waſſer in den unteren Raum gedrungen und die feſtgebundenen rangen nun mit ihren letzten Anſtrengungen gegen den ſie bewältigenden Tod an. Manchmal wenn eines der unglücklichen Geſchöpfe ſeinen Kopf noch über Waſſer bekam, hörten ſie deutlich das Schnauben, und oft drang ein entſetzlicher Nothſchrei zu ihren Ohren und machte ſie ſchaudern — aber Hülfe zu bringen war nicht mehr möglich. — Wären ſie ſelbſt im Stande geweſen die Stricke zu zerſchneiden mit denen die Thiere feſtgebunden ſtanden, aus dem unteren Raum konnten ſie ſie doch nicht herausbekommen, und dort ſtieg das Waſſer mit raſender Schnelle.

Jean ſprang zwar die Leiter hinunter, mehr um ſich von der vollkommenen Nutzloſigkeit einer Hülfe zu überzeugen, als irgend etwas zu thun. Gerade da aber wurde dieſe, wahrſcheinlich durch eines der losgeriſſenen Thiere das ſich dagegen geworfen, umgeſtoßen. Er konnte eben noch das zum Auf- und Niederſteigen befeſtigte Tau faſſen und ſich vor einem Sturz in die Tiefe retten, der ihn nur zu wahrſcheinlich unter die Hufe der verzweifelten Thiere geworfen hätte. Als er feſten Fuß auf dem Heu faßte, und traurig in den dunklen Raum hinabſtarrte, wo es jetzt ſtiller und ſtiller wurde, ſagte eine leiſe ſchwache Stimme an ſeiner Seite:

„Jean — was iſt mit dem Schiff vorgegangen?“

„Hans, um Gotteswillen,“ rief der junge Franzoſe, und ſprang raſch nach ihm hinüber — „armer Teufel, wie geht dir's? Hol's der Henker, wir haben die Hände, oder vielmehr Augen und Ohren die letzte Stunde ſo voll gehabt, daß beim Himmel keine Seele an etwas anderes als ſich ſelber denken konnte — Jeſus Maria, wie blutig du ausſiehſt — wie iſt dir?"

„Beſſer, viel beſſer, aber was iſt mit dem Schiff vorgegangen?" ſagte der Verwundete.

„O das ſitzt feſt und wacker auf einer Korallenbank," lachte Jean, der, einmal aus der nächſten Todesgefahr heraus, ſchon all ſeinen friſchen und fröhlichen Muth wieder bekommen hatte. „Maſten über Bord, alle drei, und ſo ſicher vor Anker wie nur je ein gutes Fahrzeug nach langer Reiſe gelegen hat. Der arme Karl iſt aber auch über Bord" — ſetzte er ernſter und faſt traurig hinzu.

„Ich wollte ich wäre an ſeiner Stelle," ſagte Hans, und fiel mit geſchloſſenen Augen auf das Heu zurück.

„Unſinn," lachte aber Jean wieder — „deine Leiden ſind jetzt zu Ende. — Wer weiß, ob's nicht am Ende ganz gut iſt, daß wir den alten verdammten Kaſten auf ſoliden Grund geſetzt haben. Der Schuft von Capitän kann jetzt ſehen wo er ein neues Schiff bekommt, mich kriegt er aber wahrhaftig nicht wieder als Matroſe an Bord, ſo viel iſt gewiß. Peſt, Mann, du haſt aber die Eiſen noch an, das geht nicht; die müſſen herunter, und das Waſſer iſt auch ſchon bis ins Zwiſchendeck geſtiegen — der untere Raum iſt ganz voll. — Wie ſtill und ruhig es jetzt da unten iſt," ſetzte er ſchaudernd hinzu — „der Menſch iſt doch ein entſetzliches Geſchöpf mit ſeiner Gewalt über das Thier."

„Jean," rief in dieſem Augenblick der Mate herunter — „wo zum Teufel ſteckt Ihr?"

„Komme," antwortete der Matroſe, wandte ſich dann aber noch raſch zu Hans und ſagte tröſtend, „ich bin bald wieder bei dir. Hab' keine Furcht, wir wollen die Sache ſchon machen."

„Er ſchob die Leiter, die nur auf die Seite geſchlagen war, wieder zurück und kletterte raſch an Deck. Dort wurden indeſſen ſchon die nöthigen Vorbereitungen getroffen ein paar Nothſpieren aufzurichten, um das große Boot über Bord zu heben und flott zu bekommen, was der doppelten Mannſchaft ohne die Hülfe von dieſen und Flaſchenzügen nicht möglich geweſen wäre mit bloſen Händen ins Werk zu ſetzen.

Jean wandte ſich nun an Mr. Black, Hanſens Freilaſſung zu bewirken. — Der Mann lag verwundet im unteren Raum und durfte nicht ohne Hülfe dort liegen bleiben, wenn man ſein Leben nicht in Gefahr bringen wollte. Mr. Black ſprach auch angenblicklich mit dem Capitän darüber, dieſer aber wollte von nichts hören. So lange er an Bord Herr ſei, ſchwur er, bleibe der Schuft in Eiſen. — Er habe ſich widerſetzt und dem den Tod gedroht, der ihn beſtrafen würde, alſo offene unverhehlte Meuterei, und er wolle ſich nicht der Gefahr ausſetzen, gemeuchelmordet zu werden. Damit wandte er ſich ab und den Arbeitenden wieder zu.

„Aber Sir,“ ſagte der Mate, „Sie können ihn doch nicht gut geſchloſſen mit ins Boot nehmen. Er wird da mehr im Wege ſein und — ich weiß auch nicht, ob Sie das ſpäter werden verantworten können.“

„Verantworten?“ lachte der Capitän höhniſch — „übrigens wer ſagt Ihnen denn, Mr. Black, daß ich ihn überhaupt mit ins Bot haben will? Es fällt mir gar nicht ein mich mit dem rebelliſchen Schurken länger zu behelligen.“

Sie werden ihn doch nicht hülflos zurücklaſſen wollen?“ rief der Mate raſch.

„Hülflos,“ meinte Ollytt, „iſt das hülflos? ich laſſe ihn im Beſitz meines ganzen Schiffs, und da iſt auch die Jölle, die er nehmen kann wenn es ihm beliebt, ſollte ihm der Aufenthalt hier nicht länger behagen. — Was verlangt er mehr?“

„Das geht wahrwaftig nicht an, Capitän Dilytt, „ſagte der Mate kopfſchüttelnd.“

„Sie ſollen einmal ſehen wie ſchön es geht,“ lachte dieſer zurück. — „Es geht alles auf der Welt, was man nur will, und der Burſche kann noch ſeinem Gott danken, daß ich ihn nicht mit nach dem nächſten Hafen nehme, um ihn dort als einen meuteriſchen Hund, der er iſt, aufhängen zu laſſen. Sähe ich die Möglichkeit ein, wieder nach Sydney zurückzukommen, ſo geſchähe das auch jedenfalls. All die Schiffe, die aber in nächſter Zeit auslaufen, und auf die wir hier hoffen können, ſind nach Batavia beſtimmt, und mit der holländiſchen Regierung mag ich nichts zu thun haben. — Ich und ſie ſind ſchon einmal zuſammen geweſen, und eben nicht als die beſten Freunde geſchieden.“

„So will ich ihm wenigſtens jetzt die Eiſen abnehmen, daß wir nach ſeiner Wunde ſehen können“ — ſagte Mr. Black, und wollte ſich abdrehen, in das Zwiſchendeck hinunterzuſteigen.

„Halt, Mr. Black,“ hielt ihn aber ſein Vorgeſetzter zurück, „nicht eher bis ich Ihnen das ſage — wenn's Ihnen gefällig iſt. — Nach der Wunde kann auch ohne das geſehen werden. Hier haben Sie den Schlüſſel zur Medicinkiſte und ſein Sie ſo gut und beſorgen. Sie das. — Der dickköpfige Schuft wäre auch ohne dies nicht ſogleich abgefahren — aber die Eiſen behält er, bis wir von Bord gehen."

Der Mate konnte nichts dagegen einwenden, ſtieg aber augenblicklich in die Cajüte hinunter, das nöthige Wundpflaſter heraufzuholen. Von dem ſteckte er auch eine Quantität in die Taſche, es Hans zum ferneren Gebrauch zu laſſen, und ſah dann nach ſeinem Kranken, den er aber weit beſſer fand als er wirklich erwartet hatte.

Unterdeſſen gingen die Arbeiten an Deck raſch vor ſich. Proviſionen wurden heraufgeſchafft, der Capitän hatte ſeine Inſtrumente, Karten, den Compaß für den Nothfall und ſeine Papiere geborgen, vertheilte dann die an Bord befindlichen Musketen mit der gehörigen Munition unter die Leute, da man in der Straße ſehr häufig auf Schwarze ſtößt, von denen man nicht immer weiß, ob ſie freundlich oder feindlich ſind, und ließ dann die Leute an die Arbeit gehen, das große Boot vom Verdeck hinunter in See zu heben.

Unter all dieſen Arbeiten rückte der Abend mehr und mehr heran, und es war ſchon kein Gedanke mehr, noch an dieſem Tag ſich einzuſchiffen. Um 12 Uhr hatte der Capitän, da die Sonne heute hell und klar am Himmel ſtand, ſeine Obſervation genommen, die Breite zu bekommen, auf der ſie ſich befanden, denn die Länge wußten ſie nur zu genau. Er fand dabei daß ſie etwa 30 Meilen überhalb Raines Inſel auf den Riffen ſaßen. Von hier aus konnten ſie leicht in die ſüdliche, am häufigſten befahrene Straße kommen, und an Gefahr für ihr Leben, wenn ſie ſich nur ein wenig mit ihren Proviſionen einſchränkten, oder ſich zugleich auf den Fiſchfang legten, war nicht zu denken. Die einzige Vorſicht die ſie gebrauchen mußten war, einen gehörigen Vorrath von Waſſer einzulegen, und damit konnten ſie dann getroſt nach einer der Zwiſchen-Inſeln oder auch Booby-Island hinfahren, an welchem letzteren Ort ſogar Vorräthe für Schiffbrüchige von mehreren engliſchen Schiffen niedergelegt ſind. Die gehörigen Segel für die Barkaſſe, die jetzt vollkommen gut in Stand und mit allem Nöthigen verſehen fertig lagen, wurde ebenfalls hergerichtet, und mit Tagesanbruch am nächſten Morgen wollten ſie ihre Pilgerfahrt beginnen.

Die Matroſen packten indeſſen ebenfalls das Nöthigſte was ſie an Wäſche gebrauchten mit ihren wollenen Decken zuſammen, denn ſonſtiges Gepäck oder gar ihre Kiſten konnten ſie natürlich nicht mitnehmen — ſtauten das alles in eine Kiſte hinein, und waren ſomit ebenfalls gerüſtet. Nur Jean, François und Bill hatten ihre paar Hemden zurückgelaſſen. — Die Kiſte war auch gerade von den andern Sachen voll geworden — und ſie meinten ſie wollten das Ihrige nur lieber ſo ins Boot werfen. Alle drei ſchienen übrigens andere Abſichten zu haben.

An dem Abend hätten die Leute gern viel mit einander unterhandelt, der Zimmermann, der ſonſt nie lange im Logis blieb, wich und wankte aber gerade heute nicht von ſeiner Kiſte. Jean, François und Bill gaben ſich deshalb einen Wink und gingen nach oben.

Mit kurzen Worten vereinigten ſie ſich. Sie waren feſt entſchloſſen Hans nicht allein an Bord des Wracks und mit einem Boot zurückzulaſſen, mit dem er allein wenig oder gar nichts anfangen konnte — ſie wollten bei ihm bleiben. Hierzu kam auch noch, daß alle drei viel lieber nach Sydney zurückzukehren, als mit dem Capitän auf irgend einem anderen Fahrzeug nach Indien zu gehen wünſchten, und ſie machten ſich deshalb ſchon die ſchönſten Pläne einer Landreiſe an der Küſte hinunter. Sie kannten das Land und die Schwierigkeiten einer ſolchen Reiſe nicht, und der leichte Sinn eines Matroſen, der Gefahren überhaupt gar nicht achtet, weil er eben zwiſchen ihnen aufwächſt, ließ ſie das Alles mit frohem Muthe betrachten.

Heute Abend beſchloſſen ſie aber noch nichts darüber zu äußern, ſondern das alles bis auf morgen früh zu verſchieben.

Vierzehntes Capitel.

Die Mannſchaft trennt ſich.

Am nächſten Morgen mit Tagesanbruch weckte der Mate — denn der Zimmermann, der mit dem Steward die letzte Wache gehalten, ſchnarchte auf Deck mit dieſem um die Wette — und eine Stunde ſpäter war das letzte Frühſtück an Bord eingenommen; die Mannſchaft zur Abfahrt gerüſtet.

Jean, der mit ſeinen Verbündeten an dieſem Morgen nur wenige Worte wechſeln konnte, Hans aber, dem er in der Nacht Matratze und Decke hinuntergetragen, ihren ganzen Plan ſchon mitgetheilt und natürlich nicht im mindeſten auf deſſen Einwendungen gehört hatte, ſtand vorn auf der Back, jetzt dem höchſten Theil des Schiffs, und ſuchte einen Ueberblick über die Binnenwaſſer zu bekommen, durch welche ſie nun bald ihre einſame Bahn in einem kleinen ſchmalen Boote ſteuern ſollten. Da glitt Timor, der kleine

Malaye, zu ihm hinan, und flüſterte in ſeinem halb Engliſch, halb Malayiſch:

„Tuwan Jean — geſtern hab' ich gehört — Ihr mit Tuwan Hans gehen wollt — ich auch. — Wollt Ihr mich mitnehmen? ich kann gut rudern und will recht folgſam ſein.“

„Donnerwetter, Junge, herzlich gern, wenn's von mir abhinge. Da mußt du aber den Capitän fragen, denn ich kann wohl über mich ſelber, aber über niemanden anders von ſeiner Schiffsmannſchaft beſtimmen.“

„Ja, der Capitän wird nicht wollen,“ meinte der Burſche traurig und ſchüttelte mit dem Kopf — „habe ſchon müſſen meine Sachen in ſein Boot legen.“

„Ja, dann kann ich's nicht ändern, Timor,“ ſagte Jean. — „Es thut mir aber leid — ich möchte dich gern mit haben.“

„Gewiß?“ rief der Junge und ſeine Augen leuchteten vor Freude.

„Gewiß,“ erwiederte ihm der junge Matroſe — „ſieh' zu daß du's einrichteſt.“

„Timor,“ rief gerade der Capitän — „was haſt du da vorn zu ſuchen, Schlingel? — marſch, hier die Sachen hinunter ins Boot, und dann bleibſt du ſelber unten dabei — was gibt's noch, he?"

„Wer bleibt denn bei Tuwan Hans, Capitän?" frug der Junge ſchüchtern und ſah ſeinen Herrn von der Seite an.

„Iſt der Junge verrückt geworden?" rief aber der Capitän wüthend. „Was zum Donnerwetter geht das dich an, du lederbraune Canaille? — Laß mich noch einmal eine derartige Frage von dir hören, und ich tattowire dir das braune Fell mit blauen und rothen Streifen, daß du deine Freude daran haben ſollſt. — Marſch, die Sachen ins Boot, und dann das andere, was hier noch liegt auch hinunter, und dann ſetzeſt du dich hinten hinein und mukſeſt nicht mehr. — Sind die Flaſchen alle unten, die ich dir geſtern Abend gegeben habe? — he?"

„Saya Tuwan" — murmelte der kleine Burſche erſchreckt, und ſprang hin, den Befehl des ſtrengen Gebieters zu erfüllen. — Es wäre nicht die erſte Mißhandlung geweſen, die er von ſeinen Händen zu erdulden gehabt, und er wollte ſich dem nicht ſelber muthwillig ausſetzen.

Indeſſen wurden die Matroſen zuſammengerufen ſich einzuſchiffen. — Der Capitän ſtand an der Fallreepstreppe — fertig niederzuſteigen — alle ſeine

Sachen mit Proviſionen und Waſſer waren im Boot, und Timor hatte eben das letzte Kiſtchen — den Peil-Compaß, den ſie vielleicht zwiſchen den Inſeln gebrauchen konnten, heruntergebracht. Der erſte Mate war ins Zwiſchendeck geſtiegen, Hans loszuſchließen, und ihm anzukündigen was der Capitän über ihn beſchloſſen hätte. Da traten Jean, Bill und François vor, und erklärten dem Capitän, daß ſie mit Hans an Bord bleiben und verſuchen würden, ſich in dem kleinen Boote zu retten. Hans ſei zu ſchwach ſich allein zu helfen, und ſie wollten ihn nicht umkommen laſſen.

Der Capitän wüthete, und befahl ihnen augenblicklich in die Barkaſſe hinunterzuſteigen, Bill aber, der in dieſer Sache das Wort genommen hatte, blieb ganz ruhig und erklärte, das Schiff ſei ein Wrack und die Mannſchaft könne ſich retten, wie ſie es am zweckmäßigſten halte. Capitän Oilytt, da ihn ſeine Steuerleute nicht im mindeſten dabei unterſtützten, ſondern eher noch das Betragen der Matroſen zu billigen ſchienen, ſah bald, daß er gegen ſie in dieſer Sache nichts ausrichten könne, und rief endlich trotzig, ſie ſollten ſeinetwegen zum Teufel gehen, aber vorher die Gewehre und Munition, die ſie bekommen hätten und die dem Schiff gehörten, wieder abliefern.

„Die Gewehre abliefern, Sirrah?“ rief Bill erſtaunt — „wollen Sie uns hier von den Wilden, wenn ſie in ihren Canoes ankommen, morden laſſen? Gott verdamme mich, wenn das nicht zu arg wäre. Dem Schiff gehören die Gewehre, Capitän; der Lohn den wir beim Schiff zu gut haben, gehört auch uns und wir kriegen nicht die Probe davon. — Wenn's blos das wäre, könnten Sie die paar Schießeiſen auf Abſchlag rechnen.“

„Schufte,“ ſchrie aber der Capitän wüthend — „Ihr zu gut haben? Ihr ſeid dem Schiff noch ſchuldig für das, was ich in Sydney für Euer Wiedereinfangen Belohnung zahlen mußte. — Glaubt Ihr Euer Schlaf-Baas hätte Euch umſonſt verrathen?“

„Alſo Mr. Mac Carther hat uns den freundlichen Streich geſpielt,“ ſagte Bill lachend. — „Nun das bleibt ſich gleich, aber die Gewehre behalten wir, und ich will mich lieber ſpäter einmal, wenn es dazu noch kommen ſollte, auf ſechs Wochen von irgend einem Gerichtshof einſperren, als hier von den Wilden fangen und auffreſſen laſſen. — So — das iſt das Lange und Kurze davon.“

Mr. Black flüſterte leiſe einige Worte mit dem Capitän. Dieſer blieb einen Augenblick noch wie unſchlüſſig ſtehen; da aber die drei Matroſen, mit ihren

Gewehren in der Hand, ruhig ſeinen wild und boshaft auf ſie gerichteten Blick aushielten, und die anderen, die noch an Deck waren, zu ihnen traten und ihnen herzlich die Hand ſchüttelten, drehte er ſich mit einem Fluch um und wollte eben die Fallreepstreppe hinunter ins Boot ſteigen. Da wurde unten im Raum ein Fall in das, jetzt bis ins Zwiſchendeck hinaufſteigende Waſſer gehört, und gleich darauf tönte ein gellender Hülfeſchrei zu ihnen auf. Alles was in der Nähe war drängte ſich um die Luke, um hinunter zu ſehen. Unten auf dem erregten Waſſer ſchwamm ein Strohhut.

„Das war Hans! ſchrie Jean erſchreckt — er iſt ins Waſſer geſtürzt!“

„Nein, Hans habe ich ſelber eben ins Logis gebracht,“ ſagte der erſte Mate, „und ihm dort die Eiſen abgenommen. Wie ich fortging, war er dabei ſeine Kiſte aufzuſchließen.“

„Wo iſt Timor?“ rief aber jetzt der Capitän, der einen Blick in ſein Boot hinuntergeworfen und den Jungen dort vermißt hatte, ſchnell und erſchreckt aus — „wo iſt Timor?“

„Vor ein paar Secunden ſtand er hier an der Luke“ — betheuerte der Steward, der ein Packet mit ſeinen eigenen Kleidungsſtücken und noch einige andere Sachen unter dem Arm trug, mit denen er dem

Capitän ins Boot hinunter folgen wollte. — „Timor!“ rief der Capitän noch einmal, als ob er gar nicht glauben könnte, der arme kleine Burſche ſei hier hineingeſtürzt — „wo ſteckt der Schlingel?“ und er ſah ſich ängſtlich dabei nach allen Seiten um. Jean aber, raſch entſchloſſen wie er immer war, hatte ſchon alles was er trug dem neben ihm ſtehenden Bill in die Hände gedrückt, und glitt jetzt mehr als er ſtieg, an der ſteilen Leiter in den Raum hinunter. Einen Augenblick faßte er auf dem Rande des Zwiſchendecks feſten Fuß, dann verſchwand er in der Fluth die kaum über dem ihm vorangegangenen Körper zu kreiſen aufgehört hatte.

Alles ſtand in ſprachloſer Erwartung um die Luke her und ſchaute auf die unheimliche Fluth in den Raum nieder. Jeder andere Hader, jeder andere Gedanke war vergeſſen, und jedes Auge hing nur in peinlicher Spannung an den da unten jetzt langſam aufſteigenden Luftblaſen, welche die Thätigkeit des Untergetauchten verkündeten.

„Bei Gott, der kommt auch nicht wieder,“ rief François endlich mit vor Angſt faſt erſtickter Stimme. — „Jean — um Gotteswillen, Jean.“ —

„Da iſt er!“ tönte es plötzlich von den erleichterten Herzen der Schaar, aus deren Bruſt ſich ein tiefer

Seufzer aufrang. — Sie hatten in der Zeit nicht einmal zu athmen gewagt. — Das kohlſchwarze, ſonſt ſo lockige, jetzt ſtraff niederhängende Haar des jungen Franzoſen wurde ſichtbar, gleich darauf ſein todtenbleiches Geſicht. Mit einer einzigen Armbewegung war er an der Leiter und hob ſich, auf eine der Sproſſen tretend, in die Höhe und mit den Schultern aus dem Waſſer. — Er war allein.

„Kannſt du gar nichts fühlen, Jean," rief ihm der erſte Mate ermunternd hinunter, „es wird ja doch ſo entſetzlich ſchnell nicht weggewaſchen ſein. — Lieber Gott, der Junge kann ſchwimmen wie ein Fiſch, er muß ſich beim Hinunterſtürzen an den Kopf geſchlagen haben."

Jean erwiederte nichts, verſchwand aber zum zweitenmal unter Waſſer, und blieb diesmal länger aus als das erſtemal. Als er endlich wieder zu Tag kam, ſtieg er ſchweigend, ohne ein Wort zu ſagen, an Deck und ſchnürte ſein Bündel auf, ſich trockene Kleider anzuziehen.

„Armer Junge," murmelte der Mate, als er dem Capitän, der ſich raſch und mürriſch abwandte, ins Boot folgte. Der Steward aber, der ſich neben dem Zimmermann niederſetzte, brummte leiſe vor ſich hin:

„Das iſt mir auch noch nicht vorgekommen, daß Einer in einem Schiff drin erſaufen kann. Das hat die Kröte aber nur mir zum Poſſen gethan, damit ich jetzt Alles allein beſorgen muß.“

In wenigen Minuten war das Boot zur Abfahrt bereit. „Goodbye, Cameraden,“ riefen Bob und Jim hinüber, und die an Bord Zurückgebliebenen winkten mit der Hand.

„Stoßt ab — Gott verdamme Euch!“ zürnte aber der Capitän, den freundlichen Gruß unterbrechend — „und macht Euch da vorne Platz, daß Ihr, wenn wir einmal rudern müßten, nicht gehemmt ſeid.“

Der Kranke, Jack, lag vorne auf ſeiner Matratze im Boot. — Er war noch ſehr ſchwach und ſah unwohl aus, obgleich ihn das Fieber verlaſſen zu haben ſchien; dadurch entſtand eine kleine Verzögerung, während die beiden Mates beſchäftigt waren die Segel in Ordnung zu bringen.

Der Sturm von geſtern hatte gänzlich nachgelaſſen, die Luft war hell und klar, und eine leichte Oſtbriſe verſprach ihnen eine raſche und glückliche Fahrt nach Booby Island. Nur durch die Strömung aber, und durch das Segel, das den leichten Wind doch ſchon etwas gefaßt hatte, waren ſie ungefähr

20 Schritt vom Schiff abgetrieben, als plötzlich ein Ruf vom Schiffe niederſchallte, und aller Augen dorthin zog. Der Capitän, der ebenfalls aufſah, bekam eine Aſchfarbe, denn dort ſtand Hans und in ſeinen Händen hielt er ein kurzes in der Sonne blitzendes Doppelgewehr.

„Mörder!“ entfuhr faſt unwillkürlich den bleichen Lippen des Capitäns der Angſtlaut, der bis zu den Ohren ſeines früheren Opfers drang. Hans aber ſchüttelte verächtlich lächelnd mit dem Kopf und rief, indem er das Gewehr neben ſich auf Deck ſtieß:

„Habt keine Furcht, Capitän Oilytt, ich will Euern letzten feigen Angriff auf mich nicht ſolcher Art erwiedern. — Hättet Ihr mich peitſchen laſſen, wäret Ihr jetzt ein todter Mann, aber den Schlag, den Ihr einem Gefeſſelten gabet, vergelt ich Euch auf ein andermal. — Wir ſehen uns wieder,“ und er drehte ſich mit dieſen Worten von dem Boote, das jetzt zum erſtenmal den Wind ordentlich in ſeine Segeln faßte und raſch durch die grüne Fluth dahinſchoß, ab. Als er ſich aber wandte, ſah er, wie Jean und Bill plötzlich erſchreckt auseinander ſtoben und in demſelben Augenblick pfiff auch eine Kugel, aber ſchlecht genug gezielt, über ſie hin. Mit Blitzesſchnelle flog er herum und riß die eigene Büchſe in die Höhe, doch ein

Blick auf das Boot ſagte ihm, wie ſehr er dabei das Leben anderer Menſchen gefährden müßte. — Er ſetzte das Gewehr raſch wieder nieder, hob aber, zum Zeichen ſeines Wohlbefindens, die Mütze, ſchwenkte ſie um den Kopf und rief mit trotzigem Hohn:

„Dank Euch, Capitän — werd's Euch zu gut ſchreiben — auf Wiederſehen!“

Er ſah wie der Capitän im Boot einen Verſuch machte, eine andere neben ihm liegende Muskete nach ihm hinzurichten, aber der erſte Mate verhinderte ihn daran, und fünf Minuten ſpäter war das Boot außer Schußweite — eine halbe Stunde ſpäter kaum noch in Sicht.

Die Matroſen blieben noch eine Weile auf Deck ſtehen, ehe ſie an ihre Vorbereitungen gingen. Sie ſchauten, jeder in ſeine Gedanken verſenkt, dem wegſchießenden Boote nach, ſo lange ſie noch eine Geſtalt darin unterſcheiden konnten, und dann erſt, als es nur noch wie ein ſchwarzer Punkt auf dem Waſſer lag, reichte Hans Jean, Bill und François die Hand, und dankte ihnen für ihre ausharrende Freundſchaft.

„O Unſinn, Mann,“ lachte Jean — „reiner Eigennutz von uns. Wir wollen nicht mit dem Alten nach Indien, ich möchte gern wieder nach Sydney zurück und darum ſind wir alle drei hier geblieben die Landreiſe zuſammen zu verſuchen.“ Hans ſchüttelte aber zweifelnd mit dem Kopf ſagte bedächtig:

„Jean, Jean, Ihr irrt Euch da alle drei in der Natur des Landes, das Ihr durchwandern wollt. Ich habe Euch das ſchon dieſe Nacht geſagt. Ich fürchte ſogar, wir dürfen nicht einmal den Verſuch wagen, wenn wir uns nicht der größten Gefahr ausſetzen wollen. — Die Schwarzen an dieſen Küſtenſtrichen ſind nichtswürdiges, blutdürſtiges Geſindel.“

„Pah, wagen,“ lachte Jean mit ſeiner ganzen ſorgloſen Keckheit, die nie einer Gefahr aus dem Wege ging, ja ſie eher noch aufſuchte als ſie vermied, wenn er einmal die Wahl zwiſchen den beiden hatte. — „Wir ſind hier vier entſchloſſene Männer, und gut bewaffnet. — Wetter noch einmal, wer mein Fleiſch kochen oder braten wollte, würde es verdammt zäh finden. Gott ſei Dank nur, daß wir den Alten mit ſeinem Schwarm los ſind; für das andere iſt mir wahrhaftig nicht bange. Jetzt an die Ausrüſtung, und in einer Stunde können wir ſegelfertig ſein. Wenn uns nur der arme Teufel von Junge nicht heute Morgen ertrunken wäre.“

Jean hatte das Wort kaum ausgeſprochen, als er wie von einer Natter geſtochen in die Höhe ſprang, denn dicht unter ſeinen Füßen — er ſtand keine zwei Schritt von der offenen Luke, flüſterte eine leiſe Stimme, die ihm das Blut aus dem Geſichte ins Herz zurücktrieb:

„Tuwan Jean — Tuwan Jean — iſt Capitän fort?“ — und im nächſten Moment kletterte der kleine Malaye, flink wie eine Katze, an dem Mittelpfoſten des Decks auf, griff den oberen Lukenrand und ſchwang ſich an Deck — über das er zuerſt einen flüchtigen noch ängſtlichen Blick warf. — In der höchſten Freude haftete aber bald ſein großes ſchwarzes Auge auf dem ſchimmernden Segel des fernen Boots, und in ein lautes jubelndes Lachen ausbrechend, ſprang er wie beſeſſen auf Deck herum.

Hans wußte von dem ganzen Vorgang nichts, und begriff nicht weshalb die anderen ſo erſchreckt waren und der Junge zurückgeblieben ſein konnte. Jean ſammelte ſich aber zuerſt wieder und rief mit komiſcher Wuth, denn es ſchien ihm nicht halb Ernſt bei der Sache zu ſein:

„Nun ſeh' ein Menſch in der Welt ſo eine kleine ſchwarze Beſtie an — trocken wie eine Pulverkammer, und läßt mich da zweimal hinunter zwiſchen die todten Pferde tauchen, um ihn wieder herauszufiſchen. Ob ich jetzt nicht wahrhaftig Luſt habe ihn kopfüber da hinunter zu ſchicken wo ich geweſen bin, nur um zu probiren, wie ſich's da im ſtockfinſtern Raum, bei den todten Thieren herumſchwimmt — der kleine Heide, der!“

Timor aber der wohl wußte, daß ihm von alle denen, die er noch an Bord ſah, kein Leid geſchähe, lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen, wobei Jean und François natürlich mit einſtimmten, und erzählte ſeinen neuen Freunden nun, daß er unter keiner Bedingung mit dem alten garſtigen Capitän hätte weiter ſegeln wollen, aber auch gar nicht gewußt habe wie er von ihm anders abkommen konnte, als auf ſolche Art.

„Als Ihr alle damit beſchäftigt waret Euch zu zanken, wer da bleiben wollte und mitgehen ſollte,“ erzählte der kleine Burſche in ſeinem gebrochenen Engliſch, „und als ich ſah, daß niemand auf mich achtete, glitt ich auf das Heu ins Zwiſchendeck hinunter, warf ein kleines Fäßchen mit Nägeln, das ich mir ſchon heute Morgen früh zu dem Zweck dorthin geſchafft, ins Waſſer hinunter, daß es recht aufplätſcherte meinen Strohhut dann dahinter her, und kroch nun, während ich einen lauten Schrei ausſtieß, raſch zwiſchen ein paar Heuballen hinein und zwiſchen dieſen fort, bis ich ſicher war, daß ſie mich nicht finden könnten, und wenn ſie eine Stunde nach mir ſuchten. Dort bin ich liegen geblieben, bis ich hörte daß Jean hier ſagte, das Boot ſei abgefahren. Nun bin ich da und will mit Euch gehen.“ Er ſetzte ſich hierauf ruhig auf eines der Waſſerfäſſer nieder und ſchien geduldig eine Antwort auf ſeinen Vorſchlag abwarten zu wollen.

Hans lachte und meinte der kleine Strick habe jetzt gut auf eine Antwort warten, er wiſſe recht wohl daß ſie ihn nicht zurücklaſſen könnten. Er ſolle aber nur, was er mitzunehmen wünſche, zuſammenpacken und dann helfen daß ſie ihren Proviant und Waſſervorrath in Ordnung brächten, die heutige herrliche Briſe wenigſtens inſoweit zu benutzen, Land zu erreichen.

Fünfzehntes Capitel.

Die Bootfahrt.

Hierbei war ihnen jetzt Timer, der ja früher auch mit in der Cajüte aufgewartet und viel mit dem Proviant zu thun gehabt hatte, von unendlichem Nutzen. Der Steward hatte nämlich, um den Zurückbleibenden womöglich nichts als die Proviſionen zu laſſen, die nicht unter ſeiner Aufſicht ſtanden, alles was von Eingemachtem, ſauren Gurken, feinen Zwiebacken, Weinen und Liqueuren nur irgend noch vorräthig war, entweder ſelber mitgenommen, oder, wo das nicht anging, zerſtört. — Die ganze Cajüte ſchwamm in Brandy und Wein, denn er ſchien, als er zuletzt unten war, alle Flaſchen die er nur möglicherweiſe erreichen konnte, zerſtoßen zu haben.

Die Mühe war aber vergebens geweſen, denn Timor wußte zu genau überall Beſcheid und brachte in kurzer Zeit eine ſolche Unmaſſe von Delicateſſen und Liqueuren angeſchleppt, daß ſie drei ſolche kleine Boote hätten damit verproviantiren können. Das Beſte wurde natürlich von alle dieſem ausgeſucht, ein ziemlich bedeutender Waſſervorrath in kleinen Brandyfäſſern als Ballaſt unten angelegt, eine der Kiſten mit ihren nothwendigſten Sachen gepackt an Bord geſchafft und um 11 Uhr Morgens konnten ſie ſchon die leichte Jölle von den eiſernen Krahnen, an denen ſie noch unverſehrt hing, in See laſſen.

Dies war des Capitäns Jölle. Obgleich aber in Sydney wenig gebraucht, da das Schiff dort dicht am Lande lag, nahm ſie doch nicht viel Waſſer ein, und als ſie eine Stunde in See gelegen, ſtand ſie vollkommen dicht. Etwa eine Stunde ſpäter war das Boot zum Abſegeln bereit.

„Alle fertig?“ rief Bill, indem er ſein Ruder gegen die Seite des Wracks ſetzte, das noch immer unbeweglich auf den Riffen ſaß.

„Alles klar!“ lautete die Antwort, und im nächſten Augenblick glitten ſie von dem kahlen Rumpf ab und in denſelben ſchmalen Canal hinein, durch den ihnen ſchon an dieſem Morgen die Barkaſſe vorangegangen war.

Bill ſaß am Steuer, Jean und François ſtanden an den Segeln, Timor kauerte vorne im Bug und ſchaute auf die unten vorübergleitenden Korallenbäume nieder, und Jean und Hans ſaßen in der Mitte, der erſtere von den Strapatzen des Morgens, von ſeiner Schwimmpartie, die ihm Timors Liſt verſchafft, und den Proviſionstransporten verſchnaufend, und der andere ſein Bein ausruhend.

Fünf Minuten ſpäter rannten ſie aber plötzlich feſt. — Einzelne Korallenſtämme ſtiegen hier überall aus der Tiefe auf, und der hinten am Steuer Sitzende konnte von dort aus ſolche Stellen auf dem blendenden Spiegel des Waſſers nicht deutlich genug erkennen, ſie zu vermeiden. François mit den engliſchen Ausdrücken nicht ſo vertraut, war auch nicht dazu geeignet und Hans nahm deshalb den Platz vorne, dicht am Bug ein, die nöthige Warnung zu geben, wenn irgend ein Hinderniß in ihrem Fahrwaſſer liegen ſollte.

Sie mußten auch über eine halbe Stunde arbeiten von dem einzelnen Korallenbaum wieder abzukommen, der ſie gerade in der Mitte unter dem Boot gefaßt hatte und feſthielt, und ſo ſteil ringsum niederlief, daß ſie mit ihren Rudern weder den Grund, noch ihr gerade unten befindliches Hinderniß erreichen konnten. Endlich gelang es ihnen den Bootshaken zwiſchen den Kiel und die Koralle zu bringen, und mit einem kurzen Ende Tau an der äußern Spitze der ſtarken Stange hoben ſie das Boot etwas, und konnten es ſeitwärts wieder in tief Waſſer ſchieben. Hans paßte von da an ſorgfältig auf, und ſie näherten ſich mehr und mehr dem tiefen Waſſer des inneren Beckens.

Gerade an der letzten Wand oder Mauer die hier wieder zu einer beträchtlichen Tiefe niederſchoß, hatten ſie aber wohl den weiteſten Canal verfehlt, denn hier ſtarrten überall Korallenbäume empor. Sie mußten Segel bergen, daß ſie nur langſam mit der Strömung hindurch liefen.

„Luff, Bill, Luff!“ rief Hans, als ſie auf dieſe „Barriere“ (denn barrier reefs werden dieſe Felſen ja auch genannt) zuliefen, und ſich hier von einem breiten Streifen gelbgrünen Waſſers eingeſchloſſen ſahen, aus dem überall oft wie dichtes Gebüſch, das zum Theil wunderlich geformten und verkrüppelten Bäumen glich, eine braune Korallenart emporſchoß. „Luff, mehr noch, ſo halt, Steady jetzt — tiefer — tiefer — noch tiefer — Steady — Luff wieder — und nun Cours — rief er, ſich lächelnd nach Bill umdrehend, der ſich die größte Mühe gab den ſo raſch wechſelnden Befehlen zu folgen. Allons, François, Segel wieder in die Höhe, wir ſind jetzt ſicher.“

„Donnerwetter, Hans, du jagſt mich ja förmlich im Zickzack herum,“ rief Bill, während er das Ruder von Steuer nach Backbord und wieder zurück brachte, „ſind wir hinaus?“

„Frei und ſicher in der Torresſtraße eingelaufen“ gab ihm Hans, viel fröhlicher, als er ſich bis jetzt nur je gezeigt, zur Antwort. — „Wetter, Mann, als ich das letztemal hier war, dachte ich nicht, daß ich in einer Nußſchale wie dies Ding hier, zurückkommen würde.“

„Biſt du ſchon früher hier einmal durchgekommen?“ frug Bill ſchnell und erſtaunt.

„Dies iſt das fünfte Mal, Camerad, und Ihr könntet keinen beſſeren Lootſen hier hindurch haben als mich. — Wäre der Capitän ein vernünftiger

Mann geweſen, er hätte das Schiff da draußen nicht zu verlieren gebraucht — doch ſo iſt's beſſer, und einmal flott, bekommen wir auch wieder feſten Boden, oder was mir lieber wäre, ein anderes gutes Fahrzeug unter die Füße, mit dem wir weiter gehen können. Iſt's aber nicht anders, ſo mögen wir auch getroſt mit dieſem kleinen Ding dem Monſun folgen. Wie die Jahreszeit jetzt hier iſt, wollte ich in einem Canoe von hier nach Batavia oder Singapore laufen."

„Hör' einmal Hans," ſagte aber jetzt Bill, der ihm die ganze Zeit ſchweigend zugehört hatte — „ich wollte dich ſchon lange — aber Wetter noch einmal, wo ſteuern wir denn jetzt hin? der verdammte Schuft von Capitän hat uns nicht einmal einen Compaß gelaſſen, und ich halte da immer ins Blaue hinein."

„Hier iſt einer," ſagte Hans und löſte ein Band von ſeinem Nacken los, an dem eine kleine wunderzierlich von Kupfer gearbeitete und mit Gold eingelegte Kapſel hing — „gebrauch den ſo lange, er thut's wenigſtens zur Noth und ſteuere nur einen Weſtſüdweſt-Cours, bis wir Land in Sicht bekommen."

„Verdammt wunderliches Ding," brummte Bill, als er, das eine Steuerreep ſo lange zwiſchen den Zähnen, die kleine Kapſel öffnete und mißtrauiſch von allen Seiten betrachtete, „wo iſt denn darauf Norden oder Süden — Donnerwetter, das Ding ſteht ja nach allen Seiten hin und — hol's der Henker, die Nadel iſt verkehrt angeſetzt, die Pfeilſpitze ſitzt auf der falſchen Seite oder zeigt wahrhäftig nach Süden hin."

„Es iſt ein chineſiſcher Taſchencompaß," lachte Hans, „doch komm, laß mich hin, ich will ſteuern und dabei kann ich dir erklären wie er eingetheilt iſt, du wirſt dich bald hineinfinden."

Bill ließ ihn auf ſeinen Platz, blieb aber neben ihm ſitzen, und als er ſich die Sache hatte auseinander ſetzen laſſen, die er bald begriff, ſagte er, Hans auf einmal wieder anſehend:

„Ja, Camerad, was ich dich vorher fragen wollte, wie mir da der Compaß durch den Kopf fuhr, und was mir die letzten Tage im Schädel hin- und hergegangen iſt. — Wo zum Teufel haſt du denn auf einmal das viele Engliſch hergekriegt, und warum haſt du's vorher nicht geſprochen? — Ich will verdammt ſein wenn ich jetzt glaube daß du irgend was anderes biſt als ein Engländer. Hol mich dieſer und jener, wenn's nicht wahr iſt."

„Und ich glaube, er ſpricht auch ebenſo gut franzöſiſch, wie ich ſelber," lachte Jean, „und hat uns hier die ganze Reiſe zum beſten gehabt — ich möchte nur wiſſen warum.“

„Wenn ich keinen Grund dazu gehabt hätte, Cameraden,“ ſagte Hans gutmüthig, jetzt aber auf einmal ganz ernſt geworden, „ſo hätt' ich's nicht gethan. Da ich alſo einen Grund dafür haben muß, laßt mir den auch. Wenn ich kann, ſollt Ihr ihn ſpäter erfahren, bis dahin müßt Ihr aber Geduld haben.“

„Kurz und ſüß wie wir bei uns ſagen,“ lachte Bill, „jetzt glaub' ich aber auch, François verſtellt ſich ebenfalls, und kommt nächſter Tage einmal, nur hoffentlich bei einer andern Gelegenheit, mit einem ſo reinen Engliſch zu Tage wie's unſer Schulmeiſter nur zu Hauſe aus uns Jungen herausquetſchen wollte. Doch meinetwegen, jeder nach ſeinem Spaß und wie er's verantworten kann — und nun erſt einmal einen Schluck auf gute Cameradſchaft und glückliche Reiſe!“

Und damit langte er ſich eine Flaſche Portwein, die er, wie er verſicherte, ganz beſonders zu dieſem Zweck beigepackt habe, aus dem kleinen Spintge, was unter dem Sternſitz angebracht war, heraus, that erſt ſelber einen kräftigen Zug und ließ dann die Flaſche im Kreis herumgehen. Selbſt Timor wurde nicht vergeſſen.

Sie waren nun vollkommen in dieſen wunderbaren Ort eingedrungen der, nicht See, nicht feſtes Land, nicht Inſelgruppe — ein Mittelding zwiſchen allen dreien zu halten ſcheint. Wenn ſie über Bord ſchauten, lag es tief unter ihnen manchmal wie die unergründliche Tiefe des Meeres ſelber da, und manchmal wieder war es als ob ſie in einem Luftballon über weiten ſchneeigen Feldern mit Blitzesſchnelle hingeführt wurden. — Waldungen, Ströme — ſelbſt Städte ſchwanden mit einer nur etwas regen Einbildungskraft raſch vorüber, und wenn ſie plötzlich wieder in tiefer Waſſer kamen, ſah es gerade ſo aus, als ob eine dunkle Wolke unter ſie getreten ſei, und nur die eben noch geſehenen Bilder verdecke.

„Es wird einem ganz ſchwindlich wenn man ſo hinunterſchaut,“ brach Jean endlich ein ziemlich langes Schweigen, indem ſich jeder mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt hatte. „Iſt das nicht gerade ſo, als ob man meilenhoch über einer wundervollen, vom Mondlicht beſchienenen Landſchaft hinwegflöge? ſieh Bill, da kommt es wieder — dort der Wald — dort das tiefe Thal.“

Bill warf einen Blick über Bord, wechſelte ſein Priemchen aus einer Backe in die andere und lachte.

„Aber Mann, das ſind ja die Korallen unten, über die wir weggehen! — kaum drei Faden Tiefe und all ſolch verdammt bröckliches, aber zähes Zeug wie die dort, die da über Waſſer vorragen. — Bless you, ein Wald und Thäler — der Mann phantaſirt. — Nimm noch einen Schluck von dem Portwein, es wird dir ausnehmend gut thun."

Bill war nichts weniger als ein Romantiker, und wenn er Bäume oder Thäler ſah, ſo mußten ſie auch wirklich mit allem nöthigen Zubehör da ſein. Jean lächelte und blinzte nach Hans hinüber, Bill der das aber ſah, meinte gutmüthig: —

„Ja, lacht nur Jungen; mir iſt's rechts, aber hier haben wir in Wirklichkeit Salzwaſſer unter und Korallen um uns, und wir mögen wieder frei von der ganzen Geſchichte kommen, das iſt wahr, der Teufel kann aber auch ſein Spiel haben und uns ſonſt einen Poſſen ſpielen, und nachher iſt die Geſchichte faul. Soviel iſt jedoch gewiß, wenn das Bäume da unten ſind, ſo will ich nur wünſchen daß keiner von uns in ihren Schatten zu liegen kommt, das iſt alles." — Und damit hob er die Flaſche gegen das Licht, zu ſehen ob der Inhalt noch eines Zuges werth war, und leerte ſie dann ohne abzuſetzen. Fertig damit, machte er eine faſt unwillkürliche Bewegung, ſie über Bord zu werfen, hielt aber auch ebenſo raſch wieder ein und legte ſie auf ihren alten Fleck zurück — „halt,“ ſagte er dabei — „zum Wegwerfen iſt's noch immer Zeit, und wer weiß wozu wir die noch einmal gebrauchen können, ehe wir andere kriegen.“

Vor einer ziemlich ſteten und friſchen Briſe in dem jetzt hie und da leiſe gekräuſelten Waſſer dahingleitend, ſchwand das Wrack mehr und mehr am Horizont, und im Weſten tauchten dafür ſchon einige dunkle Punkte kleiner Inſeln in dieſen Korallengruppen empor, und boten dem Steuernden, der nun ſeinen Compaß wieder ſchloß, ein feſtes Ziel, auf das er halten konnte.

„Dort links hinüber liegt auch Land, wenn ich nicht irre“ — ſagte Bill, als ſie mehrere Stunden ruhig fortgeſegelt waren und wenig mehr ſprachen als eben zu ihrer Fahrt gehörte. — „Am Ende iſt das das feſte Land und wir hielten am beſten dort gleich hinüber.“

„Habt Ihr Luſt gefreſſen oder wenigſtens Eures Bischen Fetts beraubt zu werden, ſo mögen wir ſehen daß wir die Nacht auf auſtraliſchem Boden zu ſchlafen kommen,“ meinte da Hans. „Ich meinestheils hätte geglaubt, wir wollten erſt einmal eine von den Inſeln erreichen und dann Kriegsrath halten. Wir fahren uns dabei nicht einmal aus dem Weg, denn was du ſiehſt, Bill, kann ſchwerlich die Küſte, ſondern wird Hendriks Inſel ſein — eine kleine aufragende Spitze; — wie?"

„Ja," ſagte Bill, der auf einen der Thwarten oder Bänke getreten war und ſeine Augen mit der Hand gegen das helle Licht ſchützte, „ich kann auch weiter nichts ſehen als den Punkt — doch halt, da rechts hinein liegt noch mehr Land glaub' ich — luff ein wenig mehr auf, Hans, wir halten beſſer Strich."

„Ich ſeh übrigens gar nicht ein," meinte Jean, „weßhalb wir uns hier im Boot nicht ebenſo gut berathen können wie auf irgend einem der kleinen Sandflecke in der Straße hier. Wir haben weiter nichts zu thun, und je eher wir uns einen feſten Plan bilden, deſto beſſer."

„Gut," ſagte Hans — „und ſeid Ihr wirklich entſchloſſen den Landweg nach Sydney zu wagen?"

„Entſchloſſen?" rief Bill erſtaunt, „ei Mann, ich glaubte das bedürfe gar keiner Frage mehr, ſondern wir wollten nur berathen wie wir am ſchnellſten zum Lande kämen."

„Aber, Leute, Ihr bedenkt gar nicht was für ein Land Ihr durchwandern wollt. — Ich bin von Herzen gern dabei den Verſuch mitzumachen, Euch zu überzeugen, aber wir kommen keine 50 Meilen ins Innere, ſo viel iſt gewiß. — Wir finden kein Waſſer und verwünſcht wenig zu eſſen, und werden zuletzt froh ſein, wenn uns die Schwarzen nur wieder zur Küſte zurücklaſſen."

„Ja, aber was zum Donnerwetter ſollten wir denn da eigentlich thun?" frug Bill verblüfft — „ich habe bis jetzt noch an gar nichts anderes gedacht. Dann bleibt uns nichts übrig, als hinter dem Alten herzufahren und uns vielleicht von demſelben Schiff aufleſen zu laſſen, was den mit fortnimmt. Deßhalb haben wir ja doch keinen Scandal mit dem Capitän angefangen."

„Nein, daran denk ich wahrhaftig nicht," ſagte Hans ſchnell — „das Schiff das ich betrete, möchte ich mir vorher wählen, und deßhalb können wir meinetwegen erſt irgendwo an der Küſte landen und einen Verſuch machen; ich möchte das feſte Land ſelber gern einmal ſehen. Geht es aber dort nicht, dann ſchiffen wir uns wieder ein und ſegeln mit dieſem Monſun, und von dieſer Strömung begünſtigt friſch und fröhlich in den Indiſchen Archipel ein — vielleicht gar nach Timor, wo wir ja hier einen herrlichen Dolmetſcher und Führer haben."

„Gut, dabei bleibt's," rief Jean ſchnell — „es wäre doch wunderbar wenn vier ſtarke junge Kerle

— und Timor dürfen wir immer für einen halben rechnen — ſich nicht durch die Welt ſchlagen könnten, ſei's wo's ſei. Alſo friſch einen Südcours hinüber, Hans. Hier verlieren wir zu viel Grund und Boden, und wir wollen gleich von vornherein wiſſen, welche Aufnahme wir an der Küſte zu erwarten haben."

„Aber wird François damit einverſtanden ſein?" frug Hans auf dieſen blickend.

François verſtand nicht viel engliſch, doch genug den Sinn der Verhandlung begriffen zu haben, und nickte lachend mit dem Kopf. —

„Cest la même chose pour moi, camerade," rief er fröhlich, „wohin es auch geht, ich bin dabei, und was die Indianer betrifft, ſo denk ich brauchen wir uns deretwegen keine Sorge zu machen. Wir ſind gut bewaffnet und Schießgewehre kennen ſie vielleicht hier oben noch gar nicht."

„Was ſagt er?" frug Bill, der ihn indeſſen ſcharf angeſehen hatte.

„Vorwärts" lachte Hans und luffte mit einer leiſen Bewegung des Ruders, ſcharf gegen den Wind an, „Braſſen meine Burſchen — braſſen; ſo, das thuts François. Ich denke wir können mit dieſem Cours der Küſte nahen.

„S'iſt doch ein merkwürdiges gibberitch das

Franzöſiſche" brummte Bill kopfſchüttelnd. Ich habe mich nun ſo lange zwiſchen Franzoſen herum getrieben, aber nie mehr davon wegkriegen können als merci Monsiehr und sil woo plaze — was beinah wie breit Irihs klingt. — S'iſt eigentlich merkwürdig daß wir Engländer, wenn wir uns ein paar Worte franzöſiſch merken immer nur Höflichkeiten, und die Franzoſen bei ihrem erſten Engliſch Sprechen nur Fluchen lernen. Hol mich dieſer und jener wenn nicht das erſte Wort was ein Franzmann von unſerer Sprache begreift, jedesmal God dam iſt. — Ich möchte nur wiſſen woher das kommt, denn es iſt ja doch gerade gegen beider Natur. — Wenn ich z. B. höflich ſein ſoll, komme ich mir immer vor wie eine Katze die ſchwimmen will. — Wir ſind einmal nicht daran gewöhnt."

„Es mag doch wohl daher kommen," ſagte Hans lächelnd, „daß Ihr Engländer ſo entſetzlich viel flucht, und die Franzoſen ſo entſetzlich viel höfliche Redensarten haben. — Was die eine Nation nun von der andern am meiſten hört, behält ſie auch am leichteſten."

„Hm," brummte Bill, „das wäre möglich, daran habe ich noch nicht gedacht" und er ſaß eine Zeit lang ſo in Gedanken verſunken da, daß er nicht einmal merkte wie er eine neue Flaſche vorgeholt, geöffnet und einen langen Zug daraus gethan hatte.

Timor's Augen, obgleich er an dem Geſpräch nicht Theil nahm, leuchteten, als er die Möglichkeit vor ſich auftauchen ſah, ſein lange nicht geſehenes Heimathsland wieder zu betreten. Nur ſoviel eifriger machte er ſich jetzt daran die Angelgeräthſchaften, die er auch an Bord des Boreas unter Händen gehabt, hervorzuſuchen, und ſeinen Fiſchfang zu beginnen. Zu dem Zweck befeſtigte er jetzt ein Stück rothes Zeug an einem ziemlich ſtarken Haken, und ließ es, etwa zehn Ellen vom Boot entfernt, nachſchleifen.

Das kleine ziemlich ſchwerbeladene Boot legte ſich indeſſen, mit dem Wind recht breit von der Seite in die Segel, faſt bis an den Steuerbordrand auf das Waſſer, und die Beſatzung mußte nach Backbord hinüberrücken, das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Nach Südweſten zu wurden jetzt ſchon die drei Spitzen der Hannibals Inſeln ſichtbar. Nachmittag ſtarb der Wind aber plötzlich weg, und um nicht von der Strömung zu weit weſtlich getrieben zu werden, ruderten ſie nach einer kleinen Sandbank, deren weißen Rücken ſie über dem dunklen Waſſer vielleicht zwei Meilen vor ſich konnten herausſchimmern ſehen, und warfen dort Anker. Timor hatte allerdings einen

Fiſch gefangen, niemand aber daran gedacht Feuerholz vom Schiff mitzunehmen, und da auf dieſer Sandbank auch nicht der kleinſte Strauch, ja kein Grashalm wuchs, mußten ſie ihr Abendbrod von ihren Vorräthen halten und den Fiſch auf morgen ſparen.

Die Nacht ſchliefen ſie im Boot, mit regelmäßig ausgeſtellter Wache. Es ließ ſich indeſſen nicht das mindeſte hören oder ſehen, was ſie hätte beunruhigen können. Die Nacht war warm und ruhig, und erſt gegen Morgen erhob ſich wieder eine ſchwache Oſtbriſe, bei der Hans, deſſen Wacht es war, den leichten Anker hob, die Segel ſetzte und langſam über das ſpiegelglatte Waſſer hinglitt. Als die andern erwachten, fanden ſie ſich zu ihrem Erſtaunen ſchon wieder unterwegs und die Sandbank, die jetzt bei Fluthzeit auch faſt bedeckt war, weit hinter ſich.

Der Wind blieb übrigens den ganzen Tag ſehr ſchwach; ſie mußten zweimal wieder ankern, und erreichten den zweiten Abend mit genauer Noth die nördlichſten der Hannibal Inſeln, wie ſie auf der Karte genannt ſind — ein niederer, nur mit wenigem Geſträuch bedeckter Felſen unter deſſen Lee ſie ankerten, und es vorzogen wieder im Boot zu ſchlafen. Abends gingen ſie aber vorher an Land und brieten mit zuſammengeſuchtem trockenen Holz eine tüchtige Portion delicater Fiſche, die Timor über Tag gefangen.

Hans war allerdings nicht recht damit einverſtanden daß ſie ein Feuer anmachten, denn wenn ſie das auch vorſichtigerweiſe auf der Nordſeite der Inſel thaten, ſo daß es von der jetzt deutlich ſichtbaren Küſte des feſten Landes aus nicht geſehen werden konnte, ſo mochte der aufſteigende Rauch dort etwa herumſtreifenden Wilden leicht verrathen, daß ſich hier Fremde aufhielten. Bill wollte davon aber nichts hören, und meinte die ſchwarzen Schufte würden dann ebenſo wenig wiſſen, ob es nicht Fiſcher von ihrem eigenen Stamm wären, als Weiße, und wenn ſie jetzt ſchon in der Hinſicht ſo ängſtlich ſein wollten, wie das dann nachher werden ſollte? Die Fiſche wurden deshalb auch gebraten und ſchmeckten ausgezeichnet.

Am nächſten Morgen wehte ihnen ein ſchwacher Landwind gerade entgegen, und erſt um 10 Uhr konnten ſie Segel ſetzen und den Anker lichten. Die auſtraliſche Küſte trat jetzt immer klarer und deutlicher heraus. Sie konnten ſchon das niedere buſchige Gehölz, das ihre Ufer bedeckte, unterſcheiden. An der weißen ſandigen Bank ließen ſich aber keine menſchlichen Weſen erkennen, und ſie ſahen auch nirgends Rauch aufſteigen. Der ganze Strich hier ſchien vollkommen unbewohnt, und Hans, der wieder am Steuer ſaß, bat Bill, ihm doch das kleine Fernrohr, das gleich oben links in der Kiſte lag, herüberzureichen.

„Wenn wir hier nicht mit Wilden zu thun bekommen, finden wir auch kein Waſſer,“ ſagte er, nachdem er das Land eine Weile mit dem Fernglas überflogen hatte. — „Willſt du das Glas haben, Bill?“

„Merci,“ meinte dieſer trocken, ohne den Arm nach dem dargereichten auszuſtrecken, „wenn Brandy drin wäre, ja, — „weiß der Henker woher es kommt, ich bin doch ſonſt nicht ſo ungeſchickt. Mit den Dingern da aber habe ich mich nie befreunden können, und wenn ich durchſehe ſchwimmt mir immer Alles vor den Augen. Gerade ſo geht mir's auch mit den Gewehren; abdrücken kann ich ſie, aber wo die Kugel hingeht das iſt ihre Sache. Siehſt du nichts, Hans?“

„Nicht das mindeſte,“ ſagte dieſer, das Glas Jean hinüberreichend. „Nun ſo viel beſſer, denn da können wir die Gegend ungeſtört unterſuchen und nachher immer noch thun was uns gefällt.“

Gegen Abend ſtarb der Wind wieder weg, und ſie mußten diesmal zu den Rudern greifen, denn es war hier ſo tief, daß ſie nicht einmal hätten ankern können. Mit Sonnenuntergang waren ſie etwa noch einen

Büchſenſchuß vom Lande ab, in vier Faden Waſſer, und beſchloſſen dort auch die Nacht zu bleiben. Sie wollten ſich nicht gerade mit Dunkelwerden einem vollkommen fremden Küſtenſtrich anvertrauen, an dem ſie weder die Bewohner, noch die Thiere kannten.

„Was es nur hier für Beſtien geben mag,“ ſagte Jean, als ſie ihren Anker fallen gelaſſen, die Segel geborgen und niedergelegt, und ihr Abendbrod auf zwei beſonders dazu aufgeſtellten Weinkiſten ausgebreitet hatten, „weiß man denn gar nichts davon?“

Der erſte der hier ins Innere eingedrungen iſt, und durch den wir einigermaßen Nachrichten von dieſem bis jetzt noch meiſt geheimnißvollen Küſtenſtrich erhalten haben,“ ſagte Hans, „war ein Deutſcher, ein Dr. Leichhardt, der mit einer kleinen Geſellſchaft und mit aufopfernder Kühnheit dieſe Küſte bis weit gegen Weſten beſucht hat. Dieſem nach haben wir hier aber eine ganz andere Thierwelt als im ſüdlichen Auſtralien, und es ſoll an der nördlichen Küſte Krokodile und Büffel geben. Ob wir die auch hier ſo weit im Oſten finden würden, weiß ich nicht. Känguruhs giebt's aber jedenfalls, und deren Erlegung wäre das einzige, von dem wir hoffen könnten im Innern zu exiſtiren. — Seht aber das Land erſt, und wenn Ihr euern Plan durch das Innere zu gehen, dann nicht aufgebt, dann ſeid Ihr die erſten Matroſen oder Fiſcher, die das Land nicht ſatt hatten und wieder nach Salzwaſſer ſchnappten.“

„Unſinn,“ lachte Jean, „ich will Gott danken wenn ich nur erſt einmal wieder vom Salzwaſſer hinunter bin. — Nein, ich habe mir Auſtralien zu meiner künftigen Heimath erwählt, und je ſchneller ich Sydney wieder erreiche, deſto beſſer — und nachher nie mehr zur See.“

Hans hatte das Fernglas wieder aufgenommen und ſchaute ſo lange nach der Küſte hinüber als es ihm die jetzt raſch einbrechende Dämmerung erlaubte. Es ließ ſich aber nicht das mindeſte verdächtige erkennen, und auf dem blendend weißen Korallenſand der das Ufer bildete, hätte ihm der kleinſte dunkle Gegenſtand, der ſich nur im mindeſten bewegte, augenblicklich ins Auge fallen müſſen.

Darüber beruhigt ging er wieder an ſein Abendeſſen und die Wacht wurde, als ſich die andern zum Schlafen niederlegten, aufgeſetzt. Hans hatte die erſte Wacht, Jean die zweite, François die dritte, und Bill die Morgenwacht. Timor durfte die ganze Nacht ſchlafen.

Als ſich die Männer, ſo gut das der enge Raum erlaubte, ausgeſtreckt, und für eine gute Raſt eingerichtet hatten, ſah [illegible] noch einmal nach ſeinem Gewehr, ſetzte friſche Zündhütchen auf und legte es zum augenblicklichen Gebrauch an ſeiner Seite nieder. Dann ſchob er ſich ſeine zuſammengerollte wollene Decke unter den Rücken, und ſchaute, auf dieſe geſtützt, träumend zu den leichten über ihn hinziehenden Wolken und blinkenden Sternen empor, manchmal nur aufhorchend, wenn er irgend ein fernes Geräuſch zu hören glaubte oder ein aufſchnellender Fiſch, zweimal auch ein eigenthümlicher Schrei vom Lande herüber, der Ruf irgend eines fremdartigen Nachtvogels, die Stille unterbrach.

Hätte er die ſechs dunklen Geſtalten geſehen, die ſtill und geräuſchlos, aber ſchnell wie das Wild ihrer Wälder durch die düſteren Uferbüſche glitten und nach Oſten zu dem Strand hinaufliefen, deſſen hellen Sand zu betreten ſie ſich aber wohl hüteten, er würde die Stunden ſeiner Wacht nicht ſo ruhig verträumt und ſich nachher mit ſo leichtem Herzen zum Schlafen niedergelegt haben. So aber wandte ſich ſein Geiſt bald von der Gegenwart ab. — Den Kopf in die Hand geſtützt und mit den Blicken an den funkelnden Sternen über ihm haftend, dachte er bald keiner Gefahr mehr die ihnen hier drohen konnte. — Die Bilder der Vergangenheit gingen vor ſeiner inneren Seele vorüber, und die Stunden der Wacht ſchwanden ihm wie Minuten dahin.

Jean hatte eine Uhr, die einzige an Bord, die der Wachthabende jedesmal in Verwahrung bekam. Die erſten drei Wachen verliefen übrigens vollkommen ruhig, und als Bill ſich, von François geweckt, aufrichtete, ſchliefen Hans, Jean und Timor ſo feſt, als ob ſie in irgend einer wohl verwahrten und civiliſirten Stadt in ihren Betten lägen und dort auch, bis Morgens der Kaffee käme, jedenfalls liegen bleiben wollten.

„Hallo,“ ſagte Bill und rieb ſich die Augen — „was zum Henker, iſt's ſchon zwei Uhr? — ich glaubte, ich hätte mich eben erſt niedergelegt. — Es wird ordentlich kalt, Morgens.“

„Schon drei Uhr faſt, Kamerad,“ verſicherte François, „Alles ruhig geweſen!“ Damit übergab er dem Wachthabenden die Uhr und rollte ſich ebenfalls in ſeine Decke, die Beine über die nächſte Bank ſtreckend.

Bill war übrigens zu lange in Auſtralien geweſen ſich nicht indeſſen an ein Pfeifchen gewöhnt zu haben, aus dem ſich ſonſt Matroſen, wenn ſie ihren Kautabak haben, gewöhnlich nicht viel machen. Vor allen Dingen knöpfte er ſich aber erſt einmal warm in ſeine dicke Lootſenjacke ein, denn die Morgenluft zog ſchon ſcharf von Oſten her über das Waſſer, ſchnit ſich dann in der Hand eine Pfeiſe voll Kautaback klein, ſtopfte ſeinen kurzen irdenen Stummel und ſchlug Feuer. — Das dauerte aber wohl eine Viertelſtunde lang, denn der Schwamm war feucht geworden und wollte nicht fangen. Bill wurde auch endlich ärgerlich darüber und fluchte nach Matroſenart, bis er zuletzt all ſeine Kraftwörter erſchöpft hatte, und nur immer bei jedem Schlage damn it — damn it — damn it, brummte. Endlich bekam er Feuer, ſetzte ſich dann mit übergeſchlagenen Beinen und die Schulter bequem gegen den kleinen Maſt geſtützt, in Wachtpoſitur, und qualmte aus Leibeskräften.

Sechszehntes Kapitel.

Der Morgenbeſuch.

Durch das Feuerſchlagen war Timor wach geworden und richtete ſich ebenfalls auf. Es ſchien ihm aber zu friſch außerhalb der Decke, und noch halb im Schlaf ſah er nur einmal über den Bootsrand weg neben dem er lag, nach dem Lande zu, und wickelte ſich dann wieder, ſo warm es ihm möglich war, ein.

Bill wußte nun allerdings recht gut daß er die Wacht hatte, und nicht allein munter bleiben, ſondern auch aufpaſſen mußte; aber es war ihm nur eine höchſt unbeſtimmte Idee, auf was eigentlich. Canoes hatten ſie am Abend vorher nicht geſehen, und ſo dunkel wie es jetzt geworden war, ſollte es den Wilden, wenn überhaupt welche an der Küſte hauſten, ſehr ſchwer werden das fremde Boot zu finden. Keinenfalls hätten ſie aber ſo geräuſchlos anrudern können, daß ſie von ihm nicht bemerkt wären, und in dieſer Hinſicht fühlte er ſich auch vollkommen beruhigt.

Das Wetter ſah ebenfalls günſtig aus, denn obgleich ſich am Himmel hie und da dichte Wolken ſammelten, verſprachen die mehr einen möglichen Regenſchauer als viel Wind. Ueberdies lagen ſie hier durch das Land durchaus geſchützt, und brauchten nicht das mindeſte für ihr kleines Boot zu befürchten. Die Wacht verſprach alſo, ebenſo wie die übrigen drei, ohne das mindeſte Außergewöhnliche abzulaufen. Nichtsdeſtoweniger ſetzte er ſich ſo, daß er den ſchmalen Waſſerſtreifen, der zwiſchen dem feſten Land und ihrer Jölle lag, vollkommen überſehen konnte, und bließ, den rechten Ellbogen auf das rechte übergeſchlagene Knie geſtützt, ſeinen Tabaksdampf in regelmäßigen Puffen dem Morgenwind entgegen.

So mochte es vier Uhr geworden ſein. Bill hatte ſich ſeine dritte Pfeiſe geſtopft, und im Oſten zeigte ſich eben der erſte graue Dämmerſchein des nahenden Tages. Der Schwamm war aber diesmal nicht gefälliger als das erſtemal, und Timor, der überdies die ganze Nacht vortrefflich geſchlafen, und auch am Schiff daran gewöhnt war meiſt um dieſe Zeit aufzuſtehen und Kaffe zu kochen, richtete ſich bei dem hartnäckigen Feueranſchlagen des Matroſen auf den Ellbogen in die Höhe und frug leiſe, die anderen nicht zu ſtören:

„Wie viel Uhr, Tuwan Bill. — Wird's ſchon Tag? es muß noch früh ſein?"

Bill, überhaupt kein großer Freund von vielen Worten, zeigte mit der Pfeiſenſpitze nur gerade nach Oſten hin und ſagte, indem er den Kopf ebenfalls dorthin drehte — „kommt eben."

Timor folgte ſeiner Bewegung und ſchaute mehrere Minuten lang ſchweigend nach dem öſtlichen Horizont hinüber, das Wachſen des lichten Streifens zu beobachten. Plötzlich richtete er ſich aber ein wenig höher auf, machte ſich ſeinen rechten Arm frei, rieb ſich die Augen, und ſchaute wieder unverwandt nach der Gegend hin. Er faßte zugleich Bills Knie und drückte es leiſe. —

„Tuwan Bill," flüſterte er dabei, doch ſo geräuſchlos, daß die Laute kaum zu des Mannes Ohr drangen — „was iſt das dort — Fiſche?“

Bill drehte den Kopf dorthin, wohin der junge Malaye zeigte, und ſah allerdings gerade in dieſem Augenblick einen dunklen Gegenſtand über dem Waſſer vorkommen. — Aber er hob ſich nur höchſtens einen Fuß über die Oberfläche, glitt etwa zwei oder drei Fuß darüber hin, und verſchwand dann wieder.

„Tümmler,“ ſagte Bill laut, als gleich darauf vier oder fünf derſelben Art dem erſten folgten; „es ſind Fiſche, Timor, mit denen können wir uns jetzt aber nicht einlaſſen. Wenn wir an ſo einen feſt kämen, ſchleppte uns der mit Anker und allem, Gott weiß wohin.“ Er nahm ſeine alte Stellung wieder ein und rauchte ruhig weiter, während Timor eine Weile die Fiſche beobachtete. Sie kamen nach kurzer Zeit noch einmal zum Vorſchein — etwas näher dem Boote zu, wo auch eine ziemliche Menge Seetang, an einen der vorragenden Korallenfelſen wahrſcheinlich, an- und feſtgeſchwemmt war. Der Tang bildete dort eine volle, dunkle Maſſe. Der Tag war aber noch nicht weit genug vorgerückt, mehr als einen ſchwarzen ſchattigen Streifen davon erkennen zu laſſen. Der Tang lag nach NO. zu.

Es iſt vielleicht nöthig den Leſer hier darauf aufmerkſam zu machen wie das Boot zu der Küſte geankert hatte. Die auſtraliſche Küſte, an deren nördlichem Ufer ſie ſich hier befanden, ſtreckte ſich von Oſten nach Weſten hin, und bildete dadurch die ſüdliche Bank der Torresſtraße. Der vorherrſchende Wind war in dieſer Jahreszeit der Oſtwind, und die Strömung ſetzte deshalb auch, durch Ebbe und Fluth nur wenig beherrſcht oder geändert, in ziemlicher Stärke nach Weſten. Das kleine Boot „ritt“ vor ſeinem Anker der es feſthielt, während es zugleich der Strömung, ſo weit es der Anker ließ, nachgab, und deshalb mit ſeinem Bug gerade nach Oſten, vielleicht einen Strich noch ſüdlich, zeigte, da eine, gerade hier oberhalb liegende kleine Bucht die Strömung gewiſſermaßen aufgefangen hatte, und da wo ſie lagen, in die Straße zurückführte. Die Steuerbord oder Starbordſeite des Bootes zeigte deshalb nach dem Lande, die Backbordſeite nach der offenen Straße hin.

Timor, der vorn im Bug kauerte, fing an zu frieren; die Morgenluft war, trotz der niederen Breite in der ſie ſich befanden, ziemlich friſch, und er wickelte ſich wieder in ſeine Decke. Die Fiſche wollten ihm aber doch noch nicht aus dem Kopf, und ehe er ſich auf's neue hinlegte, warf er noch einen Blick nach dem Tang hinüber, wo ſie verſchwunden waren. Der graue Streifen im Oſten war indeſſen auch etwas breiter und lichter geworden, ohne jedoch noch mehr zu vermögen als einen matten falben Schein auf das ſonſt faſt ſpiegelglatte Waſſer zu werfen, was eher das Auge blendete, als ihm die Gegenſtände unterſcheiden half. Trotzdem glaubte er ſich wieder Etwas nach jener Richtung hin bewegen zu ſehen, und ſprang noch einmal auf, ſtieg auf die vordere Bank und ſchaute ſcharf hinüber.

„Das ſind im Leben keine Tümmler,“ murmelte er dann für ſich, auf malayiſch — „das ſind entweder Schildkröten oder andere Fiſche, und vielleicht kommen ſie dicht ans Boot heran, daß wir einen mit dem Elker (eine kleine fünf- oder dreizackige Harpune) erreichen können. — Ich will wenigſtens alles fertig machen.

Der Elker lag aber mitten im Boot, und die Spitzen ſtaken unter dem hinteren Sitz, damit ſich niemand die Nacht hineinreißen konnte. Um ihn zu bekommen mußte der junge Burſche über François wegſteigen, und die Stange jetzt hebend und vorziehend, konnte er nicht verhindern daß er Hans anſtieß und weckte. Dieſer, als er ſich berührt fühlte, fuhr raſch in die Höhe und frug „was es gäbe?“

„O nichts,“ ſagte der Malaye leiſe, „legt Euch ruhig wieder hin, ich wollte nur die Harpune vorholen und bin ungeſchickt dabei geweſen. — Es ſind Fiſche da, die vielleicht zum Boot herankommen.“

„Was für Fiſche, Timor?“ ſagte Hans, ſich die Haare aus dem Geſicht ſtreichend und ſeine Mütze, die ihm im Schlaf heruntergefallen war, wieder aufſetzend. —

„O ich weiß ſelber noch nicht, ich kann nur ſehen wo ſie ſich bewegen,“ erwiederte Timor. — „Sie ſcheinen hier ums Boot herum zu ſpielen und kommen vielleicht näher. Timor ſprach mit Hans gewöhnlich in ſeiner eigenen Sprache, und deshalb lauter mit ihm als den anderen.

Hans richtete ſich auf und warf einen Blick um ſich. Er ſchaute nach den ſich lichtenden Wolken und dem noch düſter vor ihnen liegenden Küſtenſtreifen hinüber. Timor aber, der glaubte daß er den Platz ſuche wo die Fiſche wären, zeigte mit dem Arm nach dem Tang hinüber, der aber jetzt vollkommen regungslos blieb. Der Tang konnte etwa 60 Schritt von ihnen entfernt ſein.

„Da war aber etwas, mehr nach dem Lande hin,“ ſagte Hans, deſſen Blick unwillkürlich der Richtung gefolgt war, die ihm Timors Arm bezeichnete. — Das muß ein großer Fiſch geweſen ſein, und ich hätte gar nicht geglaubt, daß ſich die ſo weit nach dem Lande zu verlieren. Wirf ja nicht die Harpune nach ſolch einem Burſchen, wenn er hier herankommen ſollte, Timor, denn entweder riß er dich ſelber mit über Bord, oder wir ſehen nie etwas von dem Elker wieder, und es iſt der einzige den wir mit haben. — Halt, da wieder — er will zwiſchen dem Lande und uns durch."

Der Fiſch ging aber tief, und kam nicht wieder auf, wenigſtens nicht daß es Hans und Timor bemerkt hätten. Durch das Sprechen war jedoch François ebenfalls munter gemacht, richtete ſich auf, und rief den anderen beiden ſeinen guten Morgen zu.

„Qu'est — ce que c'est ça?" — rief er aber plötzlich, den Arm nach dem Lande ausſtreckend — „des poissons?"

„Nein, bei Gott nicht!" rief Hans, der bei dem jetzt deutlich zu ihnen herüberſchallenden Plätſchern den Kopf raſch dorthin drehte — „das ſind keine Fiſche — das iſt ein Schwarzer, und ich habe doch niemand ins Waſſer ſteigen ſehen."

„Wo?" rief Bill, und richtete ſich raſch in die Höhe; auch Jean wurde munter.

Bill hatte ſeine Muskete aufgegriffen und ſchaute ſcharf nach dem Gegenſtand hin, der ſich jetzt gar nicht mehr verkennen ließ. Es war jedenfalls ein Indianer, der hier ganz unbeſorgt, etwa 60 Schritt von ihrem Boot entfernt, herumſchwamm und tauchte. Als er übrigens bemerken mochte, daß aller Blicke nach ihm gerichtet waren, hob er ſich, ſo weit er das ſchwimmend konnte, aus dem Waſſer und rief etwas nach ihnen hinüber.

Was er rief konnten ſie natürlich nicht verſtehen, Hans aber, um ihm zu zeigen daß er geſehen ſei, antwortete ihm auf gut Glück in einem ſüdauſtraliſchen Dialekte, obgleich er kaum hoffen durfte von ihm verſtanden zu werden. Jeder auſtraliſche Stamm hat faſt eine andere Sprache.

„Parni tirriapindo — komm näher heran.“ Der Wilde, als ob er wiſſe was man von ihm verlange, kam jetzt einige Striche herangeſchwommen, und hielt dann wieder wie unſchlüſſig.

In demſelben Augenblicke wurden nach Norden zu, alſo an der dem Land entgegengeſetzten Seite, mehrere Köpfe über Waſſer ſichtbar, tauchten aber auch ſchon nach wenigen Secunden wieder unter — ſie waren nur zum Athemholen in die Höhe geſtiegen, und befanden ſich keine 30 Schritte mehr vom Boot. Die Aufmerkſamkeit der Matroſen wurde jedoch durch den neuen Aufruf des Wilden zu ſehr in Anſpruch genommen, um ſich der anderen Seite zuzuwenden. — Sie ſahen nicht was hinter ihnen vorging.

„Es wäre gut, wenn wir uns einen der Burſchen zum Freund machen könnten,“ ſagte Hans zu Jean gewandt — „der würde uns auf dem feſten Land von unberechenbarem Nutzen ſein. Wir wollen es jedenfalls verſuchen.“

„Nunja ngun renga patlerti!“ rief der Wilde jetzt deulich zu ihnen herüber.

„Hol' der Teufel die Sprache,“ brummte Hans, „ich verſtehe kein Wort davon.“

Dicht unter Backbord des Bootes tauchte ein ſchwarzer Kopf auf und ein paar dunkle Augen blickten ſcheu empor — jetzt noch einer, jetzt ein dritter. Die Männer im Boot hätten ſie müſſen Athem holen hören.

„Wir wollen ein Tuch nehmen und damit wehen,“ rief Jean — „einen grünen Buſch haben wir ja doch nicht hier, und er wird verſtehen daß das freundlich gemeint iſt.“

„Parni tirriapindo!“ munterte ihn Hans noch einmal dabei auf, weil Jener das vorher verſtanden zu haben ſchien, und Jean ſchwenkte das Tuch. —

„Diable!“ ſchrie in dieſem Augenblick François — und riß ſein Meſſer, das er wie jeder Matroſe an der Seite trug, aus der Scheide. — Hans wollte ſich umdrehen, verlor aber auch ſchon das Gleichgewicht, und fiel mit beiden Händen auf den Bootrand zu Steuerbord. Am Backbordrand hingen in dem Moment fünf dunkle Geſtalten und ſuchten, ſich ſo hoch das ging aus dem Waſſer ſchnellend, mit ihrem Gewicht den Rand niederzudrücken, und das Boot jedenfalls dadurch zu füllen und zu verſenken.

Die Jölle ſchwankte natürlich mit einem plötzlichen Ruck nach ihnen hinüber und zwar ſo ſtark, daß Jean auf Steuerbord überſtürzte, und nur noch glücklicherweiſe mit der linken Hand den Rand ihres kleinen Fahrzeugs erfaßte. Dadurch hielt er ſich nicht allein über Waſſer, ſondern bewahrte auch wahrſcheinlich durch das Gegengewicht was er hiermit an die andere Seite warf, das Boot vor dem gänzlichen Füllen und Sinken, auf das der Angriff berechnet geweſen. Freilich konnte er nicht verhüten, daß trotzdem eine Maſſe Waſſer über Bord ſchlug.

Ein zweiter ſolcher Stoß wäre ihnen auch jedenfalls verderblich geweſen, und er mußte erfolgen, ſobald die Schwarzen nur einfach mit ihrem Gewicht hängen blieben, Bill aber rettete ſie diesmal, und zwar ganz gegen ſeinen Willen, denn mit dem erſten Ruck ſchon hinten überfallend, ſtürzte er gerade in den Vor=

dertheil des Bootes hinein. Wahrſcheinlich aber dabei mit dem Finger den Drücker der Muskete berührend, oder auch nur durch das Anſtoßen des Kolbens auf den Sitz, entlud ſich dieſe, und die Kugel fuhr ziſchend ins Blaue.

Die Wirkung zeigte ſich zauberſchnell. — Im Nu waren die ſechs ſchwarzen Köpfe, die eben noch ein gellendes Siegesgeſchrei ausgeſtoßen, in der über ihnen zuſammenſchlagenden Fluth verſchwunden. Durch das ſchnelle Loslaſſen des Bootes und Jeans Gewicht nach der andern Seite hätten ſie aber beinahe das erreicht, was ſie durch ihren Angriff verfehlt, denn die Jölle ſchlug nun ebenſo viel nach Steuerbord über, als vorher nach Backbord, und nahm wieder eine Menge Waſſer ein.

Das kleine Boot war jedoch glücklicherweiſe ziemlich breit gebaut, und das nächſte Zurückſchwanken nach Steuerbord zeigte ihnen, daß die Gefahr für den Augenblick vorbei ſei.

Während aber Jean, ſo raſch ihm das irgend möglich war, zurück ins Boot kletterte — und Timor faßte ihn dabei und half ihm hinein — hatte Hans ſein Gewehr aufgegriffen und geſpannt, und François mit dem Meſſer noch immer in der Fauſt, bewachte ſcharf die beiden Bootränder, ob ſich wieder eine ſchwarze Hand auf ihnen ſollte blicken laſſen. Aber nirgends zeigte ſich auch nur eine Spur von den Flüchtigen, und Hans meinte erſtaunt, es wären doch keine Fiſchmenſchen, daß ſie ganz unter Waſſer leben könnten; ſie müßten wieder vorkommen. Da deutete Timor nach dem Seetang, der an den Korallen hing, an dem ſie ſchon vorher das Auftauchen der geglaubten Fiſche beobachtet hatten.

Alle folgten mit ihren Augen der Richtung, nur François nicht, der feſt die Feinde noch einmal auf ihren alten Angriffsplatz — er wußte nur nicht recht auf welcher Seite — zu erwarten ſchien.

„Dort ſind ſie!“ rief aber jetzt auch Hans, und Jean, der indeſſen ebenfalls ſeine Muskete aufgefaßt, wollte ſchon auf das Dunkle dort, was ſich ziemlich deutlich als die dunklen Köpfe der Feinde erkennen ließ, zielen. Hans verhinderte ihn aber daran und meinte ruhig, es wäre beſſer Blutvergießen zu vermeiden, bis es nicht anders mehr möglich wäre.

Die Köpfe verſchwanden auch in demſelben Moment faſt wieder, und erſt weit außer Schußweite kamen ſie zum zweitenmal hervor. Als ſie ſich zum drittenmal zeigten, war es dicht am Ufer, und ſechs ſchwarze Geſtalten, mit kurzen Speeren in der Hand, wie es Hans deutlich durch das jetzt aufgegriffene

Fernrohr erkennen konnte, ſprangen aufs Trockene und tauchten in der nächſten Minute in die dichten Büſche ein, die ſie den Blicken der Nachſchauenden gänzlich entzogen.

Deren nächſte Sorge war jedoch jetzt ihr Boot, und zwei gingen daran, es ſo ſchnell als möglich wieder auszuſchöpfen, während die anderen noch immer auf Wacht blieben, denn ſie glaubten kaum, daß ſo wenige von den Wilden es gewagt haben ſollten ſie anzugreifen.

Der Plan war auch gar nicht ſo übel geweſen, und nur daran geſcheitert, daß die Schwarzen nicht die Natur einer ſolchen Jölle kannten, die weit feſter mit ihrem breiten Boden auf dem Waſſer liegt als eines der gewöhnlichen Canoes. Keines dieſer letzteren hätte einem ſolchen Gewicht, plötzlich an die Seite geworfen, widerſtehen können, und einmal die Mannſchaft über Bord, hätte ſie den Wilden, die im Waſſer faſt gewandter ſind als auf feſtem Lande, ſicherlich nicht widerſtehen können. Mit ihren kurzen Speeren würden ſie die Weißen entweder ermordet, oder untergezogen und ertränkt haben, und das Boot mit der Ladung, die ſie leicht wieder vom Grund mit Tauchen aufbringen konnten, wäre ihre gute Beute geworden.

Ihr ganzes Manöver ließ ſich jetzt auch ſehr leicht erklären. Zuerſt hatten ſie verſuchen wollen im Dunkel der Morgendämmerung (faſt alle wilden Stämme machen ihre Angriffe zu dieſer Tageszeit) heimlich anzuſchwimmen. Timors Munterwerden machte ihnen das aber unmöglich, und einmal die richtige Zeit verſäumt, war auch die andere Mannſchaft wach geworden. Einer ſchwamm alſo deshalb wieder von den übrigen ab, die Aufmerkſamkeit der Fremden auf ſich und von den Cameraden abzulenken, während dieſe unbeachtet herantauchen und den vorher verabredeten Plan ausführen konnten. Vor Feuergewehren haben aber dieſe Stämme, die mit Weißen faſt noch nie in Berührung gekommen, eine heilſame Furcht, und das zufällige Losgehen von Bills Muskete erſchreckte ſie ſo, daß ſie jeden Gedanken an Angriff aufgaben, und nur ihre eigene Haut in Sicherheit zu bringen ſuchten.

„Nun, wie gefällt Euch Euer Empfang bei den Schwarzen?“ frug Hans die anderen, als ſie ihr Boot wieder in Ordnung gebracht und ihre Proviſionen vorgeſucht hatten, um ein haſtiges Frühſtück einzunehmen. „Nicht wahr, es ſind gaſtliche Geſellen, die nicht einmal abwarten bis wir bei ihnen an Land gekommen ſind, ſondern uns gar ſchon vor der Thüre beſuchen.“

„Hol der Teufel die Landlubbers,“ brummte Bill, der damit das ſchlimmſte Wort ſeines Kopfwörterbuchs ausgeſprochen — „wenn die Sachen hier ſo ſtehen, hab' ich wenigſtens allen Appetit verloren mich viel bei ihnen zu Gaſte zu bitten. — Das ſind ja verteufelte Kerle — und wie die Beſtien ſchwimmen und tauchen können.“

„Die Hälfte von unſerem Brod iſt naß geworden,“ ſagte Timor, der ſich indeſſen eifrig damit beſchäftigte den beſchädigten Proviant nachzuſehen — „ein Glück nur daß das meiſte hoch lag.“

„Wir eſſen das naßgewordene zuerſt weg,“ meinte Jean — „wenn das Brod auch ein wenig ſalzig ſchmeckt, das ſchadet nichts, und aufgeweicht iſt's doch nicht. Da müſſen unſere Schiffszwieback länger im Waſſer liegen, wenn ſie wirklich weich werden ſollen; für ſolche Fälle haben unſere Rheder glücklicherweiſe geſorgt. — Aber ſo heimtückiſche Canaillen; auf einer Seite Freundſchaftsverſicherungen, und auf der anderen Meuchelmord. Doch feige ſind die Kerle. Hei wie ſie ausbrannten als Bill ſein Gewehr unter ſie abſchoß. Mich wundert nur daß ſich Bill ſo raſch faſſen und ſchießen konnte; der Angriff kam ſo ſchnell, daß ich an mein Gewehr gar nicht dachte.“

Siebenzehntes Kapitel.

Die Landung.

Bill ſah ihn mit einem trocken komiſchen Ausdruck in den Zügen an, und die anderen lachten.

„Ja,“ ſagte Bill endlich, „wenn ich jedesmal mein Gewehr auf die Art abfeuere, dann thu' ich meinem eigenen Leichnam mehr Schaden dabei als jemand anderem. Nicht allein daß ich mir meine ganze hintere Fronte auf den ſcharfen Kiſtenecken und Gott weiß was abgeſcheuert habe, nein, die verdammte Muskete ſtieß mich auch, wie ſie los ging, ſo gegen den Leib, daß ich erſt fürchtete, ich hätte einen förmlichen Decimalbruch gekriegt. — Das ſind verwetterte Dinger ſo Schießgewehre — da iſt's ja wahrhaftig ſo gefährlich dahinter wie davor zu ſtehen, und ich hatte nur eine einzige Handvoll Pulver drin. Aber Donnerwetter, Ihr braucht nicht ſo furchtbar zu lachen; wir ſitzen hier keineswegs in einer ſo angenehmen Lage hier vielen Spaß machen zu können. Gebt lieber einen guten Rath, wie wir aus dieſer Klemme wieder hinauskommen und was wir thun ſollen.“

„Sail ho!“ rief in dieſem Augenblick Timor, der trotz ſeiner Beſchäftigung im Boot, doch nicht aufgehört hatte den Horizont wie ſeine nächſte Umgebung zu beobachten.

Dieſer Ruf gab natürlich den Gedanken der kleinen Mannſchaft eine total andere Richtung. Aller Augen richteten ſich blitzesſchnell nach der einzigen Himmelsgegend hin, wo ein Segel ſichtbar werden konnte — der Einfahrt der Torresſtraße zu. Und richtig genug, über dem Horizont waren deutlich die oberen Segel eines wahrſcheinlich großen Schiffes zu ſehen, das ſchon geſtern Abend in die Straße eingelaufen und vor Anker gegangen ſein mußte, und jetzt mit einer guten, wenn auch leichten Briſe und von der ſtarken, weſtwärts ſetzenden Strömung begünſtigt, ſeine Durchfahrt antrat.

„Da wär' eine Gelegenheit von hier fortzukommen,“ ſagte Hans lächelnd, nachdem ſie das Segel, deſſen Fortgang ſie leicht bemerken konnten, eine kleine Weile ſchweigend beobachtet hatten, „was meinſt du, Bill? ſollen wir unſer Glück damit verſuchen?“

Bill ſchüttelte aber finſter mit dem Kopf und ſagte endlich, nachdem er ſich ein tüchtiges Stück von ſeinem Kautaback abgebiſſen und den Reſt wieder in die Mütze — dem gewöhnlichen Aufbewahrungsort, gelegt hatte: — „Ne — ſo gern ich hier weg wäre, aber die Geſellſchaft Capitän Oilytis iſt doch zu gut für mich — ich bin ſie nicht werth und — ich will mich nicht gern wieder hineindrängen. — Wenn wieder ein's käme, ja, da will ich nichts dagegen ſagen, aber ich denke dies erſte gönnen wir unſerem Alten zu ſeiner alleinigen Verfügung."

„O wenn's nur deshalb wäre," rief Jean, „das ſollte mich wahrhaftig nicht abhalten. — Auf einem fremden Schiff hat er Nichts zu ſagen, denn er ging höchſtens als Cajütenpaſſagier und wir kämen als Wachtverſtärkung mit ins Vorcaſtel. - Was könnte er uns da anhaben?"

„Was er uns anhaben könnte?" wiederholte Bill, „weiter nichts, Mann, als daß er uns viere hier einfach in Eiſen legen ließe, wegen Widerſetzlichkeit — wenn er da irgend Gefallen d'ran fände. Und thäte er das wirklich nicht, ſo kannſt du dich d'rauf verlaſſen, er würde uns bei dem anderen Capitän einen ſolchen Namen machen, daß ich lieber mit ſieben Jahr Urlaub nach Norfolk Island oder Vandiemensland geſchickt werden möchte, als dort Matroſe ſein. Frag einmal Hans, was der dazu meint. — Und Timor erſt für ſein bischen Verſteckens ſpielen. — Aus dem ſeiner Haut machten ſie, Gott ſtraf mich, Kabelgarn."

„Unſinn, Mann,“ lachte Jean, „es fällt mir ja gar nicht ein Capitän Oilytts Geſellſchaft je wieder aufzuſuchen. Im Gegentheil, ich danke Gott daß ich ſie mit ſo guter Manier los geworden bin. Das Schiff hat aber jedenfalls den Vortheil für uns, daß es den Capitän mit ſeiner ganzen Geſellſchaft aus der Straße herausnimmt, und kommt ſpäter einmal ein anderes, und es gefällt uns dann nicht auf dem feſten Lande, dann können wir immer noch thun was wir wollen.“

„Hollo, Hans, was machſt du da?“ wandte er ſich plötzlich zu dieſem, der nach vorn gegangen war, und ohne weiter etwas zu ſagen, den kleinen Anker aufholte.

„Was ich mache? — ich mache uns flott,“ lautete die Antwort — „oder wollen wir heute hier liegen bleiben?

„Gut dann, an Land!“ rief Jean fröhlich, „und gefällt uns das Innere, ſo ſollen uns alle Wilden Auſtraliens nicht abhalten unſer Ziel zu erreichen.“

„Damit bin ich auch einverſtanden,“ meinte Bill, „meine Flinte kann aber Timor nehmen. Ich will verdammt ſein, wenn ich das Ding noch einmal losſchieße oder vielmehr ſich ſelber losſchießen laſſe. Was ich bis jetzt daran geſehen habe, ſo ſcheint es mir verwünſcht unabhängig zu ſein, und ſich wenig daran zu kehren, ob an dem kleinen Stück Eiſen da gedrückt wird oder nicht.“

Als der Anker gelichtet war, wollten Bill und François nach den Rudern greifen, die kurze Strecke hinüber zu rudern; Hans richtete aber das Segel auf und ſchlug ihnen vor, noch eine kleine Strecke an der Küſte hinabzufahren, bis wo ſie wieder Hügel zum Strande niederdachen ſehen konnten. Die Gegend war hier vollkommen flach, die kleinen Hügel ſtanden aber mit anderen höheren, deren blaue Spitzen ſie jetzt ſchon erkennen konnten jedenfalls in Verbindung. Es war dort auch eher wahrſcheinlich daß ſie Waſſer finden würden als hier; und Waſſer blieb ihnen ja doch, bei einem Marſch ins Innere, die Hauptſache, wo ſie wohl dann und wann ein Stück Wild erlegen konnten, ihren Hunger zu ſtillen, aber nie im Stande geweſen wären ſich ohne Waſſer zu behelfen.

„Und dann kommen wir auch ein Stück von dieſen verdammten ſchwarzen Heiden fort,“ ſagte Bill, als er die Schote des kleinen Segels anholte und feſt machte — „hol ſie der Henker!“

„Das nun wohl nicht,“ meinte Hans, „denn ich bin feſt überzeugt, daß wir die ganze Zeit von mehr als den wenigen beobachtet wurden, und ſelbſt dieſe können uns leicht zu Lande folgen. Laufen wir aber ſcharf gegen die Küſte an, ſo werden ſie ſich jedenfalls zurückziehen, und ich bin ziemlich gewiß, daß ſie uns beim Landen nicht im geringſten ſtören.“

Nach zwei Stunden etwa erreichten ſie das höher gelegene Land, und fanden hier ſogar, ganz gegen Erwarten, ein wohl 30 Schritt breites kleines Strombett, in dem eine ziemlich ſtarke Quelle niederrieſelte. Es war gerade Regenzeit, und ſie durften jetzt allerdings weit eher erwarten dann und wann Waſſer zu finden als im Sommer, wo auch dieſe Quelle ſicher vertrocknete.

Bei der Landung gebrauchten ſie nichtsdeſtoweniger jede Vorſicht, die ihnen unter ihren Umſtänden nur möglich war. Während Bill vorn mit dem Springtau in der Hand auf das Anlaufen des Bootes wartete, und dann hinausſprang und es ans Ufer zog, ſtanden Jean, und François mit ihren geladenen Gewehren neben ihm. Hans hielt das Ruder. Es ließ ſich aber kein Indianer blicken, ja nicht einmal die Spur ihrer Füße konnten ſie in dem Uferſand entdecken, und nachdem ſie erſt zu dieſem Zweck eine kleine Runde durch die Büſche gemacht, und auch nicht das mindeſte Verdächtige gefunden hatten, zogen ſie ihr Boot in die kleine Süß-Waſſer-Bay, die hier das friſche Waſſer in den ſonſt überall nahe zum Ufer kommenden Korallen gebildet zu haben ſchien, und fanden ſich, zum erſtenmal wieder, auf feſtem, trockenem Lande.

Achtzehntes Capitel.

Der Auſtraliſche Buſch.

François und Jean hielten es allerdings jetzt noch für unumgänglich nöthig Poſten auszuſtellen, und indeſſen ihr Boot in Sicherheit zu bringen. Hans aber, mit den Sitten dieſer Stämme, wie es ſchien, beſſer bekannt, beruhigte ſie darüber, und gab ihnen die Verſicherung, daß ſie gewiß keinen neuen Ueberfall, ſo lang es hell ſei, zu fürchten hätten; obgleich er keineswegs für daſſelbe nach Dunkelwerden einſtehen möchte.

Was aber nun thun? ihr Boot am Strand, oder irgendwo im Dickicht verſteckt zurücklaſſen, und geradezu den Landweg durch das Innere verſuchen? die Sache wurde bald als unmöglich verworfen, denn die gerade, die im Anfang am exaltirteſten für einen ſolchen Plan geweſen waren, ſchienen durch dieſe erſte Begrüßung einen heilſamen Schreck vor irgend einem ſolchen Unternehmen bekommen zu haben.

Hierzu kam noch, daß jetzt die Proviſionsfrage in Anregung gebracht werden mußte, und es ſich nun herausſtellte, wie ſolche auf keine andere Weiſe fortzubringen wären, als auf den eigenen Rücken. Hans ſetzte ihnen dabei die etwaige Entfernung auseinander, bei der Bill ſchon vollkommen genug hatte, ſobald er die Zahl der Tagemärſche hörte, und ſelbſt François und Jean wurden kleinmüthig als ſie das ihnen nächſte Waſſer, das ſie für friſches gehalten, koſteten und — ſalzig fanden. Allerdings hatte das ſeine ſehr natürlichen Urſachen, da die Mündung des kleinen Creeks oder Fluſſes — denn das Bett deſſelben ſah breit genug aus — hier jedenfalls der Ebbe und Fluth ausgeſetzt war.

Hanſens Rath lautete nun, wie er von Anfang an geweſen, in ihrem Boot zu bleiben und ſo raſch ſie könnten nach Weſten zu ſegeln, um jedenfalls Timor oder eine andere Inſel jener dicht gedrängten Gruppe zu erreichen. Bis dorthin führten ſie auch genug Proviſionen bei ſich, denn Waſſer konnten ſie, wenigſtens etwas, bei einzelnen doch jedenfalls zu erwartenden Regengüſſen oder Gewitterſchauern mit ihrem Segel auffangen.

Wenn nun aber auch die übrigen im Ganzen mit dem Plan vollkommen übereinſtimmten, verſicherten doch François ſowohl wie Jean, das feſte Land hier nicht eher wieder verlaſſen zu wollen, ehe ſie mehr davon geſehen hätten, denn der Beweis wäre ihnen geworden, welchen Reſpect die Wilden hier vor Feuerwaffen hätten. François beſonders, mit der eigenen Leidenſchaft die Matroſen für jede Art von Jagd zeigen, wenn ſie einmal feſtes Land betreten haben, verſchwor ſich hoch und theuer hier erſt einmal die Gegend unterſuchen zu wollen, ehe er wieder in See ginge — die Zeit ſei ihm lang genug an Bord geworden und er müſſe jedenfalls erſt „ſein Gewehr einmal anſchießen.“ Etwaige Gefahren konnten ja nur den Reiz erhöhen, aber nimmer vermindern.

Der einzige, dem es ziemlich gleichgültig ſchien was vorgenommen wurde, war Bill, ſo ſie nur nicht von ihm verlangten lange Tagemärſche mit einer Laſt auf dem Rücken zu machen. Er geſtand jetzt ein daß er ſich das Land ebenfalls anders gedacht habe, und ſtimmte Hans bei, ſo raſch als möglich Timor zu erreichen. — Gegen eine kleine Excurſion ins Innere hatte er aber ebenfalls nichts, vorausgeſetzt, daß er dieſelbe ohne Flinte mitmachen könne, denn nur im äußerſten Nothfall möchte er, wie er meinte, gezwungen ſein, ſolch ein „hintenausſchlagendes Schießeiſen“ wieder abzufeuern. — Aber was ſollte indeſſen aus dem Boote werden?“ — Die Frage war die natürlichſte, und wenn auch beſonders François im Anfang geglaubt hatte, man würde es irgendwo leicht verſtecken können, überzeugte ſie doch bald die ganze Natur des Bodens, daß etwas derartiges wohl leicht gedacht, aber ſchwer ausgeführt werden könne. Handelten ſie übrigens hierin leichtſinnig, ſo waren ſie der faſt unvermeidlichen Gefahr ausgeſetzt, alles was ſie an Proviſionen bei ſich hatten nicht allein zu verlieren, ſondern auch noch zugleich der Möglichkeit eines Rückzugs von hier beraubt zu werden.

Dagegen erklärte ſich auch Hans auf das Beſtimmteſte, und erbot ſich mit Timor im Boot zu bleiben und dies flott zu halten, bis die drei Cameraden ihrer „Landungswuth“ genügt und vom Land ſo viel geſehen hätten als ihnen zuträglich wäre, was, wie er hoffte, gar nicht ſo ſehr lange dauern ſollte. Timor war ſehr gern damit einverſtanden, Jean aber nicht, der Hans mit an Land zu haben wünſchte und dagegen Bill, als am ſchlechteſten auf den Füßen, zur Bootwacht vorſchlug. Als Station für das Boot konnte der dann eine kleine Inſel nehmen, die jetzt, in der Fluthzeit, nur eben über die Oberfläche des Waſſers vorragte und mit dichtem Gebüſch bewachſen war. Trotzdem lag ſie gerade bequem und etwa eine engliſche Meile vom Lande ab, ſo daß ſie dort wenig oder gar nichts von einem Ueberfall, ausgenommen in Canoes, zu fürchten hatten. Den aber brauchten ſie am hellen Tag um ſo weniger zu fürchten, da ſie geſehen hatten, welchen Reſpect die Eingeborenen den Schießgewehren gegenüber gezeigt.

Bill, überdies nicht ſehr lebhaften Temperaments, war mit dieſem Plan vollkommen einverſtanden, ließ ihn derſelbe doch in unbeſchränktem, unverkümmertem Beſitz und unmittelbarer Nähe des Portweins, für den er anfing eine ſtille Neigung zu fühlen.

Hans wünſchte ſelber gern einen Theil der Küſte und das Innere des Landes zu ſehen, wenn ſich die Cameraden denn doch nun einmal nicht von ihrem Plan abbringen ließen, und da er ſich auch wohl bewußt war manche Gefahr von ihnen abwenden zu können, ſtand der Ausführung des beabſichtigten Streifzugs nichts weiter im Weg. Timor ſchien mit Allem einverſtanden, was ihn nur nicht wieder in den Bereich der Schwarzen brachte, die ſich bei ihm durch den ſo ſchlau ausgeführten Angriff gar tüchtig in Reſpeckt geſetzt.

Mit Vorbereitungen verloren ſie denn auch keine lange Zeit weiter. Jeder nahm nur an Munition und Proviant was er auf zwei oder drei Tage nothwendig zu brauchen glaubte — denn etwas zu ſchießen mußten ſie ja doch auch hier im Walde finden — und als Signal, wenn ſie zurückkehren wollten, wurden zwei raſch hintereinander abgefeuerte Schüſſe beſtimmt. Sobald Bill dieſelben höre, ſolle er ſich, aber immer noch ſehr vorſichtig, dem Feſtland nähern. Auch jetzt wurde es ihm zur Pflicht gemacht, um ganz geſichert gegen einen Ueberfall zu ſein, augenblicklich vom Lande abzuſtoßen.

Zuerſt aber nahm er noch herzlichen Abſchied von den Cameraden und warnte ſie ernſtlich, ganz beſondere Acht auf ihre eigene Haut zu haben, damit ſie dieſelbe nicht unnöthiger Gefahr ausſetzten. Dann nöthigte er noch jedem, ſie mochten dagegen einwenden was ſie wollten, eine extra Flaſche Madeira auf — Madeira, meinte er, ſei beſſer wie Portwein, wenn man ihn mit Salzwaſſer trinken müſſe — und ſchob hierauf mit Hülfe der Zurückbleibenden vom Lande ab. Hier wandte er raſch den Bug ſeines kleinen Fahrzeugs, ſetzte das Segel und ſuchte mit Timor am Steuer, vom Lande abzukreuzen, was ihm jetzt, von der eintretenden Ebbe begünſtigt, auch bald gelang.

Die drei Matroſen ſahen ihn aber kaum frei und unter Segel, als ſie auch ihre verſchiedenen Packen ſchulterten, die Gewehre unter den Arm nahmen, und dem nächſten Hügel zuwanderten, den ſie vor allen Dingen erſt einmal beſteigen wollten, einen ungefähren Ueberblick über das benachbarte Land zu gewinnen.

Hanſens Bein ſchmerzte ihn allerdings noch ein wenig. Die letzten Ruhetage und die gute Pflege hatten ihn jedoch ſo weit wieder hergeſtellt, einen derartigen nicht zu langen Marſch ohne große Gefahr für ſich wagen zu können.

Da ſie ſich hier noch innerhalb des Flußthals befanden, das nach Oſten und Weſten in einem, wenn auch ſchmalen doch weit auslaufenden Streifen abzweigte, ſo hatten ſie ſich vor allen Dingen durch einen höchſt beſchwerlichen Mangroveſumpf hinzuarbeiten. Im Anfang durften ſie auch wirklich kaum wagen auf den Schlamm zu treten, der oft unter ihnen wegſank. Sie mußten ſich über die hoch emporſtehenden Wurzeln, die nach allen Seiten hin wie die Beine einer Spinne vom Stamme wegſtarrten, hinarbeiten, nur erſt einmal höheres und damit auch feſteres Terrain zu gewinnen.

Hans fühlte ſich aber gleich von vorn herein in dieſem Sumpf nicht wohl, denn hätten die Wilden wirklich noch böſe Abſichten auf ſie gehabt, ſo wären ſie hier, wo ſie ihre beiden Hände gebrauchten, um ſich nur fortzuhelfen, ihren Angriffen jedenfalls auf eine höchſt gefährliche Weiſe preisgegeben geweſen. Aber nicht ein einziger ließ ſich ſehen; keine Spur konnten ſie von ihnen, ſelbſt in dem weichen Schlamm erkennen, und François meinte lachend, als ſie den erſten feſten Platz erreicht hatten und hier einen Augenblick ſtehen blieben, ſich zu erholen; die ſchwarzen Schufte die an dem Morgen einen Angriff verſucht hätten, liefen wahrſcheinlich noch, ſo ſeien ſie über den Knall von Bills unfreiwilligem Schuß erſchreckt worden.

Hans war anderer Meinung, aber er begnügte ſich damit, vorſichtig auszuſchauen, und erhielt dazu noch kräftigeren Grund als ſie hier, am Rande eines kleinen „Theebaum“-Dickichts nicht allein Spuren, ſondern einen feſtgetretenen Pfad von Indianern fanden, der am Rande des Sumpfes hinzulaufen, und wahrſcheinlich dem nächſten friſchen Waſſer, am Fluſſe weiter hinauf, zuzuführen ſchien.

Hier, mit dem erſten hohen Land, wurde auch die Vegetation eine andere, üppigere und hier zum erſtenmal ſchienen ſelbſt Bäume den Hügelkamm zu decken, während weiter unten ſowohl wie oben die nächſten Küſtenhügel nur ſtarre, dürftige Sandberge geweſen waren. Kleine ſchmale Lagunen oder flache, mit friſchem Gras bewachſene Ausläufe zogen ſich hier zum Fluß hinunter, deren Ränder mit Banksias eingefaßt ſtanden, während dahinter einzelne Kohlpalmen aufragten und der ganzen Landſchaft, mit dem dunklen Hintergrund von Stringybark-Bäumen und Caſuarinen, einen freundlichen Anſtrich gaben. Nach rechts hinüber ſchienen dieſe Palmen in noch größerer Menge zu ſtehen und weiter eindringend in den Wald, kamen ſie auch zu einzelnen Pandanus-Dickichten, an denen beſonders die Wilden ordentliche Lager gehabt zu haben ſchienen.

Hans ſowohl wie Jean und François fühlten ſich aber beengt in dem dichten Unterholz, das übrigens eine Maſſe weißer Tauben belebte, und gerade das ewige Geflatter und Aufſchrecken dieſer Vögel diente nur dazu, ſie mehr und mehr zu beunruhigen. Glaubten ſie doch anfänglich in jedem ſolchen Geräuſch einen verſteckten Wilden zu hören, der mit Speer oder Waddie (Keule) auf ſie losbrechen wolle.

Hier noch im flachen Lande wäre auch ein ſolcher Ueberfall nicht ſo unmöglich geweſen, denn die üppige Vegetation würde einen Hinterhalt ſehr begünſtigt haben. Deshalb wandten ſich alle drei, wie nach gemeinſamer Verabredung, dem nächſten Hügellande zu, und erreichten bald darauf einen vollkommen baum- und buſchfreien Hang, dürftig mit Raſen und kleinen gelbrothen Blumen bedeckt, an dem hinauf ſie raſch und ungefährdet ihre Bahn verfolgen konnten.

Eigenthümlich war hier eine Maſſe einzelnſtehender hoher und ſpitzer Lehmhaufen, die ihnen von fern wie zugeſpitzte alte Baumſtümpfe vorkamen, und überall am Hügel hin, oft zu zweien und dreien, manchmal 20 und 25 zuſammenſtanden. Dieſe wieſen ſich jedoch bald als Ameiſenhaufen aus, die meiſt acht bis zehn Zoll unten im Durchmeſſer, bis vier Fuß hoch und ſcharf abgeſpitzt, von dem gelblichen Lehm des Bodens errichtet, der ganzen Landſchaft einen wunderlichen Anſtrich gaben. François glaubte in der That im Anfang, es ſei eine gewaltige Schaar von lederfarbenen Eingebornen, die dort über den Berg zerſtreut, nur ihr Hinaufſteigen abwarteten, um von allen Seiten über ſie herzufallen. Hans kannte aber dieſe Hügel ſchon von früher, und bald konnten ſie ſich auch ſelber von dem harmloſen Weſen derſelben überzeugen.

Eine ihnen fremde Gattung von Taube, mit dunkelbraunem Körper und hellerer Zeichnung ſchienen übrigens die einzigen Bewohner dieſes Hügelhanges zu ſein. Dieſe hatten in einzelnen vorragenden Felſen ihre Wohnungen aufgeſchlagen, aus denen ſie ſchen hervorſchwirrten, ſobald ſich ihnen die Fremden näherten. Die Seeleute wollten aber weder ihre Munition nach ſo kleinem Wild verſchießen, noch die benachbarten Wilden unnöthigerweiſe auf ſich aufmerkſam machen, und kletterten deshalb, ohne ein Gewehr abzudrücken, den jetzt ſteiler werdenden Hang empor.

Hier befanden ſie ſich, etwa eine halbe Stunde ſpäter, auf dem äußerſten Kamm des Bergrückens, der ſich nach Süden zu hinunterzog, und im Oſten durch die noch höhere Kette, die in Cape York ausläuft, begränzt wurde. Nach Weſten zu öffnete ſich ihnen dagegen die Ausſicht über ein weites buſchiges Thal, um das der Ocean ſeinen endloſen blauneblichen Gürtel zog. Aber auch dorthin ſah das Land traurig genug aus. Dürre, theils mit dichtem Buſch bewachſene Strecken, theils grauſandige Flächen dehnten ſich rings um ſie her, und nicht die geringſte Anzeige irgend eines bedeutenden Waſſerlaufes ließ ſich darin erkennen. Es war eine troſtloſe Wildniß, die ihre Einbildungskraft noch nach Gefallen mit den heimtückiſchen Schwarzen bevölkern konnte — und dagegen donnerte im ewigen Anſturm die weite See.

„Großer Gott!“ brach François endlich zuerſt das Schweigen, nachdem ſie eine ganze Zeitlang lautlos auf das weite monotone Land hinabgeſchaut hatten,

„wie verlaſſen, wie entſetzlich todt ſieht jene weite furchtbare Fläche aus. Hier in den Hügeln haben wir zwar auch gerade nichts Beſonderes, aber ich kann mir denken wie man von da unten aus ordentlich mit einer wahren Sehnſucht hier heraufſchauen könnte.“

„Und durch ein ſolches Land wolltet Ihr, von allen Mitteln entblößt die einer ſolchen Reiſe wenigſtens die Möglichkeit des Gelingens ließe, den Marſch verſuchen;“ ſagte Hans.

„Aber es wird auch nicht überall ſo ſein,“ entgegnete Jean raſch. „Da wo ſich der Fluß durch das breite Thal zieht, grünt und blüht eine ſo üppige Begetation, wie ſie ſich der Wanderer nur wünſchen kann, und dieſem Strome folgend —“

„Kämſt du nur zu bald zu ſeiner Quelle, wo all' die Schrecken und Gefahren einer Wüſte beginnen,“ unterbrach ihn Hans kopfſchüttelnd. „Wir können uns ein Beiſpiel an dem Deutſchen, an Dr. Leichhardt, nehmen, der dieſen Landſtrich allerdings, aber Gott weiß auch mit welchen Mühſeligkeiten und Gefahren durchzogen, und auf einer zweiten Reiſe ſein Leben dennoch eingebüßt hat. Mit allem Nöthigen zu einem ſolchen Marſch ausgerüſtet, mit der Kenntniß des Landes, die er auf der erſten Tour erworben, mit Muth und Ausdauer, wie ſie nur je ein Menſch bewieſen, mußte er doch in den entſetzlichen Wüſten, die das Innere dieſes weiten Landes bilden, elendiglich umkommen, und ſeine Gebeine bleichen jetzt vielleicht neben irgend einer Salzquelle, vom Sand der Wüſte bedeckt. Ich bin ſonſt wahrlich nicht furchtſam, aber ein heimliches Grauſen durchrieſelt mich jedesmal, wenn ich auf das Innere dieſes ungeheuren räthſelhaften Landes blicke, das ſeinen kühnen Bewohnern noch immer hartnäckig die ſtarre Sandwüſte entgegenhält. Trotz allen Verſuchen das Innere zu erforſchen, trotz aller Aufopferung, trotz allem Todesmuth, es blieb vergebens, und wer weiß ob es je den Menſchen gelingen wird, die ganze Inſel zu durchwandern."

„Es hat aber auch einen eigenen Reiz in ſolche, noch unbetretene Wildniß vorzudringen," ſagte Jean, der, auf ſein Gewehr geſtützt, lange und ſinnend nach Süden hinabgeſchaut hatte. „Faſt unwillkürlich treibt und drängt es uns vorwärts, und — der Drang wird um ſo mächtiger, wenn gerade dahinter das Ziel unſeres ganzen Lebens liegt, und unſeren ausgeſtreckten Armen faſt erreichbar ſcheint."

„Dir ſteckt die Dirne aus dem goldenen Kreuz noch im Kopf," lachte François, „aber ich weiß nicht, ob ein paar tauſend Meilen Sand und Salzwaſſer nicht ſelbſt die heißeſte Liebe, ich will nicht gerade ſagen abkühlen, aber doch wenigſtens auftrocknen könnte. Wenn ich meinestheils ein ganzes Penſionat von lauter Geliebten in Sydney ſitzen hätte, es würde mir nicht einfallen, ſo parteiiſch für mein Herz, Magen und Kehle auf eine ſo entſetzliche Weiſe zu behandeln.“

„Bah,“ ſagte Jean leicht erröthend, „du biſt reiner Materialiſt, François und haſt keine Idee davon was wirkliche Liebe iſt. Der allein glaub ich auch, wäre es nur möglich, alle ſolche Schwierigkeiten zu beſiegen, die uns bei ruhigem Blut, bei kalter Ueberlegung geradezu unüberwindlich ſcheinen.“

„Es giebt für ſolche Zwecke ein noch mächtigeres Gefühl, Jean,“ nahm aber Hans jetzt das Wort — „und zwar der Ehrgeiz. Es iſt das die mächtigſte, aber auch furchtbarſte Gewalt unſeres ganzen Syſtems, und kann ſich ſelber nur in ſolchem Falle übertreffen, wo er ſich mit der Liebe vereinigt, und das arme Menſchenherz dann zu Sieg und Ruhm oder — zu ewigem Verderben mit fortreißt. — Ich habe in meiner Zeit von beiden Beiſpiele erlebt, die —“

Ein wilder, merkwürdiger Laut unterbrach ihn plötzlich, und alle drei griffen wie unwillkürlich nach ihren Gewehren.

„Ku-ih!“ tönte es aus dem Wald heraus, das den oberen Hügelhang begränzte, „Ku-ih!“ und der gleiche Ruf antwortete von zwei verſchiedenen Stellen im Thal.

„Was für ein Thier war das?“ frug François leiſe, als die Töne endlich ſchwiegen, indem er vorſichtig nach dem nächſten Dickicht hinüberhorchte.

„Vielleicht unſere Freunde von heut' Morgen,“ lachte Hans endlich, mit den Blicken den Waldrand nach jener Richtung hin muſternd, von woher der Laut zum erſtenmal getönt. — „Jedenfalls waren es Eingeborne, denn das iſt ihr Ruf. Möglich kann es auch ſein, daß es als eine Art telegraphiſche Meldung beabſichtigt wurde, den Cameraden unten im Thal wiſſen zu laſſen, daß wir bis hier oben glücklich angelangt ſeien.“

„Wir reiſen ja da ordentlich wie die hohen Herrſchaften in Europa,“ lachte Jean, „von denen auch die Zeitungen jeden Schritt und Tritt, jeden Biſſen den ſie eſſen, jeden Schluck den ſie trinken, melden, und — noch mehr melden würden, wenn ſie ſich eben nicht genirten. Aber — ich muß aufrichtig geſtehen, ich mache mir für den Augenblick nichts aus einer derartigen Berühmtheit, und wenn ich wüßte daß ich die Rolle auch gut durchführen könnte, hätte ich gar nichts dagegen mich, ſo lange ich hier an Land wäre, ſchwarz anzuſtreichen und incognito zu reiſen.“

„Hier auf dem Berg ſind wir ihnen auch vollkommen preisgegeben,“ meinte François kopfſchüttelnd. „Sie können jede unſerer Bewegungen beobachten, und ſich nachher prächtig ins Dickicht in den Hinterhalt legen, ehe wir nur einmal ahnen daß ſie in der Nähe ſind. — Wenn ſie nur mit Bill nichts unter der Zeit anfangen. Bill iſt ein ganz tüchtiger Kerl, und fürchtet ſich vor dem Teufel nicht; aber wo es heißt irgend einer Liſt zu begegnen, da traue ich ihm eben nicht übermäßig viel zu.“

„Mir iſt das auch ſchon im Kopf herumgegangen,“ ſagte Hans, „und ich habe nur dabei meine Hoffnung auf Timor geſetzt, der, ſelber halb ein Wilder, ſich nicht wird ſo leicht überliſten laſſen. — Hättet Ihr nicht Euer Herz einmal darauf geſtellt, ich wäre auch gar nicht aus dem Boot gegangen.“

„Ja, und ich glaube wir haben dabei einen dummen Streich gemacht,“ entgegnete ihm Jean kopfſchüttelnd. Ich gebe allerdings zu, daß ich ſelbſt jetzt noch dabei wäre, wenn Ihr Euch alle dahin entſchlöſſet die Landtour nach dem Süden hinunter zu unternehmen, ſo verzweifelt das Mittel auch ſein möchte, um von hier fortzukommen. Dann aber hätten wir auch unſer Boot ganz im Stich laſſen, und unſere Kräfte nicht zerſplittern ſollen. Ueberdies ſehe ich jetzt nicht recht gut ein was wir hier eigentlich wollen. Proviant brauchen wir hier noch nicht, ſondern verzehren im Gegentheil mehr als mir ſcheint, daß wir hier wieder einlegen können, und vom Land werden wir auch nicht mehr zu ſehen bekommen als wir bis jetzt geſehen haben. Es iſt eine troſtloſe, entſetzliche Wildniß und ich ſtimme dafür, daß wir ſobald als möglich machen wieder abzukommen. Wollen wir dabei noch ein Uebriges thun, ſo können wir ja eben nur einen Bogen durchs Thal ziehen, die Vegetation unten ein wenig genauer kennen zu lernen, dann ſind wir gegen Abend wieder am Ufer, rufen unſer Boot an und ſchlafen die Nacht an Bord wahrhaftig beſſer und ſicherer als hier, wo man nie weiß von welcher Seite die ſchwarzen Schufte zuerſt über uns einbrechen mögen.“

„Ja, und je eher wir hier fortkommen, deſto beſſer,“ ſtimmte François etwas kleinmüthig bei, „denn, weiß der Böſe woher es kommt, aber meine Schuhe fangen auch an zu drücken, und den einen hab' ich mir auch ſchon in dem ſcharfen Boden hier aufgetreten. — Mit keiner Silbe hatt' ich ja daran gedacht, daß man zu einer Fußreiſe zu Land auch tüchtiges Schuhwerk nöthig hat, denn das leichte Zeug, womit wir an Deck herumlaufen müſſen, damit wir dem Capitän das Quarterdeck nicht zerkratzen, würde bald fertig werden. Nachher was dann? Nein, eine Landreiſe klingt recht gut von Bord aus, aber mir iſt's doch jetzt ungemein lieb, daß wir noch den Hinterhalt an unſerem Boot haben. Nun Hans, wie ſtehts? — was giebts wieder?“

„Meine Meinung braucht Ihr nicht erſt zu hören,“ ſagte dieſer, ohne die Augen jedoch von einem gewiſſen Punkt des Waldſtreifens, der ſich unſern von ihnen über den Berg hinzog, zu verwenden. — „Ich bin von Anfang an gegen einen ſolchen Marſch geweſen, und wußte recht gut Ihr würdet das Wahnſinnige eines ſolchen Unternehmens einſehen, ſobald Ihr nur einmal den Fuß an Land geſetzt hättet. Aber ich glaube, wir bekommen Beſuch,“ fuhr er dann fort, den Arm nach der Richtung hin ausſtreckend, nach der er ſchaute. „Dorthin regt ſich's jedenfalls, will aber noch nicht recht heraus. Nun wir brauchen uns wenigſtens keine Mühe zu geben unſere Anweſenheit geheim zu halten, denn ich bin feſt überzeugt, wir werden von allen Seiten ſcharf genug beobachtet.“

„Ku-ih!“ rief es in dem Augenblick wieder aus dem Walde herüber, und Hans wollte eben die Hand an den Mund heben, den Ruf diesmal zu beantworten, als dicht hinter ihnen, wo ein kleiner Vorſprung des Hügels auslief, daß ſie die Ecke nicht hatten überſehen können, der Schrei laut und ſorglos beantwortet wurde.

Wie der Blitz fuhren die drei nach dem unerwarteten Ruf herum, und unwillkürlich riſſen ſie ihre Gewehre in die Höhe, Hans aber winkte ihnen auch ebenſo raſch ſich ruhig zu verhalten, und nur nach der Gegend zu Front machend, von der der Laut kam, ſtanden ſie ſtill und regungslos.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Noch keine halbe Minute hatten ſie ſo geſtanden, als ein Schwarzer, vollkommen nackt, und nur mit einem kurzen Speer bewaffnet um den Abſprung des Hügels bog. Er hielt den Blick auf den Boden geheftet, und es war augenſcheinlich, daß er keine Ahnung von der Anweſenheit der weißen Männer haben konnte. In dem Moment aber, wo ſie glaubten daß er jetzt erſtarrt vor Schreck zu ihnen aufſchauen und die entſetzlichen Weißen vor ſich erblicken ſollte, war er plötzlich wieder faſt wie in den Boden hinein verſchwunden.

„Peſte!“ riefen Jean und François faſt zu gleicher Zeit; als Hans aber raſch dem kleinen Abhang zuſprang, zu ſehen was aus ihm geworden, konnte er eben noch die dunkle Geſtalt erkennen, wie ſie an dem bröcklichen Geſtein, ganz gleichgültig gegen irgend eine Gefahr von Knochenbrüchen oder ſonſtigen Quetſchungen mehr niederrollte als glitt, und wie eine Schlange unter den nächſten Büſchen verſchwand.

„Wenn der Burſche nicht feſt überzeugt iſt den Teufel geſehen zu haben,“ lachte Jean, „ſo will ich nie wieder auf Salzwaſſer fahren. Der wird eine ſchöne Geſchichte erzählen, wenn er zu Haus kommt.“

„Der muß noch keine Ahnung von uns gehabt haben,“ meinte François.

„Es mag wohl ſelten genug vorkommen,“ ſagte Hans, „daß Weiße hier an der Küſte landen, denn die Eingebornen hier haben vielleicht einen noch ſchlimmeren Ruf als ſie verdienen. — Wir würden auch manchem auf dieſe Art begegnen, wenn wir länger hier blieben. Aber Jean hat recht — auch ich ſehe nicht den geringſten Nutzen weiter für uns darin, nur Schaden; alſo je raſcher wir wieder fortkommen, deſto beſſer, und zu dieſem Zweck nehmen wir ebenſo gut den nächſten Weg nach der Küſte zu, wo wir allerdings durch eine längere Strecke Thalland müſſen, aber auch die offene Küſte eher erreichen und das Boot anrufen können.“ — Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, wollte er den bezeichneten Weg vorangehen, als ihn Jean noch einmal am Arm ergriff und gegen den Hügel, an dem ſie ſtanden, hinüberdeutend, ausrief:

„Aber ſieht das hier nicht ſo aus wie bewohnter Boden? — die freie, ſcharf vom Wald begränzte Fläche, die baumſtumpfähnlichen Ameiſenhügel, jene faſt regelmäßig eingeſchnittene Hecke. — Ich glaube wahrhaftig hier iſt einmal Feld geweſen."

„Ein Schlachtfeld vielleicht feindlicher Stämme," erwiderte Hans kopfſchüttelnd, „ſonſt wahrlich kein anderes. — Mein Camerad, all dieſe weiten ungeheueren Strecken des nördlichen Auſtraliens liegen noch wild und unberührt, ein oder zwei kleine Forts weiter weſtlich hin ausgenommen — und werden auch wohl ſo lange ſo liegen bleiben, bis es hier auf unſerer guten Erde recht an Platz zu fehlen anfängt, oder — die Leute ſich mit Salzwaſſer anſtatt friſchen Quellen zu begnügen lernen. — Aber fort — da gerade vor uns tönt ſchon wieder ein Ku-ih der Eingebornen, es wird Zeit daß wir nach unten gehen, denn die Sonne ſinkt mehr und mehr, und — ich weiß nicht, ich fühle mich Bills wegen beunruhigt. Dort hinüber kann ich auch nicht einmal das Boot ſehen, und das müßte doch eigentlich von hier aus gut zu erkennen ſein."

„Es wird hinter der kleinen Inſel liegen," meinte François — „die ſteigt ſo mit der Ebbe höher und höher hinauf. — Mir ſcheint, wir haben jetzt niedrig

Waſſer. Wetter noch einmal, wie lange wir ſchon hier herumgeklettert ſind.“

Hans warf noch einen langen forſchenden Blick über den ruhigen Spiegel dieſer weiten, mit Inſeln und Klippen überſtreuten Binnenſee, und ſtieg dann ohne Weiteres nach unten, ihren Weg gegen die Küſte hin zu ſuchen. Das war aber nicht ſo leicht ausgeführt, als ſie im Anfang geglaubt haben mochten. Gerade dem Strande zu breitete ſich ein ſo entſetzliches Dickicht von jenen Theebaumdickichten mit durcheinander geſtürzten Cycas und Bankſias und Pandanus aus, daß ſie mit ihren Packen oft Viertelſtunden lang gebrauchten, ſich nur eine kleine Strecke weit fortzuarbeiten, und die zähen Stämme nie brechen, ſondern höchſtens nur aus dem Weg biegen konnten.

Hans hatte gleich von Anfang an vorgeſchlagen wieder umzukehren, und lieber den Weg zurückzumachen den ſie gekommen waren. Jean und François wollten aber den mühſeligen Pfad nicht zurück, da dem letzteren beſonders die Füße wie Feuer brannten. Während ſie deshalb mit jedem Schritt hofften den helleren Waldſtreifen zu erreichen, hinter dem endlich der offene Strand ſichtbar werden mußte, arbeiteten ſie ſich tiefer und tiefer in das Dickicht hinein. Zuletzt fehlte ihnen ſogar die Richtung, und ſie fanden bald daß ſie viel weiter in den Thalgrund hineingerathen ſein mußten als ſie im Anfang beabſichtigt hatten.

Dabei rückte der Abend mehr und mehr vor, und Hans blieb endlich ſtehen, da ihm die Vegetation um ſich her vorkam, als ob ſie ſich eher wieder den Hügeln als dem Strande der See näherten. — Die verſchiedenartigen Gumbäume, Eiſenrinde, Melaleuca, Gum und Stringybark, mit Acacien und Cypreſſen zeigten ſich, und von dem Mangroveſumpf, den ſie kreuzen mußten ehe ſie den Strand erreichten, war noch nicht die Spur zu ſehen.

„Hier dürfen wir nicht mehr weiter," ſagte er endlich, „denn ich fürchte wir haben uns ſchon ſeit etwa zwei Stunden die größte Mühe gegeben, von unſerem Boote fortzukommen, anſtatt darauf zuzugehen — wo iſt jetzt die See — wo ſind die Hügel? —"

„Ja, wenn mich Einer auf den Kopf ſtellte," lachte Jean, „ich könnt's nicht ſagen; Wetter noch einmal, ich weiß nicht einmal wo Nord und Süden iſt, ſo lange ich die Sonne nicht ſehen kann."

„Norden iſt dort," ſagte Hans, „und Süden hier, aber ich fürchte wir ſind zu weit in das Thal des Fluſſes ſelber hinein gerathen, und da wird uns die Himmelsrichtung inſofern irre geführt haben, als ſich die breiteſte Strecke Sumpfland gerade hier nach Norden hinaufzog; unſere einzige Wahl bleibt jetzt nur geradezu nach Oſten hinüberzuarbeiten, und dann unſerem guten Glück zu vertrauen, wohin wir kommen, und wo wir zuerſt frei von dieſem Chaos von Zweigen und Stämmen werden.“

Neunzehntes Capitel.

Das Bivouak.

Die beiden Franzoſen, ſo ſchon durch das ungewohnte Gehen und Klettern, ermüdet und abgemattet waren durch das Hindurcharbeiten durch Dornen und Schlingpflanzen und niedergebrochenes trockenes Holz oder verwachſene Büſche ſo erſchöpft worden, daß ſie kaum mehr ihre Glieder regen konnten. Das Bewußtſein ſich verirrt zu haben, oder wenigſtens nicht mehr genau zu wiſſen wo man ſei — jedenfalls ein geringerer Grad deſſelben — ſchien dabei nicht geeignet ſie heiterer zu ſtimmen. Der Waſſervorrath den ſie mitgenommen, war ebenfalls ſchon aufgezehrt, die Zunge klebte ihnen fortwährend am Gaumen, und das in den Flaſchen warm gewordene Getränk löſchte nicht einmal mehr ihren Durſt.

Hans wußte zu gleicher Zeit recht gut, daß ein Berathſchlagen mit den beiden doch weiter nichts gefruchtet hätte. Ruhig deshalb die Bahn verfolgend, die er für die richtige anſah, hielt er ſich jetzt am Ufer einer ſchmalen Salzwaſſer-Lagune, die nach Nordoſten zulief, und in ihrem inneren Bett etwas offenere Vegetation zeigte, und ſuchte dabei ſo raſch als möglich vorwärts zu bringen. Aber es half ihm alles nichts, die Nacht brach an, ehe ſie auch nur einen anderen, der See näher ſcheinenden Ort erreicht hatten, und es blieb ihnen jetzt nichts weiter übrig als da, wo ſie ſich gerade befanden, ein Lager aufzuſchlagen und den dämmernden Tag zu erwarten.

Jean wollte nun freilich auch noch die Nacht benützen, den Strand doch am Ende zu erreichen, da, wie er gehört hatte, die Eingebornen in dunkler Nacht nie gern ihren Lagerplatz verließen. Hans weigerte ſich aber entſchieden aufs geradewohl noch weiter, beſonders im Dunkeln durch die Büſche zu kriechen, und warf nicht mit Unrecht ein, daß ſie möglicherweiſe dadurch immer weiter vom Boote abkämen. Dagegen konnten ſie in der Nacht wenn alles ruhig geworden war und beſonders der Lärm der wilden Tauben hier im Unterholz aufgehört hatte, ihre Gewehre abſchießen und Antwort vom Boot aus bekommen, wonach ſie dann die genaue Richtung wußten, in der daſſelbe lag.

Dieſem fügten ſich François und Jean endlich ebenfalls, und bald loderte mitten in einem Pandanusdickicht ein luſtiges Feuer auf, um das ſie ihre Gewehre jedoch immer ſchußfertig neben ſich lagerten, und von ihren Proviſionen ein reichliches Mahl hielten. Der mitgenommene Wein kam ihnen jetzt ſehr zu ſtatten, denn ſie hatten kein Waſſer finden können, und erſt nachdem alles ſtill und ruhig um ſie her geworden, und nur noch hie und da das Zirpen einer Grille oder das wunderliche Geräuſch eines einzelnen „fliegenden Fuchſes" die Ruhe der Nacht unterbrach, nahm Hans ſein Gewehr, um es nach der Richtung zu, nach der er das Boot vermuthete, abzufeuern.

In dem Augenblick tönte ſchwach, aber nichtsdeſtoweniger deutlich, der Schall eines Schuſſes zu ihnen herüber, und als ſie ſämmtlich von ihren Sitzen emporfuhren und horchten, hörten ſie unverkennbar das zweite Signal.

„Das iſt geſcheut!" ſagte François, während er den Hahn ſeines eigenen Gewehres ſpannte — „nun wollen wir" —

„Halt!" unterbrach ihn aber Hans, indem er die Hand auf das Gewehr des Franzoſen legte, „Bill erſpart uns die Nothwendigkeit, der ganzen Nachbarſchaft anzugeben wo wir uns gegenwärtig befinden, und es wäre mehr als thöricht, das jetzt leichtſinnig zu mißbrauchen.“

„Aber ſie werden im Boote glauben wir hätten es nicht gehört,“ ſagte Jean.

„Deſto beſſer,“ erwiderte Hans, „dann ſchießen ſie noch einmal, und die Schwarzen hier herum erfahren um ſo deutlicher, daß auf dem Waſſer noch andere Weiße ſind, die ſich um ihre Landsleute bekümmern.“

Das Zeichen wurde deshalb nicht erwidert, die regelmäßige Wache aber mit jeder nur möglichen Vorſicht geſtellt. Hans ſelber übernahm die Morgenwache, weil dieſe von den wilden Stämmen faſt ſtets zur Zeit ihrer Angriffe gewählt wird, wenn ſie überhaupt etwas Bösartiges und Feindliches im Sinne haben. Die Nacht verging aber, wirklich wider Erwarten, vollkommen ruhig. — Sie hörten das Ku-ih der Wilden wohl nach verſchiedenen Richtungen hin in den Büſchen, aber Niemand beläſtigte ſie, und mit dem erſten Dämmerſchein des jungen Morgens hatte Hans ſchon ſeine beiden Cameraden geweckt und munter, jedes Angriffs gewärtig.

Eine halbe Stunde hatten ſie ſo zuſammen geſeſſen und eben ihr Frühſtück beendet, um mit vollem Tageslicht zum Aufbruch fertig zu ſein. Der Tag war auch nicht mehr fern, denn der öſtliche Himmel deckte ſich ſchon mit einem rothglühenden Schein. Da hörten ſie plötzlich in einem kleinen Pandanusdickicht dicht bei, Schritte, und gleich darauf, die Gewehre im Anſchlag und lautlos das Näherkommen des Gegners erwartend, trat keineswegs ein Feind, ſondern niemand weiter als ein einzelner, nur mit ſeinem kurzen Speer und dem Wurfholz bewaffneter Schwarzer aus den nächſten Büſchen. Dieſer kam aber allem Anſchein nach ganz unbekümmert um die Anweſenheit der Weißen, den Blick nur auf das Feuer gerichtet, auf ſie zu, und ſtand wirklich ſchon zwiſchen ihnen, dicht vor den glimmenden Kohlen, ehe er nur einmal aufſchaute. Die Wirkung aber war auch fabelhaft.

Einen Blick nur warf er umher. Dann aber, als er entdeckte in weſſen Nachbarſchaft, ja in weſſen Gewalt er ſich befand, vielleicht zur ſelben Zeit auch halb ſeiner Sinne beraubt, in dem einen entſetzlichen Gedanken dem Devil Devil, oder ſonſt einem anderen Ungethüm ſeiner Heimath in die Hände gerathen zu ſein, lief er, wie es eine Katze unter ähnlichen Umſtänden gethan haben würde, in faſt wunderbarer Schnelle an dem ihm nächſten Gumbaum empor, wo er in dem höchſten Wipfel deſſelben, und ſo weit wie ihn das Holz nur tragen konnte, regungslos ſtehen blieb.

Daß dieſer Schwarze nichts Böſes gegen ſie im Schilde geführt, ja ihre Anweſenheit nicht einmal geahnt, und ihr Feuer für das ſeines eigenen Stammes oder ſeiner Bekannten gehalten, war natürlich, und die jungen Leute ſuchten ihn nun durch Zureden, durch Winken und Schwenken von Büſchen zu überzeugen, daß er von ihnen nichts zu fürchten habe, und ruhig und ungehindert herunterkommen möge. Umſonſt — wie eine aus ſchwarzem Marmor gehauene Statue ſtand er ſtarr und regungslos oben in dem Baumwipfel. Kein Lärm der unten gemacht werden konnte, ſchien ihn zu bewegen auch nur das geringſte Lebenszeichen von ſich zu geben, und ſelbſt als Hans jetzt ſein Gewehr aufgriff, ſeine beiden Signalſchüſſe abzufeuern und Bill zugleich mit dem Boot zum Strand zu rufen, blieb er noch in ſeiner Stellung da oben, als ob er zu dem Baum gehöre, und mit ihm, als wunderliche Frucht, aus der Erde aufgewachſen ſei.

„Hol' den Burſchen der Henker," rief François endlich ungeduldig — „wir wollen ihm doch zeigen daß wir ebenfalls klettern können, und im Stande wären ihn herunterzuholen, wenn wir ihn nur haben wollten" und damit lehnte er ſein Gewehr gegen einen umgefallenen Stamm, und fing an den ihm nächſten Baum hinaufzuklimmen. Er war aber noch nicht ſeine eigene Länge vom Boden auf, als der Wilde plötzlich bewies, er ſei weder taub noch ſtumm. Er ſchrie und „birrrrte,“ ku-ichte und hallote und machte in der That jede Art von Spectakel, die er da oben möglicherweiſe machen konnte, und das alles mit ſolcher Energie, daß François erſchreckt wieder niederglitt und zu ihm aufſchaute.

„Der Burſche wird uns den ganzen Stamm über den Hals ziehen,“ fluchte Jean — „ich glaube er ſchreit Beſchwörungsformeln von da oben herunter, daß wir ihn nicht freſſen ſollen. — Seht nur wie er ſpuckt und pruſtet. — Es wird uns nichts übrig bleiben als ihm eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen. Wer weiß überhaupt, ob er nicht mit zu den Schuften gehört, die geſtern Morgen ihr Beſtes verſuchten uns zu erſäufen, und der Spectakel da oben nur die Folgen ſeines böſen Gewiſſens ſind.“

„Horch — das war ein Antwortſchuß vom Boot!“ rief Hans dagegen. — „Kommt, laßt dem armen Teufel Raum vom Baum hinunter und ins Freie zu kommen; er hat Angſt genug ausgeſtanden, und ſein Tod könnte uns wenig nützen. Wir ſind ſicher nicht weit mehr vom Strand entfernt, und können ihm das

Vergnügen, ſich einmal ordentlich auszuſchreien, ſchon gönnen.“

„Und unter der Zeit brüllt uns der Burſche die ganze Nordküſte zuſammen,“ fluchte Jean.

„Nun, ſo laß ihn,“ lachte Hans, „ſind wir erſt auf offenem Strand, wagt ſich keiner der ſchwarzen Burſchen an uns. Hier dagegen, wenn wir länger blieben, wären wir allerdings leichter einem Angriff ausgeſetzt. Ueberdies wird das Boot jetzt ſo raſch herankommen, wie es Bills und Timors Ruder bringen können, und je eher wir das erreichen, deſto beſſer.“

Damit waren ſeine beiden Cameraden ebenfalls einverſtanden, und ihre wenigen Sachen zuſammenpackend, zogen ſie ſich vor allen Dingen erſt einmal eine kurze Strecke von dem Baum zurück, auf dem der Schwarze noch immer ſchrie und tobte, und jedenfalls die Genugthuung hatte, daß ihm ſchon von mehreren Seiten geantwortet wurde. Sie hörten jetzt das Ku-ih der Eingebornen an verſchiedenen Stellen im Wald.

Kaum aber ſah der ſo wunderlich Gefangene die friedliche Bewegung der vermutheten Feinde, als er ſeine Schreiübungen einſtellte, und noch hatten ihn dieſe kaum zwanzig Schritte freigegeben, als er mit

Blitzesſchnelle, und gänzlicher Mißachtung aller ſeiner Gliedmaßen, an dem Stamm mehr hinunterſchoß wie glitt, und zwei Secunden ſpäter auch in dem dichten Gebüſch von Pandanus- und Theebaumgeſträuch ſpurlos verſchwunden war.

Das Ku-ihen der Schwarzen kam indeß näher und näher, und ſo komiſch auch wohl der Rückzug des eingeſchüchterten Wilden war, durften ſie ſich doch nicht lange damit aufhalten. Der Richtung alſo folgend, die ſie ſich nach dem Schuſſe gemerkt, und die allerdings von der geſtern vermutheten um ein Bedeutendes abwich, durchſchritten ſie raſch ein hier etwas offenes Terrain von Boxholz und Caſuarinen, das ſeinerſeits wieder von Pandanus, Theebaumſträuchen und Cycas, ſo wie einzelnen Arten von Acazien begränzt war, paſſirten ein altes Lager der Blacks, neben dem ganze Berge von Muſchelſchalen lagen, und erreichten, nach einem etwa halbſtündigen Marſch, unangefochten von den Schwarzen, aber oft durch ihre jetzt ganz nahen Rufe gewarnt, den Mangroveſumpf und mit dieſem, das Ueberklettern über Wurzeln und niedergeſtürzte Stämme nicht achtend, den freien offenen Strand von glattem hartgeſchlagenem Korallenſand.

„Hurrah!" rief Jean, der mit einem etwas gewagten Satz den letzten Schlammſtreifen überflogen hatte, und zuerſt wieder feſten ſicheren Boden betrat — „hurrah — allen Reſpect vor der Landpartie — mir iſt Salzwaſſer lieber — aber wo iſt das Boot?“

Hans war im nächſten Augenblick an ſeiner Seite und das leichte Fernrohr, das er ſich umgehangen als ſie das Boot verließen, raſch öffnend und richtend, überflog er zuerſt die nächſte Nähe der kleinen Inſel, wo ſie das Boot vermuthen mußten, und dann den Horizont mit dem Glas, ohne das Geſuchte zu finden.

François, der erſt noch einmal in ein Schlammloch gerathen war, ſich aber wieder herausgearbeitet hatte, ſtand jetzt ebenfalls an ihrer Seite, und rief, nachdem er einen flüchtigen Blick über die Oberfläche des Waſſers geworfen und dieſen jetzt auf der Inſel wenige Secunden aufmerkſam haften ließ —

„Was iſt das dort? —

„Was? — wo? — frugen Jean und Hans raſch und zu gleicher Zeit, und Hanſens Fernrohr haftete auch in demſelben Moment, wo er die Richtung von François ausgeſtrecktem Arm gewahrte, auf der kleinen ſchon mehrfach beſprochenen Inſel.“

„Dort iſt Bill!“ rief er aber kaum zwei Secunden ſpäter, und das Wort war kaum ſeinen Lippen entfloher, als der Knall des Gewehres wieder zu ihnen herüberdrang.

Er will uns zeigen daß er uns geſehen hat," rief Jean lachend, „mich wunderts nur, wo er die Courage hergenommen ſeine alte Muskete ſo oft abzufeuern — er muß ſich ſchon ordentlich daran gewöhnt haben."

„Dort geht das Boot," rief François plötzlich, deſſen ſcharfes Auge die dunklen Umriſſe des kleinen Fahrzeugs in demſelben Moment erſpähte, als es hinter der kleinen Inſel, die es bis dahin ihren Blicken entzogen, vorſchoß.

„Teufel!" ſchrie aber auch Hans in dieſem Augenblick, mit dem Fuße ſtampfend — „wir ſind verloren. — Es iſt in der Gewalt der Schwarzen."

„Der Schwarzen?" ſtöhnten die beiden Franzoſen entſetzt — „das iſt ja nicht möglich."

„Da ſeht ſelber," erwiderte ihnen Hans tonlos, indem er Jean das Glas hinüberreichte — „nun ſei uns Gott gnädig in unſerer Noth."

Zwanzigſtes Capitel.

Bill's Wacht.

Wir müſſen jetzt zu unſerer Bootsmannſchaft, Bill und Timor zurückkehren, die wir verlaſſen hatten als ſie wieder vom Lande abkreuzten, um in ſicherer Entfernung das Zeichen ihrer ans Ufer gegangenen Cameraden zu erwarten.

„Hm!“ ſagte Bill nach einer langen Weile, in der keiner der beiden auch nur ein Wort geſprochen — „eigentlich ärgerts mich, daß ich nicht mit an Land bin. — Iſt doch ein anderes Leben, als hier ewig die Knie eingezwängt zu haben zwiſchen die Bootsdoften, und blaue Luft über ſich, blaues Waſſer unter ſich zu ſehen. So eine acht Tage halt ichs immer vortrefflich am Ufer aus, nur nachher wirds langweilig, und ich ſetze dann allerdings am liebſten wieder Segel — aber eine Weile gefällt mir's doch.“

„Tuwan Bill würde ſich hier aber ſehr wenig unterhalten,“ lachte Timor in ſeinem gebrochenen Engliſch, indem er den eben wieder zugerichteten Fiſchhaken über Bord warf und nachſchleifen ließ. — „Viel Wald hier und viel Buſch, und viel böſe Wilde — und viel Thiere, und viel nichts zu eſſen und zu trinken.“

„Viel nichts zu trinken, ah?“ ſagte Bill und verzog den Mund faſt zu einem Lächeln, was aber ſelten oder nie bei ihm ganz zum Ausbruch kam, „das wäre freilich bös, Timor, herzlich bös, und ein ordentlicher Kerl ſollt' es bald ſatt bekommen. — Aber es wäre doch eine Veränderung, und man könnte jeden Augenblick wieder an Bord kommen.“

„Wenn man nicht im Wald irre läuft,“ ſetzte Timor hinzu — „Waſſerleute wiſſen ſelten viel mit Wald Beſcheid — Waſſerleute ſteuern bald den, bald den Cours in Buſch, wenn ſie keinen Compaß haben — auſtraliſche Buſch viel ſchlimm zu laufen.“

„Hm! das wäre ein ſchöner Spaß,“ brummte Bill leiſe vor ſich hin, „wenn unſerer Geſellſchaft da drin etwas Aehnliches paſſirte. Hätten wir nur wenigſtens ein Rakete, ſo könnten wir die heut' Abend aufſteigen laſſen — das bliebe jedenfalls das ſicherſte.“

„Tuwan Bill muß heute nach Dunkelwerden zweimal Gewehr abſchießen,“ argumentirte dagegen der kleine Malaye — „Tuwan Bill . . .“

„Will verdammt ſein, wenn er das verwünſchte Schießeiſen wieder in die Hand nimmt,“ unterbrach ihn der Matroſe aber raſch und mürriſch — „ich habe mir einmal die Schulter damit ausgerenkt, und der Knochen ſitzt eben nur erſt wieder in der Pfanne.“

Der Malaye ließ ſich aber nicht ſo leicht abweiſen. Er wollte ſchon früher einmal in dieſem Theil des Landes, den er Marega nannte, und zwar mit ſeinen Landsleuten von Timor aus, zum Fiſchen geweſen ſein, und konnte die Gegend gar nicht traurig und waſſerarm genug beſchreiben. Hätten die Wanderer dann auch noch dazu die Richtung verfehlt, ſo müßten ihnen ein paar Signalſchüſſe, nachdem der Wald ruhig geworden, von unendlichem Nutzen ſein, und wenn Bill ſich zu ſchießen fürchtete — der ſchlaue kleine Burſche faßte den alten Matroſen beim Ehrgefühl — „ſo ſolle er ihm nur die Flinte geben — er wolle ſie ſelber abfeuern.“

Das konnte Bill doch unmöglich zugeben, und that endlich eine halbmürriſche Zuſage, dem Rathe Folge zu leiſten — heißt das mit der vorſichtigen Clauſel: nur wenn ſie nicht ſelber noch vor Dunkelwerden wieder etwas von den ihrigen geſehen hätten.

Geſtern Abend — und ſie hatten den Tag über dicht hinter der kleinen Inſel gelegen, hatte Timor die „Wacht zur Coje,“ d. h. konnte ſchlafen, während Bill „an Deck“ munter bleiben mußte. Als Timor endlich die Augen wieder aufſchlug, denn der kleine Burſche ſchien ordentlich zu fühlen, wie ihre beiderſeitige Sicherheit mehr von ſeiner eigenen Wachſamkeit, als der ſeines älteren Gefährten abhänge, ſaß Bill im Heck vom Boot und nähte, ohne nur einen Blick links oder rechts hinauszuwerfen, eifrig an einem kleinen viereckigen Säckchen, das er eben beendet und mit etwas Heu aus einer der Flaſchenkiſten geſtopft hatte. Er war gerade damit fertig, und jetzt dabei, eine Strippe daran zu befeſtigen. Timor, nachdem er im Boot aufgeſtiegen und ſich rings umgeſchaut hatte, ſah ihm eine Weile neugierig zu und ſagte endlich, ganz verwundert der ſonderbaren Verrichtung zuſchauend:

„Aber Tuwan Bill, was das? — macht kleine Polſter für Boot? — hier nicht Felſen und nicht neue Schiff.“

„Für Boot?“ knurrte aber Bill zwiſchen den Zähnen durch, indem er ſeiner Hände Werk wohlgefällig betrachtete, und auf dem Knie vorn eindrückte und weich machte, „Boot ſoll verdammt ſein; nein, meine eigenen Schultern will ich mir nicht ſchamfielen*). Wenn ich denn doch einmal die blutige Donnerbüchſe wieder abbrennen ſoll, hab' ich mir hier das Kiſſen gemacht, zum Unterlegen. Aber was giebt's nun wieder? — heh? was haſt du zu gucken, Braunfiſch. — Sind die ſchwarzen Canaillen wieder im Anſegeln?“

„Was der weiße Punkt da, Tuwan Bill?“ ſagte aber Timor, der auf eine der Doſten geſprungen war, und ſich ſo viel als möglich auf die Fußſpitzen hebend, nach Oſten, wo die „Barrier Riffe“ lagen, hinüberzeigte — „da drüben, da weiter links — gerade über die kleine Sandbank dort.“

---

*) Durch Reiben beſchädigen oder abnützen.

„Hm, das ſieht wahrhaftig wie ein Segel aus,“ ſagte Bill nach einer Weile, in der er ſich bemüht hatte den von dem ſchärferen Auge des Knaben bezeichneten Punkt zu finden — „aber ausmachen kann ich's doch noch nicht recht. Es kann auch ein Waſſervogel oder ein weißes Riff, oder Gott weiß was ſonſt, in dieſem verwünſchten Fahrwaſſer ſein, wo ein ordentlicher Seemann eigentlich gar nichts drin zu verlieren haben ſollte. Wo ſonſt eine Klippe oder Sandbank in der Karte angegeben iſt, giebt man ihr gewöhnlich fünf bis ſechs und mehr Meilen Seeraum und iſt froh wenn man ſie gar nicht, oder doch nur wenigſtens von den Marſen aus zu ſehen kriegt, und hier jagt man mit dem Schiff gerade mitten hinein, als ob man im Nothfall auch ein paar Räder oder Kufen drunter ſchrauben, und damit über alle möglichen Steine und Korallen und Sandbänke wegfahren könnte. Nun meinetwegen,“ ſetzte er hinzu, während er wieder von der Bank herunterſtieg und ſeinen vorigen Platz einnahm, „laß es auch ein Segel ſein; deſto früher kommen wir vielleicht von hier fort.

Weit kann es heute Abend nicht mehr gehen, ehe es Anker werfen muß, und dann wirds morgen Nachmittag etwa gerade in Zeit hier eintreffen, unſere ganze Geſellſchaft wieder bei einander zu finden.“

Timor hätte ſich nun freilich gern noch beſſer von der Identität des Segels überzeugt, aber mit dem ſinkenden Abend legte ſich ein leichter Dunſt über die Oberfläche des Waſſers, der die entfernteren Gegenſtände bald umhüllte, und jede weitere Beobachtung unmöglich machte. Der Nebel zwang ſie aber auch zu noch weit größerer Vorſicht und Aufmerkſamkeit, denn unter ſeinem Schutz, wenn er nur etwas dichter wurde, hätten ſich ihnen ſelbſt Canoes nähern können, wie viel mehr denn einzelne Wilde mit ihren ſo einfachen, und doch ſo gefährlichen Waffen.

Timor drang auch deshalb darauf, daß ſie von der Inſel ablegten, und weiter draußen Anker würfen. Bill ſah auch endlich ſelber ein daß das nöthig ſein würde, wollte ſich aber ſpäter, als er nach Dunkelwerden die beiden Signalſchüſſe, und zwar diesmal ohne ſchlimme Folgen abgefeuert hatte, unter keiner Bedingung dazu verſtehen den Ankerplatz noch einmal zu verändern, um etwa lauernde Schwarze irre zu führen. Der Nebel legte ſich nämlich gleich nach Dunkelwerden in dicken Schwaden auf das Waſſer, und Bill hielt es für unnöthig, ſich Mühe und Arbeit zu machen, wo bei ſolchem Wetter ſelbſt ein Indianer ſein kleines, vor einem leichten Wurfanker liegendes Boot nicht hätte finden können.

Um Mitternacht erhob ſich übrigens eine leichte öſtliche Briſe, und trieb die Schwaden nach Weſten und Nordweſten hinüber. Die Sterne leuchteten hell und klar von dem dunkelblauen Firmament hernieder, und die See funkelte und blitzte in der leiſen Bewegung ihren Glanz tauſend und tauſendfach wieder.

Bill war ganz damit einverſtanden die erſte Wacht von ſechs bis zwölf zu nehmen, und die zweite dem Malayen zu überlaſſen. Dieſer ſtreckte ſich denn auch ziemlich ſicher, daß ſie um dieſe Zeit wenig von einem Angriff zu fürchten hätten, in ſeiner wollenen Decke im Bug des kleinen Fahrzeugs aus, und war bald ſanft und ſüß eingeſchlafen. Bill indeß, in dem doppelten Genuß einer guten Pfeife Tabak und eines vorzüglichen Glaſes Portwein, welchen beiden er ohne den mindeſten Rückhalt zuſprach, theilte ſeine Aufmerkſamkeit gewiſſenhaft zwiſchen dieſen und dem dann und wann über das Waſſer tönenden Geräuſch von Fiſchen oder Seevögeln.

Er war jedoch weit davon entfernt der Flaſche mehr zuzuſprechen als er vertragen konnte, denn er wußte recht gut von welchen Gefahren ſie, wenn auch nicht wirklich umgeben, doch jedenfalls erreicht werden konnten, und wie nöthig es in einer ſolchen Lage ſei ſeine Sinne vollſtändig beiſammen zu haben.

Ein paarmal aber nur wurde er wirklich beunruhigt, indem ein wunderliches Gurren und Schnalzen, wahrſcheinlich von auf dem Waſſer ſchlafenden oder träumenden Seevögeln ſeine Lebensgeiſter zu voller Thätigkeit weckte und anſpannte. Einmal ſtand er ſogar im Begriff Timor zu wecken, denn die Laute kamen weit näher als ihm lieb war, und doch konnte er nicht das mindeſte über dem Waſſer erkennen. Mit einem derben und ziemlich lauten Fluche ſich Luft machend, nahm er ſein Gewehr auf die Knie, dem erſten ſich zeigenden und verdächtigen Gegenſtand erſt vor allen Dingen einmal eins aufzubrennen. Von dem Moment an war aber wieder alles ruhig, und ſelbſt die Töne ließen ſich nur erſt ſpäter in einiger Entfernung zum zweitenmal hören.

So kam Mitternacht heran. Der Nebel zog ſich fort und Timor, dem Bill von den wunderlichen Lauten um das Boot her, erzählt hatte, legte ſich vergebens flach in das Boot, und nur mit dem Kopf über den Rand deſſelben auf die Lauer, irgend weiter etwas Verdächtiges zu erſpähen. Bis gegen Morgen blieb alles ruhig, und nur ein einzigesmal glaubte er in der Richtung nach der kleinen Inſel zu, neben der ſie den Tag über gelegen, etwas zu hören, das nicht, weder von einem Bewohner der Tiefe noch der Luft herzurühren ſchien. Es kam dem von Bill erwähnten Laut nah, klang aber anders als er beſchrieben worden, und ſchien von zwei verſchiedenen Seiten beantwortet zu werden.

Timor lauſchte den Tönen auf das aufmerkſamſte, bis er den vollen Klang derſelben begriffen hatte, und ahmte jetzt denſelben erſt leiſe, dann laut und zuverſichtlich nach. In demſelben Moment ſchon hatte er auch die Genugthuung ſich beantwortet zu hören, und zehn Minuten ſpäter etwa glaubte er in dem bewegten und ſternblitzenden Waſſer etwas heranſchwimmen zu ſehen. Was es aber auch geweſen, es verſchwand in Sicht von dem Boot, und ein gleich darauf ganz in der Nähe des vermutheten Gegenſtands aufſteigender großer dunkler Seevogel, der mit flappenden Schwingen über die Oberfläche der See eine Strecke lang ſchwerfällig hinflog, bis ſeine Flügel die Luft ordentlich faßten und ihn nach oben trugen, beruhigte ihn über die Urſache der gehörten, ſcheinbar verdächtigen Laute.

Nichtsdeſtoweniger wußte er, ſelbſt ein Kind des Waldes, viel zu gut, wie nöthig in der Nähe feindlicher Stämme ſtete und unausgeſetzte Wachſamkeit ſei, und verwandte, während der Stunden ſeiner Wacht kein Auge von dem nur leiſe durch die leichte Briſe bewegten Waſſerſpiegel.

Im Oſten dämmerte endlich der Tag. Dem kleinen Burſchen hatte aber lange keine Nacht ſo wirklich endlos geſchienen, und um gerade in dieſer gefährlichſten Stunde keine Vorſicht zu verſäumen, weckte er jetzt auch noch ſeinen Cameraden. Der Seemann war raſch munter gebracht; aber mehr Mühe koſtete es, Bill zu bewegen die beiden Signalſchüſſe zu geben. Er entſchloß ſich auch erſt dazu, als dieſelben wirklich vom Lande her abgefeuert waren, und er die Antwort nicht ſchuldig bleiben durfte. Dies Signal ſollte ihnen den doppelten Vortheil gewähren, den Freunden die genaue Richtung in der das Boot lag anzuzeigen, als auch ihren Feinden zu verſtehen zu geben, wie ſie gerüſtet wären und gute Wache hielten.

Den erſten Schuß that Bill auch, bekam aber, da er im Dunklen am vorigen Abend geladen, und wahrſcheinlich zu viel Pulver genommen hatte, trotz des „Schamfiel-Kiſſens“ wieder einen ſo fürchterlichen Stoß, daß er durch keine Ueberredung von Seiten Timors bewogen werden konnte, ſeinen rechten Schulterknochen noch einmal in Gefahr zu bringen. Ja er wollte im Anfang nicht einmal wieder laden, und verſtand ſich erſt nach langer Weigerung dazu, dem ſo gefährlichen Rohr noch eine „Hand voll Pulver“ anzuvertrauen.

Mit der aufgehenden Sonne, die den Meeresſpiegel um ſie her rings beleuchtete und nicht das geringſte Verdächtige erkennen ließ, ſchien aber auch die Gefahr eines Angriffs, für jetzt wenigſtens, vollkommen verſchwunden, und Bill beſchloß ſeinen Anker zu lichten und nach der kleinen Inſel, von der ſie nur eine kurze Strecke entfernt waren, zurückzukehren. Dort gedachte er zum Frühſtück einige Fiſche zu braten, die Timor in der Nacht auf ſeiner Wacht gefangen hatte.

Der Anker war raſch gehoben, und da ſie am vorigen Abend abſichtlich nach windwärts aufgegangen waren, brauchten ſie faſt nur mit der Strömung wieder niederzutreiben, um die Inſel gerade anzulaufen. Um vier Uhr Morgens etwa war es vollkommen windſtill geworden — kein Hauch hatte gegen Morgen die ſpiegelglatte Fläche dieſes „Binnenſees im Ocean“ bewegt, und erſt jetzt hob ſich wieder eine leichte Briſe, und ſchien zu wachſen, je höher die Sonne über die Meeresfläche emporſtieg.

„Was nur aus dem Segel von geſtern geworden ſein mag,“ ſagte Timor jetzt, der ſich vergebens Mühe gegeben hatte den weißen Punkt von geſtern Abend zwiſchen den verſchiedenen, dort umhergeſtreuten Inſeln wieder herauszufinden. — „Sie müſſen doch jetzt bei der Briſe ſchon wieder Segel geſetzt haben.“

„Segel können ſie immer geſetzt haben,“ meinte Bill, „ob wir ſie aber jetzt gerade ſehen können, iſt die Frage, denn ſie ſcheinen heute Morgen nicht ſo hell als geſtern Abend. Geſtern leuchtete nämlich die Sonne im Weſten gerade gegen die helle Leinwand, während ſie heute dahinter aufgeht, und wir dadurch nur die Schattenſeite zu ſehen bekommen. — Aber geh nach vorn, Timor,“ ſetzte er dann hinzu, „nimm das Segel wieder nieder und ſteh bei dem Tau, daß du gleich an Land ſpringen kannſt. Wir wollen keine Zeit verlieren, damit wir unſer Frühſtück wenigſtens verzehrt haben, ehe uns Hans und Jean vom Ufer aus das Zeichen geben.“

„Tuwan Bill,“ ſagte aber Timor jetzt, der jedoch den erſten Befehl, das Segel niederzulaſſen, raſch befolgt hatte — „ich weiß nicht ob gut iſt, ſo raſch auf Inſel zu treiben — viel dichtes Buſchwerk auf kleinen Inſeln. Lieber erſt einmal hineinſchießen mit Gewehr — iſt beſſer.“

„Was du immer ſo verdammt raſch mit deinem Gewehrſchießen bei der Hand biſt, du verwetterter kleiner brauner Hallunke," fluchte aber Bill, „wenn du deine Schulter dagegen halten ſollteſt, würdeſt du das Mittel ſparſamer verſchreiben, denk' ich. — Wer iſt nun wieder todt, daß ich ſchon wieder Pulver verplatzen ſoll?"

„Todt?" frug der kleine Burſche verwundert, der die Redweiſe des Matroſen noch nicht ſo recht verſtand. — „Niemand todt, glaub' ich, aber vielleicht Lebendige da drin, und iſt beſſer ein Bißchen Feuer hineinmachen."

„Darin haſt du recht," lachte aber jetzt Bill — „Feuer wollen wir auch hineinmachen, und das ſo raſch als möglich, aber nicht um mir die Glieder auseinanderzuſchlagen, ſondern unſere Fiſche zu braten. — Und ſo mach daß wir hinankommen; was haſt du in einem fort zu gucken und dir den Hals halb auszurenken? — Wenn die ſchwarzen Schufte da drin ſtäken, würden ſie ſich auch ein Feuer anmachen und ihre paar Lebensmittel kochen oder braten, gerade wie andere Chriſtenmenſchen. — Leben wollen wir alle, und ſein Frühſtück verſäumt niemand gern — ich am allerwenigſten."

Timor lachte bei dem Gedanken leiſe vor ſich hin, daß im Hinterhalt liegende Eingeborne ein Feuer anmachen ſollten, ihr Frühſtück zu braten. Aber der kleine Burſche hatte auch dabei eine unbeſtimmte Ahnung, welchen Gefahren ſie ausgeſetzt ſein konnten. Während ſie alſo jetzt von der Strömung gerade auf die kleine Inſel zugetrieben wurden, die mit der wachſenden Fluth noch kaum etwa 20 bis 25 Fuß aus dem Waſſer lag, ſtand er vorn auf der niederen Back oder dem Vorboot, und betrachtete aufmerkſam und mißtrauiſch das lichte Gebüſch, das von der Fluth hier auf der oberſten Kuppe zuſammengedrängt ſchien, und aus dem nur drei oder vier kleine Stämme mit knorrigen Aeſten dürftig hervorragten.

Faſt dicht an die nächſte Korallenbank, die ſich rings um den ſchmalen Erdhügel hinzog, hinangekommen, ſtieg Bill ebenfalls auf eine der Doften oder Bänke. Von hier aus einen Blick über den Horizont werfend, was die Matroſen aus alter Gewohnheit ſelten oder nie unterlaſſen wenn ſie nach oben gehen, oder auch nur einen etwas höheren Punkt beſteigen, haftete ſein Auge plötzlich auf einer gar nicht weit entfernten anderen, etwas längeren und höher bewachſenen Inſel, die nach Oſten zu lag und, wie es von hier aus ſchien, theilweis von einer breiten Sandbank umſchloſſen war.

„Hallo, Timor,“ rief er dabei — „ich glaube wahrhaftig gleich hinter den Büſchen dort liegt das

Fahrzeug, das wir geſtern Abend geſehen haben — mir war's wenigſtens als ob der weiße Fleck da, der auch jetzt noch wie ein Segel ausſieht, eben aufgezogen wurde als ich darnach hinſah. — Die müſſen die halbe Nacht gefahren ſein."

Timor folgte der angewieſenen Richtung mit den Augen, und glaubte auch einen weißen Schein hinter den Büſchen zu erkennen, ſtand aber zu niedrig oder war zu klein es genau unterſcheiden zu können, und hatte auch in der That ſeine Aufmerkſamkeit viel zu ſehr der Inſel vor ihnen zugewandt, um ſich mehr, als ein flüchtiger Blick erforderte, mit dem Segel zu beſchäftigen. Das lag jedenfalls noch eine Strecke hinter ihnen, und mußte ſeiner Zeit ſchon von ſelber ſichtbar werden.

Bill dagegen intereſſirte ſich weit mehr für das fremde Fahrzeug, wenn es wirklich ein ſolches und nicht vielleicht ein Streifen Sand war, der ſo hell da herüber blinkte. Wies es ſich jedoch wirklich als ein Segel aus, ſo mußten ſie vor allen Dingen darauf zufahren, und es zu bewegen ſuchen daß es beilege, bis ſeine drei Schiffscameraden abgeholt werden konnten. Der Gedanke an ihre hier mögliche und baldige Rettung beſchäftigte ihn dabei ſo, daß er darüber wirklich ſogar ſein Frühſtück vergaß. Nur in aller Geſchwindigkeit ſchob er ſich raſch ein friſches Priemchen Kautaback in den Mund, und ſeinen Hut dann in die Stirn drückend nahm er den einen Riemen auf, legte ihn hinten ein und begann das Boot nach der Inſel zuzuwricken.*)

„Von da oben aus muß man ſehen können ob es ein Segel iſt oder nicht, Timmy,“ ſprach er dabei vergnügt zu dem jungen Malayen, dem aber das zuverſichtliche Benehmen des älteren Gefährten gar nicht ſo beſonders zu gefallen ſchien — „der Erdhaufen da liegt wenigſtens drei oder vier Faden höher wie das Waſſer, und iſt es wirklich ein Schiff, oder ein Schooner wenigſtens, denn nur ein klein Ding von einem Fahrzeug dürfte wagen hier in den Klippen und Untiefen die Nacht zu fahren, ſo ſegeln wir hinüber und belegen uns Plätze nach irgend einem chriſtlichen Seehafen. Stand by old Fellow. Komm Timmy, ſpring hinaus und mach das Boot feſt.“

„Timmy,“ wie ihn Bill zutraulich nannte, ſprang aber nicht hinaus, ſondern ſchaute nur ängſtlich und kopfſchüttelnd nach den dichten Büſchen hinauf, die jetzt faſt über ihn herüber hingen. — Hatten ſich hier in der That Schwarze in den Hinterhalt gelegt — und eine Art Inſtinct warnte ihn vor den Feinden — ſo befanden ſie ſich in einer faſt mehr als nur gefährlichen, in einer wirklich verzweifelten Lage. Ein großes Meſſer aufgreifend, das er ſchon lange neben ſich gelegt hatte, ſchien er auch wirklich in dem Moment, als der eiſenbeſchlagene Bug des Bootes den Korallenſand berührte, einen förmlichen Angriff zu erwarten.

---

*) Wricken heißt, mit einem einzelnen, hinten ausgelegten und herüber und hinüber gedrehten Ruder ein Boot vorwärts treiben.

Nicht das Mindeſte rührte ſich aber zwiſchen den Büſchen, und Bill, der keine Ahnung von irgend etwas Bedrohlichem hatte, zog den Riemen ein, ließ ihn mitten im Boote „vor und aft" liegen, und trat über die Doſten weg, an Land zu ſpringen.

„Nehmt die Flinte mit, Tuwan Bill," bat aber Timor und faßte ihn am Arm — „viel beſſer Flinte; weiß nicht was an anderer Seite iſt."

„Viel beſſer, Hell," rief Bill aber ärgerlich, der nun einmal eine gründliche Averſion gegen das Gewehr gefaßt hatte. „Wenn du mir noch einmal mit dem verdammten Dings da kommſt, werf ich es über Bord, nachher iſt Ruhe. — Weshalb ſoll ich denn das alte Eiſen überall mit hinſchleppen? — ich komme ja gleich wieder herunter."

Er wollte wirklich ohne die Waffe an Land gehen;

Timor ließ aber nicht mit Bitten nach, und Bill griff endlich nach der ihm gereichten Muskete — mochte ihm doch ſelber vielleicht bei den Befürchtungen des Knaben etwas weniger ſicher zu Muthe werden.

„Na meinetwegen,“ rief er unwillig „und nur damit du endlich Frieden hältſt, will ich das nichtsnutzige Ding noch einmal zum Vergnügen da hinauf und nachher wieder herunter ſchleppen. Nachher läßt du mich aber damit ungeſchoren; ſo viel ſag ich dir.“

Damit ſprang er an Land, und ſich durch das nächſte Geſträuch drängend, kletterte er ſo raſch er konnte an dem bröcklichen Korallgeſtein empor. Lag ihm doch vor allen Dingen daran, von oben aus einen freien Ueberblick nach jener Gegend hin zu bekommen, wo er das Segel vermuthete.

Allerdings warf er zuerſt einen flüchtigen Blick über die kleine Inſel ſelber. Da er hier jedoch nicht das mindeſte Verdächtige entdecken konnte, wandte er ſich auch gleich darauf ſorglos der Richtung zu, in der das Segel liegen mußte. Nur wenige Secunden hatte er auch, ſeine Augen mit der Hand ſchützend, dorthin geſehen, als er die Mütze ſchwenkte und jubelnd nach Timor hinunter rief:

„Hurrah mein Junge, sail ho! bei Allem was da ſchwimmt. Gerade hinter — Alle Wetter,“ unterbrach er ſich aber ſelber und fuhr blitzesſchnell herum, denn dicht vor ihm, wie aus dem Boden heraus, tauchten plötzlich ein paar ſchwarze Geſtalten auf, und ſchleuderten ihre Lanzen auf ihn.

Allerdings fuhr er, faſt inſtinktartig mit dem Gewehr nach ihnen nieder, aber lange vorher ehe er zielen konnte, war er ſchon wieder mit dem Finger an den Drücker gekommen, und die Kugel ziſchte harmlos über die Köpfe der Feinde hin.

Diesmal hatte ihn aber ſein gutes Glück vor einem ſonſt gewiſſen Tode bewahrt. Die Lanzen waren allerdings in der kurzen Entfernung mit tödtlicher Fertigkeit nach ſeiner Bruſt geworfen, trafen aber, die eine den Kolben der Muskete, an dem ſie abglitt, und ihm nur eben den Arm ritzte, die andere das Stück Kautabak das er in der Bruſttaſche trug, und das ſie nicht durchbohren konnte. Die ſchlimmſte Wunde in dem ganzen Kampf erhielt er wieder von dem eigenen Gewehr, das ihn mit dem ſchärfen Bügel Haut und Fleiſch vom Zeigefinger der rechten Hand abſchlug.

In dem Moment fühlte er aber weder den Schmerz des verwundeten Fingers, noch den Wurf der Lanzen, denn die Feinde, die den Weißen nach den beiden Lanzenwürfen auf kaum ſechs Schritte Entfernung ſicher unſchädlich gemacht glaubten, kümmerten ſich weiter gar nicht um ihn, ſondern ſprangen in wilden Sätzen die ſteile Uferbank nieder, dem Boote zu, dieſes vor allen Dingen in Sicherheit zu bringen.

Timor fanden ſie nun freilich nicht unvorbereitet. Schon bei dem erſten Ausruf Bills hatte er die vorn im Boot liegende Stange ergriffen, das Fahrzeug raſch vom Lande abzuſchieben, um es flott zu haben, ſobald ſein Gefährte zu ihm niederflüchten würde. Daran ſchien Bill aber noch gar nicht gedacht zu haben, ſo hatte ihn der Angriff eines gar nicht mehr vermutheten Feindes überraſcht, und faſt ſeiner ganzen Beſinnung beraubt.

Der kleine Malaye ſah da plötzlich vier dunkle Geſtalten zu ſich niederſpringen, von denen eine ſchon zum Wurf nach ihm ausholte. Recht gut begriff er dabei, wie jeder Widerſtand von ſeiner Seite vollkommen nutzlos und nur für ihn allein verderblich ſein müßte. Raſch deshalb den Bootshaken fallen laſſend, warf er ſich rückwärts in demſelben Augenblick über Bord, als der kurze ſpitze Wurfſpeer über ihn wegſauſte, mit dem zugleich er unter der Oberfläche verſchwand.

Der Anblick brachte den Matroſen wieder zu ſich ſelber. Er ſah, wie der Knabe, den er ermordet glaubte, über Bord ſtürzte, ſah die vier Schwarzen, denen ſich noch ein fünfter anſchloß, dem Boot zuſpringen, und mit dem Schrei „Murder!“ das bei dem Schuß weggeworfene Gewehr wieder aufgreifend, packte er es am Lauf und flog den Feinden nach.

Aber er kam zu ſpät. — Die Wilden hatten beim Hineinſpringen in das kleine ſchwanke Fahrzeug, dieſes ſchon durch ihr eigenes Gewicht eine Strecke vorwärts getrieben, und als er das Ufer erreichte, waren ſie ſchon wenigſtens funfzehn Schritt von dieſem entfernt. Die in voller Wuth nach ihnen geſchleuderte Muskete fiel dicht vor ihnen in die Fluth, das aufſpritzende Waſſer bis ſelbſt ins Boot werfend, und in blinder aber machtloſer Wuth griff der jetzt wüthende Matroſe loſe Stücke Korallen auf, ſie den Flüchtigen nachzuſchleudern.

Er ſelbſt blieb dabei dem Wurf ihrer Speere, falls es ja einem von ihnen eingefallen wäre, dieſe nach ihm zu ſchleudern, vollkommen blos gegeben. Die Schwarzen hatten aber in dieſem Augenblick zu viel mit ihrem eroberten Boote zu thun, das außer den Bereich ſeines vorigen Eigenthümers zu bringen, um ſich noch weiter mit dieſem zu beſchäftigen. Ohne ſich ſelbſt nur nach ihm umzuſehen, griffen ſie die Riemen auf, die ſie recht gut zu benutzen verſtanden, und während drei mit dieſen arbeiteten, ſetzten die beiden anderen das Segel, das ſie bald in einem Nordcours der Inſel entführte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Schluß.

Noch war das genommene Boot übrigens kaum dreimal ſeine eigene Länge vom Ufer abgeſchoſſen, als die funkelnden Augen des Malayen ſchon wieder über der Oberfläche des Waſſers emportauchten. — Wenige Secunden blieb der Kopf ſichtbar, dann verſchwand er wieder und gleich darauf ſtieg, jetzt aber von einem ſchmalen Vorſprung der Inſel gedeckt, der kleine Burſche raſch aufs Trockene und glitt, ohne auch nur einen Blick um ſich herzuwerfen, ins Dickicht. Wenigſtens vor den Wurflanzen des Feindes wollte er geſichert ſein, ſollte ſich dieſer ja noch nahe genug befinden, ihn damit zu erreichen. Nur erſt als er Bill unten am Ufer jubeln und hurrah ſchreien hörte, wagte er ſeinen Verſteck zu verlaſſen zu ſehen was es plötzlich draußen ſo ungemein Erfreuliches gäbe.

An das fremde Fahrzeug hatte er im erſten Schreck des Ueberfalls gar nicht mehr gedacht. Das aber erſchien gerade jetzt, im entſcheidenden Moment, und unter vollen Segeln hinter der Inſel vor, hinter der es jedenfalls während der kurzen Morgen-Windſtille vor Anker gelegen.

Es war ein kleiner Schooner, von vielleicht 90 bis 95 Tonnen mit langen, weit nach vorn geſetzten keck ausſehenden Maſten, aber lichtbraun angeſtrichen mit kleinen gemalten Kanonenluken, wie ein Kauffahrteiſchiff, und alten, ziemlich abgenutzten Segeln.

Im Anfang und ſelbſt nach dem Schuß, den er jedenfalls gehört haben mußte, behielt er noch ſeinen Weſtcours bei. Bills Auge aber, das ſich in allem auf die See Beziehenden nur ſelten täuſchte, obgleich niemand leichter als er auf feſtem Lande irre zu führen war, erkannte ſchon einen nach oben geſandten Mann in den Wanten. Als dann auch noch gleich darauf der ſcharf geſchnittene Bug des kleinen Fahrzeugs etwas mehr gegen ſie und das flüchtige Boot anluvte, da ſtieß Bill ſeinen Triumphſchrei aus, denn er wußte jetzt nicht allein daß ſie geſehen waren, ſondern daß auch der Schooner wahrſcheinlich das Boot mit den Eingebornen anhalten würde.

Eine gute Weile blieb aber der Erfolg dieſer Jagd ziemlich zweifelhaft, denn die Schwarzen, die ſelbſt mit ihren einfachen, nicht ſelten mit doppelten Lee- und Luv-Bäumen verſehenen Canoes vortrefflich umzugehen wiſſen, hatten ſich gar bald in die Führung des Segels hineingefunden, deſſen größere Nützlichkeit ſie leicht vor ihren gewöhnlichen Matten-Segeln erkennen lernten. Außerdem lag, wenn auch das fremde Fahrzeug raſch näher kam, nördlich vor ihnen, und gar nicht weit entfernt, eine breite Kette von Sandbänken und Korallenfelſen, und konnten ſie dieſe glücklich erreichen, war es dem Schooner jedenfalls unmöglich ihnen zu folgen.

Dieſer aber, der jetzt ihre Abſicht erkannte und die für ihn gefährliche Strecke ſchon überſehen konnte, verſuchte ſein Letztes, dicht an dem ſüdlichen Rande dieſes Klippen-Archipels niederzulaufen. Zu dem Zweck wieder etwas mehr von der friſchen Südoſtbriſe abfallend, hielt er ſcharf gegen die Einfahrt auf, welcher das Boot zuzuſtreben ſchien, und ein tüchtiger Renner, glaubte er den Wilden ſchon jede Möglichkeit, zu entkommen, abgeſchnitten zu haben. Da entdeckten die vorn auf der Vor-Marsraae ſtationirten Wachen des kleinen Fahrzeugs einen ſchmalen, aber gefährlich lichten Streifen hellgrünen Waſſers, der ſich quer vor ihnen nach Süden niederzog, und den ſie vielleicht hoch genug gingen, um ihn zu paſſiren, auf dem ſie aber auch ihr wackeres Seeboot, wenn ſie irgend eine heimtückiſch verborgene Klippe berühren ſollten, leicht total verlieren konnten. Mit dem raſch gegebenen und im Moment befolgten Befehl flog das behende Fahrzeug dem Wind in die Zähne herum, und während alle Segel back lagen, und das eroberte Boot der Einfahrt zuſchoß, ſtießen die Schwarzen ein wildes gellendes Freuden- und Siegesgeſchrei aus.

Ihr Triumph ſollte nicht lange dauern.

Vom Deck des Schooners hob ſich ein leichter Rauch; und während der dumpfe Schall eines Schuſſes über die weite Meeresfläche dahindröhnte, ſchlug der Maſt des geraubten Bootes nach Lee über. Mit ihm ſtürzte zugleich Einer der Wilden mit gähem Aufſchrei über Bord.

Die Schwarzen erwarteten aber keinen zweiten Schuß — Hals über Kopf warfen ſie ſich, wie nur der erſte ſtarre Schreck vorüber war, in die Fluth, und das Boot, durch deſſen Backbordbug die Kugel hindurchgeſchlagen war, füllte ſich langſam und ſank. — Zwei Minuten ſpäter ſah man hie und da einen ſchwarzen Kopf auftauchen und den nächſten Klippen zuſchwimmen, dann verſchwanden auch dieſe zwiſchen den einzelnen Riffen, und einzelne, auf der Fluth treibende Kiſten und Fäßchen zeigten nur die Stelle an, wo das Boot vor kurzen Minuten zerſchmettert geſunken war.

Die Raaen des Schooners waren indeſſen, und ſelbſt noch während der Kataſtrophe, herumgebraßt, und an der gefährlichen Klippenzunge niederlaufend kam er in Lee von der Inſel, auf der Bill jetzt alle nur möglichen Anſtalten getroffen hatte, nicht unbeachtet ſitzen zu bleiben. Sein Hemd wehte an einem Buſch, und Timor hatte müſſen raſch ein Feuer anmachen, denn Bill führte noch glücklicherweiſe das Feuerzeug bei ſich, zu deſſen friedlicher Benützung er beſonders an Land geſtiegen war. Der Rauch ſtieg in dicken Schwaden in die blauklare Luft empor, während Bill ſelber noch außerdem auf der weißen, jetzt allerdings von der Fluth ſehr eingeſchränkten Uferbank auf und abſprang, und ſchrie, und ſeine Jacke um den Kopf ſchwenkte

Er würde ſich ruhig hingeſetzt und das Nahen des Schooners erwartet haben, hätte er die Späße hören können, die an Bord deſſelben auf ſeine Unkoſten gemacht wurden.

Die Gefahren der Schiffbrüchigen ſollten aber hiermit ihr Ende erreicht haben. Etwa eine halbe Stunde ſpäter ſank die kleine Jölle vom Bord des Schooners nieder und ſchoß, von zwei Matroſen gerudert und von dem „Mate“ geſteuert, gegen die Inſel zu, Bill und Timor an Bord zu nehmen. Die auf dem Feſtland zurückgelaſſene Mannſchaft hatte indeſſen auch wieder mehrere Schüſſe abgefeuert, das Boot ging gleich von der Inſel zu ihnen hinüber, und zwei Stunden ſpäter hatte der „Shooting Star“ (die Sternſchnuppe), wie der kleine Schooner hieß, die bootlos gewordene Mannſchaft des „Boreas“ ſicher an Bord, braßte ſeine Raaen auf, und glitt vor einer herrlichen Briſe gen Oſten, dem Indiſchen Meere zu.

Leipzig,
Druck von Gieſecke & Devrient.

lit. XIV, o. 1442.

Im Buſch.

Auſtraliſche Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

Universitäts-Bibliothek Jena

Erſter Band.

Wohlfeile Volksausgabe.

Jena und Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1864.

Beſchmutzte, oben oder an den Seiten aufgeſchnittene Exemplare, oder ſolche, an denen die Heftbänder verletzt ſind, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Im Buſch.

Erſter Band.

Im Buſch.

Auſtraliſche Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

Der Verfaſſer behält ſich die Ueberſetzung dieſes Werkes vor.

Erſter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1864.

BIBL. UNIV. GENEVENS.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Erſtes Kapitel.

Der Ueberfall 7

Zweites Kapitel.

Das Lager im Buſch 18

Drittes Kapitel.

Das erſte Gold 26

Viertes Kapitel.

Die Familie Pitt 36

Fünftes Kapitel.

In die Minen 50

Sechstes Kapitel.

Die Familie Sutton 63

Siebentes Kapitel.

Die Werbung 78

Achtes Kapitel.

In den Bergen 90

Neuntes Kapitel.

Die „Engliſh Bottom“ Station 104

1.

Der Ueberfall.

Die Sonne verſchwand eben hinter den wild zerriſſenen Höhenzügen der blue mountains in New-South-Wales, und gab dem ſonſt ſo monotonen auſtraliſchen Urwald, für kurze Zeit wenigſtens, eine ganz eigenthümliche, ſelbſt maleriſche Färbung und Schattirung. Rund umher freilich wahrte ſich der Wald ſeinen grauen Charakter, der all' jenen endloſen Gumbäumen ein ſo trauriges, todtes Ausſehen giebt, und wurde nur an wenigen Stellen durch einen friſchgrünen kleinen Wattel mit ſeinen goldgelben duftenden Blüthen unterbrochen. Schon die zweite Bergſchicht aber zeigte in den Dünſten des raſch erbleichenden Lichtes einen faſt dunkelgrünen Mittelgrund, während noch weiter dahinter die entfernteren Gebirgsrücken ein nicht ganz ſo dunkles Blau annahmen, das bei dem allerletzten in ein lichtes, faſt verſchwimmendes Himmelblau überging.

Das Firmament deckten leichte Wolkenſchleier, und im Weſten wurden die Nebelſtreifen ſchon von den roſigen Abendtinten übergoſſen, als vier Männer den hier höchſten Gebirgszug, den ſogenannten razorback erreichten, und wenige Secunden dort oben hielten.

Ihr Anzug wäre auch im Innern Auſtraliens ſchwerlich aufgefallen, denn Reiſende im Buſch machen auf keine große Toilette Anſpruch, und bundlemen und stock-keeper*) tragen gewöhnlich eine ſo verwilderte und mitgenommene Außenſeite, daß ſie jeder Maler ohne die geringſte Uebertreibung zu irgend einer Gruppe von Banditen oder Wegelagerern benutzen könnte.

Bundlemen und Stockkeeper führen aber nur in Ausnahmefällen Waffen, während ſich dieſe vier Burſchen, trotz ihrem Bergmarſch, ordentlich damit beladen hatten, und um ſie noch verdächtiger zu machen, betrafen ſie den, über den Razorback laufenden Fahrweg erſt oben auf der Waſſerſcheide und mitten aus dem Buſch kommend. Es hätte ihrer Galgenphyſiognomien kaum noch bedurft, der kleinen, ſehr ſchweigſamen Geſellſchaft eben nichts Gutes zuzutrauen, und nur der Eine von ihnen ſchien nicht recht in dieſelbe zu paſſen.

Er trug allerdings keine andere Kleidung wie die Uebrigen auch, und zwar Rock und Beinkleider von ſogenanntem engliſchen Leder, einen „californiſchen“ Hut und grobe Buſchſchuhe, aber ſein Hemd war ſauber, ſeine ganze Geſtalt ſah beſſer gehalten und ſorgfältiger behandelt aus. In anderer Geſellſchaft hätte er ſogar recht gut für einen der run-Beſitzer oder Stations-Eigenthümer gehalten werden können, die bei ihrem wilden Buſchleben auch keine beſondere Sorgfalt auf ihre Kleidung verwenden können, aber trotzdem nie unſauber oder nachläſſig darin betroffen werden. Außerdem ſchien er noch jung — er konnte kaum mehr als achtundzwanzig oder dreißig Jahre zählen, und der leicht gekrauſte, lichtbraune Bart, das lockige Haar mit den leicht gerötheten vollen Wangen würde ſeinem Geſicht ſelbſt etwas Freundliches gegeben haben, hätte dies nicht, wenigſtens in dieſem Moment, der ſcheue und unſtete Blick wieder zerſtört, den der junge Mann — beſonders, als ſie den offenen Weg erreichten — nach rechts und links hinüber warf.

---

*) Bundlemen werden die im Lande umherwandernden und Beſchäftigung ſuchenden Arbeiter genannt. Stock-keeper ſind die angeſtellten Beaufſichtiger der Viehſtationen, etwa daſſelbe, was auf unſeren Gütern ein Verwalter iſt, nur daß ſie keinen Ackerbau zu überwachen haben.

Aber es war Niemand auf der Straße zu ſehen, deren Abfall man gerade dort nach beiden Richtungen hin überblicken konnte. Der Wald lag todtenſtill! nur in weiter Ferne ſtrich ein Schwarm kreiſchender Kakadus ſeinem gewöhnlichen Standort für die Nacht zu, und drei oder vier jener wunderlichen elſterartigen Vögel, die der Auſtralier „den lachenden Eſel" nennt, ſtießen, als ihnen die Menſchen zu nahe kamen, lautlos ab von einem Baum und über den nächſten Wipfeln hin, ſcharf in das weite gähnende Thal hinein.

Der Aelteſte des kleinen Trupps, unverkennbar ein Sohn der „grünen Inſel," mit auffallend ſtarken Pockennarben, und jenem, den Irländern eigenen drolligen Zug um die dünnen Lippen, bog ſich, ſo wie ſie aus dem Buſch traten, zu dem Weg nieder, unterſuchte dort ſorgfältig die letzt eingedrückten Spuren und ſagte dann:

„Wir kommen noch recht. Sie iſt noch nicht vorüber."

„Dazu hätten wir Deiner Weisheit nicht gebraucht, Jim," lachte ſein anderer Gefährte. Nach der Zeit, wo ſie von Golbourne fortfährt, kann ſie noch nicht hier ſein, und kommt auch vor der nächſten Stunde nicht. 'S wäre aber doch beſſer wir gingen an die Arbeit. Wenn nur der Schatz von einem Trompeter erſt da wäre, der uns hier oben um dieſe Zeit treffen wollte. Zehn gegen eins, der Holzkopf hat ſich verlaufen."

„Wir haben noch übrig Zeit, Bob," ſagte jetzt der junge Mann ruhig. „Die ganze Arbeit machen wir in fünf Minuten ab; und außerdem iſt's noch ein wenig zu hell. Wenn uns etwa gar ein oder der andere ſpäte Reiter in die Quere käme, könnte er uns den ganzen Spaß verderben."

„Bah," ſagte der mit Bob Angeredete verächtlich. — „Das wäre nachher unſere Sorge, mit dem ebenfalls fertig zu werden. Aber meinetwegen; lange haben wir freilich nicht zu thun, und außerdem iſt ja der Trompeter noch nicht einmal da. Wenn er's nur nicht dumm angefangen hat."

„Hab' keine Angſt," lachte der junge Mann, „der bringt eine Spitzhacke, und wenn er ſie einem der Schäfer unter dem Kopfkiſſen wegſtehlen ſollte. Das Einzige wäre —"

Ein eigenthümlicher glockenähnlicher Laut ſchallte in dieſem Augenblick durch den Wald. Ein Ton, wie ihn der kleine, ſich nur am Waſſer aufhaltende Glockenvogel von ſich giebt, der dadurch auch gar nicht ſelten den halbverſchmachteten Wanderer auf die Nähe des rettenden Labſals aufmerkſam macht.

„Da kommt der Trompeter," ſagte Jim, der nur die Wiederholung des Tons erwartet hatte — „nun wiſſen wir gleich, woran wir ſind," und die Hände an den Mund legend, ahmte er täuſchend den Schrei des ſchwarzen Kakadus nach. Gleich darauf hörten ſie ſchwere Schritte und das Brechen der Büſche, und nicht lange, ſo kletterte der erwartete Kamerad an dem Hang herauf.

Er war genau ſo gekleidet wie die Uebrigen; trug ebenfalls ein großes, mit einem Holzgriff verſehenes Meſſer an der Seite, und eine lange Muskete auf der Schulter, in der Hand aber noch außerdem eine ſchwere Spitzhacke, die er jetzt mit einem gottesläſterlichen Fluch auf den Boden warf, und ſchwur, er wolle verdammt ſein, wenn er in ſeinem ganzen Leben wieder ein ſo ſchweres unbehülfliches Inſtrument ſieben Meilen weit und zuletzt noch Razorback hinauf ſchleppe. Trompeter hieß er übrigens nur bei den Kameraden, weil er früher einmal als ſolcher in einem Regiment gedient und jetzt noch immer gern davon erzählte. — Aber Zeit war nun auch nicht mehr zu verſäumen, der Himmel hatte ſchon die, der Nacht vorhergehende bleigraue Färbung angenommen; höchſtens noch eine Viertelſtunde blieb ihnen Tageslicht, und da ihr Plan ſchon vorher genau verabredet worden, bedurfte es weiter Nichts mehr, als ihn eben auszuführen.

Noch einmal horchte der kleine Trupp in den Wald hinein, der Richtung zu, von welcher die Poſtkutſche erwartet wurde, und als ſie noch immer Nichts davon hören konnten, ſtiegen ſie jetzt ſchweigend und raſch den Berg nach Oſten zu hinunter, bis ſie einen Platz erreichten, wo die größte Steile überwunden war. Bis hierher ließ es ſich nämlich vorausſetzen, daß die Paſſagiere zu Fuß gehen und ihren Hals nicht im Wagen ſelber auf der ſteilen, rauhen Bahn riskiren würden. Von der Stelle an lief der Weg aber wieder in leiſer Abdachung ſchräg zu Thal, und der Kutſcher würde von hier an gewiß ſeine Pferde wacker ausgreifen laſſen.

Noch etwa zweihundert Schritt folgten ſie trotzdem dem Weg, um ganz ſicher zu gehen, und hier endlich brach Bill das Schweigen und ſagte:

„Das iſt der Platz, Mates; hier wird ſich auch die Geſellſchaft keinen beſondern Schaden thun, wenn wir den alten Kaſten umkippen, und bequemer können wir's ihnen auf keinen Fall machen. Jim, nimm Du lieber die Spitzhacke, denn Du weißt mit dem Ding am Beſten umzugehen, und nachher löſen wir Dich ab.“

„Eine verfluchte Idee, lachte der Angeredete vor ſich hin, indem er ohne Weiteres ſeine Waffen neben dem Weg in den Buſch legte und das Inſtrument aufgriff — „komiſche Wegeverbeſſerer, die wir jedenfalls ſind, und ich weiß gerade nicht, ob uns die Regierung Ihrer Majeſtät beſonders dankbar dafür ſein wird.“

„Die Regierung Ihrer Majeſtät ſoll verdammt ſein,“ brummte ſein zuletzt gekommener Kamerad, „was die für uns gethan hat, lohn' ihr der Teufel, und wenn ich's einmal quitt machen könnte, ſollt' es „mir zur Ehre gereichen,“ wie der alte Friedensrichter in Osborne immer ſagte.“

„Ein wenig tiefer in den Weg hinein müſſen wir doch gehen,“ ſagte jetzt Bill, der junge Mann, der indeſſen auf das Geſpräch nicht geachtet und nur den Beginn der Arbeit beobachtet hatte. „Die Pferde weichen ſonſt am Ende rechtzeitig aus, und wir haben den ganzen Spaß umſonſt gehabt.“

„Der Weg iſt ſo verdammt hart,“ brummte Jim, „die Spitze fährt ja kaum einen halben Zoll in den Boden.“

„Das wird beſſer, wenn wir nur ein klein wenig tiefer kommen,“ tröſtete ihn Bill — „ſo — bis dahin, das wird's vollkommen thun. Das eine Rad muß hier die Rinne faſſen.“

Jim arbeitete mit der Hacke ruhig weiter, während alle Uebrigen ebenfalls ihre Waffen abgelegt, ja ſogar ihre Röcke ausgezogen hatten, und das losgehauene Erdreich, in Ermangelung von Schaufeln, mit ihren Händen beſeitigten. Ueber die Abſicht ihrer Arbeit konnte auch nicht länger ein Zweifel ſein, denn Jim hieb ganz direct das eine Fahrgleis der von Bathurſt nach Sydney führenden, vortrefflich angelegten, aber ſehr ſchlecht unterhaltenen Chauſſee auf, wodurch die jetzt von Golbourne kommende Poſtkutſche, ſo wie ſie dieſe Stelle berührte, rettungslos umgeworfen werden mußte — hatte doch außerdem noch der Abhang hier Fall genug, um ein raſches Einhalten vollſtändig unmöglich zu machen.

Endlich war die Arbeit beendet und das Loch für tief genug erachtet, um den Zweck vollkommen zu erreichen, die Nacht auch indeſſen vollſtändig eingebrochen. Nur eine Zeit lang herrſchte noch jenes dämmernde Zwitterlicht, bis auch der letzte Schein im Weſten verblichen war, und die Sterne ihren matten Strahl durch die zerſtreuten Wolken nieder auf die Erde ſandten.

Die vier Geſellen hatten jetzt weiter Nichts zu thun, als eben ihre Zeit abzuwarten, und ein klein Stück vom Weg ab — von wo aus ſie dieſen jedoch vollſtändig überſehen konnten — lagerten ſie im Buſch unter einem der alten Gumbäume, und ſprachen gemeinſchaftlich einer großen Flaſche Rum zu, die Bill mitgebracht hatte und den Kameraden freigebig überließ; genoß er doch ſelber ſehr wenig von dem ſtarken Getränk.

Die Unterhaltung war dabei freilich nur ſehr einſilbig, denn Alle horchten immer dann und wann in die Nacht hinaus, ob ſie nicht das jetzt längſt erwartetete Fuhrwerk hören könnten. Es dauerte aber wohl noch eine volle Stunde, bis Jim plötzlich in die Höhe fuhr und mit leiſer, vorſichtig gedämpfter Stimme ſagte:

„Sie kommen!“

Niemand antwortete ihm — Alle lauſchten ſchweigend wohl eine Minute lang — Jim hatte aber ganz recht gehabt, — ein dumpfes Knarren und Poltern ließ ſich hören, das freilich bis jetzt noch ſehr undeutlich zu ihnen herüberdrang. Jetzt konnten ſie Stimmen unterſcheiden. Einer der Nahenden pfiff ein Lied „the last rose of summer“ — näher und näher kamen die Laute — jetzt plötzlich war Alles wiederum todtenſtill.

„Sie ſteigen ein,“ flüſterte Bill — „der Wagen hält.“

Jim nickte nur einfach mit dem Kopf, denn jetzt war nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Bill hatte, wie ſie nur die Gewißheit der erſten Annäherung bekamen, eine kleine Blendlaterne angezündet und unter ſeine Jacke verſteckt, die vier unheimlichen Geſtalten griffen dann ihre Waffen auf und nahmen die ſchon vorher verabredeten Poſten ein, die ſich ziemlich genau beſtimmen ließen, denn ſie wußten ja recht gut, an welcher Stelle der Wagen umſchlagen mußte, ſo wie nur ſelbſt das linke Vorderrad in die eingegrabene Falle gerieth.

Jetzt rollte das Fuhrwerk wieder raſch herbei. Der Kutſcher, der hier die ſchwierigſte Paſſage überwunden wußte und jeden Fußbreit Weges genau kannte, hieb in die Pferde ein, um ſie zu ſchärferem Trab anzutreiben, hatte er doch wenigſtens drei Viertel Stunden ſeiner Zeit nachzuholen. Die Paſſagiere, die an der letzten ſteilen Bergkuppe abgeſtiegen waren und den Razorback zu Fuß überſchritten hatten, brauchten noch einige Zeit, bis ſie ſich auf ihren Sitzen wieder zurecht rücken konnten, und jetzt erſchien der dunkle Schatten des offenen Fuhrwerks auf der matt beleuchteten Straße — näher kam es — immer näher — ſchon erreichten die Pferde den Platz, auf dem Jim die aufgehauene Erde ſorgfältig weggezogen und nach dem Buſch hinüber geworfen hatte.

„Woh! wohah!“ ſchrie da der Kutſcher plötzlich, und ſuchte die Thiere nach rechts hinüber zu reißen. Sein ſcharfes Auge hatte ſelbſt bei der nur ungewiſſen Beleuchtung entdeckt, daß dort im Wege nicht Alles in Richtigkeit wäre, wenn er auch nicht gleich erkennen konnte, ob der Schatten vor ihm ein Loch oder ein hingeworfener Baumſtamm ſei — aber es war zu ſpät. Die Pferde, an dieſe rauhen Buſchpfade gewöhnt, wo ſie alle Augenblicke nach rechts oder links ausweichen müſſen, gehorchten zwar im Moment, aber das Vorderrad hatte ſchon das verrätheriſche Gleis erreicht, der ſchwere Wagen war überhaupt im Rollen, und faſt gleichzeitig mit dem Ruf des erſchreckten Kutſchers ſanken beide linke Räder tief bis über die Achſen in das gegrabene Loch, und die royal Mail, wie der offene Poſtkarren etwas übertrieben getauft war, ſchlug unter dem Zetergeſchrei der Paſſagiere nach der linken Seite über.

Der Kutſcher ſelber ward weit vom Bock hinweg geſchleudert, traf wahrſcheinlich mit dem Kopf an einen Stein und blieb beſinnungslos liegen, und die Pferde, die ſich in dem zur Seite geriſſenen Geſchirr verwickelten, ſtampften und ſchlugen und bäumten, bis ſich die beiden vorderen Thiere losarbeiteten und dann in voller Flucht die Straße hinab tobten.

Einer der Räuber wollte ihnen vorſpringen und ſie zurückſcheuchen, aber es war nicht mehr möglich; die Thiere, durch das plötzliche Schreien und Toben der Paſſagiere ſelbſt, wie durch den eigenen Unfall ſcheu gemacht, ließen ſich nicht mehr halten und wenige Secunden ſpäter verhallte ſchon der donnernde Schlag ihrer Hufe auf der Straße in weiter, weiter Ferne.

Bill mit ſeinen Gefährten hatte aber jetzt auch keine Zeit ſich weiter um ſie zu bekümmern, denn der Moment nahm ihre ganze

Thätigkeit in Anſpruch. Vortrefflich wurde der junge Mann, beſonders von Jim und dem Trompeter unterſtützt, die Beide nichts weniger als Neulinge in dem „Geſchäft“ ſchienen.

Beide nämlich, ohne ihre Flinten von der Schulter zu nehmen, waren — Jeder mit einer geſpannten Piſtole in der Hand, — unter die wild am Boden umhergeſtreuten Paſſagiere geſprungen, und ehe ſich dieſe aufraffen konnten, ja ehe ſie ſich nur ſo weit von dem nicht unbeträchtlichen Sturz geſammelt hatten, um recht zu begreifen was eigentlich geſchehen ſei, ſahen ſie ein paar dunkle, drohende Geſtalten und hörten Jim's tiefe, vollkommen leidenſchaftloſe Stimme, mit der er laut und deutlich ſagte:

„Bleibt ruhig liegen, meine Herzchen; dem Erſten, der Miene macht aufzuſtehen, ja der nur den Kopf vom Boden hebt, ſchick' ich eine Ladung Rehpoſten durch den Schädel — weiter Nichts — wer mich dann nicht verſtanden hat, mag ſich nachher beklagen.“

Nur ein dumpfes Stöhnen antwortete ihm, denn die Paſſagiere, wenn ſie nicht ſelber ſchon einmal einen ähnlichen Unfall erlebt, waren in Bathurſt und unterwegs ſo mit Erzählungen von „bushrangern“ und ähnlichen Ueberfallsgeſchichten gefüttert, und dabei ſo unausgeſetzt gewarnt worden, ſich um Gottes Willen in einem ſolchen Falle nicht zu widerſetzen, daß ſie, theils von dem Sturz, theils von der neuen Ueberraſchung wie gelähmt — jedenfalls vollkommen machtlos — am Boden lagen, und auch nicht den geringſten Verſuch zu einem Widerſtand machten.

Jim beobachtete ſie ein paar Secunden ſchweigend, und dann zufrieden mit dem Kopf nickend, fuhr er fort:

„So recht, meine Herzblättchen! — 'ſind lauter brave Kinder wie ich ſehe — würde Euch aber auch nicht viel helfen, wenn Ihr unartig ſein wolltet, denn wir ſind hier unſer ſechzehn Mann, Alle bis an die Zähne bewaffnet und gerade in der Laune, das mit Anſtand auszuführen, was wir ſo allerliebſt begonnen haben. — Alſo Bill, fangt einmal an, daß wir mit den Herren zu Ende kommen, die Zeit möchte ihnen ſonſt da unten ein wenig lang werden.“

Bill, dem als dem Gewandteſten das Geſchäft der Plünderung übertragen worden, hatte ſich indeſſen eine Art von Maske über das Geſicht geworfen, die allerdings aus weiter Nichts beſtand, wie einem viereckigen Stück ſchwarzer Gaze mit Löchern für die Augen, was aber doch hinreichte, ſeine Züge zu verbergen. Er mußte auch ſchon genau wiſſen, wo ſich das meiſte Geld befand, denn nur noch kurz ſeinen Kameraden Aufmerkſamkeit empfehlend, ſprang er raſch zu dem umgeſtürzten Karren, öffnete mit ein paar Schlägen der ſchweren Spitzhacke das Schloß des Kaſtens, in dem die Briefbeutel waren, und hatte bald gefunden, was er ſuchte, ein nicht ſehr großes, aber ſehr ſchweres Packet in Leder eingeſchnürt, das er mit den Briefbeuteln herausnahm und eine kleine Strecke in den Wald hineintrug. Dann kehrte er raſch zurück, und jetzt begann die Unterſuchung der Paſſagiere ſelber, die herausgeben mußten, was ſie an Geld oder Geldeswerth bei ſich führten.

Es geſchah das in der gewöhnlichen Weiſe. Jeder wurde einzeln vorgenommen, mußte ſich halb aufrichten und die Arme ausgeſtreckt von ſich halten, und während der Trompeter mit geſpanntem Gewehr, den Lauf höchſt ungenirt gerade in das Geſicht des Bedrohten haltend, vor ihm ſtand, viſitirte Bill die Taſchen des Opfers und ſeinen Körper nach einem verborgenen Geldgurt oder verſteckten Kleinodien, zog auch wohl in einzelnen Fällen dem unglücklichen Individuum die Stiefeln aus, um ſich zu überzeugen, daß nichts Weiteres in dieſen oder vielleicht in den Strümpfen verſteckt war.

Das Ganze ging aber verhältnißmäßig außerordentlich raſch vor ſich, und nur ein junger Mann war noch übrig, der jetzt eben, falls an die Reihe kam. Er war ſehr anſtändig gekleidet und gab willig her was er hatte: eine Uhr, ein gut gefülltes Taſchenbuch und das Geld, welches er loſe in der Weſtentaſche trug. Bill hatte ihm aber in das Geſicht geleuchtet, befühlte ihn dann am ganzen Körper, und entdeckte auf ſeinem Rücken noch ein kleines, ſorgfältig eingenähtes Packet, welches außerordentlich ſchlau verſteckt ſchien.

Ein tiefer Seufzer hob des Paſſagiers Bruſt, als er ſein Geheimniß verrathen ſah, aber er leiſtete nicht den geringſten Widerſtand, der ja auch unter dieſen Umſtänden vollkommen nutzlos geweſen wäre. Bill machte ebenfalls raſche Arbeit, indem er ein kleines ſcharfes Meſſer herausnahm und den Theil des Rocks, der den verborgenen Schatz hielt, einfach herausſchnitt.

Dabei hatte ſich der Räuber aber etwas bücken müſſen, und gerade wie er das erbeutete Packet in ſeiner eigenen Taſche barg, fiel ihm die Maske vom Geſicht. Unwillkürlich ließ in demſelben Augenblick der junge Fremde den Strahl des Lichts voll auf die Züge des Räubers fallen, und mit erſchreckter, aber nur halblauter Stimme rief er aus:

„Bill! um Gottes Willen, biſt Du das?“

Bill biß die Zähne feſt zuſammen, brachte aber ſeine heruntergefallene Maske wieder in Ordnung und ſagte dann mit völlig ruhiger Stimme:

„Es thut mir leid um Dich, daß Du mich erkannt haſt, Kamerad.“ — Zugleich nahm er ſeine Piſtole aus dem Gürtel und in dem nächſten Moment dröhnte der Schuß durch den Wald, mit dem der unglückliche Paſſagier lautlos an der Stelle, an der er kniete, zuſammenbrach.

„Alle Teufel!“ rief Jim überraſcht aus, „das macht Lärm.“

„Wir ſind fertig,“ ſagte Bill, der die Laterne aufgriff und die abgeſchoſſene Waffe wieder in ſeinen Gürtel zurückſchob — „hier

Bob, trag das, ich bringe allein nicht Alles fort. Habt Ihr von Euren eigenen Sachen Nichts zurückgelaſſen?"

„Die Spitzhacke liegt noch am Wagen."

„Die mögen ſie zum Andenken mitnehmen," knurrte der Trompeter — „verdammt, wenn ich die alte Hacke auch nur noch einen Schritt weit ſchleppe."

„Gut! alſo fort! Guten Abend, meine Herren. Sie können Ihre Reiſe jetzt ungeſtört fortſetzen" — und mit den Worten, ehe die Ueberfallenen auch nur noch recht wagten den Kopf zu heben, waren die Räuber im Wald verſchwunden, die geplünderte Reiſegeſellſchaft ſich ſelber überlaſſend.

2.

Das Lager im Buſch.

Die armen Reiſenden blieben in einer wenig beneidenswerthen Lage zurück, denn noch thaten den meiſten die Glieder von dem rauhen Sturz weh, und geplündert, mit dem Ermordeten zwiſchen ſich, ihr Wagen umgeworfen, die Pferde in dem zerſprengten Geſchirr verwickelt, der Kutſcher, um den ſich keiner der Räuber gekümmert hatte, noch immer bewußtlos auf dem Sand ausgeſtreckt, ſtanden ſie rathlos da und wußten im erſten Augenblick gar nicht, was ſie zuerſt beginnen ſollten.

„Sind ſie fort?" frug da plötzlich eine, noch immer vorſichtig gedämpfte Stimme, und als ſich Alle raſch dorthin drehten, ſahen ſie zu ihrem Erſtaunen, daß es der Kutſcher ſelber war, der bis jetzt für gut befunden hatte den Halbtodten zu ſpielen. Allerdings mochte er wohl ein wenig unſanft aufgefallen ſein; ſobald er aber wieder zu ſich kam und die ganze Scene überſchaute, wußte er recht gut was hier vorging, und hielt ſich demzufolge — das Geſcheidteſte, was er für ſeine eigene Perſon thun konnte — paſſiv. Die Kutſcher ſelber wurden bei derlei Ueberfällen, nach einem ſtillſchweigenden Uebereinkommen der Räuber, nie beläſtigt, ſo lange ſie ſich nicht, was aber ebenfalls nie geſchah, zur Wehr ſetzten, und da ein ſolcher perſönlich kein weiteres Intereſſe an der Sache hatte, kümmerte es ihn ſehr wenig, was mit ſeinen Paſſagieren oder den ihm übergebenen Poſtſtücken geſchah; konnte er doch nie dafür verantwortlich gemacht werden.

So wie er übrigens die Beſtätigung erhielt, daß Räuber oder Buſhranger im Buſch verſchwunden ſeien, hob er ſich langſam vom Boden und ſtand dann, ſich verlegen am Kopf kratzend, neben ſeinem arg zugerichteten Geſchirr, das er mit ſehr betrübten Blicken betrachtete. Um den Erſchoſſenen, um den ſich die übrigen Reiſenden jetzt ſammelten, kümmerte er ſich gar nicht. Das war ja nur ein Paſſagier.

Der Unglückliche, ein junger, blühender Mann, der Sohn eines Stationshalters vielleicht — Niemand der Paſſagiere kannte ihn — lag regungslos in ſeinem Blut am Boden, und das matte unſichere Licht des Mondes verrieth nur, daß die mörderiſche Kugel ihm in die Bruſt gegangen ſei — aber er war noch nicht todt, ſein Röcheln kündete noch Leben in dem mißhandelten Körper, und ein alter Herr mit weißen Haaren kniete jetzt neben ihm nieder, hob ihm den Kopf auf ſein Knie und begann die Wunde zu unterſuchen.

Der Kutſcher hatte ſich indeſſen daran gemacht, die Pferde zu entwirren, was ihm endlich gelang, denn hier oben konnten ſie doch nicht halten bleiben, und das Nothwendigſte blieb jetzt, den umgeſtürzten Wagen wieder aufzurichten.

Glücklicher Weiſe war an dieſem kein Rad gebrochen, und der Kutſcher — jetzt ganz ſicher, daß ihn die Buſhranger nicht mehr hören konnten — fluchte in einer Weiſe, wie man ſie vielleicht nur in Auſtralien zu hören bekommt, auf die heilloſen Halunken, die ſeinem guten Geſchirr in ſo ausgeſucht heimtückiſcher Weiſe eine Grube gegraben und gewiſſermaßen das ganze Neſt darin gefangen hatten — denn über die Art, wie ſie hier überliſtet worden, blieb natürlich kein Zweifel mehr — das tief ausgewühlte Geleis verrieth das deutlich genug

Die übrigen Paſſagiere — der Alte beſchäftigte ſich noch immer mit dem Verwundeten — leiſteten jetzt die nöthige Hülfe, um den umgeſtürzten Karren wieder aufzurichten, übrigens kein leichtes Stück Arbeit — und nach einer guten Stunde hatten ſie wenigſtens die Genugthuung, ihr Fuhrwerk wieder ſo weit in Stand geſetzt zu ſehen, um ihre Reiſe fortſetzen zu können. Von hier aus waren auch die zurückgebliebenen zwei Pferde im Stande, die königliche Poſt fortzubringen, denn der Weg ging faſt ausſchließlich bergab, und nur, was mit dem vom Schuß Getroffenen werden ſollte, blieb noch die Frage.

Der alte Herr verlangte allerdings, daß ihrer vier den Unglücklichen, der jedenfalls noch lebte, bis zum nächſten Haus hinab tragen ſollten, da ihm das Rütteln des Fuhrwerks vielleicht den Tod bringen konnte. Dagegen aber proteſtirten die Uebrigen, die geradezu erklärten: ſie hätten heute Abend der Unbill genug gelitten, um jetzt auch noch mit den, überdies durch den Sturz ſchmerzenden Gliedern eine Leiche Stunden weit zu ſchleppen. Die Wunde in der Bruſt ſei jedenfalls tödtlich, und das Einfachſte, den armen Teufel hier unter einen Baum zu legen und dann vom nächſten Haus Leute abzuſchicken, die ihn begraben oder ſonſt mit ihm machen konnten, was ſie wollten. Was kümmerte ſie überhaupt der fremde Menſch!

Dem widerſprach der alte Herr auf das Entſchiedenſte. Den Verwundeten hier ohne Hülfe zurück zu laſſen, wäre kaum weniger ein Verbrechen geweſen, wie der Mord ſelber, und wenn ſich auch ein paar der Roheſten noch dagegen ſträubten, ſetzte er doch endlich die Mitnahme durch. So gut das eben die Umſtände erlaubten, wurde dem Unglücklichen ein bequemer Platz hergerichtet; der alte Herr nahm ihn dann ſelber in ſeine Arme, und mit der Mahnung an den Kutſcher, bis zu der nächſten menſchlichen Wohnung nur langſam zu fahren, ſetzte ſich der geplünderte Poſtwagen endlich wieder in Bewegung.

Indeſſen hatten ſich die Buſhranger in den Wald und zu einer ihnen wohl bekannten Stelle an einer Schroffe zurückgezogen, wo ſie ganz ſicher waren, heute Nacht nicht allein nicht beläſtigt zu werden, ſondern auch, ohne die geringſte Furcht, entdeckt und geſehen zu werden, ein Lagerfeuer anzünden konnten. Lebensmittel mit den nöthigen Getränken waren ebenfalls ſchon über Tag hierher geſchafft worden, und mit dem behaglichen Gefühl eines vollſtändig geglückten Unternehmens ſuchte die verbrecheriſche Schaar dieſen Zufluchtsort, um ſich vor allen Dingen mit Speiſe und Trank zu ſtärken und dann das Weitere, ihre eigene Sicherheit betreffend, zu überlegen und zu beſprechen.

Dort waren dieſe, an ein Buſchleben überhaupt gewöhnten und abgehärteten Menſchen, auch bald behaglich eingerichtet, und ihre fetten Hammelrippen auf den Kohlen bratend, und eine Flaſche Rum im Kreiſe herumſendend, gaben ſie ſich einem Gefühl vollſtändiger Sicherheit hin, das auch in der That nur durch einen Umſtand getrübt wurde — den ausgeführten Mord. Die Beraubung der königlichen Poſtkutſche wie ihrer Paſſagiere hätte ihnen ſonſt wenig Sorge genug gemacht.

„Sagt mir, Bill,“ begann auch hier Jim endlich, „was Euch auf einmal in den Kopf ſtieg, den jungen Swell*) ſo ohne Weiteres über den Haufen zu ſchießen. Die ganze Geſchichte ging ſo geſchwind und eigentlich ſo ruhig ab, daß ich nicht einmal recht klug daraus geworden bin, wenn ich auch dicht daneben ſtand.“

---

*) Swell, der gewöhnliche Ausdruck im Buſch für ſtädtiſch Gekleidete.

„Er hatte mich erkannt und — mußte ſterben," erwiderte der junge Burſche, und ſchien ſich Mühe zu geben, gleichgültig bei den Worten zu bleiben. Aber ſo verworfen hatte ihn das Laſter doch noch nicht gemacht, ſelbſt von einem Mord theilnahmlos zu ſprechen, wenn er es auch die ſchon mehr abgehärteten Kameraden wollte glauben machen. Sein Geſicht ſelber ſah wenigſtens todtenbleich dabei aus und ſeine Hand zitterte, als er die Flaſche ergriff, um mit dem ſtarken Trank die aufſteigenden Gedanken zu betäuben.

„Hm — 's bleibt immer eine verfluchte Geſchichte," brummte der Trompeter vor ſich in den Bart — „Blut iſt Blut, und je weniger man damit zu thun hat, deſto beſſer. Wird jetzt ein heilloſes Geſchrei in der Colonie geben, und die ganze Polizei Monate lang auf den Beinen halten."

„Und was thut's," lachte der junge Verbrecher höhniſch zurück. Wir Alle wiſſen wohin wir uns zu wenden haben, um dem Lärm aus dem Wege zu gehen bis er vorüber geblaſen iſt. Sowie wir getheilt haben, brechen wir auf, und mit dem Böſen ſelber müßte es zugehen, wenn ſie uns auf die Spur kommen wollten. Ich wenigſtens fürchte die ganze Polizeibande nicht."

„Blut iſt Blut," knurrte aber auch Bob, der nichts deſto weniger dabei an einer erſt halbgaren Hammelrippe kaute, daß ihm das Fett an beiden Mundwinkeln herunter lief, „und es bleibt immer ein nichtswürdiges Gefühl, wenn man das hinter ſich weiß — den Strick nämlich."

„Und ſollt' ich ihn laufen laſſen, daß er nachher in Sydney Lärm ſchlug und wir Alle wie ein Dingo im Walde herum und zu Tode gehetzt wurden?"

„Wäre auch eine verdammte Geſchichte, das iſt wahr," beſtätigte Jim. — „Daß Ihr den ſchwarzen Lappen auch vom Geſicht verlieren mußtet. Es geht doch bei ſolchen Gelegenheiten Nichts über das Anmalen, und man hat nie die geringſte Unbequemlichkeit davon."

„Und jetzt iſt's geſchehen und nicht mehr zu ändern," ſagte Bill trotzig — „keinenfalls verräth der etwas mehr."

„Und ſeid Ihr ſicher, daß er todt iſt?" frug Jenkins, der ſich bisher nicht um das Geſpräch gekümmert und nur mit der Behandlung des Fleiſches auf den Kohlen beſchäftigt hatte. Bill ſah ihn raſch an.

„Gewiß," ſagte er — „die Ladung muß ihm ja den Rock verbrannt haben, ſo nahe war ich, und den Schuß kann er um keine Minute überlebt haben."

„Dann iſt's auch nicht der Mühe werth nachher noch ein großes Geſchrei zu machen," philoſophirte der Buſhranger — „Blut iſt Blut, das iſt richtig, aber ein Strick iſt auch ein Strick und ſicher bleibt ſicher. Bill hat wie ein Mann gehandelt, ich hätt's ſelber nicht beſſer machen können" — und als ob das das größte Lob ſei, das er im Stande wäre zu ſpenden, ſtach er mit ſeinem Meſſer in ein paar der jetzt durchgebratenen Rippenſtücke und begann ſeine eigene Mahlzeit.

Der Gegenſtand der Unterhaltung war überhaupt nicht angenehm genug, auch die Uebrigen lange zu feſſeln, noch dazu, da jetzt ja die Theilung der gemachten Beute bevorſtand, die ſich bald reicher auswies, als ſie Alle erwartet haben mochten. „Bill," wie er von den Gefährten kurzweg genannt wurde, da dieſe nicht einmal ſeinen ordentlichen Namen kannten, hatte das Unternehmen auch in der That eingeleitet, da er gerade in Erfahrung gebracht, daß an dieſem Tag eine nicht unbedeutende Summe in baarem Gelde nach Sydney geſchickt werden ſollte. Dieſe befand ſich jetzt mit dem ebenfalls nicht unbeträchtlichen, den Paſſagieren abgenommenen Raub in ihren Händen, und die arbeitharten und rauhen Fäuſte wühlten mit inigem Behagen in den vor ihnen auf eine wollene Decke ausgeſchütteten Goldſtücken — hatte doch keiner von ihnen in ſeinem ganzen Leben ſchon ſo viel baares Geld auf einem Fleck zuſammengeſehen — das Bewußtſein gar nicht gerechnet, daß er ſelber der Eigenthümer des vierten Theiles ſei.

„Jungens, Jungens," ſagte Jim, vergnügt vor ſich hin lachend, indem er ſeine ausgeſtreckte Hand in den Haufen von Goldſtücken hineinſchob und die einzelnen Münzen durch die Finger zurückgleiten ließ, „das iſt, ſtraf' mich Gott, die ſchönſte Muſik, die ich in meinem ganzen Leben gehört habe — die beſte Fiedel der Welt nicht ausgenommen. Hol's der Teufel, das kann ſelbſt der Gouverneur nicht" — und mit den Worten warf er ſich voll tollen Uebermuths auf den ausgebreiteten Schatz, um ſich im wahren Sinne des Worts in Gold zu wälzen.

„Hallo — Du Jim," rief aber der Trompeter, „nimm Dich in Acht, mein Herzchen, daß Dir nicht aus Verſehen ein halb Dutzend Stücke in die Rocktaſche oder den Kragen fallen. Ehrlich Spiel! Vorher wollen wir theilen, und nachher kannſt Du mit Deinem Part machen, was Dich eben freut."

„Haſt Du Angſt, Schatz, daß ich mir mein „Taſchengeld" vorausnehme," lachte der Irländer — „hab' keine Sorge, es bleibt noch genug für Dich übrig, um Dir die Tage zu verſüßen, bis Du gehangen wirſt."

„Nicht vor Dir hoffentlich," knurrte der Trompeter, über die Anſpielung ſichtlich nichts weniger als erfreut, „damit ich bei Deinem Leichenbegängniß auch noch eine Citrone in der Hand und eine Flaſche Rum in der Taſche tragen kann — Leichenpunſch nennen ſie's bei uns."

„Gebt Frieden," ſagte Bill, der ſich bis jetzt mit ſeinen eigenen düſteren Gedanken beſchäftigt hatte — „und malt den Teufel nicht an die Wand. Und nun kommt, daß wir das Gold zählen; je eher wir das beendet haben, deſto beſſer, damit nachher ein Jeder über ſeinen eigenen Antheil wachen kann."

Der Aufforderung wurde raſch Folge geleiſtet, und Bill, der übrigens ſchon verſchiedene kleine Packete für ſich ſelber in Sicherheit gebracht hatte, warf jetzt Alles auf die Decke, wo es Jim und der Trompeter aufzählen mußten, während er ſelber bei dem

Schein des Feuers und ſeiner Laterne die Briefbeutel zerſchnitt und die darin enthaltenen Papiere durchſah.

Die Briefe wurden geöffnet und, wenn leer befunden, in die Flammen geworfen; hier und da fanden ſich aber auch einzelne reich mit Banknoten beſchwert, und dieſe, da Bob kein Auge von den Fingern des jungen Kameraden verwandte, kamen mit in die Maſſe. — Ein paar vorgefundene Wechſel wurden, als zu gefährlich, um ſich mit ihnen zu befaſſen, ebenfalls verbrannt.

Die Theilung ſelber nahm nicht lange Zeit in Anſpruch, und als Jeder ſein ihm zugewieſenes Part in ſein Sacktuch feſt eingebunden und geborgen hatte, ſuchten die Verbrecher ihr Lager, um noch vor Tag den Körper für die nächſten Anſtrengungen durch ein paar Stunden Schlaf zu ſtärken. Nur „Bill" legte ſich nicht. Als die Uebrigen ſchon lange, in ihre Decken eingewickelt, im Schutz eines vorſpringenden Felſens laut und ruhig ſchnarchten, ſaß er noch immer, den Blick ſtier in die verglimmenden Kohlen geheftet, und raffte ſich erſt aus ſeinem düſteren Brüten empor, als die über die Höhen ſtreichende kalte Luft ihn daran mahnte, das faſt ſchon niedergebrannte Feuer wieder aufzuſchüren.

Er warf ein paar friſche Brände darauf, denn niedergebrochenes Gumholz gab es dort im Ueberfluß, und ſtreckte ſich dann erſt ſelber dicht am Feuer aus, um noch ebenfalls kurze Zeit — weniger zu raſten, als der unruhigen Gedanken ledig zu werden. Aber auch jetzt ſchlief er nicht, und manchmal hob er den Kopf vorſichtig in die Höh' und horchte nach den Kameraden hinüber, bis er die Gewißheit erhielt, daß ſie Alle feſt und ſicher ſchliefen. Dann ſtand er auf, nahm das ihm gehörende Geldpacket unter den Arm, hing ſeine Waffen um, warf noch einen ſcheuen Blick über die Gruppe der Schlafenden und ſtieg leicht und geräuſchlos, ohne Abſchied von den Kameraden, den Hang hinunter, mitten in den Wald hinein.

3.

Das erſte Gold.

Die königliche Mail ſetzte indeſſen ihren Weg, den Berg hinunter fort, und der Maildriver oder Kutſcher ſchien nicht übel Luſt zu haben das, wie gewöhnlich, in einem ſcharfen Trab zu thun, um von der überdies verſäumten Zeit ſo viel wie möglich wieder einzuholen. Was kümmerte er ſich um den verwundeten Paſſagier! Der alte Herr aber ſchien nicht geſonnen, das einmal begonnene Liebeswerk halb zu thun, und die Schulter des Kutſchers mit der einen Hand faſſend, während er im andern Arm den Verwundeten hielt, ſchwor er, daß er ihn in Sydney augenblicklich wegen abſichtlicher Tödtung verklagen werde, wenn er nicht Schritt — und zwar langſamen Schritt bis zum nächſten Haus führe. „Der Geſchoſſene,“ ſetzte er hinzu, „habe jedenfalls einen der Räuber erkannt — hier ſei noch die Möglichkeit, der Bande auf die Spur zu kommen, wenn er am Leben erhalten würde — bei dieſem tollen Fahren ſei das aber nicht möglich, und er, der Kutſcher, mache ſich des Einverſtändniſſes mit den Mördern verdächtig, wenn er nicht augenblicklich dem Befehl Folge leiſte.“

Das half. Der Burſche fluchte zwar ingrimmig in den Bart hinein, aber er wagte doch nicht, dem angedrohten Gerichtshof gegenüber dem Befehl zu trotzen, und nach anderthalb Stunden etwa erreichten ſie die erſte menſchliche Wohnung — ein kleines Haus dicht am unteren Berghang, wo der Verwundete vom Wagen genommen werden mußte, denn einen weiteren Transport hätte er nicht ertragen.

Selbſt hier freilich würde er nur ſchlechte und ungenügende Pflege erhalten haben, denn der Platz war weiter Nichts wie einer der zahlreich am Wege zerſtreuten Grogſhops oder Trinkhäuſer, eine Art von Wirthſchaft, wo aber die Reiſenden Nichts als geiſtige Getränke der ſchlechteſten Art bekommen konnten, und heute noch dazu mit einer Geſellſchaft halbtrunkener Irländer gefüllt, die nach Bathurſt hinauf wollten, um Arbeit zu ſuchen. Nicht weit davon lag aber die Station eines ſehr wohlhabenden Heerdenbeſitzers in einem kleinen freundlichen Thal, und der Stockkeeper war eben herübergekommen, um mit der Poſt von Bathurſt erwartete Briefe des Eigenthümers in Empfang zu nehmen, ſo wie andere nach Sydney aufzugeben. Er ſtand mit den aus der Trinkſtube herausgeſtrömten Iren am Wagen, als der Kutſcher einen mehr aus Flüchen als Worten beſtehenden kurzen Abriß des Ueberfalls gab, und erfuhr kaum, daß Einer der Paſſagiere ſchwer verwundet, aber noch am Leben ſei, als er auch augenblicklich Anſtalt traf, ihn auf die Station ſchaffen zu laſſen. Vier der Leute fanden ſich auch bereit den armen Teufel — gegen ein gutes Trinkgeld natürlich — hinüber zu tragen — einen Andern ſchickte der Stockkeeper gleich voraus, die Ankunſt des Verwundeten zu melden, der alte Herr verſprach eben ſo, von Pendrith aus direct einen Wundarzt herüber zu ſchicken, und es war ſomit für den Augenblick Alles gethan, was nur geſchehen konnte, um den Funken von Leben, der noch in dem Unglücklichen lag, zu erhalten und wieder zu wecken.

Hier hatte man auch die beiden Pferde aufgefangen, die ſich oben am Berg losgeriſſen, und gleich ſchon etwas Aehnliches vermuthet. Derlei Ueberfälle kamen aber häufig vor, und da ſie nur höchſt ſelten blutig abliefen, hatte man ſich nicht ſo ernſt darum gekümmert. Kutſcher und Paſſagiere wußten ſich bei ſolchen Gelegenheiten ſchon immer ſelber zu helfen, und den Räubern oder Buſhrangern im Walde nachzuſetzen, wäre eine ſehr undankbare, und jedenfalls vollkommen nutzloſe Arbeit und Anſtrengung geweſen — von der Gefahr ganz abgeſehen, der ſie ſich thörichter Weiſe dabei ausſetzten.

Die Poſt raſſelte, eine halbe Stunde ſpäter etwa, jetzt durch Nichts mehr behindert, in wilder Eile zu Thal, die Paſſagiere darin auf das Unbarmherzigſte zuſammenſchüttelnd, und auf einer raſch hergerichteten Bahre trugen indeß vier Männer den ſchwer Verwundeten durch die Nacht nach der Station hinüber, wo indeſſen ſorgende Frauenhände ſchon arbeiteten, ihm ein bequemes und weiches Lager herzurichten.

Der von dem Stockkeeper abgeſandte Bote hatte nämlich ſchon ſeine Meldung gemacht, und wohl in keinem Lande der Welt herrſchte — beſonders noch vor der Entdeckung des Goldes, die freilich alle Verhältniſſe umſtürzte — eine größere und unbeſchränktere Gaſtfreundſchaft, als in Auſtralien.

Jeder Reiſende, der nicht gerade mit der Poſt fuhr, und dann natürlich auf die Gaſthäuſer angewieſen blieb, an denen die Pferde gewechſelt wurden, ward freundlich, ja ſelbſt herzlich aufgenommen, und gehörte er nicht den beſſeren Ständen an, daß ihm ein Zimmer im Herrenhauſe zugewieſen werden konnte, ſo durfte er wenigſtens feſt darauf rechnen, in der Küche oder bei dem Stock- oder Hutkeeper ſein Nachtquartier und ſo viel an Thee, Hammelrippen und dem auſtraliſchen Brod (damper) zugetheilt zu bekommen, wie er eben verzehren konnte.

Die Sutton'ſche Familie auf dieſer Station machte denn auch keine Ausnahme von der Regel. Kaum hörten die Mitglieder derſelben, die eben in der unteren Stube bei ihrem Thee ſaßen, von dem geſchehenen Unglücksfall, und dem Gaſt, den ihnen ihr Stockkeeper, ohne weitere Anfrage vorher, als etwas von ſelbſt Verſtändliches, herüber ſchaffen ließ, als auch augenblicklich eines der kleinen Fremdenſtübchen für ihn hergerichtet wurde, und eine Stunde ſpäter lag der noch immer Bewußtloſe mit einem allerdings jetzt nur noch nothdürftigen Verband, wie ihn Mr. Sutton ſelber hatte anlegen können, auf ſeinem Lager ausgeſtreckt, und von jeder Bequemlichkeit und Sorgfalt umgeben, welche die Umſtände hier nur irgend verſtatteten.

Ob die Wunde tödtlich ſei, mußte jedenfalls erſt eine ärztliche Unterſuchung beſtimmen. So viel ließ ſich jetzt nur feſtſtellen, daß die Kugel in die rechte Bruſt gedrungen und ſchräg unter dem rechten Schulterblatt wieder hinausgefahren ſei. Hatte ſie dabei edle Theile ſtark verletzt, ſo war der Tod freilich unvermeidlich.

Weiter und weiter raſſelte indeſſen die Poſt bis zu der nächſten Station, wo die Pferde gewechſelt wurden und der alte Herr, der ſich ſchon unterwegs des Kranken ſo theilnehmend angenommen, einen Wundarzt abſenden konnte, um ihm die jetzt allernöthigſte Hülfe zu leiſten — weiter und weiter der Haupt- und Reſidenzſtadt Sydney zu, die ſie am nächſten Tage erreichte, und nicht blos die Nachricht des Ueberfalls dorthin brachte. — Ein ſolches „Abenteuer“ wäre ziemlich ſpurlos an den Bewohnern von Sydney vorübergegangen, denn ſo oft auch etwas Derartiges in Wirklichkeit vorfiel, ſo viel erdichtete Geſchichten über derlei Anfälle circulirten fortwährend, und eine ſolche Thatſache gab dann allen übrigen Beſtätigung. Nein, die Reiſenden von Bathurſt brachten ganz andere, viel wichtigere Kunde mit, und zwar die Beſtätigung eines andern Gerüchts, das ſchon einige Tage in der Stadt gewiſſermaßen geſpukt hatte, und nun plötzlich mit voller Kraft zum Ausbruch kam, ohne die Tragweite noch überſehen zu laſſen, die es für dieſe wie für alle übrigen Colonien Auſtraliens haben mußte:

die Entdeckung des Goldes.

„Gold! — oben in den Bergen liegt Gold — Minen liegen dort, viel reicher als ſie je in Californien gefunden wurden — Schätze, von denen das Land in ſeinen kühnſten Träumen keine Ahnung gehabt — Gold! Reiſende von oben haben ſchon ganze Klumpen mit heruntergebracht, und oben in den Bergen liegt's; man braucht nur eben hinzugehen und es aufzuheben.“

An jedem Gerücht iſt gewöhnlich wenigſtens etwas Wahres, wenn es die Phantaſie der Weiterträger auch nach eigenem Gefallen ausſchmückt und entſtellt. Einer der Reiſenden mit der Bathurſt-Mail hatte allerdings Proben körnigen Goldes, die dort oben gefunden waren, mit heruntergebracht und den gierigen Blicken der Buſhranger zu entziehen gewußt, und das war in der That die Beſtätigung der Meldung, die dem Gouverneur ſchon vor einiger Zeit von anderer Seite gemacht worden.

Die königliche Mail war in den blauen Bergen von Buſhrangern angefallen, ihrer Briefe beraubt und ein oder ein halb Dutzend Paſſagiere waren dabei getödtet worden — wen kümmerte das jetzt? — wer dachte noch daran? — Oben in den Bergen lag Gold, und als ob ein Telegraphendraht die ſämmtlichen Wohnungen Sydney's verbunden hätte, ſo ſprach an dem nämlichen Abend kein Menſch in der ganzen Stadt von etwas Anderem, dachte an etwas Anderes, träumte die Nacht von etwas Anderem als Gold, Gold, Gold!

Und wie ſah Sydney am andern Morgen aus?

In ſonſtiger ſtiller Zeit begann das Geſchäftsleben des immer ziemlich rührigen und thätigen Platzes gewöhnlich um acht oder halbneun Uhr Morgens, und beſchränkte ſich dann noch immer auf den Detailverkauf der kleinen Läden, da größere Geſchäfte ſelten vor zehn oder elf Uhr gemacht oder auch nur begonnen wurden. — Heute dämmerte kaum das Licht des jungen Tages, als ſich ſchon hie und da Hausthüren öffneten und Leute, völlig zur Reiſe gerüſtet, heraustraten, um ihre beſtellten Fuhrwerke oder Pferde aufzuſuchen. Güterkarren, ſogenannte drays, mit Proviſionen und Handwerkszeug beladen, was jedenfalls in der Nacht geſchehen ſein mußte, raſſelten ſchon einzeln über das Pflaſter der Stadt, von den neidiſchen Blicken der Nachſchauenden ſo lange als nur irgend möglich verfolgt. Einzelne Arbeiter waren zu irgend einer häuslichen Beſchäftigung ſchon gar nicht mehr zu bekommen, denn wer wollte jetzt noch für zwei oder drei Shilling den Tag arbeiten, wo er da oben in den Bergen vielleicht in einer Stunde eben ſo viele Pfund Sterling aufleſen konnte? Eine Menge kleiner Läden ſelbſt blieben geſchloſſen, da ſich deren Eigenthümer entweder ſchon zum Abmarſch in die Minen rüſteten, oder doch wenigſtens eifrig beſchäftigt waren zu überlegen, ob ſie gehen ſollten oder nicht. —

Aber ſelbſt das ſchien nur die nutzloſe Verzögerung eines doch nicht mehr zu vermeidenden Schrittes, denn wer überhaupt ſchon ſo weit war, daß er mit ſich zu Rathe ging, blieb auch, in faſt allen Fällen, für ein ruhiges Alltagsleben von dem Augenblick an verloren, und wenn er ſeinen Marſch in die Minen noch aufſchob, marſchiren mußte er; darauf konnte er ſich verlaſſen.

Gold! was für ein eigener, wunderbarer Zauber in dem einen Worte liegt, und wie leicht die kleine Silbe ſelbſt die innigſten Familienbande zu trennen vermochte, als ob es leichter Zunder geweſen wäre. Gold! wie das durch alle Schichten der Geſellſchaft zuckte, vom reichen Schiffsrheder hinunter bis zu dem halbausgeſtoßenen ticket of leave man hinab; wie das im Nu Pläne baute und Luftſchlöſſer hoch in die Wolken hinein; und für einen Augenblick faſt jeden Rangunterſchied aufzuheben ſchien — Gold! Hatte doch auch Jeder jetzt gleiche Anrechte an den Schätzen, die der auſtraliſche Boden barg, und gleicher Anſpruch war Allen gegönnt, die goldene Beute zu gewinnen, wer nur eben verſtand ſeine Zeit zu benutzen, und die koſtbare nicht hier in leerem Nichtsthun verſäumte.

Die meiſten Menſchen kamen aber an dieſem erſten Tage noch nicht recht zur Beſinnung, denn zu raſch war die betäubende Kunde über ſie hereingebrochen, als daß ſie ſich gleich zu einem entſcheidenden Schritt entſchließen konnten. Die weniger Zaghaften aber, die jede Stunde faſt mit Sack und Pack, ſelbſt unter ihren Augen fort, den Bergen zuſtrömten, nur um dort die Erſten zu ſein, die das Gold ſammelten — denn an wirkliches Arbeiten dachten noch Wenige — ließen ſie nicht zu Ruhe kommen und trieben ſie ſelbſt zuletzt zu dem verzweifelten Schritt. Jeder Trupp ja, der jetzt die Straßen von Sydney auf ſeinem Weg in die Berge paſſirte, nahm ihnen einen „Platz“ da oben weg, und konnte gleich von vorn herein die am reichſten geträumten Stellen entdecken. Jeder Wanderer trug in ſeiner Spitzhacke und Schaufel, die Schlüſſel zu ungezählten, märchenhaften Schätzen, und es blieb zuletzt Nichts weiter übrig, als ihnen nur ſo raſch als möglich nachzuziehen, denn zurückbleiben konnte man nun doch einmal nicht.

Die natürliche Folge blieb nicht aus. Mehl, wie alle übrigen Arten von leicht verführbaren Lebensmitteln ſtiegen im Preis — nicht von Tag zu Tag, nein von Stunde zu Stunde bis zu einer kaum geahnten, kaum zu erſchwingenden Höhe. Drays oder andere Fuhrwerke waren kaum mehr zu bekommen, wenigſtens nur noch für einen Preis, der in ruhigeren Zeiten gleich Karren und Pferde bezahlt hätte. Wo ſich ſonſt Jemand einen Spazierſtock oder Regenſchirm gekauft haben würde, handelte er jetzt in Eiſenwaarenhandlung auf das Ernſthafteſte um eine Spitzhacke und Schaufel; große unbehülfliche Blechpfannen ſchienen ein raſender Modeartikel geworden zu ſein, und Glanzſtiefel wurden verächtlich in die Ecke geſchleudert, um ganz gewöhnlichen, aber derbgearbeiteten Buſchſchuhen ehrfurchtsvoll Raum zu geben.

Selbſt die Mode- und Ausſchnittwaarenhandlungen veränderten in kaum zweimal vierundzwanzig Stunden ihren ganzen Charakter. Wer kaufte jetzt noch Barège- oder Mullkleider, wer jetzt noch ſeidene Franzen oder leichten Damenputz? — Kein Menſch mehr — rothe wollene Hemden und chocolatenfarbige Minerhüte waren auf einmal Mode geworden, lange Waſſerſtiefel und waſſerdichte Mäntel, und wo ſonſt hinter den Spiegelglasſcheiben zarte roſenfarbene Bänder und künſtliche Blumen und Zierrathen geflattert hatten, hingen jetzt Tabaksbeutel von rother und blauer Wolle, kurze Holz- und Thonpfeifen, kleine Lederſäcke, um die gewonnenen Schätze ſicher aufzubewahren, und drohende Revolver und Buſchmeſſer, das wirklich Gewonnene damit zu vertheidigen.

Kein Menſch bot dem Andern mehr auf der Straße einen gemüthlichen guten Morgen. „Noch hier?“ oder „wann geht's fort?“ ſchienen die einzigen gangbaren Anreden geworden zu ſein, und unbeſtimmte Gerüchte durchliefen dabei die Stadt, und reizten die Bevölkerung zu den ungemeſſenſten Ausdrücken über die Regierung: daß das Government nämlich die Abſicht habe, ſämmtliches Staatsland als Eigenthum der Krone zu erklären und ein Graben nach edlen Metallen darauf nicht allein zu verbieten, ſondern ſogar in Uebertretungsfällen als Diebſtahl zu behandeln.

Niemand überlegte ſich, daß eine ſolche Maßregel, wenn man wirklich einmal daran gedacht hatte, nie ausführbar geweſen wäre, Jeder hielt ſich ſchon in ſeinem Recht gekränkt, Gold aufzunehmen, wo es ihm eben im Wege läge, und drohende Aeußerungen, daß man Gewalt mit Gewalt begegnen würde, miſchten ſich wild mit neuen, meiſt erfundenen oder doch wenigſtens übertriebenen Berichten friſch entdeckter goldhaltiger Stellen.

Die Bewohner Sydneys hatte mit einem Wort ein halber Wahnſinn, ein toller Rauſch gepackt, der eben nur auf eine einzige Art bei jedem Einzelnen geheilt werden konnte — durch einen langen, mühſeligen Marſch in die Berge und wochenlange und in wie vielen Fällen nutzloſe Arbeit in dem harten Boden — Ueberredung oder vernünftige Vorſtellungen richteten gerade ſo viel bei dem Goldfieber-Kranken aus, als ob man den untergehenden Mond hätte durch eine intereſſante Vorleſung bewegen wollen, ſeine gegebene Zeit zu verſäumen.

Selbſt die reichſten Leute der Stadt hatte der Taumel gepackt; alte würdige Herren waren dabei, die nie im Leben daran denken konnten, noch eine Schaufel oder ſonſt irgend eine andere derartige Waffe des Proletariats in die Hand zu nehmen, aber ihre Hand wollten ſie in dem Auffinden des Goldes haben. Wo ſie deshalb nicht ſelber gehen konnten, begannen ſie Leute um ſchweres Geld zu miethen und kleine Geſellſchaften mit Tonnen Mehles und Speck, mit Werkzeugen, Queckſilbermaſchinen, Zelten und anderen Buſchutenſilien auszurüſten, immer dabei in dem guten Glauben, daß dieſe „Goldgräber“ auch noch weiter für ſie arbeiten würden, wenn ſie wirklich nutzbare Gruben dort oben entdeckten, und dann doch jedenfalls viel vortheilhafter für ſich ſorgen konnten, ſobald ſie die Arbeit auf eigene Hand betrieben.

Aber wer von Allen dachte jetzt auf Wochen oder Monate hinaus, wo es ja galt das Glück im Augenblick beim Schopf zu faſſen. Wie Viele griffen freilich in die Luft, aber ſie ahnten das wenigſtens jetzt noch nicht, und der Taumel, der Alle gepackt hatte, riß auch ſie mit fort.

Am Allerſchlimmſten traf dies Lockern aller Bande des geſellſchaftlichen und geſchäftlichen Verkehrs die gerade zufällig mit ihren Schiffen in der Bai ankernden Capitäne, noch dazu, wenn ſie ſchon im Begriff waren wieder auszulaufen. Zu den Matroſen drang ja das Gerücht der reichen Minen eben ſo raſch wie zu allen übrigen Menſchenkindern, und wenn ſie den geringen Monatslohn gegen das, was ſie da oben finden konnten, in die Waage warfen, ſchnellte ihre Schale freilich hoch empor. Natürlich liefen ſie fort, und ob Liſt oder Gewalt angewandt wurde, ſie an Bord zu halten, mit Liſt oder Gewalt brachen ſie durch, und es dauerte nicht drei Tage, daß kein einziges Schiff mehr mit vollzähliger oder ſelbſt nur genügender Mannſchaft in der Bai lag, ſeine Reiſe nach irgend einer Richtung hin fortſetzen zu können oder nur in See zu gehen.

Und was für bunte Züge bildeten ſich jetzt: junge Kaufleute und Beamte, Tagelöhner, weggelaufene Matroſen, Handwerker, Künſtler, Alles miſchte ſich bunt durcheinander — die rothen Hemden, Waſſerſtiefeln und chocoladenfarbige Hüte machten Alles gleich, und eine gewiſſe Verbrüderung, eine Art von Communismus ſchien den ganzen Staatskörper wie in einem Taumel erfaßt zu haben.

Selbſt das Theater mußte ſpäter in Sydney ganz geſchloſſen werden, weil die Schauſpieler keine Luſt mehr hatten, ihre ſchöne und koſtbare Zeit hier mit Comödienſpielen, und noch dazu vor leeren Bänken — zu vergeuden. Wer dachte denn in dieſem Augenblick daran, ein Theater zu beſuchen, wo man alle Hände voll zu thun hatte, um ſich für den nächſten Marſch zu rüſten.

Nie im Leben hatte dabei die Polizei mehr zu thun gehabt oder war wenigſtens mehr in Anſpruch genommen worden, beſonders contractbrüchige Arbeiter wieder aufzuſpüren, wie flüchtige Seeleute zurückzubringen, und wie geringen Erfolg erzielte ſie mit all' ihrem Eifer. Draußen im Lande war es ohnedies ſchon entſetzlich ſchwer, ein irgend näher bezeichnetes Individuum unter all' den gleichmäßigen rothen Hemden aufzufinden, und die in die Minen ſtrömende Schaar nahm überdies noch Partei für jede ſolche, irgendwie von der Polizei bedrängte Perſönlichkeit. Was hatten dieſe jetzt verfolgten armen Teufel anders gethan als Andere: nämlich Alles abgeſchüttelt, was ſie hielt, um nur ſo raſch als irgend möglich hinauf in die goldgeſpickten Berge zu kommen? Das aber war kein Verbrechen, und wo ſie deshalb einem Solchen durchhelfen konnten, thaten ſie es mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln.

Noch waren keine acht Tage vergangen, da ſah man ſchon nicht mehr einzelne Trupps hinein in das innere Land ziehen, ſondern die Züge der Goldgräber bildeten eine feſte, kaum mehr durch Lücken unterbrochene Kette, und die Polizei bekam jetzt eine ganz andere Arbeit: Nicht etwa nach einzelnen weggelaufenen Matroſen hatte ſie mehr zu ſuchen, ſondern oben in den Minen die Arbeiten zu überwachen, damit der Krone ihr beanſpruchtes und, wie ſich auswies, außerordentlich einträgliches Recht gewahrt wurde. Und dies Recht beſtand in nichts Geringerem, als von jedem Arbeiter eine monatliche Prämie von dreißig Shilling einzucaſſiren, für welchen Preis einem Jeden, Fremden, wie Einheimiſchen geſtattet ſein ſollte, in den Bergen nach edlen Metallen zu graben, und das Gefundene als rechtmäßiges, wohlerworbenes Eigenthum zu behalten.

Daß ſie den Schaaren das Goldſuchen nicht mehr gewaltſam verbieten konnte, hatte die Regierung bald herausgefühlt. Eine Revolution, die Alles über den Haufen geworfen hätte, wäre das alleinige Reſultat einer ſolchen Maßregel geweſen, denn die Gier nach Gold ließ ſich nicht mehr dämmen.

4.

Die Familie Pitt.

Oben in Georgeſtreet in Sydney ſtand ein, aus dem trefflichen Sandſtein jener Gegend maſſiv und ſelbſt reich aufgeführtes Wohnhaus, das auch weder Schild noch Firma trug, und einem Privatmann zu gehören ſchien, hätte nicht dem wieder das geſchäftige Leben widerſprochen, das in der Form von Mehlſäcken, Kiſten, Ballen und Tonnen durch das ſchmale Hofthor geführt wurde, und den Herrn des Hauſes, Mr. Pitt zeigte, wie er eben eine ziemlich bedeutende Waarenſendung perſönlich beförderte, die hinauf in die Minen gehen ſollte.

Charley Pitt, wie er von ſeinen Freunden vertraulich genannt wurde, war in der That das Urbild eines echt auſtraliſchen Geſchäftsmannes und Familienvaters ſeiner Zeit, und indem wir uns ſeine innere Häuslichkeit betrachten, thun wir einen vollen und faſt erſchöpfenden Blick in Hunderte von anderen, eben ſo betriebenen und gehaltenen Häuſern.

Charley Pitt's Vater war als Convict (Sträfling) auf Lebenszeit nach Auſtralien geſandt worden — ein ſogenannter lifer, der daheim irgend ein ſchweres Verbrechen begangen hatte, und es nun hier in einer neuen Welt zu ſeinem, wie dem Nutzen des beleidigten Staates abbüßen ſollte. Da er ſich aber gut und fleißig betrug und ſeinen Aufſehern keinerlei Urſache zur Klage gab, bekam er mit der Zeit ſein ticket of leave, d. h. einen Erlaubnißſchein oder Paß, mit dem er ſich in der Colonie ſelbſtſtändig vermiethen konnte, und nur eine gewiſſe Summe abzugeben hatte und ſtets unter polizeilicher Aufſicht ſtand.

Auch hierbei betrug er ſich muſterhaft, und da er einſt in dem Hauſe, in dem er arbeitete, mit eigener Lebensgefahr den Ueberfall einer Bande verwegener, vielleicht zur Verzweiflung getriebener Buſhranger zurückſchlagen half, wurde er im Laufe der Zeit begnadigt und ein „freier Coloniſt.“

Das änderte aber wenig in ſeinem Leben. Er hatte ſich ſchon ein paar Jahr vorher mit einem ebenfalls deportirten Mädchen verheirathet, die ihm einen Sohn gebar und dann ſtarb. Pitt, oder wie er allgemein in der Colonie mit ſeinem Sträflingsſpitznamen hieß, Pumpkin — arbeitete ruhig weiter, erzog ſeinen Sohn ſo gut wie es die Umſtände nur erlaubten, lebte mäßig und wurde ein reicher Mann, der ſeinen Knaben endlich ſogar nach England ſchicken konnte, um deſſen Erziehung dort zu beenden.

Charles Pitt kehrte nach vier Jahren in die Colonien zurück, und brachte nicht allein vortreffliche Zeugniſſe, ſondern auch ſehr vernünftiger Weiſe gleich eine Frau mit. Dann errichtete er in Sydney, von ſeinem Vater dabei auf das Liberalſte unterſtützt, ein Export- und Importgeſchäft, und gehörte bald zu den wohlhabendſten und geachtetſten Bürgern der Stadt.

Der alte Pitt aber hatte ſich draußen vor der Stadt, in der Nähe des Leuchthurms ein kleines, wohnliches Haus gebaut und eine alte Wirthſchafterin gemiethet, die ihm daſſelbe mit ſeiner Wirthſchaft in Ordnung hielt. Sein Sohn wünſchte allerdings, daß er zu ihm zöge, und ſeine letzten Tage nicht ſo allein da draußen verbrüte, aber der alte Mann, wenn er auch aus den unterſten Schichten der Bevölkerung ſtammte und in ſeinem ganzen Leben nicht einmal Leſen oder Schreiben gelernt hatte, fühlte heraus, daß er in die herangewachſene Generation nicht paſſe und jetzt, bei einer Unzahl neuer und freier Einwanderer, der bürgerlichen Stellung ſeines Sohnes, den er über Alles liebte, ſchaden könne. Er war deshalb durch Nichts zu bewegen, ſich perſönlich in der Stadt bei ihm ſehen zu laſſen, und nur Sonntags mußten ihn ſeine Enkel, ſelbſt als ſie ſchon herangewachſen waren, beſuchen, und feierten dann jedesmal in dem Garten an der wundervollen Bai ein kleines Feſt.

Charles Pitt hatte drei Kinder — einen Sohn von jetzt etwa achtundzwanzig Jahren, eine Tochter Pauline von achtzehn und das jüngſte Töchterchen von ſechs Jahren — zwei Kinder waren ihm geſtorben — und lebte in ſeinen häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſen ſo glücklich, wie nur ein Mann mit einem braven Weib, Kindern, die ihm Freude machen, und keinen Sorgen weiter als ſolchen, die das Geſchäft eben — und nur auch wieder als Würze der ganzen Exiſtenz — mit ſich brachten leben kann.

Er ſtand vollkommen unabhängig da, und wenn er in dieſer erregten Zeit auch ſelber nicht von der, Alle erfaſſenden Leidenſchaft frei blieb, die durch die plötzliche Entdeckung des Goldes über ſie gebracht worden, ſo trug er ihr doch nur in vernünftiger Weiſe Rechnung, und zwar in ganz ſicherer, ruhiger Speculation, die nicht das Gold in Klumpen in's Haus bringen wollte und es in nur zu vielen Fällen ſtatt deſſen gemünzt zur Thür hinaustrug. Er ſandte Waaren, wie ſie für den augenblicklichen Bedarf der

Tauſende nöthig waren, die jetzt in den unwirthbaren Buſch hinaufſtrömten, nach Bathurſt, wo er ſchon ſeit mehreren Jahren ein beſonderes Geſchäft und vor kurzer Zeit auch ſeinen Sohn hinauf geſchickt hatte, um Manches dort zu ordnen und verſchiedene ausſtehende kleine Schulden einzucaſſiren.

Jetzt war auch die richtige Zeit, das zu thun, denn noch waren die Straßen paſſirbar, ſobald aber die gewöhnlichen in dieſer Jahreszeit ſtets fallenden Regen einſetzten, ließ es ſich vorausſehen, daß ſie von den zahlloſen Karren und Fuhrwerken zu einer wahren Schlammbahn verwandelt werden mußten, und der Transport wurde dann, wenn auch nicht unmöglich, doch für Fuhrwerk wie Zugvieh gleich zerſtörend.

Die nothwendigſten Geſchäfte waren heute beſorgt, das Frachtgut hatte der damit betraute Diener übernommen und abgeführt, und die kleine Familie ſaß eben beim Luncheon, einer Art zweitem Frühſtück, als raſche Schritte laut wurden und gleich darauf ein junger Mann in einem brennend rothen Minerhemde, über dem er eine offene Jacke von engliſchem Leder trug, ein paar mächtige Waſſerſtiefeln an, einen ſogenannten californiſchen Hut in der Hand, die Thür aufriß und in's Zimmer ſchaute —

„Nun?“ rief er aus, „ſeh ich aus wie ein Miner und kann ich jetzt mit Anſtand in die Berge rücken?“

„Mr. Holleck! wahrhaftig!“ rief, von ihrem Stuhl aufſpringend, Pauline, „ich habe ihn im erſten Augenblick gar nicht erkannt.“

„William — in der That,“ ſagte auch der Vater und ſchüttelte erſtaunt den Kopf, und ſeine Frau, eine noch wirklich ſchöne Brünette, wenn auch die Jahre ihr ſchon ihre Furchen in Wangen und Stirn gegraben, ſchlug die Hände zuſammen. Die kleine Thereſe aber kletterte von ihrem Stuhl herunter, lief auf den Beſuch zu und rief, vor Freuden die kleinen Händchen zuſammenklappend:

„Ach, Onkel William geht in den Wald und holt Gold, und dann bringt er mir auch eine Menge große Stücke zum Spielen mit, nicht wahr?“

Der junge Mann hob die Kleine vom Boden empor, und ſich auf den Arm, und dem jungen Mädchen die Hand entgegen ſtreckend, frug er, mit etwas herausforderndem Lachen:

„Nun, gefall' ich Euch ſo?“

„Nein,“ ſagte Pauline nach einer kleinen Pauſe, in der ſie den Ankömmling vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet hatte und dabei leicht erröthete, „ganz und gar nicht. Sie ſehen viel beſſer in ihren gewöhnlichen Kleidern aus — viel vernünftiger, denn ich kann mir einmal nicht helfen, es kommt mir immer ſo vor, als ob die ganze Welt wie wahnſinnig geworden wäre und — eine dem entſprechende Tracht angelegt hätte.“

„Pauline hat ganz recht,“ bemerkte auch der Vater. „Wenn die Arbeiter und Tagelöhner hinauflaufen und das da oben mit Spitzhacke und Schaufel fortſetzen wollen, was ſie hier unten mit Spitzhacke und Schaufel angefangen haben, ſo läßt ſich Nichts dagegen einwenden. Wer aber ſein Brod noch auf andere Weiſe verdienen kann, der — ſollte ſich zweimal bedenken, ehe er den tollen Streich machte, in ein Leben hinein zu ſpringen, dem er — eben nicht gewachſen iſt, und das er deshalb nur zu bald wieder ſatt bekommen muß.“

„Aber Mr. Holleck wird doch auch da oben nicht ſelber graben und waſchen wollen,“ ſagte die Mutter lächelnd, „er denkt gewiß gar nicht daran.“

„Und die Mutter iſt jetzt die einzige Vernünftige von der ganzen Geſellſchaft,“ lachte der junge Miner in ſeiner dreiſten Art, „Aber Papa Pitt, Sie glauben ich hätte ſo weit den Kopf verloren, um mich da oben in die Berge zu ſetzen und angenehme Löcher in den Erdboden zu hacken — und Miß Pitt ebenfalls? — Das iſt aber ſtark.“

„Nun, mein junger Freund," ſagte der Vater mit ernſter Miene, „ich dächte, der ähnlichen Beiſpiele hätten wir in dieſen Tagen gerade genug, um einen ſolchen Verdacht bei den geringſten Anzeichen mehr als wahrſcheinlich zu machen und für ſolche, und zwar ſehr ſtarke Anzeichen rechne ich nun einmal ein rothwollen Hemd und Waſſerſtiefeln ganz beſtimmt. Wenn Sie aber nicht in die Berge wollen, wozu dann die Maskerade?"

„In die Berge will ich allerdings," ſagte der junge Mann, indem er jetzt die Kleine wieder auf die Füße ſtellte und ſich ohne Weiteres mit zum Tiſch ſetzte, auf den zur Luncheons Zeit immer ein paar übrige Gedecke gelegt wurden — er war ja überhaupt ein ſteter und wie er überzeugt war, gern geſehener Gaſt im Hauſe, — „aber nur um mir das Leben da oben einmal mit anzuſehen — wahrlich nicht um zu arbeiten und zu hacken und graben."

„Und läßt Sie Ihr jetziger Principal ſo lange fort?" frug Mr. Pitt. „Ich dächte, gerade in jetziger Zeit wäre ſo viel Arbeit daheim, daß man ſeine Leute am allerwenigſten entbehren könnte. Ich möchte wenigſtens gerade jetzt keinem meiner Clerks einen achttägigen Urlaub geben."

„Ich bin längſt aus dem Geſchäft getreten," ſagte der junge Holleck gleichgiltig, indem er ſich ſelber aus der Zinnbüchſe zu Sardinen half.

„In der That?" fragte Mr. Pitt erſtaunt und ſah zu ihm auf.

„Jetzt iſt die Zeit," fuhr Holleck fort, hier in Auſtralien etwas Selbſtſtändiges zu beginnen. Mit dem Seeleben, das ich zuerſt verſucht hatte, ging es nicht; meine Exiſtenz als ſchlecht bezahlter Commis hinzuſchleppen, war eben ſo langweilig, und da endlich, gerade im entſcheidenden Moment, meine ſchon lange erwarteten Wechſel von daheim eingetroffen ſind, ſo hab' ich mich denn raſch entſchloſſen, meinem Brummbär von Principal den Stuhl für immer vor die Thür zu ſetzen, und bin jetzt mein eigener Herr. Das glaube ich iſt das Geſcheidteſte, was ich thun kann, daß ich mir die Verhältniſſe oben in den Minen, von denen wir hier unten doch keinen richtigen Begriff haben, einmal ſelber anſehe. Nachher kann ich mich dann entſcheiden, ob ich meine neue Thätigkeit dort an der Quelle beginne. — Aber wo iſt denn Charley? Noch immer oben in Bathurſt?

„Gott weiß es,“ ſagte die Frau, die bei der Erwähnung des Sohnes alles Andere vergaß. Er kommt nicht und ſchreibt nicht, und da oben ſcheint wirklich Alles den Kopf verloren zu haben in dem einen, tollen Gedanken: Gold!“

„Er wird in den Minen ſein.“

„Ich kann mir wenigſtens nichts Anderes denken,“ ſagte Mr. Pitt. „Allerdings wollte er ſchon vor beinahe jetzt acht Tagen zurückkommen, aber die Mail wurde ja damals beraubt, und wenn er auch damit geſchrieben hat und ſich jetzt damit tröſtet, ſind ja alle Briefbeutel abhanden gekommen und wir wiſſen gar Nichts von ihm.“

„Wenn er nur nicht ſelber dabei war,“ ſeufzte die Frau, und man ſah es ihr an, wie ſie ſich Mühe gab gefaßt zu bleiben. „Es ſoll ja einer von den Paſſagieren erſchoſſen ſein.“

„Hat man denn darüber nichts Näheres erfahren?“

„Du lieber Gott, die Mutter ängſtigt ſich gleich um ein bloßes Gerücht,“ erwiderte Mr. Pitt. — „Es hieß allerdings ſo — drei oder vier ſogar ſollten Anfangs dabei umgekommen ſein, die Vermißten meldeten ſich aber Alle, und zuletzt ſprach man nur noch von Einem. Aber ſelbſt das glaub' ich nicht, denn Blut vergießen die Buſhranger nur ungern und ſelten. Von den Paſſagieren war aber keiner zu erfragen. Die Leute hatten die Goldkunde von oben mit aus den Minen gebracht, und das verſchlang am nächſten Morgen ſo jedes andere Intereſſe, daß der Ueberfall der königlichen Poſt kaum beachtet und auch ſchwerlich ernſtlich verfolgt wurde. Die Schufte hätten zu ihrem Plan keinen glücklicheren Moment wählen können, denn ich glaube nicht einmal, daß ihnen auch nur Polizei nachgeſchickt iſt."

„Und von Charley haben Sie ſeit der Zeit gar keine Nachricht?"

„Keine — vorgeſtern ſchrieb ich noch einmal nach Bathurſt hinauf, und wenn ſie mir dort nicht Alle davon gelaufen ſind, ſo hoffe ich doch wenigſtens übermorgen beſtimmte Nachricht zu bekommen."

„Sonderbar — er iſt doch ſonſt ſo pünktlich," ſagte Holleck, indem er ſeinen Teller zurückſchob. „Nun jedenfalls komme ich jetzt ſelber hinauf und will mich dann oben gleich nach ihm erkundigen."

„Und dann ſchreiben Sie uns augenblicklich, nicht wahr?" frug die Mutter beſorgt.

„Gewiß."

„Ach bis dahin iſt ja ſchon lange Antwort von Charley ſelber da," ſagte Mr. Pitt kopfſchüttelnd. „Mach Dir nur des Jungen wegen keine Sorge, Alte, denn jetzt geht da oben Alles drunter und drüber und die jungen Leute haben den Kopf voll, und denken an Briefe ſchreiben gerade zu allerletzt."

„Und iſt das recht?" frug die Mutter.

„Recht oder nicht," lachte der Mann, „es iſt eben menſchlich, wenn der Kaufmann auch eigentlich nie den Kopf verlieren ſoll. Apropos, wie wollen Sie denn in die Minen, hinauf William, zu Fuß? Das wird ein langer Marſch werden?"

„Gott bewahre, ich fahre mit der Mail."

„Ich glaubte, man müſſe ſich auf der ſechs oder acht Tage vorher einſchreiben laſſen, um nur einen Platz zu bekommen."

„Ich traf es außerordentlich glücklich, daß gerade ein Paſſagier abſagen ließ, wie ich in der Office war, und dadurch konnte ich gleich in ſeinen Platz eintreten."

„Das war allerdings Glück — aber jetzt muß ich fort Kinder, denn ich habe noch eine ganze Menge für meinen Capitän zu beſorgen, damit er wieder glücklich aus dem Hafen kommt, denn wunderbarer Weiſe hat er ſeine ganze Mannſchaft noch. — Wäre nur der verwünſchte Junge erſt hier."

„Und wohin ſoll Ihr Capitän?"

„Ich will ihm einen Cargo nach Neuſeeland geben, und wenn mir die Goldgeſchichte keinen Strich durch die Rechnung macht, ſoll ihn mein Junge begleiten. Die Ladung ſelber kann er recht gut in drei Tagen an Bord haben. Alſo auf Wiederſehen" — und damit verließ Mr. Pitt, ſeinen Hut aufgreifend, das Zimmer.

„Wären Sie ſo freundlich und nähmen mir ein paar Zeilen mit zu Charley hinauf?" frug die Mutter den jungen Mann, als ihr Gatte die Thür hinter ſich zugezogen hatte.

„Gewiß, mit Vergnügen."

„Mein Alter darf's nicht wiſſen," lächelte die Frau verlegen, „denn er ſpottet mich ja nur immer der Sorge wegen aus, die ich mir, wie er meint, unnützer Weiſe mache. — Kann ich's denn aber ändern, daß ich mich eben ſorge."

„Aber dann muß ich Sie bitten mir dieſelben bald zu geben," ſagte Holleck. „Denn um vier Uhr geht die Mail, und ich habe für mich ſelbſt noch bis dahin einige Kleinigkeiten zu beſorgen."

„Ich ſchreibe ſie gleich, wenn Sie nur einen Augenblick warten wollen," ſagte die Frau, raſch von ihrem Stuhl aufſtehend. „Dann bin ich doch ſicher, daß ſie in ſeine Hände kommen. Nur ein paar Minuten, Mr. Holleck, ich halte Sie gar nicht lange auf. — Lieber Gott, ich will ja Nichts weiter von ihm wiſſen, als nur, ob er noch lebt und ob es ihm gut geht."

Holleck war mit Paulinen und der kleinen Thereſe allein.

„Werden Sie lange in den Minen bleiben, Mr. Holleck?" fragte Pauline, die ebenfalls aufgeſtanden war und an ihren Nähtiſch trat.

„Wenn es von mir abhinge, Miß Pitt, ſo ginge ich gar nicht fort," ſagte der junge Mann, der jetzt neben ihr ſtand, und das Kind, das mit ſeiner Uhrkette ſpielte, zu ſich zog.

„Und was zwingt Sie?" lächelte das junge Mädchen.

„Das Leben ſelber," erwiderte Holleck ernſt. „Ich muß mir eine Exiſtenz gründen, denn ſchon zu lange habe ich mich zweck- und nutzlos in der Welt umhergetrieben, und es wird Zeit, daß ich endlich einmal ſelbſtſtändig auftrete und mein eigener Herr werde."

„Und ließe ſich das nicht hier in Sydney eben ſo leicht erreichen?"

„Vielleicht, ja — aber keinenfalls ſo ſchnell, denn Alle, die da oben an der Quelle ſitzen, ziehen auch den größten und ſchnellſten Nutzen aus dem Gold, das die nächſten Monate zu Tage ſchaffen werden."

„Und Sie glauben wirklich, daß die Berge ſo reich ſind."

„Ja — nach Allem, was ich jetzt darüber gehört und davon geſehen — und — wenn mir dann meine Arbeit gelingt — wenn ich nachher den Vater überzeugen kann —"

„Der Vater glaubt noch immer nicht all' die Gerüchte, die jetzt die Stadt durchlaufen," unterbrach ihn Pauline und ein eigenes ängſtliches Gefühl drückte ihr dabei die Bruſt zuſammen. „Er — wird Ihnen gewiß recht dankbar ſein, wenn Sie ihm gewiſſe Kunde von da oben bringen können —"

„Und was wird die Tochter thun?" frug Holleck mit leiſer Stimme, die kaum zu Paulinens Ohren drang und doch durch alle ihre Nerven wie ein Meſſer ſchnitt —

„Wer? — ich?" ſagte ſie und war ſich der Worte, die ſie ſprach, kaum bewußt — „oh, gewiß würde ich mich recht freuen, wenn Sie — wenn Sie Glück in den Bergen hätten — aber — es iſt ein wildes Land und — nicht Jeder fühlt ſich wohl dort oben."

„Und wenn ich dann vor Paulinen hinträte —" fuhr Holleck dringender fort — „wenn ich ſie dann früge, ob ſie —"

„Aber Du thuſt mir ja weh,“ rief die kleine Thereſe dazwiſchen — „ſieh nur, wie Du mich mit Deiner alten häßlichen Kette gegen den Tiſch gedrängt haſt —“

„Da iſt auch die Mutter ſchon wieder mit dem Brief,“ rief Pauline, als ſie daneben eine Thür gehen hörte, und es war ihr in dem Augenblick, als ob eine Laſt von ihrer Seele genommen würde.

Holleck war aufgeſprungen und ein fliegendes Roth ergoß ſich ihm über Stirn und Wangen, aber es blieb ihm keine Zeit ſeine unterbrochene Werbung zu betreiben, denn in demſelben Moment ging die Thür wieder auf und Mrs. Pitt trat mit dem Couvert in der Hand ein.

„Nun, bin ich lange geblieben?“ frug ſie lächelnd, indem ſie ihm den Brief hinüber reichte — „ich habe ihm aber auch wirklich nur kaum zwei Zeilen geſchrieben.“

„Sieh nur, Mama, wie mich Onkel William gedrückt hat,“ rief die kleine Thereſe, die es ärgerte, daß ſie gar nicht beachtet wurde.

„Er ſoll pünktlich beſorgt werden,“ ſagte Holleck, den Brief in ſein Taſchenbuch legend, und er mußte ſich dabei Gewalt anthun, gerade in dieſem Augenblick ruhig und unbefangen zu erſcheinen.

„Und wollen Sie wirklich ſchon fort?“

„Es iſt gleich zwei Uhr und ich werde kaum noch eine halbe Stunde für mich übrig haben.“

„Alſo nochmals die herzlichſten, herzlichſten Grüße für Charley, und er ſoll gleich, gleich ſchreiben, oder am Allerliebſten ſelber kommen, denn der Vater hat ja auch hier für ihn genug und übergenug zu thun.“

„Goodbye! mein kleines Schätzchen,“ ſagte Holleck, die Kleine von der Erde aufnehmend und küſſend — „und haſt Du Nichts an Bruder Charles zu beſtellen?“

„Er ſoll ſich vor den böſen Buſhrangern in Acht nehmen,“ rief die Kleine, „und ſie lieber alle miteinander todtſchießen.“ Holleck küßte ſie nochmals auf die Stirn und ſetzte ſie wieder auf den Boden nieder.

„Leben Sie wohl, Miß Pauline — hoffentlich kehr' ich recht bald und mit recht guten Ausſichten zurück. Leben Sie wohl, Mrs. Pitt,“ und mit den Worten griff er ſeinen Hut auf und verließ raſch das Zimmer.

„Wie war Mr. Holleck eigentlich heute ſo ſonderbar,“ ſagte die Mutter, als er ſchon eine ganze Weile die Stube verlaſſen und Pauline ihren Platz am Nähtiſch wieder eingenommen hatte, „kam Dir das nicht auch ſo vor, Kind?“

„Ich weiß nicht, liebe Mutter,“ ſagte das junge Mädchen, und war froh, daß die Mutter in dem Augenblick am Fenſter ſtand und hinausſah — „es iſt mir nichts Beſonderes an ihm aufgefallen. Wäre es bei Dir vielleicht ſeine veränderte Kleidung geweſen?“

„Das könnte ſein,“ ſagte die Frau — aber er war ſo unruhig, ſo verſtört. — Nun, ſieh nur um Gottes Willen, was da wieder für Menſchen in die Berge hinaufziehen. Drei, vier, fünf Karren hinter einander und die ganze Fracht mit ſchwerem Handwerkszeug ordentlich beſteckt. Wo nur die Leute alle da oben Platz finden, und was es da wieder für Mord und Todtſchlag geben wird, des leidigen Goldes wegen. Ach ich wollte, Charley wäre hier — mir iſt das Herz ſchon bis zum Brechen ſchwer.“

Und ſie trat vom Fenſter zurück, ſetzte ſich auf das Sopha, ſtützte den Kopf in die Hand und ſchaute ſtill und gedankenvoll vor ſich nieder. — Pauline ſaß ebenfalls ſchweigend mit ihrer Arbeit beſchäftigt am Nähtiſch und nur die kleine Thereſe hatte ſich ihren Gummiball aus der Ecke geholt und rollte ihn fröhlich und behend in der Stube herum. — Was wußte das Kind von Sorgen, Plänen oder Träumen.

Noch ſaßen ſie ſo, als ein ſchwerer Schritt auf der Treppe gehört wurde und eine fremde Stimme draußen frug:

„Mr. Pitt zu Haus?“

Die Mutter fuhr empor, denn nur mit den Gedanken an den Sohn beſchäftigt, bezog ſie Alles auch nur auf ihn. Ehe draußen erwidert werden konnte, hatte ſie ſchon die Thür geöffnet, aber der Mann brachte ihr keine Nachricht aus den Bergen. Sie kannte ihn; es war der Capitän der in der Bai ankernden Brig, der für ihren Gatten eine Ladung Mehl von Valparaiſo gebracht hatte und jetzt nur wahrſcheinlich kam, um die neue Ladung nach Neuſeeland mit ihm zu beſprechen.

„Ah guten Morgen, Mrs. Pitt — Mr. Pitt zu ſprechen?“

„Guten Morgen, Capitän Becker,“ ſagte die Frau — „treten Sie nur ein — ich höre meinen Mann eben auf der Treppe; er wird gleich heraufkommen.“

„Hallo, Becker?“ rief Mr. Pitt, der ſeine Stimme erkannt hatte, ſchon von der Treppe aus, indem er heraufſtieg — „nun, was bringen Sie Gutes?“

„Verdammt wenig, Sir,“ ſagte der Deutſche, gerade nicht in der Stimmung, ſehr wähleriſch mit Worten zu ſein — „die ganze Mannſchaft iſt zum Teufel!“

„Alle Wetter! die ganze?“ frug Pitt, an der oberſten Stufe erſtaunt halten bleibend.

„Die ganze,“ beſtätigte der Seemann, und mußte ſich Gewalt anthun, nicht noch einen derberen Fluch hintennach zu ſchicken. „Selbſt der lumpige Schiffsjunge und der Koch ſind durch die Lappen gegangen und, die Ratten ausgenommen, der Steward und ich jetzt die einzigen lebenden Weſen an Bord. — S'iſt, Gott ſtraf' mich, zum Halsabſchneiden mit der verwünſchten Bande.“

Mr. Pitt lachte. „Das habe ich mir wohl gedacht,“ ſagte er endlich, „ich weiß auch wirklich nicht, weshalb wir Etwas vor den übrigen Schiffen voraus haben ſollten? Daß ſie nur noch ſo lange geblieben ſind, wundert mich, denn der Talbot, der Boreas, der Delphin haben ſchon alle lange keinen Mann mehr an Bord."

„Soll mich auch wohl noch bei den Schuften bedanken, daß ſie ſich haben die paar Tage, wo beinahe gar Nichts zu thun war, gefälligſt füttern laſſen," brummte der Capitän, der mit in die Stube getreten war und ſich zu einem, noch auf dem Tiſch ſtehenden Glas Sherry half — „aber die ganze Waſſerpolizei iſt hinter ihnen her. Ich bin den ganzen Morgen ſchon, ſeit Tagesanbruch auf den Beinen, und Nichts iſt verſäumt, um ſie wieder aufzubringen, wenn ſie eben noch zu kriegen ſind."

„Wenn ſie eben noch zu kriegen ſind," lachte Mr. Pitt. — „Da wird's aber wohl hapern. Iſt denn Ihr erſter Mate auch mit?"

„Der lag ja im Hoſpital," ſagte der Capitän, „aber es geht ihm wieder beſſer. Ich war auch heute Morgen ſchon bei ihm und er wird heute Abend wieder ausgehen, um die Waſſerpolizei ein wenig zu unterſtützen. Was fange ich jetzt an, wenn ich meine Mannſchaft nicht wieder kriege? Und friſche Seeleute zu miethen, wenn ſie wirklich zu bekommen wären, iſt ganz unmöglich, denn die Lumpen wiſſen jetzt gar nicht, was ſie fordern ſollen."

„Dann bleibt Ihnen nichts Anderes übrig als auch einmal in die Minen zu gehen und Ihr Glück da oben zu verſuchen," neckte Mr. Pitt — „der Capitän vom Delphin iſt auch ſchon mit ſeinen beiden Steuerleuten hinauf."

„Hm," brummte der Capitän, dem dieſer Gedanke neu war, halb verlegen vor ſich hin — „hübſche Beſchäftigung das, droben nach Gold puddeln und indeſſen ſein Schiff in der Bai von Würmern freſſen laſſen."

„Ich ſage ja nicht, daß Sie nach Gold graben ſollen," meinte der Kaufmann, „aber da oben finden Sie Ihre Mannſchaft gewiß, und können vielleicht Andere, die Nichts finden, noch dazu engagiren. Aber jetzt wollen wir erſt einmal ſehen, was die Waſſerpolizei ausrichtet, obgleich ich darauf nicht viel baue. Haben Sie eine gute Belohnung ausgeſetzt?"

„Fünf Pfund Sterl. für den Kopf, wie ſie eingetrieben werden."

„Hm, das hilft vielleicht."

„Und für den Schiffsjungen noch ein Pfund extra."

„Und warum für den mehr?"

„Weil ich mir bei dem nachher noch eine aparte Güte thun und ihm eine tüchtige Tracht Schläge geben kann. Das iſt mir ein Pfund werth, und ich gäbe zwei drum, wenn ich ihn gleich heute an Ort und Stelle hätte."

Mr. Pitt lachte wieder, denn wenn ihm das Weglaufen der Mannſchaft auch nicht lieb war und ihm ſogar einen nicht unbedeutenden Strich durch ſeine Rechnung machte, hatte er es doch auch ſchon vorausgeſehen und ſeine Calculation deshalb nicht gerade zu feſt gemacht. Was ihm auf der einen Seite Nutzen brachte, lockerte, wie er recht gut wußte, auch auf der andern wieder alle gewöhnlichen Verbindungen, und er durfte nicht böſe darüber ſein, wenn er eben ſo gut darunter zu leiden hatte, wie alle übrigen Geſchäftsleute der Stadt.

5.

In die Minen!

So gleichgiltig Mr. Pitt aber das Goldgraben ſelber betrachtete, und ſich nur einzig und allein auf ſeinem einmal eingenommenen Standpunkt hielt, von dem aus er aber natürlich den größtmöglichſten Nutzen aus der Gewinnung des Goldes zu ziehen gedachte, ſo direct ſuchte dagegen die Mehrzahl der übrigen Bewohner von Sydney dem edlen Metall beizukommen, und alle nur erdenklichen Pläne wurden erſonnen, um nicht allein dem bloßen Glück zu vertrauen, ſondern die Gewinnung des Urſtoffes auf eine feſtere und ſolidere Baſis zu gründen.

Eine wahre Hetzjagd begann beſonders nach allen den Perſönlichkeiten, die ſchon einmal in Californien geweſen waren und die Arbeiten alſo genau kannten. Dieſen traute man nämlich von vornherein einen ſichern Blick zu, reichhaltige Stellen zu beſtimmen, und bedachte gar nicht, daß ſie ſchwerlich ſo raſch von Californien zurückgekommen wären, wenn ſie einen ſolchen Blick da drüben gehabt hätten. Aber das ſchadete Nichts; ſchon das einfache Wort „Californier“ gab gewiſſermaßen einen ſichern Anhaltpunkt, und ſolche Leute, wo ſie ſich entſchloſſen einer raſch gebildeten Arbeiter-Compagnie beizutreten, ſahen ſich augenblicklich in Stand geſetzt, die Reiſe in die Berge vollkommen koſtenfrei, und oft unter den günſtigſten Bedingungen nebenbei, anzutreten.

Alle Arten von Maſchinen wurden außerdem conſtruirt und zum Verkauf ausgeſtellt, und ſelbſt das Widerſinnigſte mit ſchwerem Geld bezahlt, nur um mit enormem Transport in die Berge geſchafft und dann dort oben, nach kurzen Verſuchen als werthlos befunden, bei Seite geworfen zu werden. Beſonders leiſtete der gewöhnlich ſtets theoretiſche Deutſche darin Außerordentliches.

Verſchiedene deutſche Compagnien bildeten ſich ſolcher Art, mietheten für enormes Geld Wagen, kauften Lebensmittel und rückten in Trupps in die Berge, um ſich — dort oben angekommen, ſchon nach wenig Tagen wieder zu zerſtreuen und ihr „Glück“ einzeln oder doch wenigſtens in Paaren zu verſuchen.

In Sydney lebte in dieſer Zeit ein deutſcher Mechanikus, Zachäus mit Namen, ein außerordentlich fleißiger und geſchickter Mann in ſeinem Geſchäft, aber im gewöhnlichen Leben auch zu gar Nichts zu verwerthen. Wo er aber Feile und Zirkel in die Hand bekam, gewann unter ſeinen Händen Alles Form und Geſtalt, und er hätte in kurzer Zeit ein reicher Mann werden können, wenn er eben bei ſeiner Arbeit geblieben und ſich auf die Anfertigung ſolcher Inſtrumente beſchränkt hätte, die verkäuflich waren und geſucht wurden. Statt deſſen experimentirte er aber fortwährend, hatte den Kopf voll neuer, oft ganz ſinnreicher Erfindungen, die ihm aber immer nur Zeit und Geld koſteten, und vernachläſſigte dabei ſein übriges Geſchäft, denn mit einem ſolchen neuen Plan in Ausſicht ließ er ſich auf nichts Anderes ein, und ſelbſt beſtellte und angenommene Arbeiten waren nicht von ihm zu bekommen.

Natürlich conſtruirte Zachäus augenblicklich, ſobald nur die wirkliche Entdeckung des Goldes feſtgeſtellt war, eine neue Maſchine zum Goldwaſchen, in der auch das kleinſte, unbedeutendſte Stäubchen Gold feſtgehalten werden ſollte, und richtete es mit Rädern und Schrauben ſo ſinnreich ein, daß ein Kind die ziemlich ſchwere Conſtruction mit Leichtigkeit in Gang halten konnte. — Zachäus war entſchloſſen ſelber damit in die Minen zu gehen.

Die einzigen ſtillen und theilnahmloſen Menſchen in dieſem bewegten, wilden Leben waren eine Anzahl von Eingeſperrten in dem Stadtgefängniß, die hinter ihrem eiſernen Gitter wohl den Lärm von draußen hörten und zu deren Ohren auch wohl das Gerücht des gefundenen Goldes drang, denn der Schließer hätte es ja nicht über das Herz bringen können, etwas Derartiges zu verſchweigen, die aber ſelber jedem Zweifel, jeder Unentſchloſſenheit, ob ſie gehen oder bleiben ſollten, enthoben wurden und deshalb auch all' den dumpfen Gerüchten ziemlich theilnahmlos und gleichgiltig lauſchten. Was half ihnen das Gold in den Bergen.

Unter ihnen war ein alter Schäfer, ein Convict ſeit Gott weiß wie langen Jahren, der aber ſeine Strafe abgebüßt und ſeinen Entlaſſungsſchein in der Taſche hatte. Natürlich trank und ſpielte er aber, ſo wie er nur ein paar Pfund Sterling ſein eigen nannte, und ſchien in neuerer Zeit eben mehr ausgegeben zu haben wie er eingenommen. Mit zwanzig oder fünfundzwanzig Pfund in Schulden, die er nicht bezahlen konnte, ward er dann einfach eingeſteckt.

Der Mann hatte den Schließer beſonders geärgert, denn als dieſer zu ihm hereingekommen war, um ihm die wunderbare Entdeckung des Goldes zu erzählen und dafür — das Wenigſte, was er doch verlangen konnte — unbegrenztes Erſtaunen zu ernten — ſchüttelte der Alte den Kopf nur verächtlich herüber und hinüber und ſagte:

„Holzköpfe — ſind ſie jetzt endlich auch dahinter gekommen?“

„Na, Du haſt die Geſchichte wohl ſchon gewußt, nicht wahr?“ frug der Schließer entrüſtet.

„Hab' ich auch,“ brummte der Mann ſtöckiſch vor ſich hin, „und wenn ſie mich hier hinausließen, wollte ich ihnen die lumpigen paar Pfunde in gelbem Gold bezahlen. Hier freilich iſt Nichts zu finden — als höchſtens Flöhe.“

Der Schließer wollte ihn erſt verhöhnen, weil er es für Prahlerei hielt, und verſuchte dann, als der Alte ihn reden ließ, aus ihm herauszubringen, was er etwa wußte. Aber der Schäfer blieb von da an in Allem was Gold betraf, ſtumm, nickte nur manchmal vor ſich hin, und das Einzige, was er noch darüber äußerte, war: „Wenn ich nur erſt wieder hinaus bin!“

Es dauerte denn auch keine drei Tage, ſo war das Gerücht verbreitet, im Gefängniſſe ſäße Schulden halber ein alter Convict, der die reichſten Stellen in den Bergen wüßte und ſchon viel Gold gefunden und zum Verkauf hereingebracht hätte, ohne daß man je erfahren, woher er es habe.

Andere alte Gerüchte tauchten ebenfalls auf, beſonders wurde eine Thatſache von Mund zu Mund erzählt, die ſich auf die Entdeckung des Goldes ſchon in jener Zeit bezog, als Auſtralien erſt zu einer Strafcolonie beſiedelt worden.

Damals hatte nämlich ein Convict oder Sträfling ein Stück Gold von mehreren Unzen Gewicht einem Goldſchmied zum Verkauf angeboten und war augenblicklich feſtgenommen und befragt, woher er das Gold habe. Er behauptete damals, er hätte es in den Bergen zwiſchen den Steinen gefunden, aber man hielt das für eine Lüge. Der obere Beamte entſchied, daß er jedenfalls irgendwo eine goldene Uhrkette oder dergleichen geſtohlen und nachher zuſammengeſchmolzen habe, und da er nicht bekennen wollte wo er den Diebſtahl begangen, wurde er gepeitſcht bis auf's Blut — ja er ſoll ſogar unter den Schlägen geſtorben ſein.

Er wäre nicht der einzige Unglückliche geweſen, der unſchuldig unter der despotiſchen Regierung der Gouverneure Bligh und Macquarie, von denen beſonders der erſtere (derſelbe Capitän Bligh, gegen den ſich die Mannſchaft der Bounty empörte und ſpäter die Pitcairn-Inſel beſiedelte) ſo durch ſeine Grauſamkeit und Rechtloſigkeit auszeichnete, daß ſich die Coloniſten endlich gegen ihn empörten und ihn heimſchickten.

Sydney war aber in dieſer Zeit gerade beſonders empfänglich für die Erinnerung ſolcher Anekdoten, und der alte Schäfer deshalb gerade jetzt eine zu wichtige Perſönlichkeit, um lange unbeachtet und vergeſſen in ſeiner dunklen Zelle zu liegen. Wie er hieß und wem er verſchuldet ſei, ließ ſich ſehr leicht herausbekommen, und eines Abends, kurz vor Sonnenuntergang, kam der Schließer in ſeine Zelle und ſagte:

„Na Smith — 's iſt vornehmer Beſuch draußen, der Dich ſprechen will; zieh Deinen Frack an, daß Du die Herren ordentlich und anſtändig empfangen kannſt.“

„Ja — wäre mir gerad' ſo,“ grinſte der Alte vor ſich hin — „wer mich ſprechen will, kann in Hemdsärmeln kommen. Ich bin nicht ſtolz, und was die „Swells“ betrifft, ſo mögen ſie zum Teufel gehen, ſo raſch es ſie freut. Verdammt wenig Gutes, was die einem armen Teufel bringen, wenn ſie ſich einmal mit ihm einlaſſen.“

„Ob's nicht von wegen des Goldes iſt,“ meinte der Schließer, der ſeinen gegründeten Verdacht hatte. Der Alte gab aber keine Antwort mehr und es dauerte nicht lange, ſo öffnete ſich die Thür wieder und zwei „Swells", wie ſie Smith richtig vorhergeſehen, in moderner Tuchkleidung, mit Cylinderhüten auf und glanzledernen Stiefeln, kamen herein und ſahen ſich vergebens nach ein paar Stühlen um, auf denen ſie ſich hätten niederlaſſen können.

„Guten Abend, Smith," ſagte der Eine.

„Guten Abend," lautete die lakoniſche Antwort und der Alte, der, beide Ellbogen auf ſeine Kniee geſtützt, auf ſeiner Pritſche ſaß und mürriſch vor ſich nieder ſchaute, veränderte ſeine Stellung nicht um eines Zolles Breite und ſah nur finſter durch die buſchigen Augenbrauen nach den beiden Fremden hinauf. Dieſe ſchienen ſich aber aus dem unfreundlichen Empfang nicht viel zu machen oder kannten auch vielleicht ſchon das Weſen derartiger Geſellen, die cordial ſind, wo ſie einem ſchmutzigen, zerriſſenen Kittel begegnen, ſich aber ſcheu, wie eine Schnecke in ihr Haus vor reiner Wäſche zurückziehen. Der Eine von ihnen nahm deshalb gleich die Unterhaltung wieder auf und ſagte ohne weitere Umſtände:

„Seid Ihr der Smith, der lange oben in den Bergen bei Bathurſt gelebt hat, und eine Zeit lang auch einmal Schäfer bei Mr. Wentworth war?"

„Und wenn ich's wäre?" brummte Smith.

„Dann ſeid Ihr es auch, der ſchon da oben — ehe ſie es jetzt wieder entdeckt haben, Gold gefunden hat."

Smith hielt nicht für nöthig auf dieſe, nur theilweiſe als Frage geſtellte Bemerkung Etwas zu erwidern und klopfte langſam mit dem einen Fuß den Boden.

„Damit kommen wir nicht zum Ziel," ſagte aber jetzt der Andere, „und wir verſäumen nur die ſchöne Zeit — Mr. Smith, wir haben Ihnen einen Vorſchlag zu machen."

„Miſter?" ſagte Smith lakoniſch.

„Oder Mate (Kamerad), wenn Euch das beſſer gefällt.“

„Es klingt jedenfalls natürlicher —“

„Gut alſo, Mate, wir ſind hierhergekommen, um Euch einen Vorſchlag zu machen, und Ihr könnt dazu ja oder nein ſagen, wie es Euch gerade paßt. Seid Ihr das zufrieden?“

„Läßt ſich Nichts dagegen einwenden,“ brummte der Gefangene und ein eigenes verſchmitztes Lächeln zuckte, aber auch nur für einen Moment, um ſeine Lippen.

„Gut — wir Beide ſind entſchloſſen, in die Minen zu gehen und Gold zu graben. Wir haben aber das Vertrauen zu Euch, daß Ihr ſolche Stellen kennt, an denen wir nicht lange zu ſuchen brauchen. Wir wollen deshalb Euere Schulden bezahlen und Euch, vollkommen frei in Eſſen und Trinken, mit hinauf nehmen in die Berge. Dafür ſollt Ihr weiter Nichts thun, als Euch contractlich verbindlich machen, einen Monat mit uns zu arbeiten, mit vollkommen gleichem Antheil an dem Gewinn; nur mit dem Verſprechen, daß Ihr in dieſen vier Wochen keinem andern Menſchen Euer Geheimniß verrathet, wie es ja auch Euer eigener Nutzen mit ſich bringt. Seid Ihr das zufrieden?“

„Grub (Lebensmittel) frei?“ ſagte der Alte.

„Alles.“

„Und Brandy?“

„Mit inbegriffen.“

„Und gleichen Antheil?“

„Wie ich geſagt habe.“

Der Alte ſchwieg wieder eine Weile und klopfte ſtärker mit dem Fuß auf den Boden, und die beiden Fremden ſchwiegen ebenfalls, denn ſie wollten ihm Zeit zum Ueberlegen laſſen. Endlich ſagte er:

„Topp! und wann kann die Reiſe fortgehen?“

„Morgen früh; wir haben ſchon Alles bereit und bis um zehn Uhr Morgens, denn heute Abend iſt es zu ſpät, können wir Euch

Euere Entlaſſung bringen. Einen warmen Anzug und ein paar wollene Decken für Euch findet Ihr bei uns im Haus, und um zwölf Uhr können wir ſchon unterwegs ſein.“

„Gut — bei Gott!“ ſchrie der Alte, der jetzt anfing warm zu werden, „dann hört wenigſtens hier einmal das Hundeleben auf.“

„Und es bleibt dabei?“

„Ich habe Topp geſagt, das gilt allemal.“

„Schön,“ ſagte der, der zuerſt geſprochen, „dann habe ich hier als Handgeld gleich eine Flaſche Brandy mitgebracht, an der Ihr Euch heute Abend eine Güte thun könnt.“

„Das war das geſcheidteſte Wort, was Ihr bis jetzt geſprochen habt,“ rief der Alte und langte gierig nach der Flaſche. „Donnerwetter, habe den guten Stoff lange genug entbehren müſſen und —“ er hatte den Stöpſel ſchon abgezogen, hob die Flaſche an den Mund und that einen langen, langen Zug — „hui! das ſchmeckt,“ ſtöhnte er endlich, als er abſetzen mußte, um Athem zu holen — „und jetzt ſehe ich auch, daß es Euch Ernſt mit der Sache.“

„Alſo Ihr ſeid morgen früh gerüſtet?“

Der Alte antwortete nicht gleich, denn er hatte die Flaſche ſchon wieder am Mund. Als er aber zum zweiten Male abſetzte ſtellte er ſie neben ſich, wiſchte ſich den Mund mit dem Rockärmel und ſagte:

„Verdammt wenig Umſtände, die ich hier zu machen habe. Richtet Ihr die Sache nur draußen ein, daß morgen früh nicht noch ein Schloß aus Verſehen zu iſt, wenn ich hinaus will; bei mir ſelber braucht's nachher nicht mehr, als vielleicht ein freundliches „Hol' Dich der Teufel“ für den Schließer.“

Die Sache war in der That abgemacht. Die beiden Fremden reichten dem alten Schäfer zum Abſchied, und vielleicht auch zum Abſchluß ihres Bündniſſes bekräftigend die Hand — und dieſer, durch den Brandy außerordentlich cordial geſtimmt, ſchüttelte ſie aus Leibeskräften — und verließen dann den Gefangenen, um ihn die letzte Nacht auf ſeiner harten Pritſche verträumen zu laſſen.

Am nächſten Morgen kamen ſie aber lange nicht ſo raſch fort, als ſie vermuthet haben mochten. Die beiden Goldgräber in spe nämlich, ein paar junge Kaufleute aus Sydney, hatten auch noch, um ganz ſicher zu gehen, Zachäus mit ſeiner neuerfundenen Waſchmaſchine engagirt, und wenn auch der alte Smith um eilf Uhr auf freien Füßen war und in einem neuen warmen Anzug — er ſah ordentlich anſtändig darin aus — gerüſtet neben dem ſchon fertig geladenen Karren ſtand, hatte Zachäus ſelber doch noch eine ſolche Maſſe von Vorbereitungen zu treffen, und eine ſolche Quantität von höchſt nöthigen Dingen vergeſſen, daß er die beiden Engländer — Smith ſelber nahm es außerordentlich kaltblütig auf — beinahe zur Verzweiflung brachte. Es wurde auch in der That vier Uhr Nachmittags, ehe ſich der Zug in Bewegung ſetzen konnte, und ſelbſt dann mußte Zachäus noch einmal von der erſten Ecke zurücklaufen, weil er ſeinen Schlüſſel abzuziehen vergeſſen hatte.

Auch dieſer war endlich geholt und der, mit einem feſten Leinwandzelt überdeckte Karren ſchloß ſich jetzt einer Anzahl ähnlicher an, welche die Georgeſtreet langſam hinausrollten, ihrem goldenen Ziel, den Minen, entgegen.

An dem Abend vorher war ein, von den Sandwich-Inſeln kommendes Schiff gelandet, das einen einzelnen Paſſagier mit von dort herüberbrachte, einen jungen deutſchen Baron von Haſſten, der ſich ſchon eine Zeit lang in den californiſchen Minen herumgetrieben und überhaupt ſeit mehreren Jahren in den Vereinigten Staaten, den Felſengebirgen und endlich den californiſchen Goldbergen ein an Abenteuern ziemlich reiches, jedenfalls ziemlich wildes Leben geführt hatte.

Dieſer hörte nun, kaum an Land geſtiegen, von den neuentdeckten Schätzen Auſtraliens, als er, raſch entſchloſſen wie er immer war, beſchloß, augenblicklich in die Minen hinauszuwandern und ſein Glück auch einmal auf auſtraliſchem Boden zu verſuchen — jedenfalls ſich die Verhältniſſe hier mit anzuſehen. Sein Gepäck konnte er indeſſen gut und ſicher in Sydney laſſen, denn er brachte von Honolulu aus einen Empfehlungsbrief von einem dortigen Geſchäft für Mr. Pitt in Sydney mit, und dann blieb ihm vollkommen freie Hand, eine Zeit lang nach Herzensluſt in den auſtraliſchen Bergen umherzuſtreifen.

Mr. Pitt, in deſſen Familie er den erſten Abend zubrachte und auf das Herzlichſte von den guten Menſchen aufgenommen wurde, wollte ihm das freilich ausreden, und that ſein Möglichſtes, ihn von dem Entſchluß abzubringen, in die Berge zu ziehen. Von Hafften war aber nicht der Mann, ſich einen einmal in den Kopf geſetzten Plan wieder ſo leicht hinauswerfen zu laſſen. — Im Gegentheil arrangirte er ſeinen Abmarſch ſchon auf den nächſten Tag. Mr. Pitt eröffnete ihm, als er ſah, daß ſich der junge Tollkopf nicht eines Beſſeren wollte belehren laſſen, Credit in Bathurſt in ſeinem dortigen Geſchäft, falls er Etwas brauchen, oder in Geldverlegenheit kommen ſollte, und überließ ihn dann ſeinem Schickſal. Was anders war auch mit derartigen Leuten anzufangen, die nun einmal erſt durch Schaden klug werden wollten — ſie mußten eben ihren Willen haben.

Hafften war dabei heute Abend ordentlich ausgelaſſen luſtig, und machte ſelbſt Mrs. Pitt ihre trüben Gedanken vergeſſen. Er ſetzte ſich an's Clavier und ließ Pauline und Thereſe zuſammen tanzen und dann mußte ſich Pauline hinſetzen und er ſprang und tanzte mit dem Kinde, bis gegen neun Uhr noch Capitän Becker kam und eine rieſige „Ziehharmonica“ mitbrachte. Jetzt mußte der ſpielen und Hafften tanzte mit Paulinen, und daß der ehrliche gute Capitän keine Idee von Tact hatte, und alle Augenblicke daneben griff, amüſirte die jungen Leute noch viel mehr und

Mr. Pitt ſelber lachte mit, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Er geſtand, ſeit langer, langer Zeit keinen ſo vergnügten Abend verlebt zu haben.

Am nächſten Morgen mit Tagesanbruch traf aber Haſſten trotzdem ſeine Vorbereitung zum Abmarſch, und es gelang ihm, da er der engliſchen Sprache vollkommen mächtig war, das wenige Gepäck, das er mitzunehmen gedachte, auf einem der, den Nachmittag abgehenden Karren vor der Hand bis Bathurſt, und von da auch vielleicht noch weiter, in die nächſten Minen unterzubringen.

Allerdings hatte er ſich ſelber wollen auf der Poſt nach Bathurſt einſchreiben laſſen, da er aber bedeutet wurde, daß ſchon auf ſechs volle Tage Paſſagiere angemeldet wären, gab er es auf. Dann dachte er daran ein Pferd zu kaufen, aber dieſe waren ſo fabelhaft im Preiſe geſtiegen, und Leute, die das innere Land kannten, verſicherten ihn, er würde in jetziger Zeit ſolche Mühe haben, Futter für ſein Thier zu bekommen, und in den Bergen ſo damit behindert ſein, daß er ſich endlich entſchloß, den Marſch zu Fuß anzutreten, und allein, einen Revolver im Gürtel, einen tüchtigen Stock in der Hand, zog er noch an demſelben Nachmittag ſeine Straße, den fernen Bergen leichten Muthes zu.

Zwei oder drei Miles von Sydney entfernt, überholte er endlich einen andern Fußgänger, denn den übrigen Trupps und Schwärmen, von denen oft ſchon ein Theil ſtark angetrunken war, hatte er ſich nicht weiter nähern mögen. Auch an dieſem einſamen Wanderer ſchritt er mit leichtem Gruß vorbei — aber der Mann hatte in ſeinem ganzen Aeußern etwas ſo Eigenthümliches, daß er unwillkürlich nach ihm zurückſah, noch eine Weile weiter ſchritt, und dann ſeinen Gang hemmte, um wieder von ihm überholt zu werden.

Es war eine ſchlanke, faſt ſchmächtige Geſtalt, mit ziemlich bleichen aber höchſt intereſſanten Geſichtszügen, großen ſchwarzen Augen und dunkelbraunen, langen lockigen Haaren. Der Mann ging auch nicht wie ein Miner gekleidet. Er trug kein rothwollenes Hemd, keine Waſſerſtiefel und keinen californiſchen Hut, ſondern dunkle ſtädtiſche Kleidung, einen Seidenhut und einen Regenſchirm, und nur auf dem Rücken einen kleinen, ſauber gearbeiteten Torniſter, der wenig mehr bergen konnte, als eben etwas reine Wäſche, wie denn auch ſein ganzes Aeußere viel Sauberkeit verrieth.

Und was wollte der Mann in dem Anzug oben in den Minen? Haſſten beſchloß, jedenfalls eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Verlaſſen konnte er ihn ja jeden Augenblick wieder, ſo bald ihm die neue Geſellſchaft nicht länger behagte.

Der junge Fremde kam wieder näher.

„Wir haben ein Ziel?“ ſagte Haſſten in engliſcher Sprache, indem er leicht an ſeinen Hut griff.

„Wie alle Menſchen,“ ſagte der junge Mann, den Gruß freundlich erwidernd — „ein Ziel, das der Eine leichter, der Andere mit etwas größerer Mühe erreicht — aber dahin kommen wir Alle.“

„Ich ſprach nicht von dem letzten,“ lächelte Haſſten, „aber auch unſer nächſtes ſcheint daſſelbe zu ſein, denn allem Vermuthen nach ziehen Sie doch ebenfalls in dieſe fabelhaften Berge auf Abenteuer aus — und wenn nicht das, wollen Sie ſich doch, wie ich, den Platz einmal betrachten.“

„Er iſt mir nicht mehr neu,“ ſagte der junge Mann, indem er neben ſeinem neuen Reiſegefährten hinſchritt, — „ſeit vielen Jahren ſchon habe ich oben in Bathurſt gewohnt und jene Berge nach allen Richtungen hin durchwandert.“

„In der That?“ rief Haſſten überraſcht, „und hatten Sie nie eine Ahnung, daß ſie ſo reiche Schätze bergen?“

„Daß ſie Schätze bergen? — wer hat je daran gezweifelt,“ ſagte der junge Mann, „und manches Geheimniß liegt noch tief in ihrem Schooß verborgen, aber daß gierige Menſchenkinder je in ſolcher Maſſe mit Schaufeln und Hacken ausſtrömen ſollten, ſie zu durchwühlen, hätt' ich nie gedacht."

„Und gehören wir Beide jetzt nicht auch dazu?" lächelte Haſſten.

„Ich nicht," ſagte der Fremde ruhig — „ich ziehe mit hinauf, ja; aber nicht um dort oben mit zu graben. Das Wenige, was ich brauche hab' ich, mehr verlang' ich nicht; aber es iſt immer intereſſant, die Leidenſchaft der Menſchen, wenn ſie einem angeſchwollenen Bergſtrom gleich an uns vorüber tobt, von ſicherer Stelle aus beobachten zu können — und das Schauſpiel wird uns dort in reichem Maße geboten werden."

„Es iſt aber eine verwünſcht verführeriſche Geſchichte," lachte Haſſten, „und einem Hazardſpiel am grünen Tiſch nicht unähnlich, wo auch Fiſchblut dazu gehört, einen ganzen Abend daneben zu ſtehen, und nicht einmal ſelber mit der Hand in die Weſtentaſche zu fahren. Ich hab' es ſchon in Californien mit durchgemacht und möchte es keinesfalls verſchwören, daß ich mich hier nicht ebenfalls wieder verleiten ließe — trotz aller früheren bitteren Erfahrungen — noch einmal Hals über Kopf in eben den Strudel mit hinein zu ſpringen."

Sein bleicher Begleiter lächelte leiſe und verächtlich vor ſich hin und ſagte:

„Ich bin ſicher — Gold hat für mich nie einen Reiz gehabt und könnte ihn ſchwerlich da erreichen, wo noch eine ſchwere, ungewohnte Arbeit dazu kommt, es zu gewinnen. — Aber laſſen wir das elende Gold. — Das gerade hat mir den Aufenthalt in Sydney unerträglich gemacht, daß man dort von weiter Nichts auf der Gotteswelt hört, als von Gold — Gold und ewig Gold."

„Aber dem zu entgehen haben Sie wohl kaum den richtigen Weg gewählt. Denn von was Anderem wird man in den Minen reden? an was Anderes wird man da den lieben langen Tag denken können?"

„Dort oben in den Bergen kann ich allein ſein, wie ich eben will,“ ſagte der junge Mann, „dort giebt es Stellen und Schluchten, wohin vielleicht noch keines Menſchen Fuß gedrungen wie der meine, und dort — aber wir wollten ja von etwas Anderem reden, als den auſtraliſchen Bergen,“ brach er kurz ab — „erzählen Sie mir lieber von Californien — oder nein, nicht von Californien, denn dort ſpielt ja eben ſo das leidige Gold die Hauptrolle — erzählen Sie mir von Deutſchland. — Es iſt — eine lange, lange Zeit, daß ich Nichts von dort gehört habe —“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu.

„Waren ſie je dort?“ frug Hafften.

„Ich bin ein Deutſcher,“ ſagte der junge Mann ruhig.

„In der That?“ rief Hafften erſtaunt — „das hätte ich Ihrer engliſchen Ausſprache nicht angehört — aber dann ſchon lange hier im Land, nicht wahr?“

„Schon ſeit zehn Jahren,“ ſagte der Fremde leiſe.

„Das iſt etwas Anderes,“ rief Hafften — „dann kann aber unſere Unterhaltung beiden Theilen Nutzen bringen, denn ich habe erſt geſtern auſtraliſchen Boden betreten und bin ein vollkommener Neuling in dem Lande. So tauſchen wir denn aus, und der Weg wird uns Beiden kürzer werden, aber — wenn es Ihnen recht iſt, in der Mutterſprache, denn ich haſſe es, wenn ſich zwei Deutſche in einem fremden Idiom mit einander unterhalten.“

6.

Die Familie Sutton.

Wir müſſen noch einmal zu dem Abend zurückkehren, an dem die Royal Mail unweit des Gipfels des Razorbacks in den blauen Bergen überfallen und geplündert wurde.

Der von dem Buſhranger verwundete Paſſagier war damals, wie ſich der Leſer erinnern wird, durch vier Leute von der kleinen am Wege ſtehenden Schenke auf die nicht weit davon entfernte Station eines engliſchen Gentleman, eines Mr. Sutton, geſchafft und dort auf das Herzlichſte und Liebevollſte behandelt worden.

Mr. Sutton war ſchon ein ziemlich alter Herr, der erſt in vorgerückten Jahren geheirathet, und zwei erwachſene Kinder, einen Sohn und eine Tochter, hatte. Da ſich ſeine Station aber mit jedem Jahre vergrößerte und er beſonders in dieſem dazu vortrefflich gelegenen Thale viel werthvolles Land urbar machen konnte, ſo trieb er jetzt auch, neben ſeinen zahlreichen Heerden und der einträglichen Pferdezucht, bedeutende Landwirthſchaft, und hatte zu dem Zweck einige zwanzig Leute in ſteter Beſchäftigung auf ſeiner Station.

Die etwas kränkliche Frau konnte aber dieſer großen Wirthſchaft nicht allein vorſtehen, Rebecca, ſeine Tochter, war erſt achtzehn Jahre alt, und ſo hatte er denn, aber erſt in den letzten Jahren, eine Wirthſchafterin in's Haus genommen, die für dieſe Stellung, trotz ihrer Jugend, außerordentlich paſſend ſchien, und in Allem, was Ordnung und Reinlichkeit betraf, wirklich Nichts zu wünſchen übrig ließ.

Miß Gertrud, wie die Wirthſchafterin genannt wurde, mochte etwa zweiundzwanzig Jahre alt ſein, und war als ganz junges Mädchen durch die, damals die Einwanderung von weiblichen Dienſtboten mit großem Eifer fördernde Mrs. Chisholm nach Auſtralien gekommen. Ihrer Ausſage nach hatte ſie damals eine Stelle in Adelaide gefunden, wo ſie mehrere Jahre als Gouvernante in einer Familie gelebt. Aber die Frau ſtarb, und ſie kehrte zu Freunden nach Sydney gerade damals zurück, als Mr. Sutton eine Perſon für ſeine Familie ſuchte, die einer ſolchen Wirthſchaft vorſtehen konnte.

Weiter hatte ſich Niemand nach ihr erkundigt, denn man iſt in Auſtralien überhaupt ſo vorſichtig, nicht zu ſehr vergangenen Lebensverhältniſſen nachzuforſchen, aus Furcht, ſelbſt in den erſten und angeſehenſten Familien oft ſehr unangenehme Rückerinnerungen zu erwecken. Man nimmt die Leute wie ſie ſich eben geben, und wenn ſie jetzt ihre Pflicht thun und ihren Platz ausfüllen, fragt ſelten Jemand nach dem was dahinten liegt, und an keinem Orte mehr, wie gerade in Auſtralien vergeſſen ſein ſollte.

Gertrud war übrigens eine außergewöhnlich liebliche Erſcheinung, mit einem echt engliſchen Geſicht, die Naſe ein klein wenig ſtumpf, aber wundervollem, kaſtanienbraunem Haar, nußfarbenen Augen und einer ſchlanken, edlen Geſtalt. Nur um den fein geſchnittenen Mund lag ein ernſter, faſt ſtrenger Zug, der aber oft durch ein gar ſo liebes Lächeln gemildert, ja völlig verwiſcht wurde. Sie hatte dabei etwas außerordentlich Feſtes und Entſchiedenes in ihrem ganzen Auftreten, beſonders ihren Untergebenen gegenüber, wenn ſie ſich auch gegen Mr. und Mrs. Sutton, wie deren Kinder ſtets beſcheiden, und überhaupt ſehr viel Tact in ihrem ganzen Weſen zeigte. Aber vielleicht gerade dadurch ſcheuchte ſie auch jede wirkliche Vertraulichkeit zurück. Es war faſt, als ob ſie in der Familie nur als Dienerin behandelt ſein wolle — ſich nur als ſolche wohl, und in ihrer Stellung fühlen könne.

Rebecca, eine faſt zu zarte Geſtalt für den wilden Buſch, ſchien in ihrem Aeußeren ſowohl wie in ihrem ganzen Weſen gerade das Gegentheil Gertrudens. Von eben ſo regelmäßiger Schönheit wie dieſe, verlieh aber ſchon das blonde Haar und blaue träumeriſche Auge der ganzen Geſtalt etwas Weiches, Schwankendes und oft, wenn ſie mit Gertruden ſprach, ſchlug ſie vor dem feſt auf ihr haftenden, wenn auch freundlichen Blick derſelben das eigene Auge wie ſcheu und befangen zu Boden.

Als an jenem Abend der ſchwer Verwundete in das Haus gebracht wurde, übernahm auch Gertrud gleich die unmittelbare Pflege deſſelben. Sie richtete das Zimmer und Lager für ihn her, ſie ſah nach ſeinem Verband und ſtillte ſo viel als möglich die Blutung der Wunde, bis der Arzt dieſelbe unterſuchen und richtig behandeln konnte, und that alles Nöthige ſo ſtill und geräuſchlos und ſo ſelbſtbewußt, daß die übrigen Hausbewohner den neuen und fremden Gaſt in ſeiner bewußtloſen Anweſenheit kaum gewahrten, aber ſicher nicht durch ihn geſtört oder gar beläſtigt wurden.

Der Arzt kam, durch des alten Mitpaſſagiers freundlichen und aufopfernden Eifer getrieben, allerdings noch in derſelben Nacht nach Engliſh Bottom, wie Mr. Suttons Station gewöhnlich genannt wurde, aber er ſchüttelte, nachdem er die Wunde unterſucht hatte, ſehr bedenklich den Kopf, denn die Kugel hatte eine ſehr gefährliche und beunruhigende Bahn genommen, und es ließ ſich keineswegs mit Sicherheit vorausbeſtimmen, ob der Patient den Schuß überleben würde oder nicht. Jetzt athmete er allerdings noch, aber jeder Athemzug konnte ſein letzter ſein, und nachdem die Wunde, ſo gut als die Umſtände erlaubten, behandelt worden, mußte allerdings das Meiſte der geſunden Natur des Patienten, wie der aufopfernden Pflege ſeiner neuen Freunde überlaſſen bleiben.

Mr. Sutton hatte indeſſen gleich geſucht irgend einen Ausweis bei dem Kranken zu finden, wie er heiße oder wohin er gehöre; ſein Taſchenbuch war aber in den Händen der Buſhranger geblieben, Briefe hatte er ebenfalls nicht bei ſich, und ſelbſt ſeine Wäſche war nicht gezeichnet, denn in den Colonien kauft man ja gewöhnlich Alles was man braucht, fertig in den Läden. Wie alſo nun die Angehörigen auffinden, wo noch dazu in den nächſten Tagen ſchon kein Menſch weiter in ganz New-South-Wales einen anderen Gedanken hatte, als Gold, und alle gewöhnlichen Communicationen unterbrochen, ja aufgehoben ſchienen.

Es war in der That Nichts weiter zu thun, als den Zeitpunkt abzuwarten, wo ſich der Verwundete ſo weit erholen würde, Nachricht über ſich geben zu können oder — wo er ſeiner Wunde erlag, und dann zählte er nur zu den Tauſenden, die in fremden Welttheilen unbeachtet, ungekannt ſterben und verderben und ſpurlos von der Erde verſchwinden. — Wie manches einſame Grab liegt ſo draußen im ſtillen Wald, und ein Kranz von Steinen, oder vielleicht nur ein mit dem Beil in den nächſten Baum eingehauenes Kreuz kündet allein die Stelle, wo ein Menſchenherz modert.

Aber der junge Fremde ſtarb nicht. Sieben Tage lag er allerdings vollkommen bewußtlos oder doch regungslos auf ſeinem Bett, nur im Stande in der letzten Zeit dann und wann ein paar Löffel voll ſtärkender Suppe zu verſchlucken, die ihm Gertrud mit ſorgender Hand einflößte. Am achten Tage ſchlug er zuerſt die Augen auf und ſah ſeine Wärterin über ſich gebeugt; dann ſchloß er ſie wieder und gab durch kein Zeichen Kunde, daß er die an ihn gerichteten Fragen verſtanden oder nur gehört habe.

Jetzt zum erſten Male machte der Arzt, der indeſſen ſchon einige Male wieder herübergekommen war, Mr. Sutton Hoffnung, daß er ſeinen Patienten durchbringen könne, und in der nämlichen Nacht klopfte der Wärter, der fortwährend bei ihm bleiben mußte, an Gertrudens Thür, und meldete ihr, der Kranke ſei zur Beſinnung gekommen.

Gertrud zog ſich raſch an und ging zu ihm hinüber — es war drei Uhr Morgens, und ſie mochte Mr. Sutton noch nicht wecken, und als ſie das Zimmer betrat und den Patienten frug, ob er Etwas wünſche, ob ſie ihm irgend etwas helfen könne, ſtreckte er ihr lächelnd die bleiche, abgemagerte Hand entgegen, aber er ſprach noch kein Wort.

Sie nahm die Hand und legte ſie auf die Decke zurück; er nickte ihr, wie dankend, mit den Augen zu, und ſchlief dann wieder ruhig ein, bis zum nächſten Morgen.

Damit ſchien er aber auch die ſchlimmſte Kriſis überſtanden zu haben, denn ſchon mit Tagesanbruch wachte er wieder auf, und blickte ſuchend in dem leeren Zimmer umher, nach ſeiner Pflegerin. Der Wärter war auf dem Stuhl, neben ſeinem Bett eingeſchlafen und der Verwundete vermochte nicht ihn zu wecken.

Da ging die Thür auf, und als Gertrud das Zimmer betrat, ſchaute ſie der Leidende mit den großen, eingefallenen Augen voll an und ſagte leiſe:

„Oh, das iſt gut — das iſt gut.“

„Gott ſei gedankt, der Sie wieder hergeſtellt hat!“ rief Gertrud, raſch und fröhlich zu ihm eilend. „Jetzt wird auch Alles bald, recht bald beſſer gehen. Aber ſchonen müſſen Sie ſich noch, **recht** ſchonen, und kein Wort weiter reden, bis es Ihnen der Arzt erlaubt.“

Wieder ſtreckte ihr der Kranke die Hand entgegen und ſagte dann mit leiſer, kaum hörbarer Stimme:

„Was iſt mit mir geſchehen?“

Der Wärter war jetzt auch wach geworden und ſprang erſchreckt von ſeinem Stuhl auf, als er Tageslicht um ſich und das junge Mädchen im Zimmer ſah, aber Gertrud ſchickte ihn hinüber zu Mr. Sutton, um dieſem die freudige Kunde mitzutheilen, und zu dem Kranken gewandt, ſagte ſie:

„Keine Frage jetzt, die Sie nur aufregen könnte; Sie müſſen ganz ſtill liegen, bis der Arzt erſt wieder bei Ihnen geweſen iſt, und indeſſen will ich hinausgehen und Ihnen etwas zu eſſen bereiten, denn Sie haben in der letzten Woche nicht mehr Nahrung über die Lippen gebracht, als in der nämlichen Zeit einen Sperling am Leben gehalten hätte.“

Der Kranke wollte ſie durch eine Bewegung ſeines Armes zurückhalten, aber ſie hob warnend den Finger gegen ihn auf und ließ ihn dann allein.

Etwa eine halbe Stunde ſpäter kehrte ſie mit Mr. Sutton zurück, und der alte Herr ſetzte ſich an dem Bett nieder, legte ſeine Hand auf den Arm des Kranken und ſagte herzlich:

„Mein lieber junger Freund, ich kann mir wohl denken, daß Sie nicht recht genau wiſſen wo Sie jetzt ſind, und wie Sie hierher gekommen, und dieſer ungewiſſe Zuſtand könnte Ihnen auf die Länge der Zeit peinlich werden. Erlauben Sie mir deshalb, Ihnen zu ſagen, daß Sie ſich auf der Station befinden, die in der Nachbarſchaft kurz weg der Engliſh Bottom genannt wird. — Kennen Sie den Platz? Bitte, antworten Sie mir nicht laut, ſondern ſchließen Sie, wenn Sie ja ſagen wollen, nur einen Moment die Augen.

Der Kranke lächelte und that ſo. —

„Schön," ſagte der alte Herr, als er die Blicke ſeines Schützlings wieder auf ſich gerichtet ſah.

„Alſo ſind Sie hier in der Gegend bekannt. Wohnen Sie in Sydney? — bitte, antworten Sie nur wieder auf die vorige Weiſe."

Der Kranke that ſo. —

„Alſo das hätten wir ebenfalls heraus. Haben Sie Verwandte dort? — in der That? — gut, auch die werden wir nachher erfahren, und nun diene Ihnen vor der Hand zu wiſſen, daß Sie eine ſehr häßliche Schußwunde durch die Bruſt bekommen haben, bei der Sie ſelbſt in dieſem Augenblick noch vielleicht nicht außer aller Gefahr ſind. Transportirt könnten Sie ebenfalls noch nicht werden, und unter jeder Bedingung müſſen Sie noch eine Weile bei uns aushalten. Nur Ihren Freunden oder Verwandten, die ſich wahrſcheinlich ſchon ſehr um ſie geängſtigt haben, möchte ich Nachricht von Ihnen geben können — halt, Sie dürfen nicht ſprechen. Kann es ohne die geringſte Anſtrengung geſchehen, ſo ſchreiben Sie mit dem Bleiſtift auf dies Stückchen Pappe Ihren Namen — weiter Nichts."

Der junge Mann nahm den Bleiſtift in ſeine noch zitternde Hand und ſuchte dem Wunſche zu genügen. Wie er aber anſetzte, ſah er plötzlich den alten Herrn ſtarr an. Es war, als ob ihn ein plötzlicher Gedanke überkäme, ohnmächtig ſank der Kopf, den er leicht gehoben, auf das Kiſſen zurück und der gehaltene Bleiſtift entfiel ſeiner Hand.

„Da haben wir die Geſchichte,“ murmelte Mr. Sutton ärgerlich vor ſich hin — „da komme ich her, nehme mir vor recht behutſam und ſorgfältig zu Werke zu gehen, und fange es nachher ſo ungeſchickt an, wie nur irgend möglich. Was jetzt? — ich muß nur die Gertrud rufen, daß mir die den unglücklichen Menſchen wieder zu ſich bringt.“

Gertrud rief die entflohenen Lebensgeiſter des Verwundeten wieder zurück, aber er blieb den ganzen Tag zu ſchwach, um nur einen neuen Verſuch, mit ihm zu ſprechen, wagen zu dürfen. Auch ſchalt der Arzt, als er an dem Nachmittag herüber kam und das Nähere hörte, den alten Herrn tüchtig aus, daß er ſo mit der Thür in's Haus gefallen wäre und Alles gleich im erſten Moment hätte erzwingen wollen.

An dem Tag war auch weiter Nichts zu thun, am nächſten Morgen aber ſchien ſich der Kranke ſelber bedeutend beſſer zu fühlen, denn er verlangte aus freien Stücken einen Bleiſtift und Papier, und als es ihm gegeben wurde, ſchrieb er den Namen Charles Pitt auf.

„Pitt?“ rief der alte Herr, der wieder an ſeinem Bette ſaß. „Sind Sie ein Sohn von Charley Pitt in Georgeſtreet?“

Der Kranke nickte leiſe.

„Ei Potz Blitz, dann freut es mich doppelt, daß wir Sie wieder auf die Beine bringen, mein lieber junger Freund, und Charley Pitt — aber was für eine Angſt Ihre Eltern um Sie ausgeſtanden haben werden. Denen müſſen wir gleich mit der nächſten Poſt Nachricht geben.“

Wieder deckte Todtenbläſſe des Kranken Züge; er ſchloß die Augen und blieb ſtill und regungslos liegen, daß der alte Herr ſchon glaubte, eine neue Ohnmacht habe ihn überfallen. Es war diesmal aber nur Schwäche geweſen, und Mr. Sutton ging dann gleich in ſein Zimmer, ſchrieb ein paar Zeilen an Mr. Pitt in Sydney, worin er ihn von dem Zuſtand ſeines Sohnes in Kenntniß ſetzte, und ſchickte den Brief dann durch einen ſeiner Leute nach der Wegſchenke hinüber, um von dort aus mit der nächſten vorbeikommenden Poſt befördert zu werden.

Die nächſte vorbeikommende Poſt ging aber nach Bathurſt hinauf, und der halbtrunkene Barkeeper, der zugleich die Poſtgeſchäfte dort zu beſorgen hatte, und ſich nicht einmal die Mühe gab, die Adreſſe zu leſen, ſandte den Brief, anſtatt nach Sydney, in die Minen hinauf.

Indeſſen hatte Mrs. Pitt in Sydney eine recht trübe ſchwere Zeit verlebt, denn wenn ſie ſich auch ſagen mußte, daß in der jetzigen Aufregung, die alle gewohnten und ruhigen Verhältniſſe über den Haufen warf, ihr Charles recht gut oben in Bathurſt konnte aufgehalten, ja auch wohl ein Brief von ihm — wenn er überhaupt Zeit zum Schreiben behalten — verloren gegangen ſein, beruhigte ſich das Mutterherz doch damit nicht, und unwillkürlich kehrte ſie immer wieder zu dem Gedanken an die überfallene Mail und die damit verbundenen, freilich nur wirren und ungewiſſen Gerüchte zurück.

Und nirgend ließ ſich darüber etwas Gewiſſes erfahren, denn ſelbſt auf der Poſt wurden nicht einmal Namen eingeſchrieben. Was kümmerte die Leute der Name eines Paſſagiers, wenn ſie nur eben das Geld für den Platz bekamen; ein beſtimmter Sitz ließ ſich nicht einmal erwerben, und wer ſeine Glieder leichtſinnig genug der Royal Mail überlieferte, mußte auch ſehen, wie er einen Platz darauf fand und damit fortkam. Das war allein ſeine Sache.

Aber ſelbſt Mr. Pitt wurde zuletzt unruhig, denn ſein Geſchäftsführer in Bathurſt erwähnte Charles nicht einmal, und als er endlich bei ihm anfrug, erhielt er die Nachricht, daß er die Abſicht gehabt habe, nach Sydney an jenem nämlichen Tag zurückzukehren, als die Mail überfallen worden. Er ſei aber noch in der letzten Stunde unſchlüſſig geweſen und habe vorher einen kleinen Abſtecher in die Berge gemacht. Möglich, daß er dort geblieben wäre, und vielleicht jetzt noch oben in einer von den Schluchten ſtecke.

Das immer wachſende Geſchäft nahm aber Mr. Pitt's Thätigkeit ſo ausſchließlich dabei in Anſpruch, daß er wirklich gar nicht recht zum Beſinnen kommen konnte, und jetzt nur böſe auf ſeinen Sohn wurde, der ſich, ſeinen eigenen Neigungen nach, in den Bergen zwiſchen den Goldſuchern herumtrieb und ihm hier die ganze Laſt der Beſorgungen allein auf den Schultern ließ. — Daß ihm ein Unfall zugeſtoßen ſein könne, wollte er nicht im Entfernteſten gelten laſſen.

Um dieſe Zeit war es, daß William Holleck aus den Bergen zurückkehrte und augenblicklich die Familie Pitt beſuchte.

Der kleine Kreis, mit Capitän Becker und einem andern Bekannten des Hauſes, dem Polizeilieutenant Beatty, hatte ſich gerade zum Thee geſammelt, als Holleck, jetzt aber nicht mehr in ſeinem Mineranzug, das Zimmer betrat, und von Allen, beſonders aber von der kleinen Thereſe, auf das Freundlichſte begrüßt wurde. Das Kind lief auf ihn zu, ſchlang ſeine Aermchen um ſeinen Nacken, und als er es zu ſich emporhob, rief es laut und fröhlich:

„Nun, Onkel William, haſt Du mir auch recht viel Gold aus den Minen mitgebracht?“

„Einen ganzen Sack voll, mein Schatz,“ lachte der junge Mann, indem er in die Weſtentaſche griff und ein Stück, wie eine Haſelnuß groß etwa, vorholte und ihr gab — „da, und hier haſt

Du die Probe davon, womit Du ſpielen kannſt — aber nimm Dich in Acht, daß Du es nicht verlierſt.“

„Wirkliches Gold?“ rief die Kleine erfreut aus, „oh, wie das blitzt und glänzt, und wie ſchwer es iſt.“

„Wo haben Sie Charles geſehen?“ rief ihm die Mutter entgegen, wie nur die erſten Begrüßungen vorüber waren, „oh, warum ſchreibt er nicht wenigſtens, daß man hier die Sorgen und Angſt um ihn haben muß.“

„Geſehen hab' ich ihn nicht,“ ſagte Holleck, indem er die Kleine wieder auf den Boden ſetzte. „In Bathurſt war er weder zu finden, noch zu erfragen, aber er ſoll oben in den Minen am Macquarie oder dort in der Nachbarſchaft ſtecken, wie mich Leute verſicherten, die ihn bei der Arbeit gefunden haben wollten. Die ganze Welt iſt ja rein toll nach dem Gold da oben, und die Leute verrathen eine Leidenſchaft zu Schaufeln und Spitzhacken, die ganz New-Süd-Wales in den erſten Ackerbaudiſtrict der Welt verwandeln würde, wenn ſie es ſich nicht in den Kopf ſetzten, gerade nur da zu hacken und zu graben, wo eben nichts Anderes wachſen will wie Quarzblöcke und Porphyr.“

„Und haben Sie auch im Geſchäft in Bathurſt noch immer keine Nachricht von ihm?“ frug Mr. Pitt ärgerlich.

„Keine Silbe,“ lachte Holleck, „ja wo ſoll er auch da oben Dinte und Feder herbekommen. Das ſieht wunderbar in den Minen aus.“

„Schön,“ ſagte Becker, „hier haben wir denn wenigſtens ein lebendiges Individuum, das uns einen genauen, authentiſchen Bericht über die fabelhaften Goldminen geben kann. Und nun, junger Herr, ſetzen Sie ſich einmal auf den Stuhl da, und packen Sie Ihre Neuigkeiten aus, denn wir Alle brennen darauf, etwas Beſtimmtes zu hören. Was man hier in der Stadt darüber erfährt, iſt gerade genug einen ſonſt ganz vernünftigen Menſchen verrückt zu machen, und ich möchte nun auch einmal Jemanden ſprechen, der gerad' mit der Sache herausrückt und die Flunkereien aufdeckt."

„Flunkereien?" rief aber Holleck lachend, „mein guter Capitän, da ſind Sie an den Unrechten gerathen, denn wenn ich Ihnen nur das erzähle, was ich ſelber geſehen habe, packen Sie morgenden Tages auf und machen, daß Sie ſo raſch als irgend möglich ſelber in die Minen kommen."

„Das wäre mir aber lieb," rief der Capitän, ganz verblüfft von der unerwarteten Bemerkung. Aber Holleck hatte die kleine Geſellſchaft nun einmal neugierig gemacht, und da doch an kein anderes Geſpräch zu denken war, bis das Minencapitel beſeitigt worden, bat ihn ſogar Mr. Pitt, ihnen nur, was er da oben erfahren habe, zum Beſten zu geben, und Holleck willfahrte gern. Mit einem ganz eigenen, vortrefflichen Humor ſchilderte er jetzt ſeinen Weg in die Berge und das Leben da oben, beſchrieb die wunderlichen Charaktere, die dort zuſammengeſtrömt, und die Arbeiten wie Erfolge, und beſtätigte dabei ſo vollkommen ſelbſt die extravaganteſten aus den Minen niedergebrachten Gerüchte, daß Capitän Becker wie erſtarrt dabei ſaß und kaum wußte, ob er ſeinen eigenen Ohren glauben ſollte.

Nur in der einen Woche waren ſchon ganz enorme Quantitäten Goldes ausgegraben und zahlloſe Nuggets (ein entſchieden auſtraliſches Wort für größere Goldklumpen) die ein, zwei, drei, ja zehn und zwölf Pfund in reinem Gold gewogen, von glücklichen Arbeitern zu Tage gefördert worden.

Noch während er erzählte, brachte die Magd einen Brief herein, der eben im Hauſe unten abgegeben worden.

„Von Bathurſt?" ſagte Mr. Pitt, der den Stempel betrachtete.

„Endlich von Charles!" rief Mrs. Pitt, von ihrem Stuhl aufſpringend.

„Nein, es iſt eine fremde Hand, die ich gar nicht kenne," ſagte ihr Mann, indem er zum Lichte trat, den Brief öffnend.

„Aber doch vielleicht Nachricht von ihm,“ ſagte die Mutter.

„Wohl kaum — J. Suttdn?“ las Mr. Pitt die Unterſchrift.

„Etwas von Charles?“ wiederholte ſeine Frau, deren Blick ängſtlich an ihm haftete. Mr. Pitt ſtand mit dem Geſicht der Lampe zugedreht und kehrte ſeiner Frau den Rücken zu. — Er ſchüttelte nur langſam den Kopf und verharrte in ſeiner Stellung.

Holleck hatte einen Augenblick mit Erzählen inne gehalten. Er wollte die Frage nicht ſtören, als aber Mr. Pitt jetzt ruhig weiter las, und die Frau wieder mit einer getäuſchten Hoffnung auf ihren Stuhl zurückſank, fuhr er fort, und gab ihnen jetzt in ſo komiſcher Weiſe die Schilderung eines Deutſchen, der da oben in den Bergen eine complicirte Maſchine hätte aufſetzen wollen und das immer an Stellen ermöglichte, an denen er gar nicht arbeiten konnte, daß Alle laut lachten. Selbſt Mrs. Pitt vergaß für den Augenblick die Sorge um den Sohn, die ſie ſonſt ſelten oder nie verließ.

Mr. Pitt hörte indeſſen von der ganzen Erzählung kein Wort, denn er hielt Mr. Sutton's Zeilen in den Händen, der ihm mit kurzen Worten den Unfall ſeines Charles anzeigte und ihn bat, ſo raſch er könne ſelber hinauf zu kommen. Der Brief war dem Datum nach ſchon fünf Tage alt, und wie das Poſtzeichen ergab, über Bathurſt gegangen. — Was ſollte er jetzt thun? — ſeiner Frau den Inhalt mittheilen? — Sie wäre ihm vor Angſt am Ende ſelber krank geworden, und jetzt konnte ſie ja doch noch Nichts helfen, dem Sohne, der ſich in guter Pflege befand, Nichts direct nützen. Da war es viel beſſer, ſie blieb noch einige Tage in ihrer Ungewißheit, bis ſich ihr wenigſtens mit Sicherheit die Beſſerung des Verwundeten anzeigen ließ.

Ganz in Gedanken, und die Gegenwart der Uebrigen in der That total vergeſſend, war er mit dem Brief in der Hand ein paarmal im Zimmer auf und ab gegangen.

Mr. Beatty, der ihm zunächſt ſaß, ſah aber, daß er die Stirn in düſtere Falten zog und ſagte:

„Doch keine unangenehmen Nachrichten, Mr. Pitt?“

„Ach ja,“ erwiderte der Mann, ſich gewaltſam ſammelnd — „es ſcheint doch da oben in Bathurſt ganz toll nnd wild gewirthſchaftet zu werden, und es wird mir nichts Anderes übrig bleiben als ſelber hinaufzugehen, um die Sache einmal in Ordnung zu bringen.“

„Ja wohl, Charles, das iſt Recht,“ rief Mrs. Pitt erfreut, „ich habe Dich ſchon lange darum gebeten; früher erfahren wir doch Nichts von Charley.“

„Und wann wollen Sie fort?“ frug Capitän Becker, und bekam, noch während er ſprach, ein ganz rothes Geſicht.

„Am liebſten ging ich gleich heute Abend, wenn ich wüßte wie,“ ſagte Mr. Pitt, „da aber das unmöglich iſt, morgen mit Tagesanbruch.“

„Donnerwetter, das iſt früh,“ brummte der Capitän — „wiſſen Sie wohl, Mr. Pitt, daß ich hölliſche Luſt hätte Sie zu begleiten?“

„Aha,“ lachte Pauline, „bei Ihnen haben Mr. Holleck's Berichte ſchon gezündet, und ich ſehe Sie da oben noch im Schweiße Ihres Angeſichts Ihr Gold ergraben.“

„Ach ne, Miß,“ ſagte der Capitän verlegen, „wegen des albernen Goldes wahrhaftig nicht; aber zum Wetter auch, man muß ſich die Geſchichte, wenn man ſie ſo dicht vor der Naſe hat, doch wenigſtens einmal mit anſehen, oder wird am Ende ſpäter darum ausgelacht, in Auſtralien geweſen zu ſein und nicht einmal die Minen geſehen zu haben.“

„Capitän, Capitän!“ drohte ihm Mr. Beatty lachend mit dem Finger — „ich werde nächſtens ſelber hinaufgeſchickt werden, um die Minen zu inſpiciren; wenn ich Sie dann aber droben mit Schaufel und Waſchſchüſſel erwiſche, dann nehmen Sie ſich in Acht.“

„Haben Sie keine Angſt — ich werde den Teufel thun und in dem harten Boden nach Gold ſcharren. Aber was ſoll ich hier? Ihre Polizeibehörde iſt ſo ausgezeichnet in Sydney, daß jetzt ganze Schiffsmannſchaften ſpurlos verſchwinden, ohne daß man einer einzigen Seele wieder auf die Spur kommt, und allein kann ich mein Schiff auch nicht fahren, das geht nicht — Geld verzehre ich hier wie dort, und da kann mir ein Bischen Bewegung ebenfalls nicht ſchaden. Aber bis Tagesanbruch werd' ich noch nicht klar, Mr. Pitt. — Können Sie es nicht wenigſtens bis morgen Abend aufſchieben?"

„Es iſt ganz unmöglich, lieber Capitän," lautete aber die Antwort, „denn einen Platz auf der Poſt finden wir doch nicht in der nächſten Zeit und ich muß deshalb die Reiſe zu Pferde machen."

„Zu Pferd, ſchwere Brett," ſagte Capitän Becker, der an einige, eben nicht beſonders gelungene, derartige Touren in Valparaiſo und auf den Sandwichs-Inſeln dachte — „den ganzen Weg zu Pferd — das iſt eine heilloſe Anſtrengung."

„Und noch dazu in einem ſcharfen Trab."

„Danke Ihnen," ſagte der Capitän — „da wäre mir ſchon bis Paramatta die Seele aus dem Leibe geſchüttelt. Ne, da lieber nicht."

„Wenn Sie bis übermorgen früh warten wollen, Capitän," ſagte der Polizeilieutenant, „ſo verſchaffe ich Ihnen ſichere und bequeme Gelegenheit in einem Einſpänner. Ich muß Jemanden nach Bathurſt ſchicken und der kleine Wagen, den er mitnimmt, iſt dorthin verkauft."

„Das wäre famos. Und könnte ich da meinen Steuermann gleich mitnehmen?"

„Wenn Sie wollen; warum nicht?"

„Bravo, dann bin ich außer aller Sorge. Mein Steward mag indeſſen das Schiff bemuttern, daß es nicht den Anker zwiſchen die Zähne nimmt und durchgeht.“

„Und jetzt entſchuldigen mich die Herrſchaften wohl,“ ſagte Mr. Pitt, indem er der Thüre zuſchritt. „Ich habe heute Abend ſo viel zu beſorgen, daß ich noch einmal hinunter in das Comptoir muß.“

„Aber ich ſehe Dich doch noch, Papa?“ rief Pauline ihm nach.

„Gewiß Kind — ich laufe Euch ja nicht davon,“ ſagte der Vater, grüßte lächelnd noch einmal und verließ dann das Zimmer, wo aber die übrige Geſellſchaft, heute in der beſten heiterſten Laune, noch bis elf Uhr zurückblieb. Selbſt Mrs. Pitt machte ſich heute keine Sorgen mehr, denn morgen früh ging ja ihr Gatte in Perſon an Ort und Stelle.

7.

Die Werbung.

Vier Tage waren nach jenem Abend in Mr. Pitt's Hauſe verfloſſen und heute oder ſpäteſtens morgen konnte ein Brief aus Bathurſt zurück ſein — aber ließ es ſich auch denken, daß der Vater in der Zeit den Sohn ſchon aufgefunden hätte, wenn er wirklich noch irgendwo in den Bergen ſtecke? Die Mutter ſorgte ſich ſchon im Voraus vergeblich ab und wollte dem Sohne, wenn er endlich zurückkehrte, recht, recht bittere Vorwürfe über ſein langes Schweigen und ſeinen herzloſen Leichtſinn machen.

Mrs. Pitt war mit Thereſen in ihrer eigenen Stube, und

Pauline hatte nach dem Luncheon das Parlour wieder aufgeräumt. Sie öffnete eben die Fenſter nach dem Hofe und Garten zu, um die jetzt friſcher wehende Seebriſe hereinzulaſſen, als die Thür aufging und William Holleck auf der Schwelle ſtand.

Ein Blick überzeugte ihn, daß Pauline allein ſei, und mit leichten Schritten ſich ihr nähernd, ſtreckte er ihr die Hand entgegen und ſagte freundlich:

„Heute hab' ich einmal das Glück, liebes Fräulein, und wenn Sie nicht gerade übermäßig beſchäftigt ſind, ſo muß ich Sie ſchon bitten, ſich eine kleine Geſchichte von mir erzählen zu laſſen.“

„Ah Mr. Holleck“ ſagte Pauline, verlegen erröthend, während ſie ihm aber doch ihre Hand reichte — „ſoll ich da nicht vielleicht die Mutter dazu rufen?“

„Fürchten Sie ſich, mit mir allein zu ſein?“

„Nein,“ ſagte das junge Mädchen lächelnd — „weshalb?“

„Schön, dann ſetzen Sie ſich einmal in den breiten, bequemen Stuhl da — es hört ſich noch einmal ſo gut in einem ſolchen Seſſel zu, und gönnen Sie mir für wenige Minuten Gehör.“

„Das ſind ja gewaltige Vorbereitungen,“ flüſterte Pauline, und hätte in dieſem Moment doch um ihr Leben gern die Mutter dazu gerufen. Aber ſie nahm den ihr angewieſenen Platz ein und Holleck, ſeinen Hut auf den Tiſch ſtellend, ſetzte ſich in den ihr gegenüberſtehenden Stuhl und ſagte:

„Und doch will ich keine unnöthigen Worte machen — ſein Sie — mir nur nicht böſe, wenn ich nur von mir ſelber rede.“

„Und iſt nicht das ſchon eine Vorrede?“

„Sie haben Recht — ſo hören Sie denn, Pauline. Sie wiſſen, daß ich mich viele Jahre lang in den Colonien nur eben habe durchbringen können und immer nicht vom Fleck kam, immer nur das verdienen konnte, was ich nothürftig zum Leben brauchte. Das wäre nun eben nichts Außerordentliches geweſen, denn Tauſenden von jungen Leuten geht es hier nicht anders, und ſie müſſen ſich darein fügen. Mir aber nagte es am Herzen, denn — ich liebte ein junges Mädchen, die ich nur gewinnen konnte, wenn ich ihr eine geſicherte Exiſtenz entgegenbrachte — bitte, unterbrechen Sie mich jetzt nicht, bis Sie — nicht wenigſtens die Hauptſache erfahren haben.

„In England drüben beſaß ich nun noch ein kleines Beſitzthum, daß ich nicht eher veräußern wollte, bis ich mir hier im auſtraliſchen Leben die nöthigen Erfahrungen geſammelt hatte und das Capital dann auch mit ſicherem Erfolg anlegen und verwerthen konnte. — Das iſt jetzt geſchehen. — Wie Sie ſehen, komme ich raſch zur Sache — ich ſchrieb nach Hauſe, um Alles was ich dort beſaß, zu Geld zu machen und mir die Wechſel hierher zu ſenden. Glücklicher Weiſe traf das Geld gerade in dem Moment hier ein, wo die Entdeckung des Goldes allen Geſchäften einen faſt fabelhaften Aufſchwung gab. Die Ausſicht auf eine zwar etwas gewagte, aber ſonſt treffliche Speculation bot ſich mir gleich am erſten Tage — es war deshalb, daß ich in die Minen fuhr — ich reuſſirte darin, verdreifachte mein kleines Capital in der kurzen Zeit, und kann jetzt wohl ſagen, daß ich der Zukunft ſorgenfrei in's Auge ſehen darf.“

„Aber ich begreife nicht —“ flüſterte Pauline — ſie ahnte, auf was dieſe ganze Einleitung hinauslief, und ihr Herz fühlte ſich dabei ſo beklommen — ſie wußte ſelber kaum weshalb.

„Ich will keine langen Worte mehr machen, Pauline,“ fuhr aber Holleck fort, indem er von ſeinem Stuhl aufſtand und auf ſie zutrat. — „Ich habe Ihnen erzählt, daß ich jetzt mein Auskommen habe und eine Frau ernähren kann — ich liebe Sie, Pauline — nur Sie, mit aller Leidenſchaft, deren mein Herz fähig iſt — ich bin kühn genug zu glauben, daß Sie mir auch ein klein wenig gut ſind, denn ſo lange ich das Glück hatte, in Ihrer Nähe weilen zu dürfen, waren Sie ja immer ſo lieb und freundlich gegen mich — ſo beantworten Sie mir denn die einſache Frage, ſo einfach wie ich ſie an Sie ſtelle: Wollen Sie mir erlauben bei Ihren Eltern um Sie zu werben? — Wollen Sie mein Weib werden, Pauline?"

Das junge Mädchen war in der Erregung des Augenblicks todtenbleich geworden. Auch ſie ſtand von ihrem Stuhl auf, aber ſie war noch nicht im Stande zu antworten, und überließ ihre Hand faſt willenlos dem leidenſchaftlichen Druck des jungen Mannes. — Was konnte — was ſollte ſie ihm antworten? Mehrere Jahre ſchon hatte er ihr Haus als Freund ihres Bruders, ihres Vaters betreten; ſie war faſt gewöhnt worden, ihn wie mit zur Familie gehörig — wie als einen Bruder zu betrachten. Erſt ſeit kurzer Zeit — ſeit jenem Tage ſelbſt, wo er in dieſem nämlichen Zimmer verſucht hatte mit ihr zu ſprechen, und damals unterbrochen worden war, ſtieg die Ueberzeugung in ihr auf, daß ſie von William Holleck geliebt werde, und füllte ihr Herz mit einer ganz eigenen Unruhe und Bedrängniß, mit einer Unentſchloſſenheit, für die ſie ſich ſelber keine Urſache angeben konnte. Sie hatte auch nicht einmal den Muth gehabt, ihr Herz ernſtlich zu befragen, was es thun, was laſſen würde, bis in dieſem Augenblick die Werbung des jungen Mannes ſie ängſtlich überraſchte. Sollte ſie ihn zurückweiſen? — er war immer ſo freundlich und aufmerkſam gegen ſie geweſen, und wenn auch wohl Manches in ſeinem Charakter und ganzen Weſen lag, was in ihrer eigenen Seele nicht den rechten Wiederkang ſand — konnte das als hinreichender Grund gelten, ihn ſo tief zu kränken?

Alle dieſe Gedanken durchkreuzten bunt und jäh in dieſem Augenblick ihr Hirn und ließen ſie kaum zu einem rechten Bewußtſein kommen.

„Und darf ich hoffen, Pauline, daß Sie mir nur ein klein wenig freundlich geſinnt ſind?" drängte Holleck, dem ihre Unentſchloſſenheit nicht entgehen konnte.

„Oh, wenn Sie mir nur Zeit ließen," hauchte das junge

Mädchen, „Sie haben — mich ſo überraſcht — und ich weiß nicht —"

„Geben Sie mir nur eine leiſe Hoffnung, Pauline; laſſen Sie mich nicht wieder allein und einſam in das Leben hinausziehen. Für was arbeiten wir denn hier, für was mühen wir uns ab und trotzen allen Beſchwerden und Gefahren, wenn nicht deshalb, uns in dem halbwilden Lande eine eigene und feſte Häuslichkeit zu gründen. Sehen Sie mir in's Auge, Pauline," bat er leiſe und legte ſeinen Arm um ihre Taille, „ſehen Sie mir in's Auge, liebe, liebe Pauline und," fügte er leiſe und wie ſcheu hinzu, „glauben Sie mir, daß ich Nichts auf der Welt habe auf das ich noch hoffe, für das ich noch leben und wirken möchte, wie nur Sie — Sie allein, und ich, wenn ich Ihnen entſagen müßte, elend, bodenlos elend werden und in Verzweiflung untergehen müßte."

Er hatte die letzten Worte, wenn auch kaum hörbar, doch mit einer ſo furchtbaren Leidenſchaftlichkeit geſprochen, daß Pauline wirklich erſchreckt zu ihm aufſchaute — und wie ſein Auge glühte, wie ſeine ganze Geſtalt bebte!

In dem Augenblick öffnete ſich die Thür, und Mrs. Pitt, die mit der Kleinen in's Zimmer trat, blieb allerdings überraſcht auf der Schwelle ſtehen, als ſie die Gruppe bemerkte. Pauline aber wand ſich aus Holleck's Arm und an der Mutter Bruſt fliegend, barg ſie ihr Haupt an ihrer Schulter und flüſterte leiſe:

„Meine liebe, liebe Mutter —"

„Meine Pauline," rief die Mutter, denn eine eigene Angſt überkam ſie; das Gefühl, als ob ihr das Kind genommen, auf immer genommen werden ſollte, und ſie legte ihren Arm um ſie und preßte ſie feſt, feſt an ſich.

„Mrs. Pitt," ſagte da Holleck, indem er auf die Mutter Paulinens zuſchritt und ihr offen in's Auge ſah, „Sie haben uns überraſcht — und will ich recht aufrichtig ſein, etwas zu früh —

früher wenigſtens, als ich das ſüße Jawort von Paulinens Lippen hören konnte. So ſeien Sie denn jetzt mein Fürſprecher — legen Sie ein gut Wort für mich ein, Mrs. Pitt, und glauben Sie mir, daß Sie mich dadurch zum glücklichſten Menſchen der Welt machen.“

„Und was ſagt meine Pauline dazu?“ frug die Mutter mit weicher Stimme, indem ſie, die Tochter unterſtützend, mit ihr in die Mitte des Zimmers getreten war.

„Ich weiß es nicht, Mutter,“ flüſterte das Mädchen, ihren Kopf nur noch tiefer an der Mutter Schulter bergend — „viel zu raſch iſt Alles gekommen, um ein Wort zu ſprechen, das mich für mein ganzes Leben bindet. Laßt mir Zeit — laßt mir Zeit!“

„Ich will Sie nicht drängen Pauline,“ ſagte Holleck, mit einem eigenen Zittern der Stimme, „nicht von dem erſten Augenblick verlangen, was Sie für das ganze Leben binden ſoll. Nur Eins ſagen Sie mir — nur den einen Troſt laſſen Sie mir, bis Sie mein Geſchick entſcheiden — daß ich glauben darf, Sie — wären mir ein ganz klein wenig gut, und nicht wenigſtens ſchon jetzt entſchloſſen meine treue Werbung zurückzuweiſen.“

Pauline antwortete ihm nicht. Eine Weile noch blieb ſie in derſelben Stellung an der Mutter Schulter, dann ſtreckte ſie, aber ohne ihn anzuſehen, die Hand nach ihm aus, die er ergriff und leidenſchaftlich küßte.

„Oh Dank, tauſend Dank!“ rief er, „und bis morgen, übermorgen, wenn Sie wollen, will ich nun meinen Urtheilsſpruch von Ihren Lippen mit Freuden erwarten.“

„Das iſt ſehr liebenswürdig von Ihnen,“ ſagte in dem Augenblick eine ruhige tiefe Stimme, und auf der Schwelle des Zimmers ſtand Mr. Pitt, noch in ſeinem beſtäubten Rock, wie er eben unten im Hof vom Pferd geſtiegen, und betrachtete mit ernſtem Blick die Gruppe.

„Charles,“ rief ſeine Frau, ſich raſch und erſchreckt gegen ihn wendend. „Du ſchon zurück — und um Gottes Willen, wie todtenbleich ſiehſt Du aus — was iſt geſchehen? Mein Kind? was iſt mit meinem Charley?“

„Beruhige Dich, liebes Herz,“ ſagte Mr. Pitt, „ich bringe Dir keine ſchlechte Nachricht, wenn ich auch von dem Ritt ein wenig angegriffen ausſehen mag. — Ich bin eine weite Strecke in einem Zug galoppirt und die Bewegung eben nicht mehr ſo recht gewöhnt. Guten Tag, Mr. Holleck. Wenn ich nicht irre, komme ich da eben zu einer Familienſcene — wie? — Pauline in Thränen und ſehr erregt. Die Mutter auch gerührt und Sie nicht im rothen Minerhemd — darf man da vielleicht gratuliren?“

Es lag in dem Ton, mit dem der ſonſt ſo gelaſſene Mann dieſe Worte ſprach, eine ſo kalte, bittere Ironie, daß ſelbſt Pauline davon betroffen wurde und überraſcht, ja beſtürzt zu ihm aufſah. Holleck am Wenigſten, war das veränderte Benehmen des ſonſt ſo gütigen und nur manchmal durch ſeine Geſchäfte zerſtreuten Mannes entgangen, und ein eigenes, unbehagliches Gefühl überkam ihn, das er vergebens zu bekämpfen ſuchte.

„Mein guter Mr. Pitt,“ ſagte er — „ich habe heute gewagt —“

„Charles,“ fiel aber die Frau ein, „etwas muß geſchehen ſein, Du biſt ſo ſonderbar erregt — ſo hab' ich Dich kaum noch geſehen.“

„Die Geſchäfte, liebes Kind, die Geſchäfte,“ warf der Mann leicht hin und mit einer faſt gewaltſam erzwungenen Fröhlichkeit. „Du glaubſt gar nicht mehr wie toll ſie es jetzt da oben in den Minen treiben, und was für Mittel und Wege verſucht werden, nur Gold, immer nur Gold zu gewinnen. Nicht wahr Holleck, man muß da manchmal zu ganz ſonderbaren Sachen ſeine Zuflucht nehmen, um das eine und einzige Ziel recht ordentlich und beſonders recht raſch zu erreichen.“

„In der That, Mr. Pitt," ſagte Holleck, und er mußte ſich Mühe geben, dem nicht einmal feſt auf ihm haftenden Blick des Mannes zu begegnen, „aber wenn man Glück, und nur ein klein wenig Geſchick hat —"

„Das war das rechte Wort, Holleck," rief Mr. Pitt raſch und heiſer lachen, „Geſchick — ſagten Sie nicht ſo? — Geſchick! Das iſt das Zauberwort für den Geſchäftsmann, und ein klein wenig Glück muß dann freilich dabei ſein."

„Aber Charles, wie biſt Du nur heute?" rief Mrs. Pitt, die ihren Mann mit immer ſteigender Beſorgniß betrachtet hatte. Ihr, die ihn ſo genau kannte, konnte nicht entgehen, daß etwas ganz Außergewöhnliches vorgegangen ſein mußte, wenn ſich alle ihre Gedanken auch nur noch immer auf den Sohn concentrirten — „bringſt Du denn wirklich endlich Nachricht von ihm?"

„Ja" — nickte der Mann ihr freundlich zu — „ſorge Dich nicht weiter, ich habe einen Brief."

„Einen Brief?" rief Holleck unwillkürlich aus.

„Nicht wahr, das wundert Sie auch, daß der Schlingel endlich einmal ſchreibt?" lachte der Kaufmann und ſuchte in der Bruſttaſche nach dem erwähnten — „ah da iſt er — aber was der Junge für eine Pfote ſchreibt — können Sie leicht ſchlechte Handſchriften leſen, Holleck?"

„So ziemlich, wenn ſie nicht zu unleſerlich ſind," erwiderte der junge Mann und fühlte, wie er, trotz der Gewalt die er ſich anthat, erbleichte.

„Na, dann verſuchen Sie einmal bei der da Ihr Glück," lachte Paulinens Vater, aber ſein Lachen klang hohl und unnatürlich, und er reichte zugleich Holleck einen etwas zerdrückten, offenen Zettel, den dieſer mit unruhiger Hand nahm und entfaltete. Sein Blick flog dabei ſcheu durch das Zimmer, aber Mr. Pitt ſtand vor ihm, und vor ſeinen Augen ſchwammen die

Züge auf dem Blatte. Gewaltſam faßte er ſich und las mit lauter Stimme:

„Der mich beraubte und verwundete iſt“ — er ſchwieg und entſetzt flog ſein Blick zu der drohenden Geſtalt vor ihm empor.

„William Holleck!“ ſchrie da der Kaufmann mit donnernder Stimme, indem er einen Revolver aus ſeiner Taſche riß und ſpannte. „Schurke und Mörder!“

„Heiliger, erbarmungsvoller Gott!“ rief Mrs. Pitt, indem ſie in Entſetzen die Hände faltete, „was iſt geſchehen?“

„Und Du — tauſendfacher Bube,“ rief Mr. Pitt außer ſich, „der Du Dich nicht geſcheut, die meuchleriſche Mordwaffe gegen den Freund zu heben — jetzt wagſt Du auch noch in demſelben Haus, das Deine Schurkenhand auf den Tod getroffen, um die Tochter zu werben? Nieder auf die Knie, Canaille, oder beim ewigen Gott, ich beſudele meine Hand mit Deinem Blut, das dem Henker gehört. Nieder auf die Knie, Räuber und Mörder!“

Holleck hatte gefühlt, wie ihn ſeine Kräfte verließen, als der erſte Verdacht ſeiner Entdeckung über ihn kam. Jetzt, der Mündung der Piſtole gegenüber, als die Gefahr nicht mehr drohte, ſondern in ihrer ganzen Furchtbarkeit über ihn hereingebrochen war, gewann er im Nu ſeine Geiſtesgegenwart wieder.

Er war entdeckt, und Flucht noch das Einzige, was ihn retten konnte.

„Papa! ſchieß hier nicht im Zimmer!“ rief die kleine Thereſe, die erſtaunt und erſchreckt die heftigen Worte gehört hatte, ohne ſie zu begreifen.

„Vater, um Gottes willen!“ rief auch die Frau, aber der ſonſt ſo ruhige Mann war außer ſich.

„Zurück da!“ rief er, indem er die Gattin raſch bei Seite ſchob — „zurück von mir! —“

Das war der letzte günſtige Moment für den Verbrecher.

Die Thür hatte Mr. Pitt verſtellt, aber das Fenſter nach dem kaum zwölf Fuß tiefer liegenden Hof ſtand offen. Mit einem verzweifelten Satz ſprang Holleck darauf zu und ehe der Vater nur recht wußte, was er eigentlich beabſichtigte, hatte er ſchon die Hand auf das Fenſterbrett gelegt und ſchwang ſich hinaus.

In dem nämlichen Moment drückte Mr. Pitt ab und der Schuß dröhnte durch das Haus — Pulverrauch füllte die Stube und als der Kaufmann nach dem Fenſter ſprang, erkannte er nur eben noch die Geſtalt des Flüchtigen, der ſich, ehe er zum zweiten Male zielen konnte, hinter den Ställen jeder Gefahr entzog. Von dort floh er in und durch den Garten, und in dem Gewirr der kleinen, hinter dieſem liegenden Gäßchen wäre eine Verfolgung unmöglich geweſen.

Pauline war neben der Mutter in die Knie geſunken und Thereſe ſchreiend in ihre Arme geflüchtet. Mr. Pitt aber, wieder vollkommen geſammelt, ſtieg erſt in den Hof hinunter, um vor allen Dingen darnach zu ſehen, ob er den Verbrecher vielleicht doch getroffen habe und Blutſpuren auf dem Boden erkennen könne. Im Haus unten waren die Leute indeſſen ebenfalls zuſammengelaufen, Mr. Pitt bedeutete ſie aber ruhig ihrer Arbeit nachzugehen, die geſuchten Zeichen fand er ebenfalls nicht — er hatte jedenfalls in der furchtbaren Aufregung gefehlt, und langſam ſchritt er wieder in das Zimmer zu den Seinen zurück.

„Iſt er todt?“ rief ihm hier, zitternd vor Angſt, Mrs. Pitt entgegen und Paulinens Blick haftete ängſtlich an dem Vater.

„Er iſt für dies Mal noch ſeiner Strafe entwichen,“ ſagte dieſer ruhig, „und vielleicht — iſt es auch beſſer ſo, daß ich dem Henker nicht vorgegriffen habe; aber daß er ſeiner Strafe nicht entgeht, das ſchwör' ich bei dem lebendigen Gott, dafür ſoll geſorgt werden.“

„Und Charley — o martere mich nicht länger; etwas Furchtbares muß geſchehen ſein“ — bat die Frau in Todesangſt.

„Lebt und iſt in der Beſſerung,“ ſagte Mr. Pitt mit einem tiefen Seufzer, „Gott und den guten Menſchen, die ſich ſeiner angenommen, Dank dafür. — Jener Bube aber war dabei, als die Mail vor kurzer Zeit überfallen wurde, Charley hatte ihn unter den Räubern erkannt, und um nicht entdeckt zu werden, ſuchte er ihn zu tödten und — muß ihn auch wirklich todt und verſchollen geglaubt haben, er hätte es ſonſt nie wagen können, dieſe Schwelle je wieder zu betreten, ja ſelber nur in Sydney, in Auſtralien zu bleiben.

„Großer allmächtiger Gott! und wo iſt mein Kind, daß ich zu ihm, daß ich es pflegen kann?“

„So gut aufgehoben, wie im elterlichen Hauſe,“ beruhigte ſie der Mann, „bei Mr. Sutton in Engliſh Bottom.“

„Und kann ich zu ihm?“

„Ja,“ ſagte der Mann. Der Arzt wollte zwar am erſten Tage dergleichen nicht geſtatten, weil er von der Aufregung durch Dich, Gefahr für den Leidenden fürchtete, aber geſtern hatte ſich die Beſſerung ſo entſchieden eingeſtellt, daß er unſern Sohn jetzt bei gehöriger Vorſicht für außer jeder Gefahr hält. Wenn Du willſt, kannſt Du morgen ſchon aufbrechen.“

„Morgen ſchon?“ rief aber die Mutter mit tiefer Wehmuth, „und heute den ganzen Tag wollteſt Du mich hier in Schmerz und Angſt zurück und vergehen laſſen?“

„Gut, ſo geh heute,“ ſagte der Mann erweicht. „Ich werde Dir einen Wagen beſorgen und Pauline — mein armes, armes Kind,“ unterbrach er ſich raſch, als er einen Blick auf die Tochter warf, und die bleiche zitternde Geſtalt der Jungfrau ſah — „hat Dir der Bube etwa das Leben vergiftet?“

„Nein Vater, nein,“ rief das Mädchen, ſich an des Vaters Bruſt werfend. „Ein furchtbares Gewicht iſt vielmehr von meiner Seele, ein Schleier von meinen Augen genommen. Ich fühle jetzt, daß ich den Elenden nie geliebt, und wenn ich mich hätte durch ſeine Bitten bewegen laſſen, daß ich namenlos elend an ſeiner Seite geworden wäre.“

„Gott ſei dafür geprieſen,“ murmelte der Vater, ihre Stirn küſſend, „dann iſt das Unglück nicht ſo groß, und die Sonne wird wieder auf unſern Pfad ſcheinen, wenn uns auch jetzt Nacht, tiefe Nacht umgeben hat. Du magſt mit Deiner Mutter reiſen — das wird Dich zerſtreuen; Thereſen bring ich dann heute Nachmittag zum Großvater hinaus, bei dem ſie ein paar Tage bleiben kann. Der alte Mann hat es immer gewünſcht. Ned mag Euch fahren, unſere beiden Braunen ſind ausgeruht, die Tour wird ihnen Nichts ſchaden, und unterwegs bei Ruſſels ſoll er die Thiere wechſeln, daß er Euch in einer Fahrt hinüber bringt. Seid Ihr das zufrieden?

„Mein guter lieber Charles.“

„Das wäre alſo abgemacht — grüßt mir den Jungen. Und nun — dieſen Holleck darf ich nicht zu Athem kommen laſſen, daher folge ich Euch erſt morgen nach. Denn ich muß jetzt nach Bathurſt, um Allerlei, was uns durch des Buben Raub zerſtört wurde, in Ordnung zu bringen. Auf dem Hinweg ſprech' ich bei Euch vor.“

Mr. Pitt war nicht der Mann, einen einmal gefaßten und beſchloſſenen Plan halb ausgeführt zu laſſen. Eine Stunde ſpäter rollten die beiden Damen Georgeſtreet hinauf über Paramatta nach Sutton's Station und Mr. Pitt ſelber, der indeß Thereſen hinaus zu ihrem Großvater brachte, und damit den alten Mann ordentlich glücklich machte, erzählte dieſem nur mit kurzen Umriſſen das Vorgefallene, und eilte dann in die Stadt zurück, Mr. Beatty, den Polizeilieutenant, von dem Geſchehenen in Kenntniß zu ſetzen, und ihn auf die Fährte des flüchtigen Verbrechers zu bringen.

Zwei Stunden ſpäter ſuchten etwa zwanzig Polizeibeamte den ganzen Diſtrict ab, in dem ſich der Entflohene vielleicht bis zum

Einbruch der Nacht verborgen haben konnte, und Boten wurden zugleich auf die Straße hinaus geſandt, die in die Minen führte, um dort ebenfalls auf ihn zu fahnden. Aber von William Holleck fanden ſie keine Spur, weder in der Stadt noch unterwegs, und wie in den Boden hinein ſchien der Verbrecher verſchwunden.

8.

In den Bergen.

Wie lange Zeit war es her, daß noch das wunderliche flüchtige Känguruh in dieſen Bergen umherſprang, und ſcheu aufhorchte, wenn ein dürres Blatt raſchelte? Mußte es doch nach ſeinem faſt eben ſo ſchlauen Feind, dem nackten Eingeborenen umheräugen, der irgend einen benachbarten Gumbaum oder Wattelbuſch zur Deckung benutzen konnte, an ſeine Beute anzuſchleichen. Wie lange war es her, daß der liſtige Dingo oder wilde Hund, noch durch dieſe Schluchten zog, und manchmal ſtehen blieb und erſtaunt die Naſe gegen den Wind hob, wenn ihm der leichte Luftzug die Witterung eines Menſchen herüber brachte? — Dann kamen einzelne Heerdenbeſitzer, die ihre Schafe in die Berge trieben, und Känguruh wie Dingos zogen ſich vor den ſcharfen, langathmigen ſchottiſchen Windhunden zurück, die ſie mitbrachten und raſtlos damit den Wald durchſtreiften.

Dann kam das Gold, und wo waren jetzt die Schafheerden ſelbſt geblieben, die ſonſt hier Monate lang geweidet, ehe ein fremder Fuß ihren Frieden geſtört hatte! Dieſe Höhenzüge bargen Gold, und von allen Seiten ſtrömte das gierige Menſchengeſchlecht herbei; von allen Seiten drangen ſie in Schlucht und Thalenge, über Hochebenen und breite Bergrücken mit Schaufel und Axt, mit Flinten und Revolvern, und ſchrieen und knallten, und ſchüttelten das Geröll in ihren Waſchmaſchinen, daß der Urwald davon wiederdröhnte, und ſelbſt die Schwärme kreiſchender Kakadus in ihrer ohrzerreißenden Melodie inne hielten; und erſtaunt dem Toben des noch viel geräuſchvolleren Menſchenvolkes horchten.

„In den Bergen lag Gold," das war das Zauberwort, das dieſe ſteinige Wildniß ſo plötzlich belebte, die klaren Bergwaſſer aufwühlte und Steine, die Jahrtauſenden getrotzt, von ihren Grundveſten brach und zu Thal rollte. In den Bergen lag Gold, und in öden troſtloſen Schluchten, wo ſonſt an den dürftigen Gräſern nicht einmal ein einziges Schaf ſeinen Hunger hätte ſtillen können, ſtiegen jetzt Rindenhütten und Blockhäuſer empor, und Lebensmittel und Delicateſſen waren zu verkaufen, die Tauſende von Meilen über See herübergeſchafft worden von Oſt und Weſt. — Wo noch nie, ſelbſt nicht ein Laſtthier, ſeine Spur dem Boden eingedrückt, da trieben jetzt ſchwer beladene Karren ihre Gleiſe über Quarzblock und Gummwurzel, und ſteile Bergwände wurden mit klingendem Inſtrument durchklopft und abgeſucht, an denen ſonſt die Känguruhratte und der lichtſcheue Wombat nur allein in Sonnen- und Mondſchein ihre Sieſta gehalten und ihre Felſenwohnungen bis jetzt für unzugänglich geglaubt hatten.

Und was für ein wunderliches, geſchäftiges Treiben das war unter der Schaar, die den Thalbogen aufwühlte und die quarzbeſtreuten Hänge macadamiſirte; wie das hämmerte und pochte und fluchte und lachte und keine Stunde dabei verſäumte, als ob es gälte das innerſte Mark der Erde aufzugraben. Und nicht allein an den gewundenen Zügen der Bergwaſſer drängten ſie ſich, und dämmten und ſchöpften und ſuchten des Waſſers ſo viel als möglich Herr zu werden, nein, in Felſenſchlucht und Ritze hingen ſie mit ihren Meſſern und ſpitzen Eiſen, und ſchleppten Erde zu Thal unverdroſſen, um die oben an irgend einem trockenen Hang ausgegrabene da unten zu waſchen und zu prüfen.

Wo ſich dabei ein nur halbwegs reicher Platz gezeigt, wo irgend ein glückliches Menſchenkind irgend ein großes Stück des edlen Metalls zu Tage gefördert hatte, und dadurch die Hoffnung entſtand, daß der Boden noch mehr und reichere Schätze bergen könne, da wuchſen über Nacht ganze Städte von Zelten, Rindenhütten und Reiſiglauben aus dem Boden. Verkaufsläden und profeſſionirte Fleiſcher und Bäcker etablirten ſich, eine Poſtoffice wurde errichtet, eine Polizeiſtation ward aufgethan und nicht nach Tagen, nein nach Stunden war der Platz ſchon ſo mit allem Nöthigen verſehen und in ſeinen Arbeitsplätzen eingetheilt, als ob hier eine Colonie unter gewöhnlichen Umſtänden Monate, ja Jahre gehauſt und gearbeitet hätte.

Ganz ausgezeichnet erwieſen ſich dabei die Maßregeln, die der ſehr umſichtige und vortreffliche Gouverneur Auſtraliens, Sir Charles Fitz Roy, nicht allein zum Beſten der Arbeiter, nein auch um dem Staat ein feſtes und reiches Einkommen zu ſichern, getroffen hatte. Polizeimannſchaft war augenblicklich, wie nur der Reichthum der Minen erſt einmal erwieſen worden, an die Haupt-Arbeitsſtationen nach Macquaire-River und Summerhill-Creek geſandt, um von jedem Arbeiter eine monatliche Licenſe von dreißig Shilling zu erheben, und zugleich wurden alle Trink- und Spielzelte in den Bergen ſtreng verboten, denn man war der guten Geſinnung der Mehrzahl auſtraliſcher Arbeiter vollkommen ſicher, und konnte die Bösgewillten leicht mit einer verhältnißmäßig ſehr kleinen Macht in Zaum und Banden halten, ſo lange ſie eben nüchtern blieben. Aber nicht die fünfzigfache hätte genügt, wenn das Volk, von dem plötzlichen und reichen Gewinn ſchwindlich gemacht, ſeinem alten Hang zum Trinken in irgend einem Zelt Genüge leiſten konnte und alle ſeine Laſter und böſen Eigenſchaften dann entfeſſelt hätte.

Daß nicht doch in einzelnen Zelten heimlich Branntwein verkauft, oder hie und da ein Hazardſpiel getrieben wurde, ließ ſich natürlich nicht verhindern. Wer hätte eine ſolche Ueberwachung fordern wollen, die ſelbſt das unmöglich machte? Bringt etwas Aehnliches ja nicht einmal einer unſerer Muſter-Polizeſtaaten, in ſeinen regulirteſten Verhältniſſen fertig. Aber der eigentlichen Gefahr, die durch Erlaubniß oder auch nur Duldung öffentlicher Kneipen drohte, war die Spitze abgebrochen, und die einzelnen Uebertretungen blieben ohne Folgen.

Im Anfang liefen dabei die meiſten Goldgräber einzeln herum, weil Jeder hoffte, einen reichen Fund zu thun, den er dann mit keinem Mitarbeiter zu theilen brauchte. Gar bald aber ſtellten ſich die Nachtheile eines ſolchen Verfahrens heraus, denn wenn die Leute drei, vier Tage zwiſchen den Steinen herumgeſtochert und gar Nichts gefunden hatten, und dann doch zuletzt auf die Erdarbeiten angewieſen wurden, fanden ſie raſch, daß ſie allein und vereinzelt da nur wenig ausrichten und höchſt langſam vorrücken konnten, und von da an gingen ſie entweder zu Paaren oder vereinigten ſich wohl auch gar zu kleinen Compagnien, die hier und da den Bergſtrom abdämmten, und in ſeinem Bett den reichen Goldſegen zu finden hofften.

Und was für eine wunderliche Miſchung der Geſellſchaft fand da oben ſtatt; wie hatte das Gold, das unten in dem civiliſirten Land gerade die verſchiedenen Schichten des Menſchengeſchlechts ſo ängſtlich von einander trennt, hier, wo man es an der Quelle ſuchte, alle Stände und Kaſten ſo gänzlich nivellirt und jeden Rangunterſchied faſt zerſtört und aufgehoben. Hier grub der ſonngebräunte, rauhhändige Sohn der Arbeit, der alte Convict, der ein Verbrechen und ſeine Strafen hinter ſich hatte, und von Jugend auf zu ſchwerem Schaffen und Mühen verurtheilt geweſen, nicht eifriger in dem harten Boden, wie neben ihm der zierliche Städter, der ſelbſt jetzt noch ſeine Glacéhandſchuhe in der Reiſetaſche trug, und das rauhe Geſtein mit Brille und Lorgnette vorher ängſtlich und ſorgfältig betrachtete. — Advocaten und Kaufleute ſtanden neben Schäfern und Hutkeepern, der Matroſe des einen Schiffes neben Capitän und Steuermann eines andern, und nur wer den reichſten Fund machte, war der Beneidete und Angeſehenſte, und die Anderen, was auch ihre ſonſtige Stellung im bürgerlichen Leben draußen ſein mochte, ſchlichen ſcheu und ſtill einher.

Wo aber auch hie und da ein Goldwäſcher ſaß, die Pfanne und Spitzhacke zu ſeinen Füßen, den Kopf mißmüthig in die Hand geſtützt und mit grollendem Herzen überlegend, daß er ein ganzes kleines Capital zu ſeiner Ausrüſtung gebraucht, und jetzt ſchon vier oder fünf Tage ohne den geringſten Erfolg der ungewohnten Arbeit obgelegen, da zogen zwanzig und dreißig friſche Herzen mit goldigen Hoffnungen in die Berge ein, richteten ſich ihr einfaches Lager her und gingen jubelnd an die Arbeit. — Was kümmerte ſie der Einzelne, der mürriſch und verzagt zwiſchen ihnen ſaß — er hatte eben kein Glück, und was er nicht gefunden, war ihnen vielleicht aufgehoben.

Wie aber nur die erſten, von dem Entdecker bezeichneten Stellen in Angriff genommen waren, zerſtreuten ſich beſonders die Leute, die nicht nach den erſten zwei Tagen ſchon einen reichen Erfolg gehabt, über die benachbarten Thaleinſchnitte, und die Ophir-Diggings wie der Turon wurden faſt unmittelbar nach dem Summerhill-Creek und dem Macquarie-River in Angriff genommen, und als außerordentlich reich befunden. Sowie aber nur ſolch ein neuer Name genannt wurde, lenkten ſich immer gleich ganze Züge friſch Eintreffender dorthin, und nicht allein auf Laſtthieren und mit Karren rückten die Miner in dem neueſten Eldorado ein, ſondern paarweiſe ſah man ſie auch oft ihre wenigen Habſeligkeiten auf einer roh genug hergeſtellten Tragbahre ſchleppend, gleich den nächſten Weg über die Hügelrücken einſchlagen, oder auch, von der Richtung ab in irgend einer noch öden Felsſpalte einkauern, um hier die Gegend vor der Hand zu exploriren und vielleicht im Stillen ſelber auf irgendwo eingeſtreute reiche Schätze zu ſtoßen.

Das Letztere thaten ſie auch gar nicht ſelten, um der läſtigen polizeilichen Erhebung von dreißig Shill. aus dem Weg zu gehen, der ſie doch nicht offen entgegentreten konnten. Viele, ja faſt Alle hätten den geringen Betrag mit Leichtigkeit zahlen können, aber — es war eine Steuer, und es liegt dem Volke nun einmal im Blut, derartigen Auflagen auszuweichen, wo es nur immer irgend möglich iſt. — Die Polizei war auch nicht ſo überſtreng, oder hatte vielmehr nicht ſo zahlreiche Mannſchaft, um allen den weithin zerſtreuten Trupps folgen zu können. Nur wo ſich eine kleine Niederlaſſung, und hätte ſie allein aus zehn oder zwölf Zelten beſtanden, bildete, da erſchien auch ſicherlich der Commiſſär zwiſchen den überraſchten Goldgräbern, und bat ſich ganz entſchieden die Taxe aus, nach deren Bezahlung und mit deren Schein in der Taſche der Miner erſt das Recht gewann, das etwa gefundene Gold auch als ſein Eigenthum zu betrachten.

An einem von dieſen Hängen hin, und zwar den Waſſern des kaum erſt in Angriff genommenen Turon zu, wand ſich ein kleiner Zug von Goldwäſchern, die mit ihren gleichfarbigen brennend rothen Minerhemden und ſämmtlich mit neuen Waſſerſtiefeln und neuen Hüten auf den erſten Blick ſchon die eben in Sydney ausgerüſtete Compagnie verriethen. Langſam folgte ihnen das etwas ſchwerfällige und hochbeladene Fuhrwerk, und die Leute ſchienen ſich in der That nicht nur für den Augenblick hier in den Minen einrichten zu wollen, wenn man alles das betrachtete, was ſie auf dem Wagen mit ſich führten. Oder wollten ſie vielleicht gar da oben einen Laden aufrichten? Zwei der Begleiter ſahen auch in der That ſo aus, als ob ſie zu einer ſolchen Beſchäftigung beſſer paſſen würden, wie zu den ſchweren Handwerkszeugen, die ſie trotzdem mit heraufgebracht. Die wollenen Hemden waren auch auf das Zierlichſte gemacht und mit gelber Seide vorn ausgenäht, die Waſſerſtiefeln vom feinſten und weichſten Kalbleder, und die erhitzten Stirnen trockneten ſie ſich mit Battiſt-Taſchentüchern.

Weit beſſer dagegen paßte der Dritte des kleinen Zuges in den Mineranzug, der ſein wetterbraunes markirtes Geſicht auch forſchend nach allen Seiten drehte, während er — die Hände bequem in den Taſchen ſeines Pea-Jackets — hinter dem Wagen herſchlenderte.

Er gehörte, ohne den geringſten Zweifel, zu der Claſſe von Auſtraliern, die „keine Paſſage bezahlt hatten,“ wie das Sprüchwort lautete, und ließ nun, mit einem an Erfahrungen ſehr reichen Leben hinter ſich, die Welt eben an ſich kommen.

Merkwürdig ſtach gegen ihn der vierte Wanderer ab, der, reichlich um einen Kopf kleiner wie er, von dünner, ſchmächtiger Statur, in die Waſſerſtiefeln aus Verſehen hineingefallen ſchien und fortwährend vergebliche Sprünge machte, um wieder hinauszukommen. Er hinkte dabei etwas; das verhinderte ihn aber nicht, in ſeiner, jedenfalls höchſt ungewohnten Fußbekleidung den beladenen Wagen unaufhörlich zu umhüpfen, um bald in höchſt mittelmäßigem Engliſch mit dem Ochſentreiber, bald im Geſpräch mit ſeinem „Kameraden hinter dem Wagen“ gegen die rauhe Behandlung der durcheinander geſchüttelten Ladung zu proteſtiren. Weder vom Einen noch von dem Andern bekam er aber mehr eine Antwort, denn da er es fünf Tage auf genau dieſelbe Weiſe getrieben, waren ſie es endlich Beide müde geworden, auf die ihnen überdies noch unverſtändlichen Ermahnungen zu erwidern. Der hinter dem Wagen Gehende — es war unſer alter Bekannter aus dem Gefängniß, Smith, — und der Ochſentreiber theilten ſich nur manchmal, wenn der kleine Zachäus vor den Stieren herumhüpfte, ihre Bemerkungen gegenſeitig mit. — Die Beiden ſchienen überhaupt alte Bekannte von früher her, wenn auch Keiner von ihnen auch nur eine Silbe von ould lang syne erwähnte. Das war eben ould lang syne und abgethan und vergeſſen, und die neue Zeit nahm ihre Aufmerkſamkeit auch viel zu ſehr in Anſpruch.

„A rum cove,“ ſagte der Ochſentreiber in der Slangſprache dieſer Art Leute kopfſchüttelnd zu dem alten Schäfer — „was der hier wohl in Auſtralien will, und — daß ſie ihn noch nicht gerupft haben.“

„Iſt den Ordentlichen noch nicht unter die Hände gekommen,“ Mate,“ erwiderte ſein Kamerad und ſah den Begleiter dabei mit einem ſo trocken drolligen Blick von der Seite an, daß dieſer laut auflachte.

Gerade hier machte der Hang eine Biegung, die durch ein vorſpringendes Felsſtück hervorgerufen wurde. Die Wagen mußten ſich eben, ſo gut es anging, um dieſes herum ihre Bahn ſuchen. Aber auch ſelbſt dieſer Felſen ſchien nicht unbelebt, denn oben darauf, die Beine nach außen hängend, und wie vom Marſch ermüdet, lehnte die Geſtalt eines Miners in grauer Jacke und Hoſe, einen alten, arg mitgenommenen Filzhut halb in das Geſicht hineingezogen.

Der Mann mochte vielleicht ſeine vierunddreißig bis ſechsunddreißig Jahre zählen, aber der krauſe, ſchwarze Bart mit den darüber noch dazu durch den Hut beſchatteten blitzenden Augen gaben der ganzen Geſtalt etwas Finſteres, ja Drohendes. Es ſah faſt aus, als ob er, wie ein Panther, da oben auf unten Vorbeigehende lauere, und ihnen bei günſtiger Gelegenheit auf den Nacken ſpringen würde.

Sein Blick muſterte auch ſcharf die Vorüberziehenden, und haftete dann einen Moment auf dem alten Schäfer. Dieſer aber, der nur flüchtig zu ihm aufgeſehen hatte, drehte den Kopf halb von ihm ab, hob dann den Finger und rieb ſich den rechten Naſenflügel.

Der Ochſentreiber, der gerade hier mit ſeinen Thieren zu thun hatte, mußte nach vorn ſpringen, um ſie in der richtigen Bahn zu halten. Jetzt war das geſchehen und er kam wieder zurück und ſagte halblaut zu Smith:

„Kannteſt Du den?“

„Wen?“

„Den auf dem Stein.“

Der alte Schäfer ſchüttelte einfach mit dem Kopf. „Kennſt Du ihn?“ ſagte er nach kleiner Pauſe.

„Gott bewahre,“ erwidert der Treiber mit einem flüchtigen, faſt wie forſchenden Blick auf ſeinen Begleiter, und das Geſpräch zwiſchen den Beiden ſchien damit vollkommen abgebrochen, denn Jeder hatte augenſcheinlich zu viel mit ſeinen eigenen Gedanken zu thun. Es dauerte auch von jetzt nicht mehr lange, ſo erreichten ſie den letzten Hügelrücken, von wo ab der Weg direct nach dem Turon-River hinunterführte. Schon konnten ſie unten im Thal dem Lauf des gewundenen Fluſſes mit den Augen folgen, und die dunklen Caſuarinen erkennen, die, ganz ungleich den übrigen Waldbäumen, an ſeinen Ufern ſtanden.

Das Geſchirr wurde eingehemmt, Zachäus war wieder außer ſich vor Angſt, daß ſeiner Maſchine Etwas paſſiren könnte — der Treiber ſtieß die gottesläſterlichſten Flüche aus, um ſeine Thiere in Reſpect und Gehorſam zu halten, und zehn Minuten ſpäter etwa hielt der Wagen, unfern der Mündung des Oak-Creek auf einer kleinen offenen Fläche, auf der man beſchloß, für die Nacht Halt zu machen, und von hier aus die weiteren Operationen zu bereden.

Ein paar Stunden vergingen jetzt damit, die Zelte aufzuſchlagen, ein Feuer anzuzünden und das Abendbrod zu bereiten, wobei Smith und der Ochſentreiber die einzige wirkliche Arbeit verrichteten. Die anderen drei Miner waren in Allem, was das Buſchleben betraf, ſo vollſtändig unpraktiſch, daß ſie ſelbſt mit ihren Dienſtleiſtungen nur ſtörten, und auch bald von den Beiden gründlich beſeitigt wurden. Zachäus unterſuchte dann ſeine Maſchine, die mit den vielen feinen Schrauben und Rädern allerdings auf dem rauhen Wege ſo hergerichtet ſchien, daß ſie einer gründlichen Reparatur bedurfte. Aber was half ſein Klagen und Jammern; ſie mußten eben wieder ausgebeſſert werden. Während nun der Ochſentreiber, wenn er ſelber Etwas zu eſſen haben wollte, Kochdienſte verrichten mußte, ſtieg Smith, die Hände in den Taſchen, wieder langſam auf den Hang hinauf, von dem ſie vor kurzer Zeit erſt mit ihrem Geſchirr heruntergekommen waren.

Dort auf dem Stein ſaß *noch* jener wunderliche Geſell, den ſie vorher paſſirt hatten — es war faſt, als ob er auf Jemanden gewartet hätte. Erſt als er den Schäfer auf ſich zukommen und für den Augenblick kein weiteres menſchliches Weſen in der Nähe ſah, ſtieg er von ſeinem erhöhten Sitz herab und blieb dann unten an dem Felſenblock ſtehen, bis Jener herankam.

„Hallo Jack,“ ſagte Smith, als er dem, jedenfalls Geſuchten gegenüber ſtand — „auch in den Minen?“

„Hm,“ meinte der Fremde, mit einem eigenen forſchenden Lächeln, „das könnte ich Dich weit eher fragen, Mate, denn wie ich zuletzt in der City war, hatten ſie Dich hinter einer Verzierung von Eiſenſtäben und brachten Dir Dein Futter in einem irdenen Napf.“

„Hm,“ ſagte Smith, und ſchob die Hände noch viel tiefer in die Taſchen, „das iſt beſſeren Leuten ſchon ebenſo gegangen.“

„Bitt' um Entſchuldigung, Mate, wenn Dir die Erinnerung fatal war,“ lächelte der Fremde — „aber wen bringſt *Du* da mit in die Minen?“

„Eine Ladung Grüner,“ ſagte Smith trocken.

„Feſtes Engagement?“

Der alte Schäfer warf dem Anderen wieder einen jener drolligen und verſchmitzten Seitenblicke zu und ſagte dann:

„Ganz feſt, auf dreißig Tage gebunden als Goldſucher.“

„Hm,“ ſagte Jack, „ſchade — hätte Dich wahrſcheinlich in dieſen Tagen einmal zu einem kleinen Spaziergang einladen mögen.“

„Du müßteſt Du aber bald kommen,“ meinte Smith trocken, „ſonſt könnteſt Du mich am Ende nicht mehr zu Hauſe treffen.

„Ah ſo? — na gut denn. Bleibt Ihr jetzt hier?“

„Vor der Hand; kommt wenigſtens ganz auf Euch an, und wo ſeid Ihr zu finden? —“

„An der Fork.“

„Schön — good bye Jack,“ ſagte der Schäfer, drehte ſich um und ſtieg wieder zu Thal hinab.

Von Hafften war indeſſen mit ſeiner neuen Bekanntſchaft bis Bathurſt marſchirt, wo ſie zuſammen in Mrs. Black's Gaſthaus einkehrten, hier aber von dem Begleiter getrennt worden, denn ein ſolcher Menſchenſchwarm durchwogte die Räume, ja die ganze Stadt und jedes Einzelnen Intereſſe war ſo ſehr und fortwährend durch die neuen, immer fabelhafter klingenden Goldberichte in Anſpruch genommen, daß ein feſteres Band dazu gehört hätte, zwei Perſonen mit einander in Verbindung zu halten, als eine flüchtige Bekanntſchaft auf der Straße.

Hafften ſelber hörte hier zuerſt von den ſoeben entdeckten und reich befundenen Minen am Turon, und da er noch an dem nämlichen Abend eine Gelegenheit fand, ſein Gepäck dorthin zu ſenden, benutzte er dieſelbe und wanderte wieder zu Fuß mit ſeinen neuen Begleitern neben dem Wagen her. War es ja doch überhaupt nur reine Glücksſache, welchen Ort man gerade zu ſeinen nächſten Arbeiten wählte, und von Hafften lag viel mehr daran, das Leben und Treiben in dieſen Minen kennen zu lernen, als wirklich ſelber ausdauernd nach Gold zu graben.

Und eine bunter gemiſchte Geſellſchaft hätte er wahrlich ſelbſt in Californien kaum finden können, als ſie ihm hier auf dieſem kurzen Marſch geboten wurde, denn Engländer, Deutſche und Franzoſen ſchwatzten und lachten wild durcheinander, und der beſte Geiſt ſchien die kleine Schaar zu beleben. — Und doch wie verſchieden war es auch wieder von Californien, wo das ſpaniſche Element, das hier gänzlich fehlte, überall vortrat, und der Amerikaner allein regierte.

Spaniſche Abkömmlinge hatten ſich hierher noch wenig oder gar nicht verloren, aber wenn ſo, würde man ihnen nicht das Geringſte in den Weg gelegt haben, ebenſowenig wie einem Deutſchen oder Franzoſen. Die erbittertſte Stimmung aber herrſchte, wenn das Geſpräch dieſen Gegenſtand berührte, gegen die Amerikaner, da gerade das vigilance committee in Californien ſeine Thätigkeit begonnen und einer Anzahl von Auſtralien herübergekommener Engländer arg mitgeſpielt hatte. Wo ſich deshalb wirklich Amerikaner unter dem engliſch redenden Theil der Bevölkerung fanden, machten ſie mit ihrer Nationalität keinen Staat, und vermieden Alles, was eine Entdeckung derſelben hätte herbeiführen können.

Am Turon nahm aber, wie bei allen Wanderern, die Sorge für ein Nachtlager ihre erſte Arbeit gleich in Anſpruch. Vor allen Dingen mußten die verſchiedenen Zelte aufgeſchlagen und ein Kochherd, oder wenigſtens Feuerplatz hergerichtet werden. Holz gab es damals, und bei der erſten Beſiedelung des Platzes, noch genug, Proviſionen waren reichlich vorhanden, und wie ſich die Sonne hinter die ziemlich hohen Hügelrücken ſenkte, lagen die Männer ſchon um ihre Feuer ausgeſtreckt, lachend und plaudernd zuſammen, und träumten und phantaſirten von goldenen Schätzen, die vielleicht ſelbſt unter ihrer Lagerſtätte die reichen Adern ausſtreckten und nur auf Spitzhacke und Schaufel warteten, um ſich geduldig der Pfanne zu überliefern.

Und was das jetzt für ein reges Leben an dem ſonſt ſo ſtillen ja öden Bergſtrom war, und wie die dunklen Caſuarinen ſtaunen mochten, als Schwarm nach Schwarm des gierigen Menſchenvolkes in das Thal ſtrömte und die klare Fluth in flüſſigen Lehm verwandelte. — Die Schätze des Turon waren verrathen und immer neue Schaaren drängten herbei, noch irgend wo am Ufer einen kleinen und freien Platz zu finden, wo ſie ſich einhacken konnten.

Und wie das da unten am Waſſer mit den Maſchinen raſſelte. Vor drei Tagen waren noch keine zehn Menſchen an dem ganzen Waſſerlauf geweſen, jetzt ſtanden ſchon einige fünfzig Zelte, und nicht zehn Schritte weit von einander wühlten ſich die verſchiedenen Compagnien und Parten in den Lehmboden.

Und was für brillante Geſchäfte die Verkaufszelte machten, wie die Händler — eine Menge deutſcher Juden zwiſchen ihnen — ihre Waarenballen auspackten und legten, und dabei zugleich — immer nur für Goldſtaub ſtatt klingender Münze — ſo luſtig verkauften.

Auch hierbei zeigte ſich mit Californien ein gewaltiger Unterſchied, und das Menſchengeſchlecht ſchien hier ſchlauer und gieriger als dort. In Californien nämlich wurde alles Gold für vollen Werth und voll Gewicht genommen, ob es Quarzſtücke enthielt oder nicht, ja einzelne ſehr hübſch mit Quarz durchwachſene, ſogenannte specimens, wohl noch theurer als ihr Gewicht verkauft. Hier in Auſtralien war das nicht der Fall. Die meiſten Händler brachten ſich ſchon einen kleinen Ambos mit in die Minen, oder wo ſie den nicht hatten, verſah deſſen Stelle ein großer Stein. Aber auf dieſem wurde auch jedes Stück, das nur die unbedeutendſte Quarzſpur zeigte, erbarmungslos geklopft und gehämmert, bis alles Unedle hinaus und damit auch eine Menge von Goldſplittern mit fortgeſpritzt war. Dann erſt legte es der Händler auf die Waage.

Und zwiſchen all den arbeitenden, thätigen Menſchen ritt, oft allein, oft von einem Polizeiſoldaten begleitet, der Commiſſär, der den Preis für die auszugebende „Licenſe“ einzucaſſiren hatte. Langſam ſuchte er das ganze Flußufer ab, bald an dieſer, bald an jener Seite, und Mann für Mann mußte ſeine dreißig Shilling bezahlen und bekam dafür von ihm einen gewiſſen, meiſt nur ſehr beſchränkten Raum garantirt, auf dem er dann ungehindert arbeiten konnte. Offene Widerſetzlichkeit fand auch nirgend gegen ihn ſtatt und Mr. Green, wie der erſte Commiſſär hieß, erfüllte ſeine Pflicht mit ſo vielem Tact, und wo es Noth that, auch mit Energie, daß er ſich immer freundlich mit den Minern ſtellte.

So wenig Mannſchaft er aber auch ſelber zu gebrauchen ſchien, ſo allmählich wurde die Polizeitruppe doch da oben verſtärkt, denn eines Theils war Alles noch zu neu, um gleich von vornherein zu wiſſen, wie ſich eine Maſſe dort zuſammengeſtrömter früherer Sträflinge, der Verführung des Goldes gegenüber, benehmen würde, und dann bedurfte man auch einer Anzahl von Polizeiſoldaten, um die Gouvernementskaſſe und das Poſtzelt zu überwachen, wie eben ſo die abgehenden Sendungen, ja ſelbſt den Poſtwagen nach Sydney zu begleiten. Der letzte Ueberfall war zu frech und glücklich ausgeführt worden, und die Verführung wurde jetzt, wo eine Anzahl von Händlern ſtets ziemliche Summen an Waſchgold der Hauptſtadt zutrugen, natürlich mit jedem Tage ſtärker.

Außerdem hatte aber auch die Regierung angezeigt, daß ſie, für gewiſſe Procente, die Garantie für Goldſendungen nach Sydney übernähme, und eine ſolche Escorte ſollte nächſtens nach der Hauptſtadt zurückgehen. Natürlich mußte ſie gerade beſonders ſtark überwacht werden, denn bei einem ſolchen Goldtransport wäre die Lockung für all jene wilden, in den Minen zerſtreuten Charaktere, doch ſonſt ein wenig zu ſtark geweſen. Eine Anzahl Bewaffneter aber brauchte nicht zu fürchten, daß man ihr die Spitze bieten würde.

Dadurch war eine gewiſſe Sicherheit in die Minen gekommen, mochten ſie ſo entfernt von dem gewöhnlichen Verkehr liegen wie ſie wollten, und jene lockeren Charaktere, deren es freilich genug und übergenug in den Bergen gab, getrauten ſich noch nicht mit ihrem alten Handwerk heraus, oder waren auch vielleicht ſelber im Anfang neugierig, was für Glück ſie bei ehrlichem Goldwaſchen haben würden — den Verſuch ſchien es immer werth. Thatſache iſt, daß gerade in der erſten Zeit und in den erſten Wochen in all den Bergen kein einziger Raubanfall oder ſelbſt nur Diebſtahl zu den Ohren der Polizei kam und verfolgt werden mußte. Es ſchien faſt, als ob die „auſtraliſchen Convicts“ den Yankees da drüben in Californien beweiſen wollten, daß ſie den Namen keineswegs verdienten, den ihnen dieſe gegeben, und unter dem ſich die Amerikaner auch die Freiheit genommen hatten, eine Anzahl Auſtralier aufzuhängen.

9.

Die „Engliſh Bottom“ Station.

Vollkommen unberührt faſt von dem bewegten Treiben um ſie her, lag indeſſen Mr. Sutton's Station, denn die Schenke am Wege hatte ſich, wie der endloſe Zug der Miner in die Berge begann, raſch in einen kleinen Kram- und Proviſionsladen verwandelt, in dem die Wanderer Alles, was ſie auf dem Wege brauchten, bekommen konnten, und dieſe waren in viel zu großer Eile, um einen Abſtecher nach einem abſeits gelegenen Punkt zu machen.

Allerdings hatte Mr. Sutton ebenfalls mit der allgemeinen Noth zu kämpfen, was ſeine Leute nämlich betraf, denn von dieſen ging ihm natürlich ein großer Theil durch und in die Minen, trotzdem daß ſie gerade an dieſem Platz vielleicht beſſer behandelt und genährt wurden, als auf irgend einer Stelle des weiten Landes. Aber die Leute konnten einmal der unausgeſetzten Verſuchung da oben in kurzer Zeit reich zu werden nicht widerſtehen, und Mr. Sutton, der darauf gefaßt geweſen, ſchränkte ſich ſoviel das angehen wollte ein, und verkaufte beſonders an Schlachtvieh, was er irgend verkaufen konnte, um der Ueberwachung deſſelben vor der Hand enthoben zu ſein. War der erſte Rauſch verflogen, ſo wußte er recht gut, daß er, wenn nicht ſeine eigenen, doch Leute genug zurückbekam, die bis dahin liegen gebliebenen Arbeiten wieder mit dem alten Ernſt und Eifer aufzunehmen.

Dem Verwundeten, der ſich jetzt außer aller Gefahr befand und nur noch der Ruhe bedurfte, um in einigen Wochen wieder vollkommen hergeſtellt zu ſein, fehlte es deshalb nicht an der nöthigen Pflege, denn ſeine Mutter und Schweſter wachten abwechſelnd an ſeinem Lager und die Familie ſelber war oft ſtundenlang bei ihm drüben, um ihm die langſam dahin ſchwindende Zeit vertreiben zu helfen.

Die aber, die ihn gerade bis jetzt mit der aufopferndſten Sorgfalt und Freundlichkeit, unermüdet in ihren übernommenen Pflichten gepflegt und über ihn gewacht hatte — Gertrud — ließ ſich, als ſeine Mutter eingetroffen war, und der Arzt jede Gefahr für beſeitigt erklärt hatte, nicht mehr bei ihm ſehen. Sie duldete allerdings nicht, daß ihm etwas fehle, ſie bereitete, wie früher, ſeinen Trank, ſie kochte für ihn wie früher, ſelber die vorgeſchriebene Suppe, aber andere Hände als die ihrigen, trugen die Labung an ſein Lager und es war ordentlich, als ob ſie es ängſtlich vermied, in ſeine Nähe zu kommen.

Und doch ſuchte ſie der Kranke, und nie öffnete ſich die Thür, ohne daß nicht ſein Blick raſch dorthin geflogen wäre, immer in der Erwartung, die Langvermißte endlich wiederzuſehen — aber immer und immer wieder getäuſcht.

Sein Vater kam endlich, um Mutter und Tochter wieder abzuholen, denn er wollte nicht, daß ſie der Sutton'ſchen Familie ſo lange zur Laſt lägen, wenn auch Mr. und Mrs. Sutton ſelber gegen ihre Abreiſe proteſtirten. Ueber Charles Befinden konnten ſie außer Sorge ſein, denn wenn ihn der Arzt auch jetzt noch nicht transportirt haben wollte, gab er ihnen doch das feſte Verſprechen, daß er in ſpäteſtens acht- oder zehn Tageu mit einem bequemen Wagen recht gut nach Sydney geſchafft werden könnte. Damit mußten ſie ſich begnügen, und am anderen Morgen nach dem Frühſtück kehrten Pitts nach Sydney zurück und überließen den Sohn noch für eine andere Woche der Gaſtfreundſchaft dieſer guten Menſchen.

Charles konnte aber jetzt ſchon ganz als Reconvalescent betrachtet und ſeine Wartung einem jungen Burſchen überlaſſen werden, den Mr. Sutton einſt als Waiſe in ſein Haus genommen und aufgezogen hatte. Ueber Tag war er dann meiſtentheils mit im Familienzimmer, und Mrs. Sutton wie Rebekka, die den jungen Menſchen lange ſeines ſtillen freundlichen Weſens wegen lieb gewonnen hatten, ſuchten dann Alles hervor, ihm die Zeit ſo angenehm als möglich zu vertreiben. Rebekka beſonders ſaß oft ſtundenlang und las ihm vor, nud er lehnte dann neben ihr in dem bequemen Polſterſtuhl nud ſchaute träumend auf die fernen Berge hinaus, in denen das gierige Menſchenvolk nach Gold wühlte.

Gertrud hatte er ſeit der Zeit ſchon oft wieder geſehen, aber immer nur bei Tiſch, in Gegenwart der Familie; ſelbſt Abends kam ſie nie herüber, ſondern blieb immer auf ihrer eigenen Stube, wo ſie auch mit den Wirthſchaftsbüchern viel beſchäftigt war.

So vergingen wieder fünf Tage und die Sutton'ſche Familie hatte eine Einladung nach einer anderen Station bekommen, wo die Hochzeit der Tochter mit einem jungen Engländer gefeiert werden ſollte. Charles war indeſſen ſoweit geneſen, daß Mrs. Sutton ſogar den Vorſchlag gemacht hatte, ihn mitzunehmen, denn ſie hatten kaum eine halbe Stunde zu fahren. Mr. Sutton litt das aber nicht; eine ſolche Anſtrengung konnte üble Folgen haben, und da ſeine Rückkehr nach Sydney für die nächſten Tage feſtgeſetzt war, durften ſie Nichts thun, was dieſelbe hätte verzögern können. — Mrs. Pitt würde ſich dann nur wieder geängſtigt und geſorgt haben.

Nachmittags um drei Uhr fuhren ſie fort und Charles blieb allein in der Wohnſtube der Familie zurück.

Nachmittags um vier Uhr kam gewöhnlich der jetzt regelmäßig fahrende Poſtwagen von Sydney dort vorbei und Henry — Charles kleiner Wärter, ging dann jedesmal nach der Wegſchenke hinüber, um die für Engliſh Bottom eingelaufenen Briefe abzuholen. Er hatte auch heute ſeine Zeit eingehalten und die Station etwa zehn Minuten verlaſſen, als die Thür aufging und Gertrud hereinkam, einen Schlüſſel zu holen. Sie ſchrak augenſcheinlich zurück, als ſie Charles allein ſah, was aber auch ihr erſtes Gefühl geweſen, zurück konnte ſie nicht mehr, und die Thür hinter ſich zuziehend, grüßte ſie den jungen Mann freundlich und ging dann zu dem Schlüſſelbrett, um das Nöthige dort zu holen.

„Gertrud,“ ſagte Charles, über deſſen Antlitz eine fliegende Röthe zuckte, und dem die Bewegung des Mädchens beim erſten Betreten des Zimmers nicht entgangen war — „was habe ich Ihnen gethan, daß Sie, die mich ſo treulich in der ſchweren Zeit gepflegt, mich jetzt ſo ängſtlich vermeiden, und kaum einen Gruß, kaum einen Blick mehr für mich finden? Habe ich Sie durch irgend Etwas gekränkt? — Guter Gott, es iſt dann wahrlich unwiſſentlich geſchehen, denn wem wäre ich zu größerem Dank verpflichtet wie gerade Ihnen — und doch haben Sie mir noch nicht ein einzig Mal Gelegenheit gegeben, ihn auch nur auszuſprechen."

„Sie haben mich durch nichts gekränkt, Mr. Pitt," lautete die leiſe, faſt ſcheue Antwort des Mädchens, „aber da ich Ihre Pflege jetzt in beſſeren Händen wußte —"

„In beſſeren Händen Gertrud?"

„So konnte ich Sie denen mit voller Ruhe überlaſſen. Sie — wiſſen außerdem, daß meine Stellung hier im Hauſe eine untergeordnete iſt."

„Weichen Sie mir nicht aus, Gertrud," ſagte Charles, indem er aufſtand, auf ſie zuging und ihre Hand zu ergreifen ſuchte, die ſie ihm aber entzog. „Etwas Anderes hat ſich zwiſchen uns geſtellt, und ich habe die ganze Zeit das drückende Gefühl mit mir herumgetragen, daß ich Ihnen auf eine oder die andere Weiſe müſſe weh gethan haben — und doch glauben Sie gar nicht, wie ſchmerzlich mir das geweſen iſt."

„Durch Nichts, Mr. Pitt — durch Nichts," ſagte das Mädchen ängſtlich, und Charles konnte es nicht entgehen, daß ſie das Geſpräch abzukürzen ſuchte — „ich verſichere Sie, ich habe Sie nicht gemieden, und nur — meine Stellung hier brachte es mit ſich, daß wir uns nicht ſo oft begegnet ſind wie früher. Es wäre auch Unrecht von mir geweſen, wenn ich Ihnen nur irgend einen Groll hätte nachtragen ſollen, denn Sie — haben mich ſtets mit — achtungsvoll und freundlich behandelt."

„Dann laſſen Sie uns aber auch Freunde ſein, Gertrud, und weichen Sie mir nicht länger ſo ſorgſam aus," ſagte Charles herzlich, in dem er ihr die Hand entgegen ſtreckte. „Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie — haben dadurch meine Geneſung eher aufgehalten als gefördert, denn die langen langen Tage hatte ich eine ordentliche Sehnſucht danach, Ihnen einmal Auge in Auge zu ſagen, wie dankbar ich Ihnen für die Sorgfalt bin, die Sie dem kranken Fremden gezeigt haben, und — wie gern ich Ihnen das beweiſen möchte, wenn Sie — mir nur Gelegenheit dazu böten.“

Gertrud hatte ihm ihre Hand nur widerſtrebend gegeben, und ihre Züge waren dabei eher um einen Schatten bleicher geworden. Sie hob ihr Auge auch nicht zu ihm auf, und die Hand langſam wieder zurückziehend ſagte ſie:

„Ich danke Ihnen für die freundlichen Worte. — Glauben Sie mir, daß ich Alles, was ich für Sie thun konnte, gern gethan habe; es verdient auch kaum einer weiteren Erwähnung — und nun erlauben Sie, daß ich meinen Geſchäften nachgehe — Ich muß Etwas für den Stockkeeper herausgeben.“

„Nicht ſo, Gertrud,“ drängte Charles, von der Gewalt des Augenblicks hingeriſſen, indem er ihr, wie ſie das Zimmer wieder verlaſſen wollte, bittend in den Weg trat — „gehen Sie nicht ſo von mir. Wir ſind in dieſem Augenblicke allein, und wer weiß, wann ſich je wieder eine ſolche Gelegenheit bietet, Ihnen das zu ſagen, was ich Ihnen ſagen muß.“

„Mr. Pitt.“

„Ich liebe Sie, Gertrud — ſeit ich Ihr ſtilles Walten hier im Hauſe beobachten konnte, ſeit ich Ihr freundliches Weſen kennen lernte, ſeit ich des Glückes theilhaftig wurde, von Ihrer Hand gepflegt zu werden, hab' ich die Kugel geſegnet, die mich zu Boden warf, nur um in Ihrer Nähe wieder zu einem neuen Daſein zu erwachen. Stoßen Sie mich nicht zurück, mein Herz iſt ohne Falſch und jedes Wort, das ich Ihnen ſage, ſo treu gemeint, wie es zu Ihrem Ohre dringt. — Werden Sie mein Weib — geben Sie mir das Recht, Ihnen das Alles in langen langen Jahren wieder zu vergelten, was Sie jetzt an mir gethan, und Sie ſollen es nie, nie bereuen Ihre Hand am Altar in die meine gelegt zu haben.“

Gertrud war einen Schritt zurückgetreten und das Blut ſtrömte ihr bei der warmen Anrede des jungen Mannes in Stirn und Schläfe. Nur als er die letzten Worte ſprach deckte ſie, wie krampfhaft ihre Augen mit der Hand und Leichenbläſſe färbte in dem einen Moment ihre Wangen.

„Ich habe Sie überraſcht, Gertrud," ſagte Charles leiſe und mit tiefer Bewegung — „ich wollte Sie nicht erſchrecken, aber glauben Sie mir, ich that den Schritt nicht unbedacht und habe Alles vorher reiflich überlegt. Nur noch kurze Zeit bleibe ich in Auſtralien, ja meine Abreiſe nach Neu-Seeland, wo ich von jetzt an meinen Wohnſitz nehmen ſoll, wäre ſchon erfolgt, wenn nicht die Entdeckung des Goldes durch das Entlaufen der Schiffsmannſchaft und meine Wunde mein Vorhaben verzögert hätte. Dort in dem wilden Lande brauche ich eine treue und liebende Gefährtin, und wie ſchwer ein junger Mann hier in Auſtralien ein Herz findet das zu dem ſeinen paßt und ihm wirklich ſein künftiges Glück ſichern kann, wiſſen Sie ja vielleicht ſo gut wie ich. Da fand ich Sie Gertrud, und mit der Sehnſucht zugleich mir Ihren Beſitz zu ſichern, ſtieg ein Gefühl in mir auf, als ob Sie ſich ſelber hier und in dieſer Stellung, wenn auch bei lieben, guten Menſchen, nicht glücklich fühlen könnten. Ich kann mich geirrt haben" — ſetzte er beſänftigend hinzu, als er ſah, daß Gertrud eine heftige, wie abwehrende Bewegung machte — „aber in meinem eigenen Herzen irrte ich mich nicht, und Gott iſt mein Zeuge, Gertrud, daß Sie mich in dieſem Augenblick durch ein kleines, freundliches Wort recht glücklich machen könnten. — Wollen Sie mein ſein?"

„Nein," ſagte Gertrud leiſe, und als ſie die Hand von ihrem Antlitz nahm, glich ihr Geſicht einem ſchönen Marmorbild, ſo ſtarr und ſteinern ſah es aus — „ich kann — ich darf nicht."

„Gertrud!" rief Charles mit tiefem, bitterem Schmerz.

„Glauben Sie nicht, Mr. Pitt," ſetzte das junge Mädchen raſcher und faſt änglich hinzu, „daß ich Ihre Liebe gering achtete, — daß ich nicht im tiefſten Herzen fühlte, wie gut und ehrlich Sie es mit mir meinen — daß ich Ihnen nicht im tiefſten Herzen dafür dankbar wäre, aber — dringen Sie nicht weiter in mich — machen Sie mich nicht dadurch unglücklicher als ich ſchon bin. — Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen ſage, es kann nicht ſein, und möge Sie Gott auf Ihren weiteren Wegen ſchützen, und der Gedanke an mich, Ihnen nie eine trübe Stunde bereiten. — Leben Sie wohl“ — und an ſeiner Seite vorübergleitend, verließ ſie raſch das Zimmer.

Charles hielt ſie nicht mehr zurück; ein eiſiges Gefühl erfaßte ſein Herz; die kaum geheilte Wunde ſchmerzte ihn wieder, er barg ſein Geſicht in den Händen und ſank bleich und erſchöpft in den Lehnſtuhl zurück, in dem er liegen blieb, bis Henry von der Wegſchenke mit den dort vorgefundenen Briefen und Zeitungen zurückkehrte.

Draußen im Hof war es indeſſen außerordentlich lebendig zugegangen, denn ein kleiner Trupp Goldwäſcher, die einen näheren Weg in die Berge hatten einſchlagen wollen und von dieſem abgekommen waren, ſchien ſich dermaßen verirrt zu haben, daß er ſich kaum wieder zu der Hauptſtraße zurückfinden konnte. Glücklicher Weiſe trafen ſie einen von Mr. Suttons Schäfern in den Bergen, der ihnen wenigſtens die Richtung angab, und zum Tod erſchöpft und halb verhungert, wie vor Durſt faſt verſchmachtet, erreichten ſie endlich dieſe Station, wo ſie an die Wirthſchafterin gewieſen wurden, um ſich von ihr etwas Speiſe und Trank zu erbitten. Sie konnten im wahren Sinne des Wortes, da die Aufregung einmal nachgelaſſen, in der ſie ſich bis jetzt befunden, keinen Fuß mehr vor den anderen ſetzen.

Es waren vier Deutſche und der Führer der kleinen Schaar, dem ſich die Anderen angeſchloſſen weil er daheim das Bergfach betrieben und deshalb hier natürlich auch gleich die reichſten goldhaltigen Stellen treffen mußte, war eine beſonders auffällige Perſönlichkeit.

Von kleiner, aber ſehr korpulenter Geſtalt mit einem dünnen röthlichen Bart, aber ſehr dickem, gutmüthigem Geſicht, und großen hellbraunen Augen bot Malchus, wie der Bergmann hieß, allen Schickſalen des Lebens eine ſo ruhige Stirn und ſetzte ihnen ein ſo fabelhaftes Phlegma entgegen, daß Jeder, der ihn nicht näher kannte, in dieſer grenzenloſen Ruhe einen eiſernen, felſenfeſten Charakter zu finden glaubte; und doch war Malchus gerade das Gegentheil davon. Nur aus ſeiner Bequemlichkeit wollte er nicht geſtört werden, und der heutige Marſch, der ihn zum erſten Mal in ſeinem ganzen Leben mitten in das wilde, raſtloſe Treiben der Berge, in ihre Mühen und Gefahren hineinriß und alle ſeine früheren Berechnungen und Vorſätze mit einem Schlage über den Haufen warf, hatte ihn ſo förmlich gebrochen und zerknirſcht, daß er, die Station kaum erreicht, ſich auch mitten im Hof auf einen dort ſtehen gelaſſenen Baumſtumpf grade in die Sonne niederſetzte und keuchend und ſtöhnend den Schweiß an ſich heruntertropfen ließ.

Einer der Anderen, ein junger Photograph aus Sydney, hatte indeſſen die gerade aus dem Haus tretende Gertrud um eine kleine Erfriſchung angeſprochen, indem er ihr mit wenigen Worten ſchilderte wie ſie hier hergekommen, und Gertrud war in die Wirthſchaftsſtube zurückgegangen, um das Verlangte zu holen, denn trotz des Goldes war noch kein einſprechender Wanderer von Mr. Sutton's Station ungeſpeiſt abgewieſen.

Wie die Deutſchen noch im Hofe lagerten und ſich ein paar ſchattige Stellen zum Ausruhen geſucht hatten — nur Malchus blieb in der Sonne ſitzen und briet — betrat ein anderer Trupp von Wanderern den Hof, und eine wunderlichere Geſellſchaft wie die letztgekommene hätte ſich auf der ganzen Welt nicht zuſammenfinden laſſen und war auch wirklich nur allein in Auſtralien möglich.

Sie beſtand aus einem jener herumziehenden Schwärme von Eingeborenen, ſogenannten „Schwarzen“, die ihre frühere Heimath in den jetzt von den Weißen beſiedelten Diſtricten gehabt hatten und daraus vertrieben worden, ſo daß ſie jetzt unſtät in der Welt umherſtreiften. Die Bäume, die ihnen früher ihr Harz geliefert, waren niedergehauen; das Wild, das ſie zu ihrem Lebensunterhalt erbeutet, ebenfalls erlegt oder vertrieben worden; den Nachbarſtämmen durften ſie dabei nicht in das Revier kommen, denn denen galten ſie als Feinde, und das Einzige was ihnen noch übrig blieb, war, ſich ihren Unterhalt von den weißen Eindringlingen zu erbetteln.

Wie ſie ſich aber früher vielleicht auf der Jagd oder bei ihren wilden und barbariſchen Kriegszügen ausgezeichnet haben mochten, eine ſolche Fertigkeit hatten ſie jetzt in dieſer neuen Beſchäftigung erworben, und etwas Zäheres im Betteln, als dieſe einfachen Naturkinder entwickelten, läßt ſich nicht gut auf der Welt denken. Uebrigens verſchmähten ſie auch nicht zu ſtehlen, wo ſich ihnen irgend eine günſtige Gelegenheit bot, und ob das nun ein Schaf aus irgend eine Heerde draußen im Buſch, ein Laib Brot in irgend einer einzelnen Rindenhütte, ein Huhn oder ſelbſt ein Kalb von einer der Stationen war, blieb ſich gleich — nur genießbare Gegenſtände mußten es ſein. Anderes konnten ſie nicht gebrauchen — war es doch nur der Hunger, mit dem ſie einen unausgeſetzten, erbitterten Kampf ihre ganze Lebenszeit hindurch führten.

Aber wie wunderlich hatte ſich ein Theil dieſes kleinen Trupps herausſtaffirt, oder war vielleicht zum Scherz von irgend einem Anſiedler ſo aufgeputzt, denn kein wilder Volksſtamm der Welt haßt jedes Kleidungsſtück mehr wie der Auſtralier. Haben die Weißen ſich doch ſogar genöthigt geſehen, Geſetze für dieſe Stämme zu geben, oder vielmehr Verbote zu erlaſſen, daß ſie die Städte wenigſtens nicht betreten dürfen, ohne mindeſtens mit einem bis zum halben Schenkel niedergehenden Hemd bekleidet zu ſein, und ſonderbarer Weiſe waren es vorzüglich die Frauen, die ſich am längſten gegen dieſen ungewohnten und verhaßten Zwang ſträubten.

Hier im inneren Land aber, wo ſie draußen im Buſch in ihren Gunyos campirten, und nur dann und wann einmal eine einzeln gelegene Station heimſuchten, erkannten ſie gar kein ſolches Geſetz an, und ſieben von dem Schwarm, Männer, Frauen und Mädchen, ſchritten in der Tracht des Urwalds in den Hof. Die Männer nur mit ihren Waffen, einer kurzen leichten Keule und dem Bomerang geſchmückt, die Frauen mit einem kleinen Netz über der Schulter verſehen, um etwa erhaltene oder erbeutete Lebensmittel hinein zu thun, aber Alle ſonſt vollkommen nackt.

Nur zwei von ihnen, ein junger Burſche und eine ältere Frau waren, wie ſchon vorher erwähnt, auf das Wunderlichſte, und zwar in europäiſcher Kleidung herausgeputzt.

Der junge Burſche trug nämlich auf dem bloßen Leibe ein paar alte ſchwarze Hoſen und einen ſchwarzen Frack von vorſündfluthlichem Schnitt, mit dem er, Gott weiß wie viele Wochen draußen im Buſch in Regen und Sonnenſchein gelegen haben mochte, ohne daß je eine Bürſte an das Kleidungsſtück gekommen wäre. Natürlich ging er barfuß, aber um den Nacken hatte er auch noch ein einſt hellblau geweſenes Seidentuch geſchlagen und auf dem Kopf einen richtigen, wenn auch entſetzlich mitgenommenen Cylinderhut, den er, als er den Hof betrat, nach allen Seiten hin auf das Zierlichſte ſchwenkte.

Die Frau dagegen, ein abſchreckend häßliches Weib, was durch die Kleidung nur noch mehr hervorgehoben wurde, hatte den dürren Körper in ein großgeblümtes Muslinkleid gehüllt, das ſein erſtes Debut jedenfalls einmal auf einem Balle in Sydney gemacht, und auf dieſem Körper ſchlimmer als zum Kehrichthaufen degradirt war. Auf dem Kopfe trug ſie einen ebenfalls ſchon längſt abgelegten Seidenhut, mit einer wahren Unmaſſe ſchmutziger künſtlicher Blumen, und dazu eine ordinäre rothwollene Schärpe um den Gürtel. Sonſt ging ſie natürlich barfuß, das Kleid überall eingeriſſen und mit großen Schmutzflecken, und auf dem Rücken, eben ſo gut wie die übrigen Frauen, ein altes, baſtgeſtricktes Netz mit einem Stücke Harz und einem Ueberreſte halbgeröſteter Hammelrippen — die Ueberbleibſel ihrer letzten Mahlzeit.

Ordentlich elegant ſahen die nackten Eingeborenen neben ihr aus, die ſich mit der natürlichen Grazie jedes wilden Stammes bewegten, weil ſie ihre Blöße eben nicht fühlten. Nur im Anfang zeigten ſie ſich noch etwas ſchüchtern, weil ſie eben nicht wußten wie ſie empfangen werden würden.

Der Stockkeeper, der gerade über den Hof kam, begrüßte ſie auch mit einem von ſeinen Kernflüchen, denn er wußte recht gut, wie willig ſie ihm da draußen im Buſch ſtehlen würden, was ihnen eben an jungem Vieh unter die Finger kam; Gertrud aber, die ſich bis jetzt ſtets freundlich gegen die Eingeborenen gezeigt, winkte die jungen Mädchen heran und wies ſie nach der Küche, wo ſie zu eſſen haben ſollten. Die Bewohner der Stationen waren zu ſehr an die Erſcheinung dieſer Menſchen gewöhnt, daran etwa Anſtoß zu nehmen oder das geringſte Störende darin zu erblicken.

Die Eingeborenen waren von ſieben oder acht Hundegerippen begleitet, die ſich aber ſcheu zu ihren Herren hielten, denn zwei große langhaarige Känguruhhunde, die auf dem Hofe in der Sonne gelegen, ſtanden auf nnd umkreiſten mit emporgeſträubten Haaren und hochgehobenen Schwänzen die ruppige Schaar. Eben ſo wenig ſicher fühlten ſich auch wahrſcheinlich die Eingeborenen ſelber mit ihren nackten Beinen in ſolcher Nachbarſchaft, und griffen ihre „Waddies" ſchärfer auf, um ſich im Nothfall gegen einen etwaigen Ueberfall vertheidigen zu können. Aber des Stockkeepers Stimme rief die Hunde zurück, die auch — zu ſtolz vielleicht, über ſolche Köter herzufallen, dem Rufe langſam Folge leiſteten und ſich nur jetzt vor das Herrenhaus legten, als ob ſie den fremden Eindringlingen dorthin jedenfalls den Zutritt verweigern wollten.

Noch ein paar Eingeborene befanden ſich aber auf dem Hofe, die bis jetzt, von Niemandem bemerkt, wenigſtens von Niemandem beachtet, in der einen Ecke geſtanden hatten, aber nun ebenfalls langſam vorkamen, um den neuen Beſuch zu betrachten. Es waren zwei Emus oder auſtraliſche Caſuare, die ſchon ſeit mehreren Jahren zahm auf der Station gehalten wurden, und oft ſelbſt kleine Streifzüge in die Nachbarſchaft unternahmen, ohne je daran zu denken, ihre ihnen gelaſſene Freiheit zu mißbrauchen. Von den ſchwarzen Männern und Frauen nahmen ſie auch nicht die geringſte Notiz und ſchienen es nur auf die fremden Hunde abgeſehen zu haben, nach denen ſie mit ihren langen, harten Schnäbeln hackten und die unglücklichen Beſtien winſelnd und knurrend noch dichter zwiſchen die Füße ihrer Herren hineintrieben.

Malchus, der dieſer ganzen Gruppe den Rücken zudrehte, hatte wohl den Lärm der Neugekommenen gehört, war aber viel zu müde oder auch gleichgiltig geweſen, ſelbſt nur den Kopf nach ihnen umzudrehen, und ſaß noch immer auf ſeinem Baumſtumpf, ſich mit dem breitgehaltenen und ſchon ganz durchnäßten Taſchentuch Luft zufächelnd.

Den Schwarzen war indeſſen Niemand unbedeutend, denn von Jedem konnten ſie nach Umſtänden ein Stück Brot oder ein Stück Geld bekommen, und da Malchus hier gerade den Mittelpunkt der ganzen Scenerie einnahm, mochte es auch ſein, daß ſie ihn für eine ganz beſondere Perſönlichkeit hielten. Jedenfalls gingen die beiden angekleideten Individuen, die für die paſſendſten gehalten wurden, um mit den Weißen zu verkehren und in der That auch etwas Engliſch ſprachen, geraden Wegs auf Malchus zu und überraſchten den kleinen Mann, der noch keine acht Tage in Auſtralien war, und in Sydney ſelber noch keinen Wilden zu ſehen bekommen hatte, auf das Aeußerſte.

Von beiden Seiten traten ſie um ihn herum und vor ihn, und während der Herr ſeinen Hut abnahm, dieſen bis auf den Boden ſchwenkte, und eine entſprechende ehrfurchtsvolle Verbeugung machte, bei der er mit ſeinem fettglänzenden Haar beinah das Geſicht des kleinen Deutſchen berührte, knixte die Frau in einem fort auf und nieder und hielt dabei die Hand ausgeſtreckt und rief:

„Ein klein wenig weiß Geld, Sir — ein klein wenig weiß Geld.“

„Gott ſtraf' mich,“ ſagte Malchus, indem er ſein Taſchentuch auf den Schooß ſinken ließ, und die Augenbraunen hoch hinaufzog — „wo kommt Ihr ſchwarzen Deuwels denn auf einmal her?“

„Ein klein wenig weiß Geld, Sir — ein klein wenig weiß Geld,“ drängte aber die Frau und hielt ihm die ausgeſtreckte Hand mit den ſpitzen dürren Fingern immer näher auf den Leib. Allerdings verſtand er kein Wort Engliſch, aber nach der Bewegung der Hand doch ſoviel, daß das Volk etwas von ihm haben wollte. Wie er aber eben in die Taſche griff, hörte er ein Geräuſch hinter ſich, und den Kopf danach umdrehend ſah er ſich plötzlich von dem ganzen Trupp der ſchwarzen Geſellſchaft, die Mehrzahl in ihrem Urzuſtande, dicht eingeſchloſſen.

„Alle Wetter,“ ſchrie er, jetzt wirklich erſchreckt in die Höhe fahrend, „iſt denn die Hölle los?“ Dabei trat er der Frau mit ſeinen ſchweren Schuhen auf den bloßen Fuß; dieſe kreiſchte laut auf und fuhr zurück, die Hunde fingen an zu bellen, die beiden Känguruh-Hunde kamen wieder knurrend angeſprungen, und für einen Moment herrſchte völlige Verwirrung auf dem Hof. — Die aber legte der Stockkeeper gründlich mit ſeiner langen Peitſche. Schon die Bewegung derſelben ſcheuchte die Känguruhhunde auf ihren alten Platz zurück und die räudigen Kläffer der Schwarzen zwiſchen deren Füße. Dann beorderte er den Schwarm der Eingebornen, ohne ſelbſt Rückſicht auf die in voller Toilette zu nehmen, in der einen Ecke des Hofes zu warten, bis ſie ihre Geſchenke bekommen würden, und befreite damit augenblicklich Malchus von der unangenehm werdenden Geſellſchaft.

Gertrud hatte indeſſen den Mädchen gebackenes Brot wie etwas Fleiſch und Salz gegeben, um es unter die Uebrigen zu vertheilen und die Eingeborenen zogen dann wieder — der im Frack mit tiefen Verbeugungen, die Frau im Kleid mit tiefen Knixen, zum Thor hinaus und mitten in die Wildniß hinein, um draußen das Erhaltene auch augenblicklich zu verzehren.

Den Deutſchen war ebenfalls eine Mahlzeit bereitet, und ſie eingeladen worden in des Stockkeepers Wohnung einzutreten, wo ſie ſich ſetzen und in Ruhe eſſen konnten. Die Hütte oder das kleine Haus lag parterre, wie alle dieſe Gebäude ſelten mehr als ein Stockwerk haben, und Malchus hatte ſich hier, nachdem das ihnen Gegebene ausgetheilt, dicht an das offene Fenſter geſetzt, mit ſeinem Teller vor ſich auf einem kleinen Tiſch. Neben Jedem ſtand dabei ein blecherner Quarttopf mit heißem Thee, dem beſten Labſal, was man nach einer heftigen Anſtrengung genießen kann, und die Hammelrippen mit dem freilich harten Brot oder Damper dufteten verlockend genug nach dem langen Faſten.

Trotzdem ſollte Malchus aber ſelbſt hier ein Hinderniß finden, ſeinem leiblichen Behagen zu folgen, denn in demſelben Moment, wo er Meſſer und Gabel anſetzte, dem delicaten Rippenſtück zuzuſprechen, ſah er plötzlich einen Kopf mit zwei großen glänzenden Augen an einem Schlangenleib und anſcheinend ohne weiteren Körper, vor ſich, und ehe er nur einen anderen Gedanken faſſen konnte, hatte der Kopf mit einem rieſigen Schnabel das Fleiſch von ſeinem Teller aufgepackt und war damit, wie in die Luft hinein verſchwunden.

Mit einer Haſt, wie er ſie in ſeinem ganzen Leben noch nicht gezeigt, fuhr der kleine Mann jetzt zwar in die Höhe und über den Tiſch hinüber mit dem Kopf aus dem Fenſter — aber zu ſpät. Er ſah nur noch wie der eine Caſuar mit klafterlangen Schritten über den Hof lief, und im Laufen, ohne ſich weiter aufzuhalten, ſein Mittagseſſen hinunter würgte.

Der Stockeeper war, in der Thür ſtehend, Zeuge der ganzen Scene geweſen, und ſchrie laut auf vor Lachen. Dem armen, hungrigen Teufel kam die Sache aber gar nicht ſo komiſch vor, und er beruhigte ſich erſt wieder, als ihm der Engländer, gutmüthig genug, eine friſche Portion beſtellte, mit der er ſich jetzt vom Fenſter weg und mitten in die Stube ſetzte. Er hatte Auſtralien ſchon herzlich ſatt bekommen.

Gertrud hatte Alles auf dem Hof beſorgt, was zu beſorgen war, und jetzt ihr eigenes kleines Zimmer aufgeſucht, wo ſie ſich ſtill auf einen der Rohrſtühle in eine Ecke ſetzte und ſtier und ſchweigend, die Hände im Schooß gefaltet, vor ſich nieder ſah. Sie regte ſich dabei nicht, kein Zucken ihres Antlitzes oder nur einer Wimper verrieth, was in ihr vorging und arbeitete, aber aus den weit geöffneten Augen floſſen die großen hellen Thränen, und tropften langſam, unbeachtet, ungetrocknet an ihren Wangen nieder.

So ſaß ſie wohl eine volle Stunde lang; die Zeit flog unbewußt an ihr vorüber und ihr geiſtiges Auge ſchwamm in einem wilden, verworrenen Meer von Bildern und Träumen. — Da wurde leiſe an ihre Thür geklopft und der ſchwache Ton rief ſie mit einem Schlage in die Wirklichkeit zurück.

Sie ſchrack ordentlich empor und horchte — noch einmal klopfte es — „herein!“ — Die Thür öffnete ſich langſam und Gertrud's Pulſe hörten auf zu ſchlagen, denn Charles Pitt ſtand auf der Schwelle und ſein treues Auge haftete ernſt und traurig auf ihr.

„Mr. Pitt!“ flüſterte ſie beſtürzt und ſprang auf von ihrem Sitz. Der junge Mann aber trat ruhig in das Zimmer, drückte die Thür hinter ſich in's Schloß und ſagte dann freundlich:

„Zürnen Sie mir nicht, Gertrud, daß ich Sie, nach dem was zwiſchen uns Beiden vorgefallen, noch einmal aufſuche. Eben aber bekomme ich Briefe von zu Haus, die mir anzeigen, daß morgen früh der Wagen hier eintreffen wird, der beſtimmt iſt, mich abzuholen, und in das elterliche Haus zurückzuführen. — Fürchten Sie auch nicht, daß ich Sie auf's Neue mit Bitten beſtürmen werde — nicht deshalb habe ich Ihren Frieden geſtört, aber — als Sie vorhin von mir gingen, ſchien es mir, als ob eine ſchwere Laſt auf Ihrer Seele liege, ſo ſchwer vielleicht, wie Sie eine andere auf der meinen zurückließen, und — da litt es mich nicht länger da drüben. Morgen konnte ich nicht mehr hoffen Sie allein zu ſprechen, heute mußte ich Ihnen deshalb noch meine Hülfe anbieten — wenn Sie nicht auch" ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu — „meine Freundſchaft ſo zurückſtoßen wollen, wie Sie meine Liebe zurückgeſtoßen haben."

„Mr. Pitt," ſagte Gertrud und ihre Stimme zitterte vor innerer Bewegung, ihre ganze Geſtalt bebte, und was der ſtarke, vielleicht ſtarre Charakter bis jetzt feſt und unerſchüttert ertragen, ſchmolz vor den freundlichen, herzlichen Klängen der Stimme, vor den ernſten Blicken des jungen Mannes.

„Und kann ich Ihnen mit gar Nichts helfen, Gertrud? giebt es Nichts, in dem Sie nicht wenigſtens den Rath eines Freundes brauchen ſollten?" fuhr Charles fort — „aber ich will Sie nicht drängen," ſetzte er langſam und traurig hinzu — „Vertrauen läßt ſich nicht erzwingen, und wo es nicht freiwillig geboten wird, wo das Herz nicht ſelber dazu treibt, wird es ſelten der Ueberredung gelingen, es zu erwecken. Aber hier, Gertrud, haben Sie meine Karte und Adreſſe: ſollte jemals der Fall eintreten, daß Sie eines Freundes bedürfen, und Sie wollten ſich an mich wenden, ſo ſein Sie feſt verſichert, daß es Niemanden auf der Welt giebt, der es treuer und ehrlicher mit Ihnen meint."

Gertrud hatte in peinlichem Kampfe mit ſich ſelbſt ſeinen

Worten gelauſcht, jetzt hielt ſie ſich nicht länger und in faſt fieberhafter Aufregung ſagte ſie:

„Oh nehmen Sie herzlichen, herzlichen Dank für die guten und lieben Worte, die Sie zu mir geſprochen. Sie wiſſen gar nicht, Sie können es nicht ahnen, wie wohl Sie meinem armen Herzen thun."

„Sie ſind nicht glücklich, Gertrud," ſagte Charles bewegt.

„Glücklich? — nein, deſſen iſt Gott mein Zeuge," lautete die bittere Antwort des Mädchens und ſie wandte das Angeſicht dabei von ihm ab und ihr Blick haftete düſter, faſt wild auf der Leere.

„Und weshalb dann weiſen Sie meine zur Hülfe gebotene Hand zurück? — haben Sie allen Lebensmuth verloren, daß Sie ſich unter Ihrem Schmerz nur beugen, ihm nicht die Stirn bieten wollen?"

Gertrud's Hand ballte ſich faſt unwillkürlich auf ihrem Herzen, und wie fragend oder von einem neuen Gedanken erfaßt, ſchaute ſie zu ihm um.

„Iſt es Ihnen nicht möglich?" fuhr Charles fort, dem dieſe neue Bewegung nicht entgehen konnte — „jeden Gedanken an die Vergangenheit abzuſchütteln, und in einem neuen fremden Lande ein neues Leben zu beginnen? Sie ſind noch ſo jung, Gertrud, ſoll der Schmerz einer einzigen erlittenen Täuſchung vielleicht Ihre ganze ſpätere Zukunft verbittern? könnten Sie das einmal in ſpäteren Jahren vor ſich ſelber verantworten?"

„Mr. Pitt!"

„Ich bin kein großer Redner, Gertrud," fuhr Charles treuherzig fort, „und wenn ich in Ihrer eigenen Bruſt keinen Fürſprecher für mich finde, dann muß ich gleich von vorn herein den Verſuch aufgeben, Sie für mich zu gewinnen. Ich will auch nicht einmal den jetzigen Augenblick der Ueberraſchung benutzen, aber in acht oder zehn Tagen, wenn ich mich vollſtändig wieder erholt habe, kehr' ich noch einmal hierher zurück — bis dahin, Gertrud, überlegen Sie ſich meinen Antrag reiflich und nach allen Seiten, und behalten Sie nur indeſſen die Verſicherung, daß ich Sie recht von Herzen liebe, und elend und unglücklich hinaus in die Ferne ziehen würde, wenn ich allein — wenn ich ohne Sie gehen müßte. Bis dahin leben Sie wohl. Gertrud — ich habe bis dahin nur den einen Gedanken — Sie."

Noch einmal ergriff er ihre Hand, die er herzlich drückte, und verließ dann, ohne ihr nur Zeit zu einer Antwort zu laſſen, raſch das Zimmer.

Ende des erſten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena und Leipzig erſchienen ferner folgende neue Werke:

Möllhauſen, Balduin, Das Mormonenmädchen. Erzählung aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der Neuzeit" in den Jahren 1857 bis 1858. Wohlfeile Volksausgabe. Claſſikerformat. 6 Bde. broch. circa 2 bis 2½ Thlr. +

Wickede, Julius von, Ein deutſcher Landsknecht der neueſten Zeit. Aus dem Leben eines Verſtorbenen, nach deſſen hinterlaſſenen Papieren bearbeitet. Wohlfeile Volksausgabe. Claſſikerformat. 3 Bde. broch. circa 2 Thlr.

Brachvogel, A. E., Hiſtoriſche Novellen. 3. u. 4. Bd. 8. broch. circa 3 Thlr.

Lugomirska, Marianne, Thaddeus Kosciuszko. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. 4¾ Thlr. +

Bacher, Julius, Ein Urtheilsſpruch Waſhington's. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Guſeck, Bernd v., Deutſchlands Ehre. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und ſeine Zeitgenoſſen. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. 5⅓ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr. +

Gerſtäcker, Friedrich, Die Colonie. Braſilianiſches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr. +

Humboldt's, Alexander von, Briefwechſel mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. 3 ſtarke Bde. gr. 8. à Band 2 Thlr. 12 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbſchloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Jenſſen-Tuſch, G. F. von, Die Verſchwörung gegen die Königin Caroline Mathilde und die Grafen Struenſee und Brandt. Nach ungedruckten Quellen und in ſelbſtſtändiger deutſcher Bearbeitung nach L. J. Flamand. gr. 8. broch. 2½ Thlr.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

+ **Bibra, Ernſt Freiherr von,** Ein Juwel. Südamerikaniſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Körner, Friedrich, Director und Prof. an der Handelsakademie zu Peſt. Der Volksſchullehrer. Pädagogik der Volksſchule. 2. Aufl. 8. broch. 27 Ngr.

+ **Möllhauſen, Balduin,** Der Mayordomo. Erzählung aus dem ſüdlichen Kalifornien und Neu-Mexico. Im Anſchluß an den „Halbindianer“ und „Flüchtling“. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

+ **Möllhauſen, Balduin,** Palmblätter und Schneeflocken. Erzählungen aus dem fernen Weſten. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Wickede, Julius von, Der lange Iſaack. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit des deutſchen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Hiſtoriſche Novellen. Zwei ſtarke Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatraliſche Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Conſtruction landwirthſchaftlicher Maſchinen und Geräthe für Maſchinenfabrikanten, Conſtructeure, für Studirende der Technik, polytechniſche Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.-8. Preis pro Heft broch. circa 1⅓ Thlr.

Berlepſch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illuſtrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausg. Lex.-Oct. Ein ſtarker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 4⅓ Thlr. Mit Goldſchnitt 4⅔ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. 1⅔ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Aus Chili, Peru und Braſilien. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr. +

Bibra, Ernſt Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr. +

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falſtaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldſchn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Uſurpator. Ein dramatiſches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

† **Burow, Julie** (Frau Pfannenſchmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erſte Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreiſe aus dieſer Welt in die zukünftige. Aus dem Engliſchen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Paſtor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzſchnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1\frac{5}{6}$ Thlr. In eleganteſtem engliſchen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldſchn. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

† **Erneſti, Louiſe,** Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2\frac{5}{6}$ Thlr.

† **Gerſtäcker, Friedrich,** Der Kunſtreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkanſas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erſte Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Miſſiſſippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Auflage. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Auſtraliſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 3⅚ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und deſſen deutſchen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5⅓ Thlr. +

Gerſtäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javaniſches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1½ Thlr. +

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. 1⅔ Thlr. +

Gerſtäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illuſtrirt von Th. Hoſemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr. +

Gerſtäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südſee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr. +

Gerſtäcker, Friedrich, Gold! Ein Californiſches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. +

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Wallfiſchfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. 1⅓ Thlr. +

Gerſtäcker, Friedrich, Der erſte Chriſtbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden 1 Thlr.

Guſeck, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guſeck, Bernd von, Die Hand des Fremden. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 8. broch. 2¾ Thlr.

Guſeck, Bernd von, Der erſte Raub an Deutſchland. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächſ. Superintendent und Paſtor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöſer Erbauung für alle Lebensverhältniſſe evangeliſcher Chriſten. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 1¾ Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director und Profeſſor an der höhern Handelsakademie in Peſt. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Peſth, Geſchichte der Pädagogik von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geiſtliche und Lehrer. 2. Aufl. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr.

Körner, Friedrich, Director und Profeſſor an der höhern Handelsakademie in Peſth, die Bedeutung der Realſchulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorſtände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: „Zur Frage über die Reform der Gymnaſien." gr. 8. broch. 16 Ngr.

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in Jena und Leipzig erſchienen ferner folgende neue Werke in der **Deutſchen Romanbibliothek** in

Wohlfeilen Volksausgaben

Das Mormonenmädchen.

Erzählung

aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gegen die „Heilige der letzten Tage“ in den Jahren 1857—58

von

Balduin Möllhauſen.

6 Bände. Claſſikerformat. circa 55 bis 60 Bogen.
broch. **circa 2 bis 2½ Thlr.**
(Würde nach früheren Romanpreiſen 6—7 Thlr. gekoſtet haben.)

Enthält außer den ſo vielfach anerkannten und belehrenden Naturſchilderungen, welche dieſes Mal vorzugsweiſe das wunderbar zerklüftete Hochland zwiſchen Neu-Mexiko und Californien und deren Bewohner betreffen, zahlreiche in eine ſpannende Erzählung vereinigte charakteriſtiſche Züge des Mormonenthums und ſeiner Anhänger.

Ein deutſcher Landsknecht

der neueſten Zeit.

Aus dem Leben eines Verſtorbenen, nach deſſen hinterlaſſenen Papieren

bearbeitet von

Julius von Wickede,

Rittmeiſter a. D.

1. Band: Die Feldzüge von 1848 bis 1850 in Schleswig-Holſtein.
2. Band: Kriegsdienſte und Reiſen in Braſilien und anderen ſüdamerikaniſchen Staaten. Eintritt in die ruſſiſche Armee. Der orientaliſche Krieg.
3. Band: Die k. k. öſterreichiſche Armee 1859 in Italien. Eintritt in päpſtliche Dienſte 1860. Eintritt in die Dienſte der conſöderirten Staaten von Nord-Amerika. Kämpfe in den Jahren 1861 und 1862.

3 Bände. Claſſikerformat. circa 48—50 Bogen.
broch. **circa 2 Thlr.**
(Würde nach früheren Romanpreiſen ca. 5 Thlr. gekoſtet haben.)

[illegible]

Im Buſch.

Auſtraliſche Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweiter Band.

Wohlfeile Volksausgabe.

Jena und Leipzig.
Hermann Coſtenoble.
1864.

Beſchmutzte, oben oder an den Seiten aufgeſchnittene Exemplare, oder ſolche, an denen die Heftbänder verletzt ſind, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Im Buſch.

Zweiter Band.

Im Buſch.

Auſtraliſche Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1864.

Inhaltsverzeichniſs.

Seite

Erſtes Kapitel.

Jack 7

Zweites Kapitel.

Der Weg zum Goldſee 26

Drittes Kapitel.

Die Entdeckung 44

Viertes Kapitel.

Capitain Becker in den Minen 58

Fünftes Kapitel.

Die Schiffsmannſchaft 71

Sechstes Kapitel.

Capitain Becker's Abenteuer 87

Siebentes Kapitel.

Der Schwarze 112

Achtes Kapitel.

Die Gold-Escorte 126

1.

Jack.

Etwa zwei engliſche Miles von dem Strombett des Turon entfernt, auf einem kleinen, kaum vierhundert Schritt im Durchmeſſer haltenden Plateau lag im Schatten eines niederen Wattelgebüſches eine jener gewöhnlichen Rindenhütten, wie ſie von Schäfern und Hutkeepern auf dem ganzen auſtraliſchen Continent gleichmäßig errichtet und bewohnt werden. Dicht daneben war auch die Stelle noch deutlich ſichtbar, wo die Hürden geſtanden hatten, in welche die Schafe allabendlich getrieben wurden, um unter der Obhut des Hutkeepers gegen die räuberiſchen Einfälle der Dingos oder wilden Hunde, wie der nicht weniger ſchlauen und ſtets hungrigen, umherſtreifenden „Schwarzen" geſichert zu ſein.

Jedenfalls hatte der Beſitzer aber einen andern Weidegrund für ſeine Heerde geſucht, die ihm in der unmittelbaren Nähe der Minen vielleicht noch mehr gefährdet ſcheinen mochte, und nur die Rindenhütte war ſtehen geblieben, um entweder ſpäter einmal wieder benutzt zu werden oder auch dort zu bleiben und zu modern. Verſetzt konnte ſie doch nicht werden, und Rinde gab es übehraupt an allen Stellen genug, um eine neue viel raſcher herzuſtellen.

Trotzdem war ſie bewohnt, wenigſtens ſtieg dünner, blauer Rauch aus ihr auf, und ſuchte ſich, zwiſchen den einzelnen Rindenſtücken durch, ſeine Bahn in's Freie, und eben ſo gewiß hatte irgend ein Weißer wieder Beſitz davon genommen, denn die Indianer meiden ängſtlich derartige verlaſſene Wohnungen der Bleichgeſichter, und würden nicht einmal im ärgſten Sturm in einer ſolchen leeren Hütte campirt haben.

Und doch ließ die jetzt nur halb geöffnete Thür in dieſem Augenblick einen Eingeborenen heraus, der vollkommen nackt und nur mit ein paar weißen Streifen bemalt, in der rechten Hand einen kurzen Holzſpeer und unter dem linken Arm ein großes Stück Damper oder Brot hielt.

Wie er aber das Freie betrat, warf er vorher einen ſcheuen forſchenden Blick über den nächſten offenenen Raum, und glitt dann wie eine Schlange in die dichtangrenzenden Büſche hinein, in deren Schatten er bald ſpurlos verſchwunden war.

Eine volle Stunde lang blieb der Platz leer, da endlich ſtieg ein Weißer langſam an dem Hang herauf, über den hin die Minen des Turon lagen, und wiſchte ſich, als er die Höhe des Plateaus erreichte, den Schweiß von der Stirn. Aber mitten darin hörte er auf, denn ſein Blick war auf die Thür des Hauſes gefallen, die er an dem Morgen ſelber mit einem vorgeſteckten Pflock verſchloſſen hatte, und jetzt halb offen ſah. Irgend Jemand hatte den Platz in ſeiner Abweſenheit — gegen alle Geſetze des Waldes — betreten, ja war vielleicht jetzt noch im Inneren, und wenn auch ein Blick in eben das Innere der Hütte genügt haben würde, jeden Unparteiiſchen raſch genug zu überzeugen, daß es faſt unmöglich geweſen wäre, irgend Etwas daraus zu ſtehlen, ſchien der jetzige Bewohner dieſes Platzes doch nicht ſo zu denken. — Das Blut verließ einen Moment ſeine Wangen und einen, unter der Jacke verſteckten Revolver vorreißend und ſpannend, ſprang er ſchon im nächſten Moment mit funkelnden Augen der Thür zu.

Aber die Hütte war leer, — wie ihn ein einziger Blick überzeugte, denn kein menſchliches Weſen hätte ſich dort auf andere Weiſe verſtecken können, als ſich vielleicht platt auf den Boden zu legen. In der einen Ecke nur lag ein alter abgenutzter Sattel, mit ein paar lange ſchon nicht mehr benutzten Mehlſäcken, die jetzt zu Unterdecken dienten; darüber hing ein oft und oft mit Streifen roher Haut geflickter Zaum und ein einzelner eiſerner Sporn. In der anderen Ecke lagen, mit einem Stück Rinde bedeckt, zuſammengerollt, zwei wollene Decken, und an dem Feuerplatz, der ziemlich den Mittelpunkt der Hütte bildete, lehnte eine alte eiſerne Bratpfanne und ein umgeworfener blecherner Quarttopf — das war das ganze Mobiliar, und von dem frechen Eindringling, wer es auch geweſen, nicht berührt worden.

Zuerſt warf der Weiße, als er die Hütte betrat, den Blick aber weder nach Sattel noch Decken, ſondern in die eine vollkommen leere Ecke des Hauſes, in der nur eine alte halbzerbrochene Brotſchüſſel lag. Dann erſt ſchweifte ſein Auge über die anderen Gegenſtände und haftete zuletzt an der Aſche des Feuerplatzes, die allerdings durchgewühlt und nicht ſo ſchien, wie er ſie verlaſſen hatte. Einen grimmigen, gotteslästerlichen Fluch zerbiß er dabei zwiſchen den Zähnen, als er ſich der Stelle näherte und ſie mit der einen Fußſpitze unterſuchte.

„Ob das verbrannte Geſindel nicht wieder dageweſen iſt,“ brach er endlich aus — „aber ſtraf' mich Gott, jetzt iſt meine Geduld auch zu Ende und der erſte Schuft, der mir wieder mein Brot unter der Aſche vorholt, ſoll wenigſtens wiſſen, was er verſchluckt hat, wenn er's im Magen mit forträgt.“

Mit den Worten ſchob er ſeinen Revolver wieder in den Gürtel, blies das faſt ſchon erlöſchte Feuer zu heller Flamme an und nährte dieſe reichlich mit Holz, holte dann die Brotſchüſſel herbei und vom Boden — einem auf die Balken gelegten Streifen Baumrinde — ſeinen kleinen Beutel mit Mehl herunter, brachte nachher von außer dem Hauſe in dem Quarttopf Regenwaſſer, das dort aufgefangen war, und miſchte, ohne beſondere Rückſicht auf die ſonſt vielleicht nicht vernachläſſigte Reinlichkeit zu nehmen, einen der gewöhnlichen kleinen Damper — ein Brot an, in das er aber, als es fertig war, aus einem kleinen Fläſchchen eine Portion weißes Pulver hineinrührte. Dann ließ er das Holz noch eine Weile herunterbrennen und grub den alſo zubereiteten Damper jetzt in die heiße Aſche, um ihn dort, mit darauf geſchürtem Feuer, in der gewöhnlichen Art durchbacken zu laſſen.

Als er ſo weit war, holte er ſich ſeine Decken aus der Ecke, breitete ſie aus, ſchob ſich einen Klotz als Kopfkiſſen herbei und ſtreckte ſich lang am Feuer aus, wo er ſtier und in finſterem Brüten in die Flammen ſchaute. Nur dann rührte er ſich, um zu Zeiten mit der Spitze des groben Buſchſchuhes das durchgebrannte Holz wieder in die Gluth zu ſchieben und friſch anzufachen — ſonſt verriethen nur die blitzenden Augen, daß er lebte.

Plötzlich richtete er ſich auf ſeinem Ellbogen auf und hob horchend den Kopf. Irgend ein fremdartiges Geräuſch mußte ſein Ohr getroffen haben — jetzt wieder. Er ſprang raſch in die Höhe und faſt unwillkürlich ſuchte ſeine Hand die Stelle, an welcher der Revolver ruhte, ohne indeſſen die Waffe vorzuziehen. — Es war auch nicht nöthig.

„Hallo!“ rief da draußen eine Stimme. — „Jemand im Haus?“

Jack antwortete nicht, aber er ſchritt zur Thür, ſah vorher einen Augenblick durch die überall bequemen Riſſe hinaus und ſtieß dann die Thür auf.

Draußen ſtand ein junger Mann, erhitzt und in Schweiß gebadet, auch nicht in Minertracht, ſondern in moderner Stadtkleidung, die aber durch einen Marſch im Buſch, vielleicht ſogar durch ein Nachtlager, eben nicht beſonders in Ordnung zu ſein ſchien. Sein Halstuch hatte er ebenfalls abgebunden, und das braune lockige Haar hing ihm wirr unter dem Hut hervor.

„Hallo Fremder,“ ſagte Jack, der die Geſtalt ruhig von Kopf bis zu Füßen muſterte — „welcher Wind hat Euch hierher auf das Plateau geweht — doch nicht der Goldſtaub?“

„Ich war verirrt,“ ſagte der Fremde, „und bin in dem verdammten Buſch bald verſchmachtet. Gott ſei Dank, daß ich Euch und das Haus hier noch gefunden habe.“

„Wie es ſcheint flucht und betet Ihr in einem Athem,“ lachte Jack trocken, „aber kommt herein und ſetzt Euch zum Feuer, bis ein Topf mit Thee fertig iſt. So lange müßt Ihr mit Eurer Mahlzeit ſchon warten.“

Er trat von der Thür zurück, um den Eingang frei zu geben, und ſein Beſuch folgte ihm, aber nicht ohne einen raſchen und faſt ſcheuen Blick durch den leeren Raum zu werfen, als ob er gefürchtet hätte, hier noch mehr Geſellſchaft zu finden. Darüber ſah er ſich jedoch bald beruhigt, und ſagte endlich, indem er zum Feuer trat und ſich hier vergebens nach einem Sitz umſchaute:

„Ihr ſcheint hier verwünſcht einfach zu leben, Freund, denn was Euer Ameublement betrifft, ſo kann man gerade nicht ſagen, daß Ihr den Raum damit überladen habt.“

„Seid froh, daß Ihr ein Dach über Euch und einen Topf mit Thee in Ausſicht habt,“ brummte Jack — „es giebt Plätze, wo es ſchlechter iſt wie hier.“ —

„Und lebt Ihr hier ganz allein?“

„Hab' ich Euch ſchon gefragt, ob Ihr allein reiſt?“

„Hm — Nichts für ungut — wußte nicht, daß Euch die Frage unbequem war.“

„Die Frage war's nicht — nur der Frager,“ ſagte Jack trocken, nichts deſto weniger dabei aber ſeine Vorbereitungen zu der verſprochenen Mahlzeit fortſetzend. Er kletterte dazu an dem einen Eckpfahl ein Stück in die Höh, wo er auf höchſt ſinnreiche Weiſe ein Säckchen mit Thee und ein anderes mit Zucker — beides ein paar unentbehrliche Lebensmittel im Buſch — verſteckt hatte, und ſah dann unter der Aſche nach dem letzt gebackenen Damper, den er vollſtändig gahr fand, aber wieder mit Aſche bedeckte.

Der Fremde wußte nicht, was er aus dem rauhen Weſen ſeines Wirthes machen ſollte, aber mit derartigen Buſchleuten ſchon von früherher bekannt, glaubte er ſich am Beſten bei ihm in Gunſt zu ſetzen, wenn er eben weiter keine Notiz von ihm, und ſich ſelber ſo ungenirt als möglich benahm. Mit einem neben ihm liegenden Stückchen Holz den gerade wieder eingeſcharrten Aſchenkuchen heraushebend, blies er ihn ab, brach ein Stück davon herunter und ſagte lachend:

„Ihr müßt mir's ſchon zu gute halten, Mate, aber ich habe ſchmählichen Hunger, und ſeit den letzten ſechsunddreißig Stunden keinen Biſſen über die Lippen gebracht Werde indeſſen mit dem hier anfangen.“

Jack hatte ihm ruhig zugeſehen, bis er das Brot zum Munde hob, dann ſagte er trocken:

„Nehmt hier lieber Nichts, als was ich Euch ſelber gebe — denn das Brot iſt mit Arſenik gebacken.“

„Den Teufel auch,“ rief der Fremde, deſſen Zähne ſchon durch die braune friſche Kruſte gedrungen waren, indem er erſchreckt vom Boden emporſprang, und das todbringende Brot in die Aſche zurückfallen ließ — „wenn das Eure Gaſtfreundſchaft iſt, Kamerad, mit der Ihr einen armen Verirrten aufnehmt, ſo danke ſie Euch ein Anderer — nicht ich.“

„Ereifert Euch nicht, Mate,“ ſagte aber Jack, ohne ſich auch nur von der Stelle zu rühren — „daß ich Euch noch in der Zeit gewarnt, beweiſt Euch, daß das Brot nicht für Euch gebacken worden. Ihr ſollt nicht an Weizenbrot ſterben, vielleicht eher einmal an — Hanfbrot,“ ſetzte er mit einem trockenen, faſt unheimlichen Lachen hinzu.

Ueber die Züge des Fremden zuckte es von einem wilden Leuchten, und ſein Blick flog forſchend und mißtrauiſch nach dem Antlitz ſeines finſteren Wirthes hinüber. Was wußte der von ihm? Jack aber, ſeine alte Beſchäftigung wieder aufnehmend, und das Feuer mit ſeinem Buſchſchuh etwas mehr dem ſchon blaſenwerfendem Quarttopf zuſchiebend, ſagte mit einem Seitenblick auf den Fremden lächelnd:

„Daß Ihr mich nicht mehr kennt, kann nicht gut ein Grund ſein, daß ich Euch nicht kennen ſollte — oder,“ ſetzte er ſpöttiſch hinzu, „ſeid Ihr am Ende gar nicht Bill Holleck, der ſich für die Poſtbeutel von Ihrer Majeſtät Regierung intereſſirt?“

Der Fremde ſtand kaum einen Schritt von ſeinem Wirth und hatte ihm die rechte Seite zugedreht; nur das Geſicht war ihm zugewandt, aus dem jetzt, trotz aller Gewalt, die er ſich anthat, für einen Moment jeder Blutstropfen floh. Aber es war auch wirklich nur ein Moment; ſeine rechte Hand glitt langſam zu ſeiner Weſte hinauf, und im nächſten Augenblick riß ſie einen geſpannten Revolver heraus. Aber Jack war nicht der Mann, ſich in ſolcher Weiſe fangen zu laſſen; ſchnell wie der Gedanke hatte ſeine eiſerne Hand nicht allein den Arm gefaßt, ſondern ihn auch ſchon in die Höhe gebogen und halb aus der Kugel gedreht, daß Holleck mit einem Schmerzensſchrei vor ihm auf die Knie geriſſen wurde.

Jack's Körper blieb dabei faſt regungslos, und die Waffe aus der machtloſen Hand nehmend ließ er ſeinen Gefangenen frei und ſagte mit einem verächtlichen Lächeln, das über ſein wetterbraunes Antlitz zuckte:

„Gemach, mein Burſche, derartiges Spielzeug iſt nicht für Dich und nun, Bill Holleck, was hinderte mich jetzt, Deinen glücklichen Raub mit Dir zu theilen oder noch beſſer, Dich für Deine freundliche Abſicht auf mein Leben mit gleicher Münze auszuzahlen? Glaubſt Du, wenn ich Dir jetzt eine von Deinen eigenen Kugeln durch das Hirn jagte und das alte Neſt dann über Dir in Brand ſteckte, auch nur eine Seele in der weiten Welt würde nach Dir fragen und forſchen? — Aber ſteh' auf Mann und liege nicht da wie ein krankes Weib — der Flügelknochen wird nicht ganz ausgerenkt ſein, ſetz' Dich nieder zum Feuer und ſei vernünftig. — Glaubſt Du denn, wenn mir an Deinem Tode etwas gelegen wäre, ich hätte Dich nicht den Biſſen vorhin verzehren laſſen? — Narr, ich brauche den lebendigen, nicht den todten Bill Holleck, aber wenn Du Dich brauchbar erweiſen ſollſt, ſo mußt Du ein ander Geſicht ſchneiden wie eben jetzt. Zum Teufel, auch ich hatte Dir Courage zugetraut."

Holleck ſah in das Geſicht ſeines Wirthes, als ob er den freundlichen Verſicherungen noch immer nicht recht traue, aber er ſchämte ſich auch der Rolle, die er hier geſpielt, und ſo viel als möglich gute Miene zum böſen Spiel machend ſagte er, indem er mit ſeiner linken Hand ſein rechtes Schultergelenk drückte und unterſuchte:

„Courage? und was hilft die, wenn man in ein Maſchinenrad geräth und Einem die eiſernen Walzen über die Knochen fahren? Ihr müßt Glieder von Eiſen haben, Einen ſo packen und zurichten zu können, und ich hatte bis jetzt geglaubt, daß es nur einen einzigen Menſchen in der Welt mit ſolcher Kraft gäbe. Der aber ſitzt in Norfolk Island und ſchleppt Steine und eiſerne Kugeln — und doch — wenn ich Euch anſehe — zum Teufel auch Mann, ſeid Ihr Jack Burnett?"

„Pſt, Kamerad," verſetzte der Mann, „wir ſind hier oben freilich ziemlich ungeſtört, aber — beſſer iſt beſſer, und Jack Burnett iſt ein ſo ſehr intimer Freund von mir, daß ich — ſelbſt ſeinen Namen hier nicht laut genannt haben möchte."

„So erklärt mir aber Euer erſtes, faſt feindſeliges Begegnen, das vergiftete Brot, die halbverſteckte Drohung bei Nennung meines Namens.“

„Bah,“ ſagte Jack verächtlich, „was Ihr geſehen, geſchah eben nur durch das Vergrößerungsglas des „böſen Gewiſſens“ wie die Leute ſagen. — Feindſeliges Begegnen? ich habe Euch Thee an's Feuer geſtellt und davon abgehalten, das vergiftete Brot zu eſſen. War das feindſelig? und was die Drohung betrifft — glaubt Ihr, Mate, daß ich einen Nutzen daraus ziehen könnte, Euch anzuzeigen?“

„Aber weshalb habt Ihr das Brot vergiftet?“

„Weil ſo ein paar verdammte ſchwarze Halunken hier in der Nachbarſchaft herumſchwärmen, und mir ſchon ein paarmal, wenn ich hungrig nach Hauſe kam, mein Abendbrot vor der Naſe weggeholt hatten. Das will ich ihnen vertreiben. Wenn die Kerle ſelber Nichts für ſich zu verzehren haben, ſo geht das mich eigentlich Nichts an, aber ich mache ihrem Leiden gleich mit einem Mal ein Ende, und — habe wenigſtens mein Vergnügen daran.“

„Aber ein verdammt gefährliches Experiment,“ brummte Holleck — „wenn ich nun, halb verhungert, Niemanden hier in der Hütte gefunden und unter der warmen Aſche nach Brot geſucht und — das da gefunden hätte?“

„Würde Euch ſehr ſchlecht bekommen ſein, Kamerad,“ ſagte Jack trocken — „aber Ihr kennt auch das alte Buſchgeſetz: keine Hütte zu betreten, wenn der Pflock von Außen vorgeſchoben iſt. — Doch ich denke, wir verſtehen uns jetzt, und zum Beweis daß ich Euch vertraue, iſt hier Euer Revolver zurück. Steckt das Ding wieder ein und — wenn Ihr meinem Rath folgen wollt, zieht es nicht wieder gegen Freunde.“

„Die Sache iſt nur die,“ meinte Holleck, etwas verlegen dem erſten Rath folgend, „daß man ſeine Freunde nicht immer gleich an der Jacke oder am Bart erkennen kann.“

„Ich geb' Euch vielleicht ein anderes Erkennungszeichen,“ entgegnete Jack, mit ſeinem Blick feſt auf ihm haftend. — „Wir ſind Beide ein paar Leute, denen eine kleine Seereiſe — wir wollen nur ſagen bis in den oſtindiſchen Archipel, außerordentlich wohl thun würde, wenn ſie ſich eben auf der geſicherten Baſis eines wohlerworbenen Vermögens zurücklegen ließe. Leider haben wir aber Beide nicht genügend Zeit für den Erwerb, und — wenn ſich von einem Baum die Aepfel eben nicht herunterſchütteln oder pflücken laſſen — nun wofür ſind dann die Aexte da?“

Holleck ſah ſeinen Wirth fragend an, denn er begriff noch nicht recht, was dieſer mit der dunklen Rede meinte, Jack aber, an einer andern Stelle ſeines Feuerherdes die Aſche aufwühlend, fuhr fort:

„Doch das ſind alles Dinge, die wir ſpäter genauer beſprechen. Jetzt iſt's Zeit, daß ich Euch ſatt mache, denn der Thee iſt lange gut und hier habt Ihr Brot dazu, denn weiter kann ich Euch für den Augenblick Nichts bieten — der verdammte Schäfer hat ſeine Heerde über den andern Berg hinübergetrieben, und es iſt ein nichtswürdiger Weg durch die Schlucht nebenan, um ſich ein Stück Fleiſch zu holen.“

„Und das Brot hier —“

„Könnt Ihr ruhig verzehren, Mate,“ lachte Jack, „'s iſt nicht geſalzen, wie das andere da, das wir indeſſen wieder als Falle für neue, ungebetene Beſuche aufſtellen wollen — und nun eßt, denn Ihr habt lange genug gefaſtet.“

Holleck ließ ſich nicht zweimal nöthigen, und erſt, nachdem er die reichliche Hälfte des einen Dampers verzehrt und noch ein zweites Quart Thee — ein trauriges Getränk von Regenwaſſer und dem ſogenannten stock and rider tea — hinuntergegoſſen hatte, thaute er wieder auf. Bei dem zweiten wurde er ſogar geſprächig, und erzählte jetzt dem neugefundenen Freund, dem er ja doch nichts Weſentliches mehr zu verheimlichen hatte, die letzten Vorgänge in Sydney, die ihn, ſeiner Sicherheit wegen in die Berge getrieben, aber ſelbſt hier noch jeden Augenblick den langen Arm des Geſetzes hinter ihm her ſenden und ſein Verderben beſiegeln könnten.

Jedenfalls mußte er ſich aus dem Weg halten, bis die Sache ein wenig verraucht war, und nirgends konnte er das leichter wie gerade hier. Gab es doch Hunderte von Goldgräbern, die einſame Schluchten und Hänge aufſuchten, um dort ihre Arbeiten zu beginnen. Ja ſogar heimlich und in der Nacht kamen ſie zu den Proviſions-Zelten, um ſich Lebensmittel zu kaufen, und ſchlichen dann wieder einzeln zu ihren verſteckten Arbeitsplätzen zurück — nur damit Niemand erführe wo ſie ihre Schätze grüben. Wem wäre da der Einzelne aufgefallen oder verdächtig vorgekommen, der ſich allein und abgeſchieden in den Bergen hielt.

Aber Jack, der entflohene Sträfling von Norfolk-Island hatte andere Pläne als die, ſich nur verſteckt und aus der Bahn zu halten. Er wußte daß ihnen das auf eine Zeit gelingen würde, daß aber, durch zu lange Sicherheit vertraut gemacht, ein einziger unglücklicher Moment jahrelange Mühen über den Haufen werfen könne, und eine ſolche Gefahr durfte nicht ruhig erwartet, ſie mußte vermieden werden. Nur eines kühnen Genoſſen bedurfte es dazu, um die Mittel zu einer erfolg-ſicheren Flucht aus Auſtralien zu beſchaffen, denn Jack konnte nicht allein fort. Aber die ganzen gegenwärtigen Verhältniſſe des Landes ſchienen dem Plan, dem er ſchon lange vorgearbeitet, faſt auf halbem Wege entgegenzukommen, ja ſogar immer kühner und keder baute er ſeine Luftſchlöſſer in die Wolken hinein.

Die rechte Perſönlichkeit hatte ihm bis jetzt noch dazu gefehlt, ein gleichgeſinnter Kamerad, der die Führung eines Schiffes verſtand, und den fand er in Holleck.

Uebrigens war er nicht der Mann, eine einmal erfaßte und als möglich erfundene Idee lang hinaus zu ſchieben, und Holleck ſah ſich zu ſeinem Erſtaunen, nach kaum beendigtem Mahle, von ſeinem Wirth ſchon aufgefordert, ihn zu einer andern Hütte zu begleiten, wo er einen „alten Kameraden“ finden würde Weiteres hielt er noch nicht für nöthig ihm zu ſagen, und ehe zehn Minuten vergingen waren beide Männer unterwegs, den Hang hinab einer anderen Felſenſchlucht zuſteigend, durch welche ein dürftiges Bergwaſſer ſeine mühſelige Bahn zu Thal ſuchte.

Schon neigte ſich die Sonne den fernen blauen Bergwänden zu, die hier oben den phantaſtiſch ausgezackten und nicht unmaleriſchen Horizont bildeten, als ſich das bis dahin öde und einſame Plateau wieder belebte. Diesmal aber waren es nicht Europäer, die ihren Weg verloren, oder die der Durſt nach Gold in dieſe Einöde getrieben, ſondern ein kleiner Trupp von Schwarzen auf der Wanderung — dieſelben, denen wir ſchon auf Mr. Sutton's Station begegneten.

Voran gingen zwei junge Burſche, nackt, und nur der eine von ihnen mit einem Strick feſt um die Taille und einem anderen dünneren Band um die Stirn gebunden, Beide aber mit einem langen Speer in der linken, und einem kurzen gewichtigen Waddie in der rechten Hand.

Sie ſchienen vorausgeſchickt zu ſein um zu recognosciren, denn der Wilde wie das Wild betritt nicht gern eine Lichtung, ohne ſich vorher überzeugt zu haben, daß Alles ſicher iſt und kein Feind im Hinterhalt lauert. Die beiden jungen Burſchen — immer ſprungfertig, um bei dem geringſten Anzeichen von Gefahr den ſchützenden Buſch wieder zu erreichen, glitten von verſchiedenen Seiten auf das Haus zu, und während ihr umherſchweifender Blick den offenen Raum beſtrich, der um die Wohnung lag, waren ſie völlig geräuſchlos nahe genug hinan gekommen, um durch die zahlreichen Spalten der Rindenwände einen Blick in das Innere zu gewinnen. — Aber Alles lag ſtill und todt — nur der leichte, kaum ſichtbare Rauch, der noch von den faſt zu

Kohle gebrannten Holzſtücken aufſtieg, verrieth, daß Menſchen überhaupt den Platz bewohnten — aber wo waren ſie jetzt?

Der harte und rauhe Boden erzählte wenig von den Spuren, die ihm ſelbſt der ſchwere Buſchſchuh eingedrückt, aber dieſe Söhne der Wildniß verlangten auch keine große und deutliche Schrift; wo ihnen ein aus ſeiner natürlichen Lage geſchobener Stein, ein einziger in den Sand gedrückter Nagel bald ſo viel verrieth, als ſie zu einer Feſtſtellung des Thatbeſtandes brauchten. Zwei Männer hatten den Platz vor kurzer Zeit verlaſſen — die Spur führte nach dem Hang — dort hatten die Schuhe tief in den weichen, nachgebenden Boden eingegriffen, und die Spur führte in das Thal hinab.

Wenige Minuten ſpäter hatten die Schwarzen das Plateau wieder erreicht und ihr leiſes und vorſichtig ausgeſtoßenes „Ku—ih“ rief in der nächſten Secunde ſchon die Genoſſen herbei, die immer noch ſcheu nach der Hütte hinüberſchauten. Die Furcht vor den Weißen und ihren Feuerwaffen verließ ſie keinen Augenblick, und doch bohrte ein anderes Gefühl in ihnen, noch mächtiger als die Furcht, und feſſelte ihren Fuß an die Stelle — der Hunger.

Wo Weiße lagerten oder ihre Wohnung hatten, da bewahrten ſie auch jedesmal Lebensmittel auf, die ſie einander auf ſo ſchlaue Weiſe mit Karren und Pferden zuführten. Das Haus hier barg vielleicht einen Vorrath — die Eigenthümer waren fern — ſollten ſie die verführeriſche Gelegenheit unbenutzt verſtreichen laſſen?

Der junge Burſche mit dem alten abgetragenen Frack war der Erſte, der einen Eingriff in das Recht der Fremden beging, denn kaum hatte er von den beiden Spähern gehört, wohin die Spuren führten, und ſich ſelber von außen überzeugt, daß die Hütte unbeſetzt ſei, als er den Pflock von der Thür zog und den Kopf hineinſteckte. Einer der Erſten wollte ſich jetzt an ihm vorbei- und hineindrängen, aber das ließ er nicht geſchehen. Mit Arm und Fuß ſchob er ihn zurück, und glitt jetzt, wie eine Schlange, pfeilſchnell auf den Feuerplatz zu, deſſen Aſche er — unbeachtet ſeines dagegen empfindlichen Kleidungsſtückes, mit beiden Armen durchwühlte, ehe ihm die Anderen zuvorkommen konnten.

Wiſſen doch dieſe ſchlauen Burſchen immer ganz genau, wo die Anſiedler ihre Lebensmittel gewöhnlich aufbewahren oder ſelbſt verſtecken, und ſelten kann vor ihnen etwas geheim und ſicher gehalten werden. Die warme Aſche des Feuers war aber außerdem noch der gegebene ſtete Platz zum Aufbewahren des Brotes, und während der im Frack mit ſeinen jetzt grau beſtäubten Aermeln triumphirend ein friſch angebrochenes Brot hervorholte, hatten die beiden anderen Burſchen ebenfalls die von Holleck übrig gelaſſene Hälfte des andern entdeckt und raſch für gute Beute erklärt. Weiter ſahen ſie ſich im Hauſe nicht um — was ſonſtiges Eigenthum der Weißen betraf, ſo konnten ſie es einestheils nicht gebrauchen, oder wären auch, ſelbſt wenn es ihnen hätte nützen können, zu leicht dadurch der Gefahr ausgeſetzt geweſen entdeckt zu werden, denn wo hätten ſie es an ſich verſtecken wollen?

Die Frauen und Mädchen hatten indeſſen das offene Plateau noch gar nicht betreten, ſondern am Rande der Lichtung gewartet, bei dem geringſten Geräuſch, bei dem Schrei eines Kakadu oder dem leiſen Flattern einer wilden Taube ſchon für das Leben ihrer Freunde fürchtend. Jetzt kamen dieſe zurück und raſch wurden die beiden Brote vertheilt und in die verſchiedenen Netze geworfen, um an dem nächſten Lagerplatz in aller Ruhe und Sicherheit mit noch etwas gefundenem Wattelharz und einigen geröſteten Engerlingen verzehrt zu werden.

Nur die Alte in Kleid und Hut vermochte ihre Gier nicht zu bezähmen, verſchlang mehr als ſie es aß, das ihr zugefallene Theil gleich auf der Stelle und bettelte dann noch ihrem Sohn im ſchwarzen Frack ein Stück von dem ſeinen ab.

Einer der jungen Burſchen hatte aus der Hütte auch noch einen Feuerbrand mitgebracht, den er in der Luft ſchwang, um ihn in Gluth zu halten. Damit zog ſich der kleine Trupp jetzt wieder den Hang an einer Stelle hinab, wo er nur eine leiſe, kaum bemerkbare Abdachung zeigte und dieſen Ausläufer bis hinab zu dem Waſſer des Turon niederdehnte. Wäre Bahn durch den Wald gehauen geweſen, ſo hätte man von dort unten aus mit einem beladenen Wagen bis hier herauf fahren können.

Die Eingeboren gingen aber nicht weit. — Noch hatten ſie das Plateau kaum zehn Minuten verlaſſen, als die alte Frau plötzlich über Unwohlſein klagte, am Boden niederkauerte und ſich krümmte und winſelte. Der Sohn wollte ſie aufnehmen und eine Strecke tragen, denn die beraubte Hütte ſchien ihnen hier noch zu nah, aber die geringſte Bewegung verurſachte ihr furchtbare Schmerzen. Eine halbe Stunde verging und während die anderen Schwarzen ſie in ſcheuer Furcht umſtanden, weil ſie in allen Krankheiten den böſen, unheilvollen Zauber eines Feindes ſehen, wand ſich das arme unglückliche Geſchöpf in dem dürren Laub und ſcharfen Quarzgeſtein, riß ſich ihren unheimlich ausſehenden Kleiderputz vom Leibe und ſtöhnte, ächzte und ſchrie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Das war der ſtarke Zauber des Weißen, dem ſie das Brot geſtohlen hatten, und eingeſchüchtert von der mächtigen Wirkſamkeit deſſelben riſſen es zuerſt die Frauen aus ihren Netzen und warfen es von ſich, und dann zuletzt angeſteckt von der Furcht, eben ſo die Männer, während die Hunde gierig darüber herfielen und es verzehrten. — Aber der Fluch wich nicht von der Unglücklichen. Immer kläglicher wurde ihr Stöhnen, das zuletzt in ein lautes Kreiſchen und Heulen ausbrach, und die unglücklichen Menſchen, die ſie umſtanden, konnten Nichts für ſie thun — nicht einmal ein Gebet hatten ſie für ſie. Kannten ſie ja doch keinen Gott, und fürchteten nur die böſen Weſen und Ungeheuer, die in der Sandwüſte des Innern hauſen und Denjenigen mit ihrem giftigen Athem anblaſen, auf den der Zauber gelenkt worden iſt.

Es war eine entſetzliche Scene, das jammernde Weib auf dem Boden, von einzelnen Fetzen des europäiſchen lichten Kleides umhangen, zwiſchen denen ſich die abgemagerten ſchwarzen Glieder wanden und reckten, und darum her die ſcheuen Kinder des Waldes, die in den Schmerzen der Gefährtin die Gewalt des böſen Geiſtes ſahen, und von Furcht und Mitleid an die Stelle gefeſſelt nicht zu fliehen wagten.

Nur Einer trat nicht ſcheu von der „Heimgeſuchten" fort, ſondern kniete neben ihr nieder, weinte und klagte mit ihr, raufte ſich das Haar, wand ſich auf dem Boden und ſtöhnte und wimmerte, als ob in ſeinen eigenen Eingeweiden das Gift wühle, *das die Mutter erfaßt hatte. Er war der Sohn, der arme Teufel* in ſeiner lächerlichen europäiſchen Kleidung, in der ganzen Wildheit ſeines Schmerzes, ſeiner Verzweiflung.

Aber die Furcht der Eingeborenen wurde noch erhöht, und ſteigerte ihre Ueberzeugung, daß ſie es hier mit einem jener gräßlichen überirdiſchen Weſen zu thun hätten, faſt zur Gewißheit. Die mageren Hunde nämlich hatten die weggeworfenen Brotſtücke kaum aufgefangen und verſchlungen — ja, ſich noch darum gebiſſen, denn ſo viel Nahrung war ihnen in vielen Monden nicht geworden, und ſchon krümmten ſich drei von ihnen ebenfalls auf dem Boden, bekamen Krämpfe, während ihnen der weiße Schaum vor dem Rachen ſtand, knirſchten mit den Fängen und verendeten zuletzt röchelnd zwiſchen den von ihrem Schaum und Blut bedeckten Steinen.

Da flohen die ſchwarzen Frauen kreiſchend und heulend in den Wald — wohin wußten ſie ſelber nicht, nur fort, fort von dem furchtbaren Schauplatz des Entſetzlichſten — die Männer, den Feuerbrand wieder aufgreifend, folgten ihnen, und nur der Sohn blieb bei dem zuckenden Körper zurück, rathlos auf Rettung ſinnend, und all' ſeine einfachen und nutzloſen Gegenzauber anwenbend, um den mächtigen Teufel zu bannen, der den Körper der Unglücklichen in ſeinen Netzen hielt.

Plötzlich zuckte ein verzweifelter Gedanke durch ſein Hirn. Noch war Rettung möglich — die Weißen, die da oben wohnten und den Zauber vollbracht hatten, ſie konnten helfen, indem ſie die Formel ausſprachen, die der Mutter das Leben wiedergab. — Und wenn ſie ihn ſtraften des geſtohlenen Brotes wegen, was that's? Wollt' er es doch gern dulden, wenn er nur die vom Teufel Erfaßte retten und von ihrer Qual befreien konnte.

Der Abend dämmerte — die Sonne war hinter den letzten lichtblauen Bergen eben untergeſunken, deren ausgezackte Conturen ſie mit einem zauberiſch ſchönen und blendenden Band vergoldete, und ſchon ſenkte ſich in die Thäler jener violette Duft, der in dieſem Welttheil unmittelbar der Nacht vorausgeht. Jetzt war es auch möglich die Fremden da oben zu finden, denn vor Nacht kehrte Jeder zu ſeiner Hütte zurück, und nur mit dem einen Gedanken an Rettung faßte der junge Burſch den leichten zuckenden Körper auf und trug ihn faſt im Lauf den Berg hinan und auf das Plateau.

Und Jack war indeß zurückgekehrt, wenn auch ohne ſeinen neuen Freund, den er bei einem der Kameraden für die Nacht ſicher untergebracht hatte. Wie er aber die Hütte betrat und den neuen Raub ſeines Brotes entdeckte, ſtieß er nicht wieder wie ſchon einmal an dem Tag, die entſetzlichſten Flüche und Verwünſchungen aus, ſondern ſchlug jubelnd in die Hände und ſchrie:

„Brav gemacht, Canaillen — richtig die Zeit abgepaßt und die Lockſpeiſe angenommen, wie ein alberner Dingo gleich zum erſten Mal auf die Falle geht. Hoffe die Portion ſoll Euch bekommen, und wer ſie genommen, wird mir die Ehre ſeines Beſuches wohl nicht zum zweiten Male ſchenken."

Noch unterſuchte er die zurückgelaſſenen Spuren in der Aſche, als er draußen einen wunderlichen Laut und Aufſchrei hörte, und raſch in die Höh' und mit dem Revolver nach der Thür ſprang. Jack war nicht der Mann, der ſich hätte wehrlos in ſeiner Hütte überraſchen laſſen. Erſtaunt aber blieb er an der Thür ſtehen, als er die beiden unheimlichen Geſtalten im Zwielicht des dämmernden Abends vor ſich erblickte. Der junge Schwarze hatte ihn jedoch kaum entdeckt, als er heulend auf ihn zuſtürzte, die Sterbende zu ſeinen Füßen niederlegte und nun mit flehender Stimme in zwar etwas gebrochenem, aber ſonſt ganz reinem Engliſch bat, daß er den furchtbaren Zauber von ihr nehmen möge, den er auf ſie geworfen.

„Aha," ſchrie Jack in jubelndem Triumph, „biſt Du eine von den ſchwarzen Canaillen, die mir hier mein Haus umſchleichen und mein Brod ſtehlen, und hat das alte Scheuſal da davon geſchluckt? Wohl bekomm's. Du Halunke hätteſt freilich verdient, daß ich Dir zum Lohn noch beſonders eine Kugel durch den Dickkopf jagte, dann müßte ich Dich und die da aber auch aus dem Weg ſchaffen, daß Ihr mir die Luſt hier nicht verpeſtet, und das wäre der Mühe zu viel. Alſo fort mit Dir, ſchlepp' das Aas in den Buſch hinein, daß es mir hier aus den Augen kommt. Hörſt Du? — oder ſoll ich Dir hier mit der Waffe Beine machen!"

Der Schwarze verſtand nur halb die in Zorn und Hohn herausgeſtoßenen Worte, aber das verſtand er, daß der Sinn kein freundlicher war — daß der weiße Mann ihn fort von ſeiner Thür jagen, daß er der Mutter nicht helfen wolle und daß der furchtbare Feind ſeines Stammes, den er noch immer für den alleinigen Urheber hielt, ſeine Macht über ſie behaupten ſolle. — Und doch lag die Unglückliche in ihren Zuckungen vor ihm; ſchon hatte der Tod ſeine Hand nach ihr ausgeſtreckt, und in Angſt und Verzweiflung warf ſich der arme Wilde jetzt vor dem Engländer auf die Kniee, rang die Hände und bat in den flehendſten Lauten ſeiner eigenen Sprache — wie hätte er in dieſem Augenblick eine fremde reden können, — um Hülfe.

Jack verſtand die Worte nicht, wenn ihm auch der Sinn, mit der furchtbaren Illuſtration daneben, kein Geheimniß bleiben konnte. Er kannte die Furcht der Eingeborenen vor Zauber und böſen Geiſtern, aber es lag ihm gar nichts daran, daß dieſer Fall einem ſolchen außerirdiſchen Weſen zugeſchrieben werden ſolle. Im Gegentheil wünſchte er gerade, die Schwarzen ſollten wiſſen, wem ſie den Tod verdankten, wenn ſie ſeine Hütte wieder zum Rauben betraten, und mit tückiſchem Grinſen ſagte er:

„Hilft Dir nichts, mein Junge. Ich — verſtehſt Du mich? — ich habe einen Zauber in das Brod hineingethan, und wer das iſſet, ja, wer nur Etwas davon berührt, was in dieſer Hütte iſt, muß ſterben, wie die Alte da jetzt gerade vor Deinen Augen ſtirbt. — Und ich helfe Dir auch nicht, und wenn ich's ſelbſt damit könnte, daß ich Dir nur den Finger auf den ſchwarzen Schädel legte. Und jetzt marſch fort mit dem Scheuſal da, oder beim Teufel, ich verliere meine Geduld, und ſchicke Dich hinter ihr her.“

Der Indianer hörte die letzten Worte nicht mehr; der Sinn der erſten war ihm furchtbar klar geworden; ſein Auge haftete ſtier, faſt gläſern auf der vor ihm ſtehenden drohenden Geſtalt, aber es war nicht mehr Entſetzen vor dem Fremden, es war Wuth und Rache, die da herausblitzte, und hätte er irgend eine Waffe bei ſich gehabt, er würde in dem Moment vielleicht nicht einmal den Revolver des Weißen gefürchtet haben. Jack mochte aber etwas Aehnliches ahnen, denn faſt unwillkürlich hob er die todtbringenden Rohre gegen den Unglücklichen. Da ſtieß die Sterbende am Boden einen letzten Schrei aus — ihre Glieder zuckten und ſtreckten ſich, und mit einem wilden Geheul warf ſich der junge Burſche über die Leiche. Aber es war nur ein Moment. Im nächſten griff er den lebloſen Körper in ſeine Arme auf, warf noch einen Blick auf den Mörder und floh dann, ſo raſch ihn ſeine Füße trugen, den Hang hinab in das jetzt vollkommen dunkle und tiefe Thal hinein.

2.

Der Weg zum Goldſee.

Unten am Yukon ging es wild und luſtig zu. Nicht weit von der Mündung des Oakcreek hatte ſich ein kleines Lager gebildet, das in nur wenig Tagen bis zu vierzehn Zelten und zwei Rindenhütten angewachſen war, und wenn die Polizei auch verbieten konnte, daß kein eigentlicher und offener Trinkſtand gehalten wurde, ſo war ſie doch nicht im Stande zu verhindern — und wollte es auch gar nicht — daß ſich die einzelnen Miner ihre Vorräthe an Rum und Cognac ſelber mit heraufbrachten und — wenn es irgendwo fehlte — auch „für Gold und gute Worte“ — einander aushalfen.

Dadurch bildeten ſich aber auch Abends um die Lagerfeuer beſtimmte kleine Gruppen — gewiſſermaßen „Goldfamilien“ — die vielleicht über Tag ganz verſchiedene Intereſſen verfolgt und an verſchiedenen Stellen gearbeitet hatten. Da aber ihre Zelte dicht beiſammenlagen und nicht jedes auch einen paſſenden und bequemen Feuerplatz haben konnte, ſo formten ſich nach einem ſtillſchweigenden Uebereinkommen ſchon nach wenigen Abenden kleine abgeſchloſſene Cirkel, wo man dann an einem lodernden Feuer die verſchiedenen Gerüchte von gewaltigen Goldklumpen, die da und dort gefunden ſein ſollten, beſprach, und Anekdoten oder Begebenheiten des eigenen Lebens bis in die ſpäte Nacht hinein erzählte. — Nur von dem, was jedem Einzelnen hier doch am meiſten am Herzen lag, ſprach Niemand — von dem Erfolg über Tag. — Es frug auch Niemand den Andern deshalb, denn er wußte voraus, daß er doch nur eine ausweichende oder falſche Antwort bekommen würde. Der Ertrag der eigenen

Arbeit war eben ein Geheimniß und wurde als ſolches von Allen anerkannt.

Unmittelbar in dem jetzt vollkommen trockenen Oakcreek und unter der Nordwand des hier ziemlich ſteil aufſteigenden Uferbettes hätte ſich in ſolcher Art ein kleines Lager von Deutſchen gebildet, denn die Nationalitäten hielten ſich, ohne ſich irgend feindlich gegenüber zu ſtehen, doch gern in ihrem „Familienleben“ geſondert von einander, und während ein großer Keſſel mit Hammelrippen und Kartoffeln über dem Feuer brodelte, lagerten die verſchiedenen oft maleriſchen Geſtalten auf ihren Decken am Feuer, und das Geſpräch bildete heute ein fabelhaft reicher Goldſee, der irgendwo in den Gebirgen liegen ſollte und nur einmal von einem Schäfer betreten und entdeckt ſei.

Die Sage ging, daß der Mann damals ein Stück von dem gelben Metalle, daß dort in Unmaſſe zu Tage liege, mitgenommen und erſt Jahre darnach erfahren habe, es ſei wirkliches gediegenes Gold. Vergebens hätte er ſich aber von da ab die größte Mühe gegeben, jenen Platz wieder zu finden. Wie bei unſeren deutſchen Zauberbergen, die auch nur dann und wann einmal irgend einem Glücklichen ihr Thor öffneten und ihm geſtatteten, ſich einen Hut voll Diamanten, Perlen und alte wunderlich geprägte Goldmünzen mitzunehmen, von da an aber, trotz allem Suchen und Anklopfen, nur unerbittlich die harten, nackten Felswände zeigten: ſo ſchien jener Goldſee in die Tiefe verſunken oder der Weg zu ihm wenigſtens verſchloſſen zu ſein. Nur neuerdings ſollte ein Glücklicher den Platz doch wiedergefunden und davon mitgenommen haben, was er tragen konnte, und thatſächlich waren eine Menge von Menſchen auf dies tolle Gerücht hin aufgebrochen, um ebenfalls jene ungemeſſenen Schätze zu entdecken und zu heben.

Schon in unſerem ruhigen Leben daheim, wo Alles ſeinen ſtillen geregelten und feſt vorgeſchriebenen Gang geht, giebt es gar Nichts, mag es noch ſo abenteuerlich und widerſinnig lauten, was nicht eine Anzahl Menſchen fände, die es wirklich glaubten. Und wie ganz anders waren die Verhältniſſe in den neuentdeckten Goldminen jener fernen Welttheile, wo die Phantaſie der Goldgräber ihnen ſchon in jedem friſch gegrabenen Loche die goldenen Schätze vorſpiegelte und keiner von Allen erſtaunt geweſen wäre, wenn er das gediegene Metall ſcheffelweiſe darin gefunden hätte. Er erwartete es eigentlich.

Es läßt ſich denken, daß unter ſolchen Umſtänden die überdies ſtark erregte Phantaſie der Deutſchen bei dieſem Gerücht auf ihrem Culminationspunkt anlangte und das Für und Wider einer ſolchen Möglichkeit nicht mehr ruhig beſprochen, ſondern ſchon mit hitzigem Blute verfochten wurde. Beſonders Feuer und Flamme dafür war ein alter Bekannter von Sutton's Station, der kleine dicke Malchus, der, endlich hier oben angelangt, das Hacken und Graben in dem harten Erdboden gar nicht nach ſeinem Geſchmack fand, und mit Begierde jede ſolche Neuigkeit ergriff, die ihm einen Sack voll Gold mit weiter keiner Mühe in Ausſicht ſtellte, als eben das nöthige Einſammeln und Hineinwerfen.

Auch von Hafften hatte ſich dieſer Gruppe heute angeſchloſſen, da er nach einem kurzen Ausflug in die Minen das Goldſuchen jetzt in einer ganz andern Färbung wie früher ſah, und hier traf er auch zufällig ſeinen alten Bekannten von der Straße wieder, den wunderlichen Fremden, den er damals überholte, und der von den Deutſchen den Spitznamen der „Profeſſor“ bekommen hatte.

Der „Profeſſor“ ſchien ſich aber daraus wenig zu machen. Er hatte ſich, ganz unabhängig von Zelt oder Rindenhütte, ein kleines Reiſighaus, eine Art von Laube gebaut, deren Centralpunkt oben ſein ausgeſpannter Regenſchirm bildete, während darunter wenige Streifen Rinde wie Schindeln gelegt waren und ein vollkommen regenfeſtes Dach bildeten. Ein paar Nächte lagerte er darunter, dann war er plötzlich verſchwunden geweſen, und heute Nachmittag erſt nach einer Abweſenheit von mehreren Tagen wieder zurückgekehrt.

Malchus hätte nun gern aus ihm herausbekommen, wo er geweſen und was er gefunden habe, weil er jeden Menſchen im Verdacht hielt, daß er irgendwo auf einen Schatz geſtoßen, und nichts ſagen wolle. Der „Profeſſor“ aber hatte ihn ſtarr dabei angeſehen, aber gar Nichts geantwortet und den kleinen dicken Bergmann in ſehr üble Laune verſetzt.

Als von Hafften an dem Abend zum Feuer kam, fand er die kleine Geſellſchaft ſchon in einem ſehr belebten Geſpräch, wobei ſie den wortkargen Fremden aufzogen und neckten, und Stoff genug dazu gab er ihnen durch mancherlei: durch ſeine nicht berggerechte Kleidung, beſonders aber durch ſein ganzes abgeſchloſſenes Betragen, mit dem er ſich von der Maſſe ſtets fern hielt, und ſelbſt an ſolchen Abenden ein vertrauliches Nahen nicht geſtattete. Die Leute nannten das natürlich Stolz, hatte er es doch ſogar geſtern erſt ausgeſchlagen ſich mit Malchus „Du“ zu nennen — was ſich manche Menſchen nicht einbilden!

Malchus war überhaupt heute Abend entſetzlich böſer Laune. Ueber Tag hatte er ſich dem Bezahlen der license entziehen wollen und der Commiſſär ihm dafür ſeine Maſchine zerbrochen, hiernach war er im Aerger über die Rumflaſche gerathen, und die Folge davon, daß ſeine Zunge mit ihm durchging.

Sonderbar daß viele Menſchen dann erſt Courage zeigen, wenn ihnen der Spiritus in den Kopf geſtiegen iſt und ihr eigenes Denkvermögen darin vernichtet hat.

Der junge Fremde lag ausgeſtreckt am Feuer, neben dem Photographen, und Malchus hatte ihm gegenüber Platz genommen, was die Unterhaltung etwas erſchwerte, denn da das Feuer gerade zwiſchen den Beiden, oft ziemlich hell aufloderte, mußte der kleine Mann ſtets die Hand dagegen und vor ſeine Augen halten, um einen Blick auf die andere Seite zu gewinnen.

Der junge Fremde war aber ſchon längſt des Geſpräches müde. Er antwortete nicht mehr, was den kleinen angetrunkenen Mann nur noch mehr reizte.

„Sie da — haben Sie mich verſtanden?“ rief er endlich nach ein oder zwei unbeantworteten, hämiſchen Fragen durch die Flamme hinüber, indem er ſeinen Hals, ſo weit das ging, emporreckte und mit der verkehrt gehaltenen Hand ſein Geſicht in Schatten zu bringen ſuchte.

„Aber Malchus,“ ſagte der Photograph beſchwichtigend, „hören Sie endlich einmal auf; wir wollen hier keinen Skandal haben.“

„Laſſen Sie ihn reden,“ ſagte der junge Fremde gleichgültig. „Er wird ſeinen Rauſch bis morgen ausgeſchlafen haben.“

„Sie aufgeblaſener Schwarzkittel Sie,“ ſchrie der Bergmann, von ſeinem Sitz aufſpringend und einen der Brände ergreifend, „wenn Sie mir noch einmal eine ſo unverſchämte Antwort geben, klopfe ich Ihnen die Aſche auf dem Schädel ab, Sie — Sie Profeſſor Sie, und jetzt machen Sie, daß Sie hier vom Feuer wegkommen, oder Gott ſtraf' mich, ich knicke Ihre Spinnfigur wie ein Taſchenmeſſer zuſammen.“

Er wollte dabei mit dem Brand um das Feuer herum gehen, als ihm ein eiſerner Griff das Holz aus der Hand wand, ihn ſelber beim Kragen faßte und ſo unſanft auf ſeinen Sitz zurückdrückte, daß er dort kaum ſein Gleichgewicht bewahren konnte.

„Wollen Sie Frieden halten?“ ſagte von Hafften dabei, indem er den Brand wieder in das Feuer warf, daß die Funken hoch aufloderten, mit ruhiger, aber auch ſo entſchiedener und ſelbſt drohender Stimme, daß Malchus faſt erſchreckt zu ihm aufſah.

„Herr, was gehen Sie meine Streitigkeiten an?“ verſetzte der Berauſchte mit einem letzten Verſuch ſeine Tapferkeit aufrecht zu erhalten.

„Ihre — gar Nichts, aber unſere hier Alles. Den Fremden da, der ſich ſtets ſtill und anſtändig betragen hat, laſſen Sie mir ein für alle Mal in Frieden, oder — es könnte ſein, daß Sie ſich um meine Streitigkeiten zu bekümmern hätten.“

„Hafften hat Recht,“ riefen jetzt die Anderen dazwiſchen. „Wir wollen Ruhe und Frieden am Feuer haben, und wenn Dir das nicht paßt, Malchus, ſo geh' zu Bett. Es wär' überhaupt das Geſcheidteſte, was Du heute Abend thun könnteſt.“

Malchus knurrte dagegen an, aber er fand bald, daß er von keiner Seite mehr unterſtützt wurde, und beleidigt und gereizt warf er ſich wieder am Feuer nieder und drehte der Geſellſchaft verächtlich ſeinen breiten Rücken zu.

Regungslos war indeſſen der Fremde, ſelbſt als der kleine gereizte Burſche drohend gegen ihn anſchritt, in ſeiner ruhenden Lage geblieben. Kein Glied an ihm hatte gezuckt, keine Muskel ſich bewegt, und nur das dunkle Auge mit einer ganz eigenen wilden Gluth nach dem Feind hinaufgeſchaut. So wie aber die Gefahr durch Hafften's Einſchreiten für ihn beſeitigt war, ſtarrte er wieder, wie vorher, gedankenvoll in die Flamme und ſchien ſeine Umgebung bald vollſtändig vergeſſen zu haben.

Es war etwa zehn Uhr Abends, als ſich die Geſellſchaft endlich trennte und jeder ſein Lager ſuchte; der Nachtwind zog kalt und fröſtelnd das Thal herab, und ſie durften auch nicht zu lange ſchwärmen, denn der nächſte Morgen mußte ſie wieder früh bei der Arbeit treffen. Konnten doch Viele kaum das Tageslicht erwarten, das ihnen vielleicht die höchſt geſpannteſte Erwartung erfüllen, oder — ſie nicht etwa enttäuſchen, ſondern nur wieder auf den nächſten Tag vertröſten ſollte.

Von Hafften hatte ein kleines engliſches Zelt mit in die Minen gebracht, ebenſo eine gewöhnliche Seegras-Matratze und ein paar wollene Decken, ein für die Berge wahrhaft luxuriöſes Lager, auf dem er auch vortrefflich und warm ſchlief. Ueberhaupt gehörte er nicht zu denen, welche der erſte Sonnenſtrahl ſchon bei der Arbeit traf. Er ſtand allerdings gewöhnlich mit anbrechendem Tage auf, bereitete ſich aber dann erſt in aller Bequemlichkeit ſein Frühſtück und ſchlenderte nachher behaglich zu ſeiner „Beſchäftigung" hinaus. Er arbeitete auch allein und wurde deshalb von keinem eifrigen Kameraden gedrängt.

Am nächſten Morgen ſollte er aber doch, und zwar auf ganz ungewöhnliche Weiſe, geſtört werden, denn noch war es vollſtändig Nacht, als er ſich plötzlich an der Schulter gefaßt und leicht geſchüttelt fühlte. — Was war das? — Ein in den Minen ſtillſchweigend anerkanntes und ſtreng in Kraft gehaltenes Geſetz war: daß Niemand, wer auch immer, ein fremdes Zelt, ohne Erlaubniß des Inwohnenden, betreten durfte — und ganz beſonders nicht in der Nacht. Niemand fürchtete zwar hier, von einer Anzahl anderer Zelte umgeben, einen Ueberfall; doch aber trugen die Miner ihre Revolver, um am Tage gegen umherſtreifendes Geſindel geſichert zu ſein, oder ſie auch Nachts neben ihrem Lager zu wiſſen. Wenn man ſie auch nicht gebrauchte, gab es doch ein Gefühl der Sicherheit.

Auch Haſſten hatte die ſechsläufige Waffe ſtets neben ſich liegen, und ſein erſter Griff, wie er nur aus dem Schlafe auffahrend, ſein Bewußtſein erlangte, war nach dieſer; aber noch fühlte er die Hand auf ſeiner Schulter und eine leiſe Stimme ſagte:

„Fürchten Sie nichts, Herr von Haſſten, ich bin es — Ihr Reiſegefährte von der Straße, der Ihnen ſeinen Dank für Ihre geſtrige, freundliche Vermittelung abſtatten möchte."

„Aber beſter Kamerad," lachte der junge Mann, der auch die Stimme jetzt erkannte, denn ſehen konnte er noch immer nichts als nur die dunklen ungewiſſen Umriſſe eines Mannes. „Sie haben dazu jedenfalls eine wunderliche Stunde gewählt. Es muß etwa Mitternacht ſein."

„Im Oſten dämmert ſchon der Tag," ſagte der Fremde ruhig, „und ich bin nur deshalb ſo früh gekommen, weil ich Sie einladen wollte, mich zu begleiten. Niemand aber darf uns weggehen ſehen, damit keiner der Richtung folgen kann.“

„Niemand darf uns weggehen ſehen?“ wiederholte Hafften, der erſt jetzt den Schlaf vollſtändig von ſich abſchüttelte. „Beſter Freund, was zum Henker fällt Ihnen denn ein? — Wir wollen doch nicht etwa durchbrennen?“

„Nein,“ ſagte der junge Mann leiſe, — „aber wir wollen zum Goldſee.“

„Zum Goldſee?“

„Bſt! — rufen Sie das Wort nicht ſo laut,“ warnte der Fremde, „denn die Zeltwände ſind nur dünn.“

„Aber ich begreife Sie nicht.“

„Herr von Hafften, Sie haben ſich meiner freundlich angenommen. Sie haben ſich mir die ganze Zeit als ein Ehrenmann gezeigt,“ ſagte der Fremde ernſt, „und ich — hoffe das heute gut machen zu können. Ich kenne jenen Platz, der das Ziel jetzt von Tauſenden iſt — den Tauſende aber auch vergebens ſuchen können.“

„Sie wiſſen, wo der Goldſee liegt?“ entgegnete Hafften, erſtaunt von ſeinem Lager in die Höhe fahrend, denn die über jenen fabelhaften Platz ausgeſtreuten Berichte waren doch nicht ſpurlos an ihm vorübergegangen.

„Ich weiß ihn — aber machen Sie raſch,“ drängte der Fremde, „wir könnten beobachtet werden, und ich möchte uns keiner ſolchen Gefahr ausſetzen.“

Hafften war ganz irre geworden. Er hatte den Fremden bis jetzt nur immer für einen harmloſen und unpraktiſchen Träumer gehalten und ihn deshalb in Schutz genommen. Aber der Mann ſprach in dieſem Augenblick mit einer ſo beſtimmten Zuverſicht, er wußte nicht, was er von der Einladung denken ſollte. Nichtsdeſtoweniger ſprang er von ſeinem Lager auf und war in wenigen Minuten angekleidet.

„Und was nehmen wir mit?“ forſchte er ungläubig, „unſer Handwerkszeug?“

„Wir brauchen heute nichts weiter, als was ich ſchon draußen vor dem Zelte liegen habe,“ lautete die Antwort.

„Und bleiben wir über Nacht?“

„Jedenfalls.“

„Dann muß ich meine Decken mitnehmen.“

„Wenn Sie wollen; aber es iſt nicht nöthig. Wir können uns durch ein gutes Feuer erwärmen.“

„Den Henker auch, die Nächte ſind jetzt verwünſcht kalt.“

„An den Decken haben Sie zu ſchwer zu tragen.“

„Und Lebensmittel?“

„Nahrung müſſen wir mitnehmen. Aber wir haben keinen Augenblick Zeit mehr zu verlieren.“

Hafften war ſehr ordentlich. Er wußte Alles, was in ſeinem Zelt lag, im Dunkeln zu finden, und in wenigen Minuten hatte er zuſammengerafft, was er ſelbſt für die kürzeſte Expedition für dringend nöthig hielt. Einen kleinen Taſchencompaß und ſeinen Revolver ſteckte er ebenfalls zu ſich, und erklärte dann ſeinem wunderlichen Freund, daß er bereit wäre ihm zu folgen. Das Ganze war aber ſo raſch gegangen, der junge Fremde hatte ihn aus einem ſo feſten Schlaf aufgerüttelt, daß von Hafften eigentlich erſt zu recht klarer Beſinnung kam, als er die friſche Morgenluft an ſeiner Stirn fühlte und in dem noch ganz ungewiſſen Dämmerlicht über die großen Kieſelblöcke im Oakcreek wegſtolperte, um von ſeinem Gefährten bald darauf links in die Berge hineingeführt zu werden.

So lange ſie dabei noch Zelte um ſich hatten, ſprach er ſelber kein Wort, als ſie aber das letzte hinter ſich wußten und eben eine kleine flache Schlucht aufwärts ſtiegen, blieb er plötzlich ſtehen und ſagte lachend:

„Jetzt, Kamerad, erklären Sie mir aber auch, wohin wir eigentlich wollen, denn ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, ich habe noch nicht ſo recht begriffen, was wir heute vorhaben."

„Glauben Sie, daß ich es gut mit ihnen meine?" erwiderte da der junge Mann die Frage mit einer andern und ſah dabei feſt in Hafften's Auge. Mochte es das ungewiſſe Licht der Morgens ſein, aber Hafften hatte ſeinen Gefährten noch nie ſo bleich — ſo todtenfarbig geſehen wie gerade heute, und ſeine dunkeln Augen leuchteten dabei von einem ganz ungewöhnlichen Feuer. Aber die Stimme klang herzlich — faſt bittend, und er erwiderte gutmüthig:

„Ja, das glaub' ich feſt."

„Dann vertrauen Sie mir auch," fuhr der junge Fremde leiſe fort, indem er Hafften's Arm ergriff und drückte.

„Aber darf ich nicht einmal wiſſen, wohin wir gehen?"

„Allerdings dürfen Sie das; es ſoll und kann für Sie kein Geheimniß bleiben. So wie wir dieſen Hügelrücken erreichen, der ſich nach links zu mit einer ſcharfen Kante zum Turon hinabzieht, während er nach rechts hinauf zu einem kleinen Plateau ausläuft, ſehen wir ein ausgezacktes Gebirg, das rauh und zerklüftet zwiſchen den übrigen mit Wald bewachſenen Hängen liegt — wir können es, wenn wir ordentlich marſchiren, recht gut in etwa drei Stunden erreichen. — Das iſt unſer Ziel."

„Und dort ſoll jener Goldſee liegen?" ſagte Hafften, noch immer ungläubig mit dem Kopf ſchüttelnd, „lieber, beſter Freund, ſind Sie Ihrer Sache auch gewiß? denn höchſt wahrſcheinlich blos einem Phantaſiegebilde ein paar Tage in dieſen traurigen Bergen nachzuklettern, dazu — muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen — habe ich wirklich keine große Luſt."

„Sehe ich aus wie ein Zweifler?" frug der Fremde, und das dunkle Auge, das er auf Hafften richtete, funkelte durch den dämmernden Morgen.

„Das allerdings nicht," lächelte dieſer, „Sie ſcheinen Ihrer Sache gewiß zu ſein."

„Kommen Sie denn," drängte der junge Mann. „Für mich will ich auch kein Gold — mich zieht Anderes dorthin, aber was Ihr Herz von den gelben Schätzen begehrt, und was Sie ſich aufladen mögen, können Sie mitnehmen. Wir dürfen aber hier nicht länger die Zeit verſäumen, denn die Miner ſind mißtrauiſch, und wenn uns ein anderer Fuß folgte —"

„Aber lieber Freund, wenn Sie ein ſolches Goldneſt wiſſen, und wenn ſo viel davon dort iſt, — weshalb den Anderen nicht auch die Freude gönnen?"

„Kommen Sie, das verſtehen Sie nicht," ſagte der Fremde mit Härte, und noch einen ſcheuen Blick um ſich werfend, ob ſie von Niemandem, ſelbſt hier in dieſer Wildniß geſehen würden, ſchritt er den Hang voran hinauf.

Hafften war ein ganz vortrefflicher Fußgänger, aber er mußte wirklich nach beſten Kräften ausſchreiten, um nur dicht hinter ſeinem wunderlichen Freund zu bleiben. Und der Goldſee? — Die Sache ging ihm wirbelnd im Kopf herum, denn Alle in den Minen, ohne Ausnahme, waren mit dem was ſie um ſich her ſahen, und noch mehr von den Gerüchten, die unausgeſetzt umliefen, und die ſich ſtets mit den extravaganteſten Funden beſchäftigten, dermaßen in Aufregung geſetzt, daß der Goldſee, oder vielmehr ein Steinbecken, in dem ſich das Alluvialgold durch günſtige Bodenverhältniſſe zuſammengeſchwemmt habe, nur den höchſten Gipfel ihrer phantaſtiſchen Hoffnungen bildete. Unmöglich war es auf keinen Fall, denn wie außerordentlich reich dieſe Gebirge an Gold ſeien, hatten die letzten Wochen zur Genüge gezeigt. Wenn nun das edle Metall, das vielleicht ſeit Jahrtauſenden nach allen Richtungen hin ausgeſtreut geweſen, durch eine einzige, paſſend dazu gelegene Steinwand in einer großen Ader aufgehalten worden war, ſo konnten ſich allerdings in einem Becken Schätze angehäuft haben, die den Glücklichen, der ſie entdeckte, zum reichſten Manne der Erde machten.

Der Fremde hatte ſich außerdem, wie Haſſten ſchon früher aus ſeinem eigenen Munde wußte, viele Jahre in dieſen Bergen aufgehalten und ihre Hänge nach allen Richtungen hin durchſtreift. Er mußte, nach der ganzen Art wie er hier oben gelebt hatte, außerdem wohlhabend und nicht auf den Erwerb des Goldes angewieſen ſein — daß er Niemand Anderem den reichen Platz verrathen wollte, konnte ebenfalls recht gut ſeinen Grund darin finden, daß er von den Minern, ſeines ſtillen, abgeſchloſſenen Weſens wegen, eben nicht freundlich behandelt, ja oft ſogar geneckt und verſpottet wurde. Nur Haſſten hatte ſich immer gleich freundlich und nachſichtsvoll gegen ihn gezeigt, und Alles ſprach dafür, daß er ihm jetzt ſeine Dankbarkeit beweiſen wollte.

Außerdem war er ungemein neugierig auf den Platz ſelber — und wenn er ſich nicht ſo reich erwies, — wie er feſt glaubte — nun was that's, ſo war es eben ein Spaziergang in die Berge hinein geweſen, deren wildeſte Partien er jetzt kennen lernen ſollte. — Und wie ſich die Deutſchen unten im Lager den Kopf zerbrechen würden, wohin ſie Beide ſo bei Nacht und Nebel verſchwunden wären! — Der erſte Gedanke blieb dann jedenfalls, daß ſie irgend einen reichen Platz gefunden hätten, den ſie heimlich zuſammen bearbeiten wollten. Malchus ärgerte ſich gewiß am Meiſten darüber, denn gerade er, als Bergmann, der ſich immer etwas auf ſeine Kenntniſſe eingebildet, hatte jetzt an zwei Orten hinter einander ſeine Arbeiten begonnen, die ihm nicht einmal drei Shilling den Tag abwarfen — und wenn ſie jetzt, nach nur kurzer Abweſenheit mit Gold beladen zurückkehrten!

Alle dieſe Gedanken zuckten ihm, während er ſeinen geheimnißvollen Freund den Hang hinauf folgte, herüber und hinüber durch das Hirn, und nur mechaniſch ſah er dabei dann und wann nach ſeinem Compaß, um gleich von Haus aus ſeiner Richtung gewiß zu ſein, denn er fürchtete Nichts ärger auf der Welt — und das wohl mit Recht — als ſich in dieſen öden Bergen zu verirren. Wer hier ſeine Bahn verfehlte und auf das angewieſen blieb, was ihm der Gummwald bot, mußte, wenn er ſich auch eine kurze Zeit vielleicht mit Wattelharz am Leben erhalten konnte, rettungslos zuletzt verſchmachten. Und wie Viele hatten ſchon ein ähnliches furchtbares Ende in dieſer Wildniß gefunden!

Sein Begleiter und Führer ſchien aber in der That nicht zu viel verſprochen zu haben, wenn er behauptete, daß er dieſe Berge kenne. Nicht allein ſeine gerade Richtung hielt er im Ganzen bei, ſondern benutzte auch jede Erleichterung, die ihnen hie und da das Gebirge ſelber bot, und nach kaum einer halben Stunde allerdings angeſtrengten Steigens hatten ſie den Hügelkamm erreicht, von dem aus ſie einen freien Blick nach Oſten hinüber gewannen.

Und in dem Augenblick ſtieg dort drüben, über dem ausgezacktem Grat der nächſten Bergreihe, die glühende Sonnenſcheibe empor, und warf durch die dünnen Morgenſchwaden einen faſt unheimlich fahlen Schein über die weite Berglandſchaft, die von hier oben aus faſt einem Meere mit rieſigen Wogen glich.

„Und das iſt der Gebirgszug, den wir aufſuchen wollen?“ frug Hafften, als er ſah, daß ſeines Begleiters Blick wie ängſtlich forſchend an jener Kette hing. — „Sie haben doch nicht etwa den richtigen Weg verfehlt?“

Sein Begleiter antwortete ihm gar nicht; noch immer ſtarrte er, wie zweifelnd, nach den fernen Bergen hinüber, und Hafften fing ſchon an ſich unbehaglich zu fühlen, denn wenn Jener begann von hier ab ſeinen Weg zu ſuchen, war es mit dem Finden eines beſtimmten Platzes in dieſer Bergwildniß eine höchſt mißliche Sache. Aber er ſchien das umſonſt gefürchtet zu haben.

„Dort!“ rief der junge Mann plötzlich, indem er ſeinen Arm faſt genau gegen die, eben ſich vom Horizont ablöſende Sonne ausſtreckte — „dort — das Licht hatte mich geblendet — und nun fort — daß wir unſere Zeit hier nicht länger verträumen.“ — Und ohne weitere Zuſtimmung abzuwarten, lief er mehr als er ging den Hang hinab, ſo daß Hafften wirklich Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten. War doch der Boden hier auch nichts weniger als eben, und überall lagen ihm wild zerſtreute Quarzblöcke im Weg, die hier über den Hang geworfen ſchienen, als ob es einmal eine ganze Woche weiter Nichts als derartige Steinbrocken geregnet hätte.

So ging es fort bis ſie den nächſten Thaleinſchnitt erreichten, durch welchen wieder in der Regenzeit ein jetzt freilich vollkommen trockener Bergbach ſtrömte, und hier erſt mäßigte der Fremde ſeinen Schritt, ja ſchien ſogar mit aller nur erdenklichen Vorſicht weiter zu rücken. Allerdings lag auch die Möglichkeit vor, daß ſie in dieſer einſamen Gegend vereinzelte Goldwäſcher finden könnten. Es gab noch immer eine Menge von Neuangekommenen, die den Glauben nicht aufgegeben hatten, aus Steinſpalte und Felſenriß, vielleicht mit ihrem Taſchenmeſſer, ein Vermögen heraus kratzen zu können, und erſt wenn derartige Leute Wochen lang in den Bergen herumgeſtiegen waren und, meiſt immer, in dieſer Art gar Nichts gefunden hatten, gaben ſie es auf und begannen die allerdings viel mühſamere aber doch auch viel ſichere Art der Arbeit mit Schaufel, Spitzhacke und Waſchmaſchine.

Dazu brauchten ſie freilich Waſſer, und hätten hier oben in der vollkommen trockenen Rille nichts ausrichten können. Nur Einzelnen jener Abenteurer konnten ſie deshalb hier begegnen, und die vor allen Anderen, wie auch Hafften wußte, mußten ſie zu vermeiden ſuchen, denn gerade dieſe hatten keinen beſtimmten Arbeitsplatz, keine begonnene und gewiſſe Beſchäftigung, und waren jeden Augenblick bereit irgend einer Spur, auf der ſie Gold witterten, zu folgen.

Wenn aber auch über Tag Einzelne umherſtreiften — und eine Anzahl mit ſchweren Hämmern oder Brechſtangen zerſchlagene Quarzblöcke verrieth ihre Spur — ſo mußten ſie ſich doch jedenfalls Nachts wieder zum Turon hinabziehen, denn hier oben gab es keinen Tropfen Waſſer. In dem Fall war es aber auch heute noch zu früh, ihnen jetzt ſchon zu begegnen, und als ſich die beiden Männer endlich überzeugt hatten, daß kein menſchliches Weſen in dem unteren Einſchnitt herumkrieche und vielleicht veranlaßt werden könne ihnen zu folgen, oder ſie wenigſtens von Weitem zu beobachten, kreuzten ſie den Einſchnitt, kletterten auf der anderu Seite erſt wieder eine Strecke ſteil hinauf, bis ſie von den Büſchen verdeckt wurden, und hielten erſt dann an dem Hang ſchräg auf, um in dieſer Richtung allmählich und leicht den Gipfel zu erreichen.

Aber wie zog ſich das noch in die Länge, und wie öde, wie furchtbar öde war der Wald, dem der Engländer mit Recht den Namen von „Nimmergrün“ gegeben hat. Nicht einmal Schatten werfen die grauen, in der leichten Morgenluft nur klappernden, nicht rauſchenden Blätter, die mit den Stengeln ſenkrecht am Zweig ſitzen, als ob ſie s nicht über's Herz bringen könnten, dem ausgetrockneten Boden auch nur einen Tropfen befruchtenden Regens zu entziehen.

Haſſten wurde müde. Die Zunge klebte ihm am Gaumen und auf ſeinen Gliedern lag es wie Blei — eine nicht ungewöhnliche Erſcheinung bei vielen Menſchen, die ſich, wenn ſie in eine höhere Atmoſphäre hineinſteigen, im Anfang gedrückt und ermattet fühlen. Sein Begleiter dagegen ſchien das Wort Müdigkeit gar nicht zu kennen; er war immer voraus, und ſprang bald rechts, bald links ab, um hier auf einen Felsblock, dort auf einen umgeſtürzten oder halb niedergebrochenen Gumrieſen zu klettern, und das benachbarte Terrain von dem erhöhten Standpunkt aus zu recognosciren. Auch ſein früheres ſtilles, ja faſt ſchwermüthiges Weſen hatte ihn verlaſſen, ſein Auge den ſo dunklen Schein, ſeine

Wange ihre bleiche Farbe verloren, und lächelnd blieb er endlich ſtehen, ſah ſich nach ſeinem mühſam hinter ihm drein keuchenden Begleiter um und rief:

„Nur noch wenige Minuten Geduld, mein lieber Freund, dann führe ich Sie auch zur Belohnung an meine Ciſterne, und wir wollen dort in aller Bequemlichkeit raſten und frühſtücken.“

„Das iſt geſcheidt,“ ſagte Haſſten, indem er ſtehen blieb und ſich den Schweiß von der Stirn wiſchte — „alle Wetter, mir iſt warm geworden. Aber haben Sie hier oben eine Ciſterne angelegt?“

„Ich nicht; aber Mutter Natur,“ lachte ſein Begleiter. — „Sehen Sie den großen Stein da vor uns? — gleich zwiſchen den beiden Stringybarkbäumen durch?“

„Er hat Aehnlichkeit mit einem Sarg.“

„Derſelbe — kommen Sie nur noch bis dorthin, und ich zeige Ihnen ein Wunder, das allein ſchon der Mühe lohnte, hier heraufzuklettern.“

Haſſten hätte ſich am Liebſten gleich hier erſt einmal ausgeruht, da aber die Entfernung bis zu dem bezeichneten Steine ſo gering war, raffte er ſich noch einmal auf, und nach kaum zehn Minuten hatten ſie denſelben auch erreicht.

„So — aber nun keinen Schritt weiter,“ rief der Deutſche, indem er ſein Bündel ab- und ſich ſelber in den kühlen Schatten des Steines warf, „bis wir uns erſt wieder erholt und geſtärkt haben. Die Kletterei ſoll denn doch wahrlich der Böſe holen!“

„Aber wir ſind noch nicht oben,“ lächelte ſein Begleiter, „und haben das ſchlimmſte Stück eigentlich noch vor uns.“

„Das ſind vergnügte Ausſichten,“ ſtöhnte von Haſſten, „wenn ich aber eine Weile geraſtet habe, ſteh' ich weiter zu Dienſten jetzt zapfen Sie indeſſen nur vor allen Dingen Ihre Ciſterne an denn wenn das Waſſer da oben in dem Stein ſein ſollte, ſo ſieht's verwünſcht bös damit aus. Dort hinauf können wir gar nicht ohne eine Leiter — und mir vertrocknen die Lippen.“

Der junge Mann erwiderte Nichts, nahm aus ſeiner Taſche einen jener kleinen ledernen Jagdbecher und fuhr damit in einen der Riſſe oder Spalten hinein, die der Felsblock da unten hatte. Gleich darauf zog er den Becher gefüllt zurück und ſagte:

„Nun trinken Sie, — aber vorſichtig, Kamerad, denn das Waſſer iſt eiskalt und der kühle Trunk könnte Ihnen ſchaden.“

„Eiskalt in der Sonnengluth?“

„Verſuchen Sie nur.“ —

„Beim Himmel, ein wahrer Nektar,“ rief Haſſiten, wie er den Becher kaum an die Lippen geſetzt — „aber wie, um Gottes willen, iſt das möglich?“

Der Fremde ſah ihm lächelnd zu, wie er mit durſtigem Zuge das Labſal hinabſchlürfte, und ſagte dann:

„Ich ſehe, Sie ſind mit meiner Ciſterne zufrieden. Aber ſo wunderbar die Sache ausſieht, ſo einfach iſt ſie, nachdem mich der Zufall die Entdeckung davon machen ließ. Dieſer ganze koloſſale Stein muß jedenfalls hohl ſein, oder doch wenigſtens eine Höhlung haben, durch welche das Waſſer in einen unteren Behälter ſickert und hier ſo kühl und friſch bleibt, wie in einem Eiskeller.“

„Aber wie in aller Welt haben Sie den Platz gefunden? denn neben dem Stein hier könnte ein Menſch verſchmachten, und hätte keine Ahnung, daß ihm die Rettung in Armes Bereich läge.“

„Ich kam einſt hier an dem Hang entlang,“ ſagte der Fremde, „als ich einen Emu ſah, der den Kopf dort hineingeſteckt hatte, als er aber meinen Schritt auf den Steinen hörte, ihn raſch zurückzog und den Berg hinablief. Als ich näher kam und den Platz unterſuchte — denn ich konnte mir nicht denken was der ſonſt ſo ſcheue Vogel mit dem Kopf unter dem Stein gemacht haben ſollte, fand ich ein paar friſche Tropfen Waſſer auf dem Fels, die ihm jedenfalls von den Schnabel geträufelt waren, und mit dem Arm jetzt vorſichtig hineinfühlend, entdeckte ich dieſe Ciſterne, die ſicherlich mehre Eimer Waſſer halten muß."

Er hatte ſich, noch während er ſprach, ſelber einen Trunk geholt, und erſt einmal den Durſt geſtillt, ſo holten die beiden Wanderer jetzt auch ihre Lebensmittel hervor und ſtärkten ſich zu dem Weitermarſch, der, wie der Führer verſicherte, von hier aus, wenn auch auf ſehr rauhem Wege, kaum noch eine Stunde Weges betragen konnte.

Hafften hatte ſeinen Begleiter dabei noch nie ſo heiter — ja faſt von einer wilden Luſtigkeit geſehen, mit der er Züge aus ſeinem eigenen Leben erzählte und zugleich von einem wunderbar ſchönen Frauenbild ſprach, das er merkwürdiger Weiſe immer wieder in ihren heutigen Marſch hineinflocht, und deſſen Hand, wie er meinte, ſie ihrem Ziele entgegenführen ſollte.

Hafften ſagte lächelnd: „Eine ſo liebenswürdige Schöne würde ſich ſehr ungemüthlich zwiſchen dem Felsgerölle fühlen, und ſo gern ich in Damengeſellſchaft bin, ſo bedaure ich gar nicht, Ihr Wunder von Liebenswürdigkeit heute nicht bei uns zu haben, denn wir würden ſie nur abwechſelnd tragen müſſen."

„Die tragen?" rief der Fremde, und ein eigenthümlich fieberhaft hervorſchießender Blick drang dabei nach ſeinem Begleiter hinüber — „Sie ſollten ſie über dieſe Steine tanzen ſehen."

„Wäre jedenfalls ein Kunſtſtück," ſchmunzelte Hafften vor ſich hin — „aber wie iſt es, Kamerad, ich dächte, wir hätten jetzt lange genug geruht, und wenn's Ihnen recht iſt, ſetzen wir unſeren Marſch lieber fort. Je länger wir dort an Ort und Stelle Tageslicht haben, deſto beſſer, und nachdem Sie hier dieſe Quelle ſo wunderbar ſchlau gefunden haben, fange ich wahrhaftig auch an, an Ihren Goldſee zu glauben."

„Fangen Sie an?" wiederholte der Fremde mit einem ganz ſonderbaren, ſpöttiſchen Lächeln, „und ſind doch vorher ſchon den ganzen Berg hier heraufgeſtiegen! Aber wir haben noch Zeit — wir dürfen den Platz vor der Abenddämmerung nicht erreichen.“

„Nicht vor der Abenddämmerung?“ frug Hafften erſtaunt.

„Nein,“ ſagte ſein Begleiter leiſe, „ſie leidet's nicht.“

„Sie? — wer?“

„Pſt — kommen Sie. Wir können von hier aus überhaupt nur langſam vorwärts rücken, denn der Weg iſt ein wenig rauh und Sie ſind an die Felſenpartien noch nicht gewöhnt.“

„Aber hier ſteigt ſich's vortrefflich.“

„Sind Sie ſchwindlig?“

„Nicht außergewöhnlich, hoff' ich, aber ich habe mich in der Art noch nie beſonders verſucht. Haben wir böſe Stellen zu paſſiren?“

„Sie finden vielleicht heute Gelegenheit, Ihre Schwindelfreiheit zu erproben,“ erwiderte der wunderliche Führer, griff ſein Bündel auf und ſtieg wieder mitten in dies wüſte Felſenchaos hinein, in dem von hier ab ihr Weg zu liegen ſchien.

3.

Die Entdeckung.

Was das für ein tolles Gewirre von Steinmaſſen war, das hier ſo wild zerſtreut durch einander lag, als ob ein furchtbares Erdbeben einſt den mächtigen Gebirgsſtock auseinander geriſſen und die einzelnen Felſenbrocken dann gerüttelt und geſchüttelt hätte — gerade wie ein Kind ſeinen neuen Baukaſten auspackt, aufſtellt und dann die Steine wieder ungeordnet in den Kaſten zurückwirft.

Haſſten ſah Felsſtücke, die offenbar einſt — vor Jahrtauſenden vielleicht — ein einziges Stück gebildet hatten, ſo deutlich ließen ſich die gegenſeitig in einander paſſenden Erhöhungen und Vertiefungen erkennen, und jetzt lagen ſie vier, fünf Schritt von einander getrennt, ſo daß man zwiſchen ihnen durchſchreiten konnte.

Und wie merkwürdig ſolche Bergwände den Beſchauer in der Entfernung täuſchen. Als Haſſten dieſe Hänge von dem erſten Hügelrücken aus geſehen hatte, war es ihm vorgekommen, als ob ſie dieſelben ſpielend in etwa einer halben Stunde erreichen könnten. Dann glaubte er ebenfalls an dieſer Seite weiter Nichts als kahles Geröll mit einigen kleinen Steinplatten zu finden, zwiſchen denen ſich nur an einzelnen Stellen ein ſpärlicher Baumwuchs Bahn gebrochen hatte. Und wie ganz anders ſah das jetzt hier aus.

Ein wahres Chaos von Berg- und Felſentrümmern deckte und bildete den Hang, der ſich, jetzt nach Südoſten laufend, immer weiter und mächtiger auszudehnen ſchien, wahrſcheinlich mit dem Hauptrücken der ſogenannten auſtraliſchen Alpen zuſammenhing und jedenfalls einen von der Waſſerſcheide ablaufenden ſpur bildete. Was aber Haſſten das Bedenklichſte ſchien, war, daß ſie hier die Quarzregion faſt gänzlich verlaſſen hatten, und ein Meer von mächtigen Granitblöcken betraten, durch das ſich nur einzelne Porphyradern zogen. Hie und da trafen ſie jetzt auch ſchon auf eine ſteil und jäh abfallende Wand, die ſie mühſam umklettern mußten, und höher, immer höher in dieſe Bergwildniß hinein führte der Fremde den jungen Deutſchen, und ſchien dabei ſeiner Bahn ſo ſicher, daß er an keiner, noch ſo zweifelhaften Stelle zögerte, ſondern bald rechts, bald links in die Spalten und Schroffen hineinſtieg und immer den richtigen Pfad fand, der ſie auch die ſchwierigſten, und jetzt oft wirklich gefährlich werdenden Stellen paſſiren ließ.

Haſſten hatte ſich bis jetzt genau nach der Sonne ſeine Richtung gemerkt, die an dem Morgen voll und klar aufgegangen war; jetzt aber ſchien eine Aenderung im Wetter einzutreten, denn vom Nordweſten her waren dünne Wolken heraufgeſtiegen, die ſich in Streifen zuerſt in das Gebirge hereingezogen und dann tiefer zu ſinken ſchienen, bis ſie ſich über die oberſten Kuppen deſſelben legten und eine Art von Netz darüber warfen. Schon ſah die Sonne wie ein rothglühender Feuerball aus, der an der grauen Himmelsdecke klebte, und mehr und mehr ſchwanden ſelbſt dort ihre Umriſſe zuſammen, bis ſich die Stelle, an welcher ſie ſtand, kaum noch durch einen etwas lichteren Fleck erkennen ließ. — Und jetzt ſchmolz auch dieſer in den dichter und feſter ineinander greifenden Nebelmaſſen zuſammen.

„Haben wir noch weit?“ frug Haſſten endlich ſeinen Führer, als ſie wieder einmal eine jener häßlichen Stellen erreichten, an denen ein Fehltritt den kecken Steiger in einen Abgrund hinunter ſchicken konnte. „Das iſt ein ganz verzweifelter Weg, und wenn uns der Nebel hier oben erwiſcht, wird uns am Ende gar Nichts übrig bleiben, als da wo wir gerade ſind, liegen zu bleiben und klare Luſt abzuwarten. Ich habe wahrlich nicht Luſt Arm und Bein in dieſer Wildniß zu brechen. Ein Menſch wäre da rettungslos verloren, und es bliebe ihm auf der Gottes Welt nichts weiter übrig, als ſich eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen.“

„Böſer Nebel,“ murmelte der Führer vor ſich hin, „böſer heimtückiſcher Nebel — und ob die faulen Schwaden hier nicht in den Felszacken und Spalten gelegen und nur auf uns gewartet haben, daß ſie uns jetzt mit ihren dünnen, zähen Fäden umziehen und faſſen und halten und verderben können — die Peſt über ſie! Doch ich kenne die ſchleichenden Geſellen; das ſind die

Wächter des Schatzes, die ihn vor Menſchenaugen wollen verborgen halten und ihre weißen Arme jetzt ängſtlich und ſcheu darüber breiten. — Aber es hilſt ihnen Nichts! Wieder und wieder hab' ich ihnen getrotzt, und wenn ſie erſcheint, müſſen ſie doch alle in ihre Felslöcher und Klüfte hineinflüchten, daß nicht ein Zipfel ihrer weißen Faltenmäntel ſichtbar bleibt. Fluch und Verdammniß über ſie, es iſt ein feiges, erbärmliches Gezücht, und nur dem Schwachen und Hülfloſen gegenüber haben ſie Muth."

Der junge Mann war auf einem vorſpringenden Felſen dicht, ja unmittelbar an einer ſteil hinablaufenden Schroffe ſtehen geblieben und ſtreckte den Arm mit der geballten Hand trotzig dem mehr und mehr zu ihnen heraufdrängenden Nebel entgegen. Sein Haar hing ihm dabei wirr um die Stirn, ſein Antlitz war bleich und erregt, und ſeine Augen funkelten als ob er wirklich mit einem lebenden Weſen ſpräche und ihm ſeinen Zorn und Ingrimm entgegenſchleuderte.

Haſſten blickte erſtaunt zu ihm auf, denn ſo hatte er den jungen, ſonſt ſo ruhigen Mann noch nie geſehen — aber die Gefahr ſeiner Stellung nahm noch mehr ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, als ſein ſonderbares, erregtes Betragen es vielleicht ſonſt gethan hätte.

„Nehmen Sie ſich in Acht, Kamerad," rief er, halb lachend, halb beſorgt — „Sie ſtehen da auf einer Miniaturklippe, von der keiner von uns weiß, ob ſie feſt genug iſt das Gewicht eines Menſchen zu tragen, und wenn Sie hier hinabpoltern, hab' ich nachher das Vergnügen Sie den Weg zurückzutragen, wo ich ſchon beinahe auf meinen eigenen Füßen nicht vorwärts kann. Thun Sie mir den Gefallen und kommen Sie da fort," fuhr er fort, und ergriff ſeinen Begleiter, als dieſer auf ſeine Worte gar nicht zu achten ſchien, am Arm und zog ihn von der gefährlichen Stelle hinweg. „Ich werde wahrhaftig nervös, wenn ich Sie da draußen wie einen Falken auf einem Thurmgeſims ſtehen ſehe, als ob Sie jeden Augenblick die Flügel ausbreiten und hinaus in den Nebel abſtreichen wollten."

„Noch nicht," erwiderte aber ſein Führer, der der Leitung willig folgte, vollkommen ruhig — „vorher müſſen wir noch um dieſen Bergkopf hinum ſein. Dort öffnet ſich vor uns das weite Land, und wenn uns der Nebel keinen Streich ſpielt, verſpreche ich Ihnen eine wundervolle Ausſicht."

„Und dann fliegen wir alſo," lachte Haſſten — „Sie erinnern ſich aber doch hoffentlich, daß wir nicht blos der Ausſicht wegen hier heraufgeſtiegen ſind, ſondern nach etwas weit Compacterem ſuchen wollten. Mit Klettern und Ausruhen muß der Tag jetzt ſo ziemlich vergangen ſein, und noch keine Spur von den verſprochenen Schätzen. Haben Sie etwa eine Idee, wie weit wir jetzt noch von Ihrem berühmten Goldſee entfernt ſein mögen?"

Der junge Fremde hatte Haſſten's Arm ergriffen — er beantwortete ſeine Frage nicht, ſondern horchte plötzlich geſpannt und mit der größten Aufmerkſamkeit in den Nebel hinaus.

„Hören Sie etwas?"

„Ssss't" — warnte des Fremden Stimme, ihn nicht zu unterbrechen oder jetzt kein Geräuſch zu machen — hören Sie nichts?"

Haſſten lauſchte eine ganze Weile ſchweigend der nämlichen Richtung zu, nach der ſeines Begleiters Ohr gedreht war. Endlich ſchüttelte er den Kopf und ſagte:

„Nicht das Geringſte. Sollten hier Menſchen in der Nähe ſein?"

„Menſchen?" wiederholte der Fremde, und ſein Blick ſtreifte wie in bitterem Spott über Haſſten — „aber vorwärts, Kamerad, jetzt ſind wir bald am Ziel. Das waren ihre Harfenklänge, die mich jedesmal begrüßen, wenn ich dieſe Grate betrete — vorwärts, denn für heute hat ſie mir feſt verſprochen, mich in den

Tempel ihrer Gottheit ſelber einzuführen! — Vorwärts, vorwärts — nur noch um den Bergkopf hinum, und ein Himmel wird ſich uns erſchließen.“

Hafften erſchrak — ſeines Begleiters Züge ſchienen wie von einer überirdiſchen Verklärung erhellt, und zum erſten Mal zuckte der Gedanke durch ſein Hirn, daß er vielleicht einen ſehr unüberlegten Streich gemacht habe, dieſem Unbekannten in eine ſolche Wildniß zu folgen. Ein dunkler Verdacht ſtieg in ihm auf, daß er es mit einem Wahnſinnigen könne zu thun haben. Aber was auch immer die zeitweiſen Geiſteskräfte ſeines jungen Unbekannten ſein mochten, er ſelber wußte, daß er nichts von ihm zu fürchten hatte, und konnte gerade dieſer nicht eben, bei ſeinen wilden Streifereien durch das Gebirge, juſt ſo leicht einen reichen Goldplatz, wie jene wunderbare Ciſterne in dem Felſenblock entdeckt haben?

Sein Führer ließ ihm aber auch keine Zeit zu weiterem Ueberlegen, denn ohne eine Antwort abzuwarten, hatte er ſich wieder abgedreht und ſprang leicht wie eine Gemſe über die rauhen Felsſtücken hinweg, die nur locker an dem ſteilen Hang zu kleben ſchienen und jeden Augenblick mit dem plötzlich darauf gedrückten Mehrgewicht eines Menſchen in die Tiefe rollen konnten. Er mußte ihm aber folgen, wenn er nicht fürchten wollte, ihn in dem immer ſtärker herauf ziehenden Nebel zu verlieren. Nur einen Blick auf ſeinen Compaß warf er noch vorher, murmelte einen halblauten Fluch in den Bart, als er gleich beim erſten Schritt von einem glatten Stein abrutſchte und beinah geſtürzt wäre, und ſprang dann raſch hinter ſeinem flüchtigen Führer drein.

Wie kalt der Nebel aus dem Thal heraufzog, und wie feucht und dicht; auf Hafften's Bart hingen in tauſend klaren Perlen die dichten Tropfen, und nach der kurzen Raſt dort oben ſchnitt ihm die friſche Luft fröſtelnd durch die Glieder. — Aber er wurde bald wieder warm, denn ſein Begleiter gönnte ihm keine Zeit mehr ſich ſelbſt die bequemſten Stellen auszuſuchen. Hier umſtiegen ſie dabei die ſteilſte Höhe des Bergkopfes, der möglicher Weiſe in ſeiner ganzen Maſſe gegen das Thal hinausragte — ließ doch der Nebel ſchon nicht mehr erkennen, wie tief der Abgrund unter ihnen lag. Und doch fanden ſie hier eine Art von Pfad — wenigſtens Stellen, die Wild oder Menſchen betreten haben mußten. Aber an manchen Orten war ſelbſt dieſer ſo ſchmal, daß ſie ſich feſt an den Felſen drücken mußten, der über ihnen jach und ſtarr emporſtieg, um nicht ſchwindelnd in das Ungewiſſe hinabzuſtürzen.

Jetzt hatten ſie einen kleinen Vorſprung erreicht, und als Haſſten ſeinen ſtehen gebliebenen Führer einholte, rief er, indem er ſich die Stirn trocknete:

„Na, an den Weg will ich denken, und Alles was ich jetzt wünſche iſt, daß wir erſt wieder mit ungebrochenen Gliedern zurück und auf ſicherem Boden wären.“

„Hören Sie jetzt die Harfenklänge?“ rief da der Fremde, ſeinen Arm in den Nebel hinausſtreckend.

Haſſten horchte hinaus, hörte aber Nichts wie den erwachenden Wind, der durch irgend eine Schlucht heulte, und ein Geräuſch, das ihm aus weiter, weiter Ferne faſt wie das Murmeln eines Bergbaches klang.

„Harfenſpielen?“ ſagte er lachend nach kurzer Pauſe, — „das müßte eine Art von Lorelei ſein, denn jedes irdiſche Menſchenkind braucht an dieſen verwünſchten Hängen ſeine beiden Hände nothwendig, ſich nur eben feſtzuhalten. Das iſt gerade, als ob ich hier unterwegs hätte die Violine ſpielen wollen. — Und haben wir Ihren Goldſee noch nicht erreicht?“

„Reden Sie hier nicht zu laut,“ ſagte ſein Führer ſcheu, „ſie kann uns hören, und wenn ſie zürnt, daß ich ein anderes ſterbliches Weſen in ihr Heiligthum geführt — wenn ſie die weiße furchtbare Hand drohend nach uns ausſtreckte, wie einmal nach mir, als ich ihr getrotzt — ſo" — ſetzte er faſt flüſternd hinzu, „würden die Raben morgen dort unten unſere Gebeine zuſammenſuchen müſſen, wenn ſie der Dingo nicht vielleicht ſchon die Nacht in ſeine Höhle gezerrt hat. — Sehen Sie dort?"

Wieder deutete ſein Arm in den Nebel hinaus, und Haſſten ſah nur für einen Moment etwa, wie ein Windſtoß die Schleier einen Augenblick von einander riß — aber er genügte, um dem Auge einen Abgrund zu zeigen, vor dem er in Schreck und Entſetzen bis dicht an die Felſenwand zurückwich. Zugleich ſchien aber hier auch ſelbſt dieſer halsbrechende Pfad ſein Ende erreicht zu haben, denn über die Steinplatte hinaus, auf der ſie ſtanden, gerade in ihrer Richtung am Bergkopf hin, gähnte es ſo furchtbar wild und tief herauf, daß Haſſten um alle Schätze der Welt keinen Fuß dorthin geſetzt hätte.

„Alle Teufel!" rief er jetzt wirklich erſchreckt aus — „Sie eröffnen uns da vortreffliche Ausſichten, und jetzt — dort unten — mir läuft es ſiedendheiß den Rücken hinab, wenn ich nur einen Blick in jene Tiefe werfe — dort hinab ſollen wir doch nicht?"

„Dort hinab, Kamerad," lachte der Fremde, indem ſein Auge leuchtete und ſeine Geſtalt ſich höher hob. „Dort hinab, gleich dort unten liegt der Goldſee, der von keiner andern Stelle her erreichbar iſt; bin ich doch oft und oft hinabgeſtiegen."

Wieder drängten die dichten Nebelſchwaden heran und ſchienen ſich gegen den Felſen zu ſchwingen. Haſſten bog ſich ſcheu ein wenig vor, um an der Stelle niederzuſchauen, die ſein Begleiter als ihren nächſten und einzigen Weg bezeichnete — aber er konnte dort nicht einmal, den Kopf nach vorn gebogen, ſtehen bleiben, ſo erfaßte ihn der Schwindel. Er ſah wohl, daß ein paar kleine, vorſtehende Felsſpitzen dem Fuß, gleich hier oben, verſtattet hätten, darauf zu ruhen, aber der ganze Körper würde in der Zeit über einer unergründlichen Tiefe geſchwebt haben, und dem jungen, ſonſt ſo beherzten Manne zitterten ſelbſt hier oben die Kniee, wenn er ſich nur den Moment dachte, an dem er ſich dort hinausbiegen würde.

„Da hab' ich mich ſchön anführen laſſen," ſagte er finſter, „und wenn dort unten ein Goldmeer ſtatt eines Goldſees läge, und wenn alle Schätze der Erde und der Märchen aus tauſend und einer Nacht dort unten aufgeſchichtet lägen, mit einer Chauſſee daneben, auf der man ſie bequem zu Thal ſchaffen könnte, dort hinein ſetzte ich doch keinen Fuß, denn ich wüßte gewiß, daß ich im nächſten Augenblick zerſchmettert unten am Felſen läge."

„Haben Sie Ihre Courage verloren?" ſagte ſein Begleiter, der ſich da oben, auf dem kaum zwei Fuß im Quadrat haltenden Steine ſo frei bewegte, als ob er auf einem meilenbreiten Plateau ſpazieren ginge. „Ja, mein lieber Freuud, ein ſolches Ziel iſt auch nicht leicht zu erreichen, und wer das Höchſte gewinnen will, muß eben auch das Höchſte dafür einſetzen — ſein Leben."

„Wenn mir Gold das Höchſte wäre, hätten Sie vielleicht Recht," ſagte von Hafften, „aber ganz abgeſehen davon, daß ich gar nicht die Möglichkeit ſehe, auch nur eine Taſche voll von dem ſchweren Metall bis hier herauf zu bringen, ſo verzichte ich auf jeden Gewinnſt, für den ich meine geſunden Glieder einſetzen ſoll."

„Gold!" rief der junge Mann verächtlich, indem er an den äußerſten Rand des Abgrundes trat.

„Nehmen Sie ſich um Gottes willen in Acht; Sie ſtürzen wahrhaftig noch hinunter!"

„Gold? — und glauben Sie, daß ich des elenden gelben Metalles wegen hier heraufgeſtiegen ſei?"

„Nun, das iſt nicht übel — etwa um die Ausſicht hinter der Nebeldecke zu genießen?" lachte von Hafften, aber ſein Lachen erſtarb ihm auf den Lippen, als er die merkwürdige, faſt furchtbare Veränderung bemerkte, die in den letzten Augenblicken in den Zügen ſeines Gefährten vorgegangen war.

„Da tönen ſie wieder, die wunderbaren Klänge!“ rief dieſer, während ſein Auge glühte, ſeine ganze Geſtalt zitterte und er weit hinausgebeugt über dem Abgrund ſtand, „ſie rufen! ſie locken! Menſch, haben Sie denn kein Blut in den Adern, daß Sie das hören können, ohne vor Entzücken aufzujubeln? Kommen Sie — kommen Sie, das Thor iſt offen, die Göttliche ladet uns ſelber ein — kommen Sie, was ſtehen wir denn auf dem kalten Fels? hinab, hinab; jede Secunde Zögerung iſt der Seligkeit abgeſtohlen.“.

Er faßte von Hafften's Arm und wollte ihn in wilder Haſt dem Abgrund zuziehen. Der Deutſche aber hielt ſich mit feſter Hand in einer Felsſpalte eingeklammert. Er wußte jetzt beſtimmt, daß er es mit einem Wahnſinnigen zu thun hatte, daß ſein Leben an ſeiner Geiſtesgegenwart hing und offener Widerſtand oder Weigern ſein Verderben beſiegeln würde. Obſchon er den perſönlichen Muth beſaß, es mit jedem Feinde im Kampfe aufzunehmen, ſo fühlte er doch hier auf der kaum ellenbreiten Felsplatte, wo jedes Ringen mit dem Hinabſchmettern beider Kämpfer enden mußte, wie ihm das Blut vor Entſetzen zum Herzen zurücktrat. Aber je näher Hafften den gräßlichen Tod vor ſich erblickte, erkannte er, daß ihn in dem verhängnißvollen Moment nur eine Liſt retten könne.

„Was iſt da drüben?“ flüſterte er, während er ſchon fühlte, wie ihm die Hand ermattete, mit der er am Felſen hing.

„Wo?“ rief der Wahnſinnige, indem er ihn losließ und ſich raſch der bezeichneten Richtung zudrehte. Hafften konnte ihn jetzt mit einem Stoß von ſich und in den Abgrund ſchleudern. Unwillkürlich zückte ſein Arm empor und ergriff die Schulter des Unglücklichen — aber er vermochte es nicht. Mord! der Gedanke würde ihn ſein ganzes Leben verfolgt haben — war denn nicht auf anderm Wege Rettung möglich?

„Dort drüben die weiße Geſtalt,“ raunte er in das Ohr ſeines Begleiters. „Sehen Sie nicht, wie ſie den Arm hebt — wie ſie herüber droht? — Sie zürnt, daß Sie den Fremden in ihr Gebiet führen wollen.“

„Ich habe dergleichen geahnt,“ ſtöhnte der Unglückliche, der keinen Augenblick an der Erſcheinung zweifeln mochte. „Aber was thun?“

„Kehren wir zurück,“ mahnte Haſſten. „Wir dürfen nicht wagen ihr zu trotzen.“

„Nein — um des Himmels willen nicht — aber zurück?“

„Wir verſuchen es ein ander Mal, wen die Sonne ſcheint. Vielleicht zürnt die Fee dann nicht.“

„Zurück? — heute? Wo ich das Ziel meiner jahrelangen Sehnſucht erreichen ſollte? Nie. — Warten Sie hier, ich gehe voraus. Und raſch, wie in allen ſeinen Bewegungen, warf er ſein Bündel ab und that einen Schritt gegen die furchtbare Tiefe.

„Hüten Sie ſich, hüten Sie ſich, Mann!“ rief Haſſten unwillkürlich, den Arm des Begleiters ergreifend, „Sie gehen dem ſichern Tod entgegen.“

„Wer will mich halten?“ ſagte der Unglückliche, und es bedurfte nur des einen Blicks, den er auf den Begleiter warf, um dieſem die ganze Gefahr ſeiner Lage zurückzurufen. Haſſten ließ erſchreckt los.

„Da tönt die Harfe wieder,“ rief da der Fremde, ſich hoch emporrichtend, „ſie ruft! Sie zürnt nicht mehr! Folgen Sie mir.“ Und mit einer Ruhe, als ob er ſich auf ebener Straße befände und nicht Hunderte von Fußen über einem gähnenden Abgrund, ſchwang er ſich leicht über den Rand des Steins, fühlte einen Moment noch einen ſichern Fußhalt und ſchwebte dann über der Tiefe.

„Setzen Sie den Fuß dahin, wo ich jetzt die Hand halte!“ rief er zurück und ſein Kopf verſchwand unter dem Stein. —

Hafften bog ſich in Todesangſt über, um dem Gefährten nachzuſehen.

„Nun? — kommen Sie?“ rief dieſer zurück. — Er drehte ſich dabei halb um auf ſeinem Stand, und möglich iſt es, daß er den halsbrechenden Weg früher mehr als einmal zurückgelegt hatte. Aber war es, daß der Nebel heute die vom Sturm gepeitſchten Felſen mit ſeinem feuchten trügeriſchen Hauch geglättet hatte — war es, daß ſein Fuß, bei der Körperwendung, nach dem Zurückbleibenden ſich umzuſehen, ſeinen Halt verlor — er zuckte zuſammen.

„Um Gottes willen, ſie fallen!“ rief Hafften in Todesangſt. Ein einziger kurzer Schrei antwortete ihm — die um den ſchlüpfrigen Stein gekrallten Finger gaben nach — die dunkle Geſtalt verſchwand in den Nebelſchwaden, die ſich wie ein Meer über ihr ſchloſſen — Secunden lang Todtenſtille und dann — Hafften warf ſich entſetzt auf die Platte zurück, als der dumpfe, matte Schlag des gegen die Felſen geſchleuderten Körpers zu ihm heraufdrang, und mit der plötzlichen Abſpannung der Nerven, nach furchtbaren Erlebniſſen der letzten Minuten, verließ ihn das Bewußtſein.

Die Kälte brachte ihn wieder zu ſich, aber er mußte ſtundenlang beſinnungslos auf einer Stelle gelegen haben, wo ihn die geringſte unbewußte Bewegung ſeinem unglücklichen Gefährten in die Tiefe nachſandte. Kaum begreifend wo er ſich befand, richtete er ſich endlich empor; die erwachende Erinnerung an das Geſchehene zeigte ihm zugleich die Schrecken der nächſten Stunden, wenn er nur noch kurze Zeit gezögert hätte, dieſen Platz zu verlaſſen.

Die Sonne mußte ſchon untergegangen ſein, wenigſtens färbte den Rand jener Wolkenſchichten, die ſich gen Weſten aufthürmten, nur noch ein fahler matter Schein — der Sturm heulte durch die Schluchten und hatte den Nebel hinweggefegt, daß das weite Land wie ein waldig Panorama um ihn lag. Er ſah das wohl mit dem erſten erſtaunten Blick, den er umherwarf, aber er beachtete es nicht, denn ſein Auge ſchauderte vor der furchtbaren Tiefe zurück, die zu ſeinen Füßen gähnte.

Flucht war ſein einziger Gedanke. Wenn ihn die Nacht an dieſer Stelle überraſchte, war er verloren, und weiter zurück fand er doch wohl vor der Dunkelheit einen Ort, wo er ſich, wenigſtens ſeines Lebens ſicher, niederlegen konnte.

Und ſein unglücklicher Begleiter — war dieſer auch wirklich verloren? Mußte ſich Haſſten nicht davon überzeugen, ehe er den Schreckensort verlaſſen durfte? — Auf der Bruſt vorkriechend, verſuchte er in die Tiefe hinabzuſehen — aber er vermochte es nicht. Einen Blick ganz hinab bis auf den Grund hätte ſchon die vorſpringenden Felszacken gehindert, aber die Sinne ſchwanden ihm, als er nun das Auge dort hinabwandte, ein ſchwarzer, ſchimmernder flackernder Schleier legte ſich davor, und er mußte, ſo raſch er konnte, wieder zurück.

Der eine Blick hinab hatte aber auch genügt, ihn zu überzeugen, daß Rettung für den, der dort hinabgeſtürzt, nicht mehr zu hoffen ſei, und nur das einzige Mögliche nahm er ſich vor, morgen mit Tagesanbruch zu verſuchen, ob er vielleicht die Wand umgehen und von unten dorthin vordringen könne.

Aber jetzt blieb ihm auch keine Minute zu weiterem Ueberlegen, denn die Nacht brach mit Macht herein und den Schreckensort mußte er verlaſſen, wenn er ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollte ſelber wahnſinnig zu werden. — Und ſelbſt ſein Bündel mit den Decken konnte er nicht zurücklaſſen, denn die Nächte waren bitter kalt und ſchon jetzt ſchlugen ihm die Zähne wie in Fieberfroſt aneinander.

„Und was für böſe Stellen hatte er gleich noch, unmittelbar vor dieſer Platte, zu paſſiren; das Herz klopfte ihm hörbar in der Bruſt, aber es half Nichts, er mußte durch, und mit dem Bewußtſein, daß an dem feſten Entſchluß ſein Leben hing, biß er die Zähne zuſammen und trat den Rückweg an.

„Unmittelbar vor der Stelle, die er jetzt verließ, fiel es jäh in die blaue Tiefe ab. Als ſie vorhin die Stelle überſchritten, hatte der Nebel den furchtbaren Abgrund gefüllt — jetzt klaffte er in all' ſeinen Schrecken zu dem einſamen Wanderer herauf. Haſſten fühlte, daß er nicht hinunterſchauen dürfe, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, die nöthige Beſonnenheit zu verlieren. Sein Auge deshalb feſt auf den Felſen vor ſich geheftet, mit den Händen den Körper ſo viel als möglich ſtützend, da ſelbſt der Sturm drohte ihn ſeinen Halt verlieren zu machen, ſetzte er Fuß nach Fuß langſam vor, und erreichte endlich eine Stelle, wo ein aufſteigender Zinken einen ſchmalen, aber völlig ſicheren Durchgang bildete.

Jetzt konnte er vor Schwäche nicht weiter — hier aber war keine Gefahr mehr zu fürchten, und wie die Aufregung ſchwand, in der er ſich bis jetzt befunden, trat eine Erſchlaffung ein, die ihn faſt zu jeder Bewegung unfähig machte.

Er ſank zwiſchen den beiden Felſen nieder, behielt aber noch die Kraft, ſeine Decken auszurollen und ſich nothdürftig hineinzuwickeln, und fiel dann in einen Schlaf, der an eine Ohnmacht gränzte. Und welch' ein Erwachen! Der Sturm heulte und pfiff durch die Felsſpalte, der Regen peitſchte nieder, als ob er den Berg in die Tiefe waſchen wollte, und Haſſten fühlte, daß er, bis auf die Haut durchnäßt, in einer Art Waſſerrinne lag, in der das kalte Element herabſtrömte. Aber ſeinen Platz durfte und konnte er nicht verändern, denn in dieſer Dunkelheit wäre ihm jeder falſche Schritt verderblich geworden. Nur in die Höhe richtete er ſich, um aus dem ſchlimmſten Waſſerbad herauszukommen, lehnte ſich mit dem Rücken an den Felſen und erwartete ſo, vor Froſt zitternd, den Morgen.

4.

Capitän Becker in den Minen.

An dem nämlichen Morgen, an welchem von Hafften in ſeiner etwas gefährlichen Begleitung aufgebrochen war, um den Goldſee zu ſuchen, wurde eine andere Geſellſchaft in den Minen ebenfalls ſehr unangenehm überraſcht.

Zachäus, der kleine deutſche Mechanikus, hatte nämlich endlich, nach den verſchiedenartigſten Verſuchen, ſeine etwas ſehr complicirte Maſchine arbeiten zu machen, dieſelbe ſo weit in Stand gebracht, daß er erklärte, am nächſten Morgen völlig bereit zu ſein das „Erntewerk“ zu beginnen.

Smith, der alte Schäfer, war indeſſen in der Nachbarſchaft herumgeſtreift, um — wie er vorgab, das Terrain abzuſuchen und die alten Goldſtellen aufzuſpüren. Spät am Abend kehrte er zurück, erklärte gefunden zu haben, wonach er geforſcht, und verſprach den darüber entzückten Kaufleuten für den nächſten Morgen einen brillanten Erfolg.

Zur Belohnung bekam er augenblicklich eine volle Flaſche Brandy, an der er ſich den Abend vergnügen ſollte — nur mit der Bedingung, morgen früh bei recht guter Zeit munter zu ſein. Die Bedingung hielt er gewiſſenhaft, denn zwei Stunden vor Tag ſchon kroch er vorſichtig aus ſeinem Zelt, rollte draußen ſeine neuen Decken zuſammen, in welche er die noch etwa halbvolle Flaſche ſteckte, warf ſich das Bündel auf den Rücken und ſtieg dann, ohne auch nur einen Blick nach den Zelten zurückzuwerfen, raſch und rüſtig in die Berge hinein, wo an eine Verfolgung gar nicht gedacht werden konnte.

Vor Tagesanbruch ſtand Zachäus auf, um ſich, wie er das jeden Morgen that, ſeinen Kaffee ſelbſt zu kochen. Aber er brauchte den Schäfer, um Feuer zu machen — und der Schäfer war fort. Zachäus ſuchte ihn in und außer dem Zelt, umſonſt — nicht einmal ſeine Decken waren da, und als die anderen beiden „Compagnons“ geweckt wurden und mit Fluchen und Schimpfen eine Zeit lang um ihr Zelt herumgeſtampft waren, blieb ihnen doch zuletzt Nichts weiter übrig, als den Flüchtling, den ſie des ſchwärzeſten Undanks beſchuldigten, aufzugeben und von da ab ihre Arbeiten allein zu beginnen.

Ihre Hoffnung war jetzt allein auf Zachäus und deſſen kunſtvolle Maſchine baſirt; da dieſe aber nur dazu beſtimmt und gearbeitet war, hineingeworfenes Gold auszuwaſchen, und keiner von all' den Dreien daran dachte, zehn oder zwölf Fuß tiefe Höhlen in den Boden zu graben, um dort erſt nach Gold zu ſuchen, ſo gaben ſie auch das zuletzt auf, überließen den kleinen deutſchen Mechanikus ſeinem Schickſal und kehrten ſpäter um eine, mit etwa 120 Pfd. Sterl. bezahlte Erfahrung reicher, aber für 240 Pfd. Sterl. Groll und Ingrimm im Herzen, nach Sydney zurück.

Und ſelbſt ſchon damals fanden ſie auf ihrem Rückweg manchen Begleiter, denn ſchon damals hatten eine Menge Leute in den Minen gefunden, daß ſie daheim mit ihrer gewöhnlichen Arbeit viel mehr verdienen könnten, und dabei keine ihrer gewohnten Bequemlichkeiten zu entbehren brauchten, als wenn ſie ſich da oben in den Bergen Blutblaſen in die Hände hackten.

Sehr Viele hatten die Entdeckung gemacht, daß Goldgraben unter allen Umſtänden eine äußerſt harte, aber keineswegs immer mit Erfolg gekrönte Arbeit ſei.

Einige hatten ſie noch zu machen.

Am Turon, etwa fünfhundert Schritt unterhalb von dort, wo die Händler ihre Zelte errichtet und damit einen großen Theil der Goldgräber um ſich verſammelt hatten, da die Leute nicht ſo viel Zeit verſäumen wollten, um ihre Proviſionen weit her zu holen, hackten und ſchaufelten zwei Männer an einer neuen Grube, die augenſcheinlich nie im Leben ein derartiges Werkzeug wie eine Spitzhacke in der Hand gehabt, und auch durch den ganzen Schnitt ihrer Kleidung weit eher den Seemann wie den Goldgräber verriethen.

„Verfluchte Arbeit das, Steuermann," ſagte da der Eine von ihnen, indem er ſich aufrichtete, ſtreckte und dann ſeine Hände betrachtete — „daß mich der Teufel auch plagt, den Unſinn mitzumachen — wenn's nicht des Spaßes wegen wäre —"

„Verdammt wenig Spaß, Captän," brummte der Andere, indem er dem Beiſpiel des Erſten folgte, — „den ich bis jetzt dabei gefunden habe — wenn das ein Vergnügen ſein ſoll, ſo möchte ich wiſſen, was Tanzen iſt."

„Aber man muß doch wenigſtens nachher einmal ſagen können, daß man's mitgemacht hat," entſchuldigte ſich ſein Vorgeſetzter, eigentlich eben ſo viel vor ſich ſelber wie vor dem Steuermann. „Schwerebrett jetzt in Auſtralien geweſen zu ſein, und nicht einmal ein paar Unzen Gold ſelber herausgepuddelt zu haben; ſie lachten uns ja aus, wenn wir wieder nach Hauſe kämen."

„Sie ſollten ſelber hergehen und es verſuchen, weiter wünſch' ich ihnen Nichts," brummte der Steuermann, der kein ſolches Ehrgefühl kannte. — „Eigentlich iſt's doch auch unſer Geſchäft nicht, und es kommt mir ſchon immer unnatürlich vor, wenn ich das viele friſche Waſſer um mich ſehe."

„Aber wenn wir nun 'was Ordentliches fänden."

„Ja wenn — das hat gute Wege — wo ich grabe, liegt gewiß Nichts," meinte der Steuermann. „Wenn meiner Mutter Sohn Glück hätte, da ſtände er eben nicht hier und hackte Löcher in Auſtralien hinein."

„Na wer weiß, Steuermann," lachte der Capitän, „vielleicht glückt's doch einmal, denn einmal muß eben das erſte Mal ſein, und da wir doch nun gerade hier ſind, können wir auch die Zeit benutzen.“

„Gerade hier ſind?“ — wiederholte der Steuermann, erſtaunt den Kopf ſchüttelnd, „als ob wir nur aus Verſehen heraufgekommen wären. Ich dächte es hätte Mühe genug gekoſtet, bis wir den verdammten Platz hier erreicht haben. — Und wie wird's indeſſen auf dem Schiff unten zugehen? Der Landlubber, der Steward, iſt den Zwieback nicht werth den er kaut — den Speck ganz abgerechnet, und meinen Hals zum Pfand, daß er den alten Kaſten nicht einmal auspumpt, bis ihm nicht das Waſſer d'rin ſelber in die Schuhe läuft. — Ja, wenn's Grog wäre.“

„Na, deshalb brauchen wir uns keine Sorge zu machen,“ ſagte der Capitän. „Dafür ſorgt ſchon Mr. Pitt, denn der hat mir verſprochen, dann und wann einmal nachzuſehen, und ſo wie nur die Ausſicht da iſt, daß wir Leute bekommen können, ſchickt er einen beſondern Boten herauf.“

„Und weiß Mr. Pitt, daß wir hier puddeln?“

„Er weiß, daß ich in den Minen bin,“ lachte der Capitän, „um mich hier oben einmal umzuſehen, um vielleicht ein paar von den Ausreißern zu begegnen.“

„Na, da drunten ſteckt keiner,“ ſagte der Seemann, in das ſchon halb gegrabene Loch deutend.

„Sollten wir dann 'was Ordentliches finden, ei dann erzähl' ich's ihm nachher ſelber, daß wir gegraben haben.“

„In dem Fall wird's ihm wohl ein Geheimniß bleiben,“ meinte der Steuermann trocken, und griff, mit etwas Anderm als einem Segenswunſch, ſein ſchweres Werkzeug wieder auf.

Der Bergbach herauf kam ein einzelner Reiter in Uniform. Er ritt Schritt und hielt hie und da bei den verſchiedenen Gruppen, die bald am Fluß ſelber wuſchen, bald da und dort an dem Hang hinein gruben, um auf die goldhaltige Erde zu treffen.

Jetzt erreichte er den Platz, wo die beiden Seeleute arbeiteten, die ſich aber ſchon ſo tief in ihre Grube hineingeſchaufelt hatten, daß ſie, wenn ſie gebückt ſtanden, über die ausgeworfene Erde hin nicht ſehen konnten, wer auf dem Pfad hin und wieder paſſirte. Kümmerte ſich doch auch hier Keiner um den Andern.

Der Capitän hatte drinnen in dem Loche aus Leibeskräften gearbeitet, das was der Steuermann an harter Erde mit der Hacke losgehauen, hinauszuwerfen, um drinnen freie Bahn zu haben. Jetzt richtete er ſich mit feuerroth erhitztem Geſicht auf, lehnte den Spaten an die abgeſtochene Wand und nahm ſein Taſchentuch heraus, um ſich den Schweiß abzutrocknen. Gerade wie er ſich aufrichtete und über den ſelber aufgeworfenen Erdwall hinwegſchaute, begegnete ſein Blick dem des Reiters und haftete auf ihm mit eben nicht freudiger Ueberraſchung.

Deſto vergnügter ſchien der Reiter über die Begegnung. Zuerſt blickte er mit unverkennbarem Erſtaunen in das ihm zugedrehte, rothe Geſicht. Es war augenſcheinlich, daß er die Perſönlichkeit nicht gleich erkannte; dann aber plötzlich ſein Pferd gegen ihn herumdrehend und bis an den Rand des Erdaufwurfs reitend, rief er laut und luſtig aus:

„Capitän Becker! bei Allem was da lebt und hackt — auf friſcher That ertappt mit der Goldſchaufel in der Hand und in einer beneidenswerthen Transſpiration! Mann Gottes, habe ich Sie erwiſcht? — Und wer hat denn in Sydney geprahlt, daß er gar nicht daran dächte, ein Werkzeug in die Hand zu nehmen?“

Capitän Becker hatte im erſten Augenblick allerlei tolle Pläne gehabt, um den Blick des Polizeimannes von ſich abzuwenden. Erſt wollte er den Kopf raſch abdrehen, dann wollte er thun, als ob er ihn gar nicht kenne und er ein ganz Anderer wäre. Das Alles zuckte ihm nur ſo blitzſchnell durch den Sinn — aber es ging nicht. Der Lieutenant Beatty hatte ein zu vortreffliches Auge, um ſich durch ſolche Liſt auch nur einen Moment täuſchen zu laſſen, und er hätte die Sache durch einen ſolchen Verſuch nur auf das Bösartigſte verſchlimmern, aber nie beſſern können. Deshalb that er denn auch das Einzige, was derartige Leute unter derartigen Umſtänden gewöhnlich thun — er wurde, wenn das irgend möglich war, noch röther, machte ein ſehr verlegenes Geſicht und ſagte, mit einem vollkommen verunglückten Verſuch zu lächeln:

„Ah, guten Morgen, Lieutenant — ſehr erfreut Sie zu ſehen.“

„Wahrhaftig?“

„Unmenſchlich —“

„Und Sie ſind unter die Goldgräber gegangen? — Der Letzte, auf den ich noch meine Hoffnung geſetzt hatte, daß er der Verſuchung widerſtehen würde.“

„Na, die Verſuchung iſt gerade nicht ſo groß,“ meinte der Steuermann.

„Verſuchung? — ne wahrhaftig nicht,“ lachte der Capitän, indem er ganz in Gedanken wieder nach dem Spaten griff, die Hand aber ſo raſch davon zurückzog, als ob er glühend heiß geweſen wäre — „aber was ſoll man denn hier oben in den Bergen Anderes aus Langeweile thun?“

„Und haben Sie Etwas gefunden?

„Ja; ein Haar drin,“ ſagte der Steuermann, „und je eher wir wieder an Bord gehen, deſto beſſer.“

Der Polizeilieutenant hatte den Steuermann während er ſprach angeſehen, aber ſcheinbar ohne die Worte zu verſtehen. Es waren andere Gedanken, die ihm im Kopf herumgingen und nur in dem einen Moment durch das plötzliche Auftauchen des Capitäns verſcheucht ſein mochten.

„Capitän,“ ſagte er plötzlich — „könnte ich ein paar Worte mit Ihnen allein ſprechen?“

„Mit mir? — mit Vergnügen,“ rief der Seemann, ſeelenfroh, dem Geſpräch eine andere Wendung gegeben zu ſehen. Er kletterte dabei mit einem halben Sprung aus der Grube heraus und trat zu dem Pferd des Officiers, das dieſer etwas bei Seite lenkte.

„Sie kennen jenen Mr. Holleck, den wir in Mr. Pitt's Hauſe getroffen haben?“ frug er jetzt.

„Den netten jungen Mann, der ſo charmant erzählt? Ja wohl.“

„Sind Sie ihm nirgends hier in den Minen begegnet?“

„Iſt er wieder oben in den Bergen? — Ich glaubte, er wollte jetzt unten ein Geſchäft anfangen.“

„Sein Geſchäft iſt ihm etwas geſtört worden. Sollten Sie ihm hier begegnen, ſo dürfte ich Sie wohl bitten, mir oder irgend einem Andern der Polizeimannſchaft raſche, ja augenblickliche Mittheilung zu machen?“

„Alle Teufel, was iſt denn da vorgefallen?“

„Dieſer Holleck iſt ein nichtswürdiger Halunke, weiter Nichts; aber — je weniger vor der Hand noch darüber geſprochen wird, deſto beſſer. Sie verſtehen mich wohl?“

„War deutlich genug. Auf mich können Sie ſich verlaſſen. Darf ich aber wiſſen, ob Mr. Pitt dabei betheiligt iſt?“

„Das Schlimmſte ſcheint von ihm abgewandt. Doch ich habe jetzt keine Zeit, Ihnen das Alles zu erzählen.“

„Nein, dieſer Holleck“ —

„Pſt — nicht ſo laut — alſo gebrauchen Sie Ihre Augen ein wenig. Und jetzt guten Morgen, Capitän. — Hacken Sie nicht zu fleißig. Sie ſcheinen mit einem wahren Feuereifer an die Arbeit gegangen zu ſein, und Ihr Camerad wird ſchon ungeduldig.“

„Der? Wahrhaftig nicht,“ lachte der Capitän — „aber — noch Eins — gehen Sie wieder nach Sydney zurück?“

„Wahrſcheinlich, aber doch nicht gleich. Mein Dienſt wird mich hier wenigſtens eine Woche in den Minen halten.“

„Wenn Sie etwa früher zurückkommen ſollten wie ich," ſagte der Capitän und zögerte halb verlegen, „ſo —

„Erwähne ich Nichts von unſerem heutigen Zuſammentreffen?" lächelte der Polizeilieutenant.

„Auf den Strich haben Sie's getroffen," lachte der Capitän gutmüthig. — „Laſſen Sie's bis ich ſelber hinunterkomme. Ich erzähl's ihnen dann auch ſelber. Wie?"

„Soll ein Wort ſein," rief der junge Mann, ihm die Hand zum Einſchlagen hinhaltend, „und nun good bye. Ich muß zum Camp hinauf, um dort noch einige Anordnungen zu treffen." — Und dem Seemann freundlich zunickend, drehte er ſein Pferd wieder in den Pfad hinein und ſetzte ſeinen Weg, wie er gekommen, langſam fort. Er glaubte nicht gerade Holleck hier irgendwo an der Arbeit zu treffen, wollte ſich aber doch wenigſtens einmal die verſchiedenen Phyſiognomien anſehen. Einen oder den andern alten Bekannten, im guten und böſen Sinne — traf er da immer.

Capitän Becker arbeitete indeſſen mit ſeinem Steuermann unverdroſſen weiter. Tiefer und tiefer wurde die Grube, Waſſer trat hinein, und als ſie ihren Platz am nächſten Morgen wieder aufſuchten, hatte er ſich beinahe bis zu ſechs Fuß hoch angefüllt. Der Steuermann fluchte, daß „das Loch einen Leck bekommen habe, und die Mannſchaft jetzt an die Pumpen müſſe," aber es half Nichts, mit Schöpfen und Schaufeln kamen ſie endlich auf den Grund, und der Capitän hatte doch wenigſtens die Genugthuung, etwas Gold auswaſchen zu können, was er ſelber gewonnen, wenn auch der Steuermann meinte, es wäre höchſtens ein „Trinkgeld," aber lange kein „Lohn für ſolch' eine Hundearbeit."

Es war etwa vier Uhr Nachmittags, als ſie den Platz ausgearbeitet hatten, und da Beide kein großes Verlangen trugen, noch an einer andern Stelle anzufangen, beſchloſſen ſie für heute Schicht zu machen. Der Steuermann nahm das Handwerkszeug auf die Schulter — denn die Maſchine ließen ſie an Ort und

Stelle ſtehen — und der Capitän, immer dann und wann einen Blick in ſeine etwas mitgenommenen Hände werfend, ſchlenderte langſam voraus den Zelten zu, als er eine Geſtalt an dem nächſten Hang, gerade durch den Buſch herunter und auf den Fluß zukommen ſah, die ihm bekannt ſchien. — Sein erſter Gedanke, mit der noch friſchen Erinnerung an das, was ihm der Polizeilieutenant geſtern geſagt, war Holleck. Bald aber ſah er, daß er ſich geirrt — dieſe Geſtalt war ſchmächtiger. Holleck hatte dazu ein volles rothes Geſicht, und der Wanderer hier ſah bleich aus und ſeine Augen lagen tief in ihren Höhlen.

Er wartete trotzdem bis er näher kam. Der Fremde ſchien aber keine Notiz von ihm zu nehmen, und als er den breiten, betretenen Weg erreichte, war es, als ob er in vollſtändiger Ermattung zuſammenbräche. — Er warf ſich mitten auf die Straße nieder und athmete tief und ſchwer.

„Holla, das Geſicht ſollte ich doch kennen,“ ſagte der Seemann, der neben ihm ſtehen geblieben war und ihn erſtaunt betrachtete. „Wo in aller Welt hab' ich nur —“

Der Fremde drehte erſchöpft den Kopf nach ihm um und betrachtete ihn einen Moment. Dann ſagte er leiſe in deutſcher Sprache:

„Capitän Becker — haben Sie vielleicht einen Tropfen Cognac bei ſich?“

„Immer,“ verſetzte der Capitän und griff nach der Flaſche, die er in ſeiner Bruſttaſche trug — „aber wer zum Henker ſind Sie eigentlich? Sie kennen meinen Namen — wir haben uns auch ſchon geſehen, aber ich kann mich nicht beſinnen, wo das geweſen iſt.“

Der Wanderer nahm die Flaſche und that einen langen Zug. Dann ſagte er, die Flaſche zurückgebend und ſich auf ſeinen Ellbogen ſtützend:

„Das that gut. Tauſend Dank, Capitän — Sie wiſſen gar nicht, welche Wohlthat Sie mir erzeigt haben, denn ich bin zum Tode matt. Aber kennen Sie mich wirklich nicht mehr?"

„Keine Idee," verſicherte der Capitän, „wäre aber auch kein Wunder und wenn wir Jahre lang Schiffskameraden geweſen, denn Sie ſind ja von Schlamm und Erde förmlich überzuckert. Menſch, wie ſehen Sie aus! Haben Sie ſich verirrt gehabt?"

„Ja, und einen furchtbaren Marſch gemacht. Aber erinnern Sie ſich nicht jenes Abends bei Pitt's in Sydney, wo wir muſicirten? Sie auf der Harmonika, ich auf dem Clavier?"

„Herr von Haſſten, bei allen Seehunden der Welt! Na, Ihnen haben die Minen auch hübſch mitgeſpielt. Allen Reſpect. Sie könnten jetzt mit Bequemlichkeit als „abſchreckendes Beiſpiel" nach Sydney zurückgehen und würden einen raſenden Erfolg erzielen. Jeſus, Mann, in welchem Schlammloch haben Sie eigentlich übernachtet?"

„Ich ſehe gut aus, nicht wahr?"

„Vortrefflich — der Rock ſcheint nur noch aus Gefälligkeit zuſammenzuhalten. Sie ſind wohl ganz caput?"

„Vollkommen — ich mußte hier einen Augenblick ausruhen, um nur noch die Zelte erreichen zu können. Aber, Capitän, was machen Sie in den Minen?" ſetzte er lächelnd hinzu — „haben Sie auch Gold gegraben?"

„Ich?" erwiderte der Capitän halb lachend, halb verlegen, denn die Sache ließ ſich eben nicht mehr gut ableugnen — „nur zum Spaß einmal ein paar Tage. Eigentlich bin ich ja nur hier heraufgekommen — wie Sie ſelber ja auch wiſſen — um zu ſehen, ob ich Jemandem von meiner weggelaufenen Mannſchaft begegne. Gott weiß aber, wo die Kerle ſtecken; es iſt, als ob ſie ein Sturm vom Horizont rein weggefegt hätte, denn von der ganzen Bande iſt mir auch noch nicht ein Einziger wieder zu Geſicht gekommen."

„Hm," ſagte Haſſten, der ſich durch den Cognac genug erfriſcht fühlte, um jetzt wenigſtens ſeinen Weg in's Lager antreten zu können und dort ſeine Kleider zu wechſeln — „gleich über dem nächſten Hügelrücken von hier — ein klein wenig rechts hinein, wo ein ſehr dünn laufender Bach herunterkommt, bin ich vor etwa zwei Stunden einigen Arbeitern begegnet, die mir ganz genau wie deutſche Matroſen ausſahen.“

„Wo hinaus zu?“ rief der Capitän raſch und eifrig.

„Gerade dort hinüber, wo ich eben heruntergekommen bin.“

„Und wohinzu gingen ſie?“

„Nirgend — ſie fingen dort an zu arbeiten, und wenn Sie morgen früh einen Spaziergang nach jener Richtung machen, zweifle ich nicht im Geringſten, daß Sie ihnen begegnen.“

„Da muß Beatty mit,“ rief der Capitän, ſeine rechte Fauſt in die linke Hand ſchlagend — „hol' mich Der und Jener, wenn das nicht ein capitaler Spaß wäre, die Schufte an einem Loch mit Gold aufzuheben — ich hab's doch ſatt hier oben.“

„Iſt der Polizeilieutenant Beatty hier?“ frug Hafften raſch — „haben Sie ihn geſehen?“

„Geſtern ritt er hier vorbei, und verſicherte mich, daß er wenigſtens eine Woche hier oben bleiben würde.“

„Und wo kann ich ihn wohl finden?“

„Jedenfalls an der Polizeiſtation. Sie wiſſen ja doch, wo die Poſtoffice iſt. Wollen Sie fort?“

„Glauben Sie nicht, daß ich meine Wäſche wechſeln muß?“

„Ja wahrhaftig,“ lachte der Capitän, „und die Kleider auch, ja es wäre ſogar nicht übel, wenn Sie eine friſche Haut anziehen könnten, denn Sie ſehen im ganzen Geſicht ſo geſchunden aus, als ob Sie ſich mit einem Bären gekratzt hätten.“

Hafften ſah wirklich entſetzlich aus, aber eine entſetzliche Nacht hatte er auch verbracht und einen furchtbaren Weg danach zurückgelegt. Er wollte trotz Allem wirklich den Verſuch machen, jene Stelle zu umgehen und weiter unten bis dorthin vorzudringen, wo ſein unglücklicher Begleiter in den Abgrund geſtürzt war, mußte es aber aufgeben, denn der Gebirgshang beſtand hier aus Nichts als Schroffen und Wänden, an denen er ſich Hände und Kleider zerriß, und mehrmals inGefahr kam, ſelber hinabzuſtürzen. Einmal in der That fiel er ſogar einen kleinen Abſatz hinunter, und kam noch glücklich mit einigen Hautritzen und einer Anzahl blauer Flecke davon. Von da ab mußte er ſich aber ſelber einen Weg ſuchen, und wenn er auch die ungefähre Richtung wußte, in der der Turon lag, verhinderte ihn doch der rauhe Boden fortwährend, ſie genau einzuhalten. Die Kreuz und Quer ſtieg er an dem Hang' herum, ohne einen Tropfen Waſſer zu finden, — denn jene wunderbare Ciſterne lag jetzt weit über ihm, irgendwo in der furchtbaren Steinwildniß — bis er endlich die untere Thalſohle wieder gewann, hier wohl eine Stunde über rieſige Steinblöcke kletterte und dann erſt eine Stelle fand, an der er den Wald auf's Neue betreten konnte.

Von da ab war ſeine Bahn leichter, wenigſtens von keiner Gefahr mehr bedroht, und wenn auch durch Hunger, Durſt und Müdigkeit faſt zum Tod erſchöpft — traf er doch endlich wieder auf Menſchen — erreichte er doch endlich wieder den Turon, an dem ſein eigenes Zelt ſtand.

Aber ſelbſt hier ließ es ihm keine Ruhe, bis er den Tod des unglücklichen Fremden zur Anzeige gebracht, denn als gewiſſenhafter Deutſcher hielt er es für ſeine Pflicht, die Polizei augenblicklich von dem erlebten Unfall in Kenntniß zu ſetzen. Kaum hatte er ſich deshalb nur etwas mit Speiſe und Trank geſtärkt, und ſich vollſtändig friſch gekleidet, als er auch ſeinen alten Bekannten Beatty aufſuchte und dieſem ausführlich das erlebte Abenteuer mittheilte. Der Polizeilieutenant nahm aber die ganze Sache viel kaltblütiger auf, als er erwartet hatte. Er hörte ihm allerdings aufmerkſam zu, beſonders im Anfang, wo die Rede auf den Goldſee kam. Bei dem weiteren Verfolg der Erzählung zeigte er aber keineswegs das feſt vorausgeſetzte Intereſſe, und ſagte endlich, als Haſſten geendet:

„Der Menſch war einfach verrückt — und glauben Sie gewiß, daß er in dem Abgrund ſeinen Tod gefunden?“

„Es iſt nicht anders möglich,“ erwiderte der junge Mann, noch in der Erinnerung zuſammenſchaudernd — „die Höhe war fürchterlich und ich hörte das Aufſchlagen des Körpers auf die Steine.“

„Nun, dann hat er's überſtanden,“ ſagte der Officier gleichgültig, „und Sie können froh ſein, daß Sie ſo davongekommen ſind.“

„Und wollen Sie nicht nach dem Körper ſuchen laſſen?“

„Suchen laſſen? — Denke gar nicht daran. Wir haben mit den lebendigen Minern gerade genug zu thun, um auch noch nach den todten Tage lang in den Bergen herumzuklettern, noch dazu auf einem ſolchen Weg, wie Sie mir da beſchrieben haben!“

„Aber der Verdacht könnte ja auf mich fallen, daß ich den Unglücklichen ſelber dort hinuntergeſtürzt,“ ſagte Haſſten, dem der Gedanke noch nicht Ruhe ließ.

„So iſt es allerdings beſſer,“ ſagte der Lieutenant, indem er ſich eine friſche Cigarre anzündete, „aber — unter uns — ſo waren Sie ein großer Thor, daß Sie's nicht gethan haben. Wie, wenn der Wahnſinn Ihres Begleiters einen anderen Ideengang einſchlug? Wenn er Sie gefaßt, mitgeriſſen hätte? — Jetzt lägen Sie neben ihm!“

„Aber Mord —“

„Bah! — Der Menſch hat von der Natur das Recht bekommen, vor Allem ſein eigenes Leben zu vertheidigen. Doch wie geſagt, es iſt ſo beſſer. Und ſie haben keine Ahnung wie der Unglückliche hieß?“

„Ich habe ihn nie nach ſeinem Namen gefragt?“

„Er hatte hier ſein Zelt?“

„Eine Reiſighütte.“

„Gut, dann wollen wir dort nachſehen, ob wir Papiere von ihm finden. — Weiter läßt ſich doch in der Sache Nichts thun.“

Sie gingen zuſammen hinüber zu dem kleinen Lagerplatz des Verunglückten — aber zu finden war Nichts. Ein paar eiſerne Kochgeſchirre — augenſcheinlich hier oben in den Bergen erſt angeſchafft, lagen in der einen Ecke, zwei kleine Blechbüchſen, eine mit Thee, eine mit Zucker, ſtanden daneben. Eine Matratze lag in der Ecke und neben ihr ein kleines vergriffenes Buch — eine engliſche Ausgabe von Lallah Rookh und oben unter dem ausgeſpannten Regenſchirm war ein Stück Rinde angebracht, auf dem etwas reine Wäſche lag — ſonſt Nichts. Alles Uebrige hatte der Unglückliche bei ſich gehabt und er war eben hinüber gegangen und verſchollen, wie Tauſende in fremden Welttheilen hinüber gehen und draußen in der Wildniß ihre Knochen bleichen laſſen.

Daheim ihre Lieben ſorgen ſich noch Jahre lang um ſie, hoffen von Woche auf Woche auf Brief oder Nachricht, und wenn endlich kein Brief — keine Nachricht mehr kommt, lautet die ganze Grabſchrift; „Er iſt zur See gegangen und wir haben weiter Nichts mehr von ihm gehört.“

5.

Die Schiffsmannſchaft.

Lieutenant Beatty hatte weder Zeit noch Luſt, ſich mit der dürftigen Nachlaſſenſchaft des Verunglückten zu befaſſen. Niemand Anderes betrat den Wohnort deſſelben, und die Sachen blieben dort unberührt, bis die ſpäter einſetzenden Regen den Platz nach und nach zuſammen wuſchen.

Die benachbarten Zeltbewohner halfen dazu freilich auch ein wenig mit, denn ſie zupften ſich nach und nach das dürr gewordene Reiſig heraus, um ihre eigenen Feuer damit zu entzünden. Die eiſernen Töpfe trieben ſich noch am Längſten dort herum, bis ſie ebenfalls verſchwanden — und damit war die letzte Spur des Verſchollenen getilgt.

Eben ſo wenig beinahe war Lieutenant Beatty bei Capitän Becker's Forderung intereſſirt: ihm nämlich behülflich zu ſein, einen Theil ſeiner Mannſchaft nachzuſpüren, und wäre er ein Fremder geweſen, ſo würde er ihn augenblicklich abgewieſen haben, denn die Polizei hatte damals in den Minen mehr zu thun, als ſich auch noch um weggelaufene Matroſen zu kümmern.

Beatty mochte aber den Capitän wirklich gern leiden, und mit der Pitt'ſchen Familie außerdem eng befreundet, wußte er recht gut, daß er mit einer ſolchen Hülfsleiſtung auch Mr. Pitt ſelber einen Gefallen erwies, der ſein Schiff nach Neu-Seeland gern ſegelfertig gehabt hätte. Er ſagte dem Capitän deshalb ſeine Hülfe auf den nächſten Morgen zu, mit dem Bemerken jedoch, daß er nicht längere Zeit, als bis vier Uhr Nachmittags darauf wenden könne, da er dann ſelber wieder durch ſeinen Dienſt in Anſpruch genommen würde.

Am zweitfolgenden Tage ſollte nämlich die zweite „Gold-Escorte“ nach Sydney abgehen, und natürlich eine Begleitung von berittener Polizei bekommen. Eine ſolche Gold-Escorte, — die ſpäter regelmäßig jede Woche, ja oft die Woche zweimal ging, war auch wirklich zum Bedürfniß geworden, denn es trieben ſich von dem früheren Sträflingsweſen her, noch zu viel zweideutige Subjecte im Walde herum, um es für die einzelnen Goldwäſcher nicht gefährlich zu machen, ihre Goldbeute perſönlich in die Hauptſtadt zu bringen. Die Verführung für jenes Geſindel war zu groß, ſolchen einzelnen Wanderern oder ſelbſt der unbewaffneten Poſt aufzulauern und den Paſſagieren den Lohn ihrer mühſam errungenen Arbeit abzunehmen. Verſchiedene ſolche Beiſpiele waren auch in der That ſchon vorgekommen, und die Coloniſten hatten ſich deshalb mit der, auch raſch gewährten Bitte an den Gouverneur Sir Charles Fitz Roy gewandt, gegen eine beſtimmte Procentvergütung die ſichere Vermittelung ihres Goldes von den Minen nach Sydney zu übernehmen.

Die erſte derartige Goldescorte war ſchon vor einigen Tagen abgegangen, und da beſonders die Händler ein ziemliches Capital aufgehäuft hatten und damit drängten, um es ſicher nach Sydney zu bringen, ſo ſollte ſchon übermorgen der zweite Transport nach der Hauptſtadt abgehen.

Freilich ſtand der Polizei für dieſen nicht die, dem erſten mitgegebene Mannſchaft zu Gebote, denn die abgeſandten Leute hatten natürlich in der kurzen Zeit noch nicht wieder zurückkehren können, mußten auch überdies ihre Thiere bei einem ſo langen und beſchwerlichen Ritt ſchonen. Das wurde übrigens ſo geheim als möglich gehalten, um die Sicherheit des Transports nicht zu gefährden, und vier Mann ſtanden außerdem zur Verfügung des Convoys, die man auch für hinreichend hielt, etwaige böſe Gelüſte im Zaum zu halten. War es doch auch in der That noch gar nicht in Auſtralien vorgekommen, daß ſelbſt verzweifelte Buſhranger eine Abtheilung berittenes und gut bewaffnetes Militär angefallen hätten. Nur auf einzelne Reiſende oder ſchwachbeſetzte Stationen beſchränkten ſie ſich, und wo ſie das Klirren der ſchweren Säbel hörten, zogen ſie ſich ſcheu in den Buſch zurück.

Wer aber mit einer wahren Wonne auf das Nachſpüren der weggelaufenen Seeleute einging, war der Steuermann, denn erſtens hatte er eine ordentliche Wuth auf die Mannſchaft, die durch ihre Flucht nicht allein die Abfahrt des Schiffes unmöglich gemacht, ſondern ihn ſelber auch indirect zu dem Hacken und Graben getrieben, und dann gewann er dadurch mitten in der Woche einen Feiertag, und konnte ſeine Hände wieder ein wenig ausheilen laſſen. Jedenfalls machte es ihm mehr Vergnügen, als Löcher in den Erdboden zu graben, mit der Ueberzeugung vorweg, daß er doch kein Gold darin finden würde, und mit Tagesanbruch am nächſten Morgen war er auf und gerüſtet, um ja keine Zeit zur „Jagd“ zu verſäumen.

Mr. Beatty war nicht ſo pünktlich, denn er wußte recht gut, daß die Leute, die ſie aufzufinden wünſchten, ebenfalls erſt frühſtücken würden, ehe ſie an die Arbeit gingen — weshalb alſo vollkommen nutzlos ein paar Stunden im Wald umherſtreifen? Von Hafſten erbot ſich übrigens, ſie bis auf den nächſten Hügelrücken zu begleiten, von wo er ihnen die genaue Richtung angeben konnte. Auf etwas Weiteres ließ er ſich nicht ein, denn er fühlte ſich von der Aufregung und Anſtrengung der letzten Tage noch ſo ermattet, daß er die nächſten 24 Stunden zu einer vollkommenen Raſt beſtimmt und keineswegs Luſt hatte, ſtatt derſelben hinter weggelaufenen Matroſen herzuſpringen.

Außerdem nahm Mr. Beatty noch zwei Polizeidiener mit, die jedoch ihre Dienſtmützen ablegen und über ihre Uniformen die gewöhnlichen Minerhemden ziehen mußten. Man brauchte die Leute nicht vor der Zeit kopfſcheu zu machen, und ſo eine Uniformmütze mag recht gut in Reihe und Glied ſein, zu Extra-Dienſten paßt aber am Beſten die ſogenannte „bürgerliche Tracht“, und die brennend rothen Hemden leuchteten hier, wo man ihnen aller Orten begegnete, weit weniger durch den Wald, als es die ſchmalſte Goldlitze um die Mütze gethan haben würde. Es giebt viele Menſchen, die ja ſelbſt ſchon den Schnitt einer Polizeimütze auf erſtaunliche Entfernungen kennen.

Von dem Hügelrücken aus, von wo ab Hafſten wieder zu Thal ſtieg, hatten ſie kaum mehr als eine kleine Viertelſtunde zu marſchiren, bis ſie die bezeichnete kleine Bergquelle erreichten. Eine wirkliche Bergquelle war es übrigens nicht, ſondern wie die meiſten auſtraliſchen Bäche und Flüſſe nur eine Rinne, welche das Regenwaſſer ſammelte und ablaufen ließ, und deshalb auch nur nach ſtarkem Regen in Bewegung. Heute, da die Nacht trocken geblieben war, ſickerte das Waſſer nur noch langſam herunter, und morgen trat der ganze Bergbach wahrſcheinlich wieder in ſeinem vollen und echten auſtraliſchen Charakter auf: als eine Kette von kleinen Waſſerlöchern, zwiſchen denen man überall trockenen Fußes hindurch ſchreiten kann.

An dieſem Waſſer ſollten die Seeleute arbeiten und der Capitän zweifelte keinen Augenblick mehr daran, daß er Leute von ſeinem Schiffe dabei finden würde. Hatte doch von Hafften gehört, daß ſie deutſch mitſammen ſprachen, und ſein Schiff war in der Zeit gerade das einzige deutſch bemannte, das in Port Jackſon lag. Die Hauptſache war jetzt nur, an die Leute ſo hinanzukommen, daß man ſie erſt einmal erkennen konnte, ohne ſchon von vornherein Verdacht zu erregen. Ungeſehen war das nicht möglich, denn der Buſch iſt in dieſen Bergen viel zu licht, um ein wirkliches Anſchleichen zu geſtatten. Lieutenant Beatty ſchlug deshalb vor, ſich in zwei kleine Gruppen zu theilen und an beiden Seiten des Bergbaches hinaufzugehen, bis ſie die Arbeiter entweder hörten oder ſahen, um dann, wie zufällig, an ihnen vorbeizukommen. Seine beiden Polizeiſoldaten hatten deshalb auch, um wie ordentliche Miner auszuſehen, jeder einen der gewöhnlichen Spaten mitnehmen müſſen und dadurch, noch mehr als mit den Dienſtmützen, den Polizeiſoldaten abgelegt.

Die Eintheilung wurde bald gemacht. Lieutenant Beatty ging mit dem Steuermann und einem ſeiner eigenen Leute rechts, während der Capitän mit dem andern Polizeiſoldaten links aufſtieg. Bald kamen ſie auch zu einer Stelle, an der friſch — wenigſtens geſtern — gegraben worden, aber es war heute Niemand da. Hatten die Matroſen den Platz verlaſſen?

Der Bach machte hier eine Biegung und zog ſich links in den Hang hinauf, von wo er in der Regenzeit einen kleinen Waſſerfall bildete. Eine ziemlich hohe Felsmauer ſtieg da auf und verhinderte die Männer, das zu ſehen, was dahinter vorging. Der eine Polizeiſoldat behauptete aber, er höre dort oben das Klappern einer Maſchine, und deutete auch auf den ſchmalen Waſſerſtrahl, der gegenwärtig noch lief und getrübt war. Es wurde deshalb beſchloſſen, da hinaufzuſteigen und wenn man an jener Stelle andere Miner fand, lieber über der Felswand ein wenig auf dem Anſtand zu bleiben, denn von dieſer aus ließ ſich jedenfalls der Bach hier unten auf eine weite Strecke hin überſehen.

Die beiden Parteien trennten ſich hier wieder und fanden bald, als ſie die etwas ſteile Höhe erklettert hatten, den Boden da oben und die Lage der Schlucht für ihre Operationen außerordentlich günſtig, denn der Lauf des Baches lag hier durch eine enge Schlucht, an die man, ohne bemerkt zu werden, und durch umhergeſtreute Felsblöcke gedeckt, ziemlich hoch hinankommen konnte, während die Arbeiter in der Rinne eigentlich nur an jeder Seite einen einzigen Platz hatten, an dem ſie den freien Wald raſch und mit Leichtigkeit erreichen konnten.

Sobald ſie übrigens die Höhe gewannen, hörten beide Parteien ganz deutlich das Klappern der Maſchine, die jedenfalls an einem Waſſerloch dort oben aufgeſtellt war, und als ſie bis zu einer noch geſchützten Stelle vorkamen, von der aus ſie die Geſtalten erkennen konnten — wenn ſich auch die Geſichter noch nicht unterſcheiden ließen — gab Lieutenant Beatty dem Steuermann ſeinen Feldſtecher, um mit dieſem vielleicht ein bekanntes Geſicht auszuforſchen.

Der Seemann hatte das kleine winzige Glas zuerſt mit einer gewiſſen Geringſchätzung in die Hand genommen, denn er war an ſeine mächtigen Schiffsteleskope gewöhnt, kaum aber einen

Blick hindurchgeworfen, als er auch ſchon den Arm des Officiers packte und jubelnd ausrief:

„Straf' mich Gott, da iſt der Chriſchan!"

„Wenn Sie ein klein Bischen weniger ſchrieen, wäre es beſſer."

„Einer von uns iſt dabei," flüſterte jetzt der Steuermann, noch immer durch das Glas ſehend — „das kleine Ding zeigt famos — den einen Halunken kenn' ich an der rothen Naſe, und wo der iſt, ſind die Anderen auch nicht weit."

„Die übrigen Geſichter können Sie nicht unterſcheiden?"

„Sie drehen den Kopf noch ab oder halten keinen Augenblick ſtill — halt! jetzt! bei Gott, da iſt noch Einer — der niederträchtige Schiffsjunge — na Canaille, wenn ich Dich erſt —"

„Wenn Sie ſich noch ein klein wenig bemerkbarer machen, iſt der Schiffsjunge vollkommen außer Gefahr," warnte ſein Gefährte.

„Wo mag denn der Capitän jetzt ſtecken?"

„Da drüben habe ich eben den Schein des rothen Hemdes durch die Büſche geſehen, Sir," berichtete der Polizeiſoldat, der ſeine Zeit indeſſen nicht verloren, ſondern das Terrain recognoscirt hatte. „Wenn wir jetzt dort ſchräg hinübergehen, müſſen ſie uns hinanlaſſen, bis wir das Weiße in ihren Augen erkennen können, und rücken die beiden Anderen von dort drüben eben ſo herein, ſo haben wir die ganze Geſellſchaft ſo ſicher wie in einer Mauſefalle."

„Nur nicht gerade auf ſie zugehen," warnte der Lieutenant, „Leute, die ein böſes Gewiſſen haben, können Nichts ſo wenig vertragen wie das, und ſelbſt ein Stück Wild im Wald läßt ſich weit eher ankommen, wenn man thut, als ob man daran vorbeiſchneiden wollte."

„Ganz recht," meinte der Steuermann — „wir nehmen einen Cours an, als ob wir windwärts an ihnen vorbeiſegeln wollten, ſo wie wir ſie aber in Lee haben — zum Henker auch, ob wir ihnen da nicht vor dem Wind über den Hals brechen. Na, der Junge kann ſich nur freuen. An dem mache ich mir heute Abend ein ganz beſonderes Vergnügen."

Lieutenant Beatty winkte ihm nochmals zu, vorſichtig zu ſein, und dann den Hang ſchräg hinabſchlendernd, folgten ihm die Beiden, als ob ſie die Abſicht hätten, weiter oben von da, wo ſich die Arbeiter jetzt befanden, den Bach zu unterſuchen. Kleine Partien von Goldwäſchern durchſtreiſten in dieſer Art ja auch fortwährend die Nachbarſchaft der eigentlichen Minenplätze, und als die Seeleute — es war in der That ein Theil der Mannſchaft von Capitän Becker's Schiff, und zwar zwei Matroſen, der Koch und der Schiffsjunge — die Schritte auf dem ſteinigen Boden hörten und die Männer ſahen, warfen ſie kaum mehr als einen flüchtigen Blick hinüber. Sie hatten jetzt mehr zu thun, als ſich um andere Goldſucher zu bekümmern.

Nur der Schiffsjunge, dem die ſchwere Erdarbeit überhaupt nicht beſonders zuſagte, benutzte die Gelegenheit, „ſeinen Rücken ein wenig gerade zu machen," und während er länger nach den Fremden hinüberſchaute, flüſterte er auf einmal.

„Du, Chriſchan, da geht der Commiſſär — jetzt ſchnüffelt der auch ſchon hier oben herum —"

„Und was geht's Dich an," brummte der Mann — „wirf die Erde hinaus, verflixter Junge. Wir hier haben unſere Licenſe bezahlt, und brauchen uns vor keinem Commiſſär zu verſtecken."

Der Junge ſchob ſeinen Spaten wieder ein, warf aber doch noch immer einmal einen Blick hinüber, denn vor der Polizei hatte er einen heiligen Reſpect. — Und jetzt bogen ſie richtig hier herunter zu — was ſie nur wollten?

Der Koch hatte ſich ebenfalls aufgerichtet und ſah dort hinüber und zwar im Anfang gleichfalls nach der Uniform des Officiers, den Alle für den die unteren Minen alle Tage viſitirenden Commiſſär hielten. Was zum Henker wollten aber die anderen Beiden hier oben mit nur einer Schaufel ſelbander, und weder Pfanne noch Hacke — und der Eine?

Der Koch duckte ſich unter, als ob er in den Boden hinein kriechen wollte und ziſchte dabei mit ängſtlicher Stimme:

„Teufel! Jungens, da oben kommt der Stürmann.“

„Na ja,“ rief der Schiffsjunge und ließ vor Schreck und Angſt den Spaten aus der Hand fallen — „der hat noch gefehlt.“

„Geht er vorbei?“ rief Chriſtian, der ſich ebenfalls raſch gedrückt hatte.

„Schnurſtracks kommen ſie hier herunter.“

„Und da drüben kommen auch welche — Herrje! der Capitän!“ flüſterte der Koch und kroch, ohne weitere Antwort zu geben, in wilder Haſt aus dem Loch. Sie waren jedenfalls entdeckt, und die einzige Möglichkeit auf Rettung lag in raſcher Flucht.

Die beiden Parteien hatten ſich indeſſen zu gleicher Zeit, aber immer noch langſam, um keinen Verdacht zu erregen, den arbeitenden Seeleuten genähert, denn in der Abſicht der Poliziſten lag es, bis dicht an die Grube zu kommen, die ſie dann mit ihrer Autorität und im ſchlimmſten Fall mit ihren Revolvern beherrſchen konnten.

Die Leute hatten allerdings nichts weniger als ein todeswürdiges Verbrechen begangen; waren ſie aber erſt einmal aufgefordert, ſich dem Gericht zu ergeben und leiſteten ſie dann keine Folge, ſo betrachtete ſich das Geſetz als todeswürdig beleidigt und billigte jedes Mittel, die vor der Hand nur erſt moraliſch Gefangenen auch in wirkliche und ſubſtantielle Eiſen zu bringen.

Die Matroſen mochten auch etwas Aehnliches ahnen, denn bei dem Ausruf des Kochs: der Capitän! überfiel Alle ein paniſcher Schrecken. Das war kein bloßer Zufall, der ihre beiden Vorgeſetzten mit dem Commiſſär hier in die Berge und an ihren Arbeitsplatz führte — das war eine abgekartete Geſchichte, und wenn ſie jetzt gefaßt wurden, dann ade, Goldwaſchen. Der Gedanke zuckte ihnen Allen aber nur blitzesſchnell durch's Hirn, denn Zeit zum Ueberlegen behielt Keiner von ihnen. Dergeſtalt ihr Werkzeug im Stich laſſend, und Jeder nur inſtinctartig, wie bei dem Sinken eines Bootes, nach Jacke oder Hut greifend, warfen ſie ſich aus dem ſchon wenigſtens drei Fuß tief gegrabenen Loch, um draußen, Jeder auf eigene Fauſt, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen.

Darin lag außerdem ein anderer Vortheil, denn ſobald ſie ſich zerſtreuten, trennten ſie auch ihre Verfolger, und die leichtfüßigen Matroſen hofften der, wie ſie glaubten, ſchwerfälligen Polizei mit geringer Mühe aus Sicht zu kommen.

Weder der Capitän noch Lieutenant Beatty konnten indeſſen gleich von oben ſehen, daß ihre Abſicht verrathen und Capitän wie Steuermann erkannt ſeien, bis ſich die Erſten aus der Grube — der Koch und Chriſtian auf dem Rand in die Höhe richteten und jetzt natürlich jeden Zweifel über ihre Abſicht unmöglich machten.

„Vorwärts!“ ſchrie da der Lieutenant — „die Kerle geben Ferſengeld,“ und in langen Sätzen ſprang er den Abſatz hinunter, dieſen Erſten den Weg zur Flucht abzuſchneiden.

„Halt! im Namen der Königin!“ ſchrie er ihnen zu — „ich ſchieße, wenn Ihr nicht ſteht!“

„Schieß' und ſei verdammt!“ brummte der Koch vor ſich hin, indem er über einen Felsblock wie ein Rehbock hinwegſetzte und dann den Hang hinunterfloh. Der eine Polizeiſoldat hatte ſich aber der Richtung ſchon zugewandt, denn es war natürlich, daß die Leute, wenn verfolgt, nicht bergauf flüchten würden, weil ſie bergab ſo viel raſcher aus dem Bereich der Schußwaffe zu kommen hofften. Hier aber hemmte der Steindamm des Kochs Weg; an der Stelle die er zuerſt erreichte, konnte er nicht hinab, ohne Hals und Beine zu brechen, und wie er daran hinfloh, war ihm der langbeinige Polizeiſoldat dicht auf den Hacken.

Chriſtian, der Bootsmann, hatte im Anfang den Berg ſchräg hinauf flüchten wollen, aber ſich nicht gleich zu einer beſtimmten Richtung entſchließen können. Dadurch war er jedoch dem Steuermann in die Bahn gekommen, und als er dieſem den Rücken kehrte, ſah er ſich von dem Polizeilieutenant beinahe ſchon am Kragen gefaßt.

Allerdings machte er noch einen letzten, verzweifelten Verſuch zu entkommen, aber der Aermel der Jacke, die er in der Hand hielt, kam ihm unter den einen Fuß. Er ſtolperte und ſtürzte und fand ſich im nächſten Augenblick rettungslos in den Händen der gefürchteten Polizei.

Der Segelmacher und Schiffsjunge hatten indeſſen ihre Flucht nach der andern Seite hin verſucht; der erſtere freilich nur in dem faſt unwillkürlichen Gefühl fortzukommen, wie ein flügellahm geſchoſſener Vogel, wenn er auch lange ſchon weiß, daß ſeine Schwinge gebrochen iſt, bei Annäherung einer Gefahr immer noch einen, wenngleich vergeblichen Verſuch zur Flucht macht. Er hatte ſich nämlich in den letzten Tagen den linken Fuß vertreten, und wenn er auch ſchon wieder ziemlich gut marſchiren konnte, gab doch die Sehne bei der erſten ernſtlichen Anſtrengung auf's Neue nach. Er knickte, kaum zehn Schritte geſprungen, zuſammen und ſetzte ſich dann, vollkommen reſignirt, auf den nächſten Stein, den herankommenden Poliziſten und ſein Schickſal ruhig zu erwarten. Fortlaufen konnte er doch nicht mehr.

Wer aber indeſſen lief war der Capitän ſelber, und zwar hinter dem unglücklichen Schiffsjungen her, der, ein Bild blanken Entſetzens, vor ſeinem zürnenden Herrn und Gebieter in aller Angſt den Berg gerade hinaufrannte. Wenn ein wildes Thier hinter ihm her geweſen wäre, das nach ſeinem Blute lechzte, hätte er nicht ärger laufen können, und ſeine einzige Hoffnung war die, daß der doch weit ältere Capitän nicht mehr ſo kräftige Glieder habe, und auf die Länge der Zeit einen Dauerlauf nicht mit ihm aushalten könne.

Darin ſchien er ſich übrigens geirrt zu haben, denn Capitän Becker, ſo geſetzt und ehrbar er auch gewöhnlich am Land einherſchritt, ſpürte, beſonders in der Aufregung, ſeine zweiundvierzig Jahre noch lange nicht. Mit der Ausſicht dazu, ſeinen Schiffsjungen vor ſich zu wiſſen, und ihm höchſt eigenhändig die lang zugedachte Tracht Schläge verabſolgen zu können, fühlte er gar keine Ermüdung und machte den armen Teufel von Jungen bald um ſeine geträumte Sicherheit beſorgt.

Wie die wilde Jagd ging es den Berg hinauf, und der Polizeiſoldat, der ſich vor allen Dingen der Perſon des Segelmachers bemächtigte und ihm ein Paar Darbies oder Handſchellen angelegt hatte, ſah kopfſchüttelnd hinter den beiden Wettrennern d'rein, die eben dort oben, über dem nächſten Hügelkamm, in den Büſchen verſchwanden.

„Na, wenn die ſo eine Weile fortlaufen,“ lachte er ſtill vor ſich hin, „ſo werden ſie in einer halben Stunde ſelber nicht mehr wiſſen, wo ſie ſind,“ — aber es ließ ſich eben vor der Hand weiter Nichts dabei thun. Der Schiffsjunge mußte dem Capitän und das Paar dem lieben Gott überlaſſen werden. Die Leute unten im Thale hatten gerade genug mit Denen zu thun, die ſie in ihre Gewalt bekommen.

Der Koch wehrte ſich noch am Längſten. Es war ein ſtämmiger Burſch und warf den langen Engländer, als dieſer ihn zuerſt packte, wie einen Sack bei Seite. Der Polizeiſoldat hatte aber, ganz im Gedanken, die Schaufel in der Hand behalten, und da er, dem einzelnen Mann gegenüber, von ſeiner Schußwaffe keinen Gebrauch machen wollte, holte er ihn in ein paar Sätzen wieder ein und warf ihm das Werkzeug ſo geſchickt vor die Füße, daß der Seemann darin hängen blieb, in voller

Flucht in die Steine hineinſchlug und faſt beſinnungslos liegen blieb.

Im nächſten Augenblick hatte er die Handſchellen an, und da Chriſtian indeſſen ebenfalls von dem noch jungen und rüſtigen Steuermann geſtellt und beim Kragen gefaßt war, ſo brachte man die drei Gefangenen jetzt zuſammen, der Lieutenant übergab ſie der Obhut ſeiner beiden Leute und ſah ſich jetzt mit dem Steuermann nach dem Capitän um — aber wo war der Capitän?

Eine gute Stunde wartete Lieutenant Beatty noch unten am Waſſer auf den Vermißten, denn die Sonne war indeſſen ziemlich hoch geſtiegen und die Luft warm geworden; als er aber dann immer nicht kam, hielten ſie es doch für nöthig auf den Hügelkamm zu ſteigen, um von dort aus dem Capitän, wenn er in der Nähe oder in Rufsweite ſein ſollte, ein Zeichen zu geben.

Oben angelangt, riefen ſie dann auch Becker's Namen und Titel aus Leibeskräften, und der Steuermann beſonders legte einen ſolchen Nachdruck auf die letzte Silbe des luſtig hinausgebrüllten „Captein“, daß man hätte glauben ſollen, der Ruf wäre auf einer Quadratmeile wenigſtens zu hören geweſen. In den Bergen iſt das freilich eine unſichere Sache, denn wie die Hügel laufen, pflanzt ſich auch der Schall fort, und eine kleine Anhöhe ſchneidet manchmal die Schallwellen ſo vollkommen ab, daß ſelbſt ein Büchſenſchuß in kurzer Diſtanz nicht mehr hörbar iſt.

Als von nirgend her eine Antwort kam und der Wald ſtill und ſchweigend ſie umgab, nahm der Lieutenant ſeine Zuflucht zum Revolver. Er fürchtete jetzt wirklich, daß ſich Capitän Becker in den einander außerordentlich ähnelnden Hügeln verirrt haben könne, und wenn es auch faſt unmöglich war, daß er nicht, hier ganz in der Nähe der Minen, auf Menſchen oder wenigſtens auf einen befahrenen Weg ſtoßen ſollte, wollte er doch Nichts verſäumen ihm die Richtung anzuzeigen, in der ſie ſich befanden. Daß er keiner Gefahr mit dem Schiffsjungen ausgeſetzt geweſen, darüber fühlten ſie ſich vollkommen beruhigt; mit dem wurde der kräftige Seemann, eine Hand in der Taſche, fertig.

Aber ſelbſt auf die Schüſſe erfolgte kein Signal, und der Steuermann wußte, daß Capitän Becker ebenfalls einen Revolver in der Taſche trug. Kein Laut ließ ſich hören, als hie und da das Kreiſchen eines Kakadu, oder der klagende Schrei eines Raubvogels; der Wald ſchien wie ausgeſtorben, und nur einmal glaubte Lieutenant Beatty das Ku—ih! eines Eingeborenen zu hören. Doch ſelbſt das wiederholte ſich nicht, und als ſie bis faſt Mittag da oben gewartet und ſignaliſirt hatten, beſchloſſen ſie, in die kleine Zeltſtadt zurückzukehren. Es war ja ſogar auch möglich, daß der Capitän, gleich aus den Hügeln hinaus, dorthin eein nähere Richtung eingeſchlagen hatte, und ſie jetzt ſchon dort unten erwartete.

Aber er war nicht unten. Niemand hatte ihn geſehen; er würde ſich ja doch auch gleich bei ſeiner Rückkunft an der Polizeiſtation gemeldet haben, und der Steuermann bekam jetzt wirklich Angſt, daß ihm etwas könne zugeſtoßen ſein. Er erbot ſich auch ſelber, in den Wald zu gehen und ſeinen Capitän zu ſuchen. Das litt aber der Lieutenant nicht, denn er meinte, er, der Steuermann, verliefe ſich eben ſo geſchwind im Buſch, und nachher hätten ſie zwei, denen ſie nachſpüren könnten, jetzt wäre es doch wenigſtens nur einer, und den hofften ſie wiederzukriegen.

Zwei junge Poliziſten, geborene Auſtralier, die den Buſch ſeit ihrer Kindheit kannten, wurden jetzt gerufen. Der Lieutenant beſchrieb ihnen dann die Richtung. Beide jungen Leute kannten das Waſſer und die Felſenwand, und von der Grube aus war es vielleicht ſogar möglich, der Spur zu folgen. Jedenfalls verſprachen ſie ihr Beſtes zu thun, und machten ſich ohne Weiteres auf den Weg — Gott allein nur wußte aber, was der deutſche Capitän in der kurzen Zeit mit ſich angefangen, um ſo völlig aus dem Bereich jeder Nachforſchung zu kommen. Die beiden Nachgeſandten fanden allerdings ſeine Spur, wo er den Berg hinaufgehetzt — er hatte die Quarzſtücke wild genug dabei umhergeſtreut — ſie ſahen auch wie die beiden Spuren, die Hacken tief in den lockeren Boden einbohrend, von dort aus den ziemlich ſteilen Hang hinabgewettert waren. — Nachher ging die Hetze wieder eine Strecke an der andern Wand hinauf, aber nicht lange. Es ſchien faſt, als ob der Verfolger den Jungen hier beinahe eingeholt und dieſer, wie ein verfolgter Haſe, einen Haken geſchlagen hätte. Dann zog ſich die Jagd in einen andern mit lockeren Steinen beſtreuten Thalboden, und hier mußten ſie es aufgeben, die Spur ſelber zu halten, da hier jedenfalls Goldwäſcher gearbeitet und den Grund nach allen Seiten hin zertreten hatten. Sie behielten deshalb nur die ungefähre Richtung bei, bis ſie in den hier wellenförmigen Hügeln ſelber nicht mehr wußten, wo ſie den Deutſchen ſuchen ſollten. Hatten ſie ſich jetzt doch auch ſchon ſo weit von dem Lager entfernt, daß ſie nicht einmal vor Dunkelwerden mehr zurückkehren konnten. Das Letzte, was ihnen aber hier noch zu thun übrig blieb, thaten ſie; ſie riefen und ſchrieen und feuerten ebenfalls ihre Revolver ab — doch Alles umſonſt. Sie erhielten von nirgend her eine Antwort und kehrten endlich zu dem Turon mit der Nachricht zurück, daß der deutſche Capitän abhanden gekommen ſei und nicht mehr könne aufgefunden werden.

Und der deutſche Capitän ſchien wirklich abhanden gekommen zu ſein, denn die Nacht verging und er kehrte nicht zurück, und der ganze nächſte Tag. — Der Steuermann war außer ſich — d. h. er that ſo, als ob ihm nichts Schrecklicheres hätte paſſiren können, als ſeinen Capitän zu verlieren. Eigentlich wäre er aber gar nicht böſe darüber geweſen, denn in dem Fall hatte er die ziemlich begründete Hoffnung, ſelber das Schiff zu bekommen, und welcher Steuermann würde nicht gern Capitän.

Draußen vor dem Lager ſaß er auf einem Stein und überlegte ſich die Sache.

„Hm,“ ſagte er leiſe vor ſich hin und blies den blauen Dampf aus ſeinem kurzen irdenen Pfeifenſtummel in lang gehaltenen, nachdenkenden Stößen aus — „verfluchte Geſchichte das mit dem verdammten Schiffsjungen, daß mir der jetzt auch noch mit dem Capitän davon gelaufen — Canaille, neunhäutige — was für ein durchtriebener Böſewicht das ſein muß. Jeſus meine Güte, hätt' ich den Lump, wie ich ihn verſohlen wollte — und all' die Blutblaſen in den Händen. — — — Und wenn ich nur wenigſtens gewiß wüßte, was aus dem Capitän geworden wäre — ſterben müſſen wir Alle einmal — wenn ihm nun der verflixte Junge gar eins auf den Kopf gegeben hätte — der Böſewicht — da müßt' ich nachher die alte Suſanna Baxter richtig hinüber nach Neu-Seeland führen und wäre auf einmal Capitän. — Hm — ſo gut wie Capitän Becker könnt' ich's auch, und vielleicht noch um eine ganze Handvoll ſchneller — hat ſo immer ſeine Bedenken wegen ein paar Ellen Tuch. — Ganz verfluchte Geſchichte, wenn mir der nichtsnutzige Junge ſollte zum Capitän verholfen haben — und aus Freundſchaft für mich hätt' er's ſicher nicht gethan. — Merkwürdig wär's — aber ſeine Haue kriegte er doch, wenn ich ihn wieder erwiſchte. — — — Armer Capitän — vielleicht liegt er jetzt irgendwo unter einem Baume mit eingeſchlagenem Schädel oder neun Zoll kalt Eiſen zwiſchen den Rippen d'rin. Iſt doch eigentlich ein Hundeland, das Auſtralien — ein ganz verbranntes Hundeland, und ich gäb' fünfzig Dollars d'rum, wenn ich morgen ſchon mit der „Suſanna Baxter“ in See gehen könnte — Schiffsjunge oder keinen — brauchen den Lump auch gar nicht und werden ſo ſchon fertig. — Hm, hm, hm! was ich jetzt anfange, wenn der Capitän morgen noch nicht wieder kommt? — Kann ſchon gar nicht länger hier oben bleiben — könnt' es vor Mr. Pitt nicht verantworten — Capitän Becker ließ die Sache freilich ruhig angehen — Wetter noch einmal, bringe wenigſtens drei Mann wieder mit hinunter, und die paar Uebrigen werden ja doch auch aufzutreiben ſein — das beſorg' ich ihm ſchon, das ſoll er nur dem Claas Borger überlaſſen. — Hm — armer Capitän, daß er ein ſo trauriges Ende nehmen mußte — aber das kommt davon, wenn ein Fiſch auf's Trockene geht. — Mich erwiſche noch einmal Jemand in den Minen" — und mit dieſem Entſchluß ſtand er auf und ging nach der Polizeiſtation hinüber, um mit dem Lieutenant das Fortbringen der Gefangenen zu beſprechen. An des Capitäns Stelle mußte er ja natürlich die nöthigen Anordnungen treffen.

6.

Capitän Becker's Abenteuer.

Es wird Zeit, daß wir uns ſelber einmal nach dem Capitän umſehen, den wir damals verließen, als er den Schiffsjungen oben bis auf den Rand des Hügelrückens gejagt hatte und dabei, in allem Eifer natürlich, weder auf Richtung noch „Landmarken" achtete.

Auf den Jungen hatte er ſeine Bosheit — es war auch von jeher ein nichtsnutziger Junge geweſen — und beinahe in Arms Bereich, ja mit der augenſcheinlichen Wahrnehmung, daß er ihm immer näher und näher rückte, iſt es leicht erklärlich, daß er alles

Andere darüber vergaß. Nur den Jungen wollte er wieder haben — ſelber einfangen und ſelber gleich an Ort und Stelle abſtrafen; an den Weg zurück dachte er in dem Augenblick gar nicht — wie hätte er ſich auch verirren können, er brauchte ja nur ſeinen Cours nach der Sonne zu nehmen. —

Der Junge indeſſen that ſein Aeußerſtes. Er wußte, was er von dem Capitän zu erwarten hatte, wenn ihn dieſer packte, und von der Angſt vor der furchtbarſten Tracht Schläge, gegen die alle früher und oft genug erhaltenen nur Kinderſpiele geweſen, von der Angſt vor dem Leben an Bord nachher gehetzt, floh er als ob er Flügel an den Sohlen gehabt hätte. Dennoch kam ihm der entſetzliche Rächer immer näher, ja er konnte ſchon das Keuchen deſſelben hören.

Aber ſich umzuſehen wagte er nicht, denn er hätte dadurch vielleicht eine Secunde Zeit verloren, und die brauchte er jetzt nothwendiger. Als er nur den Hügelkamm erreichte, ſprang er daher — ohne ſelber im Geringſten auf irgend eine Richtung Acht zu geben, den ſteilen Hang an der andern Seite Hals über Kopf hinunter — was kümmerten ihn ſeine Beine, wenn er nur ſeinen Rücken in Sicherheit brachte. — Mit den erſten Sätzen abwärts gewann er auch einen Vorſprung vor ſeinem Verfolger, da er jetzt bergab floh und dieſer noch theilweiſe bergauf zu laufen hatte, aber das half ihm nicht lange. Der Capitän mußte eiſerne Glieder haben, denn wenn ihm auch der Schweiß in einer wahren Fluth entſtrömte, hatte er doch kaum die Kuppe erreicht, als er auch — eben ſo rückſichtslos auf das Terrain wie der gehetzte Burſche — ihm in ſeinen Fährten nachfolgte, und jetzt noch dazu bergab durch ſeine eigene Schwere begünſtigt wurde. Es war haarſträubend zu ſehen, wie er über Felsblock und Wurzeln hinabſetzte, ausglitt, ſtürzte, wieder auf die Füße ſprang und immer dabei im Geiſte ſchon den Jungen mit der linken Hand am Kragen hielt und mit der rechten windelweich prügelte.

Unten im nächſten Thal hätte er ihn auch beinahe erhaſcht. Er war kaum noch drei Schritte hinter ihm.

„Steh', Canaille!“ ſtöhnte er hinter ihm drein, „oder ich drehe Dir den Hals um, wenn ich Dich erwiſche.“

Wenn das aber hatte eine Ermunterung für den Jungen ſein ſollen, ihn zu einem Ergeben in ſein Schickſal zu bringen, ſo verfehlte es ſeinen Zweck, denn die Töne drangen wie die Poſaune des letzten Gerichts in des Gejagten Ohr. Faſt unter den Händen des Capitäns fuhr er durch und ſchräg an dem nächſten Hang wieder hinauf. Ehe ſich ſein Verfolger wenden konnte, war er wieder um wenigſtens fünfzehn Schritt voraus. — Und auch dieſen Hang ging es hinan, als ob beide Läufer weder Lunge noch Milz hätten.

Obſchon Capitän Becker wacker auf ſeiner Jagd aushielt, ſo fühlte er doch ſchon, daß er eigentlich nur noch durch ſeinen feſten Willen in ſolch' raſender Bewegung gehalten wurde. Er wollte den Jungen faſſen, und er wäre in dem Augenblick vielleicht, mit gänzlicher Mißachtung ſeiner Gliedmaßen, jeden noch ſo gefährlichen Abſatz rückſichtslos hinunter geſprungen, wenn er dadurch ſein Ziel hätte erreichen können.

Nicht beſſer ging es dem Gehetzten, der ſchon lange todesmatt zu Boden geſunken wäre, wenn ihn die Angſt nicht noch auf den Füßen gehalten hätte. Aber auch er wußte recht gut, daß er es nicht mehr lange machen würde. Schon fühlte er im Geiſt den eiſernen — o ſo wohlbekannten Griff ſeines Vorgeſetzten — der jetzt freilich hinter ihm d'rein kam, und er fing ſchon an, ſich verzweiflungsvoll nach Menſchen umzuſehen, zu denen er flüchten und deren Hülfe er anrufen konnte.

Jetzt hatte er den zweiten Hügelrücken erreicht, und wieder war der Verfolger dicht hinter ihm — lief er jetzt bergab, ſo wußte er, daß er verloren war. Da gab ihm die Todesangſt, die ja die Sinne zur äußerſten Schärfe treibt, eine Liſt ein — oder that er es vielleicht unwillkürlich, wie der Fuchs auch noch ein paar Mal rechts und links auszubrechen ſucht, ehe ihn die Hunde faſſen können.

Oben angekommen, warf er ſich nämlich Hals über Kopf wieder den Hang hinunter, aber nur wenige Sprünge. — So wie er den Verfolger dicht hinter ſich hörte, erſah er eine hier vorſpringende Wurzel, ſchlug auf dieſer unverſehens rechts einbiegend einen Haken, hielt ſich, um nicht zu ſtürzen, an einem Baum und war dann mit drei Sätzen wieder oben auf dem Rücken.

Das rettete ihn. Der Capitän, in voller Wuth hinter ihm d'rein, ja faſt ſchon ſeine Jacke mit der Hand berührend, war bergab in Schuß gekommen. Wohl ſah er augenblicklich was der Burſche vorhatte und wollte eben ſo hinter ihm einbiegen, aber dadurch, daß er vielleicht um einen Fuß breit mehr links war, verſäumte er die Wurzel — dort hinab ſtand nicht einmal ein anderer Baum und er konnte ſich nicht halten. In verzweifelter Wuth warf er ſich allerdings auf den Boden, um nicht ganz hinunter zu müſſen, doch das lockere Geröll gab unter ihm nach und polternd, ſtürzend und fluchend landete er endlich, wohl zweihundert Schritt in der Schlucht abwärts, vor einem ſoliden Quarzblock, an dem er noch außerdem einen Theil ſeines Rocks und ſeiner eigenen Haut ließ.

Und wo war der Junge jetzt? — Nicht einmal ſehen konnte er ihn mehr; fort, über alle Berge, und die ganze Arbeit und Mühe umſonſt geweſen! Der Capitän hätte weinen mögen, wenn er jetzt daran dachte, daß der verfluchte Junge in demſelben Augenblick vielleicht hinter einem andern Stein ſaß und über ihn lachte. — Und ſollte er die Hetze noch einmal aufnehmen — ſollte er nur der Richtung folgen, die Jener wahrſcheinlich genommen? Es ging nicht mehr. So lange er in der Aufregung und in Bewegung geblieben war, hatte er ſeine Müdigkeit nicht einmal gefühlt, und wäre vielleicht noch eine Viertelſtunde ſo fortgelaufen, bis ihn ein Herzſchlag möglicherweiſe todt zu Boden geworfen. Jetzt aber, ſo gewaltſam in ſeiner tollen Bahn aufgehalten, wobei ihn alle Glieder ſchmerzten, halb betäubt außerdem von dem Sturz, fühlte er, daß ſeine Kräfte erſchöpft ſeien — daß er nicht mehr könne, und ingrimmig vor ſich hinſehend ballte er nun die Fauſt nach oben und ſagte:

„Hab' ich die Canaille doch wenigſtens auf den Trab gebracht.“

Er blieb auch in der That eine volle halbe Stunde an dem Stein liegen; er mußte erſt wieder Athem ſchöpfen, denn ſeine Lunge kochte förmlich und die Glieder verſagten ihm jeden weiteren Dienſt. Und wie er ſchwitzte — er hatte keinen trockenen Faden mehr am Leibe, Alles des Ausreißers wegen, der nun frei durch den Wald auf und davon lief. Aber wo war der Capitän eigentlich? — Er ſaß hier in einer der tauſend Bergſchluchten, die, ſpärlich mit Gumbäumen und trockenen „Thee“- und Wattelbüſchen bewachſen, den auſtraliſchen Wald bilden — ein menſchliches Weſen war ringsum weder zu hören noch zu ſehen. Oder doch? — Er horchte hoch auf. Dort drüben regte ſich etwas und raſchelte im Laub. Eine Känguruhratte, eines jener kleinen zierlichen Geſchöpfe, die, von der Größe eines Kaninchens, ganz mit der Form des Känguruh's, ihre beiden Vorderbeine nur zum Spaß zu haben ſcheinen, und nur beim raſchen Lauf abwechſelnd eines derſelben benutzen, während ſie das andere ſorgfältig in die Höhe halten.

Hm — das war eben kein Zeichen einer ſehr beebten Gegend, aber weit konnte er ja doch gar nicht vom Turon fort ſein, und wenn er über den zweiten Hügelrücken in der Richtung zu ſtieg, die er gekommen, ſo mußte er die Waſchmaſchinen unten im Thale klappern hören. Wie ſtand denn die Sonne? Hm — wenn er Morgens vor ſein Zelt trat, ſo hatte er ſie an der linken Hand. Links? — nein, dort war ſie geſtern untergegangen. Rechts alſo kam ſie herauf, g'rad über der Poſtoffice. So war er alſo in die Berge, vom Turon ab hinaufgeſtiegen, und wenn er jetzt ſo hinüberſchnitt, mußte er ſich gewiß zurückfinden. Aber nein — das paßte ja gar nicht. Was war es denn? Die Sonne ſtand doch nicht hier in Auſtralien, wo Alles verkehrt iſt, ewig auch auf der verkehrten Stelle? Er hatte ſie doch Mittags im Norden, und im Oſten ging ſie auf und im Weſten unter — allein jetzt ſtand ſie da drüben? Wie war ſie dahin gekommen?

Capitän Becker überlegte ſich die Sache hin und her, aber er kam zu keinem Reſultat, weil ihm die Sonne einmal nicht in die Richtung paßte. Daher beſchloß er zuletzt, Sonne Sonne ſein zu laſſen und ſich nur nach den „Landmarken“ zu richten, d. h. den Weg, den er gekommen, wieder zurück zu verfolgen, wenn auch jetzt etwas langſamer als vorher.

Die Glieder waren ihm aber wie zerſchlagen, er konnte kaum einen Fuß vor den andern ſetzen, und brauchte beinahe eine andere halbe Stunde, bis er nur die kleine Strecke wieder hinauf klettern konnte, die er ſo geſchwind, halb auf dem Rücken, halb auf den Füßen herunter geglitten. Endlich oben angelangt, ſah er ſich um, blieb aber kopfſchüttelnd ſtehen, denn das zurückgelegte Terrain hatte er ſich ebenfalls anders gedacht. Wo er glaubte daß er hergekommen ſein müſſe, da lag vor ihm ein breites Thal, das ſich ſchräg abſenkte. Er war aber nach ſeiner Erinnerung vorhin mit wenigen Sätzen hindurchgelangt und etwas weiter rechts ſah er allerdings ein Thal, das beſſer mit ſeinem Weg übereinſtimmte. Das aber konnte die Richtung nicht ſein, und dann hätte er ja auch ein Stück auf dem Kamm hingehen müſſen!

„Ei zum Henker,“ brummte er nach langem Grübeln verdrießlich vor ſich hin, „jetzt nehm' ich erſt einmal den Cours, den ich für den richtigen halte, und bin ich dem eine halbe Stunde gefolgt und ſehe, daß er nicht der richtige iſt, bah, dann ſegle ich eben in meinem Fahrwaſſer wieder bis hierher zurück und nehme die andere Seite. Sicher iſt ſicher, und ich werde den Teufel thun und mich hier in den verdammten Bergen verlaufen; das hätte mir noch zu guter Letzt gefehlt.“

Den Entſchluß einmal gefaßt, war er auch nicht langſam ihn auszuführen. Gleich von dem erſten Schritt ab wußte er ſich aber nicht ganz ſicher, daß er auch wirklich auf der rechten Bahn ſei, und je weiter er kam, deſto mehr fühlte er ſich überzeugt, das hier ſei der rechte Weg nach dem Turon nicht. Verſuchsweiſe bog er allerdings einmal rechts, dann wieder links in ein Seitenthal hinein, und kletterte dann einen ziemlich ſteilen Berg hinauf, der ihm beinahe ſo ausſah wie der, an deſſen Fuß der Turon floß — jedenfalls hoffte er von droben aus einen beſſeren Ueberblick über die Gegend zu gewinnen. Aber er hatte ſich in Beidem getäuſcht. Weder konnte er von hier aus das jetzt dringend erſehnte Klappern der Waſchmaſchinen vernehmen, noch weiter blicken als auf die nächſten Hügel, die ganz genau ſo ausſahen wie dieſer. Es blieb dem Capitän Nichts übrig als zurückzugehen.

Das that er, und zwar wohl eine volle Stunde lang. Allein nun erkannte er auch dieſe Gegend nicht wieder und ſetzte ſich endlich erſchöpft auf einen Stein, um ruhig zu überlegen, wie er gegangen ſei und wohin er ſich jetzt wenden müſſe.

„'S iſt eine alte Regel,“ murmelte er vor ſich hin, „und ich habe ſie ſo oft gehört, daß man, wenn man glaubt man hätte ſich verlaufen, nur um Gottes willen den Kopf nicht verlieren ſoll. Ruhig Blut iſt die Hauptſache, nachher geht Alles. Wie bin ich alſo hier umhermarſchirt — das wollen wir einmal unterſuchen.“

Damit nahm er ſein Meſſer heraus, und bemerkte dabei, daß er, wahrſcheinlich bei dem Sturz, ſeinen Revolver aus dem Gürtel verloren hatte. Den brauchte er jetzt freilich nicht, aber

— was das Schlimmſte war, er vermißte in dem Augenblick auch ſeine Feldflaſche. Das war eine verwünſchte Geſchichte, ließ ſich aber trotzdem nicht ändern, deſto nothwendiger wurde es, vor allen Dingen herauszubekommen wo er ſich befand, damit er ſich aus dieſer höchſt fatalen Lage hinausarbeitete. Mit dem Meſſer zeichnete er ſich deshalb einen Compaß in den Boden und überlegte, indem er die Sonne mit ſeiner Uhr und ſeinem true north verglich, wie er heute Morgen „geſegelt“ ſei.

„Vom Lager ab erſt einmal etwas Weſt-Süd-Weſt — nachher ſtrich der verfluchte Junge gerade Weſt, vielleicht einen halben Strich Nord ab — etwa eine halbe Meile die Richtung — dann ſchräg den Hang hinunter, halbe Meile wieder Süd-Weſt mit einem halben Strich Abdriſt in den miſerabeln lockeren Steinen — jetzt ſo hinüber dreiviertel Meilen und nun hier gerade Süd hinunter, bis ich da unten vor Anker kam. — Gut, von da ab gerad' Nord-Oſt bis auf die zweite Schneide, nachher in das eine Seitenthal Oſt-halb-Nord — wieder zurück Weſt-halb-Süd viertel Meile — dann Nordweſt viertel Meile hinein und Süd-Oſt wieder zurück, und jetzt von da unten auf, gerade von Nord-halb-Oſt herüber, alſo nach Süd-halb-Weſt zu etwa eine halbe Meile, und demnach wäre ich etwa hier,“ und er ſtieß dabei ſein Meſſer in den bezeichneten Punkt. „Der Turon fließt aber gerade dort drüben, und wenn ich alſo jetzt eine genaue Richtung Nord-Oſt, vielleicht mit einem halben Strich mehr Nord einſchlage, ſo muß ich den kleinen Fluß irgendwo, ob nun ein Stück weiter unten oder oben bleibt ſich gleich — erwiſchen, und dann bin ich auch wieder zu Haus. Hol's der Geier, ich wollte, ich hätte mir die Geſchichte gleich ordentlich überlegt und wäre nicht erſt den halben Tag wie toll und blind umhergelaufen. Jetzt könnt' ich im Lager bei einer ordentlichen Mahlzeit und einem Glas Porter ſitzen — und an dem Allen iſt der verdammte Junge ſchuld.“

Weiterer Zorn half nicht, der Capitän ſteckte deshalb ſein Meſſer gelaſſen ein, ſetzte ſeinen Hut auf und ſtieg wieder den nächſten Hang in der Richtung hinab, die er für die zweckmäßige hielt. Aber umſonſt marſchirte und kletterte er, bis er kaum noch einen Fuß vor den andern ſetzen konnte. Er erreichte nicht einmal den Waſſer haltenden Bach, an dem ſie die Mannſchaft gefunden und den er lange paſſirt haben müßte, wenn er recht geweſen wäre. Die Sonne ſank indeſſen tiefer und tiefer, Hunger und Durſt quälten ihn, und als die Nacht einbrach, konnte er ſich die furchtbare Thatſache nicht mehr verheimlichen: Er hatte ſich im Buſch verirrt, und wenn er nicht zufällig auf Menſchen traf, ſo ſtarrte ihm die Gefahr in's Auge, in einer troſtloſen Wildniß elend zu verſchmachten.

Todesmatt ſank der Unglückliche unter einen Baum. Er dachte gar nicht daran mit Stahl und Schwamm vielleicht ein Feuer zu entzünden — er wäre es auch nicht mehr im Stand geweſen. Seine Kräfte waren erſchöpft, ſein Muth, der ihn bis zu dieſem Augenblick noch keine Secunde verlaſſen, war gebrochen, und verzweifelnd legte er die Stirn auf ſeinen Arm und lag regungslos, bewußtlos viele Stunden lang.

Der Froſt ſchüttelte ihn endlich wieder wach und zur Beſinnung zurück — und welch' ein Erwachen. Er verſuchte aufzuſtehen und ſich durch Gehen zu erwärmen, aber er vermochte es nicht. Die Glieder waren ihm wie Blei ſo ſchwer und eine Centnerlaſt lag auf ſeiner Stirn. Er wickelte ſich feſt in ſeinen Rock, ſuchte ſich gegen die ſcharfe Nachtluft dadurch zu decken, daß er ſich dicht an die Steine ſchmiegte, aber die Zähne ſchlugen ihm zuſammen wie im Fieberfroſt, und er war nicht im Stande einzuſchlafen.

Doch verging auch dieſe Nacht, und wie es nur licht genug wurde, um den ſtillen gleichförmigen Wald um ſich her zu erkennen, raffte ſich der Seemann empor und begann ſeine mühſelige Wanderung auf's Neue — heute aber nach einem anderen Plan.

„Wenn ich dorthin gehe, wo hinzu ich glaube, daß der Turon liegt, find' ich mich im Leben nicht zu Menſchen zurück. Ich will deshalb ein verzweifeltes Mittel wagen und dahinein brechen, wo ich bis jetzt gedacht habe, daß die auſtraliſche Wüſte liege. Soll ich untergehen, dann kann ich's ſo gut in der, wie in jener Richtung. „Und auch nicht mehr bergan ſteigen will ich," ſetzte er hinzu, der Thalboden, wenn auch jetzt trocken, muß mich doch zuletzt zu einer tieferen Stelle und zu Waſſer führen, und wo ich Waſſer finde, find' ich auch Menſchen. Alſo friſch gewagt und mit Gott! — lange halt' ich's ohnehin nicht mehr aus, aber ſo lange ich noch Kräfte habe, will ich marſchiren."

Jetzt ging die Sonne auf und der Capitän blieb kopfſchüttelnd ſtehen.

„Wunderbar, wunderbar!" ſagte er dabei, „nun begreiſe ich's auch, was mir bis jetzt unglaublich ſchien, daß ein Menſch, der zwei oder drei Tage in der Wildniß verirrt iſt, den Verſtand verlieren ſoll. Wüßt' ich nicht ſo genau, daß die Sonne nicht im Weſten aufgehen kann, hätt' ich nicht tauſend und tauſendmal meine Berechnungen nach den Himmelskörpern gemacht: heute würde ich darauf geſchworen haben, daß die Welt umgedreht ſei, und die Sonne ihre Bahn rückwärts mache. Es iſt ja beinahe nicht möglich, daß dort Oſten liegt, und trotzdem kann's nicht anders ſein. Alſo vorwärts, Bernhard, vorwärts, immer thalab; heute halt' ich's noch aus — am Abend aber ſuche ich mir einen anſtändigen Baum, kratze meinen Namen in die Rinde und wenn ich die Kraft habe, bemerke ich noch dabei, was ich für ein guter Menſch geweſen. Dann leg' ich mich d'runter, mache die Augen zu und — träume mich in die Ewigkeit hinüber — vorwärts, Bernhard!"

Capitän Becker war nicht leicht außer Faſſung zu bringen.

Er hatte dem Tod oft in's Auge geſehen und nicht gezittert, er begegnete auch jetzt dem, was er ſchon für unvermeidlich hielt, mit der gewohnten Faſſung, und wenn ihm das Auge dabei ein wenig feucht wurde, ſo hatte die Thräne darin nicht das Geringſte mit ihm ſelber zu thun, ſondern galt anderen, lieben und theuren Weſen, weit weit von hier — Gott ſei Dank — und daheim in Ruhe und Sicherheit lebend. Aber auch das ſchüttelte er bald von ſich und achtete wieder mehr auf ſeinen Weg, auf ſeine Umgebung.

Es war ein langes weites Thal, dem er jetzt in ſanfter Abdachung niederwärts folgte, aber ſelbſt dieſes hatte keinen beſtimmten und entſchiedenen Waſſercours — ſelbſt nicht in der Regenzeit, und beſtand vielmehr aus verſchiedenen kleinen Rinnen, deren — jetzt freilich trockenen — Quellen er manchmal entgegenging, eine Miniaturwaſſerſcheide kreuzte, und ihnen dann wieder abermals folgte. Dieſe zweigten denn auch bald links, bald rechts ab, da ſie aber faſt ſtets in enge Schluchten hineinfielen, mochte er ihnen nicht folgen; er war entſchloſſen, von nun an wenigſtens ſeine Richtung treu beizubehalten. Was half es ihm auch, wenn er bald links, bald rechts einbog; er kam dann gar nicht mehr von der Stelle.

Die Hänge an beiden Seiten waren mit den gewöhnlichen Gumbäumen bewachſen und nur hie und da ſtanden kleine Gebüſche wundervoll goldgelb blühender Wattelbäume, die ihren Duft weit und breit durch den Wald ſandten. Zweimal ſprang auch ein Känguruh vor ihm auf und mit langen mächtigen Sätzen jedesmal den Hang hinab — aber was half ihm das. Er hatte nicht einmal mehr ſeinen Revolver, um auch nur eine Jagd zu verſuchen, und wenn er ihn gehabt hätte, keine Zeit dazu. Er mußte fort — weiter — weiter — um ſein eigenes Grab zu ſuchen.

Keine menſchliche Spur in der furchtbaren Wildniß. Der

Wald ſchien wie ausgeſtorben, und es blieb dem Verirrten jetzt kaum noch ein Zweifel, daß er ſich nur immer weiter von den Minen entfernte. Aber ſollte er umkehren? die furchtbare Einöde noch einmal durchwandern, die er durchzogen? — Nie. Sein Ziel lag vor ihm und dem folgte er.

Still und ſchweigend ſchritt er weiter, der Hunger plagte ihn; der Durſt brannte ihm den Gaumen, aber er biß körperlich und auch im Geiſte die Zähne aufeinander; was auch kam, es ſollte ihn gerüſtet finden, er war nicht der Mann, von einem Mißgeſchick erreicht und niedergeworfen zu werden. Er wollte ſich erſt niederlegen, wenn er die Zeit für paſſend hielt, aber bis die kam, hielt er den Kopf oben und ließ ſich den entſchloſſenen Sinn nicht beugen.

Die Sonne ſtieg höher und höher, ſtand im Zenith, und ſank wieder gegen Weſten. Noch wanderte der Einſame in einem Strich fort, ohne ſich auch nur einmal auszuruhen. Aber es war ſchon faſt nur mechaniſch, daß er die Füße einen vor den andern ſetzte und ſich ſelber im Gleichgewicht hielt. Er hörte nicht mehr, was um ihn her vorging; vor ſeinen Ohren entſtand ein dumpfes Brauſen, vor ſeine Augen legte ſich ein Schimmer, der die Umriſſe von Baum und Fels mit Regenbogenkanten überzog. Er fühlte, daß ſeine Kräfte abnahmen, allein bis Sonnenuntergang wollte er aushalten — nur noch ſo lange, bis der untere Rand der Sonnenſcheibe den Rücken der Berge berührte, dann ſich ſeinen Baum ausſuchen, um unter demſelben zu ſterben.

Weiter ſchritt er und weiter — wieder kreuzte ſeinen Weg ein ſchmales Thal, und er wollte es eben, wie all' die früheren, gleichgültig überſchreiten, als er wie gebannt auf der Stelle ſtehen blieb und mit ausgeſtreckten Händen und weit aufgeriſſenen Augen vor ſich niederſtarrte, denn vor ihm lief ein Weg — ein nicht breiter, aber ein betretener Weg — und was das Unglück nicht über ihn vermocht hatte, das erzwang das Glück: Die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen und er warf ſich auf den Boden nieder und küßte die Spuren, die von Menſchen dem harten Raſen eingetreten waren.

Aber ſelbſt das vermochte nur der erſte Moment der Ueberraſchung; das erſte Gefühl der Seligkeit, das ihm Rettung kündete, denn er wußte jetzt, er war gerettet. Dieſe Spuren gehörten keinem einzelnen Schäfer an, der ſeine Heerde hier hindurch in den Buſch getrieben. Da waren Radgeleiſe, die von ſchwer beladenen Karren herrührten, da waren die Eindrücke beſchlagener Pferdehufe, und wenn der Weg nicht direct nach den Minen führte, ſo war es jedenfalls eine oft benutzte Verbindungsſtraße zwiſchen zwei Stationen, und eine oder die andere mußte er jetzt erreichen, ob er nun der Bahn nach rechts oder links folgte.

Das Bewußtſein, von einem furchtbaren Tode erlöſt zu ſein, hatte ihm friſche Kräfte in die Glieder gegoſſen. Er fühlte jetzt, daß er, wenn es ſein müßte, noch eine weite Strecke wandern und ſelbſt noch eine Nacht im Freien aushalten könne. Aber er mußte ſich vor allen Dingen erſt ſammeln, er mußte ſich überlegen, welche Richtung er nun einſchlagen ſolle — welche wenigſtens die wahrſcheinlichſte ſei, daß er ſo raſch als möglich zu Menſchen käme.

Nach den Geleiſen und Fährten ließ ſich das freilich nicht unterſcheiden — der Kopf wirbelte ihm von all' den neuen Gedanken und Empfindungen, denn er kam ſich vor wie ein neugeborener Menſch. Deshalb beſchloß er ſich vor allen Dingen im Schatten eines der alten Gumſtämme ein wenig auszuruhen. Der Körper ſollte erſt ſein Recht haben und dann getroſten Muths die Wanderung fortgeſetzt werden.

Aber er legte ſich nicht dicht an den Weg. Es war ein eigenes Gefühl, was ihn dabei leitete: er wollte in die Wildniß hineinſchauen — wollte ſich vormalen, daß er noch allein, verirrt, verloren draußen im wilden, furchtbaren Walde läge und dann — indem er nur den Kopf ein klein wenig zur Seite wandte, den Weg — den betretenen, lichten Weg ſehen, den er gewonnen und der ihm wie mit einem Zauberſchlage all' die lieben Bilder von rauſchendem Waſſer, von plaudernden Menſchen, von luſtig loderndem Lagerfeuer und brodelnden Keſſeln vor die Seele führte.

Gleich rechts vom Weg war ſolch' ein lauſchiges Plätzchen gerade unter einem blühenden Wattelbuſch, der ihm auch Schatten gegen die noch etwa zwei Stunden hochſtehende Sonne gab. Dorthin legte er ſich, und nur das nahm er ſich vor, daß er, wenn er noch die Nacht auslagern müſſe, nicht länger marſchiren wolle, als er den Weg klar und deutlich erkennen könne — nicht einen Augenblick länger, damit er ihn um Gottes willen nicht wieder verliere. Dann konnte er ſich dicht daran niederlegen und ſchlafen, und morgen, wenn die Sonne aufging, ſetzte er ſeine Bahn fort und — kam zu Menſchen.

Was für ein wonniges Gefühl war es, hier im Gefühl der Sicherheit zu raſten, einen Faden gefunden zu haben, der ihn zurück zu ſeines Gleichen führte. Er empfand kaum mehr weder Hunger noch Durſt und ſog in vollen Zügen den balſamiſchen Duft der gelben Blüthen ein.

Und wie das ſo wunderbar in den Bäumen rauſchte; er erinnerte ſich gar nicht, je im auſtraliſchen Buſch dieſen melodiſchen Laut gehört zu haben — wie das klang und zwitſcherte — und jetzt flatterte da oben vor ihm in dem alten Gumbaum ein ganz wundervoller Vogel auf einen Zweig und ſchlug in Einem fort mit den Flügeln und rief und pfiff dabei — es war ordentlich als ob er zanke.

Der Capitän wußte, daß Auſtralien ſeiner herrlich befiederten Vögel wegen berühmt ſei, unter denen beſonders die Geſchlechter der Papageien und Tauben reich ausgeſtattet ſind, aber einen ſolchen Vogel hatte er noch in ſeinem ganzen Leben nicht geſehen — und was er nur da oben wollte. Lag er ſelber vielleicht in der Nähe ſeines Neſtes und ſcheute ſich das kleine reizende Thier deshalb näher zu kommen und zankte und zwitſcherte und geberdete ſich ſo wunderlich, nur um ihn fort von da zu treiben?

Du lieber Gott, er ſelber war wahrlich müde genug und der Platz hier auch ſo bequem und einladend, um noch ein wenig länger da liegen zu bleiben, aber er fühlte ſich ſelber ja jetzt auch ſo glücklich, ſo ſeelenfroh, daß er keine andere Creatur — und wenn es ſelbſt ein Vogel geweſen wäre, kränken mochte. Deshalb ſchon wirklich im Begriff aufzuſtehen und dem kleinen Schreier den Platz zu überlaſſen, hörte er es plötzlich überall um ſich her im trockenen Gumlaub und unter den umhergeſtreuten Rindenſtücken des Stringybark raſcheln und arbeiten, und wie er ſich erſtaunt danach umſah, ſchauten überall kleine winzige Menſchenköpfe mit gar ſo klugen, blitzenden Augen darunter hervor, und es war jetzt faſt, als ob der Vogel da oben gar nicht mit ihm gezankt, ſondern das kleine Volk da umher nur aus ſeinem Verſteck herausgerufen hätte.

Gab es denn Elfen? Er hatte davon in Märchen und Kinderbüchern geleſen — aber ſollte er Das, was er für Fabel und Erdichtung gehalten, jetzt wirklich um ſich her erſtehen ſehen? — Aber es blieb ihm keine Zeit zum Ueberlegen, denn jetzt that der Vogel da oben einen grellen Pfiff, und als ob ſie nur auf das Zeichen gewartet hätten, ſprang und drängte ſich plötzlich Alles aus ſeiner Blätterhülle hervor. Und nicht allein unter dem dürren Laub ſchlüpften ſie dahin, aus den Blüthenkelchen des Wattelbuſches flatterten ſie wie Schmetterlinge heraus, aus den Aſtlöchern der trockenen Gumbäume wimmelten ſie daher, der ganze Wald ſchien zu leben, und in wenigen Minuten war der Raum um ihn her von Hunderten der kleinen Weſen gefüllt, die ſich, lachend und einander neckend, um ihn ſammelten.

Was für ein reizendes kleines Volk das war, die winzigen, halbnackten Geſtalten, die nur eine Art von duftigem Gewand umflatterte, und im Anfang glaubte er, ſie hätten ihn ſelber hier gar nicht bemerkt, und er ſei nur zufällig Zeuge einer ihrer fröhlichen Zuſammenkünfte in der Wildniß geworden. Aber bald ſah er, daß er ſich darin vollſtändig geirrt, denn nicht allein drängten ſie ſich dicht um ihn her und ſchienen ihn dabei nicht im Geringſten zu fürchten, ſondern Jeder von ihnen trug auch, wie er jetzt entdeckte, eine Gabe für ihn, freilich in winzig kleinen Schalen und Blumenkelchen, mit denen er ſchwerlich hätte Etwas anfangen können. Jedes von ihnen brachte nämlich auf einem der gelben Blätter, die von der Wattel in Maſſe heruntergeweht waren, einen Tropfen Thau, und als ſie ihn damit umſtanden, kicherten und lachten ſie, denn ſie wußten recht gut, daß er mit den einzelnen Tropfen nichts anzufangen wußte.

Da pfiff der Vogel oben wieder, und jetzt dröhnte es in den Büſchen wie der ſchwere Hufſchlag eines Pferdes. Als er aber genauer hinſah, entdeckte er einen kleinen ſtämmigen Burſchen, der auf einer Känguruhratte angaloppirt kam und den Kelch einer großen, mächtigen Glockenblume in den Armen hielt.

Dem machten die anderen Alle Raum, und erſt als er mitten zwiſchen ſie hineinſprengte, drängten ſie um ihn her, nahmen ihm die große blaue Glockenblume ab, ſtellten ſie auf den Boden und goſſen nun Jeder ſeinen Tropfen da hinein, bis der Kelch zum oberſten Rand mit dem wundervollen kryſtallreinen Labſal angefüllt war.

Ganz komiſch war es anzuſehen, wie ſich die kleinen luſtigen Geſellen hierauf abmühten, den ſchwer gewordenen Kelch zu ihm emporzuheben, und doch Nichts dabei zu verſchütten. Es kniſterte und knatterte um ihn her, und kicherte und lachte und zwitſcherte dazu in den Zweigen, und dazwiſchen heraus konnte er verſtehen, wie ſie ihm zuriefen, ihnen zu helfen und zuzulangen, denn ſie wüßten ja, daß er entſetzlich durſtig ſei. — Aber er wagte es nicht, denn ſo dicht umdrängten und umſchwirrten ſie ihn, daß er fürchtete, er würde bei der geringſten Bewegung eines der allerliebſten Weſen beſchädigen. Doch winkte ihm der Labung bringende Kelch ſo verlockend und einladend entgegen, daß er gar zu gern daraus getrunken hätte.

Da ſprang der kleine ſtämmige Burſche, der zuletzt gekommen war, von der Känguruh-Ratte herunter und kam auf ihn zu — und es klang, als ob er Sporen an den Füßen hätte, und mit einem Satz war er bei ihm und rief lachend:

„Wenn Du denn gar ſo ungeſchickt biſt, Du großer fremder Mann, ſo muß ich Dir ja wohl helfen,“ und dabei nahm er ihm die beiden Hände — leicht, als ob ſie gar kein Gewicht hätten — und legte ſie zuſammen.

In dem Augenblick aber war es dem Capitän, als ob ſich eine kalte harte Schlange um ſeine Handgelenke winde. Er wollte die Hände erſchreckt wegziehen, aber er konnte nicht. Die Schlange hielt ihn feſt umſpannt. Jetzt ſah er auch erſt, daß die kleine ſtämmige Geſtalt das boshafte hämiſche Geſicht ſeines Schiffsjungen trug, und mit einem Schrei fuhr er aus ſeinem Traum empor:

„Halt, mein Burſche,“ ſagte da eine ſehr wirkliche rauh und heiſer lachende Stimme, „nur geduldig. Geduld iſt die Hauptſache. Du biſt feſt und ſicher in den Darbies und kannſt Dir nicht helfen. Deshalb nimm's kaltblütig, wie Paddy ſagt, oder ich klopfe Dir noch außerdem Eins auf den Kopf. Verſtanden?“

Der Capitän ſah verſtört um ſich her — die kleinen luftigen Geſtalten waren wie in den Boden hinein verſchwunden — nur die Schlange um ſeine Hände blieb: ein Paar eiſerne Handſchellen, und über ihn gebeugt ſtand einer der reitenden Polizei und nickte ihm freundlich grinſend zu.

Was war denn geſchehen? Die letzten Phantaſiebilder ſchwirrten ihm noch vor der Seele, und im erſten Augenblick war er gar nicht im Stande, dieſe von der jetzigen Wirklichkeit zu trennen. — Er wollte reden, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen und er brachte keinen lauten Ton über die Lippen. Endlich aber ſammelte ſich ſein Geiſt; die Sonne war am Untergehen — er mußte unter dem Buſche eingeſchlafen ſein — er war verirrt geweſen — hatte den Weg gefunden — aber jetzt der Polizeiſoldat? Was um des Himmels willen wollte der von ihm?

„Na? noch nicht munter?“ lachte der Mann. „Du haſt einen guten Schlaf, mein Burſche, daß muß wahr ſein, freilich auch eine tüchtige Strecke Wegs zurückgelegt und kein Wunder, daß Du müde geworden biſt. Aber nun komm, ich habe keine Luſt, die Nacht in Deiner Geſellſchaft im Buſch zu liegen. Wir wollen machen, daß wir auf die nächſte Station kommen.“

Becker erkannte, daß hier ein Mißverſtändniß obwalten müſſe, und wollte es aufklären, aber er konnte nicht; die Kehle war ihm ſo ausgedörrt, er brachte keinen Ton heraus und das Einzige, was er jetzt mit kaum hörbarer Stimme flüſtern konnte, war:

„Waſſer — einen Schluck Waſſer.“

„Aha, Du haſt einen guten Durſt — ja, thut mir leid, Waſſer habe ich nicht — aber nimm einen Schluck davon, das wird Dich wohl auch wieder auf die Hacken bringen.“

Und damit nahm er eine kleine Feldflaſche aus der Taſche, öffnete den Kork und hielt ſie ihm an die Lippen.

Becker that einen gierigen Zug, den ihn aber der Poliziſt nicht wiederholen ließ.

„Halt, Kamerad!“ rief er lachend, indem er die Flaſche wieder an ſich nahm, abwiſchte und zuſtöpſelte, „wir wiſſen nicht, ob wir heute Abend im Quartier einen Schluck bekommen können, und beſſer iſt beſſer. Jetzt aber marſch, denn wir müſſen fort.“

Becker fühlte ſeine Kehle jetzt wenigſtens angefeuchtet; er konnte ſprechen und ſagte:

„Lieber Freund, Sie glauben gar nicht wie ich mich freue Sie zu ſehen.“

„Kann ich mir denken,“ lachte der Mann.

„Ich war verirrt,“ fuhr der Capitän fort, „und habe erſt vor kurzer Zeit den Weg hier gefunden, ich weiß jetzt noch nicht einmal, wo ich eigentlich bin. Aber das ſchadet Nichts, ich befinde mich wenigſtens unter Menſchen und werde zu eſſen und zu trinken bekommen.“

„Damper, Hammelfleiſch und Thee,“ beſtätigte der Poliziſt, „alſo marſch, daß wir's nicht verſäumen.“

„Dann thun Sie mir nur den Gefallen,“ ſagte der Capitän ruhig, „und nehmen Sie mir die verdammten Eiſen ab, denn ich bin kein Verbrecher und Sie haben wahrhaftig nicht zu fürchten, daß ich Ihnen davonlaufe. Ich habe im Gegentheil weit größere Angſt, daß Sie mir durchbrennen.“

„Hat keine Noth,“ nickte ihm aber der Mann freundlich zu, „wir Beide bleiben jetzt eine Weile beiſammen. Und nun vorwärts, denn ich gehöre nicht zu den Grünen, Mate, daß Ihr mich ſo bequem glaubt leimen zu können.“

„Aber ich gebe Ihnen mein Wort —“

„Vorwärts,“ rief der Mann, ungeduldig werdend, und machte eine drohende Bewegung, „jetzt hab' ich's ſatt.“

Capitän Becker fühlte, daß ſich hier Nichts machen ließ. Der Burſche hatte ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, daß er irgend ein ſchrecklicher Verbrecher wäre, den er glücklicherweiſe im Schlafe überraſcht und gefangen habe, und es blieb ihm Nichts weiter übrig, als ſich dem zu fügen. Jedenfalls brachte ihn dieſer Führer wieder unter Dach und Fach, zu Eſſen und

Trinken, und ſeine Perſon war dann leicht herausgeſtellt, ſo wie er nur zu Lieutenant Beatty gebracht wurde — und wie der lachen würde —

„Verdammter Junge,“ murmelte er leiſe vor ſich hin, als ihm die Urſache ſeiner Fatalitätenkette wieder einfiel, indem er vom Boden aufſtand.

„Wenn Ihr ſchimpft, ſchlag' ich Euch Eins auf den Kopf,“ ſagte der Mann, der die Worte gehört hatte.

Becker lachte. „Ich habe Sie nicht gemeint, und dachte an etwas ganz Anderes. Alſo vorwärts denn, wenn's nicht anders ſein kann. Wie weit haben wir noch etwa zum erſten Haus?“

„Etwa eine Stunde, wenn wir tüchtig zumarſchiren.“

„Das werd' ich wohl nicht im Stande ſein — ich bin todtmüde.“

„Gut, dann brauchen wir etwas länger. — Denk' nur immer, mein Burſche, daß Du, je länger und weiter Du Deine Spazierhölzer ſetzt, deſto früher einen Topf Thee und ein Stück Fleiſch und Damper bekommſt. Die Idee wird Dir wohl jetzt am Beſten Beine machen. Damit wir aber nicht aus Verſehen auseinander kommen, wollen wir lieber noch eine kleine Vorſicht gebrauchen.“

Damit nahm er eine lange Hanfleine aus der Taſche, die er um Becker's Arm befeſtigte. Das andere Ende nahm er ſelber in die Hand und ging dann zu ſeinem Pferd und ſtieg in den Sattel.

„Nur noch eine Warnung,“ ſetzte er hinzu — „mach' keinen Verſuch zur Flucht. Mit dem Eiſen kämſt Du doch nicht weit; der Buſch iſt hier außerdem licht und große Rückſichten kann ich nicht nehmen. Wie Du Miene machſt auszureißen, hau' ich Dich zuſammen, das laſſ' Dir geſagt ſein. Und nun vorwärts!“

Der Capitän dachte gar nicht an etwas Derartiges. Nicht um alle Goldklumpen Auſtraliens wäre er jetzt auch nur einen Schritt wieder allein in den auſtraliſchen Buſch hineingeſprungen.

Er war ſelbſt zu müde geworden, auch nur auf die Warnung zu antworten, nickte deshalb nur einfach ſeinem Führer zu und ſchritt dann, ſo raſch es ihm ſeine Kräfte erlaubten, neben dem Pferde her. Der Mann hatte ganz recht gehabt: ein Topf Thee und ein Stück Fleiſch war das beſte Lockungsmittel für ihn, und dem ſtrebte er jetzt mit aller Anſtrengung entgegen.

Eine gute Viertelſtunde mochten ſie etwa ſo marſchirt ſein. Die Sonne war eben hinter den weſtlichen Hängen verſchwunden und jenes violette Dämmerlicht legte ſich auf die Waldung, über welcher die Sichel des wieder wachſenden Mondes klar und rein — nur in verkehrter Stellung, wie wir ſie im Norden gewohnt ſind zu ſehen — am blauen Himmel ſtand.

Der Weg war bis hierher in dem breiten Thal hingelaufen, und verſchiedene ausgebrannte Lagerſtätten, die ſie am Rand deſſelben trafen, machten es wahrſcheinlich, daß er in die Minen führte. Sie begegneten aber keinem Menſchen weiter — möglich daß er von einer der kleinen Binnenſtädte herkam — möglich daß er nur, wie es der Capitän früher vermuthet, zwei Stationen mit einander verband, aber er war jetzt viel zu ſehr erſchöpft, danach zu fragen. Das konnte er Alles heute Abend erfahren, wenn er ſich erſt ordentlich geſtärkt und ausgeruht hatte.

Jetzt machte der Weg plötzlich eine kurze Biegung nach links, in dem offenen Walde bleibend, während nach rechts hinunter ein kleines, ziemlich enges Thal ſich abzweigte, dem gegenüber ſich wieder ein waldbewachſener breiter Hang hinaufzog. In der Regenzeit mochte hier ein Bach quer durchlaufen, denn große Steine waren an der rechten Seite ſo gelegt, daß man trockenen Fußes darüber ſchreiten konnte — jetzt freilich bedurfte man ihrer nicht. Durch die zeitweilige Feuchtigkeit begünſtigt, ſtand aber auch hier das Gebüſch viel üppiger und dichter und einzelne Felsblöcke waren maleriſch bewachſen. Selbſt eine Caſuarine hatte an der Stelle Wurzel geſchlagen und ihr langes wehendes, ſchachtelhalmartiges Laub zitterte im Abendwind.

Der Polizeiſoldat hatte, als er ſich dieſem Dickicht näherte, den Blick vorſichtig nach rechts und links geworfen, aber wohl nichts Verdächtiges entdeckt, denn er ritt ruhig weiter. Jetzt paſſirten ſie die Caſuarine, waren aber noch nicht zehn Schritt darüber hinaus, als von dorther ein Schuß fiel und das Pferd mit einem wilden Satz nach vorn fliegend, den Capitän über den Haufen riß. Glücklicher Weiſe verlor der Polizeiſoldat bei dem Ruck, den die Leine that, dieſelbe aus der Hand, ſonſt wäre der Gefangene auch noch ein Stück von dem wüthend davon ſprengenden Pferd geſchleiſt worden. Raſch und erſchreckt richtete er ſich empor, als zwei Männer aus dem Gebüſch ſprangen, ihn an den Armen ergriffen und, ehe er nur im Stande war den geringſten Widerſtand zu leiſten, ja ehe er ſelbſt wußte wie er ſich hier zu verhalten habe, ihn an den Rand des Hanges riſſen, den ſie mit ihm, während ſie ihn an beiden Seiten hielten, in wilder Flucht hinabſetzten.

Nur das ſah er noch, ehe ihn das Gebüſch verdeckte, daß der Poliziſt ſein, nach dem erſten Schuß durchgegangenes Pferd wieder umzügelte und herumwarf, eine zweite auf ihn gefeuerte Ladung machte aber entweder das Pferd zum zweiten Male wild, oder der Mann ſah ein, daß er gegen die Mehrzahl mit Feuergewehren verſehener Buſhranger Nichts ausrichten könne, und gleich darauf hörten ſie auf dem harten Boden die davon galoppirenden Hufe.

In wilder Flucht ging es indeſſen den ſteilen rauhen Hang hinunter, und der Capitän, der ſchon vorher auf dem verhältnißmäßig ebenen Weg kaum mehr geglaubt hatte, daß er vor Ermattung einen Fuß vor den andern ſetzen könne, ſah ſich hier noch einmal gezwungen ſeine letzten Kräfte gewaltſam zuſammen zu nehmen, um wenigſtens nicht zu ſtürzen. Ein Sturz hier, bei der Schnelligkeit, mit der er zu Thal geriſſen wurde, und zwiſchen all' den ſcharfen wild umhergeſtreuten Felsbrocken, hätte ſonſt ſchlimm für ihn ausfallen können.

Außerdem war es hier in dem dichten Gebüſch ſchon völlig dunkel, daß er ſeine Begleiter nicht einmal ordentlich erkennen konnte. An eine Unterhaltung ließ ſich unterwegs eben ſo wenig denken, denn Jeder hatte genug mit ſich zu thun, um ſein Gleichgewicht zu behaupten und den an den Händen Gefeſſelten ebenfalls darin zu halten. Endlich langten ſie glücklich mit ungebrochenen Gliedmaßen unten an, und Capitän Becker wollte jetzt Proteſt gegen dieſe Behandlung einlegen, aber es wurde ihm nicht geſtattet.

„Bſt — kein Wort!“ warnte der Eine — „wir ſind hier noch nicht ſicher.“

„Ach was,“ ſagte der Andere, „glaubſt Du, daß der Poliziſt wahnſinnig genug wäre, an dem Hang hier bei Nacht und Nebel herunter zu reiten? Er wüßte, daß er nie im Leben wieder Sonnenſchein zu ſehen kriegte.“

„Beſſer iſt beſſer,“ beharrte aber der Erſte — „ſind wir erſt im Loch' unten, dann wiſſen wir genau, daß er nicht nachkann, und es iſt überhaupt die höchſte Zeit, daß wir hinunter kommen, ſonſt brechen wir in der Dunkelheit Hals und Bein.“

„Na ja, das hat noch gefehlt,“ dachte Capitän Becker, aber er war ſo vollſtändig an Geiſt und Körper gebrochen, daß er von jetzt an Alles willenlos mit ſich machen ließ. Fort konnte er die Nacht doch nicht mehr und er mußte Ruhe und Nahrung haben, ob das nun unter einer Bande von Verbrechern oder in Arreſt mit Handſchellen war, blieb ſich vollkommen gleich.

„Hierher, Mate,“ ſagte der Eine der Leute, indem er ihn am Arme faßte und fortzog. „Tritt nur vorſichtig auf, unten ſchlagen wir Dir die Eiſen dann raſch genug herunter. Donnerwetter, diesmal kamen wir gerade zur rechten Zeit.“ —

Becker konnte Nichts erwidern, denn es ging hier ſteil hinab — er wußte nicht einmal wie tief — eine Art von Mauer hinunter, die aus übereinandergewachſenen Steinblöcken zu beſtehen ſchien. Zu ſehen war faſt gar Nichts, und mit den Füßen mußte er jedesmal nach einem Halt fühlen und ſich dann oben mit den beiden gefeſſelten Händen anhalten.

Glücklicherweiſe war der Abſatz nicht hoch, und die vorſtehenden Felſen boten auch Fußhalt genug. Unten angelangt pfiff der eine ſeiner beiden Führer leiſe; das Zeichen wurde kaum hundert Schritt weiter unten beantwortet, und nach einem, wenn auch kurzen doch nichtswürdigen Weg über lockeres Geröll, zwiſchen dem Becker zweimal ſtürzte und ſich Ellbogen und Knie wund ſchlug, bogen ſie plötzlich in eine von der Natur geſchaffene kleine Schlucht ein, die Menſchenhände nicht hätten beſſer zu einem Schlupfwinkel im Walde herrichten können.

Die Felſen bildeten hier ein ordentliches Haus, das, nur vorn unbedeckt, hinten in eine warme aber geräumige Höhle auslief, während vorſtehende Seitenwände nicht allein den Wind vollkommen abhielten, ſondern auch den Schein des Feuers nach allen Seiten hin deckten.

Vor dem Feuer ſtanden drei Männer, die Kommenden, wie es ſchien, erwartend, und das Geſpräch, das ſie führten, war kurz und bündig.

„Was war's? — wer ſchoß?“

„Wir trafen einen der Polizeihunde, der Jim abgefaßt hatte, und jagten ihm den Gefangenen ab.“

„Iſt er todt?“

Nein 's waren nur ein Paar Schrotſchüſſe hinten auf's Pferd gefeuert, um dem Beine zu machen — das half.“

„Deſto beſſer — Blut iſt ſchon genug gefloſſen. Wo iſt Bill?“

„Wahrſcheinlich noch oben geblieben, um aufzupaſſen, ob der Burſche nicht zurückkommt. Er wird ſich aber hüten.“

Die Männer hatten indeſſen ihren „Befreiten“ zum Feuer geführt. Derjenige aber, welcher ſie angeredet und mit dem Rücken der Flamme zugewandt ſtand, rief jetzt verwundert aus:

„Iſt das Euer Jim?“

„Alle Teufel!“ fluchten die beiden Anderen, den Fremden beim Schein des lodernden Feuers erſtaunt betrachtend — „wen haben wir denn da? — aber er trägt Darbies.“

„Gebt mir zu trinken,“ ſtöhnte der Capitän, der nicht mehr aufrecht bleiben konnte und erſchöpft neben dem Feuer zuſammenbrach, „um Gottes Barmherzigkeit willen einen Schluck Waſſer!“

„Da ſteht kalter Thee,“ ſagte der Erſte wieder. „Reich einmal den Becher her, Smith. Er ſcheint's nöthig zu haben.“

Becker ſtreckte zitternd die gefeſſelten Hände dem Becher entgegen und hob ihn an die lechzenden Lippen. Es war einer der gewöhnlichen Quarttöpfe und er leerte ihn auf einen langen Zug.

„Wie lange haſt Du nicht getrunken, Mate?“

„Zwei Tage,“ ſtöhnte der arme Teufel — „ich war verirrt.“

„Alle Wetter, kein Wunder denn, daß Du Appetit haſt. Und was hat Dich in die Eiſen gebracht?“

Aber Becker konnte heute Abend keine Fragen mehr beantworten; er war vollſtändig gebrochen, und die Leute breiteten ihm gutmüthig eine von ihren Decken hinten in der Höhle aus, ſchoben ihm etwas Rinde und Laub als Kiſſen unter den Kopf und führten ihn dann auf ſein rohes, aber doch bequemes Lager. Vorher ſchlugen ſie aber die Eiſen herunter, worin ſie eine ganz achtungswerthe Fertigkeit zu haben ſchienen, denn es ging außerordentlich raſch und leicht, und boten ihm dann zu eſſen an. Doch er konnte heute Nichts mehr genießen — nur noch einmal zu trinken verlangte er, dann fiel er in einen tiefen Schlaf, mehr faſt eine Art Betäubung, aus der er erſt am nächſten Morgen wieder erwachte.

Die Leute am Feuer kümmerten ſich indeſſen gar nicht weiter um ihren Gaſt, denn die Handſchellen waren bei ihnen der beſte Empfehlungsbrief, den Becker hätte mitbringen können. Jedenfalls gehörte er zu ihnen, die Polizei hätte ſich ſonſt nicht um ihn bekümmert, und wenn er ſich erſt erholt hatte, war es noch immer Zeit ihn um das Nähere zu befragen. Andere Dinge gingen ihnen auch jetzt im Kopf herum, denn daß ſie ſich ſo dicht vor Dunkelwerden, ja eigentlich ſchon mit eingebrochener Nacht hier gezeigt hatten, verrieth jedenfalls ihren Schlupfwinkel, und ſie durften darauf rechnen, daß dieſe Gegend morgen abgeſucht würde.

Darüber das Weitere zu bereden, verbrachten ſie die halbe Nacht, aber Becker hörte Nichts von ihnen. In ſeine Decke feſt eingewickelt lag er und ſtöhnte nur manchmal ſchwer in tiefem Schlaf. Er träumte, daß er wieder hinter dem Schiffsjungen d'rein hetzte, und vor ihm her galoppirte der kleine Burſche auf der Känguruhratte und hatte die Handſchellen dabei wie einen Gürtel um den dünnen ſchmächtigen Leib.

7.

Der Schwarze.

Doch wir müſſen noch einmal zu dem Morgen zurückkehren, an dem Capitän Becker mit Lieutenant Beatty auszog, um die Schiffsmannſchaft aufzuheben. In der nämlichen Zeit hatten oben auf dem Plateau Jack mit ſeinem Gaſt Holleck ihr Frühſtück beendet, und während der Letztere noch am Feuer ſitzen blieb und in tiefem Nachdenken in die Flammen ſchaute, ging Jack eifrig daran ſeine Decken zuſammen zu legen und was er noch an Vorrath von Thee und Zucker hatte, in ein Bündel zu ſchnüren.

„So,“ ſagte er, als er damit fertig war und das kleine Packet in den Decken barg; „ein paar Nächte werden wir jedenfalls auslagern müſſen und das da noch nothwendig brauchen. Nachher ſorgt Sydney für mehr, und wir haben die Schlepperei nicht. Ich bin das Buſchleben auch recht von Herzen ſatt, und will meinem Gott danken, wenn ich die verdammten Nimmergrün im Leben nicht mehr zu ſehen brauche.“

„Es iſt aber doch ein ganz verzweifeltes Unternehmen,“ ſagte Holleck, der die fröhliche Zuverſicht ſeines Gefährten keineswegs zu theilen ſchien — „wenn es fehlſchlägt —“

„Haſenherz,“ rief Jack verächtlich, „hatteſt doch Courage, der königlichen Poſt aufzulauern und Dich dabei wie ein Mann benommen — wenn auch freilich wie ein ſchlechter Schütze.“

„Das war etwas Anderes“ — rief Holleck — „in der Nacht, mit Niemandem zu thun als den Paſſagieren, ſtand die Sache zehn zu eins, daß wir ſie glücklich durchführen würden — gegen einen Unglücksfall kann freilich Niemand — hier aber, am hellen Tage, eine Escorte von berittener Polizei — dabei muß Blut vergoſſen werden — viel Blut und wir haben nachher das ganze Land hinter uns im Aufruhr.“

„Und ſind wir jetzt ſicher?“ frug Jack höhniſch — „darfſt Du Dich irgendwo blicken laſſen, Kamerad, ohne aufgegriffen und des Raubes und Mordes angeklagt zu werden? —“

„Schreie nicht ſo —“

„Ach was, hier hört uns Niemand — laufe ich nicht, wo ich mich auch zeige, Gefahr, daß ſie mich wieder erkennen? — Bah, ſo viel für Deinen Aufruhr hinter uns her? — Und was war denn für ein Aufruhr hinter Euch her, nach dem Mailüberfall? Kein Menſch hat auch nur davon geſprochen oder ſich nach den Thätern ſelbſt nur umgeſehen."

„Weil uns die glückliche Entdeckung des Goldes zu Statten kam, rief Holleck, „und die Gier danach, bei der die Polizei außerdem alle Hände voll zu thun bekam, verſchlang das Intereſſe an einer einfachen Beraubung Einzelner. Ueberfallen wir aber die Goldescorte — zeigt es ſich, daß der Transport der Schätze, ſelbſt unter bewaffneter Begleitung, nicht mehr genügend iſt, um das Eigenthum der Goldwäſcher zu ſichern, dann ſind, gerade im Gegentheil, Alle dabei intereſſirt ſich zu ſchützen, und jeder Goldgräber iſt unſer Feind, und würde uns mit Wonne verrathen und ausliefern."

„Hol' ſie Alle der Teufel," lachte Jack, „wenn die Sache erſt einmal abgemacht iſt, wird keiner von uns den Goldkratzern wieder in den Weg kommen, denn unſer Ziel liegt in Sydney und dort hat Jeder ſein ſicheres Verſteck, bis wir uns einſchiffen können. Wir brauchen nur den Beſitz des Goldes."

„Und iſt der Transport wirklich ſicher?"

„Das hat uns Smith ganz vortrefflich beſorgt. Der Fuhrmann, mit dem er heraufgekommen, iſt ein alter Mate von ihm; ſie haben Beide einmal in einem Kettengang gearbeitet. Zahlen müſſen wir freilich dafür hoch genug, und der Lump läuft nicht einmal ein großes Riſico, denn er braucht, bis er an Ort und Stelle iſt, gar nicht zu wiſſen was er fährt. Er geht aber mit ſeinem leeren Wagen heute noch vom Turon ab und übernachtet im „rothen Haus" — nicht tauſend Schritte von dort, wo wir unſern Plan ausführen — das Gold wird über Tag in die ſchon bereite Grube geworfen, über Nacht dorthin transportirt, und während übermorgen die Polizei den Buſch nach den ſchwerbeladenen Räubern abſucht, führt der Alte unſeren Schatz ganz ruhig mitten zwiſchen ihnen durch."

„Gott gebe, daß es erſt ſo weit wäre," ſeufzte Holleck —

„mir will die Sache aber noch immer nicht behagen. Weit eher wollte ich mich dazu verſtehen, ein Schiff im Hafen wegzunehmen und hinauszuführen.“

„Das kommt nachher, und hoffentlich ohne viele Arbeit, aber nun fort,“ ſagte er, indem er ſich ſein Bündel auf die Schulter warf, als ob's eine Feder geweſen wäre. „Wir haben noch drei gute Stunden zu marſchiren, bis wir unſeren Lagerplatz für die Nacht erreichen, und müſſen morgen vor Tag wieder auf den Beinen ſein, um den Baum an der Straße einzuſägen. — Ich hätte große Luſt, das Neſt hier in Brand zu ſtecken, ehe ich gehe.“

„Wozu,“ ſagte Holleck mürriſch, „damit die Leute nur mit Gewalt auf uns aufmerkſam werden?“

„Und was ſchadet das. Hierher kehren wir doch nicht mehr zurück. Der Platz iſt mir auch verhaßt, ſeit ich neulich — den ſchwarzen Cadaver da vor der Thür habe liegen ſehen. Aber hol' der Böſe alle Erinnerungen; jetzt haben wir es mit der Zukunft zu thun, und daß wir uns die dienſtbar machen, liegt in unſerer eigenen Hand.“

Mit den Worten ſchritt er der Thür zu und Holleck, der ſein eigenes kleines Bündel ſchon geſchnürt neben ſich liegen hatte, ſtand auf, ihm zu folgen.“

Draußen vor der Hütte, dicht an der Thür, kauerte eine ſchwarze unheimliche Geſtalt, die auf Händen und Füßen, während die Männer da drinnen ſprachen, herbeikroch und ſie eine Zeit lang durch eine Spalte in der Rinde beobachtet hatte.

Es war derſelbe junge Burſche, der damals das Brod aus der Hütte geſtohlen und die alte vergiftete Frau dann hier heraufgeſchleppt hatte, um Hülfe bei ihrem Mörder zu ſuchen. — Heute kam er aber nicht um Hülfe zu bitten; in der Hand hielt er krampfhaft umſpannt den kurzen aber gefährlichen Waddie der Eingeborenen — der eigentlich nicht recht zum ſchwarzen Frack und den engen ſchwarzen Hoſen paſſen wollte — und die Augen hafteten ſtier am Boden, während er das Ohr gegen die dünne Rindenwand der Hütte gepreßt hielt.

Jetzt regten ſich die Männer da drinnen. Der Lauernde zuckte zuſammen, aber weiter rührte er ſich nicht, denn er kauerte ſchon fertig zum Sprung.

Jack trat zuerſt in's Freie hinaus und ſein Blick fegte, wie immer, vor allen Dingen den Rand der Lichtung — aber die Gefahr lag ihm näher als er vermuthet hatte, denn wie ein Panther ſchnellte in dem Moment der Schwarze ſich vom Boden empor; zu gleicher Zeit ſchwang der Waddie durch die Luft und hätte er mit dem Hieb ſeinen Feind getroffen, ſo wäre deſſen Laufbahn geendet und ſeine Zukunft geſichert geweſen. Jack aber, ſeit langen Jahren, ja faſt von Jugend an in Gefahren aufgewachſen, und von nicht allein kräftigem, ſondern auch gewandtem Körperbau, erfaßte mit Blitzesſchnelle den Arm des Schwarzen dicht über dem Handgelenk, in demſelben Moment aber auch traf er ihn mit der Rechten ſo vollwichtig gerade gegen den rechten Schlaf, daß der Burſche, wie von einer Kugel getroffen, zuſammenbrach, und regungs- und beſinnungslos zu Jack's Füßen liegen blieb.

Als Holleck, dicht hinter ihm, aus der Thür trat, war ſchon Alles vorüber, und Jack, verächtlich mit dem Fuß auf den Körper deutend, ſagte:

„Da haſt Du eine Probe von unſerer hieſigen Nachbarſchaft, und ich glaube jetzt wirklich ſelber, daß es Zeit iſt, ſich wieder in eine civiliſirte Gegend zurückzuziehen. Die Burſchen ſind noch ſchlimmer wie wir — nur nicht ſo gefährlich,“ ſetzte er lachend hinzu, „denn wenn man ſie nur anrührt, liegen ſie auf der Seite.“

„Aber was hatte der?“ rief Holleck entſetzt, und wandte ſich in Ekel von dem Unglücklichen ab, von deſſen Stirn das Blut langſam herablief und zu Boden tropfte.

„Er gehörte mit zu der Geſellſchaft,“ ſagte Jack höhniſch, „der ich neulich einmal das Brod geſalzen habe, doch ich glaube, er hat diesmal genug und mag hier zur Verzierung neben der Hütte liegen bleiben — den anderen Schwarzen ein Beiſpiel, wenn ſie ſich wieder einmal an einem Weißen vergreifen wollen.“

„Ein böſer Anfang,“ ſagte Holleck kopfſchüttelnd. „Mord und Mord, wohin wir den Fuß ſetzen. „Wenn das nur kein ſchlechtes Vorzeichen für unſer Unternehmen iſt.“

„Holleck, Holleck,“ erwiderte da Jack, indem er ihn mit einem höhniſchen Blick von Kopf zu Füßen maß. „Ehe ich Dich kannte, Mann, hatte ich eine ſehr gute Meinung von Dir, und nach dem letzten, bis auf die Kleinigkeit gar nicht ſo ungeſchickt ausgeführten Streich, hielt ich Dich ſogar für etwas Beſonderes. Jetzt fängſt Du an mir leid zu thun, und ich ſehe, daß wir Dich zu Deinem Glücke zwingen müſſen.“

„Zwingen,“ ſagte Holleck finſter, „ich weiß nun gerade nicht, ob Ihr die Macht dazu hättet. — Glaubt Ihr etwa, daß ich die Gefahr fürchte — nur das Mißlingen durch Ungeſchicklichkeit, denn zu Viele wiſſen ſchon um das Geheimniß.“

„Bah,“ lachte Jack, — „aber Niemand anders, als der ſeinen Hals auch feſt in der Schlinge hätte. — Und nicht einmal die Gefahr iſt ſo groß,“ fuhr er lebhafter fort, „denkt doch nur, daß wir des Kutſchers ſelber ſicher ſind — daß die Hälfte der Escorte, die diesmal nur aus vier Mann beſteht, voraus reitet, und der Baum ſtürzt, ſo wie die erſte Abtheilung vorüber iſt. Der Kutſcher weiß genau, wo er hält, die Reiter können an der Stelle, wo rechts ein Abgrund und links eine kurze ſteile Wand iſt. mit ihren Pferden gar nicht in den Wald; ſie müſſen abſteigen, und daß ſie dann verloren ſind, brauch ich doch auch nicht einmal zu erwähnen, das verſteht ſich von ſelber.“

„Und iſt der Kutſcher wirklich ſicher?“

„Der Trompeter fährt,“ lachte Jack, „er hat es außerordentlich geſchickt angefangen, und ich dächte doch, auf den könnten wir uns verlaſſen.“

„Nun denn, meinetwegen. — Wenn wir dann nur aber auch ein Schiff hätten,“ ſagte Holleck, indem er, mit Jack an ſeiner Seite, über das Plateau hinüberſchritt.

„Wenn — wenn und wenn,“ brummte aber ſein Gefährte ungeduldig, indem er nur noch einen Blick nach dem Schwarzen zurückwarf und ſich dann nicht weiter um ihn bekümmerte — „kommt Zeit, kommt Rath. Es liegen jetzt wenigſtens ein Dutzend Schiffe in Jackſonbai, mit Niemandem an Bord wie Steuermann oder Steward. Kleine Küſtenfahrer ſollen auch mehrere vor kurzer Zeit eingelaufen ſein, denen die Mannſchaft natürlich ebenfalls durchgebrannt iſt. Da müßte es ja mit dem Böſen zugehen, wenn nicht zwölf entſchloſſene Männer auch Etwas für ſich darunter finden könnten. — Nun, was habt Ihr?“

„Sollen wir denn den Schwarzen wirklich da oben ſo ohne alle Hülfe liegen laſſen?“ frug Holleck mit einem letzten Funken von Menſchlichkeit.

„Ach laßt das ſchwarze Aas,“ rief aber Jack finſter — „fort, wir haben jetzt keine Zeit mehr zu verlieren,“ — und damit bog er voran in einen kleinen Pfad ein, der mitten durch den Buſch dem Turon zuführte.

Todtenſtill lag der Platz mit dem ſchwarzen Körper des unglücklichen Eingeborenen ausgeſtreckt neben der Thür der Rindenhütte und ein großer Raubvogel, der gerade über die Blöße ſtrich, drehte den Kopf herunter, beſchrieb einen Halbkreis und hatte dann auf einen der nächſt hohen Bäume, die unter dem Wind vor dem Hauſe ſtanden.

Noch lag der Schwarze wie ihn der Schlag des Engländers niedergeworfen, mit dem Körper über einer alten Wurzel hin, den Kopf tiefer als die Füße, die Augen geſchloſſen — aber nein — nicht geſchloſſen. — Schon ſeit einiger Zeit blinzte er vorſichtig unter den langen dunklen Wimpern vor, ohne ſonſt aber ein Glied ſeines Körpers zu rühren, und erſt als er ſich vollkommen ſicher fühlte, als er wußte, daß der Feind verſchwunden und auch das letzte Geräuſch der davongehenden Männer verhallt war, hob er vorſichtig den Kopf, ſah eine Weile nach der Richtung hinüber, war dann mit einem Satze in die Höh', griff ſeinen Waddie auf und glitt wie ein Wieſel blitzesſchnell über den Boden hin in das ſchützende Dickicht hinein, und zwar genau derſelben Stelle zu, von der er hergekommen. — Und weshalb? — denn ſein Plan war, den Fährten der beiden Weißen zu folgen, um zu ſehen, wohin ſie gingen — aber er hatte ſeinen Seidenhut dort hinter einen Gumbaum geſtellt, und dachte gar nicht daran, den im Stich zu laſſen.

Hatte ihn der Schlag des Feindes wirklich betäubt gehabt? — gut getroffen war er jedenfalls worden, denn das Blut tropfte ihm noch von der Stirn — aber er achtete es nicht einmal genug, es auch nur wegzuwiſchen, und ſeinen Hut aufſetzend, den Waddie aber mit dem Stiel in den Hoſengurt ſchiebend, kreuzte er die Lichtung wieder, und nahm dann, wie ein Schweißhund, die Fährte der Weißen auf.

Lieutenant Beatty fühlte ſich in der That ernſtlich beunruhigt, als der vermißte Capitän noch immer nicht zurückkehrte. Allerdings blieb ihm immer noch die Hoffnung, daß der Verirrte — denn verirrt mußte er ſich haben, nach irgend einer Richtung hin auf Menſchen geſtoßen und gerettet ſei, aber wenn er aufrichtig ſein wollte, glaubte er ſelber an keine Rettung, denn er kannte den furchtbaren, monotonen und trockenen Buſch viel zu genau. — Und das Schlimmſte blieb dabei, daß ſich auch nicht das Geringſte thun ließ, ihm zu helfen; er mußte eben ſeinem Schickſal überlaſſen bleiben.

Armer Capitän! Beatty konnte den Gedanken an den Unglücklichen gar nicht aus dem Kopfe bringen.

Die eingefangenen Seeleute wurden indeß in ſicheren Gewahrſam gebracht, und der Steuermann erbat ſich nur einen einzigen Polizeidiener zur Hülfe, um ſie nach Sydney zu geleiten und dort der Waſſerpolizei zu übergeben, bis die „Suſanna Baxter“ ſegelfertig ſei. — Er hatte, wie er meinte, gegenwärtig die Verantwortung für die raſche Ausclarirung des Fahrzeugs, und konnte ſich deshalb nicht der Gefahr ausſetzen, die Leute hier oben wieder zu verlieren. Wenn der Capitän zurückkehrte — was er von ganzem Herzen hoffte — mußte er ihm ja überdies ſo raſch als irgend möglich nachfolgen.

Lieutenant Beatty beſchäftigten übrigens auch noch andere Dinge als Capitän Becker's Abweſenheit. Er war dazu beſtimmt worden, die Goldescorte nach Sydney zu führen, und wenn er auch nicht die geringſte Ahnung hatte, daß das hier umher lungernde Geſindel keck genug ſein könne, ſeine Leute anzugreifen, wollte er doch in den vorgeſchriebenen Anordnungen auch Nichts verſäumen. Er war noch ein junger Officier, und es wäre ihm Nichts in der Welt fataler, ja ſchrecklicher geweſen, als ein Verweis.

Daß eine Escorte abging, mußte natürlich bekannt gemacht werden, damit die Miner ihr Gold einlieferten und darüber Quittung empfingen; die Abfahrt derſelben war aber auf zwei Tage ſpäter angeſetzt, als ſie wirklich ſtattfinden ſollte, und die geringe Bedeckung angewieſen worden, ſich erſt eine halbe Meile von der Office entfernt dem Wagen anzuſchließen. Die Leute ſelber gingen dazu vortrefflich bewaffnet. Jeder mit ſeinem Carabiner, zwei Sattelpiſtolen und dem ſchweren Säbel an der Seite, und die Abfahrt des Karrens, der von vier kräftigen Pferden gezogen wurde, war auf elf Uhr Mittags feſtgeſetzt worden.

Die Bedeckung war allerdings ſehr ſchwach und beſtand nur aus vier Mann und dem Lieutenant, mit zwei Kaſſenbeamten, die, ebenfalls bewaffnet, mit im Wagen ſaßen, auf die man aber freilich, im Fall eines wirklichen Zuſammenſtoßes, nicht groß hätte rechnen können. Der Eine war ein ganz alter Herr mit weißen Haaren und von ſehr ſchwächlichem Körper, und der

Andere ein ſehr tüchtiger Kaſſirer, aber klein und verwachſen, und nie im Leben im Gebrauch der Waffen geübt geweſen. — Doch, wie geſagt, es dachte Niemand von Allen an die geringſte Gefahr, da ja die Straße ſelber auch außerordentlich belebt war und ſelten eine Viertelſtunde verging, in der ein Reiſender nach Sydney nicht ein oder dem anderen Trupp friſcher Goldwäſcher begegnet wäre.

Der nächſte Morgen kam. Die beiden Kaſſenbeamten hatten noch gewaltig zu arbeiten, die laufenden Geſchäfte in Ordnung zu bringen, und Lieutenant Beatty's erſter Gang war an dem Morgen zu Capitän Becker's Zelt, ohne dort freilich die gewünſchte Kunde zu vernehmen, daß der Vermißte zurückgekehrt ſei. Es war jetzt kein Zweifel mehr darüber, daß er ſich verirrt haben mußte, und der junge Officier gab den Mann verloren. Kannte er doch ſchon verſchiedene ähnliche Beiſpiele aus dem auſtraliſchen Buſch, die eben ſo furchtbar für die Betheiligten geendet hatten.

Es war elf Uhr geworden und der Transport noch nicht zum Aufladen fertig. Der Wagen mit vier muthigen Pferden beſpannt, fuhr vor und hielt vor dem Blockhaus, das aus rieſigen Balken ſo feſt als irgend möglich zum Finanzgebäude der Minen eingerichtet worden; der Lieutenant ging ungeduldig vor demſelben auf und ab, und einer der hier ſtationirten Polizeidiener ſtand unfern von dort mit ſeinem ſchon fertig geſattelten Pferd. — Da näherte ſich dem jungen Mann eine wunderliche Geſtalt, der wir ſchon öfters begegnet ſind, die Lieutenant Beatty aber noch vollkommen unbekannt war und unwillkürlich ſeine in Furchen gezogene Stirn für einen Moment glättete.

Es war der junge Schwarze in ſeinem Frack und den ſchwarzen Hoſen; wie immer dabei barfuß und ohne die Spur von Wäſche, der, mit dem Hut auf dem Kopf, direct auf ihn zukam, dicht vor ihm ſtehen blieb, eine außerordentlich förmliche und ſehr tiefe Verbeugung machte und ſeinen Hut dann wieder aufſetzte.

„Sehr angenehm, Ihre Bekanntſchaft zu machen," ſagte der Lieutenant lächelnd — „wo kommen Sie her, wenn man fragen darf?"

Der Schwarze hatte die dem jungen Officier ſo komiſch erſcheinende Verbeugung mit allem Ernſt gemacht, weil er ſich einmal in den Kopf geſetzt haben mochte, daß das ſo Sitte bei den Europäern wäre. So ungelenk und ſteif er ſich aber auch dabei bewieſen, ſo ganz verwandelt war die elaſtiſche Geſtalt des Wilden, als er wieder in eine natürliche Stellung zurückfiel und dabei mit halb unterdrückter Stimme und mit vollkommen reinem engliſchen Accent, wenn auch etwas gebrochen, ſagte:

„Aus dem Buſch — gerade von den Leuten her, die Ihr Gold nehmen wollen."

„Mein Gold?" rief der Lieutenant, aufmerkſam werdend, denn es war nicht das erſte Mal, daß die Schwarzen den königlichen Dienern weſentliche Hülfe bei der Verfolgung, beſonders aber bei dem Aufſpüren entſprungener Verbrecher geleiſtet hatten. — „Was weißt Du von meinem Golde, mein Burſche?"

„Alles," erwiderte dieſer ruhig, indem er den Blick vorſichtig im Hofe herumwarf. Sein Auge fiel auf den auf dem Bock ſitzenden Kutſcher, der ihn ſeinerſeits ebenfalls ſcharf zu beobachten ſchien, haftete aber nicht auf ihm, ſondern ſchweifte weiter. Dann plötzlich nahm er noch einmal ſeinen Hut ab wie vorher, machte eine noch tiefere Verbeugung und ſagte leiſe — „gebt mir etwas Geld — Mann da bei den Pferden braucht Nichts zu wiſſen — und dann kommt hinter Haus."

„Aha, darauf lief es hinaus!" ſpottete Beatty, indem er in ſeine Taſche griff und dem Schwarzen ein paar Penny in den Hut warf. „Da, mein ſchwarzer Adonis, und nun mache, daß Du fortkommſt, oder ich laſſe Dir von einem meiner Leute noch viel ſchönere Complimente zum Weggehen machen. Die verſtehen das aus dem Grunde."

Der Schwarze nahm das Geld aus dem Hute und betrachtete es:

„Roth Geld,“ ſagte er geringſchätzig, „aber ſchadet Nichts. — Kommt hinter Haus — raſch — ich gehe auch.“ Damit wiederholte er ſeine Verbeugung und ſchritt dann langſam aus dem Hof hinaus, als ob er den Fluß entlang abwärts gehen wollte.

Der Lieutenant ſah ihm von dort wo er ſtand lächelnd nach, denn er kannte die Unverſchämtheit dieſer Leute in Allem was die Bettelei betraf, zur Genüge. Auch zweifelte er jetzt keinen Moment, daß der Burſche weiter Nichts als ein Almoſen von ihm gewollt hatte und daß die Andeutung, hinter das Haus zu kommen, nur ein Verſuch geweſen ſei, eine etwas reichere Gabe, nämlich weißes Geld zu erlangen, das die Eingebornen recht gut von dem rothen zu unterſcheiden wiſſen. Trotzdem behielt er die ſchwarze Geſtalt im Auge und bemerkte jetzt, wie der Seidenhut plötzlich — und etwa an der Stelle, an der er vom Hauſe ſelber aus nicht mehr geſehen werden konnte, links abbog und in einem Bogen raſch und heimlich zurückkehrte.

„Merkwürdig,“ murmelte Beatty leiſe vor ſich hin, „ſollte er mich wirklich ſprechen wollen? — Was wußte er den überhaupt von meinem Golde — die verwünſchten Federfuchſer machen aber auch heute eine wahre Ewigkeit, und wir verſäumen die wunderſchöne Zeit. — Er kommt bei Gott wieder zurück — nun, hören muß ich doch, was er mir zu ſagen hat“ — und langſam, wie ſeinen unterbrochenen Spaziergang fortſetzend, ſchlenderte er dem Hauſe zu, blieb dort einen Moment ſtehen, und ging dann hinum auf die andere Seite.

Richtig, der Schwarze war ſchon dort, und ſchien ihn ungeduldig zu erwarten.

„Und was willſt Du von mir, mein Burſche?“

„Ihr geht heute mit viel Gold nach Sydney.“

„Und wer hat Dir etwas davon erzählt?"

„Weiße Männer im Buſch — böſe Männer, viel bös — haben alte Frau bezaubert und ihre Butter*) genommen. Wollen auch, heute das Gold nehmen."

„In der That?" ſagte Beatty jetzt mit voller Aufmerkſamkeit, denn er unterſchätzte die Nachricht keinen Moment. Schon daß der Schwarze von dem Geldtransport wußte, war ein Beweis und keineswegs ſicher dabei, ob jene „weißen Männer" nicht auch hier in der Nachbarſchaft ihre Spione hätten, ein langes Geſpräch mit dem Eingeborenen ihnen aber verdächtig ſein müſſe, beſchloß er ihn im Hauſe ſelber um das Nähere auszufragen.

„Geh' in das Haus hier gerade hinein," ſagte er ruhig — „ich werde zurück in den Hof gehen, und von der andern Seite kommen — verſtehſt Du wie ich's meine?"

„All right," beſtätigte der Schwarze, ohne auch nur dazu mit dem Kopfe zu nicken. Er wußte, es war eine geheime Verabredung.

Beatty traute ſeiner Schlauheit auch vollkommen, drehte ſich ab von ihm und ging wieder zu dem Wagen.

„Sind die noch nicht fertig da drinnen?" frug er den Kutſcher.

„Wir werden wohl vor heute Nacht nicht fortkommen," brummte dieſer mit einem Fluch, „und meine Pferde wollen nicht länger ſtehen."

Beatty trat in das Haus und ſchloß die Thür hinter ſich. Neben dem entgegengeſetzten Eingang wartete ſchon der Schwarze und erzählte jetzt dem jungen Manne das ganze Geſpräch, welches er geſtern oben auf dem Plateau von Jack und deſſen Genoſſen gehört, und was er ziemlich getreu im Gedächtniß bewahrt hatte.

„Und haſt Du keinen Namen gehört?"

„Der Eine heißt Holleck."

---

*) Butter, der Name für Fett, nach einem Gebrauch der auſtraliſchen Wilden aber heißt „die Butter nehmen" ſo viel als umbringen.

„In der That? — das iſt intereſſant,“ ſagte Beatty mit dem Kopfe nickend. „Iſt der der Führer?“

„Nein, der Zauberer iſt's.“

„Der Zauberer?“

„Der, die alte Frau mit dem Brod bezaubert hat, daß ſie elend ſterben mußte.“

„Aha, und wie heißt der?“

„Ich habe ſeinen Namen nicht gehört.“

„Aber Du kennſt ihn?“

Des Schwarzen Augen blitzten wie ein paar Brillanten. —

„Ich kenne ihn,“ knirſchte er zwiſchen die Zähne durch, „und muß ſein Blut haben.“

„Hm — und der Kutſcher ſoll mit ihnen einverſtanden ſein?“

„So ſagte der Zauberer.“

„Und der muß es wiſſen,“ lächelte Beatty ingrimmig vor ſich hin. „Aber ich hoffe des Herrn Bekanntſchaft doch auch noch gelegentlich zu machen, und bis dahin wollen wir ſehen, was zu thun iſt. Alſo in der Nähe vom rothen Haus — da kann ich mir auch ungefähr denken, an welcher Stelle. Uebrigens nimm das hier vor der Hand für Deine Nachricht, mein Burſche,“ fuhr er fort, indem er ihm einige Zwei-Shilling-Stücke in die Hand drückte, die der Schwarze mit einer ſeiner zierlichſten Verbeugungen in Empfang nahm. „Jetzt aber geh voraus auf die Straße nach Sydney bis der Wagen Dich dort überholt. Du ſollſt uns begleiten, und wenn ſich Deine Nachricht beſtätigt, dann ſei verſichert, daß ich Dich gut belohnen werde. Wovon biſt Du denn ſo blutig im Geſicht?“

„Ich bin gefallen,“ ſagte der Schwarze, der ſich wohl hütete, von ſeinem Angriff auf den Weißen zu erzählen, und mit ſeiner Belohnung ſehr zufrieden, verſchwand er wieder durch die Thür. Vorher wollte er ſich mit dem Gelde, deſſen Werth er recht gut kannte, zu eſſen, viel zu eſſen kaufen, und dann dem Befehle folgen.

Beatty indeſſen, der jetzt keinen Augenblick mehr daran zweifelte, daß eine Anzahl Geſindel einen Ueberfall beabſichtigte, traf alle die Vorkehrungen, die in der kurzen Zeit noch möglich waren, und überraſchte den ſehr gemüthlich auf ſeinem Bock eingerichteten falſchen Kutſcher zuerſt dadurch, daß er ihn in das Haus rief, und dort verhaften und in Eiſen legen ließ. Einer der Polizeileute, der früher eine Zeit lang die Poſt gefahren hatte, mußte dafür auf den Bock. Den beiden Caſſirern wurden noch zwei gut bewaffnete Leute beigegeben, und drei von den Goldwäſchern, junge Leute und Söhne von Stationsbeſitzern, die ihre Pferde hier oben hatten, entſchloſſen ſich, den Transport bis zu dem kleinen Städtchen an der andern Seite des rothen Hauſes zu begleiten. Dort war es dann Kleinigkeit, eine ordentliche Polizei-Escorte weiter zu bekommen.

So hatte Beatty in kaum einer Stunde ſeine Schutzmannſchaft um fünf Bewaffnete vermehrt, er konnte im ſchlimmſten Fall auch auf den Beiſtand des Kutſchers rechnen, der ſeinen Carabiner und ſeine beiden Piſtolen mitführte, und gab jetzt leichten Herzens den Befehl zum Aufbruch.

Das Gold war in kleinen Kiſten im Wagen ſicher untergebracht, den Angriff ſelber aber zu vereiteln, dazu hatte ſich der mit dem Terrain vollkommen bekannte Officier ſchon ſeinen Plan entworfen.

8.

Die Goldescorte.

Es mochte ein Uhr Mittags ſein, als die Goldescorte den Turon verließ, und vom Fluß fort waren die auf dem Wagen

Sitzenden abgeſtiegen, um es den Pferden bergan etwas leichter zu machen. Der Weg zog ſich hier ziemlich ſteil den erſten Hügel hinauf, und die Kunſt hatte noch außerordentlich wenig gethan, ihn für leichtere Fuhrwerke paſſirbar zu machen. Was kümmerte man ſich in jener Zeit noch um Wegbauten in Auſtralien, wo ſelbſt die Royal Mail Hals und Glieder ihrer leichtſinnigen Paſſagiere unzählige Male in Gefahr brachte, über Wurzeln und Steine und durch ausgetrocknete „Billybongs“ hin auseinandergeſchüttelt zu werden. Wenn die Wagen nur eben darüber hin- oder durchkamen, ohne umgeworfen zu werden und ſelber zu zerbrechen — um das Andere bekümmerte man ſich wahrlich nicht.

Auch dieſen Hang zog ſich eine Straße hinauf, wie ſie die erſten, mit Gütern beladenen Wagen eben nur ausgeſucht und benutzt hatten. An einigen Stellen war es allerdings nöthig geworden, mit der Spitzhacke ein wenig nachzuhelfen — der Hang ging zu ſteil hinab, und ein Ueberſchlagen des Geſchirres hier hätte die unangenehmſten Folgen für die Wagen ſelber, wie für Pferde und Ladung haben können. Dieſe Stellen aber einmal beſeitigt, ging es wenigſtens, und das war Alles, was verlangt wurde.

Das Fuhrwerk — ein offener, achtſitziger Wagen — mit Bänken an beiden Seiten, auf denen ſehr dünne und lange, ſchon durchgeriebene Lederpolſter lagen, die Sitze dabei aber einander ſo nahe gegenüber gerückt waren, daß die Reiſenden, wenn der Wagen zu Poſt benutzt wurde — ihre Kniee zwiſchen einander durchſtecken mußten, erreichte endlich glücklich die Höhe und raſſelte von hier den verhältnißmäßig ebenen Weg entlang.

Oben hielt die berittene Eſcorte, die ſich ihm anſchloß, nicht weit davon wartete auch der Schwarze, und Beatty, der zu Pferd mit den unten geworbenen Begleitern gefolgt war, rief die Leute an ſeine Seite, machte ſie in kurzen Worten mit der Anzeige bekannt, die er eben erhalten, und gab ihnen die nöthigen Befehle, wie ſie ſich zu verhalten hätten. Der Kutſcher war ebenfalls vollkommen gut inſtruirt, und er glaubte, jeder wirklichen Gefahr dadurch vorgebeugt zu haben. Jedenfalls hatte er Alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, um den ihm anvertrauten Zug ſicher nach Golbourne zu bringen, wo er dann von der dortigen Polizei abgelöſt wurde.

Es mochte fünf Uhr Nachmittags ſein, als ſie die Gegend erreichten, die von dem Schwarzen bezeichnet worden war, und Beatty hatte ganz recht vermuthet, wenn er glaubte, die Buſhranger würden an jener Stelle einen Angriff verſuchen, wo der Weg am ſchmalſten und rechts noch dazu von einem ziemlich ſteilen Abgrund, links von einer Wand begrenzt war, durch die man in früheren Jahren und noch zu der Zeit, als Convicts nach Neu-Südwales gebracht wurden, gezwungen worden, die Fahrſtraße zu hauen.

Ein Baum, an dieſer Stelle quer über den Weg geworfen, hätte ein Fuhrwerk jedenfalls ſo lange aufgehalten, bis das Hinderniß beſeitigt worden. Nur einen Uebelſtand gab es dabei: die Wegelagerer durften den Baum nicht früher als im entſcheidenden Augenblick fallen laſſen. Denn die Straße war in dieſer Zeit zu belebt. Geſchah es früher, ſo war zehn gegen eins zu wetten, daß irgend ein zunächſt erſcheinender Zug von Auswanderern ebenfalls dadurch aufgehalten wurde, und bei dieſer Verſtärkung des Widerſtandes wäre ein Angriff der Räuber Wahnſinn geweſen. Sie hätten wenigſtens nicht hoffen dürfen, ihren Raub in Sicherheit zu bringen.

Jack hatte allerdings auch darauf gedacht, und weiter unten einen zweiten jungen Baum bereit, der im entſcheidenden Augenblick dort fiel, um den zufällig des Weges kommenden Ritern und Wagen für einige Zeit den Paß zu ſperren. Aber der Stamm, der die Poſt feſthalten ſollte, durfte erſt fallen, wenn die voranreitenden Soldaten die Stelle paſſirt hatten, alſo unmittelbar vor dem Geſchirr, und daß ihr Kutſcher dann an der richtigen Stelle hielt, das wußte Jack.

Auf einen Felſenvorſprung war eine Wache poſtirt worden, die das Zeichen gab, ſobald die Escorte in Sicht kam, und der Mann, der von der Straße aus nicht geſehen werden konnte, hielt ſchon ſeit drei Uhr Morgens ſcharfe Wache.

Einzelne Wanderer waren indeſſen vorbeipaſſirt, ohne ſich natürlich aufzuhalten, wie auch ohne zu ahnen, daß dicht über ihnen ein ſtämmiger Baum nur noch durch ein Seil gehalten wurde, der, wenn es riß, auf ſie niederſchmettern und Vieh und Menſchen erſchlagen konnte.

Es geht oft ſo im Leben, und wir wandern unter manchem derartigen Baum unbekümmert und ahnungsvoll vorüber, ſchreiten oft am unmittelbaren Rande unſeres eigenen Grabes dahin, ohne zu fühlen und zu begreifen, wie nahe wir der letzten Stunde unſeres Daſeins geweſen. — Und wohl uns, daß es ſo iſt, denn wer ſollte ſich noch ſeines Lebens freuen, wenn ſolche Mahner auch nur dann und wann an ſeines Lebens Pforten pochten!

Jetzt wurde das Zeichen gegeben — jenes Kuih! der Schwarzen, das weit durch den Wald ſchallt, und oft auch von den Weißen angewandt wird. — Der Schrei pflanzte ſich an dem Hange fort, bis zu der Stelle, wo der andere Baum zum Fall bereit ſtand, den aber ſein Hüter nicht werfen ſollte, wenn nicht gerade Reiſende die Straße heraufkamen.

Heran raſſelte der Wagen und voraus ſprengten die beiden berittenen Polizeiſoldaten, während die anderen beiden dem Wagen folgten. Nur vier Mann alſo bildeten die Escorte, wie der „Trompeter“ ganz richtig am Turon gehört und ſeinen Verbündeten mitgetheilt hatte. Eben ſo wenig war jetzt ein Zug von Reiſenden auf der Straße zu ſehen, die ſtill und wie ausgeſtorben lag; denn ſo nahe vor Sonnenuntergang machten die Caravanen gewöhnlich Halt, um ihr Nachtlager noch vor Dunkelwerden herzurichten, und paſſirten beſonders dieſe Strecke nicht, wo ſie auf Stunden weit kein Waſſer für Thiere noch Menſchen fanden.

„Alles geht erwünſcht," jubelte Jack, der neben Holleck an dem Seil ſtand, das ſcharf angeſpannt, den Baum noch hielt. Paſſ' den Augenblick wohl ab, und hau' den Strick entzwei ſobald die Erſten dicht davor ſind. Bis der Baum ſtürzen kann, ſind ſie vorüber. So wie ſie nur das Praſſeln hören, treiben ſie ihre Pferde ſchon von ſelber vorwärts."

„Ku—ih!" ſchallte da plötzlich ein Ruf dicht hinter ihnen von dem Berghang nieder, der, hier langſam aufſdachend, dem nächſten Hügelrücken zuführt.

„Was iſt das?" rief Holleck, der eine kleine ſcharfe Axt in der Hand hielt und ſich raſch nach dem Laut umſah.

„Was kümmert's uns?" rief Jack, „ein einzelner Schwarzer vielleicht oder ein verirrter Goldwäſcher. Dort kommen die Reiter!"

„Ku—ih!" tönte es wieder von einer andern Seite und oben in den Büſchen brach es und praſſelte es.

„Verrath!" rief Holleck entſetzt aus, ließ die Axt fallen und griff nach dem neben ihm lehnenden Gewehr. Die Axt aber glitt durch ihre Schwere vorwärts in den Buſch und auf dem hier abſchüſſigen Boden darunter durch, an den Rand des Abhangs und fiel polternd in den Weg hinunter.

„Teufel!" ſchrie Jack, riß ſein ſchweres Meſſer heraus und ſprang auf das Seil zu. Einen ſcheuen, halb unſchlüſſigen Blick warf er aber doch nach oben und ſah jetzt vier Männer von dort ab mit Gewehren in den Händen gerade auf ſie zuſpringen.

Noch wußte er nicht, wie er ſich dieſer unerwarteten Wendung gegenüber zu benehmen habe; ſeine Leute waren unten an der Schlucht und am Abhange vertheilt; der ganze Angriff nur auf die Straße ſelber vorbereitet geweſen und jetzt —

Holleck machte ſeinen Zweifel ein Ende. Er hatte die Polizeiuniform an einem der Angreifer und in dieſem den Lieutenant Beatty erkannt. Angſt und Schrecken raubten ihm die Beſinnung, und ſein Gewehr auf den Feind abfeuernd warf er es fort und ſich ſelber den Abhang hinunter auf die Straße, über die Straße hin und in den ſteilen Hang hinein, nur in wilder, verzweifelter Flucht die einzige Rettung ſuchend.

In dem Augenblick raſſelte in vollem Carriere der Wagen vorüber, die Reiter ſahen die Geſtalt über die Straße ſpringen und in dem Felſengeröll verſchwinden, aber oben knatterten jetzt ebenfalls die Gewehre und unten am Wege ſprangen ein paar wilde Geſtalten vor und hoben ihre Waffen. Aber die Spitzbuben ſelbſt waren die Ueberraſchten. Der Baum hatte ſtürzen, der Wagen halten ſollen. Jetzt flog er im Sturm dahin und von oben herunter fielen Schüſſe, während die Reiter ſich wandten und mit blankgezogenen Säbeln auf die Bande einſprengten.

Flucht! war der einzige Gedanke der Getäuſchten, die nur vorbereitet geweſen, ihre Beute aus dem Hinterhalt anzugreifen. — Flucht und rette ſich wer kann das Loſungswort. In Stein und Buſch glitten ſie hinein, wohin ihnen die Berittenen nicht folgen konnten; aber nicht ſchnell genug kamen ſie aus dem Bereich der Carabiner. Vier Schüſſe fielen raſch hintereinander. Der eine Buſhranger taumelte, hielt ſich noch an einem Felſen und warf ſich dann im nächſten Augenblick darüber hin in den Abgrund; dem anderen war der linke Oberarm zerſchmettert, aber er behielt Beſinnung genug, Holleck's Fährte zu folgen.

Nicht ſo raſch waren die oben am Hang zerſtreuten Verbrecher aus dem Weg gekommen, denn der Ueberfall hatte ſie dermaßen überraſcht, daß ſie im erſten Augenblick nicht wußten, ob ſie es mit Freund oder Feind zu thun hätten. Darüber ſollten ſie aber nicht lange in Zweifel bleiben, denn auf Holleck's Schuß gaben auch die jungen Auſtralier Feuer und warfen ſich dann mit einer ſolchen Wuth auf die im Rücken gefaßten Räuber, daß dieſe, mit dem Schießen unten auf der Straße und dem Anfall hier oben in Verlegenheit waren, nach welcher Seite ſie fliehen ſollten. Mit dem Wald aber hier vortrefflich bekannt, fuhren ſie raſch nach verſchiedenen Seiten auseinander, und nur einer von ihnen — Jim — hatte heute ſeinen unglücklichen Tag. Er blieb in einer Wurzel hängen, ſtolperte, ſtürzte und befand ſich im nächſten Augenblick in der Gewalt der Feinde.

Jack allein hatte, in der Verzweiflung ſeinen ſo künſtlich angelegten Plan ſcheitern zu ſehen, Stand halten und ſein Leben theuer verkaufen wollen. Den Hang herunter, gerade auf ihn zu, ſprang Beatty, aber neben ihm — waren denn heute alle Teufel los? — neben ihm in langen Sätzen erkannte er die abenteuerliche Geſtalt des Schwarzen in ſeinem Frack und Seidenhut, der mit dem Arm auf ihn deutete. Eine eigene faſt abergläubiſche Angſt erfaßte Jack in dem Augenblick; den Burſchen hatte er todt geglaubt, und jetzt war er es, der die Feinde herbeiführte und Rache haben wollte an ihm!

Beide Läufe ſchoß er nach der Richtung ab, aber es war nur wie in einer unwillkürlichen Bewegung geweſen, ohne zu zielen, ja ohne ſich der Handlung ſelber recht bewußt zu ſein, und im nächſten Moment floh er wie die Uebrigen in wilder Haſt den Berg hinab, um dort im Steingeröll und Dickicht den Verfolgern zu entgehen. Weshalb auch jetzt noch einen verzweifelten Kampf ſuchen, da ihnen ja die Beute doch entgangen war? Es wäre Wahnſinn geweſen.

Aber auch die Verfolger dachten an kein ernſtliches Nachſetzen, denn ſie wußten recht gut, in wie großem Vortheil die Buſhranger dabei waren. Beatty ſandte die vier Berittenen augenblicklich dem Wagen nach, der Ordre hatte, am rothen Hauſe auf ſie zu warten, und ſammelte dann ſeine Begleiter, um mit ihnen vorerſt den Gefangenen und etwaige Verwundete zu ſichern, die ſie noch in dem nächſten Gebüſch finden möchten.

Jim hatte ſich allerdings im Anfange ernſtlich wehren wollen, denn er wußte genau **was** ihm drohte. Ein Schlag mit einem Piſtolenkolben auf den Kopf warf ihn aber bewußtlos nieder, und als er wieder zu ſich kam, ſah er ſich in Handſchellen, wo jeder weitere Widerſtand vollkommen nutzlos blieb.

Unten im Geröllе hörten ſie jetzt von der Straße ab ein Stöhnen, und der eine junge Freiwillige ſtieg den ſteilen Hang ein Stück hinab, um zu ſehen, von wem es herrühre. Es war der Verwundete, der nicht weiter konnte, weil er nicht vermochte ſich mit ſeinem zerſchoſſenen Arm feſtzuhalten, aber ein einzelner Verfolger war auch nicht im Stande, ihn zurückzubringen. So mußte denn gewartet werden, bis ein Fuhrwerk die Straße heraufkam. Unter dem Beiſtande der Leute dabei, und mit Hülfe eines Seiles ward der Gefangene ſodann heraufgezogen.

Zugleich erzählten die Leute aus dem Wagen, daß weiter unterhalb an der Straße ein junger Baum über den Weg geworfen ſei, der an einem Seil gehangen habe. Die Escorte hatte dort halten müſſen. Da aber die Goldwäſcher mit anfaßten, ſo war das Hinderniß bald fortgeräumt.

Daß die Escorte jetzt Nichts weiter zu fürchten hatte, ließ ſich denken, denn mit dem urſprünglichen Plan geſcheitert und im Buſch zerſtreut, konnte ſich das Geſindel nicht ſo raſch wieder ſammeln, um einen neuen Anſchlag auszuführen. Außerdem waren die flinken Pferde bald aus jedem Bereich der Bande. Eher war es möglich, daß ſie verſuchen würde, ihre Kameraden zu befreien, und da die Freiwilligen vom Turon den Transport derſelben nach der nächſten Polizeiſtation übernommen hatten, ſo beſchloſſen dieſe, ſich der gerade getroffenen Geſellſchaft von Goldwäſchern anzuſchließen. Der Zug beſtand aus acht Männern, von denen ſechs bewaffnet waren, eine hinreichende Macht alſo, etwaige Angriffe energiſch abzuweiſen.

Beatty hatte ſich indeſſen, wenn auch umſonſt, nach ſeinem ſchwarzen Führer umgeſchaut. Der eine Freiwillige meinte, er habe die dunkle Geſtalt den Flüchtigen folgen ſehen, hatte aber in der Aufregung des Angriffs natürlich nicht darauf geachtet, und der Eingeborene blieb verſchwunden. Man brauchte ihn aber auch jetzt nicht mehr, und Beatty, den Leuten noch einmal einſchärfend, auf ihre Gefangenen ein wachſames Auge zu haben, folgte bald in geſtrecktem Galop der Escorte, die ihn am rothen Haus erwartete, von wo ſich der Zug augenblicklich wieder in Bewegung ſetzte.

Es hielt dort ein Wagen; der „Treiber" ſtand vor der Thür und betrachtete aufmerkſam die Polizei. Beatty fühlte ſich ziemlich feſt überzeugt, daß das der Burſche ſei, von welchem der Schwarze erwähnte, daß er mit ſeinem Fuhrwerk hier warten ſolle, um den Raub in Empfang zu nehmen. Da er aber nicht den geringſten Beweis gegen ihn hatte, und der Alte ſicherlich jede Mitwiſſenſchaft hartnäckig abgeleugnet hätte, wäre es thöricht geweſen, auch nur mit einem Verſuch Zeit zu verſäumen. Ganz verſagen konnte es ſich aber der junge Officier nicht, den Mann wenigſtens wiſſen zu laſſen, in welchem Verdacht er ſtehe, und ehe er von der Thür abritt, zügelte er ſein Pferd dicht neben ihm wieder ein und ſagte:

„Ihr könnt weiter fahren, Mate, Ihr bekommt dieſe Nacht keine Ladung."

„So?" ſagte der Mann ruhig, und ſah ihn mit einem halb verſchmitzten, halb höhniſchen Blick von oben bis unten an — „und woher weiß denn die hochwohlweiſe Polizei, daß ich auf Ladung warte?"

„Seid noch unverſchämt, nicht wahr?" rief der Lieutenant, den der Aerger ob der Frechheit des Burſchen übermannte.

„Unverſchämt, Miſter? Wohl, weil Ihr einen Goldſtreifen um die Mütze habt, he?" verſetzte der Mann gelaſſen. „Ich trage das Gold in der Taſche — wer iſt beſſer dran?"

Der Officier biß die Zähne zuſammen, aber er konnte ſich mit dem Burſchen in keinen Streit einlaſſen, und unwillig auf ſich ſelber, ihm auch nur die Anrede gegönnt zu haben, gab Beatty ſeinem Rappen die Sporen und ſprengte dem Wagen nach.

Der Fuhrmann ſah ihm mit einer grinſenden Miene nach. Als er aber um die nächſte Biegung der Straße verſchwunden war, zogen ſich ſeine Brauen zuſammen und er brummte finſter vor ſich hin:

„Wo der Geſell nur 'was von mir erfahren haben kann! Sollte der Trompeter geſchwatzt haben! — Lumpengeſindel, Alle mit einander. Wenn aber die Geſchichte faul gegangen iſt, wie mir ſcheint — und geknallt hat's genug — dann denk' ich, hab' ich hier Nichts mehr zu ſuchen.“ Und hiermit drehte er ſich auf dem Abſatz herum, ſchirrte ſeine Pferde wieder ein und ſetzte, ſehr zum Erſtaunen des Wirths, noch an dem nämlichen Abend ſeine Reiſe fort.

Etwa zwei Miles weiter hin begegnete Beatty einer kleinen Patrouille berittener Polizei, die von Golbourne zur Verſtärkung an den Turon beordert war, und dirigirte dieſelbe gleich auf den Schauplatz des heutigen Gefechts: daß ſie nämlich unterhalb der Straße nachſuchen ſollten, ob ſie nicht einem oder dem andern der zerſtreuten Buſhranger begegneten. Jedenfalls ſollten ſie Alles aufgreifen, was ſich dort einzeln und verdächtig — das heißt ohne Werkzeug — umhertrieb.

Es war einer von dieſen Leuten, der den verirrten Capitän Becker im Walde ſchlafend fand, und ſehr natürlich für einen der verſprengten Räuber hielt.

Jetzt lag die Nacht auf dem Walde und der Capitän, von ſeinen Handſchellen befreit, feſt eingewickelt in ſeiner Decke, in tiefem ſtärkenden Schlaf. Und nothwendig brauchte der arme Teufel die Ruhe, denn die kräftigſte Conſtitution hätte ſonſt dieſer furchtbaren geiſtigen wie körperlichen Aufregung der letzten beiden Tage erliegen müſſen.

Becker ſchlief in der That wie ein Bär im Winter — aber Jack wachte, denn Holleck, der am längſten draußen auf der Wacht geweſen, hatte ihm die Nachricht gebracht, daß er den Schwarzen, den Jener an der Hütte zu Boden geſchlagen — lebendig und in der Nachbarſchaft dort umherſchleichend noch vor Dunkelwerden geſehen, und er fürchtete den Rächer auf ſeinen Ferſen.

Schon vor Tagesanbruch weckte er die Schläfer, das Feuer hatte er vorher zu voller Flamme angeblaſen, und nach raſch eingenommenem Frühſtück wollten ſie ſich im Walde zerſtreuen, um Alle ihrem gemeinſchaftlichen Ziel, einer jener zahlloſen Gaunerkneipen in Sydney, auf verſchiedenen Wegen zuzueilen. Für den Augenblick war hier Nichts mehr zu unternehmen, denn die Polizei, alarmirt, ſpürte ihnen zu ſcharf nach, und ſie durften außerdem darauf rechnen, daß der letzte verunglückte Verſuch, die Goldescorte zu plündern, eine bedeutende Verſtärkung der Mannſchaft zur Folge haben würde. Natürlich lag ihnen Nichts daran, das abzuwarten.

Auch ihr Gaſt war geweckt worden, denn in der Weiſe, wie ſie ihn gefunden, konnten ſie gar nicht anders glauben, als daß er ebenfalls ein Verbrechen begangen und die Polizei gerade ſo zu fürchten habe wie ſie. Sie wußten aber auch, daß er ſeit zwei Tagen Nichts gegeſſen habe, und in der rauhen Gaſtlichkeit aller dieſer Buſchleute brachten ſie ihm gleich ein großes Stück Brod und Fleiſch an ſein Lager, über das er mit einem wahren Heißhunger herfiel.

Holleck war indeſſen, während die Anderen das Frühſtück rüſteten, hinausgegangen und die Felskante hinaufgeſtiegen, um auszuhorchen, ob er nichts Verdächtiges hören könne, aber der Wald lag todtenſtill; kein Laut ſtörte die tiefe Ruhe der Nacht, ſelbſt kein rauſchendes Laub, nicht einmal eine zirpende Grille, die ſonſt dem wilden Walde ſelten fehlt. Auch im Oſten lag noch tiefe Dunkelheit auf den Bergesſchatten, und nur der kalte, fröſtelnde Hauch, der von dort herüberſtrich, kündete den nahen Morgen.

Er ſtieg wieder zurück zum Lager und trat an's Feuer, an das ſich auch eben, ziemlich unbekümmert um die Geſellſchaft, der Capitän gerückt hatte, um eines Bechers heißen Thees theilhaftig zu werden.

So wie er den Schein der Flamme erreichte, ſchaute Becker zu ihm auf, hielt aber mitten im Kauen inne und ſtarrte den eben Gekommenen mit unverkennbarer Ueberraſchung an.

„Mr. Holleck, das iſt in der That ein wunderliches Zuſammentreffen.“

„Capitän Becker,“ ſagte Holleck, nicht weniger erſtaunt als er, „und darf man fragen, was Sie gethan haben, um ſich der Aufmerkſamkeit unſerer Polizei würdig zu machen?“

„Ihr Beiden kennt Euch?“ frug Jack.

„Von Sydney aus — aber was brachte Sie in Eiſen?“

„Ein Mißverſtändniß,“ erwiderte der Capitän, der gar keine Zeit behielt ſich zu überlegen, ob es hier und in dieſer Geſellſchaft am Ende nicht gerathen ſei, ſo wenig als möglich mit ſeiner Ehrlichkeit zu prahlen. „Ein Mißverſtändniß. Ich war im Wald verirrt, und abgehetzt und mit zerriſſenen Kleidern ſcheint mich der Polizeibeamte, der mich ſchlafend fand, für ein gefährliches Subject gehalten zu haben.“

Holleck durchſchaute im Nu den Zuſammenhang, aber andere Gedanken zuckten ihm durch's Hirn, und Jack's Arm ergreifend, führte er dieſen mit ſich hinaus vor die Höhle.

Becker gefiel die raſche Entfernung der Beiden nicht. Ob Holleck wohl eine Ahnung davon hatte, daß er von dem Vorgefallenen in Sydney wiſſe? Aber was half's? — der Capitän ſaß einmal in der Falle und konnte nur ſtill halten. Jedenfalls war er wieder durch Speiſe, Trank und Ruhe geſtärkt, und ſeine alte Gleichgültigkeit gegen jede gewöhnliche Lebensgefahr ließ ihn ſich über das Andere bald hinwegſetzen.

Uebrigens ſollte er nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn nach kaum zehn Minuten kehrten die Beiden zurück, und während Holleck mit untergeſchlagenen Armen finſter und ſchweigend neben dem Feuer ſtehen blieb, ſagte Jack:

„Capitän Becker, es thut mir leid, daß Sie Ihr böſes Geſchick in unſere Hände geführt hat. Aber gerade im Begriff zu fliehen, können wir Sie eben ſo wenig mitnehmen, als hier zurücklaſſen, um unſere Verfolger auf die richtige Spur zu bringen. — Sie müſſen ſterben.“

„Verdammt kurzer Proceß,“ ſagte der Capitän, dem aber nichts deſto weniger ein eiſiges Gefühl durch's Herz ſchoß. „Uebrigens ſehe ich die Nothwendigkeit noch nicht ein. Sie haben mich hier gaſtlich aufgenommen und ſchon aus einem gewöhnlichen Gefühl der Dankbarkeit würde ich Ihre Spuren nicht verrathen. Verlangen Sie es aber, ſo mag mich ein Eid binden.“

Jack ſchüttelte den Kopf.

„Die Gefahr, die wir dabei liefen, ſtände mit der einfachen Verpflichtung zu ſchweigen, die Sie dafür übernähmen, in keinem Verhältniß. Nur Eins kann Ihr Leben retten.“

„Und das wäre?“ ſagte Capitän Becker ruhig. „Sie können ſich überzeugt halten, daß ein Mann in meiner Lage keine Schwierigkeiten machen wird.“

„Ihr Schiff liegt ſegelfertig im Hafen.“

„Das heißt, ſobald ich die Ladung an Bord und Mannſchaft genug habe, um auszulaufen.“

„Wie viel Tage brauchen Sie, um die Ladung einzunehmen?“

„Ich glaube, daß ich es in dreien fertig bringe.“

„Und wie viel Mann brauchen Sie, um in See zu gehen?“

„Hm,“ meinte der Capitän, ein paar haben ſie doch neulich hoffentlich von meiner Mannſchaft erwiſcht, und wenn ich außer denen nur noch fünf oder ſechs halbwegs brauchbare Leute hätte, ſo wär' es kein Kunſtſtück, nach Neu-Seeland hinüberzulaufen.“

„Gut — ich ſtelle Ihnen die Leute,“ ſagte Jack, „und Sie ſollen frei von hier ausgehen, aber Sie müſſen einen körperlichen Eid ſchwören, weder hier noch in Sydney von unſerem Aufenthalt zu wiſſen, oder gar uns der Polizei zu verrathen. Ich halte Sie für einen ehrlichen Mann, Capitän. Sie wiſſen, daß Ihr Leben jetzt in unſerer Hand iſt, daß es eigentlich unſere Selbſtvertheidigung verlangte, Sie unſchädlich zu machen. Wenn wir das nicht thun, wenn wir Ihnen vertrauen, wollen Sie dann auch an uns als ehrlicher Mann handeln?“

„Ja, bei Gott, das will ich,“ rief der Capitän, deſſen gutes Herz mit ſeiner Klugheit davonlief, „auch ohne weiteren Schwur, und ein Schuft, wenn ich einen von Euch verrathe. Ich biſſe mir eher die Zunge ab.“

„Aber ſchwören müſſen Sie,“ ſagte Jack.

„Das iſt nicht nöthig,“ wehrte Holleck ab, der die Natur dieſer Art Leute beſſer kannte wie ſein Gefährte. „Jetzt nicht mehr. Capitän Becker hat uns freiwillig ſein Wort gegeben, und ich glaube, das bindet ihn feſter als der größte Schwur, den wir ihm gezwungen abnehmen könnten.“

„Aber der Teufel iſt nur,“ ſagte Becker, der etwas zu ſpät einſah, daß er wahrſcheinlich ein wenig zu raſch gehandelt, „mir iſt mit jeder Art Leuten nicht gedient. Ich brauche wenigſtens noch drei oder vier Burſchen, die etwas von der Seemannskunſt verſtehen. Mit lauter Landlubbern —“

„Holleck war früher Steuermann,“ unterbrach ihn Jack, „ich ſelber habe ſchon eine Seereiſe vor dem Maſt gemacht und zwei von unſeren Kameraden ſind alte Theerjacken. Iſt Ihnen das genügend?“

„Wenn's ſo ſteht," meinte Becker, „ſo hätte das allerdings weiter keine Schwierigkeit."

„Und wann können wir fort?"

„Heute iſt — alle Wetter, was ſchreiben wir denn heute für einen Tag? Ich habe zwiſchen den Bäumen meine ganze Rechnung verloren."

„Heute iſt Sonnabend."

„Schon — Sonnabend — Schwerebrett! ſchon wieder eine Woche herum — ja wenn ich morgen zurück nach Sydney könnte, und es an der Mannſchaft nicht fehlt, ſo wollt' ich mich verbindlich machen, bis Donnerſtag in See zu gehen."

„Aber bei Ihrem Leben, erwähnen Sie keine Silbe meines Namens gegen Mr. Pitt oder irgend wen," ſagte Holleck, und ſeine Brauen hatten ſich finſter und drohend zuſammengezogen.

„Ich habe mein Wort gegeben, Mr. Holleck," ſagte der Capitän ruhig. „Was Sie mit dem Herrn Pitt gehabt haben, wenn ich es auch nicht recht begreife, geht mich Nichts an. Mir liegt daran, mit meinem Schiff von dieſer verbrannten Goldküſte fortzukommen. Wer mir da forthilft, bleibt ſich ziemlich gleich, und — wenn ich auch jetzt nicht dazu gezwungen wäre, hätte ich vielleicht genau denſelben Vertrag in Sydney freiwillig mit Euch gemacht, nur um eben fortzukommen. Ich frage Niemanden, der zu mir an Bord kommt, was er früher etwa ausgefreſſen hat, und ob er Jemandem noch 'was ſchuldig iſt. Das hat ein Jeder mit ſich ſelbſt auszumachen. Es wäre mir aber ſehr angenehm, wenn mir's auch Niemand etwa freiwillig ſagte, denn das brächte mich nachher zwiſchen Thür und Angel mit meinem Gewiſſen und — der Polizei. Ich hoffe, wir verſtehen jetzt einander."

„Ich hoffe ſo," ſagte Jack, der indeſſen den Capitän ſchweigend betrachtet hatte. „Nur noch Eins, Sir — die — Möglichkeit iſt doch da, daß Sie das heute gegebene Verſprechen einmal — vergeſſen könnten."

„Wenn Sie das glaubten, würden Sie mich nicht frei laſſen,“ ſagte Becker ruhig.

„Sie haben Recht, aber um alle Seiten beleuchtet zu haben, iſt es vielleicht gut, Ihnen zu ſagen, daß ich in dem Fall keinen Penny für Ihr Leben geben möchte, denn unſere Spione ſind überall, und von tauſend Dienſtleuten, die Sie hier miethen können, gehören uns noch neunhundert, wenn auch nicht mehr mit der That, doch mit ihrem guten Willen an. Sie würden uns nie verrathen, und geben ſie uns raſche Kunde von Allem was geſchieht.“

„Haben Sie keine Angſt. Nur das Eine möchte ich noch voraus abgemacht haben. Wenn mein Schiff in Auckland ankert, gehen Sie mit Ihren Gefährten an's Land und — wir kennen einander nicht mehr. Wir ſind dann quitt — nicht wahr?“

„Vollkommen. — Nur daß Sie auch dort Ihr Schweigen nicht brechen dürfen, und zwar ſchon Ihrer ſelbſt willen.“

„Verſteht ſich. Aber wo finde ich Sie in Sydney, wenn ich ſegelfertig bin?“

„Geben Sie den Abend vorher einen Zettel in das Shakeſpearehaus in Pittſtreet, auf dem weiter Nichts ſteht als Ihr Name und die Stunde Ihrer Abfahrt — das genügt. Dem Wirth ſagen Sie nur, daß Sie Schiffscapitän wären, wir kommen dann in guter Verkleidung mit einem der ſogenannten Schiffsbaaſe an Bord.“

„Aber Sie wiſſen, daß bis zur Abfahrt ein oder zwei Mann von der Waſſerpolizei bei mir an Bord ſind.“

„Ich weiß es,“ ſagte Jack ruhig, — „wir bringen unſere richtigen Papiere mit. Aber Sie dürfen dann auch keinen Augenblick mehr mit der Abfahrt zögern.“

„Da ſind Sie ſicher. Ich will meinem Gott danken, wenn ich erſt wieder blau Waſſer um mich her habe. — Und noch Eins — wenn ich zur Abfahrt fix und fertig bin, hiß ich am

Vormaſt ein kleines rothes Signal. Sie müſſen aber auch bereit ſein, und wenn Sie das ſehen, nicht mehr ſäumen.“

„Keine Angſt,“ ſagte Jack, „wir halten unſere Zeit.“

„Der Tag bricht an, Jack,“ ſagte da Smith, der indeſſen draußen auf Wacht geweſen war. „Macht, daß Ihr fortkommt.“

„Und gehſt Du nicht mit?“ fragte Jack verwundert.“

„Denke gar nicht d'ran,“ brummte der alte Schäfer. „Die müſſen ſchlau ſein, die mir hier oben 'was anhaben wollten, und ohne Gold geh' ich nicht von Auſtralien fort.“

Es wurde kein Wort mehr geſprochen. Die Buſhranger, mit der Gefahr bekannt, die ihnen der anbrechende Tag an dieſer Stelle bringen konnte, hatten ihre Bündel geſchnürt, und den vorher erhaltenen Anordnungen zufolge glitten ſie raſch und geräuſchlos, keiner ſich jetzt mehr um den Andern kümmernd, das enge Thal hinab; während Smith, ohne Abſchied von den bisherigen Kameraden zu nehmen, ſchräg an dem Hang hinaufſtieg und dort bald in der Dunkelheit des nebeligen Morgens verſchwand. Nur Jack war noch zurückgeblieben; er hatte nach ſeinen Waffen geſehen und friſche Zündhütchen auf ſeine Piſtolen geſteckt. Jetzt ſtand er auf und reichte Becker die Hand.

„Good bye, Capitän — auf Wiederſehen!“

„Ja, auf Wiederſeh'n,“ ſagte Capitän Becker, dem jetzt erſt einfiel, daß er noch einmal in der furchtbaren Wildniß allein bleiben ſollte. „Das iſt Alles recht ſchön und gut, aber wie find' ich mich jetzt hier fort. In der Nachbarſchaft iſt ja weder Weg noch Steg, und wenn ich mich jetzt wieder verlaufe, weiß der Böſe, ob ich mich je nach Sidney hinunterfinde.“

„Nach der Richtung liegt die Straße,“ ſagte Jack, den Arm ausſtreckend, indem er zugleich aufmerkſam hinaushorchte. „Ihr werdet aber gleich Beſuch bekommen. Vergeßt Euer Verſprechen nicht, lebt wohl.“ Wie eine Schlange glitt er aus der Schlucht vor, über die Steine hin in das dichteſte wilde Geröll und Dickicht hinein, den Capitän in einer nichts weniger als behaglichen Stimmung zurücklaſſend.

Dort drüben liegt die Straße, — ja das war ſehr ſchön und gut, aber wenn der Nebel dichter wurde, dann ſollte der Henker Cours in den Bäumen halten. Je eher er übrigens dorthin aufbrach, deſto beſſer, denn er fühlte nachgerade ein Bedürfniß, aus Buſhrangern und Polizei herauszukommen und ſich wieder zwiſchen Menſchen zu bewegen, die er als ſeines Gleichen betrachten konnte. Nur die Richtung merkte er ſich nochmals genau, die ihm der finſtere Geſell mit dem ſchwarzen Bart gegeben. Er that das, indem er in den Eingang der Höhle eine Reihe von Steinen ſo legte, daß ſie eine dahin zeigende Linie bildeten. So wie es dann völlig Tag war, wollte er aufbrechen. Jetzt in dem ungewiſſen Halbdunkel mochte er ſich nicht der Gefahr ausſetzen, die Schrecken der letzten Tage noch einmal durchzuleben. Das zweite Mal fand ihn vielleicht kein Polizeidiener wieder.

Er ging wieder zum Feuer, wo noch ein zurückgelaſſenes Stück Brod und Fleiſch lag, denn die Quarttöpfe, in denen der Thee geweſen, hatten die Flüchtigen mitgenommen, verzehrte das in aller Ruhe, und wollte dann eben aufſtehen und ſeine Wanderung beginnen, als ihn eine rauhe Stimme drohend anrief:

„Halt! bei der geringſten Bewegung, die Du machſt, ſchieß' ich Dich über den Haufen."

„Nun da haben wir's," lachte der Capitän ſtill in ſich hinein, indem er auf ſeinen Sitz zurückſank. „Schon wieder einmal als gefährliches Individuum verhaftet. Es war aber wahrhaftig Zeit, daß ſich die Anderen auf die Beine machten. Die Kerle müſſen wie die Indianer angeſchlichen ſein."

Es blieb ihm keine Zeit zu weiteren Betrachtungen, denn im nächſten Augenblick ſchon hatten drei Poliziſten die Höhle beſetzt und kamen mit gegen ihn gerichteten Carabinern auf ihn ein.

Becker wußte übrigens aus Erfahrung, daß ihm Erklärungen ſeiner eigenen Unſchuld Nichts helfen würden, machte deshalb auch nicht einmal den Verſuch und ſagte nur auf die Frage der Leute nach ſeinen Gefährten: „Gentlemen, ich habe keine. Ich bin ein Schiffscapitän aus Sydney, der ſich im Buſch verlaufen hat. Da Sie mir das aber nicht glauben werden, ſo thun Sie mir nur den Gefallen und bringen Sie mich, ſo raſch Sie möglicherweiſe können, entweder nach dem Tyron oder nach Sydney; alles Weitere reguliren wir dann dort.“

„Keine Gefährten? ſo!“ ſagte der eine der Leute, indem er rings herum auf den Boden zeigte, wo allerdings die Schlafſtellen mehrerer Menſchen deutlich ſichtbar waren. „Wer hat da gelegen die Nacht, und da, und da? — aber komm' nur und mach' keine Umſtände — wir ſind der Geſellſchaft ſchon auf den Fährten, und wollen Dir nur vorläufig die Manſchetten anlegen.“

Damit ſtreifte ihm der eine der Leute wieder die ſchon bekannten Handſchellen an, gegen die ſich Becker auch nicht im Geringſten ſträubte, ſondern im Gegentheil ſeine Hände ruhig hinhielt. Er wußte ja doch, daß er ſich nicht widerſetzen konnte.

„Alle Teufel,“ rief da der eine der Leute, „ich glaube das iſt ein alter Bekannter von geſtern, Dich hatt' ich ſchon einmal in Eiſen, mein Herz, und wenn mein Rappe nicht durch den Schroth wild geworden wäre“ —

„Ihr ließt ihn wenigſtens laufen was er laufen konnte,“ lachte der Capitän. „Aber macht's kurz. Bringt mich zu Lieutenant Beatty, der wird Euch dann auseinanderſetzen, was Ihr für Schlauköpfe ſeid.“

Auf weitere Erklärungen ließ er ſich nicht ein, und von den Leuten hinausgeführt, ſah er nur noch, wie eine Abtheilung der Polizeimänner das Thal hinunter zog, die Flüchtigen zu verfolgen, deren Spuren man vielleicht gefunden hatte.

Ihm ſelber ſtand aber ein ſchwerer Marſch bevor, denn in

Handſchellen an eine Leine gebunden, geht es ſich eben nicht beſonders, und fatal war dem Capitän außerdem, als ſie endlich die Hauptſtraße erreichten, das Gaffen der Goldwäſcher, die von dem beabſichtigten Ueberfall der Goldescorte ſchon gehört, und den Gefangenen natürlich für einen der Hauptverbrecher hielten. Aber es half Nichts; Widerſtand konnte er nicht leiſten, und eine Erklärung hätte bei den Leuten Nichts gefruchtet, ſo beſchloß er denn ruhig und geduldig auszuharren. Am Turon mußte ſich ja Alles raſch ordnen, und jedenfalls brauchte er jetzt nicht mehr zu fürchten, ſich in der Wildniß zu verirren. Sein Führer — denn nur einer der Soldaten war zu ſeinem Transport bei ihm geblieben — ſorgte ſchon dafür, daß er nicht vom Hauptwege abkam.

Am Turon ſollte ſich aber freilich nicht Alles ſo leicht reguliren, wie er im Anfang gedacht hatte, denn als ſie die kleine Zeltſtadt etwa Nachmittags zwei Uhr erreichten, hörte Becker zu ſeinem Schreck, daß Lieutenant Beatty mit der Goldescorte nach Golbourne abgegangen ſei und nicht vor morgen zurückerwartet werde. Sein Steuermann, nach dem er hierauf zu ſeiner Legitimation ſchickte, war, wie die Nachricht lautete, mit den eingefangenen Matroſen nach Sydney abgegangen, und Hafften — der letzte Menſch, auf den er ſich in den Minen noch beſann, ebenfalls verſchwunden. Es hieß ſogar, daß er den Steuermann begleitet habe.

Allerdings kannte er noch eine Anzahl Miner vom Anſehen, aber er wußte weder ihre Namen (wozu kam, daß ſich die Leute in den Minen faſt Alle untereinander „Jack" nannten) noch wo ſie gegenwärtig zu finden ſeien, und da die Polizeidiener nicht die geringſte Luſt bezeigten, einem vermeintlichen „Buſhranger" zu Gefallen umher zu hetzen und ſeine Genoſſen aufzuſuchen, ſo blieb ihm nichts Anderes übrig, als ſich in ſein Schickſal zu finden und bis morgen noch Gefangener zu bleiben.

Am nächſten Nachmittag kehrte Lieutenant Beatty in der That zurück, hatte aber ſo viel zu thun, daß er ſich nicht gleich mit „einem eingebrachten Herumtreiber“ beſchäftigen konnte. Erſt kurz vor Sonnenuntergang fiel ihm ein, daß ihn ein Gefangener zu ſprechen wünſche, und er gab Befehl ihn vorzubringen.

Lieutenant Beatty ſaß in ſeinem Zimmer und ſah eben einige für ihn angekommene Depeſchen und Briefe durch, als Capitän Becker vor ihn gebracht wurde und mit ſeinem Begleiter an der Thür ſtehen blieb.

„Herr Lieutenant, hier hab' ich den Mann.“

Beatty nickte nur, ohne aufzuſehen, mit dem Kopf und las weiter. — Becker ſtand daneben und lächelte ſtill vor ſich hin, denn er malte ſich im Geiſt das Erſtaunen des Officiers aus, wenn er ihn erkannte und ſich dann ſagen mußte, daß ihm, dem Unſchuldigen, ſo ſchmähliches Unrecht geſchehen ſei. — Beatty warf indeß den Brief, den er durchflogen hatte, auf den Tiſch und brach einen andern auf.

„Herr Lieutenant, hier hab' ich den Mann,“ wiederholte der Polizeiſoldat.

„Schon gut,“ ſagte der Lieutenant, ohne von ſeinem Briefe aufzuſehen, „wie heißt Du, mein Burſche?“

„Capitän Bernhard Becker,“ ſagte der Seemann ruhig.

„Was Teufel!“ rief der Lieutenant, von ſeinem Stuhl aufſpringend und den Gefangenen wie einen Geiſt anſtarrend.

„Guten Abend, Mr. Beatty,“ ſagte der Capitän ruhig. Aber Beatty erwiderte den Gruß nicht. Einen Moment noch betrachtete er den Deutſchen mit geöffneten Lippen und weit aufgeriſſenen Augen, dann aber brach er in ein ſo ſchallendes Gelächter aus, daß die Ordonnanz vor der Thür erſchreckt und raſch hereintrat, weil ſie glaubte, daß irgend etwas Entſetzliches geſchehen ſei.

„Take it cooly,“ ſagte Capitän Becker, „es freut mich, Lieutenant Beatty, daß ich Sie bei ſo guter Laune treffe.“

„Aber mein beſter Capitän,“ lachte der Lieutenant, der gar nicht zu ſich ſelber kommen konnte, „das — das iſt — das iſt ja ein — nehmen Sie mir das Gelächter nicht übel, das iſt ein ſo komiſcher Fall, daß er mich aus aller Faſſung bringt. Hahaha, hahaha.“

„Bitte, geniren Sie ſich nicht,“ verſetzte der Capitän geduldig, und ſeinen Aerger über dieſe, wie er meinte, allzu lebhafte Fröhlichkeit gewaltſam niederkämpfend.

„Aber ich geben Ihnen mein Wort —“

„Es muß allerdings ſpaßhaft ausſehen, einen ehrlichen Mann in Eiſen vor ſich zu haben.“

„Sie haben Recht,“ rief der Lieutenant, durch dieſe Mahnung raſch zu ſich ſelbſt gebracht, — „aber Ihr Tölpel, ſeht Ihr denn nicht, daß Ihr einen „blunder“ gemacht habt? Das iſt ein Freund von mir, aber kein Buſhranger.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant,“ ſagte der Soldat verdutzt, „aber in — Auſtralien kommt manchmal Beides vor.“

„Herunter mit den Eiſen — raſch.“

Der Soldat ſchüttelte den Kopf. Der Mann hatte die Nacht in höchſt verdächtiger Geſellſchaft zugebracht, wollte nicht geſtehen, wohin ſich die Flüchtigen gewandt, und ſah außerdem verkommen genug aus — aber der Befehl war zu beſtimmt gegeben, als daß er zögern durfte. Daher ſchloß er die Handeiſen auf, die ihm Capitän Becker entgegen hielt, und ſteckte ſie mit einer Miene in die Taſche, als ob er ſagen wollte: „Na wen ſoll ich denn jetzt ſchließen, wenn der frei herumlaufen darf.“

Beatty hatte aber endlich das Komiſche des erſten Eindrucks überwunden, und auf Becker zugehend und ſeine Hand ergreifend, ſagte er herzlich:

„Lieber Capitän, Sie werden mir gewiß glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mich von ganzer Seele freue, Sie geſund

und wohlbehalten wieder hier und zwiſchen uns zu ſehen. Denn Sie haben mir große Sorge verurſacht.“

„Nun, die Freude ſchien darnach auch deſto größer,“ meinte Becker, der das Lachen noch nicht ganz vergeſſen konnte.

„Aber wo, um Gottes willen, haben Sie die lange Zeit geſteckt?“

„Die Geſchichte erzähle ich Ihnen nachher. Thun Sie mir nur den Gefallen und ſagen Sie dem jungen Manne hier, daß er mich nicht weiter zu begleiten braucht, denn er ſcheint mich noch immer als unter ſeine Obhut gehörig zu betrachten.“

Der Polizeiſoldat war allerdings noch in einer Art von ſtiller, wenn auch verzweifelter Hoffnung in der Thür ſtehen geblieben, den verdächtigen Fremden wieder überantwortet zu bekommen. Ein deutlicher Wink Beatty's wies ihn aber jetzt hinaus und Becker mußte nun ſeine Abenteuer erzählen. Er that das mit aller Genauigkeit, aber — er hielt ſein, den Buſhrangern gegebenes Wort. Allerdings konnte er nicht verſchweigen, daß er von ihnen der Polizei wieder abgenommen worden, und nachher die Nacht bei ihnen zugebracht. Aber er verweigerte jede weitere Auskunft, behauptete Niemand gekannt und die Nacht über ſo feſt geſchlafen zu haben, daß er Nichts weiter von ihnen gehört. Als er dann am nächſten Morgen aufgewacht, ſeien die Burſchen verſchwunden geweſen. Von Holleck erwähnte er Nichts.

„Und was wollen Sie jetzt thun?“

„Augenblicklich zu meinem Schiff zurückkehren. Können Sie mir ſagen, wie viel Mann mein Steuermann mit hinunter genommen hat?“

„Drei — den Koch, den Segelmacher und einen Matroſen.“

„Deſto beſſer; alſo Lieutenant Beatty, ich habe die Ehre mich Ihnen gehorſamſt zu empfehlen.“

„Nein, die haben Sie nicht,“ verſetzte der junge Mann.

Glauben Sie, daß ich Sie jetzt allein und zu Fuß werde nach Sydney zurücklaſſen?“

„Ich danke für jede polizeiliche Begleitung,“ ſagte Becker trocken, „ich habe gerade genug davon gehabt.“

„Auch für die meinige?“

„Sie gehen ſelbſt zurück?“

„Ich fahre, und biete Ihnen einen bequemen Platz bei mir an. — Freilich erſt morgen, Sie kommen aber dadurch dennoch früher hinunter, als wenn Sie zu Fuß laufen.“

„Dem kann ich allerdings nicht widerſtehen,“ ſagte der Capitän. „Das zu Fuß laufen ſoll der Henker holen — aber ich verſäume freilich einen Tag.“

„Sie verſäumen gar Nichts,“ lachte der Lieutenant, „und wenn Sie noch zwei Tage hierbleiben, denn Ihr Steuermann betreibt indeſſen unten die Abfahrt Ihres Schiffes aus Leibeskräften.“

„Ohne mich?“

„Er hält Sie für verſchmachtet oder todtgeſchlagen, und bedauert ſehr, das Schiff jetzt ſelber nach Neu-Seeland führen zu müſſen.“

Der Capitän pfiff leiſe und vergnügt vor ſich hin.

„Wenn ich nicht in Perſon ſo außerordentlich dabei intereſſirt wäre,“ ſagte er, „ſo ſollte es mir leid thun, daß ſich der Steuermann geirrt. Aber ich nehme Ihr Erbieten an, Mr. Beatty, und bis dahin —“

„Amüſiren Sie ſich vielleicht noch, ein neues Loch in den Sand zu graben, denn Gold muß es —“

„Verdammt, wenn ich dergleichen thue,“ fiel der Capitän ein. „Ich will meinem Gott danken, wenn ich den Goldſchwindel erſt hinter mir habe.“

„Aber geſtern iſt am Summerhill ein „nugget“ von ſiebzehn Unzen Schwere gefunden worden.“

„Und wenn es ſiebzig wären," rief der Capitän entſchieden. „Einmal die Finger verbrannt an der Geſchichte, und wahrhaftig nicht wieder. Alſo morgen fahren wir."

„Und bis dahin betrachte ich Sie als meinen Gaſt, damit Sie ſich erſt ein klein wenig von Ihren Strapazen erholen."

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena und Leipzig erſchienen ferner folgende neue Werke:

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Peſth, die Weltgeſchichte in Lebensbildern und Charakterſchilderungen der Völker, mit beſonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachſene Schüler und Freunde geſchichtlicher Bildung. 3 Bde. 8. broch. 2⅔ Thlr.

Lippard, Georg, Die Quäkerſtadt und ihre Geheimniſſe. Amerikaniſche Nachtſeiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Möllhauſen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung aus Neu=Mexico und dem angrenzenden Indianer=Gebiet. Im Anſchluß an den „Halbindianer". 4 Bde. 8. broch. 5¾ Thlr.

Möllhauſen, B., Der Halbindianer. Erzählung aus dem weſtlichen Nord=Amerika. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein Prinz von Gottes Gnaden. 8. broch. 1¼ Thlr.

Sternberg, A. von, Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographiſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographiſcher Roman. 8. broch. 1¼ Thlr.

Sternberg, A. von, Künſtlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg, A. von, Kleine Romane und Erzählungen. 8. 3 Bde. broch. 3½ Thlr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baſeler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundſechsziger. 9 Bde. 8. broch. 10½ Thlr.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena und Leipzig erſchienen ſerner ſolgende neue Werke:

Ati Kambang, Auf ſremder Erde. Roman. 3 Bde. 8. broch. circa $4^{1}/_{2}$ Thlr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geiſterhaus in New-York. Roman. 8. broch. $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Hiſtoriſche Novellen. 3. u. 4. Bd. 8. broch. circa 3 Thlr.

Lugomirska, Marianne, Thaddeus Kosciuszko. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. $4^{3}/_{4}$ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsſpruch Waſhington's. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 8. broch. $2^{1}/_{2}$ Thlr.

Guſeck, Bernd v., Deutſchlands Ehre. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und ſeine Zeitgenoſſen. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. $5^{1}/_{2}$ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. broch. 27 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Colonie. Braſilianiſches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbſchloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^{3}/_{4}$ Thlr.

Humboldt's, Alexander von, Briefwechſel mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. Drei ſtarke Bde. gr. 8. broch. à Band 2 Thlr. 12 Ngr.

Jenſſen-Tuſch, G. F. von, Die Verſchwörung gegen die Königin Caroline Mathilde und die Grafen Struenſee und Brandt. Nach ungedruckten Quellen und in ſelbſtſtändiger deutſcher Bearbeitung nach L. J. Flamand. Gr. 8. broch. $2^{1}/_{2}$ Thlr.

Wichtig in Bezug auf Schleswig-Holſtein!

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikaniſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^{3}/_{4}$ Thlr.

Körner, Friedrich, Director und Profeſſor an der Handelsakademie in Peſt. Der Volksſchullehrer. Pädagogik der Volksſchule. 2. Auflage. 8. broch. 27 Ngr.

Wickede, Julius von, Der lange Iſaack. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit des deutſchen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. broch. $4^{1}/_{2}$ Thlr.

Druck von G. Pätz in Naumburg

Im Buſch.

Auſtraliſche Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

Dritter Band.

Wohlfeile Volksausgabe.

Jena und Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1864.

☞ Beſchmutzte, oben oder an den Seiten aufgeſchnittene Exemplare, oder ſolche, an denen die Heftbänder verletzt ſind, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Im Buſch.

Dritter Band.

Im Buſch.

Auſtraliſche Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

Dritter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1864.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Erſtes Kapitel.

Gertrud 7

Zweites Kapitel.

In Paramatta 18

Drittes Kapitel.

Die Trauung 27

Viertes Kapitel.

In Sydney 49

Fünftes Kapitel.

Auf dem Ball 67

Sechſtes Kapitel.

An Bord 78

Siebentes Kapitel.

Schluß 97

1.

Gertrud.

Es war in der Mittagszeit, und Mr. Sutton's Station lag wie ausgeſtorben, brütend und bratend in der Sonne. Was war mit dem ſonſt ſo lebendigen, geſchäftigen Platz geſchehen, daß ſich kein einziges menſchliches Weſen darauf blicken ließ? — Nur die Emus ſtanden, ein Bild ſtiller Betrachtung, mitten in dem leeren Hofraume, mit der ernſthafteſten Miene von der Welt auf ihren eigenen einſamen Schatten niederſtarrend. Selbſt die Häuſer ſchienen wie ausgeſtorben mit den geſchloſſenen Thüren und Fenſtern, und man hätte den Platz wirklich für unbewohnt halten können, wären nicht die Känguruhhunde, die im Schatten des Hauſes lagen, ſo wie ein Volk zahmer Haus- und Perlhühner ein Beweis geweſen, daß wenigſtens noch ein menſchliches Weſen zurückgeblieben ſein müſſe, um ſie zu füttern.

Jetzt hoben die beiden Kaſuare plötzlich, wie auf Commando, die langen Hälſe und horchten nach der Straße hinüber, und der eine mächtige langhaarige Hund, der lang ausgeſtreckt mit dem ſpitzen klugen Kopfe auf ſeinen Vorderpfoten lag, knurrte leiſe vor ſich hin. Plötzlich fuhren die Rüden empor und ſchlugen mit lautem Gebell an, denn das Rollen eines Wagens hatte die

Todtenſtille des Platzes unterbrochen, und hoch erfreut dadurch, endlich einmal zu einer Beſchäftigung zu kommen, ſtürzten die Kläffer dem Thor entgegen.

Es war ein kleines einſpänniges Cabriolet, das an demſelben hielt, aber mit einem prächtigen Pferde beſpannt, und ein einzelner Herr in ſtädtiſcher Kleidung ſaß darin und blieb auch ruhig und geduldig halten, um irgend Jemand zu erwarten, der ihm das Pferd abnehmen konnte. — Aber es kam Niemand; die Hunde bellten und heulten, der junge Freund knallte mit der Peitſche — Niemand auf dem Hofe ließ ſich blicken, und nur die Emus kamen endlich mit ihren langen bedächtigen Schritten vorſichtig näher und der eine hackte mit dem Schnabel nach einem der Hunde, als ob er ihnen das ihm unangenehm werdende Gebell verbieten wollte.

Endlich öffnete ſich die Hausthür und Mr. Sutton ſelber erſchien auf der Schwelle, ſah hinaus und kam dann raſch näher.

„Mr. Pitt, ſo wahr ich lebe!“ rief er dabei ſeinem Gaſt entgegen, „und wieder friſch und geſund und blühend wie eine Roſe. Na, das laſſ' ich mir gefallen — aber ſteigen Sie ab, ſteigen Sie ab.“

„Ja, mein ſehr werther Herr,“ lachte der junge Mann, „die Sache iſt nur die, daß mein Brauner nicht allein ſteht, und ich ſehe keine Seele auf Ihrem Hofe, der ihn mir abnehmen könnte, wenn Sie nicht etwa Ihre Emus darauf dreſſirt haben.“

„Alles fort in die Minen,“ lachte der alte Herr. „Das Gold hat uns auf den Stationen einen ſchönen Streich geſpielt, denn die Leute konnten auf die Länge der Zeit der Verſuchung nicht widerſtehen, jeden Tag ganze Schaaren, unmittelbar vor ihren Augen in die Goldberge hinauf wandern zu ſehen. Da mögen ſie's ein paar Monate verſuchen, nachher bekomme ich ſie doch alle zurück, und weiß ſie dann wenigſtens von dem Fieber geheilt.“

„Dann machen wir's ſelber," rief Charles, indem er mit einem Satz vom Wagen ſprang, ſeine Handſchuhe auszog und ſein Pferd ausſpannte. Mr. Sutton half ihm dabei, und zehn Minuten ſpäter hatte er das etwas warm gewordene Thier in eine Umzäumung auf einen Weideplatz gebracht, wo er es erſt trocken abrieb und dann laufen ließ, um ſich ſein Futter in dem reichen Gras ſelber zu ſuchen. Als ſie zum Hauſe zurückſchritten, gab ihm dann Mr. Sutton einen kurzen Bericht über ſeinen eigenen Wirthſchafts- und Hausſtand: Henry hatte Mrs. Sutton ſammt Rebekka, die ſich indeſſen mit dem Sohne des Nachbars verlobt, dort hinüber zum Beſuch gefahren, mußte aber heute Abend wieder zurückkommen. Stockkeeper, Schäfer, Hutkeeper, Alles war davon gelaufen, ſelbſt der Koch. Der aber hatte glücklicherweiſe das Goldwaſchen am Schnellſten ſatt bekommen und ſich geſtern Abend wieder zu ſeinem Dienſt eingefunden — bis dahin hatte Gertrud kochen müſſen, und er und Gertrud hielten in der That auf einer Station, auf der ſonſt zwölf oder vierzehn Menſchen reichliche Beſchäftigung fanden, die ganze Wirthſchaft.

„Sie ſehen," ſchloß er ſeinen kurzen Bericht, „wir führen ein außerordentlich einſames Leben, denn damals, als Sie bei uns waren, glich der Engliſh Bottom, im Vergleich mit jetzt, einer volkreichen Stadt."

„Und wenn ich nun hierher gekommen wäre, Ihren Platz noch einſamer zu machen?" ſagte Charles, ohne jedoch dabei Mr. Sutton anzuſehen.

„Das wäre ein Kunſtſtück," lachte der alte Herr, „Sie müßten mir denn meine Meute ausführen wollen, denn die Emus machen die Geſchichte hier eigentlich noch langweiliger, und wenn ſie nicht manchmal den Koch ärgerten und die Hunde biſſen, trügen ſie auch gar Nichts zur Unterhaltung bei."

„Und Gertrud?"

„Alle Wetter!“ rief der alte Herr, indem er erſchreckt ſtehen blieb. „An das Mädel hab' ich gar nicht gedacht. Herr, Sie werden doch nicht des hellen Teufels ſein?“

„Kann ich ein paar Worte allein mit Ihnen auf Ihrem Zimmer reden?“

„Nur allein,“ ſagte Mr. Sutton, „denn wenn wir mehr Geſellſchaft haben wollten, müßten wir uns den Koch dazu bitten.“

„Und wo iſt Gertrud?“

„Wahrſcheinlich auf ihrem Zimmer.“

„Schön — laſſen Sie mich vorher mit Ihnen ſprechen, denn ich brauche Ihren Rath — vielleicht auch Ihren Beiſtand.“

Sutton ſchüttelte den Kopf, aber er ſchritt neben dem jungen Manne her in das Haus, und Beide blieben dort wohl eine Stunde in ernſtem, eifrigem Geſpräch.

Gertrud war indeſſen in ihrem Zimmer. Sie hatte Charles Pitt ankommen ſehen und nicht gewagt, ſich ihm zu zeigen. Was führte ihn hierher zurück? — ſein ihr gegebenes Verſprechen? — Das Herz klopfte ihr ungeſtüm in der Bruſt, wenn ſie daran dachte, und doch fürchtete ſie ſich davor, ihm wieder zu begegnen.

Noch immer war er drüben bei dem alten Herrn. Jedenfalls galt nur dieſem ſein Beſuch; er hatte das arme Mädchen ja längſt vergeſſen — und ſie betete, daß er es vergeſſen hätte.

Draußen ging eine Thür. Auf dem Corridor tönten Schritte — ſie kamen näher — es klopfte bei ihr an — und mußte wiederholt werden, denn die Stimme verſagte ihr den Dienſt, nur das eine, kleine Wort „herein“ über die Lippen zu bringen.

Und Charles ſtand auf der Schwelle. Er ſtreckte ihr freundlich die Hand entgegen und ſagte herzlich: „Guten Tag, Gertrud. — Sind Sie mir böſe, daß ich mein Verſprechen halte?“

„Mr. Pitt.“ —

„Ich habe die Zeit nicht erwarten können,“ fuhr Charles fort, indem er die ihm willenlos überlaſſene Hand ergriff, „wo ich wieder heraus zu Ihnen durfte, und ich fürchtete ſchon, daß noch Wochen dazwiſchen lägen. Jetzt plötzlich hat ſich Alles zu meinem Glück geändert; unſer Schiff wird wider Erwarten in wenig Tagen ſegelfertig ſein, denn ein Theil der Mannſchaft iſt eingefangen worden, nothdürftig ausreichend läßt ſie ſich completiren und ſchon heute beginnen ſie die Ladung an Bord zu nehmen. In wenig Tagen hoffe ich deshalb mich einſchiffen zu können.“

„Und Sie ſind hergekommen, um Abſchied von uns zu nehmen?“ ſagte Gertrud leiſe, und ein wehmüthiges Gefühl ſchoß ihr dabei durch die Bruſt.

„Laſſen Sie es keinen Abſchied werden,“ bat jedoch Charles in herzlichem Tone, indem er bittend in das furchtſam zu ihm gehobene Auge blickte. Noch liegt es in Ihrer Hand, mich Gott für das Leben, das mir durch Ihre treue Pflege zum zweiten Mal geſchenkt wurde, aus voller Seele danken zu laſſen. Noch liegt es in Ihrer Hand, Gertrud, mich recht, recht glücklich zu machen. Werden Sie mein Weib. Das Schiff, das jetzt faſt ſegelfertig in Jackſon Harbour liegt, führt uns einem neuen Leben entgegen, fährt uns fort von dieſer Küſte, die der Erinnerungen für Sie vielleicht ſo bittere trägt. Geſtatten Sie mir denn, daß ich gut mache, was Ihnen das Leben jetzt noch an Glück und Freude ſchuldet, und ich will die Pflicht ſegnen, die Sie damit in meine Hände legen.“

„Mr. Pitt,“ ſagte Gertrud, und wiederum verließ jede Farbe ihre Wangen und ihr Geſicht glich dem eines ſchönen, ſtarren Wachsbildes. — „Sie haben nicht wohl gethan, mir und — Ihnen noch einmal den Schmerz zu verurſachen, Ihren Antrag — ablehnen zu müſſen.“

„Gertrud,“ rief Charles mit bitterem Schmerz im Ton.

„Aber ich fühle auch,“ fuhr das Mädchen tief erregt fort, „daß ich Ihnen eine Erklärung meiner Weigerung ſchuldig bin. Sie haben ſich ſo edel und wahr gegen mich benommen, daß ich Ihnen das, was meine Seele bedrückt und was ich als Geheimniß mit in mein Grab zu nehmen hoffte, nicht länger vorenthalten darf und will."

„Ich bin nicht hergekommen, Gertrud," unterbrach ſie Charles in ſtiller Reſignation, „Ihnen ein Geheimniß abzupreſſen, zu deſſen Enthüllung Sie nur ein vielleicht irriges Pflichtgefühl zu treiben ſcheint. Gott verhüte, daß ich mich in Ihr Vertrauen dränge, wenn es mich auch glücklich gemacht hätte, gerade dieſes Vertrauens gewürdigt zu werden. Sie hatten inzwiſchen Zeit, ſich meine Werbung von damals zu überlegen. Daß ich ſie jetzt wiederhole, kann Ihnen ein Beweis ſein, wie ernſthaft ich es meine. Auch mit Mr. Sutton habe ich vorhin ausführlich darüber geſprochen; ich wollte Sie ſeinem Hauſe nicht ohne ſeine Bewilligung entführen, und ſo ungern er Sie vermiſſen möchte, ſo hat er Sie doch zu lieb gewonnen, als daß er Ihnen im Wege ſtehen wollte, wo es eine Sache gilt, die er irrthümlicher Weiſe für Ihr Glück hielt. — Er wie ich hatten uns darin geirrt. Seien Sie mir nicht böſe, ich werde Sie nicht weiter beläſtigen, und wie ich jetzt — Gott weiß es, mit ſchwerem Herzen — auf immer von Ihnen Abſchied nehme, laſſe ich Ihnen nur den Wunſch zurück, daß Ihr Lebenspfad von jetzt an ein leichter und freudiger ſein, und der Gedanke an mich darin nie von Bitterkeit oder Groll begleitet ſein möge. Leben Sie wohl, Gertrud."

Er neigte ſich dabei freundlich gegen das Mädchen und wollte das Zimmer verlaſſen, als Gertrud auf ihn zutrat, ſeinen Arm ergriff und mit leiſer aber feſter Stimme ſagte:

„Nein, nicht ſo, Mr. Pitt. So ſollen Sie nicht von mir ſcheiden. Nicht das Gefühl ſollen Sie mitnehmen, daß die freie Gertrud Ihr ehrenvolles — Ihr ehrliches Anerbieten ausgeſchlagen, ſondern daß die Weigerung gezwungen aus einem faſt gebrochenen Herzen kam. Ich kann Ihnen nicht angehören, denn — ich bin vermählt."

„Vermählt?“ rief Charles erſchreckt zu ihr aufſchauend.

„Ich war es wenigſtens,“ hauchte Gertrud, „und — ich weiß nicht, ob die Bande, die mich feſſeln, gelöſt ſind.“

„Ich begreife Sie nicht.“

„Laſſen Sie mich Ihnen meine Geſchichte mit wenigen Worten erzählen. — Ich kam vor ſechs Jahren, ein junges und armes Mädchen, durch die gütige Fürſorge der Mrs. Chisholm nach Auſtralien und erhielt an Hunter's River eine Anſtellung als Wirthſchafterin. Ein junger Mann ging bei meiner Herrſchaft aus und ein, der mir oft ſagte, daß er mich liebe. Er hatte mir eines Tages das Leben gerettet, da er mich vor einem wüthenden Stiere — mit eigener Lebensgefahr — ſchützte, und Dankbarkeit geſellte ſich zu meiner Achtung vor ſeinem tollkühnen Muth. Aber er war arm und ging fort mit dem Verſprechen, ſich eine Exiſtenz zu gründen. Nach einem Jahre kehrte er zurück. Alles war ihm geglückt, was er unternommen, wie er mir ſagte. Er hatte viel Geld verdient, mehr als wir zu einem erſten Anfang brauchten, denn wir waren Beide arbeitsluſtig und kräftig, und — ich willigte ein, ſein Weib zu werden.“

„Gertrud.“

„Wir gingen nach dem kleinen Städtchen Raimondsterrace, um uns dort trauen zu laſſen. Der Geiſtliche ſtand vor dem Altar, ich an des Mannes Seite, dem ich mich für immer zu eigen gegeben. — Die Ceremonie war beendet, das Jawort geſprochen, und wie er meine Hand faßte und ich zu ihm aufſchaute, da ſah ich plötzlich, daß ſein Antlitz eine todtenähnliche Bläſſe annahm — ſein Auge ſtarrte gläſern vor ſich hin, und von Todesſchreck erfaßt ſchaute ich um und erkannte einen Mann, der auf meinen Gatten zuſchritt, die Hand auf ſeine Schulter legte und ihn im Namen der Königin als ſeinen Gefangenen bezeichnete.

„Mehr ſah ich nicht. Die Sinne ſchwanden mir, und als ich wieder zu mir kam, war ich in einem Hauſe bei fremden Leuten, die mich freundlich umſtanden und mir Troſt zuſprachen."

„Und Ihr Mann?"

„Ich erfuhr jetzt Alles," ſagte Gertrud, aber ſo leiſe, daß Charles kaum die einzelnen Worte verſtehen konnte. „Der Unglückliche hatte in der Nähe von Sydney mit noch anderen Helfershelfern die Poſt überfallen und geplündert. Zwei Paſſagiere, die ſich widerſetzten, waren dabei getödtet worden, aber die wirklichen Mörder ließen ſich in den ſpäteren Verhören nicht ermitteln. Er ſelber leugnete ſpäter hartnäckig — vielleicht war er unſchuldig — und ſein Urtheil lautete: Lebenslängliche Deportation nach Norfolk-Island, dem furchtbaren Verbannungsort für ſchwere Verbrecher."

„Und dort lebt er noch?" frug Charles und fühlte, wie ihm das Blut in einem eiſigen Strome zum Herzen zurücktrat.

„Nein," hauchte Gertrud. „Vor einem Jahre etwa erhielt ich die letzte Nachricht von dort. Er mit noch drei anderen Sträflingen hatte, zur Verzweiflung getrieben, einen Fluchtverſuch von der Inſel in einem offenen Boote gemacht. Der Regierungscutter ſetzte ihnen augenblicklich nach, aber die Nacht wehte ein furchtbarer Sturm. Am nächſten Morgen fand man das entwendete Boot umgeſtürzt auf den Wellen treibend, und die Unglücklichen ſcheinen ihren Tod in den Wellen gefunden zu haben."

„So iſt er todt?" rief Charles überraſcht.

„Ich weiß es nicht," ſeufzte Gertrud. „Der mir die Kunde brachte, war einer der Wärter jener Leute und ſelber mit in dem Cutter geweſen, der das umgeſtürzte Boot auffiſchte. Er ſagte, es ſei nicht anders möglich, als daß die Unglücklichen in der wild erregten See ertrunken wären, denn Hunderte von Miles noch entfernt lag die auſtraliſche Küſte."

„Aber dann ſind Sie ja frei, Gertrud, frei wie der Vogel in der Luft, von keiner Kette, von keinem Zwange mehr gebunden, und nur Ihr eigenes Herz hat all' die Schrecken heraufbeſchworen, mit denen Sie ſich ſelber — mich die ganze Zeit gequält."

„Kann ich mich frei glauben, ſo lange ich nicht die Gewißheit ſeines Todes habe?"

„Aber wie wollen Sie die je bekommen?" rief Charles. „Wird Ihnen der Ocean Kunde von ſeinen Opfern geben? Vergeſſen Sie den Unwürdigen, der die größte Sünde beging, als er die blutbefleckte Hand nach Ihnen ausſtreckte; bannen Sie dieſe trüben furchtbaren Gedanken, die ungerechter Weiſe Ihr junges Leben vergiftet haben."

„Und ſelbſt jetzt noch fordern Sie eine Hand, die in der des Mörders geruht?"

„Und hätte das meine Liebe für Sie verringern können, Gertrud?" rief Charles leidenſchaftlich aus. „Ja, müßte es ſie nicht, wenn das möglich wäre, ſteigern, wenn ich ſehe, wie Sie mit treuem, ehrlichem Herzen ſich geſorgt, kein Unrecht zu begehen, und wahr und offen mir Ihr Leben vorgelegt? — Nein, Gertrud, dies Schattenbild ſoll und darf nicht ſtörend und zuletzt vernichtend in unſer Glück treten. Ihrer Weigerung, die Meine zu ſein, wäre ich gewichen — hätte ich weichen müſſen — aber jetzt, wo ich die Zweifel kenne, die Ihre treue Seele quälen, wo ich mit klarem, unbefangenem Auge die Grundloſigkeit derſelben erkenne, jetzt wiederhole ich mit freudigem Herzen meine Werbung. Seien Sie mein Weib — laſſen Sie mich gut machen, was das Schickſal an Ihrem armen vertrauenden Herzen verſchuldet hat, und ich will Sie auf Händen tragen mein ganzes Leben lang, und Ihnen danken, ewig danken, daß Sie es mir erlaubt."

Gertrud antwortete nicht; ſie hatte ihr Antlitz in beiden Händen geborgen und weinte ſtill, aber Charles ſchlang ſeinen Arm um ſie und zog ſie leiſe an ſich, und erſt, als ſie ihr Haupt an ſeine Schulter lehnte und in gelöſtem Schmerz ihren Thränen freien, ungeſtörten Lauf ließ, da küßte er ihre Stirn und flüſterte mit tief bewegter aber ſeliger Stimme: „Meine Gertrud, mein ſüßes, ſüßes Herz!“

Die beiden glücklichen Menſchen ſahen nicht, daß ſich die Thür geöffnet hatte und der alte Sutton auf der Schwelle ſtand, bis er langſam und geräuſchlos auf ſie zutrat und mit einem halb wehmüthigen Lächeln ſagte:

„Nun können Sie die Hunde und das Emu nur auch noch mitnehmen, Mr. Pitt. Denn jetzt iſt es wirklich kaum noch der Mühe werth, daß ein lebendes Weſen auf dem ausgeſtorbenen Hof von Engliſh Bottom zurückbleibt.“

Gertrud wollte ſich raſch und erſchreckt emporrichten, aber Charles hielt ſie feſt umſchlungen, und Mr. Sutton die Hand hinüber reichend, ſagte er herzlich:

„Sein Sie mir nicht böſe, lieber Herr, daß ich Ihnen, zum Dank für Ihre Gaſtfreundſchaft, dieſen Schatz entführe. Aber meine ganze Seele hängt an ihr; meine ganze Seligkeit finde ich an ihrem Herzen.“

„Ja, das ſind ſo die gewöhnlichen Redensarten,“ ſagte der alte Sutton mit komiſchem Ernſt, „aber damit kann ich mir hier keine Wirthſchaft führen, und wenn mir jetzt meine Rebekka auch hinüber zieht zu ihren neuen Eltern, dann bleibt mir nichts Anderes übrig als mir einen Koch zu nehmen, der Whiſt ſpielt, damit ich mit ihm und meiner Alten doch die ewig langen Abende todtſchlagen kann.“

„Mr. Sutton —“ ſagte Gertrud, ſich erröthend von Charles losmachend. „Sie waren ſtets ſo lieb und gut gegen mich; immer mehr wie ein Vater als ein Dienſtherr. Wie werde ich je im Stande ſein, Ihnen das zu danken!“

„Keinenfalls durch eine Reiſe nach Neuſeeland,“ lachte der alte Herr. „Aber laſſen Sie's gut ſein, liebes Kind,“ ſetzte er herzlich hinzu, als er ſah, wie beſtürzt und traurig Gertrud zu ihm aufſchaute, „ich bin Ihnen nicht böſe des Schrittes wegen, den Sie jetzt gethan. Sie haben einen wackern Lebensgefährten bekommen, und da ich wirklich und aufrichtig Antheil an Ihrem künftigen Lebensglück nehme, ſo ſeien Sie verſichert, daß ich mich auch recht vom Herzen über die Verbindung freue. Sie gehen von hier mit meinem beſten Segen und möge es Ihnen recht gut in Ihrem neuen Leben gehen — mögen Sie ſich recht froh, recht glücklich darin fühlen.“

„Mr. Sutton!“

„Schon gut; wir wollen keine langen Reden machen, denn — alle Wetter, da kommen meine beiden Damen,“ unterbrach er ſich und trat an's Fenſter, als draußen die Hunde anſchlugen und das Rollen eines Wagens im Hauſe hörbar ward. „Jetzt bekommen wir aber auch Alle mit einander Arbeit, Sie, Mr. Pitt, müſſen mir und Henry helfen die Pferde abſchirren, und Sie, Gertrud, für unſer Abendbrod ſorgen, denn wenn Sie auch für heute von der Liebe zehren könnten, ſtehe ich nicht für uns Andere ein. Na, meine Alte wird ſchauen —“ und mit dieſen Worten verließ er raſch und kopfſchüttelnd das Zimmer, um ſich in demjenigen, was ihm ſonſt ſeine zahlreichen Dienſtleute geleiſtet hatten, ſelbſt zurecht zu helfen.

Charles folgte ihm, Gertrud hatte auch ſchon lange ihre Schlüſſel erfaßt und war hinausgeeilt, froh vielleicht, gerade in dieſem Augenblick eine Nöthigung gefunden zu haben, allein zu ſein.

Die gute Mrs. Sutton war mit der ihr jetzt beſonders unbequem kommenden Werbung des jungen Mannes nicht ſo freudig einverſtanden wie ihr Mann, noch dazu, da Charles ſeine Braut ſchon morgen nach Sydney zu ſeinen Eltern führen wollte! Aber es ließ ſich auch nicht mehr hinausſchieben, denn die Abfahrt der „Suſanna Baxter“ ſtand in der That in allernächſter Zeit bevor, und um keine Zeit zu verſäumen, hatten Pitt's Angehörige verſprochen, dem Sohne und Bruder morgen bis Paramatta entgegenzukommen, wo die Trauung ſofort ſtattfinden ſollte. Mrs. Pitt war nämlich ebenfalls in der kleinen Kirche von Paramatta getraut worden und hatte deshalb gewünſcht, daß ihr Sohn ſein Weib an dem nämlichen Altar empfangen ſollte.

2.

In Paramatta.

Zu der vorherbeſtimmten Zeit war Lieutenant Beatty mit dem Capitän, der ſich wieder vollſtändig von ſeinen Strapazen erholt hatte, vom Turon und ohne weitere Fährlichkeit, als ſolche, welche der ſchlechte Weg mit ſich brachte, nach Sydney aufgebrochen. Der Capitän war aber unterwegs ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit recht wortkarg, denn die Geſchichte mit der ihm verſprochenen, um das Wenigſte zu ſagen, ſehr verdächtigen neuen Mannſchaft ging ihm im Kopf herum und ließ ihm keine Ruhe. Aber er ſah auch kein Mittel, ſich der Verbindlichkeit zu entziehen, denn er hatte einmal freiwillig ſein Wort gegeben, und das hielt er ſo heilig wie einen Schwur. Und wie überhaupt durfte er ſonſt hoffen, von Auſtralien wegzukommen? Mit den eingefangenen und jetzt jedenfalls böswilligen drei Matroſen hätte er es allein doch nicht wagen dürfen, andere Leute waren ſelbſt um die höchſten Preiſe nicht zu bekommen, und am Ende konnte er es noch für einen glücklichen Zufall halten, der ihm eine ſeetüchtige Mannſchaft gerade da, wo er ſie am nothwendigſten brauchte, in den Weg geworfen.

Und die Polizei? — wenn ſie dahinter kam und ihn verantwortlich machen wollte? — Aber was brauchte er von den Lebensſchickſalen Derer zu wiſſen, die ſich bei ihm, noch dazu in einer ſolchen Zeit, verdingen wollten? — Er war Schiffscapitän und brauchte Matroſen, weiter ging ihn die Sache Nichts an, und wenn dieſe dabei der Polizei durch die Finger ſchlüpften, ſo war das eben der Polizei ihre Sache, und brauchte ihn nicht zu kümmern. Er hatte genug mit ſeinem Schiff zu thun, und konnte jetzt kaum die Zeit erwarten, wo er wieder hinaus in offenes, freies blaues Waſſer kam.

Beatty ließ ihn übrigens ſeinen Grübeleien ruhig folgen, denn er hielt ſein ſchweigſames Weſen noch für eine Folge der ausgeſtandenen Mühſeligkeiten, und hoffte ihn in Sydney wieder deſto fröhlicher und in der alten guten Laune zu finden.

So erreichten ſie Paramatta, wo der Lieutenant Geſchäfte hatte und den Capitän deshalb ſeinen Weg nach der Hauptſtadt allein fortſetzen ließ. Dort wollten ſie einander morgen Abend in Mr. Pitt's Familie treffen.

Beatty war im Victoria-Hotel abgeſtiegen, wo er mit Mühe und Noth noch ein Zimmer für ſich allein bekam. Hatte doch der Fremdenverkehr in dem kleinen Städtchen, als der erſten Station in die Minen hinauf, ſo enorm zugenommen, daß ſelbſt drei neu errichtete Gaſthöfe den Bedarf an Unterkommen und Speiſung der Tauſende, die hinauf in die Berge ſtrömten, nicht befriedigen konnten. Der junge Mann, an ein bewegt abenteuerliches Leben gewöhnt, machte aber keinen Anſpruch auf große Bequemlichkeit und beſtellte ſich nur etwas zu eſſen — was es auch ſei, und ein Glas Sherry, um dann ohne weiteres Zögern ſeine Aufträge zu erledigen.

Aber das Eſſen blieb lange aus und ungeduldig ſchritt Beatty in ſeinem kleinen Zimmer auf und ab, nur dann und wann einmal am Fenſter ſtehen bleibend, um auf das Menſchengewühl in den Straßen hinabzuſchauen. Wo kamen all' dieſe Menſchen auf einmal her? Noch vor wenigen Wochen war Paramatta ein kleines ödes Binnenſtädtchen geweſen, eine Art Vorſtadt von Sydney, mit keinem andern Verkehr als ihn die ſpärliche Verbindung des Landwegs mit Bathurſt und Melbourne in einem allerdings täglichen Poſtverkehr bot, und jetzt? — Da verging keine Viertelſtunde, wo nicht der eine oder andere Trupp von Goldwäſchern mit beladenen Karren oder Pferden oder ſelbſt auch ſchwerbepackten Fußgängern vorüberzogen. Reiter ſprengten durch die Straßen, Cabriolets und andere leichte Fuhrwerke raſſelten darauf hin, und Paramatta war in der kurzen Zeit wirklich das Thor geworden, durch welches alle die Golddurſtigen in hellen Schwärmen einzogen, und nie verſäumten ihren Thorgroſchen ſchuldigſt abzugeben.

Die Straße vom Gebirge her kam ein Reiter auf einem lahmen Pferd. Den Schimmel hatte der Polizeibeamte doch ſchon irgendwo geſehen — aber er kannte den Eigenthümer nicht, deſſen Geſicht er auch vom Fenſter aus nicht deutlich erblicken konnte. Nur eine Fülle braungelockten Haares ſah er, das unter dem alten, vom Wetter mitgenommenen Filzhut hervorquoll, und ein Paar trotzig aufgeworfene, von krauſem Bart umgebene Lippen. Der Reiter ritt vorbei, aber das Pferd konnte kaum noch von der Stelle. Jetzt hielt er über die Straße nach einem Wirthshauſe hin, das eine Harfe über der Thür zeigte und von einem Sohne der grünen Inſel gehalten wurde. Der Reiter ſtieg vom Pferde und ging in's Haus, ohne ſich die Mühe zu geben, das erſchöpfte Thier auch nur anzuhängen. Er war ſicher, daß es den Stall witterte und nicht freiwillig von der Stelle ging.

Beatty hatte gleichgültig zugeſehen — es lag ihm nur daran, ſich auf eine oder die andere Art zu beſchäftigen, bis ſein beſtelltes Eſſen käme. — Jetzt ging die Thür auf und das Hausmädchen brachte es herein; als er ſich aber vom Fenſter abdrehte, um ſeinen Platz am Tiſche einzunehmen, fiel ſein Blick auf eine Geſtalt, die ihn raſch und aufmerkſam an ſeine Stelle bannte, und dieſe gehörte niemand Geringerem, als unſerem alten ſchwarzen Freund mit Frack und Hut, der, mit ſeinen Kleidungsſtücken in noch viel traurigerem Zuſtande, den linken Aermel des Fracks vollkommen aufgeriſſen, das eine Hoſenbein geſchlitzt, den Hut zerdrückt und ſchmutzig, aber ſeinen Waddie noch immer in der Hand, über die Straße glitt und ſich wie ſcheu an der gegenüberliegenden Seite der Häuſer hielt.

Wie kam der Burſche jetzt nach Paramatta und was wollte er hier? Daß es etwas ganz Beſonderes ſein mußte, bewies ſchon ſein Betragen, denn die Eingeborenen, die zum Betteln in die kleinen Städte des Innern kamen, gingen gewöhnlich ſteif und ehrbar einher, ſchauten ſich überall forſchend um, und wußten dann mit ziemlicher Genauigkeit zu ſagen, wo ſie irgend eine Gabe erhoffen konnten und wo nicht. Der Burſche aber ſchien ſich um keinen Menſchen in der Straße zu bekümmern, und nur an der Thür jenes Wirthshauſes glitt er vorbei, warf einen raſchen, vorſichtigen Blick hinein und verſchwand dann in einer der kleinen Seitenſtraßen, ohne wieder zum Vorſchein zu kommen.

„Hier iſt Ihr Eſſen, Sir,“ ſagte das Mädchen jetzt, das die verlangten Speiſen auf den Tiſch geſtellt hatte.

„Son gut, mein Kind,“ erwiderte der junge Mann, ohne den Blick noch von der Straße zu wenden, denn er erwartete die Rückkunft des Schwarzen.

„Laſſen Sie es aber nicht zu lange ſtehen; es iſt ſo nicht mehr übermäßig heiß. Lieber Gott, man weiß ja jetzt gar nicht mehr wo man die Hände hernehmen ſoll, alle die vielen Gäſte zu bedienen.“

„Ich eſſe gleich.“

„Hatten Sie Port oder Sherry verlangt?“

„Sherry, bitte — Sie können mir gleich die Flaſche heraufgeben, denn ich bin unterwegs durſtig geworden.“

„Im Augenblick,“ ſagte die junge Hebe, wie es ſchien, ein wenig piquirt, daß ſich der hübſche Officier nicht einmal ſo weit um ſie kümmerte, ſie auch nur anzuſehen, und verſchwand wieder durch die Thür. Beatty achtete nicht auf ſie, und hätte ſogar ſeine Mahlzeit vergeſſen, wenn das Mädchen nicht bald darauf mit dem verlangten Wein zurückgekommen wäre. Aber der Schwarze kehrte auch nicht wieder, und er beſchloß jetzt ſein ſchon überdies etwas ſpätes Mittageſſen ſo raſch als möglich zu beenden und dann hinabzugehen und zu ſehen, ob er dem Eingeborenen nicht irgendwo in der Stadt begegnen könne. Irgend etwas mußte vorgefallen ſein, das den Burſchen ſo raſch aus den Bergen hier heruntergeführt, und wenn er ihn nur wieder traf, wollte er es auch bald aus ihm herausbekommen.

Mit ſeiner frugalen Mahlzeit war er bald fertig, ſtürzte noch ein paar Gläſer Wein hinunter und verließ dann das Haus.

Er hatte keine Ruhe, bis er herausbekommen, nach wem der ſchwarze Burſche hier umherſpionirte.

Das ſchien übrigens nicht ſo leicht, denn jenen ganzen Diſtrict war er ſchon abgegangen, ohne auch nur die Spur von ihm wieder aufzufinden. Hatte der Wilde Paramatta am Ende ſchon wieder verlaſſen und ſich nach Sydney gewandt? denn in den Straßen hätte er ihm begegnen müſſen, da die Weißen keinem Eingeborenen erlauben, ihr Haus zu betreten.

Aber es war umſonſt, und der Schwarze wie in den Boden hinein verſchwunden. Beatty ging noch einmal die Hauptſtraße hinunter. Der Schimmel ſtand noch immer auf der Straße und kaute an ein paar dürſtigen Strohhalmen, die er ſich dort aufgeleſen. Dann wandte ſich der Lieutenant in eine Seitengaſſe, als er plötzlich ſeinen Arm berührt fühlte. Raſch drehte er ſich um, und erſchrak beinahe, als er die unheimliche Geſtalt des

Schwarzen dicht neben ſich gewahrte, die ihm mit leiſer, ſcheuer Stimme zuflüſterte:

„Er iſt hier."

„Er? — wer?"

„Der Zauberer."

„Alle Wetter!" rief der junge Mann überraſcht aus, denn er hatte kaum noch gehofft, hier die Spuren der Verbrecher zu finden. „Weißt Du das gewiß?"

„Auf dem Schimmel gekommen — Pferd lahm."

„Das war er?"

Der Wilde nickte mit dem Kopfe und blickte über die Schulter zurück, als ob er fürchte, hier geſehen zu werden.

„Und Du biſt ihm gefolgt?"

„Den ganzen Weg — wie ſein Schatten — Tomjang muß ſein Blut haben; ich habe es geſchworen."

„Das überlaß uns, mein Burſche," ſagte der Officier, „und wir wollen ſchon Sorge tragen, daß er ſeiner Strafe nicht entgeht. Aber wo iſt er jetzt?"

„In dem Haus, wo das Pferd ſteht."

„Gewiß?"

„Trinkt — Tomjang hat hineingeſehen — wartet hier bis es dunkel wird. — Viele Leute in Stadt — viele, viele Leute — am Abend geht er fort."

Es lag viel Wahrſcheinliches in der Vermuthung. In dieſem Schwarm von Fremden, über die eine Controle gar nicht mehr möglich war, konnte ſich ein Einzelner, ſo lange er eben nichts Auffälliges that, unendlich viel beſſer verborgen halten, als in dem heimlichſten Verſteck. Wer frug hier nach Namen oder Stand, die Leute kamen und gingen, wie es ihnen gerade gefiel. Außerdem war ihm das Pferd vielleicht vom zu ſcharfen Ritt lahm geworden. Aber weshalb ſetzte er denn ſeinen Weg nicht zu

Fuß fort? Wollte er ſich vielleicht hier erſt ein anderes Thier verſchaffen?

Alle dieſe Gedanken zuckten dem jungen Officier mit Blitzesſchnelle durch den Kopf. Die Hauptſache blieb aber, ſich des Verbrechers ſo raſch als möglich zu verſichern, und das konnte nirgends leichter geſchehen als gerade in dem kleinen Haus, in dem er ſich in dieſem Augenblicke befand.

„Geh' zurück zu dem Wirthshauſe," ſagte er raſch zu ſeinem ſchwarzen Verbündeten. „Wir dürfen den Burſchen nicht aus den Augen verlieren. Ich hole indeſſen Hülfe, denn er wird ſich nicht gutwillig gefangen geben, und wir müſſen ihn lebendig haben, um ſeinen Gefährten ebenfalls auf die Spur zu kommen."

„Lebendig!" ziſchte der Schwarze zwiſchen den Zähnen durch und ein eigenes, dämoniſches Feuer glühte in ſeinen Augen.

„Lebendig," wiederholte aber der Officier. „Haſt Du mich verſtanden? Es ſoll Dein Schade nicht ſein; Du wirſt reichlich belohnt, wenn wir ihn in unſere Gewalt bekommen."

Der Schwarze ſtand und ſchaute eine Zeit lang ſtill und ſchweigend vor ſich nieder, dann nickte er mit dem Kopfe, drehte ſich ab, eilte die kleine Straße hinauf und bog dann wieder um die Ecke in den Hauptweg ein, während Beatty, ſo raſch ihn ſeine Füße trugen, zu dem Polizeigebäude eilte, um an Mannſchaft aufzutreiben was er gerade dort und im Dienſt fand.

Es waren fünf Mann, denen er mit kurzen Worten den Geſuchten beſchrieb und ihnen einſchärfte, wie ſie ſich zu benehmen hätten. Jetzt hatte er mit ihnen die iriſche Schenke erreicht, wo zwei mit dem Terrain vollkommen vertraute Leute links abbogen, um eine Hinterthür zu verſtellen, während Lieutenant Beatty mit ſeinen drei andern Begleitern gerade auf die Thür zuſchritt, zwei von ihnen als Wache zurückließ und mit dem Andern den inneren Raum betrat.

Der Schwarze, der ihn hatte kommen ſehen, ſtand nicht weit davon auf der Lauer und drängte ſich jetzt hinter Beatty mit in das Local hinein, denn er ſchien jedenfalls entſchloſſen, dabei zu ſein, wenn ſein Todfeind von den weißen Männern gefangen genommen würde.

Aber er war nicht in der Stube.

„Könnt Ihr mir ſagen, Freund, wo ich wohl den Herrn des Pferdes da draußen finde?“ redete der Lieutenant Beatty den iriſchen Ausſchenker oder Barkeeper und wahrſcheinlich auch Eigenthümer der Schenke an, die zu den niedrigſten ihrer Art gehörte.

„Und wenn ich's könnte, mein Herzchen,“ erwiderte der Mann mit einem halb pfiffigen, halb boshaften Blick über die Schulter, denn Patrik hatte bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt oder Urſache gefunden, ſich mit der Polizei auf einen freundſchaftlichen Fuß zu ſtellen. Er haßte aus voller Seele Alles, was eine Uniform trug.

„Dann würde ich Euch bitten, mir zu ſagen, wo ich ihn treffen kann,“ antwortete der junge Officier noch immer höflich, denn er wußte aus Erfahrung, daß man manchmal nur damit bei derlei Burſchen etwas ausrichten kann. „Ich habe ihm eine wichtige Mittheilung zu machen.“

„So?“ ſagte Patrik — „unter vier Augen?“

„Es iſt kein Geheimniß.“

„Na, wiſſen Sie was, dann richten Sie es an mich aus,“ ſagte der Ire trocken, während die Nächſtſitzenden lachten, „und wenn er zurückkommt, will ich es ihm beſtellen.“

„Danke,“ erwiderte Beatty kalt. Er wußte jetzt, wie er mit dem Burſchen ſtand, und daß er hier keine Hülfe zu erwarten habe; „ich werde mir dann erlauben, ſelber nachzuſehen, und Ihr habt Euch alle Folgen zuzuſchreiben, die für Euch daraus entſpringen können, einen Verbrecher verſteckt zu halten.

„Das war die wichtige Mittheilung?“ lachte Patrik, „dachte es mir doch gleich, daß es darauf hinaus lief. Bitte, langen Sie zu, Herr Major oder Herr General oder was Sie ſonſt ſind — denn ich kenne die Uniformen nicht — und thun Sie genau ſo, als ob Sie zu Hauſe wären.“

Beatty kümmerte ſich nicht mehr um den Burſchen. Ein Wink von ihm hatte noch Einen ſeiner Leute von der Thür hereingerufen und ſie durchſuchten jetzt jeden Winkel des kleinen Gebäudes, ohne jedoch den Verlangten darin zu finden. Daß ſich der Schwarze nicht geirrt, davon war der junge Mann überzeugt. Dieſer haßte jenen Weißen viel zu ſehr, um ſich in der Perſon zu täuſchen. Von ihrer Annäherung konnte Jack aber auch keine Kunde erhalten haben, denn das Alles war zu raſch und heimlich betrieben worden, um ihn warnen zu können.

Die einzige Möglichkeit blieb, daß er das Haus gerade in dem Moment, als ihn der Schwarze in jener Seitengaſſe überholte, zufällig verlaſſen habe, und ſich jetzt entweder auf ſeinem Weg nach Sydney zu Fuß befand oder — das Wahrſcheinlichere, noch irgend wo in Paramatta aufhielt, um erſt mit einbrechender Dunkelheit ſeinen Weg aufzunehmen.

Eine andere Möglichkeit blieb die, daß er mit dem kleinen, in etwa einer Stunde abgehenden Dampfer den Strom hinunterfahren wollte, und auch dieſer Fall mußte bedacht werden. Wollte das aber Jack in der That, und wie es ſich Beatty überlegte, ſchien es ihm ſogar das Glaubwürdigſte, ſo mußte vor Allem der Landungsplatz und deſſen Nachbarſchaft im Auge behalten werden.

Dieſe Vermuthungen kreuzten ihm das Hirn, als er ſchon wieder der Thür zuſchritt, um draußen die nöthigen Befehle zu geben.

„Wenn Sie wieder 'was brauchen, Herr General,“ grinſte der Ire an ſeiner Seite, „ſo bitte ich, mir Ihre werthe Kundſchaft nicht zu entziehen.“

Beatty antwortete ihm gar nicht, trat hinaus und ſandte jetzt vor allen Dingen einen Berittenen die Straße nach Sydney entlang, um nach der Perſon, die er dem Mann genau beſchrieb, auszuſchauen. Er ſelber vertheilte dann ſeine Leute auf genau beſtimmte Plätze, und erſt kurz vor Abfahrt des kleinen Dampfers, wenn ſie bis dahin nicht auf die richtige Spur gekommen wären, ſollten ſich Alle an der Landung einfinden, um vor der Abfahrt das Boot zu unterſuchen.

Als er ſich aber nach ſeinem ſchwarzen Führer umſah, war dieſer verſchwunden. Er hatte geſehen, daß ſeine Beute ihm hier entſchlüpft war, und die Fährte wieder aufgenommen wie ein Schweißhund am Band.

3.

Die Trauung.

Unſern von dem Anlegeplatze der Dampfer in Paramatta ſtand das Steamer-Hotel, ein nicht übermäßig großes Gebäude, das aber allen Anforderungen der Fremden bis zu dieſer Zeit vollkommen genügt und untergebracht hatte was dort einkehren wollte. Jetzt freilich war das nicht mehr der Fall, und die acht oder zehn Zimmer im Hauſe waren ſo regelmäßig jeden Tag beſetzt und in Anſpruch genommen, daß wer einen Platz dort überhaupt auf einen beſtimmten Tag haben wollte, es jedenfalls vorher anmelden mußte — und dann konnte es noch fehlſchlagen.

So waren auch auf heute drei Zimmer beſtellt und ausnahmsweiſe einmal wirklich zur rechten Zeit frei geworden, und

Morgens um elf Uhr fuhr eine zweiſpännige ſehr elegante Equipage vor und ſetzte einen Herrn und zwei Damen ab: Mr. Pitt mit ſeiner Frau und Tochter.

Ein Brief für ihn war ebenfalls hier abgegeben und lag ſchon ſeit einer Stunde bereit. Er kam von Charles, der ihm mit jubelndem Herzen ſein Glück meldete und ihn bat, bis zwei Uhr Nachmittags Alles bereit zu halten. Kurz vor zwei Uhr würde er mit ſeiner Braut und von Mr. Sutton begleitet in Paramatta eintreffen.

Der Vorbereitung zu einer Trauung bedurfte es nicht viele in Auſtralien. Alle die entſetzlichen Scherereien mit Heimathsſchein, Aufgebot, Tauf- und Impfſcheinen, Vermögensausweis und wie die Dinge alle heißen, die einem ehrlichen Menſchen in Deutſchland das Leben verbittern und das Heirathen verleiden können, fehlten, und es war eigentlich weiter Nichts als eine Anzeige bei dem Geiſtlichen nöthig, der Mr. Pitt übrigens auch perſönlich kannte, um die Sache ſchon in der nächſten Stunde glatt und geebnet zu haben.

Das Einzige, was Mr. Pitt außerdem that, war, daß er eine Anzahl von Kindern hinaus in den „scrub“ ſchickte, um an wilden Blumen und Blüthen, an denen der auſtraliſche Buſch ſo reich iſt, herbeizuſchleppen was ſie nur herbeiſchleppen konnten, und da Mrs. Pitt und Pauline ſelber die Ausſchmückung der kleinen Kirche übernahmen, ſo war dieſelbe, noch vor der angegebenen Zeit, in eine Art von Blumengarten verwandelt.

Und Charles hielt pünktlich ſeine Zeit an. Eben ſchlug es zwei Uhr, als der kleine Einſpänner, den Mr. Sutton zu Pferd begleitete, vor dem Hotel hielt und wenige Minuten ſpäter lag Gertrud, wie eine dunkle Roſe erglühend, an dem Herzen ihrer neuen Mutter und Schweſter — an des Vaters Bruſt, der ſie mit großer Herzlichkeit umfing und auf die Stirn küßte.

Und wie lieb war das junge ſchüchterne Mädchen nach der erſten Begrüßung ſchon Allen geworden! Wie hingen der Mutter Augen mit Stolz auf der lieblichen Blume, die ſich der Sohn gewählt, und wie treu legte ſich der Schweſter Arm um ihre Schulter. Gertrud ſtand nicht mehr allein. Das lange öde Leben, das ſie in Abhängigkeit nur unter fremden Menſchen zugebracht, lag hinter ihr, und eine eigene Heimath, ein eigener Herd wartete ihrer an des geliebten Mannes Seite.

Aber auch Charles war glücklich. Das was ſein Herz bis jetzt noch immer mit einer unbeſtimmten Angſt und Ungewißheit erfüllt — die Furcht, daß Gertrud ſeine Hand zurückweiſen würde, ſo feſt er auch glaubte, daß ſie ihm wirklich gut ſei — war von ihm gewichen, und wie ihm ſelber dadurch eine Laſt von der Seele genommen, fühlte er auch, daß Gertrudens Herz nach dem Bekenntniß, das ſie ihm gemacht, ebenfalls wieder freier und fröhlicher ſchlagen würde.

Doch hatten ſie nicht viel Zeit in Paramatta zu verlieren, denn Mr. Pitt hatte beſtimmt, daß ſie mit dem um vier Uhr abgehenden kleinen Dampfer nach Sydney zurückkehren wollten. Der Wagen fuhr dann leer nach der Stadt zurück, und Charles' Einſpänner konnte morgen abgeholt werden.

„Die Kirche, in der die jungen Leute getraut werden ſollten, lag kaum zweihundert Schritt von dem Hotel entfernt und unmittelbar am Ufer des Paramattafluſſes — der freilich, wie faſt alle auſtraliſchen Flüſſe, nur ſo weit ſchiffbar iſt, als Ebbe und Fluth ihre Wirkung ausüben.

Es war ein reizender Punkt und überall traf das Auge auf freundliche Villen, eingezäunte Felder und grüne Wieſen, während den Strom ſelber eine Menge von kleineren und größeren Fahrzeugen bunt belebten. Aber was kümmerte die glücklichen Menſchen jetzt die Scenerie; ſelbſt Mrs. Pitt, deren Lieblingsplatz gerade dieſe Stelle ſonſt war, achtete nicht darauf, und hatte nur Augen für die junge Braut, die ſchüchtern in ihrem einfachen Kleid am Arm des Vaters einherſchritt.

„Wie ſchön ſie iſt,“ flüſterte ſie leiſe Paulinen zu. „Ich kann es Charles wahrlich nicht verdenken, daß er gerade ſie ſich ausgeſucht — und wie lieb und gut ſie dabei ausſieht. Nur ein eigener ſchmerzlicher Zug liegt noch um den Mund. Armes Kind, ſie mag in ihrem Leben wohl manche Trübſal erfahren haben, denn blutjung muß ſie die Heimath verlaſſen haben, um ihr Brot unter fremden Menſchen zu ſuchen.“

Pauline antwortete nicht; es war ihr ſelber heute recht weh und weich um's Herz, denn heute gerade trat ja der Augenblick wieder friſch und lebendig vor ihre Seele, wo ſie ſich zum erſten Mal von dem Manne verrathen und hintergangen ſah, dem ſie faſt unerfahren genug geweſen war, ihr ganzes Lebensglück und Leben anzuvertrauen. Und wenn ſie ſich nun ihm zu eigen gegeben, wenn ſie ſein Weib geworden, und dann erſt entdeckt hätte, daß ſie elend, namenlos elend ſein müſſe, bis an das Ende ihrer Tage —.

Und wieder andere Bilder tauchten vor ihr auf — eine andere freundlichere Geſtalt. — War es möglich, daß ſie noch einmal vertrauen konnte, wo ſie ſo ſchwer, ſo bitter ſchon getäuſcht worden, oder lag das Leben jetzt ſchon hinter ihr, wo ſie kaum erſt deſſen Schwelle betreten? — Wie ihr die Gedanken herüber und hinüber flogen; ſie ſtand in der Kirche, neben dem Altar, ehe ſie ſelber recht wußte wie ſie dahin gekommen.

Und jetzt kam die Ceremonie, die der Geiſtliche mit einfachen Worten einleitete. Gertrud ſtand neben Charles, ein bleiches, regungsloſes Marmorblild, an dem nur die Bruſt durch ihr angſtvolles Wogen und Heben Leben verrieth. —

Wie, hatte ſie ſchon einmal an ähnlicher Stelle geſtanden, ſchon einmal ihre Hand in die des Gatten gelegt und dann — die Sinne ſchwanden ihr faſt, als ihr, gerade in dieſem Augenblick jener Moment wieder voll und lebendig vor die Seele trat, und ſie mußte ſich mit aller Kraft und Gewalt ihres ſtarken Herzens aufrecht halten.

„Willſt Du dem Manne an Deiner Seite folgen in Freud' und Leid? Willſt Du bei ihm ausharren in Kummer und Schmerz, in Krankheit und Trübſal, und ihm eine treue Gattin ſein?" —

„Ja!" Ihre Lippen hauchten das Wort nur, aber der Klang war klar und deutlich genug geweſen, ſie für ein ganzes Leben zu binden. Jetzt legte der Geiſtliche ihre Hände in einander — jetzt ſchlang Charles ſeinen Arm um ſie und zog ſie leiſe an ſich, und wie ſie aufſchaute von ihm, dem Blicke ihrer „Mutter" zu begegnen, da — ſah ſie ein Paar dunkelglühende Augen dicht hinter den Familienmitgliedern, weniger in Zorn als in Staunen und Ueberraſchung auf ſich geheftet. Einen Augenblick ſtand ſie ſtarr vor Entſetzen, den Arm vorgeſtreckt, wie um das furchtbare Bild von ſich abzuwehren, aber der durch die Aufregung des Tages ſchon überreizte Geiſt ertrug nicht mehr. Stumm und lautlos, gebrochen, ſtürzte ſie zuſammen.

In dem kleinen Wirthshauſe von Patrick O'Flannaghan hatte Jack vorhin geſeſſen, den Ellbogen auf den Tiſch, den Kopf in die Hand geſtützt, ein großes Blechgefäß mit Porter vor ihm auf dem mit Tabaksaſche, Bier- und Fidibusüberreſten beſudelten Tiſche. Aber nicht lange brütete ſein düſterer Blick am Boden, ſo flog er wieder, nicht ſcheu oder ängſtlich, ſondern mehr in wildem, zornigen Trotz in dem kleinen Raum umher, die ihn umgebenden Geſichter zu muſtern.

Das war aber vergebene Arbeit, denn wer kümmerte ſich hier um den Fremden, wenn er nur eben das Verlangte bezahlte. Gold! die Leute ſprachen von Nichts, dachten an Nichts als an

Gold, und was der Einzelne da zwiſchen ihnen trieb, was ihn hierhergeführt haben konnte, wen kümmerte es?

Außerdem beſtand dieſe Geſellſchaft faſt ausſchließlich aus den ſogenannten „old coves", d. h. Leuten, die ſich etwas darauf zu Gute thaten, „ihre Ueberfahrt nicht bezahlt zu haben", alſo auf Staatsunkoſten herübergeſchafft zu ſein. Es waren ticket of leave men und Leute, die ihre „Zeit" hier in Auſtralien abverdient und es ſpäter vorgezogen hatten, in dem neuen Welttheil zu bleiben, ſtatt in den alten, zu neuer Arbeit und Sorge, zurückzukehren. Aus allen Theilen von Neu-Südwales waren ſie hier zuſammengekommen; Jeder faſt mit einer Vergangenheit, die das Lebensglück eines Novelliſten machen könnte, Keiner aber ſtolz darauf oder damit prahlend, ſondern Alle nur für die Zukunft lebend, die ihnen jetzt mit ihren lockenden Bildern Nichts als goldene Schätze und Schwelgen in Ueberfluß zeigte.

Aber ſelbſt mit dieſen Leuten hielt der einſame Trinker keinen Verkehr. Denn wenn auch in Verbrechen groß gezogen, widerte ihn doch das rohe, wüſte Volk an, mit dem er nie Gemeinſchaft gehalten, da ausgenommen, wo er ſie zu ſeinen eigenen Zwecken gebrauchen mußte. Ein paar an ihn gerichtete Fragen beantwortete er kurz und ausweichend, und ſchien überhaupt nur gezwungen dieſen Aufenthaltsort gewählt zu haben, an dem er Jemanden erwarten mußte, denn ſein Auge flog raſch jedesmal nach der Thür, ſobald ſich dieſe öffnete und ein neuer Gaſt darin auftauchte.

„Euer Pferd hat ſich lahm gelaufen, Mate," ſagte der Wirth, der zu ihm getreten war, beide Hände auf den Tiſch ſtützte und ihn forſchend anſchaute.

„Ich weiß es."

„Wollt Ihr ein anderes kaufen? Ich habe, gleich nebenan, einen famoſen Rappen im Stall, den ich Euch um ein Spottgeld laſſen könnte. Er iſt in jetziger Zeit fünfundzwanzig Pfund

Sterling unter Brüdern werth, und ich ließe ihn Euch für achtzehn."

„Danke." Wenn Ihr mein Pferd kaufen wollt, können wir eher einen Handel mitſammen machen."

„So?" brummte der Ire langſam. — „Scheint ein gutes Thier, iſt aber nur mordmäßig caput geritten. Ihr kommt wohl weit aus den Bergen herunter?"

„Ja."

„Und ſeid in großer Eile?, he?"

„Weshalb?"

„Nun, ich meinte nur ſo. Habt Ihr den Kaufbrief von dem Schimmel?"

Jack ſah langſam zu dem Sprecher auf, um deſſen Lippen ein eigenes ſpöttiſches Lächeln zuckte, war aber nicht in der Stimmung auf einen Scherz einzugehen und erwiderte finſter:

„Wenn Ihr beſondere Luſt zeigen ſolltet, den Schimmel zu kaufen, könnt Ihr auch das Papier bekommen. Bis dahin habt Ihr Nichts danach zu fragen."

„Oho, Nichts für ungut," lachte der Wirth, „war nur ſo eine Anfrage und ſollte Nichts weiter bedeuten. Ihr ſeid hier unter Freunden."

„Das iſt mehr als mancher beſſere Mann von ſich ſagen kann," brummte der Reiſende, ſtrich ſich die Haare aus der Stirn und drehte dabei den Kopf langſam dem Fenſter zu, fuhr aber auch im nächſten Augenblick raſch empor, denn er hätte darauf ſchwören mögen, daß er in dem einen kurzen Moment das Geſicht jenes Schwarzen aus den Minen erkannte, dem er jetzt hier zum vierten Mal begegnete. Er konnte ſich auch nicht geirrt haben; der Hut, den der Burſche trug, verrieth ihn ſchon, — aber wie kam der hier her und was wollte er?"

Jack ſprang raſch an's Fenſter und ſah hinaus, aber der Schwarze war verſchwunden — wenn er es überhaupt geweſen.

Dennoch fühlte ſich Jack nicht mehr behaglich. Er wollte Gewißheit haben, ob der tückiſche Wilde nur aus Zufall in das Schenkzimmer geſehen oder ob er ihn vielleicht gar geſucht oder aufgeſpürt hätte. Allein er verwarf den Gedanken auch wieder als Thorheit, denn in vollem Galop war er aus den Bergen hierhergekommen, und der Schwarze hätte Flügel haben müſſen ihm zu folgen.

Nichtsdeſtoweniger litt es ihn nicht lange mehr in dem engen Raum; er zahlte ſein Bier, griff ſeinen Hut auf und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Und ſoll ich dem Schimmel nicht lieber eine Handvoll Hafer geben?“ frug der Wirth. „Er ſieht aus, als ob er's brauchte.“

„Habt Ihr einen Stall?“

„Den beſten in der ganzen Nachbarſchaft. Viele Gentlemen von Sydney ſtellen ihre Pferde bei mir ein.“

„Gut, Mate, dann thut mir den Gefallen, bringt den Schimmel unter Dach und Fach und behaltet ihn hier — wenn ich auch heute nicht wiederkommen ſollte. — Fragen wird wohl Niemand nach mir.“

„Fragen könnten ſie ſchon, mein Herzblatt,“ lachte der Wirth verſchmitzt, „aber verdammt wenig, was ſie aus Patrick O'Flanaghan herausbekommen würden.“ —

Jack wollte ihm Etwas darauf erwidern, aber es war auch eben ſo gut den Burſchen zum Freunde zu behalten, deshalb nickte er dem Wirth nur noch einmal zu, verließ das Haus, bog in die Nebengaſſe ein und ſchlenderte dann langſam der Dampfbootlandung zu. — Er wußte ſelber noch nicht, ob er mit dem Dampfer hinunter nach Sydney gehen ſollte, ſondern wollte ſich erſt einmal dort in unmittelbarer Nähe Boot und Bootsleute betrachten.

Aber er konnte den Gedanken an den Eingeborenen auch hier nicht los werden. Jedenfalls hielt er es für gerathen, vorſichtig zu Werk zu gehen. Daher trat er noch einmal in ein kleines Wirthshaus am Flußufer — eine gewöhnliche Matroſenkneipe wie die frühere — um von hier aus die Paſſage beſſer überſehen zu können. Und er traf auch hier auf nichts Verdächtiges. Allerdings ging einmal ein Polizeiſoldat vorüber, kehrte um, trat in das Local und ließ ſich ein Glas Brandy geben; aber Jack achtete nicht auf ihn. Er blieb, ſein Glas vor ſich, am Fenſter ſitzen, und der Mann ſchien keine weitere Notiz von ihm zu nehmen. Er trank ſeinen Brandy aus, zahlte und verließ das Zimmer wieder, ohne mit einem der Gäſte auch nur ein Wort gewechſelt zu haben.

Jack ſah ihm nach, wie er langſam die Straße hinabſchritt, als plötzlich eine größere Anzahl von Menſchen ſeinen Blick feſſelte und ihn alles Andere darüber vergeſſen ließ. — Es war ein kleiner Zug von Perſonen; ein älterer Herr ging mit einem jungen blühenden Mädchen voran — ihnen folgte ein etwas wohlbeleibter Herr mit einer Dame und hinter ihnen ſchritt ein junger Mann, der eine bräutlich geſchmückte Jungfrau am Arm führte — und dieſe Züge — er ſchreckte vor ihnen von ſeinem Stuhl empor, als berühre ihn ein elektriſcher Schlag. Aber zu raſch ging das Alles — die kleine Geſellſchaft war dem Fenſter ſchon vorbeigeſchritten, ehe Jack einen Gedanken faſſen und feſthalten konnte.

Neben ihm ſtand der Wirth, der ebenfalls hinaus auf die Straße geſchaut hatte und jetzt ſchmunzelnd ſagte:

„Ein wahres Prachtmädel, das muß wahr ſein, Charles Pitt hat wahrhaftig keinen ſchlechten Geſchmack.“

„Wer war das?“ frug der Fremde, wie in einem halben Traum auf die Straße hinausſtarrend.

„Das? — Mr. Pitt aus Sydney, deſſen Sohn ſich heute mit einem jungen Mädchen verheirathet, die in Mr. Sutton's Familie — auf dem Engliſh Bottom oben — die Wirthſchaft geführt hat. Kennt Ihr Charles Pitt nicht? — 's iſt einer der reichſten Leute in Sydney, und hat heute Morgen ſelber die Kirche da drüben ſo mit Blumen und Laub tapeziren laſſen, daß man beinahe gar keine Wand und keinen Pfeiler mehr ſieht. 'S iſt aber hübſch von den Leuten, daß ſie ihren Jungen ein ſo armes Mädchen zur Frau nehmen laſſen. Stammen freilich auch nicht von 'was Großem ab; der alte Pitt — na den werdet Ihr doch kennen, Mate, oder habt doch jedenfalls von ihm gehört. Bei den old coves hieß er immer nur der Pumpkin."

Jack hörte gar nicht mehr was er ſprach, und ſein Blick haftete noch immer an der Stelle, an der er die Braut zuletzt geſehen.

„Wollen wir uns die Trauung mit anſehen?" ſagte der Wirth, „Die Kirche iſt gleich nebenan, keine dreißig Schritt von hier. — Das war auch eine merkwürdige Geſchichte, wie der junge Pitt hat ſeine Braut kennen lernen. Gerade als die Mail, die uns die erſte Nachricht von der Goldentdeckung mit herunterbrachte —"

Jack griff ſeinen Hut auf und wandte ſich der Thür zu.

„Na wartet, ich gehe mit," rief der Wirth, „und erzähle Euch die Geſchichte unterwegs. Iſt das ein komiſcher Kauz," brummte er aber lachend vor ſich hin, als Jack ſchon, in ſeiner Aufregung gar nicht auf ihn achtend, aus der Thür fuhr, daß er ihm kaum folgen konnte. Sein Blick draußen im Freien ſuchte auch nur das vorhin geſehene liebliche Bild. Er achtete auf nichts Anderes, ſah nicht die kleinen Gruppen, die ſich ſammelten und der Kirche zudrängten, ſah nicht einmal ſeinen alten Feind, den Schwarzen im Hut und Frack, der ſich ſcheu hinter einen der Uferkrahne drückte, als er ſeiner zuerſt anſichtig wurde, und von dem Moment ab keinen Blick mehr von ihm verwandte, bis er ihn in der Kirchthür verſchwinden ſah.

„Alle Wetter, Mate," lachte der Wirth, der ihn hier wieder eingeholt hatte, „Ihr brennt ja ordentlich darauf, dabei zu ſein.

Aber was hilft's uns — wir haben nur das leere Nachſehen und können uns den Mund wiſchen."

Sie betraten den kleinen, wunderhübſch ausgeſchmückten Raum, aber ein Geſpräch ließ ſich hier nicht weiter führen, denn die Trauung war in Paramatta bekannt geworden, und daß der Bräutigam der junge Mann ſei, der bei einem Mailüberfall von den Buſhrangern auf den Tod verwundet worden, und in Engliſh Bottom das junge Mädchen, ſeine jetzige Braut, und bald nun ſeine Frau, habe kennen und lieben lernen.

Beſonders intereſſirten ſich die Frauen für dieſen Fall. Es wollte keine von ihnen verſäumen das Brautpaar zu ſehen, das ſich auf eine ſo eigenthümliche Weiſe gefunden. Die einfache Thatſache genügte natürlich den Leuten ſchon lange nicht mehr, ſie mußten ſie fortbilden, bis zuletzt eine kleine Novelle daraus entſtand, die begierig aufgefaßt und weiter getragen wurde.

Die Klänge der Orgel hallten voll und melodiſch durch den gewölbten Bau, und was nur irgend noch vordrängen konnte, drängte vor, um das Geſicht des Bräutigams wie der Braut während der Ceremonie beobachten zu können. Seit die Kirche ſtand, war ſie ſelten ſo angefüllt von Zuhörern geweſen wie zu dieſem Hochzeitfeſt.

Jetzt ſchwieg der Choral, der Geiſtliche hielt eine Anrede an die jungen Brautleute, die mancher Frau und manchem Mädchen die hellen Thränen in die Augen trieb, und jetzt kam der eigentliche Hauptmoment des Tages, die Formel ſelbſt, womit das Ehebündniß gültig abgeſchloſſen wird. Und wie lieb die Braut dabei ausſah — wie lieb und hold, aber auch wie todtenblaß! War es doch kaum, als ob ein freudiges Ereigniß ſie hier an der Stelle halte, ſondern weit eher, als ob ſie von den Lippen des Geiſtlichen ihr Todesurtheil erwarte, ſo bleich und aſchenfarben ſah ſie aus.

„Eine wahre Seele von einem Mädchen," flüſterte eine alte

Frau einer anderen zu, „die weiß, was ſie für einen wichtigen Schritt thut und was für Kummer und Herzeleid ſie entgegengeht, für ein ganzes langes Leben vielleicht — und noch ſo blutjung dabei — armes Ding!“

„Na jetzt hat ſie ihn,“ ſagte die andere, die dieſen Moment mit einer Art von grimmer Genugthuung erwartet zu haben ſchien. „Nun beißt keine Maus einen Faden mehr davon ab.“

„Mein liebes ſüßes Herz,“ flüſterte Charles, als er die Jungfrau in ſeinen Arm nahm und leiſe an ſich preßte. „Wie ängſtlich bewegt Du zitterſt!“

„Meine Gertrud, mein liebes Kind,“ ſagte die Mutter Pitt und ſtreckte die Arme nach ihr aus. Hinter der Gruppe aber hatte ſich indeſſen ein Mann, der, ſo lange die Ceremonie dauerte, nicht im Stande geweſen war, auch nur einen Schritt durch die dichtgeſchloſſenen Schaaren zu thun, herangedrängt, um weit genug nach vorn zu kommen, der Braut in's Angeſicht zu ſehen. Dicht hinter Mrs. Pitt, von Niemandem beachtet oder gekannt, ſtand er jetzt, und ſowie ſich Gertrud aus dem Arm des Gatten hob, um ihr Haupt an der Mutter Bruſt zu legen, begegnete ihr Blick dem des Fremden. Eben ſo raſch aber brach ſie auch in ſich zuſammen, daß der eben herangetretene Mr. Pitt kaum noch Zeit behielt, die Ohnmächtige in ſeinen Armen aufzufangen und vor dem Sturz auf die Steine zu bewahren.

Niemand weiter von den Umſtehenden war dem letzten ſtarren Blick Gertrud's gefolgt als Charles, und ſein Auge dabei auf dem faſt eben ſo bleichen und ſtarren Antlitz eines Fremden haften geblieben. Wer um Gottes willen konnte der Fremde ſein? — Eine eigene wilde Ahnung zuckte ihm durch's Hirn, und wie er ſah, daß ſich der Mann abwandte, drängte er ihm faſt unwillkürlich nach, faßte ſeinen Arm und ziſchte mit vor innerer Wuth kaum hörbarer Stimme:

„Wer ſeid Ihr?“

Jack war indeſſen wirklich im Begriff geweſen, die Kirche wieder zu verlaſſen. Er wollte und mußte erſt ſeine Gedanken ſammeln, ehe er handeln konnte, denn ſein Verdacht war in der That Wahrheit geworden. Er hatte Gertrud erkannt, und daß er ſich darin nicht geirrt — hätte es ſonſt noch einer Beſtätigung bedurft, bezeugte die Wirkung, die ſein Erſcheinen auf die Braut ausgeübt. Allein was konnte er hier thun? Durfte er, verfehmt und verfolgt, ein Anrecht geltend machen, das ihn nur auf's Neue dem Gericht in die Hände geliefert hätte? Die Zähne aufeinander preſſend, daß ſie knirſchten, wandte er ſich ab. Da war's, daß er ſich von des Bräutigams Hand zurückgehalten fühlte und Charles die Frage wiederholen hörte.

Kalt und höhniſch wandte er ihm das Antlitz zu.

„Wer ich bin, fragt Ihr?“

Charles nickte, denn keinen Laut weiter brachte er über ſeine Lippen, die ſich krampfhaft aber tonlos bewegten.

„Narr,“ lachte der Buſhranger, indem er ſich zu ihm hinüberbog und ſeine Lippen an ſein Ohr legte. „Wenn Ihr's denn abſolut wiſſen wollt; der Mann von der Frau da“ — und ſeinen Arm frei machend, drängte er raſch durch die ihm zunächſt Stehenden und gewann im nächſten Augenblick die Thür.

In der Kirche ſelber hatte ſich Niemand weiter um Jack bekümmert, denn Aller Blicke hingen faſt athemlos an dem ohnmächtig gewordenen Mädchen, das die Frauen klagend umſtanden. Und Charles? Wie ein Wetterſchlag trafen ihn die wenigen Worte, bleich, keines Wortes, keiner Bewegung mächtig, ſtand er da, den Arm noch ausgeſtreckt, wie ſich Jener von ihm losgemacht, nur den Blick auf die verſchwindende Geſtalt geheftet.

Jack hatte bereits die Thür erreicht. Noch einmal wandte er den Kopf zurück. Niemand folgte ihm, Alles drängte mechaniſch nach vorn, und mit einem höhniſchen, trotzigen Lachen trat der Elende hinaus in's Freie.

Kein Zuſchauer in der Kirche ahnte in der That die Urſache dieſes Zwiſchenfalls oder hatte den Fremden beachtet. Aller Augen hingen nur an dem bleichen Madonnengeſicht, und ein frohes „Ach" rang ſich aus jeder Bruſt, als ſich endlich die dunklen, großen Augen wieder öffneten und beſtürzt, erſchreckt umſchauten.

Damit ſchwand aber auch das Intereſſe der Umſtehenden, denn ein neues Gerücht zuckte plötzlich von Mund zu Mund.

„Draußen vor der Kirchthür haben ſie einen Buſhranger gefangen," und wie Alles bis jetzt herbeigedrängt war, um die Ohnmächtige zu ſehen, ſo preßten die Neugierigen jetzt zurück, der Thür zu und hinaus in's Freie, um ſich ja nicht dieſen neuen Genuß entgehen zu laſſen. „Einen Buſhranger gefangen!" — Wer von Allen wäre hier geweſen, der das nicht hätte mit anſehen wollen, um nachher die doppelte Neuigkeit nach Hauſe zu tragen. Beſonders die Frauen — wie die lieben Weſen der Thür zuſtürzten, um den gefangenen Buſhranger in Augenſchein zu nehmen!

Die Familie blieb mit dem Geiſtlichen allein bei der Braut zurück, aber Charles hatte auch längſt ſeine Beſonnenheit wieder gewonnen, und neben der Geliebten niederknieend, während er ſie in ſeine Arme ſchloß, flüſterte er ihr leiſe in's Ohr:

„Muth! Muth! meine herzige Frau. Du biſt jetzt mein, und Alles wird gut gehen. Ich ſchütze Dich, ich, Dein Charles. Vertraue mir nur, und keine Sorge ſoll Dein reines Herz mehr trüben."

Wieder ſchloß Gertrud die Augen, denn die Erinnerung an den furchtbaren Blick, der dem ihren begegnet war, erfüllte ſie; aber nicht lange gab ſie ſich der Schwäche hin, denn ihr eigener ſtarker, im Dulden geſtählter Geiſt ſiegte. Leiſe drückte ſie die Hand des Mannes, welche die ihre umſchloſſen hielt, und mit einem lieben Lächeln die Augen öffnend, ſagte ſie leiſe:

„Sei mir nicht böſe, liebe Mutter, daß ich Euch Allen einen ſolchen Schreck verurſacht, aber — ich konnte mir nicht helfen — es kam ſo plötzlich über mich —"

„Liebes Kind," rief Mrs. Pitt, die leicht Erbebende in ihre Arme ziehend, „ſprich nicht davon; erwähne es mit keiner Silbe mehr, und Gott ſei Dank, daß es überſtanden iſt. Nun fort von hier, daß wir nach Haus, daß wir in unſere Heimath kommen. Das Boot muß bald abgehen, in unſerer Mitte wirſt Du Dich raſch und vollſtändig von der ſo natürlichen Aufregung erholen."

„Möchten Sie nicht lieber die junge Dame erſt einen Augenblick in die Sakriſtei führen,", wandte aber der Geiſtliche ein, der — dem jungen Paar gegenüberſtehend — den Mann geſehen hatte, auf deſſen Antlitz das Auge der Braut vor ihrer Ohnmacht gehaftet, und unwillkürlich dieſe Perſönlichkeit mit der des draußen eingefangenen Verbrechers zuſammenbrachte, aber doch zartfühlend genug war, auch nicht einmal einen Verdacht dahin auszuſprechen. — „Es iſt draußen ein Zuſammenlauf, deſſen Gedränge Sie in dieſem Augenblicke beſſer vermeiden. Bis zur Abfahrt des Bootes bleibt Ihnen überdies noch eine gute halbe Stunde."

„Sie haben Recht," bemerkte Charles, der jetzt unter jeder Bedingung ein neues Begegnen der Beiden vermeiden mußte, „herzlichen Dank für den Rath."

„Aber was iſt denn geſchehen," fragte Frau Pitt. „Weshalb drängten die Menſchen ſo plötzlich hinaus?

„Es iſt Nichts," ſagte Charles abwehrend, „ich glaube, ſie haben einen Taſchendieb erwiſcht."

„Der ſich das Gedränge wahrſcheinlich zu Nutze gemacht," ſagte Mr. Sutton. „Gehen wir in die Sakriſtei."

„Von dort aus können Sie auch, wenn Sie wollen, die Kirche durch die kleine Thür verlaſſen," bemerkte der Geiſtliche, — „ſehen Sie, die junge Dame iſt ſchon wieder kräftig genug zu gehen. Es war eine augenblickliche Schwäche, die eben ſo raſch weicht, wie ſie gekommen. Sie werden ſehen, daß Sie ſich in einer halben Stunde —“

Er hielt plötzlich inne, denn drei, vier Schüſſe fielen draußen in kurzen Zwiſchenräumen.

„Um Gottes willen, was iſt das?“ rief Gertrud, entſetzt die Hände faltend.

„Nichts Ungewöhnliches,“ beſchwichtigte der Geiſtliche, raſch gefaßt. „Das junge Volk macht ſich bei Hochzeiten und ähnlichen Feierlichkeiten das Vergnügen, mit Schießen und Schreien ſo viel Lärm als möglich zu erregen. Laſſen Sie ſich das nicht erſchrecken, mein Kind. Kommen Sie nur in die Sakriſtei. Von dort führen wir Sie dann ſicher nach Hauſe.“

„Ich werde den Wagen herbeſtellen,“ ſagte Mr. Sutton raſch, „das iſt das Geſcheidteſte.“

„Und ich begleite Sie,“ rief Charles, der unter jeder Bedingung Aufſchluß über das haben mußte, was indeſſen da draußen vorgegangen war.

Wieder knatterten ein paar vereinzelte Schüſſe, aber es konnte kein Kampf ſein. Denn lautes jubelndes Lachen der Schaar vor der Thür ſchallte herein, und Gertrud folgte den Freunden in die kleine ſtille und freundliche Klauſe des Geiſtlichen.

„Hören Sie nur den Rumor, Charles. Was iſt denn da vorgefallen?“ ſagte aber Mr. Sutton, als er mit dem jungen Mann aus der jetzt menſchenleeren Kirche ſchritt. „Gertrud hat, ſo lange ich ſie kenne, noch nie die geringſte Charakterſchwäche gezeigt, ja, iſt mir immer viel eher zu hart als zu weich vorgekommen, und heute fällt ſie in Ohnmacht und wurde, als die erſten Schüſſe fielen, wieder todtenbleich. Wiſſen Sie, was ſie ſo ſonderbar erſchüttert und bewegt hat?“

„Ja, Mr. Sutton,“ erwiderte Charles, „Gertrud hat mir ihr Herz geöffnet und ich kenne die Urſache ihres heutigen Zuſammenſinkens. — Aber fragen Sie weder mich noch ſie heute darum — morgen ſollen Sie Alles wiſſen, und Sie werden uns Ihren Rath und Beiſtand dann nicht verſagen."

„Gewiß nicht, mein junger Freund," ſagte der alte Herr, ihm herzlich die Hand drückend, „zählen Sie auf mich — aber was haben wir hier? — was geht hier vor?"

Sie hatten Urſache erſtaunt zu ſein, denn der ganze Menſchenſchwarm, der indeſſen zu vielen Hunderten angeſchwollen war, ſchien nach dem Flußufer gedrängt zu haben, von wo ſie mit Revolvern hinaus auf das Waſſer ſchoſſen, während weiter unten zwei Boote, jedes mit vier Mann beſetzt, aus Leibeskräften nach der andern Seite ruderten, als ob ihr Leben von der Schnelligkeit abhinge, mit der ſie hinüber kämen.

Um das aber zu verſtehen, müſſen wir ſelber in die Kirche zurückgehen — bis zu dem Augenblick, wo Jack, nachdem er Gertrud in der Braut erkannt hatte, mit wildem Grimm gegen die ganze Menſchheit im Herzen der Thür zuſchritt. — Rache wollte er haben, Rache an dem Weſen, das zu beſitzen er ſeinen erſten Mord verübt hatte, und geraubt und geſtohlen, und das jetzt nicht an der Seite eines andern Mannes glücklich werden ſollte, ſo lange er im Stande war es zu verhindern. Rache, furchtbare Rache an der Unſchuldigen heiſchte er, die er elend gemacht und die es gewagt hatte ihn zu vergeſſen. — Aber dazu mußte er erſt ſelber wieder in Sicherheit ſein. Indeſſen tröſtete er ſich mit der Ueberzeugung, daß er ſchon durch ſein bloßes Erſcheinen und Erkanntwerden ihren Frieden, ihre Ruhe zerſtört hatte, denn von dem Augenblicke an war ſie keinen Moment mehr ſicher, daß er auftreten und ſeine älteren Rechte geltend machen konnte.

Er war aber auch jetzt, in dem Moment des Ueberlegens ſelbſt, feſt entſchloſſen, den kleinen Dampfer zu ſeiner Weiterfahrt nach Sydney nicht zu benutzen. Wahrſcheinlich ging die ganze Hochzeits-Geſellſchaft an Bord, und der mußte er vor der Hand ausweichen. Mit einbrechender Nacht nahm er ſich ein Pferd — war er doch nie verlegen, wo das herzubekommen — und wenige Stunden brachten ihn dann in Sicherheit.

In Sicherheit — mit dieſem Gedanken trat er auf die Schwelle der Kirche und hinaus in's Freie — und fuhr im nächſten Augenblick erſchreckt zurück. Aber es war ſchon zu ſpät. Vier kräftige Arme hatten ihn gefaßt, er bekam ſeine Hand nicht mehr frei, um den Revolver zu ziehen, und ehe er die Männer, die ihn gepackt, von ſich abſchütteln konnte, warfen ſich zwei andere Polizeidiener auf ihn.

Keiner von denen, die den Verbrecher hier gefaßt hielten, hätte dem rieſenſtarken Mann im Einzelnkampf auch nur eine Minute die Spitze bieten können. Aber die Uebermacht war zu groß, und da Lieutenant Beatty, durch den Schwarzen wieder auf die richtige Fährte gebracht, ſeine Leute ſo poſtirt hatte, daß ſie ſich gegenſeitig unterſtützen konnten, ſah ſich Jack von der Gewalt der Feinde rettungslos überraſcht. Sie zwangen ihm die Arme auf den Rücken und ſeine Hände in die Darbies. Sein Schickſal war damit beſiegelt.

Wie raſch und geräuſchlos das aber auch Alles von Seiten der Polizei ausgeführt wurde, ſo wild und ungeberdig in ſeiner jauchzenden Luſt hatte ſich der Eingeborene gezeigt, der faſt außer ſich vor Freude, den Feind überliſtet zu haben, die Polizei umſprang und umjubelte, und mit dem geſchwungenen und gewirbelten Waddie in der Hand einen ſeiner tollen Kriegstänze ausführte.

Es war ein ſeltſamer Anblick, die lächerlich bekleidete Geſtalt des Wilden bei dieſem Treiben zu beobachten und zu wiſſen, welchen Haß und Blutdurſt gegen das Opfer aus den dunklen, rollenden Augen glühte.

Die Polizei mochte ſich aber nicht länger als nöthig mit dem Gefangenen aufhalten, denn ſchon hatte ſich das Gerücht deſſen, was hier vorgegangen, verbreitet, und die Leute drängten nicht allein aus der Kirche heraus, ſondern auch von allen Seiten auf der Straße herbei. Wie ſie aber Miene machte, Jack fortzuführen, hielt der Eingeborene mitten in ſeinem Tanz inne, ſprang auf Beatty zu und dicht vor den Gefangenen, und ſagte mit finſterer, drängender Stimme:

„Dürſt' ihn nicht wegnehmen von mir. Der iſt mein."

„Wer, mein Burſche?" ſagte der Lieutenant, ihn erſtaunt anſehend.

„Der da — der Zauberer," rief der Wilde, und ſein Auge glühte von unauslöſchlichem Haß.

„Bah," erwiderte Beatty kopfſchüttelnd, „damit iſt's Nichts, Kamerad. Der gehört den Gerichten, die beſtrafen ihn, und was Du vielleicht gegen ihn zu klagen haſt, magſt Du ebenfalls dort vorbringen, wenn ich auch glaube, daß er ſchon gerade genug auf der Kreide hat, ein klein wenig mehr nicht eben groß zu fühlen. Aber Deine Belohnung iſt Dir ſicher. Komm' morgen auf die Polizei nach Sydney und ſie ſoll Dir gleich und reichlich ausgezahlt werden."

„Aber er iſt mein, nicht Euer!" rief der Wilde noch einmal im auflodernden Zorn. „Er hat die alte Frau verzaubert und ich muß dafür ſein Blut haben."

„Komm' morgen zu mir nach Sydney, da wollen wir das Weitere bereden," ſagte Beatty, um ihn nur jetzt los zu werden. „Geh' uns aus dem Weg, mein Burſch; laſſ' uns vorbei, es hilft Dir Nichts."

„Hilft Dir Nichts?" wiederholte der Schwarze, und ſtarrte wild und finſter den Gefangenen an.

Jack ſtand dicht vor ihm, die Hände auf dem Rücken gefeſſelt und von zweien der Leute noch dazu an den Armen gehalten. Der Hut war ihm bei dem Kampfe abgefallen und unter die Füße getreten, das Haar hing ihm wirr und feucht um die Stirn. Sein

Geſicht ſah erregt aus, aber er begegnete feſt, ja höhniſch dem Blick des Wilden — haßte und verachtete er doch die ganze Race.

Vor ihm, den alten zerdrückten Filz auf dem wildgelockten Haar, die zerriſſenen und beſchmutzten europäiſchen Kleider auf dem nackten Leib, den linken Fuß etwas vor, den elaſtiſchen Körper wie zum Sprung halb zurückgebogen, ſtand der Eingeborene, den Waddie feſt und krampfhaft in der Hand. — Und fort wollten ſie ihn ſchicken, fort von ſeinem Opfer, dem er wie ein Wolf auf der Fährte nachgeſpürt die langen Tage, und Hunger und Durſt gelitten, um der Rache wegen?

„Nun, wird's bald? aus dem Weg da,“ rief der eine Polizeidiener, und faßte den Schwarzen am linken Arm, um ihn fortzuſchieben.

„Mein iſt er!“ ſchrie da der Wilde mit gellender Stimme, ſein rechter Arm bog ſich zurück, und ehe einer der Beiſtehenden auch nur eine Ahnung hatte, was er beabſichtigte, ſchwirrte der Waddie durch die Luft und ſchmetterte mit furchtbarer Kraft auf die ihm zugedrehte Stirn des Gefangenen nieder.

Es war ein dumpfer, matter, unheimlicher Ton, mit der die Waffe den Schädel traf, in dem ſie ihren halben Knopf bis zum Stiel begrub — aber es bedurfte keines zweiten. Jack brach wie von einer Kugel getroffen, todt in ſich zuſammen und ſeinen Wärtern kam der Angriff oder Ueberfall ſo unvorbereitet, ſo ſchnell, daß Keiner von ihnen auch nur einen Arm aufheben konnte, um den verderblichen Schlag abzuwehren.

Der Schwarze aber wußte recht gut, daß er eine That begangen habe, welche die Rache der Fremden auf ihn herablenken mußte. Wie eine Schlange glitt er unter den raſch nach ihm ausgeſtreckten Händen fort, und war mit wenigen Sätzen unmittelbar am Flußufer. Hier wollte ihn ein junger Burſche aus dem Lande faſſen, aber der drohend emporſchnellende Waddie trieb dieſen bald zurück und Tomjang, in der Rechten noch immer die blutige Waffe, nahm mit der Linken jetzt in förmlicher Verbeugung den Hut ab, ſchwenkte ihn gegen die Schaar und verſchwand im nächſten Moment in den über ihm zuſammenſchlagenden Fluthen des Stromes.

Mit dieſer raſchen Handlung ſchien aber auch der Zauber gelöſt, der ſich mit lähmender Kraft bei dem plötzlichen Mord unter ihren Augent über alle Umſtehenden gelegt hatte, und wie mit einem Schlage ſtürze Alles dem Waſſerrand zu.

„Laßt ihn nicht fort! ſchlagt ihn nieder! ſchießt! Haltet den Schuft!“ ſchrie es toll und wild durcheinander und fünf, ſechs Leute riſſen dabei ihre Revolver aus den Taſchen, dem Wunſch auch die That folgen zu laſſen. Ein paar Schüſſe fielen gleich, ſo wie die Leute nur den Flußrand erreichten. Aber die Verfolger hatten den auf dem Waſſer ſchwimmenden Hut für den Kopf des Schwarzen gehalten, der lange darunter hinweggetaucht war.

„Wo iſt er? — wo? — paßt auf, weiter unten muß er wieder zum Vorſchein kommen! die Strömung nimmt ihn mit fort! — Ach der ſchwimmt gegen die Strömung. Paßt nach oben zu auf!“ Dergleichen kreuzte ſich in verwirrten Rufen und der Schwimmer war jetzt ſchon ſo lange unter Waſſer geblieben, daß es faſt unglaublich ſchien, ein Menſch könne ſo lange der Luft zum Athem entbehren. — Da erſchien er plötzlich wieder.

„Dort! dort iſt er! — ſchießt!“ ſchrie es von allen Seiten, und ſechs, acht Revolver knatterten faſt zu gleicher Zeit ihre Salven hinüber, daß es wie ein Schrotſchuß von den vielen Kugeln auf das Waſſer ſchlug.

„Ach das iſt ja nur ſein ſchwarzer Kittel!“ rief da eine feine Stimme und lautes Gelächter der Umſtehenden beſtätigte die Entdeckung, denn die Aufmerkſamkeit der am Ufer Stehenden war auf den auftauchenden Rock gelenkt worden, den der Wilde unter Waſſer ausgezogen, während dieſer ſelber etwa zwanzig Schritt weiter oben, eben nur mit dem Geſicht an die Oberfläche kam, Luft ſchöpfte und dann ſpurlos wieder verſchwand.

Eine Anzahl von Bootsleuten war indeſſen raſch ein Stück weiter hinabgeſprungen und hatte zwei Boote losgeworfen, in denen ſie jetzt mit kräftigen Ruderſchlägen in den Strom hinaushielten. Der Schwarze war aber auch nicht auf dieſe Art zu fangen. So lange er ſich noch in Schußweite der kleinen Waffen befand, tauchte er. Von dem Moment aber, wo er eine Strecke weit genug zwiſchen ſich und ſeinen Feinden zu haben glaubte, kam er keck an die Oberfläche und ſtrich lang und kräftig aus, dem andern Ufer zu. Aber er vermied wohl, an einer Stelle zu landen, wo Häuſer ſtanden; etwas weiter unten lief der Buſch bis zum Waſſer nieder und einzelne Sandſteinblöcke lagen zerſtreut und niedergebrochen am Ufer. Darauf zu hielt er. Die Leute in den Booten thaten ihr Möglichſtes, ihm den Weg dorthin abzuſchneiden, der Wilde aber ſchoß wie ein Fiſch durch's Waſſer — jetzt glitt er zwiſchen die Steine hinein — da plötzlich tauchte er oben zwiſchen den Büſchen auf, drehte noch einmal den Kopf, warf mit einem Triumphgeheul ſeinen rechten Arm empor, ſchüttelte den Waddie gegen ſeine Verfolger und war im nächſten Augenblick im Dickicht verſchwunden.

Als Charles mit Mr. Sutton vor die Kirche trat, war der Wilde ſchon aus dem Bereich ſeiner Verfolger, und die Polizeidiener, die keine Bewegung gemacht hatten, den Mörder zu verfolgen, nahmen eben den Leichnam auf, um ihn in das Gebäude der Waſſerpolizei zu tragen.

Dicht an ihnen vorbei ſchritten die beiden Männer und Charles ergriff ſchaudernd ſeines älteren Freundes Arm und hielt ihn feſt, während ſein Blick an den entſtellten, blutigen Zügen des Unglücklichen hing. — Mr. Sutton ſah ihn forſchend an und ein eigener Verdacht ſtieg in ihm auf.

„Stand dieſer Unglückliche in irgend einer Beziehung zu Gertrud's Ohnmacht?“ frug er leiſe.

Charles nickte ſchweigend mit dem Kopf.

„Und wer war es?“

„Fragen Sie mich nicht,“ bat Charles, „um meiner, um Gertrud's Ruhe willen. Gott hat gerichtet, und ein ſchweres Leiden iſt von einem theuern Haupte abgewandt.“

4.

In Sydney.

Das war wohl ein recht ſtiller, aber darum nicht weniger glücklicher Hochzeitabend im Hauſe von Mr. Pitt, den die kleine Familie in ihrem engſten Kreis zuſammen feierte. — Nur Mr. Sutton und der aus den Minen zurückgekehrte junge Deuſche, von Haſſten, waren zugegen, und im Anfang ſchien es faſt, als ob ſich das junge Ehepaar der Geſellſchaft gar nicht anſchließen wolle, ſo viel hatten die Beiden mit dem alten Herrn Sutton, der ſich zu ihnen geſellte, zu beſprechen. — War Gertrud noch leidend?

Nein; mit dem heutigen Wiederauftauchen jenes Furchtbaren war das, wovor ſie in ſtillen Stunden ſo oft gezittert, was ihr die letzten Jahre in Angſt und Grauen immer vorangeſchwebt und ihr Herz oft, in der Ahnung des Kommenden, mit eiſigem Entſetzen gefüllt hatte, wirklich erſchienen, aber nur wirklich erſchienen, um für immer ſeine lähmende Gewalt über ſie zu verlieren.

Charles hatte ihr den Tod des Unglücklichen ſo ſchonend als möglich mitgetheilt, und als er ſah, daß ſie ſeinen Worten nur zögernd glaubte, den alten Herrn Sutton zum Zeugen geholt und ihn zugleich damit zum Vertrauten ihres ganzen Schmerzes gemacht. Und er hätte nichts Beſſeres thun können, denn in den Troſtworten des würdigen Herrn, der das junge Mädchen wie ein Vater liebgewonnen, ſchmolz endlich der langverhaltene Kummer. Die Thränen, die ſie ſo lange und ſo ſtolz zurückgehalten, brachen ſich Bahn, und mit den Thränen war es der Weinenden, als ob eine ſchwere, erdrückende Laſt von ihrer Seele genommen wäre.

Bald hatte ihr ſtarker Geiſt auch wieder ſo weit Kraft geſammelt, den Eltern entgegentreten zu können. Die Schwäche war abgeſchüttelt, und mit noch feuchten Augen aber dem alten lieben und glücklichen Lächeln in den Zügen umſchlang ſie die Mutter und verſprach ihr, daß ſie ein recht gutes und braves Kind ſein, und im Beſondern, daß ſie nie wieder ohnmächtig werden wolle.

Beſonders froh über dieſe glückliche Veränderung war Mr. Pitt senior, der Nichts ſo haßte als Frauenthränen, weil er ſie für vollkommen ungeſchäftsmäßig hielt und dann außerdem noch den Kopf voll hatte von allen möglichen Dingen.

Nicht das Geringſte darunter war übrigens der Verluſt ſeines Capitäns, den ihm der Steuermann gemeldet hatte und den er keinen Augenblick bezweifelte — dazu kannte er den Buſch ſelber viel zu genau. Daß ihm Becker aber gerade jetzt den Streich ſpielte — und ſich ſelber dazu — das war ihm doppelt empfindlich. Denn erſtlich hatte er den deutſchen Seemann von Herzen gern gehabt, und dann vertraute er dem Steuermann ungern ſein Schiff an, wenn ihm auch wieder ſeine Gutmüthigkeit nicht erlaubte einen Andern an deſſen Stelle zu ſetzen.

Er genoß deshalb die Freuden dieſes Abends auch nur halb, war außerordentlich zerſtreut und hatte ſich ſchon vorgenommen, gleich nach Tiſch noch einmal nach der Polizeiſtation hinüberzuſchicken und zu fragen, ob Lieutenant Beatty denn noch nicht zurückgekommen wäre, denn der müſſe ihm doch nähere Auskunft geben können.

Eben hatte ſich die kleine Geſellſchaft zu Tiſch geſetzt, als das Mädchen hereinkam und meldete, daß Jemand draußen wäre, der den Herrn zu ſprechen wünſchte.

„Aber heute nicht,“ bat Frau Pitt. „Wenn es nicht etwas ſehr Wichtiges iſt, kann Dein Beſuch doch ſicher morgen wiederkommen.“

„Wer iſt's denn?“ frug Mr. Pitt, indem er ſich die Serviette über den Schooß breitete.

„Nun der Herr,“ ſagte das Mädchen, „der ſchon oft hier geweſen iſt — der Deutſche. Ich glaube, es iſt ein Schiffscapitän.“

„Becker?“ ſchrie Mr. Pitt, von ſeinem Stuhl in die Höhe fahrend.

„Ja, ſo heißt er.“

„Soll hereinkommen! Hurrah! das iſt das beſte Hochzeitsgeſchenk, was er uns heute Abend bringen könnte — ſein eigenes dickes rothes Geſicht —“

„Ja, wo iſt das dicke Geſicht geblieben?“ ſagte der Capitän, der dem Mädchen auf dem Fuße gefolgt war. „Guten Abend, Mr. Pitt — guten Abend, meine Damen und Herren. Sollte mir ſehr leid thun, wenn ich ſtörte, aber ich gehe den Augenblick wieder fort und wollte mich nur bei Mr. Pitt als „eingetroffen“ melden.“

„Stören?“ riefen aber Mrs. Pitt und Pauline. „Sie hätten uns keine größere Freude machen können. Jetzt dürfen Sie nicht von Fortgehen reden, ſondern müſſen ſich zu uns ſetzen und uns erzählen, wie es Ihnen ergangen iſt.“

Capitän Becker ließ ſich nicht lange nöthigen. Zuerſt wurde er dem Brautpaare und Mr. Sutton vorgeſtellt und dann ſetzte er ſich zur Geſellſchaft und erzählte in ſeiner drolligen Weiſe, oft auch in etwas verkehrtem Engliſch, ſeine überſtandenen Erlebniſſe, beſonders die Schiffsjungenhetze mit einem ſolchen Erfolg, daß ſelbſt Gertrud über ihn lächelte, Mr. Pitt aber die Thränen über die Backen herunterliefen.

Dadurch war zugleich ein friſcheres Leben in die bisher etwas kleinlaute Geſellſchaft gekommen. Mr. Sutton theilte ein paar ähnliche Scenen aus ſeinem eigenen Leben mit und Haſſten — wozu er ſich bis jetzt noch nicht hatte entſchließen können — gab ſein Abenteuer mit dem wahnſinnigen Verehrer des Goldſee zum Beſten.

Pauline horchte ihm dabei mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu. Als aber die Stimmung durch die traurige Kataſtrophe ernſt zu werden drohte, ſorgte Becker für eine heitere Richtung, indem er über ſein eigenes Goldſuchen berichtete, ehe ihm der Lieutenant Beatty mit ſeinem unbarmherzigen Spott darin zuvorkommen konnte, und als Mr. Sutton um zehn Uhr das Zeichen zum Aufbruch gab, trennte ſich die kleine Geſellſchaft in der roſigſten Laune.

Mr. Pitt senior ließ den Capitän aber ſo bald noch nicht ſchlafen gehen — denn daß ein Bett für ihn im Hauſe ſelber zurecht gemacht würde, hatte der Hausherr gleich Anfangs beordert — konnte doch Becker heute Abend nicht mehr an Bord ſeines Schiffes fahren, und außerdem hatten ſie eine Menge Geſchäftliches zu beſprechen. Mit einer Flaſche Sherry zwiſchen ſich, Jeder den Dampf ſeiner Cigarre in die Luft blaſend, ſaßen ſie noch ſtundenlang und plauderten zuſammen über die nächſte Reiſe der „Suſanna Baxter.“

Beſonders intereſſirte es den Capitän zu erfahren, daß ſein Steuermann ſo feſt und ſo geſchwind an ſeinen Tod geglaubt und ſich die größte Mühe gegeben hatte, das Schiff unterwegs zu bringen, um die Führung deſſelben ſelber zu bekommen. Uebrigens war der Steuermann auf morgen früh zehn Uhr hier herauf beſtellt, um Bericht abzuſtatten, wie weit er mit ſeiner Mannſchaft ſei und ob er wirklich glaube, bis Sonnabend früh in See gehen zu können.

„Ich fürchte faſt,“ ſagte Mr. Pitt, indem er ſein Glas wieder füllte, „daß uns die verwünſchten Leute noch einen Strich durch die Rechnung machen, denn mit vier Mann können Sie nicht auslaufen, oder wir riskiren Schiff und Mannſchaft.“

„Ich habe Leute, Mr. Pitt,“ ſagte der Capitän und nickte ſtill vor ſich hin mit dem Kopf.

„Sie haben noch Matroſen angeworben?“

„So viel wie wir brauchen.“

„Und wo ſind ſie?“

„Hier in Sydney denk’ ich. Jedenfalls ſind ſie bis übermorgen da und wir können dann ſegeln wann wir wollen.“

„Gott ſei Dank,“ rief der Kaufmann, dem damit ein Stein vom Herzen fiel. „Wo in aber Welt haben Sie die aber herbekommen?“

„Hm, in den Minen,“ meinte der Capitän ausweichend. „Es iſt Mehreren ſo gegangen wie mir, daß ſie keine Freude am Hacken und Graben fanden und — man begegnet dort oben in den Bergen oft wunderlicher Geſellſchaft.“

„Und ſind Sie nie,“ fragte Mr. Pitt leiſe, indem er ſich zu dem Capitän überbog, „jenem Halunken, dem Holleck begegnet? Er ſteckt oben, das weiß ich gewiß, denn er iſt dort geſehen worden.“

Der Capitän ſchüttelte den Kopf. Er dachte an ſein Verſprechen.

„Lieber Gott, die Berge ſind weitläufig und da drinnen können Viele ſtecken, ohne daß man ihnen gerade in den Weg läuft.

Was kümmert uns der Menſch! Laſſen Sie ihn laufen. Wenn er ſich unnütz gemacht hat, wird ihn ſeine Strafe ſchon ereilen."

„Und wiſſen Sie auch, *was* er gethan hat?" fragte Mr. Pitt.

Capitän Becker verneinte. — „Geht mich auch Nichts an und bin nicht neugierig. Man hat den Kopf voll genug von ſeinen eigenen Geſchichten."

„Dieſe aber betrifft Sie mit," ſagte Mr. Pitt. „Denn der Schuft war faſt die Urſache, daß mein Charles nie auf Ihrem Schiff die Reiſe nach Neuſeeland machen konnte. Er war es, der damals mit einer Bande von Verbrechern die Poſt überfiel und, als er von Charles erkannt wurde, dieſen zum Tod verwundete."

„Alle Teufel!" rief Capitän Becker erſchreckt, „das iſt — das iſt ja eine verfluchte Entdeckung."

„Und Sie können ſich denken," fuhr Mr. Pitt fort, „daß ich mein halbes Vermögen daran ſetzen würde, den Schurken ergriffen und ſeiner gerechten Strafe überliefert zu ſehen. — Aber Sie ſcheinen müde zu ſein, Capitän. Es iſt ſpät geworden. Wollen Sie ſchlafen gehen?"

„Wenn's Ihnen recht iſt, ja," ſagte Becker, dem der Kopf von dem eben Gehörten wirbelte. „Habe eigentlich noch keine Nacht Ruhe gehabt, ſeit ich von Bord bin."

Lichter wurden gebracht und eine Viertelſtunde ſpäter ſtreckte ſich Capitän Becker behaglich auf einer Stahlfedermatratze aus und wollte ſich die Holleck'ſche Geſchichte noch im Bett hin und her überlegen — aber damit wurde es nichts. Die Augen waren ihm ſchwer geworden, die Bilder tanzten ihm kraus und wild durch den Sinn, und wenige Minuten ſpäter war er feſt und ſanft eingeſchlafen.

Und wie lange ſchlief er am nächſten Morgen! Es war neun Uhr, als Mr. Pitt zu ihm in's Zimmer trat und lachend ausrief:

„Na, Gott ſei Dank, Capitän, Sie haben einen geſunden Schlaf; aber jetzt müſſen Sie heraus. Ihr Steuermann iſt unten. Er weiß aber noch Nichts davon, daß Sie wieder da ſind.“

„Der Steuermann, alle Wetter,“ ſagte der Capitän, überraſcht und noch immer ſchlaftrunken in ſeinem Bett in die Höhe fahrend — „ich — ich komme gleich hinunter — halten Sie ihn nur einen Augenblick auf, Mr. Pitt — aber ſagen Sie Nichts.“

„Keine Silbe. Wollen Sie Ihren Kaffee herauf haben?“

„Nein, ich danke, ich trinke ihn unten — ich bin gleich fertig.“

„Laſſen Sie ſich nur Zeit; er darf noch nicht fort, bis Sie da ſind.“

Capitän Becker fuhr raſch in ſeine Unterkleider, wuſch ſich und zog ſich an, und ein eigenes vergnügtes Lächeln zuckte ihm dabei um die Lippen. Jetzt war er fertig und ſtieg langſam die Treppe hinunter, wo er unten im Vorſaal, vor der Thür, die in das Lager führte, ſchon Mr. Pitt's und des Steuermanns Stimmen hörte.

„Und von Ihrem Capitän noch immer keine Spur?“ frug Mr. Pitt, der Becker auf der Treppe gehört hatte. „Es iſt doch merkwürdig, daß der Mann ſo ganz verſchwunden ſein ſollte.“

„Du lieber Gott, Mr. Pitt,“ ſagte der Seemann mit tiefem Bedauern im Ton, „Sie ſollten nur den wilden, entſetzlichen Buſch da oben ſehen. Kein Wunder, wenn da Jemand zu Grunde geht, ſobald er einmal den Weg verliert. — Armer Capitän — meinen kleinen Finger gäb' ich darum, wenn wir ihn hätten retten können. — So ein braver Mann und in der Blüthe ſeiner Jahre — und ſo ein tüchtiger Seemann. Es wird mir jetzt recht einſam auf der Suſanna Baxter vorkommen, wenn er darauf fehlt.“

„Na, wißt Ihr was, Steuermann,“ ſagte der Capitän, der hinter ihm die Treppe leiſe herunter gekommen war — „dann kann ich Euch vielleicht dafür Geſellſchaft leiſten.“

„Capitän!“ ſchrie der Seemann, wie der Blitz nach ihm herumfahrend, als ob er einen Geiſt ſähe, ſo feſt hatte er ſich ſelber den Tod ſeines Vorgeſetzten eingebildet. „Capitän! in Sydney — Gott ſtraf mich — das — das — das freut mich. Das freut mich recht von Herzen, daß Sie wieder da ſind. Wo um Gottes willen haben Sie aber nur die ganze Zeit geſteckt?“

„Na, Steuermann, das erzähl' ich Euch Alles unten an Bord, wenn wir wieder beiſammen ſind,“ ſchmunzelte der Capitän, der wohl merkte, daß ſein Steuermann mehr erſchreckt wie erfreut über ſein Erſcheinen war. „Jetzt fahrt nur ſo raſch Ihr könnt zurück an Bord und macht Alles klar, daß wir fort können ſo wie die Ladung voll an Bord iſt.“

„Ja, Capitän,“ ſagte der Seemann, ſich hinter dem Ohre kratzend, „ich hab' aber noch immer keinen Mann bekommen können als die drei, die auf der Waſſerpolizei ſitzen.“

„Macht nur Alles klar, daß wir aus dem verdammten Neſt hinauskommen — Leute hab' ich — an denen ſoll's nicht fehlen.“

„Leute haben Sie?“

„Genug. Bis wann kann die Fracht an Bord ſein?“

„Bis morgen Abend, ſpäteſtens übermorgen früh. Dafür ſorg' ich,“ ſagte Mr. Pitt.

„Gut, dann gehen wir auch Sonnabend früh um elf Uhr in See. Haben Sie mich verſtanden?“

„Ja wohl, Capitän. Sonſt noch was?“

„Iſt genug Waſſer an Bord?“

„Das Waſſerboot kam gerade wie ich fortfuhr.“

„Wir bekommen drei Paſſagiere mit, daß der Steward die Kojen klar macht — und ein bischen friſche Proviſionen.“

„Das ſchick' ich Alles an Bord,“ ſagte Mr. Pitt, „darum haben Sie ſich gar nicht zu bekümmern.“

„Alſo Gott befohlen, Steuermann — macht, daß Ihr hinüber ommt — und nun wollen wir Kaffee trinken, Mr. Pitt, wenn's Ihnen recht iſt."

„Der Steuermann machte einen halb verlegenen Kratzfuß, ſchwenkte dann um und ſchritt zum Hauſe hinaus, Georgeſtreet hinunter, aber mit keineswegs ſo freudigen Gefühlen als er an dem Morgen heraufgekommen war.

„Na, da iſt er wieder," brummte er leiſe und verdrießlich vor ſich hin — „ob ich's mir denn aber nicht gedacht habe. Daß ſo einem Captein einmal etwas Menſchliches paſſirte, Gott bewahre — fällt gar nicht vor — ja wenn ich's geweſen wäre. — Ich habe einmal kein Glück in der Welt, und hol' der Teufel die ganze Fahrerei."

„Habt Ihr von dem großen Nugget gehört, das ſie oben in den Bergen gefunden?" — redete ihn plötzlich ein wildfremder Menſch an, deſſen Kopf glühte und der ſich allem Anſcheine nach in der furchtbarſten Aufregung befand — „Sieben Pfund ſchwer und reines Gold."

„Geht zum Teufel mit all' Eurem Gold," knurrte aber der Seemann, indem er ſich von dem Arm des Fremden losmachte und ſeinen Weg fortſetzte. Er dachte an das Hacken in den Bergen droben, „ne — da denn doch noch lieber Steuermann."

Der Capitän hatte an dem Tage natürlich außerordentlich viel zu thun und konnte nicht recht zu Athem kommen, trotzdem wollte ihm aber die Geſchichte mit Holleck nicht aus dem Kopfe, und er wußte nicht was er thun, was laſſen ſollte. Wie aber war es auch nur möglich, wenn die Sache ſo ſtand, die beiden Menſchen, dieſen Lump den Holleck und Charles Pitt, auf ein und daſſelbe Schiff zu nehmen, und was würde Mr. Pitt dazu ſagen, wenn er es ſpäter erfuhr, daß er dem Verbrecher zur

Flucht verholfen? Was aber konnte er anders thun? Er hatte freiwillig ſein Wort gegeben, und der ehrliche Seemann verſtand nicht, daran herum zu deuten und zu klügeln.

Außerdem unterſtützte ihn ſein eigenes Intereſſe — ſtets ein gewaltiger Hebel bei unſeren Handlungen — ebenfalls in ſeinem Beharren, denn wie die Sache jetzt ſtand, hatte er ohne die verſprochenen Leute an gar keine baldige Abfahrt denken können. Und ſollte er noch länger in dem verwünſchten Sydney liegen bleiben?

Wenn er nur jenen Holleck einmal hätte ſprechen und ihm ſagen können, daß Charles Pitt die Reiſe auf demſelben Schiff mit ihm machen werde. Holleck wäre dann jedenfalls von ſelber weggeblieben. Von den Anderen kannte er Niemanden — aber wo ihn finden, wenn er wirklich Sydney ſchon erreicht hatte?

Heute mußte er den beſtimmten Zettel im Shakeſpearehaus abgeben. Wenn er nun auf dieſen ein paar, nur für Holleck verſtändliche Zeilen ſchrieb? Wollte er ihn aber um eine Zuſammenkunft bitten, ſo durfte er kaum hoffen, daß Holleck kam, indem dieſer leicht einen Verrath gefürchtet hätte.

Der arme Capitän war in ſeinem ganzen Leben noch nicht in die Verlegenheit gekommen, ſo viel und ſo Mannigfaltiges zu denken, ja förmlich zu intriguiren, und Nichts lag doch ſeiner ehrlichen einfachen Natur ferner wie gerade dergleichen. Er ging daher wie in einem Traum umher, und wußte nicht was er thun, was er laſſen ſolle.

Er wollte fort; er wollte den Leuten ſein gegebenes Wort halten, wenn ihm auch an ihrer Geſellſchaft nicht viel lag. Was aber mußte Mr. Pitt darüber denken, wenn er den Zuſammenhang ſpäter erfuhr! Der Verſuch mit dem Zettel mußte ſomit jedenfalls gemacht werden. Wenn jener verzweifelte Burſche dann aber doch dickköpfig blieb? — Nun, ſo gab es vielleicht Mittel und Wege Holleck „vor dem Maſt“ ſo gut verſteckt oder doch aus Sicht zu halten, daß er während der Fahrt mit Charles nicht zuſammenkam. Er brauchte ihn ja nur nicht an's Steuer oder überhaupt auf's Quarterdeck zu laſſen, dann war es doch wohl möglich, einer Entdeckung vorzubeugen.

So verging dem Capitän der Tag, an dem er einmal hinaus auf ſein Schiff gefahren und wenigſtens zehnmal bei Pitt's vorgeſprochen war, weil er den Kopf ſo voll und immer wieder etwas Anderes vergeſſen hatte.

Uebrigens ſollte bei Pitt's heute Abend die nachträgliche Hochzeitsfeier ſtattfinden, zu der eine Menge von Gäſten eingeladen worden, und Becker hatte ebenfalls zuſagen müſſen, Mr. Pitt meinte, ob er die Nacht nun noch einmal an Land oder in ſeiner Koje ſchlief, bliebe ſich ja gleich. Die Geſellſchaft ging aber erſt um acht Uhr an, und mit Dunkelwerden ſchritt der Capitän Pittſtreet hinab, um den verabredeten Zettel an der verabredeten Stelle abzugeben. Die Ladung war heute in ſolcher Haſt an Bord geſchafft, daß er ſeine Abfahrt ſicher auf Sonnabend früh anſetzen konnte, und zu der Zeit — wenn er das Signal an ſeinem Vormaſt aufzog — ſollten dann auch die Leute an Bord kommen.

Pittſtreet war um dieſe Zeit des Abends — und von da an bis elf Uhr Nachts, der belebteſte Theil der Stadt, denn nicht allein, daß hier das Theater ſtand, ſondern dieſem gegenüber lagen auch eine Anzahl jener übelberüchtigten Spelunken und Tanzhäuſer, der Sammelplatz leichtfertiger Schönen und Matroſen, denen ſich aber auch faſt eben ſo zahlreich das junge und ältere Stadtvolk anſchloß. Beſonders in jetziger Zeit, wo die Goldgerüchte Einwanderer von allen Theilen Auſtraliens nach Sydney gezogen hatten, wogte es hier in dieſen Stunden förmlich auf und ab von den wunderlichſten, wildeſten Gruppen; die Tanzſäle waren überfüllt und in den Trinkſtuben zankten und prügelten ſich die zukünftigen Goldwäſcher nach Herzensluſt, Mitten zwiſchen dieſen Häuſern, dem Theater ſchräg gegenüber, ſtand das größte und — ſoweit es den äußern Anſchein betraf — anſtändigſte von ihnen, das ſogenannte Shakeſpearehaus, das ſeinen Namen nach ſeinem Tanzſaal bekommen hatte. In dieſem nämlich war am oberen Ende, gerade über einem grünbeſchlagenen und abgenutzten Sopha, Shakeſpeare in Lebensgröße auf die Kalkwand, wie in einer Niſche ſtehend, gemalt, und ringsherum an den übrigen Wänden hatte der „Künſtler" — jedenfalls ein gewöhnlicher Stubenmaler — Perſonen und Scenen aus des Meiſters Dramen angebracht und dadurch eine Sammlung von Carricaturen hergeſtellt. Aber er ſchien trotzdem ſeinen Zweck erreicht zu haben, denn man wußte wenigſtens was er hatte malen wollen. König Lear mit dem Narren war nicht zu verkennen, wenn ſich auch einmal ein paar Matroſen eine Zeit lang darüber geſtritten hatten, welches der König und welches der Narr ſein ſollte. Fallſtaff mit einem rieſigen Bauch und einem Krug „Sekt" ſtand auch handgreiflich da. Hamlet mit einem Todtenkopf, dem allerdings etwas mehr anatomiſche Studie zu wünſchen geweſen; Romeo und Julie — und eine Scene aus dem „Sturm".

An der andern Wand ſtand dagegen ein vollkommen todtgeſchlagenes hohes Pianino, auf dem ein nach der Stunde bezahlter „Muſiker" verpflichtet war permanenten muſikaliſchen Spectakel zu machen, während ihn ein ſehr junger Violinſpieler darin redlich unterſtützte.

Rings unter den Bildern hin waren Sophas, und da dieſe nicht ausreichten, Bänke aufgeſtellt, und auf denſelben ſaßen bunte Gruppen von „Herren und Damen", denen man wenigſtens nicht ableugnen konnte, daß ſie eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft bildeten: „Damen" in ſchwerer Seide und in bunten Kattunröcken, Herren im Frack und im rothen Minerhemd, bei der Françaiſe mit der Cigarre im Munde oder in ſtiller Sophecke ein

Glas heißen Punſch mit der „Auserwählten“ ſchlürfend; Kellner dazwiſchen mit gefüllten Präſentirtellern, die den Gäſten nicht von der Seite wichen, bevor das gebrachte Glas bezahlt war, und ein Lärmen, Toſen, Lachen, Schreien und Jubeln in dem weiten Raum, daß man ſein eigen Wort kaum hören konnte.

Mitten dazwiſchen wogte der Tanz, dem ſich Alles mit wahrhaft ausgelaſſener Fröhlichkeit hinzugeben ſchien. So rückſichtslos ſchwenkten ſich aber die Paare und wild, daß Capitän Becker, der die Hausgelegenheit noch nicht kannte und hier heraufgeſtiegen war, ein paar Mal herüber und hinüber geworfen wurde, als er durch den Saal ſchreiten wollte, und endlich nur froh war, ſich zwiſchen die Bänke klemmen zu können, wo er einen Kellner im Vorbeigehen abfangen wollte.

Er hatte nämlich den Zettel für Holleck geſchrieben, wußte aber nicht, wem er ihn hier übergeben ſollte, und fand bald, daß keiner der Leute da oben etwas damit zu thun haben mochte. Fünf verſchiedene Kellner redete er nach einander deshalb an, aber ſie alle erklärten, daß ſie keine Zeit hätten und ein Papier außerdem nicht beſorgen könnten, das nicht einmal eine Adreſſe führte.

„Und wo iſt der Wirth?“ ſagte Becker endlich, ungeduldig werdend.

„Unten,“ lautete die lakoniſche Antwort, und hinunter mußte er ſich wieder arbeiten, um ſeines Auftrages ledig zu werden. Und wenn ihm der Wirth den Zettel nun ebenfalls nicht abnahm? — Er wußte ſelber nicht recht, ob er das wünſchen oder fürchten ſolle; jedenfalls hatte er aber dann ſein Wort gehalten und brauchte ſich ſelber keine Vorwürfe zu machen.

Unten im Haus, das hinten hinaus eine Kegelbahn, vorn links eine Trinkſtube und rechts eine kleine Art Parlour, ein „Wartezimmer“ für Damen zeigte, mußte er ebenfalls noch eine lange Weile ſuchen. Endlich fand er den Wirth in der Kegelbahn, wo er eben einem unglücklichen angetrunkenen Individuum eine Koſtenberechnung über drei Gläſer brandy hot, ſechs Gläſer Punſch, die er mit dem Credenzteller einem der Kellner aus der Hand geſtoßen, und zwei zerbrochene Fenſterſcheiben machte.

Capitän Becker ließ ihn das erſt beenden, nahm ihn dann bei Seite und ſagte:

„Sir, ich habe den Auftrag bekommen, hier bei Ihnen einen Zettel ohne Adreſſe abzugeben, und nur dabei zu ſagen, daß ich der Capitän eines Schiffes bin."

Der Mann antwortete nicht gleich, nahm auch den Zettel nicht, den Becker in der Hand hielt und ſah dieſen zuerſt mißtrauiſch ein paar Secunden an. Endlich brummte er: „Bei mir?" —

„Ja." —

„Und was ſteht darauf?"

„Wann ich ſegele."

„Und was geht das mich an?"

„Danke Ihnen," ſagte Capitän Becker; indem er den Zettel ruhig wieder in die Taſche ſchob. „Ich bin nun bei allen Ihren Leuten umhergelaufen; Sie wollen ihn auch nicht, alſo mag's bleiben. Ich bin wenigſtens nicht Schuld daran, wenn der Betreffende den Zettel nicht bekommt. Guten Abend." — Und damit wandte er ſich kurz ab und wollte den Platz verlaſſen. Das ſchien aber dem Wirth nicht recht zu ſein, der jedenfalls ſeinen Auftrag bekommen hatte, ſich aber auch nicht der geringſten Gefahr ausſetzen wollte. Er ergriff deshalb des Capitäns Arm und ſagte:

„Bitte, zeigen Sie mir einmal das Papier."

Capitän Becker ſah ihn erſt einen Augenblick forſchend an, dann gab er es ihm, ohne weiter ein Wort zu ſagen. Der Inhalt, den der Wirth leiſe vor ſich hin las, lautete: „Ich ſegele Sonnabend früh elf Uhr. Habe vorher H. ein wichtige Mittheilung zu machen. Wo kann ich ihn ſprechen? Ich hole mir die Antwort morgen früh elf Uhr wieder hier ab. Becker."

„Nun?" ſagte Capitän Becker endlich, als der Wirth noch immer in dem Zettel ſtudirte, „wie iſt es?"

Der Mann faltete das Papier ruhig zuſammen, ſteckte es in ſeine Bruſttaſche und fragte:

„Wollten Sie ein Glas Punſch oder einen St. Gris — ich habe es nicht recht verſtanden."

Capitän Becker lachte: „Einen St. Gris."

„Johnny, ein Glas St. Gris für den Herrn da," und damit kehrte er ſich ab und ſchritt wieder langſam der Kegelbahn zu, ohne ſich um den Seemann weiter auch nur mit einem Blick zu kümmern. Capitän Becker lächelte ſtill vor ſich hin, bezahlte und trank das ihm gebrachte Glas, wobei er dem Kegelſpielen ein wenig zuſah. Der Lärm wurde ihm hier aber zu groß; dichter unangenehmer Tabaksqualm lagerte außerdem in dem dunſtigen, menſchengefüllten Raum, und er ging wieder nach vorn, der Trinkſtube zu.

Der Capitän hatte ſich nämlich vorſichtigerweiſe einen Mann von der Waſſerpolizei mitgenommen, der — allerdings nicht in Uniform — in der unteren Trinkſtube auf ihn warten ſollte. Man wußte an ſolchen Orten nie was vorfiel, und außerdem konnte ihm ja auch doch noch einer oder der andere ſeiner weggelaufenen Matroſen in einer ſolchen Kneipe in den Weg kommen. Es war dann unumgänglich nöthig, raſch die geſetzliche Hülfe bei der Hand zu haben.

In der Trinkſtube ging es indeſſen zu wie in einem Bienenſtock, und beſonders kleine Trupps von Matroſen ſchwärmten ununterbrochen aus und ein. Eine Menge von „Damen" trieben ſich ebenfalls darin umher, tranken ihren Brandy, rauchten ihre Cigarren und gingen dann und wann einmal hinauf in den Tanzſaal. Eine wahrhaft erſtickende Luft herrſchte in dem engen Raum.

Der Capitän trat deshalb nur in die Thür, um ſich nach ſeinem Begleiter umzuſehen und dieſem zuzuwinken, daß ſie den Platz verlaſſen wollten.

Er konnte ihn nicht gleich in dem Gewirr entdecken, denn der Mann hatte ſich mit ſeinem Glas Grog in eine Ecke hineingedrückt und ſaß da ſtill beobachtend, ohne ſich anſcheinend um das Geringſte zu bekümmern.

An dem Schenktiſch hatten auch ein paar ganz junge Burſchen geſtanden und ſich, es den älteren nachmachend, ihr Glas Grog geben laſſen, wozu ſie, ſchon weniger zuverſichtlich, aber doch mit dem Anſchein völliger Gleichgültigkeit, ebenfalls ihre Cigarre rauchten. Jetzt waren ſie mit ihrem Getränk fertig und drängten durch die Nächſtſtehenden der Thür wieder zu, um das Local zu verlaſſen. Hier ſtand ihnen für den Augenblick der Capitän im Wege, der eben auf die Schwelle getreten.

Der Polizeidiener, der indeſſen den Kopf ſeines Begleiters ſchon geſehen hatte, war aufgeſtanden und kam auf ihn zu, als der eine junge Burſche, zu dem Seemann aufſchauend, ſagte: „please, Sir!“ — Er wollte Raum gemacht haben, um vorbeipaſſiren zu können, aber ein Bild des Entſetzens, keiner Bewegung, keines weiteren Gedankens mehr fähig, mit aufgeriſſenen Augen und geöffnetem Munde blieb er vor ihm ſtehen und ſtarrte ihn an.

Capitän Becker hatte gleichgültig nach der Stimme vor ihm hinabgeſehen und war eben im Begriff dem Burſchen Raum zu geben, als er zu ſeinem unbegrenzten Erſtaunen niemand Anderen als ſeinen weggelaufenen Schiffsjungen erkannte, der ihm auf dieſe Art hier in die Fänge gelaufen war und jetzt vor Schreck und Bangen kein Glied ſeines Körpers regen konnte, ſo daß er an Flucht nicht einmal dachte.

„Ne, Hannes, mien Junge,“ ſagte da Capitän Becker, ſein ganzes Geſicht vor innerlichem Vergnügen glühend, indem er beide

Hände auf die Kniee legte und ſich dabei ſo weit niederkauerte, daß er das Geſicht des armen Teufels mit dem ſeinigen in eine Linie brachte. „Iſt es denn die Möglichkeit? — Und wie geht's denn? — Wie war's denn oben in den Minen? — hübſch?"

Das brachte den Jungen wieder zu ſich ſelber. Rettung war nicht mehr möglich, das Entſetzlichſte geſchehen und er jetzt allein der Gnade ſeines Vorgeſetzten anheim gefallen. In dem Gefühl handelte er.

„Ach Captein! ach Captein!" ſchrie er und fiel ſeinem Capitän mit gefalteten Händen zu Füßen, „ach beſter, ſchönſter Captein, Gnade, Gnade! Ich will ja in meinem Leben nicht wieder weglaufen."

„So ſehe doch Einer den ſüßen lieben Jungen an," ſchmunzelte der Capitän, immer noch in ſeiner Stellung, und den alſo Abgefangenen mit man könnte faſt ſagen Zärtlichkeit betrachtend. „Was das für ein Vergnügen iſt, wenn ſich ein paar alte Freunde unverhofft wieder begegnen, die ſich ſo nach einander geſehnt haben. Wo geit et denn, mein ſüßer Bengel?"

„Ach, Captein, Captein, ich will's ja in meinem ganzen Leben nicht wieder thun," betheuerte der Junge, dem die Freundlichkeit des Gefürchteten noch viel ſchrecklicher war, als wenn er ihn am Kragen gefaßt und abgeſchüttelt hätte, denn was ihm jetzt hier geſchenkt wurde, davon wußte er, daß er es zehnfach an Bord zurückbezahlen müſſe. „Ich bin ja verführt worden. Die Anderen haben mich mitgenommen, damit ich Nichts verrathen ſolle, und wenn ich nicht gegangen wäre, hätten ſie mich gehauen — Alle miteinander."

„Armer Junge," ſagte der Capitän mit komiſchem Bedauern, was Du für ein Pech haſt! Die eine Partei haut Dich, wenn Du nicht mit willſt, und die andere wenn Du mit willſt. Alſo jetzt bin ich d'ran, nicht wahr, mein Hannes?"

„Ach Captein, ich kann ja Nichts dafür," klagte der unglückliche Junge weiter. „Ich will's ja auch nicht wieder thun — ich will's ja in meinem ganzen Leben nicht wieder thun, wenn Sie mir nur das eine Mal vergeben!“

Natürlich hatten ſich bei dieſem kleinen Intermezzo augenblicklich eine Maſſe der umherſchlendernden Müſſiggänger um die Beiden verſammelt, und in einer Zeit, wo Jeder wußte, daß die Matroſen aller Orten ihren Schiffen entliefen und Capitäne wie Steuerleute allabendlich die ganze Stadt nach den Entflohenen abſuchten, errieth auch Jeder im Zimmer ohne Weiteres um was es ſich hier handle.

Beſonders nahmen die Frauen für den armen Jungen Partei und beklagten ihn mit lauten Ausrufungen des Mitleids, während ihm ein paar in der Nähe befindliche Matroſen auf praktiſchere Art zu helfen ſuchten.

„So lauf' doch, Du Holzkopf,“ flüſterte ihm einer von dieſen zu, indem er ſich halb zu ihm niederbückte. „Wir helfen Dir.“ Der Junge warf ihm einen ſcheuen, zweifelhaften Blick zu, als wenn er noch nicht recht wiſſe, ob er an die Worte glauben dürfe.

„Halt, Gentlemen,“ ſagte aber in dieſem Augenblick der Polizeidiener, der indeſſen hinzugetreten war und ſein Hutband mit der Signatur „Waterpolice“ aus der Taſche genommen hatte. „Der Junge da iſt mein Gefangener, — im Namen der Königin — Ihr werdet die Finger davon laſſen, wenn Ihr nicht Unannehmlichkeit haben wollt.“

„Aha, Mr. Haltfeſt,“ brummte der Matroſe, ſich ſcheu zurückziehend. „Nichts für ungut — was geht mich der Junge an?“

„Iſt das einer davon, Capitän?“ frug der Waſſerpoliziſt, ſich jetzt an Becker wendend, ohne den Matroſen weiter zu beachten. Der Mann wußte recht gut, daß ſich Niemand den Behörden mit offener Gewalt widerſetzen würde.

„Das iſt der Hauptlump von Allen, der Junge,“ beſtätigte der Capitän, ſich gegen den Frager wendend. „Laſſen Sie mir gerade den Jungen beileibe nicht wieder fortkommen.“

„Nur keine Angſt,“ beruhigte der Mann, indem er dem Gefangenen Handſchellen anlegte. „Den haben wir ſicher genug. Geh'n wir jetzt?“

„Gehen wir,“ erwiderte Becker vergnügt. Auf das Glück hatte ich nicht gerechnet. Bis übermorgen früh müſſen Sie mir ihn feſthalten. Denn an Bord darf ich ihn nicht eher nehmen, bevor wir dort vollſtändig klar ſind.“

„Er kommt zu den Uebrigen,“ bemerkte der Mann. „Die werden ſich freuen, wenn die Geſellſchaft wieder bei einander iſt.“

In der Sache war Nichts weiter zu thun. Die Anweſenden hätten dem Jungen gern fortgeholfen, und Capitän Becker würde ihn allein nie aus dem Zimmer und über die Straße gebracht haben. Mit der Polizei war aber nicht zu ſpaßen; was die einmal hatte, hielt ſie, und die beiden Männer konnten mit ihrem Gefangenen unbeläſtigt das Haus verlaſſen.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaß Hannes, den Kopf zwiſchen den Knieen und bittere Thränen vergießend, bei ſeinen früheren Kameraden, dem Segelmacher, dem Koch und Chriſtian, alle wohl verwahrt hinter eiſernen Stäben und doppelten eichenen Thüren, und Capitän Becker ſchritt vergnügt Georgeſtreet hinauf, um zu der beſtimmten Zeit bei Mr. Pitt einzutreffen. Er hatte über den glücklichen Fang die fatale Geſchichte mit Holleck ganz vergeſſen.

5.

Auf dem Ball.

In Mr. Pitt's Hauſe in Georgſtreet ging es heute gar lebendig zu. Von acht Uhr ab hatte ſchon eine Menge von Wagen nach und nach vor der Thür gehalten und ihre Paſſagiere, brillant gekleideten Damen und ſchwarzbefrackte Herren, in den zu Tageshelle erleuchteten Vorſaal abgeliefert. Und welchen Glanz entfalteten heute die oberen Zimmer!

Mr. Pitt sen. war im gewöhnlichen Leben ein ſo einfacher Mann, wie er nur in den Colonien hätte gefunden werden können. Während er ſeiner Frau und Tochter allerdings das Koſtbarſte an Stoffen kaufte, was er finden konnte, ging er ſelber doch ſtets in einen einfach grauen Rock gekleidet. In ſeinem Hauſe herrſchte die größte Einfachheit, und wenn er den ganzen Tag in ſeinem Comptoir ſtak, fühlte er ſich Abends nur in dem gewöhnlichen Wohnzimmer behaglich, wo er mit ſeiner Familie und vielleicht mit ein paar Freunden ſeinen Thee trank und die Frau dann ein wenig muſicirte. Das war ſein einziger Genuß, ſeine einzige Erholung nach all' der ſchweren und aufregenden Arbeit des Tages.

Heute dagegen, zur Hochzeitsfeier des einzigen Sohnes, ſchien er mit dem ſchwarzen unbequemen Frack und der weißen Weſte und Halsbinde auch einen ganz andern Menſchen angezogen zu haben. Nichts in der That war ihm koſtbar und gut genug geweſen, um den heutigen Tag verherrlichen zu helfen. Was nur in der Eile hatte herbeigeſchafft werden können, um ſeinen Saal zu ſchmücken, war herbeigeſchafft worden, und dazu eine Geſellſchaft geladen, die das ganze Haus mit der Pracht ihrer Toilette füllte.

Mr. Pitt hatte zu dieſem Ehrentage ſeines Sohnes auch abſolut ſeinen alten Papa herüber haben wollen. Er ſchämte ſich ſeines Vaters nicht, und wollte das der Welt zeigen. Der alte Pitt war aber unter keiner Bedingung zu bewegen geweſen, den Wunſch zu erfüllen. Er verſchwieg freilich den richtigen Grund, daß er es des Sohnes ſelber wegen verweigerte, und dafür erklärte, er würde ſich nur unbehaglich in einer großen Geſellſchaft fühlen, die ſo wenig zu ihm paſſe, wie er zu ihr, hatte ſich aber dafür beſtimmt ausgebeten, ſein Hochzeitsfeſt für das junge Paar am nächſten Mittag draußen auf ſeiner eigenen Villa, und zwar im engſten Familienkreis zu feiern, und das mußte ihm denn der Sohn auch feſt zuſagen — Geſchäfte oder keine. — Und wie viel mehr war eine kleine häusliche Feier auch in Gertrud's Sinn, die ſich kaum recht wohl in dieſem Schwarm geputzter, fremder Menſchen fühlen konnte. Aber dem Vater zu Liebe fügte ſie ſich, und Mr. Pitt, der ihr den Zwang angeſehen, ſo viel Mühe ſie ſich auch gab ihn zu verbergen, ſagte treuherzig zu ihr:

„Laß' mir den Spaß heut' Abend, mein Kind, ich habe wenigſtens meine Freude daran und möchte außerdem die Gelegenheit auch gleich benutzen, den Herren und Damen in Sydney einmal zu zeigen, daß der alte Pitt wohl geſellig ſein kann, wenn er eben nur will, aber gewöhnlich nie will und die haute volée hier ſchon ſchwer dadurch geärgert hat. Von morgen an magſt Du Dich dann ſo einfach einrichten wie Du willſt, und ſtill genug wird's bei Euch ohnehin werden, in Eurem ruhigen Aukland vollends, wenn erſt die Nachricht von unſerem Goldreichthum hinüber kommt und Alles Hals über Kopf hierher auswandert, was nur Paſſage bekommen kann.“

„Lieber Vater —“

„Ich weiß ſchon was Du mir ſagen willſt. — Du biſt ein gutes Kind und thuſt gern was uns freut. Alſo mach' heute ein recht vergnügtes Geſicht, mir zu Gefallen, und denke, daß es nur ein paar Stunden ſind, die Du meinem Vergnügen opferſt. — Aber da kommen wahrhaftig ſchon die Gäſte und die Muſik fängt an zu ſtimmen. Wenn nur erſt einmal der Tanz begonnen hat, wirſt Du mir ſchon munter werden.“

Zu einer weiteren Unterhaltung blieb allerdings keine Zeit, denn die Säle füllten ſich raſch, und während jetzt noch Thee herumgereicht wurde, hatte Gertrude gleich von vornherein das

Schwerſte dieſes ganzen Abends zu überſtehen: die Gratulationen von einer ſo großen Anzahl ihr fremder und gleichgültiger Menſchen anzunehmen. — Aber Papa Pitt hatte recht, es waren wirklich nur ein paar Stunden, die ſo angeſtrengt verliefen, und ihm zu Liebe hielt ſie ſich wacker, zeigte Allen ein freundlich lächelndes Geſicht und holte nur recht aus tiefſter Bruſt Athem, als die Muſik endlich zum rauſchenden Tanze anhob und Charles ſeinen Arm um ſie ſchlang, denn das Ehrenpaar mußte natürlich den Tanz eröffnen.

In den Nebenzimmern, in denen ununterbrochen Erfriſchungen umhergereicht wurden, ſammelten ſich indeſſen verſchiedene kleine Gruppen. Auch Capitän Becker hatte ſich hier eingefunden und bequem in einer Sophaecke Poſto gefaßt. Er ſchien den Ball und das Wogen der fröhlichen Schaaren um ſich her faſt ganz vergeſſen zu haben, denn mit einem Glas kalten Punſch vor ſich, an dem er nur manchmal nippte, ſah er ſtill und nachdenkend auf den Teppich nieder und lächelte nur manchmal innig vergnügt vor ſich hin. Es war auch in der That etwas ſehr Angenehmes, mit dem er ſich im Geiſt beſchäftigte, dachte er doch an den Moment, wo er ſeinen Schiffsjungen erwiſcht und welchen Todesſchreck der Bengel dabei gekriegt hatte.

„Holla, Capitän,“ rief da plötzlich eine bekannte Stimme, und als Becker raſch in die Höhe ſah, ſtand Lieutenant Beatty vor ihm und ſtreckte ihm lächelnd die Hand entgegen. „So einſam und ſo ſeelenfroh dabei? Was treiben Sie hier?“

„Lieutenant Beatty! Wie geht's?“ rief der Capitän. „Und Sie tanzen nicht?“

„Ich bin eben erſt gekommen, denn das weiß Gott, die Polizei iſt in jetziger Zeit geplagt genug. Uebrigens habe ich Ihnen eine gute Nachricht zu bringen, wenn Sie noch Mannſchaft für Ihr Schiff brauchen.“

„In der That?“

„Vor drei Tagen ging die Lucy Neal, der ebenfalls die ganze Mannſchaft weggelaufen war, mit neu geworbenen Leuten nach Aukland ab, und heute haben wir das ganze Neſt hier in Druittſtreet aufgehoben. Es ſind acht Mann, die wir der Lucy Neal nachſchicken möchten. Wenn Sie wollen, können Sie die ganze Geſellſchaft jeden Augenblick an Bord bekommen. Glücklicher hätte es ſich für Sie gar nicht treffen können, und Sie haben nur den Lohn für die Leute hier an das Polizeiamt im Voraus zu entrichten, weil davon die Koſten des Einfangens beſtritten werden müſſen.“

„Hm,“ ſagte der Capitän, der in dem Augenblick gar nicht wußte, was er mit der guten Nachricht anfangen ſollte, „wäre mir geſtern noch ſehr erwünſcht geweſen, aber heute — die Sache iſt, ich habe ſchon Leute genug engagirt.“

„Schon genug Leute? — und wo zum Henker haben Sie die in dem einen Tag aufgetrieben? Sie ſind ja ein Tauſendkünſtler, und ich hatte ſchon geglaubt, Sie würden ſo hoch vor lauter Vergnügen über die gute Kunde ſpringen. Nun, dann kann ich einen Andern damit glücklich machen. Es liegt nur leider für den Augenblick kein zweites nach Neuſeeland beſtimmtes Schiff im Hafen. — Aber — und er ſah nach ſeiner Uhr — es iſt ſchon neun Uhr vorbei —“

„Sie wollen doch nicht fort?“

„Nur auf eine halbe Stunde, wir hoffen heute Abend einen guten Fang zu thun.“

„Noch mehr Matroſen? — vielleicht faſſen Sie da auch noch ein paar von den meinigen ab.“

„Dort ſchwerlich. Wiſſen Sie, Capitän, daß der Schuft jener Holleck wieder in der Stadt iſt?“

„Das wäre die Möglichkeit?“ verſetzte Becker.

„Wir haben ziemlich ſichere Kunde, wo er ſich den Abend aufhält und in welcher Geſellſchaft. Mit nur halbweg Glück faſſen wir die ganze Bande ab. — Der Burſche, der in Parcmatta von dem Schwarzen erſchlagen wurde, gehörte ebenfalls mit zu der Geſellſchaft.“

„Von welchem Schwarzen?“

„Ach Sie waren ſchon fort und haben Nichts davon gehört. Doch ich muß jetzt gehen; in einer Stunde aber denke ich wieder zurück zu ſein, und ſollte Mr. Pitt indeſſen nach mir fragen, ſo ſeien Sie ſo gut und entſchuldigen Sie mich. Erwähnen Sie aber noch Nichts davon, was ich Ihnen über Holleck ſagte; wir wollen ihm den heutigen Abend nicht mit den häßlichen Erinnerungen verderben.“

„Keine Sylbe — aber — was ich Ihnen ſagen wollte — Mr. Beatty — Sie glauben gewiß, daß Sie die Geſellſchaft heute Abend aufheben — den Holleck mein' ich?“

„Ich hoffe ſo; alle Vorkehrungen ſind wenigſtens dahin getroffen.“

„Hm — und die Mannſchaft nach Neuſeeland? —“

„Oh, die bring' ich ſchon unter, das hat keine Noth.“

„Thun Sie mir doch den Gefallen und verfügen Sie nicht zu plötzlich darüber. Es wäre doch am Ende möglich, daß ich ſie noch brauchen könnte. Sie wiſſen, die Leute ſind in jetziger Zeit ſo entſetzlich unzuverläſſig, wie feſt man ſie auch engagirt haben mag.“

„Aha, haben Sie das auch ſchon gemerkt? Aber wenn das Kriegsſchiff nicht hinübergeht, was jetzt gerade im Hafen liegt, ſo haben Sie im Augenblick keine Concurrenz. Ich will Ihnen die Mannſchaft jedenfalls aufheben laſſen, bis Ihre Leute am Bord ſind. Alſo auf Wiederſehen, Capitän,“ und mit den Worten nahm der junge Mann ſeine Mütze und verließ raſch das Zimmer und die fröhliche Geſellſchaft, die lichterfüllten Räume, um draußen in Nacht und Dunkelheit ſeinem ernſten, vielleicht gefährlichen Geſchäft nachzugehen, wenn er es auch mit ſo leichtem

Herzen that, als ob er in dem Ballſaal ſelber eines der ſchönen Mädchen zum Tanze aufgefordert hätte. Darin lag ja eben der Reiz ſeines abenteuerlich bewegten Lebens. Es war eine Art von Jagd, nicht auf Wild, ſondern auf Menſchen, die ſich außerhalb der Geſetze geſtellt hatten und ſo frei wie das Wild im Felde, wie das Raubthier der Wälder gejagt oder in Fallen gefangen werden durften. Daß ſie dabei gelegentlich die Zähne zeigten, konnte natürlich nur das Intereſſe erhöhen — es wäre ja ſonſt nur eine Haſenjagd geweſen.

Den Capitän ließ Beatty indeſſen mit ganz anderen Betrachtungen zurück, als die waren, in denen er ihn gefunden hatte. Er lächelte nicht mehr ſtill und vergnügt vor ſich hin, denn er dachte nicht an ſeinen Schiffsjungen, ſondern an die Folgen, die der heutige Streifzug des Polizeimannes — ohne daß dieſer ſelber etwas Derartiges ahnte — auch für ihn haben konnte. Wurde Holleck mit ſeinen Begleitern aufgehoben, dann konnten ſie allerdings nicht zu ihm kommen, und er war — noch dazu mit anderer Mannſchaft in feſter Ausſicht — die ganze unangenehme Bande los. Aber ſein Zettel, das Papier, welches er Holleck geſchickt hatte und das ſeine Unterſchrift trug! Wenn es in Beatty's Hände fiel und Mr. Pitt dann erfuhr, wie er deſſen Todfeind, auf dem eigenen Schiffe Pitt's hatte zur Flucht verhelfen wollen!

Becker wurde übrigens hier nicht lange ſeinem Nachdenken überlaſſen, denn eine fröhliche Mädchenſchaar, von denen Viele den Capitän kannten, ſtürmte in's Zimmer und ließ ihm keine Ruh, bis er ihnen in den Saal folgte und mit ihnen tanzte. Umſonſt verſuchte er alle nur erdenklichen Ausreden, ſtellte ſich ſogar als ob er hinke — es half ihm Nichts. Sie hatten ihn vorher ganz feſt und ordentlich durch den Saal gehen ſehen, und unter Lachen und Schelten wurde er von ſeinen liebenswürdigen Quälgeiſtern in's Schlepptau genommen, in den Saal gezogen und nicht eher wieder freigegeben, bis ſie ihn wirklich total mürbe getanzt hatten, ſo daß er kaum noch Athem holen konnte.

Pauline, die übrigens ſehr viel mit dem jungen Deutſchen, Herrn von Hafften, tanzte, war eigentlich die Muthwilligſte dabei geweſen, und Mr. Pitt, der von Weitem lachend zuſah, hatte ſeine herzinnige Freude daran gehabt. Ueberhaupt war durch dieſes kleine Intermezzo, dem nur allein der Capitän ſelber zum Opfer gefallen, ein ausnahmsweiſe heiterer und ungezwungener Ton in die ganze Geſellſchaft gekommen, der kein ſteifes Zurückziehen mehr geſtattete. Selbſt Gertrud tanzte und lachte nach Herzensluſt, und Mr. Pitt geſtand ſeiner Frau, er wiſſe ſich, ſeit ſeinem eigenen Hochzeitstage, keines vergnügteren Balles in ſeinem ganzen Leben zu erinnern.

Gegen eilf Uhr erſt kehrte Beatty urück, und Capitän Becker, der ihn in den Saal kommen ſah, hätte um ſein Leben gern gewußt, welche Nachricht er mitbringe. Beatty ſchien aber erſt nachholen zu wollen was er bis jetzt an dem Abend verſäumt, und ließ keinen Tanz mehr vorübergehen, bis das Zeichen zum Souper durch einen ſchmetternden Tuſch gegeben wurde.

Jetzt erſt zerſtreuten ſich die Tänzer, um noch wenige Minuten im Saale auf- und abzuwandern und ſich abzukühlen, und Becker gelang es, den Lieutenant bei einem Knopf zu faſſen und in ein Seitencabinet zu ziehen.

„Nun, wie iſt Ihr Streifzug abgelaufen?"

„Sie haben doch mit Mr. Pitt nicht davon geſprochen?"

„Keine Sylbe — haben Sie die Burſchen?"

„Nichts war es — gar nichts," verſetzte der Lieutenant mit einem Achſelzucken. „Die Canaillen müſſen Wind bekommen haben, denn wir hatten alle Vorſichtsmaßregeln gebraucht und uns ſogar Warrants für die benachbarten Häuſer genommen — Alles umſonſt."

Dem Capitän fiel es wie ein Stein vom Herzen. Er brauchte ſonach nicht mehr zu fürchten, daß ſein Zettel gefunden würde.

„Und Sie ſind überzeugt, daß ſich jener — Holleck hier wirklich in Sydney befindet?"

„Er iſt von Jemandem geſehen worden, der ihn genau kennt, und ich kann mir auch etwa denken was dieſe Burſchen hierher geführt."

„In der That?"

„Oben in den Bergen haben ſie ſich nicht länger halten können," ſagte der Lieutenant, „das ganze Land hier wird ihnen zu warm bei den unausgeſetzten Verfolgungen durch die Polizei, und in ſolchem Fall ſuchen derartige Patrone ſich gewöhnlich zur See zu retten. Wir haben deshalb auch ſchon die ſtrengſten Anordnungen treffen laſſen, um alle die kleineren Fahrzeuge zu ſchützen, auf die ſie ſich allenfalls werfen und in denen ſie hoffen könnten glücklich zu entkommen."

„Und wenn ſie ſich nun als Matroſen verkleidet auf irgend einem anderen Schiffe verdingen?"

„Manchmal glückt es ihnen auf dieſe Art fortzukommen, aber das wird ihnen durch die Capitäne ſelber erſchwert," ſagte Beatty. „Denn dieſe ſind vorſichtig genug, kein derartiges Volk an Bord zu nehmen, deſſen ganzer Plan natürlich allein darauf gerichtet wäre, unterwegs das Schiff zu nehmen."

„Glauben Sie wirklich?" fuhr Becker raſch empor.

„Nun natürlich," lachte der junge Officier. „Und wenn ihrer nur zwei oder drei an der Fahrt betheiligt ſind, ſo verſuchen ſie es, die Mannſchaft aufzuwiegeln, indem ſie ihr von einer glücklichen Inſel vorſchwatzen, die aufgeſucht werden, und wo es Gold und Schätze die Menge und wunderſchöne Mädchen geben ſoll. Auf dieſe Weiſe richten ſie oft großes Elend an. — Aber kommen Sie, Capitän, die Geſellſchaft rückt zum Souper vor, und ich habe von meinem Nachtmarſch einen ſchmählichen Hunger mitgebracht. Haben Sie nicht auch Appetit?"

„Ich? — ich weiß wahrhaftig nicht — kaum ſo recht," ſagte der Capitän, in deſſen Kopf in dieſem Augenblicke das Gehörte arbeitete.

„Was für ein wunderhübſches Frauchen ſich Charles aus den Bergen geholt hat," ſagte der Lieutenant, des Capitäns Arm in den ſeinen ziehend und ihn mit fortnehmend — „die hat er aber doch eigentlich jenem Holleck zu verdanken, denn ohne deſſen Schuß wäre er wohl kaum je in Sutton's Haus gekommen. Wie wunderbar ſolche Dinge oft in unſer Leben eingreifen."

„Ja — verdammt wunderbar," brummte Becker, der in dem Augenblick an ſeinen Schiffsjungen dachte. — „Ich wollte nur ich wüßte wie —"

„Was?"

„O Nichts — es fiel mir nur eben Etwas ein. Aber da kommt Mr. Pitt."

Ihr Geſpräch wurde hier unterbrochen, denn Mr. Pitt, der jetzt aller Orten ſein mußte und alle Hände voll zu thun hatte, forderte ſie auf, jeder eine Dame zu nehmen und dieſe zur Tafel zu führen. Dann tauchte er wieder mitten in einen wirren Knäuel anderer Gäſte ein, dieſe zu ordnen und zu dirigiren, und ſchien erſt wieder zu Athem zu kommen, als er ſich am oberen Ende des Tiſches vor einer Flaſchenbatterie befand und rechts und links die hellerleuchteten bunten Reihen der Gäſte überſchauen konnte.

Capitän Becker, der in ſeiner Zerſtreuung der erſten beſten Dame ſeinen Arm gereicht hatte, war dadurch zufällig zwiſchen zwei alte Fräuleins gekommen, die von ſeinem Zug in die Minen gehört haben mußten und nun darauf brannten, recht viel über das dort gefundene Gold von einem Augenzeugen zu erfahren. Vergebens leugnete er, je gegraben oder auch nur irgend ein bedeutendes Stück geſehen zu haben, vergebens ſuchte er aber auch, wenn er ſich denn doch einmal unterhalten mußte, das Geſpräch auf irgend einen andern Gegenſtand zu bringen, es war abſolut unmöglich. Die beiden Damen wollten von weiter Nichts hören als von Gold, und daß die eine von ihnen gerade auf dem dem Capitän nächſten Ohre taub war, konnte das Intereſſe einer ſolchen gezwungenen Unterhaltung natürlich nicht erhöhen.

Glücklicherweiſe dauerte die Mahlzeit nicht ſo ſehr lang. Das junge Volk beeilte ſich wieder zum Tanz zurückzukehren, und wie nur der erſte Stuhl gerückt wurde, fuhr Becker wie beſeſſen von dem ſeinigen empor, und in das Rauchzimmer hinüber, wohin er wußte, daß ihm ſeine Quälgeiſter nicht folgen würden. — Aber der Abend war ihm doch verdorben, denn das was ihm Beatty geſagt, beunruhigte ihn ſo peinlich, daß er weder ruhen noch raſten konnte.

Und wie ſollte er es trotzdem anfangen, ſein Verſprechen abzuſchütteln? Brauchte er ſein Wort nicht zu halten, weil es ſchlechten Menſchen gegeben worden? War er dann nicht eben ſo ſchlecht wie ſie? Hätte er je wieder einem ehrlichen Mann gerade in's Auge ſehen können, wenn er die verrieth, die ihm damals vertraut? — Eine ganz verfluchte Geſchichte blieb es, wie er bei ſich meinte, denn wenn die Herren Buſhranger wirklich etwas Arges gegen ſein Schiff beabſichtigten, ſo fanden ſie am Ende bei den wieder eingefangenen Matroſen Unterſtützung und Hülfe.

„Aber was könnten ſie machen," lachte Becker trotzig in ſich hinein. „Charles Pitt, ich, der Steuermann und Steward ſind ſchon vier Perſonen, alle reichlich mit Waffen verſehen. Außerdem nimmt der junge Mr. Pitt noch einen Comptoirdiener mit — das ſind fünf. Der Segelmacher iſt ebenfalls ein ehrlicher Kerl, der ſich nur von den Anderen hat verleiten laſſen und nie in eine Meuterei ſtimmen würde. Wir ſind ſechs, und was wollen die paar Mann dagegen an? — Unſinn. — Ich muß auch die Sache jetzt ſchon gehen laſſen wie ſie geht; zu ändern iſt jetzt Nichts mehr daran. Der verdammte Schiffsjunge allein hat mich in dieſe Patſche gebracht. Na warte, mein Schatz, wenn wir erſt unterwegs ſind, dann werden wir Beide unſere kleine Rechnung mit einander abmachen.“

Der Tanz hatte wieder begonnen, und während ſich einige der älteren Herren noch zu einer Partie Whiſt zuſammen fanden, hielten ſich andere zu der Flaſche, Becker fand aber heute weder an dem Einen noch dem Andern Vergnügen. Im Kopf ſummte es ihm vom vielen Denken, und er drückte ſich leiſe von der Geſellſchaft ab, um auf ſein Zimmer zu gehen und auszuſchlafen. Mußte ihm doch der nächſte Morgen die Entſcheidung bringen, ſofern er Holleck ſprechen und von ihm das Nähere hören konnte. — Aber wenn Holleck nicht kam? — Bah, was ſollte er ſich jetzt den Kopf darüber zerbrechen. Er wickelte ſich in ſeine Decke und war bald, trotz der unter ihm ſchmetternden Tanzmuſik, ſanft und ſüß eingeſchlafen.

6.

An Bord.

Der nächſte Morgen kam, aber vergebens ging Capitän Becker wieder in das Shakeſpearehaus, das zu ſo früher Tageszeit wüſt und verloren genug mit ſeinen ſchläfrigen Kellnern, ſchmutzigen Stuben und Tiſchen und zahlloſen ungewaſchenen Gläſern ausſah, während eine Atmoſphäre in den noch ungelüfteten Räumen herrſchte, die dem aus der freien Luft hinein Tretenden faſt den Athem verſetzte. Keine Botſchaft war hier für ihn hinterlaſſen. Der Wirth weigerte ſich ſogar ihm zu ſagen, was er mit dem Zettel gemacht, und ob dieſer an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt ſei. „Er wiſſe ſich gar nicht mehr zu erinnern, daß er ein Papier überkommen habe,“ meinte er. „Wenn das aber der Fall geweſen ſei, ſo müſſe es auch befördert ſein, denn es ſtecke nicht mehr in ſeiner Taſche.“ Das war Alles, was er aus ihm herausbringen konnte.

Bis eilf Uhr — der letzt beſtimmten Zeit für eine Antwort, blieb er auch in der Nachbarſchaft des Hotels, und da er bis dahin keine Nachricht erhalten hatte, wollte er ſich eben die Straße hinabdrehen und ſeinen Geſchäften nachgehen, als ein kleiner Junge hinter ihm hergelaufen kam und rief:

„Sie haben da was verloren Herr,“ und dabei hielt er ihm einen kleinen ziemlich ſchmutzigen Zettel entgegen.

Der Capitän nahm den Zettel und betrachtete ihn. Es ſtanden nur wenige, mit Bleiſtift geſchriebene Worte darauf, die er mit Mühe entziffern konnte. Sie lauteten:

„Wir kommen an Bord — denken Sie an Ihr gegebenes Wort!“

„Da haben wir's,“ brummte der Capitän leiſe vor ſich hin, „und wer, mein kleiner Burſche,“ — er ſah ſich überall nach dem Jungen um, aber wie in den Boden hinein ſchien der verſchwunden und mußte jedenfalls in eins der nächſten Häuſer geſchlüpft ſein. Was hätte ihm der Junge auch geholfen! Von dem durfte er keine Auskunft hoffen, und den Zettel in kleine Stücke reißend und auf den Weg ſtreuend, ſchritt er Pittſtreet hinunter und dem Waſſer zu. Er hatte keine Zeit mehr zu verlieren, um zu ſeiner Abfahrt auf morgen früh noch Unerläßliches vorzubereiten.

Der Tag verging ihm auch außerordentlich ſchnell; Fracht kam noch in Maſſe an Bord, Waſſer und Proviſionen waren ebenfalls eingenommen, und am nächſten Morgen mit Tagesanbruch hatte er ſich ſeine eingefangenen Leute an Bord beſtellt, um mit ihnen und noch ein paar gemietheten Tagelöhnern, aber auch befahrenen Matroſen, die Segel an die Raaen zu ſchlagen und den großen Anker aufzuwinden.

Die Gefangenen wurden ihm durch die Waſſerpolizei an Bord gebracht, und die Leute, die ſie ihm überlieferten, bekamen ihren Schein und ihre Belohnung und ſollten dann an Bord bleiben, bis die „Suſanna Baxter“ wirklich unter Segel ging, damit keiner der Burſchen etwa einen neuen Fluchtverſuch machen könne. Capitän Becker hielt das allerdings nicht mehr für nöthig, aber die Polizeidiener meinten: „beſſer ſei beſſer,“ und überdies ſeien ſie beauftragt an Bord zu bleiben und dürften gar nicht eher fort.

Dagegen ließ ſich Nichts ſagen und die Arbeit ging jetzt raſch von Statten. Die aus den Goldminen eingebrachten Ausreißer ſchnitten zwar ſehr mißvergnügte Geſichter und warfen manchmal einen ſehnſüchtigen Blick nach den grünen Büſchen am Ufer hinüber, aber ſie wußten auch recht gut, daß ihnen keine Widerſetzlichkeit mehr helfen konnte, ſondern nur ihre Lage verſchlimmern mußte. Es war einmal geſchehen und ſie hatten jetzt die Folgen ihrer Flucht zu tragen.

Die Segel wurden aufgeholt, an den Raaen befeſtigt und halb aufgehißt gelaſſen, um mit der ſchwachen Weſtbriſe den leichten Anker in etwas gegen die noch anſtrömende Fluth zu unterſtützen. Der Hauptanker war ſchon unter Bord geholt und an dem Hauptmaſt wehte das Signal für die Waſſerpolizei, daß das Schiff ſegelfertig ſei und unterwegs gehen werde.

Vom Vormaſt aber wehte eine andere kleine brennendrothe Flagge, ein Privatzeichen, wie es von Handelsſchiffen häufig gegeben wird, um durch ein vorher verabredetes Signal noch ein oder das andere an Bord zu bekommen. Uebrigens war es ſo klein, daß es vom Lande aus kaum mit bloßen Augen unterſchieden werden konnte.

Aus dem inneren Hafen kamen zwei bewimpelte Boote gerudert, mit dem jungen Ehepaar an Bord, dem ſich aber große Begleitung mußte angeſchloſſen haben. Capitän Becker konnte wenigſtens durch ſein Glas eine Anzahl lichter Frauenkleider erkennen und ſchien eben nicht beſonders erbaut davon.

„Krieg' man gau die Gläſer klar und die Flaſchen mit Sherry und Port,“ ſagte er zu ſeinem Steward, der eben aus der Cambüſe kam, „und ſetz' ein Cigarrenkiſtchen auf den Tiſch — ein volles — verſtanden, und daß nur nachher keine davon fehlen, oder ich zähle ſie Dir auf dem Buckel ab, min Junge.“

„Ja woll, Captein,“ ſagte der Mann und brummte dann, während er in die Cajüte hinabſtieg, leiſe vor ſich hin — „iſt wieder in einer Staatslaune der Captein — wird eine recht vergnügte Reiſe werden. Der Stürmann ſieht auch gerade ſo aus, als ob er Einen jeden Augenblick beim Kragen kriegen wollte. Hol's der Henker, ob ich's nicht ſatt habe! und ich wollte nur ich wäre auch davon gelaufen. Mich hätten ſie nicht wieder erwiſcht.“

Die Boote kamen immer näher und der Capitän ſtand am Spiegel ſeines Schiffes und ſuchte mit dem Glas die einzelnen Perſönlichkeiten von vornherein zu erkennen.

„Na ja, Mrs. und Miß Pitt — natürlich — und Paulinchen hat gerade noch gefehlt. Selbſt die Jüngſte eingeſchifft, daß die Kajüte nur recht voll wird — und Herr von Hafften ebenfalls. Hat ſich natürlich dicht neben Miß Pauline weggeſtaut und ſteuert ſogar. Dazu eine ganze Partie andere junge Weſen, alle bewimpelt und beflaggt — und in dem andern Boot — alle Teufel, da iſt auch der Lieutenant,“ — rief er ordentlich erſchrocken aus. „Na den kann ich heute Morgen brauchen. Wenn der Wind von der Geſchichte bekommt, und ein Paar Augen hat er wie ein Falke! — Gott bewahre mich nur vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden. — So ein Polizeilieutenant muß doch überall ſeine Naſe haben.“

In dem Augenblick bekam er einen ziemlich heftigen Stoß auf den Kopf, der von niemand Anderem als dem unglücklichen Schiffsjungen herrührte. In den Beſanmaſt oben hinaufgeſchickt, um einen Block klar zu machen, war er raſch wieder nach unten gekommen, ohne ſich weiter an Deck umzuſehen, und trat genau in demſelben Moment von der Want nieder, wo der Capitän mit ſeinem Kopf darunter durchwollte.

„Ach, Captein!“ ſchrie der Junge entſetzt, indem er in den Wanten hängen blieb.

„Döskopp!“ ſagte aber ſein Vorgeſetzter, zog ihn bei den Beinen herunter, gab ihm eine vortrefflich gemeinte und eben ſo ausgeführte Maulſchelle, die ihn bis vorn an die Quarterdeckstreppe ſandte, und fügte noch die tröſtliche Bemerkung hinzu, „das iſt auf Abſchlag. Später wollen wir unſere Unterhaltung fortſetzen.“

Der Junge floh heulend nach vorn, und der Capitän ging mit dem Fernrohr in der Hand auf dem Quarterdeck auf und ab, wobei er jedoch den Blick unabläſſig nach allen Richtungen hin über das Waſſer ſchweifen ließ, und ein paar Mal auch die bewaldeten Ränder des Norduſers mit dem Glas abſuchte. Erwartete er doch noch das andere Boot mit der gefährlichen Mannſchaft und zerbrach ſich dabei den Kopf, wie er die Leute am Beſten an Bord nehmen könne, ohne ſie mit ſeiner Geſellſchaft in Berührung zu bringen.

So viel hatte er ſich übrigens ſchon vorgenommen, dieſen Mr. Holleck augenblicklich im Vorcaſtle in einer Koje wegzuſtauen; dort konnte er den Kranken ſpielen, bis die „Suſanna“ unterwegs oder doch wenigſtens fern von der Polizei war. Nachher mochte er ſich vorn am Vorcaſtle halten, und durfte das Quarterdeck unter keiner Bedingung während der ganzen Reiſe betreten.

Auf dieſe Art allein war es möglich, eine für alle Theile höchſt fatale Erkennungsſcene zu vermeiden.

6

Die Boote kamen indeſſen näher und näher. Schon konnte man das fröhliche Lachen des leichtherzigen jungen Volkes hören, und jetzt: — — da drüben kam wahrhaftig das Boot mit den Leuten ab, die das Schiffsvolk verſtärken wollten. Becker's Glas richtete ſich blitzſchnell da hinüber: In der That erkannte er fünf wie Matroſen gekleidete Männer, die von einem einzelnen — wahrſcheinlich dem Eigenthümer des Bootes — gerudert wurden. Dieſer ſchien ſich dabei die größte Mühe zu geben, wenn nicht mit den Damen zu gleicher Zeit, doch wenigſtens unmittelbar nach ihnen an Bord zu kommen.

„Steh' bei Einer von Euch da vorn, um die Mannſchaft an Bord zu nehmen,“ befahl Capitän Becker dem Segelmacher, der ſich ihm zunächſt befand. „Halt! Einer iſt genug, die Anderen brauche ich hier, um den Damen zu helfen. Aber dazu ſind ſie auch zu ungeſchickt. Ach, Gentlemen,“ wandte er ſich dann an die beiden Leute der Waſſerpolizei, „wären Sie wohl ſo freundlich, die Damen ein Bischen zu unterſtützen?“

„Mit dem größten Vergnügen,“ riefen die beiden Männer, durch den Auftrag geſchmeichelt. Sie hatten überdies ſchon einen ihrer Officiere in dem zweiten Boot erkannt.

Die kleinen Fahrzeuge ſchoſſen raſch heran, die Fallreepstreppe war ausgehangen und zuerſt legte Mr. Pitt's Boot an, während einer der Bootsleute die kleine Thereſe vorweg an Bord hob, damit ſie erſt einmal das Kind aus dem Wege bekämen. Dann folgten die Damen. Aber es war ein ſchweres Stück Arbeit ſie heraufzuholen, denn durch die weiten Kleider wurden ſie gehemmt, und fürchteten ſich auch vor der ſchwanken, wenn auch vollkommen ſichern Leiter.

Capitän Becker ſtand bei ihnen, aber er hielt ſein Auge feſt auf das andere Boot geheftet, das jetzt noch kaum zwei ſeiner eigenen Längen von dem Bug des größeren Fahrzeugs entfernt war, und während die Polizeiſoldaten ſich emſig bemühten, das ihnen bezeugte Vertrauen zu rechtfertigen, ſchritt der Capitän nach vorn, um dort ſeine Anordnungen zu treffen und die verdächtigen Leute ſicher aus dem Weg zu bringen.

Die kleine Thereſe, anſtatt auf das Quarterdeck zu klettern, lief mit ihm nach vorn, und der Capitän, den Kopf voll anderer Dinge, beachtete das Kind nicht.

Indeſſen hatten die Leute in dem herankommenden Boot die Paſſagierjollen eben ſo aufmerkſam betrachtet, wie ſie von dem Capitän ſelber im Auge behalten wurden, und ihre Berechnung war ganz richtig geweſen, wenn ſie ziemlich zu gleicher Zeit mit ihnen an Bord zu kommen ſuchten. Es war das jedenfalls ein Augenblick, wo ſie am allerwenigſten beachtet wurden. Daß ſie der Capitän nachher gleich aus dem Wege ſchaffte, war ſeine Sache, und vorn am Vordercaſtle kamen ſie überhaupt mit den Beſuch an Bord, der ſich nur auf dem Quarterdeck und in der Kajüte ſelber hielt, in keine Berührung.

So feſtes Vertrauen übrigens Holleck jetzt ſelber in den Capitän ſetzte, ſo unſicher fühlten ſich ſeine Begleiter, und ſelbſt noch unterwegs, mit dem Fahrzeug, das ſie dem auſtraliſchen Continent und jeder Gefahr entführen ſollte, vor ſich, ſchienen ſie unſchlüſſig, ob ſie es betreten ſollten oder nicht.

„Eine verfluchte Geſchichte wär' es," meinte Bob, der hinten am Steuerruder ſaß, denn Holleck hatte ſeinen Rücken der Suſanna Baxter zugewandt, um nicht etwa durch ein Teleskop erkannt zu werden, „wenn uns der Deutſche hier nur in eine Falle gelockt hätte und wir noch ſelber in aller Eile und Dummheit hineinruderten. Ich wollte zu Gott, Jack hätte ſich nicht ſo dummer Weiſe erwiſchen laſſen; den könnten wir jetzt brauchen.“

„Unſinn, Bob,“ beruhigte ihn Holleck. „Glaubſt Du, daß ich mitgegangen wäre, wenn ich den Mann nicht genau kennte? Wer wagt denn mehr von Euch, Ihr oder ich, wenn wir entdeckt würden, und muß er denn nicht Leute haben, um nur hier aus der Bai hinaus zu kommen. Außerdem hat er uns ſein Wort gegeben.“

„Er wäre ein Eſel, wenn ihn das bände,“ meinte Bob trocken.

„Und dann,“ fuhr Holleck fort, bindet ihn ſein eigenes Intereſſe an uns, und das iſt die größte Sicherheit, die er uns geben könnte.“

„Und wenn nachher mit den Matroſen an Bord Nichts anzuzetteln wäre,“ warf einer der Anderen, ein finſterer, bös ausſehender Geſell mit einer breiten Narbe über der Stirn, ein, „und wenn er uns richtig mit nach Neuſeeland ſchleppte?“

„Das laßt meine Sorge ſein,“ verſetzte Holleck. „Das Schiff wollte ich ſehen, wo wir ſchon allein die Hälfte der Beſatzung bilden, und das uns nicht zu eigen werden müßte. Und die reiche Ladung, die ſie die letzten Tage Hals über Kopf an Bord geſchafft, bekommen wir noch außerdem in den Kauf. Nur erſt einmal draußen in offener See, nur erſt einmal die Waſſerpolizei von Bord weg, daß ſie keine Signale mehr geben können, als die, die wir für gut finden ihnen aufzuziehen, und das Andere iſt Alles Kinderſpiel.“

„Aber die Waſſerpolizei iſt noch nicht von Bord,“ ſagte Bob, „und wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo ſitzt ſogar in dem einen Boot da drüben ſo ein Lump mit einem Goldſtreifen um die Mütze. Den bekommen wir noch zur Zugabe.“

„Der gehört mit zum Beſuch,“ ſagte Holleck, indem er einen vorſichtigen Blick nach der Richtung warf, „und in Acht müſſen wir uns, beim erſten Betreten des Schiffes, immer nehmen. Aber Patrick, unſer Bootführer, bleibt unter dem Bug liegen, bis wir ihm ſelber das Zeichen zur Rückfahrt geben, und ſollte es nöthig ſein, dann haben wir noch immer ein Fahrzeug zur Flucht.“

„Die Polizeiboote rudern verwünſcht ſchnell,“ meinte Bob.

„Aber dem hier können ſie nur nachſehen, lachte Patrick, der es der Ehre ſeines eigenen Fahrzeugs zu ſchulden glaubte, dafür einzutreten. „Die vier Riemen liegen bereit, und wenn wir uns in die hineinlegen, ſo möchte ich das Polizeiboot in der Bai ſehen, das uns einholte. Wie ein Pfeil geht das kleine Ding durch's Waſſer, und es heißt nicht umſonſt „the arrow“.“

„Das iſt wenigſtens ein Troſt,“ brummte Bob, „und einmal am Ufer, hätten ſie doch nur das leere Nachſehen in den Büſchen.“

„Aber dahin kommt es auch nicht,“ lachte Holleck. „Seht Ihr, da legen die Damen an. Der Capitän hat die ganze Mannſchaft faſt nach vorn genommen und die Polizei ſteht auch dabei. Jetzt iſt unſere Zeit, leg' Dich in die Ruder, Pat, denn jetzt haben wir wenigſtens eine Viertelſtunde freie Zeit, um unangenehmen Nachfragen aus dem Wege zu gehen.“

„Haſt Du die Papiere bereit?“ frug Bob.

„Alles in Ordnung. Die bekommt der Capitän gleich in die Hand, damit er uns legitimiren kann, und ſo genau wird das auch in jetziger Zeit gar nicht mehr genommen.“

„Wer iſt das, der da jetzt nach vorn kommt?“ frug der mit der Narbe. Holleck wandte wieder den Kopf halb zur Seite und flüſterte dann:

„Alles in Ordnung. Es iſt der Capitän ſelber, der uns in Empfang nehmen will. Nur jetzt kein verlegen Geſicht gemacht, daß die übrigen Leute Nichts vor der Zeit merken. — Steht bei Einer von Euch da vorn, um das Tau zu fangen. Easy your oars, Pat — ſo recht; das geht vortrefflich.“

Das kleine ſchlanke Boot glitt wirklich federleicht an den etwas breiten Bug der Suſanna Baxter an, ein Tau wurde niedergeworfen und raſch vorn durch den Ring gezogen, und wie die Katzen kletterten die vier erſten Männer an Deck. Nur der mit der Narbe folgte etwas langſamer und vorſichtiger, denn er war kein Seemann und ſolches Klettern deshalb nicht gewohnt.

Vorn am Bug ſtand der Capitän, um ſeine Leute zu empfangen.

„Capitän, wir melden uns eingetroffen,“ ſagte Holleck, indem er ihm mit der einen Hand die Papiere reichte, mit der andern aber ſeinen Hut abnahm und ſo hielt, daß er ſein Geſicht bedeckte. Er hatte die kleine Thereſe erkannt, die dicht hinter dem Capitän ſtand und erſtaunt und neugierig die fremden Männer betrachtete, die da von draußen in das Schiff hereingeſtiegen kamen.

„Ich hatte Sie vorher ſprechen wollen,“ flüſterte ihm der Capitän zu, „warum ſind Sie nicht gekommen?“

„Es ging nicht — konnte mir auch ſchon denken weshalb, ließ ſich aber nicht ändern — Was thut denn das Kind hier vorn?“

Capitän Becker ſah ſich raſch um und erkannte jetzt erſt die kleine Thereſe, die er bis dahin nicht beachtet hatte.

„Heh, Jahn, führt einmal das Kind auf's Quarterdeck — ſchnell, daß es hier nicht zu Schaden kommt — wer hat ſie denn nur hier vorgelaſſen. Du mußt bei Deiner Mama bleiben, Thereschen, und darfſt hier nicht an Bord herumlaufen. Fort mit ihr.“

„Und wo bringen Sie uns jetzt ſicher unter, Capitän?“ frug Holleck.

„Gehen Sie in's Vorcaſtle hinunter und legen Sie ſich in eine von den dunklen Kojen. Ich habe der Polizei ſchon geſagt, daß einer meiner älteren Matroſen, der mit auf meiner Liſte ſteht, krank iſt — man wird Sie dort nicht behelligen. Einer mag gleich nach vorn gehen und ſich dort beſchäftigen.“

„Das kann Bob thun.“

„Und die Anderen arbeiten hier am Anker — ich werde augenblicklich den Befehl zum Aufwinden geben, denn die Fluth ſtaut ſchon, und wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Die beiden Poliziſten bekommen eben vom Steward eine Flaſche Sherry, und werden ſchon beide entfernt zu halten ſein. Fort an Eure Plätze.“

Und ohne ſich weiter um die Leute zu bekümmern, ſchritt er zurück auf's Quarterdeck, denn er wußte recht gut, daß es nicht auffallen würde, friſch gemiethete Mannſchaft im letzten Augenblick an Bord kommen zu ſehen. Es war das etwas Allgewöhnliches, und man mußte in jetziger Zeit nur noch froh ſein, wenn ſie dann kamen.

Hinten auf dem Quarterdeck der „Suſanna Baxter“ ging es indeſſen lebendig zu, denn die Damen lachten und kicherten zuerſt über ihre Kletterpartie dann wollten ſie den Platz ſehen, wo Gertrud die kurze Zeit der Ueberfahrt hauſen würde. Eben ſo wurden die Herren in die Kajüte geladen, um dort einen Imbiß von Dem zu nehmen, was ihnen der Steward auf den Tiſch geſetzt hatte. Nur Mr. Pitt ging mit ſeinem Sohne raſchen Schrittes auf dem Quarterdeck auf und ab, denn er hatte ihm noch Manches mitzutheilen, und der Sohn nahm auch oft ſein Taſchenbuch heraus, um Einzelnes zu notiren. Was dabei um ſie her vorging, ſahen ſie natürlich nicht.

Der Capitän beſchäftigte ſich indeſſen — Lieutenant Beatty war in die Kajüte hinuntergegangen — mit der Waſſerpolizei und muſterte, während die Herren am Gangſpill ihren Sherry und nebenbei auch Cognac tranken, die Mannſchaft. Das heißt, er zeigte ihnen die Papiere und die verſchiedenen Leute, die über Bord und in der Takelage zerſtreut waren, und erwähnte auch des Kranken, der in ſeiner Koje liege. Die Waſſerpolizei machte ſich die Sache leicht. Capitän Becker war, wie ſie recht gut wußten, mit dem Polizeilieutenant Beatty befreundet, alſo hier gar Nichts weiter zu befürchten — weshalb hätten ſie ihn incommodiren ſollen. Der Sherry war ebenfalls ausgezeichnet und der Cognac noch beſſer. Das Zeug am Lande konnte man jetzt kaum mehr trinken, ſo wurde es bei dem raſenden Bedarf der zunehmenden Bevölkerung gemiſcht und verfälſcht. Warum ſich das Leben nicht ſo bequem als möglich machen?

Ein anderes Boot legte jetzt noch draußen an, das den Commis und einiges Gepäck des jungen Ehepaares an Bord brachte. Der Capitän rief Chriſtian und den Segelmacher mit dem Jungen nach hinten, um das zu beſorgen. Einer der Polizeidiener ſah dabei über Bord und bemerkte die Jolle, welche die letzte Mannſchaft an Bord geſchafft und noch immer dicht unter dem Bug lag.

„Hollah, mein Burſche, auf wen warteſt Du da unten?“ rief er dem darin faul ausgeſtreckten Patrick zu.

„Auf Niemanden, Sir — wollte nur ſehen, ob ich nicht einen oder den andern Paſſagier an Land zurück bekäme.“

„Hier iſt Nichts für Dich — wirf das Ende los und mach', daß Du da vorn wegkommſt. Verſtanden? Oder ich bringe Dich auf den Trab.“

„Ay, ay, Sir,“ ſagte der Mann mürriſch und erhob ſich langſam, denn er wußte wohl, daß er dem Befehl Folge leiſten mußte. Der Polizeiſoldat beobachtete ihn ſcharf dabei, bis er wirklich von Bord abſtieß, aber eine Strecke von dem Schiff entfernt wieder auf ſeinem Ruder liegen blieb. Dann wandte ſich der Polizeimann an den Capitän und ſagte: „Paſſen Sie ein Bischen mit auf den Halunken da drüben. Ich kenne den Schuft, er iſt mit allen Hunden gehetzt und hat dabei das ſchnellſte Boot in der ganzen Bai. Der lauert da noch jedenfalls, um ihnen einen oder den anderen von Ihren alten Matroſen abzufangen.“

„Wäre mir lieb,“ brummte der Capitän. „Stürmann, ſeid ſo gut und haltet ein wachſames Auge auf die Jolle da. Laßt mir den Burſchen nicht wieder heran."

„Sehr wohl, Sir," brummte der Steuermann, der ſich die Abfahrt von Sydney ganz anders gedacht hatte, während er nach vorn ging. „Wo der Capitän nur auf einmal die ganze Mannſchaft hergekriegt hat, und ich habe mir in Sydney bald die Beine nach dem faulen Geſindel abgelaufen!"

Der Capitän drängte aber jetzt zur Abfahrt. Der Lootſe kam ebenfalls an Bord. Die Ebbe fing an einzuſetzen. Das Schiff hatte ſich ſchon allmählich mit dem Bug der Stadt zugedreht, und der in der Jolle Sitzende mußte ſich mit langſamen Ruderſchlägen auf ſeiner Stelle halten, wenn er nicht in die Bai hinaustreiben wollte.

„Mr. Pitt," ſagte Becker, auf den Herrn des Schiffes zugehend, „ich glaube, es wird Zeit, daß ich hier wegkomme. Wenn Sie nicht noch ganz etwas Beſonderes zu thun haben, ſo wär' es mir lieb, wenn ich meinen Anker heraufholen und losgehen könnte. Wir verſäumen die ſchöne Zeit und ich möchte gern vor Nacht noch ein tüchtiges Stück von der Küſte abkommen."

„Gut, Capitän," rief Mr. Pitt vergnügt, „ich wäre der Letzte der Sie zurückhielte, denn je früher Sie hinüber kommen, deſto beſſer. Charley, ruf' die Damen herauf, daß wir die wieder in's Boot ſchaffen; das wird überdies immer noch eine Weile dauern."

Die Damen erſchienen an Deck, aber es dauerte in der That noch eine ganze Weile, ehe ſie auch nur begannen ſich wieder „einzuſchiffen," denn Damen nehmen ſo gern und nachdrücklich Abſchied von einander. Das war ein Umarmen und Küſſen mit Gertrud, die Alle in der kurzen Zeit ſo lieb gewonnen hatten, als ob ſie ſich im Leben nicht wiederſehen ſollten, obſchon ihr Aufenthalt in Neuſeeland nur auf zwei Jahre feſtgeſtellt worden.

Indeſſen gab auch Mr. Pitt ſeinem Sohne noch eine und die andere Verhaltungsregel.

„Nun, mein Junge, halte Dich alſo tapfer und laß bald etwas von Dir hören. Wenn Du ſelber drüben biſt, ſiehſt Du auch am Leichteſten, für welche Waaren Du den beſten Markt findeſt, und darüber ſchreib' mir dann beſonders genau.“

„Darauf kannſt Du Dich verlaſſen Vater.“

„Und noch Eins. Mit der nächſten Gelegenheit ſchicke ich Dir eine tüchtige Portion Schaufeln, Spitzhacken und anderes Minergeräth hinüber.“

„Nach Neuſeeland?“

„Gewiß, denn daß ſie in den Bergen dort drüben auch nach Gold graben und auch Gold finden werden, bezweifle ich keinen Augenblick. Ueberdies wird derlei Geräth jetzt hier bald aller Wahrſcheinlichkeit nach in Unmaſſe auf den Markt geworfen und dadurch ſpottbillig werden. Wir haben es nachher drüben am Platz. Keinesfall iſt viel damit riskirt, und Du wirſt ſehen, daß ich Recht habe.“

„Gut,“ ſagte Charles, „die Sachen behalten ja doch auch immer ihren Werth.“

„Und mit den Indianern laß Dich nicht zu viel ein — beſonders nicht mit den chriſtlichen. Ich traue den Halunken nicht.“

„Ich werde ſchwerlich viel in das innere Land hinein kommen.“

„Nun, das mußt Du ja an Ort und Stelle genauer ſehen, als ich es Dir hier ſagen kann. — Aber jetzt wird's mit der Abfahrt Ernſt. Alſo mit Gott, mein Junge — meinen beſten Segen haſt Du“ — und er ſchüttelte ihm dabei derb und herzlich die Hand.

„Was die da hinten für eine Ewigkeit mit ihrem Abſchiednehmen vertrödeln,“ brummte Bob ſeinem Nachbar mit der Narbe leiſe zu. „Na warte nur, mein Herzchen, *wir* kommen auch noch an die Reihe mit den Zärtlichkeiten, wenn wir nur erſt draußen in blauem Waſſer ſind. Wenn Bill etwa glaubt, daß er das glatte Geſicht für ſich allein behalten will, ſo iſt er verdammt im Irrthum."

„Ruhe. Der Steuermann kommt," mahnte ſein Kamerad.

„Auf mit dem Anker da, meine Burſchen! Lebhaft ein Bischen! Denn ehe wir nicht durch's Waſſer gehen, iſt die Geſellſchaft doch nicht von Bord zu bringen. Rührt Euch, my hearties. — So iſt's recht, mit gutem Willen geht Alles, und wir wollen das alte Stück Eiſen bald genug oben an Deck haben."

Er brauchte den Leuten wahrlich nicht zuzureden, denn Alles, worauf ſie bis jetzt gewartet hatten, war der Befehl geweſen. Mit den Paſſagieren ging ja auch die Polizei von Bord, und es fühlte ſich keiner von ihnen wohl, ſo lange er noch die gelben Hüte mit dem ſchwarzen Band darum in unmittelbarer Nähe wußte.

„Aber Thereſe — was nur das Kind hat," ſagte die Mutter. „Du trittſt mir ja fortwährend auf das Kleid, ſo dränge Dich doch nur nicht ſo an mich. Wovor fürchteſt Du Dich denn nur? — Sie iſt mir noch nicht einen Schritt von der Seite gewichen und hängt in Einem fort an mir."

„Sie ſcheut ſich jedenfalls vor den vielen fremden Menſchen, die an Deck umherſpringen und in das Segelwerk klettern," ſagte Beatty, der neben ihr ſtand. „Es thut Dir Niemand Etwas, mein Herz, und wir fahren auch jetzt gleich wieder nach Haus zurück."

„Ach ja," flüſterte das Kind, „recht geſchwind nach Haus."

„Sonderbares Mädchen," ſagte die Mutter kopfſchüttelnd. „Sie iſt ſonſt nie ſo ängſtlich, und mit allen Fremden gleich vertraut."

„Vorwärts! vorwärts!" mahnte Mr. Pitt, „der Capitän wird ungeduldig und die Segel fangen ſchon den Wind. Wenn wir jetzt nicht machen, daß wir von Bord kommen, ſo nimmt er uns wahrhaftig mit nach Aukland, und wir können noch obendrein Paſſage zahlen.“

Die Damen hatten endlich Abſchied genommen und wurden jetzt von von Hafſten, der ſich für Pauline außerordentlich beſorgt zeigte, und dem Lieutenant in die Boote beförderte, während ſich die Polizeidiener an beiden Seiten des Fallreeps aufgeſtellt hatten und ein kurzes Ende Tau um die Kleider der Hinabſteigenden hielten. Es iſt erſtaunlich, auf was die Polizei Alles zu achten hat!

„Wo iſt Thereſe?“ rief Frau Pitt zurück.

„Die nehme ich ſelber auf den Arm und bringe ſie mit hinunter,“ beruhigte ſie Beatty. „Alſo, Capitän Becker, glückliche Fahrt, und laſſen Sie ſich bald wieder einmal in Sydney ſehen.“

„Lebe wohl, mein liebes Herz,“ ſagte Mr. Pitt, und küßte die neben ihm ſtehende Gertrud auf die Stirn. „Unſere beſten Wünſche begleiten Euch, und tauſend Dank vorher Dir noch einmal, daß Du mir den Charley, den Jungen, ſo glücklich gemacht haſt.“

„Beſter Vater!“

„Schon gut, mein Kind, leb' wohl. — Nun Beatty, weshalb ſteigen Sie nicht hinab? —“

„Weil ich Sie voranlaſſen wollte, um Ihnen dann die kleine Thereſe in's Boot hinabzureichen.“

„Ah ſo, alſo Ade!“ und mit den Worten lief Mr. Pitt raſch an der Fallreepstreppe nieder und drehte ſich unten um, das Kind in Empfang zu nehmen.

„So, mein Schatz,“ ſagte Beatty, die Kleine auf den Arm nehmend und hinausſteigend, „halte Dich nur mit Deinem Aermchen feſt, ich laſſe Dich nicht fallen. Siehſt Du, da ſteht auch der Papa, der Dich gleich in Empfang nehmen wird.“

„Und fährt Onkel William mit Bruder Charley?" frug die Kleine ängſtlich an ſein Ohr gepreßt.

„Wer mein Engel?" ſagte Beatty, um das Kind zu beſchwichtigen.

„Onkel William."

„Onkel William? wie kommſt Du auf den?"

„So, jetzt geben Sie nur her," ſagte Mr. Pitt, den Arm nach der Kleinen ausſtreckend und ſie herüber ziehend. So, mein Kind, nun ſetz' Dich hier her zu mir und hab' keine Furcht; ich halte Dich ſchon, damit Du mir nicht über Bord fällſt."

Die Kleine gehorchte und ſagte kein Wort mehr, aber der ſcheue Blick, den ſie zurück nach dem Schiff, und zwar nach dem Vordertheil deſſelben, warf, war Beatty nicht entgangen. Er wußte, daß Holleck in Mr. Pitt's Haus ſtets „Onkel William" von der Kleinen genannt worden, das hatte er oft genug ſelber gehört, und jetzt —? Aber wie wäre es möglich geweſen, daß der Verbrecher gewagt haben ſollte gerade auf dieſes Schiff zu flüchten — und Capitän Becker kannte ihn ja perſönlich. Es war ganz undenkbar.

Die Boote ſtießen vom Bord ab. Auch die Waſſerpolizei hatte ihr Boot betreten, und der Lootſe oben ſeinen Platz neben dem Steuer eingenommen. Das Schiff war frei, der Anker auf und die Mannſchaft hing an den Braſſen, um die Raaen faſt vierkant zu ziehen. Die eben nicht ſtarke, aber doch friſchende Briſe wehte gerade aus der Bai hinaus. Vorn am Bug fing ſich ſchon leiſe das Waſſer an zu kräuſeln. — Patrick ruderte mit ſeinem Boot, als er die „Suſanna Baxter" unterwegs ſah, langſam der Küſte zu.

Ein eigener, wunderlicher Verdacht ſchoß durch Beatty's Hirn. Noch hatte er ſeinen Platz in dem Boot nicht eingenommen. Er bog ſich zu der kleinen Thereſe über und flüſterte leiſe:

„Haſt Du Onkel William da drüben auf dem Schiff geſehen, mein Herz?"

Die Kleine antwortete nicht, aber wieder warf ſie einen ſcheuen Blick hinüber und nickte mit dem Kopf dazu.

„Was haben Sie, Beatty?" frug Mr. Pitt.

„Easy you ours!" ſagte der junge Officier mit ruhiger, leidenſchaftloſer Stimme, während er das Polizeiboot, das ſich eben in die Ruder legen wollte, zu ſich heranwinkte. Die Bootsleute hielten, dem Befehl gehorchend, ihre Ruder ſtill.

„Mr. Haſſten, dürfte ich Sie bitten, mich einen Augenblick zu begleiten."

„Wohin?"

„An Bord zurück."

„An Bord?" lachte Mr. Pitt. „Haben Sie 'was vergeſſen?"

„Ja."

„Und ich ſoll mitfahren?" frug Haſſten.

„Ich bitte darum."

„Aber was haben Sie nur?"

„Wenn Sie die Damen allein wollten fahren laſſen, Mr. Pitt, ſo wäre es vielleicht beſſer. Wir haben vergeſſen, die letztgekommene Mannſchaft zu muſtern, und ich wünſchte, daß Sie dabei wären."

„Aber um Gottes willen, beſter Beatty," rief Mr. Pitt, „halten Sie mir den armen Becker nicht länger auf; der wird wüthend."

„Das Ganze dauert keine fünf Minuten, aber wir kommen ſonſt in Strafe. Thun Sie mir es zu Gefallen."

Er hatte dabei den Rand des neben ihm anfahrenden Polizeibootes ergriffen und ſtieg hinein.

„Und ich ſoll Sie wirklich begleiten?" fragte Haſſten noch einmal, denn er wäre viel lieber bei den Damen geblieben, als einer langweiligen Muſterung da oben an Bord zuzuſehen. Beatty warf ihm aber einen ſo eigenthümlichen Blick zu, daß er jetzt nicht länger zögerte. Es war am Ende Etwas im Werk, wobei die Damen überflüſſig wurden.

„Führen Sie Waffen bei ſich?“ flüſterte ihm Beatty zu, als er an ihm vorbei in das Boot ſtieg.

„Einen Revolver,“ erwiderte Haſſten erſtaunt, aber eben ſo leiſe.

„Gut — kommen Sie, Mr. Pitt?“

Mr. Pitt kam das Ganze außerordentlich ſonderbar vor, aber er kannte Beatty als einen ruhigen und tüchtigen Mann, der Nichts ohne Grund that. War irgend Etwas vorgefallen? Keinenfalls durften die Frauen dann davon wiſſen, daher antwortete er:

„Meinetwegen. Fahrt nur immer langſam voraus, wir holen Euch mit dem andern Boot in Kurzem wieder ein, oder noch beſſer, laßt Euch drüben im botaniſchen Garten an Land ſetzen, und wir machen nachher einen Spaziergang nach Haus zurück.“

„Die Herren ſind außerordentlich galant,“ ſagte Mrs. Pitt, „aber was wollen wir machen! Wir fahren alſo nach dem botaniſchen Garten, denn Thereſe ſcheint ſich ſchlecht mit dem Waſſer zu vertragen. Kommt nur bald nach.“

„In wenigen Minuten!“ — Das Boot ſchoß indeſſen ſchon nach dem Schiff zurück, oder mußte eigentlich hinterherfahren, denn die Briſe hatte die Segel gefaßt. So langſam und faul ſich das Fahrzeug dem Anſchein nach durch die Wellen bewegte, machte es doch ſchon ganz tüchtigen Fortgang. Es iſt merkwürdig, wie man ſich, wenn man ſelber an Bord iſt, über die Schnelligkeit eines Segelſchiffes täuſcht und erſt erkennt, wie raſch es wirklich das Waſſer durchſchneidet, wenn man mit einem Boot daneben herfährt. Die kleinen Schaluppen konnten die „Suſanna Baxter“ ſchon nicht mehr einholen.

7.

Schluß.

An Bord hatten indeſſen die neugekommenen Matroſen das Abſtoßen der Boote, wenn nicht mit lautem, doch deſto mehr mit innerlichem Jubel begrüßt. Sie fühlten ihr Fahrzeug frei, kaum noch eine halbe Stunde, und der Lootſe ging von Bord und dann umgab ſie die die weite blaue See, mit keiner Polizeicontrole weiter, und lachte ihnen die langerſehnte Freiheit. Und was für ein neues, wildes, abenteuerliches Leben lag vor ihnen, wenn ſie auf dem eigenen Schiff, mit Proviant reichlich verſehen, mit Gütern reich beladen, hinaushielten zwiſchen die wundervollen Inſeln der Südſee, oder durch die Torresſtrait in den oſtindiſchen Archipel hinein.

Holleck hätte laut aufjubeln mögen vor Luſt und Seligkeit, als ihm Bob die Freudenbotſchaft in das Vorcaſtle hinabrief. „Sie ſind fort! Alles klar!“ und mit einem Satz war er aus ſeiner Koje und mit einem zweiten an Deck, um ſich ſelber von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen. — Konnte er ja doch auch nun Rache für den Augenblick nehmen, wo er dem verrathenen Vater als Verbrecher gegenüber geſtanden und hatte fliehen müſſen, ſeiner Strafe zu entgehen, und Rache wollte er haben nach Herzensluſt.

„Wenn nur jetzt ſo ein kleiner gemüthlicher Sturmwind an zu wehen finge,“ lachte der neben ihm ſtehende Bob ſtillvergnügt vor ſich hin, „der alte Kaſten zieht ſo langſam durch's Waſſer, als ob er ſeine beiden Ketten hinterher ſchleppte. Na — was haben die jetzt noch da drüben in den Booten?“

„Der Herr Lieutenant wird mit nach der Waſſerpolizei fahren wollen," ſagte Holleck mit einem tückiſchen Lächeln. „Er ſteigt in das andere Boot."

„Da drüben geht auch Patrick mit ſeinem Boot."

„Was zum Teufel wollen denn die da unten?" flüſterte Holleck, aufmerkſam werdend. „Sie drehen bei Gott den Bug wieder nach uns zurück."

„Höll' und Verdammniß, ſind wir die Canaillen denn noch nicht los? Ich hätte verwünſchte Luſt, dem Erſten der ſeinen Schädel wieder über Bord zeigt, ein Stahlpflaſter obendrauf zu legen."

„Bramſegel los!" rief der Capitän vom Quarterdeck aus, der die Bewegung in den Booten ebenfalls geſehen hatte und ſelber keinen zweiten Beſuch mehr wünſchte.

„Das Polizeiboot hält noch einmal auf uns zu, Capitän," ſagte der Lootſe.

„Ich habe mit der Polizei Nichts mehr zu thun," brummte der Capitän, „ſie ſollen mich ungeſchoren laſſen. — Na, wird's bald?"

Ein paar von den Leuten liefen an den Wanten hinauf, den Befehl auszuführen, als Lieutenant Beatty, der bald fand, daß ſie mit dem jetzigen Fortgang des Schiffes kaum noch Diſtanz halten konnten, ſeine Mütze abnahm und ſchwenkte.

„Der Officier giebt ein Zeichen," ſagte der Lootſe. „Wollen Sie nicht das Vormarsſegel backbraſſen laſſen?"

„Verdammt, wenn ich's thue!" brummte Becker zwiſchen den Zähnen durch.

„Dann muß ich's thun, Capitän," entſchuldigte ſich der Lootſe, „ich komme ſonſt in Strafe. Bin ich von Bord, können Sie machen was Sie wollen, aber jetzt hab' ich die Verantwortlichkeit."

„Ihre Strafe nehm' ich auf mich," ſagte der Capitän. „Hol's der Teufel, mit brennt der Grund hier unter den Füßen, und wenn ich die Ebbe verſäume, kann ich noch einmal zwölf Stunden liegen bleiben und friſches Ankergeld bezahlen.“

„Nicht, wenn Sie auf Befehl der Obrigkeit anhalten. Die Boote kommen wahrhaftig nicht mit. Entſchuldigen Sie, Capitän, aber ich kann nicht anders. Steht bei den Haliards zu Starbord. Vormarsſegelfalle los! Hört Ihr da vorn?“

Niemand rührte ſich; der Segelmacher ſtand am Steuerrad, Chriſtian und der Junge waren nach oben geſchickt, der Koch in der Cambüſe und die neuen Matroſen ſchienen den Befehl nicht zu hören.

„Starbordfalle vom Vormarsſegel los! Habt Ihr die Ohren verſtopft da vorn?“

Capitän Becker fühlte ſich höchſt unbehaglich. Wenn er ſich direct widerſetzte, und er kam mit ſeinem Schiff zurück, ſo war der Teufel los — und wenn der Beſuch ihn nun gerade — aber vielleicht hatte er auch gar Nichts mit dem, was er ſich dabei dachte, zu thun.

Der Lootſe machte ſeinen Zweifeln mit einem Male ein Ende, indem er ſich ſelber in das Rad, und dieſes aufwarf, daß das Schiff, jetzt in vollem Gang, raſch dem Steuer gehorchte und gegen den Wind anluvte.

„Wenn Sie mir das Schiff auf den Sand ſetzen,“ rief Becker erſchreckt, „ſo ſtehen Sie mir gut dafür.“

„Ay, ay, Captän,“ ſagte der Lootſe, „obgleich ich eigentlich nicht verantwortlich ſein kann, wenn kein Mann an Bord einem gegebenen Befehl gehorcht. Uebrigens iſt hier keine Gefahr und wir mögen getroſt bis in hundert Schritt vom Ufer fahren.“

Der Bug der „Suſanna Baxter“ hatte ſich dem ankommenden Boot entgegengedreht und die vorderen Segel ſchlugen ſchon im Wind. Das Schiff lag vollkommen ſtill und trieb nur mit der Strömung abwärts. Wenige Minuten ſpäter war das Polizeiboot an ihrer Seite.

„Jetzt wollt' ich, daß Patrik mit ſeiner Jolle hier geblieben wäre," flüſterte Bob dem noch immer neben ihm ſtehenden und nach außen hin durch die Bulwarks gedeckten Holleck zu. „Verdammt will ich ſein, wenn mir das Zurückkommen gefällt — noch dazu ohne all' die Frauenzimmer."

Holleck erwiderte kein Wort und ſah dabei todtenbleich aus; eine verzweifelte Idee tauchte in ihm auf: an's Steuer zu ſpringen, den Lootſen zu Boden zu ſchlagen und das Schiff gleich hier in der Bai zu nehmen. Aber es war auch nur ein Gedanke, denn er ſah den Wahnſinn eines ſolchen Unternehmens eben ſo raſch ein. Den übrigen Matroſen noch vollkommen fremd, mit dem Schiff jetzt im Wind, ſelbſt noch unter den Kanonen des Forts, von dem aus die Vorgänge an Bord mit einem guten Teleſkop recht leicht beobachtet werden konnten — ein Erfolg ließ ſich nicht hoffen, ſie wären Alle dem ſichern Untergange entgegengeeilt. — Und wer bürgte ihnen dafür, daß die Polizei irgend etwas Verdächtiges an Bord bemerkt habe? Die gleichgültigſte Urſache konnte es ſein, die ſie für einen Augenblick zurückbrachte. Uebereiltes Handeln hätte da Alles verrathen und verderben müſſen.

Chriſtian und der Junge, mit ihrer Arbeit eben fertig, ſtiegen wieder an Deck herunter und Holleck warf einen wilden Blick umher nach ſeinen Leuten, aber ſie waren über Deck geſtreut, und wenn er ſie auch jetzt zuſammenrief, eine Verſtändigung mit ihnen wäre nicht mehr möglich geweſen, denn ſchon ſcheuerte draußen das Polizeibood an Bord. — Holleck durfte ſich der Gefahr nicht ausſetzen, hier geſehen zu werden, und ſtieg noch einmal in das Vorcaſtle hinunter — aber er legte ſich nicht wieder in die Koje. Was auch jetzt kam, es ſollte ihn wenigſtens gerüſtet finden.

„Nun, Mr. Beatty," redete dieſen der Capitän mit eben nicht freundlichen Blicken an, als er wieder an Bord ſprang, „welchem unvorhergeſehenen Glücksfall verdanke ich die nochmalige Ehre

Ihres Beſuches, daß Sie mein Schiff mitten in der Fahrt aufhalten?“

„Sie haben Recht, Capitän,“ ſagte der junge Mann, „es iſt ein unvorhergeſehener Glücksfall für Sie, denn Sie entgehen dadurch wahrſcheinlich einer größeren Gefahr, als Ihnen Meer oder Sturm hätte bringen können.“

„Wäre neugierig,“ meinte Becker und wünſchte heimlich den Lieutenant zu allen Teufeln.

„Zwei von Euch bleiben unten im Boot — Mr. Pitt und Mr. Haſſten, dürfte ich Sie bitten heraufzukommen? Und haltet Euch nachher ſo weit von Bord ab, daß ſich Niemand von oben hineinwerfen kann, verſtanden?“

„Ay, ay, Sir —“

„Jetzt ſagen Sie mir aber, lieber Beatty,“ bat Mr. Pitt, als er der Einladung Folge leiſtete, was Sie nur haben.“

„Was iſt denn vorgefallen?“ rief auch der raſch herbeikommende Charles, der bis jetzt mit Gertrud hinten am Spiegel geſtanden und die unausgeſetzt wehenden Grüße ſeiner Mutter und Schweſter beantwortet hatte.

„Schicken Sie Ihre Frau in die Kajüte hinunter, Charles,“ ſagte aber Beatty, ohne die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten, „wir bekommen vielleicht Arbeit hier oben. Was haben Sie an Waffen bei ſich?“

„Waffen?“ — gegen wen? Zwei Revolver, die unten in der Kajüte liegen.“

„Kommen Sie raſch damit herauf und nehmen Sie Ihre Frau mit hinunter, — Capitän, wir müſſen Ihre Leute überholen.“

„Meine Leute.“

„Natürlich können Sie nicht wiſſen, wen Sie am Bord haben,“ ſagte der Lieutenant, und Becker konnte den Blick nicht aushalten, den er auf ihn heſtete, „aber wenn mein Bericht genau iſt, ſo befindet ſich Holleck hier an Bord; und iſt er da, dann haben wir zugleich ein kleines Neſt von Buſhrangern mit ihm.“

„Holleck! der Schuft hier an Bord?“ rief der alte Mr. Pitt. Aber ſchon bei dem erſten Laut mahnte ihn Beatty's gehobene Hand vorſichtig zu ſein, und ein raſcher Blick umher überzeugte ihn, daß ſeine Leute ſchon thätig geweſen waren. Einer von Holleck's Begleitern war nämlich von dem Steuermann mit Chriſtian zuſammen an die Pumpe geſtellt worden, um zu ſehen ob das Schiff Waſſer gemacht hätte, und ſo viel Mühe er ſich dabei gab ſein Geſicht abgedreht zu halten, hatte das vielleicht gerade die Aufmerkſamkeit und den Verdacht der Poliziſten auf ihn gelenkt.

„Halloh, Jenkins, wie geht's,“ ſagte der Eine von ihnen, indem er dicht an ihn herantrat und die Hand auf ſeine Schulter legte. „Freut mich, Dich wieder zu ſehen, mein Burſche. — Ruhig — ganz ruhig, mein Freund — keine Bewegung, oder ich blaſe Dir mit dem Ding da ein Loch durch den Hirnkaſten. — Ned — leg' ihm einmal die Darbies an.“

Der Verbrecher warf einen ſcheuen, verzweifelten Blick umher, aber die Kameraden waren fern, der Poliziſt ſtand mit geſpanntem Revolver neben ihm. Er ſagte kein Wort, ſondern ſtreckte gehorſam die Hände aus und war im nächſten Moment in Eiſen.

„Da — ſehen Sie,“ ſagte Beatty zu Becker gewandt, „da haben wir ſchon den Beginn. Paßt mir auf das Boot da drüben auf, das wieder zurückgerudert kommt,“ rief er plötzlich dem unten treibenden Polizeiboote zu, als er ſah, daß Patrick draußen bei der verdächtigen Bewegung des Schiffes wie langſam näher kam. „Nun, meine Herren, an die Arbeit. Wen habt Ihr da, Withers?“

„Oh, einen alten Bekannten, Sir, den wir hier allerdings nicht vermuthet hatten.“

„Ihr habt vorher Eure Pflicht unverantwortlich vernachläſſigt. Weshalb überholtet Ihr nicht die Leute gleich, wie Euer Befehl lautet?“

„Ja, Sir, die Papiere — und der Capitän —“

„Ihr habt Euch weder um Papiere noch Capitän zu kümmern, Sirrah — hinunter in's Boot jetzt mit dem Burſchen, und wenn er ſich widerſetzt, ſo ſchlagt ihm ein Ruder auf den Schädel.“

Der Vorgang war von den Uebrigen mit Schrecken bemerkt worden. Sie wußten jetzt, was ihrer wartete, aber noch immer fehlte ihnen der Entſchluß, zu handeln.

„Bill,“ flüſterte Bob in das Vorcaſtle hinunter, „ſie haben Jenkins in den Darbies. Wollen wir warten, bis die Reihe an uns kommt? Jetzt geht's doch in Einem hin. Patrick hat ſein Boot wieder hergedreht; er iſt kaum hundert Schritt vom Bord ab.“

Holleck zögerte noch — er wußte, was ihn erwartete, und Flucht war ſein einziger Gedanke. Kümmerte es ihn doch nicht, was aus den Anderen wurde.

„Na zum Teufel, was geht denn hier vor,“ ſagte der Steuermann, der zu ihnen trat. „Was ſteht Ihr denn Alle auf einem Trupp und habt Maulaffen feil?“ An die Arbeit! Das weiß der liebe Gott, was Ihr für Landlubbers ſeid, und wer Euch für Matroſen ausgegeben, mag es am jüngſten Tage verantworten.“

„Verfluchtes Schiff!“ knirſchte Bob zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen durch, „ob ich mir nicht gedacht habe, daß der faule Kram ſo enden würde! Jetzt ſitzen wir in der Falle.“

„Na wird's bald?“ rief der Steuermann, der ſich wenig um die Polizei kümmerte. „Wer ſteckt denn da unten? Herauf da — alle Mann muſtern!“

„Komme ſchon,“ ſagte Holleck, der bis jetzt noch unſchlüſſig an der Treppe des Vorcaſtles geſtanden hatte, indem er langſam nach oben ſtieg.

An der Starbordſeite nach vorn kam Beatty in dieſem Augen blick, von den beiden Polizeidienern und zwei Bootsleuten gefolgt, wie von Mr. Pitt und Haſſten begleitet. Charles war noch unten in der Kajüte, ſeinen Revolver raſch zu laden. An der Starbordſeite aber konnte er auch Patrick's Boot erkennen, das jetzt kaum noch funfzig Schritte vom Schiffe entfernt lag, während Patrick ſelber mit langſamen aber ſcharfen Zügen ſeine Ruder handhabte. Auf demſelben Gangwege kam der Capitän nach vorn.

Holleck's Geſicht hatte jeder Blutstropfen vorlaſſen, aber die unter der Jacke verborgene Hand hielt den geſpannten Revolver, und der kleine Trupp *ſeiner* Freunde ſtand finſter und unſchlüſſig, ob ſie ſich in das Unvermeidliche fügen, oder es jetzt — freilich hoffnungslos — bis zum Aeußerſten treiben ſollten.

Capitän Becker hoffte wenigſtens das Letzte zu vermeiden. Ohne Waffen kam er heran, und als er jetzt Holleck bemerkte, rief er ihm zu:

„Mr. Holleck, es thut mir leid, aber —“

„Schuft,“ ziſchte der Verbrecher zwiſchen den Zähnen durch, der in dieſem Augenblicke nicht anders glaubte, als daß er von dem Capitän verrathen ſei. Ein Blick auf das Boot hinaus überzeugte ihn dabei, daß Patrick zur Hülfe bei der Hand ſei. Die Bootsleute in dem Polizeiboote hatten über ihren Gefangenen den erhaltenen Auftrag ganz vergeſſen, da ihnen der Ankommende überhaupt durch das Schiff ſelber verdeckt wurde. — „Schuft — Du ſollſt wenigſtens Deinen Lohn haben,“ und den Revolver herausreißend, feuerte er in blinder Wuth auf den zurückprallenden Seemann.

Die in ſolcher Nähe abgeſandte Kugel wäre für Becker auch jedenfalls verderblich geworden, hätte ihn nicht hier eine Hand gerettet, von der er es am wenigſtens vermuthete.

Hannes, der unglückliche Schiffsjunge, der zu ſeinem unbegrenzten Erſtaunen die kriegeriſchen Vorbereitungen an Bord geſehen und gar nicht wußte, was er aus dem Allen machen ſollte, war neugierig vorn nach dem „Logis“ zu gelaufen und ſtarrte die Leute verwundert an. Wie er ſich aber umdrehte, erblickte er den Capitän dicht hinter ſich, und mit dem Bewußtſein, daß er hier eigentlich gar Nichts zu thun habe, wollte er ſich eben um den Vormaſt herum nach der andern Seite drücken, als Holleck den Revolver aus der Taſche riß.

Ob der Junge nun glaubte, daß der Angriff ihm gelte, oder in einem Anfalle von verzweifeltem Muth handelte — kurz, er ſchlug die drohende Waffe in die Höh' und ſchrie: „Wullt Ji ſchießen?“

Das rettete den Capitän; zwar warf Holleck mit einem einzigen Schlag ſeiner linken Fauſt den Jungen bei Seite, aber auf den Schuß flog der Steuermann herbei, der jetzt in der That nicht daran dachte, daß er doch am Ende noch Capitän werden könne, und ſtürmten Beatty mit den Uebrigen auf Holleck zu. Widerſtand war nutzlos und Flucht das Einzige, was ihn noch retten konnte.

Mit einem Satz war Holleck auf der Schanzkleidung — unten lag Patrick's Boot — aber der Junge! — Der Schlag hatte ihn gegen die Schanzkleidung angeworfen, und wie er wieder in die Höh' ſprang, ſah er das eine Bein des Flüchtigen über ſich, griff danach und hielt es feſt. Im nächſten Moment hatte ihn der Steuermann ebenfalls am Kragen, und wie er mit dem Revolver herumfahren wollte, blieb dieſer an der einen Pardune hängen und ſchlug unten in's Waſſer.

„Ergebt Euch!“ ſchrie Beatty, der den Hauptverbrecher in ſicheren Händen ſah, den Uebrigen zu, die ſich mit geſpannten Revolvern, alle Drei in einen Trupp geballt, den Rücken gegen die Ankerwinde deckten. „Fällt von Einem von Euch ein Schuß, ſo hängt Ihr Alle mit einander. Ihr ſeht, Ihr könnt nicht fort.“

Flucht war unter keinen Umſtänden mehr möglich. Unentſchloſſen, wie ſie bisher geweſen, ſtanden die Ganner jetzt.

„Legt Eure Revolver auf Deck nieder."

Bob zögerte noch. Die Anderen ſahen ihn wie fragend an.

„Legt Eure Revolver auf Deck nieder oder ich commandire Feuer!"

„Na, da ſind wir ja wieder einmal ſo weit," knurrte Bob, und folgte dem Befehl, dem die Anderen jetzt ebenfalls nachkamen. Wenn ich nur den Lump, den Bill könnte hängen ſehen, denn der hat uns in den ganzen Schlamm hineingeritten."

„Der Wunſch iſt mäßig, mein Burſche, und kann Dir vielleicht erfüllt werden," ſagte Beatty. „Legt ihnen die Eiſen an und ſchafft ſie in das Boot hinunter."

„Anker klar!" commandirte der Lootſe hinten am Ruder, und hatte den Mann, der am Rad geſtanden, ſchon nach vorn geſchickt. Das Schiff trieb durch die Strömung, ohne natürlich in dieſer Lage dem Steuer zu gehorchen, nach der Küſte zu. Im Nu hatten die damit vertrauten Polizeileute aber ihre Gefangenen geſichert. Faſt zu gleicher Zeit ſchnappten die vier Handeiſen in ihre Schlöſſer. Holleck, den der Steuermann, der Junge und Mr. Pitt ſelber gehalten und niedergeworfen hatten, wurde ebenfalls geſchloſſen, und wenige Minuten ſpäter raſſelte der Anker wieder in die Tiefe.

„Und da ſitz' ich jetzt," ſagte der Capitän, der ſich bei dem Geräuſch des niederlaufenden Ankers hinter den Ohren kratzte. „Es iſt doch bei Gott ordentlich ſo, als ob ich von dem vermaledeiten Lande gar nicht fort ſollte."

„Und danken Sie Gott dafür," erwiderte Beatty, der die Worte gehört, „denn glauben Sie etwa, daß der Burſche, der Ihnen hier, in Aller Gegenwart, die Kugel zugedacht, ſparſamer damit auf offener See geweſen wäre? Glauben Sie, daß Sie je im Beſitz Ihres Schiffes Neu-Seeland erreicht hätten? Und bleibt ſolchen entflohenen Sträflingen von Auſtralien etwas Anderes übrig als das Schiff zu nehmen und damit zu fliehen?"

„Das ſollte Ihnen doch verdammt ſchwer geworden ſein,“ ſagte Becker, aber doch nur halb zuverſichtlich.

„Lieber Capitän, das ihrige wäre nicht das erſte Schiff, das auf die Weiſe verloren ginge, und welches Elend Sie dadurch über die junge Frau, über Mr. Pitt's Familie, über Alle heraufbeſchworen hätten, daran haben Sie wohl noch gar nicht einmal gedacht?“

„Lieber Beatty —“

„Pſt, Capitän, ich will gar Nichts weiter wiſſen, darf es gar nicht. Sie können nicht geahnt haben, daß Holleck, als Matroſe verkleidet, an Bord war. Sie verſtehen mich doch? — Unſere Geſetze ſind darin entſetzlich ſtreng — und müſſen ſtreng ſein.“

„Und was nun?“ jetzt lieg' ich wieder vor Anker.“

„In anderthalb Stunden ſpäteſtens haben Sie die Mannſchaft der „Lucy Neal“ an Bord, die ich Ihnen verſprach. Die Inſtructionen bringt Ihnen der Polizeiſergeant, denn ich kann nicht wieder an Bord kommen.“

„Mein beſter Beatty —“

„Ich thue das ſchon Mr. Pitt zu Liebe. Die Leute übergeben Sie in Aukland dem Capitän der „Lucy Neal“; ſollte der aber den Hafen ſchon verlaſſen haben, dann laſſen Sie die Leute frei oder engagiren ſie wieder für ſich ſelber, wie Sie wollen, Nur der Lohn für die Fahrt nach Neu-Seeland muß hier ausgezahlt werden. Doch das arrangire ich ſchon mit Mr. Pitt.“

„Sie ſind ein Engel in Uniform, Beatty!“ rief der Capitän, ihm vergnügt die Hand ſchüttelnd.

„Schon gut. Halten Sie Ihr Schiff ſegelfertig, und noch einmal, danken Sie Gott, daß Sie einer ſo furchtbaren Gefahr entgangen ſind.“

Vorne noch am Vorcaſtle, neben ſeinen ebenfalls gefangenen Kameraden, ſtand Holleck, bleich und mit den Zähnen knirſchend, aber die Augen trotzig, wenn auch ſcheu, von Einem zum Andern ſchickend.

Vor ihm ſtand Charles Pitt, die Arme untergeſchlagen und den Verbrecher faſt mitleidig betrachtend.

„Und hat es mit Dir zu einem ſolchen Ende kommen müſſen, William?“ ſagte er endlich. „Habe ich, hat das meine Familie um Dich verdient?“

„Geht zum Teufel!“ rief Holleck mit einem gottesläſterlichen Fluche. „Ihr habt mich einmal, nun macht ein Ende. Hätt' ich Euch ſo: — verdammt wenig Zeit zum Reden ſolltet Ihr haben.“

„Fort mit dem Schuft in's Boot!“ rief der Lieutenant, der die letzten Worte gehört hatte, „Werft ihn hinein, wenn er nicht gutwillig geht. Und dann an Land, was Eure Riemen arbeiten können. Wir haben heute einen trefflichen Fang gemacht, und die Herren da werden die Zeche bezahlen.“

„Das werd' ich thun für heute Abend,“ ſagte aber Mr. Pitt. „Alle die Leute, die dabei betheiligt waren, bitte ich heute Abend zu mir in mein Haus zu kommen, und daß Sie nicht fehlen, lieber Beatty, darum erſuche ich Sie noch ganz beſonders, denn Ihnen allein glaub' ich, daß ich die Rettung meines Schiffes und meiner Kinder verdanke.“

„Wiſſen Sie, wem Sie die Entdeckung verdanken?“ lächelte Beatty. „Ihrer kleinen Thereſe. Die hatte den Burſchen erkannt, und darum fürchtete ſie ſich ſo an Bord.“

Holleck, der gerade vorübergeführt wurde, biß in wildem Grimm die Zähne zuſammen. Aber während Beatty dem alten Herrn erzählte, wie er auf die verſteckten Verbrecher aufmerkſam geworden ſei, von denen ſich Holleck — wie er bemerkte — jedenfalls ungeſehen von dem Capitän mußte an Bord geſchmuggelt haben, wurden die Gefangenen einzeln in das Boot hinunter gelaſſen. Mr. Pitt war noch einmal zu Gertrud in die Kajüte gegangen, um ſie zu beruhigen, und bald darauf ſchoß das ſchlanke Fahrzeug dem Caſtell entgegen, ſeine eiſengeſchmückte Ladung dort abzugeben.

Auf dem Quarterdeck der „Suſanna Baxter“ ging indeſſen Capitän Becker mit langen Schritten auf und ab. Der Steuermann ſtand neben ihm und unterhielt ſich mit Patrick unten in ſeinem Boot.

„Und was haſt Du verdammter Halunke hier noch herum zu ſpioniren, heh?“

„Fahre ſpazieren, Sir,“ ſagte der Irländer trocken.

„Gut, denn thu' mir den Gefallen und fahr' nur einmal ſo nahe hier heran ſpazieren, daß ich Dir den alten Schleifſtein da in's Boot werfen kann. Nachher darfſt Du Dir auch einmal mit Deinem arrow den Grund von der Bai beſehen. Verſtanden?“

„Ay, ay, Sir,“ grinſte der Ire — „ich brauche keinen Ballaſt und danke für den guten Willen.“

Er ließ aber die Warnung doch nicht unbeachtet und hielt ſich außer Wurfsweite, denn der Seemann hätte ſeine Drohung jedenfalls wahr gemacht. Als er jedoch nach einer Weile ſah, daß es hier an Bord Nichts mehr für ihn zu thun gäbe, hielt er langſam von dem Schiff ab und ruderte dem Ufer zu.

„Mr. Borgers,“ ſagte der Capitän, indem er ſtehen blieb, — „ſeien Sie doch ſo gut und ſchicken Sie mir einmal den Jungen aft.“

„Den Hannes?“

Der Capitän nickte.

„Hannes! — Hannes! — 'mal hier aft kommen.“

Der Junge erſchien, ſeine Mütze in der Hand herumdrehend und zerdrückend, auf dem Quarterdeck.

„Captein?“ ſagte er verlegen, und wiſchte ſich die Naſe mit dem Rockärmel. — Er hatte aber Nichts zu fürchten.

„Hannes,“ ſprach der Capitän und ſah den Jungen mit dem ernſthafteſten Geſicht von der Welt an. „Du weißt, daß ich ſchneller laufen kann wie Du.“

Ueber des Jungen ſchmutziges Geſicht blitzte es wie ein verſtecktes Grinſen, denn er konnte ſich nicht helfen, er mußte an den Morgen denken, an welchem der Capitän den ſteilen, ſteinigen Hang hinabgeſchoſſen. Aber der Reſpect war zu groß, und wenn der Alte böſe wurde —

„Ja woll, Captein,“ ſagte er kleinlaut. „Sie laufen ſchon gut.“

„An dem Morgen,“ fuhr der Capitän, „hatte ich Dir 'was ganz Beſonderes zugedacht, Du weißt doch was ich meine, mein Junge?“

„Ja woll, Captein,“ ſagte der Junge noch kleinlauter.

„Na ſchön,“ verſetzte Becker. „Heute haſt Du das abverdient, und wenn Du nicht mit mir fahren und lieber wieder hinauf in's Land willſt, ſo zahle ich Dir Deinen Lohn aus, und vielleicht noch 'was mehr — und Du kannſt mit dem Boot zurückgehen.“

„Captein?“ rief der Hannes erſtaunt.

„Haſt Du mich verſtanden?“

„Ja, Captein.“

„Und willſt Du wieder in die Berge?“

Der Junge kratzte ſich jetzt mit ſeiner alten Mütze am Kopf und lachte halb verlegen vor ſich hin. Endlich ſagte er:

„Captein —“

„Ich meine es gut mit Dir,“ verſicherte dieſer — „Du haſt ganz Deinen freien Willen.“

„Wenn ich meinen freien Willen habe, Captein,“ ſagte da Hannes, der ſich ein Herz faßte, „und — und wenn ich keine Schläge haben ſoll, ſo — ſo bleib ich lieber an Bord?“

„Was? — Du haſt das Goldgraben ſchon ſatt?“

„Ja, Captein — ich will an Bord bleiben.“

„Der Junge iſt doch nicht ſo dumm wie er ausſieht,“ bemerkte der Steuermann, der ein erſtaunter Zuhörer der Unterhaltung geweſen war.

Der Capitän ſah den Jungen noch immer ernſthaft an. Er war jedenfalls von der Wendung ſelber überraſcht. Dann aber ſtreckte er ſeinen Arm aus, nahm des verblüfften Hannes Hand, ſchüttelte ſie derb und ſagte dann:

„Na, ſo bleib', Hannes, Du ſollſt's nicht bereuen. Ich will doch einmal ſeh'n, ob ich nicht noch 'was Ordentliches aus Dir machen kann, wenn Du auch ein liederlicher Strick biſt. — Und nun geh' nach vorn an Deine Arbeit.“

„Ja woll, Captein,“ ſtöhnte der Junge vor Vergnügen, und war wie der Blitz vom Quarterdeck wieder hinunter.

Beatty hielt Wort. In kaum anderthalb Stunden kam das Polizeiboot mit der Mannſchaft der „Lucy Neal“ zurück. Die Leute waren ebenfalls in Eiſen, wie alle eingefangenen Matroſen, und die Handſchellen wurden ihnen auch erſt an Bord abgenommen.

Dem Ausſegeln des Schiffes ſtand aber jetzt nicht das Mindeſte mehr im Weg. Bis der Anker oben war, blieb die Polizei an Bord; der Lootſe ſtand wieder am Steuer, der Bug des Schiffes fiel vor dem Winde ab, die Segel füllten ſich; die Briſe war indeſſen bedeutend friſcher geworden und trotz der eingetretenen Ebbe noch Waſſer übrig genug in dem Canal, der aus der prachtvollen Bai hinaus in's offene Meer führt.

Jetzt ſtieg das Boot ab, die Suſanna Baxter gewann mit jedem Augenblick mehr Fahrt, der Vorderſteven warf ſchon den weißen Schaum rechts und links zur Seite — immer kleiner wurde das Gouvernementsgebäude, wurden die Häuſer von Sydney — immer weiter öffneten ſich vor ihnen die Heads der Einfahrt. Schon konnten ſie draußen die weißen Rollwogen im

Ocean glänzen ſehen. — Jetzt ging der Lootſe von Bord, und eine Stunde ſpäter ſchaukelte das Schiff auf den blauen Fluthen des Stillen Meeres, ſeinem Ziel: Neu-Seeland, mit geblähten Segeln entgegenſtrebend.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena und Leipzig erſchienen ferner folgende neue Werke:

Brachvogel, A. E., Hiſtoriſche Novellen. Zwei ſtarke Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatraliſche Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Conſtruction landwirthſchaftlicher Maſchinen und Geräthe für Maſchinenfabrikanten, Conſtructeure, für Studirende der Technik, polytechniſche Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.-8. Preis pro Heft broch. circa 1 1/3 Thlr.

Berlepſch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebens-Bildern. Mit 16 Illuſtrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausgabe. Lex.-Oct. Ein ſtarker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergoldeten Deckenverzierungen 4 1/6 Thlr. Mit Goldſchnitt 4 2/3 Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. 1 2/3 Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Aus Chili, Peru und Braſilien. 3 Bde. 8. broch. 3 3/4 Thlr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 1/3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falſtaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 1/3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. 2 1/4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. 2. Aufl. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldſchn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Uſurpator. Ein dramatiſches Gedicht Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 5 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenſchmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erſte Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

f. 1. - 50

Eine Mutter.

Erſter Band.

Eine Mutter.

Roman

im Anſchluß an „Die Colonie“

von

Friedrich Gerſtäcker.

Der Verfaſſer behält ſich die Ueberſetzung dieſes Werkes vor.

Erſter Band.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
1867.

BIBL. UNIV. [illegible]NENS.
— 2 —

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Fürchtegott Pfeffer	9
2.	Unter den Buden	39
3.	Das Rendezvous	63
4.	Die gräfliche Familie	85
5.	Paradies und Hölle	112
6.	Jeremias	132
7.	Die erſte Begegnung	156
8.	Fräulein Baſſini	183
9.	Hinter den Couliſſen	213
10.	Graf Rottack bei Pfeffers	238
11.	Am alten Wartthurm	259
12.	Das Wiederſehen	297

Vorwort.

Die Erzählung: Eine Mutter, ſchließt ſich, mit einem Zwiſchenraum von etwas über fünf Jahren, an: Die Colonie an, ohne gerade eine Fortſetzung derſelben zu bilden.

Es iſt ein vollkommen ſelbſtſtändiges Buch, und nur die Schickſale dreier, in der Colonie vorkommender Perſonen, und zwar die des Grafen Nottack, Helenens und des Hausknechts Jeremias, werden darin weiter verfolgt.

Der Verfaſſer.

1.

Fürchtegott Pfeffer.

Ein gar reges und geräuſchvolles Leben und Treiben erfüllte heute die überhaupt nicht unbedeutende und beſonders viel von Fremden beſuchte Provinzialſtadt Haßburg.

Schon die Lage des alten Ortes war eine reizende, und eine große Zahl von wohlhabenden Leuten hatte ſich deshalb ſogar in oder nahe bei der Stadt bleibend niedergelaſſen, ſo daß ſie mit ihren freundlichen Villen und Wohnhäuſern die Anlagen wie die Hänge der daranſtoßenden Hügelkette bunt und prächtig überſtreuten.

Heute füllte aber noch eine ganz beſondere Veranlaſſung ſowohl die engen und etwas winkeligen Straßen des Weichbildes, wie auch die Anlagen und freien Plätze mit einer Unzahl geputzter Menſchen, denn es war Jahrmarkt wie zugleich Haßburger Vogelſchießen, wozu ſich dann natürlich die ganze Nachbarſchaft herbeidrängte. Beſonders die Bauern kamen in hellen Schwärmen zu Markt gezogen, und in den Hauptverbindungsſtraßen wimmelte es wie bei einer Völkerwanderung.

Unmittelbar vor der Stadt, auf einem großen, freien Platz, der ſogenannten „Schützenwieſe“, ſtand denn auch eine große Zahl von Buden aufgeſchlagen, während dicht daneben in einem niederen, langen Gebäude die „Altſchützen“ auf verſchiedenen Ständen unermüdlich nach ihren dahinter aufgeſtellten Scheiben knallten.

Der Verkehr war hier draußen auch der ſtärkſte, wenngleich ſelbſt die innere Stadt nicht von Buden verſchont geblieben, und während eine Zahl von Drehorgeln mit ihren grauſig gemalten Mordgeſchichten, böhmiſche Muſikbanden, Gymnaſtiker in ſchmutzig-weißen, phantaſtiſchen Anzügen und andere Meßkünſtler geringeren Grades die Promenaden überſchwemmten, ſammelte ſich hier das Volk beſonders, und oft wurde ſelbſt die Paſſage durch die verſchiedenen Aufzüge für kurze Zeit gehemmt und unterbrochen.

An dieſen Theil der Promenade ſtieß übrigens unmittelbar die Stadt, mit ihren hohen, ſchmalen, gedrängten Häuſermaſſen, und während die Front der hier ſichtbaren Reihe in eine enge, dumpfige Straße hinausſah und auch dort ihren Haupteingang hatte, genoſſen die Wohnungen der Hintergebäude (ſo eingeſchränkt die Miethsleute dort auch vielleicht wohnen mußten) doch wenigſtens freie Ausſicht auf grüne Bäume und blauen Himmel, und jetzt auch, als Zugabe, auf das ganze wilde Gedränge des Markttrubels, der unmittelbar vor ihren Fenſtern auf und ab wogte.

In der zweiten Etage eines dieſer ſchmalen Gebäude wohnte der am Haßburger Theater angeſtellte Komiker Fürchtegott Pfeffer mit ſeiner Schweſter und deren achtzehnjährigen Tochter Henriette in einem kleinen und ſehr beſchränkten Logis. Aber eben ſo klein und beſchränkt war auch ſeine Gage, und Pfeffer, wenn auch ſonſt ein wunderlicher und excentriſcher Kauz, doch ein ziemlich guter Haushalter und — ſonderbarer Weiſe — faſt der Einzige oder doch einer der Wenigen vom ganzen Theaterperſonal, der in Haßburg keine Schulden hatte.

Das ganze Logis beſtand nur aus zwei neben einander liegenden Stuben, jede mit einem kleinen Alcoven verſehen, dann einer etwas engen und nur nothdürftig erleuchteten Küche, und einer kleinen Holzkammer.

Die eine Stube hatte Pfeffer ſelber zum Studir- und Wohnzimmer inne, in dem daranſtoßenden Alcoven ſchlief er. In dem andern Zimmer wohnten Mutter und Tochter, und es wäre kaum möglich geweſen, ſich zwei ſonſt ganz gleiche Räumlichkeiten verſchiedener zu denken, als dieſe zwei ſich zeigten.

Das Zimmer der Frauen glich einer Puppenſtube. Die allerdings ſehr zerwaſchenen Gardinen waren ſchneeweiß; ebenſo der ſorgſam geſcheuerte Boden. Kein Stäubchen lag auf irgend einem der ſauber polirten Erlenmöbel. Ueberall herrſchte die größte, ja, faſt peinliche Ordnung, und nur auf einem ſchmalen Arbeitstiſch am Fenſter, an dem Henriette ſaß und einem geſchmackvollen Kranz von künſtlichen Veilchen und Schneeglöckchen zuſammenſtellte, lagen die verſchiedenen zu ihrer Arbeit nöthigen Ingredienzen ebenſo durcheinander, wie es die Arbeit gerade mit ſich bringt.

An Allem ſah man, daß hier ſorgliche und ordnungliebende Frauenhände walteten — und wie lag dagegen das Nachbarzimmer!

Dort wirthſchaftete Onkel Pfeffer, und zwar als unumſchränkter Gebieter der Räumlichkeit, über welche man aber nicht gleich beim erſten Betreten des Zimmers einen vollkommenen Ueberblick bekam, da eine permanente Wolke von Tabaksqualm den überhaupt nicht ſehr hellen Raum in ein ewiges, geheimnißvolles Halbdunkel hüllte. Hatte man ſich aber erſt daran gewöhnt und war nicht gleich beim erſten Betreten dieſes künſtleriſchen Heiligthums über einen Haufen dicht an der Thür liegender Broſchüren, Bücher und Schriftſtücke geſtolpert, ſo erſchien Fürchtegott Pfeffer, wie der heraufbeſchworene Geiſt eines Zauberers, mit in Papilloten rund herum feſt eingewickelten Haaren, in einem ſehr ſchmutzigen, langen, wattirten Schlafrock, die lange Pfeife in der Linken, eine offene „Rolle“, aus der er memorirte, in der rechten Hand, und blieb dann jedesmal — beide Arme von ſich haltend und mit einer Bewegung etwa mitten in der Stube ſtehen, als ob er hätte ſagen wollen: Na, wer ſtört mich nun wieder?

Die Stube ſelber befand ſich nicht allein in einer künſtleriſchen, ſondern ſogar in einer künſtlichen Unordnung, gegen die aber weder Schweſter noch Nichte einſchreiten durften. Pfeffer behauptete nämlich — und vielleicht nicht ganz mit Unrecht —, ſobald einmal bei ihm aufgeräumt würde, fände er nie mehr, was er ſuche, und es ſei nachher eine Heidenarbeit, ſein Studirzimmer wieder in den Stand zu ſetzen, wie er es allein brauchen könne, das heißt: in ein wahres Chaos von lauter benutzten und unbenutzten Dingen.

Die Gardinen waren jedenfalls, als ſie am Erſten des Monats aufgemacht worden, eben ſo rein und weiß geweſen, wie in der Nachbarſtube; wenn aber auch erſt drei Wochen dazwiſchen lagen, ſo ſahen ſie doch jetzt ſchon entſetzlich aus. Ein ſchwarzer Reif ſchien auf ſie gefallen zu ſein, — wie ein Trauercouvert mit ſchwarzen Rändern hingen ſie von der Decke nieder, und noch immer zog der dicke Qualm zu ihnen empor und ſetzte ſich den vorangegangenen Rußtheilen an.

An den Wänden hingen eine Menge Bilder von theatraliſchen Größen, alle jedoch nur in einfach braunen oder ſchwarzen Rahmen. Was aber die Kunſt getrennt, hatte die Kunſt hier wieder vereint, denn über dem kleinen, mit buntem Kattun bezogenen Sopha nahmen Bogumil Dawiſon und Emil Devrient den Ehrenplatz ein, ja, ein Lorbeerkranz verband ſogar Beide mit einander.

Dort hingen auch Ludwig Löwe und Laroche, dort hingen die Charlotte Ackermann, die alte Schröder und eine Menge berühmter Schauſpieler und Schauſpielerinnen; dort hingen Schiller, Goethe, Leſſing, Iffland — aber kein einziges Bild eines Tenoriſten oder einer Primadonna, und noch viel weniger eines, das nur im entfernteſten auf die Poſſe Bezug gehabt hätte.

Pfeffer haßte nicht allein die Oper, ſondern auch die Poſſe, und war vielleicht gerade deshalb ein ſo ausgezeichneter Komiker, weil er ſeine Rollen mit einer ſolchen Erbitterung — ja, mit einem wahrhaft tödtlichen Haß abſpielte, gewiſſermaßen, um ſie nur los zu werden.

Außerdem ſtand in der Stube noch ein alter Schreibtiſch aus Nußbaumholz, aber von oben bis unten mit Büchern, Rollen, Coſtümbildern, Zeitungsblättern wie allen nur erdenklichen Rauchapparaten, als Tabakskaſten und Beutel, Pfeifenröhren, Cigarrenſpitzen ꝛc., bedeckt. Den Nipptiſch in der Stube bildete aber die Commode mit einem Photographien-Album im Centrum. Rechts davon ſtand ein unbenutzter Mahagoni-

Tabakskaſten mit geſtickten Seitenwänden, neben ihm ein geſticktes Uhrgehäuſe, links eine eben ſolche Cigarrentaſche, wie ein mit Silber beſchlagener, guter Meerſchaumkopf in geöffneter Kapſel — Alles mit dichtem Staub bedeckt, denn abwiſchen durfte es Niemand.

Zwiſchen den beiden Fenſtern, über einem kleinen Wandſchrank, war auch ein Spiegel angebracht, der Vorhang aber von beiden Seiten ſo geſteckt worden, daß er den oberen, alſo benutzbaren Theil desſelben vollkommen bedeckte und nur den unteren ſichtbar ließ, den Pfeſſer brauchte, wenn er ſich raſirte.

Zwiſchen den beiden Stuben, die er und ſeine Schweſter bewohnten, beſtand eine Verbindungsthür, aber ſie ſchien caſſirt zu ſein. Es hing wenigſtens auf ſeiner Seite eine dicke wollene Decke davor, und ein kleines Büchergeſtell war ſo angebracht, daß es den unteren Raum vollkommen ausfüllte. Aber nicht deshalb war es etwa geſchehen, weil ſich Bruder und Schweſter nicht vertragen hätten — im Gegentheil, es gab kaum zwei Geſchwiſter, die ſich zärtlicher liebten, wenn ſich auch Pfeſſer ſelber etwas Derartiges nie merken ließ. Wäre aber die Thür benutzt geweſen, ſo hätte der fortwährende und furchtbare Tabaksqualm auch unfehlbar in das andere, von den Damen bewohnte Zimmer hineinziehen müſſen, und Pfeffer ſelber that da Einſpruch.

So verkehrten ſie denn, wenn auch nicht ſo raſch, doch eben ſo häufig durch den kleinen Vorſaal mit einander, der draußen auf die Treppe ausmündete und dadurch dem Tabaksrauch einen freien Abzug gab, ohne in das Zimmer der Schweſter zu dringen. Nach einem ſtillſchweigenden Uebereinkommen betrat er deshalb auch nie das Nachbarzimmer mit ſeiner Pfeife — wenigſtens nie, wenn die Fenſter geſchloſſen waren. An warmen Sommertagen, wenn dieſe weit geöffnet ſtanden, kam er aber doch auch manchmal einen Moment „als Schornſtein,“ wie er es ſelber nannte, hinüber, blies den Qualm ein paar Minuten dort in's Freie hinaus und kehrte dann in ſein „Rauchneſt“ zurück — oftmals, ohne auch nur eine einzige Silbe geſprochen zu haben. Heute Morgen war er in beſonders ſchlechter Laune, denn die zahlreichen Muſikbanden, von denen manchmal zwei zu gleicher Zeit verſchiedene Melodien unter ſeinem Fenſter blieſen, hatten jedes Memoriren unmöglich gemacht. Was half es ihm, daß er die Fenſter feſt verſchloſſen hielt und die Rouleaux ſelbſt herunter ließ, um ſo wenig als möglich von dem Treiben da unten zu hören und zu ſehen! Die ſchrillen Töne drangen doch hindurch, und der Tabaksqualm wurde zuletzt ſo dicht und arg, daß er es ſelber nicht mehr darin aushalten konnte.

Mit einem halb verbiſſenen Fluche zog er die Rouleaux wieder in die Höhe, ſtieß die Fenſterflügel auf und ging dann, ſein Zimmer auch durch die geöffnete Thür lüftend, einen Augenblick zu ſeiner Schweſter hinüber, wo er an eines der weit geöffneten Fenſter trat.

„Du kannſt wohl heute bei dem Lärm nicht arbeiten, Onkel?“ fragte ihn das junge Mädchen, das in einfach bürgerlicher, faſt etwas dürftiger Tracht an einem kleinen Tiſch am Fenſter ſaß und künſtliche Blumen zuſammenſtellte. Sie ſah ihm wohl an, daß er mürriſch und verdrießlich war, konnte aber in ſolchen Fällen noch immer am beſten mit ihm auskommen.

„Arbeiten,“ knurrte Pfeffer an ſeiner Pfeifenſpitze vorbei und ſchoß erſt eine Anzahl von Rauchringeln in die blaue, ſonnige Luft hinaus — „arbeiten, bei dem Skandal? Es iſt ordentlich, als ob ſie Einem das Gehirn auseinander trieben. Das halte ich auch nicht länger aus. Gott ſtraf' mich, morgen kündige ich das verwünſchte Logis und ziehe an's andere Ende der Stadt! Lieber doch oben auf einem Thurm und eine Meile vom Theater wohnen, als hier in dieſem Sodom und Gomorrha!"

Henriette ſchmunzelte leiſe vor ſich hin, denn den nämlichen Entſchluß faßte der Onkel an jedem ſolchen Markt, hütete ſich aber wohl, ihn je auszuführen; denn die Wohnung lag ihm ſelber viel zu bequem und nahe beim Theater, um ſie leichtſinnig aufzugeben. Er war eben verdrießlich heute, und da mußte man ihn austoben laſſen; er wurde auch ſchon von ſelber wieder gut.

Jetzt freilich leuchtete ſein Geſicht wie eine Wetterwolke mit ſeinen finſter zuſammengezogenen Brauen, die Stirn in tiefen Falten und einen Ausdruck in den Zügen, als ob er die Welt hätte vergiften können. Da plötzlich, als ob eine Garbe von Leuchtkugeln die dunkle Nacht erhellt, nahm er die Pfeife aus dem Munde — ſein Geſicht ſtrahlte von Freundlichkeit, und mit einer tiefen Verbeugung und dem verbindlichſten Lächeln vom Fenſter aus Jemanden grüßend, der gerade unten vorbeiging, ſagte er mit ſeiner wohlwollendſten Miene: „Daß Du den Hals brächeſt, Du verdammter ſchiefbeiniger Halunke Du — Du Leuteſchinder — empfehle mich Ihnen gehorſamſt!“

„Wer geht denn da vorbei?“ ſagte ſeine Schweſter, eine Frau vielleicht hoch in den Dreißigern, aber ein liebes, freundliches, matronenhaftes Weſen, die leidend ſchien und auf dem Sopha lag.

„Der Herr Director,“ lächelte Henriette.

„Wie der Schuft die Beine ſpreizt,“ ſagte Pfeffer, der wieder ſeine alte, finſtere Miene angenommen hatte, ſobald der Director von unten nicht mehr herauf ſah — „breitſpuriger Muſenkutſcher — grüßt auch noch der — Heuchler!“

„Ach, Onkel, ſieh nur, was da für reizende Kinder in der Equipage ſitzen!“ rief Henriette, die von ihrer Arbeit aufgeblickt, während Pfeffer noch immer giftig ſeinem Vorgeſetzten oder Chef nachſchaute. „Das ſind gewiß Fremde, denn ich erinnere mich nicht, ſie ſchon hier geſehen zu haben.“

Unten vor dem Fenſter fuhr in dieſem Augenblick ganz langſam, da die Pferde in dem Menſchengewühl nur im Schritt gehen konnten, eine leichte, ſehr elegante Equipage vorüber. Ein Kutſcher in Livrée führte ſie, und im Fond derſelben ſaßen ein Herr und eine Dame in Reiſekleidern, während auf dem Rückſitz ein junges Mädchen — wahrſcheinlich die Bonne — die größte Mühe hatte, zwei allerliebſte Kinder, einen Knaben von etwa vier und ein kleines Mädchen von vielleicht drittehalb Jahren, ruhig auf ihren Sitzen zu halten. Und das ſchien in der That kein kleines Stück Arbeit, denn das lebendige Pärchen entdeckte in der neuen, regen Umgebung eine ſolche Menge von Merkwürdigkeiten, daß ſie mit den kurzen Aermchen nur immer da- und dorthin deuteten und Vater und Mutter das gerade Bemerkte auf friſcher That auch zeigen, ja, am liebſten hinaus und näher hinan wollten.

Die Eltern aber, die dem ſie umwogenden Treiben kaum einen Blick ſchenkten, lächelten über die fröhliche Unruhe der Kinder und mußten nur ſelber mit beſchwichtigen und ermahnen helfen, um ihren unruhigen Eifer zu zügeln.

„Ja, das ſind Fremde," ſagte Pfeffer, der einen mürriſchen Blick nach der bezeichneten Richtung hinunterwarf; „es wimmelt ja von denen jetzt in Haßburg — vornehmes Pack —

hochnaſige Geſellſchaft — was kümmern die uns!"

„Was das für eine reizende Frau iſt und was für wundervolle Haare ſie hat!" fuhr Jettchen fort.

„Ja, wie Deine Tante, Fräulein Baſſini — ein echter Goldfuchs — wie nur ein Menſch an rothen Haaren Freude finden kann."

„Aber ſie ſind doch nicht roth, Onkel — es iſt das herrlichſte Goldblond, das ich in meinem ganzen Leben geſehen habe."

„Goldblond," brummte Pfeffer verächtlich vor ſich hin — „Rothfuchs — was Du für einen Begriff von goldblond haſt."

„Du biſt einmal verdrießlich heute, Onkel," lächelte Henriette, „und in der Stimmung hätteſt Du ſelbſt am Himmelsblau 'was auszuſetzen."

„Hätt' ich?" brummte Pfeffer und qualmte ſtärker — „was die Jungfer Naſeweis nicht Alles bemerkt. — Das da unten ſind auch ein paar goldblonde Pferde, nicht wahr?"

„Das iſt die Equipage des reichen Monford," ſagte Jettchen, die wieder einen Blick hinausgeworfen hatte, aber zugleich auch, verlegen erröthend, ohne daß der Onkel jedoch etwas davon bemerkte, nach unten irgend Jemanden dankend grüßte.

„Die wälzen ſich ordentlich in Gold,“ ſagte Pfeffer — „Herr Gott, iſt das nun Gerechtigkeit? Das Volk weiß nicht, wie es die Tauſende, nur um ſie los zu werden, zum Fenſter hinauswerfen ſoll, und bei uns langt's manchmal knapp zu Kartoffeln und Häringen!“

„Und wer weiß, ob ſie ſo glücklich ſind, wie wir!“

„Glücklich — was ſollte denen an ihrem Glück fehlen? Alles, was ſich ein Menſch nur möglicher Weiſe wünſchen kann, wenn er recht unverſchämt iſt, haben ſie: eine große, reiche Familie, Sohn und Tochter, geſund und vornehm — bah, geh' mir mit den Redensarten, die ſich recht hübſch von der Kanzel herunter oder auf dem Theater ausnehmen: „Reichthum macht nicht glücklich“ — aber im wirklichen Leben — alle Teufel,“ unterbrach er ſich plötzlich und nahm raſch die Pfeife aus dem Mund, „ſchnüffelt da unten nicht ſchon wieder unſer ſiebenundzwanzigſter Liebhaber, unſer Herr Rebe mit ſeinem claſſiſchen Vornamen herum? Horatius Rebe — Horatius Cocles — jedenfalls Geſchwiſterkind mit einander — daß Dich die Milz ſticht!“

„Aber, beſter Onkel,“ lächelte Henriette, dabei doch etwas verlegen und jedenfalls mehr erröthend, als eigentlich nöthig geweſen wäre — was kann denn ein Menſch für ſeinen Vornamen? Er hat ihn ſich doch nicht ſelber gegeben.“

„Unſinn, ſelber gegeben — natürlich hat er ihn ſich nicht ſelber gegeben, ſondern irgend ein eben ſo verrückter Pathe; aber er kann ihn doch zum Teufel werfen, ſo wie er nur einmal ſo viel Verſtand hat, um eine Nachtmütze von einer Lichtſcheere zu unterſcheiden!“ rief der Onkel, der heute wirklich entſchloſſen ſchien, ſich über Alles zu ärgern. — „Horatius — Horatius! Jeder anſtändige Menſch auf der Welt hat doch wenigſtens zwei oder drei verſchiedene Vornamen, von denen er berechtigt iſt, ſich den auszuwählen, der ihm am beſten gefällt. Warum thut er das nicht auch? — aber denkt gar nicht dran. Wahrſcheinlich iſt er auch noch ſtolz auf ſeinen Horatius; daß Dich der Henker hole — ich wollte Dich behoratiuſſen, wenn Du mein Sohn wäreſt!“

„Aber, Onkelchen,“ lachte Henriette ſtill vor ſich hin, „wenn Dir nun ſeine anderen Namen auch nicht beſſer gefielen, wie der da?“

„Ach, Schnack,“ rief Pfeffer, „und was weißt

Du überhaupt von ſeinen anderen Vornamen, he? Was ſagſt Du?“

„O, nichts, Onkelchen, ich zählte nur eben hier die Blätter zu dieſer weißen Roſe ab.“

„Und beim Himmel,“ fuhr Pfeffer auf, der, während er ſprach, den jungen Menſchen nicht aus den Augen gelaſſen hatte, „da kommt er ſchon wieder auf's Haus zu! Jettchen, Jettchen, ich will Dir 'was ſagen — ich fange an Verdacht zu ſchöpfen, daß ſich der junge Springinsfeld die Schuhſohlen hier nicht umſonſt alle Tage vor dem Fenſter abläuft — ich hätte Dich für vernünftiger gehalten.“

„Aber, Onkel!“

„Die Poſſen laß Dir vergehen,“ fuhr Pfeffer fort; „Du haſt nichts, als was Du Dir mit Deiner Hände Arbeit ſauer genug verdienſt, und er hat gar nichts, als ſeine „Liebe zur Kunſt,“ wie er's hochpoetiſch nennt und die ihn bis jetzt nicht viel höher gebracht hat, als Stühle heraus zu tragen und höchſtens einmal einen Ritter anzumelden! Darin paßt Ihr nun allerdings zu einander, daß Ihr Beide nichts habt, aber das Ende vom Liede wäre auch, daß Ihr Euch Beide unglücklich machtet und Euer Leben verdürbet!“

„Aber Onkel, er denkt gar nicht daran!“

„Denkt nicht daran? — Lehr' Du mich Menſchen kennen! — Uebrigens weiß ich ſchon, daß er nur wieder unter dem Vorwande heraufkommt, mich zu beſuchen. Na, die Freude will ich ihm dieſes Mal machen — arbeiten kann ich außerdem heute nichts — daß Ihr ihn mir aber nicht hier herüber laßt, das ſag' ich Euch!" — Und damit nahm er ſeinen Schlafrock vorn zuſammen und ging wieder über den Vorſaal in ſein eigenes Zimmer hinüber.

Henriette blieb ſchweigend an ihrer Arbeit ſitzen, und die Mutter war aufgeſtanden und nahm ihr jetzt gegenüber am Fenſter Platz.

„Der junge Rebe iſt die letzte Zeit recht oft hier geweſen, Kind," ſagte ſie endlich, während ihr Auge über die bunten Gruppen vor dem Fenſter glitt, ohne ſie zu ſehen.

„Liebe Mutter..."

„Ich glaube, der Onkel hat recht, Kind," fuhr die Frau aber wehmüthig fort — „nicht, daß ich etwas gegen den jungen Mann ſelber einzuwenden hätte; er ſcheint brav und ordentlich zu ſein und man hört über ſein ganzes Betragen nur immer Gutes, aber — das Theater iſt ein gefährlicher Boden für junge Leute, und — kein

Menſch weiß außerdem, ob er auch wirklich Talent hat und es je zu etwas bringen wird.“

„Er ſtudirt ſo fleißig!“ ſagte Henriette leiſe.

„Ja, mein Kind,“ ſeufzte die Frau, „das allein macht es nicht, und darin ſteht der Künſtler weit gegen den Gelehrten im Nachtheil. In jedem andern Fache kann es ein wirklich tüchtiger Mann durch Fleiß und Ausdauer erzwingen, vorwärts zu kommen, wenn er auch nicht übermäßig begabt ſein ſollte; in der Kunſt aber nicht, und nicht allein das Talent hilft ihm da, er muß auch Glück haben, wenn er es je zu etwas bringen — wenn er je ein erſtes Fach bekleiden will. Kann er das aber nicht, dann wäre es viel vernünftiger, er lernte eher das einfachſte Handwerk, als daß er ſich ſeine Lebenszeit bei kleinen Bühnen herumtriebe, um da zweite oder dritte Rollen zu ſpielen. In dem Fall, mein Herz, iſt der Schauſpielerſtand ein elendes und trauriges Leben, glaube mir!“

„Aber Du warſt ſelber beim Theater, Mama,“ ſagte Henriette, „der Onkel iſt dabei, Deine ſelige Mutter, wie Du mir oft erzählt, ſoll ebenfalls eine brave Sängerin geweſen ſein, ja, Deine eigene Schweſter ſpielt jetzt noch Komödie!“

„Das Alles iſt wahr, Herz,“ nickte die Mutter, „unſere ganze Familie gehört dem Theater an, und doch danke ich Gott, daß Du Dir Dein Brod, ſo ſpärlich es auch ſein mag, auf andere Art verdienen kannſt. Ja, wer eines der erſten Fächer bekleidet, wer bei einer großen Bühne der Liebling des Publikums geworden, der nimmt wohl eine ehrenvolle Stellung ein, und kann auch ganz ſeiner Kunſt leben; die Direction braucht ihn und ſeine Zukunft iſt geſichert — aber wie Wenigen unter Tauſenden iſt das beſchieden, und ſich in untergeordneten Fächern bald hier, bald da herumtreiben, jetzt hier mit einer kleinen Gage angeſtellt, dann wieder im Lande nach einem Engagement herumſuchend, das, mein liebes Kind, ſei verſichert, iſt ein trauriges Brod, und ſchlimmer, weit ſchlimmer, als Holzhacken und Tagelohn!“

„Aber verdienen die Leute nicht, was ſie zum Leben brauchen?“

„Ja — vielleicht. — So lange ſie allein ſtehen und geſund bleiben, ſchlagen ſie ſich durch, und der Leichtſinn, der ein glückliches Erbe dieſes Standes iſt, hilft ihnen über manches Schwere hinweg. Verheirathen ſie ſich aber und kommt Familie dazu, dann tritt nur zu häufig der furchtbare Ernſt des Lebens an ſie heran und ſie leiden oft, ohne eine Stätte, wohin ſie ihr Haupt legen können, die bitterſte Noth. — Aber ich brauche Dir das gar nicht weiter zu beſtätigen; Du ſiehſt es ſelber hier faſt jede Woche, denn keine vergeht, wo nicht Einer oder der Andere hier durchkommt und ſein Leben mit Collectenmachen friſtet — nur um den nagenden Hunger zu ſtillen, nur um der dringendſten Noth abzuhelfen. Jeder Thaler aber, der ihnen gereicht wird, iſt doch nur ein Tropfen Waſſer auf einen heißen Stein und ihres Jammers kein Ende — kannſt Du es mir und dem Onkel verdenken, wenn wir Dich vor einem ſolchen Schickſal bewahrt wiſſen wollen?“

„Liebe Mutter!“

„Aber wir ſchwatzen und ſchwatzen hier,“ brach die Frau plötzlich ab, „und es wird indeſſen ſpät; da ſchlägt es wahrhaftig ſchon zehn Uhr — Kind, Du mußt nach dem Mittageſſen ſehen, ſonſt wird der Onkel nachher böſe, wenn es nicht zur rechten Zeit auf dem Tiſch ſteht.“

„Ja, ja, Mama,“ rief Henriette, ſchob ihre Arbeit raſch bei Seite und ging hinaus in die Küche. Die Mutter ſah ihr ſinnend nach, ſtützte dann den Kopf in die Hand und ſeufzte leiſe, aber recht aus tiefſter Seele herauf:

„O, daß wir ſo arm ſind!“ —

Pfeffer hatte indeſſen ſein unter der Zeit vollſtändig gelüftetes Zimmer wieder betreten und die Thür geſchloſſen, als es anklopfte.

„Guten Morgen, Herr Pfeffer,“ ſagte in dieſem Augenblick der junge Rebe, welcher auf der Schwelle erſchien, „ich ſtöre doch nicht?“

„Woher vermuthen Sie das, mein ſehr verehrter Herr Horatius Rebe, wenn man fragen darf?“ brummte Pfeffer, deſſen Laune ſich noch nicht im geringſten gebeſſert hatte.

„Weil ich Sie ſo deutlich erkennen kann,“ lächelte der junge Mann, „denn wenn Sie tüchtig arbeiten, haben Sie auch gewöhnlich eine dem entſprechende Wolke um ſich her.“

„Das Rauchen iſt Ihnen doch nicht unangenehm?“ fragte Pfeffer verbindlich und mit einer Bewegung, als ob er ſeine Pfeife gleich in die Ecke ſtecken wollte.

„Mein guter Herr Pfeffer,“ ſagte Rebe mit einem wehmüthigen Zug um die Lippen, „ich weiß ſehr wohl, daß mir nichts unangenehm ſein darf — übrigens würde ich ſelber wieder rauchen, wenn meine Gage nur ein klein wenig höher wäre.“

„So — und was verſchafft mir da heute die Ehre Ihres Beſuches?“

„Ich ſehe, Sie ſind heute nicht in glücklicher Stimmung,“ ſagte Rebe — „kann ich vielleicht die Damen ſprechen?“

„Nein,“ brummte Pfeffer — „meine Schweſter iſt krank und Jettchen pflegt ſie.“

„Doch nicht ernſtlich?“

„Allerdings, ſie pflegt ſie ganz ernſtlich.“

„Nein, ich meine…“

„Wünſchen Sie ſonſt noch etwas?“

„Mein lieber Herr Pfeffer, ſagen Sie mir nur, weshalb Sie mich heute ſo ſchrecklich ablaufen laſſen,“ bat Rebe herzlich, indem er auf ihn zuging und ſeine Hand zu ergreifen ſuchte, die Pfeffer aber in die Taſche ſteckte — „habe ich Ihnen etwas zu leid gethan?“

„Nein — noch nicht — aber Sie wollen es!“ brummte mürriſch der Mann.

„Ich will es?“

„Ja — Sie verdrehen dem Mädel, dem Jettchen, den Kopf!“

„Aber, beſter Herr Pfeffer!“

„Können Sie eine Frau ernähren?“

„Noch nicht, aber ich hoffe…“

„Hoffe — alberne Redensart — hoffe, hoffe — dafür giebt Ihnen kein Menſch einen Pfifferling, viel weniger eine ganze Haushaltung! Wie lange ſind Sie ſchon beim Theater!“

„Seit einem Jahre — ſeit ich hier bin!“

„Hm — und was waren Sie früher?“

„Ich habe ſtudirt.“

„Nun ja, das dachte ich mir ungefähr, und nachdem Sie Ihren Eltern das ſchwere Geld gekoſtet, laufen Sie zum Theater — nein, es iſt ganz unglaublich, wie verrückt manche Menſchen ſind, ſtudirt bis in die blaue Pechhütte hinein, nur um nachher die Geſchichte an den Nagel zu hängen und in der Welt herumzufahren! Wofür haben Sie nun ſtudirt?“

„Und glauben Sie wirklich, daß mir das als Schauſpieler verloren wäre?“ lächelte Rebe. „Hier gerade kann es mir bedeutend nützen, und wenn meine Liebe zur Kunſt ...“

„Jetzt hören Sie auf,“ ſchrie Pfeffer — „Liebe zur Kunſt — wenn ich den Blödſinn nur nicht mehr hören müßte — Liebe zur — ich hätte bald 'was geſagt, Herr Horatius! — Apropos, iſt der Horatius etwa Ihr Theatername, und glauben Sie, daß er ſich beſonders hübſch auf dem Zettel ausnehmen ſoll, wenn es zum Beiſpiel heißt: Horatio Herr Horatius Rebe?“

„Ich bin ſo getauft,“ lächelte der junge Mann

„und — möchte mich doch auch nicht gern wieder umtaufen.“

„Aber Sie haben doch, zum Teufel, auch noch andere Namen!“ rief Pfeffer. „Weshalb nehmen Sie nicht einen von denen?“

„Allerdings, Herr Pfeffer,“ ſagte Rebe etwas verlegen, „aber die anderen klingen eben auch nicht beſſer. Ich heiße mit meinem vollen Namen Horatius Scipio Quintus.“

„Nanu bitt' ich aber zu grüßen!“ rief Pfeffer erſtaunt. „Weiter nichts?“

„Mein Vater war ein armer Schullehrer,“ fuhr Rebe fort, „der für die Alten ſchwärmte — er iſt lange todt,“ fügte er leiſe hinzu, „und ich mochte ihn nicht dadurch noch im Grabe kränken, daß ich den ihm einſt lieb geweſenen Namen verwarf.“

„Sehr ehrenwerth, Herr Horatius Cocles — Rebe, wollt' ich ſagen,“ brummte Pfeffer, „aber ich glaube, Sie haben Ihren todten Papa noch viel mehr damit gekränkt, daß Sie unter die Komödianten gegangen oder, wenn Ihnen der Ausdruck beſſer gefällt, Mime geworden ſind. Keinesfalls hätten Sie zu ſtudiren gebraucht, um ein ſchlechter Schauſpieler zu werden.“

„Aber ich hoffe ein guter zu werden, Herr Pfeffer."

„Da haben wir wieder die Hoffnung, und indeſſen beſchäftigen Sie ſich mit Hinaustragen von Stühlen und Ableiern von kleinen Rollen!"

„Weil ich keine größeren bekommen kann!" rief Rebe. „Iſt denn der Director auch nur dazu zu bewegen, mir einmal einen Verſuch zu geſtatten? Erlaubt er mir denn nur ein einziges Mal, zu zeigen, was ich wirklich kann? Ach, mein beſter Herr Pfeffer, wenn Sie es nur ein einziges Mal dahin bringen könnten, daß ich…"

„Bleiben Sie mir vom Leibe," rief Pfeffer raſch; „ich habe mit der ganzen Schmiere nichts zu thun! Ich ſpiele meine Rollen ab, und damit Baſta — wenn Ihnen eine von denen zuſagen ſollte, mit dem größten Vergnügen — in das Andere miſche ich mich nicht. So viel ſage ich Ihnen aber: — hier — wenn Sie wirklich Talent hätten — kommen Sie zu nichts; Handor ſpielt Alles, alſo eine Ausſicht bleibt Ihnen nicht, und deshalb bitte ich Sie jetzt ſehr ernſtlich, daß Sie dem armen Mädchen, dem Jettchen, keinen weiteren Sparren in den Kopf ſetzen!"

„Aber, beſter Herr Pfeffer!"

„Ich glaube, Sie haben mich verſtanden?"

„Vollkommen!“

„Schön, dann brauchen wir auch weiter nichts darüber zu reden, und ich…“

Er wurde hier unterbrochen, denn in dem Moment flog die Thür auf und herein ſtürzte in größter Eile und mit einem „Allerſeitigen Guten Morgen“ Fräulein Baſſini, Pfeffer's älteſte Schweſter, ebenfalls Mitglied des hieſigen Stadttheaters — mit einem rieſigen Toupet von hochrothen Locken, dabei decolletirt und ſehr phantaſtiſch angezogen. Sie machte auch nicht viel Umſtände.

„Fürchtegott,“ rief ſie, „ich habe meine Doſe vergeſſen und muß in die Probe — borg' mir die Deinige.“

Fräulein Baſſini — wie ſie mit ihrem Theaternamen hieß, da ihr der Name Pfeffer zu proſaiſch klang — ſpielte Charakter- und Anſtandsdamen. Sie war aber „jeder Zoll eine Schauſpielerin“ und, wenn auch ſchon im Anfange der Vierziger — was ſie übrigens hartnäckig läugnete —, doch noch ſo liebenswürdig coquet, wie ein junges Mädchen von ſiebenzehn Jahren.

„Schon wieder einmal,“ ſagte Pfeffer, wie es übrigens ſchien, nicht ſehr erbaut von dem Ueberfall; „merkwürdig, daß Du nie etwas von

Deiner Auftakelei vergiſst. Frauenzimmer, wie ſiehſt Du heute Morgen wieder aus — gerad' wie ein Pfingſtochſe!"

„Du biſt und bleibſt ein Grobian!" rief Fräulein Baſſini, indem ſie ohne Weiteres die auf dem Tiſch ſtehende Doſe an ſich nahm und einſteckte — was müſſen denn nur andere Leute von Dir denken. — Guten Morgen, Herr Rebe!"

„Und willſt Du nicht einmal zu Deiner Schweſter hinübergehen? Sie iſt nicht recht wohl."

„Es hat ſchon zehn Uhr geſchlagen, und ich komme im erſten Act," rief Fräulein Baſſini, und damit war ſie aus der Thür verſchwunden.

Als ſie dieſelbe öffnete, ſah Rebe draußen in der Küche Henriette ſtehen.

„Alſo, mein lieber Herr Pfeſſer?"

„Nun, ich denke, Sie haben auch Probe; Sie machen ja wohl einen von den Ballgäſten?"

„Leider," ſeufzte der junge Mann, „aber ich komme erſt am Schluß des zweiten Actes."

„War mir ſehr angenehm," ſagte Pfeſſer mit einer Miene, als ob er ihn eben ſo lieb wie nicht zur Thür hinausgeworfen hätte.

Rebe machte eine Verbeugung und verließ das Zimmer. Wie er die Thür hinter ſich zudrückte, traf er vorn in der kleinen, halbdunkeln

Küche, die ihr Licht nur durch ein Thürfenſter des Vorſaales erhielt, Jettchen.

„Mein liebes Fräulein, ich danke meinem Schickſal, daß ich Ihnen wenigſtens Guten Morgen ſagen kann.“

„Guten Morgen, Herr Rebe,“ erwiederte Henriette leiſe.

„Ihre Frau Mutter iſt nicht wohl?“

„Hoffentlich nur eine Erkältung.“

„Hoffentlich — und Sie arbeiten ſo fleißig?“

„Ich muß ja wohl.“

„Sie glauben nicht, wie lang mir der geſtrige Tag geworden iſt — wie lang mir mein übriges Leben werden wird.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte Jettchen leiſe.

„Ihr Onkel hat mir mit ziemlich deutlichen Worten das Haus verboten — und ich fühle ſelber, daß er dabei in ſeinem Rechte iſt. Zürnen Sie mir nicht, mein liebes Jettchen, wenn ich ſeinem Befehl gehorche — ich ſehe ein, daß es ſein muß.“

Drinnen im Zimmer klingelte es.

„Die Mutter verlangt nach mir,“ rief das junge Mädchen.

„Leben Sie wohl, Jettchen, ſagte Rebe und reichte ihr die Hand, die ſie ſchüchtern nahm —

aber wieder klingelte es — und ſich losreißend, flog ſie in das Zimmer zurück. Horatius Rebe aber ſah ihr wehmüthig nach und verließ dann in einer recht gedrückten und traurigen Stimmung das Haus, welches er kurz vorher ſo freudig betreten hatte.

2.

Unter den Buden.

Der Wagen mit dem jungen Paar und den Kindern, der vorhin Henriettens Aufmerkſamkeit erregt, fuhr noch eine Strecke durch das Menſchengewühl im Schritt, bis er einen freieren Platz erreichte. Dort ließ der Kutſcher die Pferde ein wenig austraben, und bald hielt das leichte Fuhrwerk vor einem nicht ſehr großen, aber außerordentlich freundlich gelegenen herrſchaftlichen Haus, an deſſen Gartenpforte ſchon verſchiedene dienſtbare Geiſter ſtanden, um die erwartete Herrſchaft in Empfang zu nehmen.

Der junge Mann war, wie nur der Wagen hielt, raſch zuerſt hinausgeſprungen, und ſeine beiden Kleinen aufnehmend und den herbeieilenden Mädchen übergebend, half er der jungen Frau ebenfalls aus dem Wagen — aber ſie bedurfte kaum ſeiner Hülfe.

Es war eine reizende, ſchlank gewachſene Geſtalt, mit wundervollen goldblonden Haaren und lebendigen, aber doch ſo ſeelenvollen Augen, die aber kaum ihre Hand auf ſeinen Arm ſtützte, ſo leicht ſprang ſie ſelbſt von dem Wagen herab. Aber unten blieb ſie ſtehen, und einen halb neugierigen, halb ängſtlichen Blick umherwerfend, ſagte ſie mit leiſer, faſt zitternder Stimme:

„Und ſind wir denn wirklich hier in Haßburg, Felix? Haben wir endlich unſer lang erſehntes Ziel erreicht?“

„Haßburg gewiß,“ lächelte ihr Gatte, indem er ihren Arm in den ſeinen zog und, von den Kindern und den Dienern gefolgt, dem Hauſe zuſchritt — „und alles Andere wird ſich auch wohl fügen. Jetzt aber, herziges Frauchen, zeige ich Dir vor allen Dingen unſere neue Heimath, und hoffe gewiß, daß Du mit mir zufrieden ſein ſollſt.“

„Mein guter Felix — Du ſorgſt ſo für Alles!“

„Du wirſt mir bezeugen müſſen,“ lächelte ihr Gatte, „daß ich mich diesmal ſelbſt übertroffen habe.“

Und in der That hatte er nicht zu viel verſprochen. Das freundliche Haus, das mitten in einem reizenden, wohlgepflegten Garten ſtand, glich einem kleinen Paradies. Alles war dabei wohl reich, und ihrem Rang entſprechend, aber auch ſo einfach und geſchmackvoll hergerichtet, daß, wie er mit ſeiner Gattin die Räume durchſchritt, Helene, die junge Gräfin Rottack, kaum Worte fand, ihm dafür zu danken.

So durchwanderten ſie das ganze Haus, und endlich, als ſie ſo ziemlich Alles beſichtigt hatten, traten ſie hinaus auf einen kleinen eiſernen Balcon. Hier aber eröffnete ſich ihnen ein wunderliebliches Landſchaftsbild nach den, Haßburg umſchließenden Hügeln und Hängen hinüber, und Helene, von der Ausſicht wirklich entzückt und überraſcht, flüſterte, indem ſie ihr Haupt an des Gatten Schulter ſchmiegte:

„Wie ſoll ich es Dir danken, Felix, daß Du ſo meinen kleinſten, vielleicht thörichten Wunſch erfüllt? Wie ſoll ich überhaupt je im Leben das wieder gut machen, was Du ſchon in den wenigen Jahren für mich — für das arme, freundloſe Kind — für die Waiſe gethan? — Ich weiß es nicht — mein ganzes Herz iſt nur erfüllt von dem Einen Gefühl des Dankes, der Liebe für Dich, Du guter Mann!“

„Meine Helene — mein liebes Herz!“ rief

Graf Rottack, ſie an ſich preſſend — „wer von uns iſt dem Andern denn mehr zu Dank verpflichtet, Du mir, oder ich Dir? Was anders habe ich gethan, als nur die Liebe erwiedert, die Du mir entgegenbrachteſt, während Du Dein ganzes Glück, Dein ganzes Leben vertrauensvoll in meine Hände legteſt!“

„Mein Felix!“

„Was wäre aus mir geworden,“ fuhr der junge Mann fort, ſie immer noch in ſeinem Arm haltend, „wenn Du Dich damals meiner nicht angenommen? In einer Stimmung, die mich der tollſten Streiche fähig machte, wäre ich vielleicht zu Grund gegangen. Du allein haſt mich dem Leben erhalten, und gebe nur Gott, daß ich Dir, armes Herz, auch den Frieden wiedergeben könne, nach dem Du Dich ſehnſt — daß ich Dir das Einzige verſchaffe, was bisher nicht in meinen Kräften ſtand — die Liebe Deiner Mutter!“

„Und haſt Du jetzt nicht den Schritt gethan, der uns ihr näher bringen mußte?“ ſagte Helene herzlich.

„Ja, mein Schatz,“ erwiederte Graf Felix, indem er ſie losließ und ſich mit der Hand wie verlegen durch die dunkeln Locken fuhr — „aber

— ich möchte nicht, daß Du Dich dadurch zu großen Erwartungen hingäbſt, und ich — fürchte — wir ſind jetzt gerade noch ſo weit von unſerem Ziel entfernt, wie früher."

„Du haſt kein Vertrauen zu ihr...."

„Aufrichtig geſagt, nein," erwiederte ihr Gatte. Du weißt, daß die Gräfin Monford, als wir vor fünf Jahren aus Braſilien zurückkehrten, mit ihrem Gatten auf Reiſen war und ſich drei Jahre lang in Italien, Griechenland und Aegypten amüſirte. Dann kehrten ſie auf wenige Monate zurück und gingen wieder nach Paris und London, ſo daß eben kein Halt an ſie zu bekommen war. Jetzt endlich haben ſie ſich ſeit etwa ſechs Monaten hier bei Haßburg auf ihrem alten Stammſitz niedergelaſſen, und ich war im Stande, die genaueſten Erkundigungen über ſie einzuziehen."

„Und was können fremde Menſchen über ſie ſagen?"

„Fremde Menſchen wiſſen genau, wie ſie ſich fremden Menſchen zeigt," ſagte Graf Rottack achſelzuckend, und wir ſelber müſſen vollkommen darauf gefaßt ſein, als Fremde von ihr behandelt zu werden."

„Die eigene Tochter?"

„Liebes Kind, Du vergißt, daß ſie Dich nicht öffentlich anerkennen darf, wenn ſie ſich nicht in den Augen der Welt vollſtändig compromittiren will. Graf Monford iſt dabei nicht allein ein ſehr reicher, ſondern auch entſetzlich ſtolzer Herr, der an ſeinem Stammbaum mit einer Verehrung hängt, als ob ihn Gott der Herr damals dem Altvater Noah mit den erſten Weinreben in den Garten gepflanzt hätte. Einen Flecken darauf, ſobald er nur eine Ahnung davon bekäme, würde er für mehr als ein Unglück, er würde ihn für das Verderben ſeines ganzen Hauſes halten, und erhielte er die Gewißheit des Geſchehenen, ſo zerriſſe er — glaube mir, ich kenne dergleichen Herren — nachſichts- und erbarmungslos die Bande, die ihn an ſeine Gattin feſſeln. Und ſeine Gattin weiß das, darauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

„Aber das Gefühl muß ja doch in ihr ſprechen,“ ſagte Helene weich und herzlich.

Graf Rottack wollte etwas darauf erwidern, aber bezwang ſich. Er hatte die Arme gekreuzt und ſtarrte einen Augenblick ſinnend auf die ſonnenbeſchienenen Hänge hinaus. Endlich wandte er das Antlitz wieder der ängſtlich zu ihm aufſchauenden Gattin zu und ſagte, ihr freundlich in die Augen ſehend: „Du weißt, meine Helene, daß ich bis jetzt Alles gethan habe, Deinen Wunſch zu erfüllen, Deinen Plan zu fördern. Es iſt Alles geſchehen, um uns dem näher zu bringen — die Entfremdung von Deiner Mutter zu heben; ſo laß uns aber, ehe wir den letzten Schritt dazu thun, auch die Sache vorher ruhig beſprechen, damit Dich eine doch mögliche Enttäuſchung Deiner Hoffnungen nachher nicht zu unerwartet faßt und erſchüttert.“

„So glaubſt Du wirklich…“

„Von Glauben kann noch keine Rede ſein, mein Herz, aber Du weißt, wie Deine Mutter, nach jenem Fehltritt ihres Lebens, ſich von Dir losſagte und von da an eigentlich weiter gar nichts für Dich that, als daß ſie jener nach Braſilien gehenden Frau, der ſie Dich vollſtändig überließ — ein Koſtgeld für Dich zahlte. Du entdeckteſt das Geheimniß und verließeſt jene Frau. Feſt aber darfſt Du davon überzeugt ſein, daß dieſe Madame Baulen Deiner Mutter die Flucht ihres Kindes nicht angezeigt hat, ſondern nach wie vor das Geld für Dich noch regelmäßig fortbezieht. Deine wirkliche Mutter muß Dich alſo noch immer in Braſilien glauben.“

„Ich bat Dich immer, ihr einmal zu ſchreiben,“ ſagte Helene leiſe.

„Um Gottes willen keinen Brief, Schatz!“ rief ihr Gatte lächelnd. „Eine Sache, die man wirklich als Geheimniß wahren will, darf man nie einem Papier anvertrauen, denn kein Menſch kann wiſſen, wem ein ſolches Blatt einmal durch Zufall in die Hand geräth. Denke nur daran, wie Du ſelber das Geheimniß Deiner Geburt erfahren: nur dadurch, daß Deine Mutter dieſe nöthigſte aller Vorſichtsmaßregeln verſäumte, durch einen in Deine — alſo in unrechte Hände gerathenen Brief. Nein, alles Derartige muß entweder mündlich oder gar nicht abgemacht werden, mündlich und ohne Zeugen, ſchon Deiner Mutter und deshalb auch Deinetwegen, und einmal habe ich den Verſuch ſchon gemacht.“

„Du haſt ſie geſehen, Felix?“ rief Helene raſch und geängſtigt, „und mir kein Wort davon geſagt,“ ſetzte ſie leiſe und faſt vorwurfsvoll hinzu, „war das recht?“

„Weil ich Dir nicht unnöthiger Weiſe weh thun wollte, Schatz.“

„Und was ſagte ſie?“

„Ich hatte mich ihrem Gatten und ihr, als ich damals das Haus kaufte, an einem dritten

Orte vorſtellen laſſen und benutzte dann die Gelegenheit, nachdem der Kauf abgeſchloſſen, mich bei ihnen als Nachbar, in ihrer eigenen Wohnung, einzuführen. Natürlich war es nur eine Formviſite, aber es ſollte auch zugleich eine vorläufige Probe ſein, ob die Gräfin bei meinem Erſcheinen irgend eine Bewegung zeigen würde. War das der Fall, ſo hätte Madame Baulen in Santa Clara ihr doch, und wider alles Erwarten, Mittheilung gemacht.“

„Und was ſagte ſie?“

„Ich hatte mich in unſerer alten braſilianiſchen Freundin nicht geirrt,“ lachte Felix. „Die Gräfin Monford konnte keine Ahnung haben, denn ſie zuckte mit keiner Wimper, mein Name rief keine Erinnerung in ihrer Seele wach. Ich war ihr ein vollkommen fremder Menſch.“

„Und war ſie gut, war ſie freundlich?“ fragte Helene, und ihr Blick hing angſtvoll an den Lippen des Gatten.

„Sie war ſehr vornehm und ſehr ſtolz,“ ſagte Felix nach einigem Zögern; ich konnte nicht warm bei ihr werden. Aber laß Dir das keine Sorgen machen, Kind, fuhr er herzlich fort, als er den ſchmerzlichen Zug in ihrem Antlitz bemerkte: „Gegen einen vollkommen fremden Menſchen konnte ſie ja auch kaum anders ſein. Nur dürfen wir nichts übereilen und müſſen vor allen Dingen erſt einmal bekannt mit der Familie werden. Sie ſoll Dich erſt ſehen und lieb gewinnen, und dann findet ſich einmal eine Gelegenheit, wo Du ſie, am beſten hier bei uns, ohne Zeugen ſprechen und Dich ihr entdecken kannſt. Willſt Du das mir überlaſſen?"

„Von Herzen gern, Felix," ſagte Helene mit tiefem Gefühl. „Wem auf der Welt könnte ich lieber den heißeſten Wunſch meiner Seele anvertrauen, als Dir, der Du ſchon ſo oft bewieſen haſt, wie lieb ich Dir bin, wie gut Du es mit mir meinſt."

„Schön, meine Puppe," lachte da Felix wieder in der alten, muntern Laune und ſchloß ſie in die Arme. „Dann aber mach' auch jetzt wieder ein freundliches Geſicht und laß Kummer und Sorgen fahren. Was geſchehen kann, geſchieht, dann haben wir uns wenigſtens ſelber keine Vorwürfe zu machen. Und nun, Schatz, nimm Dich vor allen Dingen einmal Deiner Kinder an, denn die kleine Geſellſchaft macht ja draußen einen Heidenlärm."

„Ich kann ſie nicht mehr bändigen, Herr Graf!" rief in dieſem Augenblick die Bonne, die mit ihnen aus dem Nebenzimmer kam. „Günther will abſolut hinaus auf den Markt unter die Buden, und Helenchen verlangt ebenfalls zur Muſik!“

„Vortrefflich, dann gehen wir unter die Buden,“ lachte Felix, dem es ganz erwünſcht kam, etwas gefunden zu haben, was ſeine junge Frau für den Augenblick zerſtreuen konnte, und ein Jubelgeſchrei der Kinder antwortete ihm.

Helene war nicht recht damit einverſtanden, aber das kleine Volk hatte einmal die Zuſage und nahm den Papa beim Wort, und die nöthigen Anordnungen waren bald getroffen.

Es mochte jetzt etwa zwei Uhr ſein; das Diner, welches das junge Paar ſtets mit den Kindern und der Bonne einnahm, war auf fünf Uhr beſtellt, und mit dem jubelnden Knaben an der Hand, während Helene das Töchterchen führte, von der Bonne und einer Magd begleitet, die mitgenommen wurde, um die Kleinſte von Zeit zu Zeit zu tragen, ſchritten ſie in das Treiben hinaus, das ſelbſt bis hierher ſeine Trabanten geſandt hatte. Die Schützenwieſe lag aber auch gar nicht weit von dort entfernt, und man konnte das Hämmern der Pauken, wie einzelne Trompetenſtöße und ebenſo den ſcharfen, kurzen Krach der Büchſenſchüſſe, wenn auch durch die Entfernung gemildert, doch deutlich bis hier herüber hören.

Und die Kinder warer ſelig, denn überall bot ſich ihnen Neues, Ungeahntes.

Hier ſtand eine Polichinell-Bude mit den kleinen, beweglichen Figuren und der geheimnißvollen, aus dem Kattunkaſten herausklingenden Stimme. Dort auf einem großen, runden Tiſche, von zahlreichen Zuſchauern umdrängt, gab eine bunt gekleidete Affenfamilie ihre Vorſtellungen. Da drüben wurde nach einer Reihe von aufgeſtellten Scheiben und Sternen mit Bolzenbüchſen geſchoſſen, und wenn man das Ziel traf, ſo ſprang plötzlich ein bunt gemalter Mann mit einer ſpitzen Mütze heraus, oder ein lauter Knall kündete den Treffer.

Und dann die Carrouſſels! Wie jubelte das kleine Pärchen, als es die bunt beflaggten ſchwebenden Pferde und Wagen ſah, und natürlich gaben ſie keine Ruhe, bis ſie mitten darin ſaßen und, von der Bonne und Magd bewacht, ihren Rundritt machen durften. Der kleine Günther ließ aber richtig nicht nach, bis er auch auf eins der kleinen Pferdchen geſetzt wurde, wo er verſprach, ſich tüchtig feſtzuhalten. Er faßte auch mit beiden Händchen die Eiſenſtange, als ob ſein kleines Leben daran hinge.

Die Mutter war erſt ängſtlich, daß er herunterfallen könnte, denn wenn ſie ſelber auch das wildeſte Pferd nicht ſcheute, ſorgte ſie ſich doch um den kleinen Liebling. Der Vater ließ ihn aber lächelnd gewähren, und wie ſtolz ſaß jetzt der kleine Burſch auf ſeinem gemalten Pferd, deſſen Seiten er mit den Hacken bearbeitete, bis ſich die Reihe an zu drehen fing. Dann aber klammerte er ſich feſt und ängſtlich an, denn ſo raſch hatte er ſich die Bewegung doch nicht gedacht.

Und nun kamen die Buden ſelber mit ihren zahmen Ponies und kreiſchenden Papageien, mit ekelhaft fetten Menſchen, die ſich für Geld ſehen ließen, mit angeſtrichenen Indianern und gezähmten Hyänen, mit Taſchenſpielern, Feuerfreſſern, Bauchrednern und wie dieſe Unnatürlichkeiten alle hießen. Die Kinder ſehen allerdings nur das Wunderbare und den Flittertand daran, während die Erwachſenen gewöhnlich ein Gefühl des Ekels oder Mitleids beſchleicht, wo derartige Charlatanerien zu eine mBroderwerb benutzt werden, die doch das Elend nicht verbergen können, das hinter all' dem Tand und Putz ſich birgt.

Das junge Paar ekelte auch dieſes wüſte Treiben an, das ſie nur den Kindern zu Liebe wieder einmal durchkoſteten. Dieſe ließen aber keine Ruhe, bis ſie auch wenigſtens ein paar der Buden betreten hatten, und am meiſten jubelten ſie bei einem Marionettenſpiele, aus dem ſie faſt nur mit Gewalt wieder entfernt werden konnten.

„Bleib' nur noch ein klein wenig ſitzen, Mama," rief Helenchen, als der Vorhang endlich fiel, „er geht gleich wieder in die Höh'!" Lachend nahm Graf Rottack die Kleine auf den Arm, um ſie durch das Gedränge hinaus in's Freie zu tragen, und athmete ordentlich hoch auf, als er endlich wieder den blauen Himmel über ſich ſah. Hier draußen preßte aber gerade eine ſolche Maſſe von Menſchen vorüber, daß er der Bonne Acht auf den Knaben befahl und, ſeine Frau an den Arm nehmend, über die Straße hinüber zu kommen ſuchte, wo er freieren Raum ſah.

Die Marionettenbude war die letzte in der Reihe, und dicht daran hin führte die breite Promenade, welche ſich um die Stadt ſelber herumzog und gewöhnlich zu Spazierfahrten der haute volée benutzt wurde. Eben jetzt kam eine Equipage, langſam im Schritt durch die Menſchenmenge ſich Bahn ſuchend, vorüber, und die aus dem Wege Drängenden hemmten jede Paſſage in dieſem Augenblick ſo, daß Graf Rottack mit den Seinen ſtehen bleiben mußte, um ſie erſt vorüber zu laſſen.

Helene fühlte, wie Felix ihren Arm feſt an ſich drückte, und von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, flüſterte ſie raſch und erſchreckt: „Wer iſt das?“

„Sei ſtark, mein braves Frauchen, und verrathe keine Bewegung,“ ermahnte ſie ihr Gatte, „es ſind Monfords!“

„Meine ....“

„Bſt, mein Schatz,“ warnte Felix raſch, „wir können ihnen nicht mehr ausweichen. Hänge Dich nur feſt an meinen Arm.“

Der Wagen hatte ſie erreicht und fuhr unmittelbar an ihnen vorüber. Nur der Graf und die Gräfin ſaßen im Fond deſſelben. Er, der Graf, mochte ein Herr hoch in den Sechszigen ſein, mit weißem, vollem Haar und einem wohlgepflegten Schnurrbart.

Seine Frau, eine Dame von vielleicht einigen vierzig Jahren, ſtattlich und vornehm, in eleganter, aber nicht überladener Toilette, während der Graf ſelber nur eine Jagdjoppe mit grünem Kragen trug, lehnte nachläſſig neben ihm und betrachtete die an ihrem Wagen vorbeidrängenden Menſchen durch ihre Lorgnette.

Graf Rottack, der noch immer ſein kleines Töchterchen auf dem Arm trug, grüßte, und Helene, die zitternd an ſeinem Arme hing, verneigte ſich ebenfalls. Graf Monford, den jungen Mann erkennend, dankte freundlich, während die Gräfin nur eben die Lorgnette von ihrem Auge entfernte und langſam das Haupt neigte.

Die Gräfin mußte einmal bildſchön geweſen ſein — ſie war es ſelbſt jetzt noch und ſchien das auch zu wiſſen — aber der Wagen paſſirte, und Graf Rottack, der ſich erſt umſah, ob er auch die Seinen alle bei einander habe, ſchritt jetzt mit Helenen über die Straße, um aus dem Menſchenſchwarm hinauszukommen. Dort übergab er ſein kleines Töchterchen der Wärterin.

„Kannteſt Du den Herrn?“ ſagte im Wagen Graf Monford zu ſeiner Gattin, als ſie vorübergefahren.

„War das nicht der Graf Rottack, der uns einmal vor einiger Zeit beſucht?“

„Ganz recht, mit ſeiner jungen Frau wahrſcheinlich. Er hat ſich ja hier angekauft. Ein hübſches Paar.“

„Aber die Frau ſcheint ſehr kränklich, ſie hatte keinen Blutstropfen im Geſicht.“

„Möglich, vielleicht angegriffen von der Reiſe. Es kann auch ſein, daß er ſie gerade aus Geſundheitsrückſichten hierher gebracht. So viel ich weiß, iſt es eine Amerikanerin.“

„Aus Amerika?“

„Er war ja ſelber lange dort . . .“

Die Unterhaltung wurde hier abgebrochen. Die Gräfin hing ihren eigenen Gedanken nach, und der Graf richtete ſich auf, um nach den Pferden zu ſehen, indem das Handpferd vor einem vorüberziehenden Kameel ſcheute und nur ſchwer wieder beruhigt werden konnte.

Sprachlos hing indeß Helene an des Gatten Arm und mußte ihre ganze Geiſtesſtärke zuſammennehmen, um der Bewegung Herr zu werden, die ſie beim erſten Anblick der Mutter ergriffen.

„O, wie kalt, wie ſtolz ſie ausſah!“ flüſterte ſie endlich leiſe vor ſich hin.

„Beruhige Dich, mein Herz — wie bleich Du nur geworden biſt — ſei mein ſtarkes Kind. Es wird ja noch Alles gut werden.“

„Laß mich nur einen Augenblick, Felix!“ bat die junge Frau, „es war nur der erſte Moment, die erſte Ueberraſchung. Sieh', jetzt geht es wieder beſſer, ich bin ja nur ein thöricht Kind, daß ich mir über das Ausſehen der ſtolzen Frau Sorge machen ſollte. Konnte ſie denn ahnen, wer an ihrem Wagen ſtand? Und ihr Antlitz war ſo lieb und ſchön — Du haſt Recht, Felix: es wird noch Alles gut werden.“

Mitten im Weg kam ein kleiner, dicker Herr auf ſie zu, der, die Hände in den Taſchen, einen ſehr hohen Cylinderhut auf hatte und, obgleich er ſehr anſtändig und einfach gekleidet ging, doch durch ſeine Beweglichkeit, mit welcher er den kleinen, runden Körper ſchwenkte, und durch ſein entſchieden vergnügtes Geſicht Rottack's Auge für einen Moment auf ſich zog. Aber bei ſolchen Gelegenheiten, wie Jahrmarkt und Vogelſchießen, kommen ja oft gar wunderliche Leute zuſammen, und er wollte eben mit der Gattin vorübergehen, als des Fremden Blick auf ſie fiel.

Merkwürdig war die Veränderung, die da in deſſen Zügen vorging. Im Nu war der kleine, vergnügte Mann ganz ernſthaft geworden, ja, ſah ordentlich erſtaunt aus, riß aber auch im nächſten Augenblick die rechte Hand aus der Ho=

ſentaſche und den Hut vom Kopf, wobei er eine ordentlich blendende Glatze zeigte, und ging tief grüßend, aber wie verdutzt vorüber.

Graf Rottack konnte kaum ein Lächeln über den wunderlichen Menſchen unterdrücken, aber er dankte freundlich und ſchritt jetzt in dem hier freier werdenden Weg der gar nicht mehr ſo fern liegenden Wohnung zu.

Auch von Helenens Antlitz war jetzt der Schatten gewichen, der ſich über ihre lieben Züge gelegt, und die Farbe in ihre Wangen zurückgekehrt. Sie hatte ihr kleines Mädchen, das nicht länger getragen werden wollte, an die rechte Hand genommen, und die Kleine trippelte munter nebenher und zeigte mit dem freien Händchen, fortwährend jubelnd, bald da-, bald dorthin, wo ſie etwas Neues und Auffallendes entdeckte.

„Bitte um Entſchuldigung," ſagte in dieſem Augenblick, dicht an Graf Rottack's Seite, eine Stimme, und als er den Kopf danach umdrehte, bemerkte er zu ſeinem Erſtaunen den komiſchen kleinen Fremden, der wieder mit entblößtem Kopf neben ihm ſtand oder vielmehr neben ihm herging und, zu ihm aufſehend, fortfuhr: „Ich habe doch das Vergnügen, den Herrn Grafen Rottack zu begrüßen?"

„Mein Name iſt Rottack," ſagte Felix erſtaunt, „aber ich weiß nicht . . ."

„Und kennen Sie mich nicht mehr? Und die Frau Gräfin auch nicht? Und das?" rief er, indem er ſeinen Hut wieder aufſtülpte, die Füße auseinander ſpreizte und beide Hände auf die eingebogenen Kniee drückte — „Hurrjeh, das iſt ſchon die kleine Familie?"

„Jeremias!" rief in dem Augenblick erſtaunt Helene aus.

„Jeremias, bei Allem, was lebt!" lachte jetzt Rottack gerade hinaus, indem er dem kleinen, noch vor den Kindern kauernden Mann die Hand entgegenſtreckte. „Menſch, wo kommen Sie auf einmal hergeſchneit?"

„Direct von Brumſilien, Herr Graf," ſagte der kleine Mann mit dem ernſthafteſten Geſicht, indem er ſich wieder aufrichtete, die dargebotene Hand derb und herzlich ſchüttelte und dann eben ſo ungenirt Helenens freundlich gebotene Rechte nahm — „direct von Santa Clara, aus dem alten Neſt, und wahrhaftig, keinem Menſchen auf der Welt hätte ich lieber begegnen mögen, als Ihnen Beiden! Der Anblick thut kranken Augen wohl. Und das iſt die kleine Familie?

Jemine, meine Güte, was für ein paar Puppen; und ſo geſchwinde!"

Ein Zug von Schmerz war über Helenens Antlitz gezuckt, als der Anblick des Fremden aus der fernen Colonie ihr raſch wieder ſchon faſt vergeſſene trübe Bilder vor die Seele rief; aber wie eine leichte Wolke ſtrich es darüber hin, und bald lag wieder lichter Sonnenſchein auf dem holden Angeſicht.

Sie hatte auch Jeremias immer gern gehabt und wohl gefühlt, daß dem komiſchen, haſtigen Weſen des Mannes ein guter Kern zu Grunde lag, der es treu und ehrlich meinte. Rottack ſelber war aber hoch erfreut, dem kleinen Manne wieder begegnet zu ſein, der ihm Nachricht von vielen Menſchen bringen konnte. Uebrigens ſah er recht gut, daß ſich Jeremias, wenn er auch ſonſt vielleicht noch der Alte geblieben, in ſeinen Verhältniſſen und ſeinem ganzen Leben ſehr gebeſſert haben mußte.

Er war nicht allein ſehr anſtändig gekleidet, ſondern ſah auch adrett und ſauber aus. Er trug keinen Goldſchmuck irgend welcher Art an ſich, aber ſeine Kleider vom beſten Tuch, und ſchneeweiße Wäſche. Nur in die Glacé-Handſchuhe hatten ſich die arbeitsharten Hände nicht gewöhnen können, möglich auch, daß vielleicht keine paſſende Größe aufzufinden geweſen, denn im Innern der Hand waren ſchon beide aufgeplatzt. Aber ſeine Bewegungen blieben frei und unbefangen, wie immer.

„Nun ſagen Sie mir aber vor allen Dingen, Jeremias," rief Rottack endlich, nachdem er ſich von ſeinem erſten Erſtaunen über dieſes plötzliche Begegnen erholt, „wie kommen Sie gerade nach Haßburg? Stammen Sie aus dieſer Gegend, oder hat Sie nur der Zufall hieher geführt?"

„Keines von Beiden," erwiederte der kleine Mann, der aber ſonderbarer Weiſe wie etwas verlegen bei der Frage wurde; „das iſt übrigens eine lange Geſchichte, Herr Graf, die ſich nicht ſo auf der Straße erzählen läßt."

„Dann kommen Sie mit uns, Jeremias," rief der Graf raſch, „und eſſen Sie mit uns — wir gehen gerade zum Diner!"

„Aber, Herr Graf!" rief Jeremias, ordentlich verblüfft.

„Machen Sie keine Umſtände," lachte Felix, der ſeelenfroh war, gerade jetzt etwas zu finden, das Helene zerſtreuen und ihr die frohe Laune wiedergeben konnte; „wir ſind ganz unter uns und können da nach Herzensluſt plaudern. Ich habe eine ordentliche Sehnſucht danach, wieder einmal etwas von Braſilien zu hören."

„Na, wenn Sie es denn nicht anders haben wollen," lachte Jeremias, dem man es aber anſah, wie ſchmeichelhaft ihm die Auszeichnung war — „mir kann's recht ſein. Jemine, es geht aber doch eigentlich nirgends curioſer zu, als in der Welt!"

„Alſo Sie kommen mit?" lächelte Helene, die ſelber ſchon zu lange in den transatlantiſchen Colonien gelebt hatte, um darin etwas Außerordentliches zu finden, daß ein Mann, der früher ſogar in einem dienenden Verhältniß zu ihnen geſtanden, jetzt auch einmal ihr Gaſt ſein ſollte, ja, es drängte ſie ſelber, Neues aus dem alten Leben zu hören, mit dem ſie jetzt freilich vollkommen abgeſchloſſen.

„Ob ich mitkomme," lachte aber Jeremias, „mit dem größtmöglichſten Vergnügen, und die kleine Erbprinzeſſin werde ich mir indeſſen ausbitten," und damit wollte er das kleine Helenchen von der Erde und auf den Arm nehmen. Das aber war für Helenchen zu viel Vertraulichkeit auf einmal — den fremden Mann kannte ſie ja noch gar nicht, und mit einem: „Du, das darfſt Du nicht!" fuhr ſie zurück und wehrte ihn mit ihren kleinen Händchen von ſich ab.

„Steckt im Blute,“ lächelte Jeremias, während er, den Kopf ſeitwärts gehalten, nach ihr hinabſah — „bin der kleinen Comteſſe noch nicht vorgeſtellt worden; aber ich weiß, wie man's macht — bitte, warten Sie nur einen Augenblick!“ und ehe Graf Rottack und Helene nur etwas entgegnen konnten, drehte er ſich ab und ſchoß mit langen Schritten auf eine gerade dort gelegene große Conditorei los, in die er eintauchte und wenige Minuten ſpäter wieder mit einer rieſigen, goldpapiernen Zuckerdüte zum Vorſchein kam.

„Na, und jetzt, mein gnädiges Fräulein,“ rief er, indem er dem lachenden Kinde die Düte offen hinhielt, „was ſagen wir nun? Zugegriffen, verſteht ſich — Kinder ſind ſich doch alle gleich, allgemeine Menſchennatur. Und jetzt wollen wir zum Eſſen gehen, wenn die Frau Gräfin nichts dagegen haben.“

Damit nahm er die Kleine, die es ſich, eifrig mit der Düte beſchäftigt, jetzt auch ruhig gefallen ließ, ohne Weiteres auf den Arm und unterhielt ſich, während Felix mit der Gattin voran und ihrem Hauſe zuſchritt, unterwegs mit der ihm erſt erſtaunt und dann lachend zuhörenden Bonne.

3.

Das Rendezvous.

Mild und erwärmend lag die Nachmittagsſonne auf dem ſchönen Land und warf einen ordentlich magiſchen Schein über die rothblinkenden Stämme eines Tannenwaldes, der, dunkel und dicht gedrängt, die nächſte Hügelkette deckte, und über das breite, wohlgepflegte Wieſenthal, das ſich am Fuß deſſelben hinzog. Ein kleiner, ſchmaler Fluß ſchlängelte ſich hindurch, helle Weidenbäume mit ihrem graugrünen Laube faßten ihn ein, während einzelne hochſtämmige Erlen mit den knotigen, oft behackten Stämmen dazwiſchen ſtanden und maleriſche Gruppen bildeten. Der Fluß aber ſprang murmelnd und raſch zwiſchen ihnen hin und warf die Sonnenſtrahlen wie ſpielend in blitzenden Lichtern zurück.

Seitwärts aber erhob ſich ein kleiner, ſorgfältig mit Blüthenbüſchen bepflanzter Hügel, aus deſſen Strauch- und Baumwerk, von einzelnen ſchlanken italieniſchen Pappeln überragt, die Mauern eines ſtattlichen Schloſſes oder Herrenhauſes hervorleuchteten, während rechts durch einen tiefen Einſchnitt der Hügelkette die Ziegeldächer von Haßburg und der eine Thurm des Domes ſichtbar wurden.

In dem Wieſenthale ſelber, bald dicht am Ufer des kleinen Fluſſes, bald mitten darin, lagen dabei zerſtreute Gruppen von Birken, knorrigen Eichen, Linden und Blutbuchen, als ob ſie der Zufall dort hätte keimen laſſen. In der That aber waren ſie künſtlich angelegt und gepflegt, und dienten auch nur dazu, um der ganzen Gegend etwas Parkähnliches zu geben, ohne ihr jedoch den Charakter ihrer urſprünglichen Natürlichkeit zu nehmen.

Der ganze Diſtrict war auch in der That nur ein erweiterter Theil des unmittelbar an das Schloß ſtoßenden Gartens, und ein ſchmaler, aber gut gehaltener und mit Kies überſtreuter Fahr- und Reitweg lief, den Windungen des Waſſers folgend, auf das Schloß zu. Das Ganze wurde durch einen leichten, grün angeſtrichenen

Drahtzaun eingeſchloſſen, der aber von Weitem gar nicht ſichtbar war und dadurch dem Parke nur noch mehr das Anſehen einer freien Landſchaft ließ.

Menſchen waren nirgends zu erkennen, nur unten am Fluß, wo das Hochwaſſer die Uferbank ſo ausgewaſchen hatte, daß die das Erdreich zuſammenhaltenden Wurzeln einer uralten Erle faſt eine Art von Dach bildeten, kauerte ein Menſch neben einem hier durch die Strömung gewühlten Waſſerloch und angelte.

Ob er ein Recht dazu hatte? Es ſchien kaum ſo, denn Alles verrieth weit eher, daß er ſich hier auf verbotenem Grund oder doch jedenfalls bei einer verbotenen Beſchäftigung befand. Er benutzte eine höchſt ſinnreich ſo gefertigte Angelruthe, daß ſie, wenn er ſie zuſammenſchob, genau in ſeinen alten Eichſtock paßte und durch die unten angeſchraubte Zwinge dann vollkommen abgeſchloſſen und verſteckt wurde, und hatte dabei eine alte, abgenutzte, lederne Jagdtaſche umgehängt, in welcher auch jedenfalls ſein übriges Angelgeräth ſtak, denn draußen war nichts weiter davon zu bemerken.

Der ganze Burſche ſah überhaupt alt und abgenutzt aus. Er trug einen fadenſcheinigen, grauen Rock mit fettigem Kragen, alte, lederne Gamaſchen und derbe Schuhe, auf dem Kopfe eine abgegriffene, graue Mütze, und eine baumwollene Weſte, wie ſie die ärmſten Bauern zu tragen pflegen. Er ſchien dabei auch nicht mehr jung; das unter der Mütze hervorquellende Haar war, wenn nicht ganz weiß, doch ſtark geſprenkelt. Nur der kleine, ſtruppige Schnurrbart, der nicht zu ſeinem Vortheil Spuren von Schnupftabak zeigte, war völlig weiß, was ſich leider nicht von ſeiner Wäſche ſagen ließ, und trotzdem ſah der Menſch aus, als ob er ſchon einmal beſſere Tage geſehen hätte, mochte er jetzt auch noch ſo arg heruntergekommen ſein. Seine Stirn war hoch und gewölbt, und das kleine, graue, lebendige Auge konnte, wenn es nicht ſcheu umherblickte, oft recht trotzig unter den buſchigen Brauen hervorleuchten.

In ſeiner, ob nun hier erlaubten oder verbotenen Kunſt ſchien er übrigens gar nicht ſo ungeſchickt; denn in der kurzen dort verbrachten Zeit hatte er ſchon zwei mehr als halbpfündige Forellen aus dem fiſchreichen Strom herausgeworfen, ihnen dann augenblicklich mit einem alten, abgenutzten, aber haarſcharfen Genickfänger den Kopf durchſtochen und ſie, alſo abgeſchlachtet, in ſeinen Ranzen geſchoben.

Uebrigens zeigte er wenig Furcht bei ſeiner Beſchäftigung, ſo verſteckt er ſie auch trieb; er qualmte aus einer kleinen, kurzen Pfeife mit einem Maſerkopf und einer Spitze, die jedem andern Menſchen das Rauchen hätte für Lebenszeit verleiden können, und hob nur ſelten einmal und nur dann, wenn er wieder einen Fiſch gefangen, den Kopf, um über den Wieſenrand in den Park hinaus zu ſehen. Aber er hatte auch einen Wächter.

Oben unter der Erle ſaß ein kleiner Spitz, ſo alt und ruppig und grau geſprenkelt wie ſein Herr, ein Auge geſchloſſen, als ob er auf der Seite ſchliefe, während das andere aufmerkſam bald da, bald dort hinüberflog, und ſo regungslos, als ob er zu den Wurzeln, zwiſchen denen er kauerte, gehörte. Der alte Fiſcher war auch völlig unbeſorgt, denn er wußte recht gut, daß ihm das kleine, pfiffige Thier das Nahen irgend eines Menſchen augenblicklich anzeigen würde — war es doch darauf dreſſirt.

Uebrigens hatte der Alte ein Recht, ſich hier im Park aufzuhalten, denn ſein angebliches Geſchäft war, die Maulwürfe aus den Wieſen wegzufangen, worin er eine ganz beſondere Geſchicklichkeit beſaß. Auch in der Gegend, in welcher er ſeit etwa drei Jahren ſein Weſen trieb, war er bekannt genug, und das Volk nannte ihn nur kurzweg den „Maulwurfsfänger.“ Sodann führte er auch Gift für Ratten und Mäuſe bei ſich, wußte Mittel gegen jedes andere Ungeziefer, und die Bauern in der Umgegend ließen es ſich außerdem nicht nehmen, daß er „mehr verſtehe, als Brod eſſen,“ das heißt, daß er auch mit übernatürlichen Dingen Gemeinſchaft pflege und in einer Anzahl von „ſchwarzen Künſten“ erfahren ſei, die er, wenn er wolle, ſowohl zum Nutzen wie zum Schaden ſeiner Mitmenſchen benutzen könne.

Der gräfliche Revierförſter, welcher den Maulwurfsfänger vielleicht ſchon deshalb haßte, weil ihn dieſer immer ſpöttiſch „Herr College“ nannte, kam der Sache jedenfalls näher, wenn er den Menſchen für einen ganz durchtriebenen Burſchen hielt, der ſich eben ſo wenig ein Gewiſſen daraus gemacht hätte, eine Schlinge für einen Maulwurf wie für einen Haſen oder für ein Reh zu legen; wenigſtens hatte er ſchon einige von dieſen angetroffen, ohne aber je dem Thäter auf die Spur zu kommen. War es der „alte Fritz,“

wie der Burſche in der Nachbarſchaft allgemein mit ſeinem Vornamen hieß, wirklich geweſen, ſo wußte er es viel zu ſchlau anzuſtellen, als ſich von einem der Beamten erwiſchen zu laſſen, und da man ihm in der That keine ungeſetzliche Handlung nachweiſen konnte, gab Graf Monford, dem dieſe Beſitzung gehörte, auch dem Drängen ſeines Förſters nicht nach, dem verdächtigen Geſellen das Betreten des herrſchaftlichen Bodens zu verbieten. Er ſolle nur ordentlich aufpaſſen, erwiederte er ſtets dem Förſter, und wenn er ihn je einmal ertappe, ſei es noch immer Zeit ihn fortzujagen, früher nicht.

Eine Stunde mochte der Mann etwa ſo unter der alten Erle geſeſſen und geangelt haben, und hatte eben wieder einen ſtarken Fiſch herausgebracht, als der Spitz oben leiſe knurrte.

„Bravo, mein Hundchen,“ lachte der Alte vor ſich hin, „und gerade zur rechten Zeit, denn dem Platz hier muß ich doch jetzt ein paar Tage Ruhe geben.“

Mit dieſen Worten ſchlachtete er ſeine zappelnde Beute ab, ſchob ſie zu den Uebrigen in den Ranzen, vertilgte dann raſch ſo viel als möglich alle Spuren, die da unten ſeine Beſchäftigung hätten verrathen können, und richtete ſich vorſichtig in die Höhe. Er brauchte auch nicht lange umher zu ſuchen, von welcher Seite Jemand nahe, denn der Kopf ſeines klugen Hundes gab ihm dafür die genaue Richtung an, und dort hinüber ſehend, erkannte er bald, daß er von dieſem Störenfried nichts zu fürchten habe.

Es war ein ſehr elegant, faſt etwas auffällig gekleideter Herr, eine Perſönlichkeit wie aus einem Modejournal herausgeſchnittten, mit ſorgfältig gepflegten Locken, kleinem, ſehr zierlichem Schnurrbart, Glanzſtiefeln, kurz, Allem, was dazu gehört. Was ſich aber nicht gehörte, war, daß er nicht auf dem Wege her, wo die Thür lag, ſondern quer über die Wieſe kam, alſo jedenfalls über den Drahtzaun geſtiegen ſein mußte. Eben ſo wenig ſchien er auf einem gleichgültigen Spaziergang begriffen, ſondern weit eher Jemanden zu ſuchen oder zu erwarten. Dem ſchlauen Maulwurfsfänger konnte es wenigſtens nicht entgehen, daß er ſich vorſichtig nach allen Seiten umſah und ſeine Richtung ſo über die Wieſe nahm, um fortwährend durch die Büſche und Baumgruppen gegen einen Blick von den oberen Schloßfenſtern gedeckt zu bleiben.

„Spitz, komm 'runter,“ flüſterte der Alte jetzt ſeinem Hunde zu, denn er hatte ſeinen Plan geändert, das Verſteck zu verlaſſen, und ſchien vor der Hand einmal abwarten zu wollen, was der fremde Herr hier im Schilde führe. Möglich auch, daß er ſelber nicht von ihm geſehen zu werden und deshalb nur noch ſeine Zeit abzupaſſen wünſchte, um ihn erſt hinter die eine oder die andere Baumgruppe zu laſſen — und doch war wohl hier nur ſehr wenig Gefahr vorhanden, daß der feine Stutzer ihn verrathen oder ſelbſt nur ahnen konnte, was er da getrieben.

Der Spitz gehorchte übrigens augenblicklich. Wie ein Fuchs drückte er ſich auf den Boden und kroch dicht an den Wurzeln der Erle hin bis hinter den Stamm, von wo er auf das unmittelbare Flußufer hinabſprang. Hier allerdings ſchnüffelte er erſt einmal nach den, wenn auch vertilgten Blutſpuren der abgeſchlachteten Fiſche hin; dann drehte er ſich ein paarmal im Sande herum, bis er die richtige Stellung gefunden hatte, und legte ſich zuſammengerollt ruhig nieder. Er wußte, daß ſeine Dienſte vor der Hand nicht weiter in Anſpruch genommen wurden.

Der Maulwurfsfänger hatte indeſſen, ohne weitere Notiz von ſeinem Hund zu nehmen — das Kinn auf die zuſammengeſtellten Fäuſte geſtützt — die Bewegungen des Nahenden über die

Uferbank hin eine ganze Weile beobachtet. Er wußte dabei recht gut, daß er ſelber nicht geſehen werden konnte, denn ſeine graue Mütze und ſein graues Haar verſchwanden auf die Entfernung völlig in der Erdfarbe des Bodens. Plötzlich aber ſtahl ſich ein grimmes Lächeln über ſeine Züge, denn vom Schloß herunter entdeckte er durch die Büſche ein lichtes Frauenkleid, das mit dem Beſuche augenſcheinlich in Zuſammenhang ſtand.

Der Alte hatte nun allerdings vortreffliche Augen, ſchien ſich aber hier doch nicht allein auf dieſe verlaſſen zu wollen, ſondern griff in die Bruſttaſche und holte von dort ein kleines Teleſkop hervor, das er auseinander zog und auf die nahende Dame richtete. Nur wenige Secunden ſah er aber aufmerkſam hindurch, als er auch ſchon leiſe vor ſich hin pfiff und dann lachend murmelte:

„Sieh, ſieh, ſieh, Comteſſe Paula, auch ſchon auf der Jagd, und noch dazu, wie es ſcheint, auf verbotenem Wilddiebſtahl — was man doch nicht Alles erlebt, wenn man alt wird! Und wer zum Henker iſt denn nur der feine Herr, der nicht offen in's Schloß kommen darf, ſondern hinten herum über die Zäune ſteigen muß, um von der verbotenen Frucht zu naſchen? Hm, das Geſicht kenne ich nicht," ſetzte er leiſe hinzu, als er das Glas dort hinüber gerichtet hatte. „Geſchniegelt und gebügelt genug ſieht er aus, um da oben hinein in die Geſellſchaft zu paſſen, mit goldenen Ketten und Ringen und allem möglichen Firlefanz; wird ihm aber wohl am Beſten fehlen, am alten Adel. Ja, mein Schatz, da mußt Du Dir freilich die Graupen nach der jungen Gräfin Monford vergehen laſſen, oder...."

Er brach kurz ab, drehte ſich um, kauerte ſich wieder am Waſſer nieder und ſtarrte wie in alte Erinnerungen verſunken auf die blitzende Fläche, aber ein höhniſches, ordentlich unheimliches Lächeln zuckte um ſeine Lippen.

„Puh," ſagte er endlich und blies den Qualm ſeiner Pfeife in einer dichten Wolke von ſich, „es giebt nichts Neues mehr auf der Welt, Alles ſchon da geweſen, Alles; wird ordentlich langweilig, hier oben noch länger herum zu trampen. Komm, Spitz, wir wollen machen, daß wir nach Hauſe kommen, was geht's uns Beide an?

Damit ſchob er ſeine Angelruthe wieder ſorgfältig zuſammen und ſchraubte die Zwinge feſt. Der Spitz hatte ſich aufgerichtet und benutzte die ihm gegönnte freie Zeit, um ſich erſt hier unten am Waſſer noch ein paar übrige Flöhe abzukratzen. Sein Herr ſah indeſſen noch einmal über die Uferbank, ohne jedoch das Teleſkop mehr zu Hülfe zu nehmen.

Die jungen Leute hatten ſich richtig gefunden; die Dame lehnte im Arm des Fremden, das Haupt an ſeiner Bruſt, und während er ſie mit dem rechten Arm unterſtützte, führte er ſie auf einem der kleinen Pfade hin, die ſich durch die verſchiedenen Baumgruppen ſchlängelten. Dort drinnen ließ ſich von hier aus nicht einmal mehr das lichte Kleid der Dame erkennen, und der Maulwurfsfänger faßte ohne Weiteres ſeinen daran ſchon gewöhnten Hund auf, hob ihn in die Höhe, warf ihn auf die Uferbank und kletterte ihm dann ſelber nach, um in die Stadt, wo er ſeine Wohnung hatte, zurückzukehren.

Er hielt aber dabei eben ſo wenig den Pfad, wie der junge Herr vorher, ſondern ſchlenderte, von dem Hunde gefolgt, der Schwanz und Ohren hangen ließ, als ob er nicht Drei zählen könnte, quer über die Wieſe, und zwar gerade dem Bosquet zu, in welchem die beiden Liebenden verſchwunden waren. Er that das aber nicht etwa aus Neugierde, ſondern ſein nächſter Weg lag gerade dort hindurch, und er hielt ſich auch nicht einmal mehr im Gehen auf. Nur den Blick warf er, auch mehr aus alter Gewohnheit, ſuchend umher; aber von dem Pärchen war nichts mehr zu erkennen, und bald darauf betrat er wieder die Wieſe, die ihn unten am Schloßberg hin zu dem Hauptfahrweg führte.

Kurz vorher, ehe er dieſen erreichte, bemerkte er die gräfliche Equipage, welche aus der Stadt heraufgefahren kam. Er blieb oben auf dem etwas höheren Raſenrand ſtehen und zog, während wieder das alte ſpöttiſche Lächeln um ſeine Lippen zuckte, mit faſt übertriebener Ehrfurcht die Mütze vor den Herrſchaften.

Der Graf, ohne mehr als einen flüchtigen Blick nach ihm hinüber zu werfen, dankte durch ein leiſes Kopfnicken; die Gräfin beachtete ihn gar nicht.

„Ganz unterthänigſter und gehorſamſter Diener, meine verehrten gräflichen Herrſchaften,“ ſpottete indeß der Maulwurfsfänger hinter ihnen her und hielt noch immer die abgezogene Mütze in der Hand; „wünſche eine recht angenehme Fahrt und beſonders viel Glück zu dem neuen, geheimnißvollen Schwiegerſohn des edlen, unbefleckten gräflichen Stammbaumes! Hahahahaha,“ lachte er dann toll und luſtig auf, indem er die

Mütze wieder auf den Kopf ſtülpte, „ob es denn nicht rein zum Todtſchießen iſt, wenn man die hochnaſige Grethe da im Wagen ſitzen ſieht und dann zurückdenkt, wie — hei, luſtig, Maulwurfsfänger, Kammerjäger! heute wollen wir da unten auch eine gräfliche Mahlzeit halten, zur Erinnerung an die alten Zeiten, und auf die Geſundheit des fidelen Brautpaares eine Flaſche guten Weins leeren; habe ſo lange keinen gekoſtet — hurrah!“

Damit faßte er ſeinen durch die Fiſche beſchwerten Ranzen mit der linken Hand, ſprang auf den Fahrweg und verfolgte von jetzt an raſch ſeinen Weg nach Haßburg hinab. —

„Und ſo lange habe ich Deine ſüßen, lieben Augen nicht küſſen dürfen, meine Paula,“ klagte indeſſen der junge Mann, den der Maulwurfsfänger in den Park hatte ſchleichen ſehen, indem er das junge, ſchüchterne Mädchen an ſich zog und wieder und wieder ihre Stirn und Augen küßte.

„Ach, Rudolph,“ ſeufzte Paula, die immer noch ſcheu den Blick umherwarf, ob ſie nicht von irgend einem Lauſcher bemerkt werden könnten, „nur auf Minuten war ich im Stand, mich wegzuſtehlen, denn Du glaubſt nicht, wie mich dieſe alte, häßliche Gouvernante, die ſie jetzt meine Geſellſchafterin nennen, quält und peinigt. Eine ſchöne Geſellſchafterin, nicht einmal Raum, an Dich zu denken, läßt ſie mir den langen Tag mit ihren ewigen Geſprächen und Büchern, mit ihrer Muſik und ihren alten, langweiligen Claſſikern."

„Mein armes, armes Kind!" rief Rudolph feurig aus; „aber die Zeit wird ja auch kommen, wo wir uns vor der Welt angehören dürfen, Deine Eltern ..."

„Ach, Rudolph," ſeufzte das arme Mädchen unter Thränen, „hoffe nicht auf die; nur eine Andeutung machte ich neulich, daß ich glaubte, ich könne auch mit einem Manne glücklich werden, der von geringerem Stande ſei, als ich, und meine Mutter gerieth außer ſich — ich fürchte Alles!"

„Und ich fürchte nichts," rief der junge Mann, eigentlich mit etwas zu viel Pathos, „nichts, als die Grenzen Deiner Liebe; laß auch Hinderniſſe wie Gebirge zwiſchen uns treten, ich will ſie für Treppen nehmen und darüber hin in Louiſens Arme fliegen!"

„In Louiſens?" ſagte das junge Mädchen erſchreckt.

„In Deine, meine Herz,“ lächelte ihr Geliebter; „kennſt Du die wunderbar ſchöne Stelle aus Kabale und Liebe denn nicht?“

„Ach, Rudolph, mir iſt das Herz ſo ſchwer; was kann ich gegen den Willen der Eltern thun?“

„Ha, laß doch ſehen,“ declamirte Rudolph weiter, „ob ihr Adelsbrief älter iſt, als der Riß zum unendlichen Weltall; wer kann den Bund zweier Herzen löſen oder die Töne eines Accords aus einander reißen!“

„Aber Du weißt nicht, Rudolph, wie entſetzlich ſtreng die Eltern ſein können, wo es, wie ſie glauben, die Ehre ihres Hauſes gilt; mein Wort verhallt da ohne Klang.“

„So flieh' mit mir, Geliebte,“ drängte jener: „was nützt uns Glanz und Pracht, wenn unſere Herzen verbluten? Meine Kunſt ernährt uns, wohin wir den Fuß wenden. Dem Namen Handor jauchzt die ganze Künſtlerwelt entgegen, und frei und glücklich leben wir den Muſen, der Liebe...“

„Ach, Rudolph, ich ſoll die Mutter, ſoll den Vater verlaſſen?“

„Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne folgen, gebietet Dir ſelber die heilige Schrift.“

„Mein armer Vater!"

„Er wird ſeine Härte bereuen, wenn er ſieht, welche ruhmvolle Laufbahn Du gewählt, und erweicht, gerührt Dich an ſein Herz zurückrufen."

„Er wird mir fluchen!"

„Gut, ſo bleib'," ſagte Rudolph reſignirt, indem er den Arm wie abwehrend gegen ſie ausſtreckte, „bleib' Deine Lebenszeit ein Sclave jener alternden Vorurtheile und Formen; folge der Hand, die Dich erbarmungslos zur Schlachtbank führt — Dein Rudolph kann entſagen —

„Wie konnte ſolch' ein Glück auch mir beſchieden,
Vom Himmel mir gegönnt ſein — mir, dem ja
Das Schickſal von der Wiege jede Freude
Verbittert und vergiftet! Dem der Becher,
Zum Trunk gehoben ſchon, von durſt'ger Lippe
So oft und oft geriſſen wurde! — Geh' —
Geh' — geh', Zuleima — glücklich wirſt Du ſein,
Und ich? — Für mich kein Glück — für mich ein Grab!"

Und wie verzweifelnd barg er das Antlitz in den Händen.

„Rudolph, Rudolph, o, nicht ſo, Du weißt ja, daß Du mir das Herz mit ſolchen Reden brichſt; thu' es nicht, thu' es nicht!"

„Aber welcher Ausgang bleibt mir, als der Tod? Du weißt, daß ich nicht ohne Dich leben kann, weißt, daß ich verderben und untergehen müßte, wenn nicht Dein reines Herz mich an dieſes Leben feſſelt! Aber was kümmert das Dich," ſetzte er bitter hinzu, „Du folgſt Deinem Vater, Deiner Mutter; der arme Rudolph mag zu Grunde gehen, er iſt ja doch nur ein — Schauſpieler."

„Und habe ich das um Dich verdient, Rudolph?" ſagte Paula mit leiſem Vorwurf im Ton, während ſie ihr ſchmerzbewegtes Antlitz zu ihm emporhob. „Habe ich Dir nicht wieder und wieder bewieſen, wie meine ganze Seele nur an Dir hängt, wie ich kein Glück, keine Seligkeit auf dieſer Welt kenne, als nur Dich?"

„Und doch willſt Du mir entſagen," erwiederte der junge Mann ſchmerzvoll, „doch hältſt Du es für möglich, daß Du entſagen kannſt, während mir ſchon bei dem bloßen Gedanken daran das Blut zu Eis gerinnt, und meine Pulſe aufhören zu ſchlagen?"

„Laß mir Zeit zum Denken, Rudolph," bat das arme Kind, „habe Nachſicht mit meiner Schwäche, wenn ich einen Augenblick ſchwanken und zaudern konnte. Sieh, noch iſt es ja auch nicht ſo weit, noch iſt es ja möglich, daß ich der Eltern Herz zum Beſten wende; ich will es wenigſtens verſuchen, ich will Alles thun, was in meinen Kräften ſteht, um einen Schritt zu vermeiden, der ja doch mein ganzes künftiges Leben, ſelbſt an Deiner Seite, mit einem Vorwurf belaſten müßte."

„Und wenn Alles fehlſchlägt?"

„Ich bin Dein, Rudolph, Dein für alle Zeiten," rief Paula, „Gott ſei mir gnädig, aber ich kann nicht anders; was da auch kommen möge, welche Prüfung mir der Himmel auch auferlegt, ich fühle es, daß die Liebe zu Dir ſtärker iſt als alles Andere!"

„Mein Mädchen, mein ſüßes Leben," rief Handor, „jetzt bricht auf's Neue ein Strahl der Hoffnung in mein zerriſſenes Herz; aber ſie werden Dich zwingen wollen!"

„Der Gewalt ſetz' ich Gwalt entgegen, rief Paula leidenſchaftlich, „treiben ſie mich zum Aeußerſten, ſo fallen die Folgen auch auf ihr Haupt zurück; Gott hätte dieſe Liebe zu Dir nicht in mein Herz gelegt, Rudolph, wenn ſie nicht göttlich wäre, und ſeiner Weiſung will ich folgen. Aber ich muß jetzt fort."

„Und kann ich nie
Ein Stündchen ruhig Dir am Buſen hängen
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen?"

klagte Rudolph, Goethe's „Fauſt" citirend.

„Ich darf nicht länger bleiben,“ ſagte Paula, „ja, ich fürchte, daß meine Eltern ſchon zurück ſind und nach mir gefragt haben.“

„Und wann ſehe ich Dich wieder?“

Paula zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Wir dürfen nicht zu oft zuſammen kommen,“ ſagte ſie endlich. „Du glaubſt nicht, wie viel Augen uns bewachen. Aber es iſt doch vielleicht nöthig, daß ich Dir morgen Nachricht gebe; ſo ſei denn morgen Abend — morgen Abend iſt kein Theater, nicht wahr?“

„Nein, mein Herz, ich habe den Tag und Abend frei.“

„Gut denn, ſo ſei morgen Abend an der bewußten Stelle neben dem alten Wartthurm. Es iſt möglich, daß ich ſelber Zeit finde, einen Moment dorthin zu kommen, wo nicht, findeſt Du einen Zettel an dem beſtimmten Platz.“

„Tauſend Dank, mein ſüßes Leben!“ rief Rudolph leidenſchaftlich, indem er ſie umſchlang und wieder und wieder küßte. Sie gab ſich ſeinen Liebkoſungen auch für wenige Secunden hin, dann aber machte ſie ſich leiſe von ihm los.

„Lebe wohl, Rudolph, lebe wohl!“ rief ſie ihm zu, drückte noch einen Kuß auf ſeine Lippen und floh dann wie ein geſcheuchtes Reh den Buſch entlang, um erſt weiter oben den Pfad wieder zu erreichen, von wo ſie nachher langſam, wie von einem Spaziergang kommend, nach dem Schloß zurückkehren konnte.

„Himmliſches Mädchen,“ ſagte Rudolph, der ſtehen geblieben war und ihr mit einem behaglichen Lächeln nachgeſehen hatte, „lauter Feuer und Gluth, eine lebendige Julia! Und der Alte? Pah, er wird eine Weile wüthen und Rache ſchnauben, daß die Comteſſe mit einem Komödianten durchgegangen, und zuletzt bleibt es immer die alte Geſchichte. Was will er denn machen? Es iſt die einzige Tochter, und wenn ihm der Schwiegerſohn auch gerade nicht genehm ſein mag, muß er doch ſchon gute Miene zum böſen Spiele machen — der alte adelsſtolze Narr der.“

Und ſich erſt vergnügt und ſelbſtzufrieden die Hände reibend — von ſeiner vorigen Verzweiflung war keine Spur mehr zu entdecken —, griff er ſeinen kleinen Spazierſtock wieder vom Boden auf, ſchlenderte langſam nach dem nächſten Weg hinaus, blieb hier noch einmal ſtehen, um ſich erſt mit ſeinem Taſchentuch die in dem trockenen Laub und Sand ſtaubig gewordenen Glanzſtiefeln zu ſäubern, und ſchlug dann dieſelbe Richtung wieder ein, von der er vorher gekommen und wo er mit einem kleinen Umweg das Schloß und deſſen nächſte Umgebung vermied, um von dort ungeſehen in die Stadt zurückzukehren.

4.

Die gräfliche Familie.

Die Equipage des Grafen Monford fuhr indeſſen langſam den ſogenannten „Schloßberg“ hinauf, denn der Graf hielt außerordentlich auf ſeine Pferde und litt nie, daß ſie nutzlos angeſtrengt wurden, ſtrafte auch nichts härter, als einen Verſtoß gegen die darüber erlaſſenen Befehle. Der leichte Wagen knirſchte über den hier reichlich ausgeſtreuten Kies, und der Weg zog ſich bis zur Treppe des Herrenhauſes durch einen wahren Flor von in voller Blüthe ſtehendem Hollunder, Goldregen, Akazien und Schneeballen hin, während die Front des ganzen Gebäudes mit allen nur erdenklichen Topfgewächſen ſo reich geſchmückt war, daß ſelbſt die breite, kunſtvoll gearbeitete Marmortreppe, die zu dem Gartenſalon und Empfangszimmer hinauf führte, einem vollblühenden Garten glich und den Duft ihrer Blumen durch die geöffneten Fenſter in alle Räume des Schloſſes ſandte.

Und alle Räume waren ſo reich als geſchmackvoll ausgeſtattet, denn Graf Monford beſaß ein bedeutendes Vermögen und hatte auf ſeinen weiten Reiſen gelernt, ſich die Bequemlichkeiten und den Luxus aller Himmelsſtriche anzueignen, ohne dabei ſein Haus zu überladen. Die koſtbarſten Gemälde, die herrlichſten Statuen und Statuetten ſchmückten die Zimmer, aber wo ſie ſtanden, ſchien es auch, als ob ſie fehlen würden, wenn man ſie weggenommen hätte.

Eine zahlreiche Dienerſchaft füllte dabei das Haus — Graf Monford hatte früher auf von ſeinem Vater ererbten Beſitzungen in Weſtindien gelebt und ſich daran gewöhnt, eine Maſſe von Dienſtleuten um ſich zu haben — und herrliche Pferde ſtanden in den Ställen, die ſich, mit weiten Raſengründen für die Fohlen, eine ganze Strecke in den Park hineinzogen.

Als er ausgeſtiegen war, blieb er auch noch eine Weile (während ſeine Gemahlin nach oben ging, um Toilette zum Diner zu machen, und der Bediente eine Anzahl aus der Stadt mitgebrachter Pakete aus dem Wagen nahm) auf der Treppe ſtehen, um indeſſen ſeine beiden Goldfüchſe zu betrachten, die, ungeduldig über den Aufenthalt, die ſchönen Köpfe auf und nieder warfen.

„Der Soliman ſcheut noch immer,“ ſagte er dabei, während ſein prüfender Blick über die Thiere glitt und den Kutſcher beſorgt machte, daß er etwas Ungehöriges daran entdecke, — „daß wir ihm das gar nicht abgewöhnen können.“

Er iſt lammfromm geworden, Herr Graf, erwiederte aber der Mann, indem er mit dem Ende der Peitſche langſam eine Stechfliege vom Halſe des beſprochenen Thieres zu entfernen ſuchte — „aber die fremden Beeſter jetzt in der Stadt, da ſcheut beinahe jedes Pferd.“

Der Graf nickte und betrat dann den mit feinen indiſchen Matten belegten Marmorboden des unteren Saales, während der Kutſcher, da Alles aus dem Wagen entfernt war, leiſe mit der Zunge ſchnalzte und nach den Stallgebäuden hinüberfuhr.

Im Salon war Graf Monford ſonſt gewöhnt, daß ihm ſeine Tochter entgegenkam. Er traf heute nur ihre Geſellſchafterin, Mademoiſelle Beautemps, eine ausgetrocknete Franzöſin, ſehr elegant gekleidet, aber mit einem etwas verbiſſenen Zug um die dünnen Lippen und ſehr ſteifer, ſelbſtbewußter Haltung.

„Wo iſt Paula, Mademoiſelle?“

„Ich war eben im Begriff, ſie zu ſuchen, Herr Graf,“ erwiederte die Dame. „Sie iſt in den Park ſpazieren gegangen, ohne mir ein Wort davon zu ſagen.“

„Das wäre freilich unverantwortlich,“ entgegnete Graf Monford, während es wie ein leiſes, halb ſpöttiſches Lächeln um ſeine Lippen zuckte, „beſonders wenn man bedenkt, daß das Kind erſt ſiebenzehn Jahre alt iſt und wahrſcheinlich im nächſten Jahre heirathen wird. Hat ſie ihre Kammerjungfer mit?“

„Sie iſt vollſtändig allein gegangen.“

„Vollſtändig allein? So — nun, ſie weiß, daß wir um fünf Uhr diniren, und wird zur rechten Zeit zurück ſein.“

„Aber nicht einmal Zeit behalten, ihre Toilette zu machen. Wenn mir der Herr Graf erlauben...“

„Sie werden ſie dann verfehlen und ebenfalls das Diner verſäumen. Sie wird ſchon kom̄en“ — und damit ſchritt er in ſein Zimmer hinüber, das zu ebener Erde lag.

Mademoiſelle Beautemps biß ſich auf die Lippen, antwortete aber nur, ſich ihrer Stellung und Würde bewußt, durch eine ſehr förmliche Verbeugung, die der alte Herr nicht einmal bemerkte, und trat dann auf die Treppe hinaus, um die Ankunft ihres ungehorſamen Zöglings mit anſcheinender Geduld, bei der ſie aber in innerlichem Aerger fortwährend in raſchem Tacte die Marmorplatten mit dem Fuß ſchlug, zu erwarten.

Ein Reiter kam den Weg heraufgeſprengt, hielt an der Treppe, ſprang aus dem Sattel, warf die Zügel ſeines warm gewordenen Thieres dem ihm folgenden Reitknecht zu und war dann in wenigen Sätzen oben bei der Gouvernante.

„Ah, guten Morgen, Mademoiſelle — Karl, reib' das Pferd ordentlich ab, und daß dann der Fingal geſattelt wird — ich reite nach dem Diner gleich wieder in die Stadt zurück. — Wo iſt Paula, Mademoiſelle?"

„Thut mir leid, Ihnen keine Auskunft geben zu können, Herr Graf," ſagte die Dame achſelzuckend; „die Comteſſe ſcheint die Zügel der Regierung ſelber in die Hand nehmen zu wollen."

„Durchgebrannt?" lachte der junge Mann, indem er ſeine Handſchuhe auszog und in den

Reitrock ſteckte. „Die Eltern ſind aber zu Hauſe, wie ich ſehe,“ ſetzte er mit einem Blick auf die Wagenſpuren hinzu, „und wahrhaftig, gleich fünf Uhr — alle Wetter, da habe ich keine Zeit mehr zu verlieren!“ und raſch ſprang er in das Haus und in ſein eigenes Zimmer hinauf.

Mademoiſelle Beautemps hatte wenigſtens die Genugthuung, nicht länger auf die Folter geſpannt zu ſein, denn in dieſem Augenblick kam auch die Comteſſe aus dem Park herauf. Sie mußte ſcharf gegangen ſein, denn ſie ſah erregt aus.

„Aber, Comteſſe, ich bitte Sie um Gottes willen, wo haben Sie geſteckt? Kann man denn nicht auf einen Augenblick den Rücken wenden!“

„Sind die Eltern ſchon da?“

„Schon lange, es wird gleich ſervirt werden. Und wie ſehen Sie aus! Mit der Friſur können Sie gar nicht bei Tafel erſcheinen! Wo waren Sie?“

„Im Park. Iſt George auch ſchon da?“

„Alle — es wird den Augenblick dinirt. Ich muß wirklich in Zukunft bitten ....“

Paula ließ ſie gar nicht ausreden. An ihr vorüber huſchte ſie durch den Saal in ihr eigenes, kleines Boudoir, wo Bertha, ihre Kammerjungfer, ſie ſchon erwartete, und als Mademoiſelle Beautemps, damit nicht zufrieden, ſich das Wort abgeſchnitten zu ſehen, ihr dahin folgen wollte, um ihre Ermahnung und Strafpredigt zu beenden, hatte die ſorgſame Zofe ſchon den Riegel vorgeſchoben. Es wurde Niemand mehr eingelaſſen.

Paula brauchte aber für ihre Toilette außerordentlich wenig Zeit; das volle, herrliche Haar fiel faſt von ſelbſt in ſeine natürlichen Locken, und noch ehe die Gräfin Mutter den Speiſeſaal betrat, wo in dieſem Augenblick gerade die Suppe aufgetragen wurde, war ſie dort.

Ihr Bruder ſtand ſchon ~~ſchon~~ am Fenſter und blätterte in einem Haufen von Zeitungen.

„Ah, da biſt Du ja!“ rief er ihr entgegen. „Sag', Schatz,“ flüſterte er dann, „hat Dir Papa ſchon etwas mitgetheilt?“

„Mir, George?“ fragte Paula erſtaunt — „was ſoll er mir mitgetheilt haben? Ich weiß von nichts!“

„Nun, dann kommt es noch,“ lächelte George, ihr freundlich zunickend. „Apropos, Paula, gehſt Du Dienſtag mit in's Theater? Die Räuber werden gegeben. Handor iſt famos als Karl Moor.“

„Ich weiß es nicht,“ ſagte Paula erröthend, „wenn es Papa erlaubt ....“

„Hoffentlich nicht, Comteſſe,“ bemerkte hier die Geſellſchafterin, die gerade zur rechten Zeit in den Saal getreten war, um die Frage zu hören; „denn mit meiner Zuſtimmung beſuchen Sie das Theater nicht ſo oft. Es iſt ein Tempel des Laſters, in dem junge Mädchen eigentlich gar nichts zu ſuchen haben.“

„Mademoiſelle!“ wollte George gereizt auffahren, als ſich die Thür öffnete und die Eltern erſchienen. Die Unterhaltung war damit abgebrochen.

„George — ah, da biſt Du ja, Paula! Haſt Du einen Spaziergang gemacht, mein Kind?“

„Mein lieber Vater ....“

„Schon gut, Du biſt ja noch zur rechten Zeit eingetroffen. Höre, George, Du haſt Deinen Rappen wieder tüchtig warm geritten. Wenn Du meinem Rath folgſt, ſchonſt Du das Pferd.“

„Ich hatte mich verſpätet, Papa, und ließ ihn nur ein wenig austraben. Heute Nachmittag nehme ich den Weißfuß.“

„Du willſt wieder fort?“

„Ich habe mich zu einer Partie Whiſt bei

Bolten's engagirt und vorher noch Einiges zu beſorgen."

„Setzen wir uns."

Das Diner wurde gewöhnlich ſchweigend verzehrt, da es Graf Monford nicht liebte, ſich in Gegenwart der Diener zu unterhalten. Nur vollkommen gleichgiltige Dinge durften beſprochen werden, und ſelbſt dieſe ſo kurz als möglich, und doch hätte George gar ſo gern ſchon während der Tafel von dem Theater angefangen, das er leidenſchaftlich gern beſuchte. Aber es ging eben nicht, denn er wußte im Voraus, daß er entweder keine Antwort oder gar einen Verweis bekommen hätte.

George war das treue Abbild ſeiner Schweſter, nur etwa zwei oder drei Jahre älter als ſie, aber mit denſelben edlen und offenen Zügen, demſelben kaſtanienbraunen, lockigen Haar und guten, dunkelbraunen Augen, aber faſt ſchon ein wenig zu ſelbſtſtändig für ſeine Jahre, wozu denn freilich die Erziehung im elterlichen Hauſe Vieles beigetragen.

Als junger Burſche und noch unter einem Hofmeiſter wurde er mit eiſerner, nachſichtsloſer Strenge bis zu dem Augenblick behandelt, wo er zur Univerſität abging, und dort plötzlich und mit einem Schlag ſein eigener, freier Herr. Natürlich wußte er die ihm ſo raſch und unerwartet gekommene Freiheit nicht immer nur zu gebrauchen, ſondern mißbrauchte ſie auch nicht ſelten.

Dazu kam, daß Graf und Gräfin Monford ſich Jahre lang auf Reiſen befanden, wo denn die Kinder auch nur auf fremde Menſchen angewieſen blieben und ihre Eltern nicht einmal zu ſehen bekamen, und mit der ganzen vorangegangenen Erziehung konnte es kaum anders geſchehen, als daß ſich beide Theile mehr und mehr entfremdet werden mußten.

Graf und Gräfin Monford hatten in der That keine Koſten und Mühen geſcheut, um ihre Kinder Alles lernen zu laſſen, was ſie in ihren Bereich bringen konnten, aber ſie machten ein ſehr großes Haus, und nur zu oft iſt es ja in ſolchen „großen Häuſern“ leider der Fall, daß die geſellſchaftlichen Pflichten den elterlichen vorgezogen werden oder, wie man ſich einredet, vorgezogen werden müſſen. Man hat Rückſichten zu nehmen (wie die Entſchuldigungen heißen), überdies zuverläſſige Leute daheim, denen man die Kinder recht gut anvertrauen kann. Eine Geſellſchaft jagt dann die andere, einmal daheim oder auch außer dem Hauſe, von allen aber ſind die Kinder ausgeſchloſſen, und ihre kurze Jugendzeit vergeht, ohne daß ſie ſich erinnern, der Mutter mehr als ein- oder zweimal auf dem Schooß geſeſſen zu haben.

Aber ein Kind will nicht allein Pflege — die kann ihm jeder gemiethete und gute Dienſtbote geben — es will auch Liebe, und wenn ihm die entzogen wird, ſo wächſt es auch wohl ohne ſie friſch und kräftig auf, aber in ſeinem Herzen bleibt ein leerer, öder Raum, den es ſich ſelber dann oft mit verderblichen Stoffen füllt. Unter der Obhut Fremder aufgewachſen, hatten ſie allerdings vor den Eltern, denen ſie erſt herangewachſen näher traten, eine gewaltige Ehrfurcht gehabt, aber ſie kannten kein anderes Gefühl und hielten dieſe Ehrfurcht für Liebe, während die Eltern ſtolz, recht ſtolz auf ihre Kinder waren und auch dieſen Stolz für Liebe nahmen. So täuſchten ſich beide Theile über ihre Gefühle, und auch die Welt, und doch waren beide Kinder von Herzen ſeelensgut und brav, und auch die Eltern feſt überzeugt, Alles für ſie gethan zu haben, was in ihren Kräften ſtand, um vollen Anſpruch auf ihre Dankbarkeit zu haben.

Die Liebe aber, die den beiden Geſchwiſtern durch ihre Eltern mehr unbewußt als abſichtlich entzogen worden, brachten ſie dafür einander ſelber in deſto reicherem Maße zu. Mit unendlicher Zärtlichkeit hingen beide an einander, ob auch ihre Charaktere noch ſo verſchieden ſein mochten.

Paula, von zartem Körperbau, mit vieler Phantaſie begabt, neigte mehr zur Schwärmerei. Sie las viel und, leider, unter Anleitung der Franzöſin, nicht immer recht paſſende Bücher; ſie liebte dabei leidenſchaftlich das Theater und konnte ſich durch irgend ein gut gegebenes Schau- oder Trauerſpiel ſo aufregen laſſen, daß ſie halbe Nächte lang ihre Kiſſen mit Thränen netzte. Unglücklicher Weiſe fand ſie dabei in der Familie, der ſie, während die Eltern auf Reiſen geweſen, zur Obhut übergeben worden, nur zu viel Nahrung, denn dieſe hatte ein kleines Liebhabertheater in ihrer eigenen Wohnung errichtet, verkehrte viel mit Künſtlern und fachte dadurch den Funken, der in Paula's Herzen glimmte, zur lichten Flamme an.

Das Techniſche in der Aufführung bei den kleinen, dort gegebenen Stücken hatte man nämlich nicht gut bewältigen können oder es auch vielleicht für zu mühſam gehalten. Ein geſchickter

Leiter wurde für nothwendig erachtet, und dort hatte Paula Handor kennen lernen.

George ſeinerſeits war nichts weniger als ein Schwärmer und hing viel mehr dem Realiſtiſchen an. Er liebte wohl auch das Theater, weil es ihm Unterhaltung bot, ohne daß er ſich aber ſonſt auch nur mit einer Faſer ſeines Herzens dazu hingezogen fühlte. Weit mehr beſchäftigten ihn die ſeinem Stande auch angemeſſeneren ritterlichen Uebungen. Er war ein perfecter, tollkühner Reiter, ein eifriger und für ſein Alter recht guter Jäger, beſonders ein ſicherer Schütze, und wenn er nebenbei auch etwas Muſik und Malerei trieb und mit Vergnügen ein gutes Buch las, hatte er doch keinen rechten Trieb dafür. Er verſtand etwas von jedem, ohne es in irgend einer Sache zur Vollkommenheit zu bringen, und da er das ſelber fühlte, verlor er auch bald die Luſt daran.

Auch an dem Liebhaber-Theater hatte er ſich anfangs mit großer Luſt betheiligt und vielen Eifer dabei gezeigt, aber es ermüdete ihn doch bald, wie er denn nie lange an einer Sache Vergnügen fand, und als Ende März die Auerhahnbalz begann, gab er es vollſtändig auf und fuhr lieber Nachts hinauf auf den Wald, um

Morgens um zwei oder drei Uhr an Ort und Stelle auf dem Balzplatz zu ſein.

Durch das Liebhaber-Theater war er aber ſelber mit einigen Künſtlern bekannt geworden. Deren freies, offenes Weſen ſagte ihm zu, denn im Umgang mit ihnen brauchte er ſich keinen Zwang anzuthun, und ſein leicht empfänglicher Geiſt fand, was ihm in ſeinen gewöhnlichen Kreiſen gründlich fehlte: Anregung und Befriedigung. Mit einem Worte, er fühlte ſich unter den Künſtlern und in ihrem freien Verkehr wohler und behaglicher, als in den ſteifen, aber allerdings ſehr vornehmen Geſellſchaften, in denen er ſonſt heimiſch war oder doch heimiſch ſein ſollte.

Auch zu Hauſe war ihm der läſtige Formenzwang zu unbequem. Er hatte oft davon gehört und geleſen, was für ein mächtiger Zauber in dem einen kleinen Worte „daheim“ liege und wie die eigene Heimath uns das Liebſte und Theuerſte auf der Welt ſein ſollte; aber mitgefühlt hatte er das noch nie und hielt es, mit anderen Ueberſchwänglichkeiten, für eine Licenz der Dichter, die vollkommen berechtigt wären, ſich irgend einen Punkt der Welt zu einem kleinen Paradieſe auszumalen, ob ſie dazu nun ein beliebiges Feenreich oder eine menſchliche Wohnung wählten.

Viel Ruhe hatte er deshalb auch zu Hauſe nicht, ja, er plauderte wohl gern einmal ein halb Stündchen mit der Schweſter und wußte, daß er die gehörigen Formen der Tiſchzeit einhalten mußte, wenn er nicht eben draußen auf der Jagd war oder eine andere Einladung angenommen und ſich daheim formell abgemeldet hatte — ſonſt feſſelte ihn nichts an das Vaterhaus.

Die Tafel war beendet und der Kaffee im Nebenzimmer ſervirt worden. Dorthin folgte er den Eltern, und ſeinen Arm um Paula's Taille legend, drückte er einen Kuß auf ihre Wange.

„Aber was haſt Du nur, George?“

„Nichts, mein Herz,“ lächelte der Bruder, „ausgenommen ſo viel zu thun, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen ſoll.“

„Du?“

George nickte ihr zu und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Du willſt wieder fort, George?“ ſagte die Mutter.

„Ja, Mama — heute Abend ſehen wir uns doch bei Boltens; nicht wahr, Ihr kommt auch hin?“

„Ich weiß es noch nicht, mein Sohn,“ erwiederte die Gräfin — „ich habe etwas Kopfſchmerz — aber vielleicht doch.“

„Du biſt gar nicht mehr zu Hauſe, George,“ bemerkte der Vater, „man bekommt Dich wirklich nur noch beim Eſſen zu ſehen.“

„Ja, beſter Vater, lachte George, „ich habe jetzt drei Pferde zuzureiten, und das kann ich doch nicht hier im Park thun. Der Fingal macht mir am meiſten zu ſchaffen.“

„Aber es iſt ein vortreffliches Pferd,“ nickte der Vater, „Du haſt da einen guten Kauf gemacht, halte ihn nur auch gut.“

„Wie meinen Augapfel, Papa,“ lachte der junge Mann. „Alſo auf Wiederſehen in der Stadt!“ und war im nächſten Augenblick verſchwunden.

Paula blieb mit ihren Eltern allein im Zimmer, denn Mademoiſelle Beautemps trank keinen Kaffee und benutzte dieſe kurze Zeit ſtets, um in ihrem Zimmer ein Viertelſtündchen Sieſta zu halten, worin ſie Paula niemals ſtörte. Sie wollte jetzt ebenfalls das kleine, freundliche Gemach verlaſſen, als der Vater, der mit auf den Rücken gelegten Händen auf und ab gegangen war, leiſe ſagte:

„Paula!“

„Mein Vater!“

„Ich und Deine Mutter möchten ein paar Worte mit Dir reden.“

„Mit mir, Vater?“

„Ja, mein Kind,“ ſagte der alte Herr, indem er vor ihr ſtehen blieb, ihr leiſe mit der rechten Hand das Kinn emporhob und freundlich fortfuhr: „Sieh, mein Schatz, Du biſt nun ſchon vor zwei Monaten ſiebenzehn Jahre alt geworden und — eben kein Kind mehr . . .“

„Mademoiſelle Beautemps betrachtet mich aber noch als ein ſolches,“ ſagte faſt unbewußt Paula, denn ein ſchmerzhaftes, gleichſam eiſiges Gefühl ſchnürte ihr in dem Augenblick beinahe die Bruſt zuſammen. Sie ahnte, was folgen würde.

„Mademoiſelle Beautemps . . .“ ſagte der Vater raſch, brach aber kurz ab, huſtete und lächelte ſtill vor ſich hin. „Nun, Du wirſt nicht mehr lange mit ihr geplagt werden, Kind,“ fügte er dann mit trockenem Humor hinzu, „und was ich eben jetzt mit Dir reden wollte — das heißt ich und Deine Mutter —, ſoll gerade dazu dienen, Dich von ihr frei zu machen.“

„Mein lieber Vater!“ flüſterte Paula und warf einen Blick nach der Mutter hinüber, die am Fenſter ſtand, mit einer kleinen Schere ein paar abgeblühte Roſen von einem Stock ſchnitt und die Blätter hinausſtreute.

„Verſtehſt Du, was ich meine?“

„Nein, mein Vater,“ hauchte das junge Mädchen.

„Und doch ſiehſt Du beinahe ſo aus, als ob Du es verſtändeſt, lächelte der alte Herr. „Aber ich will mich kurz faſſen, mein Kind, denn große Umſchweife ſind unter uns ja doch nicht nöthig. Ich frage Dich alſo geradeaus, mein Herz, haſt Du noch nicht daran gedacht, Dir einen Lebensgefährten auszuſuchen?“

„Mein lieber, lieber Vater!“

„Aber, George,“ ſagte die Gräfin kopfſchüttelnd, „Du fällſt doch auch wohl da ein klein wenig zu ſehr mit der Thür in's Haus. Das iſt kaum eine discrete Frage für ein junges Mädchen, die das überhaupt auch wohl ihren Eltern überlaſſen wird.“

„Ich weiß nun gerade nicht,“ lächelte der alte Herr, „ob Paula damit ſo recht einverſtanden ſein würde. Aber eben weil ich glaube, daß ſich unſere Gedanken auf halbem Wege begegnen, habe ich ſo direct gefragt, denn ich bin überzeugt, ich ſchieße nicht weit vorbei, wenn ich vermuthe, daß Du den jungen Grafen Bolten gern haſt — wie, Schatz? Er iſt wenigſtens auf allen Bällen Dein unermüdlicher Tänzer, und das Vielliebchen, das Du neulich mit ihm gegeſſen — nun, Du brauchſt nicht bis hinter die Ohren roth zu werden, meine Puppe — wir ſind Alle nicht beſſer geweſen, als wir jung waren.“

Ueber Paula's Stirn und Wangen hatte ſich allerdings im erſten Augenblick tiefe Röthe ergoſſen, im nächſten Moment aber ſchon ſchoß das Blut wie in einem Strom zum Herzen zurück und ließ ihr Antlitz todtenbleich, während ſie leiſe, aber feſt ſagte: „Du irrſt Dich, Vater — ich liebe den jungen Grafen nicht.“

„Nicht?“

„Du liebſt ihn nicht?“ wiederholte aber auch die Mutter und drehte ſich raſch und wie erſtaunt der Tochter zu. „Und das ſagt das Mädchen mit einer ſolchen Beſtimmtheit, als ob damit die ganze Sache abgemacht und beſeitigt wäre!“

„Der Vater hat mich gefragt, Mama, und er verlangt ja doch Wahrheit von mir.“

„Das allerdings, mein Herz,“ ſagte der alte Herr ruhig, während ſein Blick forſchend an dem Antlitz der Tochter hing, „die verlangt er in der That — aber kannſt Du mir einen Grund angeben?“

„Und wäre es Liebe, Vater, wenn man einen Grund dafür nennen könnte?“

„Hm,“ ſagte der alte Herr, dadurch ſelber in Verlegenheit gebracht, „Du ſcheinſt Nutzen aus Deiner Lectüre gezogen zu haben, mein Töchterchen. Die Sache iſt denn aber doch zu ernſthafter Natur, um ihr durch ein Wortſpiel auszuweichen; ſo höre denn, was ich Dir darüber zu ſagen habe. Ueber die Familie Bolten ſelber brauchte ich kein Wort zu verlieren; wir haben ſie alle gern und ſind lange, lange Jahre damit befreundet — wie geachtet und geſchätzt ſie im ganzen Lande ſind, weißt Du außerdem, und unſer alte Name braucht ſich wahrlich nicht zu ſchämen, neben dem ihrigen genannt zu werden. Hubert iſt dabei ein junger, liebenswürdiger Menſch, talentvoll, gutmüthig, ein bischen aufbrauſend zwar, aber das wird ſich mit den Jahren geben, und außerdem der einzige Sohn. Daß er Dich gern hatte, habe ich — und ich muß geſtehen, zu meiner Freude — ſchon ſeit längerer Zeit bemerkt; daß Du ihm nicht abgeneigt warſt, konnte Jeder ſehen, der Euch nur ein paarmal zuſammen beobachtet hat. Dazu kommt, mein liebes Kind, daß uns Beide, Deine Mutter und mich, dieſe Verbindung mit dem Bolten'ſchen Hauſe glücklich machen würde, und ich bin überzeugt, daß alles dies zuſammengenommen, wenn Du es Dir überlegſt, Deinen Entſchluß beſtimmen muß. Ich brauche Dir nur noch zu ſagen, daß heute Morgen, als wir in der Stadt waren, der alte Graf bei mir förmlich um Dich für ſeinen Sohn angehalten hat, und ich hoffe, wir können ihm heute Abend eine gute Antwort mit hineinnehmen — wie, mein Schatz?"

„Mein lieber Vater, ich — ich bin noch ſo jung!"

„Darin haſt Du recht, und das habe ich meinem Freunde Bolten ſelbſt entgegnet; er ſieht das auch vollkommen ein, und Du ſollſt nicht gedrängt werden. Wir haben deshalb Beide ausgemacht, daß die Trauung nicht früher als an Deinem achtzehnten Geburtstage ſtattfindet; um uns aber das Glück unſerer Kinder zu ſichern, wollen wir die Verlobung am nächſten Freitag hier bei uns feiern, wozu uns Deine gütige Mama einen kleinen Ball arrangiren wird — biſt Du damit einverſtanden?"

„Dränge ſie nicht zu ſehr, George," ſagte jetzt die Mutter freundlicher, als ſie bis dahin geſprochen. „Ihr Männer ſeid Euch darin doch alle gleich, das folgt Schlag auf Schlag, und da ſoll das arme Kind auf jede Frage auch augenblicklich antworten! Verſteht ſich, wird ſie wollen, aber Du ſiehſt doch, daß ſie jetzt bald roth, bald blaß wird — laß ihr doch nur Zeit, erſt Athem zu holen!“

„Meine liebe, liebe Mutter!“ rief Paula und warf ſich, von ihren Gefühlen überwältigt, an der Mutter Bruſt.

„Aber, ma fille!“ ſagte dieſe, ſich raſch und erſchreckt losmachend — „komm, mein Herz, komm, wozu dieſe Aufregung — Du weißt, Kind, wie das immer meine Nerven angreift, und mein Kopf ſchmerzt mich überhaupt heute.“

„Aber ich liebe ihn nicht, Mama!“ bat Paula in Todesangſt. „Der junge Graf iſt ein braver, lieber Menſch, aber — aber...“

„Aber, mein Kind?“ fragte die Mutter ſtreng.

„Er — er paßt nicht für mich — er — hat für nichts Sinn, als für ſeine Pferde und Gewehre — er haßt Muſik und Bücher — er...“

„Lauter Verbrechen, nicht wahr?“ lächelte die Mutter ſpöttiſch — „und kann er deshalb nicht ein guter Ehemann werden?“

„Und ſoll das Herz denn gar keine Stimme haben, Mama?“ flüſterte das arme, gequälte Mädchen — „ſoll denn nur immer todter Rang und Reichthum Verbindungen ſchließen und Menſchen auf ewig an einander ketten, die ſich ohne dieſe nie gefunden oder nur geſucht hätten?“

„Todter Rang und Reichthum, meine Tochter?“ ſagte der Vater ernſt — „ich glaube, Du ſollteſt uns dankbar dafür ſein, daß wir Dir die, Dir gebührenden Vorrechte auch erhalten und verwahren, Du wirſt doch nicht glauben, daß ich Dich je unter Deinem Stande verheirathen würde?“

„Willſt Du mich nicht glücklich ſehen, Papa?“ fragte Paula herzlich.

„Gewiß mein Kind, das iſt mein heißeſter Wunſch,“ erwiederte der Vater, „aber eben deshalb muß ich jetzt über Dich wachen, daß Dich Dein leicht erregtes Herz nicht zu einem Schritt hinführt, den Du ſpäter ſchwer bereuen und dann ſicher unglücklich dadurch werden würdeſt. Aber wie ich Dir ſchulde, für Dein Glück zu ſorgen, ſo ſchuldeſt Du auch uns, die Ehre unſeres Hauſes aufrecht zu erhalten, und wer Dir dabei am beſten rathen kann, ſind denn doch wohl Deine Eltern ſelber.“

„Und wenn ich vorher wüßte, daß ich unglücklich werden würde?"

„Paula," ſagte der Vater ernſt, „ich bitte Dich, nur jetzt, wo es ſich um Deine ganze Zukunft handelt, Deine überſpannten Romane und phantaſtiſchen Ideen aus dem Spiel zu laſſen! Du haſt uns ſchon neulich einmal ſo eine Andeutung gemacht, daß Du Dich an der Seite des ärmſten Mannes glücklich fühlen könnteſt, wenn „Eure Seelen," wie Du Dich beliebteſt auszudrücken, mit einander harmonirten. Es iſt der alte Unſinn mit „eine Hütte und ihr Herz," der ſo lange ſtichhaltig bleibt, bis das Herz eben in die Hütte hineinziehen ſoll und die Räumlichkeit dann überall zu beengt findet. Glaube mir, mein Kind, ſolche Ideen ſehen ſehr hübſch auf dem Papier aus, und laſſen ſich vortrefflich bei einer warmen, mondhellen Nacht durchſchwärmen, aber ſie gleichen jenen wunderbar ſchillernden Quallen, die an der Oberfläche der See herumſchwimmen und von Weitem einen prachtvollen Anblick gewähren, nimmt man ſie aber in die Hand, ſo bleibt nichts übrig, als eine graue, ſchlammige Blaſe, die man mit Ekel wieder von ſich wirft. „Gleich und Gleich geſellt ſich gern!" iſt ein altes, gutes und wahres Sprichwort, und wir finden das in der Natur beſtätigt, wohin wir blicken. Ein Adler könnte ſich da eben ſo wenig daran gewöhnen, einen Bund für das Leben mit einem Truthahn zu ſchließen und von Körnern und Kartoffelſchalen zu leben, weil ihre Seelen vielleicht ſympathiſiren — es geht eben nicht, und die Grafentochter würde ſich elend und unglücklich fühlen, wenn ſie aus der gewohnten Sphäre niederſteigen und in einer Hütte leben ſollte. Das ſind eben jugendliche Träume, die ich auch nicht zu hoch anſchlage und deshalb gern verzeihe. Nun ſei aber vernünftig, mein Töchterchen, Du biſt alt genug dazu. Wir haben eine Wahl für Dich getroffen, die Dein Herz nur mit Freude und Dankbarkeit gegen uns erfüllen kann, alſo füge Dich dem; denn Du weißt auch, daß Deine Eltern nie ihre Einwilligung zu einer Verbindung unter Deinem Range geben würden, ſollteſt Du wirklich je thöricht genug ſein, ſelber an etwas Derartiges ernſthaft zu denken."

„Mein Vater..."

„Laß nur ſein, mein Kind — ich wußte ja, daß mein gutes Töchterchen nicht den Lieblingsplan ihrer Eltern kreuzen würde; alſo werde ich das Weitere ſchon ſelber mit Boltens in Ordnung bringen. Du darfſt Dir indeſſen immer Deinen Ballſtaat zurecht machen,“ ſetzte er lächend hinzu, indem er ihr leiſe das Kinn emporhob und einen Kuß auf ihre Stirn drückte, „und daß wir nachher ein recht munteres, fröhliches Bräutchen haben, davon bin ich überzeugt…“

Ein Diener öffnete in dieſem Augenblick die Thür und meldete, in ſteifer Haltung an der Schwelle ſtehen bleibend: „Baroneſſe von Halldorf läßt fragen, ob es der gnädigen Herrſchaft genehm wäre…“

„Wird uns ſehr angenehm ſein,“ ſagte die Gräfin, die froh war, einen Vorwand gefunden zu haben, das Geſpräch abzubrechen — „aber Schatz, Du haſt ganz rothe Augen bekommen — geh' auf den Zimmer und bade ſie ein wenig mit Roſenwaſſer, wir erwarten Dich dann unten.“

Der Beſuch mußte empfangen werden, und die arme Paula, das Herz zum Brechen ſchwer, zog ſich auf ihr Zimmer zurück, ſchob den Riegel hinter ſich vor und ſank auf das Sopha.

„Kein Mitleid mit den Gefühlen ihres eigenen Kindes,“ flüſterte ſie dabei — „keine Frage ſelber danach, ob dieſes Herz ſchon gewählt, ſchon entſchieden haben könnte — nichts, nichts als der leere, hohle Schein, als Stand und Rang und Reichthum — o, ich bin recht, recht unglücklich!" und ſtill weinend barg ſie ihr Antlitz in den Händen.

5.

Paradies und Hölle.

In der Schloßgaſſe zu Haßburg — denn die alte Stadt, welche in längſtvergangenen Zeiten einmal der Sitz eines Erzbiſchofs geweſen, hatte die verſchiedenen Benennungen aus ihrer Glanzperiode noch getreulich aufbewahrt — ſtand ein nicht ſehr großes, aber wunderlich verziertes Gebäude. Es war maſſiv, aus dunkelgrauem, halbverwittertem Sandſtein aufgeführt und mit einer wahren Verſchwendung von Steinhauerarbeit bis unter den Giebel hinauf bedeckt.

Was die zahlloſen Gruppen, Bilder und Arabesken daran alle bedeuten ſollten, wäre wohl ſchwer zu entziffern geweſen — möglich, daß ſelbſt die Urheber derſelben keine rechte Idee davon gehabt. Deutlich erkennbar war aber noch eine ordentliche Legion von dicken, pausbackigen Engeln mit Poſaunen und ſonſtigen Inſtrumenten, die jeden nur einigermaßen benutzbaren Raum ausfüllten und den oberen Theil des Hauſes vollſtändig bedeckten, während zwei ſehr durch die Zeit und Sturm und Wetter mißhandelte Rieſen, die zwiſchen Drachenköpfen und Ungeheuerſchwänzen ihren Platz behaupteten, das Portal zu tragen ſchienen.

Und bunt und prächtig genug mußte das Haus ausgeſehen haben, als es aus der Hand des Künſtlers friſch hervorging. Noch jetzt ließen ſich nämlich an einigen geſchützten und tiefer liegenden Stellen Spuren von früherer Vergoldung und Malerei erkennen, mit denen beſonders die Inſtrumente der Engel geglänzt und geſchimmert haben mochten.

An eine Renovation dieſer geſchwundenen Pracht hatte freilich Niemand gedacht. Das Haus gerieth in die Hände einer Familie, die ſeine Lage für eine Wirthſchaft paſſend fand, da es dem Theater ſchräg gegenüber und auch in der Nähe des Domes wie des Rathhauſes ſtand, und der neue Eigenthümer, mit einer unbeſtimmten Ahnung, daß die vielen Engel wohl eine Andeutung der künftigen Seligkeit ſelber ſein könnten, nannte ſeine Wirthſchaft drinnen nach den Sinnbildern draußen „Zum Paradies.“

Der Mann verdiente viel Geld damit, und als er älter und ihm das Geräuſch und die eigene Unbequemlichkeit eines ſolchen Lebens zu groß wurde, ließ er die Wirthſchaft eingehen, den oberen Stock zu Familienwohnungen einrichten und behielt nur die unteren Räumlichkeiten mit den Kellern für ſich, in welchen er eine ganz vortreffliche Weinſtube etablirte.

Der alte Trauveſt war von jeher ein ausgezeichneter Weinkenner geweſen und hatte immer etwas auf ein gutes Getränk gehalten. Seine Weinſtube bekam deshalb bald einen Namen und die in Haßburg anſäſſigen „Künſtler,“ luſtiges, luſtiges Volk, das ſolche Plätze immer am beſten aufzuſtöbern weiß, erwählte den Ort zu ſeiner Künſtlerkneipe, wozu ihnen der Wirth, damit ſie nicht mit dem gewöhnlichen trockenen Pfahlbürger und Stammgaſt Einen Tiſch zu beſetzen brauchten, ein kleines beſonderes Käfterchen hübſch einrichten und ſogar mit Eichenholz austäfeln ließ. Der und Jener „ſtiftete“ dann auch noch bald einen alten, wunderlich geſchnitzten Schrank, bald ein paar antike Seſſel, hundertjährige Pocale und Deckelkrüge, alte Waffen und Rüſtungen, kurz, was in der Art aufzutreiben war, hinein, ſo daß ſich der kleine, maleriſch geſchmückte Raum bald in ein ordentliches Raritäten-Cabinet verwandelte.

Das Haus wurde zuletzt wirklich dadurch berühmt, und kein Fremder beſuchte Haßburg, der ſich nicht bemüht hätte, auch die Künſtlerkneipe im „Paradies," die das luſtige Völkchen dem Namen des Gebäudes gerade entgegen, „Die Hölle" taufte, kennen zu lernen.

Zu den Künſtlern: Maler, Bildhauer und Schriftſteller, die ſich in Haßburg aufhielten, fühlten ſich aber auch die Schauſpieler hingezogen. Der gute Wein hatte ſie ſchon lange in das „Paradies" geführt, die beſſere Geſellſchaft lockte ſie aus dem „Paradies" in die „Hölle," und von den Künſtlern wurden ſie, als einer freien Kunſt angehörend, auch mit offenen Armen empfangen.

Der Schauſpieler iſt überhaupt der beſte Geſellſchafter in der Welt und ſteht ja auch mit allen anderen Künſtlern in nächſter und innigſter Beziehung. Wie der Maler muß er Charaktere ſtudiren, um ſie wahr und treu, nicht auf der Leinwand, ſondern im wirklich lebendigen Bilde wiederzugeben. Mit dem Dichter muß er fühlen, empfinden und ſich begeiſtern, und alles das in raſch wechſelnden Geſtalten, Schlag auf Schlag, und Triumph oder Niederlage bringt ihm ſchon der nächſte Augenblick, der nächſte Abend.

Alle anderen Künſtler ſchaffen nicht allein für ihre Zeit, nein, ſie haben die Hoffnung, daß auch noch ſpätere Geſchlechter ſich ihrer Werke freuen mögen und ihr Name noch genannt wird, wenn ſie ſchon ſelbſt dahingegangen. Nicht ſo der Schauſpieler, der, nur auf den augenblicklichen Erfolg angewieſen, auch nur für dieſen wirkt und ſchafft. Der Beifall des Publikums, das ihn ſelber hört und ſieht, iſt ſeine Belohnung; dieſer ſtrebt er nach, und iſt ihm die geſichert, dann geht er freudig und vertrauensvoll an's nächſte Werk.

Dieſer Erfolg des Augenblickes übt aber auch natürlich auf ſein ganzes Leben entſchiedenen Einfluß, denn er verwächſt mit ihm und theilt ſich ſeinem ganzen Charakter mit; die Vergangenheit exiſtirt nicht für ihn, was anders iſt ſie auch, als eine abgeſpielte Komödie — und die Zukunft? Eine neue brillante Rolle kann ihm die roſig genug geſtalten, weshalb ſich jetzt ſchon Sorgen darüber machen? Noch läuft ſein Contract, das Publikum liebt ihn, oder — hat ſich an ihn gewöhnt, und was die ſonſtigen kleinen Leiden und Aergerniſſe betrifft, die nun einmal als Salz und Würze unſeres ganzen Lebens dienen müſſen, ei, die hat er reichlich in vermutheten Intriguen der Intendanz oder der eigenen Collegen, oder in boshaften Recenſionen eines nicht gehörig honorirten Theaterkritikers — was will er mehr?

Leichtes Blut ſchwimmt oben, leichtes Blut gehört zu ſeiner ganzen Exiſtenz, und gerade dieſer, in den meiſten Fällen liebenswürdige leichte Sinn läßt ihn das Leben an ſeiner lichten Seite faſſen und ihm Alles abgewinnen, was eben daraus zu gewinnen iſt.

Gute und vielbeſchäftigte Schauſpieler und Schauſpielerinnen — während Sänger und Sängerinnen — mit wenigen Ausnahmen — nur ihre Noten ſtudiren und ſich verwünſcht wenig um Text, Sujet oder Charakter ihrer Rolle kümmern — müſſen auch gebildete Menſchen ſein und ſind es faſt ſtets. Sie haben dabei die Form des Umganges vollſtändig in ihrer Gewalt, ſie müſſen verſtehen, ſich in allen Kreiſen des Lebens zu bewegen, und verſtehen es, und mit einem gewiſſen Inſtinct, der ſie alles Steife und Langweilige vermeiden läßt, bringen ſie bald Leben in jeden Cirkel, den ſie beſuchen.

Es iſt mit Einem Wort ein frohes, glückliches Völkchen, und wer in ihrer Mitte nicht warm wird und ſeinen im gewöhnlichen Leben noch ängſtlich gepflegten Zopf auf kurze Zeit vergißt, den kann man ruhig aufgeben. Er iſt für die Geſellſchaft verloren und paßt nur noch für „Geſellſchaften.“

Es läßt ſich denken, daß auch in der „Hölle“ ein munterer Ton herrſchte, wie denn auch vor Allem hier die Regel galt, nichts, und wäre es der bitterſte Scherz geweſen, übel zu nehmen. Schon über der Thür ſtand auch auf einer großen, ſchwarzen Tafel mit dicken, goldenen, altdeutſchen Buchſtaben der etwas ungelenke Vers:

Wer hier in dieſe Stuben kombt ein,
Laß allen Aerger und Hader daheim.

Und gerade dieſes laisser aller der Geſellſchaft hatte manche junge Leute aus Kreiſen, die ſonſt nicht gern ein „bürgerliches Wirthshaus“ beſuchen, veranlaßt, dann und wann hier vorzuſprechen und ſich ein Stündchen unter den Künſtlern, unter denen ſie immer einzelne Bekannte fanden, zu amüſiren. Beſonders waren einige Artillerie-Officiere, die ſelber zeichneten und malten, regelmäßige Beſucher der Hölle geworden und zogen dann wieder Andere nach.

So hatte ſich denn auch am heutigen Abend, während vorn in der Weinſtube die ſteiferen Bürger, Beamten und Profeſſoren ſaßen, in der „Hölle“ ein luſtiges Völkchen zuſammengefunden, das dem guten Weine des alten Trauveſt wacker zuſprach. Vom Theater ſchien aber nur das Schauſpiel vertreten, da heute eine Oper gegeben wurde; ſonſt ſaß aber eine gemiſchte Geſellſchaft in Uniformen, Sammetröcken und Joppen um den langen Tiſch, und das Geſpräch hatte ſich gerade um einen Wein gedreht, den ihnen Trauveſt als Markobrunner vorgeſetzt und den ein Hauptmann von Seidlitz für Deidesheimer erklärte, ſo daß ſchon eine Wette angeboten und acceptirt war.

„Wo nur Handor heute bleibt?“ rief Höfken, der das Fach der Charakterrollen am Theater bekleidete; „der hat die beſte Zunge von uns Allen, und ſeinem Urtheil füge ich mich.“

„Topp, angenommen!“ rief der Gegenpart.

„Handor muß etwas auf dem Strich haben,“ meinte Berthel, der Heldenvater; „er geht mir ſchon ſeit etwa fünf Wochen mit einer Sorgfalt gekleidet...“

„Bah,“ rief einer der Maler, „als erſter Liebhaber muß er auf ſeine Toilette halten; er gilt ja bei der ganzen ſchönen Welt von Haßburg für das Modejournal der Stadt.“

„Ach was da, Modejournal,“ knurrte Pfeffer, der unten am Tiſche bei einer halben Flaſche Wein ſaß, „Schulden ſind's, und damit er den Leuten Sand in die Augen ſtreut, hängt er den Plunder um ſich her; Eſel, wenn ſie ſich davon blenden laſſen.“

„Nein, Höfken hat recht,“ rief aber auch Berthel, „es muß etwas Anderes dahinter ſtecken — Schulden, bah! Wenn ein Menſch erſt einmal ſo viel Schulden hat, daß er doch ganz gewiß weiß, er kann ſie nicht bezahlen, dann machen ſie ihm auch keine Sorgen mehr, und ſo ſteht's mit Handor. Nein, bei dem ſpukt etwas Anderes, und ich bezahlte wahrhaftig...“

„Eine Flaſche Champagner, Kellner,“ rief in dieſem Augenblick eine laute, fröhliche Stimme, und als ſich Alle danach wandten, ſtand Handor, der eben genannte erſte Liebhaber, in der geöffneten Thür; „aber wohl in Eis, verſtanden?“ ſetzte er raſch hinzu: „oder auch gleich zwei, drei Flaſchen, mein Junge, denn ich bin ſchmählich durſtig heute Abend und ſchmählich vergnügt — Guten Abend, meine Herren!"

„He, Handor, beim Zeus! Junge, wo kommſt Du her? Eben ſprachen wir von Dir; wo biſt Du geweſen?"

„Im Himmel, Kinder, im ſiebenten Himmel," rief der junge Mann, indem er Hut und Stock an einen Nagel hing und dann einen Stuhl neben den etwas zur Seite rückenden Höffken nahm, „direct aus den himmliſchen Sphären ſtieg ich nieder in die „Hölle," und nur der himmliſche Trank kann mir Erſatz für das Verlorene geben."

„Pſſ," ziſchte Pfeffer durch die Zähne, „den Himmel, in dem der geſteckt hat, kenn' ich."

„Alle Wetter, Handor," lachte aber auch der Maler, „Sie ſcheinen heute Ihren ſplendiden Tag zu haben!"

> „So lang der Wirth nur weiter borgt,
> Sind ſie vergnügt und unbeſorgt!"

citirte Pfeffer.

„Vive la bagatelle!" rief aber Handor, ein ihm gereichtes Glas auf Einen Zug leerend.

„Halt," ſagte Höffken „hier gilt es eine Wette; da, Handor, ehe Du uns Dein Abenteuer erzählſt, ſag' uns einmal, was für Wein das iſt."

„Und wer hat Dir geſagt, daß ich Euch überhaupt mein Abenteuer erzählen werde?“

„Als ob der ſchweigen könnte,“ lachte ein Anderer; „haſt Du wieder bei Deiner jungen Putzmacherin geſchwärmt oder bei der dicken Banquierstochter, oder gar mit der kleinen Jüdin den Romeo geleſen? Der Menſch hat, bei Gott, ein Glück, um das man ihn beneiden könnte.“

„Thorheiten!“ lachte Handor verächtlich; „welchen Wein meint Ihr?“

„Hier dieſes Glas; aber jetzt koſte vorſichtig, es gilt eine Wette.“

„Gebt mir vorher ein Stück Brod.“

Das Verlangte wurde gebracht, und während jetzt Handor den Wein mit Kennermiene prüfte und koſtete, herrſchte lautloſe Stille in dem kleinen Raum. Trauveſt, der gerade in die Thür trat, blieb auf der Schwelle ſtehen.

„Nun, wo iſt der gewachſen?“

Handor koſtete noch einmal. „Rüdesheimer Berg,“ ſagte er dann.

„Rüdesheimer?“

Handor nickte.

„Meine Herren,“ ſagte Trauveſt, „ich muß Ihnen mittheilen, daß ich geſtern zwei Fäſſer

Wein, eines mit Markobrunner und eines mit Rüdesheimer Berg, habe abziehen laſſen, und wie ich eben von meinem Küfer höre, hat er beim Siegeln den Lack verwechſelt, was Schuld an dem Irrthum iſt; Herr Handor hat recht, es iſt allerdings Rüdesheimer Berg.“

„Alle Wetter,“ rief Hauptmann von Seidlitz, „die Zunge muß Handor viel Geld gekoſtet haben!“

„Oder anderen Leuten,“ meinte Pfeffer.

„Allen Reſpect übrigens vor Ihrer Zunge, Herr Handor,“ fuhr Trauveſt fort, „und wenn Sie das Theater aufgeben wollten, möchte ich Sie wohl als Reiſender engagiren; Sie ſollten ganz vortreffliche Proviſionen bekommen.“

„Herzlichen Dank, lieber Trauveſt,“ lachte der erſte Liebhaber, „bin von Ihrer Güte überzeugt, befinde mich aber doch jetzt noch beſſer ſo. Sollte ich aber wirklich einmal in den Fall kommen . . .“

„Dann wenden Sie ſich nur an mich, ich halte mein Wort,“ nickte der alte Mann.

„Apropos, Handor,“ rief der Maler Arnold, der ihm gegenüber ſaß, „haben Sie ſchon die ſchöne Fremde geſehen, welche heute angekommen iſt, die Gräfin Rottack? Die Familie iſt hier nach Haßburg übergeſiedelt.“

„Nein,“ rief Handor; „iſt ſie hübſch?“

„Bildſchön,“ verſicherte Arnold ganz in Feuer. „Sie wurde mir heute unter den Buden gezeigt, wo ſie mit ihrem Manne und den Kindern ſpazieren ging; ein reizendes Weſen mit einem von den Geſichtern, die der liebe Gott nur wenig Begünſtigten mitgegeben und denen man auf den erſten Blick gut ſein muß. Und was für wunderbar goldenes Haar ſie hat! Ich bin ihnen eine Weile nachgegangen, nur um die Sonne auf dem Haare blitzen und leuchten zu ſehen.“

„Meiner Seel’,“ rief Pfeffer „wenn Sie ſo entzückt von rothen Haaren ſind, weshalb malen Sie denn nicht einmal meine Schweſter, die Baſſini? Die brennt.“

Alle lachten.

„Der Pfeffer iſt doch ein ganz nichtsnutziger Patron, nicht einmal ſeine eigene, leibliche Schweſter kann er ungeſchoren laſſen,“ rief Berthel.

„Bah, ungeſchoren,“ ſagte Pfeffer, „ſie trägt eine Perrücke!“

„Laſſen Sie mir die Baſſini in Ruhe!“ rief Höfken dazwiſchen; „das iſt eine ganz brave Perſon, wenn ſie auch ſonſt vielleicht ihre Wunderlichkeiten hat. Und wie ordentlich und ehrlich bringt ſie ſich mit ihrer kleinen Gage durch, daß ſie nicht einen Pfennig Schulden in der Stadt hat!“

„Das kann Handor auch von ſich ſagen,“ meinte Pfeffer.

„Ich wollte, es wäre wahr, Pfeffer,“ bemerkte Trauveſt trocken, und ein tolles Gelächter brach von allen Seiten los.

„Lacht nur,“ ſagte aber der erſte Liebhaber, während ſich ein ſpöttiſcher Zug um ſeine Lippen legte; „wir wollen aber einmal ſehen, wer von uns hier heute über vier Wochen die wenigſten Schulden haben wird, Ihr oder ich.“

„Du haſt wohl in die Lotterie geſetzt?“ fragte Höfken.

„Nein, er heirathet eine Gouvernante und wird Gouverneur,“ meinte Pfeffer.

„Thorheit,“ rief Handor, „da kommt der Champagner, und nun Gläſer her und ein volles Glas den ſchönſten Augen!“

Für den Augenblick war jedes weitere Geſpräch geſtört, denn das Einſchenken, Anſtoßen und Trinken beſchäftigte die Anweſenden ſo vollkommen, daß ſie nicht einmal den Eintritt eines neuen Gaſtes bemerkten.

Es war der junge Graf Monford, der gar

nicht etwa ſo ſelten die Künſtlerkneipe beſuchte, weil er dort immer ſicher war, gute Geſellſchaft zu finden.

„Nun mußt Du uns aber auch Deine ſchönſten Augen nennen, Handor,“ rief Höfken ihm zu, „denn wenn ich ihnen ein Glas bringen ſoll, muß ich auch wiſſen, an welchem Theile des Himmels dieſe Sterne ſtehen.“

„Nie indiscret, Kamerad,“ lachte Handor, „jeder von uns trinkt den Augen, die er für die ſchönſten hält.“

„Und in dem Sinne nehme ich auch ein Glas mit,“ rief George Monford; „heh, Kellner, noch Champagner!“

Handor war bei der Stimme raſch herumgefahren, und für den Augenblick verlor ſein Antlitz jede Farbe; aber in dem Tumult bemerkte es Niemand, und Handor hatte auch raſch genug ſeine Faſſung wiedergewonnen.

„Graf Monford,“ rief er erfreut, ihm die Hand entgegenſtreckend und ſie herzlich ſchüttelnd, „laſſen Sie ſich auch einmal wieder bei uns ſehen?“

„Ich bin heute eigentlich nur hergekommen, um Sie auf ein paar Minuten zu ſprechen,“ ſagte der junge Mann.

„Mich?“

„Nachher; eine Geſchäftsſache,“ lachte George; „Sie brauchen nicht zu erſchrecken. Alſo den ſchönſten Augen, meine Herren, und da iſt wohl Keiner hier, der den Toaſt nicht mittränke.“

„Bitte um Verzeihung,“ ſagte Pfeffer, „wenn ich auf etwas Derartiges anſtieße, ſo wäre es höchſtens auf die „beſte Brille;“ der Teufel ſoll die ſchönen Augen holen, wenn man Abends nicht mehr damit leſen kann.“

„Hahaha, Freund Pfeffer, immer giftig!“

Graf George rückte jetzt mit zum Tiſch und das Geſpräch wurde allgemeiner; nur Handor war merkwürdig einſilbig geworden, und ſo ausgelaſſen luſtig er im Anfang geſchienen, ſo ſchweigſam zeigte er ſich jetzt, daß es ſogar den Tiſchgenoſſen auffiel. Wie er aber nach einander ein paar Gläſer des feurigen Trankes hinuntergeſtürzt, wurde er etwas lebendiger; doch lagen ihm immer noch die paar Worte auf dem Herzen, welche ihm der junge Graf vorher geſagt. Was wollte der von ihm? Eine Geſchäftsſache? War er dem Liebesverhältniß mit deſſen Schweſter auf die Spur gekommen und wollte ihn jetzt vielleicht gar fordern? Die Cavaliere nannten das eine Geſchäftsſache. Das Gefühl wurde ihm zuletzt ſo unbehaglich und drückend, daß er aufſtand, hinter Graf Georg's Stuhl ging und, leiſe ſeine Schulter berührend, ſagte: „Mein lieber Herr Graf, Sie wollten mir vorhin etwas mittheilen; wenn ich bitten dürfte, ich kann nicht mehr lange bleiben.“

„Ach ja,“ rief George, indem er aufſprang und nach der Uhr ſah, „meine Zeit iſt ebenfalls um; ſagen Sie einmal, lieber Handor,“ fuhr er dann leiſe fort, indem er ihn unter den Arm nahm und etwas bei Seite führte, „ich habe eine Bitte an Sie.“

„An mich?“

„Zuerſt muß ich Ihnen die Mittheilung machen, daß wir morgen über acht Tage, alſo am Freitag, die Verlobung meiner Schweſter Paula in unſerem Hauſe....“

„Ihrer Schweſter Paula....?“

„Bſt, nicht ſo laut, die Sache iſt noch Geheimniß, ſoll wenigſtens nicht vor der Zeit öffentlich bekannt werden, und ich erſuche Sie auch deshalb um Ihre Discretion; alſo daß wir dann in unſerem Hauſe Paula's Verlobung feiern, und ich wollte ſie gern zu dem Tage, unter anderen Sachen, die ich mir ausgedacht, mit der Aufführung irgend eines hübſchen Stückes auf unſerem kleinen Liebhaber-Theater überraſchen. Haben Sie etwas recht Hübſches, Neues, das wir bis dahin noch lernen können, und ſind Sie vielleicht ſelber im Stande, uns bei der Inſcenеſetzung und den Proben zu unterſtützen? Aber es muß natürlich Alles heimlich betrieben werden, denn weder Braut noch Bräutigam dürfen etwas davon erfahren."

„Herr Graf," ſagte Handor, und er mußte ſich Mühe geben, die Worte herauszubringen, ſo hatte der Schreck über die all' ſeinen Hoffnungen drohende Nachricht ſeine Zunge gelähmt, „ich — ich glaube gewiß, daß ich etwas Paſſendes finde, und ſtehe Ihnen mit Vergnügen zu Dienſten."

„Danke Ihnen, lieber Handor," ſagte der junge Mann, indem er ihm die Hand drückte, „Sie werden uns dadurch unendlich verbinden; Sie wiſſen ja ſelber, wie meine Schweſter das Theater liebt und dafür ſchwärmt. Irgend ein hübſches neues Luſtſpiel von Scribe vielleicht und nicht zu lang; aber Sie können am beſten beurtheilen, was dafür paſſend iſt."

„Gewiß, Herr Graf, gewiß, ich — ich finde ſicher etwas; nur — nur in dieſem Augenblick...."

„Nun, natürlich läßt ſich das nicht ſo Knall und Fall bereden,“ ſagte Graf George; „überlegen Sie ſich die Sache, und bitte, geben Sie mir morgen Abend ſpäteſtens Nachricht. Ich muß jetzt fort, denn ich bin zu einer Whiſtpartie engagirt. Alſo, Adieu Handor, auf Wiederſehen!“ und damit reichte er ihm die Hand. „Guten Abend, meine Herren!“

Handor trat zum Tiſch zurück und mußte ſich merklich zwingen, ſeine ruhige Faſſung zu bewahren. Er beſtellte noch eine Flaſche Champagner und trank haſtig; aber die Gedanken ließen ihm nicht Ruhe, er mußte allein ſein und ſtand endlich auf, die Geſellſchaft, der ſeine Aufregung nicht entgehen konnte, zu verlaſſen.

Ein paar Gäſte wollten ihn noch mit ſeiner Zerſtreutheit necken; aber er ging nicht auf ihre Scherze ein und verließ endlich nach einer unbeſtimmten Entſchuldigung das Zimmer.

Draußen an der Treppe, die hinauf auf die Straße führte, traf er Trauveſt, an dem er mit einem kurzen Gruß vorüber wollte.

„Hören Sie, mein lieber Handor,“ redete ihn dieſer an.

„Ja, Trauveſt?“

„Sie nehmen es mir nicht übel,“ fuhr der Wirth freundlich fort, „aber ich muß ſie wirklich bitten, daß Sie mir wenigſtens einen Theil Ihrer ſchmählich aufgelaufenen Rechnung zahlen. Ich ſelber habe meine letzte Weinſendung in den nächſten Tagen zu berichtigen und bin wirklich in Verlegenheit, wo ich das Geld hernehmen ſoll; ich würde Sie ſonſt doch noch nicht beläſtigen."

„Hm, ja, Trauveſt, wie viel bin ich Ihnen denn eigentlich ſo ungefähr ſchuldig?"

„Nun, es werden ohne das Heutige immer ſo eine dreihundert und einige ſiebenzig Thaler ſein."

„Dreihundert, alle Teufel, das hat ſich merkwürdig aufſummirt!"

„Ja, lieber Gott," ſagte Trauveſt achſelzuckend, „billige Weine trinken Sie nicht, und eine hübſche Zeit iſt ebenfalls verſtrichen, ſeit Sie die letzte Abzahlung machten."

„Sie haben recht, Trauveſt," ſagte Handor, indem er ſeinen Paletot zuknöpfte; „den Wievielten ſchreiben wir heute?"

„Der Monat geht auf die Neige."

„Am Erſten ſollen Sie bedacht werden, Sie gehen vor."

„Vergeſſen Sie's nur nicht, Her Handor."

„Gewiß nicht, alter Freund; Guten Abend!" Und er ſtieg die Treppe hinauf, die hinaus in's Freie führte.

6.

Jeremias.

Ehe ſie nur das kaum zweihundert Schritte von dort gelegene neue Wohnhaus des Grafen Rottack erreichten, waren Jeremias und die kleine, lebendige franzöſiſche Bonne, die aber ziemlich gut Deutſch ſprach, ſchon die beſten Freunde geworden, und ſelbſt das kleine Helenchen ſchien ſich ſo wohl bei ihrem neuen Wärter zu finden, der auch fortwährend mit ihr lachte und plauderte, daß ſie nicht die mindeſte Furcht mehr vor ihm hatte. Nur der kleine Günther betrachtete ihn noch immer ein wenig ſcheu und mißtrauiſch von der Seite — er konnte augenſcheinlich noch nicht recht klug aus ihm werden, und dann war Jeremias doch auch eine von allen denen, mit welchen er bis jetzt verkehrt, ſo verſchiedene Perſönlichkeit, daß ſich der kleine Burſche faſt unwillkürlich von ihm zurückhielt.

Jeremias hatte aber jetzt auch in der That genug mit ſich ſelber zu thun, denn ſo unbefangen er ſich ſonſt in allen Lebensverhältniſſen benahm, ſo fühlte er ſich doch, als er in dieſem Augenblick die neue und ſehr elegante Wohnung des Grafen Rottack betrat, in einer ſo vollſtändig ungewohnten Sphäre, daß er einige Zeit brauchte, um ſich hinein zu finden.

In Braſilien hatte er allerdings verſchiedene Male mit Grafen und Gräfinnen verkehrt, aber das waren auch ganz andere Verhältniſſe geweſen. Titel und Namen mochten ſie allerdings gehabt haben, aber der äußere Glanz fehlte ihnen dort, der im alten Vaterland unter ſolchen Verhältniſſen, wenn auch oft auf das künſtlichſte, doch ſtets gewahrt und beobachtet wird, und ſo unbefangen er anfangs die Einladung zum Diner von dem jungen Grafen angenommen hatte, deſſen er ſich noch recht gut erinnerte, wie er mit der Violine in Santa Clara herumlief und bei Bohlos an dem nämlichen Tiſche ſein Bier trank, an dem er ſelber ab und zu einſprach — ſo befangen fühlte er ſich jetzt plötzlich, als er die betreßten Diener ſah, die herzuſprangen, als Graf und

Gräfin das Haus betraten, und die Ehrfurcht bemerkte, mit der das junge Paar von allen Seiten behandelt wurde. Ja, er kam in die größte Verlegenheit, als er Helenchen auf den Boden geſetzt hatte und einer der Diener zuſprang und ihm den Hut abnahm, während ein anderer — was er eben an Graf Rottack gethan — auch zu ihm kam, um ihm den Oberrock auszuziehen.

„Bitte,“ ſagte Jeremias erſchreckt, „ich habe nur den einen an und kann doch…“ — er hielt plötzlich inne, denn er ſah, wie ſich die Bonne nur mit Gewalt das Lachen verbiß, und der Diener ſelber trat etwas beſtürzt zurück, weil er bemerkt, daß er den Fremden in Verlegenheit gebracht.

„Kommen Sie nur herein, alter Freund,“ rief Rottack, der verhindern wollte, daß er ſich vor den ſpottluſtigen Dienern eine Blöße gab, „und thun Sie, als wenn Sie hier zu Hauſe wären! — Iſt das Eſſen fertig?“

„Es kann jeden Augenblick ſervirt werden, Herr Graf.“

„Schön, dann laſſen Sie auftragen.“

Jeremias folgte der freundlichen Einladung, aber er war noch weit davon entfernt, ſich behaglich zu fühlen. Erſtlich hatten ſie ihm ſeinen

Hut weggenommen, und er wußte jetzt nicht, was er mit ſeinen Händen anfangen ſollte; dann hatte er vergeſſen, ſich draußen abzutreten, und auf dem Teppich hier, den er ſo ſchön noch auf keinem Tiſche geſehen, ſollte er jetzt mit den ſtaubigen Stiefeln herumlaufen.

Rottack aber, der ſich etwa denken konnte, was in der Seele des kleinen Mannes vorging, und der feſt entſchloſſen ſchien, ihm jede Verlegenheit zu erſparen, machte all' ſeinen Bedenklichkeiten ein raſches Ende, indem er ihm ohne Weiteres einen Stuhl zum Tiſch rückte, auf den ſchon einer der aufmerkſamen Diener ein Couvert für den Gaſt gelegt hatte, und ausrief: „So, Jeremias, nun ſetzen Sie ſich daher, und Helene, die den Augenblick zurückkommt, ſoll ſich zu Ihnen auf die Seite und Günther auf die andere ſetzen, und nun unterhalten Sie ſich nur noch einen Augenblick mit den Kindern, ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Jeremias ſah ſich um — die Diener, vor denen er ſich am meiſten genirte, hatten ebenfalls das Zimmer verlaſſen, und die Bonne war damit beſchäftigt, die Kinder ihrer Hüte und Mäntelchen zu entledigen, die das Kindermädchen dann in deren Stube hinübertrug — Jeremias war ſich ſelber überlaſſen, in dem Fall brauchte er nur wenige Minuten, um mit dem kleinen Günther Freundſchaft zu ſchließen. Im Handumdrehen fertigte er ihm aus der goldenen Düte, die er auf ein paar der Suppenteller ausleerte, eine Mütze, und wie Felix zurückkam, hatte er ihn auf dem Knie reiten, und der kleine Burſche lachte und ſchrie vor Luſt und Vergnügen, als das „Pferdchen" mit ihm durchging und in immer wilderen Sätzen Hopp, Hopp machte.

Felix lachte, als er wieder in's Zimmer trat und Helenchen eben auf das andere Knie des kleinen freundlichen Mannes hinaufkletterte, um mit Theil an dem wilden Ritt zu nehmen.

Helene kam jetzt ebenfalls zurück, und die Suppe wurde gebracht; das kleine Volk mußte Ruhe geben und Alle nahmen ihre beſtimmten Plätze ein.

„'s iſt doch aber wirklich merkwürdig, ſagte Jeremias, wie ſich ſo Leute auf der Welt wiederfinden können."

„Sie hätte ich allerdings hier nicht vermuthet," lächelte Felix. „Nun erzählen Sie uns aber auch einmal vor allen Dingen Alles, was Sie ſelber betrifft, und wie Sie beſonders wieder nach

Deutſchland zurückgekommen ſind. Sie können glauben, daß wir uns dafür intereſſiren."

„Na, denke doch," ſchmunzelte Jeremias, der, wie er nur erſt einmal die Serviette um und den Suppenteller vor ſich hatte, auch alles Neue und Fremdartige vergaß, was ihn umgab. „Aber ſehen Sie, Herr Graf, wie Sie damals weggingen — Jemine, war das eine Zeit, wie wir den großbrodigen Herrn von Reitſchen los wurden und den guten Herrn Sarno wiederkriegten — damals..." — er ſah ſich vorſichtig um, ob keiner von den Dienern mehr im Zimmer war — „damals lief ich noch in Hemdsärmeln herum mit dem Einſpänner, dem Handkarren, Sie wiſſen wohl, und putzte..." — die Bonne genirte ihn doch etwas, daß er nicht recht mit der Sprache heraus mochte — „nun, that allerlei Arbeit, was vorkam, hatte mir aber doch hübſches Geld dabei verdient, denn ich ſparte wie ein Hamſter und gab keinen Milreis unnöthig aus. Da ſtarb gleich ſechs Monate ſpäter Bodenlos — Sie kennen ja doch Bohloſſen — er hatte ſich richtig in aller Stille todtgeſoffen, denn äußerlich merkte man ihm nie 'was davon an, und das Wirthshaus wurde verkauft.

„Buttlich, der mit Herrn von Reitſchen herübergekommen und ſo eine Schwindelwirthſchaft errichtet hatte, war ſchon drei Monate vorher durchgebrannt — der arme Baron verlor durch den Lump auch ein paar Hundert Milreïs, beinahe ein halbes Conto*), und wenn Bohloſſen ſein Haus gut gehalten wurde, ließen ſich Geſchäfte damit machen. Herr Rohrland rieth mir auch zu…“

„Und wie geht es den guten Leuten?“ fragte Helene.

„Vortrefflich,“ nickte Jeremias — „Rohrland iſt ein Mann bei der Spritze, immer auf dem Damme, immer fleißig, und die kleine Frau ein Mordswei —, eine prächtige Frau — und alle Jahre Kindtaufe, immer einen kleinen Jungen oder auch einmal ein Mädchen — es wimmelt nur ſo bei ihnen.“

„Und Sie kauften die Wirthſchaft?“ fragte Felix, während Helene ſtill vor ſich hin lächelte und die Bonne bis hinter die Ohren roth wurde.

„Na, ob,“ ſagte Jeremias, wieder im alten Geleiſe, „das Haus ging ſpottbillig weg, das Inventar war ebenfalls zu bezahlen, was ich an Getränken und ſonſtwie brauchte, lieferte mir

---

*) Ein Conto de Reïs etwa 500 Dollars.

Herr Rohrland, und nun ging die Geſchichte flott. In Santa Catharina hatte ſich's ausgeſprochen, daß wir einen guten Director in der Colonie hätten, der etwas auf ſeine Coloniſten hielt, in Rio wurd's auch bekannt, und von allen Seiten kamen jetzt die Auswandererſchiffe an, daß der Director und ich manchmal nicht wußten, wo uns der Kopf ſtand — aber Geld wie Heu. Es war ordentlich, als ob der Segen auf dem alten Hauſe läge, und wie ich mir noch ein neues dazu baute, hatte ich immer noch nicht Platz genug. Weil ich das baare Geld aber nicht wollte im Kaſten liegen laſſen — von wegen Buren und Conſorten, die mir damals keinen ſchlechten Schreck eingejagt —, kaufte ich Land dafür, was ſie mir nicht ſtehlen konnten, und verdiente da wieder dran, Hand über Hand; kurz, in vier Jahren war ich ein gemachter Mann, und da erſt, wie ich 'was hatte und es mit dem Beſten in der Colonie aufnehmen konnte, kriegt' ich das Heimweh und beſchloß, einmal wieder nach Deutſchland zurückzukehren. Meine Häuſer verkaufte ich um das Doppelte, was ich dafür gegeben hatte, meine Colonien verpachtete ich an arme Coloniſten, die noch keinen eigenen Grund und Boden hatten, und — da bin ich..."

„Und wie haben Sie alle unſere Freunde in der alten Colonie verlaſſen?“ fragte Felix — „was macht Sarno, und haben Sie nichts von Günther von Schwartzau mehr geſehen?“

„Herr Sarno iſt noch immer der Alte,“ erzählte Jeremias, emſig mit einem Gänſeſchenkel beſchäftigt — „immer bei der Spritze, und die Geſchichte geht jetzt dort wie am Schnürchen. Wer nicht in die Colonie paßt, den beißt er weg, und die Anderen befinden ſich alle wohl, oder wenn ſie's nicht thun, iſt es ihre eigene Schuld. Einen andern Pfarrer haben ſie auch, einen braven, ordentlichen Mann, der nie länger als eine halbe Stunde predigt...“

„Und von Schwartzau wiſſen Sie nichts?“

„Doch — im vorigen Jahr war er wieder in der Colonie und wohnte ein paar Wochen beim Herrn Director; er war lange krank geweſen und ſah recht elend aus. Jetzt ging's ihm aber wieder beſſer, und kurz vorher, ehe ich wegging, hörte ich, daß er ſelber Director in San Sebaſtian oder Gott weiß, wie die neue Colonie heißt, geworden wäre.“

„Armer Günther!“ ſeufzte Felix — „ſo treibt er ſich noch immer in der Fremde umher und kann keine Ruhe finden...“

„Und was macht der Baron?“ fragte Helene, der eine andere Frage noch am Herzen lag, die ſie aber nicht wagte.

„Je, nun,“ ſagte Jeremias, „der Baron trägt immer noch dieſelben Nankinghoſen, die beim Waſchen immer kürzer werden — armer Teufel — ne, lieber Freund, ich bin noch nicht fertig,“ unterbrach er ſich raſch und hielt mit beiden Händen ſeinen Teller, den ihm der aufwartende Diener, weil er ihn einen Augenblick außer Acht gelaſſen, gerade fortnehmen wollte.

Felix lachte und winkte, ihn in Ruhe zu laſſen, und Jeremias, der ſeinen Gänſeſchenkel wieder vornahm, fuhr fort:

„Dem armen Teufel geht's eigentlich erbärmlich. Arbeiten kann er und will er nichts, und mit dem Vornehmthun giebt's in den Colonien nichts aus — der Buttlich betrog ihn, wie geſagt, um eine hübſche Summe — wie er's aus ihm herausgekriegt, weiß ich auch nicht. Nachher ließ er ſich in ein Geſchäft mit Herrn von Pultele — Hurrjeh!“ unterbrach ſich Jeremias plötzlich, weil er glaubte, einen Mißgriff gemacht zu haben.

„Erzählen Sie nur weiter,“ lachte aber Felix — „alſo, Herr von Pulteleben iſt auch noch in der Colonie…“

„Jetzt nicht mehr," ſagte Jeremias, der puterroth geworden war und einen verzweifelten Blick nach Helenen hinüberwarf. Es war eine Seele von einem Menſchen, aber — aber ein bischen — ein bischen unpraktiſch, und da kam er auf die unglückliche Idee, mit dem Baron eine Perlenfiſcherei an der Küſte anzulegen."

„Eine Perlenfiſcherei?"

„Ja, gewiß — und gefiſcht haben ſie auch genug," meinte Jeremias, „aber nicht einmal ſo viel Perlen gefunden, um ſich eine Tuchnadel davon machen zu laſſen, und da bekam es der Herr Baron denn zuerſt ſatt — die Mittel erlaubten es nicht — und Herr von Pulteleben ging nachher nach Rio Grande, aber ich habe nichts weiter von ihm gehört."

„Und die Gräfin Baulen," ſagte Helene ruhig, „iſt ſie noch in Santa Clara?"

„Ihre Frau Mutter? Gewiß!" rief Jeremias, der natürlich keine Ahnung von den dortigen Vorgängen haben konnte — „immer noch die Alte — ſehr achtungswerthe Dame," ſetzte er aber raſch und erſchreckt hinzu — „ungeheure Betriebskraft, weiß immer etwas Neues, um zu ſpeculiren — aber Graf Oskar iſt fort..."

„Fort — wohin?" rief Helene raſch.

„Der liebe Gott weiß es," ſagte Jeremias achſelzuckend — „mein Himmel, junges Blut will austoben, und Braſilien iſt groß — Frau Mutter hatte eine kleine Schwierigkeit mit dem Bäckermeiſter Spenker und zog aus, miethete nachher ein kleines Haus gerade dem Baron gegenüber, und da war der junge Herr Graf eines Morgens auf eine Entdeckungsreiſe ausgegangen, wie ſie ſagten, und konnte nachher ſelber nicht mehr entdeckt werden. Aber das Alles hat Ihnen gewiß Ihre Frau Mutter ſchon geſchrieben — lieber Gott, in Braſilien geht das ja auch oft ſo, daß ein junger Menſch einen Platz ſatt bekommt und ſich nach einem andern umſieht, der ihm beſſer gefällt!"

„Und was iſt aus der Frau jenes Mörders, jenes Bux geworden?" fragte Felix, der das Geſpräch auf ein anderes Thema zu bringen wünſchte.

„Der geht's gut," beſtätigte Jeremias; „das war eine brave, rechtſchaffene Frau, und wie ſie ſich nur erſt einmal von der ſchlechten Behandlung erholt hatte, ſchaffte ſie tüchtig. Ihre Kinder brachten wir raſch bei Coloniſten unter, und nachher habe ich ſie ſelber in das Hotel genommen, wo ſie ſich vortrefflich betragen hat. Sie iſt jetzt noch dort und verdient ſich hübſches Geld…"

„Und jener Bux?"

„Nun, den haben ſie nach Rio gebracht und dort wahrſcheinlich gehangen oder in's Loch geſteckt. Ich habe nie etwas Weiteres von ihm gehört."

„Aber ein ſonderbares Zuſammentreffen iſt es doch," lächelte Helene, „daß wir uns hier gerade in Haßburg wiederſehen ſollten…"

„Und noch dazu den erſten Tag, wo ich hier bin!" rief Jeremias.

„Apropos, Sie wollten mir ja erzählen, was Sie gerade nach Haßburg geführt," ſagte Felix, „denn wie Sie ſelber ſagen, ſtammen Sie gar nicht aus der Gegend…"

„Hm," meinte Jeremias und warf einen Blick über die Schulter nach dem aufwartenden Diener und dann nach der Bonne hinüber, „das iſt auch eine etwas längere Geſchichte."

„Alſo dann beim Kaffee," nickte der junge Graf, dem es nicht entgangen war, daß der kleine Mann noch etwas Anderes auf dem Herzen hatte — „aber vorher noch ein Glas Wein, Jeremias, wie? Machen Sie keine Umſtände, Mann, der Wein iſt trinkbar."

„Famoſer Stoff,“ beſtätigte Jeremias, der indeſſen mit ſeinen Gedanken nicht ganz bei der Sache war, denn es ging ihm im Kopf herum, daß ſich die junge Gräfin eigentlich gar nicht ſo lebhaft nach ihrer „Mutter“ erkundigt hatte, wie er wohl erwartet haben mochte, und auch über das Verſchwinden ihres Bruders nicht im mindeſten aufgeregt erſchien. Aber ſie mußte es jedenfalls ſchon früher brieflich erfahren haben, und wußte vielleicht ſogar, wo er ſtak. Daß er ihm ſelber noch eine nicht unbeträchtliche Summe ſchulde, erwähnte er nicht; er beſaß, trotz ſeiner rauhen Hülle, zu viel Zartgefühl, und doch hatte es ihm Rottack entweder angemerkt oder es ſich auch nur gedacht — und große Definitionsgabe gehörte allerdings nicht dazu.

Aber die Tafel wurde jetzt abgeräumt und dann der Kaffee gebracht. Die Bonne verließ mit den Kindern den Speiſeſaal, und das junge Paar war mit Jeremias allein.

„Und nun, mein alter Freund,“ ſagte Felix, „ſchießen Sie einmal los — Sie haben noch etwas auf dem Herzen.“

Jeremias war eigentlich nicht wenig froh, daß er dieſes Diner glücklich überſtanden hatte, denn er fühlte ſich, ſo lange es dauerte, fortwährend in einer gewiſſen Aufregung, aus Furcht, irgend einen Mißgriff zu begehen. Aber es ſchien doch ziemlich gut abgelaufen zu ſein, denn das ausgenommen, daß er von den ihm präſentirten Speiſen hartnäckig die Gabel abgenommen und neben ſich gelegt hatte, ſo daß er ſich zuletzt im Beſitze von ſieben oder acht ſolcher Inſtrumente fand und über den Vorrath ſelber erſchrak, war nicht das geringſte Ungehörige vorgefallen. Jetzt aber wurde er plötzlich, ohne die geringſte ſcheinbare Urſache, feuerroth und ſagte, viel verlegener, als er ſich nur je gezeigt: „Hm, ja, Herr Graf, ich — ich wollte eigentlich — Schwerebrett, Sie lachen mich aber aus, wenn ich's Ihnen ſage — die Frau Gräſin lacht jetzt ſchon.“

„Gewiß nicht, Jeremias, wenn es etwas Ernſtes iſt,“ lächelte Helene, der die Unruhe des kleinen Mannes allerdings komiſch vorkam.

„Ja, ernſt wär' es ſchon,“ nickte ihr Gaſt leiſe mit dem Kopf vor ſich hin, „aber — lachen werden Sie doch,“ ſetzte er reſignirt hinzu, „denn eigentlich könnte ich ſelber darüber lachen, wenn — wenn...“ — Er ſtak feſt und nahm ſein Taſchentuch heraus, um ſich damit die Stirn und den Kopf abzutrocknen, denn die Stirn ging ihm faſt bis hinten in die Halsbinde hinunter.

„Alſo erzählen Sie, Jeremias,“ ſagte Helene freundlich; „Sie wiſſen ja, daß wir es gut mit Ihnen meinen, und wenn Ihnen Felix bei irgend etwas behülflich ſein kann, ſo bin ich feſt überzeugt, daß es ihm die größte Freude machen wird.“

„Ich auch, Frau Gräfin, ich auch,“ beſtätigte Jeremias treuherzig und leerte dabei das Glas, das ihm der junge Graf noch einmal vollgeſchenkt hatte, wie um ſich Muth zu machen, auf Einen Zug. „Und Sie ſollen's auch erfahren,“ ſetzte er dann hinzu — „Sie ſollen's erfahren, denn ich weiß, Sie meinen es gut mit mir. Aber erſt erlauben Sie mir, daß ich eine Taſſe Kaffee trinke — der ſtarke Wein iſt mir in den Kopf geſtiegen, und ich möchte kein dumm Zeug ſchwatzen — es iſt ſo ſchon, wie's iſt — ſo, danke Ihnen, und nun ſollen Sie meine Lebensgeſchichte hören, aber ganz kurz, ich bin im Augenblick damit fertig, denn es iſt Alles ungeheuer geſchwind gegangen und eigentlich gar nicht viel zu erzählen — wenn nur eben die Frau nicht wäre.“

„Die Frau?“

Jeremias ſeufzte tief auf, trank ſeinen Kaffee, den ihm Helene ſelber eingeſchenkt, und begann dann: „Ich war ein leichtſinniger Strick in meiner Jugend, lief meinem Alten fort und ging zum Theater.“

„Zum Theater?“ lachte Felix erſtaunt.

„Das heißt, ich wirkte im Chor,“ fuhr Jeremias fort, „und half mit beim Ballet, und damals war ich auch noch ſchlank und geſchmeidig und hatte die Beine dazu. Ich verdiente auch, was ich brauchte, als einzelner Menſch nämlich, aber da kam — und jetzt werden Sie lachen, Frau Gräfin — da kam die Liebe und ich heirathete!“

„Sie ſind verheirathet, Jeremias?“ riefen beide Gatten zugleich und erſtaunt aus.

„Ja, wenn ich's nur ſelber wüßte,“ ſagte Jeremias mit einem höchſt komiſchen Ausdruck von Verzweiflung in den Zügen — „das iſt ja eben das Unglück, daß ich nicht weiß, ob ich's bin oder ob ich's war, und deshalb bin ich ja wieder nach Deutſchland zurückgekommen!“

„So wiſſen Sie nicht, ob Ihre Frau noch lebt?“

„Das iſt die Geſchichte, und auf den Kopf haben Sie's getroffen, Frau Gräfin — aber hören Sie. Meine Frau war brav und gut und ebenfalls beim Theater. Sie ſpielte kleine Rollen, und wir Beide verdienten etwa ſo viel, wie wir brauchten. Da wurde ſie krank und entlaſſen, die Familie vermehrte ſich ebenfalls, und...." — Jeremias wurde hier augenſcheinlich ſo verlegen, daß er eine ganze Weile kein Wort weiter vorbrachte. Er trank an ſeinem Kaffee, er zupfte an ſeinem Rock und rückte auf ſeinem Stuhl herum. Endlich aber, da er doch wohl merkte, daß es nicht ſo fortging, nahm er ſich mit Gewalt zuſammen und platzte heraus — „und ich wurde liederlich — Sie dürfen mir's glauben, Frau Gräfin, ein ganz liederlicher Strick — ich trank und ſpielte und ſetzte meiner Schlechtigkeit endlich, als ſich meine brave Frau von mir ſcheiden ließ, die Krone auf — und lief davon. So, Gott ſei Dank, jetzt iſt das Schlimmſte heraus und Sie wiſſen's nun einmal — das Andere iſt Kleinigkeit," fuhr er, tief Athem holend, fort. „Ich trieb mich erſt eine Weile in Deutſchland herum, Jahre lang, bis ich das Brod nicht mehr hatte; dann ſchiffte ich nach Amerika über und verſuchte es da, aber es ging auch nicht. Das alte Leben ſteckte mir noch in den Gliedern, und anſtatt Geld für Frau und Kind nach Haus zu ſenden, verthat ich, was ich verdiente, bis zuletzt die Reue kam. Hurrjeh, hab' ich mir damals Grobheiten gemacht und mich ſelber vorgekriegt — aber es half! Ich nahm mir vor, ein ordentlicher Kerl zu werden, und um aus all' der Geſellſchaft herauszukommen, in der ich mich in Amerika herumgetrieben, ging ich zu Schiff nach Braſilien.

„Dort fing ich ein anderes Leben an. Ich war nie gewohnt geweſen, viel zu arbeiten — in Braſilien ſtreifte ich die Aermel in die Höh' und ging ſcharf dran. Sie wiſſen's ſelber, Sie haben mich dort ſchaffen ſehen, und nachher ging's. Die ganzen langen Jahre hatte ich aber nicht an zu Hauſe gedacht oder, wenn ich dran dachte, mit Gewalt nicht dran denken wollen. Was konnt's auch helfen, was wollte ich zu Hauſe anfangen, ſo lange ich nichts hatte! Wie ich aber anfing, zu Geld zu kommen, und wie es ſich mehrte und mehrte und ich anfing, reich zu werden, da kam die Reue über das Vergangene noch viel ſtärker, wie nach meinem liederlichen Leben. Da kam das Heimweh, da ging mir der Gedanke im Kopf herum, daß meine arme Frau vielleicht doch nicht aus Kummer und Gram geſtorben wäre und hier noch in Sorge und Noth lebe. Jetzt ſchrieb ich nach Deutſchland, um ihre Adreſſe zu erfahren, aber umſonſt;

kein Menſch konnte mir Nachricht geben, und auf die meiſten Briefe bekam ich nicht einmal eine Antwort. Am liebſten hätte ich mich da auch gleich ſelber aufgepackt und wäre herübergefahren, aber die Zeiten waren zu günſtig, ich verdiente zu raſch und wollte noch mehr, und bekam mehr. Da litt's mich denn endlich nicht länger in dem Brumſilien drüben, und mit dem Dampfer bin ich herübergekommen, um nur recht geſchwind wieder da zu ſein."

„Und haben Sie Ihre Frau gefunden?" rief Helene raſch, die mit inniger Theilnahme der kleinen, einfachen Erzählung gefolgt war.

„Das iſt ja gerade der Teufel — bitte tauſendmal um Entſchuldigung!" ſagte Jeremias, ſich wieder den Schweiß abtrocknend. „Seit ſechs Wochen rutſche ich jetzt im Lande herum und kann nichts Genaues erfahren. Zuerſt war ich in Regensburg, wo wir damals wohnten — und glücklicher Weiſe kannte mich dort Niemand mehr — und da hieß es, daß ſie ſchon vor langen Jahren nach Erlangen gezogen und wieder zum Theater gegangen wäre. Ich nach Erlangen. Dort erfuhr ich gar nichts, als daß ſich die Theater-Geſellſchaft von jener Zeit nach Preußen, und zwar an den Rhein, gewandt habe. Ich an den Rhein. In Mainz traf ich zufällig einen Menſchen, der mir erzählte, dort wohne noch ein alter Schauſpieler und gäbe jetzt Clavierſtunden — zu dem ging ich — ich kannte ihn wohl, aber er mich nicht mehr, von wegen der Glatze, und der ſagte mir jetzt, daß meine Frau wieder ihren Mädchennamen angenommen hätte und nach Frankfurt gegangen wäre. Ich nach Frankfurt, und keine Spur mehr gefunden, Wochen lang, bis ich vorgeſtern in Köln wieder einen alten Schauſpieler traf, der behauptet, er habe den Namen in einer Theaterzeitung geleſen. Jetzt machten wir uns über die alten Zeitungen her — da ich ein paar Flaſchen Wein kommen ließ, arbeitete der Alte mit wie ein Pferd —, und nach ſechs oder acht Stunden Suchens faßten wir den Artikel, der mich wieder Hals über Kopf hierher nach Haßburg jagte."

„Und ſie iſt hier?" rief Felix.

„Ja, das weiß ich noch nicht," ſeufzte Jeremias, „denn wie Sie mich trafen, war ich ja auch erſt eben angekommen und wollte mich gerade umſehen, ob ich nicht vielleicht Einem vom Theater unterwegs begegnete, denn die kennt man gleich, und wenn ſie noch ſo einfach angezogen gehen. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber einen Theatermenſchen will ich unter Tauſenden herausfinden.“

„Aber Sie wiſſen alſo den Namen?“ ſagte Felix — „dann muß es ja doch die größte Kleinigkeit ſein, ſie hier aufzufinden.“

„Allerdings,“ erwiederte Jeremias kleinlaut — „ihr Theatername war damals Baſſini, und ein Fräulein Baſſini ſoll auch hier an der Bühne engagirt ſein, der Theaterzeitung wenigſtens nach, aber....“

„Aber?“

„Aber,“ ſtöhnte Jeremias, „jetzt, da ich meinem Ziel ſo nahe bin, habe ich eine Heidenangſt bekommen, allein zu ihr zu gehen — alle meine Sünden fallen mir bei, und — und ich wollte wahrhaftig manchmal, ich — wäre wieder in Braſilien!“

„Und ſind Sie nicht hergekommen, um gut zu machen, was Sie früher verſchuldet haben?“ ſagte Helene herzlich.

„Ja, das wohl — aber....“

„Ich gehe mit Ihnen, Jeremias,“ rief Graf Felix lachend, „ich helfe Ihnen Ihre Frau ſuchen!“

„Ah, Herr Graf,“ ſagte der kleine Mann verlegen, „wenn Sie — wenn Sie das thun wollten, da wäre mir ein wahrer Berg vom Herzen herunter!“

„Ich gehe mit Ihnen,“ beſtätigte Graf Rottack aber noch einmal, denn theils nahm er wirklich Intereſſe an dem kleinen verzweifelten Mann, da ihm dieſer wieder alle die alten transatlantiſchen Erinnerungen, als ein Stück ſelber von daher, ſo lebendig in der Seele wachgerufen, und dann machte es ihm auch Spaß, von der Entwickelung dieſes kleinen Dramas Zeuge zu ſein.

„Und wann wollen Sie gehen?“ fragte Helene.

„Ja, heute iſt es zu ſpät,“ rief Rottack, „aber den heutigen Abend verwenden Sie dazu, die Wohnung Ihrer geſchiedenen Frau aufzufinden, und dann holen Sie mich morgen Mittag um zwei Uhr ab! Iſt Ihnen das recht? Ich kann nicht früher.“

„So wollen wir's machen,“ rief Jeremias, ihm treuherzig die breite Hand entgegenſtreckend — „jetzt hab' ich auch wieder Courage, und morgen wiſſen wir dann gleich, woran wir ſind!“

„Wollen Sie ſchon fort?“

„Wenn Sie mir erlauben, Frau Gräfin, ja, denn der Boden fängt mir an, unter den Füßen zu brennen, bis ich Alles heraus habe. Aber morgen Mittag punkt zwei Uhr bin ich wieder hier.“

„Rauchen Sie, Jeremias?“ fragte Felix.

„Wo werd’ ich nicht!“ meinte der kleine Mann, indem er eine der ihm gebotenen Havannah’s mit einem Kratzfuß annahm — „wiſſen Sie denn wohl noch, wie wir einmal in der....“ — Er wurde auf einmal feuerroth im Geſicht, denn er fühlte, daß er wieder eine Dummheit begangen — „reden wir nicht mehr davon,“ brach er auch kurz ab, indem er ſich die Cigarre an dem Licht, das ihm einer der eben eintretenden Diener brachte, anzündete und dieſem dann ſehr freundlich dafür dankte — „und nun leben Sie wohl und nehmen Sie’s nicht übel, daß ich Sie ſo lange gelangweilt habe!“

„Und haben Sie guten Muth, Jeremias — Felix wird Alles in Ordnung bringen,“ lächelte Helene freundlich.

Jeremias nickte ihr dankend zu, drehte ſich dann um und ſtieg wieder in das wilde Leben und Treiben hinaus, das noch immer in der Straße draußen auf und ab wogte.

7.

Die erſte Begegnung.

Eben hatte es in der zu dem Schloß des Grafen Monford gehörenden Capelle zwölf Uhr geſchlagen, als die Gräfin mit ihrem Gemahl, den Kiesweg am Fluſſe herabkommend, von einem Spaziergange zurückkehrte. Sie gingen dem Schloſſe zu.

Der Park lag ſtill und einſam wie immer; weit unten am Drahtzaun äſten ſich ein paar Stück Dammwild, und mitten auf der Wieſe kroch eine gebückte Menſchengeſtalt, der ein kleiner Hund folgte, herum; ſonſt ließ ſich nichts Lebendes erkennen.

Es war das der Maulwurfsfänger, der nach ſeinen Fallen geſehen hatte und die ertappten Uebelthäter in ihren ſchwarzen Pelzen, weniger als Warnungszeichen für die Uebrigen, ſondern mehr als Beweis ſeiner Thätigkeit und ſeines Erfolges, an ſchwanken Ruthen mitten auf dem Raſen aufhing.

Jetzt ſchien er mit ſeiner Arbeit vor der Hand zu Ende; möglich auch, daß er ſich nur ausruhen und dabei ſein Mittagbrod verzehren wollte. Er ſchritt zu der nächſten Linde, die dicht an dem Kiesweg ſtand und wo er zugleich Schutz gegen die heute ziemlich warm brennende Sonne fand. Dort legte er ſeinen Ranzen ab und neben ſich, nahm ein Stück Brod und Wurſt heraus, wie eine kleine Flaſche mit Branntwein, zog ſeinen Genickfänger vor und begann, während der Spitz vor ihm ſaß und ihn mit etwas ſeitwärts gebogenem Kopf aufmerkſam betrachtete und jedem Biſſen, den er zu Munde führte, mit den Augen folgte, ſeine Mahlzeit.

Die beiden Spaziergänger, welche auf demſelben Weg herankamen, an dem er ſaß, mußte er jedenfalls bemerkt haben; der Spitz markirte ſie auch ein paarmal, indem er dort hinüberſah. Der Alte nahm aber nicht die geringſte Notiz von ihnen; wußte er ſich ja doch auch hier in ſeinem vollen Recht und in ſeinem Beruf, und der Platz unter der Linde, ſo lange er dort ſaß und Raſt hielt, gehörte ſein.

„Nicht wahr, um zwölf Uhr hatten ſich Rottacks anſagen laſſen?“ fragte die Gräfin, nachdem ſie eine Weile ſchweigend neben ihrem Gemahl hergeſchritten war.

„Ja, mein Kind,“ ſagte der alte Herr, „eben ſchlug es Zwölf; aber unſere Uhr geht einige Minuten vor. Wir werden gerade zur rechten Zeit wieder oben ſein.“

„Ich möchte nur wiſſen,“ fuhr die Gräfin nach einer kurzen Pauſe fort, „was die junge Frau für eine Geborene iſt. Sonderbare Sitte das, auf ſeine Karte nichts zu ſetzen, als ganz einfach: Graf Rottack und Frau, gerade als ob er ein Schuhmacher oder Schneider wäre.“

„Mein liebes Herz,“ lächelte der Graf, mit den Achſeln zuckend, „er wird mit der Abſtammung ſeiner Gemahlin wahrſcheinlich keinen Staat machen können und iſt klug genug, ſie ganz wegzulaſſen.“

„Dieſe Aufmerkſamkeit gegen uns iſt doch auch wirklich ganz außerordentlich; wie ich vorhin gehört habe, ſind die Herrſchaften erſt geſtern hier eingetroffen.“

„Wir werden etwas vorſichtig mit dieſem

Umgang ſein müſſen," bemerkte der Graf, „bis man wegnigſtens Genaueres über die Familienverhältniſſe erfährt. Der junge Rottack hat mir übrigens ſo weit ganz gut gefallen; nur ein wenig ſehr ungenirt iſt er, wie alle die Herren, welche ſich eine Zeit lang in fremden Welttheilen und unter Republikanern herumgetrieben haben."

„Iſt ſeine Frau eine Deutſche?"

„Ja, mein Herz, da fragſt Du mich zu viel; ihrem Anſehen nach jedenfalls, denn wenn ich nicht irre, hat ſie blonde Haare. Aber wir werden ja ſehen. Behagt uns der Umgang nicht oder ſtellt ſich etwas dagegen heraus, ſo giebt es Mittel und Wege genug, ihn in der freundlichſten Weiſe wieder abzubrechen oder wenigſtens zu erſchweren, und ſind unſere Befürchtungen unbegründet, ſo haben wir vielleicht einen ſehr angenehmen Zuwachs unſerer, doch eben nicht ſehr zahlreichen Geſellſchaft erhalten."

Sie hatten in dieſem Augenblick die Stelle erreicht, an welcher der Maulwurfsfänger ſein frugales Mittagsbrod verzehrte.

„Guten Tag, Herr Graf! Guten Tag, Frau Gräfin!" ſagte der Burſche, ohne ſich übrigens in ſeiner Beſchäftigung ſtören zu laſſen oder dieſes Mal auch nur eine weitere Ehrfurchtsbezeigung für nöthig zu halten, als ein etwas Höherſchieben der alten Mütze mit dem Rücken der Hand, in der er das Meſſer hielt.

„Guten Tag, mein Mann!“ ſagte der alte Herr, während die Gräfin ihn durch die Lorgnette betrachtete, und war ſchon halb vorüber, als er noch einmal ſtehen blieb und, den Kopf zurückwendend, fortfuhr: „Hör’ einmal, Freund, der Förſter beklagt ſich fortwährend über Dich und liegt mir ſtets in den Ohren, ich ſolle Dir das Betreten meiner Grundſtücke verbieten.“

„Nachher ſoll ich die Maulwürfe wohl von der Grenze aus mit Sympathie vertreiben?“ lachte der Burſche ſtill vor ſich hin und ſchob wieder ein Stück Brod und Wurſt in den Mund.

„Von den Maulwürfen iſt hier keine Rede,“ erwiederte der alte Herr, weniger vielleicht durch die Antwort, als durch das heute ſo unehrerbietige Benehmen des alten Burſchen gereizt; „wie mir der Förſter ſagt, fängſt Du aber auch noch andere Dinge, als Maulwürfe, und meine Leute haben jetzt ſtrengen Befehl, Dir auf den Dienſt zu paſſen. Erwiſchen ſie Dich dabei, oder beträgſt Du Dich auch nur noch ein einziges Mal ſelbſt verdächtig, ſo nimm Dich in Acht!“

„Werde ſo frei ſein,“ brummte der Mann vor ſich hin.

„Auch verbiete ich Dir von jetzt an, Dich nach Sonnenuntergang hier herumzutreiben; Du kannſt Deine Maulwürfe bei Tage fangen, und nun Gott befohlen!“ ſetzte er raſch hinzu, als ob er fürchte, noch eine Antwort zu erhalten. Er hatte ſich mit dem Menſchen ſchon zu lange aufgehalten.

Damit wanderte er mit der Gräfin wieder langſam den Kiesweg entlang, der dem Schloſſe zuführte, und der Maulwurfsfänger, den Kopf ihnen nachgedreht, ſah noch eine ganze Weile hinter ihnen drein. Endlich wandte er ſich gegen ſeinen Hund und ſagte: „Haſt Du's gehört, Spitz, was der gnädige Herr Graf befohlen?“

Der Spitz trippelte ein paarmal mit den Vorderfüßen, hob dann die Naſe in die Höhe und nieſte kurz.

„So? Na, das iſt mir lieb,“ erwiederte ſein Herr, „nun thu' mir auch den Gefallen und richte Dich danach. Weißt Du, was es ſetzt, wenn ſie Dich wieder einmal nach Sonnenuntergang hier erwiſchen, he, weißt Du's?“

Der Spitz trippelte ſtärker und nieſte noch einmal.

„Na, dann brauchen wir über die Sache kein Wort mehr zu verlieren,“ nickte der Alte und lachte ſtill vergnügt vor ſich hin, fuhr aber dabei in ſeinem Selbſtgeſpräch, ohne ſein Kauen jedoch zu unterbrechen, fort: „Merkwürdig doch, wie die Kinder oft mit einem geladenen Schießgewehr ſpielen, und wie leicht kann's losgehen und bläſt ihnen dann die ganze Ladung mitten in's Geſicht hinein! Und die Frau Gräfin, wie ſie den Staub hinter ſich vom Kieswege auffegt; eigentlich ſollte der Gärtner ſeinen Arbeitsweibern auch ſo ein Ding, ſo eine Crinoline und Schleppe hinten dran kaufen, dann könnte er das Rechen ſparen das ganze Jahr, und ſchickte die nur jeden Morgen ſpazieren durch den Park. Frauenvolk, Frauenvolk,“ rief er kopfſchüttelnd, indem er ſeinem Spitz ein Stück Wurſt zuwarf, das dieſer geſchickt fing und ſchwanzwedelnd verzehrte, „'s iſt nicht zu glauben; und wie ſie mich mit der Lorgnette betrachtete, — muß doch ein verdammt ſchwaches Gedächniß haben, denn nahe genug hat ſie mich doch ſchon geſehen — und nicht einmal mit der Brille; 's iſt merkwürdig, und der Hochmuthsteufel ſcheint ihr alle anderen Dinge rein aus dem Kopf gejagt zu haben, denn mir ſteht ſie noch vor Augen, als ob es erſt geſtern geweſen wäre.“

Der Spitz knurrte und drehte den Kopf nach rechts.

„Halloh,“ fuhr der Maulwurfsfänger fort, indem er raſch dorthin ſah, „wer kommt da?“ Beſuch? Na, nicht zu uns Beiden, Spitz; ſo vornehm treiben wir's nicht mehr.“

Es waren ein Herr und eine Dame, hinter denen etwa fünfzig Schritte weiter zurück ein Diener in Livrée folgte.

„Ich dachte es, Helene,“ ſagte Graf Rottack, als er mit ihr auf dem Weg herankam, „daß wir ein wenig zu früh eingetroffen wären, aber die Herrſchaften ſind jetzt nach dem Hauſe zurückgekehrt, um uns zu erwarten, und ſiehſt Du, da drüben liegt es ſchon. Nur jetzt Herz gefaßt,“ ſetzte er leiſe hinzu, „nur jetzt keine Schwäche gezeigt, denn es iſt das erſte und deshalb auch für Dich das peinlichſte Begegnen; aber da zeige auch, daß Du die Seelenſtärke beſitzeſt, die Du mir ja ſchon ſo oft bewieſen.“

„Hab' keine Furcht, Felix,“ erwiederte Helene, „ich werde Dein Vertrauen rechtfertigen. Ich bin ſtark, und wenn ich auch das Gefühl nicht abſchütteln kann, daß mir im Inneren genau ſo iſt, als ob es mir die Bruſt zuſammenſchnüren wolle, äußerlich ſoll man mir nichts anmerken, ich ſtehe Dir dafür. Nur vor der allererſten Begrüßung ſcheu' ich mich; aber auch das geht ja raſch vorüber, und ich fürchte faſt, die Frau Gräfin wird mir das ſehr erleichtern."

Sie waren während dieſes Geſprächs dicht an den Maulwurfsfänger hinangekommen, der aber keinen Blick mehr auf ſie warf und ruhig ſein Mahl beendete. Erſt als ſie dicht vor ihm ſtanden und Felix ihn anredete, ſah er auf und ſein Blick haftete feſt und wie erſtaunt auf dem lieben Antlitz der jungen Frau.

„Lieber Freund," redete ihn indeſſen Felix an, „können Sie mir nicht ſagen, ob dieſe Fußſpuren, die von einem Herrn und einer Dame herrühren und ganz friſch ſind, dem Grafen und der Gräfin Monford gehören? Es wurde uns geſagt, ſie gingen im Park ſpazieren."

„Dort hinten können ſie noch in den Büſchen das lichte Kleid der Frau Gräfin erkennen," ſagte der Mann, der aber in dieſem Augenblick ganz ſein früheres mürriſches Weſen abgelegt zu haben ſchien. Wie ſeiner ſelber unbewußt, zog er dabei die Mütze vom Kopf und ſtarrte den ihren Weg mit einem freundlichen „Danke!“ Verfolgenden nach, als ob er eine Erſcheinung geſehen hätte.

„Wunderbar,“ murmelte er dabei leiſe vor ſich hin, „hol' mich der Teufel, wunderbar; und gerade in dieſem Augenblick, genau ſo, als ob es ein Geiſt geweſen wäre — und gerade an der Stelle!“

Der dem jungen Paar folgende Diener kam gerade vorbei und nickte dem unter dem Baum Sitzenden grüßend zu. Er war ſchon vorüber, ehe ihn der Alte anrief.

„Ach, lieber Herr, können Sie mir nicht ſagen, wer die junge, ſchöne Dame da vorn war?“

„Meine Herrſchaft, die Frau Gräfin Helene, mit dem Herrn Grafen Rottack,“ ſagte der Mann und ging weiter; und der Alte blieb kopfſchüttelnd in ſeiner Stellung und ſchnitt ſogar ganz in Gedanken dem Hund die Ueberreſte ſeines Mahles entzwei, das ihm dieſer, ohne daß er es bemerkte, aus den Fingern herausnahm. —

Rechts vom Schloſſe und kaum hundert Schritt davon entfernt hob ſich ein kleiner Hügel, auf dem in früheren Jahrhunderten ein alter, wie die Sage ging, noch von den Römern gebauter Wartthurm ſtand. Der Platz war jetzt mit zur Anlage gezogen, der alte Thurm aber mit ſeinen unverwüſtlichen Quadern im Eingange mit nicht geringer Schwierigkeit erweitert und zu einer Ausſicht über das darunter hinlaufende Thal benutzt worden.

Es gab auch kaum einen Punkt in der ganzen Nachbarſchaft, von dem man einen freundlicheren Blick über das drunten ausgebreitete Haßburg mit ſeinen Gärten und Anlagen und die dahinter weitgedehnten und meiſt bepflanzten und bebauten Hänge gehabt hätte.

Um den alten, viereckigen Thurm herum lief eine kleine, niedere und mit Epheu dicht bewachſene Ringmauer, und ſelbſt von hier aus waren Einſchnitte durch die auf dem Bergabhang ſtehenden Bäume gemacht und die Zweige derſelben künſtlich ſo verſchnitten worden, daß man wie durch einzelne Medaillons einen Blick hinaus in's Freie gewann. Immer aber blieb die Ringmauer zu hoch von Bäumen umgeben, um von hier unten aus eine freie Ausſicht zu gewähren, und der Platz, ſo reizend er an ſich ſein mochte, wurde deshalb auch nur wenig benutzt. Höchſtens dinirte die Herrſchaft manchmal, beſonders an recht heißen Sommertagen, hier, und hatte man

Gäſte, ſo wurde vielleicht der Kaffee dort eingenommen. Sonſt kam nur der Gärtner hin, der ihn in Ordnung hielt und manchmal vielleicht die Aloepflanzen begoß, welche in den großen, aus Stein gehauenen, vaſenartigen Töpfen auf der Ringmauer ſtanden.

Aber Paula beſuchte den Platz zuweilen ebenfalls, und auch heute wieder allein. Seit geſtern wenigſtens hatte ſie mehr Freiheit bekommen. Der Vater mußte mit der alten, häßlichen Franzöſin geſprochen und ihr etwas Unangenehmes geſagt haben; denn ſie ſtichelte ein paarmal darauf und vernachläſſigte ſeit der Zeit beſonders ihren Zögling auffallend; Paula athmete zum erſten Male frei auf.

Sie kam allein den ſchmalen Weg herauf; aber für einen Spaziergang ging ſie faſt zu raſch, und oben an dem Thurm blieb ſie plötzlich ſtehen und ſah und horchte den Pfad zurück, ob ihr auch Niemand folge. Aber der alte Thurm lag ſo einſam wie je, und um deſſen Mauern herumgleitend, trat ſie zur dritten Aloevaſe an der Mauer, bog ſich hinüber, fühlte vorſichtig mit der Hand und zog gleich darauf ein kleines, roſafarbenes, zuſammengefaltetes Papier heraus, das ſie zuerſt an ihre Lippen drückte und dann, wieder mit einem ſcheuen Blick über die Schulter, öffnete.

Es enthielt weder Adreſſe noch Unterſchrift, und nur die wenigen Zeilen:

„Mein Herz! Ich muß Dich heute Abend zwiſchen neun und zehn Uhr, und wenn es ſelbſt noch ſpäter ſein ſollte, ſprechen. Eine furchtbare Kunde iſt zu meinem Ohr gelangt, die mich zum Denken unfähig macht. Ich muß Leben oder Tod von Deinen Lippen empfangen. Wann Du auch kommſt, von neun Uhr an harr' ich Dein.

Ewig der Deine."

„Alſo er weiß es," ſagte Paula, wie ſie nur mit flüchtigen Blicken die Zeilen verſchlungen hatte; „o, mein Gott, was ſoll ich thun — armer, armer Rudolph — arme, arme Paula!"

Das Papier noch in der Hand, lehnte ſie an der Ringmauer, ſtützte den Kopf in die Rechte und ſchaute mit thränengefüllten Augen in das Grün der Bäume hinein.

„Und da ſteckt meine kleine Schwärmerin," rief plötzlich dicht hinter ihr eine laute, lachende Stimme, daß ſie mit einem nur halb unterdrückten Schrei emporzuckte und zugleich das verrätheriſche Papier in der Hand zuſammenknitterte. „Hollah, und erſchrickt ſogar?" fuhr dieſelbe

Stimme fort, und ſie erkannte ihren Bruder George, der mit Sporen und Reitpeitſche, wie er eben vom Pferd geſtiegen, hier heraufgeſprungen war. „Was haſt Du, Mädel — und Thränen in den Augen? Das iſt kein Geſicht für ein Bräutchen!“

Paula, nur im erſten Moment überraſcht, hatte ihre Geiſtesgegenwart ſchnell wiedergewonnen; von dem leichtherzigen und nichts weniger als mißtrauiſchen Bruder brauchte ſie auch keine Entdeckung zu fürchten. Ja, wenn es ihr Drachen, Mademoiſelle Beautemps, geweſen wäre!

„Ach, George,“ ſagte ſie traurig, indem ſie den jetzt feſt zuſammengeknillten Brief in ihre Taſche brachte, „mir iſt auch nicht wie einer Braut zu Muthe, am wenigſten mit dem mir beſtimmten Bräutigam. Ich will ja noch nicht heirathen.“

„Das ſollſt Du ja aber auch gar nicht, närriſches Kind,“ lachte George. „Du haſt ja beinahe noch ein volles Jahr Zeit, um Dir dieſen „wichtigſten aller Schritte,“ wie der Papa ſagt, gehörig zu überlegen.“

„Aber was kann ich noch überlegen, wenn ich verlobt bin? O Gott, ich wollte, ich wäre ein armes, ſchlichtes Bauernmädchen, daß ſich

Papa und Mama nicht ſo viel um meine Heirath bekümmerten.“

George lachte laut auf. „Und glaubſt Du, da wäre es anders?“ rief der Bruder. „Da kennſt Du unſere Bauern ſchlecht. Iſt es ein „Vierſpänniger“, ſo dürfteſt Du nur auch wieder den Sohn eines „Vierſpännigen“ heirathen, und wäre es gar ein „Sechsſpänniger“, arme Paula, da hätteſt Du eine noch ſchlimmere Etiquette durchzumachen. Alle Welt hält den Grundſatz oben: Gleich und Gleich geſellt ſich gern.“

„Den Ihr nach Eurer Art verdreht, Du und der Vater,“ rief Paula heftig; „ja, Gleich und Gleich geſellt ſich gern, aber nicht das Gleich, das Ihr darunter verſteht, Gold und Silber und der alberne Rang von Grafen und Baronen, ſondern gleiche Herzen, gleiche Geſinnungen, gleiche Seelen, die Euch aber nicht gleich gelten; Herz, Seele, ja, das iſt Nebenſache, das findet ſich außerdem, das ſieht man ja auch nicht, das ſteckt inwendig und kommt deshalb auch nicht in Betracht; aber das Geld, der Rang, ja, freilich, das ſind Sachen, die in die Augen ſtechen, wenigſtens der Menge, und auf die muß geachtet, die muß berückſichtigt werden!“

„Jetzt ſieh' Einer den kleinen Philoſophen an,“ lachte George, „wer hätte das hinter dem Mädel geſucht!“

„Ach, laß mich zufrieden, Du ſpotteſt nur immer über mich!“

„Nein, Schatz,“ rief George raſch, „das thu’ ich nicht; aber ſage mir im Ernſt, ob Du etwas gegen Hubert einzuwenden haſt. Iſt er nicht ein braver, tüchtiger Cavalier, und hat er Dich nicht von ganzem Herzen lieb?“

„Nicht halb ſo lieb, wie ſeine Pferde und Hunde,“ erwiderte Paula bitter.

„Aber, Herzensmädchen, wie ungerecht Du jetzt biſt,“ rief George; „Hubert iſt ein ſeelensguter Menſch, ein bischen jähzornig, ja, und daß er ein leidenſchaftlicher Jäger und Reiter iſt, wirſt Du ihm doch wahrlich nicht zum Vorwurf machen wollen, wo Dein Vater und Bruder dieſelben Leidenſchaften theilen.“

„Aber deshalb ſoll ich ihn doch nicht etwa lieben? Er mag ja reiten und ſchießen, ſo viel er will, ich wahrlich werde ihn nicht daran verhindern. Aber weshalb muß er mich ausſuchen, mich unglücklich machen wollen vor allen Anderen?“

„Unglücklich, Paula?“

„Ja, unglücklich,“ ſagte das arme Mädchen, indem ihm die hellen Thränen in die Augen traten; „ich will nichts von ihm wiſſen, ich will nicht heirathen, am wenigſten Deinen Hubert, ſag' ihm das!“

„Du biſt ein Kind, Herz,“ lachte George über den faſt kindiſchen Trotz der Schweſter, „und kennſt Hubert eigentlich noch nicht einmal genau. Lerne ihn erſt kennen, Schatz, und wenn Du dann wirklich eine nicht zu beſiegende Abneigung gegen ihn haſt, dann will ich ſelber dem Vater zuzureden ſuchen, daß er Dich frei giebt.“

„Und weshalb da jetzt die Verlobung?“

„Das iſt eine Idee von Mama,“ ſagte George achſelzuckend, „und der etwas ausreden, was ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt hat, wird außerordentlich ſchwer fallen; aber ich bin feſt überzeugt, daß Du glücklich mit ihm werden wirſt.“

„Du biſt überzeugt davon?“

„Ja, Schatz; ſieh nur Papa und Mama an. Der alte Gärtner Jonas, der jetzt ſchon vierzig Jahre in Papa's Dienſten iſt, hat mir die Geſchichte ſelber einmal erzählt; die Mama hat den Papa auch damals nicht geliebt, wie ſie ihn heirathen ſollte. Sie hat fortlaufen wollen und Gott weiß, was — und wie glücklich und zufrieden leben ſie jetzt mit einander!“

„Die Mama hat den Papa auch nicht heirathen wollen?

„Gott bewahre, mit Händen und Füßen ſoll ſie ſich geſträubt haben — wahrſcheinlich auch mit ſolchen phantaſtiſchen Ideen —, aber Großvater war ein ſtrenger Herr und ließ ſich auf keine Unterhandlungen ein, und der Erfolg bewies zuletzt, daß er doch recht gehabt."

„Und weißt Du, was ihr armes Herz dabei gelitten haben mag?" ſagte Paula mit tiefem Gefühl. „Könnt Ihr Männer in einer Frauenſeele leſen?"

„Und iſt der Valer nicht etwa brav und gut? Hat er ſie nicht auf Händen getragen ſein Leben lang?"

Paula ſah ſeufzend vor ſich nieder und ſagte leiſe: „Ach, Du verſtehſt mich nicht, George!"

„Du verſtehſt Dich ſelber nicht, Herz," rief George freundlich; „irgend ein Phantaſiebild, das Du Dir heraufbeſchworen, ſoll Dir jetzt in die Seele paſſen, und da es nicht paßt, fühlſt Du Dich unglücklich. Komm, mach' wieder ein freundliches Geſicht; wer von uns Allen iſt denn gewohnt, Dich traurig zu ſehen, und wenn Du es biſt, machſt Du das ganze Haus unbehaglich

— Alle Wetter,“ unterbrach er ſich ſelber raſch, „da kommt Beſuch, das werden Rottacks ſein! Vaters Kammerdiener ſagte mir ſchon, daß ſie erwartet würden; komm' lieber gleich mit hinunter, Du wirſt doch ſonſt geholt.“

„Geh' voran, George,“ bat Paula, „mir ſind die Augen noch roth; ich komme gleich.“

„Aber mach' nicht zu lange; ich bin ſelber neugierig, unſere neuen Nachbarn kennen zu lernen. Bei Boltens wurde ſchon von ihnen geſprochen. Die Frau Gräfin ſoll eine ganz brillante Schönheit ſein.“

„Geh' nur voran, George, ich komme gleich nach,“ ſagte Paula und ſtand noch ein paar Secunden, als ſie der Bruder ſchon verlaſſen hatte, und ſah hinter ihm drein. Dann nahm ſie den erhaltenen Brief aus der Taſche, riß ihn in unzählige kleine Stücke und ſtreute die vom Luftzug fortgetragenen Fragmente über die Ringmauer in den Wald hinab. —

Während indeſſen Graf und Gräfin Monford ihre Wohnung betraten, meldete ihnen ſchon einer der Diener, daß Graf Rottack und Gemahlin nach ihnen gefragt, dann in den Park gegangen ſeien, um ſie ſelber aufzuſuchen, und nun dicht hinter ihnen herkämen. Das junge Paar war in der

That kaum hundert Schritte hinter ihnen, und die beiden Herrſchaften hatten nur eben Zeit gehabt, ſich in das Empfangszimmer zurückzuziehen, als ihnen der Beſuch auch ſchon gemeldet wurde.

Rottack betrat, Helene am Arm, den unteren Saal, der, mit geöffneten Flügelthüren und einer kleinen, wohlgepflegten Terraſſe davor, einen freundlichen, ſonnigen Blick auf das weite Land bot. Graf Monford — während die Gräfin vom Sopha, auf das ſie ſich in der Geſchwindigkeit niedergelaſſen, aufſtand — ging ihnen entgegen, reichte Rottack die Hand und ſagte herzlich: „Herr Graf, es iſt unendlich liebenswürdig von Ihnen, uns Ihre liebe Frau zugeführt zu haben. Frau Gräfin, ich ſchätze mich glücklich, Sie in Haßburg, und noch dazu als Nachbarin begrüßen zu können — meine Frau!

Gräfin Monford, welche die junge Frau beim Eintritte ſcharf fixirt hatte, verneigte ſich kalt und vornehm, und Helene, die ſie faſt mit Ehrfurcht begrüßte, fühlte, wie ihre Kniee zitterten, und mußte alle ihre Energie zuſammen nehmen, um dieſe erſte, o, ſo verzeihliche Schwäche zu beſiegen. Aber ſie war von Jugend auf daran gewöhnt worden, ſich zu beherrſchen; ſie wußte, wie nothwendig das beſonders hier jetzt ſei, und wenn ſie auch fühlte, daß das Blut wieder ihre Wangen für einen Moment verließ, nahm ſie ſich doch tapfer zuſammen und erwiederte ſogar ein paar Worte auf die Anrede des alten Herrn, freilich unbewußt, ohne ſich deſſen klar zu ſein, was ſie eigentlich ſagte.

Für einen ſolchen Fall ſind unſere geſellſchaftlichen Formen aber ganz vortrefflich, denn nur mit dem paſſenden Ausdruck in den Zügen, darf man wirklich unzuſammenhängende Formeln ſchwatzen, um die nämliche Wirkung zu erzielen, wie bei der vernünftigſten und durchdachteſten Rede. Was für Unſinn wird manchmal bei ſolchen Begrüßungen mit der ernſthafteſten Miene geſprochen, mit der ernſthafteſten Miene angehört und erwiedert! Es ſind nur eben Worte, die man verlangt, auf den Sinn dabei kommt es wahrlich nicht an.

„Sie ſind erſt ganz kürzlich hier in Haßburg eingetroffen?" wandte ſich die Gräfin Monford an ihren jungen Beſuch, denn über etwas mußte geſprochen werden.

„Geſtern, Frau Gräfin," erwiederte Helene und fühlte ſich noch nicht ſtark genug, das Auge zu der Frau zu erheben, während Felix, indem er mit dem Grafen ſprach, die Züge der Dame ſcharf und forſchend muſterte.

„Und Sie beabſichtigen, ſich hier bleibend niederzulaſſen?“

„Ich hoffe ſo, — die Gegend — iſt ſo unendlich anſprechend.“

„Da haben Sie recht, meine Gnädigſte,“ lächelte der alte Herr; „es ſollte Ihnen ſchwer werden, in Deutſchland einen ſchöneren Punkt zu finden, wenn es auch vielleicht noch viele eben ſo ſchöne in unſerem Vaterlande geben mag — aber wollen die Herrſchaften nicht Platz nehmen?“

Die Damen ſetzten ſich auf das Sopha, die Herren nahmen Stühle, und das Geſpräch wurde jetzt, da es an Stoff nicht fehlte, allgemein. Auch Helene, da Felix und Graf Monford Theil daran nahmen und das Auge der Gräfin nicht mehr allein auf ihr haftete, fühlte ſich mehr erleichtert und unbefangener.

„Aber Sie ſind doch jedenfalls eine Deutſche, Frau Gräfin,“ ſagte Graf Monford, als Helene eben von ihren Kindern erzählt und wie ſie ſich geſtern an dem Jahrmarkt gefreut; „Sie ſprechen wenigſtens vortrefflich Deutſch, und man hört Ihnen nicht einmal einen Dialekt an.“

„Allerdings,“ erwiederte Helene, tief erröthend,

„ich bin in Deutſchland geboren, wenn auch größtentheils in einem transatlantiſchen Land erzogen.“

„Sie haben übrigens recht gethan, von da drüben wegzuziehen,“ ſagte der alte Herr; „mein Gott, muß das jetzt in dem Amerika eine Wirthſchaft ſein! Der Krieg nimmt gar kein Ende und dauert doch ſchon über Jahr und Tag.

„Wir kommen nicht aus den nordamerikaniſchen Freiſtaaten,“ erwiederte Felix, „und haben, wo wir wohnten, wenig von dem Bürgerkrieg ſelbſt gehört. Unſer Aufenthalt“ — und ſein Blick ruhte dabei wie völlig abſichtslos auf der Gräſin — „lag in Braſilien.“

„In Braſilien?“ ſagte dieſe faſt unwillkürlich.

„Ei, das laß ich mir eher gefallen,“ rief aber auch Graf Monford; „dort ſollen doch wenigſtens geregeltere Zuſtände ſein, wenn man ſich eben mit der vielleicht nicht immer angenehmen Hitze befreunden kann. Ich habe ſelbſt einen etwas weitläufigen Verwandten in Rio. Wo haben Sie gelebt?“

„In einer der ſüdlicher gelegenen Colonien,“ ſagte Felix, einer directeren Antwort noch vor der Hand ausweichend.

„In der That,“ ſagte der alte Herr, „dann freilich müſſen wir Ihrer lieben Frau Gemahlin um ſo dankbarer ſein, wenn ſie von unſerer Gegend befriedigt iſt, denn mit den Tropen können wir uns allerdings nicht meſſen. Aber ſchön iſt es trotzdem hier bei uns; bitte, Frau Gräfin, treten Sie einmal hier auf die Terraſſe und ſehen Sie, wie allerliebſt das alte Haßburg da unten liegt; dort rechts hinüber glaub' ich auch ſogar, daß man das Dach Ihres eigenen Hauſes von hier erkennen kann, auch ein Stück vom Hauſe ſelbſt. Ah, da kommt auch George — mein Sohn — Gräfin Rottack.“

Helene war mit dem alten Herrn vor das Haus auf die offene Terraſſe getreten, um ſich die Ausſicht zeigen zu laſſen; ergriff ſie doch ſelber mit Freuden die Gelegenheit, gerade jetzt, wo Braſilien zuerſt genannt worden, hinaus an die freie Luft zu treten, um ſich durch keine Bewegung, durch kein Erröthen zu verrathen.

Auch die Gräfin Monford war aufgeſtanden und mit ihr Felix, um den Beiden zu folgen; aber ſie zögerte noch. Es lag ihr eine Frage auf der Zunge, die ſie ſich ſcheute auszuſprechen, und doch mußte ſie gethan werden. Graf Rottack bemerkte dabei, daß etwas ſie beunruhige, aber er hütete ſich wohl, ihr entgegen zu kommen. Die Gräfin durfte jedoch dieſen einen Moment, wo ſie ſich mit dem Fremden gewiſſermaßen allein im Zimmer befand, nicht unbenutzt vorübergehen laſſen, und ſich, ſchon im Begriff, auf die Terraſſe zu gehen, noch einmal zu dem jungen Mann wendend, ſagte ſie mit ſo gleichgültigem Ton, als möglich:

„Wie hieß die Colonie, wo Sie gewohnt haben, Herr Graf?“

„Santa Clara, gnädige Gräfin,“ erwiederte Felix, ſich leicht verbeugend; „meine Helene iſt die Tochter der dort anſäſſigen Gräfin Baulen.“

„In der That?“ hauchte die Gräfin und blieb einen Moment mit der Hand auf den Stuhl geſtützt, an dem ſie eben vorüber wollte, ſtehen; aber es war auch nur ein Moment. „Ah, da kommen meine Kinder,“ ſagte ſie; „bitte, Herr Graf, wollen Sie nicht mit hinaus auf die Terraſſe treten?“

Sie ging langſam voran hinaus, und Rottack ließ ihr hier abſichtlich Zeit, um ſich vollſtändig zu ſammeln, indem er vorher dem jungen Grafen George und deſſen Schweſter Paula vorgeſtellt wurde und ſich freundlich mit ihnen unterhielt.

Und Helene ſtand Paula gegenüber, die mit ihren treuen, kindlichen Augen faſt ſcheu zu ihr aufſah. O, wie gern hätte ſie das liebe, holde Kind an ſich gezogen, feſt, feſt in ihre Arme, und mit dem theuren, noch nie gebrauchten Schweſternamen genannt! Wie lieb und gut ſie ausſah, und wie traurig doch und ernſt — war denn auch ſchon in dieſes junge Herz die Sorge, der Kummer eingekehrt? Sie vermochte auch nicht, es hier bei der kalten üblichen Form zu laſſen, und auf das junge, ſich ſchüchtern vor der hohen, edlen Geſtalt neigende Mädchen zugehend, ſchloß ſie Paula halb in die Arme und küßte ſie auf die Stirn.

Und die Gräfin?

Felix hatte mit den beiden Grafen Monford an der Terraſſe geſtanden, über das Land hinausgeſehen und das Treiben in der unter ihnen liegenden Stadt beobachtet. Jetzt wandte er ſich wieder der Gräfin zu und ertappte ſie gerade, wie ihr Blick ernſt und forſchend, aber ohne das geringſte Zeichen innerer Bewegung an Helenen hing. Kaum fühlte ſie aber, daß des jungen Grafen Auge auf ihr haftete, als ſie ſich dieſem zuwandte und, mit zu der Terraſſe tretend, ihn in ihrer gewöhnlichen ruhigen Weiſe auf die einzelnen Schönheiten der Scenerie aufmerkſam machte.

Keine Spur von Befangenheit war dabei in ihr zu entdecken, kein Zeichen einer inneren, heftigen Bewegung, wie eine ſolche Entdeckung, als die eben gemachte, ſie eigentlich doch hervorgerufen haben ſollte. Sie war vornehm, wie immer, wenn auch geſprächiger, als ſie ſich bis jetzt gezeigt, und Graf Rottack konnte und wollte ſeinen Beſuch auch nicht über die gewöhnliche Zeit hinausdehnen. Der Same war jedenfalls geworfen und das Korn mußte nun Früchte treiben.

Nicht lange danach empfahlen ſich die jungen Leute der gräflichen Familie, wobei der alte Herr noch den Wunſch ausſprach, daß ſie öfter zuſammenkommen möchten; die junge Frau hatte jedenfalls einen ſehr günſtigen Eindruck auf ihn gemacht, wie ſie ſich im Sturm ſchon Paula's Herz erobert. — Der Wagen fuhr vor, und bald rollte das leichte Fuhrwerk mit ihnen wieder in die Stadt zurück.

8.

Fräulein Baſſini.

Eine lange Weile ſaßen die beiden Gatten ſchweigend neben einander im Wagen. Es war ordentlich, als ob ſich beide ſcheuten, ein Geſpräch zu beginnen. Endlich ſagte doch Helene mit leiſer Stimme:

„Sie iſt eine recht, recht ſtolze Frau — o, es wird ſchwer halten, dieſes Herz zu bezwingen!"

„Meine arme Helene!"

„Ob ſie nicht ahnte, daß ich ihr näher ſtehen könnte, als ſie erfuhr, daß wir aus Braſilien kämen?"

„Liebes Herz," ſagte Felix leiſe, „ſie weiß jetzt, daß Du ihre Tochter biſt...."

„Sie weiß es?" rief Helene erſchreckt.

„Ich habe ihr den Namen jener Frau genannt."

„Und doch ſo kalt, doch ſo hart!“

„Beruhige Dich darüber, Helene,“ ſagte Felix freundlich; „Anderes konnten wir für dieſe erſte Zuſammenkunft kaum erwarten. Die Ueberraſchung war zu groß — ich ſah ihr an, daß ſie Mühe hatte, ihre Faſſung zu bewahren, was ſie allerdings mit einer mir ſelber unerklärlichen Seelenſtärke möglich machte. Laß ihr jetzt Zeit, das Gehörte ſtill und allein, und von keinen äußeren Eindrücken geſtört, zu überdenken. Laß ſie erſt mit ſich ſelber in's Reine kommen, und ſie ſelber wird Dich dann aufſuchen — ſie muß es ja thun, wenn ſie nicht jedes Gefühles bar ſein ſollte!“

„Und wenn ſie es nicht thut, Felix?“

„Wozu uns jetzt mit einer Unmöglichkeit abſorgen? Sie wird es ſicherlich, mein Kind.“

„Und wenn ſie es nicht thut?“

„Dann verſuchen wir das Letzte, dann fordere ich für Dich eine Unterredung mit ihr — eine Ausrede, dem alten Herrn gegenüber, iſt bald gefunden — und die kann und wird ſie Dir nicht weigern. Dann aber iſt ſie auch nicht im Stande, Dir zu widerſtehen, deß bin ich feſt überzeugt. Liegſt Du erſt einmal an ihrem Herzen, dann läßt ſie Dich auch nicht wieder, noch dazu, wenn ſie erfährt, daß ihr Geheimniß in ſicheren und treuen Händen ruht; daß Du nichts, nichts auf der weiten Gotteswelt von ihr verlangſt, als ihre Liebe....“

Der Wagen hatte indeſſen die kurze Entfernung zurückgelegt, und während er in den Garten einfuhr und vor dem Hauſe hielt, ſahen ſie, daß ſich Jeremias ſchon eingefunden und mittlerweile mit den Kindern beſchäftigt hatte. Er ſpielte Kutſche und Pferd mit ihnen, und während er die vor Vergnügen zappelnde kleine Helene auf dem Arme trug und dabei den Kiesweg entlang galoppirte, hatte ihn Günther hinten an beiden Rockſchößen und rief Jüh! und Hoh! und ſuchte ihn bald links, bald rechts einzulenken.

Nur wie die Eltern in den Garten einfuhren, ließ der Kleine los und ſprang dem Portale zu, um der Erſte zu ſein, der ſie begrüßte, und Helenchen ſtreckte ihnen ebenfalls, in lautem Jubel aufkreiſchend, die Aermchen entgegen, ſo daß Jeremias jetzt wohl oder übel ſeinen noch nicht unterbrochenen Galopp dorthin lenken mußte.

„Haben Sie lange auf mich gewartet, Jeremias?“ rief ihm der junge Graf entgegen.

„Eben im Augenblick hat es erſt Zwei geſchlagen,“ ſagte Jeremias, der indeſſen die Kleine der Mutter hinreichen mußte, „und das wilde

Völkchen hier hat mich tüchtig in Athem gehalten.“

„Und ſind Sie jetzt bereit?“

„Wollen Sie wirklich noch mit mir gehen?“

„Gewiß, das iſt ja eine verabredete Sache — haben Sie denn die Wohnung indeſſen aufgefunden?“

„Sie iſt gar nicht weit von hier, gleich in der nächſten Straße.“

„Schön, Jeremias — ich will nur meinen Ueberrock anziehen, und dann gehen wir zuſammen.“

Er war auch in wenigen Minuten wieder im Garten und ſchritt mit Jeremias, der ſich unterdeſſen Helenen empfohlen, auf die Straße hinaus und dem bezeichneten Hauſe zu.

Unterwegs wurde wenig geſprochen, Felix war noch mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt — er arbeitete gegen die Furcht an, welche heute das kalte, gefaßte Benehmen von Helenens Mutter in ihm wachgerufen, ſeiner armen Frau wegen, und Jeremias fühlte ſich noch viel mehr von dem Gedanken dieſes erſten Begegnens niedergedrückt; denn wenn es auch ein ſchönes und erhebendes Gefühl ſein mag, einen begangenen Fehler wieder gut zu machen, eine alte, langjährige Schuld abzutragen, iſt doch auch das Bewußtſein drückend, dabei einzugeſtehen, daß man eben ſchlecht und leichtſinnig gehandelt und Reue über das Vergangene fühle.

So hatten ſie, raſcher als Beide ſelber geglaubt, die Strecke zurückgelegt, die ſie von dem von Jeremias bezeichneten Hauſe trennte, und hier blieb der kleine Mann plötzlich ſtehen, drückte ſich unter die Thür und ſagte:

„Mir iſt genau ſo zu Muthe, als ob ich mir einen Zahn wollte ausreißen laſſen — Hurrjeh, ich wollte, die Geſchichte wäre erſt vorüber!“

„Wohnt ſie hier?“

„Ja, zwei Treppen hoch; ich habe mich genau erkundigt, bin auch geſtern hier ſchon ein paarmal vorbeigegangen, habe aber nichts geſehen, als einen orangefarbenen Shawl oder Morgenrock, der da oben an dem einen Fenſter mehrere Male hin und wieder fuhr.“

„Alſo gehen wir hinauf.“

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Herr Graf, und warten Sie noch einen Augenblick,“ bat der kleine Mann, „daß ich erſt nach Luft ſchnappen kann — mir iſt die Kehle wie zugeſchnürt.“

Felix lächelte und blieb, während ſich Jeremias den hellen Schweiß von der Stirn trocknete, neben ihm ſtehen. Endlich faßte ſich dieſer doch ein Herz — was half es auch, wenn er länger zögerte, geſchehen mußte es doch — alſo vorwärts!

„Ein Heidenglück iſt's, daß Sie bei mir ſind,“ flüſterte er dem jungen Grafen zu, „denn allein hätt' ich's nicht zuwege gebracht. Ich wäre, hol' mich Dieſer und Jener, wieder fort und erſt noch einmal um die ganze Stadt gelaufen!“

„Sie hätten vorher ein Glas Wein trinken ſollen!“

„Ich habe eine ganze Flaſche getrunken,“ ſagte Jeremias, „nur um Courage zu kriegen, aber es hilft ja nichts — es war, als ob man Waſſer auf einen heißen Stein göſſe, es ziſchte ordentlich. Na, meinethalben, jetzt muß die Bombe platzen, und nun kommen Sie, Herr Graf, jetzt wollen wir Sturm laufen!“

Damit öffnete er entſchloſſen die Hausthür und betrat den inneren Raum.

Es war ein kleines, unanſehnliches Haus, altmodiſch gebaut wie die meiſten der älteren Häuſer von Haßburg, unten mit einem mit Steinplatten belegten ſchmalen Vorplatz, auf dem noch eine dort aufgeſtellte Waſchrolle den größten

Theil des Raumes in Anſpruch nahm. Rechts unten wohnte ein Schuſter; die Thür der Werkſtatt ſtand, des warmen Tages wegen, offen, und man konnte den Meiſter mit einem Geſellen und einem Lehrling drinnen arbeiten ſehen, während ein ungeſunder, warmer Dunſt von dort auf den kühleren Vorplatz herausdrang.

„Wie hieß die Dame gleich?" fragte Rottack leiſe ſeinen Begleiter.

„Baſſini," flüſterte dieſer zurück.

„Können Sie uns ſagen, ob hier eine Dame Namens Baſſini im Hauſe wohnt?" fragte der junge Graf, artig ſeinen Hut lüftend, in die Stube hinein.

„Eine vom Theater?" nickte der Meiſter — „ja, oben, zwei Treppen hoch."

„Sein Sie aber ſo gut und putzen Sie ſich erſt die Stiefel ab," ſagte eine Frau, die von der Seite her, mit einem großen Topf in der Hand, wie aus einer Couliſſe heraus zum Vorſchein kam — „ich habe gerade die Treppe geſcheuert."

Felix machte lächelnd eine zuſtimmende Verbeugung, nahm dann die befohlene Operation auf das ängſtlichſte an einem dort liegenden, ſchon ſehr abgetretenen Strohteller vor, und ſtieg nun, während Jeremias unten ſeinem Beiſpiele folgte, langſam die noch feuchten, dunſtenden Stufen hinauf.

Jeremias würde ſich mit Vergnügen den ganzen Nachmittag da unten die Stiefel abgetreten haben, wenn er nur nicht hätte mitgemußt — aber es ging doch zuletzt nicht anders.

Auf dem niederen Vorſaal der erſten Etage befanden ſich zwei Thüren; an einer war mit vier Nägeln ein Papier befeſtigt, das die deutlich geſchriebene Aufſchrift trug: „G. Borſig, Schneidermeiſter;“ an der andern befand ſich ein kleines Meſſingſchild — dort wohnte ein Graveur.

Die alte hölzerne Treppe knarrte entſetzlich, aber ſie ſtiegen auch jetzt die zweite hinan und fanden hier, gerade wie unten, wieder zwei Thüren, ohne daß die Inwohnenden es jedoch der Mühe werth gehalten hatten, ihren Namen außen kund zu geben. Bewohnte Fräulein Baſſini die ganze zweite Etage? Jeremias wußte es nicht, und es blieb nichts weiter übrig, als an die erſte beſte Thür zu klopfen und ſich dort zu erkundigen.

Graf Rottack hatte einmal die Leitung übernommen, Jeremias war für den Augenblick vollkommen willenlos, und deshalb, wie er ſich nur einen Moment in dem beengten Raum umgeſehen, klopfte er auch an die nächſte Thür herzhaft an.

„Herein!“ rief eine laute Stimme.

Der junge Graf öffnete die Thür — „Können Sie mir vielleicht ſagen...“

„Ja wohl — bitte, treten Sie näher,“ ſchrie ihn eine kleine, ſchmächtige Geſtalt an, die in einem mock-türkiſchen, aber entſetzlich ſchmutzigen Schlafrock, mit einer langen Pfeife, aus der ſie keinen Kanaſter rauchte, und in rothen Schlapp-Pantoffeln im Zimmer ſpazieren ging — „treten Sie nur näher.“

„Sie entſchuldigen,“ ſagte Felix, der die Ueberzeugung hatte, daß Fräulein Baſſini hier nicht wohnen könne.

„Alles in Ordnung, bitte, kommen Sie nur herein, ich kann den verdammten Zug nicht vertragen!“ ſchrie der Türke.

Rottack hätte am liebſten die Thür gleich wieder zugemacht und die andere verſucht, welche jedenfalls die richtige war, aber ſein Zartgefühl ließ ihn keine Unart begehen — er mochte den Mann nicht beleidigen und war auch wirklich neugierig geworden, einen Blick in das Heiligthum dieſes merkwürdigen Menſchen zu werfen, aus dem er von da draußen doch nicht klug werden konnte.

Jeremias folgte willenlos, wie ein Opfer, das man zur Schlachtbank führt und das ſich in ſein Geſchick ergeben hat.

„So, das iſt recht," ſchrie der kleine Mann jetzt wieder, indem er ſeine Pfeifenſpitze gegen ſie ſchwenkte; „ich habe ſchon den ganzen Morgen auf Sie gewartet, es iſt Alles bereit — hier," fuhr er fort, indem er einen rieſigen, faſt die halbe Wand einnehmenden Kleiderſchrank aufriß und dabei eine etwas ſehr getragene Harlequinsjacke und irgend ein anderes phantaſtiſches Maskencoſtüm hervorzog, das einen furchtbaren Kamphergeruch im Zimmer verbreitete — „die werden Ihnen wie angegoſſen ſitzen, faſt noch ganz neu, nur höchſtens ein- oder zweimal getragen — Graf Ruchofski hatte den Harlequin auf der letzten Maskerade."

„Aber, mein ſehr werther Herr," lächelte Rottack, der mit dem beſten Willen jetzt erſt zu Worte kam, „ich zweifle gar nicht an der Güte Ihrer Anzüge, aber..."

„Na, dann ſtecken Sie ſie weg," ſagte der kleine Türke gemüthlich, aber mit einer ſo lauten

Stimme, als ob er über einen Fluß hinüberſchrie, indem er die beiden außerdem ſchon mehr als zerknitterten Gegenſtände in ein ziemlich compactes Bündel zuſammenrollte, „können ſie ja gleich ſelber mitnehmen, ich habe Niemanden zum Schicken.“

„Wohnt Fräulein Baſſini hier in dieſer Etage?“ fragte jetzt Rottack, der wohl ſah, daß er auf keine andere Weiſe zum Ziele kam.

„Ja, gleich da drüben die Thür!“ rief der Mann, indem er, während er die Pfeife mit den Zähnen hielt, das Paket beendete und ſich nach einem Bindfaden in der Stube umſah.

„Sie ſind wahrſcheinlich im Irrthum,“ fuhr Rottack jetzt, dieſe Zwiſchenpauſe benutzend, fort, „wir brauchen gar keine Masken-Anzüge und ſind auch deshalb gar nicht hiehergekommen, wir wollten blos Fräulein Baſſini ſprechen.“

„Fräulein Baſſini?“ rief der Türke verdutzt.

„Sie müſſen ſchon entſchuldigen, daß wir Sie geſtört haben...“

„Ja, aber hatten Sie denn nicht den Harlequin und den Sultan Saladin beſtellt?“

„Nicht wir, verehrter Herr,“ ſagte Rottack freundlich, „ich habe überhaupt noch nie davon gehört, daß Jemand mitten im Sommer eine Maskerade abhalten könnte!“

„Na, das iſt aber merkwürdig,“ rief der kleine Mann verwundert, indem er das Bündel in Gedanken immer feſter zuſammenknüttelte — „aber die beiden Herren wollten doch heute Morgen zu mir kommen!“

„Jedenfalls jemand Anders — Sie entſchuldigen wohl, daß wir Sie geſtört haben…“

„Bütte, bütte,“ ſagte der Mann mit einer Miene, als ob ſchon der Verdacht einer ſolchen Vermuthung ſein innerſtes Ehrgefühl verletze — „das iſt aber wirklich merkwürdig — nun, warten Sie, ich will gleich einmal nachſehen, ob der Schlüſſel ſteckt,“ und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, warf er das Paket ziemlich rückſichtslos in die Ecke und glitt an Beiden vorüber zur Thür hinaus.

Rottack warf den Blick im Zimmer umher und mußte ſich geſtehen, in ſeinem ganzen Leben noch kein tolleres Conglomerat von Kunſt und Natur geſehen zu haben, als in dieſem Raume.

War der Mann ein Schriftſteller? Eine Unmaſſe von überall aufgehäuften Broſchüren, ganze Schichten von Manuſcripten und gedruckten Heften, die Tiſch und Boden deckten, ſchienen das faſt zu beſtätigen, und über dem Sopha prangten auch auf Gyps-Conſolen und aus demſelben werthvollen Material gefertigt, rechts und links zwei Büſten von Goethe und Schiller, die letztere bekränzt. Weshalb fehlten aber Beiden die Naſen?

An der einen Thür öffnete ein Waſchtiſch gaſtlich ſeine Klappe, etwas indiscret den ganzen Inhalt verrathend, und mitten im Zimmer ſtand ein Stiefelknecht, die beiden Hörner wie ein Paar geſpitzte Ohren nach dem Fenſter zu gerichtet, rechts und links daran aber ein Stiefel, wie der glückliche Beſitzer dieſes Gemaches ſie wahrſcheinlich geſtern Abend bei ſpäter Nachhauſekunft ausgezogen hatte.

An den Wänden hingen Bilder von Napoleoniſchen Schlachten — erbärmliche Lithographien natürlich und jedenfalls Eigenthum des Vermiethers; nur ein Oelgemälde über dem Schreibtiſch ſchien dem Bewohner ſelber zu gehören, denn es war wahrſcheinlich — oder ſollte es wenigſtens ſein — ein Bruſtbild von ihm ſelber in „Fräck und Aſche" mit einer furchtbaren goldenen Kette, ſehr weißer und breiter Cravatte und einer Normalfriſur, auffällig dabei die rechte

Hand mit einer Roſe hebend, um einen großen, goldenen Siegelring zu zeigen.

Rottack hätte ſich noch gern länger im Zimmer umgeſehen, denn der Mann fing an ihn zu intereſſiren; aber da der Türke jetzt mit der Nachricht zurückkam oder dieſelbe vielmehr in's Zimmer hineinſchrie, daß der Schlüſſel ſtecke, ſo war ihnen jeder Vorwand genommen, ſich länger hier aufzuhalten.

Mit einer dankenden Verbeugung empfahlen ſie ſich; der Eigenthümer des Zimmers, wahrſcheinlich doch etwas ärgerlich, daß er ſeine Ball-Anzüge nicht los geworden, warf die Thür hinter ihnen heftig in's Schloß, und Graf Rottack ſchritt jetzt ohne Weiteres auf den nächſten Vorſaal-Eingang zu, wo er etwas ſchüchtern anklopfte.

Drinnen im Zimmer wurde Muſik gemacht. Irgend Jemand ſpielte Clavier und eine Dame ſang dazu — das Klopfen war keinesfalls gehört worden.

Der junge Mann, während Jeremias hülf- und rathlos dabei ſtand, klopfte etwas ſtärker, aber mit dem nämlichen Erfolg. Da drinnen wurde weiter geſpielt und geſungen, und da Rottack nicht Luſt hatte, noch weitere Zeit mit nutzloſen Anmeldungen zu verſäumen, öffnete er die Thür.

Am Clavier ſaß eine Dame in einem grell orangefarbenen ſeidenen Morgenrock, den Kopf wie von einem Heiligenſchein von einer Unzahl von Papilloten umgeben. Weiter konnte er aber in dem Moment nichts erkennen, denn mit einem ordentlichen Aufkreiſch fuhr die überraſchte Schöne von ihrem Sitz am Clavier in die Höh' und ſchoß wie ein orangefarbener Lichtſtreif in die nächſte Kammer.

„Da haben wir's," lachte Graf Felix, indem er ſich nach Jeremias umdrehte — „bemerkten Sie die Dame?"

„Sie ſtanden ja davor — ſchreien aber hab' ich's gehört!" erwiederte Jeremias, ſich den Kopf kratzend.

„Zu wem wollen Sie denn?" fragte in dieſem Augenblick eine Art von „Aufwartung", ein Mittelding zwiſchen Scheuerfrau und Mädchen für Alles, die gerade von der Arbeit weg aus einer kleinen, dunkeln Küche vortauchte.

„Zu Fräulein Baſſini," ſagte Rottack — „wir ſind doch hier recht?"

„Ja, recht iſt's ſchon, aber das Fräule iſt noch nicht angezogen."

„Iſt ſie krank?“

„Ne, aber wenn ſie keine Probe hat, da preſſirt's immer nich, und nachens ſchreit ſe, wenn Jemand kommt. Wer ſind Sie denn und was wollen Sie?“

Die Frage war zu direct geſtellt, um ein Mißverſtehen möglich zu machen, und da Jeremias den jungen Grafen am Rock zupfte, weil er ſeinen Namen nicht genannt haben wollte, ſo erwiederte dieſer:

„Bitte, ſagen Sie doch dem Fräulein, Graf Rottack wäre hier, um ſich Auskunft in einer Familienangelegenheit zu erbitten — hier, ſeien Sie ſo gut und geben Sie der Dame meine Karte. Ich laſſe fragen, um welche Zeit ich etwa wieder vorſprechen dürfte, da uns die Dame jetzt doch wahrſcheinlich nicht empfangen wird.“

„Hm,“ brummte die Alte, welche nicht die Hälfte von dem verſtanden hatte, was ihr der junge Mann ſagte, „warten Sie einmal einen Augenblick, ich werde dem Fräule das Ding da hineintragen.“

Damit machte ſie ihnen die Thür vor der Naſe zu und ließ die beiden Herren auf dem Vorplatz ſtehen. Es dauerte aber nur ganz kurze Zeit, ſo kam ſie wieder zurück, öffnete die Thür und ſagte: „Sie möchten nur hereintreten, das Fräule kommt gleich,“ und mit dem Bewußtſein wahrſcheinlich, Alles gethan zu haben, was ſie anging, verſchwand ſie wieder in ihrer Küche, in der ſie im Halbdunkel wie ein unheimliches Geſpenſt herumwirthſchaftete.

Rottack und Jeremias hatten aber kaum, der Einladung folgend, das Zimmer betreten, als ſich die Kammerthür ein wenig öffnete und eine Stimme herausrief: „Dürfte ich den Herrn Grafen erſuchen, einen Augenblick Platz zu nehmen — ich komme gleich!“ und die Kammerthür flog wieder zu.

„Da wären wir,“ lachte Rottack, indem er Jeremias die Hand auf die Schulter legte. „Wie iſt Ihnen jetzt zu Muthe?“

„Hundeſchlecht,“ verſicherte der kleine Mann flüſternd — „aber das ſieht hier ganz nett aus. Gott ſei Dank, da iſt es ihr doch nicht ſo ſchlecht ergangen — ich wollte, es wäre erſt vorbei!“

Dieſes Zimmer hier ſah allerdings anders aus, wie das gegenüberliegende, und es ließ ſich nicht verkennen, daß hier eine Frau ihren Wohnſitz aufgeſchlagen. Große Ordnung herrſchte aber hier eben ſo wenig wie dort, denn faſt auf allen

Stühlen lagen verſchiedene Toilettegegenſtände, während auf dem Tiſch, neben dem eben erſt verlaſſenen Kaffeegeſchirr und einer Tabaksdoſe, ein paar Spiele Karten zu einer noch nicht vollendeten Patience geordnet waren.

Dennoch zeigten ſich die Spuren ſorgender Frauenhand. Ueberall war ordentlich abgewiſcht und auf dem Tiſch lag eine ziemlich weißgewaſchene, gehäkelte Decke. Auch die Vorhänge ſahen, wenn auch ziemlich dürftig, doch rein aus, und an der Wand hingen ein paar Abbildungen in Steindruck aus der bibliſchen Geſchichte, wie die ſchauerliche Caricatur einer Maria Magdalena in Oel oder eigentlich in Eſſig gemalt.

Selbſt die Commode war nicht ohne Schmuck und bildete eine Art von Nipptiſch, auf dem eine Anzahl beſcheidener Porzellanfiguren ſtanden, mit einigen kleinen Statuetten alter, eingetrockneter Chocolade, die vielleicht im vorigen oder vorvorigen Jahre einen Chriſtbaum geziert. Auch eine bildliche Darſtellung der heiligen drei Könige in Wachs und in einem Glaskäſtchen, wie ſie das Kind an der Krippe beſuchen, ſtand in der Mitte, und rechts und links davon ein Glasleuchter mit halb abgebrannten Stearinkerzen.

„Hurrjeh,“ flüſterte Jeremias, der indeſſen auf den Fußſpitzen im Zimmer umhergegangen war, um den Status quo zu unterſuchen, indem er mit zwei Fingern eine Partie brennend rother falſcher Locken emporhob — „ob das wohl ein Stück von meiner Frau iſt?“

Felix mußte wirklich an ſich halten, um nicht gerade heraus zu lachen, und an Jeremis hinantretend, ſagte er leiſe:

„Das wäre ein unverkennbares Zeichen von Sympathie, denn ſo viel ich mich erinnere, trugen Sie früher eine eben ſolche Perrücke.“

„Ja, aber — wie iſt mir denn,“ ſagte Jeremias ganz verdutzt, „das — das iſt doch ganz unmöglich — meine Frau hatte braune Haare!“

„Sie haben ſich doch nicht etwa im Namen geirrt? Das wäre ein ſchöner Spaß!“ lachte Felix.

„Gott bewahre — Alles trifft....“

„Auch der Vorname?“

„Ja, den habe ich noch gar nicht erfahren können, denn auf dem Zettel ſteht er nicht mit, aber es iſt ja auch gar nicht möglich! es ſtimmt Alles wie eine Kirchenrechnung, und ich bin ja von Regensburg aus ihrer Spur bis hieher gefolgt.“

„Dann hilft es nichts, dann müſſen wir's abwarten. Da ſind wir überdies einmal und können jetzt gar nicht wieder fort, ohne vorher die Dame geſprochen zu haben. Sie macht übrigens lange mit ihrer Toilette."

„Ich muß unterthänigſt um Entſchuldigung bitten!" ſagte in dieſem Augenblick eine Stimme hinter ihnen, und als ſich Beide ordentlich erſchreckt umwandten, ſtand die Dame in dem orangefarbenen Morgenkleide, die Haare jedoch ihrer Papilloten entledigt, auf der Schwelle und fuhr mit einem tiefen Knix fort: „Sie haben mich noch im vollen Negligé überraſcht, Herr Graf."

Jeremias hatte wieder, wie ein Verſinkender, der nach Allem greift, was ihm in den Weg kommt, Rottack's Rockzipfel erwiſcht und flüſterte ihm mit angſtgepreßter Stimme zu: „Das iſt ſie nicht!"

Rottack gerieth in die größte Verlegenheit, denn die Dame mußte faſt die Worte verſtanden haben, und was nun? — „Gnädiges Fräulein!" ſagte er ſtotternd.

„O, bitte — aber wollen die Herren nicht Platz nehmen?" unterbrach ihn, wieder mit einem Knix, der dieſes Mal jedenfalls dem „gnädigen" galt, die Dame — „es iſt nur bei mir noch nicht aufgeräumt. Wir Künſtler ſind eigentlich recht nachläſſiges Volk.“

„Gnädiges Fräulein,“ nahm aber Rottack noch einmal das Wort, „geſtatten Sie uns vielmehr, uns zu entſchuldigen, daß wir Sie ſo unberufen geſtört haben — eine ganz eigene Angelegenheit führt uns hieher, über die Sie vielleicht allein im Stande ſind, uns Auskunft zu geben.“

„Aber wollen die Herren denn nicht Platz nehmen? Ich bitte ſehr darum!“

Es war der Einladung nicht länger auszuweichen, und während Rottack einen der Stühle heranſchob und ſich darauf niederließ, ſetzte ſich Jeremias auf die äußerſte Spitze eines andern, daß es ordentlich gefährlich ausſah,. denn er konnte jeden Augenblick herunterrutſchen.

Die Dame hatte, ſich feſt in ihren grellfarbenen Morgenrock einhüllend, ihnen gegenüber auf dem Sopha Platz genommen und ſchien mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit die Eröffnung zu erwarten.

Jung war ſie nicht mehr — ſie mochte wohl im Anfang der Vierziger ſein — hübſch war ſie gerade auch nicht, und ihr Geſicht ein wenig zu ſehr markirt, obgleich ſie lebendige Augen und beſonders weiße Zähne hatte. Nur ihr Teint war weiß, wie das gewöhnlich bei rothen Haaren der Fall iſt, und dieſe Haare ſtörten auch Rottack beſonders, denn er mußte immer wieder unwillkürlich zu den zahlloſen, ſcharf durch die Papilloten gekräuſelten Locken aufſehen, die beſonders gegen die grelle Orangenfarbe des Ueberwurfs gar nicht zu ihrem Vortheil abſtachen. Jeremias dagegen, der mit dem nämlichen Wohlbefinden ſeinen Platz auf jeder Armſünderbank eingenommen haben würde, ſah gar nichts. Ihm ſchwamm Alles vor den Augen zu einem rothen, blitzenden, unbeſtimmten Schein zuſammen, und nur des Einen Gefühls war er ſich bewußt: Fort möcht' ich!

„Alſo in was könnte ich Ihnen Auskunft geben?" ſagte Fräulein Baſſini endlich, der die Pauſe etwas zu lange dauerte, indem ſie wie unwillkürlich einen Griff nach ihrer Doſe machte, die Hand aber wieder erſchreckt zurückzog.

Rottack ſtak feſt — es war eine verwünſchte Geſchichte, denn er wußte nicht, wie er beginnen ſollte, und Jeremias ſelber that den Mund nicht auf. Er konnte doch die Dame nicht direct fragen, ob ſie ſchon einmal verheirathet geweſen wäre. Etwas mußte aber auch geſchehen, denn ſtumm konnten ſie einander nicht gegenüber ſitzen bleiben. Mit einem faſt gewaltſamen Anſatze ſagte er endlich:

„Haben Sie vielleicht eine Schweſter oder Verwandte, die den nämlichen Namen führt, wie Sie, und ebenfalls beim Theater iſt?“

„Nein,“ lächelte Fräulein Baſſini, dieſe Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber laſſend, ihre Zähne zu zeigen, „nicht daß ich wüßte.“

Es war wieder nichts.

„Das iſt wunderbar,“ ſagte der junge Graf nach einer Pauſe; „ich erhielt nämlich vor einiger Zeit einen Auftrag von einem Freund in — Amerika, mich genau nach der Familie zu erkundigen und ihren Wohnort zu erfahren, und — da ihm — da meinem Freunde ſehr viel daran gelegen ſcheint, ſo würde es mir aufrichtig leid thun, ſeine Bitte nicht erfüllen zu können.“

„Darf ich fragen, wie Ihr Freund heißt?“ ſagte Fräulein Baſſini mit liebenswürdiger Unbefangenheit und brachte Rottack dadurch in eine noch viel größere Verlegenheit, denn wie hieß Jeremias eigentlich? Er hatte ihn nie unter einem andern Namen als ſeinem Vornamen gekannt, ja, bis jetzt auch wirklich noch gar nicht daran gedacht, daß er möglicher Weiſe anders heißen könne, und jetzt, in Gegenwart der Dame, durfte er ihn doch nicht um ſeinen Namen fragen.

„Es — iſt eine Familien-Angelegenheit,“ ſtotterte er endlich nach einer Pauſe, und hatte ſich in ſeinem ganzen Leben noch nicht ſo unbehaglich gefühlt, wie hier, wo er nicht gerade mit der Wahrheit heraus konnte und durfte. Aber das ging nicht länger; er mußte, wenn er auch keinen Namen nannte, die Dame doch wenigſtens davon überzeugen, daß irgend ein ernſter Grund ſeinen Beſuch veranlaßt habe, und fuhr deshalb entſchloſſen fort: „Mein gnädiges Fräulein, ich will ganz aufrichtig ſein — mein Freund in Amerika war früher hier in Deutſchland an eine Dame, die Ihren Namen trug, verheirathet....“

„Meinen Namen?“

„Zerwürfniſſe im ehelichen Leben, bei denen er wohl der Hauptſchuldige war, führten zu einer Trennung, und er verließ Europa....“

„Auguſte!“ rief Fräulein Baſſini plötzlich, während ſie die Hände zuſammenſchlug, und Rottack fühlte einen entſchiedenen und kräftigen Ruck an ſeinem Rockſchoß.

„Das iſt der Name,“ flüſterte ihm Jeremias dabei zu.

„Und hat ſich der Lump wirklich noch einmal nach ſeiner armen, verlaſſenen Frau erkundigt?“ rief Fräulen Baſſini, jetzt keinen Augenblick mehr in Zweifel, um was es ſich handle, aber auch ganz vergeſſend, daß der Herr Graf eben noch jenen „Lump“ ſeinen „Freund“ genannt. „Der hat es nöthig, denn ſeinetwegen hätte meine arme Schweſter in Jammer und Elend längſt vergehen können!“

Jeremias ſah ſich nach einer Verſenkung um.

„Ihre Schweſter?“ rief Rottack, das Wort raſch auffaſſend, denn es war die erſte Spur, die er in der ganzen Geſchichte fand — „und wo iſt ſie jetzt?“

„Wo ſie iſt, Herr Graf? — Hier in Haßburg iſt ſie und wohnt bei ihrem Bruder, kümmerlich und ärmlich genug, das weiß Gott, denn das Nothwendigſte müſſen ſie ſich oft am Munde abdarben, und wenn ſie das Kind, die Henriette, nicht hätte, das brave Mädel, die Tag und Nacht arbeitet, um ein paar Groſchen zu verdienen, ſo wär's längſt aus mit ihr, denn ſie iſt ewig krank und kann ſelber nichts mehr ſchaffen!“

„Aber wie heißt denn Ihr Bruder, liebes, beſtes Fräulein?“ rief Rottack — „auch Baſſini? Sie ſagten doch vorher, daß Keine das Namens mehr....“

„Pfeffer heißt er, Schauſpieler Pfeffer — er iſt Komiker hier beim Theater, und ein tüchtiger Komiker, das muß ihm der Neid laſſen.“

„Aber, verehrtes Fräulein,“ ſagte Rottack, der aus der Verwandtſchaft nicht klug werden konnte, „wenn Herr Pfeffer der Bruder jener Dame und jene Dame Ihre Schweſter iſt, ſo wäre Herr Pfeffer doch eigentlich auch Ihr Bruder?“

„Ja, das iſt er auch,“ verſicherte Fräulein Baſſini.

„Aber Baſſini und Pfeffer....“

„O, die Namen meinen Sie — ja, lieber Gott,“ ſagte die Dame, „am Theater kann man da nicht immer genaue Ordnung halten, und Pfeffer klingt recht gut für einen Komiker, aber nicht für eine Dame oder gar eine Primadonna, die nun einmal ſchon in unſerer Zeit eine italieniſche Endung haben muß. Unſere Mutter aber, eine geborene Baſſenich, war Primadonna und nannte ſich einfach Baſſini — und nach ihrer Verheirathung Pfeffer-Baſſini, wonach wir Töchter den Mutter- oder Mädchennamen der Mutter beibehielten und Fürchtegott Pfeffer blieb.“

„Fürchtegott?“

„Mein Bruder, der Komiker.“

„Und Ihre Frau Schweſter wohnt alſo bei Ihrem Herrn Bruder?“

„Ja wohl, Neumarktſtraße Nummer dreiundzwanzig, der Eingang iſt auch von der Promenade, ganz dicht am Theater — jedes Kind zeigt Ihnen das Haus. Aber nun, bitte, Herr Graf,“ fuhr Fräulein Baſſini fort, indem ſie ſich etwas zur Seite bog, um auch einmal einen vollen Blick auf den ſchweigſamen Begleiter des jungen Mannes zu erhalten, der ſich, ſo weit das möglicher Weiſe anging, hinter dieſen gedrückt hatte — „ſagen Sie auch, was das für eine Bewandtniß mit jenem Menſchen, jenem Stelzhammer, hat?“

„Stelzhammer, mein Fräulein?“ ſagte Rottack, der ganz verwirrt zwiſchen den vielen Namen wurde.

„Nun, Ihrem Freund in Amerika,“ erwiederte die Dame.

„Stelzhammer, ja ſo — Jeremias Stelzhammer — ganz recht,“ ſagte Rottack und fühlte wieder, wie er hinten am Rock gezupft wurde — „aber, verehrtes Fräulein, geſtatten Sie mir, daß ich vorher nähere Erkundigungen bei Ihrem Bruder einziehe. Ich darf nicht indiscret ſein, und habe meinem Freund feſt verſprechen müſſen, nur an directer Stelle Nachforſchungen anzuſtellen.“

„Nun, auf den Herrn brauchen Sie doch wahrhaftig keine Rückſicht zu nehmen!“ rief Fräulein Baſſini — „ein ſolcher Vagabund, der ſeine brave, redliche Frau ſchändlich verlaſſen hat!“

„Und wenn er nun Willens wäre, alles Begangene wieder gut zu machen, wenn er nun Reue über das Geſchehene fühlte?“

„Ja, der,“ ſagte Fräulein Baſſini verächtlich — „hat er Geld geſchickt?“

„Vor allen Dingen habe ich nur den ſpeciellen Auftrag erhalten, mich zu erkundigen, ob ſeine Frau noch lebt und wie es ihr geht. Sowie ich das erfahren habe, verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich ihm genauen Bericht erſtatte, und wenn er dann nicht ſelber herüberkommt, was ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo wird er doch jedenfalls Sorge tragen, daß ſie von da an keinen Mangel mehr leidet. Alſo, mein gnädiges Fräulein,“ fuhr er fort, indem er aufſtand und Jeremias ſich hinter ihm mit einer Schnelligkeit erhob, als ob er die ganze Zeit auf Nadeln geſeſſen hätte, „nehmen Sie vor der Hand meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Mittheilungen, die uns hoffentlich zu einem guten Reſultate führen, und ſeien Sie verſichert, daß ich ſeiner Zeit nicht ermangeln werde, Ihnen getreuen Bericht über den Erfolg meines Briefes abzuſtatten."

„Aber wo wohnt denn dieſer Herr Stelzhammer jetzt eigentlich und was treibt er?" fragte Fräulein Baſſini, ſich ebenfalls erhebend — „man muß doch jedenfalls ein klein wenig wiſſen wie und wo, wenn man einmal gefragt wird."

„Sie ſollen Alles erfahren, mein gnädiges Fräulein, Alles, was Sie nur einigermaßen intereſſiren könnte," wehrte Graf Rottack ab — „laſſen Sie mich nur erſt die Hauptſache in Ordnung bringen, und ſeien Sie verſichert, daß ich Sie dann ſelber davon in Kentniß ſetzen werde. Bin ich Ihnen doch auch zu großem Dank durch die Nachricht verpflichtet, die Sie mir gegeben."

„Ja, aber," wollte Fräulein Baſſini ſagen, da ſie ſich nicht mit dem Gedanken befreunden konnte, noch vor der Hand völlig im Dunkeln gelaſſen zu werden. Rottack brannte aber ſelber der Boden hier unter den Füßen, und mit einer ſehr artigen Verbeugung, welche die Dame wieder mit einem tiefen Knix erwiederte, ſchritt er zur Thür, und Jeremias fuhr wie der Blitz hinter ihm her. Beide waren auch gleich ſehr dabei intereſſirt, ſo raſch ſie konnten wieder in's Freie zu kommen, und Jeremias ſchien wirklich die ganze lange Zeit da oben den Athem angehalten zu haben, ſo aus voller Bruſt ſchöpfte er Luft, als er den blauen Himmel wieder über ſich ſah.

9.

Hinter den Couliſſen.

In der nämlichen Zeit, in welcher an dieſem Morgen Graf Rottack mit ſeiner jungen Frau zu dem Beſuch nach Monford hinausfuhr, war im Theater Probe von den „Räubern.“

Ueberhaupt wurde das Schauſpiel gerade in dieſer Zeit ſehr beſchäftigt, denn in der nächſten Woche ſtand auch noch eine Feſtvorſtellung des „Hamlet“ bevor. Man erwartete nämlich in den nächſten Tagen den Erbprinzen zum Beſuch, und der Director hatte angefragt, was Seine Königliche Hoheit im Theater zu ſehen wünſche, worauf der „Hamlet“ bezeichnet wurde. Am nächſten Tag ſollte dann noch ein großer Ball arrangirt, kurz, Alles gethan werden, um dem jungen und hohen Herrn den Aufenthalt in der Stadt ſo angenehm als möglich zu machen.

„Hamlet“ mußte aber neu einſtudirt werden, und die Aufführung der ebenfalls lange nicht gegebenen „Räuber“ kam da etwas in die Quere; aber es half eben nichts. Das Publikum wollte ſolche Stücke ſehen, und die Schauſpieler mußten ſich fügen.

Auf dem Theater, das jetzt natürlich nicht erleuchtet ſein konnte, herrſchte ein düſteres Halbdunkel. Das Licht fiel dürftig durch die geöffneten Seitenfenſter herein, und nur ein einzelner Sonnenſtrahl ſtahl ſich an einer Ecke vorüber und beſchien eine der Couliſſen, einen bemalten Leinwandbaum.

Nur vor dem Souffleurkaſten brannten die beiden Lampen, und rechts auf der Bühne, wo ein Tiſch und ein paar Stühle ſtanden, ſaßen der Director in einem weiten Mantel und der etwas kränkliche Regiſſeur in großen Filzſchuhen und einem Pelze, trotz der Wärme draußen, denn die Luft war hier drinnen kellerartig und es zog fortwährend.

Auf der Bühne gingen ſehr anſtändig gekleidete Herren und Leute in Hemdsärmeln friedlich unter einander herum, und zwar beide Theile ihren Geſchäften nach — die Einen die Darſteller, die Anderen Maſchiniſten, Couliſſenſchieber und Lampenputzer, während hinten auf der Bühne eine Dame in Hut und Schleier, ein Manuſcript in der Hand, noch memorirend zwiſchen ihnen auf und ab wanderte und nur manchmal das Manuſcript — ihre Rolle — geſticulirend ausſtreckte und leiſe tragiſche Worte dazu murmelte. Es war Amalia, Fräulein Rottenhöfer, erſte tragiſche Liebhaberin am Theater zu Haßburg.

„Dritte Scene, meine Herren!“ rief der Regiſſeur und klingelte.

Die Schauſpieler traten zuſammen; die Scenerie war geſtellt: die böhmiſchen Wälder. Es begann die Scene im zweiten Acte, wo die Räuber, nachdem ſie Roller befreit, wieder zuſammenkommen, und ging ſo ziemlich.

Pfeffer gab den Spiegelberg; überhaupt hatten dieſes Mal alle Kräfte am Theater aufgeboten werden müſſen, um die zahlreichen Rollen ſo tüchtig als möglich zu beſetzen, und die Leute gaben ſich die größte Mühe. Nur wo Schwarz auftritt, mußte das Einſpringen noch einmal gemacht werden.

Jetzt wurde Roller angemeldet, aber der Hauptmann, Karl Moor, war noch nicht da; das Pferd, welches gewiſſenhaft in Haßburg beibehalten wurde, ſtand hinten in der letzten Couliſſe und ſchien ſelber ungeduldig zu werden.

Ratzmann: „Roller, Schweizer, Blitz, Donner, Hagel und Wetter!“

„Wo iſt denn Karl Moor?“ rief der Regiſſeur, von ſeinem Stuhl aufſpringend.

„Eben war er noch im Converſations-Zimmer, Herr Regiſſeur,“ ſagte der Inſpector, dem das Pferd vorher auf den Fuß getreten hatte und der jetzt mit gotteslaſterlichen Verwünſchungen hinter den Couliſſen herumhinkte.

„Aber warum ruft ihn denn Niemand? — Herr Handor, nehmen Sie mir das nicht übel, bei einem ſo claſſiſchen Stück....“

„Bitte um Verzeihung!“ ſagte Handor, der mit finſter zuſammengezogenen Brauen aus der Couliſſe kam und über die Bühne zu dem Pferd ſchritt. „Bitte, meine Herren, noch einmal das Stichwort!“

Ratzmann wieder: „Roller, Schweizer, Blitz, Donner, Hagel und Wetter!“

Handor hatte ſich in den Sattel geſchwungen und ſpornte ſein Roß über die Bühne, das mit klappernden Hufſchlägen, genau ſo, als ob es auf Eis ginge, vorſichtig weiter ſchritt.

Räuber Moor: „Freiheit, Freiheit....!“ — „Aber ſo laſſen Sie doch das Pferd los; ich werde doch nicht ſollen auf die Bühne geführt werden!“

Die Zwiſchenrede galt einem der Maſchiniſten, der in ſeinem Dienſteifer mit hinausgegangen war und jetzt zurückſprang.

„Noch einmal, meine Herren, wenn ich bitten darf,“ rief der Regiſſeur; „das Pferd muß ſich gewöhnen, allein heraus zu kommen.“

Räuber Moor lenkte mit einem halbverbiſſenen Fluch den alten, geduldigen und etwas kreuzlahmen Schimmel wieder um, und Ratzmann mußte zum dritten Mal das Stichwort geben.

Jetzt ging es; der Schimmel ſtakte, trotz allen Anſpornens, ſehr vorſichtig heraus, und mit den Worten: „Du biſt im Trockenen, Roller; führ' meinen Rappen ab, Schweizer, und waſche ihn mit Wein!“ ſprang Karl Moor aus dem Sattel.

„Herr Handor,“ rief der Regiſſeur, wieder aufſtehend, „ich habe Sie ſchon früher darauf aufmerkſam gemacht, daß Sie einen Schimmel reiten.“

„Der Rappe ſteht in der Rolle,“ ſagte Handor ärgerlich.

„Ja, allerdings, aber wir haben nun einmal keinen Rappen, und ich kann das Pferd doch nicht, nur des einen unweſentlichen Wortes wegen, ſchwarz anſtreichen laſſen.“

„Gut, ſo „führ' meinen Schimmel ab, Schweizer, und waſche ihn mit Wein.“

„Hat ſich auch mordmäßig angeſtrengt,“ flüſterte der eine Lampenputzer, als Schweizer mit einiger Schwierigkeit das Thier zum Weitergehen bewog.

Die nächſte Scene ging jetzt ſo ziemlich; Karl Moor ſchien aber in einer gereizten Stimmung und nahm, während die Räuber ihre Heldenthaten erzählten, gar keine Notiz von ihnen. Als aber Schufterle (Horatius Rebe) an zu ſprechen fing, ſtampfte er ein paarmal ungeduldig mit dem Fuß und brummte dann ſeine Zwiſchenrede ſo leiſe in den Bart, daß Schufterle kaum das Stichwort verſtehen konnte.

„Etwas lauter, Herr Handor, wenn ich bitten darf,“ ſagte der Regiſſeur, indem er ſein Buch gegen das auf dem Tiſch ſtehende Licht hielt.

„Dann, bitte, ſagen Sie auch Herrn Rebe, daß er ſeine Rolle mit einigem Verſtand ſpielt,“ bemerkte Handor; „das Publikum muß ja lachen!“

„Ich habe nichts Auffälliges bemerkt,“ erwiederte der Regiſſeur; „bitte, Herr Rebe, ſagen Sie Ihre Worte noch einmal.“

Rebe that ſo und kam zu dem Schlußſatze: „Armes Thierchen, ſagt' ich, Du verfrierſt ja hier, und warf's in die Flammen.“

„Ganz gut,“ nickte der Regiſſeur.

„Es iſt ja nicht zum Anſehen,“ rief Handor gereizt; „bei den Worten: „und warf's in die Flammen,“ ſtehen Sie ja wie ein Stock!“

„Bitte um Entſchuldigung, Herr Handor,“ ſagte Rebe ruhig, „erſtlich markiren Sie gar nicht, und man weiß nicht, ob Sie mit uns oder mit dem Souffleur reden....“

„Herr, was unterſtehen Sie ſich!“

„Von Unterſtehen kann hier gar keine Rede....“

„Meine Herren, bitte um keinen Zank auf der Probe; was wünſchen Sie, Herr Handor, das Herr Rebe thun ſoll?“

„Sich regen, den Arm hinauswerfen, wenn er die Worte ſagt: „und warf's in die Flammen.“ Er muß ſeinem Mitſpieler eine Andeutung geben.“

„Ich glaubte, Sie brauchten nur das Stichwort,“ ſagte Rebe ruhig; „zum Telegraphiren eignet ſich die Rolle nicht.“

„Herr,“ rief Handor gereizt, „für einen Menſchen, der kaum einen Stuhl heraustragen kann, iſt dieſe Antwort einem Künſtler gegenüber unverſchämt!“

„Herr Handor....!“

„Herr Handor,“ rief auch der Regiſſeur, von ſeinem Stuhle aufſpringend, „entweihen Sie die Kunſt nicht durch ſolche Reden; Sie haben ſich überhaupt gegen das Bühnenreglement vergangen, und ich muß Sie in Strafe nehmen!“

„Nennen Sie denn das eine Probe,“ rief Handor heftig, „wenn ich nicht einmal Statiſten zurechtweiſen darf, wie ſie ſich zu benehmen haben?“

„Herr Handor,“ rief aber jetzt auch Rebe gereizt, „ich werde Ihnen nach der Probe ſagen, was ich von Ihnen denke — hier füge ich mich den Geſetzen!“

„Meine Herren,“ bat der Regiſſeur, „Sie gehen mir zu ſehr in den Charakter Ihrer Rollen ein, und es iſt nur ein Glück, daß Ihnen der Requiſiteur noch nicht die Dolche und Piſtolen geliefert hat. Bitte, noch einmal das Stichwort — Herr Rebe, Ihres mein' ich — „und warf's in die Flammen.“

Rebe gehorchte ziemlich mürriſch dem Befehle, und Handor ärgerte ihn noch mehr dadurch, daß er die Worte: „Fort, Ungeheuer, laß Dich nimmer unter meiner Bande ſehen!“ mit ganz beſonderer Betonung ſprach. Es war aber für den Augenblick nichts dagegen zu machen und er mußte abgehen, während Karl Moor ſeinen ſpäteren Monolog mürriſch und in den Bart hinein ſprach.

Schufterle kam von da an nur noch ein einziges Mal vor und hätte weggehen können; aber er blieb, um das Ende der Probe abzuwarten, wo aber noch einmal ein Streit vorfiel, und zwar mit der erſten tragiſchen Liebhaberin ſelber.

In der Scene zwiſchen Karl Moor und Amalia, wo Handor ſehr zerſtreut ſpielte — wie er denn überhaupt nach des ſehr gewiſſenhaften Regiſſeurs Ausſpruch heute gar nicht bei der Sache war —, hatte er bei den Worten: „Wie, mein Fräulein, wenn Ihr Geliebter Ihnen für jeden Kuß einen Mord aufzählen könnte?“ den Arm von Fräulein Rottenhöfer ſo feſt und plötzlich gefaßt, daß eine Schnur von imitirten Perlen, die ſie am Handgelenk trug, zerriß und ein paar der zerdrückten Perlen ihr die Haut ritzten.

Die Dame wurde heftig und behauptete, daß er ſie in der Scene gar nicht anfaſſen dürfe, und er erwiederte ihr ziemlich kurz, ob ſie glaube, daß er den Charakter ſeiner Rolle nicht verſtehe; übrigens wolle er ihr die Perlen bezahlen.

Es gab dann noch einen Auftritt, wo ſich der Director ſelber in's Mittel legen mußte, denn Fräulein Rottenhöfer erklärte, nicht mit einem ſo rohen, ungebildeten Menſchen ſpielen zu wollen.

Handor murmelte ein Wort zwiſchen den Zähnen durch, das wie „Gans" klang und keinesfalls in ſeiner Rolle ſtand, wonach die Dame dann nichts Beſſeres thun konnte, als in Ohnmacht zu fallen.

Daß Handor durch dies Alles nicht in die beſte Laune gerieth, läßt ſich denken, und die wurde nicht erhöht, als die Probe, welche heute faſt bis zwei Uhr gedauert hatte, endlich vorüber war und er vor dem Theater auf Rebe traf, der ruhig zu ihm hinging und ihn anredete.

„Herr Handor, auf ein Wort."

„Was wollen Sie?" fragte der erſte Liebhaber kurz.

„Nichts weiter, als Genugthuung für Ihre Beleidigung heute."

„Genugthuung?"

„Sie verſtehen doch, was ich damit meine."

„Sie ſind ein Narr, Rebe!" ſagte Handor

und wollte ſich von ihm abdrehen. So wohlfeilen Kaufes kam er aber nicht davon.

„Dann erkläre ich Sie für einen feigen Lump, Herr Handor!“ ſagte der junge Mann, der kreidobleich vor innerer Aufregung geworden war und vor Wuth zitterte.

Handor biß die Zähne zuſammen.

„Gut, Sie ſollen Ihre Genugthuung, wie Sie's nennen, haben, Sie verdienen eine Züchtigung, aber nicht jetzt. Sie wiſſen, was wir in nächſter Woche vorhaben; die Vorſtellung des „Hamlet“ dürfen wir nicht ſtören, wenn Sie auch vielleicht entbehrt werden könnten. Nach dem „Hamlet“ ſtehe ich Ihnen zu Dienſten.“

„Gut denn, alſo nach der Vorſtellung oder am nächſten Morgen.“

Handor nickte nur, drehte ihm den Rücken zu und ging die Straße hinunter.

Gerade am Theater vorüber war Pfeffer gekommen, und wenn auch noch nicht nahe genug, um die Worte zu verſtehen, hatte ihm doch der Sinn nicht gut entgehen können.

„Das iſt recht, Herr Horatius Cocles,“ ſagte er, während er vor ihm ſtehen blieb und ihn ſtarr anſah, „das wäre allerdings die leichteſte Manier, Jemandes Rollen zu bekommen, wenn man ihn einfach todtſchießt. Sind Sie denn ganz des Teufels, Menſch, und wollen Sie ſich mit Gewalt Ihre Carrière verderben?“

„Herr Pfeffer!“

„Ach was, Pfeffer hin, Pfeffer her, es pfeffert ſich was! Wo wollen Sie denn hin, wenn man Ihnen hier den Contract kündigt?“

„Meine Ehre gilt mir höher als mein Leben!“ rief der junge Mann ſtolz.

„Puh, ſo viel dafür!“ rief der alte Mann verächtlich; „wenn Ihnen ſo ein Lump Ihre Ehre nehmen kann, ſo wär's nicht der Mühe werth, ſie aufzuheben! Und all' das andere Unheil, welches Sie nachher anrichten — he?“

„Andere Unheil?“ ſagte Rebe traurig. „Haben Sie mir nicht ſelber Ihr Haus verboten, Herr Pfeffer, und glauben Sie, daß außerdem auch wohl ein einziges Auge naß würde in ganz Haßburg, wenn ich — von hier fortginge oder ſtürbe?“

„Puh!“ ſagte Pfeffer wieder, ſah eine Weile vor ſich nieder, ſchob dann beide Hände in ſeine Taſchen und ſchritt der eigenen Wohnung zu.

Fürchtegott Pfeffer ſtieg auch direct hinauf in ſein eigenes Zimmer und lief dort, ohne den Hut abzunehmen, die Hände auf den Rücken gelegt und aus Leibeskräften vor ſich hin pfeifend, in dem kleinen Gemache mit einer wahren Vehemenz auf und ab. Sein Spaziergang war dabei ein keineswegs unbehinderter, denn überall lag bald ein Haufen Manuſcripte, bald Bücher und Zeitungen, die ihm kein Menſch anrühren durfte, im Wege. Unverdroſſen ſtieg er aber über das Alles weg, herüber und hinüber, und war ſo mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt, daß er gar nichts weiter hörte noch ſah.

„Was mag nur der Onkel heute haben?“ ſagte Jettchen, die mit eiſernem Fleiß an ihrer Arbeit ſaß. Zu jenem, zu Ehren des Erbprinzen beſtimmten Balle hatte ſie nämlich eine ſolche Maſſe von Aufträgen bekommen und Beſtellungen auf Blumen waren ſo von allen Seiten eingelaufen, daß das arme Kind ſchon die ganze Nacht durcharbeiten mußte, um nur Alle zu befriedigen und ja keine Kunden zu verlieren. Du lieber Gott, im Sommer, wo der Schöpfer ja da draußen ſeine herrlichen, friſchen und duftenden Blumen wachſen ließ, war die Arbeit überdies nur ſehr ſpärlich und der Verdienſt ſo klein — da durfte man ſich ſchon eine ſo glückliche Gelegenheit nicht entgehen laſſen!

Die Mutter lag wieder auf dem Sopha; ſie befand ſich etwas beſſer heute, war aber noch immer ſehr ſchwach und angegriffen.

„Ich weiß es nicht,“ ſagte ſie leiſe; „wahrſcheinlich wieder ein Aerger auf der Probe.“

„Wenn er ſo pfeift, iſt er immer ſehr böſer Laune,“ ſeufzte Jettchen; „aber jetzt kommt er ja gar nicht von der Probe; er war doch vorhin ſchon zum Eſſen da, und hat in den letzten Acten nichts zu thun.“

„Laß ihn nur, mein Kind,“ lächelte die Frau wehmüthig; „bei ſolchen Gelegenheiten pfeift er ſich gewöhnlich ordentlich aus, und nachher iſt er wieder guter Laune; nur ſtören darf man ihn nicht darin.“

„Es iſt doch auch wirklich ein leidiges Leben beim Theater,“ ſagte das arme Mädchen leiſe; „immer nur Aerger und Streit, als ob die Leute gar nicht friedlich neben einander leben könnten, und Abends, wenn dann die Lichter angezündet ſind, merkt man gar nichts davon und Alles ſchwelgt in Glanz und Freude.“

„Es iſt Alles falſch, mein Herz,“ nickte die Mutter leiſe vor ſich hin, „Alles; aber nicht allein auf dem Theater, Kind, wo ſie ſich draußen auf der Bühne vor dem Publikum in den Armen liegen und ſich hinter den Couliſſen nachher alles gebrannte Herzeleid anthun — im wirklichen Leben machen ſie's auch nicht viel beſſer. Vor der Welt, die da das Publikum iſt, ja, da glänzt und ſchimmert Alles, und hinter den Couliſſen — das heißt im eigenen Hauſe, im eigenen Familienkreiſe, worin erſt recht Liebe und Freundſchaft, Friede und Eintracht herrſchen ſollten — da ſäet der böſe Feind ſein Unkraut aus, und Jammer und Elend ſind die Folgen."

„Aber bei uns doch nicht, Mama," ſagte herzlich das junge Mädchen.

„Nein, Kind, bei uns nicht," ſeufzte die Frau, deren Erinnerungen weit zurückgeſchweift waren. Wir, mein Herz, erſcheinen aber auch nicht mehr draußen vor dem Publikum, vor der Welt; wir haben uns hier unſere eigene kleine Welt gegründet und — Erfahrung genug im Leben geſammelt, um uns die nicht ſelber muthwillig zu zerſtören. Gebe nur Gott, daß uns die Welt da draußen eben ſo wenig beachtet, wie wir ſie!"

Henriette ſchwieg und wandte langſam den Kopf zur Seite, daß die Mutter, wenn ſie zufällig einmal herüber ſah, nicht die verrätheriſche Thräne bemerken ſollte, die ihr im Auge blitzte; ſie wäre ja ſonſt noch trauriger geworden.

„Na, Guſte, wie geht's?" ſagte plötzlich

Pfeffer, der den Kopf in die Thür ſteckte. „Ein bischen beſſer?“

„Ich danke Dir, Fürchtegott; komm’ doch herein.“

„Ich rauche.“

„Die Fenſter ſtehen ja auf, da thut mir der Rauch nicht weh.“

„Hm,“ ſagte Pfeffer, der jetzt in’s Zimmer trat, die Thür hinter ſich zuzog und dann zum Sopha ging, „Du ſiehſt immer noch hölliſch angegriffen aus — und der Heidenlärm da draußen! Wenn ich nur dem einen Kerl mit ſeiner Mordgeſchichte den Hals umdrehen könnte, nachher wär’ ich zufrieden.“

„Ja, Onkel,“ lächelte Henriette, „und dann würde die Polizei kommen und Dich einſperren und köpfen laſſen, und nachher malte dann ein Anderer Deine Geſchichte, und die würde dann auch abgeſungen, von dem furchtbaren Halsabdreher Fürchtegott Pfeffer.“

„Was die Mamſell nicht weiß!“ ſagte der Onkel, indem es ihm aber doch wie ein Lächeln über das Antlitz zuckte; „hol’ mich Dieſer und Jener, Thierquälerei wird beſtraft, aber Menſchenquäler dürfen überall frei umherlaufen und haben ſogar noch die Unverſchämtheit, Geld dafür einzu— aber alle Teufel," unterbrach er ſich überraſcht, als er, während er ſprach, zu Jettchens Tiſch getreten war und dort ihre Arbeit erblickte, „den Kranz haſt Du ja erſt geſtern Abend angefangen, als ich zu Bette ging, Mädel, was zum Henker, Du haſt doch nicht die ganze Nacht daran geſeſſen?"

„Lieber Onkel," ſagte Henriette bittend, „ſei nicht böſe, aber — die Zeit drängte ſo — bis zu dem Ball, der in der nächſten Woche ſein ſoll, iſt noch ſo viel beſtellt…"

„Und wie Du ausſiehſt, bleich und angegriffen; das geht nicht, Schatz, das geht wahrhaftig nicht, das darf ich nicht leiden!"

„Ich habe ſie auch gebeten, zu Bett zu gehen," ſagte die Mutter, „aber der Trotzkopf wollte nicht."

„Wenn der Ball erſt vorüber iſt, ſchlafe ich dafür eine ganze Woche," lächelte Henriette; „denke nur, Onkel, was für hübſches Geld ich dabei verdiene."

Pfeffer antwortete nichts. Er ſtand am Fenſter, blies Ringe hinaus und klopfte dabei mit der Fußſpitze den Boden, als die Thür plötzlich aufgeriſſen wurde, Fräulein Baſſini den Kopf in's Zimmer ſteckte und hereinrief: „War er ſchon hier?"

„Wer?“ rief Pfeffer, ſich ſcharf auf dem Abſatz herumdrehend. „Was, zum Teufel, kommſt Du denn ſo in's Zimmer geſtürmt — weißt Du denn nicht, daß Deine Schweſter krank iſt? Wer ſoll hier geweſen ſein?“

„Nun, der Graf,“ ſagte die Dame, die Thür hinter ſich zuziehend.

„Der Graf — bei Dir rappelt's wohl? Was für ein Graf?“

„Alſo, ſo wißt Ihr noch gar nichts?“

„Na, jetzt hör' einmal mit Deinem Schnack auf,“ brummte Pfeffer; „thu' Deine Gartenanlage vom Kopf herunter und ſetze Dich auf Deinen — hätte bald 'was geſagt. Steckt in dem Frauenzimmer eine Unruhe — Apropos, haſt Du mir meine Doſe wieder mitgebracht?“

„Nein, die hab' ich heilig vergeſſen — aber Fürchtegott, Auguſte, Jettchen, wißt Ihr denn, wer bei mir war?“

„Ach ſchnack keinen Unſinn; wie können wir wiſſen, wer bei Dir geweſen iſt,“ rief Pfeffer — „vielleicht der Friſeur mit einer neuen Perrücke?“

„Grobian! Ein Graf war bei mir, ein wirklicher, lebendiger Graf mit Orden — nein, Orden hat er nicht gehabt, das iſt wahr; merkwürdig eigentlich, daß ein Graf blos ſo, ohne Orden herumgehen kann wie andere Menſchen.“

„Ob das Frauenzimmer nicht einen Sparren hat wie ein Hebebaum,“ knurrte ihr Bruder — „und was wollte er?“

„Das räthſt Du nicht, und wenn ich Dir ein Jahr Zeit ließe.“

„Er wollte Dich wahrſcheinlich bitten, auf der Bühne nicht ſo zu ſchreien, weil er eine Proſceniums-Loge hat.“

„Du biſt unausſtehlich heute.“

„Aber ſo ſag' uns doch nur, was er wollte, Tante, rathen können wir's ja doch im Leben nicht,“ bat Henriette.

„Das Kind iſt viel vernünftiger als Du,“ erwiederte Fräulein Baſſini; „nein, Schatz, rathen könnt Ihr's allerdings nicht, aber er kam, um ſich nach Auguſten zu erkundigen.“

„Nach mir?“ rief die Frau.

„Und zu Dir?“ ſagte Pfeffer.

„Ja, zu mir, Ueberklug, weil er mich für meine Schweſter hielt.“

„Mit der Perrücke?“

„Herr Gott, der Menſch bringt mich noch zur Verzweiflung!“

„Aber ſo laß ſie doch nur einmal erzählen, Fürchtegott.“

„Na, hindere ich ſie etwa daran? Aber bringt ſie denn etwas Anderes heraus wie Unſinn? Wenn es der kein Souffleur einbläſt, wird ſie nie fertig!“

„Du haſt einmal wieder Deinen liebenswürdigen Tag, das muß wahr ſein; aber ich will mich heute nicht ärgern.“

„Was wollte denn der Graf von mir?“ ſagte die Frau, ungläubig dazu mit dem Kopf ſchüttelnd.

„Ja, das iſt ja eben das Wunderbare,“ rief Fräulein Baſſini, ganz entzückt, die Trägerin einer ſolchen Neuigkeit zu ſein; „im Auftrag ſeines Freundes kam er, wie er ſagte. Und weißt Du, wer der Freund war? Herr Stelzhammer.“

„O, Du mein Gott!“ ſagte die kranke Frau und wurde todtenbleich.

„Sein Freund?“ rief Pfeffer ärgerlich; „das hab' ich mir etwa denken können, und das wird ein ſauberer Graf geweſen ſein, der Dich beſucht hat; vielleicht ein Photo—graf oder ein Tele—graf — ein Freund von dem Lump — na, nun bitt' ich aber zu grüßen — Herr Jeſus, was das für ein verrücktes Frauenzimmer iſt!“

„Du redeſt, wie Du es verſtehſt!“ rief Fräulein Baſſini gereizt. „Der Stelzhammer iſt in Amerika ein großer, reicher Herr geworden, und das Gewiſſen ſchlägt ihn jetzt; er hat den Herrn Grafen gebeten, ſich hier nach Dir zu erkundigen, wie es Dir geht, was Du machſt und ob es Dir an etwas fehlt.“

„Nein, was das für ein ſorgſamer Gatte iſt,“ rief Herr Pfeffer, ſich mit der rechten Hand auf ſein Knie ſchlagend, „iſt erſt achtzehn Jahre abweſend und erkundigt ſich wirklich ſchon einmal, wie es ſeiner Frau geht!“

„Und ſind ſie nicht vor Gericht geſchieden?“ rief Fräulein Baſſini, die merkwürdiger Weiſe nun, da ihr Bruder die Partei nahm, welche ſie ſelber bis jetzt gehalten, auf die entgegengeſetzte Seite überſprang. „Iſt er denn geſetzlich verpflichtet, ſich überhaupt noch um ſie zu bekümmern?“

„Jetzt hör' Einer das Frauenzimmer an!“ rief Pfeffer entrüſtet. „Hat es denn Jemand von ihm verlangt, he? Hab' ich etwa Deinen Herrn Grafen erſucht, hieher zu kommen? Aber iſt ein Mann, wenn er ſich auch von ſeiner Frau ſcheiden läßt, nicht etwa doch verpflichtet, noch für ſie zu ſorgen? Oder glaubſt Du etwa, daß da jeder Lump herkommen und heirathen, und ſich dann wieder ſcheiden laſſen kann und weglaufen darf wie die Sau vom Trog?"

„Du biſt und bleibſt ein Grobian – und wenn er es nun bereut?"

„Zeit wär's, brummte Pfeffer; aber nun erzähle einmal vernünftig, wenn Dir das irgend möglich iſt, was der Fremde wollte und weshalb er zu Dir kam."

„Eigentlich waren es Zwei," berichtete Fräulein Baſſini, „aber aus dem Zweiten bin ich nicht klug geworden; ich glaube, es muß der Kammerdiener geweſen ſein. Er hat auch den Mund die ganze Zeit nicht aufgethan — ein kleiner, dicker Menſch mit einer Glatze wie der Tiſch groß."

„Na, ſo lüg' Du und der Teufel!"

„Und das Andere war ein Graf?" fragte Henriette.

„Was ich Dir ſage, Kind, hier habe ich noch ſeine Karte," fuhr Fräulein Baſſini, in ihrer tiefen Taſche danach ſuchend, fort; „da, da ſteht's: Felix Randolph, Graf von Rottack — da ſteht's gedruckt, und nun wirſt Du's doch glauben, Bruder Thomas?"

Pfeffer nahm die Karte, beſah ſie, ſchüttelte mit dem Kopf und warf ſie dann auf den

Tiſch. „Und was wollte er eigentlich?“ fragte er hierauf.

„Weiter nichts, als ſich nach Auguſten erkundigen. Er hätte Auftrag, wie er ſagte, von ſeinem Freunde Stelzhammer in Amerika, hier Nachforſchungen anzuſtellen, und wie er erfuhr, daß ich nur die Schweſter wäre — denn es ſcheint, daß er mich für Auguſte hielt —, ſtand er auf und ſagte, er würde ſelber hieher gehen.“

„Zu uns hieher?“ fragte die Frau erſchreckt.

„Na, er wird uns auch nicht beißen,“ brummte Pfeffer; „neugierig wäre ich aber doch, was der Patron, Dein ſauberer Mann, eigentlich will. Sollte mich gar nicht wundern, wenn er Geld brauchte, und uns anpumpen möchte.“

„Aber Onkel!“

„Liebes Kind,“ brummte Pfeffer, „es ſind ſchon närriſchere Dinge in der Welt vorgekommen, das wäre nicht das Tollſte; komiſch wär's aber, ſo viel iſt richtig, und ein Hauptſpaß dabei, denn dem Grafen wollt' ich heimleuchten!“

„Wie kannſt Du nur ſo reden, Fürchtegott,“ bat die Frau, „weißt Du nicht, daß Du mir entſetzlich weh damit thuſt?“

„Ach was,“ ſagte der Mann, aber doch jetzt mit mehr Gutmüthigkeit im Ton, „ich weiß wohl, daß Du immer ſeine Partie genommen haſt.“

„Er war auch von Herzen gut,“ ſagte die Frau, „recht gut und brav, nur entſetzlich leichtſinnig, und wir Beide noch damals ſo jung; Gott nur weiß, wie ſchlimm es ihm auch vielleicht in der Welt ergangen iſt.“

„Nicht ſchlimmer, wie er's verdient hat!“ polterte Pfeffer heraus. „Aber wann war denn der Graf eigentlich bei Dir, Liſe?“

„Ach, vor kaum einer halben Stunde,“ rief Fräulein Baſſini, und denke Dir nur, ich war noch gar nicht angezogen; ich hatte den ganzen Morgen ſtudirt und noch keine Toilette gemacht, ſaß am Clavier und phantaſirte ein wenig — auf einmal geht die Thür auf und der Graf guckt herein. Ich dachte, der Schlag ſollte mich auf der Stelle rühren.“

„Ein Wunder nur, daß er den Grafen nicht gerührt hat, wenn er Dich im Negligé geſehen!“ lachte Pfeffer.

„Aber Onkel!“

„Dein Negligé iſt freilich ſchöner,“ rief Fräulein Baſſini, „mit dem Schlafrock, der kleben bleibt, wenn man ihn an die Wand wirft, und Deinem alten, ekelhaften Tabaksgeſtank! Aber um mich ärgern zu laſſen, bin ich nicht hergekommen, rief ſie, von ihrem Stuhl aufſtehend; „nur Auguſten wollte ich die Nachricht bringen — mit Dir habe ich weiter nichts zu thun!“ — Und wirklich böſe gemacht, ſchoß ſie der Thür zu.

„Vergiß das nächſte Mal die Schnupftabaksdoſe nicht!“ rief ihr der Bruder nach, und Fräulein Baſſini riß, verächtlich den Kopf zurückwerfend, die Thür auf, als ſie plötzlich einen tiefen, ehrfurchtsvollen Knix nach außen machte und dann flüſternd, aber deutlich genug in das Zimmer zurückrief:

„Der Graf!“

10.

Graf Rotlack bei Pfeffers.

„Und was nun,“ ſagte Felix, als ſie mitſammen die Straße hinabſchritten und Jeremias noch einen ſcheuen Blick hinter ſich warf, als ob er fürchte, daß ihnen dieſe entſetzliche orangefarbene Dame folgen könne — „wollen wir zu Pfeffers?“

„Herr Graf,“ ſtöhnte der kleine Mann, „ich bin es jetzt nicht im Stande — ich gebe Ihnen mein Wort, ich habe in der Viertelſtunde da oben bei dem ſchrecklichen Frauenzimmer, meiner Fräulein Schwägerin, mehr ausgeſtanden, als ob ich die ganze Zeit über auf einer Folterbank geſeſſen hätte!“

„Aber wußten Sie denn nichts von dieſer Schweſter?“

„Ich wußte, daß meine Frau eine Schweſter hatte, habe ſie aber nie geſehen, denn ſie war damals ſchon lange beim Theater und irgendwo im Preußiſchen an einer kleinen Bühne engagirt, hatte ſich auch nie mit ihrer jüngeren Schweſter vertragen können."

„Und der Bruder?"

„War Komiker an unſerem Theater, entzweite ſich aber ebenfalls mit meiner damaligen Frau, weil er gegen unſere Heirath gerathen, und hielt keinen Verkehr mit uns."

„Sie müſſen damals ein ſauberer Zeiſig geweſen ſein, Jeremias?"

„Reden wir nicht davon," ſagte der kleine Mann mit einem aus tiefſter Bruſt herausgeholten Seufzer; „aber es iſt ja nun vorbei und ich brauche doch wenigſtens nicht mit einer Schwägerin geſtraft zu werden, wenn ich nicht einmal eine Frau habe."

„Aber was wollen Sie jetzt thun? Jene Dame wird unfehlbar ohne weiteren Zeitverluſt zu ihrer kranken Schweſter laufen und ſie alarmiren."

„Die wär's im Stande."

„Darauf können Sie ſich feſt verlaſſen," ſagte Felix, „und ich bin überzeugt, daß ſie ſelbſt in dieſem Augenblick in aller Haſt ihre Toilette macht. Was dann?"

„Und wenn ich ſelber hingehe, jage ich der armen Frau vielleicht den Tod vor Schrecken ein, denn — hübſcher bin ich nicht geworden.“

„Hören Sie, Jeremias,“ ſagte Graf Rottack, nach ſeiner Uhr ſehend, „ich habe etwa noch eine halbe Stunde Zeit und die Sache einmal begonnen. Ich werde allein zu jenem Herrn Pfeffer hinaufgehen und ſehen, wie Alles ſteht.“

„Ach, mein beſter, herrlichſter Herr Graf, wenn Sie das für mich thun wollten — ſehen Sie, ſchicken Sie mich nachher durch die Hölle, wie den ſeligen Tamino durch Feuer und Waſſer, wohin Sie wollen, ich ſpringe mitten hinein!“

„Aber Alles kann ich doch nicht thun, Jeremias,“ ſagte Rottack, „ja, im Gegentheil würde meine Gegenwart ſpäter nur ſtörend ſein — nachher müſſen Sie allein gehen.“

„Ja gewiß, mit dem größten Vergnügen!“ rief der kleine Mann, dem der Angſtſchweiß auf der Stirn ſtand — „erzählen Sie nur vorher die Geſchichte; ſagen Sie ihr, wie ich geſchafft und gearbeitet habe und ein ordentlicher Kerl geworden bin, und bitten Sie, daß ſie — nicht mehr böſe auf mich iſt und mir wenigſtens erlaubt, ihr zu helfen.“

„Sie hatten ein Kind, Jeremias?“

„Ja, ein Mädchen,“ ſagte dieſer kleinlaut.

„Sie wird herangewachſen ſein — und kennt den Vater nicht einmal.“

„Lieber, beſter Herr Graf, thun Sie mir den einzigen Gefallen und reden Sie nichts weiter, ich verliere ſonſt das kleine bischen Verſtand — es iſt wahrhaftig nicht viel, was mir noch übrig geblieben iſt — gehen Sie hinauf, und ich werde indeſſen hier unten auf und ab laufen.“

„Aber wo iſt denn das Haus?“

„Hier muß es irgendwo ſein, dies iſt wenigſtens die Straße, und — holla, ſehen Sie wohl, Sie hatten recht — da brennt meine orangefarbene Schwägerin eben hinein — ich kenne ſie an der Haartour — glücklicher Weiſe hat ſie uns nicht geſehen.“

„Gut, dann will ich ihr wenigſtens Zeit laſſen, das Eis zu brechen,“ lächelte Rottack; „kommen Sie, wir wollen erſt noch einmal die Straße hinab und wieder zurück gehen, und nachher beſuche ich Ihre Verwandten.“

„Und ich laufe unterdeſſen hier Spießruthen.“

„Das fällt zu ſehr auf. Dort drüben iſt ein Bierlocal, gehen Sie da hinein und ſetzen Sie ſich an's Fenſter, daß Sie die Thür im Auge behalten.“

„Das iſt recht,“ ſagte Jeremias, mit Allem einverſtanden, was ihm nur das erſte Bahnbrechen ſeines ſchweren Schrittes erſparte, und als ſie Fräulein Baſſini hinlänglich Zeit gelaſſen zu haben glaubten, ihre Neuigkeit anzubringen, und zu dem Eingang des Hauſes zurückkehrten, trat Graf Rottack ſeinen nicht eben leichten Gang an. Jeremias aber, dem erlaſſenen Rath zufolge, poſtirte ſich an das innere Fenſter des benachbarten Wirthshauſes und trank in Gedanken und Herzensangſt ein Glas Bier nach dem andern.

Der junge Graf ſtieg indeſſen langſam die Treppe hinauf. Unten im Hauſe hatte er ſchon erfahren, daß Herr Pfeffer im zweiten Stock wohne, und wie er dort oben den Vorſaal erreichte, wußte er augenblicklich, wohin er ſich zu wenden habe, als er das überraſchte Geſicht und die orangefarbene Geſtalt der Dame in der freilich gleich wieder zugeſchlagenen Thür entdeckte.

Rottack war aber nicht der Mann, um ſchüchtern eine Einladung abzuwarten. Er ging ohne Weiteres auf die Thür zu, klopfte an und öffnete dieſelbe auf das laute, etwas barſche „Herein!“ Pfeffer's. Dieſer hatte nämlich keine Zeit gehabt, in ſein Zimmer zu gehen und den alten Schlafrock auszuziehen, da er vorher erſt den Vorſaal hätte paſſiren müſſen, und drückte ſich nun, als der Fremde eintrat, vorſichtig an der Wand hin, um dieſen Fehler ſo raſch als möglich zu verbeſſern. Der Schlafrock war wirklich in gar ſo deſolaten Umſtänden.

„Ich habe das Vergnügen, mit Herrn Pfeffer zu ſprechen? Ah, mein Fräulein, ich hatte ſchon vorher die Ehre....“

„Ja, mein Herr,“ ſagte Pfeffer, der ſich hier keine Blöße geben durfte, „mein Name iſt Pfeffer — Fürchtegott Pfeffer.“

„Und Ihre Frau Gemahlin? — Bitte, bleiben Sie liegen, Madame, ich möchte um Alles in der Welt Sie nicht derangiren, und muß ſo ſchon um Verzeihung bitten, ſo ohne Weiteres eingetreten zu ſein!“

„Bitte — nein, nicht meine Frau, meine Schweſter Auguſte — dies meine Schweſter Liſe — Eliſe wollt' ich ſagen — dort meine Nichte Henriette — mit wem hab' ich die Ehre?“

„Mein Name iſt Rottack, und wenn ich mich hier in eine Familienangelegenheit dränge — denn ich darf wohl annehmen, daß Ihnen das Fräulein hier ſchon die Urſache meines Beſuches mitgetheilt hat — ſo mag mich das entſchuldigen, daß ich es in beſter Abſicht und in der Hoffnung thue, einen günſtigen Erfolg für beide Theile zu erzielen.“

„Aber wollen Sie ſich nicht ſetzen, Herr Graf?“ rief Fräulein Baſſini und ſchritt nach dem Fenſter zu, um dort einen leeren Stuhl zu holen.

„Pardon, mein gnädiges Fräulein!“ rief Rottack und ſprang ihr zuvor, während Pfeffer ein ſauer-komiſches Geſicht bei dem Worte „gnädiges“ zog, den Moment aber auch benutzte, zur Thür hinaus zu fahren — „Sie erlauben mir wohl....“

Er hatte den Stuhl erfaßt, als ſein Blick auf die Arbeit Henriettens fiel, die neben ihrem Arbeitstiſch in ängſtlicher Spannung aufgeſtanden war.

„Ah, mein liebes Fräulein, wie reizend und geſchmackvoll Sie arbeiten! Die Blumen könnten wahrhaftig eben ſo gut in Paris gemacht ſein — der Kranz iſt prachtvoll!“

„Sie ſind zu gütig, Herr — Graf,“ flüſterte Henriette beſchämt und tief erröthend — „ich habe ſehr raſch daran arbeiten müſſen.“

„Wirklich vortrefflich,“ fuhr Rottack fort, den Schmuck aufnehmend und gegen das Licht haltend.

„Nicht wahr, Jettchen arbeitet hübſch?“ ſagte Fräulein Baſſini, die ebenfalls zum Tiſch getreten war und ſich in dem Lobe der Nichte mit geſchmeichelt fühlte — „ja, das macht ihr Keine hier nach — und ſo raſch, Sie glauben es gar nicht!“

„Dürfte ich da Ihre Zeit wohl auch einmal in Anſpruch nehmen, mein liebes Fräulein,“ ſagte der junge Mann, „und Sie um einen Kranz von dieſen Veilchen und ſolchen Maiblumen bitten? Ich weiß, daß ich große Freude damit anrichten würde.“

„Ja, Herr Graf,“ ſagte in dem Augenblick Pfeffer, der mit einer noch nie entwickelten Schnelligkeit ſeinen drüben mitten in's Zimmer geſchleuderten Schlafrock abgeworfen und den langen braunen Rock angezogen hatte — „aber nur jetzt nicht; das Mädel hat ſich ſchon halb caput zu dem verdammten Ball gearbeitet....“

„Ich werde Sie nicht drängen,“ lächelte Rottack, „und wenn ich den Kranz erſt in vier oder ſechs Wochen bekomme.“

„Sie ſollen ihn noch früher haben,“ lächelte

Henriette freundlich; „nur die nächſten Tage bin ich ſo ſehr beſchäftigt.“

„Und was war es nun, Herr Graf, was Sie uns zu ſagen wünſchten?“ platzte Fräulein Baſſini heraus, die ihre Ungeduld, das erwartete Geheimniß zu hören, nicht länger bezähmen konnte.

„Sie haben recht, mein Fräulein,“ ſagte Rottack ernſt. „Herr Pfeffer, ich habe Ihrer Frau Schweſter eine wichtige Mittheilung zu machen, was eigentlich unter vier Augen geſchehen ſollte; da aber die arme Dame leidend iſt, ſo erbitte ich mir Fräulein Henriettens — nicht wahr, das war der Name der jungen Dame? — Fräulein Henriettens Gegenwart dazu aus, da ſie ja ſelber mit intereſſirt dabei iſt.“

„Sehr wohl, Herr Graf,“ ſagte Pfeffer, der die Andeutung nicht mißverſtehen konnte — „na, komm ſo lange mit zu mir hinüber, Liſe.“

„Aber wir gehören doch eigentlich mit zur Familie!“ rief Fräulein Baſſini, von dem Gedanken empört, daß ſie ſchon wieder nichts erfahren ſollte.

„Na, komm nur, Alte,“ lachte Pfeffer, „das hilft Dir nichts, ich laſſe Dich drüben nicht einmal horchen — aber noch Eins, Herr Graf —

bitte, machen Sie's kurz und regen Sie mir die Guſte nicht zu ſehr auf; ſie zittert jetzt ſchon am ganzen Leibe!“

„Ich habe ihr nichts Trauriges mitzutheilen, mein lieber Herr,“ ſagte Rottack freundlich — „ſeien Sie verſichert, daß Alles, was ich zu ſagen habe, auf die ſchonendſte Weiſe geſagt werden wird.“

„Bon,“ ſagte Pfeffer, und Fräulein Baſſini — die doch nicht mit Gewalt da bleiben konnte, obgleich ſie einmal nicht übel Luſt dazu zu haben ſchien — bei der Hand nehmend, verließ er mit ihr das Zimmer.

„Jettchen!“ rief die Frau.

„Meine liebe, liebe Mutter!“ rief Henriette, flog an ihre Seite und kniete vor ihr am Sopha nieder.

„Beruhigen Sie ſich, verehrte Frau,“ ſagte Rottack herzlich, „ich habe Ihnen eine recht gute Mittheilung zu machen. So erfahren Sie denn vor allen Dingen, daß ich Ihre Familienverhältniſſe genau kenne und ſogar perſönlich befreundet mit ihrem geſchiedenen Manne bin…“

„Und er lebt?“ ſagte die Frau zitternd.

„Er lebt,“ nickte Rottack freundlich, „und hat nicht allein ſeine frühere übereilte Handlung tief und aufrichtig bereut, ſondern auch Alles gethan, was in ſeinen Kräften ſteht, um ſie, ſo weit es irgend möglich iſt, wieder gut zu machen.“

„Und ſo lange Jahre habe ich nichts von ihm gehört — hat er nicht ein einziges Mal nach ſeinem Kind gefragt?“

„Meine liebe, gute Mutter, rege Dich nur nicht auf!“

„Aber wo iſt er?“ fragte die Frau — „wird er nie wieder nach Deutſchland zurückkommen?“

„Würden Sie ihm verzeihen, wenn er wiederkehrte?“

„Was kann ich ihm verzeihen,“ ſagte die Frau traurig — „wir waren Beide damals jung und unerfahren, trugen Beide wohl vielleicht gleichviel Schuld — ich — hatte mir nur nie gedacht, daß er mich ſo ganz vergeſſen könnte.“

„Und wenn ich Ihnen ſage, daß er Sie nicht vergeſſen, daß er da drüben im fremden Land geſchafft und gearbeitet hat wie ein braver, ehrlicher Mann, daß es ihm anfangs ſauer, recht ſauer wurde, daß er ſich aber keine Mühe verdrießen ließ, bis er endlich doch ſeinen Zweck erreichte und nicht allein durch eiſernen Fleiß, ſondern auch glückliche Speculation und Umſicht ein Vermögen erwarb, mit dem er anſtändig hier in Deutſchland leben könnte?…"

„Und in ſeinem Glück hat er unſerer gedacht?" ſagte die Frau leiſe und faltete wie unwillkürlich die Hände.

„Mehr als das," fuhr Rottack herzlich fort; „es ließ ihm drüben in Braſilien keine Ruhe. Immer ſtand das Bild ſeiner verlaſſenen Familie vor ihm, und wie er ſich endlich ein freier, unabhängiger Mann wußte, verließ er die Fremde und kehrte nach Deutſchland zurück."

„Er iſt hier?" rief Henriette raſch, und die Frau deckte ihr bleiches Antlitz mit den Händen.

„Er iſt hier," ſagte Rottack leiſe, „hier in der Stadt, und hat mich, der ihn drüben in Braſilien kennen lernte, zu Ihnen hergeſandt, um Sie zu fragen, ob Sie ihm verzeihen wollen — ob er ſein Kind wiederſehen darf."

Henriette hatte ihr Antlitz an der Mutter Schulter geborgen, und dieſe antwortete nicht; ſie lag ſtill und regungslos, aber die großen, hellen Thränen liefen ihr, unter den Fingern weg, an den bleichen Schläfen nieder und netzten das Kiſſen, auf dem ſie lag.

„Nicht wahr, der Vater darf wiederkommen, liebe, liebe Mutter?" bat das Kind, indem ſie die Weinende heftig umſchlang — „haſt Du nicht manche lange Nacht in Thränen zugebracht, daß er fort war, und mir oft geſagt, wie er ſich freuen würde, wenn er mich, ſein Jettchen, einmal ſehen könnte? — Und dann wird es Dir auch beſſer gehen,“ flüſterte ſie ihr leiſe zu, „Du wirſt geſund und kräftig werden und brauchſt keine Sorge mehr zu tragen, Dir nichts mehr zu verſagen, wie doch ſo oft bisher...“

Die Frau nahm die Hände von den Augen, öffnete ihre Arme, umſchloß ihr Kind damit und preßte die Lippen auf ihre heiße Stirn.

„Ja, mein Kind,“ ſagte ſie dabei leiſe, „er darf wiederkommen — wir haben Beide recht viel ohne einander ausgeſtanden, recht viel, der Eine mehr, der Andere weniger — aber wir haben uns doch einmal geliebt, und es iſt gut, wenn wir da nicht in Groll von einander ſcheiden.“

„Meine liebe, gute, gute Mutter!“

„Aber nicht heute,“ fuhr die Mutter fort, „nicht heute — die Nachricht hat mich doch zu ſehr angegriffen — ich würde es vielleicht nicht ertragen, oder Jeremias doch zu ſehr erſchrecken, wenn er mich gar ſo elend fände — heute nicht, aber morgen früh. Es iſt beſſer ſo für uns Beide — wir haben Beide Zeit, uns zu ſammeln und darauf vorzubereiten — nicht wahr, er kommt nicht heute, lieber Herr?“

„Er ſoll nicht heute kommen, verehrte Frau,“ ſagte Rottack, der mit inniger Rührung die Bewegung von Mutter und Tochter beobachtet hatte, aber Zartgefühl genug beſaß, um kein Wort da hinein zu reden. „Sie dürfen ſich nicht zu ſehr anſtrengen und aufregen, aber ſeien Sie auch verſichert, daß Sie Ihre Freundlichkeit nicht bereuen werden. Jeremias iſt ein braver, tüchtiger Mann geworden, älter zwar und ziemlich wohlbeleibt — wenn Sie noch ein anderes Bild von ihm in der Erinnerung tragen —, aber durchaus brav und ehrlich, und er könnte glücklich ſein, wenn ihn die Reue über das Vergangene nicht bis jetzt hätte zu keinem Frieden kommen laſſen.“

Henriette hatte, während er ſprach, zu ihm aufgeſehen, und freudige Dankbarkeit über die guten Worte glänzte dabei in ihren Zügen.

„Und wie ſollen wir Ihnen je dafür danken, daß Sie ſich fremder, armer Leute mit ſolcher Liebe und Güte annehmen?“ ſagte ſie herzlich.

„Mir, mein liebes Fräulein, haben Sie gar nicht zu danken,“ lächelte Rottack; „es iſt einmal meine Beſtimmung auf der Welt, mich eigentlich um lauter Sachen zu bekümmern, die mich gar nichts angehen, und um ſo mehr durfte ich hier die Hand bieten, wo ich Ihren Vater ſeit langen Jahren kenne und in ſeinem Wirken und Schaffen beobachtet habe, ohne freilich damals zu ahnen, welchen Verpflichtungen er ſich hier entzog. Und darf ich ihm jetzt wenigſtens einen Gruß von Ihnen bringen?"

„O, einen recht herzlichen!" rief Henriette.

„Er mag kommen," nickte die Frau, „morgen früh um zehn Uhr — nicht früher — ich will ihn dann erwarten. Grüßen Sie ihn auch von mir, lieber Herr, ſagen Sie ihm aber auch, wie Sie die junge Frau, die er verlaſſen hat, wiedergefunden haben — er ſoll nicht erſchrecken — ich bin recht alt und ſchwach in den Jahren geworden."

„Aber jetzt wirſt Du wieder geſund werden, Mütterchen."

„Wir wollen's hoffen, Kind," ſagte die Frau leiſe.

„Und jetzt überlaſſe ich Sie ſich ſelber," rief Rottack, „und wenn Sie mir erlauben, komme ich ſpäter noch einmal mit Freund Jeremias her, um zu ſehen, wie es Ihnen geht, und —

um mich nach dem Kranze zu erkundigen, mein liebes Fräulein.“

„Und den Vater?“

„Schicke ich Ihnen morgen früh um zehn Uhr mit dem Glockenſchlage.“

Und damit hatte er ſeinen Hut aufgegriffen und das Zimmer ſchon verlaſſen, ehe die Frau noch einmal recht wußte, daß er gegangen war.

Kaum trat er aber unten aus dem Hauſe auf die Straße, ſo ſah er auch, wie Jeremias am Fenſter drin in die Höhe fuhr, und er ſchritt jetzt, um nicht von oben aus noch vielleicht beobachtet zu werden, raſch die Straße hinab, wo ihn der ihn Erwartende ſchon leicht einholen konnte.

Dieſer kam aber noch nicht ſo raſch aus dem Haus hinaus. Wie er den jungen Grafen nur aus der Thür kommen ſah, von welcher er die ganze Zeit kein Auge verwandt, ſprang er in die Höhe, griff ſeinen Hut auf und wollte, alles Andere vergeſſend, aus der Thür hinausfahren.

„Holla,“ rief da der Kellner, ihm raſch in den Weg ſpringend, „erſt bezahlen und dann forklaufen!“

„Ja ſo,“ ſagte Jeremias ganz beſtürzt, „das hätte ich beinahe vergeſſen.“

„Ja wohl, kennen wir ſchon,“ lächelte der unverſchämte Burſche — „merkwürdig, was die Leute jetzt beim Jahrmarkt für ein kurzes Gedächtniß — na, aber," brach er kurz und erſtaunt ab, als ihm Jeremias, ohne ſich weiter mit ihm aufzuhalten, ein Zehngroſchenſtück in die Hand drückte, ihn bei Seite ſchob und aus der Thür ſchoß — „er wird doch nicht..." — und mißtrauiſch ſah er ſich überall an der Stelle, wo der Fremde geſeſſen hatte, nach den verſchiedenen Gegenſtänden um, ob er nicht vielleicht „in der Eile" etwas mitgenommen hatte — aber es war noch Alles in Ordnung: das Feuerzeug ſtand, die Zeitung lag auf dem Tiſch, ein Stuhl fehlte auch nicht, Röcke und Hüte hingen dort nicht am Fenſter. Der Kellner ſchüttelte mit dem Kopf, war aber doch vorſichtig genug, das Zehngroſchenſtück, weches ſich ebenfalls als echt erwies, zu wechſeln und nur den wirklich verzehrten Betrag des ſonderbaren Fremden an die Kaſſe abzuliefern.

Jeremias hatte ſich indeß kaum losgemacht, als er ſchon wie ein Wetter hinter dem davoneilenden Rottack herſchoß.

„Waren Sie oben?"

„Allerdings — kommen Sie erſt mit um dieſe Ecke, Jeremias, daß wir vom Hauſe aus nicht mehr geſehen werden können — ſo, jetzt dürfen wir langſam gehen. Ich war oben, Freund, und habe Ihre Frau — und Tochter geſprochen.“

„Meine Tochter!“ ſeufzte der kleine Mann aus tiefſter Bruſt — „wie — wie merkwürdig das klingt — meine Tochter — und darf ich hinauf?“

„Ja — aber nicht heute.“

„Gott ſei Dank!“ ſtöhnte Jeremias, dem damit ein ordentlicher Stein von der Bruſt fiel — „heute hätte ich's auch nicht ausgehalten, die Aufregung war zu groß. Aber wie ſah ſie aus, lieber, beſter Herr Graf?“

„Recht leidend, Jeremias, recht krank und elend, wozu auch vielleicht die Erregung des Augenblickes mit beigetragen hat. Aber ſie freute ſich darauf, Sie wiederzuſehen.“

„Sie freute ſich?“

„Ja, und Ihre Tochter iſt ein liebes, herziges Kind, das heißt, kein Kind mehr, ſondern ein großes, erwachſenes, hübſches Mädchen.“

„Ein hübſches,“ ſagte Jeremias kleinlaut.

„Ja, gewiß,“ lächelte Rottack, „und außerordentlich geſchickt im Blumenmachen, womit ſie ſich ernährt zu haben ſcheint. In ihrem Zimmer ſah es dabei ſo nett und ſauber aus, wie in einem Puppenſtübchen, ärmlich zwar, aber deshalb nicht minder freundlich.“

„Und morgen?“

„Punkt zehn Uhr morgen früh ſind Sie oben — ich habe ihnen das verſprochen, denn ich kann bei der Sache nun nichts weiter thun, und um zwei oder drei Uhr kommen Sie dann bei mir vor und ſagen mir Antwort, wie Alles abgelaufen.“

„Ach, Du lieber Gott,“ ſeufzte Jeremias, „wenn es doch erſt zwei oder drei Uhr wäre, und — was ich noch gleich fragen wollte, die orangefarbene Schwägerin war auch da?“

„Ja, aber ich ſchickte ſie aus dem Zimmer.“

„Und was ſagte Pfeffer?“

„Herr Pfeffer ſcheint ein komiſcher Kauz zu ſein, aber ich glaube, daß Sie ſich mit ihm vertragen werden — und nun Ade, Jeremias, ich habe ſelber zu Hauſe zu thun und ſchon zu viel Zeit hier verſäumt.“

„Lieber Herr Graf, wenn Sie einmal in ähnliche Verlegenheit...“

„Ich hoffe nicht, Jeremias,“ lachte der Graf Rottack laut auf, „wenn aber, ſo ſollen Sie mein Vermittler ſein, das verſpreche ich Ihnen,“ und dem kleinen Mann die Hand zum Abſchied reichend, ſchritt er raſch die Straße hinab.“

Jeremias folgte der andern Richtung, um in das Hotel zurückzukehren, wo er augenblicklich wohnte, als ihm plötzlich Jemand in die Ohren ſchrie:

„Nun, haben Sie die Dame gefunden?“

„Hurrjeh,“ ſagte der kleine Mann zuſammenfahrend, „haben Sie mich erſchreckt — ja ſo, Sie ſind der Herr von heute Morgen mit dem Ballanzuge.“

„Ja,“ ſchrie der Mann wieder — „haben Sie die Dame getroffen?“

„Allerdings, mein lieber Herr,“ ſagte Jeremias ſchüchtern, denn die Leute blieben ſchon ſtehen, weil ſie glaubten, daß ſich dort ein paar zankten, „aber ich muß Ihnen bemerken, daß ich gar nicht taub bin; ich höre vortrefflich, Sie brauchen deshalb nicht ſo laut zu reden.“

„Thu' ich auch nicht Ihretwegen, ſchrie der Mann wieder, „ſondern meinetwegen!“

„Ihretwegen?“

„Nein, meinetwegen!“ brüllte der entſetzliche Menſch jetzt ordentlich — „ich bin der Souffleur beim hieſigen Theater!“

„Na, das nehmen Sie mir aber nicht übel,“

ſagte Jeremias — „wenn Sie da auch ſo ſchreien...“

„Das iſt ja eben der Teufel,“ rief der Mann wieder — „wenn man den ganzen Tag Probe und Abends Aufführung hat und nun in einem fort flüſtern und ziſcheln muß, dann thut's Einem nachher um ſo wohler, wenn man einmal ordentlich ſchreien darf! Ich kriegte eine Gemüthskrankheit, wenn ich mich über Tag nicht manchmal ausſchreien könnte!“

„So,“ ſagte Jeremias, „alſo deshalb?“

„Wo gehen Sie denn hin? — können vielleicht ein Glas Bier zuſammen trinken.“

„Danke Ihnen ſehr!“ rief Jeremias, von der Idee erſchreckt, ſeinen Nachmittag mit dem Schreier zuzubringen — „ich bin augenblicklich gerade beſchäftigt.“

„So?“ ſchrie der Mann wieder — „na, dann — leben Sie recht wohl!“ und mit den Worten nickte er ihm zu und trat in das nächſte Eckhaus, das auf einem Schilde draußen „Baieriſch Bier“ verſprach.

11.

Am alten Wartthurm.

An dem Nachmittag war es recht ſtill im Monford'ſchen Park. Graf und Gräfin hatten eine Einladung in die Stadt angenommen, der ſich Paula durch vorgeſchützte Kopfſchmerzen entzog, und Georg ritt ſchon gleich nach dem Diner auf ein benachbartes Gut — angeblich um ein dort neugekauftes Pferd zu ſehen, in Wirklichkeit aber, um die Mitwirkung des ihm befreundeten Gutsherrn zu der theatraliſchen Vorſtellung am Verlobungsabend zu erbitten.

Die Verlobung war nämlich feſt beſtimmt worden. Paula hatte allerdings noch, ſelbſt an dem Morgen, einen Verſuch gemacht, die Eltern wenigſtens um Aufſchub eines ſo entſcheidenden Schrittes zu bitten, aber umſonſt. Die Mutter

— heute finſterer und unnahbarer als je — hatte ſie kurz abgewieſen, und der Vater ſie einfach gefragt, welchen Grund ſie für einen ſolchen Aufſchub angeben könne, und ſie dann nicht gewagt, Handor's Namen zu nennen. Wußte ſie doch auch nur zu gut, mit welcher Entrüſtung, mit welchem Zorn nur die Andeutung eines ſolchen Eidams von den ſtolzen Eltern zurückgewieſen worden wäre. Ließen ja doch Beide die Anſprüche des Herzens nicht gelten, wo die Ehre ihrer Familie, wie ſie meinten, auf dem Spiele ſtand.

Nicht einmal ein Bürgerlicher hätte wagen dürfen, um die Hand der reichſten Grafentochter des Landes zu werben, viel weniger denn ein Schauſpieler, die der Graf ſelber — ſo wenig er ſich ſonſt auch dem Fortſchritt der Zeit verſchloſſen zeigte — noch immer als eine untergeordnete Menſchenklaſſe betrachtete, ſo daß es ſogar damals Schwierigkeiten gehabt hatte, ſeine Erlaubniß zu erhalten, wirkliche Schauſpieler zu den Proben ihres kleinen Liebhabertheaters heranzuziehen. An den betreffenden Abenden durften ſie aber nie eingeladen werden.

Paula war recht unglücklich und erwartete unter Zittern und Bangen den Abend; wußte ſie doch ſchon im Voraus, in welcher Verzweiflung ihr Rudolph ſein würde — und was konnte ſie ihm ſagen, wie ihn tröſten.

Draußen im Park ſchaffte und arbeitete der alte Gärtner Jonas, der als Knabe, ja, faſt als Kind in den Dienſt des Vaters der Gräfin gekommen und dann ſpäter mit ihr hieher übergeſiedelt war. Er galt als eine Art von altem Inventar im Hauſe, und ſo ſtolz die Gräfin ſelber auch nur die geringſte Unterhaltung mit ihren Dienſtboten vermied, mit dem alten Jonas plauderte ſie oft, wenn ſie in den Park kam und ihn bei ſeiner Arbeit traf, fragte ihn, wie es ihm ginge und was er treibe, und gab ihm auch wohl manchmal ein Stück Geld, um ſich eine Extragüte daran zu thun. Der alte Mann hing deshalb auch mit großer Liebe und Verehrung an ihr.

Jonas war heute beſchäftigt, die aufgeblühten Blumentrauben von den verſchiedenen Büſchen und Roſenſträuchen abzuſchneiden und die Wege unmittelbar um das Schloß herum wieder auszurechen, denn die Aufſicht im Park ſelber hatte ſein Untergebener, ein Gärtnerburſche. Wie er noch daran war, kam der Förſter Mäder, die Flinte auf dem Rücken, die kurze Pfeife im

Mund, mitten durch die Büſche heraufgeſtiegen und ſah ſich hier, ehe er den Alten bemerkte, überall in den Wegen ſelber aufmerkſam um. Aber da war ſchon jede, ſonſt vielleicht mögliche Spur durch den Rechen des alten Mannes verwiſcht und ausgeglichen worden, und der Förſter zerbiß einen Fluch über ſeiner Pfeifenſpitze. Eben wollte er ſich auch wenden und den Weg hinuntergehen, als er den Alten entdeckte, der mit ſeiner kurzen Leiter oben in einem Buſche emſig beſchäftigt war.

„Heh, Jonas,“ redete er dieſen an, „Ihr kriecht doch manchmal noch nach Dunkelwerden im Park herum, habt Ihr denn nie etwas bemerkt, daß ſich hier noch Geſindel nach der Zeit in den Büſchen aufhielt?“

„Guten Abend, Herr Förſter!“ nickte ihm der Alte zu; „ja, ein recht ſchöner Abend heute.“

„Tauber Eſel!“ brummte der Förſter ergrimmt in den Bart, denn er ſchien eben nicht beſonders guter Laune, und wiederholte dann die Frage mit lauter, faſt ſchreiender Stimme, wobei er dicht unter die Leiter trat.

Der Alte ſchüttelte mit dem Kopf. „Nein, mein guter Herr Förſter,“ ſagte er ruhig, „Geſindel darf hier ſchon gar nicht in den Park hinein; die wollten wir bald wieder hinaus haben. Der Einzige, der manchmal noch Abends, wenn ich hier durch ging, herumkroch, war der alte Fritz, welcher nach ſeinen Fallen ſah.“

„Ja, das iſt gerade der Rechte.“

„Ja, der hatte das Recht dazu,“ nickte der alte Gärtner, „und weiter weiß ich Niemand. Dem hat es der Herr Graf aber auch heute verboten, wie er mir mitgetheilt, ehe er fortfuhr. Er ſoll nach Sonnenuntergang nicht mehr auf herrſchaftliche Grundſtücke, was den Maulwürfen wahrſcheinlich ſehr angenehm ſein wird; wie es nachher aber den Wieſen ergeht, iſt eine andere Sache.“

„Das iſt aber gerade der Lump, der mir meine Faſanen wegfängt!“ rief der Förſter.

Der alte Mann ſchüttelte mit dem Kopf.

„Nein,“ ſagte er, „die Faſanen thun den Wieſen nichts; im Gegentheil fangen ſie die Grashüpfer weg und ſind auch ſonſt artige Thiere.“

„Herr Gott von Danzig,“ fluchte der Forſtmann ſtill vor ſich hin, „ob das nicht gerade genug iſt, um den Verſtand zu verlieren!“ — Und um ſich nur nicht länger zu ärgern, fuhr er wieder zurück in das Gebüſch und ſchritt an dem Bergabhang hin der Wieſe zu.

Der Förſter hatte in der That heute einen ganz ingrimmigen Zorn, und auch vielleicht mit Recht, denn er konnte es ſich nicht verhehlen, daß auf ſeinem Revier gewildert wurde, und war doch auch nicht im Stande, den Frevler zu erwiſchen, ſo viel Mühe er ſich deshalb ſchon gegeben.

Er wohnte freilich auch dazu entſetzlich unbequem, denn die eigentliche Jagd des Grafen, ein großes, ſehr bedeutendes Waldgehege, ſtieß nicht einmal an die Stadt, ſondern begann erſt an dem nächſten Dorf, deſſen Gemarkung allerdings an die Stadtflur grenzte. Dort befand ſich ein ſehr bedeutender Rehſtand und ein Thiergarten mit Roth- und Dammwild. Nur eine kleine Faſanerie war unmittelbar am Schloß in einem Kieferndickicht angelegt, und die Faſanen machten dem Förſter mehr Mühe und Arbeit, als ſein ganzer übriger Wildſtand zuſammen; denn der Faſan iſt ein zutraulich dummer Vogel, der leicht dem vierbeinigen wie zweibeinigen Raubzeug zum Opfer fällt.

Heute aber hatte er wieder einmal ganz unläugbare Beweiſe gefunden, daß ihm irgend Jemand mußte einen Beſuch bei den Faſanen abgeſtattet haben, denn nicht allein daß er ſchon ſeit einiger Zeit bedenklich viel Federn in dem kleinen Dickicht gefunden, wo ſie hauptſächlich Abends aufbäumten, nein, heute traf er ſogar einen augenſcheinlich kranken Iſabellenhahn, der nicht mehr fort konnte und den ihm ſein Hund apportirte, und als er ihn unterſuchte, hatte er eine große Fiſchangel im Körper ſitzen, an der noch ein abgeriſſenes Stück Bindfaden befeſtigt war.

Wenn er ſich nun auch vergebens den Kopf zerbrach, wie um Gottes willen Jemand Faſanen mit der Angelruthe fangen könnte, ſo blieb es doch keinem Zweifel unterworfen, daß irgend ein nichtsnutziger Geſelle hier die Hand im Spiel habe. — Und nun gerade einen Iſabellenhahn, von denen der Graf nur drei Stück um theures Geld gekauft und die ihm ſelber auf die Seele gebunden waren, weil die Frau Gräfin ſie ſo gern hatte! Aber was, um's Himmels willen, ließ ſich bei der Sache thun?

Er ſuchte allerdings das ganze Gehölz auf das ſorgfältigſte ab, ob er nicht irgend etwas finden könne, was ihm einen Anhalt geben mochte — denn daß der nichtswürdige Maulwurfsfänger dazwiſchen ſtecke, glaubte er ſicher —, aber umſonſt. War der es geweſen, ſo fing er die Sache auch überhaupt viel zu ſchlau an, um ſich ſo leicht zu verrathen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als von jetzt an ſeine Wachſamkeit zu verdoppeln und doch vielleicht einmal den Frevler auf friſcher That zu ertappen. — „Aber nachher freu' Dich!“ dachte er bei ſich und ballte dazu in Gedanken die Fauſt nach der Wieſe zu, auf welcher der Mann gewöhnlich wirthſchaftete und wo er ihn auch noch vor kaum einer Stunde geſehen hatte.

Den Weg herüber vom Schloſſe kam Paula, langſam und das liebe, ſonſt ſo fröhliche Antlitz in recht ernſte, ſchmerzliche Falten gelegt. Sie betrat die kleine Terraſſe, ohne den alten Gärtner, der noch immer da oben in ſeinem Buſche ſteckte, nur zu ſehen, und ſchritt auf die niedere Mauer zu, als deſſen freundliches: „Gott grüße Sie, gnädige Comteſſe!“ ſie ordentlich zuſammenfahren machte.

„Ach, Jonas, wie habt Ihr mich erſchreckt!“ ſagte ſie lächelnd. „Was macht Ihr denn da oben?“

„Ja, ich bin gleich fertig, gnädige Comteſſe,“ ſagte der Alte, freundlich ſein Mützchen dabei rückend; „das Uebrige mag bis morgen bleiben, denn ich muß auch noch die Blumenſtöcke am

Schloſſe nachſehen und die abgeblühten fortnehmen.“

Dabei ſtieg er von ſeiner Leiter herunter und hob ſich dieſe auf die Schulter, um nach vorn zu gehen; aber er blieb doch noch einmal neben der jungen Dame ſtehen, für die er all' die Zärtlichkeit empfand, welche nur ein alter Diener eines Hauſes für ein Kind empfinden kann, das unter ſeinen Augen aufgewachſen iſt.

„Und wie geht es ſonſt, Jonas?“ fragte Paula freundlich.

„Ach ja, zu thun giebt's immer, gnädige Comteſſe,“ nickte ihr der alte Mann lächelnd zu; „in einem ſo großen Garten reißt's nicht ab das ganze Jahr lang, Winter und Sommer.“

„Aber ich dächte, mit dem Gehör ging es recht ſchlecht, Jonas,“ ſagte Paula, indem ſie ſich dicht zu ſeinem Ohr bog und ſehr laut ſprach.

„Ach nein, gnädige Comteſſe,“ lächelte der alte Mann, mit dem Kopf ſchüttelnd; „ich habe mich vorher mit dem Förſter eine ganze Weile unterhalten und jedes Wort verſtanden; es macht ſich doch noch immer. Freilich, ſo gut iſt's nicht mehr, wie früher. Aber mit Ihnen geht's deſto beſſer. Lieber Gott, wenn ich dran denke, wie

Sie hier an der nämlichen Stelle manchmal um mich her im Sand herumkrochen und mit dem großen Neufundländer Hund ſpielten, den der gnädige Herr Graf damals hatte — armer Tyras, dort drüben unter dem Goldregenbuſch haben wir ihn begraben! Ja, wie die Zeit vergeht, und jetzt ſind Sie ſo groß und hübſch herangewachſen und eine vornehme Dame geworden; aber ich ſehe Sie immer noch, was Sie für ein liebes, herziges Kindchen waren, mit den langen, blonden Locken, und manches geſegnete Mal hab' ich Sie auf den Armen gehabt und bin dann hier mit Ihnen um den alten Thurm herumgaloppirt."

„Mein alter, guter Jonas!" ſagte Paula gerührt; „ja, ich weiß mich ſelber noch recht gut auf Tyras zu beſinnen."

„Na," lachte der alte Mann, „die gnädige Frau Mama hatte es freilich manchmal nicht gern, wenn wir zu ſehr mitſammen tollten, aber dann hat ſie doch auch wieder darüber gelacht."

Paula ſah wohl, daß mit dem alten Mann kein Geſpräch mehr zu führen war, mochte ihm aber auch nicht weh thun, nickte ihm freundlich zu und ſchritt dann zu der Mauer, an der ſie ſtehen blieb und ſinnend nach der Stadt hinunterſah. Nur manchmal drehte ſie ſich nach dem Alten um, der noch immer mit ſeinem Handwerksgeräth herumwirthſchaftete, bis er die Leiter endlich wieder ſchulterte und mit einem: „Na, Gott behüt' Sie, gnädige Comteſſe!“ den Kiesweg hinabſchritt.

Kaum war er fort, als ſie wieder ein kleines Zettelchen aus ihrer Taſche nahm, daſſelbe zuſammenfaltete, ſich vorſichtig noch einmal überall umſchaute und es dann an dieſelbe Stelle ſchob, von der ſie heute Morgen das roſafarbene Papier genommen. Dann ſchritt ſie langſam wieder und recht ſchwer aufſeufzend in das Haus zurück.

Der Nachmittag verging ſo, der Abend dämmerte und um das Haus im Park begannen die Vögel ſich zu ihrer Nachtruhe vorzubereiten. Die Amſel, welche den ganzen Tag geſchwiegen und mit eiſernem Fleiße Futter für ſich und die junge Brut zuſammengeſucht, begann ihr reizendes, melodiſches Lied, das ſie noch, wie ein Nachtgebet, ſchmetternd von der höchſten Spitze eines Blüthenbuſches hinausjubelte. Hier und da zwitſcherte ein Rothkehlchen, um die Gefährtin herbeizurufen und mit ihr gemeinſam den geſchützten Platz in irgend einem Geſträuch aufzuſuchen, wo ſie Nachts nicht von einer gefräßigen und lichtſcheuen Eule gefunden werden konnten. Jetzt flatterte ein großer, ſchwerer Vogel, es war ein Faſanenhahn, der ſich in einen der jungen Bäume hinaufſchwang und dann mit thörichtem Spectakel, Schreien und Gluckſen der Nachbarſchaft verkündete, daß er glücklich oben angekommen wäre, und wo er die Nacht ſchlafen würde. Er hörte auch nicht eher mit Lärmmachen auf, bis er ſich ordentlich zurecht gerückt und ſeine Federn gehörig aufgebluſtert hatte.

Dann kam ein anderer und noch ein anderer, wie es dunkler wurde, und die Fledermäuſe fingen ſchon an, ihre Zickzacklinien zu ziehen, während noch hoch in der Luft und in dem dämmernden Abend ſelbſt unſichtbar, ein Volk Krähen mit lautem Gekreiſch nach ihrem Ruheplatz, zu dem fichtenbeſetzten Bergabhange hinüberſtrich.

Dann wurde es ſtill, ganz ſtill. Nur die Grillen zirpten noch in den Bäumen und unten vom Schloßteiche herauf tönte das monotone, ſchläfrige Quaken der Fröſche. Drüben am öſtlichen Himmel aber hob ſich voll und majeſtätiſch die rothglühende Mondſcheibe herauf, und während ſich unten im Thal der Nebel ſammelte, goß ſie hier oben, als ſie höher ſtieg, voll und klar ihr mildes Licht über die Höhen.

Aber anderes Leben regte ſich.

Den Kiesweg herauf, der durch den Park führt, trabte ein Reiter. Es war der junge Graf George, welcher von ſeinem Beſuch zurückkehrte, ſein Pferd dem herzuſpringenden Stallknecht übergab und dann hinauf in ſein Zimmer ging.

Zu gleicher Zeit belebte ſich auch der Platz am alten Thurm. Zuerſt ſchüttelte ſich in geheimnißvoller Weiſe einer der Wipfel junger Bäume, die dicht an der Mauer ſtanden; dann wurde über dieſer ein vorſichtig gehobener Kopf ſichtbar, der aber viele Minuten lang aufmerkſam in ſeiner Stellung verharrte und in dem Schatten der dichten Wipfel auch kaum, ſelbſt von der Terraſſe aus, hätte erkannt werden können. Erſt als Alles ruhig blieb, regte ſich die Geſtalt auf's Neue, und der Maulwurfsfänger — dem der Graf ſo ernſtlich den Beſuch des Grundſtücks nach Dunkelwerden verboten hatte — kroch vorſichtig über die niedere Mauer und ſprang auf den Raſenrand nieder, der die Büſche umſchloß, damit in dem aufgerechten Kiesweg ſeine Fußſtapfen nicht ſichtbar wurden.

Irgend etwas Nichtsnutziges hatte der alte Burſche im Werk, das war ſicher, er hätte ſonſt nicht ſo ſcheu den dunkelſten Schatten der Bäume geſucht und jede nur mögliche Vorſicht gebraucht, um nicht entdeckt zu werden. So düſter der kleine, baumumſchloſſene Platz hier auch lag, er hielt ſich nicht lange dort auf, horchte noch einmal, ob Alles ſicher war, und tauchte dann in das dichte Strauchwerk einer kleinen Tujagruppe ein, das ſich wie eine Mauer wieder hinter ihm ſchloß.

Und es war die höchſte Zeit geweſen, daß er ſich entfernt hatte, denn kaum konnte er den Platz fünf Minuten verlaſſen haben, als auf dem kleinen Pfad, der hier vom Park heraufführte, ein anderer ſcheuer Beſuch heranſchlich, der eben ſo vorſichtig, wie der ihm vorausgegangene, nach allen Seiten horchte und dann langſam den kleinen Hügel erſtieg, auf welchem der alte Thurm lag.

Der jetzige Beſuch trug einen dunkeln Mantel und eine ebenſolche Mütze, und blieb, als er den oberen Raum erreichte, vorſichtig ſtehen und horchte wieder; aber nichts regte ſich, todtenſtill lag der Platz, und nur rechts im Dickicht — er drehte erſchreckt den Kopf danach um — flatterte ein kleiner Vogel und ſtrich, aufgeſchreckt von ſeinem Ruheplatze, ängſtlich zwitſchernd über die Hügelkuppe und in das nächſte Dickicht hinein.

Handor — denn niemand Anders war der ſpäte und heimliche Beſuch — dachte aber nicht daran, daß irgend eine Urſache das kleine Thier erſchreckt haben mußte, und daß das möglicher Weiſe ein Menſch ſein könne, dem er hier gerade nicht gern begegnet wäre. Er fühlte ſich vollkommen beruhigt, als er ſah, daß die Urſache des Geräuſches nur ein kleiner, unſchuldiger Vogel geweſen. Am Wartthurm war Niemand, und als er ſich davon überzeugt hatte, glitt er zu der nämlichen Stelle der Mauer, wo Paula an jenem Nachmittag erſt das kleine Zettelchen verborgen hatte. Das fand er auch und öffnete es, aber es war nicht möglich, bei dem ungewiſſen Schein des Mondes die noch dazu auf dunkles Papier geſchriebenen feinen Schriftzüge zu leſen; er ſchob den Zettel deshalb in die Taſche, hüllte ſich wieder in ſeinen Mantel und trat dann, um ſeine Zeit abzuwarten, halb in das nämliche Tujagebüſch hinein, in welchem vorher der Maulwurfsfänger verſchwunden war. Aber doch nicht ſo weit, daß er den freien Platz hier oben nicht vollſtändig hätte überſehen können, während er beim Nahen irgend einer Gefahr im Stand war, in dem Dickicht zu verſchwinden.

So mochte er etwa eine Viertelſtunde regungslos und dem geringſten Geräuſch horchend, geſtanden haben, als er plötzlich einen großen Vogel weiter drin im Dickicht und etwas mehr den Hang hinunter flattern und mit den Flügeln ſchlagen hörte. Er horchte hoch auf; das dauerte aber kaum zehn oder zwölf Secunden, dann war wieder Alles todtenſtill.

„Was nur mit den verdammten Vögeln heute Abend iſt!“ flüſterte Handor leiſe und ärgerlich vor ſich hin; „mich können ſie doch wahrhaftig nicht gehört haben.“

Aber ihm blieb auch keine lange Zeit, darauf zu achten, denn im Knirſchen des Kieſes hörte er einen leichten Schritt und erkannte gleich darauf eine dunkle Geſtalt, die raſch und ſcheu den Weg heraufkam. Jetzt fiel das Mondlicht auf ſie — es war Paula, und im nächſten Augenblick hielt er die Geliebte in den Armen.

Mit ſüßen Schmeichelworten wollte er ſie begrüßen; aber Paula hatte in dieſem Moment nur Thränen, denn Angſt und Aufregung, die ihre Nerven zum Aeußerſten geſpannt, übertäubten bei dieſem erſten Begegnen jedes andere Gefühl.

„Mein liebes Mädchen,“ flüſterte Handor, „beruhige Dich doch, ich bin ja bei Dir, ich halte Dich ja wieder einmal in den Armen! — Was iſt Dir denn nur, Deine ganze Geſtalt zittert ja wie Espenlaub.“

„Die Angſt, entdeckt zu werden, Rudolph,“ bat das arme Mädchen; „o, zürne mir nicht, aber nur mit ſchwerem Herzen wagte ich den Schritt — nur gezwungen von der Gewalt der Eltern, die mich ihren Standesvorurtheilen opfern wollen.“

„So iſt das Furchtbare wahr?“

„Leider ja — morgen in acht Tagen ſoll ich dem jungen Grafen Bolten verlobt werden; ich habe gebeten und gefleht — umſonſt, Vater und Mutter haben kein Erbarmen gegen ihr Kind, und mit Gewalt ſoll ich zum Altar geſchleppt werden!“

„Das dürfen ſie nicht, Herz,“ rief Handor, „das iſt gegen die Geſetze des Landes, und wenn Du Dich weigerſt...

„Aber wie darf ich, wie kann ich denn?“ klagte das arme Mädchen. „Bin ich denn im Stande, ihnen zu ſagen, daß ich Dich, nur Dich liebe und nie einem andern Mann meine Hand reichen, ihn mit einem ſchon vergebenen Herzen betrügen würde?"

„Meine Paula...!"

„Ich wage es nicht," fuhr die Grafentochter fort; „ich kenne meinen Vater, kenne meine ſtolze Mutter, die mir ſchon den Gedanken, die Bitte nicht vergeben würden!"

„So flieh' mit mir, Geliebte!" drängte Handor. „Was hält Dich hier, wo Du ſelber keine Hoffnung haſt, einer gehaßten und verabſcheuten Verbindung zu entgehen, ja, wo die Ausſicht eines öden, troſtloſen Lebens vor Dir liegt? O, ich weiß," fuhr er traurig fort, „daß ich Dir das nicht bieten kann, was in den Armen jenes Grafen Deiner wartet — kein ſtattliches Schloß, keine blendende Equipage, keinen Dienertroß; aber was die Liebe Dir zu bieten vermag, womit die Kunſt Dich erfreuen kann, Paula, das iſt Dir gewiß, und Deine Eltern — es müßten ja keine Menſchen ſein, wenn ſie dem eigenen Kind entſagen, die einzige Tochter auf ewige Zeiten von ſich ſtoßen würden. Dein Vater wird wüthen, ja, er wird uns verfolgen laſſen, um Dich mir wieder mit Gewalt zu entreißen; aber fürchte nichts: in meinem Schutze biſt Du ſicher, und hat der erſte Aerger über einen zerſtörten Plan ſich ausgetobt, iſt der erſte Mißmuth vorüber, getäuſchter Hoffnung wegen — er gerade am wenigſten wird grauſam ſein. Denke Dir dann, Herz," fuhr er fort, während ſie ſich ängſtlich und zitternd an ihn ſchmiegte, „denke Dir jene ſelige Zeit, wenn ich, mit Deinen Eltern verſöhnt, Dich ihnen wieder zuführen kann, wenn wir vereint zu ihren Füßen liegen und ihr Segen dann die Bande heiligt, die uns des Himmels Seligkeit ſchon auf Erden gegeben haben!"

„Mein Rudolph, mein Rudolph, o, wie glücklich, wie namenlos glücklich würde mich Dein Beſitz machen!" rief das junge, leidenſchaftliche Mädchen. „Ich kann ja nicht ohne Dich leben — Gott nur weiß es, Tag und Nacht ſind meine Gedanken bei Dir, und wenn ich mir jetzt denke, daß ich von Deiner Seite geriſſen, daß ich einem Manne überliefert werden ſoll, den ich nicht liebe, den ich nicht lieben kann, ſo liegt mein künftiges Leben kalt und dunkel vor mir wie eine ewige, endloſe Winternacht!"

„Meine Paula!" rief Handor und preßte ſie feſt an ſich; aber im nächſten Moment horchte er auch raſch und erſchreckt empor. Drinnen im Buſch flatterte wieder ein Vogel, aber jetzt weiter entfernt als vorhin, und es war ihm faſt, als ob er den Schritt eines Menſchen auf dem Kiesboden gehört hätte.

„Komm," flüſterte er leiſe und zog die Erſchreckte mit ſich in das Dickicht hinein, „das Mondlicht iſt hier viel zu hell; ein Verrätherauge könnte wachen."

„Ich darf nicht ſo lange fortbleiben, wenn ich vermißt werde...."

„Komm nur jetzt; mir war, als ob ich etwas hörte." Und er zog die nur halb Widerſtrebende in den Schutz der Tujas, die ihnen Sicherheit und Deckung boten.

Handor hatte ſich übrigens dieſes Mal nicht geirrt, denn allerdings kreuzte gerade in dieſem Augenblick ein Mann mit einem Gewehr auf dem Rücken den Kiesweg, der dicht unter dem Hügel wegführte. Es war der Förſter, der ſchon ſeit Dunkelwerden im Park herumkroch und, nachdem er all' die entlegenen Stellen deſſelben vorſichtig abgeſucht, um ſeinem Faſanendiebe auf die Spur zu kommen, jetzt auch dicht am Schloſſe die Hölzer abſpüren wollte: denn nirgend anders hatte er etwas Verdächtiges gefunden, während der heutige Abend wie gemacht zu einem derartigen Wilddiebſtahl war.

Ein Faſanendieb konnte nämlich im Dunkeln gar nichts ausrichten, und ſelbſt bei Mondſchein war, wenn er nicht recht hell, wie gerade heute Abend, ſchien, die Sache ſchwierig, da die belaubten Bäume noch zu viel Schatten warfen. Daß aber trotzdem ein ſchlauer Dieb den Verſuch, und zwar nicht erfolglos, gemacht, davon hatte er ja ſelber die Beweiſe im Holze — eine Anzahl von Federn und den kranken, mit einem Fiſchhaken geriſſenen Faſanenhahn — gefunden, und der Geſell, welcher da einmal glücklich durchgekommen, würde dieſen Abend kaum verſäumt haben, um ſein Diebeshandwerk fortzuſetzen.

Gerade jetzt kreuzte er deshalb, im Schatten der Baumgruppen über die Wieſe kommend, den Kiesweg. Es war ihm faſt, als ob er ein Geräuſch gehört hätte, und er zog ſich nun unter dem Wartthurmhügel hin dem Gebüſche zu, wo ebenfalls jede Nacht einige zwanzig Faſanen beſonders in einer kleinen Birkenlichtung aufbäumten und dort allerdings einiger Gefahr ausgeſetzt waren.

Aber nichts wurde laut; wohl eine halbe Stunde ſtand er regungslos auf ſeinem Poſten. Da plötzlich — ordentlich erſchreckt zuckte er empor — hörte er das krampfhafte Flattern eines

Faſans, das nämliche, was Handor ſchon zweimal vorher erſchreckt hatte, ohne daß dieſer freilich wußte, was es bedeute. Der alte Förſter kannte den Laut aber viel zu gut, um auch nur einen Moment darüber in Zweifel zu ſein.

Faſt unwillkürlich fuhr er mit dem Gewehr in die Höhe; aber er wußte auch recht gut, daß ihm das für den Augenblick nichts helfen konnte. Noch einmal horchte er — der Vogel flatterte noch — jetzt wußte er genau die Richtung, und eine kurze Strecke auf dem Raſen hinſpringend, wo ſein Schritt geräuſchlos verhallte, tauchte er gleich darauf in das die Anlage umgebende und nicht ſehr dichte Buſchwerk, genau der Richtung zu, wo die Birken ſtanden. — —

Der alte Maulwurfsfänger hatte indeſſen kaum das Dickicht erreicht, als er auch den Hang, wo er jeden Fußbreit des Terrains kannte, vorſichtig hinunterſchlich und der Stelle zuhielt, an der, wie er recht gut wußte, die Faſanen Nachts aufbäumten. Trotzdem trug er keine Waffe, mit der man hätte glauben ſollen, daß er ihnen gefährlich werden konnte — nichts, als ſeinen alten Eichenſtock. Ueberdies wußte er ja auch recht gut, daß er in ſolcher Nähe vom Schloß keinen Schuß wagen durfte, wenn er ſich nicht der

Gefahr ausſetzen wollte, unmittelbar darauf von den Schloßleuten umſtellt und gefangen zu werden.

Der alte Burſche wußte aber beſſeren Beſcheid und war, allem Anſchein nach, nicht zum erſten Mal auf einem ſolchen Fang.

Mit der größten Umſicht und Ruhe ſchlich er langſam vorwärts, bis er den lichteren Platz jenes kleinen Birkenwäldchens, etwas dürrer Boden mit Haidegrund, der weiter nichts Anderes hervorbrachte, erreichte, und hier ſpionirte er dann ſo lange herum und ſuchte die Mondesſcheibe hinter die Bäume zu bekommen, bis er den Platz erreichte, wo die Faſanen ſtanden. Aber auch das half ihm anfangs nichts, denn die erſten, welche er traf, waren zu hoch aufgebäumt, als daß er ſie hätte erreichen können. Doch nicht alle ſchienen ſo vorſichtig geweſen zu ſein. Nicht lange, ſo traf er einen dick aufgebluſterten Hahn, der, den Kopf unter die Flügel geſteckt, feſt auf ſeinem Aſte ſchlief und nicht einmal ſein Nahen bemerkt haben konnte.

Der alte Maulwurfsfänger ſtörte ihn auch nicht; leiſe kroch er zehn oder zwanzig Schritte zurück, bis unter einen dunklen Buſch, und begann hier ſeine Vorbereitungen.

Erſt ſchraubte er ſeine Stockzwinge ab und ſteckte dieſe, damit ſie ihm nicht verloren ginge, in die Weſtentaſche; dann zog er die Angelruthe heraus und befeſtigte oben an der Spitze derſelben einen mächtigen Angelhaken, wie ſie bei den kleinen Fiſchen des inneren Landes nie gebraucht werden. Dieſen Haken band er ſo an die Ruthe, daß die Spitze mit dem Widerhaken nach unten zeigte, und als er dieſelbe feſt und ſicher angeſchnürt, daß ſie ihm nicht wieder abriß, wie neulich einmal mit einem feiſten, prächtigen Hahn, hob er ſich langſam empor und glitt völlig geräuſchlos zu dem Stamm des Baumes, auf dem ſeine Beute ſtand.

Ein ungeübtes Auge würde aber in dem belaubten Baum kaum im Stand geweſen ſein, den Platz genau zu beſtimmen, wo ſich das Wild befand; der alte Burſche wußte das beſſer, und nachdem er nur ein paarmal mit dem Kopf unter dem Baume hin und her gefahren, hielt er plötzlich ſtill, brachte ſeine Ruthe vorſichtig in die Höhe und ließ die Angel langſam und geräuſchlos an dem Stamm ſelber hinaufgleiten.

Der Faſan ſchlief feſt; alle Bewegungen waren auch ſo vollſtändig geſchickt ausgeführt, daß er kaum etwas davon merken konnte, da die Geſtalt des Mannes unter dem Baume mit dem gleichfarbigen Untergrund zu einer ununterſcheidbaren Maſſe zuſammenſchmolz. Jetzt aber hatte der Haken, ohne daß der Maulwurfsfänger von unten das Hinderniß bemerken konnte, gegen einen kleinen, trockenen Zweig geſtoßen, und raſch und erſchreckt richtete ſich der Hahn mit einem leiſe gluckenden Laut empor.

Der Alte unter dem Baum rührte ſich nicht. Wie an den Stamm gewachſen ſtand er da; nur ſeine rechte Hand dirigirte vorſichtig den Haken um das Hinderniß herum. Unten am Stocke hatte er ſich dabei vorſichtiger Weiſe ein Zeichen gemacht, nach welcher Seite hin die Biegung des Hakens ſelber ſaß; jetzt mußte er damit über dem Hahn ſein, und mit einem plötzlichen Ruck riß er den Stock zurück und den unglücklichen Faſan damit von ſeinem ſicher geglaubten Stand herunter.

Dieſer ſchlug allerdings aus Leibeskräften mit den Flügeln, aber nicht lange. Im Nu hatte ihn der Wilddieb gefaßt und ihm auch eben ſo raſch den Hals abgedreht, wonach er ihn in ſeine jetzt völlig leere Jagdtaſche ſteckte und ſich erſt vorſichtiger Weiſe, ehe er auf neue Beute ausging, unter den nächſten Buſch drückte, um abzuwarten, ob das nun einmal nicht zu vermeidende Geräuſch nicht doch am Ende unberufene Zeugen herbeigelockt hätte.

Aber nichts ließ ſich hören; der Wald war ſo ſtill, wie je, und nur hier und da in den Bäumen regten ſich die benachbarten Faſanen, die durch den Todeskampf des Kameraden munter geworden waren und von da und dort ein leiſes Gluckſen hören ließen.

Jetzt glitt er wieder wie ein Schatten vor. Die ſchlanke Geſtalt des Mannes kroch gebückt und ſchleichend über das durch den Nachtthau feucht gewordene Laub dahin, bis er unter den rege gewordenen Vögeln eine neue Beute erſehen hatte.

Was ſchadete es auch, daß ſie munter geworden waren! Der Faſan ſtreicht nach Dunkelwerden nur mit großem Widerwillen von ſeinem einmal eingenommenen Stande ab, weil er recht gut weiß, wie ſchwer es ihm wird, bei Nacht einen andern Platz zu finden, und ſobald der Wilddieb nur die Vorſicht beobachtete, ſeinen Stock langſam und von dem Stamm wo möglich gedeckt in die Höhe zu bringen, hatte es mit dem Fange keine Schwierigkeit.

. Auch den Zweiten hatte er ſich ſo geſichert, und wie er ihn herunterbrachte, entdeckte er dicht daneben auf einem ganz niederen Aſt einen Dritten.

Trotzdem wartete der Maulwurfsfänger wieder eine ganze Weile im Dickicht ſeine Zeit ab, ehe er ſich auf's Neue in das lichtere Holz hineinwagte; wußte er doch recht gut, daß ihn der alte Förſter ſchon lange in Verdacht hatte, und daß der eben ſo gut die Zeit kannte, in welcher er ſeinem Fang nachzugehen pflegte.

Eigentlich hatte er ſich vorgenommen gehabt, an dem Abend mit zwei Hähnen zufrieden zu ſein; der dritte Hahn ſaß aber zu verlockend da, faſt auf dem unterſten Aſt der Birke, er hätte ihn beinahe mit der Hand erreichen können; ſo günſtige Gelegenheit fand er nicht wieder, und wenn er einen Monat danach gegangen wäre. Nach einer guten Weile erhob er ſich deshalb wieder und kroch langſam gegen den Baum vor; der alberne Vogel hatte den Kopf wieder eingeſteckt, und bis dicht unter ihn kam er, ehe er durch das doch nicht zu vermeidende Geräuſch geweckt wurde und raſch emporfuhr — aber das half ihm nichts mehr. Der verhängnißvolle Haken ſaß ihm dicht über dem Kragen, der Wilddieb zog an und der gefangene Faſan ſtürzte von ſeinem Aſt herunter.

So tief aber hatte er geſeſſen, daß der untere Theil des Stockes, als ihn der Maulwurfsfänger zurückriß, gegen den Boden ſtieß und der Faſan dadurch von dem Haken loskam. Ehe er aber die Flügel ordentlich gebrauchen konnte, war der Wilddieb ſchon mit einem Satz auf ihm, faßte ihn am Halſe, drehte ihm den Kopf herum und ſchob ihn dann ſchnell in den alten Ranzen zu den übrigen. — Aber erſchreckt fuhr er empor — das waren raſch ſpringende Schritte im Laub. Noch einmal horchte er. War es vielleicht ein aufgeſcheuchtes Stück Dammwild, das ſich hier in der Nachbarſchaft niedergethan und nun den Platz floh? Nein, die Schritte gehörten keinem Stück Wild, und ſeinen Stock aufgreifend, floh der Dieb, ſo raſch er konnte, dem ſchützenden Dickicht zu.

„Halt, Schuft! Canaille — hab' ich Dich — ſteh' oder ich ſchieße!" ſchrie eine Stimme, die der Maulwurfsfänger nur zu gut kannte, denn es war die ſeines alten Freundes, des Förſters. Wenn dieſer aber geglaubt hatte, ihn damit wirklich zum Stehen zu bringen, ſo irrte er ſich, denn der alte ſchlaue Geſell dachte an nichts weniger. Befand er ſich doch auch unmittelbar vor dem Dickicht, das ihm ſeinen Rückzug vollſtändig decken konnte! Unter dem Schatten der Bäume war überhaupt kein ſicherer Schuß möglich, und ohne deshalb auch nur einen Moment zu verſäumen, floh er auf den nächſten dicken Buſch zu und ſprang dort gerade hinein, als der alte Jäger ſein Gewehr an die Backe riß.

Freilich wußte dieſer, daß er einen Menſchen eines ſolchen Vergehens halber nicht gleich todtſchießen durfte, und zielte deshalb tief, um ihn in die Beine zu treffen; aber das Korn ſeiner Flinte konnte er überdies nicht ſehen, ja, die ganze Geſtalt des Flüchtigen glitt nur wie ein Schatten über den dunkeln Boden, und ehe er zum Abdrücken kommen konnte, war der Verbrecher in dem Buſch verſchwunden.

Aber darum war er noch nicht entwiſcht, denn gerade dorthin, wohin er floh, ſchloß die nach unten ziemlich hoch abfallende Mauer den Park ein. Dort hinüber konnte er nicht, des Förſters Meinung nach; dann aber blieb ihm kein anderer Weg, als dicht unter dem kleinen Wartthurmhügel, unmittelbar am Schloß vorbei, und wenn er dort die Leute alarmirte, gelang es vielleicht doch noch, ihn zu erwiſchen.

Mit dem Gedanken feuerte er ſein Gewehr in die Luft ab, ſchrie: „Halt' ihn, halt' ihn auf! Dieb! Dieb!" und lief dann, ſo raſch ihn ſeine Füße trugen, etwas mehr links zurück, wo er das größte Dickicht umging und dem Flüchtigen, ſobald er auf offenes Terrain hinauskam, den Weg abſchneiden konnte. Ließ er ſich aber davon zurückſchrecken und blieb im Dickicht, ſo nahm er all' die Bedienten und Leute im Schloß zuſammen, umſtellte mit ihnen das Dickicht und hatte ihn nachher ſicher.

Der Schuß und das Schreien war allerdings im Schloß gehört worden, hatte aber auch noch andere Leute alarmirt.

„Rudolph, um aller Heiligen willen, wir ſind verrathen!" flüſterte Paula, indem ſie ſich aus des Geliebten Armen wand. „O, Du mein großer Gott!"

„Noch nicht, mein Herz," rief Handor, der wohl auch erſchreckt emporhorchte, ſich aber doch nicht denken konnte, daß der weit in den Büſchen drin abgefeuerte Schuß ihm gegolten habe. — „Flieh' — das iſt etwas Anderes — Du giebſt mir Nachricht, wann ich Dich wiederſehen kann; fort — dort hinüber in den Buſch — wir dürfen nicht zuſammen geſehen werden — ich ſelber ſchleiche mich indeſſen auf dem Weg zurück, den ich gekommen bin."

Ehe Paula etwas darauf erwiedern oder nur einen Schritt vorwärts thun konnte, brachen und praſſelten rechts von ihnen die Büſche — aber nur eine dunkle Geſtalt ließ ſich erkennen, die dort hindurchſetzte. Handor, der ſchon wieder ſo weit am Rand der Dickung ſtand, daß er wenigſtens hindurchſehen konnte, drehte erſchreckt den Kopf der Richtung zu — aber von da hatten ſie nichts zu fürchten. Der Burſche, welcher ſelber auf der Flucht ſchien, war mit einem Satz oben auf der Mauer und ſchien da einen Moment zu zögern — aber es war auch nur ein Moment, denn im nächſten ſchon verſchwand er in den dichten Zweigen eines dort ſtehenden jungen Baumes und hinter der Mauer, während der Wipfel des Stammes, an dem er niederglitt, deutlich im Mondlicht ſchwankte und zitterte.

„Jetzt fort,“ flüſterte Handor, der natürlich glaubte, daß eine Verfolgung des Entflohenen nur dort ſtattfinden könne, wo er ihn zuletzt geſehen; „raſch hier gerad' aus durch die niederen Büſche zum Schloß, ich halte mich links — fürchte nichts, mein ſüßes Leben!“ — Und noch einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen drückend, ſchob er ſie freundlich drängend über den Kiesweg hinüber, während er ſelber, wie er ſie nur von dem dunkeln Schatten der Büſche gedeckt ſah, raſch den Kiesweg hinabſchritt, um denen aus dem Weg zu kommen, die dem Entflohenen etwa folgen könnten.

Das aber war gefehlt. Hier lief er gerade dem dicht an den Buſchrand heranſpringenden alten Förſter in den Weg, der plötzlich, wie ein Tiger auf ſeine Beute, auf ihn zuſtürzte, dicht vor ihm ſein Gewehr an die Backe riß und mit lauter, donnernder Stimme ſchrie:

„Halt, Canaille! Jetzt hab' ich Dich verdammten Faſanendieb, nur einen Schritt und ich pfeffere Dir die Beine, daß Du in ſechs Wochen keinen Schritt thun kannſt!"

„Um Gottes willen, ſchießen Sie nicht, lieber Freund!" rief Handor, der allerdings im erſten Augenblick erſchrak, ſeine Geiſtesgegenwart aber keinen Moment verlor. Er mußte den Mann auch hier aufhalten; deſto ſicherer konnte Paula das Schloß wieder erreichen.

„Wenn Du ſtehen bleibſt, nein," rief der alte Mann, der jetzt ganz beſtimmt glaubte, den Faſanendieb erwiſcht zu haben; „aber bei der geringſten Bewegung, Gott verdamm' mich, ich ſpaße nicht! Heh, halloh!" ſchrie er dann, ſo laut er nur ſchreien konnte, denn ſie mußten ihn von hier aus — wo im Sommer im Schloß alle Fenſter offen ſtanden — hören können. „Hieher! hollah, hollah!“

„Und wären Sie vielleicht ſo gut, mir zu ſagen, weshalb Sie mich hier feſthalten und einen ſo gräulichen Spectakel machen?“ fragte Handor ruhig.

„Heh, halloh! Huih, heh!“ ſchrie aber der Alte, ohne ihn auch nur einer Antwort zu würdigen, und vom Schloß aus antworteten jetzt einzelne Stimmen. Die Leute waren dort ſchon durch den ungewohnten Schuß und den erſten Ruf aufmerkſam geworden und traten vor die Thür.

Paula hatte indeſſen die vordere Terraſſe erreicht und wollte eben darüber hin in ihr Zimmer flüchten, als ſie oben ihren Bruder an ſeinem Fenſter bemerkte, während unten in der Gartenthür der Koch mit ſeiner weißen Schürze und Mütze und einer der Bedienten ſtanden. Es blieb ihr deshalb nichts übrig, als bis zu einem der kleinen Balcons zu gleiten, die, von eiſernen Gittern umgeben, der Ausſicht wegen hier gebaut waren. Blieb ſie aber länger hier, ſo mußte ſie entdeckt werden, wenn man ſie nicht überhaupt ſchon in ihrem Zimmer geſucht hatte. Das Beſte, was ſie thun konnte, war, daß ſie ſich ſelber zeigte.

Als ob ſie dort geſtanden hätte, trat ſie jetzt vor in das volle Licht des Mondes hinein und rief zu ihrem Bruder hinauf:

„Was iſt das für ein Lärm, George?“

„Bis Du das, Paula?“ rief dieſer zurück. „Warte, ich komme gleich hinunter.“ — Und er verſchwand vom Fenſter. Wenige Secunden ſpäter ſtand er auch ſchon neben ihr mit ſeiner Flinte in der Hand. — „Was machſt Du denn noch ſo ſpät hier unten im Garten, Schatz?“

„Mein Kopf ſchmerzt mich zum Zerſpringen. Was bedeutet der Lärm?“

„Gott weiß es; geh' in's Haus, Kind, ich werde ſelber nachſehen,“ rief der junge Mann und ſprang jetzt, von ein paar Bedienten gefolgt, der Richtung zu, in welcher der alte Förſter noch immer ſein Heh, hollah! luſtig in die ſtille Nacht hinausſchrie.

„Alle Wetter,“ lachte George, als er ihm, ſein eigenes Gewehr im Anſchlag, nahe kam, „was giebt es denn hier? Wer iſt das?“

„Ich, Herr Graf,“ rief der Förſter, der ihn ſchon an der Stimme erkannt hatte; „ich habe den verfluchten Faſanendieb erwiſcht!“

„In der That? Alſo der Herr hier? Wer biſt Du, mein Burſche?“ rief der junge Graf, indem die Bedienten um den Gefangenen herum traten, der allerdings keine Hoffnung mehr hatte, zu entkommen, aber auch nicht die geringſte Neigung zu einem Fluchtverſuch zeigte. Dabei trat George dicht an den Gefangenen hinan und erkannte überraſcht das im Mondlicht lächelnd ihm zugekehrte Geſicht des Fremden. „Handor!“ rief er ganz erſtaunt aus.

„Alſo Sie kennen ihn auch noch?“ ſagte der Förſter, der jetzt den Hahn ſeiner Flinte in Ruhe ſetzte. „Das iſt ein ſauberer Patron!“

„Sie entſchuldigen, Herr Graf,“ lächelte Handor mit der größten Ruhe, „daß ich Ihnen hier etwas ſehr öffentlich als Faſanendieb vorgeſtellt werde! Weshalb der gute Mann da Verdacht auf mich hat, weiß ich nicht recht, denn ich pflege mich gewöhnlich nur dann mit Faſanen zu beſchäftigen, wenn ich ſie gebraten in der Schüſſel finde.“

„Aber wie, um Gottes willen, kommen Sie hier Nachts in den Park?“ fragte George.

„Nur, um Sie zu ſprechen,“ ſagte Handor. „Ich wußte nicht,“ fügte er leiſe, ſich zu dem jungen Grafen überbiegend, hinzu, „ob die Ueberraſchung des Verlobungsabends auch vielleicht auf Ihre Eltern ausgedehnt war, und da ich Ihnen darüber Bericht erſtatten wollte ...."

„Aber, mein lieber Handor, das iſt wirklich zu freundlich von Ihnen! Beſter Förſter, der Herr iſt kein Faſanendieb, die Verſicherung kann ich Ihnen geben."

„Kein Faſanendieb?" rief der Förſter ordentlich erſchreckt. „Und habe ich denn nicht, nachdem ich vorher den ganzen Abend im Buſch herumgekrochen und hier auf der Lauer gelegen, den Faſan flattern hören und, wie ich zuſprang, den Dieb weg- und in den Buſch hinein flüchten ſehen?"

„Dieſen Herrn?"

„Ja, wie Viele ſollen ſich denn hier Nachts herumtreiben? Ueber die Mauer konnt' er nicht, und als ich hier vorſprang, kam er gerade den Weg herunter und wollte am Schloſſe vorbei und durchbrennen."

„Das nun gerade nicht," lächelte Handor, der ſich jetzt vollkommen ſicher fühlte; „über die Mauer habe ich allerdings Jemanden ſpringen oder doch an einem der Bäume hinabklettern ſehen, einige Minuten ſpäter oder vielmehr unmittelbar danach, als ich in den gewundenen

Gängen den Weg verfehlte und auf eine Art von Terraſſe kam, auf der ein alter Thurm ſteht.“

„Ah, dort — alſo da iſt Ihnen Ihr Vogel doch entflogen, Förſter,“ lachte George. „Und nun, Handor,“ rief er, indem er den jungen Mann unter den Arm faßte und mit ſich fort führte, „erzählen Sie mir, was Sie haben und ob wir's rechtzeitig zu Stande bringen. Kommen Sie einen Augenblick hier im Weg mit auf und ab, denn zum Schloß kann ich Sie jetzt nicht führen; meine Schweſter war eben noch auf der Terraſſe.“

Damit gingen die jungen Leute, ohne ſich weiter um den Förſter zu bekümmern, den Weg entlang, und Handor berichtete jetzt, daß er ein reizendes Luſtſpiel gefunden habe, welches ſich leicht würde beſetzen laſſen. Er hätte es gleich mitbringen wollen, aber auf ſeinem Tiſch zu Hauſe liegen laſſen, werde es jedoch morgen in aller Frühe herausſchicken.

„Haben ſie denn wieder Faſanen geſtohlen, Förſter?“ fragte einer der Diener, als die beiden Herren den Rücken wandten, den Alten. Dieſer antwortete aber nicht. Mit einem läſterlichen Fluch warf er ſein Gewehr auf den Rücken und kehrte, ſich umdrehend, nach der

Stelle zurück, wo er den Wilddieb zuerſt geſehen hatte, um dort noch nach Spuren zu ſuchen und Beweiſe für ſeine ſpätere Anklage zu finden.

Handor und George gingen wohl noch eine Viertelſtunde im Park auf und ab, um das Nöthige über Proben und Eintheilung zu beſprechen; dann kehrte der erſtere auf dem breiten Fahrweg in die Stadt zurück.

Als George wieder in's Schloß kam und nach Paula fragte, berichtete das Kammermädchen, die Comteſſe habe ſich in ihr Zimmer zurückgezogen und ſei zu Bett gegangen.

12.

Das Wiederſehen.

Das war eine ſchwere Nacht für Jeremias geweſen, eine ruheloſere wenigſtens, wie er ſeit langen, langen Jahren gehabt, und raſtlos warf er ſich auf ſeinem Lager umher, bis ſich der Himmel ſchon wieder im Oſten zu färben begann und er jetzt erſt in einen kurzen, traumgequälten Schlaf fiel. Aber ſonderbarer Weiſe hatte der Traum nicht die mindeſte Beziehung auf das, was ihn den ganzen Tag beſchäftigt und ſeine Seele erfüllt hatte. — Er war wieder in Braſilien und Nordamerika, und alle fatalen Lagen, in denen er ſich je in ſeinem Leben befunden, ſpiegelten ſich ihm mit tollen, verzerrten Bildern vor ſeinem inneren Geiſte ab, bis er endlich mit einem lauten Aufſchrei in ſeinem Bett emporfuhr und dadurch den armen Hausknecht, der gerade gekommen war, um ſeine Kleider zum Reinigen abzuholen, bis zum Tod erſchreckte.

„Herr Du meine Güte,“ ſagte der Mann, indem er ordentlich zuſammenfuhr, „was ſchreien Sie denn nur ſo; es thut Ihnen ja Niemand 'was — nur die Kleider will ich ausklopfen!“

„Guten Morgen!“ ſagte Jeremias, der ſich verdutzt und noch immer halb im Schlaf umſah — „wie viel Uhr iſt's denn?“

„Sieben Uhr vorbei — Sie haben wohl geträumt?“

„Ja, ein bischen,“ geſtand Jeremias, der ſich jetzt vor dem Hausknecht ſchämte und nur verſtohlen unter ſein Kopfkiſſen griff, ob ſeine Brieftaſche noch da wäre. Dann legte er ſich wieder auf die andere Seite, als ob er noch einmal ſchlafen wolle. Aber er ſchlief nicht mehr; jetzt wäre es ihm nicht möglich geweſen, und um acht Uhr ſtand er auf, trank ſeinen Kaffee und lief dann mit ſchnellen Schritten in ſeinem etwas langen, aber ſchmalen Zimmer auf und ab.

So ſchnell er aber auch lief, ſo langſam verging ihm trotzdem die Zeit; hundertmal ſah er nach der Uhr und hielt dieſe dann an's Ohr, weil er glaubte, ſie müſſe ſtehen geblieben ſein, ſo wenig wollte der Zeiger von der Stelle.

Endlich, endlich war es halb zehn Uhr und er begann ſich anzukleiden, was ihm aber auch nicht viel Minuten wegnahm, und noch fehlten zehn Minuten an der beſtimmten Zeit, als er ſchon in Sicht des Hauſes war, dem er aber noch nicht zu nahen wagte.

Zehn Minuten vor zehn Uhr ſtand Pfeffer oben in der Stube ſeiner Schweſter fertig angezogen, denn er mußte wieder hinüber in die Probe.

Die Kranke fühlte ſich heute bedeutend beſſer, aber ſie ſah leidender aus, als je, denn die Erregung dieſer Stunde hatte alles Blut aus ihren Wangen getrieben und ihren Augen einen faſt überirdiſchen Glanz verliehen.

„Höre 'mal, Guſte," ſagte Pfeffer, während er ſie kopfſchüttelnd betrachtete, „Du gefällſt mir heute gar nicht, und wenn ich wüßte, daß der Patron, der Stelzenhammer, Dich am Ende durch ſein Wiederkommen noch kränker machte, wie damals durch ſein Fortlaufen, ſo wartete ich lieber noch ein klein bischen da draußen auf dem Gang und ſchmiß ihn dann, wenn er ſich oben blicken ließe, einfach die Treppe hinunter — ſteil genug iſt ſie.“

„Mir iſt viel beſſer heute, Fürchtegott,“ ſagte lächelnd die Frau; „ich ſehe nur ein bischen angegriffen aus.“

„Das weiß Gott!“ brummte Pfeffer — „und wenn ich nur eigentlich wüßte, was er wollte? Geſchieden ſeid Ihr und müßt geſchieden bleiben ...“

„Und kannſt Du es ihm verdenken, daß er Sehnſucht nach ſeinem Kinde hat?“

„Hm,“ knurrte ihr Bruder ärgerlich in den Bart, „hat dann verdammt lange Zeit gebraucht, bis ſie zum Durchbruch kam!“

„Fürchtegott ...“

„Na meinetwegen, das macht Ihr jetzt mit einander ab — ich muß in die Probe, aber recht iſt mir's nicht, das kann ich Dir verſichern, und viel lieber wär's mir geweſen, wenn ich dem Herrn erſt einmal hätte auf den Zahn fühlen dürfen — Windbeutel der—Herr Gott, jetzt iſt's ſchon in drei Minuten Zehn, und ich fange an... — na alſo, halt' Dich tapfer, Alte,“ ſagte er, indem er der Schweſter mit mehr Herzlichkeit, als er ſonſt gern zeigen mochte, die Hand reichte — „reg' Dich nicht zu ſehr auf. Jettchen, Dir bind' ich ſie auf die Seele — na, das wird ein bischen Heulerei werden, und iſt mir doch lieb, daß ich nicht dabei zu ſein brauche," — und ſeinen Hut aufſtülpend, verließ er raſch das Zimmer.

Unten auf der Straße ging er, den Hut in die Stirn gezogen, die linke Hand auf dem Rücken, die rechte vorn in den zugeknöpften Rock geſteckt, raſch ſeines Weges, als er einem kleinen, wohlbeleibten ältlichen Herrn begegnete, der kein beſtimmtes Ziel zu haben ſchien, auch ein paarmal ſtehen blieb und an den Häuſern hinaufſah, als ob er eine Nummer ſuche.

Als ihm Pfeffer begegnete, ſah ihn dieſer mißtrauiſch über die Brille an. War das etwa der Schwager — ſo dicht am Hauſe und unmittelbar vor zehn Uhr?

Der Fremde hatte ihn jedenfalls aus dem Hauſe kommen ſehen und betrachtete ihn ebenfalls, und als Beide ſich paſſirt hatten, ſahen ſie ſich gegenſeitig noch einmal um.

Aber er konnte es doch nicht ſein, er ging an der Thür vorbei. Pfeffer hatte ſich ihn auch ganz anders gedacht, aber augenblicklich keinen Moment Zeit mehr zu verlieren, um darüber nachzudenken, eben ſchlug es vom Rathhausthurm zehn Uhr, und wie er ſtets außerordentlich pünktlich war, haßte er nichts ſo ſehr auf der Welt — außer einem ſchlechten Glas Bier — als Strafe wegen Verſäumniß zu zahlen.

Es war aber trotzdem Jeremias geweſen, dem er da begegnete, und dieſer hatte ebenfalls einen ſtarken Verdacht, daß der Herr, der ihn ſo aufmerkſam betrachtete, mehr von ihm wußte, als ihm augenblicklich angenehm war. Er ging deshalb an dem Hauſe vorbei — richtig, er ſah ſich nach ihm um — immer noch ein Stück die Straße hinab, bis jener um die Ecke verſchwunden war. Dann erſt kehrte er zurück. Es ſchlug gerade zehn Uhr vom Thurm; das war die Zeit, und jetzt der Augenblick gekommen, den er erſehnt und gefürchtet, Jahre lang — und auf den Hacken drehte er um und betrat feſten Schrittes das wohlgemerkte Haus.

Auf der erſten Treppe ging es auch ſo ziemlich; er ſchritt Stufe nach Stufe raſch empor, ja, er zählte die Stufen, während er ſie betrat, vergaß aber eben ſo raſch die Zahl, und wie er den dritten Abſatz erreichte, mußte er ſtehen bleiben, denn der Athem ging ihm aus und er ſchnappte nach Luft wie ein Fiſch auf dem Trockenen. Und wie ihm dabei das Herz ſchlug — er hätte es nicht für möglich gehalten, daß es im Leben ſo klopfen könnte. Aber was half es — er war angemeldet, die Zeit verſtrichen, und je länger er hier zögerte... — die Zähne zuſammenbeißend, nahm er einen friſchen Anlauf, und jetzt war er oben. Drinnen im Zimmer hatten ſie ſeinen Schritt ſchon gehört. Jetzt ſtand er an der Thür und hob den Fingern zum Anklopfen. Die Adern pochten ihm in der Stirn, als ob ſie ihr zähes Gewebe zerſprengen wollten — es mußte ſein.

„Herein!“

Langſam öffnete er die Thür — mitten im Zimmer ſtand bleich und zitternd ein liebliches, jugendfriſches Kind, auf dem Sopha ſaß eine ernſte und doch freundliche Frauengeſtalt — er ſah aber ihre Umriſſe nur, die düſter, wie in einem Nebel, mit Regenbogenrändern zuſammenfloſſen.

Er trat in’s Zimmer und drückte die Thür wieder hinter ſich in’s Schloß, und keinen Schritt wagte er weiter hinein zu thun.

„Und biſt Du das wirklich, Jeremias — biſt Du wirklich endlich zurückgekehrt, um Dein Weib, Dein Kind noch einmal zu ſehen?“ ſagte die

Frau mit ihrer milden, aber jetzt ſchmerzbewegten Stimme.

Jeremias war nicht im Stand zu antworten, ſein Hut fiel auf den Boden nieder, mit beiden Händen deckte er ſein Geſicht, und Thränen, heiße, brennende Thränen quollen ihm aus den Augen.

Aber da hielt ſich Henriette nicht länger. —

„Vater!“ rief ſie, flog an ſeinen Hals und legte ihre Arme um ihn — „Vater, lieber, lieber Vater! o, daß ich den Namen endlich gefunden habe — nun darfſt Du nicht wieder fort von uns — nie, nie, darfſt die Mutter nicht wieder, darfſt Dein Kind nicht mehr verlaſſen!“

Das brach das Eis. Jeremias nahm die Hände von den Augen, und ſein Kind umfaſſend und an ſich drückend, ſchluchzte er unter Thränen: „Jettchen, Jettchen, kennſt Du denn Deinen weggelaufenen Vater noch?

„Mein lieber Vater — und wie hat ſich die Mutter auf den Augenblick gefreut! Komm zur Mutter!“ und ihn leiſe führend, zog ſie ihn zum Sopha, wo die Frau, ihre Augen von Thränen überſtrömend, ſaß — aber es waren Freudenthränen, wenn ſich auch mancher Tropfen Wermuth hineinmiſchte.

Jetzt hatte er die Stelle erreicht — ſehen konnte er kaum, denn wie ein Netz ſchwamm es ihm in farbigen, ſchillernden Lichtern vor den Augen, aber er fühlte eine ſich ihm entgegen ſtreckende Hand, und ehe er ſelber recht wußte, wie ihm geſchehen, ſaß er auf dem Sopha neben der Gattin, die ihr Haupt wie müde an ſeine Bruſt lehnte und leiſe weinte.

„Meine gute, gute Auguſte — und kannſt Du wirklich dem ſchlechten Menſchen verzeihen, der zu feige war, Noth und Mangel mit Dir zu tragen, und hinaus in die Welt lief wie ein richtiger Vagabund?“

„Mein armer Jeremias, wir haben Beide recht viel ausgeſtanden!“

„Das weiß Gott, das weiß Gott!“ ſtöhnte der kleine Mann, indem er zum erſten Mal einen Verſuch machte, ſich die Augen zu trocknen — „recht viel haben wir ausgeſtanden, Auguſte, und es vielleicht nicht einmal ſo ſchwer verdient, denn wir waren Beide noch jung und hatten keinen Begriff von dem, was zum Leben gehörte. Aber jetzt, jetzt bin ich wieder da und kann wenigſtens einen Theil meiner Schuld ſühnen.“

Die Frau ſeufzte auf, recht aus tiefſter Bruſt, aber ſie ſagte kein Wort, nur feſter lehnte ſie ihr Haupt an die Schulter des Verlorenen und Wiedergewonnenen, und Jeremias küßte ihre Stirn, und raſcher als je rollten ihm die Thränen über die Wangen nieder.

Jeremias war aber keine Natur, die ſich ſolchen Gefühlseindrücken lange gutwillig hingegeben hätte. Thränen — er wußte ſich der Zeit nicht zu erinnern, daß ihm eine Thräne in's Auge gekommen wäre, und jetzt weinte er wie ein kleines Kind! Das ging nicht. Mit einer wahren Energie faßte er ſein rothes, ſchon ganz naſſes ſeidenes Taſchentuch auf, wiſchte ſich entſchieden die Augen ab und ſagte:

„Und das iſt Jettchen? Lieber Gott im Himmel, wenn ich noch an den Abend zurückdenke, wo ich dem Kind den letzten Kuß gab — aber nein, das iſt jetzt vorbei, das iſt überſtanden! Ich bin wieder bei Euch — ich war damals ein ſchlechter — nein, kein ſchlechter Menſch, Auguſte, glaube mir das! Ich bin nie ſchlecht, aber leichtſinnig, bodenlos leichtſinnig geweſen, und jetzt habe ich nichts weiter auf der Gotteswelt zu thun, als das wieder gut zu machen, ſo viel es nämlich in meinen Kräften ſteht...“

„Mein lieber Vater...“

„Und haſt Du mich denn wirklich lieb, Kind?" rief Jeremias gerührt. „Guter Gott, es iſt ſo lange her, daß ich mich kaum noch erinnern kann, es hätte mich jemals ein Menſch in meinem Leben lieb gehabt!"

„Jeremias ..."

„Ja, Auguſte, Du!" ſagte er herzlich — „und das einzige Weſen, das mich wirklich lieb hatte, habe ich auch am allerſchlechteſten behandelt!"

„Und trug ich denn nicht ſelber mit die Schuld?"

„Nein, Auguſte, nein, wahrhaftig nicht! Glaub's ihr nicht, Jettchen — ſie war immer brav und gut, nur viel zu gut, viel zu gut für mich, und erſt draußen mußte ich's einſehen, mußte ich's fühlen lernen, draußen unter den fremden Menſchen, die mich da- und dorthin ſtießen! Liebe — wer hat da draußen Liebe zu einem Andern!"

„Armer Vater!"

„Ja, mein Kind, wohl kannſt Du ſagen: „armer Vater," denn nicht allein, daß mir's ſo ſchlecht ging, daß ich Hunger und Noth zu leiden hatte — das geſchah mir recht, und manchmal hätte ich mich ordentlich darüber freuen können, aber die Reue kam noch dazu, die Reue, daß ich ſchlecht an Euch gehandelt, und nur erſt, als ich die Möglichkeit ſah, daß ich das jemals wieder, wenigſtens zum Theil, gut machen könnte, wurde es beſſer. Da habe ich auch wohl noch gedarbt, aber geſpart dabei, jeden Reïs geſpart und zurückgelegt, und da wurde es mir auch wieder im Herzen wohl, da wurde ich wieder froh und glücklich, und jetzt — Gott ſei ewig Lob und Dank! — jetzt iſt auch das überſtanden, und Ihr ſollt nun keine Noth mehr leiden!"

„Wir haben noch keine Noth gelitten, Jeremias," ſagte die Mutter freundlich.

„Doch, Auguſte, doch!" rief Jeremias, indem er noch einmal ſeine Augen abwiſchte und ſich dann im Zimmer umſah — „ich ſeh' es an Allem — kümmerlich habt Ihr Euch bis jetzt behelfen müſſen — und der Tiſch da drüben? Wovon hat denn das Kind da ſo blaſſe Wangen und ſo rothe Ränder um die Augen?"

„Vom Weinen, Vater — vor lauter Freudenthränen, daß wir Dich wieder haben!"

„Und ich glaub's doch nicht — Graf Rottack hat mir's ſchon erzählt, und wenn ich mir auch nichts merken ließ, wollt' es mir doch faſt das Herz abdrücken!"

„Es iſt nicht ſo ſchlimm," lächelte Henriette,

„arbeiten muß ein Jeder, und ich möchte gar nicht ohne Arbeit leben.“

„Gott lohn' es Dir, was Du an Deiner Mutter gethan haſt, Kind — und er wird's auch, er wird's auch — hab' jetzt guten Muth, und wenn Euch der junge Jeremias auch davongelaufen iſt, ſo hat er Euch doch jetzt den alten hergeſchickt, daß der die Geſchichte wieder in Ordnung bringt. — Aber jetzt müſſen wir auch die übrige Familie herbeiholen. Wo ſteckt denn der Schwager?“

„Onkel hatte um zehn Uhr Probe, Vater, und ging kurz vorher weg, ehe Du kamſt.“

„Ob ich es mir nicht beinahe gedacht habe,“ nickte Jeremias vor ſich hin — „darum guckte er mich ſo an! Den hätt' ich aber nicht wiedergekannt...“

„Haſt Du ihn geſehen, Jeremias?“

„Ich glaube ja, unten am Hauſe — und wann kehrt er zurück?“

„Er kann nicht lange bleiben; es iſt nur Probe von einem einactigen Luſtſpiele. Er wird bald wiederkommen.“

Jeremias hatte die Frau jetzt zum erſten Male aufmerkſamer betrachtet, und ein eigenes, wehes Gefühl zuckte ihm durch's Herz, als er in die bleichen, abgehärmten Züge ſchaute, auf denen ihn das augenblickliche Roth der Erregung nicht täuſchen konnte. — „Aber, Auguſte,“ ſagte er leiſe, „Du biſt wirklich krank — was fehlt Dir nur? Haſt Du keinen Arzt?“

„Ja, Jeremias,“ nickte lächelnd die Frau, „ich habe einen Arzt, aber er kommt nur ſelten, denn er kann mir ja doch nicht helfen. Jetzt iſt der beſte Arzt mit Dir eingezogen: das Gefühl, daß Du uns doch nicht ganz vergeſſen hatteſt und daß ich, wenn ich einmal von hier ſcheide, das arme Jettchen nicht ganz ſchutzlos in der Welt zurücklaſſe.“

„Meine Mutter...“

„Laß, mein Kind — wir bleiben vielleicht noch eine Weile beiſammen, und an dem Onkel hätteſt Du ja auch wohl eine Stütze gehabt; es wird jetzt gewiß wieder beſſer gehen.“

„Du biſt recht krank, Auguſte...“

Die Frau ſchüttelte lächelnd mit dem Kopf. — „lange nicht ſo krank, als Du denkſt. Aber nun erzähle mir, mir und Deinem Kinde, wo Du die langen Jahre geweſen und wie es Dir ergangen. Du kannſt doch wohl glauben, daß wir neugierig ſind, das zu hören.“

Jeremias fühlte recht gut, daß ſie ſeine Aufmerkſamkeit nur von ſich ſelber ableiten wollte, und warf einen ſcheuen Blick auf Jettchen, in deren Augen wieder Thränen ſtanden; aber wenn ſie es ſelber wünſchte, mochte er ihr auch nicht entgegenhandeln. So neben ihr, ihre Hand in der ſeinen, gab er ihr jetzt mit kurzen Worten eine gedrängte Ueberſicht ſeines ganzen, vielbewegten Lebens. Dabei aber, und von der Gegenwart abgelenkt, brach auch oft wieder der alte, drollige Humor durch und rief manchmal ein Lächeln auf die Züge von Frau und Tochter. Je weiter er aber darin kam, deſto wärmer wurde er ſelber, und wie er erſt von der Zeit erzählen konnte, wo ſich ſeine Umſtände beſſerten, wo er anfing, Geld zu verdienen und von Tag zu Tag die Stunde näher rücken ſah, in der er zu den Seinen zurückkehren konnte, da glühte ſein dickes, gutmüthiges Geſicht in Freude, und nun fing er auch an aufzuzählen, was er verdient hatte, und zuletzt wie raſch und leicht, „Hand über Hand,“ wie er ſich ausdrückte, und wie die, welche ihm noch nach ſo langen Jahren ihre Treue und Liebe bewahrt, nun auch keine Noth mehr leiden ſollten, und wie er ſie hegen und pflegen wolle ſein ganzes Leben lang.

Wie er mitten im Erzählen war, ging plötzlich die Thür auf und Pfeffer ſtand auf der Schwelle.

„Ob ich mir's denn nicht gedacht habe," ſagte er, mit dem Kopf nickend — „alſo das iſt Herr Stelzhammer? Sieh 'mal an, und ſchon ganz häuslich niedergelaſſen...."

„Herzonkel!" rief Henriette und flog auf ihn zu — „ach, wir ſind ſo glücklich, daß er wieder da iſt!"

„Ih, ſeh'n Sie einmal an," meinte Pfeffer, indem er über Henriettens Schulter wegzuſehen ſuchte, „alſo eine glückliche Familie — auch eine komiſche Manier, eine Familie glücklich zu...."

Er kam nicht weiter. Henriette hatte ihm die Hand auf den Mund gelegt und ließ ihn nichts mehr ſagen, und Jeremias war aufgeſtanden, ging auf den Mann zu, und ihm die Hand entgegenſtreckend, ſagte er gutmüthig:

„Schwager — Schwager Pfeffer, wollen wir nicht auch Freunde werden?"

Fürchtegott Pfeffer legte vorſichtiger Weiſe ſeine beiden Hände auf den Rücken, und als ihn Henriette losließ, betrachtete er ſich aufmerkſam von Kopf bis zu Füßen ſeinen neuen Schwager und ſeine Schweſter, die, wohl bleich und angegriffen, aber doch mit einem lange vermißten Zug von Glück in ihren milden Zügen auf dem Sopha ſaß.

„Und ſehen Sie da, Herr Stelzhammer, was Sie angerichtet?“ ſagte er endlich.

„Schwager Pfeffer, gieb mir Deine Hand,“ drängte Jeremias.

„Sehen Sie, wie es hier anderen Leuten gegangen, während Sie ſich ganz vergnügt in Braſilien und bei der Königin Pomare und Gott weiß wo ſonſt noch herumgetrieben haben?“ fuhr Pfeffer unerbittlich fort.

„Beſter Schwager Pfeffer — Bruder — Onkel!“ baten jetzt aber Alle mit einander — „gieb ihm die Hand — ſei gut mit ihm — er hat ja verſprochen, daß er uns Alle lieb haben will!“

„Das dank' ihm der Deubel!“ brummte Pfeffer, immer noch in ſeiner alten Stellung — „und jetzt will er hier bleiben?“

„Er geht nicht wieder fort, Schwager,“ ſagte Jeremias, „er iſt herzensfroh, daß er wieder da iſt; und will auch, ſo weit das nur irgend angeht, gut machen, was er früher einmal ſchlecht gemacht hat — es thut ihm in der Seele weh!“

„Thut's ihm — ſo?“ ſagte Pfeffer — „und das geſchieht ihm recht; verdient hätt' er 'was

Anderes, aber da die Guſte heute wieder einmal ein glückliches Geſicht macht, was ihr in langen, langen Jahren nicht vorgekommen, ſo.... — na, da iſt meine Hand auch, Jeremias, und — ſei willkommen in Deutſchland."

„Schwager Pfeffer!" rief Jeremias gerührt, indem er die Hand nahm und herzlich drückte, dann aber ſeine Gefühle nicht mehr bewältigen konnte und den Mann beim Kopfe faßte und herzhaft abküßte, was ſich Pfeffer mit einer wahrhaft ſtoiſchen Ruhe gefallen ließ. Wie er aber glauben mochte, daß es nun genug ſei, ſagte er:

„So — und nun ſetz' Dich hin und betrag' Dich vernünftig — weiß es Gott, jetzt flennt der auch — na, da will ich nur hinübergehen und meine Waſſerſtiefel anziehen."

„Du darfſt nicht fort, Onkelchen!" rief Henriette, raſch ſeinen Arm faſſend — „Du mußt jetzt bei uns bleiben, und Deine Waſſerſtiefel brauchſt Du auch nicht — ſiehſt Du, es iſt Alles wieder trocken!"

„Hm — na da meinetwegen," brummte Pfeffer, der ſich noch immer nicht ganz behaglich zu fühlen ſchien, denn das Neue der Situation gefiel ihm nicht — „drüben iſt's freilich gemüthlicher, und bei einer Pfeife.... — rauchſt Du, Jeremias?"

„Ja gewiß, Schwager!"

„Das iſt wenigſtens vernünftig — beſpricht ſich ſo Manches doch beſſer, was — wir gerade mit einander zu beſprechen haben."

„Heute dürft Ihr auch hier rauchen," ſagte die Frau freundlich; „die Bruſt iſt mir heute viel leichter."

„Na, das wollen wir doch nicht gleich am erſten Tag einführen," ſagte ihr Bruder, „daß wir Dir hier das Zimmer vollqualmen; der Menſch iſt ja kein Schornſtein, und.... — aber, Jeremias, Jeremias!" rief er plötzlich, indem er ſeinen neuen Schwager oder vielmehr alten Schwager betrachtete und ſich dabei bedenklich hinter dem rechten Ohr kratzte — „Junge, Junge, wo ſind Deine Haare geblieben? Du haſt Dir ja in dem Braſilien eine Staatsglatze ſtehen laſſen!"

„Ja, mein beſter Pfeffer...."

„Alle Wetter," rief dieſer raſch, „warſt Du denn ſchon geſtern bei der Liſe drüben — mit dem Grafen?"

„Bei der Liſe?"

„Nun, bei meiner andern Schweſter, der Baſſini."

„Ja, allerdings,“ lächelte Jeremias verlegen — „wir glaubten.... — aber wo willſt Du hin, Jettchen?“

„In die Küche, Vater, und das Eſſen beſorgen — Du bleibſt doch bei uns?“

„Na, er ſoll wohl in's Wirthshaus gehen?“ rief Pfeffer.

„Ja — wenn Ihr mich haben wollt....“

„Haben wollt — Unſinn — aber die wird Augen machen, wenn ſie kommt und Dich hier ſieht! Das war die Glatze, die wie eine Tiſchplatte groß ſein ſollte!“

„Aber wo iſt die Eliſe?“ fragte die Frau lächelnd — „es wundert mich, daß ſie noch nicht da iſt....“

„Lauter Unſinn hat ſie heute auf der Probe geſchwatzt,“ lachte Pfeffer, „den ganzen Schädel hatte ſie voll vom neuen Schwager, und mich nannte ſie ſogar ein paarmal Jeremias. Jetzt muß ſie ihre Scene noch einmal durchprobiren, denn ſo wär's heute Abend eine Heidenwirthſchaft geworden — aber noch Eins, da Jettchen gerade draußen iſt — mit dem Rebe hat's wieder was geſetzt!“

„Mit dem Rebe?“ ſagte die Frau beſtürzt.

„Rebe? — Wer iſt das?“

„Hm,“ brummte Pfeffer, „ein vierter und fünfter Liebhaber, der aus lauter Leidenſchaft zur Kunſt, weil er auf der Bühne keine Liebhaberin bekommen kann und immer abfährt, unſerem Jettchen Schrullen in den Kopf geſetzt hat.“

„Dem Jettchen?“

Pfeffer nickte und ſummte leiſe ein Lied vor ſich hin.

„Der Rebe,“ ſagte die Frau, „iſt ein braver, anſtändiger Menſch und ordentlicher Leute Kind, aber blutarm und dabei Feuer und Flamme für's Theater.“

„Hat er denn Talent?“

„Ih nu,“ meinte Pfeffer, „ſo ganz ungeſchickt ſtellt er ſich gerade nicht an, und manchmal macht er ſeine Sache gar nicht ſo ſchlecht — verderben thut er wenigſtens nie etwas; aber was will das ſagen? Eine große Rolle können ſie ihm nicht anvertrauen und thun es nicht — Handor ſpielt ſie auch alle allein, — und wenn er's im Leben nicht weiter bringen kann als zu einem ſo unglückſeligen Fach, ſo hätte er zehntauſendmal lieber Schuſter oder Schneider werden ſollen!“

„Und Jettchen hat ihn gern?“

„Ich fürchte ja,“ nickte die Frau, „ſie — ſpricht nicht darüber.“

„Das iſt gerade das Schlimmſte!“ rief Pfeffer — „wenn ſie viel davon erzählte, wär’s nicht ſo arg; aber ſo hockt ſie Tag und Nacht an dem verdammten Blumentiſch und grübelt und denkt und ſeufzt, und nachher frißt ſich ſo eine Geſchichte noch viel tiefer in’s Herz hinein. — Deshalb hat ſich die Liſe nie ordentlich verliebt, weil ſie’s gleich allen Menſchen erzählen mußte.“

„Und ließe ſich nicht doch vielleicht etwas Anderes für ihn finden‘“ ſagte Jeremias, „womit er ſein Brod ehrlich verdienen könnte? Was ich dabei thun kann....“

„Jawohl, der auch,“ ſchüttelte Pfeffer mit dem Kopf; „er hat ja ſtudirt und, ich glaube ſogar, ſein Examen gemacht — aber Gott bewahre, Komödie müſſen wir ſpielen, „die Kunſt hat ihn gerufen,“ und eher richtet er ſich und Jettchen zu Grunde, ehe er davon abgeht!“

„Und was war heute wieder mit ihm?“ fragte die Frau.

„Ach, die ewigen Häkeleien mit dem eitlen Laffen, dem Handor!“ rief ihr Bruder — „der Menſch kann ihn nicht leiden und chicanirt ihn, wo ſich Gelegenheit bietet; da hat denn unſer ſauberer Herr Director — ein Lump, wie er im Buche ſteht — weil er den Handor nicht entbehren kann, dem Rebe gekündigt."

„Du lieber Gott," ſeufzte die Frau — „das arme Jettchen!"

„Aber vielleicht iſt das ein Glück," ſagte Jeremias, „und bringt ihn möglicher Weiſe dazu, wozu wir ihn haben wollen, daß er ganz vom Theater abgeht. Wenn ich nur einmal mit ihm ſprechen könnte!"

„Der nicht, der wahrhaftig nicht!" rief Pfeffer — „dem hat's der Souffleurkaſten angethan, und der ruht nicht eher, bis ſie ihn einmal erſt mit faulen Aepfeln und anderen Vegetabilien von den Brettern hinuntergepfiffen haben. Dann kommt er in das Stadium, wo er über die Undankbarkeit des Publikums und den ſchlechten Geſchmack unſeres jetzigen Zeitalters ſchimpft, und nachher wär's vielleicht möglich, ihn zur Vernunft zu bringen — früher nicht."

Die Frau ſeufzte recht tief auf, und Jeremias, der kein Auge von ihr verwandte, ſagte herzlich:

„Na, laß nur ſein, Auguſte, vielleicht wird ja noch Alles gut; ich bin ja jetzt da, und Du ſollſt ſehen, ich halte Dir, was ich verſprochen habe."

„Aber daß das Jettchen einen ſchlechten Schauſpieler heirathet," rief Pfeffer „dazu gebe ich meine Einwilligung nicht — lieber, bei Gott, einen Tagelöhner, denn da wiſſen ſie doch vorher, daß ſie hungern müſſen, und faſeln nicht in Einem fort von Lorbeern und „Rufen!" Jeremias; ſei vernünftig — Du weißt, wie Du's getrieben haſt."

„Ja, Bruder Pfeffer, Du haſt recht," ſagte Jeremias kleinlaut: „es iſt freilich ein bitterböſes Ding...."

„Iſt er da?" rief draußen eine ſchrille Stimme — „iſt er gekommen, Jettchen?"

„Gott ſei uns gnädig!" ſagte Pfeffer — „jetzt tritt Fräulein Baſſini auf, jetzt Acht gegeben — ich müßte meine leibliche Schweſter nicht kennen!"

In dem Augenblick wurde die Thür aufgeriſſen und Fräulein Baſſini trat wirklich auf, aber nicht, wie ihr Bruder vielleicht erwartet haben mochte, in aller ungeduldigen Haſt, ſondern mit Würde. Langſam, den Kopf erhoben, faſt zurückgebeugt, trat ſie in's Zimmer. Kaum aber traf ihr Blick den Geſuchten, als ſie vollſtändig aus ihrer Rolle fiel, denn zu ihrem Erſtaunen kannte ſie ihn augenblicklich als den Nämlichen, den ſie damals für den „Kammerdiener“ des Grafen gehalten und deshalb mit gründlicher Nichtachtung behandelt hatte.

„Herr Du meine Güte,“ rief ſie, das iſt ja....“

„Der Mann mit der tiſchplattengroßen Glatze,“ ergänzte Pfeffer — „ja wohl, Fräulein Baſſini — bitte, ſetzen Sie ſich, es kommen gleich Stühle — habe die Ehre, Ihnen hier einen, eine Zeit lang verloren gegangenen Schwager vorzuſtellen, der ſich neuerdings wiedergefunden hat: Herr Jeremias Stelzhammer.“

„Liebe Schwägerin,“ ſagte Jeremias, der mit gutmüthigem Geſicht auf ſie zuging und ihr die Hand entgegenſtreckte.

„Herr Stelzhammer,“ ſagte Fräulein Baſſini vornehm, „es iſt mir ſehr angenehm....“

„Ach, Papperlapapp,“ rief Pfeffer, „Du kommſt um einen Poſttag zu ſpät — wir haben die ganze Geſchichte. ſchon untereinander abgemacht — gieb ihm die Hand und einen Kuß und ſeid gute Freunde!“

„Aber, Fürchtegott....“

„Wird ſchon nicht anders werden, Schwägerin,“ lachte jetzt auch Jeremais, indem er auf ſie zuging und die Arme ausbreitete.

„Aber ſo geſchwind geht es denn doch nicht,“ rief Fräulein Baſſini, noch zurückweichend — „das nehmen Sie mir nicht übel, Schwager, das war doch....“ — aber ſie kam nicht weiter. Jeremias war nicht der Mann, ſich auf ſolche Art zurückweiſen zu laſſen, und als Jettchen eben die Thür aufmachte, um dem Vater zu helfen, wenn die Tante vielleicht — wie ſie das gar ſo gern that — noch etwa Einwendungen zu machen hätte, faßte er ſie ſchon beim Kopfe und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund.

„Aber, Schwager,“ rief Fräulein Baſſini, „meine Locken....“

„Donnerwetter ja, Junge,“ rief Pfeffer, „nimm Dich in Acht; die gehen ab!“

„Du biſt ein Grobian, Fürchtegott....“

„Und nun Friede und Freundſchaft,“ ſagte Pfeffer — „komm, ſei vernünftig, Liſe — der Jeremias war früher ein Leichtfuß und iſt jetzt ein ordentlicher Kerl geworden, die Auguſte freut ſich, daß er wieder da iſt, Jettchen auch; alſo haben wir Beide doch nichts hineinzureden, denn das iſt eine Familien-Angelegenheit.“

„Und gehören wir nicht etwa mit zur Familie?“

„Beiläufig ja, aber nie mehr wie nöthig — und nun, Jettchen, wie iſt es mit Deinem Eſſen?“

„Gleich fertig, Onkelchen, ich will nur den Tiſch decken — aber mit Tellern wird's heute knapp hergehen; auf ſo viel Gäſte ſind wir freilich nicht eingerichtet.“

„Bah, da behelfen wir uns — nicht wahr, Jeremias?“

„Du lieber Gott,“ ſagte dieſer, „mir iſt heute gar nicht wie eſſen! Ich bin ſo froh, ſo glücklich, ich könnte auf Einem Beine tanzen....“

„Müßte famos ausſehen,“ lachte Pfeffer — „und jetzt Platz da, daß das Mädel den Tiſch decken kann — heute wollen wir einmal en famille ſpeiſen!“

Ende des erſten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena erſchienen ferner folgende neue Werke:

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. Zweite Auflage. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Ein edles Frauenherz. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

Guſeck. Bernd von, Der Graf von der Liegnitz. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

Andree, Dr. Richard. Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reiſen in Schottland. Mitteloctav-Format. eleg. broch. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Berlepſch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebens-Bildern. Dritte Auflage. **Für den Reiſegebrauch redigirt.** Mit 6 Illuſtrationen in Holzſchnitt. 8. eleg. geb. 1 Thlr.

Fels, Egon, Die Roſe von Delhi. Roman aus der Zeit des indiſchen Aufſtandes unter Nena Sahib im Jahre 1857. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Wickede, Jul. von, Ein Huſarenofficier Friedrich's des Großen. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Hans Leberecht von Bredow's. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Mühlfeld, Julius, Für's Vaterland. Geſchichtlicher Roman. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Breuſing, Hermann. Ein Geächteter. Lebensbild. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Cultur- und ſittengeſchichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geiſterhaus in New-York. Roman. 8. broch. 1½ Thlr.

Eine Mutter.

Zweiter Band.

Eine Mutter.

Roman

im Anſchluß an „Die Colonie“

von

Friedrich Gerſtäcker.

Der Verfaſſer behält ſich die Ueberſetzung dieſes Werkes vor.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
1867.

BIBL. UNIV. IENENS.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
1. Verſchiedene Kunſtintereſſen 7
2. Horatius Rede 30
3. Die Leſeprobe 65
4. Vornehme Welt 93
5. Feſtvorkehrungen 114
6. Leiden eines Theater-Directors 145
7. Der Verlobungsabend 173
8. Hamlet, Prinz von Dänemark 214
9. Der Wilddieb 242
10. Ein geſtörtes Feſt 265
11. Nach dem Theater 301

1.

Verſchiedene Kunſtintereſſen.

Graf Rottack war an dieſem Morgen in der Stadt geweſen, um noch einige Einkäufe zu machen. Als er zurückkehrte, fand er Helene allein in ihrer Stube, den Kopf in die Hand geſtützt und eine helle Thräne im Auge, während die Kinder um ſie her luſtig und guter Dinge am Boden ſpielten.

„Und wieder ſo traurig, Herz?“ ſagte er, indem er auf ſie zuging, ſie leiſe umfaßte und ihre Stirn küßte; „kann ich denn gar kein Lächeln mehr auf Deine Wangen rufen?“

„Ach, Felix,“ ſeufzte die junge Frau, indem ſie ihr Haupt an ihn lehnte, „ſei nur nicht böſe, ich weiß, daß ich Unrecht thue, Dir Unrecht thue vor allen Anderen, denn kein Weſen in der Welt hätte mehr Urſache, ſich glücklich zu fühlen, als ich; aber — der geſtrige Morgen will mir noch immer nicht aus dem Kopf. Sie wußte, daß ich ihr Kind war, ſie mußte es wiſſen, da Du ihr den Namen jener Frau genannt, und doch, wie kalt, wie ſtolz blieb ſie gegen mich, wie verrieth kein Zug in ihrem Antlitz, daß ihr Herz nur den tauſendſten Theil jener Sehnſucht fühlte, in meine Arme zu fliegen, wie ſie mich faſt verzehrt und aufreibt!"

„Sie mußte ſich Gewalt anthun, Herz," beruhigte ſie Felix; „wer von uns weiß denn, was ſie dabei gelitten?"

Helene ſchüttelte leiſe und traurig mit dem Kopf. „Jene eiſernen Züge," flüſterte ſie, „ſahen nicht aus, als ob je ihr Herz irgend eine Pein darauf hervorgerufen; ſie war kalt wie Eis, und ihr Blick haftete neugierig, aber wahrlich nicht liebend auf mir."

„Und doch haſt Du Dich vielleicht geirrt, Helene!" rief Felix; „mußte nicht zuerſt bei Deinem Anblick auch das Eine erſte Gefühl die Oberhand gewinnen: die Angſt, ihr Geheimniß verrathen zu ſehen? Laß ſie einmal mit Dir allein ſein, laß ſie Dich ſelber ſprechen und Dir dabei in die lieben, treuen Augen ſehen, und ihr Mutterherz wird ſchmelzen; ſie wird das Kind in ihre Arme drücken!"

„Ach, und weiter verlange ich ja auch nichts auf der Welt, Felix, als nur einmal, ein einziges Mal an ihrem Herzen zu ruhen und den ſüßen Namen Mutter auszuſprechen. Dann will ich ihren Frieden nie, nie wieder ſtören; ich ziehe fort mit Dir, wohin Du mich führſt, und will ſelig ſein — ſchwelgen in der Erinnerung an den einen Augenblick!“

„Und der Wunſch wird Dir erfüllt werden, Helene,“ ſagte Felix freundlich, „glaube mir; ſie wird vielleicht noch Widerſtand leiſten, weil ſie nicht weiß und wiſſen kann, wie weit Deine Anſprüche an ſie gehen. Sie wird bis dahin ihrem eigenen Herzen Gewalt anthun, aber nicht weiter, und dann ſpäter die Stunde ſegnen, welche Dich wieder in ihre Arme führte. Glaubſt Du mir?“

„O, ich glaube Dir ja ſo gern, mein Felix,“ rief Helene, ihn an ſich ziehend, „weiß ich ja doch, wie treu und gut Du es mit mir meinſt!“

„Und nun auch nicht mehr traurig, mein Schatz,“ lachte der junge Graf; „jetzt mußt Du Dich zerſtreuen; Du darfſt mir nicht länger grübeln und denken. Sieh nur das kleine fröhliche Völkchen, das ſich dort am Boden balgt, oder noch beſſer, komm, wir wollen ein wenig muſiciren, das verjagt Dir am beſten alle häßlichen Gedanken; komm.“ Und ſeine Geige, die unter dem Flügel ſtand, herausnehmend, ſtimmte er ſie, während die Kinder ebenfalls ihr bisheriges Tollen aufgaben und Günther jubelnd ausrief:

„Das iſt recht, nun können wir zuſammen tanzen, Lenchen!“

Die Mutter mußte ſich wohl fügen. Noch lag ein Zug von Wehmuth um die zarten Lippen, aber ſie lächelte doch ſchon wieder, und bald übte die Muſik ihren vollen Zauber auf ſie aus, der ſie raſch alles Andere vergeſſen ließ. Mitten in einer jener Weiſen waren ſie auch ſchon, die Felix damals in ſtiller Nacht unter dem Fenſter der Geliebten geſpielt, und die Kinder, rückſichtslos auf Tact und Tonſtück, nur in der Luſt, Muſik zu hören, hatten ſich dabei umfaßt und tanzten und jubelten im Zimmer umher, als einer der Diener die Thür öffnete und anfragte, ob Graf George Monford die Ehre haben könne, die Herrſchaften zu ſprechen. Er übergab dabei zugleich deſſen Karte.

„Graf Monford?“ Helene fühlte, wie ſie erbleichte.

„Es iſt der junge Graf,“ flüſterte ihr Felix leiſe zu; „faſſe Dich, Herz, ein Höflichkeitsbeſuch. — Es wird uns angenehm ſein.“

Wenige Secunden ſpäter öffnete ſich die Thür und Graf George trat ein, aber nicht als förmlicher Beſuch, wie Felix gedacht, ſondern in ſeiner liebenswürdigen, offenen Weiſe, und ſchon in der Thür rief er freundlich:

„Ich kann es mir nicht vergeben, Sie geſtört zu haben, und es iſt unendlich liebenswürdig von Ihnen, gnädige Gräfin, daß Sie einem, doch eigentlich vollkommen fremden Menſchen eine Ihrer liebſten Stunden zum Opfer bringen! Mein lieber Herr Graf, ich muß ernſtlich um Entſchuldigung bitten!“

„Seien Sie uns herzlich willkommen!“ ſagte Rottack freundlich, der ſich ſchon lange zu dem offenen, ehrlichen Geſicht des jungen Mannes hingezogen gefühlt hatte; „bitte, legen Sie ab und ſetzen wir uns — keine Förmlichkeiten weiter — wir freuen uns aufrichtig, Sie bei uns zu ſehen!“

„Und ſelbſt, wenn ich gleich mit einer Bitte käme?“

„Vielleicht noch viel mehr, wenn Sie uns gleich Gelegenheit geben, Ihnen gefällig zu ſein,“ lächelte Rottack.

„Ich halte Sie beim Wort," lachte George; „ſo will ich denn, wie man ſo ſagt, gleich mit der Thür in's Haus fallen, damit ich Sie nicht zu lange von Ihren Inſtrumenten entfernt halte, denn dann erſuche ich Sie dringend, fortzufahren."

„Und womit können wir Ihnen dienen?"

„Es iſt ein Scherz. In acht Tagen ſoll die Verlobung meiner Schweſter Paula gefeiert werden, und zwar mit dem jungen Grafen Bolten, und da Paula ſo außerordentlich für's Theater ſchwärmt und ſich beſonders auf unſeren Liebhabertheatern ſelber ausgezeichnet hat, ſo habe ich mir für den Abend eine kleine Ueberraſchung ausgedacht. Wir wollen nämlich unter uns ein kleines, allerliebſtes Luſtſpiel aufführen, das ich heute Morgen zugeſchickt bekommen habe. Unglücklicher Weiſe kommen aber mehr Perſonen darin vor, als ich an „Künſtlern" ſtellen kann, und da hat mir — da die Zeit überdies drängt — die Verzweiflung den kühnen Entſchluß eingegeben, Sie und Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin um Hülfe und Beiſtand anzuflehen."

„Das iſt allerdings ſehr liebenswürdig von Ihnen, mein beſter Graf," lächelte Rottack, während Helene leicht erbleichte; „aber erſtlich gerathen wir da auf ein Feld, das wir Beide wohl noch nie betreten haben — nicht wahr, Helene?"

„Noch nie," hauchte leiſe die junge Frau.

„Und dann iſt die Zeit zu einer ſolchen Vorbereitung doch auch wohl ein wenig ſehr kurz. Haben Sie das Stück bei ſich?"

„Nein, da wir nur Ein Exemplar beſitzen, läuft mein Commiſſionär eben damit in der Stadt herum und läßt die wenigen Bogen in drei verſchiedenen Druckereien zu gleicher Zeit ſetzen. Aber bis ſpäteſtens morgen in aller Frühe haben wir genügende Exemplare und bis zehn Uhr iſt es längſtens in Ihren Händen. Ihre Rollen ſind klein, das Lernen wird Ihnen keine Schwierigkeit machen. Meine gute Mutter will ſelber ſo freundlich ſein, die Leitung der Leſeprobe zu übernehmen. Haben Sie Mitleid mit einem armen, unglückſeligen Theaterunternehmer!"

Rottack ſah ſinnend vor ſich nieder. So plötzlich bot ſich da eine ja lange erſehnte Gelegenheit, in freundlichere und nähere Beziehung zu der ſonſt ſo ſchwer zugänglichen Monford'ſchen Familie zu treten — und Helene?"

„So ſchicken Sie uns nur vorher wenigſtens das Stück," ſagte er endlich lächelnd, „und bezeichnen Sie darin die uns zugedachten Rollen;

wir wollen dann augenblicklich Kriegsrath mit einander halten, meine Frau und ich, und Sie keinesfalls lange in Ungewißheit laſſen. Iſt die Ausführung möglich, ſo ſage ich, wenigſtens für meine Perſon, zu.“

„Lieber, beſter Graf, wie ſoll ich Ihnen danken?“ rief George fröhlich. „Und Ihre Frau Gemahlin? — Aber ich will jetzt nicht drängen,“ unterbrach er ſie raſch, „und Ihnen vielleicht ein Verſprechen abpreſſen, das Ihnen ſpäter unangenehm ſein könnte. Nehmen Sie aber die Verſicherung, daß Sie uns Allen eine große Freude damit machen würden, und beſonders Paula, deren Herz Sie wahrhaft im Sturm erobert haben müſſen, Frau Gräfin, denn ſie konnte geſtern gar nicht aufhören, von Ihnen zu reden.“

„Dann iſt unſer Gefühl ein vollſtändig gegenſeitiges geweſen, Herr Graf,“ lächelte Helene, „denn ich kann Ihnen verſichern, daß auch ich Ihre Schweſter ſchon bei dem erſten Begegnen herzlich lieb gewonnen habe, und mich alſo doppelt freue, das zu hören.“

„Wie gut Sie ſind!“ rief George. „Iſt es aber nicht merkwürdig, daß ſich Menſchen oft ſo raſch zu einander hingezogen fühlen und, ohne mehr als ein paar gleichgiltige Worte zu ſprechen, mit einander Freundſchaft ſchließen, während wir uns von Anderen, ohne daß ſie uns je das Geringſte zu Leide gethan, wieder eben ſo raſch und unerklärlich abgeſtoßen fühlen?"

„Es iſt das eine Freimaurerei des Geiſtes," lächelte Felix, „die ſich an geheimen, oft unbewußten Zeichen verſteht und erkennt, und ſie übt, im Guten wie im Böſen, ihre Macht. Gute Menſchen finden ſich nicht raſcher unter einander, wie ein paar richtige Gauner, die oft ſchon nach einem kaum flüchtig gewechſelten Blick einander verſtehen und Freundſchaft, wenigſtens Kameradſchaft ſchließen."

„Ich ſelber gebe außerordentlich viel auf den erſten Eindruck, den ein Fremder auf mich macht," ſagte George.

„Ich Alles," rief Felix, „und kann wohl ſagen, daß ich mich ſelten oder nie getäuſcht. Ließ ich mich aber durch irgend welche Zufälligkeit beſtimmen, von dieſem erſten Eindruck abzuſehen, dann durfte ich auch feſt darauf rechnen, daß ich dafür büßen mußte."

„Und ſollte dieſer Glaube an den erſten Eindruck, den ein Fremder auf uns macht, nicht oftmals auch die Urſache einer großen Ungerechtigkeit gegen ihn ſein?“ ſagte Helene. „Was kann ein Menſch zum Beiſpiel für ein unſchönes Geſicht, das uns doch nie gefallen wird, während er vielleicht das beſte Herz darunter birgt?“

„Ein ſchönes Geſicht iſt allerdings eine große Empfehlung im Leben,“ ſagte George, „und wer es erhalten, kann Gott nicht genug dankbar dafür ſein; ein häßliches muß man eben hinnehmen, wie man Krankheit oder ein ſonſtiges Unglück hinnimmt.“

„Aber kann nicht ein unſchönes Geſicht auch gut und freundlich ſein?“ ſagte die junge Frau.

„Allerdings, Frau Gräſin, und wie oft finden wir das; aber der Charakter ſpricht ſich gewiß darin aus.“

„Alſo wer von der Natur zum Beiſpiel einen boshaften Zug um den Mund bekommen hat,“ meinte Helene kopfſchüttelnd, „müßte deshalb auch entſchieden boshaft ſein und könnte nicht einmal dafür verantwortlich gemacht werden?“

„Umgekehrt, Schatz,“ rief ihr Gatte. „Was Du da ſagſt, wäre ein Unglück für ſolche arme Menſchen, nicht eine Eigenſchaft, die uns ſie meiden läßt. Nicht wer einen boshaften Zug um den Mund hat, wird dadurch boshaft, nein, wer boshaft iſt, bekommt ſicherlich dieſen Zug.

Das heißt: gerade der Charakter der Menſchen prägt ſich im Lauf der Jahre in dem Antlitz derſelben aus: je älter ſie werden, deſto deutlicher, und wer das Verſtändniß dafür hat, lieſt die Schrift."

„Aber manchmal irren wir uns doch," ſagte George. „So kenne ich hier einen jungen Schauſpieler — unſern erſten Liebhaber — und einen tüchtigen Künſtler, der auf mich bei ſeinem erſten Anblick, trotz ſeiner wirklich edlen Züge, jenen abſtoßenden Eindruck gemacht hat, deſſen Sie vorhin erwähnten, und der alſo deshalb für uns maßgebend ſein ſollte. Ich ließ mich aber dadurch nicht abſchrecken und machte ſeine nähere Bekanntſchaft, oder äußere Umſtände ließen ſie mich machen, und ich muß geſtehen, daß ſich bei dieſem meine Menſchenkenntniß nicht erprobte, denn er hat ſich ſtets als einen liebenswürdigen, geiſtvollen und beſonders fabelhaft gefälligen Mann gezeigt, dem ich ſchon unzählige Male verpflichtet bin."

„Lieber Gott, wir können uns ja irren," ſagte Felix; „ich ſelber würde mich aber nach einer ſolchen erhaltenen Warnung — wie ich es nennen möchte — nur höchſt vorſichtig mit ihm eingelaſſen und ihm — vielleicht — Unrecht gethan haben.“

„Aber wir plaudern hier und ich halte Sie von Ihrer Muſik ab.“

„Wir haben nur muſicirt, um uns die Zeit zu vertreiben,“ lächelte Helene; „der Grund iſt jetzt vollſtändig weggefallen.“

„Und wenn ich Sie nun bäte, fortzufahren?“

„Wenn Sie Freude daran finden, von Herzen gern,“ ſagte Helene, ohne Weiteres von ihrem Stuhl ſich erhebend, und ſie wie Felix hatten bald wieder das vorhin unterbrochene Muſikſtück aufgenommen.

Am Markt, zwiſchen der Drachen-Apotheke und einem andern, ſehr anſtändigen und hohen Gebäude, das einem Seidenhändler gehörte, ſtand ein ſchmales, vierſtöckiges Haus mit nur zwei Fenſtern Front und machte auf den Beſchauer etwa den Eindruck, als ob ſich ein Menſch mit angezogenen Armen in ein Uhrgehäuſe geklemmt hätte und ſich nicht regen und nicht rühren könne.

Dort reſidirte in der zweiten Etage Doctor Feodor Strohwiſch, Dichter und Schriftſteller, oder vielmehr Privatgelehrter, wie er in dem

Adreßbuch angegeben ſtand, der aber auch ein kleines Tageblatt redigirte und darin die Geißel über das Theater ſchwang. Und nicht über das Theater allein; Alles, was vorkam, jedes Fach, jede Kunſt fand in ihm ihren unerbittlichen — oder eigentlich nicht ganz unerbittlichen Kritiker, denn es gab Mittel, ihn zu erweichen, und mit einer ſolch' liebenswürdigen Unverſchämtheit droſch er auf Alles los, was ſich unabhängig genug glaubte, ihn zu ignoriren, daß die Maſſe, welche ſelten ein eigenes Urtheil für ſich ſelber hat, ſeine Kritiken endlich für baare Münze hinnahm und auch noch nebenbei ſeine Gelehrſamkeit bewunderte.

Von den Mitgliedern des Theaters, wenigſtens von dem größten Theile derſelben, war er gehaßt und gefürchtet zugleich, denn gegen ſein Blatt gab es keine Appellation, da er ihm unbequeme Artikel nie aufnahm. Aeußerlich behandelten ihn aber faſt Alle ſehr artig, und die boshafteſten Urtheile ließ man ruhig über ſich ergehen, weil man nur dadurch noch boshafteren ausweichen konnte.

Strohwiſch durfte in der That Alles ſagen und ſagte Alles, und im Laufe der Jahre hatte er ſich eine Sicherheit und Unfehlbarkeit angeeignet, die wirklich nichts zu wünſchen übrig ließ.

In ſeinem Zimmer ſah es ſehr gelehrt und ſehr unordentlich aus. Ein großer Mahagoni-Schreibtiſch, der ſeine eigene unquittirte Rechnung in dem einen Gefach ſorgfältig verſteckt hielt, als ob er ſich ſelber darüber ſchäme, ſtand in der einen Ecke, unmittelbar am Fenſter. Vier oder fünf Büchergale mit einer neueren und viel benutzten Ausgabe des Brockhaus'ſchen Converſations-Lexikons füllten die eine Wand, ein ſehr elegantes, aber etwas beſchmutztes Sopha, mit einem Spiegel in Goldrahmen darüber, die andere.

Auf dem Sopha lagen vier oder fünf geſtickte Rückenkiſſen, eine geſtickte Cigarrentaſche aber geöffnet auf dem Tiſch; unter dem Spiegel befand ſich ein ſinniger Neujahrswunſch aus Menſchenhaaren geflochten, und den Tiſch bedeckte eine weiße gehäkelte Decke mit hellblauen Vergißmeinnicht darin; kurz, die Spuren weiblicher Arbeit waren überall, auf Fußbank, Briefhalter, Papierkorb, Briefbeſchwerer u. ſ. w. anzutreffen.

Ueber dem Schreibtiſch aber hingen zwei Lorbeerkränze, der eine mit hellblauem, der andere mit roſaſeidenem Bande, und einem Spruch von zierlicher Frauenhand geſchrieben, den man aber von unten aus auf dem überhaupt auch etwas rauchgeſchwärzten Papier nicht leſen konnte.

An der Wand befanden ſich ein paar an die äußerſte Gränze des Schicklichen ſtreifende franzöſiſche Kupferſtiche von badenden und nach dem Bade tanzenden Nymphen, und rechts und links vom Spiegel zwei ebenfalls franzöſiſche Studienköpfe, bis an den unteren Rand des Rahmens decolletirt.

Sämmtliche Stühle waren übrigens mit neuen, unaufgeſchnittenen, in gelbem, grauem, grünem, blauem und rothem Papier broſchirten Büchern bedeckt, und ſelbſt auf dem Boden lag noch eine Anzahl von ihnen zwiſchen Cigarrenſtummeln, Papierſtreifen und zerſchnittenen Zeitungen.

Feodor arbeitete. Er ſaß auf einem Drehſtuhl und hatte eine Cigarre im Mund, die vorn brannte und die er hinten kaute, und dann und wann ſchrieb er eine Zeile und ſtrich darauf das Geſchriebene wieder durch.

Da klopfte es laut an die Thür, und mit ſeinem Herein! erſchien Handor, den Hut nachläſſig auf dem Kopf, einen Glacéhandſchuh angezogen, den andern in der Hand.

„Guten Tag, Doctor! Stör' ich?"

„Nun, Sie verderben wenigſtens nichts, denn ich quäle mich eben wieder mit ſo einem verfluchten Gelegenheitsgedicht.“

„Daß Sie's nicht ſatt kriegen!“ lachte Handor.

„Es iſt eine rein verzweifelte Arbeit,“ rief der Doctor, „immer etwas Pikantes ſagen zu ſollen, wenn...“

„Einem nichts einfällt — troſtlos!“

„Na, das wär' das Wenigſte,“ bemerkte Strohwiſch; „aber man will doch auch nicht all' ſein Pulver auf eine Sache verſchießen, die Einem nichts einbringt, als vielleicht ein lumpiges Mittagseſſen.“

„Sonſt iſt wohl kein Honorar zu fürchten?“

„Gott bewahre; es iſt für den Commercienrath, der morgen ſein commercienräthliches fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiert. Was das alles für Urſachen zu Feſten ſind! Aber was fehlt Ihnen? Sie ſehen verdrießlich aus.“

„Ach was,“ ſagte Handor, indem er ſich aus der offenen Cigarrentaſche eine Cigarre nahm und ſie anbrannte, „ich habe mich wieder einmal über den Lump, den Rebe, geärgert — eingebildeter Eſel! Aber der Director hat ihm gekündigt, er muß fort. Da können Sie ſich nachher eine Güte thun und ihm eine Grabſchrift ſchreiben.“

„Werde ich ihm beſorgen,“ lachte der Doctor, ſich vergnügt die Hände reibend, „werde ich ihm mit Vergnügen beſorgen, und noch dazu in Verſen unter „Eingeſandt" Rebe, bebe, lebe, ſtrebe, gebe, hebe — es paßt nur eigentlich kein pikanter Reim auf den langweiligen Namen.

Horatius Rebe,
Wer kann, bebe
Bei dem Abgang dieſes Lichts,
Doch vergebe
Horatius Rebe,
Daß es uns hier ſchadet nichts.

Das iſt gut, wie?"

„Werden Sie nicht langweilig," ſagte Handor, indem er ſeinen Hut auf den Tiſch ſtellte, ſeinen Handſchuh hinein und ſich ſelber dann zwiſchen die Rückenkiſſen auf das Sopha warf. „Was ich gleich ſagen wollte, Doctor, wiſſen Sie genau, wann der Erbprinz hier eintrifft?"

„Nun, verſteht ſich doch von ſelbſt; werde ich das nicht genau wiſſen! Am nächſten Freitag Morgen mit dem Zehn-Uhr-Zug. Dann iſt großer Empfang — militäriſch natürlich — Alles in Uniform, wo zwiſchen all' den goldenen Epauletten und Ordensſternen, der Bürgermeiſter, als Vertreter der Stadt, allein im Frack wie ein ſchwarzes Schaf in der Herde herumläuft. Mittags Diner auf dem Rathhaus, Abends Feſtvorſtellung im Theater — „Hamlet“ auf ſpeciellen Wunſch — nach dem Theater Fackelzug und dann Kneiperei bis zum nächſten Morgen, wozwiſchen ein geplagter Redacteur dann auch noch ſeine Correſpondenzen ſchreiben ſoll.“

„Hm, merkwürdig,“ ſagte Handor, der die letzten Worte gar nicht gehört zu haben ſchien.

„Merkwürdig? — was iſt merkwürdig?“

„O, nichts, es fiel mir nur ein, wie ſo Vieles manchmal auf Einen Tag zuſammentrifft.“

„Ja, er bleibt auch nur zwei Tage in Haßburg, und am zweiten Tag iſt großer bal paré, mit der ganzen haute volée geladen. Wunderbares Leben doch, das ſo ein Prinz führt! Bei Jove, ich glaube, ich habe auch eine gute Natur, aber wenn ich nur eine einzige Woche ſo durchſchwiemeln ſollte, ging ich wahrhaftig drauf!“

„Lieber Doctor,“ ſagte Handor gleichgiltig, „wenn ſich ein ſolcher Prinz derartigen „Genüſſen“, die für ihn Alltäglichkeiten ſind, mit einer ſolchen Leidenſchaftlichkeit hingeben wollte, wie Sie gewöhnlich dabei entwickeln, ſo hielt er's auch nicht aus. Aber, was ich Sie ſchon immer einmal fragen wollte: von wem haben Sie eigentlich die beiden Lorbeerkränze, welche da über Ihrem Schreibtiſch hängen?“

„O,“ ſagte Feodor beſcheiden, „ſie ſind nur von Damen.“

„Nur von Damen?“

„Ja; in unſerem literariſchen Club feiern wir manchmal geiſtige olympiſche Spiele...“

„In Ihrem Vergötterungsverein,“ lachte Handor, „wo Ihr Euch gegenſeitig anbetet und hinter dem Rücken dann auf einander ſchimpft.“

„Hören Sie einmal, Handor, das iſt übertrieben!“

„Gehen Sie mir weg; mich haben ſie auch einmal mit hineingeſchleppt, um mich bei einer Taſſe heißem Zimmtwaſſer, das die Dame vom Hauſe Thee nannte, und bei drei unſichtbaren Butterbrödchen, ſechs Stunden auf das tödtlichſte langweilen zu laſſen. Das war ein furchtbarer Abend, Doctor!“

„Sie übertreiben wahrhaftig,“ rief Feodor, ſeinen Kopf zurückwerfend; „ich habe doch auch von meinen Gedichten vorgeleſen.“

„Leider!“

„Sie ſind unausſtehlich heute, und ich wollte, dieſes unglückſelige Geſchöpf, dieſer Rebe, wäre erſt einmal über alle Berge; früher finden Sie doch Ihren Humor nicht wieder.“

„Ach was, Rebe,“ ſagte Handor verächtlich;

„glauben Sie, daß mir der Patron nur eine Stunde von meiner Zeit vergiften könnte?"

„Na, was ſteckt Ihnen denn ſonſt in den Gliedern — Schulden? Lieber, beſter Freund, Sie ſind doch hoffentlich auch ſchon auf dem Standpunkt angelangt, daß, wenn ſich Jemand Schulden halber wirklich Sorgen zu machen hat, es entſchieden nur der Gläubiger ſein kann — Gläubiger — ein famoſer Name übrigens, weil er glaubt, daß er Geld kriegt; hahahaha!"

„Sehe ich aus wie Jemand, den die Schulden drücken?" ſpottete Handor, indem er ſeine Cigarrenaſche auf den Teppich abſtrich.

„Na, dann ſind Sie verliebt," rief Feodor, „heh? Hab' ich's getroffen, hat der haßburgiſche Herzbrecher auch endlich einmal ſeine Meiſterin gefunden? Handor, der erſte Liebhaber des haßburgiſchen Theaters, wirklich verliebt, ohne Schminke und Gasbeleuchtung — es iſt eine himmliſche Idee! Uebrigens — Donnerwetter, was mir da einfällt — haben Sie ſchon davon gehört, daß dieſer Rebe ein Heidenglück macht?"

„Ein Heidenglück — welches?"

„Er heirathet das hübſche Blumen-Jettchen, das ſpröde, alberne Ding, dem alten Pfeffer ſeine

Nichte, deren Vater geſtern mit einer Million von Oſtindien zurückgekommen iſt.“

„Unſinn,“ ſagte Handor, „eine von Ihren gewöhnlichen Tagblatt-Enten.“

„Na, Sie werden's ſehen. Der Rebe hat mit dem Mädel ſchon lange ein Verhältniß gehabt, aber natürlich Pauvreté in allen Ecken. Jetzt macht ſich die Sache. Am Ende werden wir ihn hier noch nicht einmal los.“

„Vom Theater gewiß, und das Andere kümmert mich wenig,“ ſagte Handor gleichgiltig, indem er aufſtand und ſeinen Hut aufnahm.

„Sie wollen wieder fort?“

„Ich habe zu thun. Apropos, Doctor, können Sie mir nicht wenigſtens einen Theil von den hundert Thalern zurückzahlen, die ich Ihnen neulich borgte? Trauveſt quält mich mit den paar Thalern, die ich ihm ſchuldig bin.“

„Lieber, beſter Freund,“ rief Feodor — „kahl wie eine Feldmaus im Augenblick; die Gelder kommen erbärmlich ein, und in der letzten Zeit habe ich gar nichts verdienen können, weil ich fortwährend mit Ihnen beſchäftigt war.“

„Mit mir?“

„Meine Correſpondenzen für die verſchiedenen Blätter. Ich ſage Ihnen, die eine Recenſion über Ihren „Fiesco" hat mich vier volle Stunden gekoſtet, ſo ausführlich habe ich Alles beſprochen, und ich taxire meine Arbeitsſtunden ſtets auf einen Louisd'or."

„Das iſt viel."

„Geiſtige Arbeiten, lieber Freund, ſind keine Holzhackerarbeit; die Fäuſte können immer ſchaffen, aber der Kopf braucht ſeinen Genius, und wenn der ausbleibt, ſteckt er feſt."

„Und wann können wir Abrechnung halten?"

„Ich erwarte eine bedeutende Honorarzahlung in den nächſten Tagen."

„Schön, alſo auf Wiederſehen, Doctor!"

„Auf Wiederſehen, lieber Handor, auf Wiederſehen!"

Handor hatte die Thür hinter ſich zugedrückt, und Feodor ſah ihm, freundlich mit der Hand winkend, nach; dann aber murmelte er leiſe vor ſich hin:

„Einfaltspinſel, eingebildeter — will in allen Blättern gelobt und herausgeſtrichen ſein und dann auch noch geborgtes Geld wieder haben — es iſt wirklich großartig! Wer hält ihn denn hier am Theater? Niemand weiter als ich, und wenn ich ihn fallen laſſe, iſt er in vierzehn Tagen fertig; keine Hand rührt ſich mehr — ich müßte meine Haßburger nicht kennen. — Komm Du mir!“ Und die unangenehmen Gedanken abſchüttelnd, drehte er ſich wieder auf ſeinem Stuhl herum, griff die Feder auf und begann von Neuem ſein commercienräthliches Ehrengedicht, das aber trotz alledem nicht recht fließen wollte — der Genius war noch nicht da.

2.

Horatius Rebe.

Oben in der Schloßgaſſe, dem „Paradies" ſchräg gegenüber, in einem ſehr großen, maſſiv gebauten Hauſe, aber oben in der vierten Etage und in einem ſehr beſcheidenen, wie ſehr beſchränkten Dachſtübchen, wohnte Horatius Rebe, „der zweite oder eigentlich vierte und fünfte Liebhaber" am Haßburger Theater — und eine beſcheidenere Wohnung ließ ſich in der That kaum denken.

Das Ameublement beſtand aus einem Holztiſch, der Morgens als Waſchtiſch, über Tag als Arbeitstiſch diente, aus einem mit ſehr verblichenem und auch ſchon oft ausgebeſſertem Kattun überzogenen Sopha, das mit Eiſenfeilſpänen geſtopft ſein mußte, ſo hart war es, und zwei ordinären Rohrſtühlen. Dazu gehörte noch ein kleiner, ſehr dürftiger Spiegel und eine lackirte Commode, wie ein glatt gehobeltes Bücherbrett, und dennoch war der kleine Raum ſo nett und ſauber als möglich hergerichtet.

Man konnte gerade nicht ſagen, daß eine muſterhafte Ordnung darin herrſchte, denn hier war ein Buch, in dem der Eigenthümer vorher geleſen, auf dem Tiſch umgeſchlagen, dort im Fenſter lagen einige Noten und darunter ſtand ein kleiner Zithertiſch mit der Zither darauf und den Stuhl ſchräg davor gerückt. Ein Zimmer ſieht aber überhaupt nicht wohnlich aus, wenn es zu ſorgfältig aufgeräumt und geordnet iſt — man muß erkennen können, daß es von Jemandem benutzt wird, ſonſt macht es einen öden und unheimlichen Eindruck, mag es ſo einfach oder ſo prachtvoll möblirt ſein, wie es will.

Und benutzt wurde es in der That, denn außer einem winzig kleinen Alcoven, der kaum ein Bett und einen gelb angeſtrichenen ſchmalen Kleiderſchrank hielt und durch eine etwas zu kurze Kattungardine von der Stube getrennt wurde, war es die einzige Räumlichkeit, welche Horatius Rebe beſaß, und dieſe hatte er ſich denn auch ſo freundlich hergeſtellt, wie es eben ſeine Mittel erlaubten.

Ueber dem Sopha hing eine ziemlich gute Lithographie von Schiller im weißen, offenen Hemdkragen; über dem Arbeitstiſch eine andere von Bogumil Dawiſon mit dem kecken, herausfordernden, aber geiſtreichen Geſicht. Es waren die beiden einzigen Bilder, die er beſaß, eine kleine Photographie ſeiner verſtorbenen Mutter ausgenommen, die über ſeinem Bett ihren Platz gefunden.

Aber trotzdem hatte der Raum doch noch eine andere Ausſchmückung erhalten, denn unter Schiller's Bild kreuzten ſich ein Paar Schläger, durch ein altes, vielgetragenes Band der Burſchenſchaft, der er früher angehört, miteinander verbunden, während unter denſelben die alte, dreifarbige Studentenmütze jetzt zugleich als Zeichen der Erinnerung und — als Uhrhalter diente.

Aber in dem Fenſter ſtanden Blumen, eine prachtvolle Monatsroſe, zwei Reſedaſtöckchen und zwei Heliotropen, und unter Dawiſon's Bild war ein kleines Sträußchen von künſtlich gemachten, aber täuſchend nachgeahmten Vergißmeinnicht, Veilchen und Maiblümchen befeſtigt.

Das war der ganze Zierath, wenn wir die dürftige Bibliothek ausnehmen, die aber nur aus kaum zwanzig Bänden beſtand. Da war ein Band mit Byron's Werken in der Original-Ausgabe, die Dramen von Schiller, Leſſing und Goethe, und Heine's, Freiligrath's und Rückert's Gedichte, und ein dicker Band, der Shakeſpeare's geſammelte Werke ebenfalls im Urtext enthielt, lag, den „Hamlet“ aufgeſchlagen, auf dem Tiſch.

Rebe hatte augenſcheinlich darin geleſen, aber ſelbſt dieſe Lectüre konnte ihn nicht feſſeln; andere Gedanken gingen ihm im Kopf herum, und überhaupt ſah er heute bleich und angegriffen aus, als ob er eine ſchlafloſe Nacht gehabt oder vielleicht gar durchgeſchwärmt hätte.

Aber, lieber Gott, ſchwärmen — wovon? Seine kleine Gage hielt ihn eben am Leben in der theuern Stadt — Selbſt den Genuß einer Cigarre mußte er ſich verſagen, wenn er ſich nicht in Schulden ſtecken wollte; ein Glas Bier Mittags gehörte zu ſeinen Extravaganzen — nein, eine ſchwere Lebensſorge lag auf ſeinem Herzen.

Der Souffleur, welcher es von ſeiner Zimmernachbarin, dem Fräulein Baſſini, erfahren, hatte ihm allerdings unter dem Siegel der Verſchwiegenheit — mitgetheilt, daß Fräulein Baſſini's Schwager, Henriettens Vater, als reicher Onkel von Amerika zurückgekommen wäre, aber an dem nämlichen Tag war ihm ſelbſt ſeine kleine, untergeordnete Stellung an der hieſigen Bühne gekündigt worden, und er beſaß nicht einmal Geld genug, um auf Reiſen zu gehen und ſich ein neues Engagement zu ſuchen, viel weniger eine Zeit lang zu zehren, wenn er nicht gleich an einer andern Bühne placirt werden konnte. Und wo durfte er das jetzt im Sommer hoffen, wo die meiſten Theater ſogar geſchloſſen waren?

Und Henriette — durfte er jetzt wagen, ihr wieder zu nahen, wo er ſelber ſogar brodlos geworden und ihr nichts, nichts auf der weiten Gotteswelt bieten konnte, als ſeine Liebe? Sie hätte ihn nicht verſchmäht, das wußte er; aber durfte er ein ſolches Opfer annehmen? Nie. Er hätte ſeine Selbſtachtung verloren für immer und keinem Menſchen mehr offen in's Auge ſehen können.

Nein, er ſelber mußte ſich erſt wieder eine Stellung im Leben erringen, mußte ſelbſtſtändig daſtehen, und dann — wenn das Loos auch noch ſo beſcheiden war, das er der Geliebten bieten konnte —, dann erſt durfte er ihr wieder frei und offen nahen und ſeine Werbung erneuern. Jetzt war ſie für ihn verloren, unerreichbar verloren.

Und wem verdankte er dies Alles? Wem anders, als dieſem ungebildeten, aufgeblaſenen Gecken, dieſem Handor, der ſich nur hier an der Bühne hielt, weil ſich das Publikum einmal an ihn gewöhnt hatte und das Frauenvolk in ſeine hübſche Larve vernarrt war. Hatte er es denn nicht in den letzten zwei Jahren ſchon an mehreren anderen Bühnen verſucht, um ein beſſeres Engagement zu erlangen, und war er nicht immer mit Schimpf und Schande hieher, als letztem und einzigem Zufluchtsort, zurückgekehrt? Aber Rache wollte er wenigſtens an ihm haben. Die Vorſtellung des „Hamlet" mußten ſie noch vorüber laſſen, das ſah er ſelber ein, die durfte nicht geſtört werden, aber dann konnte er ihm auch nicht die verlangte Genugthuung weigern, er durfte es nicht — und nachher? Bah, was lag daran — ſein Leben war ja doch verfehlt, ſein Lebensglück vernichtet und zerſtört, was lag daran, was aus ihm wurde — ob er jetzt ganz verdarb und unterging!

Sein Leben verfehlt? O, er hätte bittere Thränen weinen mögen, wenn er daran dachte, mit welcher Liebe und Leidenſchaft er Alles hinter ſich geworfen, was andere Menſchen für ihn aufgebaut, nur um ſich ganz und ausſchließlich der Kunſt in die Arme zu werfen!

Hatte denn die blinde, urtheilsloſe Menge recht, wenn ſie auch das nur einen „Broderwerb“ nannte? Gab es denn wirklich kein höheres, ideales Ziel dabei, und war auch das Gefühl, das er in ſeinem eigenen Herzen für einen Funken himmliſchen Feuers gehalten, der ihn entzückte und begeiſterte, nichts als Lüge, nichts als eine Täuſchung ſeiner ſelbſt, ein mattes, wärmeloſes Irrlicht geweſen, das nur allein dazu gedient, um ihn vom rechten Wege abzulenken?

Das war der bitterſte Gedanke, der ihn quälte — alles Andere hätte er leicht und gern ertragen, Mangel, Sorgen, Zurückſetzung — lieber Gott, ſie gehörten dazu, und jedes Talent hatte ſich durch ſie hin die Bahn zu Licht und Freiheit öffnen, und oft erzwingen müſſen — aber beſaß er wirklich das Talent? Hatte Handor recht, der ihm erſt geſtern wieder mit kalten, höhniſchen Worten geſagt, daß er es nie weiter als bis zum Stühletragen auf den Brettern bringen würde? Oder war es nur Bosheit, nichtswürdige, tückiſche Bosheit von ihm geweſen? Er ſelber fühlte die Begeiſterung, fühlte die Kraft in ſich, das Schwerſte zu unternehmen und zu überwinden — aber beſaß er ſie auch, und würde ihn der Director, der, wie er recht gut wußte, ſich die größte Mühe gab, junge und tüchtige Kräfte heranzuziehen, ſo leicht entlaſſen haben, wenn er ſelber auch nur eine Spur davon in ihm entdeckt?

O, dieſe Zweifel an ſich ſelbſt, wie ſie ihn peinigten und ſeinen ſonſt ſo friſchen Muth niederdrückten! Und Keiner, Keiner war da, der ihn aufgerichtet hätte nur mit einem einzigen Wort des Troſtes; keinen Freund hatte er, in deſſen Bruſt er ſein warmes Herz nur ein einziges Mal hätte ausſchütten dürfen! Wo ſollte er ihn auch finden? — Ihre Gelage feierte er nicht mit, Wirthshäuſer zu beſuchen, Bier- oder Weinſtuben, verſtatteten ihm ſeine dürftigen Mittel nicht; ſein Mittageſſen verzehrte er in einem ganz abgelegenen, obſcuren Local, wo eine verhältnißmäßig gute Koſt zu einem mäßigen Preis verabreicht wurde. Er ſelber beſuchte Niemanden, aus Furcht, Jemandem zur Laſt zu fallen — und wer ſollte ihn beſuchen in ſeiner dürftigen Bodenkammer? Er ſtand allein, ganz allein in der Welt, und das einzige Weſen, das ihn nicht verachtete und auf ihn herabſah, das einzige Weſen, was ihm in Liebe und Treue ergeben war und ihn ſo glücklich, ſo ſelig hätte machen können, das mußte er meiden, durfte ihm nicht wieder nahen, und fühlte ſelber, wie ſich unüberſteigliche Schranken zwiſchen ihnen aufgethürmt.

Mit untergeſchlagenen Armen und zuſammengezogenen Brauen ging er raſchen Schrittes in ſeinem kleinen Gemache auf und ab, als es heftig an die Thür klopfte. Ehe er aber nur Herein! rufen konnte, öffnete ſich dieſe ſchon, und das ſpitze, rothe Geſicht des Souffleur Mauſer erſchien mit einem laut herausgeſchrieenen „Guten Morgen, Herr Rebe!“ auf der Schwelle.

„Guten Morgen, Herr Mauſer,“ ſagte Rebe, „und was bringen Sie mir?“

„Bringen?“ lachte der Eintretende, indem er die Thür hinter ſich zuzog und es auch nicht der Mühe werth hielt, ſeine Cigarre ausgehen zu laſſen — „habe ich ſchon Jemandem etwas gebracht, ausgenommen zu Neujahr einen kleinen Repertoirſchwindel? Fällt gar nicht vor aber — ein paar Worte im Vertrauen wollte ich mit Ihnen reden, Herr Rebe, und deshalb bin ich hergekommen.“

„In der That?“ ſagte Rebe kopfſchüttelnd — „aber dann bitte, ſetzen Sie ſich — und was iſt es, was Sie mir vertrauen wollen?“

„Ja, ſeh’n Sie, Herr Rebe,“ rief Mauſer und unterbrach ſeine Rede wieder, denn die Cigarre war am Ausgehen geweſen und er mußte eine Zeit lang heftig ziehen, um ſie wieder in Gluth zu bringen, „zu vertrauen habe ich Ihnen eigentlich nichts, ſondern wollte Ihnen nur... — die verdammte Cigarre hat gar keine Luft — haben Sie nicht eine andere?“

„Ich rauche gar nicht, Herr Mauſer.“

„Ja ſo — ich wollte, ich thät’s auch nicht; es koſtet jährlich ein ſchmähliches Geld. Ich wollte Ihnen nur einen guten Rath geben, wenn Sie ihn nämlich annehmen, denn die Herren Künſtler haben gewöhnlich ihre Sparren für ſich, und glauben, ſie könnten es allein — was aber wären ſie ohne den Souffleur, he? Wenn ich einmal mein Buch da unten zumache, ſo hört die Geſchichte da oben auf, wie eine abgelaufene Spieldoſe, und ſie können nur den Vorhang fallen laſſen.“

„Sie dürften wohl recht haben,“ lächelte Rebe wehmüthig — „bei Vielen iſt das in der That der Fall.“

„Ob ich recht habe! Glauben Sie mir, lieber Rebe, ein Souffleur guckt nicht umſonſt das ganze Jahr hinter die Couliſſen und peitſcht alle Proben mit durch. Der Director und der Regiſſeur — bah, wenn die da oben an ihrem Tiſch ſitzen und das große Wort führen, glauben oft, daß ſie allein die Weisheit mit Löffeln gefreſſen haben! Ich könnt's ihnen ſagen, alle Naſe lang, wo es fehlt und wo's havert, denn ich habe die ganze Geſchichte am Fädchen! Aber Mauſer iſt klug, Mauſer hält's Maul und denkt: wo's Dich nicht juckt, da kratz' Dich nicht — ſo denk' ich!"

„Was aber hat das mit dem guten Rath zu thun, den Sie mir geben wollten, Herr Mauſer?" ſagte Rebe, der ſich heute gerade nicht in der Stimmung fühlte, das Geſchwätz des Mannes mit anzuhören. „Ich begreife nicht recht..."

„Das will ich Ihnen ſagen," unterbrach ihn Mauſer, indem er die jetzt wirklich ausgegangene und halb zerkaute Cigarre ärgerlich und ziemlich rückſichtslos in die nächſte Ecke ſchleuderte, wie er das in der Bierſtube zu thun gewohnt war — „ich bin Ihr Freund, Rebe, ich meine es gut mit Ihnen, ich kenne auch den ganzen Schwindel und die Geſchichten, die Sie hier gehabt haben, aber wenn Sie meinem Rath folgen wollen, ſo machen Sie einfach die Bude zu.“

„Die Bude zu?“

„Ja wohl, das heißt: werfen die bunten Lappen fort und treten nicht wieder auf!“

„Nicht wieder auf?“

„Nein, gehen vom Theater! Sie paſſen nicht dazu! Sie haben nicht den rechten, genialen Wurf, es fehlt Ihnen — mit Einem Worte, Sie ſind kein Schauſpieler!“

„Wenn Sie nur ſo freundlich ſein wollten, das Alles ein klein wenig leiſer zu ſagen, mein lieber Herr Mauſer,“ bemerkte Rebe, dem es aber doch wie ein eiſiges Gefühl durch's Herz ſchoß — „hier nebenan wohnt ein junger Mann, den Sie doch nicht in das Geheimniß gezogen haben wollen?“

„Geheimniß? Verdammt wenig Geheimniß iſt dabei, Rebe!“ ſchrie Mauſer — „die ganze Stadt weiß es! Aber Sie wiſſen auch, daß ich nicht leiſer ſprechen kann — ich muß ſchreien, wenn ich nicht in dem verfluchten Kaſten ſitze, und dort ſitz' ich lange genug, das weiß der Himmel, Morgens vier, fünf Stunden, und Abends beinah' eben ſo viel!“

„Dann wollen wir lieber einen kleinen Spaziergang machen.“

„Dank’ Ihnen — jetzt will ich erſt eſſen gehen und nachher ſchlaf’ ich — bin auch nur heraufgeklettert, um Ihnen das zu ſagen. Glauben Sie mir, Rebe, ich meine es gut mit Ihnen, Sie paſſen nicht in die Lumperei — Sie ſind ein anſtändiger Kerl, aber ein anſtändiger Kerl iſt noch immer kein erſter Liebhaber, und der werden Sie im ganzen Leben nicht.“

„Ich danke Ihnen, Herr Mauſer,“ ſagte Rebe kalt, denn er fing an ſich über den Menſchen zu ärgern „ich werde mir die Sache überlegen.“

„Ja, das kennen wir ſchon,“ brummte der Souffleur — „überlegen, das heißt, es noch eine Weile ſo hingehen laſſen und dann doch thun, was Sie freut — Alte Geſchichte! Aber meinetwegen — wer nicht hören will, muß fühlen, und das ſeh’ ich jetzt ſchon; Sie geben keine Ruh’, bis Sie einmal eine größere Rolle irgendwo kriegen und dann richtig von der Bühne heruntergepfiſſen werden — nachher iſt Friede.“

„Sie urtheilen ſehr hart.“

„Ich bin weiter nichts als Souffleur, aber ich kenne den Schwindel, Herr Rebe — ich kenne den Schwindel, mir brauchen Sie kein X für ein U zu machen, und ich habe ſchon Manchem auf den richtigen Weg geholfen — das iſt mein Geſchäft.“

„Aber Sie werden mir doch zugeſtehen, daß eine wahre und aufopfernde Liebe zur Sache...“

„Papperlapapp, reden Sie mir nicht von Aufopferung und Liebe!“ rief der Souffleur — „Sand in die Augen, das iſt der Schwindel — mit einem Ohr unten im Kaſten drin, und doch immer dabei thun, als ob man keine Ahnung hätte, daß überhaupt ein Souffleur auf der Welt wäre — Liebe zur Sache! Fragen Sie einmal Pfeffer! — Apropos, Sie wiſſen doch, daß der Mann von Pfeffer's Schweſter, der dicke Stelzhammer, ſteinreich von Braſilien zurückgekehrt iſt und die Jette jetzt einen Grafen heirathet?“

„Einen Grafen?“

„Gewiß — der Alte hat ihn ſich beſonders zu dem Zweck mitgebracht. Waren auch bei mir und haben mir einen Beſuch gemacht und den ganzen Schwindel erzählt — das iſt ein Glück, was das Mädel macht!“

„Aber das iſt ja gar nicht möglich!“

„Möglich? Sagen Sie mir einmal, was auf

dieſer verrückten Welt nicht möglich iſt — ich weiß nichts. Aber ich habe ſchon zu lange mit Ihnen geſchwatzt — Donnerwetter, fünf Minuten über Zwölf — meine Suppe wird kalt! Alſo folgen Sie meinem Rath, Rebe — überlaſſen Sie das Mimen anderen Leuten, die es beſſer verſtehen und die den Pfiff weghaben — am beſten, Sie gehen gleich unter die Millionäre; ſollte aber da keine Stelle offen ſein, na dann irgend ein ehrliches Handwerk, lieber ein Tapezierer oder ein Riemer, wie ein ſchlechter Schauſpieler. Sie ſind noch jung, Sie können noch Alles lernen, und daß ich Ihr Freund bin, können Sie daraus ſehen, daß ich Ihnen die Wahrheit ſage. 'Morgen, Herr Rebe!" und ſeinen Hut aufgreifend und ſich dabei an die Taſchen fühlend, ob er auch nichts vergeſſen hätte, verließ er das Zimmer und ſtolperte die etwas dunkle und ſteile Treppe wieder hinab.

Rebe war empört über das rückſichtsloſe Benehmen des Menſchen, und wer weiß, ob er zu jeder andern Zeit die hochnaſige Unverſchämtheit deſſelben ſo ruhig hingenommen hätte. Jetzt war er gebrochen, und wie der Mann kaum die Thür hinter ſich zugeworfen, ſank er auf einen Stuhl, deckte ſein Antlitz mit der Hand und ſaß dort ſtill und regungslos eine lange, lange Zeit — er wußte gar nicht, wie lange; er vergaß die Zeit und ſein eigenes Mittageſſen, und nur das Eine Gefühl lebte und arbeitete in ihm: das Gefühl ſeines Elends, ſeines Unglücks.

Und wieder wurden draußen Schritte laut — es mußte Jemand Fremdes ſein, denn ſie gingen herüber und hinüber. Rebe horchte auf — links von ihm, an einer verſchloſſenen Bodenkammerthür, wurde angeklopft. Er ſtand auf und ging zur Thür, die er öffnete, denn der kleine Vorſaal war ſehr dunkel.

„Iſt Jemand da?“

„Sie entſchuldigen, wohnt hier Herr Rebe?“

„Das bin ich ſelber — bitte, treten Sie näher.“

„Ich ſtöre doch nicht?“

„Nein — mit wem hab' ich die Ehre?“

„Ich muß mich ſelber vorſtellen, beſter Herr,“ lächelte der kleine Fremde etwas verlegen, „und — und komme auch nur im — im Intereſſe einer uns Beiden befreundeten Familie. Mein Name iſt Jeremias Stelzhammer.“

„Herr Stelzhammer?“ rief Rebe und fühlte, wie ihm in dem Augenblick das Blut in einem wahren Strom in's Antlitz ſchoß — „von —

von Braſilien — aber wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Bitte — ja,“ ſagte Jeremias, der überhaupt nicht recht wußte, wie er beginnen ſollte. „Sie — Sie kennen mich alſo und haben von mir gehört?“

„Ja, mein Herr, ich — erfuhr, daß Hen —, daß Fräulein Henriettens Vater nach langer Abweſenheit zurückgekehrt ſei, und — habe mich herzlich darüber gefreut.“

„Danke Ihnen,“ ſagte Jeremias und ſaß wieder feſt. Er hatte etwas auf dem Herzen, aber er konnte das rechte Ende nicht gleich finden, um es abzuwickeln, und ſah ſich verlegen im Zimmer um — und, lieber Gott, wie ärmlich ſah es in dem Zimmer aus — und doch wie nett und ſauber!

„Und was verſchafft mir die Ehre?“ ſagte Rebe endlich nach einer Pauſe.

„Ja, ſehen Sie,“ ſagte Jeremias, alſo gewaltſam auf das gebracht, was ihn heute Morgen hiehergeführt, „das iſt eigentlich eine ganz curioſe Geſchichte, und ich müßte vielleicht ein Stück Weges dazu ausholen — vielleicht geht's aber auch ſo, wenn wir gleich mitten hineinſpringen. Eigentlich wollte ich um die Sache nur ſo hinten herumkommen — wiſſen Sie, ſo im Geſpräch — aber Ihr Geſicht gefällt mir, Herr Rebe, und ich glaube, ich kann mit Ihnen gleich von der Leber wegreden....“

„Sie würden mich dadurch ſehr verbinden,“ ſagte Rebe, dem es bei der langen Vorrede ganz unheimlich wurde. Was hatte der Mann nun wieder? Bis jetzt bekümmerte ſich Niemand um ihn, und heute gab einer dem Andern die Thür in die Hand — war das ein neuer Freund, wie der Souffleur?

Jeremias mochte aber wohl fühlen, daß er den jungen Mann in Verlegenheit brachte, wenn er noch länger zurückhielt, und fuhr deshalb, jetzt wirklich mitten in den fraglichen Punkt hineinſpringend, nur im Anfang noch ein wenig ſtotternd, fort:

„Sehen Sie, Herr Rebe, ich bin Henriettens Vater und — möchte das Kind gern glücklich wiſſen, was Sie begreifen werden — und nun hat mir Pfeffer, mein Schwager, die ganze Geſchichte geſtern Abend erzählt, und nun möchte ich Sie bitten....“

„Daß ich Herrn Pfeffer's Haus nicht wieder betreten möge, nicht wahr, Herr Stelzhammer?“ ſagte Rebe bitter — „aber ſeien Sie unbeſorgt, es hätte deshalb Ihres Beſuches nicht bedurft, denn ich fühle ſelber, daß ich jetzt, hier aus meiner Stellung ſelbſt geſchoben und kaum im Stande, mich allein am Leben zu erhalten, nicht das Recht habe, das Geſchick eines andern, mir theuren Weſens an das meine zu feſſeln. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen wieder läſtig fallen werde, wie es mein Schickſal zu ſein ſcheint, wohin ich komme. Sowie mein Contract mit dieſem Monat abgelaufen iſt, verlaſſe ich Haßburg, und ich glaube kaum, daß Sie dann je wieder von mir hören werden."

„Sehen Sie," ſagte Jeremias, der ihm indeſſen ſchweigend und kopfſchüttelnd zugehört, „jetzt gehen Sie durch, gerade wie ein ſcheu gewordenes Pferd, und immer nach der verkehrten Richtung. Seh' ich denn aus wie ein ſo ſchrecklicher Tyranski Abſolutski, der nur eben die Naſe nach Deutſchland hineinſteckt und dann auch gleich ſein Kind, um das er ſich die langen Jahre nicht gekümmert, unglücklich machen will? Laſſen Sie uns vernünftig mit einander reden, Herr Rebe, und ich glaube, ich habe einen Ausweg für Sie gefunden, oder — wir können doch wenigſtens erſt einmal ſehen, ob wir keinen finden."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen....“

„Ja, wenn ich aufrichtig ſein will, weiß ich es eigentlich ſelber noch nicht recht,“ ſagte Jeremias, ſich hinter dem rechten Ohr kratzend, „denn ich — ich möchte Ihnen doch nicht gern weh thun, und — und ſehe auch keinen andern Weg, als....“

„Bitte, geniren Sie ſich nicht,“ lachte Rebe bitter — „weshalb ſollen Sie gerade der einzige Menſch in der Welt ſein, der Rückſichten auf mich nimmt?“

„Jetzt gehen Sie wieder durch,“ nickte Jeremias, „aber es kann nichts helfen — ſo kommen wir nicht zu Ende. So will ich Ihnen denn ſagen, was ich mit meinem Schwager Pfeffer beſprochen habe — Jettchen weiß natürlich kein Wort davon —, und nachher wollen wir hören, was Ihre Meinung von der Sache iſt.“

„Ich bin in der That begierig!“

„Pfeffer meint,“ fuhr Jeremias fort, „daß Sie beim Theater außerordentlich wenig Ausſichten hätten, es je zu etwas Vernünftigem zu bringen, und daß es ſchade um Sie wäre, wenn Sie Ihre Kräfte dabei vergeudeten.“

„Das iſt ſehr liebenswürdig von Herrn Pfeffer....“

„Glauben Sie nicht, daß er etwas auf Sie hat!“ rief Jeremias raſch — „er meint es wahrhaftig gut mit Ihnen und ſprach nur Gutes von Ihnen, und daß Sie ſonſt ein braver und anſtändiger Menſch wären!“

„Sonſt?“

„Ja, — nur zum Theater taugten Sie nicht — Sie — Sie wären zu.... — Hurrjeh,“ unterbrach ſich Jeremias, „es iſt eine ganz verfluchte Geſchichte, wenn man es mit Jemandem gut meint und ſoll ihm dann Grobheiten ſagen, aber es geht ja nicht anders, und wenn Jemand einem Andern einen kranken Zahn ausziehen ſoll, ſo muß er ihm auch weh thun, und man weiß doch dabei, daß es eben nicht anders angeht! Wenn Sie das nur wenigſtens auch wüßten!“

„Bis jetzt,“ ſagte Rebe kalt, „habe ich nur aus Ihren Reden erſehen, daß Sie, auf Herrn Pfeffer's Urtheil hin, mir den guten Rath geben wollen, einer Laufbahn zu entſagen, die bis zu dieſem Augenblick mein ganzes und einziges Lebensglück ausgemacht hat. Wovon ich nachher leben ſoll, darüber wird Herr Pfeffer wohl ſelber im Unklaren ſein, ganz abgeſehen davon, ob ich nachher überhaupt leben könnte.“

„Aber das iſt es gerade, weshalb ich hergekommen bin!“ rief Jeremias raſch. „Glauben Sie denn, ich wollte mich blos unangenehm bei Ihnen machen, um Ihnen etwas zu ſagen, was Sie doch wahrhaftig nicht erfreuen kann?“

„Es iſt mir wenigſtens lieb, daß Sie das ſelber einſehen,“ ſagte Rebe ruhig, „und ich bin Ihnen dankbar für Ihren guten Willen — mit was kann ich Ihnen ſonſt noch dienen?“

„Na ja, nun werfen Sie mich lieber gleich ’naus!“ ſagte Jeremias in komiſcher Verzweiflung. „Aber ſo hören Sie mich doch nur an. Das Theater kann Ihnen wahrhaftig nicht ſo an’s Herz gewachſen ſein, daß Sie gar kein anderes Leben für möglich halten! Du lieber Gott, was treibt man nicht Alles, um ordentlich und ehrlich durchzukommen, und wenn ich Ihnen Alles erzählen könnte, was ich ſchon geweſen bin, Sie würden ſich wundern, ſo viel kann ich Ihnen ſagen! — Aber jetzt geht es mir gut,“ fuhr er entſchloſſen fort, ehe Rebe ein Wort zu erwiedern vermochte; „ich habe mir etwas erſpart und nur den einzigen Wunſch, die Menſchen glücklich und zufrieden zu ſehen, die ich — die ich — um die ich mich eigentlich hätte ein bischen früher bekümmern ſollen. Jettchen aber iſt einen liebes, herzensgutes Kind, dem ich Alles zu Gefallen thun könnte, und — wenn ſie auch noch nicht recht mit der Sprache herausgerückt iſt, ſo habe ich doch ſo viel gemerkt, daß ſie Ihnen gut iſt und nicht das Geringſte dagegen würde einzuwenden haben, wenn Sie im Stande wären, um ſie anzuhalten."

„Aber?" ſagte Rebe, während er ſich Mühe geben mußte, ſeine Faſſung zu bewahren, „ich muß Sie um den noch fehlenden Nachſatz bitten!"

„Aber," fuhr Jeremias entſchloſſen fort, „das ſind Sie jetzt noch nicht und hätten, allem Anſchein nach, auch noch für die nächſte, vielleicht für eine ſehr lange Zeit keine Ausſicht dazu, und da — möchte ich Ihnen helfen."

„Sie, Herr Stelzhammer?" rief Rebe erſtaunt — „und wie können Sie mir helfen? Glauben Sie, daß ich je im Stande wäre, mich von meiner Frau ernähren zu laſſen?"

„Wenn ich das glaubte," ſagte Jeremias trocken, „ſo wäre ich gar nicht zu Ihnen gekommen. Nein, ich wollte einmal mit Ihnen ſprechen, ob Sie vielleicht doch nicht auf einen andern Weg zu bringen wären, und muß Sie deshalb vorher — mir, als Jettchen's Vater, dürfen Sie das nicht übel nehmen — auf das Gewiſſen fragen: Lieben Sie das Mädel wirklich recht von Herzen, und würden Sie dieſelbe, eben wenn Sie Ihr Brod hätten, zur Frau nehmen?“

„Herr Stelzhammer,“ ſagte Rebe bewegt, indem er ihm die Hand entgegenſtreckte, „vorher, und ehe ich Ihre Frage beantworte, muß ich Ihnen ein Unrecht abbitten, das ich gegen Sie verübt!“

„Gegen mich?“

„Ja — denn ich hielt Sie, als Sie dieſes Zimmer betraten — und auch noch eine Zeit lang nachher — für einen jener wohlmeinenden Freunde, die ihre Freundſchaft nur darin ſuchen, ſich ein Recht herauszunehmen, grob zu ſein. Sie ſehen, ich bin aufrichtig....“

„Bitte, geniren Sie ſich nicht,“ ſagte Jeremias.

„Ich bitte Sie deshalb um Verzeihung,“ fuhr Rebe herzlich fort, indem er die Hand des kleinen Mannes, die er noch immer in der ſeinen hielt, derb ſchüttelte — „ich habe Ihnen Unrecht gethan, denn ich fühle, daß Sie es wirklich gut mit mir und Henrietten meinen!“

„Sollte ſo denken,“ nickte der kleine Mann; „ich wußte, daß Sie dahinter kommen würden, wenn wir nur erſt eine Weile beiſammen wären.“

„Dann aber nehmen Sie die Verſicherung,“ fuhr Rebe fort, „daß ich Ihre Tochter viel zu aufrichtig und wahr liebe, um mein Unglück eine Urſache ſein zu laſſen, auch das ihrige herbeizuführen. Ich trete jetzt hinaus in die Welt — mit geringen Hoffnungen, es iſt wahr — aber auch mit dem feſten, männlichen Willen, mir mein Leben zu erkämpfen, wie es Tauſende vor mir gethan haben. Geh' ich dabei unter, nun, dann iſt nur ein doch werthloſes Daſein weniger. — Gelingt es mir aber — und trotz allem Mißgeſchick flüſtert eine Stimme in mir noch immer: „Es wird!“ — dann, mein lieber Herr, hoffe ich Ihnen zu beweiſen, mit wie heißer Liebe ich an Henrietten hange und — daß ich ihrer werth bin!“

„Mein lieber Herr,“ ſagte Jeremias, auf ſeinem Stuhl herumrückend, „das iſt Alles recht ſchön und gut, daß Ihr abgebrannt ſeid, wie jener Pfarrer meinte, aber es bringt uns keinen Schritt weiter in der Sache, denn wenn Jettchen Sie wirklich lieb hat, ſo glauben Sie doch ſicherlich nicht, daß Sie ihr einen Gefallen thun, wenn Sie, wie Sie es nennen, untergehen, ſo ehrenvoll das auch an ſich ſein mag.“

„Aber was kann ich thun?“

„Sie haben ſtudirt, nicht wahr?“

„Ja....“

„Das iſt eben der Teufel," meinte Jeremias, ſich wieder hinter dem Ohr kratzend, „daß mit den ſtudirten Leuten am allerwenigſten anzufangen iſt! Sie verſtehen Griechiſch und Lateiniſch und Alles, was ſie im Leben nicht gebrauchen können, aus dem Grunde; will man aber 'was Praktiſches mit ihnen anfangen, ſo hapert's an allen Ecken. Was in dem Amerika nur allein für eine Menge ſtudirter Menſchen herumhungern und ihrem Gott dankten, wenn ſie in ihrer Jugend ein Handwerk gelernt hätten, iſt ganz unglaublich! Aber laſſen Sie nur gut ſein," unterbrach er ſich raſch, als er merkte, daß Rebe etwas erwiedern wollte; „vielleicht finden wir doch noch etwas, und dann ſollen Sie ſehen, daß ich es wirklich gut mit Ihnen meine, junger Mann, und Ihnen beiſtehen werde wie ein wahrer Freund — wir müſſen nur erſt auf den rechten Punkt kommen."

„Aber was ſoll ſich finden, beſter Herr — ein Engagement...."

„Reden wir nicht mehr davon," ſagte Jeremias gutmüthig; „wenn Sie nicht auf's Theater paſſen, hilft Ihnen auch ein Engagement nichts, und die Zeit, die Sie dort auf's Neue verbringen, iſt eben einfach auf den Kopf geſchlagen.

Wir fangen 'was Anderes an — mir gehen eine Menge Pläne durch den Kopf, und Sie ſollen einmal ſehen, in Zeit von vier Wochen habe ich Sie da ſo hineingearbeitet, daß Sie ſelber Ihre Luſt und Freude daran finden werden."

„Herr Stelzhammer," ſagte Rebe freundlich, aber auch feſt und beſtimmt, „die Zeit nur, die Sie hier mit mir vergeuden, iſt verloren, denn mich ziehen Sie nicht aus der vorgezeichneten Bahn."

„Aber, mein beſter Herr!"

„Bitte, laſſen Sie nun auch mich reden. Ich kenne Herrn Pfeffer genau; ich weiß, daß er von Herzen ein guter und ſonſt braver und ehrlicher Menſch iſt, aber er hat eine verbiſſene Natur und ſucht beſonders etwas darin, auf das Theater zu ſchimpfen. Wenn man ihn reden hört, ſo ſollte man glauben, er wäre bei jeder neuen Rolle der unglückſeligſte Menſch, ſo raiſonnirt er und mit ſolcher Unluſt geht er jedesmal daran, ſie zu lernen; aber nehmen Sie ihm einmal eine oder fordern Sie ihn einmal auf, vom Theater zu gehen, ſo hören Sie, was er Ihnen ſagt."

„Pfeffer? — Lieber heute, als morgen."

„Ich kenne ihn beſſer. Er redet grundſätzlich

Jedem ab, zur Bühne zu gehen, und was ſein Urtheil über mich betrifft — ein ſo guter Schauſpieler er in ſeinem Fache ſein mag —, ſo kann das für mich keinen entſcheidenden Werth haben; denn — hat er mich auch nur erſt ein einziges Mal in einer wirklich guten, ja, ſelbſt nur in einer mittelmäßigen Rolle geſehen? Habe ich denn hier am Theater — ich weiß ſelber nicht, weshalb — auch nur ein einziges Mal Gelegenheit bekommen, zu verſuchen und zu zeigen, was ich vermag? Nie — nur zu Statiſten- oder, kaum mehr als dazu, zu kleinen, erbärmlichen Rollen bin ich verwandt worden, in denen ich kaum ein paar Worte zu ſprechen hatte und mich ſelbſt ſchämte, wenn ich, meiner unwürdig, ſo da draußen vor dem Publikum ſtand. Und jetzt ſollte ich die Bühne verlaſſen — jetzt, mit dem nagenden Gefühl im Herzen, daß ich das Zeug zu etwas Beſſerem in mir trage? — Glauben Sie da ſelber, beſter Herr, daß ich bei irgend einer andern Beſchäftigung, die Ihre Güte für mich ausgedacht, Ruhe und Befriedigung fühlen, daß ich ausharren könnte, wo es noch immer in mir gährt und treibt und die Sehnſucht nach der wahren Kunſt mich verzehren, aber auch zugleich zu allem Andern untauglich machen würde?“

„Ja, mein lieber, junger Freund,“ ſagte Jeremias beſtürzt, „das wäre ja aber eine ganz verzweifelte Geſchichte, und während Sie in der Welt draußen nach der „wahren Kunſt“ ſuchen, die ich noch nirgends gefunden habe, ſo alt ich bin, grämt ſich das arme Jettchen daheim die Augen roth und wird zuletzt eine alte Jungfer. Ueberlegen Sie ſich die Sache nur erſt ordentlich. Sie glauben gar nicht, was der Menſch Alles kann, wenn er nur ernſtlich will.“

„Ich habe mir Alles überlegt, beſter Herr, wieder und wieder,“ ſagte Rebe herzlich — „meine urſprüngliche Carrière, durch welche ich im Lauf der Jahre in der regelmäßigen Staats-Tretmühle meinen beſtimmten Platz und die Hoffnung auf Avancement hätte bekommen können, habe ich mir durch meinen Austritt verſcherzt; die Herren nehmen Niemanden zum Staatsdienſt wieder auf, der einmal Schauſpieler geweſen iſt, obgleich ſie ihre Schauſpieler weit beſſer bezahlen, als ihre Staatsdiener, und dahin iſt mir der Weg alſo gründlich abgeſchnitten, — zu etwas Anderem paſſe ich nicht. Es giebt kaum einen unglückſeligeren Menſchen für irgend eine Speculation auf der weiten Welt, als mich; zum Kaufmann habe ich nicht das geringſte Talent, aber meine ganze Seele hängt am Theater, und wem Gott einen ſolchen Trieb dazu in's Herz gelegt hat, der darf und kann ihm nicht entſagen, wenn er ſeinen Lebenszweck nicht verfehlen will.“

„Aber, mein lieber Herr Rebe, ich — ich war auch ſchon einmal beim Theater — und wobei bin ich eigentlich nicht geweſen?“ ſagte Jeremias etwas kleinmüthig.

„Und haben Sie je den Drang gefühlt,“ rief Rebe begeiſtert, „der Kunſt Alles, Alles opfern zu müſſen — ſelbſt Ihr Leben?“

„Könnt' ich gerade nicht ſagen,“ meinte der kleine Mann kopfſchüttelnd — „ich ſang und tanzte meinen Stiefel weg und freute mich nur immer auf den Erſten, weil da Gagetag war.“

„Dann hat Ihnen das Verlaſſen der Bühne auch keine Thräne gekoſtet.“

„Ne, wahrhaftig nicht,“ beſtätigte Jeremias — „eh'r im Gegentheil. Ich war ſeelenfroh, aus der Bude herauszukommen — Kunſt — ja Kunſt! Ich habe keine Kunſt darin entdeckt.“

„Und tadeln Sie mich deshalb, weil ich dabei aushalte, daß ich mein ganzes Leben, mein Glück, mein Alles daran ſetze, um mein Ziel zu erreichen? Ich kann aber nicht anders, lieber Herr — ich fühle, daß ich in jedem andern Fache, ſo freundlich Sie mir auch zur Seite ſtehen würden, eine unſelbſtſtändige, gedrückte Stellung einnehmen müßte, während ich hier ein weites, offenes Feld vor mir ſehe, meiner Kraft, meinem Ehrgeiz zu genügen. Bring' ich es dann zu 'was, ſo verdanke ich bei Gott Alles nur mir ſelbſt, was ich erſtrebt, und kann dem Beſten ſtolz in's Auge ſehen! War es ein Mißgriff, dann wird der arme Rebe Niemandem mehr läſtig fallen — Niemand wird mehr von ihm hören und — Niemand auch wohl mehr nach ihm fragen," ſetzte er leiſe hinzu.

„Und iſt das Ihr feſter und letzter Entſchluß?" ſagte Jeremias kopfſchüttelnd.

„Ich kann nicht anders, lieber Herr," ſagte Rebe herzlich; „ich müßte mich ſelbſt verachten, wenn ich anders handeln wollte."

„Das iſt freilich recht traurig," nickte der kleine Mann mit dem Kopf, indem er von ſeinem Stuhl aufſtand, „und mir thut dabei Niemand wie das arme Jettchen leid, denn Sie ſelber wollen es ja nicht beſſer haben."

„Mein armes Jettchen!" ſagte Rebe leiſe — „aber ſie iſt frei!" fuhr er leidenſchaftlich fort

— „glauben Sie nicht, daß ich ſie mit Wort oder Bitte an das Leben eines Unglücklichen feſſeln werde! Es war freilich mein ſchönſtes, ſeligſtes Gefühl, der Gedanke, ſie mir einſt verdienen zu können — aber die Zeit liegt zu fern, zu ungewiß, um ſie zu binden! Es war mein heißeſter Wunſch, ſie glücklich zu wiſſen — ich will nicht die Urſache ſein, das Gegentheil herbeizuführen!“

„Sie ſind ein braver Mann, mein lieber Herr Rebe, ſagte Jeremias herzlich, indem er ihm nochmals die Hand reichte und die ſeine herzhaft drückte; „ich glaube, Jettchen würde glücklich mit Ihnen werden, ob Sie nun Schauſpieler oder 'was Anderes wären....“

„Sie ſind mir böſe,“ ſagte Rebe leiſe, der wohl bemerkte, daß der Mann noch einen Rückhalt hatte — „Sie halten mich für einen eigenſinnigen Trotzkopf, der das Glück des ihm liebſten Weſens gleichgiltig von ſich ſtößt, nur um ſeinem Eigenſinn zu fröhnen.“

„Doch nicht,“ ſagte Jeremias, mit dem Kopf ſchüttelnd; „ich begreife freilich nicht, wie Jemand mit einer ſolchen Leidenſchaft am Theater hangen und Freude darin finden kann, ſich in die Geſchichte ſo — ich weiß eigentlich nicht wie ich ſagen ſoll — ſo hinein zu bohren. Aber ich begreiſe, daß Jemand, der feſt von irgend etwas überzeugt iſt, auch Hals und Kragen dranſetzen kann, um es durchzuführen. Aber da ſtehen Sie allein, da giebt es keinen Menſchen, der Ihnen helfen und beiſpringen kann.“

„Ich weiß es,“ ſagte Rebe ruhig, „weiß auch, welche ſchwere Prüfungszeit mich wahrſcheinlich noch erwartet, und nur um das bitte ich Sie, denken Sie nicht ſchlechter von mir, weil ich Ihr freundliches Anerbieten zurückgewieſen habe — glauben Sie nicht, daß ich darum Henriette auch nur um einen Gedanken weniger liebe, weniger bereit wäre, ihr Alles aufzuopfern, aber — ich muß mich ſpäter ſelber achten können. — Kein Vorwurf darf auf meiner Seele laſten, mir meines Strebens einſt nicht klar geweſen zu ſein, mit Einem Wort: ich muß erſt verſuchen, ob ich wirklich zu dem, was mein ganzes Sein erfüllt, nicht paſſe und in der That nicht im Stande bin, mir aus mir ſelbſt heraus eine Carrière zu ſchaffen. Dann, wenn ich das gethan, wenn ich geſehen habe, das ich mich geirrt, will ich es aufgeben — nicht mit blutendem Herzen, nein, mit dem ruhigen Bewußtſein, meine

Pflicht gethan zu haben, und was dann aus mir wird, das weiß nur Gott!“

Jeremias begriff nur halb, was Rebe ſagte; er verſtand etwa den Sinn der Worte, aber nicht die mächtige Triebfeder ſeiner Handlungsweiſe, die er in ſeiner Sprache mit dem kurzen, aber bezeichnenden Worte „Dickkopf“ wiedergegeben haben würde. Aber unter ſolchen Umſtänden ließ ſich hier auch nichts weiter machen. Er ſelber hatte ſein Möglichſtes gethan, Jettchen beizuſtehen; wenn der bühnentolle Schauſpieler nicht wollte, zwingen konnte er ihn nicht.

„Na, mein lieber Herr Rebe,“ ſagte er aufſtehend, „unter dieſen Umſtänden läßt ſich vor der Hand gar nicht weiter über die Sache reden. Verſuchen Sie's denn in Gottes Namen, und ich ſelber will Ihnen alles Glück und allen Segen wünſchen.“

„Ich danke Ihnen herzlich, mein lieber Herr, aber — erlauben Sie mir denn wohl, daß ich,“ ſetzte er leiſer hinzu, „ehe ich von hier fortgehe, Ihrer Tochter noch einmal Lebewohl ſage?“

„Das kann man keinem Menſchen verwehren,“ ſagte Jeremias, mit dem Kopf ſchüttelnd; „Abſchied nehmen iſt 'was Heiliges, aber — ſetzen

Sie mir dem Mädel keine Schrullen weiter in den Kopf. Es wird dem armen Ding weh genug thun.“ — Und Rebe's Hand noch einmal herzhaft drückend, drehte er ſich um und ſchritt zur Thür hinaus.

3.

Die Leſeprobe.

George Monford hatte wirklich ſein Aeußerſtes geleiſtet und mit einer ganz fabelhaften Ausdauer alle Schwierigkeiten, die ſich ihm durch die Kürze der gegebenen Zeit entgegenſtellten, um ſeine Lieblingsidee zur Ausführung zu bringen, überwunden.

Wer aber jemals ſelber die Vorſtellung eines Liebhabertheaters oder ſelbſt nur das Stellen von lebenden Bildern zu leiten übernommen gehabt, weiß allein, was für ganz verzweifelte Dinge da geſchehen können, welche enorme Rückſichten genommen und welche Schleichwege eingeſchlagen werden müſſen, um endlich all' die verſchiedenen Köpfe — und je ſchöner, deſto ſchwerer — unter Einen Hut zu bringen.

George hatte Alles durchzukoſten. Hier nahm Einer die ihm überbrachte Rolle an, um ſie drei Stunden ſpäter wieder unter irgend einem Vorwand zurückzuſchicken; dort war eine Perſon, auf die er feſt gerechnet, ſo plötzlich und ernſthaft erkrankt, daß ſelbſt ein Möglichkeitsverſprechen außer aller Frage blieb. Comteſſe B. konnte mit Baroneſſe X. unmöglich zuſammen wirken, da ſich letztere über eine neue Robe der erſteren ungünſtig ausgeſprochen, was Comteſſe Y. zu Ohren von Comteſſe B. gebracht hatte. Hauptmann von Z. ſah ſich nicht im Stande, eine Civilperſon zu ſpielen, während Lieutenant v. P. einen Hauptmann vorſtellen ſollte. Es war rein zum Verzweifeln, all' dieſen Bedenken und kleinen Miſèren rechtzeitig zu begegnen, und George wechſelte an den beiden erſten Tagen an jedem dreimal ſeine Pferde und kränkte ſeinen Reitknecht auf das tiefſte, der in der Zeit, in welcher er vor den Häuſern hielt, gar nicht wußte, was er mit den unruhigen, ungeduldigen Thieren anfangen ſollte.

Endlich, endlich, und ein tiefer Dankesſeufzer hob ſeine Bruſt, hatte er Alles im Stande, und nach ganz unſagbaren, aber jetzt überwundenen Schwierigkeiten war die erſte Leſeprobe auf heute Abend feſtgeſetzt.

Um das aber bewerkſtelligen zu können, hatte ordentlich eine kleine Verſchwörung angezettelt werden müſſen, denn Paula durfte natürlich nichts davon merken, und war zu dem Zweck von einer andern, in das Geheimniß gezogenen Familie, die kein Contingent zu der Vorſtellung ſtellte, eingeladen worden.

Rottacks ſelber hatten ſich erboten, dieſe erſte Probe in ihren Räumen abzuhalten, da man damit wechſeln wollte, und Graf und Gräfin Monford ihnen ſchon deshalb an dem nämlichen Morgen eine ſehr kurze und ſehr ſteife Gegenviſite für den erſten Beſuch gemacht. Es war das einmal Ton, und dieſe langweilige und für beide Theile gleich läſtige Form durfte Niemandem erſpart werden.

Paula machte übrigens ganz unbewußt dieſer erſten Vorübung die meiſten Schwierigkeiten, denn ſie erklärte, nicht die geringſte Luſt zu haben, die Geſellſchaft zu beſuchen. Sie fühle ſich nicht wohl, ſagte ſie, und ſcheue ſich, unter Menſchen zu gehen.

Paula ſah in der That ſeit ein paar Tagen leidend aus; ihre Wangen waren bleich, ihre

Augen eingefallen, und das Schlimmſte, ihr ganzes Weſen, das ſonſt von Frohſinn ſtrahlte, ſchien gedrückt.

Dem Bruder war das vor Allen aufgefallen, denn die Eltern ſchrieben es, als eine Art von Widerſetzlichkeit, dem ausgeſprochenen Willen, die Verlobung betreffend, zu und hüteten ſich wohl es zu bemerken. Man mußte Paula ein paar Tage ſich ſelber überlaſſen, dann gab ſich das auch Alles von ſelbſt, und ſie war wieder die gehorſame, fröhliche Tochter, wie früher.

Nicht ſo George, der ſeine Schweſter beſſer kannte. Er ſah, ſie war wirklich nicht wohl, und zu ihr gehend, ſchlang er ſeinen Arm um ſie und ſagte herzlich:

„Was haſt Du, Paula? Was fehlt Dir, Herz? Du ſiehſt wahrhaftig bleich und angegriffen aus!“

„Mir iſt nicht wohl, George,“ ſagte das junge Mädchen, ihr Haupt an des Bruders Bruſt lehnend und vergebens bemüht, ein paar vorquellende Thränen zurückzupreſſen; „ſo viele Dinge gehen mir im Kopf herum — ich muß nur immer denken und denken, und das thut mir ſo weh!“

„Du darfſt nicht grübeln, Schatz,“ tröſtete ſie George und verſuchte ihr Antlitz ſich zuzuwenden; aber ſie litt es nicht. „Daß Du jetzt genug zu denken haſt, glaub' ich Dir ja von Herzen gern; aber es ſind doch auch nicht ſolch' traurige Dinge, die Dir dabei im Kopf herumgehen können, um Dich ſo niedergeſchlagen zu ſtimmen, wie Du jetzt dreinſchau'ſt. Hab' guten Muth, mein kleiner, braver Paul," fuhr er ſchmeichelnd fort, als ſie ihm nichts erwiederte, ſondern ſich nur feſter an ihn lehnte; „Hubert Bolten iſt wirklich ein ſeelensguter Menſch, manchmal ein bischen aufbrauſend und leichtſinnig, aber, lieber Gott, das giebt ſich Alles von ſelber, wenn er erſt einmal ſolch' eine kleine Hausfrau hat. Und denke Dir nur, wie glücklich Du Vater und Mutter dadurch machſt, die ja ihr ganzes Herz daran gehangen haben — und Hubert, hundertmal hat er mich in der Stadt, wo er mich nur traf, gefragt, wie es Dir ginge und was Du triebeſt, und zehnmal wär' er ſchon herausgekommen, wenn ihn die Eltern nicht gebeten hätten, vor der Verlobung jeden auffälligen Schritt zu vermeiden."

„Ach, George, ich kann Dir gar nicht ſagen…"

„Pſt, Schatz, da kommt die Mama," unterbrach ſie George raſch, „laß ſie Dich nicht ſo traurig finden. Du weißt, ſie kann es nicht leiden, obgleich ſie die letzten Tage ſelber ganz entſetzlich finſtere Geſichter geſchnitten hat.“

Die Gräfin kam durch den Garten auf die offene Salonthür zu, und Paula hatte ſich raſch aufgerichtet und die verrätheriſchen Thränen abgewiſcht. George hatte recht, die Mutter mußte mit ihrem Leid verſchont werden, und wo hätte das Kind eigentlich ſeinen Schmerz am erſten ausſchütten, am leichteſten ausweinen ſollen, als an dem Herzen der Mutter!

„Nun, Paula, Du biſt noch nicht angezogen? Der Wagen wird gleich vorfahren.“

„Im Augenblick, liebe Mutter, ich bin in wenig Minuten fertig; am liebſten blieb ich freilich zu Hauſe.“

„Geh' Du nur, mein Kind, die Zerſtreuung wird Dir wohlthun; überdies haben wir auch feſt zugeſagt.“

„Ich gehe ja, liebe Mutter,“ ſagte Paula leiſe, wandte ſich ab und ſchritt ihrem Zimmer zu, in dem ſie bald verſchwand.

„Mama,“ ſagte George, der ihr ſchweigend nachgeſehen hatte, während die Mutter an den Tiſch gegangen war, auf dem ein paar illuſtrirte

Journale lagen, „wenn ich nur eine Ahnung davon hätte, daß ſich Paula mit Hubert wirklich unglücklich fühlen könnte, ich wüßte nicht was ich thäte!“

„Unglücklich“ — ſagte die Gräfin, ruhig den Kopf herüber und hinüber wiegend, ohne ſich aber nach George umzudrehen — „denkſt Du, daß wir ſelber die Verbindung zugeben würden, wenn wir das fürchteten?“

„Sicher nicht, Mama, ſicher nicht; aber — Paula hat ſich in den letzten zwei Tagen recht verändert und — wenn ich ſie nicht ſo genau kennte und nicht wüßte, daß es unmöglich wäre, ſo würde ich wahrhaftig glauben, ſie hätte irgend eine andere heimliche Zuneigung.“

„Meinſt Du?“ rief die Gräfin, ſich jetzt ſcharf ihm zuwendend. „Haſt Du irgend einen Verdacht? Auf wen?“

George ſchüttelte mit dem Kopf. „Ich ſchöpfte Verdacht,“ ſagte er, „nur ihres bleichen Ausſehens und Trübſinns wegen — aber auf wen? Ich wüßte Niemanden zu nennen oder zu errathen, und ſo ſcharf ich ſie auch in dieſen Tagen beobachtet habe, ich konnte nicht das Geringſte entdecken, was ihn beſtätigt hätte. Ich weiß mich auch in der That auf Niemanden zu erinnern, den ſie nur im Mindeſten ausgezeichnet, ja, mit irgend einem Antheil erwähnt hätte, und mit mir ſpricht ſie doch über Alles und plaudert friſch von der Leber weg, was ihr gerade auf die Lippen kommt. Verſtellungsgabe hat ſie gar nicht — ihre Seele iſt ſo rein wie ein Spiegel.“

Die Gräfin ſah ihren Sohn feſt, aber wie in Gedanken an; ihre Seele war in dem Moment nicht bei dem Blicke und ſchweifte vielleicht zu anderen Zeiten, anderen Scenen hinüber; aber wie ein Schatten zog das über ihre Stirn, und ſie ſagte, nur langſam dabei mit dem Kopf nickend:

„Du haſt recht, George, ſo würde ſich Paula nie verſtellen können, und wäre dem wirklich ſo, dann hätte ſie doch ein Wort davon gegen mich oder Deinen Vater geäußert, wenigſtens eine Andeutung dahin fallen laſſen. Es iſt Laune bei ihr, weiter nichts, und Du wirſt ſehen, wie vollſtändig ſich das ſchon in den nächſten Tagen giebt.“

„Das will ich recht von Herzen hoffen, Mama,“ ſagte George mit einem Seufzer, „denn ſo könnte ich das nicht mit anſehen. Wenn mir nicht der arme Hubert leid thäte, wahrhaftig, ich würde

Euch ſelber bitten, die Verlobung wenigſtens noch ein Zeit lang hinauszuſchieben, daß auch Paula erſt klar mit ſich würde."

„Das geht nun nicht mehr, mein Kind," ſagte die Gräfin ruhig, „es iſt Alles beſtimmt angeordnet und zu viele Leute wiſſen auch ſchon darum; es würde nachher nur ein ganz unnützes, unangenehmes Gerede geben. Aber da iſt der Wagen, begleiteſt Du Paula?"

„Ja, Mama; aber wie kommſt Du ſelber hinein?"

„Ich laſſe mir die Droſchke anſpannen; ſei nur pünktlich bei Rottacks, denn ich — möchte dort nicht gern lange warten."

„Pünktlich, gewiß," rief George; „Rottacks ſind übrigens prächtige Leute und gefallen mir außerordentlich — auch nicht die Spur von Zwang oder Zurückhaltung, und die Gräfin iſt ſo natürlich und herzlich, wie er ſelber. Was iſt ſie nur für eine Geborene — haſt Du nicht gehört? Ich bin an verſchiedenen Orten danach gefragt worden."

„Ich weiß es nicht," erwiederte ſeine Mutter, indem ſie ſich von ihm abwandte und zum Fenſter ſchritt — „auf der Karte ſteht ihr Name nicht."

„Die böſe Welt behauptet natürlich ſchon wieder,“ fuhr George fort, „daß es eine Mesalliance ſei; aber das glaub’ ich auf keinen Fall, denn die Gräfin hat etwas ſo vornehm Edles in ihrem ganzen Weſen, was ſie ſich im Leben nicht angeeignet haben kann; das muß ihr angeboren ſein. Doch das bleibt ſich gleich; ich meinestheils bin herzlich froh, daß wir die Leutchen nach Haßburg bekommen haben, denn für den Winter beſonders ſind ſie eine ganz koſtbare Acquiſition, und Du ſollteſt ſie einmal muſiciren hören!“

„Da kommt Paula; wirſt Du ſie wieder abholen?“

„Verſteht ſich; ich habe ſchon Alles mit ihr beſprochen. Adieu, liebe Mutter, auf Wiederſehen bei Rottacks!“ —

In Graf Rottacks kleiner, aber reizender Villa war der Salon für die erwartete Geſellſchaft auf das freundlichſte hergerichtet und Alles für die erſte abzuhaltende Leſeprobe vorbereitet worden. Felix ſelber hatte es arrangirt und kehrte jetzt in Helenens Zimmer zurück, in dem die Kinder auf der Erde ſpielten.

Helene ſaß in einem Fauteuil vor ihrem Nähtiſch, aber ſie arbeitete nicht; den Kopf in die Hand geſtützt, ſah ſie träumend vor ſich nieder und hörte nicht einmal, daß der kleine Günther ſie ſchon dreimal gefragt hatte, wo der Papa wäre.

Erſt bei Felix' Eintritt hob ſie das Antlitz, und zwar wie erſchreckt, als ob ſie gefürchtet hätte, jemand Anders dort zu ſehen.

„Muth, Muth, mein Herz," rief ihr Felix fröhlich zu; „wir rücken jetzt dem Augenblick, den Du ſo lange herbeigeſehnt, raſch entgegen, und das Glück ſelber hat uns darin begünſtigt — willſt Du jetzt den Muth verlieren?"

„Nein, Felix," ſagte Helene freundlich; „zürne mir nur nicht, daß mich eben das ſo ſchnelle Nahen des Augenblicks beſtürmt und — Du weißt, ich bin ja manchmal wie ein thörichtes Kind — mit Angſt erfüllt. Es iſt aber doch vielleicht nur die Unruhe der Erwartung."

„Gewiß, nichts weiter, liebes Herz."

„Aber wie wollen wir es möglich machen, die Mutter hier unter den vielen fremden Menſchen allein zu ſprechen? Es wird nicht angehen, und wir werden den Moment wieder verſäumen und auf's Neue lange, lange hinausſchieben müſſen."

„Das iſt mir auch ſchon im Kopf herumgegangen," ſagte Felix ſinnend. „Zuerſt hatte ich gedacht, daß Du vielleicht einen Vorwand fändeſt, ſie in Dein eigenes Zimmer zu führen, aber ich hatte dabei gehofft Dich ruhiger zu treffen, als Du wirklich biſt; ich darf Dich nicht mit ihr allein laſſen, und es wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als ſie direct zu bitten, nach der Leſeprobe noch einen Augenblick zu verweilen.“

„Sie wird es nicht thun.“

„Doch, mein Herz,“ nickte Felix, „ſie wird es thun, denn ſie kennt jetzt unſer Geheimniß — ſie muß es kennen nach dem Namen, den ich ihr genannt, und wer weiß, ob ſie ſich nicht ſelber danach geſehnt hat, Dich aufzuſuchen, und nur noch nicht wußte, auf welche Weiſe das am beſten und am wenigſten auffallend geſchehen könne. Wir kommen ihr damit auf halbem Weg entgegen, und ſie wird die Gelegenheit nicht vorüber gehen laſſen, ſich mit Dir auszuſprechen, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, wie auch immer ſie geſinnt ſein möge.“

„Meine Mutter!“ flüſterte Helene, indem ſie beide Hände gegen ihr Herz preßte.

„Ich bin feſt davon überzeugt, Schatz,“ ſagte Felix, dem jetzt Alles daran lag, ſeine Frau zu beruhigen; „denke doch nur, wie peinlich für ſie ein ſolcher Zuſtand auf die Länge der Zeit werden würde, uns in ihrer Nähe zu haben und dann immer nur zu ſcheinen, als ob ſie uns fremd wäre. Sie wird die Gelegenheit mit Freuden ergreifen, Dich allein zu ſprechen, und wenn ſich die Gattin auch jetzt noch vielleicht dagegen ſträubt, die ihr fremd gewordene Tochter anzuerkennen, die Mutter wird der Umarmung ihres Kindes nicht widerſtehen können.“

„Das gebe Gott, Felix,“ ſagte Helene leiſe, „denn wenn ſie es thäte, würde es mich recht, recht ſehr unglücklich machen!“

„Sie thut es nicht, Herz — aber wahrhaftig, da kommen ſchon die erſten unſerer Gäſte!“

„Papa,“ rief der kleine Günther, der das Herumtanzen auf dem Teppich ſatt bekommen hatte, „ſpiel' ein bischen mit mir.“

„Ja, jetzt hätt' ich Zeit, Du Schlingel,“ lachte ſein Vater — „ſpiele mit Dir, nicht wahr? Hinüber zu Eurer Bonne! Bitte, Helene, laß die Kinder hinüber bringen — und daß Ihr mir artig ſeid, das rathe ich Euch, ſonſt dürft Ihr heute Abend nicht mit uns eſſen!“ — Und ſich von dem kleinen Burſchen, der ſich an ihn anhängen wollte, losmachend, eilte er in das Empfangszimmer, um die eben eingetroffenen Herrſchaften zu begrüßen.

Gleich danach fuhr George mit der Gräfin

Monford vor, und Helene war jetzt ſelber ſo in Anſpruch genommen, daß ſie ſich ſchon gewaltſam faſſen mußte, um keine Störung zu verurſachen.

Und die Gräfin ſelber erleichterte ihr das ſehr, denn viel freundlicher war ſie heute, als noch je; ſie reichte Helenen die Hand, was ſie bis jetzt noch nicht gethan, und ſagte, wie ſie bedaure, ſie auf ſolche Art in ihrer Häuslichkeit zu ſtören und ihre Hülfe gleich, kaum nach der erſten Bekanntſchaft, in Anſpruch zu nehmen; ihr George habe aber einmal an die Sache ſein Herz geſetzt, und der ſei von einer Zähigkeit, die einmal Erfaßtes nie im Leben wieder loslaſſe, und wenn er deshalb alle ſeine Mitmenſchen bis zum Tode quälen ſollte.

George war aber ihr Liebling, und ſie ſagte das mit einem ſo zufriedenen Blick auf den eben Angeklagten, daß man recht gut ſehen konnte, wie wohl es ihr ſelber thue, das einmal Begonnene mit Erfolg gekrönt zu ſehen.

Helene war bei der freundlichen Anrede feuerroth geworden, während die Gräfin ihr ganz unbefangen gegenüber ſtand; Felix aber, der, während er mit George ſprach, ſeine Frau nicht aus den Augen gelaſſen hatte, kam ihr raſch zu Hülfe und übernahm ſelber die Erwiederung, indem er der Gräſin nochmals verſicherte, wie ſehr es ſie freue, etwas mit zu dem glücklichen Tag, der Verlobung der liebenswürdigen Comteſſe, beitragen zu können, und ihre einzige Furcht jetzt ſei nur die, daß ſie, zum erſten Mal etwas Derartiges unternehmend, am Ende ihrer Verpflichtung nicht ordentlich würden genügen können. Gräſin Monford möge deshalb auch ſeiner Frau die Befangenheit zu Gute halten, die ſich aber jedenfalls nach der erſten Scenenprobe geben werde.

Das Geſpräch wurde jetzt allgemein, und während die Diener Kaffee, Limonade, Wein und Backwerk herumtrugen, ſammelten ſich die verſchiedenen Gäſte, da noch nicht alle beiſammen waren, in kleinen Gruppen, bis endlich der Wagen mit den letzten Säumigen vorfuhr und George jetzt darauf drang, „an die Arbeit“ zu gehen.

Die Leſeprobe verlief, wie alle derartigen Dinge, ziemlich glatt und ohne beſondere Störung. Durch George's Eifer, die Sache zu fördern, waren mehr als hinreichende Exemplare gedruckt, um jedem Mitwirkenden ein Heft zu ſichern, ſo daß die verſchiedenen Herrſchaften ſchon Zeit genug gehabt hatten, das ganze Stück für ſich durchzuleſen und ſich die Stellen, an denen ſie ſelber einfallen mußten, mit Rothſtift anzuſtreichen.

Wenn es trotzdem ein paar junge Damen möglich machten, noch unbefangen in ihrem Hefte nachzuleſen, während ihr Stichwort ſchon gefallen war, und dann, als ſie namentlich aufgerufen wurden, ganz erſchreckt an einer natürlich verkehrten Stelle einzuſetzen, ſo amüſirte das nur die kleine Geſellſchaft, ſetzte die betreffenden jungen Damen in Verlegenheit und hatte weiter keine Folgen, als daß die Stelle, mit einem kleinen Stück voraus, noch einmal durchgenommen werden mußte.

Endlich war Alles glücklich zum Schluß geführt und die Geſellſchaft hatte ſich dabei mit dem aufgegebenen Stoff befreundet. Es war eines jener reizenden kleinen franzöſiſchen Luſtſpiele, die, eigentlich ohne inneren Gehalt, aber mit einem liebenswürdigen, piquanten Dialog und glücklich erdachten, überraſchenden Situationen, nicht allein den Zuſchauer feſſeln, ſondern auch gewöhnlich mit ganz beſonderer Vorliebe von den Mitſpielenden, die ſich ſelber für ihre Rollen intereſſiren, ausgeführt werden.

Einzelne Equipagen fuhren ſchon wieder vor, als Graf Rottack, der einen Moment benutzte, wo er ſich der Gräfin Monford, von Anderen ungehört, nahen konnte, zu ihr trat und mit halblauter Stimme ſagte, während er dabei ein dort liegendes Album aufſchlug, als ob er ihr die Kupferſtiche zeigen wollte:

„Dürfte ich Sie erſuchen, Frau Gräfin, Ihren Wagen bis zuletzt warten zu laſſen; es iſt eine Sache von höchſter Wichtigkeit, die ich Ihnen, aber nur Ihnen allein, mittheilen möchte."

„Ein Geheimniß?" lächelte die Dame, aber mit einer Ruhe und Unbefangenheit, die den jungen Grafen wirklich erſchreckte, denn zum erſten Male zuckte ihm der Gedanke durch's Hirn: „Haſt Du Dich vielleicht geirrt? Iſt das am Ende gar nicht jene Gräfin Monford? Dieſe Ruhe und Geiſtesgegenwart wäre ja, wenn ſeine Andeutung neulich auch nur mit dem leiſeſten Hauch verſtanden worden, rein unmöglich, unbegreiflich geweſen! — „Und bezieht es ſich auf unſere Vorſtellung?" fuhr die Gräfin fort, als Rottack, ordentlich beſtürzt, ſchwieg, indem ſie ſich zu dem Album niederbog und mit ihrer Lorgnette das Bild betrachtete.

„Nein, gnädige Gräfin," ſagte Felix, der in dem Augenblick ſelber ſeine Faſſung kaum bewahren konnte, „und trotzdem iſt es vielleicht wichtig genug, Ihre Aufmerkſamkeit für einen Moment zu feſſeln; ich bitte Sie dringend darum!“

„Eh bien!“ lächelte die Gräfin, indem ſie ſich wieder aufrichtete; „ich weiß überhaupt nicht, ob mein Wagen ſo pünktlich vorfahren wird, da ich nicht glaubte, daß wir unſere Probe ſo raſch beenden würden — wahrlich, wir haben erſt halb ſieben Uhr.“

Ein paar Damen kamen jetzt auf ſie zu, um ſich bei ihr zu verabſchieden; eine von dieſen hatte ein paarmal kleine Irrungen beim Vorleſen verurſacht.

„Nun, meine liebe Conſtance, lernen Sie brav,“ ſagte die Gräfin, „daß Sie uns am nächſten Freitag nicht ſtecken bleiben — George würde unglücklich ſein.“

„Gewiß, Frau Gräfin, ich werde recht fleißig lernen,“ ſagte das junge Mädchen tief erröthend, — „ich habe mich heute ſo geſchämt.“

„Weshalb geſchämt? Wir ſind keine Schauſpieler, liebes Kind, und die Sache iſt nicht halb ſo wichtig, wie ſie George macht,“ lächelte die Gräfin. „Sorgen Sie ſich nur deshalb nicht, es wird ſchon Alles gut gehen.“

Wagen nach Wagen fuhr vor; nur der der Gräfin Monford war noch nicht darunter, und George hatte ſich ſchon vorher verabſchiedet, um noch Einiges zu beſorgen und dann Paula abzuholen. Jetzt nahmen die Letzten Abſchied.

„Die Gräfin Rottack wird mich noch kurze Zeit beherbergen müſſen,“ lächelte Gräfin Monford, als ſie den ſich ihr Empfehlenden die Hand reichte; „mein Kutſcher verſäumt wieder einmal die Zeit, es iſt kein Verlaß mehr auf die Leute.“

Helene war mit ihrer Mutter allein im Zimmer, aber ſie wagte nicht, ſie anzureden; es war ihr, als ob ihr die Luft zum Athmen fehlte, und ihr Herz ſchlug ſtürmiſch in der Bruſt. Auch die Gräfin ſprach nicht — hatte ein ähnliches Gefühl ſie erfaßt? Ihre Züge verriethen nichts davon, und waren kalt und unerforſchlich, wie immer.

Felix, der die Damen an den Wagen geleitet hatte, konnte ſich denken, in welcher Stimmung ſeine arme Gattin ſich befinden würde, und flog raſch zurück.

„Ich bin für Niemanden jetzt zu ſprechen,“ rief er dem Bedienten im Vorzimmer noch zu, „für Niemanden, verſtehen Sie?“

„Sehr wohl, Herr Graf.“

„Und nun Ihre Mittheilung, Herr Graf,“ ſagte Gräfin Monford, als er das Zimmer wieder betrat; „Sie haben den Zeitpunkt jedenfalls glücklich gewählt. — Ich — ich weiß nicht, ob Ihre Frau Gemahlin davon unterrichtet iſt.“

„Helene wird uns einen Augenblick verlaſſen,“ ſagte Felix, der, ſo keck er jeder ihn ſelbſt betreffenden Kataſtrophe entgegen gegangen wäre, doch hier fühlte, wie ihn ſein gewöhnlicher froher Muth, ſeine Zuverſicht verließ, wo es ſich um das Wohl und Wehe des ihm liebſten Weſens handelte und das Benehmen der Gräfin ſelber ihn mit immer mehr Angſt und der Ahnung eines unglücklichen Ausgangs erfüllte.

„Alſo unter vier Augen,“ ſagte die Gräfin kalt und faſt ſpöttiſch lächelnd, während Helene ſich mit einer Verbeugung in das Nebengemach zurückzog, ohne daß die Dame weiter Notiz von ihr genommen hätte: „Sie machen mich wirklich neugierig, Graf Rottack.“

Felix warf den Blick der Richtung zu, nach der ſich Helene gewandt; die Thür war verſchloſſen, und mit vor innerer Bewegung faſt unhörbarer Stimme ſagte er:

„Es iſt in der That etwas Wichtiges, um das es ſich hier handelt, Frau Gräfin, denn das

Glück des mir theuerſten Weſens auf der Welt, das Glück meiner Helene, hängt von dieſer Stunde ab!“

„Und ſtehe ich damit in Verbindung?“ ſagte die Gräfin kalt und ſtolz, indem ſie dabei feſt ſeinem Blick begegnete.

„Ja,“ ſagte Felix leiſe, aber entſchloſſen, denn er fühlte, daß jetzt die Zeit zum Handeln gekommen ſei und er jede andere Rückſicht bei Seite laſſen müſſe. „Bitte nehmen Sie Platz, Frau Gräfin, hören Sie mich geduldig nur wenige Minuten an, und dann — wenn Ihr eigenes Herz nicht jetzt ſchon für uns ſpricht — mögen Sie ſelber entſcheiden, ob die Sache — wichtig genug war, Ihre Zeit in Anſpruch zu nehmen.“

„So reden Sie,“ ſagte die Gräfin, indem ſie auf dem ihr gebotenen Fauteuil Platz nahm.

„Erinnern Sie ſich, Frau Gräfin,“ begann der junge Mann, während es ihm ſchwer wurde, die erſten Worte hervorzubringen, „daß ich Ihnen neulich in Ihrem eigenen Schloſſe ſagte, Helene ſei die Tochter der Gräfin Baulen, die ſich in der Provinz Santa Clara in Braſilien damals aufhielt, vielleicht noch da lebt?“

„Ich glaube, ja....“

„Sie glauben, ja?“ fuhr Felix fort, deſſen Pulſe jetzt raſcher an zu ſchlagen fingen. „Und — iſt Ihnen dann Helene weiter nichts, als die Tochter der Gräſin Baulen — oder jener Frau, die ſich dort in ihrem albernen Stolze Gräſin nennt?“

Die Gräſin hatte ihm mit einem marmorkalten Antlitz zugehört; nicht ein Zug deſſelben zuckte oder verrieth, was in ihr vorging, keine Wimper regte ſich. Felix kam es ſo vor, als ob ihre Wangen um einen Schatten bleicher geworden wären, aber das Licht der untergehenden Sonne konnte ihn täuſchen, und ruhig und regungslos verharrte ſie in ihrer Stellung und erwiederte auch noch kein Wort, als Felix ſchon eine Zeit lang geſchwiegen, als ob ſie erwartete, daß er noch einmal fortfahren würde. Endlich ſagte ſie mit ihrer abgemeſſenen, leidenſchaftsloſen Stimme:

„Herr Graf, Sie trauen mir in der That viel Discretion zu, daß Sie mir ſolcher Art die innerſten und zarteſten Geheimniſſe Ihrer Verwandtſchaft mittheilen: ich weiß nicht, ob Sie gut daran thun.“

„Frau Gräſin,“ rief Felix, „iſt es denn möglich, daß ein menſchliches Weſen ſolche Selbſtbeherrſchung zu üben vermag, wenn — aber jetzt kann es nichts helfen,“ unterbrach er ſich raſch, „wir verlieren die koſtbare Zeit hier mit einem Wortſpiel; Sie müſſen Alles wiſſen: ſo vernehmen Sie denn, daß Helene erſt vor unſerer Abreiſe von dort, vor unſerer Vermählung erfahren hat, wer ihre wirkliche Mutter iſt — daß ſie dabei fühlt, wie ſie nie von ihr anerkannt werden kann und wird, es auch nicht verlangt. Das Geheimniß ſoll bleiben, wie es bis jetzt geweſen, feſt und undurchdringlich und nie gebrochen von unſeren Lippen — aber Helenens Seele drängt nach dem Augenblick, wo ſie nur einmal an dem Herzen der Mutter liegen, nur einmal den theuren Namen nennen darf, den ſie bis jetzt nur von einem Weſen gekannt hat, das ſie nie geliebt. O, wenn Sie wüßten, was das arme Kind gelitten,“ fuhr der junge Mann lebendig fort, als die Gräfin ſchwieg und leiſe mit dem Kopf ſchüttelte — „wenn Sie ahnen könnten, wie es ſie mit allen Faſern des Herzens hieher gezogen, nur einmal die Kniee der Mutter umfaſſen und einmal ihr müdes Haupt an ihre Bruſt legen zu dürfen, Sie würden Mitleid mit ihr haben...!“

„Herr Graf, nicht weiter, wenn ich bitten darf,“ unterbrach ihn die Gräfin, „denn irgend ein Geheimniß liegt hier zu Grunde, das Sie im Begriff ſind, einer völlig unbetheiligten und demſelben fernſtehenden Perſon zu enthüllen. Hier muß ein Irrthum obwalten, und ich — will nicht weiter nachforſchen, in wie weit Sie mich ſelber da hineingezogen; daß es mir aber nicht angenehm ſein kann, werden Sie einſehen, und ich erſuche Sie deshalb, kein Wort mehr darüber zu verlieren."

„Kein Wort mehr davon?" wiederholte Rottack ſtaunend; „und iſt es möglich, daß — aber nein," unterbrach er ſich raſch, „Sie glauben ſicherlich, daß nur eine vage, unbeſtimmte Vermuthung mich zu dem Schritt getrieben. Sehen Sie her, Frau Gräfin — kennen Sie dieſen Brief? Kennen Sie die Handſchrift dieſer Zeilen? Dort liegt der andere Brief, den Sie heute Morgen die Güte hatten, meiner Frau mit der Anzeige Ihres heutigen Kommens zu ſenden — kennen Sie dieſen Brief?"

Die Gräfin hatte einen flüchtigen Blick über die Zeilen geworfen, und ſo rieſenſtark ſie bis jetzt Alles zurückgehalten, was ihre Seele bewegen oder auch nur in Miene oder Ausdruck ihr inneres Gefühl verrathen konnte — dieſer Beweis gegen ſie kam ihr zu raſch und unerwartet. Ihre Wangen erbleichten ſichtlich und die Hand, welche das Papier hielt, zitterte — aber nicht ſo lange, als ſie Zeit gebrauchte, den Brief zu leſen: ihre Stirn zog ſich in Falten; den kleinen, feingeſchnittenen Mund umzuckte Trotz und Aerger, und mit finſterm Blick, aber vollkommen feſter Stimme ſagte ſie:

„Alſo die Aehnlichkeit einer Handſchrift ſoll hier gemißbraucht werden...“

„Um Gottes willen, halten Sie ein, Frau Gräfin,“ rief Felix raſch und erſchreckt, „auch nur der Schatten eines ſolchen Argwohns wäre furchtbar! Dieſes Papier iſt der einzige Beweis auf der weiten Gotteswelt, den wir gegen Sie haben — ſehen Sie hier! — Noch während er ſprach, hatte er das Papier wieder aus ihrer Hand genommen und an einem auf dem Kaminſims ſtehenden Feuerzeuge ein Streichholz entzündet; er hielt den Brief darüber — er flackerte auf, und nachdem er ihn zwiſchen den Fingern hatte vollſtändig verbrennen laſſen, warf er die Aſche auf den leeren Roſt. — „Glauben Sie jetzt noch, daß hier von einem Mißbrauch die Rede ſein kann?“

Die Gräfin hatte ſich ebenfalls erhoben und ihr Blick haftete ſcharf und forſchend auf den edlen Zügen des jungen Mannes. Mit vollkommen wiedererlangter Faſſung regte ſich aber auch nicht eine Muskel ihres ſtarren Antlitzes, und ſie ſagte ruhig:

„Ich habe das nicht anders von Ihnen erwartet, Herr Graf. Die Handſchrift war allerdings täuſchend ähnlich; aber Sie werden auch fühlen, daß ein weiteres Geſpräch über dieſen Gegenſtand nur für beide Theile peinlich werden müßte. Ich glaube, mein Wagen iſt vorgefahren.“

„Mutter!“ ſagte da eine weiche, ſchmerzdurchbebte Stimme, und als die Frau faſt unwillkürlich den Kopf danach wandte, ſtand Helene, die Augen in Thränen gebadet, die Hände gefaltet, das Antlitz leichenbleich, auf der Schwelle.

Faſt unwillkürlich wandte ſich die Gräfin halb ab, als ob ſie den Platz raſch verlaſſen wolle; wenn das aber ihre Abſicht geweſen, ſo ſiegte doch ihr beſſeres Gefühl.

„Ihre Frau ſieht recht angegriffen aus, Herr Graf,“ ſagte ſie; „es thut mir leid, die unſchuldige Urſache einer ſolchen Täuſchung geweſen zu ſein, aber ich hoffe und wünſche nicht, daß das unſeren weiteren Verkehr ſtören möge. Es wird mich immer freuen, Sie Beide bei uns zu ſehen.“

Sie wollte fort, aber es war, als ob ſie nicht konnte, als ob ihre Füße ſelber am Boden wurzelten; und Helene kam auf ſie zu, langſam und wie ohne eigenen Willen, und ihre Hand faßte die der Gräfin und zog ſie an ihre Lippen, und ihre Kniee beugten ſich vor der ſtrengen, harten Frau. Aber ehe ſie dazu kam, hatte Gräfin Monford ihren Arm gefaßt, und ſich an Felix wendend, rief ſie:

„Ihre Frau iſt krank, Herr Graf, haben Sie Acht auf ſie — geiſtige Ueberreizung zieht manchmal ebenfalls nachtheilige Folgen nach ſich; erklären Sie ihr den Irrthum, das wird ſie beruhigen — ich werde morgen nachfragen laſſen, wie ſie die Nacht geſchlafen hat. Wie ſie zittert, die arme Frau — Sie dürfen ſich nicht ſo aufregen, liebes Kind — ich hoffe, daß wir uns recht bald wiederſehen, Herr Graf!“ Und ſich leicht, aber ſtolz verneigend, während Felix zu Helenen geſprungen war und ſie unterſtützt hatte, verließ ſie den Saal, ohne auch nur noch einmal den Blick zurückzuwenden.

Draußen hielt in der That der Wagen, den der Bediente auf des Grafen ſtrengen Befehl nicht anzumelden gewagt hatte. Wenige Minuten ſpäter hörten ſie das Knirſchen der Räder auf dem Gartenkies, und Helene, ihr Haupt an der Bruſt des Gatten bergend, rief leiſe und weinend:

„Verloren — auf immer verloren!“

4.

Vornehme Welt.

Gräfin Monford war draußen in ihren Wagen geſtiegen und hatte ſich nur mit dem einen kleinen Wort „Nach Hauſe!“ zu dem Bedienten, der den Schlag für ſie offen hielt, in die Ecke gelehnt. Die Pferde zogen an und der Kutſcher hielt draußen rechts ab, um das Gewirr der Schützenwieſe zu vermeiden. Es war heute der letzte Tag dieſes Volksfeſtes, und das Gedränge und Toben und Schreien auf dem Platz beſonders arg. Noch konnte er aber kaum dreihundert Schritt gefahren ſein, als er wieder einzügelte, und als die Gräfin, unzufrieden damit, den Kopf hob, erkannte ſie George, der dem Kutſcher ein Zeichen gegeben hatte, und den jungen Grafen Hubert zu Pferde, die rechts und links an der Droſchke hielten und ſie begrüßten.

„Aber, Mama, ſo lange biſt Du bei Rottack's geblieben?“ rief George, indem er ſein muthiges Pferd kaum zum Stehen brachte. „Nicht wahr, es ſind liebe Leute? Ich hatte eben nicht übel Luſt, mit Hubert einmal vorzureiten und ihn mit dem Grafen bekannt zu machen.“

„Ah, lieber Hubert, wie geht es Ihnen und Ihrer guten Mutter?“ ſagte die Gräfin, dem jungen Grafen Bolten freundlich zunickend — „thue das heute lieber nicht, George; die junge Gräfin hat heftige Kopfſchmerz bekommen, und ihr Mann wollte eben nach einem Arzt ſchicken.“

„Das bedauere ich in der That. Es wird doch nichts von Bedeutung ſein?“

„Migräne.“

„Fährſt Du direct nach Hauſe, Mama?“

„Ja; kommt nicht zu ſpät und laßt mich nicht ſo lange allein.“

„Nein, gewiß nicht; in einer halben Stunde hole ich Paula ab. Aber die Pferde wollen nicht länger ſtehen — Guten Abend!“

Die Gräfin nickte Beiden freundlich zu, und die Droſchke rollte weiter, während die jungen Leute ihre Pferde wieder wandten, um ihren Ritt zu beenden. Die Thiere waren aber durch das

Halten ungeduldig geworden, und Hubert's Fuchs beſonders, ein engliſcher Vollbluthengſt, ſtieg und tanzte auf den Hinterbeinen und konnte nur mit Mühe von ſeinem gerade auch nicht ſanftmüthigen Herrn gebändigt werden.

Eben hatte er ihn wieder feſt im Zügel, als ein armer Teufel, ein junger Burſch mit einem Schiebkarren voll Töpferwaaren, die er irgendwo zum Verkauf ausſtellen oder herumfahren wollte, auf der Straße herabkam und, durch das unruhige Pferd irre gemacht, nicht gleich wußte, nach welcher Seite er ausbiegen ſollte. Dadurch that er das Verkehrteſte: er blieb dicht vor dem raſtloſen Pferd mit dem hochgeladenen Karren halten, und als dieſes halb davor ſcheute und, von dem Zügel dabei geriſſen, auf die Seite und an den Karren hinantrat, klapperten die Töpfe, und das Pferd ſchlug erſchreckt danach und mitten in die zerbrechlichen Waaren hinein.

Der junge Graf riß es allerdings wieder herum; es begann aber ſein Tanzen jetzt von Neuem, und Hubert, irritirt, ſetzte ihm die Sporen ein, daß es wild zuſammen- und an dem Karren vorbeifuhr. Der Reiter aber, der es feſt im Zügel hatte, nun er an dem unglücklichen Topf-Fuhrmanne vorüberflog, hieb dieſen mit der Reitpeitſche über den Kopf und hatte dann alle Hände voll zu thun, daß der Hengſt nicht mitten in die Menſchen hinein mit ihm durchging. Die Leute hatten aber ſchon vor dem ſcheuen Pferde Platz genug gemacht, und ihm jetzt halb den Zügel laſſend, flog er mit ihm die Allee hinab.

„O mein Gott, meine Töpfe, mein Kopf!“ klagte indeß der arme Karrenführer, der im erſten Augenblick gar nicht wußte, was ihm weher that, der Hieb oder die Vernichtung ſeiner Waare.

Hubert's Reitknecht ſprengte an ihm vorüber, ſeinem Herrn nach. George aber, dem der arme Burſche leid that, zügelte ſein Pferd ein und hielt neben ihm.

„Wie groß iſt der Schade?“ rief er freundlich. „Ich mache es gut — der Herr da vorn konnte ſein Pferd nicht halten....“

„Ach, und wie hart er mich geſchlagen hat — ich war doch gewiß nicht Schuld daran!“

„Wie groß iſt der Schade, wie viel Töpfe ſind Dir zerbrochen? Sag' raſch, mein Junge, denn mein Pferd wird auch ungeduldig.“

„Ach, Du lieber Gott,“ klagte der arme Teufel, „ich weiß es ja nicht — gewiß über einen Thaler, und der große Topf da unten iſt auch entzwei!“

„Da,“ rief George, indem er in die Taſche griff und ihm ein Goldſtück hinüberwarf — „ſo behalte das andere als Schmerzensgeld! „und ehe ihm der Burſche danken konnte, ließ er ſeinem Thier den Zügel und trabte raſch die Allee hinab.

Um die Biegung derſelben hatte Hubert ſeinen Hengſt endlich wieder zum Stehen gebracht und erwartete ihn.

„Ob Einem das Lumpenvolk wohl je mit ſeinem Karren und Fuhrwerk ausweicht!“ rief er ihm entgegen — „ich denke, der wird aber das nächſte Mal vorſichtiger ſein!“

„Der arme Junge konnte nichts dafür, Hubert; Dein Hengſt nahm ja die ganze Straße ein — Du biſt zu raſch geweſen.“

„Ach was — der Hieb wird ihm gut thun, und ſeine Töpfe mag er ſich zuſammenleimen!“

George ſchwieg, und die beiden jungen Leute ſetzten jetzt, aus dem Menſchengewirr heraus, ihren Spazierritt ruhiger fort, bis ſie in die Nähe des Hauſes kamen, in dem Paula heute zum Beſuch war. George wollte dort abſteigen und mit ſeiner Schweſter zurückfahren.

Noch ehe ſie das Haus erreichten, kam Handor die Straße herunter und grüßte. George zügelte ſein Pferd ein.

„Reite voran, Hubert — ich habe mit dem Herrn dort etwas zu ſprechen.“

„Mit dem?“ ſagte Hubert verwundert — „das iſt ja der Schauſpieler …“

„Ja — Handor — ich komme gleich nach. — Hier, Karl, nimm mein Pferd, laß ihm aber den Zügel etwas weit; es geht ganz ruhig nebenher, und halte Dich nirgends mehr auf. Du reiteſt gerade nach Hauſe.“

„Sehr wohl, Herr Graf.“

Der Reitknecht griff den Zügel des Thieres auf, und George, der indeſſen abgeſtiegen war, ſchritt auf den ihn erwartenden Handor zu, dem er die Hand reichte und mit ihm langſam die Straße hinaufging.

Hubert, der ſich nicht denken konnte, was Graf Monford mit dem Schauſpieler zu verkehren habe, ſchüttelte den Kopf, trabte aber dann bis zu dem Thorweg des Hauſes, mit deſſen Inſaſſen er ebenfalls bekannt war, um dort wenigſtens Paula begrüßen zu können und George's Rückkehr zu erwarten. — —

Die kleine Zwiſchenſcene mit dem übermüthigen jungen Grafen und dem Töpferjungen hatte ſich gerade vor Pfeffer's Fenſter abgeſpielt.

Seine Schweſter war kränker geworden — möglich, daß die neuliche Aufregung mit dazu beigetragen hatte, aber der Arzt, welcher jetzt täglich und manchmal zweimal am Tage kam, hatte angeordnet, daß ihr Bett in die luftigere Stube geſchafft werden und ſie daſſelbe nicht verlaſſen ſollte. Auch verbot er jedes Rauchen im Zimmer; der ſcharfe Dampf that der Bruſt der Kranken weh.

Jeremias wich faſt nicht von ihrem Bett, und wenn er ausging, brachte er gewiß irgend etwas mit, von dem er glaubte, daß es ihren Zuſtand erleichtern oder ihr angenehm ſein könne — und wie Vieles gab es da, denn die bisherige Einrichtung der Familie war ja nur auf das Nothdürftigſte beſchränkt worden und hatte ſelten oder nie auf eine ſelbſt einfache Bequemlichkeit ausgedehnt werden können!

Und Jettchen ſah faſt noch kränker aus, als ihre Mutter, denn der Vater hatte ihr ſeine Unterredung mit Rebe erzählt, und wenn ſie ihm auch Recht geben mußte, wenn ſie auch fühlte, daß er gehandelt habe, wie er als ehrlicher und ſelbſtſtändiger Mann handeln ſollte, ſo konnte ſie ſich doch auch der Ueberzeugung nicht verſchließen, daß damit ihre letzte Hoffnung zerknickt und der Geliebte für ſie verloren ſei. — Und die Mutter fühlte das mit ihr, und deshalb beſonders war ihr Geiſt ſo niedergedrückt, der Körper ſo jeder Lebensthätigkeit beraubt worden, weil die Sorge um das liebe Kind ihr Herz und Sinn erfüllte.

Pfeffer ſelbſt war in einer ganz verzweifelten Stimmung. Die Angſt um die Schweſter, deren Zuſtand er vielleicht noch für viel bedenklicher hielt, als er wirklich war, litt ihn nicht in ſeinem Zimmer, und drüben durfte er nicht rauchen — Haß und Ingrimm erfüllten ihn dabei gegen ſeinen Director und die Urſache alles dieſes Unheils, den „aufgeblaſenen Handor“, wie er ihn nannte, ohne daß er irgend ein Mittel wußte, einem von ihnen beizukommen.

Hundertmal im Tage, nachdem er im Krankenzimmer auf und ab gelaufen war und die Kranke ordentlich nervös gemacht hatte, ſchoß er in ſeine Stube hinüber, griff eine Pfeife auf, ging damit zum Tabakskaſten, fand dort, daß ſie ſchon geſtopft ſei, und ſtellte ſie unwillig wieder bei Seite. Nachher fing er an ſeine Doſe zu ſuchen, die er aber in der ewigen Unruhe nie finden konnte und dadurch nur immer irritirter wurde.

Und dabei mußte er Komödie ſpielen, erſt den Schuſter im Lumpaci Vagabundus und dann, zwei Abende ſpäter, den Grafen in Aſchenbrödel — und daheim den Familienjammer; denn wenn er es ſich auch nicht merken ließ, ging ihm Jettchen's Herzenskummer faſt eben ſo nahe, wie der Schweſter Krankheit. Es war rein zum Tollwerden, und Pfeffer, der überhaupt nicht zu den geduldigſten Naturen gehörte, hätte heute Brunnen vergiften können.

Jetzt ſtand er wieder am Fenſter und ſah, wie die Reiter die Allee herabgeſprengt kamen, wie das Pferd des einen ſcheu wurde und dieſer den armen Teufel von Schiebkärrner mißhandelte. Und wie fing er da oben am Fenſter jetzt an zu ſchimpfen, und zwar laut hinaus und mit der geballten Fauſt nach der Allee hinüber drohend, daß Jeremias gar nicht wußte, was er hatte, und zu ihm trat.

„Nun ſeh' Einer das vornehme Geſindel an!" ſchrie er — „Sie Lump, Sie! Sie Baron, Sie Junge — na, wenn ich nur unten wäre!"

Uebrigens war es ſehr gut für ihn, daß er nicht unten war und überhaupt Niemand in der

Allee hören konnte, was er rief, denn jedes einzelne Wort hätte Anlaß zu einer Injurienklage geben können.

„Aber was haſt Du nur, Fürchtegott?“

„Was ich habe? Iſt es denn nicht zum Halsabſchneiden, wenn man zuſehen muß, wie dieſes übermüthige Geſindel den armen Arbeiter behandelt? — Haut ihn mit der Peitſche über den Kopf! Hätt' ich eine Flinte gehabt, vom Pferde hätt' ich den Cujon heruntergeſchoſſen!“

„Aber ſchrei' doch nicht ſo, die Schweſter ängſtigt ſich ja — ſie zittert ſo ſchon an allen Gliedern....“

„Und ich wohl nicht? — Aber vor Wuth!“

„Aber der Herr da unten giebt dem Mann ja Geld!“

„Der Andere war's — ſein ſauberer Compagnon — und das iſt nun die „bevorzugte Klaſſe,“ die höhere Schicht der Geſellſchaft; das ſind die Repräſentanten von Bildung und Intelligenz! Gott ſtraf' mich, wenn man nicht manchmal verrückt werden möchte, nur ein ſolches Komödienſpiel außer der Bühne anzuſehen!“

„Wer war es denn?“

„Kenn' ich die Laffen alle, die mit Glacéhandſchuhen und einem Titel und Orden in der

Welt herumlaufen? Irgend einer der Geſellſchaft, ob er nun Herr von ſo oder Herr von ſo heißt!“

„Aber, lieber Schwager, wir können die Welt nicht ändern....“

„Und wozu ſpielen wir denn Komödie?“ rief Pfeffer, immer noch in voller Wuth — „weshalb führen wir ihnen denn auf der Bühne immer auf's Neue ihre Albernheiten und Schwachheiten, ihren Stolz und Dünkel, ihre Sünden und Laſter vor, als um ſie zu beſſern? Aber Gott bewahre, da ſitzt das verſtockte Volk ſelber im erſten Range, hört und ſieht zu und applaudirt ſogar noch mit, wenn man ihnen mit Gift und Galle einmal ordentlich die Wahrheit gezeigt hat! — Aber Gott bewahre, das geht ſie ja nichts an, die Canaille, die da gemeint iſt, heißt ja Franz Moor oder Präſident ſo und ſo — das ſind ſie ja nicht — ſie ſind Cavaliere von reinem Blut und Stammbaum — Herrgott von Danzig!“ und ſeine Hausmütze auf's linke Ohr ſchiebend, rannte er aus dem Zimmer, zog ſich drüben an und lief dann direct hinaus in's Freie und weit in den Wald hinein, nur um ſeinem Aerger und Ingrimm Luft zu machen. — —

Handor war eben von ſeinem Spaziergang in die eigene Wohnung zurückgekehrt. Unten im Hauſe traf er auf den Theaterdiener, der gerade bei ihm geweſen war, aber wieder fort wollte, da er einen Geldbrief abzugeben hatte. Er nahm ihn mit hinauf in ſeine Stube, da er quittiren mußte.

Er wohnte in der Hauptſtraße in der erſten Etage eines nicht großen, aber ſehr freundlichen und netten Hauſes chambre garni. Die Einrichtung war elegant: Mahagoni-, mit rothem Plüſch gepolſterte Möbel, großer Spiegel in Goldrahmen, Kupferſtiche und Oelbilder an den Wänden. Bücher ſtanden nirgends. Nur auf dem Secretär lagen zwei oder drei ziemlich neue Bände und auf dem Tiſch ein paar illuſtrirte und fünf oder ſechs verſchiedene Theater-Zeitungen — einige von dieſen unter Kreuzband, wie ſie von der Poſt gekommen, und noch nicht einmal geöffnet.

„Bitte, lieber Peters, kommen Sie hier mit herein,“ ſagte Handor, indem er, von dem Theaterdiener gefolgt, voran in ſein Zimmer ſchritt und noch im Eintreten den Brief erbrach; „ich gebe Ihnen die Quittung gleich wieder mit. Hat der Director nichts weiter geſagt?“

„Geſtöhnt hat er,“ ſagte der Mann, indem er, obwohl ſchon in der offenen Thür, trotzdem noch gewiſſenhaft vorher anklopfte — „wie er immer thut, wenn er Geld hergeben ſoll. Zäh iſt er wie der Deubel.“

„Wenn er es nur hergiebt, Peters,“ lachte Handor, indem er die Banknoten nachzählte — „das iſt die Hauptſache.“

„Ja und er hat's doch, beim Deubel, nicht nöthig,“ bemerkte Peters,“ denn was für Einnahmen haben wir jetzt gehabt! Beim Lumpaci Vagabundus war das Haus gerappelte voll, und ebenſo beim Goldonkel und dem Aſchenbrödel, und daß neulich in der Iſagenia Niemand drin war — lieber Gott, das weiß er einmal, daß ihm in den Schäkobier ſeine Stücke Niemand 'nein will!“

„Das wäre nicht übel, Peters — der Hamlet nächſtens ſoll hoffentlich ein volles Haus machen.“

„Iſt der auch von dem?“

„Von Shakeſpeare? Gewiß!“

Peters zuckte die Achſeln und hielt mit ſeiner Meinung zurück. — „Sagen Sie 'mal, Herr Handor,“ fuhr er nach einer Weile fort, „iſt es denn wahr, daß Herr Rebe abgeht?“

„Ich glaube, ja; ich weiß es nicht, Peters,“

erwiederte Handor, die Noten noch einmal überzählend.

„Schade um das junge Blut," meinte der Theaterdiener, mit dem Kopf ſchüttelnd, „iſt ein recht ordentlicher Menſch — da hätten wir lieber den Nüßler fortſchicken ſollen, mit dem iſt's nichts, und er lernt nicht einmal. Ueber den ſollten Sie den Mauſer reden hören! Wenn der ihm ſeine Rollen nicht laut vorſchrie', gäb's jeden Abend ein Unglück!"

„Ja, mein lieber Peters, das ſind Sachen, die mich nichts angehen und um die ich mich nicht bekümmere. Alle Wetter, jetzt iſt mir die Dinte wieder eingetrocknet — ach, bitte, ſpringen Sie doch einmal zum Hausmann hinunter, daß der Ihnen ein wenig in das Dintenfaß gießt."

„Ih, laſſen Sie einmal ſehen," ſagte Peters, das Dintenfaß ſchräg gegen das Fenſter haltend, denn es dämmerte ſchon ſtark — „da gießen wir ein bischen Waſſer darauf und dann thut's es noch einmal."

„Ja, das wird gehen — da ſteht noch ein Reſt Rothwein, nehmen Sie etwas von dem."

„Würde mich der Sünde ſcheuen, Herr Handor," ſagte Peters, „die Gottesgabe in die Dinte zu gießen — der Wein erfreut das Menſchen Herz."

„Na, dann trinken Sie ihn und nehmen Waſſer,“ lachte Handor — „dort auf dem Schränkchen ſteht die Caraffe.“

‚Danke ſchön, wollen Beides beſorgen — es kommt nur immer auf die richtige Eintheilung an, wie ich unſerem Secretär wohl zehnmal im Tage ſage!“ Damit hatte er ſeine alte Mütze, die er auf der Straße immer keck auf dem linken Ohr trug, abgelegt und die Dinte in wenigen Minuten ſo verdünnt, daß Handor doch ſeinen Namen damit unterſchreiben konnte und ihm jetzt die Quittung reichte.

„Danke gehorſamſt. — Wollen wir den Wein wieder wegſtellen?“ ſagte dann Peters zurückhaltend.

„Den ſollten Sie ja trinken!“

„Der Wohlthätigkeit keine Schranken geſetzt, wie auf den Zetteln des Kirchenconcerts ſteht,“ bemerkte Peters, indem er ſich ſelber ein Glas herbeiholte, den Wein hineingoß und den Reſt auf einen Zug leerte. „Donnerwetter, das iſt guter Stoff, Herr Handor!“ fuhr er, ſich den Mund wiſchend, fort — „ſo etwas kommt eigentlich ſelten an einen Theaterdiener, immer nur Haßburger Dünnbier, mit Reſpect zu melden —

Fußbad, wie wir's in der „Krone“ nennen. Na, danke auch recht ſchön!“

„Und das für Botenlohn,“ ſagte Handor, indem er ihm ein Geldſtück in die Hand drückte.

„Auch noch?“ bemerkte Peters — „ja, da ſieht man gleich, was ein erſter Liebhaber iſt — ein erſter Tenoriſt zahlt nie ein Trinkgeld, wenn er Vorſchuß kriegt; ſie meinen immer, es käme zu oft und liefe zu viel in's Geld. Alſo 'pfehle mich Ihnen, Herr Handor — morgen haben Sie doch nichts zu thun, nicht wahr? Ach ſo, es iſt ja Oper — alſo vergnügten Abend — nun, mit dem kleinen Paketchen da kann man ſich ſchon einen vergnügten Abend machen, und es reicht auch ein Stück in die Nacht hinein.“

Und damit ſchoß der geſprächige Diener der Muſen wieder zur Thür hinaus, während Handor, der ſich indeſſen Licht angezündet hatte, den Brief des Directors mit den Augen überflog. Bei dem Abſchiedsgruß des Burſchen nickte er nur mit dem Kopfe.

Der Brief war kurz und lautete:

„Mein lieber Herr Handor! Es iſt eigentlich vollkommen gegen meine Grundſätze, irgend einem Mitglied zweimal im Monat Vorſchuß oder ſogar die erſt zum Erſten fällige Gage voraus zu zahlen. Ich will dieſes Mal eine Ausnahme machen, da der Erſte ja bald iſt, und um Sie auch bei guter Laune zu erhalten. Ich hoffe, Sie werden das anerkennen.

Ihr ergebenſter Krüger, Director.“

Noch während er las und ein leichtes, ſpöttiſches Lächeln über ſeine Züge blitzte, klopfte es ſtark an die Thür. Faſt unwillkürlich nahm er das Paket Banknoten, ſchob ſie in die Taſche und rief dann: „Herein!“

Der Anklopfende ließ ſich nicht lange bitten.

„Guten Abend, Herr Handor! Das freut mich ja ſehr, daß ich Sie endlich einmal zu Hauſe treffe — ich bin heute ſchon viermal da geweſen und immer umſonſt!“

„Ah, Meiſter Seilitz,“ ſagte Handor, der ſeine Augen mit der Hand gegen das Licht ſchützen mußte, um ihn zu erkennen — wenn er ihn nicht ſchon an der Stimme erkannt hatte, denn er ſchien eben nicht angenehm überraſcht von der Entdeckung, — „und was verſchafft mir die Ehre ihres fünfmaligen Beſuches?“

„Ja, mein beſter Herr Handor, Sie wiſſen ja wohl — die Rechnung. Dem Fabrikanten muß ich vierteljährlich ſeine Tuche bezahlen, die Geſellen wöchentlich, und ich bin nicht mehr im

Stand, die Auslagen zu beſtreiten, wenn mich meine Kunden ſo im Stiche laſſen. Ich möchte Sie dringend bitten, mir wenigſtens einen Theil meiner Rechnung abzubezahlen!"

„Mein guter Herr Seilitz," ſagte Handor lächelnd, „Sie wiſſen aber doch, daß ein Schauſpieler nie vor dem Erſten Geld hat, und mit dem beſten Willen wär' ich jetzt nicht im Stande—"

„Aber Sie erinnern ſich doch, Herr Handor, daß ich Ihnen das letzte Jahr hindurch regelmäßig am Erſten meine Aufwartung gemacht habe, und der Himmel weiß, wie es kommt, ich konnte nie den günſtigen Moment treffen, denn einmal kam ich eine Stunde zu früh und das andere Mal eine Stunde zu ſpät — aber es war immer nichts."

„Sie haben wirklich Unglück gehabt, Meiſter Seilitz," ſagte Handor, „aber diesmal ſoll Ihnen das nicht wieder ſo begegnen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir diesmal am Erſten meine Rechnung abſchließen — vielleicht noch früher."

„Ich würde Ihnen unendlich dankbar ſein, Herr Handor," ſagte der Schneidermeiſter, „und da es nur noch ein paar Tage bis zum Erſten ſind, ſo will ich auch nichts weiter dagegen ſagen. Dann aber müßte ich wirklich — ſo leid es mir thun ſollte — die Gerichte zu Hülfe rufen, denn ich kann nicht länger warten.“

„Nun, Meiſter Seilitz, wenn Sie mir auch nicht gerade gleich mit den Gerichten drohen…“

„Es thut mir wirklich leid, Herr Handor, denn ich behandle meine Kunden gern mit Achtung, aber…“

„Jetzt werden Sie doch ſo freundlich ſein und mich verlaſſen, Herr Seilitz,“ ſagte Handor, der auch anfing ärgerlich zu werden. „Wenn Sie bis zum Erſten Ihr Geld nicht haben, ſo thun Sie nachher, was Ihnen — angenehm iſt.“

„Sehr wohl, Herr Handor — Sie haben mir Ihr Wort gegeben, und ich verlaſſe mich darauf. Sie wiſſen, wenn ich Ihnen einmal etwas verſprochen, habe ich es auch gehalten.“

„Das haben Sie — alſo für den Augenblick…“

„Ich will Ihnen nicht länger läſtig fallen — am Erſten, Morgens zwiſchen zehn und eilf Uhr, werde ich mir wieder erlauben nachzufragen.“

„Sehr wohl, Herr Seilitz.“

„Guten Abend, Herr Handor.“

Handor ſtand, als ihn der Mann verließ, mit dem rechten Arm auf den Tiſch geſtützt, die Linke in der Taſche, in die er die Banknoten geſteckt, und blieb in der Stellung noch lange, nachdem ſein Gläubiger ſchon die Stube und das Haus verlaſſen hatte. Leiſe nickte er dabei mit dem Kopf und murmelte:

„Das geht nicht mehr länger ſo — das geht bei Gott nicht mehr! Das iſt ein Hundeleben, und keine Exiſtenz — aber bah," rief er, den Kopf zurückwerfend, daß ihm das lange, lockige Haar aus der Stirn flog, „ſteh' ich denn nicht am Vorabend großer Ereigniſſe? Bis zum Erſten? — Bis zum Erſten ſind die Würfel gefallen, und Sie bekommen Ihr Geld, Herr Seilitz, oder — Sie bekommen es nicht," ſetzte er gleichgiltig hinzu, ging zum Secretär, in dem er das eben vom Director erhaltene Geld, den Reſt ſeiner ganzen Gage für dieſen Monat, verſchloß und den Schlüſſel in die Taſche ſteckte. Dann klingelte er und nahm Hut und Mantel um, blieb aber noch mitten in der Stube, ſo fertig angezogen zum Ausgehen, ſtehen, bis die Thür aufging und ſein kleiner Laufburſche, der aber eine dünne Goldlitze als Anſatz einer Livrée um den Rockkragen trug, in der Thür erſchien.

„Ich gehe aus, Fritz."

„Sehr wohl, Herr Handor."

„Weißt Du, wohin ich gehe?"

„In die „Hölle“, Herr Handor.“

„Allerdings, mein Burſche — wenn Dich aber Jemand danach fragen ſollte?“

„Bis dahin werd' ich's wohl wieder vergeſſen haben, Herr Handor.“

„Gute Nacht, mein Burſche,“ ſagte der junge Mann, ihm mit dem Kopf zunickend, und ſtieg langſam und leiſe vor ſich hin pfeifend die Treppe hinunter.

5.

Feſtvorkehrungen.

Die nächſten Tage brachten in Haßburg nicht viel Neues. Jahrmarkt und Vogelſchießen waren vorbei, und die gewöhnliche Erſchlaffung nach allen ſolchen wochenlang dauernden Aufregungen trat ein. Nur die Haßburger Jugend amüſirte ſich noch eine Zeit lang auf dem Platz, wo die Buden geſtanden hatten oder vielmehr noch ſtanden und eben abgeriſſen wurden, um einen Blick in die oft ſehnſüchtig, jedenfalls neugierig umlagerten Heiligthümer zu gewinnen. Und wie oft wurde dieſe Ausdauer mit Erfolg gekrönt, denn jetzt lag den Beſitzern ja doch nichts mehr daran, ihre Sehenswürdigkeiten jedem ſterblichen Auge verborgen zu halten. Die Zeit war um, in der ſie vom Magiſtrat conceſſionirt geweſen, Geld für das Anſchauen derſelben zu nehmen;

von denen, die hier umherſtanden, zahlte ihnen doch keiner mehr Entrée, und das „Aufladen“ wurde ziemlich öffentlich betrieben.

Nicht geringe Schwierigkeiten bot es dabei der wißbegierigen Jugend, um heute im Sonnenlicht und in Alltagskleidern die verſchiedenen Perſönlichkeiten wieder herauszufinden, deren Leiſtungen ſie vielleicht noch geſtern Abend bei dem Licht einer Anzahl von Oellampen und im bunten, phantaſtiſchen Flitterputz bewundert und angeſtaunt hatten.

„Du, das iſt der, der geſtern Abend das Feuer gefreſſen hat und ſich den Degen bis in den Magen ſtieß,“ rief einer der Jungen ſeinem Nachbar zu, indem er ihm den Ellbogen in die Seite rannte.

„Ach, dummer Junge, der doch nicht in der grünen Jacke!“

„Der mit der langen Troddel an der Mütze, gewiß; ich ſag’ Dir, ich kenn’ ihn. Geſtern hatt’ er ’nen rothen Kittel an. Siehſt Du, jetzt macht er’s gerade ſo wieder, wie geſtern mit dem linken Bein — das iſt er.“

„Und Du, das iſt das kleine Mädchen, das auf dem Seil tanzte — na, ſieht die aber heute aus!“

Die Jungen hatten in ihrer Unſchuld recht. Die beiden bezeichneten Individuen glichen heute Morgen auch nicht im entfernteſten ihrem geſtrigen Ich und ſahen ruppig genug aus. Der Mann ging in großcarrirten Hoſen, trug eine geſtickte Mütze mit einer wohl eine halbe Elle langen Trodbel von unechter Quaſte, und war in eine grüne, abgeſchabte Pekeſche gekleidet. Das Mädchen trug einen zerfetzten Kattunrock und darüber ein altſeidenes, von Fettflecken ſtarrendes Tuch — und wie unbeſchreiblich prächtig waren ſie ihnen geſtern dagegen erſchienen!

Der Jugend blieb aber nicht lange Zeit, ſich mit dem Studium der verſchiedenen Charaktere zu befaſſen, denn Einer rief es in dieſem Augenblick dem Andern zu, daß die Thierbude ausgeräumt würde, und Alles drängte dorthin, um einen Blick auf die wilden Beſtien gratis zu bekommen.

Boshafter Weiſe hatten die Wärter allerdings die verſchiedenen Käſten mit Matten und alten Decken verhangen, ſo daß nichts frei blieb, als einige Affen und oſtindiſche Arras, die aber von keinem Intereſſe waren, da ſie den ganzen Markt über außen an der Bude der Schauluſt des Publikums preisgegeben geweſen. Hier und da rutſchte aber doch einmal ein oder der andere Vorhang bei Seite oder war nicht gut genug befeſtigt und glitt, das Innere des Käfigs enthüllend, nieder.

„Der Eisbär!“ ging dann der Ruf durch die ein Hurrah ausſtoßende Jugend. „Haſt Du ihn geſehen? Und das war der eine Löwe!“

„Ach bewahre, das war ein Leopard.“

„Ja, Du weißt's — ich habe den Schwanz und das ganze eine Hinterbein geſehen.“

„Du, da iſt der Seehund — hurrah!“ ſchrieen die Jungen, als das fragliche Thier, durch die ungewohnte Bewegung vielleicht, aus ſeinem Faß oder Kübel hinausſchnellte und von dem zuſpringenden Eigenthümer wieder zurück in ſein naſſes Element geworfen wurde.

Es gab ſo viel zu ſehen, das kleine Volk wußte gar nicht, wohin es ſich zuerſt wenden, was es zuerſt anſtaunen ſollte, und doch ſtarrte das nackte Elend faſt aus all' dieſen halbzerriſſenen Schaubuden dem Sonnenlicht entgegen. Bleiche, überwachte Geſichter, ſchlecht und ärmlich gekleidete, aber trotzdem mit unechtem Schmuck bedeckte Geſtalten, widerliche rohe Kerle, die brennende Cigarre im Mund; abgelebte, verdroſſene Frauen oder freche Dirnen, die mit den

Vorbeipaſſirenden ihre nichts weniger als zarten Scherze trieben. Und dabei hämmerten die Zimmerleute, warfen die Dächer der Buden hinab, wo die bisherigen Inhaber derſelben ſie noch nicht einmal vollſtändig geräumt hatten, und allerlei wunderliches Fuhrwerk hielt dabei mitten zwiſchen den verſchiedenen Haufen von „Künſtlern,“ Kindern, Hunden, Ponies und Affen, um ihre bunte Fracht aufzunehmen und dann einen andern Platz, eine andere Stadt zu ſuchen, wo ſie ihr trauriges Geſchäft fortſetzen und ihr Leben friſten konnten.

Und wie froh waren die Inſaſſen der benachbarten Häuſer, daß dieſes wüſte Toben und Treiben, dem ſie eine volle Woche hatten ſtill halten müſſen, nun doch endlich einmal ſeinen Abſchluß gefunden! Wie weggefegt waren die Drehorgelſpieler und Mordgeſchichten-Ausſchreier, die Fleckenreinigungs- und Glasdiamanten-Männer, die blinden Bergwerksbeſitzer und Luftballon-Jungen. Kein Kameel drückte mehr der nordiſchen Promenade ſeine Fährten ein, kein Bärenpaar balgte ſich unterwegs zum Entſetzen harmloſer Kindermädchen. Es war vorbei, das Vogelſchießen beendet, und die Stadt lag wieder ſtill und ruhig wie immer, die Bewohner derſelben gingen auf's Neue ihren gewohnten Beſchäftigungen nach.

Und doch bereitete ſich ſchon wieder eine neue Aufregung für die Stadt vor, die aber dieſes Mal nur in beſtimmten und bevorzugten Kreiſen blieb: die Ankunft des Erbprinzen, die am erſten Abend eine Feſtvorſtellung im Theater eröffnen und am zweiten ein Ball beſchließen ſollte, zu dem der größte Theil der haute volée und ſogar auch ſehr viele bürgerliche Familien geladen waren. Wie viele Hände ſetzt aber ein ſolcher Ball in Bewegung, denn was für eine Maſſe von Putz und Staat wird für einen ſolchen Abend aufgeſpart und zur Schau geſtellt, und wie viel unſagbare Mühe koſtet es, bis alle die nothwendigen Ingredienzen, vom weißen Atlasſchuh hinauf bis zum dominirenden Haarſchmuck, ausgewählt, geprüft, verworfen, verändert und endlich für brauchbar befunden, zuſammengetragen und zur wirklichen Benutzung hergeſtellt ſind!

Und wie wird da geſchneidert und geſtärkt, gewaſchen, aufgeputzt und abgemeſſen, und was für große Berathungen finden — bei geſchloſſenen Thüren und im Corſette — ſtatt, und mit welcher Wichtigkeit wird das Alles betrieben, als ob das Wohl der einzelnen Familienglieder davon abhange — und wie wünſchen ſich die Töchter, daß der Abend ſchon da — und Vater und Mutter, daß er erſt vorüber wäre!

Dieſer Haſt des Zuſammenbauens ſtand aber das Theater nicht nach, denn es hatte ſich herausgeſtellt, daß „Hamlet“ als Feſtvorſtellung nicht genügen würde. Der junge Prinz — oder der alte Hofmeiſter vielleicht — liebte nämlich auch Ballet, und da es ſich doch nicht gut in den „Hamlet“ einlegen ließ (obgleich einige Directoren doch vielleicht einen Geiſtertanz in der Kirchhofsſcene möglich gemacht haben würden), ſo war beſchloſſen worden, in den Zwiſchenacten, und zwar nach dem erſten und dritten Act, eine beſonders zu dem Zweck herbeigerufene Balletgröße ſpringen zu laſſen.

Das gab jetzt Proben. Der Theaterdiener kam gar nicht mehr von den Füßen, ausgenommen wenn er unterwegs einmal aus Verſehen in ein Bierhaus hineinfiel, wo er dann wunderbarer Weiſe faſt jedes Mal den Souffleur Mauſer traf. Dieſer benutzte nämlich die verſchiedenen Zwiſchenpauſen auf das geſchickteſte, um ſowohl ſeinen Durſt wie Aerger mit einem oder verſchiedenen Gläſern Bier hinunter zu waſchen.

Jede Probe und Vorſtellung erfüllte ihn aber auch mit neuem Gift, denn er konnte noch immer nicht die Zeit vergeſſen, wo er ſelber da oben auf den Brettern geſtanden und ſeiner Lunge freien Lauf gelaſſen hatte. Aber es war nicht gegangen — Chicane natürlich arbeitete dagegen an: das Publikum zeigte ſich in den ernſteſten Scenen heiter, und der Director behauptete, daß er ſeine Rollen zu Schanden ſchriee. Da wurde er aus Rache Souffleur, und der Ingrimm kochte mit ihm im Kaſten drin.

Und heute erſt — heute war der Erbprinz angekommen, und Alles drängte auf den Straßen zuſammen, um ihn vorüberfahren zu ſehen; nur in den düſteren Theaterräumen hatte man keine Zeit dazu, denn dort wurde die Generalprobe für den heutigen Abend abgehalten, und Handor wußte kein Wort mehr von ſeiner Rolle.

Zehnmal wenigſtens mußte er den „Hamlet" ſchon geſpielt haben, aber ſo zerſtreut wie heute war der unglückſelige Menſch noch in ſeinem ganzen Leben nicht geweſen, und Mauſer hätte ihn erwürgen können.

Der Director ſelber ging in Todesangſt hinten auf der Bühne auf und ab, denn Handor ließ ſich nie etwas ſagen und war im Stande, wenn er irgendwie geärgert wurde, heute Abend ſtatt ſeiner Garderobe ein ärztliches Zeugniß auf die Bühne zu ſchicken, daß er nicht ſpielen könne. Er wollte wie ein rohes Ei behandelt werden, und wenn er heute ſtecken blieb — und nach der Generalprobe mußte er ſtecken bleiben —: der Director trug eine Perrücke, aber er hätte ſich mögen die Haare ausreißen.

Rebe hatte die Rolle des Güldenſtern, und in der Scene mit ihm und Roſenkranz wußte Handor in der That kein einziges Wort mehr; er mußte vor dem Souffleurkaſten ſtehen bleiben und dem Souffleur nur eben nachſprechen, was er ihm vorſagte. Es war eine peinliche Situation für die übrigen Schauſpieler, und nach der Scene, als Handor in das Converſationszimmer ging, wo er eine Flaſche Wein ſtehen hatte, folgte ihm der Director.

„Mein beſter Herr Handor!“

„Herr Director?“

„Nicht wahr, Sie memoriren heute noch tüchtig? Es — es haperte ein wenig; denn wenn wir uns heute Abend blamiren ſollten ...“

„Glauben Sie, daß ich mich blamiren werde, Herr Director?“ ſagte Handor.

„Sie — o Gott, nein, gewiß nicht, lieber

Handor! Aber ſchon ein Zögern im Dialog — der Erbprinz kennt den „Hamlet“ durch und durch, und Sie können ſich doch denken, daß ich eine Art von Stolz darein ſetzen würde, wenn Sie ihn ſo recht packten und hinriſſen!“

„Haben Sie keine Furcht,“ ſagte Handor gleichgiltig — „ich — bin heute Morgen etwas zerſtreut — ich erhielt gerade vor der Probe einen unangenehmen Brief — die Todesnachricht eines Verwandten; ich kann meine Rolle, Sie werden heute Abend ſehen.“

„Das gebe Gott!“ ſagte der geplagte Director mit einem recht aus tiefſter Bruſt herausgeholten Seufzer; „Sie wiſſen ja auch, Herr Handor, daß ich Ihnen überall gern gefällig bin, wo ich nur irgend kann.“

„Ich weiß es, mein lieber Director; Sie werden heute Abend keine Urſache haben, ſich über mich zu beklagen. Mauſer ſoll mir kein einziges Wort ſouffliren.“

„Mein lieber Herr Handor!“

„Gewiß, mein beſter Director; kommen Sie, nehmen Sie ein Glas Wein mit mir. Mir iſt die Kehle wie ausgebrannt.“

„Ja, mir auch,“ ſtöhnte der Director, indem er der Einladung Folge leiſtete, „und hier wollen wir auf eine gute und zuſammengreifende Vorſtellung anſtoßen — Hamlet lebe!"

„Hamlet der Däne lebe," lachte Handor, „wenn Sie ihn auch heute Abend umbringen laſſen!"

„Ach, Du lieber Gott, wenn nur der Abend erſt vorüber wäre!" ſagte der Director, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn und griff dann ſeinen Strohhut auf, um nach Hauſe zu gehen. —

Draußen im Schloſſe des Grafen Monford ging es faſt noch unruhiger zu, als im Theater, denn einige dreißig Gäſte waren auf heute Abend angeſagt, und die Vorbereitungen dazu wurden im großartigſten Maßſtabe getroffen.

Allerdings genirte den Grafen die Feſtvorſtellung im Theater, und er würde die Verlobung ſeiner einzigen Tochter gern verlegt haben, wenn ſich nicht gerade an dieſen Tag eine beſondere Erinnerung knüpfte. Aber eben heute vor achtundzwanzig Jahren hatte er ſich mit ſeiner eigenen Frau verlobt, und es war ſchon ſeit langer Zeit ſein Lieblingswunſch geweſen, Paula's und ſpäter George's Verlobung an dem nämlichen Tag zu feiern. Selbſt die Ankunft des

Erbprinzen konnte deshalb keine Aenderung in ſeinem urſprünglichen Plan hervorrufen, hätte er ſich ſelbſt mit dem regierenden Hauſe beſſer geſtanden, als er wirklich ſtand. Aber das war eine alte Geſchichte, und der regierende Herr ihm einmal in einer Rangſache zu nahe getreten, was ihm Graf Monford nie vergab; weshalb alſo ſollte er jetzt auch Rückſicht auf den Thronfolger nehmen! Es geſchah ihm ganz recht, wenn er den erſten Rang nur ſpärlich beſetzt fand, denn die Herrſchaften hatten den Adel überhaupt vernachläſſigt und mochten es ſich ſelber zuſchreiben, wenn der Adel ein Gleiches mit ihnen that.

Um ſo mehr fühlte ſich aber der Graf Monford dafür verpflichtet, heute jeden Glanz zu entfalten, den ſein Haus bot, und während das ganze Schloß von oben bis unten in einen blühenden Garten verwandelt worden war, brach die Tafel faſt unter der Laſt des Silbers, die ſie zu tragen hatte, und immer noch ſchleppten die Diener Kiſten und Ballen herbei, deren Inhalt die hier ſchon ausgeſtreute Pracht vermehren ſollte. Dadurch aber glich das Haus trotz der Blumen und der ausgeſtellten Herrlichkeit mehr einer Packkammer, als einer Feſthalle.

Graf George war den ganzen Tag abweſend, denn er hatte in der Stadt alle Hände voll mit der Inſceneſetzung ſeines Stückes zu thun, welche auf der Privatbühne einer andern befreundeten Familie in Haßburg ſtattfand. Wie erſchrak er freilich, als er hörte, daß die junge Gräfin Rottack gleich nach der Leſeprobe unwohl geworden ſei und einen ganzen Tag das Bett hüten mußte. Er fürchtete ſchon einen neuen Schlag für ſein Theater. Glücklicher Weiſe war es aber nur ein leichtes Unwohlſein geweſen, und ſie fühlte ſich ſchon am nächſten Morgen wieder wohl genug, die einmal übernommene Pflicht auch zu erfüllen.

Aber wie viel gab es für den armen jungen, daran gar nicht gewöhnten Grafen noch dabei zu thun, und wie geheimnißvoll mußte das Alles betrieben werden! Was für Mühe hatte es außerdem gekoſtet, das kleine, ſchon lange nicht mehr benutzte Privattheater im Schloſſe ſelber wieder in Stand zu ſetzen, ohne daß Paula etwas davon merkte — und nur der geringſte Verdacht würde ja die ganze Ueberraſchung zerſtört haben. Paula ſchien ihm aber dabei ordentlich ſelber in die Hände zu arbeiten, denn ſie ſah nichts von Allem, was um ſie her vorging, und war nie zufriedener, als wenn ſie ungeſtört und allein in ihrem Zimmer bleiben oder im Garten auf und ab gehen konnte.

Recht bleich und angegriffen ſah ſie aus, das konnte ſelbſt dem jungen, leichtherzigen Grafen nicht entgehen, und er hatte ſie oft gefragt, ob ſie ſich unwohl fühle, aber immer eine entſchieden verneinende Antwort erhalten. Sollte ſie ſich wirklich in der Verbindung unglücklich fühlen? Aber Hubert war ſolch ein herzensguter und tüchtiger Menſch, ſie mußte glücklich an ſeiner Seite werden, noch dazu, wenn ſie ſah, wie glücklich ſie die Eltern dadurch machte. Das gab ſich auch gewiß ſchon nach den erſten Tagen: nur das Neue der Situation, nur der Gedanke, in ein vollkommen fremdes Leben ſelbſtſtändig einzutreten, machte ſie jetzt ſo befangen und zerſtreut und raubte ihren Wangen die ſonſt ſo blühende Farbe, ihren Augen den gewohnten freundlichen Glanz. Damit beruhigte ſich George vollkommen, und hatte auch in der That jetzt ſo viel und ſo Verſchiedenes zu denken, daß er gar nicht recht zur Beſinnung kommen konnte. Die Schweſter hätte ihm auch wirklich gar keinen größeren Gefallen thun können, als daß ſie ſich ſtill und abgeſchloſſen hielt.

Paula war in der Zeit viel im Garten und ihr liebſter Spaziergang der nach dem alten Thurm, wo ſie Stunden lang allein und träumend ſaß und nach den fernen Bergen hinüberſchaute. War ſie doch auch jetzt von ihrer Gouvernante oder Geſellſchafterin vollſtändig erlöſt, die ſich allerdings noch im Hauſe befand, aber alle Macht über ſie verloren hatte.

Graf Monford wollte, daß ſeine Tochter ſich frei und unabhängig fühlen lernen ſollte, ehe ſie das elterliche Haus verließ, und Paula dankte ihm das wenigſtens aus vollem Herzen.

Auch heute Morgen war das junge Mädchen erſt langſam auf der Terraſſe eine Zeit lang auf und ab und dann ihrer Lieblingsſtelle zugegangen, und George hatte mit Schmerzen auf den Augenblick gewartet, wo er ſie in den Büſchen verſchwinden ſah, denn eine neue Decoration, mit deren Anfertigung ſich der Maler verſpätet hatte, lag ſchon ſeit zwei Stunden im Hinterhalt und konnte nicht in das Schloß geſchafft werden, ſo lange er jeden Augenblick der Gefahr ausgeſetzt war, daß die Schweſter plötzlich aus ihrem Zimmer treten und ihm die ganze Freude ſtören möchte.

Jetzt war ſie fort, und eben wollte er den Befehl geben, die etwas unbehülflichen Verſetzſtücke raſch herbeizuſchaffen, als Mademoiſelle Beautemps auf dem Schauplatz erſchien. Daß die nicht ſchweigen konnte, wo ſie nur die Ahnung hatte, daß es ein Geheimniß galt, wußte er aus Erfahrung, und die mußte deshalb ebenfalls unter jeder Bedingung entfernt werden.

„Ah, Mademoiſelle,“ rief er ihr zu, „wo haben Sie denn geſteckt? Paula hat Sie ſchon ſeit einer Viertelſtunde geſucht.“

„Die Comteſſe mich?“ rief die Franzöſin, nicht ohne Grund erſtaunt; „das wäre wunderbar.“

„Ja gewiß, ſie iſt in den Garten gegangen, um Sie dort zu ſuchen. Im Park oder am alten Thurm werden Sie ſie finden.“

Mademoiſelle ſchüttelte mit dem Kopf, folgte aber doch der Weiſung und nahm ebenfalls die von Paula eingeſchlagene Richtung.

„So, nun aber raſch,“ lächte George fröhlich vor ſich hin; „tummelt Euch, Ihr Leute, in zehn Minuten muß Alles im Hauſe und hinter verſchloſſenen Thüren ſein, damit uns die Damen nicht wieder in den Weg kommen, denn das Fräulein wird bald wieder abgefertigt werden. Was Paula nur denken wird,“ ſchmunzelte er dann leiſe vor ſich hin, „daß ich ihr die alte

Franzöſin über den Hals ſchicke; aber heute Abend erzähl' ich ihr, weshalb."

Die Leute ſprangen mit gutem Willen zu, und die verſchiedenen Couliſſen und Verſetzſtücke wurden raſch in's Schloß und die Treppe hinauf gebracht. Nur der alte Jonas ſchüttelte den Kopf dazu, daß ſie auch noch gemalte Bäume in das Haus ſchleppten, wo er ſelber ſchon Alles in einen blühenden Wald verwandelt hatte, und ſchimpfte auf die ungeſchickten Träger, die ihm da und dort an den Ecken die aufgeſtellten Blumenſtöcke umgeworfen und ſogar ein paar Töpfe zerbrochen hatten. Nichts wie Aerger mit dem unnützen Volk, das nicht einmal eine Diſtel von einer Camellie unterſcheiden konnte und ſo rückſichtslos mit der einen wie mit der andern umging.

Mademoiſelle Beautemps wandelte indeſſen in majeſtätiſcher Haltung den Weg entlang, den vor ihr, leicht wie ein ſcheues Reh, Paula geſchlüpft war, und wunderte ſich im Stillen, was die Comteſſe von ihr haben wolle, da ſie ſich in der letzten Woche kaum mit einem Blick um ſie gekümmert hatte.

Ihre Stellung hier war überhaupt eine unhaltbare geworden, ſo ſtrenge Gewalt ſie auch bis noch vor ganz kurzer Zeit über die einzige Tochter des Hauſes ausgeübt. Der alte Graf ſelber mochte ſie dabei nicht leiden, wie ſie recht gut fühlte, und ſie war auch ſchon feſt entſchloſſen, nicht, wie es vorher beſtimmt, bis zur Vermählung der Comteſſe hier auszuhalten, ſondern gleich nach der Verlobung die Familie zu verlaſſen. Was ſollte ſie auch noch länger hier, wo ſie doch nichts mehr befehlen durfte und von keiner Seite geliebt, nur von der Gräfin ſelber noch gehalten wurde? Die Comteſſe haßte ſie ja doch, das wußte ſie genau, und das Gefühl war gegenſeitig.

Albernes, eigenwilliges Ding, vom Glück verzogen, von ihren Eltern und ihrer ganzen Umgebung verwöhnt, nur nicht von ihr — beim Himmel, nicht von ihr! Hatte ſie ſich nicht aufgeopfert für das alberne Geſchöpf und ſogar eine Stelle bei der Fürſtin Regitchow ausgeſchlagen, und welchen Dank dafür gehabt, als ſtummen Gehorſam und ein verdroſſenes Weſen? Und jetzt mußte ſie auch noch erleben, daß ſie die reichſte und beſte Partie im ganzen Lande machte und dann jedenfalls mit Stolz und Hochmuth auf ſie herabgeſehen hätte; dem wenigſtens wollte ſie entgehen, den Kelch ſich erſparen und morgen — ſie war feſt dazu entſchloſſen — ihre Stellung aufgeben und dann auch ohne Weiteres Haßburg verlaſſen.

Mit dieſen Gedanken, die langen, mageren Arme vor ſich feſt in einander geſchlagen, die Brauen zuſammengezogen und die dünnen Lippen eingekniffen, ſchritt ſie vorwärts und erreichte jetzt, den Windungen des mit Büſchen beſetzten Weges folgend, das kleine Plateau, auf welchem der alte Thurm ſtand.

Von hier aus konnte ſie freilich noch nicht die ganze Terraſſe überblicken, wie ſie aber um den Thurm herumſchritt, ſah ſie Paula, die dort, den Ellbogen auf die niedere Mauer geſtützt, unter einer der Aloevaſen lehnte und einen kleinen, roſafarbenen Zettel in der Hand hielt, der ihre Aufmerkſamkeit ausſchließlich in Anſpruch zu nehmen ſchien. So vertieft war ſie in denſelben, daß ſie nicht einmal das Nahen der ſonſt ſo gefürchteten Gouvernante bemerkte, und erſt als ſie deren Schritt auf dem kniſternden Kies hörte, hob ſie raſch und erſchreckt den Kopf und knitterte zugleich das kleine Blatt wie unwillkürlich in ihrer Hand zuſammen.

„Mademoiſelle!“

„Gnädige Comteſſe ſind ſo angelegentlich be=

ſchäftigt, daß Sie mein Kommen nicht einmal gewahrten," ſagte die Franzöſin mit einer faſt ſpöttiſchen Höflichkeit, indem ihr Blick ſcharf und forſchend bald auf den Zügen des jungen Mädchens haftete, bald zu der Hand hinabflog, die noch immer das Blatt, aber jetzt verborgen hielt.

„Und weshalb ſchleichen Sie hinter mir drein?" ſagte Paula finſter, denn zum erſten Mal erhob ſich ihr Herz zum offenen Widerſtand gegen die ihr läſtige, widerliche Perſönlichkeit.

„Schleichen, gnädige Comteſſe?" lächelte die Mademoiſelle. „Wie ein Grenadier bin ich aufgetreten, aber Sie hörten und ſahen nicht. Es muß etwas ſehr Intereſſantes ſein, was Sie da ſtudirten."

„Und was wollen Sie?"

„Was ich will? Ich könnte Ihnen einfach ſagen, daß ich ſpaziren ginge, wie Sie," bemerkte die Gouvernante kalt; „aber Sie ſcheinen ſelbſt vergeſſen zu haben, daß Sie mich geſucht und nach mir verlangt. Graf George ſchickt mich zu Ihnen."

„Mein Bruder? Sie zu mir? Und weshalb, wenn ich fragen darf?"

„Ich ſage Ihnen ja, daß er behauptet, Sie hätten mich geſucht."

„Das iſt denn ein Irrthum,“ erwiederte die Comteſſe kalt, drehte ſich ab und lehnte ſich wieder auf die Terraſſenmauer, ohne ihre frühere Gouvernante weiter eines Blickes oder einer Antwort zu würdigen.

Die Franzöſin faßte ihre Unterlippe mit den Zähnen, und einen Augenblick war es faſt, als ob ſie ihrer Gereiztheit über ſolche augenſcheinliche Mißachtung Worte leihen wolle; aber ſie hatte das Terrain verloren. Ein Zank mit der jetzt gefeierten jungen Herrin konnte ihr nur ſchaden, und ſich auf dem Abſatz herumdrehend, ſchritt ſie ſchweigend, aber in wahrlich nicht beſſerer Laune den Weg zurück, den ſie vorher gekommen, und erreichte das Schloß eben wieder, als Jonas, leiſe dabei vor ſich hinmurmelnd, die umgeworfenen Blumentöpfe auf's Neue ordnete. — —

Oben im Park, der Stelle gerade gegenüber, wo der Maulwurfsfänger an jenem Morgen ſeinem heimlichen Angeln oblag, kniete jetzt der nämliche Mann mitten auf der Wieſe und war eifrig bemüht, die dort gefangenen Maulwürfe an ihrer Drahtſchlinge aufzuheben, die Fallen wieder zu ſtellen und die ertappten Uebelthäter an einer ſchwanken Ruthe aufzuhängen. Neben ihm ſaß ſein Spitz.

Unten vom Drahtzaun her kam der Förſter, die Flinte auf dem Rücken, den geſcheckten Jagdhund neben ſich. Wie er die freie Wieſe betrat, bemerkte er augenblicklich die dort kauernde dunkle Geſtalt des Mannes, und ſchritt quer über den Raſen auf den Burſchen zu.

Der Spitz knurrte, ſowie der Förſter ſeine Richtung änderte, und Fritz ſah erſt ſeinen Hund an und dann nach der Gegend hinüber, die dieſer andeutete.

„Ruhig, Spitz,“ ſagte er aber, wie er nur die Geſtalt erkannt hatte; „der thut uns hier nichts und muß höchſtens mit langer Naſe wieder abziehen. Kommt mir gerade recht und bin eben in der Stimmung, ihm Audienz zu ertheilen.“

Ohne den Nahenden auch nur ſo weit zu beachten, den Kopf noch einmal nach ihm umzudrehen, fuhr er in ſeiner Arbeit fort; aber der Spitz knurrte ſtärker, denn der Jagdhund genirte ihn, und er rückte auch etwas näher zu ſeinem Herrn, als er bis jetzt geſeſſen.

Er und der Jagdhund ſchienen auch in der That keine großen Freunde zu ſein, als ob ſie die Antipathie theilten, die ihre beiden Herren gegen einander empfanden. Caro, wie der Hund des Jägers hieß, kam mit geſträubten Haaren und hochgehobenem Schwanze, an dem auch nicht die geringſte Spur von Wedeln ſichtbar war, langſam näher; er knurrte freilich nicht, aber ſeine oberen Lefzen zogen ſich zuſammen, daß die blanken und ſcharfen Zähne ſichtbar wurden, und er ſah den kleinen Köter dabei von der Seite mit einem Blick an, als ob er nur einen leiſen Wink ſeines Herrn erwartete, um mit einem Sprung über den Eindringling herzufallen.

Der Spitz ſchien ſich übrigens gar nicht ſo ſehr vor dem ihm an Stärke vielleicht viermal überlegenen Gegner zu fürchten. Den Rücken deckte er freilich dicht an ſeinem Herrn, dort aber hielt er auch Stand und wies dem großen Hunde die Zähne ſo lebhaft und kampfesmuthig und hob ſein kleines Schwänzchen ſo keck und herausfordernd empor, daß man ihm anſah, er würde einem Angriff von der andern Seite keinen Zollbreit ohne Gegenwehr weichen.

„Na, mein Burſch, was treibſt Du hier wieder?“ redete der jetzt dicht herangekommene Förſter den Maulwurfsfänger mit eben nicht freundlicher Stimme an. „Eine Woche faſt biſt Du ausgeblieben, und ich hatte ſchon im Stillen gehofft, daß wir Dich los wären; Du ſcheinſt aber zäher zu ſein, als Deine Maulwürfe."

„Ein freundliches Waidmannsheil wäre wohl ein beſſerer Gruß für einen Collegen geweſen, Herr Förſter," lächelte der Angeredete ſpöttiſch vor ſich hin, „aber manche Menſchen verſtehen es nicht beſſer. Und wo ich geweſen bin? Auf einem andern Revier, Herr College, um dem Raubzeug nachzuſtellen, denn wenn ich von der Monford'ſchen Beſitzung allein leben ſollte, möcht' ich in der Woche wohl kaum ein Stück Fleiſch in den Topf bekommen, und am Sonntag erſt gar nicht."

„Und wie haben die Faſanen geſchmeckt?" fragte der Forſtmann tückiſch.

„Na, wenn's auch gerade keine Faſanen ſind," erwiederte gleichgiltig der alte, ſchlaue Burſche, der nicht auf ſolche Weiſe zu fangen war, „ſo iſt's doch wenigſtens ein geſundes Stück Rindfleiſch oder eine Bratwurſt. Uebrigens thun Sie mir die Liebe und halten Sie Ihren Hund zurück, denn wenn er mit meinem Spitz anbindet, ſtehe ich Ihnen für nichts. Der verwünſchte Köter hat mir erſt geſtern einen Metzgerhund todtgebiſſen."

„Das Ding da," lachte der Förſter verächtlich;

„wenn ich meinem Caro Ein Wort ſage, frißt er ihn mit Haut und Haaren!“

„Möchte eine verwünſcht theure Mahlzeit werden!“ erwiederte trocken der Maulwurfsfänger, indem er ſeine letzte Beute an der Ruthe befeſtigte; „aber wo wollen Sie hin, Herr Förſter?“

„Wenn Dich Jemand darum fragen ſollte, mein Burſche,“ erwiederte der Forſtmann, „ſo ſag' ihm nur einfach, Du wüßteſt es nicht — verſtanden?“

„Sehr wohl, Herr Förſter,“ lächelte der Mann, „werd' es ausrichten. Haben Sie vielleicht ſonſt noch etwas zu beſtellen?“

„Komm, Caro,“ ſagte der Jäger, „das iſt keine Geſellſchaft für uns. Uebrigens,“ fuhr er fort, ſich nochmals nach dem Mann umbrehend, „erwiſche ich Dich noch einmal Nachts zwiſchen meinen Faſanen, mein Burſche — und daß ich Dir jetzt aufpaſſe, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, — ſo will ich von Gott verdammt ſein, wenn ich Dir nicht die Jacke voll Schrot ſchieße — und nun Gott befohlen!“

„Gott befohlen, Herr Förſter, und viel Glück zur Jagd!“ lächelte ihm der Alte ſtillvergnügt nach.

Der Förſter murmelte einen gotteslästerlichen

Fluch in den Bart, wußte aber, daß er mit Reden doch nichts bei dem da ausrichtete, und ſchritt ſo hochbeinig fort, wie ſein Hund, der ſich alle mögliche Mühe gab, dem verhaßten Spitz durch ärgerliche Stellung begreiflich zu machen, daß ſein Rückzug kein freiwilliger wäre und er eben nur ſeinem Herrn folgen müſſe.

Der Maulwurfsfänger nahm aber gar keine weitere Notiz von ihm, und wie er ſich erſt überzeugt hatte, daß der Waidmann wirklich eine andere Richtung eingeſchlagen, lachte er ſtill vor ſich hin und brummte:

„Alter Eſel, Du wärſt der Rechte, mich zu fangen! Mein Spitz hat mehr Grütze im Kopfe, als Du, und wenn's mich nach Faſanen gelüſtete, holte ich mir heute Abend noch meinen Theil. 's iſt doch wunderbar in der Welt,“ ſetzte er dann hinzu, indem er ſtill mit dem Kopf ſchüttelte, „was unſer Herrgott in all' ſeinen verſchiedenen Fächern für Kerle herumlaufen hat. Wem er ein Amt giebt, giebt er auch Verſtand, ſagt man gewöhnlich; — ja Proſit! Wär' ich in Deiner Stelle und Du in meiner, alter Schneeſieber, verdammt will ich ſein, wenn Du mir auch nur eine Feder vom Platz holen ſollteſt, ohne daß ich Dich erwiſchte, und jetzt plündere ich dem albernen Strohkopf ſchon ein Vierteljahr lang in Waſſer, Wald und Feld ſein Revier aus, ohne daß er auch mehr wie einen Verdacht hat, wer der Thäter iſt — Du wärſt mir der Rechte, mich zu fangen!“

„Hollah, Fritz, wie geht's?“ rief den Alten eine Stimme vom Weg herüber an, und als der Maulwurfsfänger raſch den Kopf nach ihm drehte — denn der Spitz hatte den Nahenden in ſeinem Aerger über den Caro gar nicht beachtet, — erkannte er einen von der Dienerſchaft, der mit einem Korb am Arme durch den Park ging und, als er den Maulwurfsfänger nicht weit aus ſeinem Weg ſah, ein Stück quer über die Wieſe hinüberſchritt, um ein paar Minuten mit ihm zu plaudern.

„Nun, Alter, wie geht's — immer ſo fleißig? Heute ſollteſt Du aber den Maulwürfen doch auch Frieden geben,“ redete er ihn an.

„Heute — ſo? Und wer giebt mir Frieden? Sollen's die Beſtien etwa beſſer haben, als ich?“

„Wer Dir Frieden giebt?“ lachte der Lakai; „komm nur heute Abend auf's Schloß, Du gehörſt ja doch gewiſſermaßen mit zu den Gutsleuten und kannſt da auf ein derb Stück Braten und eine Flaſche Wein ſicher rechnen.“

„Nun, weißt Du, Thomas," ſagte der Maulwurfsfänger, und ſein kleines graues Auge blitzte ordentlich wie in Stolz auf den betreßten Diener, „wenn ich einmal eine Flaſche Wein trinken will, ſo zahle ich ſie mir auch und brauche mich nachher bei Niemandem dafür zu bedanken."

„Jetzt blaſ' mir aber den Staub weg!" lachte der Lakai. „Na, wenn Unſereiner ſich nicht zu gut dafür dünkt und der Förſter ſelber herüber kommt, dann wirſt Du Dich doch auch wohl nicht wegwerfen, wenn Du mit von der Partie biſt!"

Es war faſt, als ob der Alte eine trotzige Antwort geben wolle; aber er verbiß die Worte und benutzte die Pauſe, um ſich ſeine friſche Pfeife zu ſtopfen. Endlich ſagte er, während er die Pfeife mit den Zähnen hielt und ſich mit Stahl, Stein und Schwamm Feuer ſchlug:

„Und was iſt heute da oben los, daß der Alte ſo freigebig mit dem Stoff herausrückt? Habe doch kein Wort davon gehört!"

„Nun, Verlobung iſt heute, die junge Comteſſe heirathet den Sohn vom Grafen Bolten — die erſte Familie im Lande nach unſerer, und da kannſt Du Dir doch wohl etwa denken, daß es hoch hergeht."

„Sieh', ſieh', ſieh', ſieh'," ſagte der Maulwurfsfänger, leiſe vor ſich hin mit dem Kopf nickend, „was man doch nicht Alles erlebt, wenn man alt wird; die Comteſſe Paula heirathet den Windbeutel, den jungen Grafen Bolten!“

„Windbeutel? Ich wollte Dir nicht rathen, daß der Graf das Wort gehört hätte,“ rief der Lakai, „bei Gott, es ginge Dir ſchlecht!“

„Und hat ſie ihn gern?“ ſagte der Maulwurfsfänger, der einem ganz andern Ideengang folgte.

„Wer — die Comteſſe? Soll ſie ihn nicht gern haben, einen jungen, hübſchen, vornehmen und ſteinreichen Menſchen?“

„Wie ich ihr aber heute nicht weit vom Schloß begegnete, kam's mir beinahe ſo vor, als ob ſie recht bleich und elend ausſähe, und ſo in Gedanken war ſie, daß ſie nicht einmal bemerkte, wie ich ſie grüßte, und ſonſt dankt ſie immer ſo freundlich.“

„Na ja, ein bischen elend ſieht ſie wirklich aus,“ meinte der Lakai; „aber das haben die vornehmen Fräuleins alle, das gehört mit zum guten Ton.“

„So?“ ſagte der Maulwurfsfänger zerſtreut, der augenſcheinlich gar nicht die Worte verſtanden hatte. „Merkwürdig, daß ſo ein Fluch von der Mutter auf die Tochter vererben kann!“

„Was für ein Fluch?“

„O, nichts,“ ſagte der Mann kopfſchüttelnd; „und um welche Zeit geht die Feſtlichkeit an?“

„Um acht Uhr natürlich, früher paßt es ſich nicht. Aber ich muß fort, heute weiß man wahrhaftig nicht, wohin man zuerſt ſpringen ſoll.

„Wohin willſt Du denn?“

„In's Dorf und noch Eier holen; eine zwanzig Schock hat der Koch ſchon heute verbraucht, und immer langt's noch nicht. Na, komm heut' Abend nur, ich werde ſchon Sorge dafür tragen, daß Du nicht leer ausgehſt!“ — Und mit den Worten nickte er ihm protegirend zu und ſchlenderte dann, als ob er dem Maulwurfsfänger beweiſen wolle, daß er über ſeine Zeit verfügen könne, wie es ihm beliebe, langſam den Weg hinab, der zum nächſten und hinter den Bäumen verſteckten Dorfe führte.

„Bedientenpack,“ murmelte der Maulwurfsfänger in den Bart, als er dem davonſchwenkenden Lakai nachſah, „ſerviles, lumpiges Geſindel, das hinter dem Rücken der Herrſchaft die Naſe unter dem Hutrand trägt und ſie dann wieder vor lauter Unterthänigkeit bis in den Boden hineindrücken möchte — Bedientenpack, ob ſie in einer geſtickten Uniform oder in einer Livrée ſtecken! Da doch, bei Gott, lieber Holzhacker oder Tagelöhner, wenn ich mein freies Gewerke einmal mit einer andern Branche vertauſchen müßte! Unter Deiner Protection Wein ſaufen, Du Lump? lieber faules Waſſer aus einer Regenmulde! Aber nützlich ſind die Kerle doch," lachte er plötzlich ſtill vor ſich hin, „denn wie hätte ich ohne den Tagedieb jetzt erfahren, daß heute Abend großer Volksſchmaus im Schloſſe und der Förſter ebenfalls geladen iſt. Wart', Grünrock, für morgen früh will ich Dir wenigſtens eine Ueberraſchung bereiten, die Dich freuen ſoll! Aber da wird es Zeit, daß ich mich jetzt nach Hauſe mache. Komm, Spitz, heut' Abend wollen wir auch hochleben und Braten eſſen und Wein trinken, wenn auch auf andere Weiſe, wie der Lump da denkt. Die Maulwürfe mögen heute Feierabend haben — Hurrah, die Verlobung ſoll leben!" — Und ſeine alte Waidtaſche umwerfend und den Stock aufgreifend, ſchritt er rüſtig den Weg entlang, der nach der Stadt hinunter führte.

6.

Leiden eines Theater-Directors.

Der Abend rückte heran und das Theater prangte im Feſtesſchmuck. Director Krüger hatte ſich nämlich nicht damit begnügt, eine außergewöhnliche Anzahl von Gasflammen zu öffnen und überhaupt Alles anzuzünden, was leuchten wollte, ſondern auch ſchon ſeit zwei Tagen den benachbarten Eichenwald plündern und dicke Guirlanden winden laſſen, die den ganzen erſten Rang ſchmücken ſollten. In der herrſchaftlichen Loge waren ſogar zwei Lehnſeſſel neu gepolſtert, kurz, das Außerordentlichſte geleiſtet, und wer Krüger kannte, behauptete, er lebe nicht mehr lange, denn das ſei kurz vor ſeinem Ende.

Natürlich war heute Abonnement suspendu — nicht des Hamlet wegen, o nein, denn in die claſſiſchen Stücke brachte er ſonſt, ſelbſt im Abonnement, kaum das Nothwendigſte von Zuſchauern hinein! Aber daß keiner der Haßburger morgen ſagen wollte, er habe den Erbprinzen noch nicht geſehen, wußte er, und die Neugierde mußte ihm heute das Haus füllen. Das Stück ſelber hätte deshalb auch recht gut „Der Erbprinz“ heißen können und würde dann nach beiden Seiten hin gepaßt haben.

Es war noch früh und die Kaſſe eben erſt geöffnet worden, aber trotzdem fingen die Räume ſchon langſam an ſich zu füllen. Einzelne Damen mit ſtattlichen Crinolinen arbeiteten ſich über die Bänke weg, Herren kamen herein, den Hut noch auf dem Kopf, und begannen ſich langſam ihre weißen Glacéhandſchuhe anzuziehen, und nur oben in die Galerie drängten ſich die Maſſen ein, um heute einen guten Platz — das heißt, eine Ausſicht nach der herrſchaftlichen Loge — zu gewinnen, wo ſie recht genau zuſchauen konnten, was der Erbprinz für ein Geſicht machen und ob er recht applaudiren würde.

Auf dem Theater ſelber ſah es noch leer und dunkel aus. Die Arbeitsleute waren allerdings ſchon beſchäftigt, Lampenwerk u. ſ. w. in Ordnung zu bringen und die verſchiedenen Requiſiten nach den Richtungen hin zu tragen, wohin ſie der Requiſiteur beorderte, aber von Schauſpielern ſelber ließ ſich noch Niemand ſehen, denn die ſtaken noch alle in der Garderobe, und nur dann und wann kam noch ein verſpätetes Dienſtmädchen, das einen großen, breiten Korb mit irgend einem Anzug trug, und verſchämt damit vor der Herrengarderobe ſtehen blieb, bis Jemand heraus kam, um es ihr abzunehmen. Hinein wäre ſie um die Welt nicht gegangen — das hatte ſie Einmal gethan, das erſte Mal, als ſie auf's Theater geſchickt wurde, und den Schreck würde ſie im Leben nicht vergeſſen.

Der Director ſtand vorn auf der Bühne und betrachtete ſich durch eines der kleinen, im Vorhang angebrachten Löcher das anwachſende Publikum.

Der Theaterdiener Peters ſchoß ein paarmal über die Bühne herüber und war außerordentlich geſchäftig, aber der Director achtete gar nicht auf ihn. Es ſchien ein volles Haus zu werden, und er amüſirte ſich vortrefflich am Vorhangloch.

Jetzt kam Peters wieder zurück; er war eine Zeit lang verſchwunden geweſen und ging gerade auf ſeinen Chef zu. —

„Herr Director!“

„Ja, Peters,“ ſagte dieſer, ohne ſeine Stellung zu verändern, denn er erkannte ihn an der Stimme — „was giebt's?“

„Herr Handor iſt noch nicht da.“

„Was?“ rief der Director und fuhr wie der Blitz herum — „und kommt ſchon in der zweiten Scene — Herr Du mein Gott, wo ſteckt der unglückſelige Menſch nur wieder? Laufen Sie doch einmal ſchnell zu ihm hinüber, Peters, und ſagen Sie ihm, es wäre…“

„Ich komme eben von drüben, Herr Director, es iſt aber Niemand zu Hauſe und der Schlüſſel liegt unter dem Schrank draußen, wo er ihn immer hinlegt, wenn er ausgegangen iſt.“

„Dann ſitzt er vielleicht in der „Hölle“ — na, weiter fehlte mir heut' Abend gar nichts — laufen Sie einmal ſchnell in die „Hölle“, Peters — ſpringen Sie ein bischen; es wäre doch ſchauderhaft, wenn der Menſch nicht ſo viel Intereſſe an der Sache nehmen ſollte, daß er nicht einmal ſeine beſtimmte Zeit einhielte!“

„Herr Gott, meine Beine!“ ſeufzte Peters, als er ſich wieder umwandte und in einem kleinen Hundetrab ſeiner neuen Beſtimmung zueilte; „das iſt ein Leben, Theaterdiener — wenn ich mich einmal zur Ruhe ſetze, werde ich Briefträger.“

Der Director hatte indeſſen das Publikum ganz vergeſſen, und wenn er ja einmal einen raſchen Blick durch den Vorhang warf, ſo kamen ihm jetzt die Zuſchauer, die ihm früher zu langſam eintrafen, viel zu raſch. Wieder und wieder lief er nach der Garderobe, um ſich ſelber zu überzeugen, ob denn ſein unglückſeliger Prinz von Dänemark noch nicht eingetroffen ſei.

Und wie raſch die Zeit vorrückte, ſeit er auf ihn wartete! Es war ordentlich, als ob der große Zeiger an der Uhr im Converſationszimmer durchgegangen ſei und auf den Moment loshetze, wo ſich Director Krüger mit ſeinem Hamlet unſterblich blamiren ſollte. — Wahrhaftig, da traf das Orcheſter ſchon ein, und in der Hofloge — Krüger hätte durch eine Verſenkung abgehen mögen — erſchien ein mit Orden vorn ganz bedeckter Kammerherr, ſah nach, ob die Stühle vorſchriftsmäßig ſtanden, und entzückte dann, indem er ſich mit ſeinen weißen Glacéhandſchuhen vorn auf den rothen Plüſch der Balluſtrade ſtützte und ſich das Publikum betrachtete, die Galerie, wo der Ruf ſchon von Lippe zu Lippe ging: „Da is er!“

Peters kam im Sturmſchritt zurück. Handor war nicht in der „Hölle“, aber vor etwa einer

Stunde dort geweſen und hatte ganz allein eine Flaſche Champagner getrunken; wo er jetzt ſei, konnte ihm Niemand ſagen — im „Paradies“ wußten ſie's auch nicht.

„Iſt er denn noch nicht hier?“ fragte Peters. Der Director gab ihm gar keine Antwort, und nur mit einem verzweifelten Griff fuhr er ſich in die Haare und hob ſich die Perrücke halb vom Kopfe.

Jetzt kam der Oberregiſſeur Sulzer im Coſtüm aus der Garderobe — er gab heute den König. Er hatte ein ſchwarzes Sammetbarett auf, mit einem Kronenreif darum, trug natürlich einen Hermelinmantel und gelbe, hohe Stiefel, und ſah für einen König ſehr beſtürzt aus.

„Iſt er denn noch nicht da, Herr Director?“

„Haben Sie ihn geſehen?“

„Ich? Nein — aber wo ſteckt der entſetzliche Menſch? Wenn ihm nur kein Unglück zugeſtoßen iſt!“

„Uns wird eins zuſtoßen, Sulzer!“ rief der Director — „uns wird eins zuſtoßen — paſſen Sie auf — wenn er nicht bald kommt, rührt mich der Schlag, denn die Schande überlebe ich nicht!“

„Aber er muß ja kommen, er kann ja nicht ausbleiben! Iſt denn der Prinz ſchon da?“

„Das fehlte auch noch — aber er muß jeden Augenblick eintreffen, und wahrhaftig, da ſteht der Capellmeiſter ſchon unten mit ſeiner verfluchten weißen Halsbinde, und die Eichenkränze hängen um den erſten Rang herum, und alle Gasflammen brennen — es iſt rein zum Raſendwerden!“

„Wenn wir nun erſt die Mamſell Bollo, — Badelli — oder Bodellichini — ich kann den verdammten Namen nicht behalten! — tanzen ließen?“

„Das iſt eine Galgenfriſt, Sulzer; aber es wird uns nichts Anderes übrig bleiben — mir ahnt Schreckliches!“

„Die wird aber auch noch nicht fertig ſein, da ſie eigentlich erſt nach dem zweiten Act kommen ſollte.“

„Bitte, ſpringen Sie einmal hin, Sulzer — ich laſſe ſie um Gottes willen bitten, ſich ein wenig zu eilen! — Peters, iſt er noch nicht da?“

„Nein, Herr Director, und jetzt kommt er auch nicht mehr.“

„Du giebſt mir einen Dolchſtich!“ citirte Sulzer im Abgehen, um die Tänzerin in Gang zu bringen.

Die junge Dame war auch in der That ausnahmsweiſe früh gekommen, aber natürlich mit ihrer Toilette noch nicht fertig. Die Converſation wurde durch das Schlüſſelloch geführt — ſie erklärte, vor dem Beginn des Stückes nicht fertig werden zu können, und kein Menſch werde von ihr verlangen, daß ſie wie eine „Schlumpe“ (der Name war für eine Italienerin außerordentlich deutſch) an einem ſolchen Abend auf den Brettern erſcheine.

„Na ja, das fehlte auch noch, daß ſich die auf die Hinterbeine ſetzt!“ rief Krüger wüthend und ſprang ſelber nach der Garderobe.

„Aber dafür iſt ſie doch engagirt,“ lachte Pfeffer, der als Todtengräber hinten mit Hilgen als Horatio auf und ab ging und ſich über die Verzweiflung ſeines Directors und das Ausbleiben des einen Prinzen, während der andere jeden Augenblick eintreffen konnte, auf das köſtlichſte zu amüſiren ſchien.

„Das wird ein Hauptſkandal werden, wenn Handor nicht kommt,“ meinte Hilgen; „ſo 'was iſt noch gar nicht da geweſen — ich begreife den Menſchen nicht; er weiß doch, was davon abhängt.“

„Nur immer zu,“ lachte Pfeffer, ſich vergnügt die Hände reibend; „ich freue mich wie ein Kind auf die Geſchichte. Da iſt doch endlich einmal eine Abwechslung in dem verdammten Theaterleben!“

„Laſſen Sie das den Alten hören ...“

„Bah, ich ſpiele meine Rolle und damit Baſta — meine Anſichten ſind mein eigen — und dem eingebildeten Laffen, dem Handor, gönne ich ebenſo den Rüffel, den er kriegen wird, und den Strafabzug — vielleicht werden wir ihn ganz los damit, denn er iſt doch weiter nichts, als ein erbärmlicher Couliſſenreißer.“

„Strafabzug?“ ſagte Hilgen — „er hat ſchon ſeine ganze Monatsgage voraus — vom Peters weiß ich's.“

„Alle Teufel,“ rief Pfeffer, ſich raſch gegen Horatio umdrehend, „iſt das gewiß?“

„Ganz gewiß!“

„Soll ich Ihnen etwas ſagen, Hilgen?“

„Nun?“

„Dann iſt der Moſje auch durchgebrannt und wir ſehen ihn nicht wieder.“

„Unſinn — heute, am Abend der Vorſtellung — vor einer Stunde bin ich ihm noch begegnet.“

„Na, wir wollen's abwarten — in Schulden ſitzt er bis über die Ohren, das weiß jedes Kind — bezahlen kann er ſie nicht, ſo viel iſt auch ſicher — übermorgen iſt der Erſte, wo ihm nachher wieder Alles über den Hals kommt...“

„Das wäre ein verfluchter Streich.“

„Abwarten und Thee trinken,“ bemerkte Pfeffer, der in dieſem Augenblick an Rebe und ſeine erneuten Ausſichten dachte — „ſind ſchon wunderlichere Dinge in der Welt paſſirt.“

Indeſſen klopfte der Director an Fräulein Bellachini's Thür und bat mit den höflichſten Worten, „wenn irgend möglich,“ um Einlaß.

Drinnen fand noch eine kurze Debatte ſtatt, dann wurde der Riegel zurückgeſchoben, und Director Krüger ſah ſich der faſt ſchon vollſtändig coſtümirten gefeierten Tänzerin gegenüber, während ihre Begleiterin oder Ehrendame oder Kammerjungfer eine Anzahl abgeworfener Stücke Damengarderobe raſch zuſammen- und in die Ecke ſchob.

Der Director zeigte ſich aber hier nicht wüthend, ſondern war die Liebenswürdigkeit ſelber, und mit dem Hut in der Hand bat er die junge, wunderhübſche und deshalb auch natürlich gerade wundercapriciöſe Tänzerin, ihn aus ſeiner grimmigſten Noth zu erretten und — ihre Toilette ein wenig zu beeilen. Sie ſei jetzt ſchon ſo zauberſchön — wie er in ſeiner Todesangſt hinzuſetzte, — daß ſie eigentlich gar nichts mehr verbeſſern, ſondern nur wieder zerſtören könne, und ſie möge doch ein klein wenig Erbarmen mit dem jungen Prinzen haben, der ſicher nicht geahnt hätte, daß er nach Haßburg gekommen wäre, um hier rettungslos ſein Herz zu verlieren.

Fräulein Bellachini ſträubte ſich erſt und berief ſich auf ihr Engagement und den Zettel. Krüger gab Alles zu; er war um den Finger zu wickeln. Dann wollte ſie Bedingungen machen; er ergab ſich auf Gnade und Ungnade. Endlich ſchien ſie gerührt zu werden, und dem Director zuckte es wie ein elektriſcher Schlag durch die Glieder, denn draußen begann in dieſem Augenblick als Ouverture zum Hamlet, Beethoven's Trauermarſch.

Der Prinz war angekommen und der Hamlet fehlte noch immer.

„Wenn Sie ein Fünkchen von Erbarmen haben, ſo helfen Sie mir wenigſtens aus der größten Noth!" rief er in Todesangſt — denken Sie, daß der Hamlet beginnen ſoll und daß ich keinen Hamlet habe — die ganze Vorſtellung iſt ruinirt!"

„Aber was geht das mich an? Ich tanze nur in den Zwiſchenacten..."

„Aber, zuckerſüße Terpſichore," rief Krüger mit einem Geſicht, als ob er ſie hätte vergiften können, „ſehen Sie denn nicht ein, daß wir ohne Hamlet auch keine Zwiſchenacte haben können? Das Stück iſt ja aus, ehe es angefangen hat, und ich muß hinaus und das Publikum bitten, mir die Ehre an einem andern Abend zu ſchenken!“

„Keine Zwiſchenacte?“

„Natürlich nicht.“

„Und dann könnte ich gar nicht tanzen?“

„Der Erbprinz verläßt augenblicklich ſeine Loge, ſowie er hört, daß das Stück gar nicht gegeben werden kann. Benutzen Sie alſo doch wenigſtens dieſen einen möglichen Moment, ſich ihm zu zeigen, daß er Ihre Kunſt bewundern kann.“

Das half. — „Alſo Sie glauben, daß der Hamlet wirklich heute Abend gar nicht ſein kann?“ fragte ſie raſch.

„Ohne Prinzen von Dänemark? Ich kann ihn nicht ſpielen.“

„Gut, dann werde ich tanzen — raſch, Toni, meine Schuh', und hier die Blume noch ein wenig feſter, ſie ſchwankt zu ſehr — ich werde Angſt haben, Herr Director!“

„Angſt? Ich habe Angſt,“ ſagte der unglückliche Mann — „Sie werden mit Jubel empfangen werden und den alleinigen Triumph des ganzen Abends ernten — tauſend, tauſend Dank, mein beſtes Fräulein!" und ſich den Schweiß von der Stirn trocknend, ſtürzte er wieder hinaus auf das Theater.

„Iſt er noch nicht da?"

„Herr Director," ſagte der Requiſiteur, der aber auch Mitglied war und heute den Roſenkranz ſpielte, „ich glaube, Herr Handor kommt heute gar nicht. Ich habe in ſeinem Hauſe nachfragen laſſen und dort erfahren, daß er heute Nachmittag einen kleinen Koffer weggeſchickt habe — aber Niemand wußte, wohin."

„Dann kann's nichts helfen, dann müſſen wir zum Aeußerſten ſchreiten!" rief der Director, in dem plötzlich ein großer Entſchluß gereift war — „Peters, ſpringen Sie zu Meier hinüber — er ſoll augenblicklich kommen!"

„Er hat ſich, aber heute krank melden laſſen ..."

„Und wenn er auf dem Todtenbett läge, er muß ſpielen — und, halt — noch Eins — bringen Sie nebenan aus der Blumenhandlung einen Arm voll Kränze mit!"

„Kränze?"

„Kränze und Bouquets — was vorräthig iſt

— für die Direction, raſch; in zehn Minuten müſſen Sie wieder da ſein!“

Peters fuhr ab wie aus einer Piſtole geſchoſſen, denn heute war mit dem Director nicht zu ſpaßen.

„Herr Hilgen!“

„Sie befehlen, Herr Director...“

„Sie müſſen heute Abend den Hamlet ſpielen.“

„Ich bitte Sie um Gottes willen!“ rief der Mann erſchreckt. — „den Hamlet? — Dann verlangen Sie vielleicht auch, daß ich im Theater herumfliegen oder die Violine ſpielen ſoll?“

„Sie haben mir ſelber geſagt, Sie hätten ihn ſchon geſpielt...“

„Ja, vor ſieben oder acht Jahren — aber ſeit ich hier engagirt bin, hab' ich ihn nicht mehr angeſehen. Ich weiß kein Wort mehr von der Rolle.“

„Sie können noch raſch in den Zwiſchenacten memoriren.“

„Ich bitte Sie um Alles in der Welt: Sie wiſſen, daß ich Ihnen gefällig bin, wo ich nur irgend kann, aber verlangen Sie nicht das Unmögliche — ich würde mich und Sie blamiren!“

„Aber Einer muß ihn ſpielen!“ ſchrie der Director mit trotzdem vorſichtig gedämpfter

Stimme, daß man ihn nicht unten hören konnte, denn das Orcheſter ſetzte gerade zu einem Adagio ein.

„Ich hätte nicht einmal Garderobe,“ ſagte Hilgen; „denn mit meiner kleinen, dicken Figur werden Sie doch einſehen, daß mir Herrn Handor's Anzug nicht paßte. Wollen Sie die ganze Geſchichte lächerlich machen?“

Der Director lief in halber Verzweiflung mit nach unten gerungenen Händen auf der Bühne auf und ab.

Rebe als Güldenſtern ſtand mit auf der Bühne — er hatte die Unterhandlung mit angehört. Jetzt trat er zu dem Director vor und ſagte: „Herr Director!“

„Ja — Herr Rebe — nun, ſind Sie vielleicht auch krank geworden?“

„Im Gegentheil,“ lächelte Rebe, der aber in einer ungewöhnlichen Aufregung ſchien und unter der Schminke faſt unheimlich ausſah — „vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

„Sie? — Mit was, wenn ich fragen darf.“

„Ich will den Hamlet übernehmen...“

„Sie?“ rief der Director faſt ſprachlos vor Staunen.

„Ich kenne jedes Wort der Rolle und könnte ihn ohne Souffleur ſpielen.“

„Aber um des Himmels willen, Menſchenkind!“ rief der Director — „Sie haben bis jetzt nichts als kleine, erbärmliche Rollen gehabt, und das Publikum …“

„Das war nicht meine Schuld, Herr Director, und zum Theil auch nicht Ihre, ſondern eher Herrn Handor's, der mich nicht leiden kann und mit Gewalt unterdrücken will. Hätten Sie mir ſchon früher dazu Gelegenheit gegeben, ſo würden Sie vielleicht gefunden haben, daß ich doch zu etwas Beſſerem zu gebrauchen bin — alſo wagen Sie es …“

„Aber gleich mit dem Hamlet …“

„Wenn ich mich blamire, geſchieht das auf meine eigene Gefahr,“ ſagte Rebe ruhig — „Sie ſind, durch die Noth gezwungen, vollkommen entſchuldigt, und dem Publikum können Sie vor Aufgang des Vorhanges mittheilen, daß wegen Ausbleibens des Herrn Handor ein anderes der Mitglieder die Rolle hätte raſch übernehmen müſſen. Am beſten nennen Sie meinen Namen gar nicht.“

Der Director konnte ſich von ſeinem Staunen noch immer nicht erholen. Hier bot ſich allerdings eine Ausſicht auf Rettung aus der größten Noth, in der er ſich in ſeinem ganzen Leben befunden; aber war es wirklich eine Rettung und ſteigerte ſich nicht am Ende noch die Blamage dadurch, wenn ſein Hamlet ausgepfiffen wurde? Lieber ehrenvoll ſterben, als ſich lächerlich machen! — Aber Rebe ſtand ſo entſchloſſen vor ihm, er ſchien ſeiner Sache ſo gewiß — Rebe — Rebe, dem er eigentlich kaum gewagt hatte, die kleine, erbärmliche Rolle des Güldenſtern anzuvertrauen, den Hamlet — ſeinen Hamlet! Aber was blieb ihm übrig? — er hatte keine Wahl mehr, und wenn Peters gekommen wäre und ſich erboten hätte, den Hamlet oder die Ophelia zu ſpielen, es wäre ihm am Ende nicht wunderbarer oder außerordentlicher vorgekommen, und er hätte zugegriffen.

„Menſch, und wiſſen Sie, was Sie unternehmen? Vor dem Erbprinzen?“ rief er aus.

„Ich fürchte mich weniger vor dem Erbprinzen, als vor mir ſelber,“ lächelte Rebe, „aber ich weiß, daß ich den Hamlet ſpielen kann.“

„Na, dann in Gottes Namen!“ rief Krüger — „Unglück, hab' deinen Lauf! — Courage ſcheinen Sie zu beſitzen, aber wenn das gut geht, will ich's loben!“

„Und darf ich Herrn Handor's Garderobe nehmen?“

„Alles, was Sie finden — Alles — ich übernehme jede Verantwortung! Machen Sie nur um des Himmels willen raſch!“

Rebe antwortete gar nicht — er flog der Garderobe zu.

„Und iſt das das Vorſpiel zu meinem Auftreten, Herr Director?“ ſagte die reizende Bellachini, die jetzt neben ihm, in vollem Coſtüm, die Dehnbarkeit ihrer Tricots prüfte — „das klingt genau ſo, als ob eine Leiche zu Grabe getragen würde.“

„Herr Gott, an den verdammten Trauermarſch hab' ich gar nicht gedacht!“ rief Krüger — „Sulzer, ſpringen Sie doch einmal hinunter...“

„Als König?“

„Ja ſo — ſchicken Sie Jemanden, daß ſie einen Rutſcher oder Galopp oder Polka — zum Teufel, es iſt mir Alles einerlei! — hintennach ſchicken — der Rebe ſpielt den Hamlet.“

„Rebe?“ rief Sulzer und blieb vor Schrecken ſtehen.

„Daß mir nur Jemand zum Capellmeiſter

ſpringt — raſch — Herr Du meine Güte, ſie ſind ja ſchon fertig unten!“

Die Muſik hatte aufgehört; oben auf der Galerie wurden ſie ſchon unruhig, denn die erſte Neugierde war befriedigt, der junge Erbprinz begafft worden, und nun wollten ſie etwas für ihr Geld haben; den Vorhang ſelber kannten ſie ſchon auswendig.

An dem einen Loche im Vorhang ſtand Pfeffer und betrachtete ſich das Publikum. „Donnerwetter,“ ſagte er zu dem neben ihm ſtehenden Barthel, der den Geiſt ſpielte und ſich völlig aſchgrau gemalt hatte, „heute wird's voll! Was ſo ein Prinz ziehen kann — den werde ich mir zu meinem Beneſiz engagiren. Aber auf dem erſten Rang ſieht's noch bös aus; da geht noch verdammt viel Luft durch.“

„Heute iſt ja ein großes Feſt bei Monfords draußen,“ ſagte der Geiſt, „von ich weiß nicht wie viel Perſonen, und alle aus der haute volée. So viel Derartige haben wir hier nicht, daß wir ſie im Theater nicht ſpüren ſollten. Was hat denn der Rebe mit dem Director?“

„Was weiß ich,“ meinte Pfeffer, „wird wahrſcheinlich den Hamlet ſpielen wollen.“

„Na, ſo gut wie der Handor, glaub' ich, ſpielt er ihn auch…“

„Wißt Ihr's ſchon? Rebe ſpielt den Hamlet,“ ziſchelte in dieſem Augenblick Höfken, der den Polonius gab, indem er Pfeffer an der Schulter faßte.

„Der Teufel wird ihn doch nicht plagen!“ rief dieſer, ordentlich erſchreckt.

„Bei Gott, da ſtürzt er ſchon nach der Garderobe!“

In dem Augenblick kam, während unten im Orcheſter, ſehr zum Erſtaunen des Publikums, ein luſtiger Tanz geſpielt wurde, Peters hinter den Couliſſen mit einem ganzen Arm voll Blumen und Kränzen vorgeſtürzt.

„Meine Herren, Bühne frei!“ rief der Regiſſeur — „der Vorhang geht auf!“ — Alles ſtob raſch auf die Seite und hinter die Couliſſen.

Mauſer ſaß unten im Souffleurkaſten und wußte von alledem, was oben auf dem Theater vorging, gar nichts, war aber ſehr erſtaunt, als auf einmal Fräulein Bellachini herausſchwebte und mit unbeſchreiblicher Grazie ihre zarten Glieder nach ſeinem Kaſten hinüberwarf. Aber Krüger, der Director, ohne dieſer erſten Größe auch nur einen Blick zu ſchenken, hatte den Theaterdiener an einem Knopf gefaßt, und ihn mit ſich nach dem Converſationszimmer ziehend, fragte er haſtig:

„Nun, wie iſt's, kommt der Meier?“

„Er wollte erſt nicht und meinte, er hätte ein Atteſt eingeſchickt, Herr Director, und die Nachtluft thäte ihm weh, und im Beine zwickt es ihn auch; aber ich ließ nicht locker, und wie ich fortſtürzte, zog er ſich gerade die Stiebeln an.“

„Gut — vortrefflich!“

„Und wo ſoll ich jetzt mit der Beſcheerung hin?“

„Die Kränze und Bouquets tragen Sie in den zweiten Rang zum Logenſchließer hinauf — irgend Jemand ſoll ſie werfen, wenn die Dings da fertig iſt; wenn er Niemanden findet, ſoll er ſie ſelber werfen, aber nicht wieder in's Orcheſter und auf den Baß, wie neulich...“

„Schön, Herr Director...“

„Halt, noch Eins, Peters, ſowie Sie das Blumenzeug untergebracht haben, ſpringen Sie hinunter in's Parterre, und ſobald der Vorhang fällt, ſchreien Sie da capo!“

„Ich?“

„Sie und wen Sie dazu bringen können,

Links hinten ſteht ein ganzer Haufen Freibillets, die Kerle ſollen alle da capo ſchreien, was ſie ſchreien können, oder kein einziger bekommt wieder frei Entrée! Nehmen Sie mit hinein, wen Sie draußen finden! Sagen Sie dem Logenſchließer nur, ich hätte Sie beauftragt! Aber da capo brüllen, was Sie können. Sie muß noch einmal ſpringen, daß mir der Rebe fertig wird."

„Der Rebe?"

„Er ſpielt den Hamlet."

„Daß Dich die Milz ſticht!" rief Peters — „der Rebe?..."

„Fort mit Ihnen, fort! Wenn die da fertig mit Hopſen iſt, ehe Sie unten im Parterre ſind, ziehe ich Ihnen eine halbe Monatsgage ab"

„Dös a noch!" ſagte Peters, indem er ſeinen Blumenflor aufpackte und wie ein Pfeil damit dem Ausgang zuſchoß. Dabei murmelte er: „Ob er mir nur je im Leben damit gedroht hätte, er wollte mir eine halbe Monatsgage zulegen — Gott bewahre! Nicht einmal ein Paar neue Stiebeln ſetzt's, und die hab' ich mir ſchon heute durchgelaufen! 's doch was Schönes um's Theater, beſonders wenn man nur die Laufereien zu beſorgen hat und Allerwelts-Packträger iſt — Blumenwerfen, da capo ſchreien — es iſt erſtaunlich, was nicht Alles von einem Theaterdiener verlangt wird! Und der Rede den Hamlet!" ſetzte er hinzu, indem er die jetzt vollkommen leeren Treppen bis zum zweiten Rang emporflog — „da werd' ich nachher wohl auch noch zu der Hökerin hinüber, und einen Korb voll fauler Aepfel zum Einkaufspreis beſorgen müſſen."

Peters war übrigens ein durchaus brauchbarer Menſch in jeder Branche und entledigte ſich ſeines Auftrages vollkommen. Während er dann da oben noch Ordre gegeben hatte, auch von dort aus einen energiſchen da capo-Ruf erſchallen zu laſſen, wofür ſogar der Logenſchließer gewonnen worden, ſtürzte er hinunter in's Parterre, um die nöthigen Hülfstruppen zuſammenzubringen.

Das Publikum indeſſen, das zum Anfang eine ernſte Tragödie erwartet hatte, war im Beginn des Tanzes überraſcht und verhielt ſich ziemlich paſſiv, trotzdem daß die junge Dame einige ganz verzweifelte Sprünge ausführte und eine Fertigkeit im Drehen und Beinwerfen entwickelte, die in Haßburg in dieſer Gewandtheit noch nicht geſehen worden. Noch immer hatte ſich aber keine Hand gerührt, bis endlich der

Erbprinz ſelber, wenn auch kaum durch das Zuſammenklopfen ſeiner Fingerſpitzen, ein wenigſtens ſichtbares Zeichen der Zufriedenheit gab. Jetzt legte ſich das Parterre in's Geſchirr, das auf dieſen Anfang nur gewartet zu haben ſchien, und Fräulein Bellachini warf einen halb ſchmachtenden, halb dankenden Blick nach der Hofloge hinauf.

Krüger ſah von alledem nichts, denn eben hatte er den eintreffenden Meier erſpäht, den er mit ungeduldigen Geberden in's Converſationszimmer winkte.

Meier ſah wirklich kläglich aus; er trug, trotz der warmen Witterung, einen alten, ſehr abgenutzten und an den Aermeln ſogar beſchädigten Flausrock. Dabei hatte er ſich den Backen mit einem dicken weißen Tuch verbunden, in dem ſogar möglicher Weiſe noch ein Umſchlag lag, und um vielleicht ſeinen Zuſtand noch etwas bedenklicher darzuſtellen, hielt er ſich ſogar den Backen, als er zu ſeinem Vorgeſetzten in das Converſationszimmer trat.

Dieſer aber ſchien auf ſeine Verfaſſung nicht die mindeſte Rückſicht zu nehmen, und kaum hatte er ihn im Zimmer, ſo rief er ihn an:

„Meier, das iſt ein Glück, daß Sie zu Hauſe waren — Sie müſſen heute Abend den Güldenſtern ſpielen!"

„Nicht um eine Million!" rief Meier tragiſch.

„Ich gebe Ihnen zehn Thaler Spielhonorar!"

„Baar oder Abzug vom Vorſchuß?"

„Baar — in die Hand — heute Abend noch!"

„Es geht nicht, Herr Director — ich kenne die Rolle gar nicht..."

„Die paar Worte lernen Sie im erſten Acte — Sie kommen erſt im zweiten vor, und werden nachher gleich in England umgebracht."

„Da bringen Sie mich lieber gleich um — mit den Zahnſchmerzen kann ich nicht Komödie ſpielen."

„Ich laſſe Ihnen den Zahn ausreißen..."

Danke ihnen, das kann ich ſelber, und in der Rolle ſteht doch wahrhaftig nicht, daß der Güldenſtern einen dicken Backen hat!"

„Es iſt ein Hofmann — warum ſoll ein Hofmann nicht eben ſo gut einen dicken Backen haben, wie ein anderer Menſch?" rief der Director.

„Aber der Rebe ſpielt ja den Güldenſtern — was iſt denn mit dem los?"

„Der Rebe ſpielt den Hamlet — Handor iſt fort, Gott weiß wohin, hat ſich hier wenigſtens heute Abend nicht ſehen laſſen…"

„Der Rebe ſpielt den Hamlet?"

„Schreien Sie nicht ſo, man hört ja jedes Wort draußen — und wenn der die Rolle übernommen hat, werden Sie doch wahrhaftig die paar Worte ſprechen können!"

„Jetzt bitt' ich aber zu grüßen, Rebe den Hamlet, da wird Mauſer wohl als Geiſt debutiren?"

„Alſo Sie ſpielen?"

„Aber, beſter Herr Director, der Rheumatismus iſt mir in das Kreuz geſchlagen und ich kann das linke Hinterbein nicht mit fortbringen; ich hinke wie ein Invalide."

Es ſteht nirgends in der Rolle, daß Güldenſtern nicht hinkt; hinken Sie in Gottes Namen, aber machen Sie, daß Sie in die Garderobe kommen und ſich anziehen."

„Na, das wird gut gehen, aber ich habe noch nicht einmal meine Rolle, und da fällt der Vorhang ſchon wieder."

„Rebe hat ſie, in Handor's Garderobe, lieber, beſter Meier. Zehn Thaler baar! ſo viel Spielhonorar haben Sie in Ihrem ganzen Leben noch nicht gehabt!"

„Das weiß Gott! Na, meinetwegen;" ſtöhnte

Meier, „wenn es denn einmal auf meinen Ruin abgeſehen iſt, mir kann's recht ſein!“ Und mit dem Kopf ſchüttelnd, begab ſich der unglückliche, friſch geworbene Güldenſtern nach hinten und brummte nur unverſtändliche Verwünſchungen über das verdammte „Mimen“ in den Bart.

Und draußen wirkte Peters.

Kaum war der Vorhang gefallen, als ein Paar rieſige Hände zuſammenſchlugen und eine ſcharfe Stimme da capo! brüllte, Andere ſtimmten bei, und das Parterre, leicht geneigt, einem ſolchen Beiſpiel zu folgen, fiel endlich, wenn auch nicht gleich in Uebereinſtimmung, in den Beifall ein. Auch auf der rechten Seite des zweiten Ranges wurde der Ruf da capo laut, aber noch vereinzelt und von einer ganz unſichtbaren Stimme; aber der Vorhang zögerte noch wieder aufzugehen, und nun wurde das Publikum ungeduldig.

„Bellachini 'raus, Bellachini 'raus!“ ſchrieen Einzelne — „da capo!“ tönte der Ruf wieder, „da capo!“ ging das Echo von da und dort, und als der Vorhang jetzt raſch in die Höhe rollte und das junge, reizende Mädchen mit einem wilden Sprung noch einmal auf der Bühne erſchien, brach der Beifall ſtürmiſch aus.

„Muſik, Muſik!“ ſchrie der Director, der ſelber hinunter an die Orcheſterthür gelaufen war — „noch einmal anfangen — raſch!“

Alle Muſici wiederholten die Worte — der Capellmeiſter ſah ſich nach der Thür um und bemerkte das erhitzte Geſicht ſeines Directors, der Tactſtock hob ſich, und die Tänzerin, von der Muſik überhaupt hingeriſſen, begann noch einmal, während es jetzt von oben Kränze und Bouquets ordentlich niederregnete.

Krüger aber brach im Converſationszimmer auf dem Sopha zuſammen und ſtöhnte:

„Und wenn ich ſo alt würde wie Methuſalem, an den Abend will ich denken!“

Der Verlobungsabend.

Und wo war Handor indeſſen?

Er hatte den Nachmittag dieſes Tages in fieberhafter Unruhe und Ungeduld verbracht, denn er ſtand an einem Wendepunkt ſeines Lebens, und die nächſten Stunden mußten entſcheiden, ob es zum Guten oder zum Böſen neigen würde.

Liebte er Paula wirklich und aufrichtig? Er hatte an ſein eigenes Herz noch nie die Frage ernſt geſtellt, denn er wußte, daß es keiner ſolchen Neigung fähig ſei. Er liebte nur ſich ſelbſt; nur ſein eigener Ehrgeiz, ſein eigenes Wohlbefinden ſtachelte ihn an, und das liebliche Grafenkind mit einer halben Million im Hintergrund, reizte natürlich ſeine Begierden. Er merkte bald, daß er einen Eindruck auf ſie gemacht; die Aufſtellung eines Liebhabertheaters bot ihm erwünſchte Gelegenheit, ihr in einer Weiſe zu nahen, die ihm unter anderen Verhältniſſen unmöglich geweſen wäre, und Paula, überhaupt ſinniger und ſchwärmeriſcher Natur, glaubte in ihm das Ideal ihres Lebens gefunden zu haben.

Daß er an Rang, Vermögen und Bildung tief unter ihr ſtand, achtete oder ſah ſie nicht; die Klagen des routinirten Liebhabers rührten ihr Herz und machten ihr Mitleid mit ſeinen erheuchelten Leiden rege. Die übermäßige und unvernünftige Strenge dabei, mit der ſie von einer hartgeſottenen Gouvernante bewacht wurde, reizte ſie zum Widerſtand, und ſie vergaß ſich zuletzt ſo weit, dem Geliebten heimliche Zuſammenkünfte zu geſtatten.

Sie allerdings ſah darin nichts Arges; ihr Herz hatte ſich ihm ſo rein und voll hingegeben, ſo gut und lieb und brav erſchien er ihr in allen Stücken, daß ſie ihm auch mit ihrer Liebe ihre Ehre anvertraute und ſelig träumend Monden lang an einem Abgrund ſtand.

So verſchloſſen aber ihr dabei ſein wahres und inneres Gemüth geblieben, ſo vollkommen hatte ihr Handor in das, keines falſchen Gedankens fähige Herz geſehen und bald gefunden, daß ſie an ihm mit der ganzen Kraft ihrer Seele hange. Er war ihre erſte heilige Liebe; ſie fühlte das Bedürfniß, einer Bruſt, in die ſie die Gefühle der ihrigen ausgoß, ſie fühlte das Bedürfniß, zu lieben und zu vertrauen, und da ihre eigene Mutter wohl ſtets freundlich, aber nie, nie herzlich mit ihr war, ihr nie geſtattete, ihr ſo zu nahen, wie ein Kind der Mutter nahen ſoll, und beſonders alle Gemüthsbewegungen als mit ihren Nerven nicht verträglich auf das ſorgfältigſte mied und von ſich hielt, wuchs dieſe Liebe Paula's zu dem einzigen Weſen, dem ſie ſich ganz und ungetheilt hingeben konnte, endlich zu einer Leidenſchaft an, die ſie ſelbſt erſchreckt haben müßte, wenn ſie ſich je derſelben klar geworden wäre.

Handor benutzte das mit kalter Berechnung. Er wußte recht gut, daß der ſtolze Graf nie ſeine Einwilligung zu der Verbindung ſeiner einzigen Tochter mit einem bürgerlichen, pfennigloſen Schauſpieler geben würde, ſo lange er nicht mußte, aber er zweifelte auch keinen Augenblick, daß er ſich endlich, dazu gezwungen, fügen und ſein Kind nicht verſtoßen oder ihm doch jedenfalls eine Summe zur Verfügung ſtellen würde, die dem Rang der jungen Gräfin entſprechend war — und mehr verlangte er nicht. Damit hatte er Alles erreicht, was er wollte, und dahin arbeitete er jetzt.

In Haßburg konnte er ſich aber nicht länger halten. Seine Schulden waren zu einer Höhe angewachſen, die ſelbſt des Verſuches ſpottete, ſie zu decken, und die Geduld ſeiner Gläubiger hatte ſich erſchöpft. Der nächſte Monat ſchon konnte deshalb eine Kataſtrophe herbeiführen, die Alles vernichtete, was er bis dahin aufgebaut, und ſo ſcheu er den entſcheidenden Schritt bis jetzt noch immer hinausgeſchoben, ſo wurde er ſelber nun dazu gedrängt.

Der Erſte des Monats nahte, für den er die volle Gage theils ſchon verſchleudert hatte, theils noch in der Taſche trug; Nebe hatte ihm ſchon ſeinen Secundanten geſchickt, er konnte ihm nicht ausweichen, die Verlobung kam dazu, und Paula hatte ihm geſagt, daß Vater und Mutter ganz im Stillen ihre Vorbereitungen träfen, um gleich am andern Morgen Haßburg auf längere Zeit mit ihr zu verlaſſen. Da erhielt er noch von Paula durch die Poſt einen Brief, den ſie der Terraſſe nicht hatte anvertrauen mögen, und er enthielt die wenigen, inhaltſchweren Worte:

„Wir müſſen fliehen. Das Schrecklichſte iſt geſchehen — ich bin elend mein ganzes Leben. Sei heute Abend vor neun Uhr mit einem Wagen am Drahtthor des Parks. Jetzt auf ewig die Deine.“

Und heute Abend „Hamlet“! Handor lachte bitter vor ſich hin, doch ſein Director machte ihm wenig Sorge. Mit dem Brief war aber die Entſcheidung ſeines eigenen Geſchickes unmittelbar in ſeine Hand gelegt, und es blieb ihm keine Wahl mehr.

Den Brief verbrannte er augenblicklich, dann ging er wohl eine halbe Stunde mit raſchen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab. Das Ob kam nicht mehr in Frage, nur das Wie, und darüber brütete er jetzt. Daß er ein Weſen elend gemacht, zu dem er wie zu einer Heiligen hätte aufſchauen ſollen, trübte nicht einen ſeiner Gedanken. Sie war jetzt ſein, und nur mit Umſicht mußten die Schritte geſchehen, um zuerſt eine Vereitelung ihrer Flucht zu vermeiden, und dann, wenn er ſich in Sicherheit wußte, den alten Starrkopf von Vater zu beugen — oder zu brechen — es galt ihm ziemlich gleich. — —

Der Abend dämmerte; im Schloß des Grafen Monford waren alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, und die Gäſte konnten jetzt jeden

Augenblick eintreffen. Die Gräfin ſelber ſtand ſchon fertig angezogen unten im Empfangſaal, von dem aus links eine Reihe prachtvoller Zimmer lag, deren Flügelthüren alle weit offen ſtanden, während ſich rechts der große Salon befand, in dem gewöhnlich geſpeiſt wurde.

Paula war noch nicht da, und ihre Mutter ging ein paarmal auf und ab. Endlich betrat Mademoiſelle Beautemps das Zimmer.

„Iſt meine Tochter noch nicht fertig?“

„Ich bedauere, Ihnen nichts Beſtimmtes darüber ſagen zu können, Frau Gräfin,“ bemerkte die Franzöſin achſelzuckend; „die Comteſſe hat ſich ſo vollſtändig von mir losgeſagt, daß ich nicht einmal mehr ihr Boudoir betreten darf. Ich hatte mir auch vorgenommen, Sie zu bitten, mich, obgleich meine Verpflichtung eigentlich noch einige Monate länger dauert, ſchon morgen zu entlaſſen, da ich ſehe, daß ich hier nicht allein vollkommen nutzlos, ſondern auch ein — Gegenſtand ſteigender Unzufriedenheit bin. Sie werden ſelber begreifen, daß unter ſolchen Verhältniſſen meine Stellung keine angenehme ſein kann.“

„Liebe Beautemps, Sie ſehen die Sachen mit zu ſchwarzen Farben.“

„Ich ſehe ſie leider, wie ſie wirklich ſind, und die gnädige Gräfin würden mich — und ich glaube, auch die Comteſſe — ſehr verpflichten, wenn Sie meiner Bitte Gehör ſchenken wollten.“

„Nun gut, ich werde mit dem Grafen Monford darüber ſprechen.“

„Dann erlauben Sie mir noch, Frau Gräfin, Sie auf eine Entdeckung aufmerkſam zu machen, zu der mich heute der Zufall brachte; ſie betrifft die Comteſſe.“

„Eine Entdeckung?“

„Als ich heute Morgen die Comteſſe auf der Terraſſe ſuchte, überraſchte ich ſie, wie ſie einen kleinen, roſafarbenen Brief las. Sie erſchrak, als ſie mich hörte, und drückte das Papier ſo feſt in der Hand zuſammen, daß ich es nicht wieder zu ſehen bekam.“

„Und was glauben Sie, daß es war?“

„Was es war? Ein Liebesbrief, sans doute.“

„Und von wem? Doch jedenfalls von ihrem Verlobten?“

„Weshalb dann das Geheimnißvolle gegen mich? Warum erſchrak ſie, wenn ſie ein reines Gewiſſen hatte?“

„Das iſt nicht möglich?“ rief die Gräfin raſch.

„Nicht möglich,“ ſagte achſelzuckend die Gouvernante; „glauben Sie mir, Frau Gräfin, Sie wiſſen noch gar nicht, was bei einem ſo jungen, unerfahrenen Mädchen unmöglich iſt. Ich kenne das, und ſo lange ich die Aufſicht über die Comteſſe und die Ueberwachung der jungen Dame in meinen Händen hatte, konnte ich Ihnen für Alles, was geſchah, gut ſtehen. Da mich aber der Herr Graf durch einen Machtſpruch derſelben enthoben, darf ich auch nicht mehr für die Folgen verantwortlich gemacht werden.“

Die Gräfin hatte ſtill und ſchweigend vor ſich niedergeſehen. Die Franzöſin wollte morgen ihr Haus verlaſſen, und ſie wußte, daß ſie auf deren Verſchwiegenheit in einer ſo zarten Sache, die ihre Familie betraf, nicht rechnen konnte. Es mußte deshalb auf dieſer Seite jeder Verdacht zerſtört werden, und ſie ſagte jetzt, die Gouvernante forſchend anſehend:

„Ein grünfarbenes Papier hatte ſie. in der Hand?“

„Nein, Frau Gräfin, ein roſafarbenes, ich habe es deutlich erkannt.“

„Roſafarben? Dann, liebe Beautemps,“ lächelte die Gräfin, „war es der nämliche Zettel, den ich ihr heute Morgen gegeben und der weiter nichts enthielt, als das Verzeichniß einiger

Sachen, die wir zu unſerer in nächſter Zeit beabſichtigten Reiſe mitnehmen wollten. Ich habe es Paula aufgeſchrieben, damit nicht immer etwas vergeſſen wird."

„Gnädige Gräfin, das Papier ſah nicht aus wie ein Verzeichniß," rief die Gouvernante, die ſich an ihren Verdacht klammerte.

„Es war auf meinem Roſabriefpapier geſchrieben."

„Es ſah dunkler aus."

„Wollen Sie eine Schattirung draußen im Freien und in einem ſolchen Moment erkennen?" lächelte die Gräfin. „Nein, liebe Beautemps, dieſes Mal haben Sie einen falſchen Verdacht, denn ich gab es Paula ein paar Minuten vorher, ehe ich fortfuhr, und ſie wird es dort geleſen haben. Uebrigens danke ich Ihnen für Ihre Aufmerkſamkeit, und ich würde ſelber auf Paula ſtrenge Obacht haben, wenn nicht mit dem heutigen Abend ein jeder ſolcher Verdacht von ſelber aufhören müßte. Sie werden begreifen, daß man ihn nachher nicht einmal mehr äußern dürfte, ohne das Kind auf das tödtlichſte zu beleidigen."

„Aber, Frau Gräfin," rief die Franzöſin, „ich kenne Beiſpiele, wo nach der Verlobung, ja, ſogar nach der Trauung…"

„Laſſen wir das," wehrte die Gräfin ab, der das Geſpräch unangenehm wurde; „hier mit Paula haben Sie ſich geirrt, und ich werde, um Sie ſelber zu überzeugen, mir nachher den Zettel von ihr geben laſſen."

„Wie die Frau Gräfin befehlen," ſagte die Gouvernante kalt, aber höflich, und ordnete die Lichter auf den verſchiedenen Tiſchen, wegen deren ſie hereingekommen war.

Und Paula kam noch immer nicht. Die Gräfin ſtand einige Minuten ungeduldig in der offenen Gartenthür, drehte ſich dann um und ſchritt langſam in das nächſte Zimmer hinein, von dem ein Ausgang zu Paula's Boudoir führte. Dort klopfte ſie leiſe an, und Paula öffnete ſelber.

„Meine Mutter!" rief ſie erſtaunt.

„Biſt Du fertig, mein Kind? Das iſt recht; es wird auch in der That die höchſte Zeit, denn es hat ſchon geſchlagen, und unſere Gäſte müſſen jeden Augenblick eintreffen. Aber Du ſiehſt recht bleich aus, Paula; Du hätteſt wahrhaftig ein klein wenig rouge auflegen ſollen."

„Meine Mutter!" rief Paula und wollte ſich in überſtrömendem Gefühl an ihre Bruſt werfen.

„Ma fille," rief aber die Mutter, erſchreckt zurücktretend, „Du zerdrückſt mir den ganzen Kragen, ich bin ja in voller Toilette, Kind! Komm, komm, das geht nicht, dieſe Aufregung paßt nicht für einen Moment, wo man eben Gäſte empfangen will. Und Thränen — um Gottes willen, Du wirſt im Saal mit rothen Augen erſcheinen, und was ſoll dann Dein Verlobter von Dir denken?"

Paula faßte ihr Herz mit der Hand, als ob es zerſpringen wollte, und ſie vermochte kein Wort darauf zu erwiedern.

„Keine Aufregung heute Abend, liebes Kind," fuhr die Mutter fort, indem ſie den in der That ſchon etwas derangirten Kragen vor dem Spiegel wieder in Ordnung brachte; „morgen früh halten wir einen großen Familienrath, wir Beide zuſammen, und da ſollſt Du mir Dein Herz ausſchütten nach Herzensluſt — ich bin ſchon in der That hinter ein paar von Deinen kleinen Geheimniſſen gekommen; heute aber haben wir keine Zeit dazu."

„Morgen, liebe Mutter, morgen? O Gott, was liegt Alles zwiſchen dieſer kurzen Zeit!"

„Viel, in der That, mein Töchterchen: der erſte entſcheidende Schritt zu Deinem ganzen künftigen Lebensglück — geh' ihn getroſt, Du wirſt es nie bereuen. — Aber da fährt wahrhaftig ſchon ein Wagen vor; raſch, Kind, die Thränen fort; bade die Augen ein wenig in kaltem Waſſer, aber bleib' nicht lange, der Vater wird ſonſt böſe!" Und mit den Worten rauſchte ſie mit ihrem ſchweren Stoffkleid aus dem Zimmer und in den Empfangsſalon, um dort die zuerſt eingetroffenen Gäſte zu begrüßen.

Paula blieb, als die Mutter ſie verlaſſen, mit gefalteten Händen, mit bleichem Antlitz in der Stube ſtehen. Endlich flüſterte ſie leiſe:

„Und kein Mitleid, kein Gefühl für das eigene Kind — nicht einmal ausweinen an ihrem Herzen durfte ich meinen Gram! O, Mutter, Mutter, ahnſt Du denn, wie furchtbar weh Du mir damit gethan? Aber nein, nein, ſie kann nicht ſelber fühlen, was mir die Bruſt hier mit qualvoller Pein zerreißen will; ihr Gott iſt der Ehrgeiz, dem ſelbſt das eigene Kind geopfert werden ſoll — daß das ſelber einen Willen, ein Gefühl, ein Verlangen haben könnte, ſcheint ihr entweder nicht möglich oder iſt ſo unbedeutend, daß es keine Beachtung verdient! So lebe wohl, Mutter! Wenn ich denn allein im Leben ſtehen ſoll, will ich mir auch die Bahn allein ſuchen!

Gott ſchütze Euch und mich, aber Er weiß, ich kann nicht anders!"

Eine eigene, feſte Entſchloſſenheit kam über das junge Mädchen, faſt noch ein Kind. Ihr Auge blickte klarer, ihr Schritt wurde entſchiedener, und raſch trat ſie zum Waſchtiſch, badete ihre Augen in klarem Quellwaſſer, ordnete ſich das Haar wieder ein wenig, feſtigte eine locker gewordene Blume in ihrem Schmuck und legte dann ſelber die koſtbaren Brillanten um Nacken und Arme, die ſie am letzten Weihnachten von ihrem Vater erhalten hatte. Das Alles nahm ihr auch nur wenige Minuten Zeit; raſch war ſie damit fertig, und noch einen Blick in den durch zwei Girandolen erleuchteten Spiegel werfend, ſchritt ſie in den Empfangſaal hinüber.

Der Mutter Blick ruhte wohlgefällig auf ihr, als ſie ſah, in wie kurzer Zeit und wie vollkommen ihre Tochter alles Andere von ſich abgeſchüttelt, was ihr den heutigen Abend zu trüben drohte — ach, wenn ſie hätte in ihr Herz ſehen können!

Aber ein eigener unnatürlicher und ſtarrer Trotz war über das ſanfte, hingebende Kind gekommen: — der Entſchluß, ſich der Macht, die ſie in Feſſeln ſchlagen wollte, für Lebenszeit und gegen ihren Willen, nicht zu beugen, und nur ein einziges Mal ſchrak ſie noch zuſammen und fühlte, wie ihre Glieder zitterten. Es war der Moment, in dem der ihr beſtimmte Bräutigam, Graf Bolten, den Saal betrat.

Und wie Glück und Freude ſtrahlend ſah Graf Bolten aus, als ſein Blick ungeduldig im Saal umherflog, die ihm beſtimmte Braut zu ſuchen, und ſie jetzt erkannte! Wie raſch glitt er, nicht einmal die Eltern zuerſt begrüßend, auf ſie zu und flüſterte, ihre Hand ergreifend:

„Meine Paula, meine liebe, liebe Paula, wenn Sie wüßten, wie unausſprechlich glücklich mich der heutige Tag macht!"

„Sie ſind ſo gütig, Herr Graf!" ſtammelte Paula, tief erröthend, denn dem Manne gegenüber war ſie ſich einer Schuld bewußt.

„Herr Graf? Wie kalt das klingt!" rief Hubert vorwurfsvoll. „Hab' ich mir noch keinen beſſeren Titel verdient, als die fremde, kalte Form? Seien Sie freundlich mit mir, Paula; mein ganzes Lebensglück liegt ja in Ihren Händen. Laſſen Sie es mich mit einem Lächeln, nicht mit einem Trauerblick empfangen!"

„Lebensglück, Du großer Gott," ſagte Paula mit einem Seufzer, „wer von uns armen Sterblichen weiß, was die nächſte Stunde für ihn birgt? Hoffen Sie auf kein Glück, Herr Graf; die Enttäuſchung wäre zu furchtbar und ſchmerzlich nachher!"

„Hoffen dürfen wir, liebe Paula," ſagte Hubert herzlich, „es iſt das ſchönſte Vorrecht des Menſchen und ſein Troſt und Stab. Laſſen Sie mir immer die Hoffnung, die mir Ihr lieber Anblick friſch und warm in's Herz gießt — aber was plaudern wir da," brach er lachend ab, „ſo ernſt und feierlich, als ob wir zu einem Begräbniß und nicht zu einer Verlobung gingen. — Da kommt auch die Mama, die wird böſe, wenn ſie nicht freundliche Geſichter ſieht."

Die Gräfin kam in der That heran, und Hubert ſah ſich für die nächſte Zeit überhaupt von allen Seiten in Anſpruch genommen, da das Geheimniß der Verlobung ja doch nur ein öffentliches war und alle Welt ihm ihre Glückwünſche darbringen wollte.

„Und wo ſteckt George? Ich habe ihn noch mit keinem Blick geſehen."

„Vorhin," ſagte Hauptmann von Seydlitz, der neben Hubert ſtand, „fuhr er an mir vorbei, aber mit einem Geſicht wie eine Wetterwolke. Er ſah mich gar nicht — weiß der liebe Gott, was er hat!“

„George?“ fragte die Gräfin erſtaunt. „Was kann der haben, das ihn verdrießlich machen dürfte? Er iſt ja doch ſonſt immer das Leben ſelber; aber er hat heute Mancherlei zu thun. Ich werde mich einmal nach ihm umſehen.“

Sie traf George, als ſie das nächſte Zimmer betrat, in Verzweiflung, und er winkte ſeiner Mutter, ihm über den Gang zu folgen.

„Aber was haſt Du nur? Weshalb kommſt Du nicht zur Geſellſchaft?“

„Zur Geſellſchaft? und was ich habe? Heiland der Welt, und dabei wird es nicht für anſtändig gehalten, zu fluchen!“

„Aber George!“

„Denke Dir nur, dieſes alte, verwünſchte Burgfräulein, die genau ſo ausſieht, als ob ſie dreieckig geſchnitten und dann aufgeklebt wäre, dieſes Fräulein von Wünſchel läßt mir vor einer halben Stunde abſagen!“

„Das iſt allerdings fatal!“

„Fatal? Göttlich! Das nennſt Du fatal? Und ich bin mit meiner ganzen Geſchichte, die mich die letzten acht Tage vollſtändig aufgerieben hat, heute Abend auch noch obendrein blamirt!“

„Und was willſt Du jetzt thun?“

„Weiß ich's denn ſelber? Ich liege hier auf der Lauer, um irgend ein unglückliches, paſſendes Individuum abzufaſſen, das mir in den Weg läuft. Glücklicher Weiſe ſind es nur ein paar Worte zu ſprechen, aber es iſt eine Hauptſache, die nicht wegbleiben kann.“

„Haſt Du denn ſonſt Alle zuſammen?“

„Rottacks fehlen noch; das wäre jetzt ein Hauptſpaß, wenn die auch ausblieben — dann ſchöſſe ich mir eine Kugel über dem Kopf weg...“

„Aber George...!“

„Ueber den Kopf, Mama; ich würde außerordentlich vorſichtig zielen, daß ich kein Unglück anrichtete. — Aber beim Himmel, da kommt Fräulein von Bazcow angefahren. Die entere ich, die thut mir auch den Gefallen!“

„Aber wir ſind mit den Leuten erſt ſo kurze Zeit bekannt!“

„Bah, zu Rottacks bin ich am nächſten Tag gegangen — da kommen auch Rottacks — Hurrah, nun bring' ich die Sache doch noch am Ende zu Stande!“

Und fort ſchoß er mit weiter nichts im Kopf, als der glücklichen Durchbringung ſeines Liebhabertheaters.

Rottacks fuhren in der That in dem Augenblick vor, und Helene ſah bleich und erregt aus, hatte ſie doch die ſtolze Gräfin ſeit jenem Abend nicht wieder geſehen, da dieſe den verſchiedenen Proben nicht mehr beiwohnte und ſie jetzt ein erneutes Begegnen ordentlich fürchtete. Aber es half nichts; der Verpflichtung gegen George konnten ſie ſich nicht entziehen. Er vor Allen war gerade immer ſo liebenswürdig und herzlich mit ihnen geweſen, und es hätte ihn zu ſehr gekränkt; das durfte nicht ſein. So mußten ſie denn der Geſellſchaft beiwohnen, und gerade die Geſellſchaft ſchützte ſie ja auch vor einem für beide Theile vielleicht peinlichen Zuſammentreffen mit der Gräfin. In großen Geſellſchaften wie in einer großen Stadt kann man, wenn man will, allein ſein und ſich von der übrigen Welt abſchließen; in kleinen Zirkeln und Städten iſt es unmöglich. In der Geſellſchaft verdeckt die Form auch alles Andere, denn ſie beſteht nur aus vorgeſchriebenen Bewegungen und Situationen, wie ein Schauſpiel faſt auf offener Bühne, wo ſich die im gewöhnlichen Leben vielleicht feindſeligſten Charaktere offen und herzlich in die Arme fallen. Auch in der Geſellſchaft wird Haß und

Liebe übertüncht, und nur die Höflichkeit und der gute Anſtand regieren.

Helenens Befürchtung war deshalb auch ganz grundlos geweſen, denn an keinem andern Platz der Welt hätte ſie nach der damaligen Scene beſſer mit ihrer Mutter wieder zuſammentreffen können, als in dieſem Kreiſe geputzter, fröhlicher Menſchen. Und trotzdem ſchlug ihr das Herz ängſtlich in der Bruſt, als ſie den Saal betraten und die Gräfin auf ſie zukam, um ſie zu begrüßen. Aber die Gräfin war eine Weltdame; kein Zug ihres Antlitzes verrieth etwas Anderes und durfte etwas Anderes verrathen, als Freude über das Erſcheinen ihrer Gäſte.

„Meine liebe Gräfin Rottack, wie ich mich freue, Sie wieder begrüßen zu können. Wir hatten ſolche Sorge neulich, als wir hörten, daß Sie ſich unwohl fühlten! Herr Graf, Sie ſind uns herzlich willkommen — hoffentlich hatte es mit Ihrer lieben, jungen Frau weiter nichts zu ſagen!“

„Migräne, gnädige Gräfin.“

„Ach ja, das alte, häßliche Leiden, ich kenne es; in unſerer Familie iſt es ordentlich epidemiſch.“

„Auch Helene hat es geerbt,“ ſagte Graf Rottack ruhig. Aber die Gräfin erwiederte freundlich:

„Dann muß ſich Ihre liebe Frau recht in Acht nehmen und in Geduld faſſen, denn es verliert ſich erſt mit den Jahren. Und nun bitte, legen Sie ab, lieber Graf. George hat ſchon ein paarmal nach Ihnen gefragt, er war ſelig, als er Sie kommen ſah.“

„Er hat doch nicht etwa gefürchtet, daß wir ihn im Stich laſſen würden?“ ſagte Felix.

„Er hat heute alle Hände voll zu thun,“ lächelte die Gräfin, „und wirklich dabei das Unglaubliche geleiſtet, denn Paula ahnt noch gar nichts von der Ueberraſchung — aber da kommt Paula, verrathen Sie ſich nicht!“

Paula hatte die junge Gräfin geſehen und kam raſch auf ſie zu; aber je mehr ſie ihr nahte, deſto mehr hemmte ſie ihren Schritt, und wollte ſie und ihren Gatten eben in der gewöhnlichen ſtummen und hergebrachten Form der vornehmen Welt begrüßen, als Helene auf ſie zutrat, ihre beiden Hände ergriff und mit herzlicher Stimme ſagte:

„Meine liebe Comteſſe, wie freue ich mich, Sie wieder begrüßen zu können!“

Die Worte klangen ſo gut, ſo lieb, ſo wahr — Paula traten, ſo ſehr ſie dagegen ankämpfte, die Thränen in die Augen, und unwillkürlich bog ſie ſich zu Helenen über, die einen leiſen Kuß auf ihre Stirn drückte.

Die Mutter ſah es, und freundlich ſagte ſie: „Nehmen Sie ſich der Kleinen ein wenig an, Frau Gräſin; ſie macht ein viel traurigeres Geſicht heute, als es für den Tag paßt; ſie iſt mir auch immer zu viel allein und ſinnt und grübelt; das taugt nicht für ein junges Mädchen. Aber jetzt entſchuldigen Sie mich, meine Pflichten als Hausfrau ſind unerbittlich.“

„Wer iſt denn dieſer Graf Rottack eigentlich und wo kommt er auf einmal her?“ ſagte ein alter Herr mit einem entſchieden militäriſchen Anſtrich, zu einem andern Herrn, der neben ihm ſtand und mit einem etwas verbiſſenen Geſicht bis jetzt die Geſellſchaft betrachtet hatte, als ob er ſich über jeden Einzelnen ärgere, daß er überhaupt auf der Welt wäre. „Wiſſen Sie es nicht, Herr Staatsrath?“

„Thut mir leid,“ entgegnete der alſo Angeredete, „er war lange in Braſilien und hat ſich auch ſeine Frau von dort mitgebracht.“

„Es iſt ein reizendes Paar; wunderhübſches Frauchen.“

„Ja, paſſirt; er ſieht mir aber eher wie ein Demokrat im Frack, als wie ein Graf aus, macht auch Beſuche bei Schauſpielern. Ich glaube nicht, daß viel dahinter iſt. Apropos, Oberſt, haben Sie denn ſchon dieſen neuen Beitrag zu unſerer chronique scandaleuse gehört mit dem Baron Beltine?"

„Mit Beltine? Nein. Da drüben ſteht er ja."

„Ja, er iſt wieder zurück. Vor acht Tagen machte er ſich aber das kleine Vergnügen, eine Schneiderstochter von hier zu entführen. Die ganze Stadt war ja voll davon.

„Ich habe kein Wort darüber gehört; er iſt ja aber verheirathet."

„Eh bien, und was weiter — ſeine Frau fuhr indeſſen allein in's Theater."

„Ach, das iſt ja gar nicht möglich; das wäre ja eine Niederträchtigkeit und Graf Monford der Letzte, der ihn danach wieder einladen würde."

„Lieber Oberſt, Sie kennen die Welt noch nicht, obgleich Sie beinahe ſiebenzig Jahre darin leben; der Baron iſt außerordentlich reich."

„Sind Sie auch mit ihm befreundet?"

„Befreundet," ſagte der Staatsrath, die Achſeln zuckend; „mit wem iſt man eigentlich in der Welt befreundet, und ich in meiner Stellung ſchon gar. Ich glaube nicht, daß es zwei Menſchen in der Stadt giebt, die mich nicht haſſen, aber merken Sie das Jemandem an, Oberſt? Sie ſind Alle die Höflichkeit ſelber, ſo lange ſie mit mir verkehren, alles Andere geht mich nichts an, und wie ſie hinter meinem Rücken ſchimpfen, was kümmert's mich? Ebenſo halten es Andere. Der Baron kann mich auch nicht leiden, eingebildeter, fader Narr, der er iſt; aber er und ich geben ausgezeichnete Dejeuners, und da brauchen wir einander."

„Da kommt er gerade auf uns zu."

„Ah, lieber Staatsrath! Herr Oberſt, ich habe die Ehre!"

„Mein beſter Baron, wo haben Sie die ganze Woche geſteckt? Mir hat ordentlich etwas gefehlt, wenn ich Ihnen Morgens auf meinem gewöhnlichen Spaziergang nicht begegnete."

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Staatsrath; ich war auf einige Tage in der Reſidenz, wohin mich Geſchäfte riefen. Die gewöhnlichen Plackereien des Lebens."

„Ueber die ich Sie erhaben glaubte."

„Keiner von uns, keiner von uns, lieber Staatsrath; aber wo iſt eigentlich unſer junges Pärchen?"

„Die Braut ſteht da drüben, ſie ſieht auffallend blaß und gedrückt aus; Comteſſe Monford iſt ſehr zart.“

„In der That, in der That. Sie entſchuldigen, lieber Staatsrath, ich habe der Comteſſe noch nicht einmal meine Huldigung dargebracht.“

„Aber, meine liebe Paula, was iſt Ihnen?“ ſagte Helene liebevoll, indem ſie ihren Arm um die ſchlanke Taille des jungen Mädchens legte; Sie ſind ſo furchtbar aufgeregt.

„Ach, wenn ich Ihnen Alles ſagen könnte,“ flüſterte Paula, „wenn ich Sie früher gekannt hätte; Vieles, Vieles wäre vielleicht anders, beſſer, als es jetzt iſt!

„Es iſt ſelbſt jetzt noch nicht zu ſpät,“ ſagte Helene herzlich, „und ich hoffe, wir ſollen recht gute Freunde werden!“

„Zu ſpät, zu ſpät!“ hauchte Paula leiſe, daß der Schall der Worte kaum zu Helenens Ohr drang.

„Das iſt recht, meine liebe Frau Gräfin,“ ſagte in dieſem Augenblicke Graf Monford's Stimme und der Graf grüßte freundlich die junge Dame, „daß Sie mein kleines Töchterchen ein wenig aus Ihrer Lethargie emporrütteln — das Köpfchen hoch, Paula, biſt ja mein gutes Kind.“

„Mein lieber, lieber Vater!“ rief Paula, leidenſchaftlich des Vaters Hand ergreifend.

„Pſt, Kind, pſt,“ ſagte der alte Herr, „ich habe mir vorgenommen, heute Abend recht luſtig und vergnügt zu ſein, und da mußt Du mir helfen, denn Du haſt auch alle Urſache dazu. Es iſt ein merkwürdiges Kind, Frau Gräfin, ſo außerordentlich weich, gar nicht wie ihre Mutter, die einen viel feſteren und entſchiedeneren Charakter hat. Aber ein gehorſames Töchterchen iſt es doch, das ſeinen Eltern große, unendlich große Freude macht, und auf das ſie wohl mit Recht ſtolz ſein können.“

„Mein guter Vater!“

„Haben Sie nur Geduld mit ihr, Herr Graf,“ ſagte Helene; „es iſt ja ſo natürlich, daß ſie einer ſo gewaltigen Wendung ihres ganzen bisherigen Lebens nicht mit voller Ruhe und Sicherheit entgegengehen kann.“

„Ich habe auch Geduld mit ihr,“ lächelte der Graf, „denn ich kenne meine Tochter, und ſie wird mir noch einmal mit thränenden Augen danken —“ und Paula freundlich zunickend und mit einer Verneigung gegen Helene ſchritt er zu dem andern Theil des Saales hinüber. — —

Unten in der Halle hatte der Haushofmeiſter eine Reihe von Bierfäſſern und Körbe voll Wein an die eine Wand reihen laſſen, und nicht allein die Dienſtleute des Gutes und die Forſtbeamten und Holzhauer des benachbarten Waldes wurden dort freigehalten, ſondern wer von der Stadt heraufkam, erhielt, was er eſſen und trinken wollte, denn es ſollte Keiner hungrig von der Schwelle gehen, auf der die Freude herrſchte.

Das hatten ſich denn auch eine Menge von Leuten zu Nutze gemacht, und der Platz hinter dem Schloſſe, wohin ſie ſämmtlich gewieſen wurden, ſchwärmte von ihnen.

Auch der alte Maulwurfsfänger war mit heraufgekommen, aber er miſchte ſich nicht unter den Troß, ließ ſich auch weder Getränk noch Speiſen geben und drückte ſich eigentlich mehr in den Büſchen herum, abſeit von den Leuten. Es war faſt, als ob er Jemanden ſuche oder erwarte.

Endlich kam der Förſter den Weg herauf, ſeine Flinte wie immer auf dem Rücken, und blieb erſt eine Weile da, wo der Weg auf den freien Platz ausmündete, ſtehen, um ſich das fröhliche Treiben zu betrachten. Gefallen that's ihm nicht; ein echter Jäger mag keinen Lärm leiden, ob er nun auf der Jagd iſt oder nicht, denn immer an Ruhe und Stille gewöhnt, ſtört es ihn. Aber der Förſter trank gern ein Glas Wein, und da ſein Gehalt ihm nur Bier verſtattete, und ſelbſt das mäßig, war er doch auch einmal „herüber in's Schloß" gekommen, um mit ſeinem alten Freund, dem Haushofmeiſter, eine Flaſche zu leeren. Der Holzhändler aus der Stadt und der Müller vom Bache gleich unter dem Forſthaus, wie der Schulmeiſter von Eslich, dem nächſten Dorf, hatten ſich auch ſchon eingefunden und ſaßen in des Haushofmeiſters Stübchen um den runden Tiſch am Fenſter, während ſein eigener, beſonders zu dem Zweck herüber beſtellter Forſtgehilfe nicht weit davon beſchäftigt war, ein paar kleine Böller in Ordnung zu bringen, die gelöſt werden ſollten, wenn drinnen im Saal zuerſt die Geſundheit des Brautpaars ausgebracht wurde.

Eben kam auch die Militärmuſik vom nächſten Ort auf einem Leiterwagen angefahren, denn die hieſige hatte nicht abkommen können, da ſie gleich nach dem Theater nothwendig zu dem beabſichtigten Fackelzug und einem Ständchen für den Erbprinzen gebraucht wurde.

Dem Maulwurfsfänger entging nichts von alledem. Seine kleinen grauen Augen blitzten nach allen Seiten, ohne daß irgend einer der hier Verſammelten auch nur die geringſte Acht auf ihn gehabt hätte; die Wenigſten bemerkten ihn ſogar, und die ihn bemerkten, fanden es natürlich und ganz in der Ordnung, daß er ſich ebenfalls zu dieſem Feſte eingefunden; gehörte er doch mit zu den Arbeitern im Schloſſe, in deſſen Park er in jeder Woche ein paarmal zu finden war.

Der alte Burſche betheiligte ſich aber nicht an dem Trinken. Wohl eine halbe Stunde lang, als der Förſter ſchon längſt in der Stube war, ſtand er noch halb verſteckt in dem Gebüſch an einen Baum gelehnt. Dann erſt, als er ſich vollſtändig überzeugt hatte, daß der Forſtmann feſt hinter ſeinem Tiſch und ſeiner Flaſche Wein ſaß, zog er ſich vorſichtig in das Dickicht zurück und umging jetzt, immer durch das Buſchwerk kriechend, das Schloß.

Einmal mußte er freilich noch eine ganze Weile warten, denn wie er den einen Weg kreuzen wollte, ſtanden dort Leute aus dem Dorf und plauderten mit einander. Endlich — und wie lang ihm die Zeit dabei wurde — zogen ſie ſich ebenfalls zum Schloſſe hin, und er glitt jetzt, immer die Büſche haltend und alle offenen Wege vermeidend, der nämlichen Gegend zu, in der ihn damals der Förſter bei ſeiner nächtlichen Faſanenjagd entdeckt, wenn auch nicht erwiſcht hatte. Aber nicht zu den Faſanen zog ihn dieſes Mal ſein Trieb des Wilderns.

Der alte Förſter war ein ganz ausgezeichneter Forſtmann und es hätte kaum einen beſſeren für die Waldculturen geben können, aber er war kein Jäger, und das darf uns in unſerer Zeit gar kein Wunder nehmen. — Allerdings hegte er das Wild, weil es ihm der Graf befohlen hatte, und er haßte und verfolgte alle Wilddiebe aus Leibeskräften, weil ihm das einmal in der Natur lag, daß er keinen Eingriff in ſeine Rechte dulden konnte. Aber eigentliche Liebe zum Wild hatte er nicht und konnte ſie nicht haben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihm ſchon ſeit vielleicht zwanzig Jahren verboten war, ſelber etwas zu ſchießen, was der Graf nur für ein Vorrecht der Cavaliere oder etwa eingeladener Gäſte hielt.

Der Förſter ſollte den ganzen Tag in ſeinem Walde ſein; er ſollte abſpüren und beſtätigen, er ſollte jeden Hirſch kennen, der auf den verſchiedenen Revieren ſtand, jeden Rehbock ſogar, aber der echten Waidmannsluſt durfte er ſelber nie folgen.

In der Jagdzeit hatte der Graf immer eine Menge Gäſte, zu deren Ehren Treibjagen veranſtaltet oder die mit dem Förſter oder einem der Forſtgehülfen Pirſchen geſchickt wurden. Mußte aber Wild abgeſchoſſen werden, ſo bekamen nie oder nur in höchſt ſeltenen Fällen die Forſtleute Auftrag dazu, ſondern der junge Graf that es ſelber, oder lud ſich ein paar von ſeinen Kameraden dazu ein, die dann vielleicht die nöthige Anzahl erlegten und noch außerdem drei oder vier andere Stück zu Holz ſchoſſen.

Im Anfange war der Förſter außer ſich darüber, zuletzt wurde er gleichgiltig dagegen, und es dauerte nicht lange, ſo lag ihm die Forſtcultur viel mehr am Herzen, als das Wild, ja, er fing an ſich zu ärgern, wenn der Wildſtand zu ſehr wuchs, da ſie ihm in kalten Wintern ſeine Culturen ſchädigten.

Hirſche und Rehe, ſo weit war er ſchon gekommen, nannte er „das Viehzeug,“ und wäre es dem Grafen einmal eingefallen, ſeinen ganzen Wildſtand auszurotten, der alte Förſter würde ihm mit Vergnügen dabei geholfen haben.

Solche Verhältniſſe fanden übrigens nicht allein in Haßburg ſtatt; ſie ſind ziemlich allgemein in ganz Deutſchland geworden, und unſere

Nachkommen dürfen ſich nicht wundern, wenn ſie in unſerem Vaterland eben ſo vergebens nach einem wirklichen Jäger ſuchen werden, wie man jetzt bei uns noch nach einem Wolf, Luchs oder Bären ſucht. Sie ſind eben oder werden wenigſtens ausgerottet.

Der alte Förſter hatte, mit einem Wort, „keine Paſſion“ für das edle Waidwerk; er züchtete das Wild, wie eine Hausfrau Hühner und Gänſe züchtet, und deshalb war der alte Maulwurfsfänger ein ſo gefährlicher Kunde für ſein Revier.

Dieſer nämlich, durch ſeinen Beruf ſchon vollkommen berechtigt, überall im Park, in dem es einen ſehr bedeutenden Dammwildſtand gab, umherzuſuchen, um angeblich nach Maulwürfen und ihren Gängen zu forſchen, hatte dieſe günſtige Gelegenheit nicht unbenutzt verſtreichen laſſen und kannte alle Wechſel des überhaupt vollkommen vertrauten Wildes ſo genau, als ob er es hier ſeit ſeiner Jugendzeit beobachtet habe; aber das genügte ihm nicht allein.

Er wußte recht gut, daß er in dem umſchloſſenen und kleinen Park nicht ſchießen durfte, ohne im Augenblick die ſämmtlichen Schloßbewohner auf ſeiner Fährte zu haben; an ein

Wegſchaffen irgend eines erlegten Stück Wildes wäre dann nicht zu denken geweſen. Der alte Burſche verſtand aber mehr als Maulwürfe zu fangen, und mit dem Terrain erſt einmal genau bekannt, hatte er auch bald ſeinen Plan entworfen.

Gleich hinter der Faſanerie lag ein ſchmales und langes Fichtendickicht, das den Park gewiſſermaßen gegen das daranſtoßende Feld abſchloß und abſichtlich ſo dicht angeſäet war, um beſonders den jungen Faſanen genügenden Schutz gegen Raubvögel zu gewähren. Hier hindurch hatte ſich das Dammwild einen Wechſel angelegt, um zu dem Haferſtück zu gelangen, und ſobald der Maulwurfsfänger den ausſpürte, legte er am äußerſten Rand deſſelben auch noch eine Art von künſtlicher Salzlecke an, indem er oben unter die Aeſte einer, jenen Platz überragenden Eiche ein paar kleine Salzſäcke band. Bei Regen und naſſer Witterung tropfte das aufgelöſte Salz herunter, und das Wild hatte dann auch nach kaum drei Wochen den Platz ſchon aufgefunden und leckte dort ein tiefes Loch in den Boden, um den ſalzigen Geſchmack der Erde zu bekommen.

Weiter wollte der Wilderer nichts; er ließ ſie ruhig gewähren, bis ſeine Zeit gekommen war, und den heutigen Abend hielt er dazu paſſend. Der Förſter ſaß oben bei der Flaſche, der Forſtgehülfe war mit den alten Böllern beſchäftigt und außerdem ebenfalls durſtig; von den Beiden hatte er alſo nichts zu befürchten. Aus dem Schloß ſelber kam Niemand heute Abend in den Park, davon war er feſt überzeugt; eine beſſere und günſtigere Gelegenheit fand ſich deshalb nicht wieder, und er war feſt entſchloſſen, ſie zu benutzen.

Aber er hatte auch ſchon vorgearbeitet. Daß er ohne Schußwaffe und in einer ziemlich dunkeln Nacht, da der Mond erſt nach zwölf Uhr aufging, nichts würde ausrichten können, wußte er recht gut. Zu ſeinem Wilddiebſtahl brauchte er aber kein Licht; ja, Dunkelheit war ihm eher noch günſtig, denn ſchon mit der einbrechenden Dämmerung hatte er ſich auf ihm vortrefflich bekannten Wegen in jenes Dickicht geſchlichen und dort auf dem Wechſel eine feſte Drahtſchlinge aufgeſtellt. Gleich nach Dunkelwerden wechſelte das Dammwild gewöhnlich von der Parkwieſe nach dem Haferfeld hinüber, und nahm es dann wirklich einen andern Weg, ſo hatte er weiter nichts zu thun, als außen am

Park das Feld langſam abzugehen, und er konnte ſicher ſein, daß eines oder das andere der Thiere den kleinen Pfad annahm und ſich dann fing.

Jetzt hatte er den Fichtenſtreifen erreicht und kroch vorſichtig darin hinauf; aber er war zu dicht, er kam nicht fort, und wieder in das offene Holz hineinbiegend, glitt er unmittelbar am inneren Rand der Stelle zu, wo er ſeine Schlinge wußte.

Halt, was für ein Geräuſch war das? Er hielt und horchte; es ſchlug etwas den Boden.

„Hurrah,“ jubelte er in ſich hinein, „da ſteckt mein Sonntagsbraten, dem auch die Flaſche Wein nicht fehlen ſoll!“ und wie ein Indianer faſt, raſch und geräuſchlos, floh er über die trockenen Nadeln hin, mit denen hier eine Anzahl mehr einzeln ſtehender Kiefern den Boden beſtreut. Jetzt erreichte er den Platz. Die Anſtrengungen des gefangenen Wildes, da es den Feind nahen hörte, wurden ſtärker; es riß und zerrte an den Büſchen und ſchnellte ſich vom Boden empor. Aber die Schlinge, an die elaſtiſchen Zweige der nächſten jungen Bäume befeſtigt, hielt, und wenige Minuten ſpäter hatte der Maulwurfsfänger ſeine Beute, ein feiſtes Schmalthier, gefaßt, zu Boden geriſſen und ihm mit ſeinem ſcharfen Genickfänger den Todesſtoß gegeben. —

Die Gäſte waren alle verſammelt, und während ein Theil von ihnen, den wundervollen Abend noch genießend, vorn auf der Terraſſe ſpazieren ging, bildeten ſich auch in dem Saal ſelber, deſſen Thüren und hohe Fenſterflügel weit geöffnet ſtanden und die balſamiſche Luft wie den Dunſt der Blumen überall herein ließen, einzelne Gruppen von Bekannten unter einander.

Und jetzt kam auch George, der ſich aber Einzelne unter den Gäſten ausſuchte, um ein paar Worte mit ihnen zu flüſtern. Auch zu Rottacks ging er hinüber.

„Meine Herrſchaften,“ ſagte er raſch und fröhlich, „gleich nach dem Souper beginnt unſer Wirken; thun Sie mir alſo den Gefallen und machen Sie ſich, ſobald Sie möglicher Weiſe können, von der Tafel los, damit es keinen Aufenthalt giebt. Ich darf doch auf Sie zählen?“

„Sicher,“ ſagte Rottack.

„Und Paula hat noch nichts gemerkt? Sie ſprachen vorhin mit ihr angelegentlich, Frau Gräfin.“

„Sie hat keine Ahnung, und ich fürchte, auch faſt keinen Gedanken für die Feſtlichkeit," ſeufzte Helene; „das arme Kind kommt mir recht angegriffen und ſo unnatürlich aufgeregt vor."

„Deſto beſſer, deſto beſſer!" lachte George vergnügt vor ſich hin, denn er ſelber ſah, hörte und dachte heute nichts Anderes, als eben ſeine beabſichtigte Ueberraſchung.

„George, wo biſt Du ſo lange geblieben?" rief in dieſem Augenblick Paula und eilte auf ihn zu: „ich habe Dich ſo erſehnt."

„Mein liebes Herz, ich hatte zu thun und wußte Dich ja hier ſo gut aufgehoben. Wie geht es Dir, Schatz?"

Paula antwortete ihm nicht. Sie ſah ihn mit ihren großen Augen feſt an, und dann ſeinen Arm ergreifend und ihn leiſe ein paar Schritt mit ſich zur Seite führend, flüſterte ſie:

„Bleibe mir immer gut, George; behalte Deine Schweſter lieb!"

„Aber Paula, was fehlt Dir? Du gehſt ja doch noch nicht von uns, wenn Du auch von jetzt an einem Andern angehören wirſt; mache Dir doch keine thörichten Sorgen."

„Mein guter George!"

„Komm, Kind, da beginnt die Tafelmuſik;

um Gottes willen, was haſt Du, Paula, wir ſind ja nicht allein!“

Paula hatte mit der Hand faſt krampfhaft ſeinen Arm gefaßt, zog ihn an ſich und drückte einen heißen Kuß auf ſeine Schulter. Dann ließ ſie ihn plötzlich los und ſchritt der Thür der Terraſſe zu.

Eine Weile noch wogten die Gäſte durch einander, hier ſich begrüßend, dort mitſammen plaudernd, bis der Haushofmeiſter endlich feierlich auf den Grafen Monford zuſchritt und ihm meldete, daß die Suppe ſervirt werden könne.

„Meine Herrſchaften, zur Tafel! rief der Graf fröhlich; meine Herren, nehmen Sie ſich Ihre Damen. Wo iſt Hubert?“

„Er ſprach eben im andern Zimmer mit der Mama,“ ſagte George.

„Rufe ihn einmal. Wo iſt denn Paula? Sie war ja eben noch da.“

„Sie wird draußen auf der Terraſſe ſein; ich werde nachſehen.“

George ging hinaus, um die Schweſter zu ſuchen; aber auf der Terraſſe war ſie nicht, und von dort herein zogen jetzt die Gäſte, dem willkommenen Ruf zur Tafel folgend.

Langſam ſchritt Paar nach Paar in den zu

Tageshelle erleuchteten Saal und ordnete ſich nach ihren, ihnen beſtimmten Plätzen um die Tafel, deren Pracht das Auge ordentlich blendete.

Rieſige ſilberne Candelaber ſtreckten ihre breitäſtigen Arme aus und hielten zahlloſe flammende Wachskerzen. Prachtvoll gearbeitete Frucht- und Blumenkörbe ſtanden dazwiſchen, und den mittleren Theil deckten ſogar noch niedere Aufſätze von blank polirtem Silber, die wie eben ſo viele Spiegel das Licht tauſendfältig zurückſtrahlten.

Was Deutſchland nicht allein, nein, was die Welt an Blumen und Früchten bot, war auf der Tafel angehäuft, von der ſaftigen Kirſche bis zur goldgelben Banane und Ananas, und damit harmonirte der Saal ſelber, der, ſo einfach auch decorirt, doch in jedem einzelnen Stück den Reichthum ſowohl wie den Geſchmack des Beſitzers verrieth.

Abgeſchieden von den Gäſten durch einen hohen, ſchwerſeidenen Vorhang, wie man ihn auf dem Theater wohl gemalt ſieht, ſaß das Muſikcorps, das mit dem Wagner'ſchen Marſche aus „Tannhäuſer“ begonnen hatte, und nach dem Tacte deſſelben ordneten ſich unwillkürlich die Gäſte; aber man wollte ſich ſetzen, und ungeduldig ſah der Graf umher, denn Paula, Hubert und George fehlten noch. Hatten ſie den Ruf zur Tafel nicht gehört?

Der Haushofmeiſter wurde hinausgeſchickt, um nach ihnen zu ſehen. Er kehrte ebenfalls nicht wieder.

„Um Gottes willen,“ flüſterte Helene ihrem Begleiter zu, „die Comteſſe wird doch nicht unwohl geworden ſein; ſie ſah vorhin ſo bleich aus!“

„Das iſt mir auch aufgefallen,“ erwiederte dieſer; „Graf Monford ſcheint unruhig zu werden.“

„Eine kleine Störung,“ lächelte der Staatsrath ſeiner Nachbarin, einem gelben, aber ſehr reichen Stiftsfräulein von Wurmholz, zu, „die Eliſabeth hat ihr Stichwort verſäumt und der Feſtmarſch wird noch einmal von vorn anfangen müſſen.“

„Das junge Brautpaar,“ ſagte die Gnädige achſelzuckend, „wird draußen auf der Terraſſe ſchwärmen und nicht bedenken, daß wir Hunger haben; es iſt ſchon ein Viertel nach Neun.“

„Grauſame Liebe!“ ſtöhnte der Staatsrath.

Der Graf wurde in der That unruhig, denn ſolch ein Verſtoß gegen die Etiquette gehörte mit zu den unangenehmſten Dingen, die ihm, wie er glaubte, überhaupt paſſiren konnten.

Ein anderer Diener wurde hinausgeſchickt, um den Haushofmeiſter zu ſuchen. Er kehrte nach einigen Minuten zurück und flüſterte dem Grafen einige Worte zu.

„Entſchuldigen Sie einen Augenblick, meine verehrten Herrſchaften,“ ſagte der Graf ruhig, „ich glaube, meine arme Paula iſt unwohl geworden; aber es wird nichts zu ſagen haben.“

Er verließ mit feſten, langſamen Schritten den Saal. Draußen am Eingang ſtand George.

„Nun, was iſt? Was habt Ihr? Wo iſt Paula?“

„Fort, Vater!“ ſtöhnte George, der leichenblaß ausſah.

„Fort?“

„Ihr Kammermädchen hat vorher einen kleinen Koffer fortgetragen; mein Jean will ſie geſehen haben, und der Gärtner behauptet, hinten am Drahtthor habe ein Wagen gehalten.“

„Wo iſt Hubert?“ ſagte der alte Graf tonlos und hielt ſich an dem nächſten Seſſel feſt.

„Er läßt meinen Rappen ſatteln.“

Der alte Herr ſah ſeinen Sohn ſtier an,

dann drehte er ſich langſam um, als ob er in den Saal zurückſchreiten wollte; aber hier verließen ihn die Kräfte. George konnte eben noch zuſpringen, um ihn in ſeinen Armen aufzufangen.

8.

Hamlet, Prinz von Dänemark.

Director Krüger, den wir verlaſſen haben, als er im Converſationszimmer von all' der Angſt und Aufregung wie gerädert zuſammenknickte, ſollte aber noch nicht zu Ruhe kommen, denn wieder mußte das Orcheſter Nachricht haben, was es jetzt ſpielen ſollte, da es den Trauermarſch doch nicht noch einmal beginnen konnte. Außerdem kam Fräulein Bellachini eben, von rauſchendem Applaus und einer erneuten Blumenſalve verfolgt, athemlos und erhitzt, aber mit einem ganz ſeligen Geſicht in das Converſationszimmer und warf dem Director lachend einen Blumenregen vor die Füße. Der mußte er etwas Angenehmes ſagen, ſonſt gab ſie ihm das zehnfach in allerlei Aergerniß wieder zurück, denn genau ſo ſtolz wie eine Sängerin auf ihre Kehle, iſt eine Tänzerin natürlich auf ihre Füße.

„Mein liebes, verehrtes Fräulein," ſagte er, ſich mit einem innerlichen Seufzer von dem Sopha emporrichtend, „Sie haben getanzt wie ein junger Gott, wie eine Sylphide, eine Bajadere, eine Triade oder Gott weiß, wie die Dinger heißen — Sie haben getanzt wirklich zum — zum Küſſen. — Erlauben Sie, daß ich Ihnen im Namen Deutſchlands um den Hals falle..."

„Mein beſter Herr Director..."

Der Director fiel; während er ſie aber etwas tragiſch umarmte, ſah er an der Thür Sulzer ſtehen und rief zugleich aus:

„Schicken Sie doch zum Donnerwetter zum Capellmeiſter, daß er irgend etwas Schwermüthiges ſpielt — aber kurz! — Iſt denn der Rebe fertig?"

„Er läßt eben ſagen, es könne angehen."

„Mein liebes Fräulein, der Erbprinz wird entzückt ſein," ſagte Krüger, ſie bei Seite ſchiebend. — „Jetzt müſſen Sie aber hinaus, Sulzer, und die Veränderung anzeigen."

„Mit der Krone?"

„Meinetwegen mit dem Reichsapfel — das iſt ja alles Ein Deubel! Haben Sie in's Orcheſter geſchickt?"

„Ja — was ſoll ich denn anzeigen?“

„Sagen Sie nichts von Rede!“ rief Krüger raſch — „wegen plötzlich eingetretener Heiſerkeit des Herrn Handor hätte eines der Mitglieder die Rolle des Hamlet gleich und ohne Vorbereitung übernommen — Direction bäte um Nachſicht.“

„Soll ich Meier's dicken Backen auch gleich anzeigen?“

„Den werden ſie ſelber ſehen — na, wenn das heut Abend gut geht...“

„Wär' es nicht eigentlich paſſend, Herr Director, wenn Sie ſelber vorher hinauf in die Loge zum Erbprinzen gingen und ihm...“

„Mit meiner großcarrirten Hoſe?“ rief Krüger, „auf die mir noch der Eſel, der Schulze, vorher die Lampe gegoſſen hat? Sehen Sie einmal den Oelflecken — machen Sie, daß Sie hinauskommen!“

„Da fängt die Ouvertüre ſchon wieder an.“

„Na, dann warten Sie, bis ſie fertig iſt — nachher aber gleich — der Vorhang braucht gar nicht wieder zu fallen — Sie gehen nur ab.“

Es war jetzt in der That weiter nichts zu thun. Unten im Orcheſter ſpielten ſie eines jener monotonen Stücke, die gewöhnlich in Schauſpielen die Zwiſchenacte ausfüllen und nichts ſind, als ein muſikaliſches Geräuſch, bei dem ſich das Publikum ungeſtört unterhalten kann, und Aus- und Eingehende die Thüren werfen.

„Iſt denn Rebe noch nicht unten?“ fragte der Director ungeduldig — „wenn wir jetzt noch einmal eine Pauſe machen müſſen ...“

„Ich ſtehe zu ihren Dienſten, Herr Director,“ ſagte aber dieſer ſelber, indem er in vollem Coſtüm auf ſeinen Chef zutrat.

Er hatte die vorher aufgetragene Schminke abgenommen und ſah eigentlich bei Lampenlicht geiſterhaft bleich aus — aber zu der Rolle paßte es. Das Coſtüm ſaß ſeiner ſchlanken, edlen Geſtalt ebenfalls wie angegoſſen, und Krüger ſah ihn ordentlich überraſcht an.

„Und Sie haben wirklich noch Courage?“

„Sie ſehen mich vollſtändig bereit, meinen Platz auszufüllen.“

„Na, Gott gebe ſeinen Segen dazu — Sie haben es ſelber gewollt.“

Die Muſik ſchwieg; Sulzer gab das Zeichen zum Aufziehen des Vorhanges und trat dann raſch hinaus.

„Wer da?“ ſchrie ihm Mauſer aus dem Souffleurkaſten, als erſten Ausruf Bernardo's, entgegen, denn er hatte mit Schmerzen auf den Beginn gewartet und glaubte natürlich, es ſollte jetzt losgehen. Sulzer ſtutzte, und im Parket, wo man den Ruf deutlich gehört hatte, lachten Einige. König Claudius ſammelte ſich aber raſch wieder, und vortretend und zuerſt den Erbprinzen, dann das Publkkum mit einer ehrerbietigen Verbeugung begrüßend, brachte er die Anzeige der ſtattfindenden Veränderung.

Das Publikum nahm dieſelbe ruhig hin, und nur ein leiſes Flüſtern lief durch's Parterre, denn kein Name war genannt und Niemand wußte, wer jetzt den Hamlet ſpielen ſolle. König Claudius ließ ſich aber auf keine weiteren Erklärungen ein, und Mauſer ſelber unten im Souffleurkaſten war in der äußerſten Spannung, wer von Allen die Hauptrolle im Stücke ſo raſch übernommen haben konnte, daß er ſelber keine Ahnung davon hatte.

König Claudius aber war abgegangen. Aus der Couliſſe trat der wachthabende Poſten, Franciſco, vor und ſchulterte ſeine Hellebarde, und Bernardo trat von der andern Seite auf.

Die erſte Scene ging auch ruhig vorüber, und nur die Spannung des Publikums wurde mit der Verwandlung geſteigert.

Jetzt traten der König, die Königin, Hamlet, Polonius, Laertes und die Hofleute mit Gefolge auf, und aller Augen hingen an dem Prinzen, aber jetzt nicht an dem Erbprinzen, ſondern an dem von Dänemark, den man mit ſeinem bleichen Antlitze nicht einmal gleich erkannte. Aber plötzlich — Niemand wußte, woher er gekommen — flog der Ruf in einem hörbaren Ziſcheln durch das Theater:

„Rebe — Rebe ſpielt den Hamlet!“

Auf einer der vorderſten Bänke ſaß Jeremias, der heute Rebe, wenn auch in einer kleinen Rolle, auf dem Zettel gefunden hatte und, ohne daheim etwas davon zu ſagen, in's Theater gegangen war, um ihn ſelber einmal ſpielen zu ſehen. War es doch überhaupt die letzte Rolle, in der er hier auftreten ſollte. Sein Nachbar rief jetzt ebenfalls: „Rebe ſpielt den Hamlet!“, und es gab ihm einen ordentlichen Stich in's Herz, als er den Ausruf hörte.

„Rebe den Hamlet — na, wenn das gut geht!“ ſtöhnte er, gleich dem Director — „was iſt denn da vorgefallen und dem unſeligen, verzweifelten Menſchen in den Kopf geſtiegen? Wenn er ſich da blamirt — und natürlich wird er —, iſt er für immer verloren!“ — Jeremias wäre auch jetzt mit Vergnügen fortgegangen, denn er glaubte zu ahnen, was geſchehen würde, und mochte das Elend nicht mit anſehen; aber es war unmöglich. Er ſaß gerade in der Mitte im Parquet, und die Sitze waren ſo eng, daß die ganze eine Reihe hätte aufſtehen müſſen, um ihn hinauszulaſſen, und was für Aufſehen würde das mitten im Act erregt haben! Er mußte ſchon bleiben, wo er war, und geduldig ſtill halten. Was auch geſchah, er konnte es doch nicht mehr ändern.

Und wie unbefangen der Menſch dabei ausſah, und wie blaß aber auch! Während der König mit Polonius ſprach, unterhielt er ſich mit den Hofleuten, als ob ihn die ganze Geſchichte gar nichts anginge. Im Hauſe ſelber herrſchte dabei noch immer einige Unruhe, und das flüſterte und ziſchelte an allen Ecken und Enden. In dem Augenblick aber, wo ſich der König an Hamlet wandte:

„Doch nun, mein Vetter Hamlet, und mein Sohn…“

herrſchte Todtenſtille, und man hätte ein Blatt Papier können fallen hören.

Hamlet ſprach aber ſeine kurzen Sätze einfach und verſtändig, die erſten Worte nur noch etwas leiſe — er war noch zu befangen. Trotzdem verſtand man jede Silbe, denn das Publikum wagte kaum zu athmen, und ſchon bei der Anrede an die Mutter:

„Scheint, gnäd'ge Frau? Nein — iſt! Mir gilt kein ſcheint…"

ſchien er ſeine ganze Faſſung erlangt zu haben oder hatte vielmehr das Publikum ſo vergeſſen, daß er nur Auge und Ohr für ſeine Rolle hatte, und nach dem Abgange der Uebrigen, bei den heftigen Worten:

„Zerſchmölze doch dies allzu feſte Fleiſch,
Zerging' und löſt' in einen Thau ſich auf!
O, hätte nicht der Ew'ge ſein Gebot
Gerichtet gegen Selbſtmord! Gott, o Gott,
Wie ekel, ſchal und flach, wie unerſprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt. …"

ſprach er ſie mit einer ſolchen edlen und auch in keiner Bewegung übertriebenen Leidenſchaft, daß der Director, der indeſſen hinter der Couliſſe wie auf glühenden Kohlen ſtand, faſt unwillkürlich in ſich hineinmurmelte: Gut, bei Gott, recht gut! Verfluchter Kerl, der Rebe, wenn er nur ſo fortführe! Am Ende käme er noch unausgepfiffen durch.

Rebe ſchien aber nichts Derartiges zu fürchten, denn in der nächſten Scene mit Horatio, Bernardo und Marcellus benahm er ſich mit ſo edlem Anſtand und ſprach, was er zu ſprechen hatte, ſo durchaus im Geiſt der Rolle, daß das Staunen im Zuſchauerraume wuchs, während er die Damen durch ſeine wie für den Hamlet geſchaffene Geſtalt ſchon halb gewonnen hatte. Aber trotzdem regte ſich keine Hand, Alles ſaß lautlos und ſtill, wie erwartungsvoll, daß plötzlich irgend etwas Außerordentliches geſchehen ſolle, bis zu der Scene mit dem Geiſt, wo er dieſem folgt und ihn endlich ſtellt.

Barthel war ſchauerlich als Geiſt. Er hatte es ſich in den Kopf geſetzt, daß ein im Fegfeuer leidendes Geſpenſt, wenn es einmal über der Erde erſcheine, auch ſeine dort unten erlittenen Qualen deutlich kund geben müſſe, und wimmerte ſeine Rolle kläglich ab. Die Haßburger hatten ſich aber an ihn gewöhnt; ſie wußten es nicht anders, als daß der Geiſt wimmern muß, und nur die Fremden im Theater ſchüttelten mit dem Kopf, wagten aber kein Urtheil kund zu geben.

Deſto beſſer war Rebe, der in dieſer Scene ordentlich aus ſich herausging, ohne aber eine einzige unnatürliche Bewegung zu machen oder im geringſten zu ſtark aufzutragen. Das Grauſen, das ihn erfaßte, als er den Geiſt erblickte, theilte ſich dem Publikum mit, und wie der Geiſt mit dem „Ade, ade, gedenke mein!“ abwimmerte und Hamlet in die Worte ausbrach:

„O Herr des Himmels! Erde! Was noch ſonſt?
Nenn' ich die Hölle mit? —“

hörte man hier und da einzelne leiſe Ausrufe von: „Gut! Recht brav!“ Aber keine Hand rührte ſich.

Der Erbprinz ſelber ſchien ganz ergriffen von dem Spiel und gab unwillkürlich wieder das vorher ſo gut eingeſchlagene Zeichen zum Applaudiren, indem er die Fingerſpitzen der weißen Glacéhandſchuh vorn zuſammenbrachte — aber es half nichts.

Bei der Tänzerin war es etwas Anderes geweſen und dieſe eine berühmte Notabilität; ſie mußte beklatſcht werden, oder ganz Haßburg hätte ſich blamirt. Ihren Rebe aber, den kannten ſie beſſer als irgend jemand Anders, und da hinein ließen ſie ſich nicht reden, und wenn es vom Erbprinzen ſelber geweſen wäre.

Der Vorhang fiel, und ſchweigend wie das Grab ſaß das ganze Haus, bis plötzlich wieder das Ziſcheln und Flüſtern begann und Einer dem Andern ſeine Bemerkungen leiſe mittheilte, oder erſt vorſichtig deſſen Anſichten hören wollte.

Jeremias athmete tief auf. Wie der Vor=

hang fiel, war es ordentlich, als ob ein Alp von ſeiner Bruſt genommen wäre, in einer ſolchen, faſt fieberhaften Spannung hatte er in den vorigen Scenen geſeſſen und zugeſehen. Jetzt war es vorbei, er konnte wenigſtens einmal wieder ordentlich Luft ſchöpfen, und ein eigenes, merkwürdiges Gefühl durchzuckte ihn, als er dabei die verſchiedenen, aber faſt ſämmtlich günſtigen Urtheile über den neuen Hamlet hörte.

„Na, nu ſeh' einmal ein Menſch an; wer hätte das dem Rebe zugetraut? Nicht gemuckſt hat er bis jetzt, und gethan, als ob er nicht Drei zählen könnte, und nun rückt er auf einmal mit dem Hamlet heraus."

„Na, aber der Handor hätt' ihn doch beſſer geſpielt...."

„Nicht ſo viel, nicht die Probe; geſchrieen hätt' er mehr, ja — aber der verfluchte Kerl ſah ordentlich wie ein Prinz aus!"

„Ja, das war nichts," ſagte da ein Anderer, „die Scene mit dem Geiſt kann ein Jeder ſpielen, die ſpielt ſich von ſelber — aber nachher wollen wir einmal ſehen! Mein Hamlet wär's nicht."

„Ach was, er macht's ſo gut er kann," meinte Einer auf einer hinteren Bank, „und wer weiß denn auch, wann er die Rolle übernommen hat? Der Handor ſteht ja noch auf dem Zettel."

„Was nur dem heute fehlt?"

„Fehlen? Er hat wieder 'was zu viel — der Champagner wird heute gut geſchmeckt haben!"

„Das ihm nur noch Jemand 'was borgt! Mir iſt er auch noch hundertfünfzig Thaler ſchuldig — das iſt ein leichtfertiger Patron."

„Da iſt der Rebe ordentlicher, der bezahlt Alles, was er kauft."

„Ja, aber er kauft nichts," lachte ein kleiner, dicker Mann; „der arme Teufel hat immer kein Geld...."

„Bſt, es geht wieder an!" — Das Geſpräch war abgeſchnitten.

Oben auf der Bühne hatte indeſſen eine andere Scene geſpielt, und kaum fiel der Vorhang, als der Director, ordentlich verlegen, auf Rebe zukam und, ſich die Hände reibend, ſagte:

„Nun, Herr Rebe, ich gratulire! Es — es geht ja recht gut. Ich — ich muß Ihnen geſtehen, ich — habe das nicht erwartet."

„Sie glaubten, ich würde durchfallen, Herr Director?"

„Aufrichtig geſagt, ja; das Schwierigſte haben Sie freilich noch immer vor ſich, aber bei einer ſo plötzlichen Uebernahme einer Rolle iſt das Publikum auch immer rückſichtsvoll genug, ein Auge zuzudrücken. Ich hoffe doch jetzt wenigſtens, daß wir das Stück zu Ende bringen."

„Woran Sie bis dahin gezweifelt haben. Es freut mich wenigſtens, Herr Director, daß Sie, wenn ich morgen Haßburg verlaſſe, kein ſo hartes Urtheil über mich fällen werden, als das bisher vielleicht der Fall war. Ich habe Ihnen doch wenigſtens bewieſen, daß ich nicht bloß zum Stühlehinaustragen zu verwenden bin, und daß Sie mir die Rolle des Güldenſtern mit recht gutem Gewiſſen hätten anvertrauen können."

„Mein lieber Herr Rebe" („lieber" Herr Rebe hatte er ihn noch nie genannt), ſagte der Director wirklich etwas verlegen, „es — es thut mir in der Seele leid, daß wir es nicht früher einmal mit einer etwas bedeutenderen Rolle verſucht haben! Halten Sie ſich nur heute Abend tapfer; das Publikum iſt noch merkwürdig ſtill, aber verlieren Sie den Muth nicht, es geht doch vielleicht noch gut."

„Mit ein klein wenig Nachſicht hoffe ich mein Verſprechen zu löſen," ſagte Rebe; „aber das Orcheſter beginnt ſchon wieder. Entſchuldigen Sie, Herr Director, ich komme nachher von der an=

dern Seite, und möchte noch ein Blick in meine Rolle werfen."

„Bitte, laſſen Sie ſich um Gottes willen nicht ſtören!"

Der Director war die übertriebene Höflichkeit. Er kannte ſich ſelber nicht wieder, und Peters ging immer hinten auf dem Theater auf und ab und ſchüttelte mit dem Kopf. So etwas war ihm in ſeiner Praxis noch nicht vorgekommen.

Hinter der Scene ſtand Pfeffer als Todtengräber mit dem Geiſt.

„Wißt Ihr 'was Neues, Barthel?"

„Nichts, mein Prinz," erwiederte Barthel mit den Worten des Güldenſtern, „außer daß die Welt ehrlich geworden...."

„So will ich's Euch ſagen," rief Pfeffer, „in dem Rebe ſteckt ein Schauſpieler!"

„Es brauchte kein Todtengräber vom Grabe herzukommen," citirte Barthel weiter, nur mit einer Veränderung des Textes, „uns das zu ſagen — aber was für einer, iſt die Frage."

„Ein tüchtiger, wackerer Schauſpieler!" rief Pfeffer in Eifer. „Hol' mich der Teufel, der Haydor reicht ihm das Waſſer nicht in der Scene."

„Bah," ſagte Barthel, der von der Schauſpielkunſt ganz eigene Ideen hatte, „er ſprach den Hamlet etwa gerade ſo, als ob Sie oder ich einen Geiſt geſehen hätten und außer ſich wären — von Kothurn keine Spur — man darf doch nie vergeſſen, daß man auf dem Theater iſt!“

„Ich will Ihnen 'was ſagen, Barthel,“ meinte Pfeffer, „Sie ſind ein Eſel und verſtehen vom Hamlet gerade ſo viel wie der Peters!“

„Ich will Ihnen 'was ſagen, Pfeffer,“ erwiederte Barthel, „wir ſind gute Freunde, aber Sie brauchen deshalb nicht gleich ſo grob zu werden....“

„Ruhe da hinten, es geht an!“ rief der Inſpector aus der Couliſſe heraus, und im nächſten Augenblick ging der Vorhang wieder in die Höhe.

In der zweiten Scene erregte der neu geworbene Güldenſtern mit ſeinem dicken Backen einige Heiterkeit, denn der Regiſſeur hatte ihn nicht mit angemeldet; aber das Publikum beruhigte ſich doch bald darüber, denn Meier, als welcher er bald erkannt wurde, war eine zu beliebte und allbekannte Perſönlichkeit in der Stadt, für deren beſtes Bier er als Orakel galt, als daß man ihn irgend hätte kränken mögen. Außerdem lag es auf der Hand, daß er nur aus Gefälligkeit in Rebe's Rolle eingetreten ſei. Der Erbprinz lachte aber, daß er ſich zurückbeugen und ſein Geſicht mit dem Tuch bedecken mußte, und Meier warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu.

Der zweite Act ging wieder ſo ruhig vorüber, als der erſte. Nicht einen einzigen Applaus bekam Hamlet, obgleich die Zuſchauer doch bei Fräulein Bellachini bewieſen hatten, daß ſie applaudiren konnten. Peters ging um den Director herum. —

„Herr Director!"

„Ja, Peters."

„Der Rebe macht ſeine Sache gar nicht ſo ſchlecht; ſoll ich einmal wieder in's Parterre hinunter und vielleicht mit einer Kleinigkeit..." — er zeigte dabei ſeine zwei hornharten Fäuſte.

„Um Gottes willen, Peters!" rief der Director erſchreckt. „Rebe iſt in dem Act viel ſchwächer, als im erſten — ein einziges verkehrtes Beifallszeichen, und der Teufel geht am Ende los! Wir wollen Gott danken, wenn wir die Sache ruhig zu Ende bringen!"

„Wie Sie meinen; manchmal hängt's aber nur an einer Kleinigkeit..."

„Ja wohl thut's das," rief der Director,

„und wir wollen es ſelber nicht muthwillig heraufbeſchwören! Die Heidenangſt, die ich heute Abend ausſtehe, werde ich überhaupt im Leben nicht vergeſſen!“

Als der Vorhang fiel, regte ſich Niemand. Selbſt der Erbprinz hütete ſich, einen zweiten Verſuch zu machen, da der erſte ſo gründlich mißglückt war. Rebe ſchien etwas befangen, denn die übrigen Schauſpieler wichen ihm aus, aber er ſuchte ſeiner Furcht Herr zu werden.

Fräulein Bellachini tanzte wieder in dieſem Zwiſchenact, und Rebe benutzte die Zeit, um indeſſen hinter der Bühne mit dem Laertes, einem jungen, ganz geſchickten Schauſpieler, die Zweikampf=Scene ein wenig einzuüben, da dieſe in der Ausführung beſondere Schwierigkeiten hat und leicht lächerlich wird. Rebe ſelber wußte übrigens vortrefflich mit der Stoßwaffe umzugehen, und da ſich ſein Gegner auch alle Mühe damit gegeben hatte, ging es recht gut.

Jetzt kam der dritte Act — kam die Scene mit der Mutter, und Rebe entwickelte da eine ſo volle Kraft und ſchöne, edle Sprache, daß ſich im Publikum immer mehr ein Gefühl zu regen begann, er habe doch am Ende wohl einen Bei=

fall verdient, aber Jeder ſcheute ſich den Anfang zu machen.

Die Scene ſpielte er durch, von Anfang bis zu Ende ganz vortrefflich, und todtenſtill ſaß das Parterre dabei, denn der erſte Rang hält es gewöhnlich für unter ſeiner Würde, zu applaudiren. Es greift auch die Glacéhandſchuhe zu ſehr an, und wie darf da der Schauſpieler in Betracht kommen, der all' ſeine Kräfte darangeſetzt hat, ſeiner Aufgabe zu genügen, und dem das Publikum durch nichts, nichts weiter auf der Welt lohnen kann, als augenblicklichen Beifall!

So kamen die letzten Worte:

„Nun, Mutter, gute Nacht — der Rathsherr da
Iſt jetzt ſehr ſtill, geheim und ernſt fürwahr,
Der ſonſt ein ſchelm'ſcher alter Schwätzer war.
Kommt, Herr — ich muß mit Euch ein Ende machen —
Gute Nacht, Mutter...“

Aber das letzte „Gute Nacht, Mutter“ ſprach er ſo ergreifend, ſo wunderbar wahr, daß dem kleinen Jeremias die Thränen in die Augen traten.

Und keine Hand regte ſich. Jetzt aber hielt ſich Jeremias nicht länger. Seine Handſchuhe hatte er ſchon lange ausgezogen, um zu augenblichem Dienſt bereit zu ſein — jetzt hieb er ein, und wie der erſte Schall durch das Haus flog, war es, als ob ein Zauber gebrochen wäre, der bis jetzt Alle befangen gehalten hätte.

Einen ſolchen Applaus hatte ſelber die berühmte Tänzerin nicht bekommen: das ganze Haus dröhnte förmlich vom Klatſchen und Beifallsſturm, in das der Erbprinz jetzt mit augenſcheinlicher Freude und mit gutem Willen einſtimmte.

„Rebe 'raus!" gellte da zwiſchendurch eine Stimme, und: „Rebe 'raus!" ſchrie das Publikum wie aus Einem Munde und als ob es das Verſäumte jetzt mit Lärmen und Toben wieder nachholen wollte.

Der Vorhang ſtieg in die Höhe, aber Rebe kam nicht. Die Ungeduld wuchs, die Leute geberdeten ſich wie toll und pochten, ſtampften, klatſchten und ſchrieen: „'Raus, 'raus! Rebe, Hamlet, Hamlet! Rebe, 'raus, 'raus, 'raus!"

Ein ſchützender Engel waltet über Allem — Fräulein Rottenhöfer glaubte oder hoffte, ihren Namen mitzuhören.

„Aber, Herr Rebe, ſo kommen Sie doch, wir werden ja gerufen!"

„Aber, mein beſtes Fräulein…"

„Sind Sie ein wunderlicher Heiliger! So kommen Sie doch!" und ſeine Hand ergreifend, zog ſie den ſchüchternen Hamlet unter einem neuen Ausbruch von Jubel und Beifall auf die Bühne hinaus.

Rebe ſtand wie betäubt, und Pfeffer ging immer um ihn herum, als ob er ihn anreden wollte, änderte aber eben ſo oft ſeine Abſicht wieder und machte fortwährend und in Gedanken vergebliche Verſuche, ſeine Hände in die gewohnten Seitentaſchen ſeines alten Rockes zu bringen. Das Coſtüm hatte leider keine.

Fräulein Bellachini zürnte. Sie war auch gerufen, aber nicht ſo, und beim zweiten Male hatte man ſogar — da es Peters nicht mehr für nöthig fand — ihren Tanz nicht einmal da capo verlangt.

„Sie ſchreien wie verrückt,“ ſagte ſie, als ſie ſich in ihre Garderobe zurückzog; „ich bin froh, daß ich mich nur für dieſen einen Abend engagirt habe.“

Jetzt war aber Bahn für Rebe gebrochen. Schon im vierten Act, bei den kleinen Scenen, wurde jede, einigermaßen paſſende Stelle lebhaft applaudirt, und im fünften Act, in der Scene mit dem Todtengräber, brach der Sturm auf's Neue aus. Es war gut, daß Fräulein Bellachini das Theater verlaſſen hatte. Nicht enden wollte aber der Beifall in der Fechtſcene, die auch wirklich vortrefflich von Beiden gegeben wurde, und als der Vorhang endlich zum Schluſſe fiel, ging es von Friſchem an.

Erſt mußten Alle heraus, nur Meier mit ſeinem dicken Backen fehlte, und Fräulein Rottenhöfer erſchien im Mantel und ohne Stroh in den Haaren. Dann wurde Rebe noch beſonders gerufen, und wie der Vorhang kaum wieder herunter war, mußte er noch einmal heraus.

Etwas Derartiges war in Haßburg noch nicht geſchehen, ſo lange die alte Stadt ſtand.

Jetzt endlich beruhigte ſich der See — er hatte ſein Opfer, und der Director wollte eben auf Rebe zugehen, um ihm ſeine Anerkennung auszuſprechen, als der Hofmarſchall aus der Loge des Erbprinzen auf die Bühne kam und den Director erſuchte, einen Augenblick zu dem gnädigſten Herrn heraufzukommen, der ihn zu ſprechen wünſche.

„Mich? Heiland der Welt!“ ſagte Director Krüger erſchreckt; „aber ich — ich bin ja nicht — entſchuldigen Sie einen Augenblick!“ und wie ein Wetter ſchoß er in das Converſationszimmer, wo er wild nach Peters ſchrie.

„Peters, Peters! Verfluchter Kerl, wo ſteckt der nur wieder?“

„Aber, Herr Director, hier bin ich ja — ich habe vor Verzückung auf Einem Bein geſtanden!“

„Haben Sie meinen Frack mitgebracht? Ob ich es mir denn nicht immer dachte, daß noch ein Unglück paſſiren würde! Meinen Frack will ich — hören Sie denn nicht?“

„Aber da liegt er ja auf dem Sopha! Wo wollen Sie denn noch hin?“

„Zum Erbprinzen — er hat ja nach mir verlangt!“

„Mit dem Fettfleck?“

„Herr Du mein Gott, an den Fettfleck habe ich gar nicht gedacht! O, daß dieſen Schulze der Teufel holte!“

„Glaube nur nicht, daß er unter den vielen Schulze's den richtigen findet,“ meinte Peters. „Aber warum nehmen Sie nicht Herrn Rebe's dunkle Hoſen? Er iſt noch in der Garderobe.“

„Die ſind mir ja um einen Fuß zu lang!“

„Krempeln wir auf,“ ſagte Peters.

„Es geht nicht mehr, er wartet!“ ächzte der Director, der ſeinen alten Rock ſchon abgeworfen hatte und ſich in den etwas engen Frack hineinzwängte — „wo iſt mein Hut? Ich halte meinen Hut vor!“

„Da ſieht der Fettfleck beinah' noch beſſer aus,“ ſagte Peters; „Sie haben den alten erwiſcht.“

„Na, dann kann's nichts mehr helfen; ein Unglück kommt nie allein, und wenn ich jetzt in Oel eingekocht wäre wie eine Sardine, warten kann ich ihn nicht länger laſſen!“

„Das Schnupftuch hängt Ihnen hinten heraus,“ ſagte Peters.

Der Director ſtopfte es in wilder Haſt wieder ein, und ſich unterwegs die in Unordnung gerathenen Haare ein wenig zurecht drückend, ſchoß er in voller Flucht zurück auf die Bühne, um ſich dem übermäßig beſternten und beordenten Hofmarſchall zur Verfügung zu ſtellen.

Dieſer führte ihn auch ohne Weiteres der fürſtlichen Loge zu, und Krüger, etwa mit einem Gefühl wie ein Subalternbeamter, der vor einen Vorgeſetzten citirt iſt und die Gewißheit hat, einen tüchtigen Rüſſel zu bekommen, folgte ihm ſo raſch er konnte.

Der Erbprinz erwartete ihn oben. Der Wagen ſtand ſchon lange unten, ſeiner harrend, aber er blieb trotzdem zurück und ſah indeſſen zu, wie ſich das Haus entleerte.

„Herr Director Krüger, Königliche Hoheit.“

„Ah, lieber Director, es freut mich, Sie kennen zu lernen — ich bin Ihnen dankbar für Ihre Aufmerkſamkeit!“

„Königliche Hoheit,“ ſtotterte Krüger.

„Heute Abend aber,“ fuhr der Prinz fort, „bitte ich Sie, Ihrem Herrn Rebe in meinem Namen für den Genuß zu danken, den er mir durch ſein vortreffliches Spiel bereitet hat. Er iſt jetzt noch im Coſtüm, ſonſt hätte ich ihn ſelber heraufrufen laſſen, und ſo erſuche ich Sie denn, ihm in meinem Namen dieſe Tuchnadel zu überreichen, die er mir zum Andenken tragen mag,“ und mit den Worten nahm er ſeine eigene Brillantnadel aus der Cravatte und überreichte ſie dem Director.

„Königliche Hoheit,“ ſtammelte dieſer wieder, „ſind ſo gnädig …“

„Guten Abend, Herr Director, nochmals, ich bin Ihnen ſehr dankbar!“ und fort war er, und in einer ſolchen Aufregung befand ſich der Director, daß er ſelbſt ſeinen Fettfleck vergeſſen hatte, und in einem Zuſtand, von dem er ſich ſelber ſpäter keine Rechenſchaft ablegen konnte, zurück auf die jetzt leere und faſt dunkle Bühne ſchoß. Er ſchüttelte dabei fortwährend mit dem Kopf und murmelte in Einem fort: „Noch gar nicht da geweſen, noch gar nicht da geweſen!“

Rebe war noch in ſeiner Garderobe; Krüger folgte ihm dahin faſt willenlos.

„Herr Rebe, der Erbprinz läßt Ihnen in meinem Namen ſagen…“

„In Ihrem Namen, Herr Director?“

„In ſeinem Namen, wollte ich ſagen, daß er Ihnen unendlich dankbar für den Genuß des heutigen Abends iſt und Sie bittet, dieſe Tuchnadel — Menſch, Sie haben ein Heidenglück! — zu ſeinem Andenken zu tragen.“

„Herr Director!“ ſagte Rebe erſchrocken.

„Es iſt ſo, Rebe, bei Gott! Seine Königliche Hoheit war unendlich gnädig und hat ſich bei mir auch bedankt.“

„In der That?“

„Rebe,“ fuhr der Director gerührt fort, „ich habe Ihnen Unrecht gethan, Sie ſind zurückgeſetzt worden, ungerechter Weiſe zurückgeſetzt worden — Sie hätten eigentlich beſſer beſchäftigt werden müſſen, und ich ſehe ein, daß Ihnen Unrecht geſchehen iſt.“

„Herr Director,“ ſagte Rebe ruhig, „es freut mich wenigſtens, daß Sie das noch im letzten Augenblick erkannt haben, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß das mein ſchönſter Lohn heut' Abend iſt. Wir werden alſo wenigſtens in Frieden und Freundſchaft ſcheiden."

„Wir wiſſen noch gar nicht, ob wir ſcheiden, Rebe," platzte der Director heraus, „das wiſſen wir noch gar nicht! Kein Menſch weiß überhaupt, was am nächſten Tag geſchieht, ja, an dem nämlichen, und wenn mir heute Morgen Jemand erklärt hätte, daß Sie heute Abend den Hamlet ſpielen würden, ſo..." er ſchwieg erſchrocken ſtill, weil er ſich beinahe verſchnappt hatte. Rebe aber fuhr lächelnd fort:

„Würden Sie ihn wahrſcheinlich für verrückt erklärt haben."

„Lieber Herr Rebe, ich bitte Sie um Gottes willen..."

„Ich danke Ihnen für Ihre beſſere Meinung heute Abend, Herr Director, aber Sie entſchuldigen jetzt. Ich fühle mich doch etwas angegriffen und will machen, daß ich nach Hauſe komme."

„Soll ich Ihnen vielleicht einen Wagen beſorgen?"

Rebe lächelte — „tauſend Dank, nein — ich wohne gar nicht ſo weit von hier und bin gewohnt, den Weg im ſchlechteſten Wetter zu Fuß zu gehen. Gute Nacht, Herr Director.“

„Gute Nacht, lieber Rebe, ſchlafen Sie recht wohl — Sie können heute auf Ihren Lorbern ausruhen.“

Rebe knöpfte ſich ſeinen Rock bis oben zu und verließ raſch die Garderobe. Unten an der Treppe ging ein Mann in einem braunen Ueberrock auf und ab — es war Pfeffer. Rebe wollte mit einem Gruß an ihm vorübergehen.

„Herr Rebe!“ rief ihn Pfeffer an.

„Mein beſter Herr Pfeffer...“

„Geben Sie mir Ihre Hand.“

Rebe ſchüttelte die dargebotene aus allen Kräften.

„Sie ſind ein ganzer Kerl!“ ſagte Pfeffer, drehte ſich ab und verſchwand hinter einer der Couliſſen.

Rebe verließ das Theater; er ſchöpfte tief und anhaltend Athem, als er die friſche Nachtluft draußen erreichte. Es war ihm ſo leicht, ſo froh zu Sinn, er fühlte den Boden kaum, auf den er trat. Mit raſchen Schritten eilte er nach Hauſe — Eſſen und Trinken? Er dachte gar nicht daran. Seine Glieder zitterten, ſeine ganze

Geſtalt bebte, und als er ſein kleines, ärmliches Zimmer im vierten Stock erreichte, ſchob er den Riegel hinter ſich zu, warf ſich auf das Sopha, barg ſein Geſicht in den Händen und weinte wie ein Kind.

9.

Der Wilddieb.

Unten im Stübchen des Haushofmeiſters, im Monford'ſchen Schloſſe ſaß der alte Förſter behaglich hinter einer Flaſche Wein und einem großen Stück Kuchen, feſt entſchloſſen, es ſich den heutigen Abend einmal gut ſein zu laſſen — kam es doch überhaupt nicht häufig vor — als der Wieſenmüller, der auf der Stadtſeite an das Gut ſtieß und häufigen Verkehr mit dem Haushofmeiſter hielt, das Zimmer betrat und ſich mit zum Tiſch ſetzte.

Natürlich wurde ihm ebenfalls ſogleich ein Glas vorgeſetzt, und das Geſpräch drehte ſich gerade um all' die verſchiedenen Perſönlichkeiten, welche ſich heute zu dem Freibier eingefunden, während Jonas, der zwiſchen ihnen ſaß und immer noch glaubte, andere Leute merkten nicht, daß er taub ſei, mit hineinſprach und oft die verkehrteſten Dinge vorbrachte.

„Der alte Fritz hat ſich auch richtig eingefunden,“ ſagte der Müller; „das iſt ein durchtriebener Halunke und weiß ſeine Zeit vortrefflich abzupaſſen.“

„Der Lump!“ brummte der Förſter in ſein Glas hinein. „Der Graf hat ihm ja verboten, ſich nach Dunkelwerden auf dem Grund und Boden hier wieder ſehen zu laſſen.“

„Ja, heute iſt aber eine Ausnahme,“ lachte der Holzhändler, „denn wenn er bei hellem Tag erſt käme, wär' die Geſchichte vorbei und er kriegte nichts mehr.“

„Schadete ihm auch nichts,“ meinte der Müller, „und ich wollte, er hätte die hieſige Gegend nie geſehen, denn ſeit er da iſt, ſpür ich's an meinen Fiſchen.“

„Er ſtiehlt, wo er 'was kriegen kann,“ nickte der Förſter, „und meine Faſanen wiſſen davon zu erzählen.“

„Und Eure Forellen auch,“ lachte der Müller; „meinem Gevatter, dem Mehlberg, hat er neulich ſieben Pfund verkauft.“

„Der Cujon!“ rief der Förſter; „aber ich kann doch hier, Gott ſtraf' mich, nicht den ganzen Tag im Park ſtecken, wo ich da drüben das große Revier und die Stadt in der Nähe habe, in der das Geſindel Alles brauchen kann, was vorkommt. Wenn er ſich aber hier am Fiſchwaſſer herumtriebe, müßte ihn Jonas doch über Tag bemerkt haben. Habt Ihr den Fritz ſchon einmal angeln ſehen, Jonas?"

„Du lieber Gott," ſagte der alte Mann, der indeſſen ſeinen eigenen Gedanken gefolgt war und jetzt merkte, daß er angeredet wurde, „als kleines Kind hab' ich ſie ja ſchon auf den Armen herumgetragen!"

„Wen?" ſchrie der Müller.

„Die liebe Comteſſe, und wenn mich Gott leben läßt, kann ich jetzt auch vielleicht ihre Kindchen ſehen."

„Ob Ihr den alten Fritz nicht habt fiſchen ſehen, fragt der Förſter," ſchrie ihm jetzt der Müller in's Ohr.

Jonas ſah ihn ganz erſtaunt an, denn er begriff die Frage nicht einmal gleich; endlich aber nickte er lächelnd mit dem Kopf und ſagte:

„Den alten Fritz? O, gewiß, nach Maulwürfen. Seine Angelruthen ſtecken ja über die ganze Wieſe, und er iſt darin ein tüchtiger Kerl, das muß man ihm laſſen; es macht's ihm Keiner nach."

„Mit dem Alten iſt ja nicht zu reden," ſagte der Förſter halblaut, „und wenn wir ſo ſchreien, hört's am Ende der Halunke da draußen und lacht uns noch obendrein aus."

„Hört einmal, Förſter," ſagte der Müller leiſe, „der Maulwurfsfänger iſt mit allen Hunden gehetzt, und ſo hält es verdammt ſchwer, hinter ſeine Schliche zu kommen; bei einem Glaſe Wein hat aber ſchon Mancher ausgeplaudert, wovor er ſich ſonſt wohl gehütet und ſich lieber die eigene Zunge abgebiſſen hätte. Wenn wir ihn nun einmal hereinriefen und ihm ein bischen zuſetzten?"

„Der trinkt uns Beide unter den Tiſch," brummte der Förſter.

„Der noch lange nicht," rief der Müller; „eine beſſere Gelegenheit finden wir auch im Leben nicht wieder. Merken kann er nichts, denn alle Arten von Leuten ſind heute Abend hier verſammelt. Wollen wir's nicht einmal verſuchen?"

„Aber am Ende iſt's dem Haushofmeiſter nicht recht, wenn wir den Vagabunden hier in ſein Zimmer bringen."

„Ach was, zu dem Zweck hat er gewiß nichts dagegen, denn er mag ihn auch nicht leiden, weil ihn der Lump immer ſo vornehm grüßt; und dann kommt der auch nicht vor den nächſten zwei Stunden wieder herein, denn er iſt jetzt mit der Tafel beſchäftigt, und nachher wird geſpeiſt, wo er ebenfalls dabei ſein muß."

„Na, meinetwegen, dann holt ihn; ich ſtehe mit ihm nicht ſo grün, daß ich ihn einladen könnte, und er röche gleich Lunte."

„Den wollen wir uns einmal langen," lachte der Müller vergnügt vor ſich hin, indem er von ſeinem Sitz aufſtand; „paßt auf, den kaufen wir uns."

„Wollt Ihr ſchon fort?" fragte Jonas erſtaunt.

Der Müller ſchüttelte nur mit dem Kopf und verließ langſam das Zimmer, und der Förſter qualmte indeſſen ſtärker aus ſeiner Pfeife, trank aber nicht mehr, weil er ſich das auf nachher aufſparen wollte. Der Müller blieb aber entſetzlich lange; der alte, ſchlaue Burſche wollte gewiß nicht mit. Endlich kam er wieder herein.

„Na, das iſt merkwürdig," ſagte er, „die ganze Zeit hat der Fritz da an dem einen Baum gelehnt; der eine von meinen Burſchen hat ihn deutlich geſehen, und der Hund war auch bei ihm, und jetzt iſt er fort und nirgends mehr zu finden.“

„Er wird irgendwo an einem der Tiſche ſitzen.“

„Gott bewahre; überall habe ich ihn geſucht, kein Menſch weiß etwas von ihm, und der Bertholb, der die Getränke zu vertheilen hat, will ihn noch mit keinem Auge geſehen haben, und den hätte er ſich gewiß gemerkt.“

„Dann hat die Canaille wieder 'was im Werk,“ ſagte der Förſter, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, „und glaubt, weil ich hier feſt hinter der Flaſche ſitze, daß ich ihm die Nacht nicht auf den Dienſt paſſe. Ei Du heiliger Kreuzhimmelſchwerenöther Du!“ Und mit den Worten ſtand er von ſeinem Stuhle auf.

„Unmöglich wär's nicht,“ lachte der Müller, „und dick genug hat er's dazu hinter den Ohren. Aber was will er in der ſtockfinſtern Nacht machen? Der Mond geht erſt um Mitternacht herum auf; da iſt's nichts mit dem Angeln und Wildern.“

„Und mit dem Netzfiſchen auch nicht, wie?“ ſagte der Förſter, indem er ſeine Flinte vom Nagel nahm. „Ne, Müller, wenn er nicht mehr da draußen ſteckt, dann iſt er auch im Park auf irgend eine Lumperei aus, und da ſchmeckt mir doch hier kein Tropfen mehr, bis ich mich wenigſtens überzeugt habe. Wo iſt denn mein Forſtgehülfe?“

„Ja, der ſteht bei den Böllern und kann nicht fort, bis die abgefeuert ſind. Wartet lieber ſo lange, das wird nicht mehr ſo ewig dauern, und Zwei ſind beſſer als Einer.“

„Die Böller werden nicht eher gefeuert, bis die Tafel faſt vorüber iſt,“ ſagte einer der Diener, der ſich einen Augenblick weggeſtohlen hatte, um hier raſch ein Glas Wein zu trinken; „dann wird erſt die Geſundheit auf das Brautpaar ausgebracht.“

„So lange kann ich nicht warten,“ brummte der Förſter, indem er ſeinen Hut aufſtülpte; „brauche auch wahrlich keinen Gehülfen und werde mit dem Lump ſchon allein fertig werden!“

„Was iſt denn?“ fragte der Lakai.

„O, ein Fuchs holt mir die Faſanen weg, und dem hab' ich ein Eiſen geſtellt,“ ſagte der Förſter; „will nur einmal nachſehen, ob er drin ſitzt.“

„Na, viel Glück!“ rief ihm der Mann nach.

„Eſel!“ brummte der Waidmann vor ſich hin, als er die Thür zudrückte und ſich durch das

Gedränge der draußen herumſchwärmenden Gäſte Bahn brach. Er hatte Gift und Galle im Herzen und erwiederte nicht einmal manchen ihm hier und da gebotenen Gruß.

Es trieb ihn auch, aus der Nähe des Schloſſes fortzukommen, und raſch ſchritt er den Weg entlang nach dem Fluß hinüber, um dort vielleicht den „alten Cujon," wie er ihn nannte, auf friſcher That bei verbotenem Fiſchfang zu ertappen, und ihn dann den Gerichten ausliefern oder doch wenigſtens die Anzeige machen zu können, denn eher wurden ſie den frechen Geſellen nicht aus der Gegend los. Konnte er aber erſt einmal eines Vergehens überwieſen werden, dann verſtand es ſich auch von ſelbſt, daß man ihn hier erſt abſtrafte und nachher als Ausländer einfach über die Grenze ſchaffte.

Am Fluß ſelber kannte er genau jede Stelle, an der ſich ein Fiſchdieb einigen Erfolg verſprechen durfte, und am Strom hinauf hielt er ſich ein Stück davon entfernt auf dem dunkeln und weichen Raſen, bis er einen ſolchen Platz erreichte und dann mit aller Umſicht dort hinüberſchlich — aber immer vergebens. Da, wo er den Waſſerrand erreichte, flog ein aufgeſcheuchter Vogel aus den Büſchen, dort ſprang ein Froſch in's Waſſer, lauter Zeichen, daß ſie kürzlich von keinem Menſchen beläſtigt oder geſtört worden, und er hatte den Drahtzaun ſchon faſt erreicht, als er draußen vor dem Thor ein Pferd ſchnauben hörte.

„Na?“ ſagte der Förſter und blieb erſtaunt ſtehen, „wer hält denn jetzt da draußen vor dem Gitter? Die Gäſte haben doch die Auffahrt alle vorn.“ — Er wäre auch gern einmal vorgegangen, um den Kutſcher zu fragen, was er da zu thun habe, denn Stadtwagen durften den Weg gar nicht fahren; knüpfte er aber hier ein Geſpräch an, ſo verrieth er ſich vielleicht dem möglicher Weiſe ganz in der Nähe befindlichen Fiſchdieb. Nicht einmal über das Gitter konnte er hier, ohne von dem Kutſcher bemerkt und dann jedenfalls angerufen zu werden, und da der Maulwurfsfänger nicht innerhalb der Umzäunung ſtak, mußte er doch jedenfalls draußen ſein, wo er auch noch weniger eine Entdeckung zu fürchten brauchte.

Der Förſter alſo, dem nicht ſo viel daran lag, zu wiſſen, wer hier unbefugt fahre, da das auch eigentlich Sache des Haushofmeiſters oder des Gärtners war, als vielmehr dem Maulwurfsfänger nachzuſpüren, zog ſich wieder in den

Schutz der dichten Erlenſchatten zurück und kreuzte, da er hier nicht durch den Fluß konnte, die Wieſe. Weiter oben brauchte er dann nur dicht unter dem Holz über den Drahtzaun zu ſteigen und einen kleinen Bogen zu machen, und kam dann immer wieder, und zwar an einem der beſten und bequemſten Fiſchplätze, an's Waſſer.

Wie er den Waldrand erreichte und daran hinſchlich, hörte er plötzlich ein Geräuſch im Gehölz, als ob Jemand mit einem Stock auf den Boden ſchlüge. Er ſtutzte und horchte — jetzt war Alles ruhig. — Sollte denn der verteufelte Kerl ſelbſt in dieſer Nacht ſeinen Faſanen wieder nachſtellen? Aber das war ja gar nicht möglich! Was hätte er denn in der Dunkelheit mit ihnen ausrichten können? Wenn man gegen die Bäume hinaufſah, war nichts als ein dunkler, undurchdringlicher Fleck zu erkennen, in dem man nicht einmal einen weißen Vogel ſo groß wie ein Truthahn unterſchieden haben würde, viel weniger denn einen dunkeln Faſan, der ſich an einen der gleichfarbigen und dicht belaubten Aeſte ſchmiegte. Das war vollkommen unmöglich, und wenn — da wieder — wieder das nämliche Geräuſch in den Büſchen, genau ſo, als ob ein Rehbock den Grund mit den Vorderläufen ſchlägt.

Der Förſter horchte noch geſpannt, um ſich der genauen Richtung zu vergewiſſern, als er hinter ſich nach der Wieſe zu ein Geräuſch hörte und den Kopf raſch dorthin drehte.

Er ſelber ſtand hier vollſtändig gedeckt mit ſeiner dunkeln Kleidung im Schatten der Bäume; ihn konnte Niemand ſehen, das wußte er gut genug, ſo lange er ſich wenigſtens nicht von der Stelle bewegte, und ſich langſam dem neuen Geräuſch zukehrend, erkannte er jetzt eine lichte Geſtalt, der eine andere, dunkler gekleidete wie ein Schatten folgte. Beide ſchritten auf dem hier mitten durch die Wieſe führenden Kiesweg entlang und eilten, allem Anſchein nach, der Richtung zu, in der er das Pferd hatte ſchnauben hören.

„Das iſt doch merkwürdig,“ dachte er, indem er mit dem Kopf ſchüttelte, „da drinnen im Schloß fängt die Geſchichte gerade an, und da ſind zwei Damen, die jetzt ſchon genug davon haben? Und aus der Stadt können ſie auch nicht ſein, denn wie kämen die mit ihrem Wagen da hinten an das Gitter? Muß doch einmal nachher den Haushofmeiſter fragen. Oder ging' ich nicht lieber gleich ſelber hin und ſähe zu? Die Sache kommt mir beinahe verdächtig vor und was Heimliches muß jedenfalls dahinter ſtecken.“

Der Förſter ſtand noch unſchlüſſig, was er thun ſollte, als ſich der Lärm im Buſch wiederholte, jetzt aber viel lauter und anhaltender, als vorher. Es ſchlug in den Büſchen, als ob Jemand mit Gewalt durch ein Dickicht brechen wolle und nicht hindurch könne, oder an einem Buſch riſſe, der nicht nachgeben wollte.

Selbſt die beiden Frauen auf dem Weg ſchienen das Geräuſch gehört zu haben, denn wie der Förſter den Kopf noch einmal dorthin wandte, ſah er, daß ſie ihren Schritt beeilten, und beſonders die erſte in dem lichten Kleide flog wie ein geſcheuchtes Reh den Weg entlang, während die andere, welche etwas zu tragen ſchien, nicht ſo raſch folgen konnte und eine Strecke zurückblieb. Zu jeder andern Zeit würde dem Förſter dieſe nächtliche und, wie es ſchien, ſehr eilige Wanderung der beiden Damen verdächtig vorgekommen ſein und er wahrlich nicht verſäumt haben, der Sache näher auf die Spur zu kommen. Aber da drin im Buſche war etwas los; das klang jetzt genau, als ob ſich ein Stück Wild irgendwo gefangen habe oder vielleicht im Todeskampf mit den Läufen austräte. Was kümmerten ihn die Frauenzimmer; ſein Beruf lag dort im Buſch drin, und ſich den Hut feſt auf den Kopf ziehend, daß er ihm nicht in der Dunkelheit von irgend einem vorſtehenden Zweig abgeſchlagen wurde, tauchte er raſch in den ſchmalen Streifen Dickicht ein, der die Wieſe von dem Kiefernwäldchen abſchied und etwa zwanzig Schritt breit ſein mochte. War es doch nur eine Anpflanzung von Blüthenbüſchen, um mit dieſen die Lichtung zu verdecken, welche die hochſtämmigen Kiefern bildeten.

Der Förſter hütete ſich dabei viel Geräuſch zu machen. Während er aber ſelber durch die Büſche kroch, konnte er natürlich nichts hören, denn die Zweige rauſchten zu viel neben ihm. Nur erſt wie er den Rand und damit das offene Holz erreichte, hielt er wieder ſtill und horchte; da drüben raſchelte und ſchlug es noch, aber auch von links her glaubte er ein Geräuſch zu hören, und als er den Kopf dorthin wandte, vernahm er die Schritte eines Menſchen, der ſich unfehlbar in dem dichten Schatten jenes angepflanzten Fichtenſtreifens hielt, denn zu erkennen war in der Dunkelheit und hier in einer Art von Wald nicht das Geringſte.

So wie er ſelber aber nichts ſehen konnte, ſo brauchte er jetzt auch nicht zu fürchten, von jemand Anderem geſehen zu werden, und vor=

ſichtig aus dem Gebüſch heraustretend, glitt er mit auf den Kiefernadeln vollſtändig geräuſchloſem Tritt der Richtung zu, nach der er die Schritte und jetzt auch noch das immer ſtärker werdende Raſcheln in den Büſchen hörte.

Wer es ſei, der hier bei Nachtzeit in dem Dickicht herumſprang, ließ ſich allerdings nicht unterſcheiden, ja, der Förſter hatte noch nicht einmal die Geſtalt erkennen können; aber das blieb ſich gleich. Wer ſich auch hier befand, war auf faulen Pfaden und hatte hier nichts in der Nacht zu ſuchen, und die Flinte geſpannt in der rechten Hand, den Finger am Bügel, um raſch damit nach dem Drücker herunterfahren zu können, glitt er ſo leiſe, aber auch ſo raſch, wie er möglicher Weiſe konnte, weiter auf ſeiner Bahn.

Das Geräuſch der Schritte hörte er dabei, als er einen Moment anhielt, um zu horchen, eine kurze Strecke vor ſich; jetzt ließ es ſich nicht mehr unterſcheiden, da es aus einer Richtung mit dem andern kam, das ſtärker und heftiger wurde, aber genau auf der nämlichen Stelle blieb. Der Förſter war nahe genug gekommen, um ſicher zu beſtimmen, daß es aus dem ſchmalen Fichtenſtreifen herrührte, der an dem jetzt draußen angebauten Haferfeld entlang lief. Was, um

Gottes willen, war da nur los? Hatte ſich ein Stück Wild gefangen — Schlingen? Zum erſten Mal zuckte es dem alten Forſtmann durch den Sinn: dort war eine Schlinge geſtellt, und er ertappte den Verbrecher jetzt auf friſcher That.

Der Maulwurfsfänger indeſſen, mit keiner Ahnung, daß ihm ſein grimmigſter und gefährlichſter Feind ſo dicht auf den Ferſen ſei, ſprang ſo raſch er konnte der Richtung zu, in der er das gefangene Wild mit den Läufen ſchlagen hörte. Er achtete dabei nicht einmal auf ſeinen kleinen Spitz, der dicht hinter ihm folgte, dem aber das Geräuſch in der Nachbarſchaft dabei nicht entgangen war.

Das kleine kluge Thier ſtutzte und knurrte leiſe, denn es wußte recht gut, daß es nicht laut werden durfte — der Maulwurfsfänger hatte es ſchon ſeit langen Jahren darauf dreſſirt, — aber ſein Herr hörte nicht. Er lief ihm nach, bis er dicht hinter ihm war, und knurrte ſtärker, aber mit nicht beſſerem Erfolg. Der Maulwurfsfänger, von der Leidenſchaft ergriffen, hörte und ſah nichts weiter, als ſeine Beute. Der Förſter ſaß, er hatte ihn ſelber geſehen, in der Stube des Haushofmeiſters hinter einer Flaſche Wein; der Forſtgehülfe war mit den Böllern beſchäftigt, weiter hatte er Niemanden zu fürchten, und es blieb ihm da übrig Zeit, den Lohn für ſeine Mühen zu nehmen und fortzuſchaffen. Und mit Einem Sprung in das Dickicht hinein, war er auf dem gefangenen Schmalthier und genickte es ab.

Jetzt war Alles todtenſtill — nein, da drinnen regte ſich 'was, und ſein Spitz, der in dieſem Augenblick dicht hinter ihm ſtand, knurrte lauter.

„Was giebt's,, Spitz?" rief der Alte erſchreckt. „Kommt Jemand?"

Der Spitz knurrte noch einmal und ſchlug plötzlich laut an; der Wilddieb erſchrak, denn das war ein untrügliches Zeichen, daß ihm Gefahr in unmittelbarer Nähe drohe. Faſt unwillkürlich griff er freilich nach der Schlinge, um dieſe zu löſen und ſeine Beute frei zu bekommen; aber die Hände zitterten ihm dabei, und er horchte geſpannt nach den Kiefern hinüber.

Lange in Zweifel ſollte er aber nicht bleiben. War der Förſter ſchon überhaupt in nächſter Nähe, durch den Todeskampf des Thieres der richtigen Stelle zugelenkt worden, ſo verrieth jetzt das Bellen des Hundes nicht allein den genauen Punkt, ſondern auch den, mit dem er es hier zu thun hatte.

„Hab' ich Dich endlich einmal erwiſcht, Dich neunhäutige Canaille?“ ſchrie er, indem er in die jungen Fichten hineinſprang, während er mit der Linken ſein Geſicht gegen die ſchlagenden und ſtachlichten Büſche ſchützte, in der Rechten aber noch immer das geſpannte Gewehr hielt. „Steh’, Schuft, oder ich ſchieße Dich wie einen tollen Hund über den Haufen!“

Der Maulwurfsfänger hatte im Nu die Gefahr erkannt, aber er verlor ſeine Beſinnung nicht. Der Förſter durfte nicht ſchießen, das wußte er recht gut, die Geſetze verboten es; vor ihm lag das weite Haferfeld, und mit drei Schritten Vorſprung hätte ihn der Alte im Leben nicht eingeholt. So half es denn nichts; die ſchon ſicher geglaubte Beute mußte er freilich im Stich laſſen, aber für ſich ſelber fürchtete er auch keinen Moment, und mit einem leiſen, eigenthümlichen Pfiff, den ſein Spitz gut genug kannte, richtete er ſich empor und ſprang über das erlegte Stück hinweg, um das Freie zu gewinnen — aber hier fing er ſich im wahren Sinn des Wortes in ſeiner eigenen Schlinge.

Der ſtarke Meſſingdraht war nämlich hoch genug geſpannt, um den Kopf eines Stück Wildes in ſeinen Bereich zu bringen, wonach er dann, ſobald ſich etwas darin gefangen hatte, auf der einen Seite losriß, damit die Schlinge auf der andern deſto feſter angezogen werden konnte. Das Wildkalb hatte aber, von der Gewalt, die es feſthielt, fortdrängend, ſeinen Kopf auf die entgegengeſetzte Seite gebracht, und als es im Todeskampfe zuſammenbrach, drückte es hier den Meſſingdraht mit ſich nieder. Wenn ſich aber der kleine, ſchwanke Fichtenſtamm, an welchem derſelbe befeſtigt war, auch halb niederbog, ſo blieb der Draht doch an jener Seite höher geſpannt, was der Mann natürlich in der Dunkelheit nicht ſehen konnte. Als er deshalb über das Wildkalb hinwegſprang, hakte ſein einer Fuß darin, und ehe er den andern vorbringen konnte, um ſich zu ſtützen, verlor er das Gleichgewicht und ſchlug der Länge nach auf den Boden nieder.

Der Förſter, welcher jetzt dicht an ihm war, bekam hier einen freieren Blick, als unter den dunkeln Kiefern, da ſchon das lichte Haferfeld den Hintergrund bildete. Er hatte die aufſpringende Geſtalt auch bemerkt, und trotz ſeiner Jahre noch immer ziemlich rüſtig, zögerte er keinen Augenblick, den Verbrecher zu packen. Sprang er dann in das Feld, ei, in die Beine durfte er ihn ſchießen, das war erlaubt, das wollte er wenigſtens verantworten, oder dachte auch vielleicht in dem Augenblick gar nicht einmal daran, ob da eine Verantwortung nöthig ſei. Nur erſt einmal haben, das Andere fand ſich Alles nachher. Da ſah er, wie der Flüchtling auf den Boden niederſchlug, er hörte den Fall und ſetzte mit einem Jubelruf hinter drein.

Hier aber ſtörte ihn der Spitz, der ihm mit Wuthgeklaff nach den Beinen fuhr, ſo daß er unwillkürlich erſchreckt zur rechten Seite hinüberprallte, wo er ebenfalls gegen den ſtarken Draht ſtieß. Das aber war kein Hinderniß. Ein Tritt nach dem Hund machte ihm einen Augenblick Luft; den Draht hielt er in der Hand und bückte ſich geſchwind darunter durch, und ſo raſch war das Alles gegangen, daß er dem zu Boden Geworfenen ſchon die Hand auf den Rock legte, als ſich dieſer von der Erde wieder emporſchnellte und jetzt mit Einem Satz in's freie Feld hinausfliehen wollte.

Aber ſo leicht ging das nicht mehr. Der alte Förſter hatte ihn wie mit eiſernem Griff am Rock, und fühlte jetzt nicht einmal, daß ihm der Köter wieder nach den Beinen fuhr.

„Steh', Hund!" ſchrie er, die Flinte noch immer mit der Rechten haltend, „oder, Gott ſtraf' mich, ich ſchieß' Dich zuſammen!“

„Alter Tropf,“ ziſchte der zur Verzweiflung getriebene Wilddieb zwiſchen den Zähnen durch, „Du hältſt mich noch nicht!“ Und den Arm herumwerfend, ſchnitt er ihm mit dem ſcharfen Genickfänger, den er noch immer in der Hand hielt, quer durch das Geſicht hinüber. In demſelben Moment that er einen Ruck, und während der Förſter, durch Schmerz und Schreck übermannt, einen Augenblick in ſeinem Griff nachließ, riß er ſich los und ſprang jetzt, nicht in das offene Haferfeld, ſondern in das Fichtendickicht hinein, wohin ihm der Alte mit der Wunde gar nicht folgen konnte.

Der Förſter fühlte, wie ihm das Blut in's rechte Auge rann, und faſt raſend vor Wuth, riß er die Flinte an den Backen und drückte ab. Sehen konnte er nichts, denn die Geſtalt des Flüchtigen war ſchon im Dickicht verſchwunden; nur die Richtung hielt er, und faſt unwillkürlich tief, um keinen Mord zu begehen. Aber zeichnen wollte er den Halunken, daß er ihm morgen ſeine Thäterſchaft beweiſen konnte, und kein Gericht der Welt hätte ihn deshalb, wie er meinte, verurtheilen dürfen.

Erſt mit dem Schuß ſelber kam er eigentlich wieder zur Beſinnung und horchte jetzt in den Wald hinein, während er ſich mit der linken Hand in's Geſicht fühlte. Heiland der Welt, was ihm der Schuft für einen Schnitt verſetzt hatte, und wie das brannte und wie das blutete! Seine ganze Hand war naß, und er fühlte, wie ihm der warme Strom in den Bart hineinlief. Aber nichts regte ſich im Gebüſch; war der Burſche doch in's freie Feld hinausgeflohen? Er ſprang dort hinüber, aber er konnte nichts ſehen. Das rechte Auge war ſchon völlig zugeklebt, und vor dem linken flimmerte es ihm wie tauſend Sterne und Lichter.

Da drinnen war es ihm eben, als ob er etwas hätte raſcheln hören; jetzt Alles wieder ruhig, es konnte eine Maus geweſen ſein — oder hatte er den Menſchen todtgeſchoſſen?

Es fing an ihm unheimlich da draußen allein im Wald zu werden — und wie ihn ſein Geſicht ſchmerzte! Was konnte er auch weiter jetzt hier thun? Es blieb am beſten, er ging zurück in's Schloß, um dort ſeinen Bericht abzuſtatten und ſich die Wunde verbinden zu laſſen, es wurde ihm überhaupt ſchon ſo weich und ſchwach um's Herz und in den Gliedern. Das war ein ſchöner

Feſtabend, wo er einmal hatte recht vergnügt ſein wollen; Jeſus, wie mußte er jetzt ausſehen und die Leute erſchrecken, wenn er dort zurück zu den fröhlichen Menſchen kam — und heute gerade Verlobung! Aber allein wäre er nicht mehr im Stande geweſen, ſein eigenes, faſt eine halbe Stunde entferntes Forſthaus zu erreichen; er wollte, daß er erſt die kurze Strecke nach dem Schloß zurückgelegt, ſo ſchwer, ſo furchtbar ſchwer wurden ihm die Glieder.

Draußen am Haferrand konnte er nicht hingehen; dort war ein tiefer Graben, über den er jetzt nicht zu ſpringen wagte. Er taumelte in das Kieferwäldchen zurück, um wieder auf den freien Kiesweg im Innern des Parks zu kommen. Dort hatte er auch nicht mehr ſo weit nach dem Schloſſe. Jetzt erreichte er die Büſche, die ihn noch vom Wege trennten; dort hindurch führte irgendwo ein ſchmaler Pfad, aber wie ſollte er den jetzt finden? Er mußte gerade hindurch, und wie weh das that, wenn ihn einer der Zweige auf die Wunde ſchlug, und wie ſchwindelig er wurde! Es war ihm ordentlich, als ob der Boden unter ſeinen Füßen ſchwanke; aber weiter, nur weiter, daß er wieder zu Menſchen, zu Hülfe kam und dort ſeine Geſchichte erzählen konnte.

Jetzt ſah er den lichteren Grasplatz vor ſich — da war auch der Weg — Gott ſei Dank! Den Park entlang galoppirte ein Reiter, was das Pferd laufen wollte; war das der Maulwurfsfänger? Aber wo hatte der ſo ſchnell das Pferd herbekommen? Es wurde ihm immer ſchwächer zu Sinn; ſeine Gedanken verwirrten ſich, weite, glänzende Regenbogen flimmerten ihm vor den Augen und der ganze Park drehte ſich mit ihm. Hatte er denn auch die rechte Richtung eingeſchlagen und lag das Schloß dorthin zu oder dort drüben? Er war ganz irre geworden und blieb ſtehen; wie ihm die Kniee zitterten! Er ſtreckte den Arm aus, um ſich an etwas zu halten; aber die taſtende Hand griff nichts weiter, als die elaſtiſchen Zweige der nächſten kleinen Büſche.

Noch that er einige Schritte vorwärts über den Weg hinüber auf den Raſen; er fühlte, daß er umſinken müſſe — dann ſchwanden ihm die Sinne und er brach ohnmächtig, wo er ſtand, zuſammen.

10.

Ein geſtörtes Feſt.

Lautloſe Stille herrſchte in dem Feſtſaal, als der alte Graf ihn verlaſſen hatte und nicht zurückkehrte. Man wußte, es war etwas geſchehen — aber was? Die Gräfin behauptete noch immer ihren Platz; ein Diener war an ihr vorbeigegangen und hatte ihr einige Worte zugeflüſtert. Sie hielt ſich ſtolz aufrecht und ſuchte ruhig auszuſehen. War es möglich, noch einen Eclat zu vermeiden? Der Gedanke allein hielt ihre Sinne gefeſſelt.

Helene befand ſich in einer furchtbaren Unruhe. Irgend etwas mußte vorgefallen ſein. Selbſt die Diener ſahen verſtört aus — irgend etwas Entſetzliches — und Paula's Aufregung vorher! — Aber die Muſik, die hinter ihrem

Vorhang nichts davon bemerkte, ſpielte noch immer den Feſtmarſch weiter.

„Meine Gnädige,“ flüſterte der Staatsrath ſeiner Nachbarin zu, „wie mir ſcheinen will, fallen wir mit unſerem Tannhäuſer vollſtändig aus der Rolle. Die Verwirrung tritt ſchon ein, ehe der Feſtmarſch zu Ende iſt, und jetzt wird gleich der Chor der Pilger erſchallen. Ich fürchte, wir bekommen heute Abend nichts zu eſſen.“

„Das wäre entſetzlich!“ ſagte das alte Stiftsfräulein mit einem giftigen Blick über die Tafel. „Und doch hat der Graf da Silber genug aufgeſchichtet, um das Bankett eines Kaiſers zu überfüllen.“

„Ich habe einen ſtarken Verdacht, daß die Platten — plattirt ſind,“ flüſterte der Staatsrath.

„Wohl möglich,“ meinte das Fräulein; „lieber Gott, es iſt [illegible] Alles Schein heutzutage auf der Welt!“ — und ſie hatte wirklich Urſache, ſo zu reden, denn ſie ſelber trug falſche Locken, falſche Zähne und falſche Wattirungen, und der Staatsrath, mit einem boshaften Blick über ihre Geſtalt, flüſterte:

„Wie recht haben Sie, meine Gnädige!

Aber da kommt George, er ſieht blaſſer aus, wie gewöhnlich.“

Der alte Graf Bolten, der ſich bis jetzt außerordentlich ruhig gehalten und nicht von ſeinem Platz bewegt hatte, ging auf ihn zu, nahm ſeinen Arm, flüſterte einen Augenblick mit ihm und verließ dann den Saal.

„Was iſt, George?“ ſagte die Gräfin. „Warum kommt der Vater nicht zurück? Wo bleibt Paula? Unſere Gäſte warten…“

„Ein plötzliches Unwohlſein hat den Vater ergriffen,“ ſagte George mit heiſerer, faſt tonloſer Stimme. „Es thut mir leid, die Geſellſchaft zu ſtören; ich fürchte, er wird nicht bei der Tafel erſcheinen können.“

Die Trompeten hinter dem Vorhange ſchmetterten ihre fröhlichen Weiſen ſo ſtark hervor, daß die Worte beinahe unverſtändlich wurden. George ſchritt zu dem Vorhang, ſchlug ihn zurück und gebot Ruhe.

Mit einem Mißklang hörten die Leute überraſcht mitten im Tact auf, und eine unheimliche Stille lag in dem Moment auf dem Saal. Da trat der alte Graf Bolten wieder in den Saal und ſagte mit ernſter, aber vollkommen leidenſchaftsloſer Stimme:

„Meine Herrſchaften, es thut mir leid, Sie benachrichtigen zu müſſen, daß wir uns in keinem Hauſe der Freude, ſondern in einem Hauſe der Trauer befinden. Meinen alten Freund Graf Monford hat ein ernſter Unfall betroffen, der ſeine Familie an ſein Lager feſſeln muß — die Tafel iſt aufgehoben, denn es würde unmöglich ſein, unter dieſen Umſtänden noch längere Störung hier zu verurſachen.“

„Aber was fehlt ihm? Was iſt geſchehen?“ rief es von allen Seiten.

„Hoffentlich nichts,“ erwiederte abweiſend der alte Herr, „was uns verhindern könnte, in einigen Wochen, ja, vielleicht in einigen Tagen wieder eben ſo fröhlich hier zuſammen zu kommen — Frau Gräfin, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Arm biete und Sie hinüber zu Ihrem Gemahl führe.“

„Jetzt kommt der Chor der Pilger, meine Gnädige; habe ich es Ihnen nicht geſagt? Und wie gut die Suppe riecht!“ flüſterte der Staatsrath ſeiner Nachbarin zu.

„Meine Nerven!“ ſtöhnte dieſe und machte eine Bewegung, als ob ſie ſich an ſeinen Arm hangen wollte, dem der Hofmann aber geſchickt auswich, indem er that, als ob er es gar nicht bemerkte, und ſich raſch ab zu einem Andern der Geſellſchaft wandte. Die Dame wurde deshalb nicht ohnmächtig.

Aber eine grenzenloſe Verwirrung hatte ſich indeſſen der Gäſte bemächtigt. Felix war raſch zu Helenen hinüber gegangen. Er wollte mit George ſprechen, aber dieſer war ſeiner Mutter ſchon gefolgt, und aufdrängen durfte er ſich nicht. Er fühlte auch recht gut, daß man jetzt der Familie keinen größeren Gefallen thun könne, als ſie ſo bald als irgend möglich von der Gegenwart Fremder zu befreien; deshalb Helenens Arm ergreifend, flüſterte er ihr raſch zu:

„Komm, mein Herz, hier iſt weiter nichts zu thun, als uns zu entfernen. Bei der wundervollen Nacht gehen wir recht gut zu Fuß in die Stadt zurück; laß uns ein wenig eilen, daß wir nicht in den Troß kommen.“ Er nahm ihren Arm und führte ſie aus dem Saal, und das war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Draußen auf dem Gang ſtand ein alter Diener, der dem Grafen ſeinen Rock gab.

„Können Sie mir nicht ſagen, Freund, was vorgefallen iſt?“

„Der große Gott weiß es!“ ſagte der Alte, und die Thränen ſtanden ihm in den Augen —

„aber Geheimniß kann's nicht mehr bleiben: die junge Comteſſe iſt fort und Graf Bolten ihr nach. Draußen im Park fiel eben ein Schuß, die Diener wollen mit Fackeln hinaus — das überlebt der alte Herr nicht."

„Großer Gott, Paula?" rief Helene. Felix aber, ihr ſelber den Mantel umwerfend und ihren Arm in den ſeinen ziehend, führte ſie hinaus in's Freie.

Nicht ſo raſch kam die übrige Geſellſchaft fort. Viele der Damen, ja, die meiſten trugen weiße Atlasſchuhe, da man ſehr ſtark auf einen kleinen Ball gerechnet hatte. Sollten ſie in dieſen den weiten Weg in die Stadt zurücklegen? Aber die Wagen konnte man doch auch unmöglich hier erwarten, und ein anderes Haus war nicht in der Nähe. Boten über Boten wurden jetzt vorausgeſchickt, Leute waren dazu genug verſammelt, um die Wagen zu beordern, daß ſie wenigſtens entgegenkamen, oder an Droſchken auftrieben, was ſich finden ließ — am Theater hielten jetzt eine Menge —, und wie die wilde Jagd hetzten eine Anzahl von jungen Burſchen den Weg hinab und an Rottacks vorüber.

Immer leerer wurde es oben im Schloſſe, immer unheimlicher. George ſelber war auf einem zweiten Pferd davongeſprengt — wohin? Er wußte es ſelber nicht.

In Paula's Zimmer ſtand die Gräfin und las ein kleines Briefchen, das ſie verſiegelt auf der Tochter Toilettetiſch gefunden. Ihr Geſicht war marmorbleich, aber keiner ihrer eiſenharten Züge verrieth, welche Gefühle in dieſem Augenblick ihr Inneres bewegten.

In dem Zettel, der „An meine Eltern" überſchrieben war, ſtanden nur folgende wenige Worte: „Lieber Vater, liebe Mutter! Ich kann den jungen Bolten nicht heirathen, ich würde unglücklich mein ganzes Leben ſein. Ich liebe mit aller Kraft meiner Seele Rudolph Handor und werde ſein Weib. O, verzeiht Eurer armen Tochter Paula!"

Sie faltete das Billet zuſammen, kleiner und kleiner, bis es einen dünnen Streifen bildete, und faſt mechaniſch hob ſie es dann empor zum Licht, entzündete es und ſah zu, bis es ſich verzehrte, ja, die Spitzen ihrer weißen Glacéhandſchuhe verſengte. Dann ſchritt ſie langſam hinüber zu ihrem Gatten, der noch immer bewußtlos auf einem Sopha lag, während ihm der Haushofmeiſter mit zitternden Händen kalte Umſchläge um die Schläfe machte. Der alte Graf

Bolten ſtand daneben, die rechte Hand auf den Tiſch geſtützt, in ſtarrer Ruhe und verwandte keinen Blick von dem unglücklichen alten Mann.

Drei Boten waren nach verſchiedenen Aerzten geſandt, um ſie raſch herbeizurufen; ſie konnten aber noch nicht da ſein, der Weg war zu weit.

Die Gräfin trat in's Zimmer; Graf Bolten rührte ſich nicht und wandte ihr den Blick nicht einmal zu. Sie zog ihre weißen Glacéhandſchuhe aus, nahm dem Haushofmeiſter das naſſe Tuch ab und ſagte tonlos:

„Sehen Sie nach der Tafel — daß alle Fremden das Haus verlaſſen — einige junge Leute behalten Sie zurück, wenn wir vielleicht noch Boten gebrauchen ſollten."

„Zu Befehl, Frau Gräfin."

„Wo iſt George?"

„Fort — er hat ſich ein Pferd ſatteln laſſen."

„Es iſt gut — ſehen Sie nach dem Hauſe."

Der Haushofmeiſter zog ſich mit einer Verbeugung und einem traurigen Blick auf ſeinen Herrn zurück; er wäre noch ſo gern bei ihm geblieben, aber ſeine Pflicht rief ihn auf ſeinen Poſten. Die Frau Gräfin hatte recht: die Maſſe dort aufgeſtellten Silbers durfte nicht ohne Aufſicht bleiben — daß ſie nur daran gedacht hatte!

Eine halbe Stunde verging ſo. Graf Bolten rührte ſich nicht; er ſchien wie aus Stein gehauen, und nicht regungsloſer war der Ohnmächtige auf dem Sopha, dem die Gattin ruhig und mechaniſch die Umſchläge wechſelte. Endlich fuhr ein Wagen vor. So ſtill war es im Hauſe geworden, daß man deutlich das Kniſchen der leichten Räder auf dem Kies hören konnte. Es war einer der Aerzte, der im Carrière herausgejagt ſein mußte.

Draußen vor dem Fenſter wurden auch Stimmen laut und Leute kamen mit Fackeln. Weder Graf Bolten noch Gräfin Monford beachteten es. Der Arzt ſchien einen Augenblick da draußen aufgehalten zu ſein; es dauerte wenigſtens unverhältnißmäßig lange, ehe er eintrat, oder däuchte ihnen die Zeit nur ſo lang? Endlich kam er und trat zu dem Lager des Kranken, deſſen Hand er nahm, um den Puls zu fühlen.

„Gnädige Gräfin, ich bedauere unendlich....“

„Was halten Sie, von ſeinem Zuſtand Doctor?“

Der Doctor ſchüttelte mit dem Kopf — endlich frug er leiſe:

„Liegt irgend eine beſtimmte Urſache dieſer heftigen Störung der Lebensthätigkeit vor? Schreck oder Gemüthsbewegung?“

„Es iſt möglich,“ erwiederte kaum hörbar die Gräfin.

Der Arzt nickte, ohne etwas weiter zu fragen oder den Puls des Kranken loszulaſſen. Er hielt einen Aderlaß für nothwendig, aber ehe er ihn anwenden konnte, ſchlug der Kranke die Augen auf und ſtierte den Doctor beſtürzt an.

„Mein beſter Herr Graf, wie fühlen Sie ſich jetzt? Es iſt Ihnen plötzlich unwohl geworden, nicht wahr?“

Der Graf antwortete nicht. Er ſchloß die Augen wieder und legte ſeine Hand gegen die Stirn, als ob er ſich auf etwas beſänne. Er trug noch ſeine weißen Handſchuhe, und der Arzt entfernte ſie jetzt vorſichtig, was der Leidende ruhig geſchehen ließ, und rieb ihm dann die Schläfe mit Eau de Cologne.

„Ich danke Ihnen, Doctor,“ ſagte der Kranke nach einiger Zeit — es waren die erſten Worte, die er wieder ſprach —; „bitte, legen Sie mir die Handſchuhe nicht fort, ich muß zur Geſellſchaft zurück.“

Der Doctor ſah die Gräfin fragend an.

„Heute Abend nicht mehr, George,“ ſagte dieſe. „Du haſt ſehr lange in Ohnmacht gelegen, die Gäſte ſind längſt nach Hauſe, es iſt ſpät.“

Der Kranke ſah ſie raſch an, und wieder fuhr er ſich nach der Stirn, lag aber eine Weile ruhig. Endlich ſagte er leiſe:

„Schicke George und Paula zu mir her; ich will ſie ſprechen.“

„Die Kinder ſind ſchon im Bett,“ erwiederte die Gräfin — „morgen früh — heute halte Dich nur ganz ruhig, daß Du morgen wieder wohl und kräftig biſt. Fühlſt Du Dich beſſer?“

Der Arzt hatte zu Graf Bolten aufgeſehen, als dieſer ihm ein Zeichen gab und das Zimmer verließ. Der Arzt folgte ihm nach einigen Secunden.

„Was halten Sie von dem Zuſtand des Kranken? Glauben Sie, daß es eine bloße Ohnmacht war?“

„Ich — hoffe, ja. — Hat der Graf Monford dieſes Zucken des linken Augenlides ſchon öfter gehabt?“

„Ich glaube nicht; ich habe es nie bemerkt.“

„Es kann Schwäche im Auge ſein; ich hoffe, es iſt nicht mehr.“

„Und was fürchten Sie ſonſt?“

„O, nichts, in der That nichts! Nur im erſten Augenblick fürchtete ich, daß es ein leichter

Schlaganfall ſein könne. Er iſt aber ja ſchon wieder vollkommen bei Beſinnung.“

Der Graf nickte langſam mit dem Kopf und ſagte endlich:

„Gehen Sie wieder zu dem Kranken hinein, Doctor, ich will nach Hauſe fahren. Ich glaube, Ruhe wird ihm am wohlſten thun. Gute Nacht, Doctor. Morgen früh bitte ich Sie, mir Nachricht zu ſenden, wie Sie ihn verlaſſen haben.“

„Sehr gern, Herr Graf, ich werde nicht ermangeln — da draußen haben Sie ja auch einen Verwundeten....“

„Einen Verwundeten?“ fragte der Graf haſtig und erſchreckt.

„Den alten Förſter. Sie brachten ihn eben in's Haus, wie ich ankam, aber es ſcheint nichts Gefährliches zu ſein. Nur ein Schnitt oder ein Hieb durch's Geſicht — er war von Blutverluſt wahrſcheinlich ohnmächtig geworden. Ich werde dann gleich nach ihm ſehen.“

Der Graf zog ſeinen Ueberrock allein an, denn die Diener waren alle hinausgegangen, nahm ſeinen Hut, nickte dem Arzt noch einmal zu und verließ das Haus, um ſich erſt der Richtung hinter dem Schloſſe zuzuwenden, wo er noch die Fackeln ſah.

Allgemeine Beſtürzung herrſchte indeſſen auch unter der Dienerſchaft, der das Vorgefallene natürlich kein Geheimniß bleiben konnte, ja, die das eigentlich Geſchehene ſogar ſchon früher wußte, als die Herrſchaft ſelber. Der junge Gärtnerburſche hatte nämlich erzählt, daß er, als er im Park heraufgekommen wäre, ein paar Frauen bemerkt hätte — Damen mit großen, weiten Kleidern, die raſch den Weg hinabgeeilt wären und von denen die eine etwas Schweres getragen hätte. Vorher aber habe er einen Wagen unten am Drahtthor halten ſehen, und ein Herr dort habe ihn gefragt, ob die Tafel ſchon begonnen hätte. Er glaubte damals, daß der Herr mit zu den Gäſten gehöre, vielleicht einer der Rittergutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft, der den Weg durch den Wald gekommen ſei; nur daß er nicht mitging oder das Thor nicht geöffnet haben wollte, wunderte ihn — auf was wartete er denn noch? Aber er mußte ſich ſelber eilen, daß er das Tractement nicht verſäumte. Die Damen, denen er nachher begegnete, machten ihn ſtutzig, und er erzählte, was er geſehen, dem einen Lakai, der jetzt ſeinerſeits die Kammerjungfer der gnädigen Comteſſe ſuchte, ſie aber nirgends finden konnte. Ehe man aber der Herrſchaft ſelber

Mittheilung davon machen konnte, war die Flucht der Comteſſe oder wenigſtens ihre Abweſenheit ſchon bemerkt, und der Bericht des Gärtners konnte nur die Richtung andeuten, die ſie genommen. Bald darauf ſprengte Graf Bolten fort, und gleich danach fiel der Schuß in derſelben Gegend.

Der Haushofmeiſter hatte eine Anzahl von Pechfackeln herausſchaffen laſſen, um ſie heute vielleicht beim Heimfahren der Herrſchaften zu verwenden. Mit einigen von dieſen machte ſich nun eine Anzahl junger Burſchen, darunter der Forſtgehülfe, auf, um den Park abzuſuchen, und da ſie ſich auf den Wegen vertheilten, trafen ſie hier auf den ohnmächtig gewordenen alten Förſter, den ſie jetzt zurück zum Schloß trugen. Mehrere wurden freilich nach dem Drahtthor geſchickt, um dort nach dem Wagen zu ſehen, aber der war natürlich fort. Nur die Geleiſe deſſelben fanden ſie im Sande, wo er gehalten, dann hatte er den dort einzigen Weg nach dem Dorf eingeſchlagen — aber wohin dann weiter? Im Dorf ſelber liefen vier Wege nach vier verſchiedenen Richtungen ab — welchen hatte der Wagen nun verfolgt? Das Dorf lag auch zu weit, um dort jetzt nachzuſehen; auch ging der

Wind heute Abend ziemlich heftig, und ſie hätten ſich mit den Pechfackeln, die fortwährend Funken abwarfen, doch nicht zwiſchen die Strohdächer hineinwagen dürfen. Die Bauern würden es gar nicht gelitten haben.

Der Förſter erholte ſich übrigens ſehr raſch wieder und kaum wie ſie ihn in des Haushofmeiſters Zimmer auf ein ſchnell hergerichtetes Lager gelegt hatten. Blutverluſt mußte die Urſache ſeiner Ohnmacht geweſen ſein, vielleicht auch der Schmerz der Wunde mit der Aufregung. Wie aber das vorquellende Blut gerann, hörte auch die Blutung von ſelber auf; der Alte ſah aber ſchrecklich aus.

Der Schnitt ging ihm über dem rechten Auge weg quer über die Naſenwurzel und dann ſchräg den linken Backen hinab, den er vollſtändig geſchlitzt hatte, daß er aus einander klaffte. Seine Kleider waren dabei bis hinab wie mit Blut getränkt, und die Leute fürchteten zuerſt, daß er noch vielleicht eine andere und gefährlichere Wunde an ſich habe. Er wurde deshalb ausgezogen und unterſucht; es ergab ſich aber glücklicher Weiſe nichts Derartiges, und als er wieder zu ſich kam, beſtätigte er auch, daß er nirgends ſonſt getroffen ſei; nur den Schnitt habe ihm der verfluchte Kerl, der Maulwurfsfänger, gegeben, als er ihn beim Wildern erwiſcht, und die kleine Kröte, der Spitz, müſſe ihn auch in die Beine gebiſſen haben — der eine Hinterlauf ſchmerze ihn ſchändlich da unten um die Wade herum.

Das erwies ſich in der That ſo; die Hoſe war dort an drei oder vier Stellen zerriſſen und das ſcharfe Gebiß der kleinen Beſtie tief in das Bein eingedrückt, daß das Blut daran heruntergelaufen.

Alſo mit der Flucht der Comteſſe hatte dieſe Verwundung, wie die Leute anfangs geglaubt, gar nichts zu thun. Dem alten Manne that aber beſonders die zerſchnittene Backe ſo weh, daß ihm das Sprechen außerordentlich ſchwer wurde. Er wollte noch etwas ſagen, ließ es aber wieder ſein und flüſterte nur das Eine Wort: „Doctor —“ dann legte er den Kopf zurück, um ſich auszuruhen. Der Doctor war aber noch drinnen beim Grafen und konnte nicht herausgerufen werden — er ſollte ſich nur noch ein klein Weilchen gedulden, er käme gleich.

Jetzt fuhren noch raſch hinter einander zwei Wagen vor, in denen die beiden anderen herbeigerufenen Aerzte ſaßen. Der eine von dieſen wurde auch ſofort bedeutet, daß er, ſo ſchnell er irgend könne, hinüber in des Haushofmeiſters Zimmer käme, wo ein Verwundeter läge; vorher mußten die beiden Herren aber pflichtſchuldigſt zum Grafen hinein. Der eine fragte nur: „Was für eine Wunde?“

„Ein Schnitt durchs ganze Geſicht.“

„Nun, das iſt nicht ſo gefährlich, ich komme gleich hinüber“ — und damit war er raſch verſchwunden, und der Förſter mußte warten.

Bei dem Grafen konnten ſie aber gar nichts thun. Er hatte ſich wieder erholt, fühlte ſich jedoch noch ſehr angegriffen und beantwortete die an ihn gerichteten Fragen zuerſt nur ganz unvollſtändig und dann gar nicht mehr, und winkte endlich mit der Hand — er wollte allein ſein.

Die Aerzte zogen ſich zu einer Berathung zurück, das heißt, keiner von ihnen wollte den andern fragen, was er über die Sache denke — er hätte ſich dadurch etwas vergeben können —, ſondern nur ſeine Meinung geltend machen. Der Hausarzt, ein Ober-Medicinalrath, behandelte die Sache auch ſehr cavalièrement. — Es hatte nichts zu ſagen: er kannte die Natur des Grafen — morgen würde nichts von der heutigen Schwäche übrig ſein. Es war nur eine Nervenaufregung oder Ueberreizung, er hoffe das Beſte. Die beiden anderen Herren waren ja doch nur aus Verſehen, oder in der Angſt, ihn nicht gleich zu treffen, gerufen worden.

Der zuerſt gekommene Arzt widerſprach dem vollkommen und hielt es ſogar für einen Nervenſchlag, der vielleicht wiederkehren könne. Der Ober-Medicinalrath zuckte die Achſeln — was half es ihm zu widerſprechen! Er hatte die Behandlung des Kranken ja doch von jetzt ab allein, und die Conſultation war eine bloße Höflichkeitsform. Er bat die Herren, ihn zu entſchuldigen, da er noch einen andern Fall im Hauſe zu behandeln habe, und ging zu dem alten Förſter hinüber.

Hier aber war nicht viel zu thun. Er nähte die furchtbare Wunde ziemlich gleichmüthig zu, wobei er ſich erkundigte, woher der Alte den Schnitt habe, legte dann einen Verband um, betrachtete ſich die Bißwunden, ließ ſie auswaſchen, verordnete kalte Umſchläge und ließ ſich dann von dem Haushofmeiſter ein Zimmer anweiſen. Er wollte hier übernachten, falls die Frau Gräfin noch einmal nach ihm verlangen ſollte.

Der alte Förſter fühlte ſich indeß durch das Zunähen der Wunde und den Verband ſehr erleichtert; er ließ ſich noch ein Glas Wein geben, um ſich ein wenig zu ſtärken, und verlangte dann nach ſeinem Forſtgehülfen.

Während er ſo da lag, war ihm doch die Sache mit dem Schuß, und daß er nachher noch ein Raſcheln in den Büſchen gehört hatte, im Kopf herumgegangen. Wenn er den Menſchen nun doch, obgleich er blind in den Buſch gefeuert und tief gehalten, getroffen? Der Forſtgehülfe ſtand noch draußen und beſprach die Familienverhältniſſe mit einem der Lakaien, der höchſt entrüſtet über die Flucht war, denn das Kammermädchen ſchien Eindruck auf ihn gemacht zu haben, und nicht ihm einmal hatte ſie ſich entdeckt!

„Herr Förſter, Sie haben nach mir verlangt!“

„Ach, Wenzel, ſind Sie das? Stopfen Sie mir erſt einmal meine Pfeife; ſie ſteckt in der linken Rocktaſche und der Tabaksbeutel in der rechten.“

„Ja wohl, Herr Förſter.“ Die Pfeife wurde geſtopft und gebracht. Wenzel zündete einen Fidibus an, aber das Rauchen wollte nicht recht gehen. Hatte die Pfeife keinen Zug, oder that ihm dabei der Backen ſo weh? Der Forſtgehülfe ſelber probirte, ſie zog vortrefflich; der

Förſter nahm ſie noch einmal zwiſchen die Lippen, aber es ging nicht. Er ſeufzte tief auf und gab ſie Wenzel zurück.

„Rauchen Sie ſie ſelber, Wenzel,“ ſagte er traurig; „es geht nicht. Der verfluchte Maulwurfsfänger!“

„Und weiter ſoll ich nichts?“ fragte der Forſtgehülfe, der, dem Auftrag gehorſam, die Pfeife zwiſchen die Zähne nahm.

„Doch, Wenzel; ſetzen Sie ſich einmal einen Augenblick hieher. Das Maul thut mir ſo weh, ich kann nicht laut ſprechen. Nehmen Sie ſich Jemanden mit einer Laterne mit, und gehen Sie auf den Platz zurück, wo Sie mich vorher gefunden haben. Das wiſſen Sie doch, wo das war?“

„Ja wohl, Herr Förſter.“

„Gut, von da an gehen Sie auf meinem Schweiß zurück bis zu dem Fichtenſtreifen, der am Hafer hinläuft. Sie können nicht fehlen, er muß überall auf den Büſchen ſitzen. Dort finden Sie eine Drahtſchlinge, die der verdammte Halunke, der Maulwurfsfänger, gelegt hat, und ein Stück Wild darin; ich weiß nicht, was es iſt, ich hatte keine Zeit, nachzuſehen.“

„Der Lumpenkerl!“ ſagte der Forſtgehülfe in gerechter Entrüſtung — „ob ich's mir nicht immer gedacht habe!“ und qualmte ſtärker.

„Halten Sie's Maul und hören Sie zu!“ ſagte der Förſter — „gerade wo das Stück liegt, hab' ich geſtanden, auf der andern Seite drüben und links hinein in die Fichten geſchoſſen; die Schrote müſſen noch in den Zweigen ſitzen. Nehmen Sie ſich lieber zwei Laternen mit, daß Sie beſſer ſehen können, und ſuchen Sie mir die Fichten ab, ob ich den Lump nicht doch vielleicht zu Holz geſchoſſen habe.“

„Glauben Sie, daß er was hat?“

„Ich weiß es nicht; hingehalten hab' ich — ein bischen tief — aber ich konnte nichts ſehen; der Schweiß lief mir in's Auge und ſtockfinſter war's auch, und der Kerl ſtak in dem jungen Holz drin — aber nachher hat's geraſchelt; es iſt doch möglich, daß ihm ein paar Schrote in die Beine gefahren ſind — 's iſt zwar nur Nummer ſechs, aber ich möchte doch nicht gern, daß der Kerl die Nacht im Buſch läge. Machen Sie, daß Sie fortkommen. Wenn Sie zurück ſind, ſagen Sie mir Antwort, dann will ich einſchlafen.“

Der Forſtgehülfe gehorchte dem Befehl; junge Burſchen, die ihn begleiten wollten, waren noch genug da, und die Fackeln aufgreifend, welche ſchon vorher benutzt worden, ſchritt der kleine Trupp rüſtig durch den Park, bis ſie die Gegend erreichten, wo ſie vorher den Förſter gefunden.

Hier übernahm der Forſtgehülfe die Leitung. Zuerſt mußten ſie noch eine kurze Zeit nach der wirklichen Stelle ſuchen, aber die war bald gefunden, denn in den erſt am Nachmittag friſch geharkten Wegen waren die vielen Fußtritte deutlich erkennbar. Und dort lag auch die Blutlache. Hier über den Weg war der alte Mann herübergekommen, Blutzeichen fanden ſich überall, die an ſeinen Kleidern niedergetropft; dort war er aus den Büſchen herausgekommen, ein paar Zweige, an die er ſich gehalten, fanden ſie eingeknickt, niederhangend und voller Blut — überall hingen in der That die Spuren und führten deutlich zu dem Fichtenſtreifen hinüber, wo der von dem gefangenen Wildkalb geſchlagene Fleck ihnen ſchon von Weitem die Stelle zeigte.

„Himmelhund!“ fluchte der Forſtgehülfe, als er das verendete Thier, noch in der Schlinge feſtſitzend, fand und ſich jetzt niederbog, um es frei zu machen und mit zum Schloß zu nehmen — „wenn ihm der Alte doch nur den .... vollgeſchoſſen hätte!“

„Da knurrt ein Hund!“ rief einer der Leute.

Alle horchten, und deutlich hörten ſie jetzt aus den Büſchen heraus einen menſchlichen Ruf nach Hülfe.

„Da liegt er!“ rief der Forſtgehülfe, und ſich raſch emporrichtend, griff er nach einer der Fackeln und preßte durch die Fichtendickung der Stelle zu, von der er den Ruf zu hören geglaubt. Er brauchte nicht weit zu gehen. Kaum zehn Schritt in den Fichten drin ſchlug ein kleiner Hund an, und dort fanden ſie, bleich und mit Blut bedeckt, aber bei voller Beſinnung, den Maulwurfsfänger, der hier den Schuß erhalten hatte und zuſammengebrochen war.

„Halloh, wen haben wir da?“ rief der Forſtgehülfe, während er ſcheu vor dem Anblick zurückprallte und der Hund ein wüthendes Geheul ausſtieß. Die dichten Büſche ließen auch kaum die Geſtalt erkennen, denn die Fichtenzweige bogen ſich von allen Seiten über ihn hin.

„Tragt mich zu Jonas hinüber,“ bat der Unglückliche — „mir iſt das Bein zerſchoſſen, ich kann nicht mehr!“

Der Vorſchlag war in der That vernünftig. Des alten Gärtners Haus lag kaum dreihundert Schritte von dort im Dickicht drin, während die Entfernung nach dem Schloß die dreifache geweſen wäre. In's Schloß hätten ſie ihn aber überhaupt gar nicht ſchaffen dürfen; dort herrſchte überdies ſchon Verwirrung genug, und wenn jetzt der angeſchoſſene Menſch noch dazu gekommen wäre — das ging gar nicht. Der alte Jonas hatte aber oben in ſeinem Hauſe noch ein kleines Zimmerchen, das gar nicht benutzt wurde. Dort konnten ſie ihn bequem unterbringen, und die einzige Schwierigkeit war jetzt nur, ihn aus dem Dickicht heraus auf den Weg zu ſchaffen. Der Forſtgehülfe ſchüttelte mit dem Kopf. —

„Seid Ihr bös getroffen?“

„Das Bein iſt ab — unter der Hüfte — die Geſchichte iſt aus.“

Der Jäger wollte etwas darauf erwiedern, aber er fühlte ſelber, daß die Zeit dazu nicht paſſend wäre. Der arme Teufel ſchien hart genug geſtraft, und jetzt blieb ihnen nichts weiter übrig, als ihm ſo raſch als möglich Hülfe zu bringen.

Einer der Leute — denn es waren deren mehr herausgekommen, als ſie zum Fortſchaffen brauchten — mußte gleich in's Schloß zurück, um den Ober-Medicinalrath zur Gärtnerwohnung zu begleiten, den anderen befahl der Forſtgehülfe, der ſich ziemlich gut zu helfen wußte, ihre Jacken auszuziehen und den Verwundeten, ſo gut es eben ging, hinein zu legen, während drei auf jeder Seite trugen. Er ſelber ging ihnen dabei mit ſeinem Beiſpiel voran und zog ſeinen Rock aus, und ſie ſtellten dadurch eine erträgliche Bahre her, um den Verwundeten ſo ſchmerzlos als irgend möglich fortzuſchaffen.

Zwei von den Leuten mußten vorangehen und die Büſche zurückbiegen; wie ſie aber den Verwundeten aufgreifen wollten, fiel der Hund wie toll über ſie her und biß nach ihnen.

„Ruhig, Spitz,“ ſagte der arme Teufel mit ſchwacher Stimme, „'s iſt aus mit uns Beiden; zurück, Spitz, zurück, komm, mein Hund!“

Das kleine, kluge Thier winſelte kläglich und zeigte noch immer die Zähne; aber es war ordentlich, als ob es verſtand, was ſein Herr zu ihm geſagt, denn es widerſetzte ſich nicht mehr den fremden Männern, die den Hilfloſen jetzt ſo ſorgſam wie nur irgend möglich auffaßten und aus dem Buſch hinaustrugen.

Sobald ſie erſt einmal den offenen Weg erreichten, ging es etwas beſſer, und der Maulwurfsfänger klagte auch nicht. Nur als ſie ihn etwas weiter am Teich vorbeitrugen, ſtöhnte er;

„Waſſer — will mir Keiner einen Tropfen Waſſer geben?“

Einer der Männer ſprang hinunter und holte Waſſer in ſeinem Hut, von dem der Verwundete gierig trank; dann lag er wieder ſtill, bis ſie das kleine, ziemlich einſam gelegene Haus erreichten und ihm dort, mit Laubſtreu und einer wollenen Decke darüber, ein Lager zurecht machen konnten. Einer blieb oben, um die Nacht bei ihm zu wachen, denn man durfte ihn nicht hülflos dort zurücklaſſen.

Bald darauf kam auch der Ober-Medicinalrath, der, nachdem er die Wunde unterſucht hatte, den Kopf bedenklich ſchüttelte.

„Heute Abend ſcheint ja hier auf dem Schloß der Teufel los geweſen zu ſein,“ ſagte er, „und Ihr habt genug Unglücksfälle für ein ganzes Jahr. Haltet Euch ſtill, Freund, das iſt das Beſte, was ich Euch rathen kann.“

„Ich werde bald ſtill genug ſein,“ flüſterte der Alte.

„Nun, ſo arg iſt's nicht,“ beruhigte der Arzt; „ein Schuß in's Bein iſt noch kein Schuß in den Leib, und ich denke, ich bringe Euch wieder auf die Füße. Wo ſeid Ihr zu Hauſe?“

„Fragt die Maulwürfe, die könnten's Euch eben ſo gut ſagen; für jetzt wohne ich in Haßburg in der Färbergaſſe."

„Ich will dafür ſorgen, daß Ihr heute Abend noch beſſere Pflege bekommt," ſagte der Ober-Medicinalrath, „denn nach der Stadt kann ich Euch mit dem Bein nicht transportiren laſſen; wir müſſen eine Entzündung vermeiden. Habt Ihr eine gute Natur?"

„Wie ein Pferd," ſagte der Alte.

„Gut, dann hoffe ich Euch durchzubringen; aber Ruhe und keine ſpirituöſen Getränke, überhaupt keine Aufregung. Dieſe Nacht macht ihm kalte Umſchläge; ich will ſehen, vielleicht bekomme ich noch Eis in der Stadt und ſchicke Euch davon heraus. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Herr Doctor!" ſagte der Maulwurfsfänger, ſchloß die Augen und legte ſich auf ſeinem Lager zurück. — —

Unten im Schloß war die Gräfin in dem Zimmer, in welchem der Graf lag, in fieberhafter Ungeduld auf und ab gegangen; aber der weiche Teppich ertödtete jeden Schall, ſo daß der Kranke, der wie ſchlafend lag, nichts davon hören konnte. Sie erwartete Nachricht von George, von Hubert, denn das Furchtbare war geſchehen, ihre Tochter hatte ſie vor den Augen der Welt compromittirt, aber das Furchtbarſte konnte ihr doch nicht aufbehalten bleiben. Beide junge Leute waren den Flüchtigen nach, die kaum eine Viertelſtunde, ja vielleicht nicht einmal zehn Minuten Vorſprung hatten, und einer von ihnen mußte ſie ja doch überholt haben.

Aber ſie kamen nicht zurück; Minute nach Minute, Stunde nach Stunde verging, und vergebens horchte ſie den klappernden Hufen eines der Pferde.

Der Ober-Medicinalrath kehrte zurück und erkundigte ſich nach ſeinem Patienten. Er ſchlief, oder lag wenigſtens regungslos auf ſeinem Sopha, wie er ihn vorher verlaſſen hatte, ſchien auch nicht zu hören, was um ihn her vorging, beantwortete wenigſtens keine der an ihn gerichteten Fragen.

Der Ober-Medicinalrath wollte ſich auf ſein Zimmer zurückziehen und rieth der Gräfin, ebenfalls ſchlafen zu gehen. Bei dem Kranken konnte ja eine Wache zurückbleiben und ſie augenblicklich rufen, ſobald er etwas verlange; ihr ſelber würde dieſe unnöthige und gewaltſame Aufregung nur ſchädlich ſein. Die Gräfin verweigerte es; ſie wollte wachen, ſie war nicht müde.

Der Ober-Medicinalrath zuckte die Achſeln und verließ das Zimmer; er war müde.

Wieder verging eine halbe Stunde — da hörte ſie Hufſchläge auf dem Pflaſter des Hofes, die anhielten. Sie öffnete raſch das Fenſter und horchte hinaus. Stimmen konnte ſie hören, aber keine Worte unterſcheiden. Sie klingelte, und es dauerte eine Weile, bis ein Diener kam.

„Wer iſt da gekommen?“

„Graf Hubert.“

„Ich laſſe ihn bitten, in das Empfangszimmer zu gehen.“

„Er iſt ſchon wieder fort, Frau Gräfin,“ ſagte der Lakai.

„Schon wieder fort?“

„Ja, er fragte nur, ob Niemand zurückgekommen wäre, und dann, ob Graf George im Hauſe ſei. Als wir das verneinten, ſprang er aus dem Sattel, warf einem der Stallleute den Zügel zu und ſchlug raſch den Weg nach der Stadt zu Fuß ein.“

„Und Graf George, mein Sohn, iſt noch nicht zurückgekehrt?“

„Nein, Frau Gräfin.“

„Was waren das für Leute mit Fackeln, heute Abend?“

„Der Förſter hat einen Wilderer erwiſcht und auf ihn geſchoſſen, den alten Maulwurfsfänger, der immer in den Park kam, und dem Förſter hat er das ganze Geſicht mit dem Meſſer zerſchnitten.“

„Der Maulwurfsfänger?“

„Ja, Frau Gräfin. Der Förſter hat ihn in's Bein geſchoſſen; er liegt oben beim tauben Jonas im Hauſe.“

Die Gräfin hörte ſchon gar nicht mehr, was er ſprach. „Sobald mein Sohn zurückkehrt, werde ich gerufen,“ ſagte ſie, „ich muß ihn ſprechen, ehe er zu Bett geht. Der Haushofmeiſter ſoll dann einen Augenblick zu meinem Mann kommen; ich muß mich umziehen. Wo iſt mein Kammermädchen?“

„Draußen, glaub' ich, Frau Gräfin; ſie war vorhin in der Küche.“

„Sie ſoll in mein Zimmer kommen.“

Die Befehle wurden raſch erfüllt, und die Gräfin zog ſich haſtig in ihr Zimmer zurück, um ihren Ballſtaat mit einem einfachen Hauskleid zu vertauſchen. Der Schmuck drückte ſie, den ſie trug, und das ſchwere Seidenkleid, deſſen Rauſchen ihr wie Hohn und Spott in den Ohren klang.

Kaum war ſie umgekleidet, als Graf George auf müde gerittenem Pferd zurückkehrte. Es war indeſſen nahe an zwölf Uhr geworden.

Der Diener kam und meldete der Gräfin die Rückkehr ihres Sohnes, und die Dame ſagte raſch: „Er ſoll in den Speiſeſaal kommen, ich will ihn ſprechen.“

Noch zögerte ſie einen Augenblick; aber der Graf ſchlief, wie es ſchien, feſt. Er hielt die Augen geſchloſſen und athmete leicht. Sie bog ſich über ihn und horchte ſeinen Athemzügen; er regte ſich nicht, und leiſe verließ ſie das Gemach, um George zu ſprechen.

Dieſer hatte indeſſen ſein Pferd abgegeben und der Mutter Botſchaft erhalten. Er betrat gleich nach ihr den Saal, deſſen Tafel noch mit allem Geſchirr, wie es die Gäſte verlaſſen, gedeckt ſtand — wo hätten die Diener Zeit gehabt, es fortzuräumen? Nur das Silber war beſeitigt und verſchloſſen, mit Ausnahme der ſchweren ſilbernen Armleuchter, von denen noch zwei auf dem Tiſch brannten. Weder die Gräfin, noch der junge Graf hatten ja zu Nacht geſpeiſt, und das Eſſen mußte doch für ſie bereit gehalten werden, wenn ſie danach fragen ſollten.

„Wo warſt Du, George?“ rief ihm die Mutter entgegen, wie er nur die Schwelle betrat. „Haſt Du ſie gefunden?“

George ſchüttelte finſter mit dem Kopf. „In die Nacht bin ich hinein geritten,“ ſagte er, „was mein Pferd laufen konnte; hätte ich zufällig den rechten Weg getroffen, ſo mußte ich ſie erreichen, ehe ſie den erſten Meilenſtein hinter ſich wußten. Aber im Dorfe gehen vier Wege ab — ich habe keine Spur von ihnen entdeckt.“

„Und jetzt?“

„Ich bin nur zurückgekommen, um zu hören, ob Hubert ſie vielleicht gefunden. Weit kann ſie ja doch nicht ſein, allein mit ihrem Kammermädchen.“

„Hubert iſt zurück — umſonſt! Und glaubſt Du, daß ſie allein gereiſt iſt?“

„Nun, mit Bertha; Beide ſind ja geſehen worden, wie ſie durch den Park eilten.“

„Und weißt Du, wer im Wagen auf ſie gewartet hat?“

„Im Wagen?“ wiederholte George erſchreckt.

„Jener Schauſpieler Handor,“ ſagte die Mutter mit furchtbarer Ruhe.

„Handor?“ ſchrie George emporfahrend.

„Still,“ ſagte die Mutter, „wir brauchen unſere Schande nicht ſelber in die Welt zu ſchreien, es wird das ohnedies zeitig genug von anderen Leuten geſchehen!“

„Aber es iſt nicht möglich,“ rief George aus, der ſich indeſſen auf die Einzelheiten beſann — „Handor ſpielte heute Abend in der nämlichen Zeit, in der Paula entfloh, in der Stadt den „Hamlet,“ und das Theater iſt keinesfalls vor zehn Uhr aus geweſen, ja, kaum dann, da ich mich erinnere, daß auch noch in den Zwiſchenacten etwas angezeigt war.“

„Ich habe den Brief, den mir Paula zurückgelaſſen, verbrannt,“ ſagte die Mutter kalt; „ſie nennt darin mit einfachen Worten ihren Verführer. Möglich aber, daß ſie allein von hier fortgefahren, wenn er wirklich geſpielt hat, um ſich dann nach der Vorſtellung irgend ein Rendezvous zu geben und gemeinſchaftlich ihre Reiſe fortzuſetzen; aber in dem Wagen hat ein Herr gewartet.“

„Im Wagen?“

„Der Gärtnerburſche hat ihn ſelber geſprochen.“

George ging mit gekreuzten Armen im Saale auf und ab. Auf dem Tiſch, neben den beiden zurückgelaſſenen Gedecken ſtanden noch mehrere Flaſchen Wein. Er nahm die eine und goß in ein Waſſerglas ein; aber er ſah nicht, was er ausgoß, ſo flimmerte es ihm vor den Augen, und die rothe Fluth ſchoß über das Tiſchtuch. Dann ſtürzte er den Inhalt des Glaſes haſtig hinunter.

„Gute Nacht, Mutter!“

„Wo willſt Du hin?“

„Noch einmal fort; ich habe mir nur den Schimmel ſatteln laſſen und muß vor Tag wenigſtens die Spur haben. Das darf nicht ſein, das darf nicht ſein, es iſt zu furchtbar!“

„Und welchen Zweck haſt Du dabei?“

„Welchen Zweck?“ rief George erſtaunt. „Dir Deine Tochter wieder zuzuführen — die Ehre unſeres Hauſes zu retten!“

„Ich habe keine Tochter mehr!“ ſagte die Gräfin mit eiſiger Kälte. „Und die Ehre unſeres Hauſes? Glaubſt Du, daß es morgen in der Stadt noch eine Dienſtmagd giebt, die nicht am Brunnen die Ehre unſeres Hauſes beſpräche?“

Ehe George etwas darauf erwiedern konnte, öffnete ſich plötzlich die Thür, und der alte Graf, mit einem Antlitz, das auch jeder Blutstropfen verlaſſen hatte, und gläſernen, ſtieren Augen, betrat den Saal.

„Mein Vater!“

„Bitte, meine verehrten Herrſchaften, behalten Sie Platz! ſagte der alte Herr mit markerſchütternder Freundlichkeit; „meine Paula wird gleich erſcheinen — nur ein leichtes Unwohlſein — nur ein ganz leichtes Unwohlſein.“

„Großer, allmächtiger Gott,“ ſtöhnte George und barg das Antlitz in den Händen, „das iſt ſchrecklich!“

Der alte Graf ging zum Tiſch, ſetzte ſich dort auf einen Stuhl und ſtützte den Kopf in die Hand; während er aber ſo da ſaß, liefen ihm die großen, hellen Thränen an den Wangen nieder.

„Mein lieber, lieber Vater!“ rief George, ſprang zu ihm und umſchlang ihn mit den Armen.

„George,“ rief der alte Mann und ſah ihn an, „biſt Du mir noch geblieben?“

„Mein guter Vater, darf ich Dich jetzt zu Bett geleiten?“

„Ja, geh' zu Bett, George,“ drängte auch die Frau, „die Ruhe wird Dir gut thun; es iſt ſpät geworden.“ Und ſie half ihm dabei von der andern Seite, um ihn vom Stuhl aufzuheben. Der alte Graf richtete ſich aber von ſelber empor.

„Ja, Kinder,“ ſagte er, „ich will zu Bett gehen, ich bin recht müde geworden. Deinen Arm, George; ſo, das geht ſchon. Gute Nacht, Ottilie, gute Nacht!“ Und mit feſten Schritten verließ er, von dem Sohn geſtützt, den Saal.

11.

Nach dem Theater.

Gleich nach der Vorſtellung des „Hamlet" ging Fürchtegott Pfeffer nicht unmittelbar nach Hauſe, denn er fühlte ſich ſo merkwürdig aufgeregt, daß er die Entſchuldigung für ſich hinreichend hielt, erſt noch in der „Hölle" einen Schoppen Wein zu trinken und etwas Warmes dazu zu eſſen. Daheim fand er doch nichts weiter, als eine Taſſe Thee und ein Butterbrod, oder, wenn er wollte, ein Glas Bier. An jedem andern Abend hätte er ſich aber auch vollſtändig damit begnügt, und war es in der That gar nicht beſſer gewohnt; heute drängte es ihn aber außerdem, wenn er es ſich auch nicht ſelber geſtehen wollte, Menſchen zu ſehen und ein Urtheil über die Vorſtellung zu hören. Er fühlte mit Einem

Wort das Bedürfniß, ſich etwas mittheilen zu laſſen.

Gedrängt voll ſaß aber die Stube ſchon, als er ſie betrat, und ein Durcheinanderwogen, Sprechen und Debattiren war dort, daß man ſein eigenes Wort kaum hören konnte. Aber auch kein Wunder, denn die Vorſtellung heute Abend hatte nicht allein ſchon genug Stoff geboten, ſondern man wollte auch den Fackelzug erwarten, der vor dem „Paradies" vorbei mußte und den zu betrachten der Wirth der „Höllengeſellſchaft" eines von ſeinen Zimmern vorn heraus eingeräumt hatte. Sobald der Zug ankam, ſollten ſie gerufen werden.

Jetzt dachte aber faſt Niemand an etwas Anderes oder ſprach von etwas Anderem, als dem Erfolg Rebe's, und es war eigentlich nur Eine Stimme: daß er die Bewohner von Haßburg auf das äußerſte überraſcht und Niemand ihm ein ſolches Talent zugetraut habe. Allerdings gab es auch Andersgeſinnte, und unter dieſen Doctor Strohwiſch, der in der unbeſtimmten Hoffnung herübergekommen war, Rebe hier zu finden und eine Flaſche Champagner mit ihm zu trinken, und jetzt, da er ihn nicht fand, Manches an der „Auffaſſung" zu tadeln hatte. Er ſollte den „tiefen

Sinn" einzelner Stellen nicht erfaßt und gewürdigt, Anderes wieder zu „trivial" geſprochen haben, und wie die verſchiedenen Recenſentenphraſen alle heißen — aber er wurde überſtimmt.

„Spielen Sie einmal den Hamlet," rief der Maler Arnold dem Doctor entgegen, „ſo rein vom Blatt weg, ohne Vorbereitung, ohne eine Probe, ohne nur vorher in die Rolle hineinzuſehen, und mit kaum Zeit genug, in die Lumpen hineinzufahren! Die Naſe rümpfen kann ein Jeder, aber meinen Hals zum Pfande, daß unter hundert Schauſpielern nicht zehn, ja, nicht drei ſind, die ihm das nachmachen!"

„Nun ja, ich habe ja nichts dagegen," ſagte Strohwiſch einlenkend, denn er war verſchiedener Urſachen wegen noch nicht mit ſich im Reinen, ob er entſchieden für oder gegen Rebe auftreten ſolle; er mußte erſt mit ihm „ſprechen". „Er hat in der That das Außerordentliche geleiſtet, und ohne ihn hätte die Vorſtellung gar nicht ſtattfinden können."

„Wo, zum Henker, kann aber Handor geſteckt haben," rief einer der Officiere; „hat ihn denn Niemand geſehen?"

„Meine Herren," ſagte Trauveſt, „meine Meinung iſt die, daß ihn auch Niemand wieder ſehen wird.“

„Nicht wiederſehen?“ rief Alles durch einander. „Woher wiſſen Sie das?“

„Das will ich Ihnen ſagen,“ meinte Trauveſt ruhig, indem er einen Pfropfen aus einer Flaſche Rüdesheimer zog und ſie auf den Tiſch ſtellte. Heute gegen Abend war er hier, ziemlich aufgeregt, und ließ ſich eine Flaſche Champagner geben. Morgen iſt der Erſte, und er hatte verſprochen, da zu zahlen; ich konnte ſie ihm nicht gut verweigern. Da hinten an der Tiſchecke ſaß er, ganz allein, den Kopf in die Hand geſtützt, und ſchüttete das edle Getränk nur ſo hinunter; dann ſtand er plötzlich auf, warf den Mantel um, ſagte „Gute Nacht, Trauveſt!“ und weg war er. Ich hatte freilich noch immer kein Arges daraus, denn ich dachte, die Rolle ginge ihm im Kopf herum, weil mir Höfken erzählt hatte, daß er den Morgen auf der Probe kein Wort davon gewußt, bis ich heute Abend hörte, daß er gar nicht gekommen wäre und Herr Rebe den Hamlet ſpielen wolle. Da wurde mir nicht wohl bei der Sache, und ich machte mich in ſein Logis hinüber — aber wo war Herr Handor? Sein Wirth ſchien ſelber ſchon Angſt gekriegt zu haben, weil ſo viel Nachfrage nach ihm geweſen, und tüchtig auf der Kreide ſteht er da drüben ebenfalls, das können Sie ſich wohl denken. Wir gingen deshalb zu ihm in die Stube hinauf, und da blieb denn wohl kein Zweifel, daß Herr Handor eine kleine Reiſe angetreten, wobei überdies noch das Mädchen beſtätigte, daß er gegen Abend einen Koffer weggeſchickt habe. Einige alte Kleidungsſtücke, ein Paar Stiefel und zwei oder drei Bücher lagen allerdings noch im Zimmer, das war Alles, die Commodenkaſten ſtanden leer und der Vogel war ausgeflogen."

„Merkwürdig," rief Barthel, „und morgen iſt Gagetag!"

„Ja, als ob er die nicht ſchon weg hätte!" lachte Höffken. „Wenn aber nun der Rebe nicht eingetreten wäre, das hätte eine Heidenwirthſchaft gegeben; und der Erbprinz hat dem Rebe ſeine eigene Tuchnadel geſchenkt."

„Alle Wetter," rief Strohwiſch; „iſt das begründet?"

„Ich habe ſelber dabei geſtanden, wie ſie Kruger herunter brachte; aber hol' mich Dieſer und Jener, er hat ſie auch verdient!"

„Habt Ihr's ſchon gehört?" rief in dieſem

Augenblick einer der gewöhnlichen Gäſte, der Doctor Kleemann, welcher beſonders viel populär-mediciniſche Aufſätze für Zeitungen ſchrieb und Stammgaſt in der „Hölle“ war.

„Nun, was iſt jetzt wieder?“ rief Arnold. „Haben ſie ihn erwiſcht?“

„Erwiſcht — wen?“

„Den Handor.“

„Was hat denn der ausgefreſſen?“

„Durchgegangen iſt er.“

„Alle Wetter!“

„Aber was wollten Sie denn erzählen?“

„Oben bei Monfords ſollte doch heute Verlobungsabend ſein und große Geſellſchaft war geladen.“

„Ja, welche Alle im erſten Range fehlten.“

„Sie hätten eben ſo gut in's Theater gehen können,“ ſagte Kleemann, „aus der Verlobung iſt nichts geworden; das wird einen Skandal geben in der haute volée!“

„Aber was iſt denn vorgefallen?“ rief Strohiſch, ganz Ohr, denn ſolchen Stoff konnte er brauchen. „Alle Wetter, heute Abend jagen ſich ja ordentlich die Neuigkeiten, und ich kenne mein Haßburg gar nicht wieder!“

„Was vorgefallen iſt?“ rief Kleemann; „ein

Hauptſpaß. Ich war heute Abend beim Ober-Medicinalrath, als etwa vor einer halben Stunde ein Bote vom Monford'ſchen Schloſſe ganz außer Athem heruntergeſtürzt kam, um den Ober-Medicinalrath, der dort Hausarzt iſt, hinaufzurufen. Den alten Grafen hat der Schlag gerührt, denn wie ſie ſich eben zur Tafel ſetzen wollten, wo die Verlobung proclamirt werden ſollte, geht die junge Comteſſe heimlich durch."

„Die Comteſſe Monford," rief Arnold ordentlich erſchreckt, „das wunderhübſche, liebe Mädchen — aber mit wem?"

„Gott weiß es; hinten am Park ſoll ein Wagen gehalten haben, und der angeführte Bräutigam war zu Pferde nach. Wahrſcheinlich erwiſcht er ſie auch wieder, denn Vorſprung hatten ſie nicht viel — aber der Skandal, und in der Geſellſchaft!"

„Donnerwetter," ſagte Höfken, ſeine Fauſt auf den Tiſch legend und ganz verdutzt im Kreiſe herumſehend, „das wäre eigentlich ein merkwürdiges Zuſammentreffen: die Comteſſe fort und Handor ebenfalls ausgekniffen — dem traue ich Alles zu!"

„Glauben Sie wirklich?" rief Strohwiſch raſch; „die Vermuthung liegt allerdings nahe."

„Unmöglich iſt's nicht," ſagte ein Anderer, „der Handor hatte in der letzten Zeit ſo viel und heimlich mit dem jungen Grafen zu verkehren."

„Na, der ſoll wohl dabei geholfen haben?" rief Arnold verächtlich. „Daß der Welt doch eigentlich nie etwas erwünſchter iſt, als ein Skandal, wenn er nur nicht ſie ſelber betrifft!"

„Sollten wir etwa bemänteln helfen, was in der haute volée vorgeht?" rief Strohwiſch.

„Bemänteln? Davon iſt keine Rede; aber nur nicht ſchmutziger machen, als es wirklich iſt!" rief Arnold. „Und überhaupt, was geht uns irgend eine Familienangelegenheit an? Kehre Jeder vor ſeiner eigenen Thür, da hat er gerad' genug zu thun!"

„Sie paßten ſchön zu einem Zeitungs-Redacteur," rief Strohwiſch lachend.

„Allerdings für kein Blatt, das nur den Stadtklatſch ausbeutet!" ſagte Arnold trocken, der den Menſchen überhaupt nicht leiden konnte.

„Meine Herren, der Fackelzug!" rief in dieſem Augenblicke Trauveſt, dem ein Kellner die Meldung gemacht hatte, daß der Zug gerade die Straße heraufkam; „das Zimmer vorn iſt offen."

Alles ſprang in die Höhe, um den Zug mit anzuſehen, und das Geſpräch war unterbrochen. Die Gäſte ſtrömten auch alle noch vorn, um den für Haßburg ſehr ſeltenen Anblick eines ſolchen Schauſpiels zu genießen, und Pfeffer, der heute Abend, ſeiner ſonſtigen Gewohnheit ganz entgegen, kein Wort in die Unterhandlung eingeworfen, nahm ſeinen Hut, zahlte ſeinen Schoppen Wein und ſchritt langſam in die vom Volk gefüllte Straße hinaus, nicht etwa, um den Fakkelzug mit anzuſehen, ſondern gleich querüber in eine Seitenſtraße einzubiegen und ſeine eigene Wohnung ungeſtört zu erreichen.

Er hatte auch ruhig die über Handor's Flucht ausgeſprochene Vermuthung mit angehört, aber es intereſſirte ihn nicht, denn mit jenen Kreiſen kam er nie in Berührung und kannte ſie gar nicht. Andere Dinge gingen ihm aber im Kopf herum, und vorzüglich, ja, ausſchließlich die Wendung, welche Rebe's Geſchick unſtreitig mit dem heutigen Abend genommen hatte, und das Einzige, was ihn dabei ärgerte, war, daß er ihm ſelber früher jedes Talent abgeſprochen.

„Wer konnte das aber auch denken, wer konnte das auch denken?“ murmelte er dabei immer vor ſich hin; „ſo ein Duckmäuſer, ſo ein verwünſchter Duckmäuſer! Und wie geheim er das Alles gehalten hat — und was wird die Jette dazu ſagen? Nun iſt's ganz vorbei, nun iſt dem Faß der Boden ausgeſtoßen! Und Jeremias, der hat die ganze Geſchichte mit angeſehen, ſeine Glatze leuchtete ja ordentlich unten im Parket — merkwürdig, rein merkwürdig!"

Er hatte ſein Haus erreicht — denn dieſe abgelegenen Straßen ſchienen heute Abend von Menſchen ganz geſäubert zu ſein, ſo war Alles dem Fackelzuge zugeſtrömt — ſchloß auf und taſtete ſich die dunkle Treppe hinauf. Wie er über den Gang ſchritt, ſah er durch das über der Thür angebrachte Fenſter, das der Küche über Tag dürftiges Licht geben mußte, bei ſeiner Schweſter drinnen noch die Lampe hell brennen.

Pfeffer ſchüttelte mit dem Kopf. Das Mädel ſaß jedenfalls noch da drinnen und arbeitete bis in die ſpäte Nacht hinein, und der Jeremias hatte es ihr ſtreng verboten. Wettermädel das, und ihre Augen ſahen ſo ſchon roth genug vom vielen heimlichen Weinen aus! Aber er mochte die Schweſter nicht mehr ſtören, die wahrſcheinlich ſchon ſchlief, ſonſt wäre er gern noch einmal hinüber gegangen und hätte die Jette auch in's Bett geſchickt, oder ihr noch vielleicht geſagt, was heute Abend vorgegangen; es brannte ihm ordentlich auf der Seele.

Das war aber heute Abend zu ſpät, morgen früh erfuhr ſie's ja auch noch früh genug. Er ging leiſe an ſein Zimmer hinüber, um nicht zu viel Geräuſch zu machen, und er wollte aufſchließen, denn der Schlüſſel ſtak immer von außen. Es war aber ſchon aufgeſchloſſen, wer konnte da drinnen geweſen ſein?

Kopfſchüttelnd trat Pfeffer zu der Commode, auf der das Feuerzeug ſtand, und entzündete ein Schwefelhölzchen, ließ es aber vor Schreck wieder fallen, daß es erlöſchte, als eine ruhige Stimme im Zimmer ſagte: „Guten Abend, Pfeffer; biſt Du aber lange geblieben!“

„Herr Du meine Güte,“ rief Pfeffer, aber immer noch mit unterdrückter Stimme, indem er raſch ein neues Hölzchen entzündete, „wer, zum Henker, hat ſich denn da — Jeremias,“ ſetzte er jedoch in unbegränztem Erſtaunen hinzu, als er beim Schein des aufflammenden Phosphors das dicke, gutmüthige Geſicht ſeines Schwagers erkannte, „wo kommſt Du denn noch her?“

„Ich konnt's nicht mehr aushalten,“ flüſterte Jeremias, „ich mußte Dich heute Abend noch ſprechen und ſitze jetzt hier ſchon eine volle

Glockenſtunde auf einer Lichtſcheere, wie ich eben entdeckt habe, die auf dem verwünſchten Stuhl gelegen hat. Junge, mir iſt zu Muthe, als ob ich tanzen müßte!"

„Auch eine ſehr paſſende Zeit und Gelegenheit dafür," brummte Pfeffer, dem aber trotzdem nichts Lieberes hätte geſchehen können, als daß er ſeinen Schwager noch getroffen. Dabei zündete er das Licht an und ſetzte es auf den Tiſch. „Na, wie war's? Aber ſprich leiſe, ich glaube, die Guſte ſchläft ſchon."

„Licht haben ſie noch; wie's dunkel war, ſchien es durch das Schlüſſelloch da drüben herein."

„Das Blitzmädel arbeitet wieder bis nach Mitternacht; ich habe große Luſt, hinüber zu gehen und ihr die Lampe vor der Naſe auszublaſen. Du warſt im Theater?"

„Ja, Pfeffer."

„Nun, wie — pſt — ich glaube, die ſprechen da drüben noch zuſammen."

„Jettchen," hatte die Mutter, welche ſchon ein paar Stunden geſchlafen, die Tochter angerufen, „biſt Du denn noch auf, Kind? Es muß ja ſchon ſo ſpät ſein."

„Gar nicht, Mütterchen; aber morgen Abend iſt ja der Ball, und ich muß doch denen die Arbeit fertig machen, denen ich ſie verſprochen habe; und der Brautkranz kam auch noch dazu.“

„Iſt denn nicht noch Jemand drüben beim Fürchtegott?“

„Ich habe auch ſprechen gehört. Vor einer Stunde etwa kam der Onkel nach Hauſe, ich hörte wenigſtens Schritte, und es ging Jemand in das Zimmer nebenan, und dann hat ſich nichts weiter gerührt. Jetzt kam wieder Jemand, und nun ſprechen ſie mit einander.“

An die Verbindungsthür pochte es.

„Seid Ihr noch munter?“ fragte Pfeffer's Stimme.

„Ja, Onkel.“

„Können wir einmal hinüberkommen?“

„Wir — wer denn noch?“

„Der Jeremias.“

„Der Vater? War der es, der noch ſo ſpät kam? Es iſt doch nichts vorgefallen, Onkel?“

„Können wir noch einmal hinüberkommen?“

„Es iſt zu ſpät, Fürchtegott,“ ſagte Jeremias abwehrend.

„Nie zu ſpät, ein'e gute Nachricht zu hören,“ brummte Pfeffer; „wie?“

„Ja gewiß, Onkel; ich habe noch Licht.“

„Das weiß ich, Du kleine Hexe, und auch

noch die Finger voll Blätter und Staubfäden; na, warte!" Und ſein Licht vom Tiſch nehmend, winkte er Jeremias und ſah, als er ſein Zimmer verließ, nur eben noch, wie Jettchen in die Küche hineinhuſchte.

Sie gingen hinüber. Das Bett der Kranken war jetzt im Wohnzimmer aufgeſchlagen worden, und die Frau, welche recht leidend ausſah, hatte ſich aufgerichtet, um die beiden Männer begrüßen zu können.

„Nun, wie geht's heute Abend, Auguſte? Wieder viel gehuſtet? Was machſt Du?"

„Es geht etwas beſſer, ſeit ich die häßliche Medicin nicht mehr trinken muß."

„War der neue Doctor da?" fragte Pfeffer raſch.

„Jeremias wollte es ja abſolut; er behauptete immer, daß unſer alter Arzt mich falſch behandle."

„Und was ſagt der neue? Natürlich Alles verkehrt bisher, wie gewöhnlich, und nun verſucht er es einmal mit einer andern Quackſalberei; kommt mir damit, das bleibt immer daſſelbe."

„Er hat mir faſt gar keine gegeben," ſagte die Frau leiſe; „er behauptet, ich wäre gar nicht krank, wenigſtens könne er nichts entdecken, was eine ernſtliche Cur verlange. Nur vor Gemüthsbewegungen ſolle ich mich hüten und mir beſonders keine traurigen Gedanken machen, denn es ſehe ihm beinahe ſo aus, als ob mich nur die Furcht vor einer Krankheit wirklich krank gemacht hätte."

„Alſo mache Dir keine traurigen Gedanken!" lachte Pfeffer.

„Und kann ich denn anders?" ſagte die Frau leiſe. „Sehe ich denn nicht das arme Kind, das Jettchen, den ganzen Tag vor mir, wie es immer ruhig, immer freundlich, mit keiner Klage auf dem Herzen auch mit jedem Tage elender wird und ſich verzehrt, und nur Abends, wenn ſie glaubt, daß ich ſchlafe, ihre Schmerzensthränen ſtill und heimlich fließen läßt? Das arme Jettchen! Aber was führt Dich noch ſo ſpät hieher, Jeremias? Es iſt doch nichts vorgefallen? Lieber Gott, ich habe jetzt immer eine ſolche Angſt, als ob irgend etwas recht Entſcheidendes, etwas recht Schlimmes eintreten müſſe!"

„Und wenn's nun etwas recht Gutes wäre, Auguſte," ſagte Jeremias, der ſich die ganze Zeit verlegen die Hände gerieben hatte — „etwas recht Gutes?"

„Recht Gutes?“ rief die Frau aufmerkſam werdend. „Ihr ſeht mir Beide ſo ſonderbar aus, und dieſe ſpäte Stunde!“

„Wo ſteckt denn das Jettchen?“

„Hier iſt ſie ſchon, Onkel,“ rief das junge Mädchen die Thür öffnend. „Guten Abend, Vater! Ich hatte kurz vorher kochend Waſſer gemacht, weil die Mutter ſo huſtete; das war den Augenblick wieder zum Kochen gebracht, und da hab' ich Euch Beiden eine Taſſe Thee aufgegoſſen. Onkel trinkt ihn ja doch gern, wenn er Abends nach Hauſe kommt, nicht wahr?“

„Aber doch nicht um Mitternacht, Schatz; doch nun ſetze Dich einmal dahin. Wie, Jeremias, nicht wahr? wir wollen den Beiden jetzt einmal eine Geſchichte erzählen?“

„Was haſt Du nur, Onkel?“

„Dahin ſetzen und ruhig zuhören; erſt gieb mir aber einmal den Zucker her.“

Henriette gehorchte kopfſchüttelnd, denn ſie begriff gar nicht, was ſie aus dem Allen machen ſollte. Der Onkel war aber innerlich vergnügt, das hatte ſie ihm auf den erſten Blick angeſehen; was konnte nur vorgefallen ſein?

„So,“ ſagte jetzt Pfeffer, als er ſich hinter den Tiſch geſetzt und behaglich ſeinen etwas ſpäten Thee ſchlürfte, während ihn die beiden Frauen erwartungsvoll anſahen — „nun erzähl' einmal, Jeremias."

„Nein, erzähl' Du's lieber," meinte ſein Schwager, „Du kannſt's beſſer."

„Hm, gut," nickte Pfeffer, „dann will ich's erzählen; nun paßt einmal auf. Heute Abend war alſo Hamlet im Theater."

„Iſt das Alles?" lächelte das junge Mädchen, als der Onkel ſchwieg.

„Doch nicht ganz," ſagte Pfeffer, der in Gedanken nach ſeiner Cigarrentaſche griff, ſie aber wieder zurückſchob und eine Priſe nahm. „Wie wir anfangen wollten, ſtellte ſich nämlich die kleine Schwierigkeit heraus, daß wir — keinen Hamlet hatten."

„Keinen Hamlet?"

„Handor kam nicht; die Ouvertüre ſpielte, die Tänzerin mußte ihre Künſte machen, und noch immer kein Hamlet."

„Ja, aber was wurde denn da?"

„Es mußte ihn ein Anderer ſpielen," ſagte Pfeffer trocken.

„Ein Anderer?" fragte jetzt auch die Frau erſtaunt. „Und wer konnte denn in der kurzen Zeit den Hamlet übernehmen?"

„Rede!“ platzte Jeremias heraus.

„Rede?“ riefen beide Frauen faſt erſchreckt wie aus Einem Munde.

„Jetzt verdirbt mir der meine ganze Geſchichte!“ rief Pfeffer. „Konnteſt Du denn nicht das Maul halten? Ich hätte ſie noch eine ganze Stunde rathen laſſen.“

„Aber wie, um Gottes willen, war das möglich?“ ſtöhnte Henriette, während die Mutter ausrief:

„Und ging es gut?“

Jeremias wollte wieder etwas ſagen; Pfeffer hatte ihn aber im Auge und fuhr dazwiſchen.

„Halt, erſt komm' ich! Ob es ging? Keine Hand rührte ſich im Anfang, Alles war todtenſtill, und ſie lachten nur, wie Meier mit einem dicken Backen als Güldenſtern auftrat. Krüger ging auf dem Theater herum, daß es einen Stein hätte erbarmen ſollen, gerade etwa wie Einer, der zum erſten Male auf einer Verſenkung ſteht und nicht genau weiß, wann ſie mit ihm abgeht. Wir hatten übrigens Alle Heidenangſt, und ich erwartete jeden Moment, daß ſie unten an zu pfeifen fingen. Aber ne — auch der zweite Act ging vorüber, und im Parterre und Parket ſaßen ſie wie die Mauern.“

„Und dann?“

„Dann haben ſie gejubelt und applaudirt und herausgerufen, wie ich's in meinem Leben nicht für möglich gehalten!“ rief jetzt Jeremias, der nicht mehr länger an ſich halten konnte. „Rein getobt haben ſie, wie die Indianer, und der Erbprinz hat dem Rebe ſeine eigene Tuchnadel als Anerkennung geſchickt!“

„Und woher weißt Du denn das ſchon?“ rief Pfeffer.

„Auf der Straße erzählten ſich's die Leute. Wie ein Lauffeuer ging's von Mund zu Mund.“

Die Frau hatte vor Freude die Hände gefaltet. Jettchen aber ſaß ſtill und bleich auf ihrem Stuhl und rührte und regte ſich nicht, aber um ihre Lippen zuckte es; ſie wollte aufſtehen, ſie konnte nicht, und plötzlich dem neben ihr ſitzenden Vater um den Hals fallend, lehnte ſie ihren Kopf auf ſeine Schulter und ſchluchzte leiſe.

„Mein liebes, liebes Jettchen,“ ſagte Jeremias gerührt, „aber ſo weine doch nicht, Schatz! Das iſt doch keine Urſache zum Weinen, nicht wahr, Fürchtegott? Das iſt doch eher Urſache zum fidel ſein. Er hat ſeine Sache brav gemacht, recht brav, er iſt ein ganz tüchtiger Schauſpieler, ſie Alle ſagten da unten, der Handor hätte die Rolle in ſeinem ganzen Leben nicht ſo geſpielt, und ich habe ſelber mit applaudirt, daß mir noch jetzt die Hände weh thun."

„Und was war mit Handor?" fragte die Mutter, die ſich immer noch nicht von ihrem Erſtaunen erholen konnte.

„Durchgebrannt iſt er und wird wahrſcheinlich nicht wiederkommen," rief Pfeffer. „Jetzt aber geht ſchlafen, und Du auch, Jettchen; es iſt ſpät, und Ihr ſollt mir nicht länger wach bleiben."

„Ja, ich will auch nach Hauſe gehen," ſagte Jeremias.

„Fällt Dir gar nicht ein," brummte Pfeffer. „Glaubſt Du, daß ich nach all' der Aufregung jetzt ſchlafen kann?"

„Aber es iſt zwölf Uhr vorbei."

„Gerade deswegen, die Nacht iſt doch einmal angebrochen, und Jettchen hat gewiß noch heißes Waſſer."

„Ja, Onkel."

„Sehr ſchön; auf den dünnen Thee ſchläft ſich's überhaupt erbärmlich; da ſetzen wir uns noch drüben in meine Stube, rauchen eine ver=

nünftige Pfeife oder Cigarre — haſt Du welche mit, Jeremias?"

„Gute, aber ich habe mich im Theater darauf geſetzt."

„Auf was Du nicht Alles geſeſſen haſt! Na, es wird ſchon gehen, trinken ein anſtändiges Glas Grog dazu und beſprechen noch ſo Manches, was wir auf dem Herzen haben."

„Ich mache Dir gleich wieder heißes Waſſer, Onkel."

„Setz' uns lieber das Waſſer und den Spiritus hinüber, Schatz, und vergiß den Zucker nicht. Du, Dein Rum iſt famos, Jeremias; ich bin mit der einen Flaſche ſchon halb fertig — und morgen wollen wir dann das Weitere ſehen."

„Und nun machſt Du Dir auch keine traurigen Gedanken mehr, nicht wahr Auguſte; es wird ja jetzt Alles gut gehen," ſagte Jeremias herzlich.

„Jetzt nicht mehr, Kinder, jetzt nicht mehr," ſagte die Frau gerührt, „und jetzt wird Jettchen auch die rothen Ränder um die Augen verlieren und nicht mehr heimlich weinen."

„Aber, beſte Mutter!"

„Ruhe im Quartier!" rief Pfeffer; „ich habe eine ordentliche Sehnſucht nach einem Glaſe Grog. Und nun Gute Nacht! Du biſt doch nicht böſe, daß wir Dich heute Abend noch einmal geſtört haben?“

„Ich bin recht glücklich, Fürchtegott!“

„Na, alſo denn Abgang mit allſeitiger Zufriedenheit!“ rief Pfeffer, griff Jeremias unter den Arm und ſchleppte ihn mit in ſein Zimmer hinüber, wo die beiden Männer noch wenigſtens zwei Stunden zuſammen ſaßen, mit einander rauchten und tranken und zuletzt ſo vergnügt wurden, daß Pfeffer wieder vor verhaltenem Lachen ſeinen böſen Huſten bekam und hinten in den Alcoven ging und den Kopf in’s Bett ſteckte, damit die Frauen nebenan nicht davon geſtört würden.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in **Jena** erſchienen ferner folgende neue Werke:

Ati-Kambang, Auf fremder Erde. Roman. 5 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5½ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsſpruch Waſhington's. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Berlepſch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illuſtrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausg. Lex.-Oct. Ein ſtarker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 4⅓ Thlr. Mit Goldſchnitt 4⅔ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. 1⅔ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Tzarogy. Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Reiſeſkizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Aus Chili, Peru und Braſilien. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3½ Thlr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikaniſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Brachvogel, A. E., Hiſtoriſche Novellen. 1. bis 4. Band. 8. broch. à Band 1½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und ſeine Zeitgenoſſen. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatraliſche Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falſtaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerſpiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldſchn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Uſurpator. Ein dramatiſches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreiſe aus dieſer Welt in die zukünftige. Aus dem Engliſchen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Paſtor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzſchnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. 1⅚ Thlr. In eleganteſtem engliſchen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldſchn. 2⅓ Thlr.

Eine Mutter.

Dritter Band.

Eine Mutter.

Roman
im Anſchluß an „Die Colonie“

von

Friedrich Gerſtäcker.

Der Verfaſſer behält ſich die Ueberſetzung dieſes Werkes vor.

Dritter Band.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
1867.

BIBL. UNIV. BERNENS.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
1. Am andern Morgen 7
2. Wie das Glück wechſelt 35
3. Der reiche Mann 62
4. Die Recenſion 91
5. Die Contremine 129
6. Der alte Maulwurfsfänger 162
7. Pfeffer dictirt einen Brief 191
8. Jeremias auf Reiſen 213
9. Paula 239
10. Die Werbung 265
11. Schluß 287

1.

Am andern Morgen.

Lange hatten keine zwei, ſolcher Art zuſammentreffende Ereigniſſe die Gemüther einer Stadt ſo gleichzeitig und in allen Schichten der Geſellſchaft in Aufregung geſetzt, als die in den vorigen Capiteln beſchriebenen.

Da war faſt kein Haus in Haßburg, bis zu der niedrigſten Hütte hinab, das ſich nicht für den einen oder andern Theil der Tragödie intereſſirte, denn Graf Monford war nicht beſſer und genauer in den höheren, als Handor in den mittleren Kreiſen bekannt; und ſelbſt die Handarbeiter und Tagelöhner nahmen Partei in der Sache, denn ſie alle kannten den ſogenannten „alten Fritz,“ den Maulwurfsfänger, der jetzt nicht auf einem einfachen Wildfrevel erwiſcht ſein durfte, ſondern jedenfalls bei der Flucht der jungen Gräfin mit geholfen haben mußte.

Es läßt ſich denken, daß die abenteuerlichſten Entſtellungen dabei zum Vorſchein kamen, denn nichts iſt ſo toll und unwahrſcheinlich, das nicht doch bei ſolchen Gelegenheiten eine Menge von Gläubigen und Weiterträgern fände. Leider liegt es dabei nun einmal im Menſchen — oder, wenn das zu allgemein iſt, doch in dem größten Theil der civiliſirten Welt —, daß ſie am liebſten Böſes oder Nachtheiliges von ihren Mitmenſchen hören und es mit viel größerer Vorliebe nacherzählen, als das Gegentheil. Selbſt gute Menſchen, die nie mit Abſicht einem Andern ein Unrecht oder einen Schaden zufügen würden, verweilen mit weit geſpannterem Intereſſe bei irgend einer Schreckenskunde, einem verübten Verbrechen oder einem Unglücksfall, wie bei irgend einem freudigen Ereigniß, und betrifft die Sache nun gar bekannte, oder, noch mehr, befreundete Familien, ſo können es die verſchiedenen Perſönlichkeiten kaum erwarten, bis ſie im Stand waren, der Sache die weiteſte Verbreitung zu geben.

So verworren und unbeſtimmt alle ſolche „erſten Gerüchte“ aber überhaupt ſind, etwas

Wahres iſt doch gewöhnlich daran, und die Geſellſchaft hat beſonders eine kaum zu überſchätzende Gabe im Combiniren, was ihr in dieſem Fall aber noch außerdem ſehr erleichtert wurde.

Wie der Gedanke ſchon an jenem Abend in der „Hölle“ aufgetaucht und ausgeſprochen worden, daß die Flucht des erſten Liebhabers am Theater mit dem der jungen Gräfin auf das genaueſte in Verbindung ſtehen könne, ſo verbreitete ſich dieſe Erzählung des Geſchehenen als unwiderlegbare Thatſache am nächſten Morgen durch die ganze Stadt, und die Gräfin Monford hätte jenes Abſchiedsbillet ihrer Tochter nicht ſo ſorgfältig zu verbrennen gebraucht; der Inhalt deſſelben konnte nicht genauer überall bekannt ſein, und wenn es Feodor Strohwiſch ſelber geleſen hätte.

Es gab des Neuen aber in der That auf einmal zu viel, um es gleich ordentlich zu ſichten und zu verwerthen, und wahrlich, der Stoff, wenn nur ordentlich eingetheilt, würde für den ganzen Sommer und bis ſpät in den Herbſt hinein gelangt haben, um die Gemüther in einer angenehmen Aufregung zu erhalten. So puffte Alles mit Einem Mal in die Höhe; es war ordentlich ſchade.

Und dabei ſollten die Damen auch noch ihren Putz für den heute Abend ſtattfindenden Ball herrichten, wo jede darauf brannte, Beſuche zu machen oder zu empfangen. Es war das ſchwierigſte Stück Arbeit, das ſie in ihrem ganzen Leben geleiſtet, und nur die Ausſicht, auch dafür heute Abend wenigſtens ihre Meinungen auszutauſchen und noch eine Maſſe intereſſanter Einzelheiten zu erfahren, konnte ſie einigermaßen dafür entſchädigen.

Unberührt von dem Allen ſaß indeſſen der Held des vorigen Theaterabends, Horatius Rebe, in ſeinem kleinen, ärmlichen Dachſtübchen und träumte den verlebten ſeligſten Tag ſeines Lebens noch einmal durch.

Er wußte von Allem nichts, weder von Handor's wirklichem Durchgehen, noch von den Ereigniſſen, die ſich in dem ihm überdies vollkommen fremden gräflich Monford'ſchen Hauſe zugetragen, und doch eigentlich die directe Urſache ſeines geſtrigen Triumphes geweſen.

Das Herz zum Zerſpringen voll von Glück und Seligkeit, gab er ſich ganz dem einen erhebenden Gefühle hin, endlich ſeinen Beruf gefunden zu haben, daß ſeine Zuverſicht, ſein Vertrauen zu ſich ſelbſt ihn nicht getäuſcht und daß er im Stande geweſen, nicht allein dem Publikum, nein, auch ſich ſelber zu beweiſen, er verdiene den Namen eines Künſtlers und ſei beſſer als das, wozu man ihn bis jetzt gemacht und gebraucht: ein Ausfüllſel für werthvollere Stoffe.

Wie hatte ihn bis jetzt Alles unterdrückt und unter die Füße getreten, vom Director nieder bis zum Souffleur, der ihm ja hier in ſeinem eigenen Zimmer geſagt, daß er lieber Schuſter oder Schneider werden, aber jedenfalls die Bühne verlaſſen ſolle, weil er kein Talent dafür habe! War ihm denn auch nur von Einer Seite Aufmunterung und Troſt geworden — nur von Einer Seite? Aber ja, Henriette; ſie allein hatte ihn immer getröſtet, wenn er ſchon verzweifeln wollte, ſie allein war lieb und freundlich mit ihm geweſen und hatte den armen Ausgeſtoßenen nie fühlen laſſen, wie verloren und verlaſſen er in der Welt ſtehe. Und würde er ſie wiederſehen? Gott allein wußte es; denn er ging heute Morgen einen ernſten Gang, und jeden Augenblick erwartete er den Freund, einen alten Commilitonen, der hier bei einem Arzt als Famulus eingetreten war, zurück, um zu erfahren, welche Zeit er mit Herrn Handor für ihr beſtimmtes Rencontre ausgemacht und beſprochen habe.

Und wenn er fiel? — dann mit Gott, er fiel doch ehrenvoll! Er hatte bewieſen und beweiſen können, daß er den Kampf nicht muthwillig und in Ueberſchätzung ſeiner eigenen Kräfte geſucht, ſondern daß er dazu durch ungerechtfertigte Mißhandlung und Herunterſetzung gezwungen worden.

In dieſem Augenblick klopfte es an die Thür, und ehe er noch „Herein" rufen konnte, öffnete ſich dieſe und der Erwartete trat ein.

„Nun, Frank, wie ſteht's?" rief ihm Rebe entgegen. „Wann iſt die Zeit? Je eher, deſto beſſer!"

„Höre, Rebe," ſagte der junge Mann, „wenn Du Dich abſolut ſchlagen willſt, ſo mußt Du Dir ſchon einen Andern ſuchen, denn Handor iſt fort!"

„Fort?"

„Ich hörte ſchon geſtern Abend darüber munkeln, mochte Dir aber nichts davon ſagen, bis ich mich ſelber überzeugt hätte; aber es hat ſeine Richtigkeit. Ausgekniffen nach allen Regeln der Kunſt; aber wohl kaum des Duells wegen, ſondern mit einer jungen Dame aus einer der erſten Familien der Stadt, der Comteſſe Monford, und mit Hinterlaſſung eines negativen Vermögens von circa zwanzigtauſend Gulden.“

„Und geſtern Abend ſchon?“

„Vor Dunkelwerden iſt er noch geſehen worden; jetzt ſucht ihn alle Welt, und wird er wirklich eingebracht, möchte er wohl kaum im Stande ſein, Dir Genugthuung zu geben. Sei übrigens froh, denn Du biſt auf dieſe Art die unangenehme Geſchichte am beſten los geworden.“

„Ich begreiſe noch immer nicht...“

„Du wirſt das Nähere ſchon über Tag hören, denn die ganze Stadt iſt voll davon; ich ſelber habe aber keine Zeit, denn ich muß zu Monfords hinaus, wo geſtern ein Menſch, der ſich ſeit einigen Jahren hier im Land herumtreibt, beim Wildern vom Förſter erwiſcht iſt und einen böſen Schuß in den Schenkel bekommen haben ſoll. Alſo auf Wiederſehen! Sobald ich kann, komme ich zu Dir; die Sache iſt aber abgemacht und Du brauchſt Dir deshalb nicht weitere Sorgen zu machen.“ — Und ſeinen Hut aufſetzend, den er noch nicht einmal abgelegt, ſchoß er aus dem Zimmer.

Rebe ging eine Weile mit gekreuzten Armen in ſeinem kleinen Kämmerchen auf und ab. Was war nicht Alles vorgefallen in den kurzen Tagen, wie drängte ſich Ereigniß auf Ereigniß, und wie würde ſich ſelber jetzt ſein Schickſal geſtalten? — Hauder fort auf Nimmerwiederkehren, denn nach dem Geſchehenen wäre ja doch ſeine Stellung am hieſigen Theater unhaltbar geweſen. Sein eigener Contract war dabei mit dem heutigen Tage abgelaufen, und er ſollte jetzt die Stadt verlaſſen, in der er Alles zurücklaſſen mußte, an dem ſein Herz, ſeine Seele hing. Und war es doch vielleicht möglich, daß er noch blieb? Waren die freundlichen Worte, die ihm der Director geſtern Abend nach der Vorſtellung geſagt, nicht blos eine leere Höflichkeitsform geweſen, die er heute vergeſſen hatte oder vielleicht gar bereute?

Wieder klopfte es laut und herzhaft an, und auf Rebe's „Herein" öffnete ſich die Thür und Feodor Strohwiſch ſtand in Lebensgröße auf der Schwelle.

Rebe war in der That erſtaunt, denn der gefürchtete Recenſent Haßburgs hatte ihn bis jetzt, wie er für ihn in der Kritik nie anders als höchſtens in einer höhniſchen Bemerkung exiſtirte, kaum eines Blickes gewürdigt, wenn er ihm auf der Straße begegnete, ja, ſelbſt die Form des gewöhnlichen Anſtandes ſo weit außer Acht gelaſſen, ihm nicht einmal auf einen Gruß zu danken, ſo daß ihn Rebe von da an ebenfalls ignorirte. Und der beſuchte ihn jetzt?

Rebe war ſo erſtaunt, daß er nicht einmal gleich wußte, wie er ihn empfangen ſolle. Feodor Strohwiſch überhob ihn aber aller derartigen Bedenklichkeiten, denn mit der liebenswürdigſten Cordialität ſtreckte er ihm, während er den Spazierſtock unter dem Arm und den Hut auf dem Kopf behielt, beide Hände entgegen und rief herzlich und entzückt:

„Lieber, beſter Rebe, geſtatten Sie mir, daß ich der Erſte ſei, der Ihnen zu Ihrem geſtrigen ungeheuern Erfolge Glück wünſcht; Sie können gar nicht glauben, wie ich mich darüber gefreut habe!“

„Herr Doctor,“ ſagte Rebe, der ſich noch immer nicht von ſeinem Erſtaunen erholen konnte, „das iſt in der That eine Ueberraſchung, Sie bei mir zu ſehen.“

„Und das wundert Sie?“ ſagte Strohwiſch vollkommen unbefangen; „ich muß Ihnen nur geſtehen, daß ich Ihr keimendes Talent ſchon lange im Stillen beobachtet und erkannt habe, wenn ich auch natürlich nicht ahnen konnte, daß es einmal plötzlich in einer ſolchen Flamme emporlohen würde. Vortreffliches Bild, nicht wahr? Mit Krüger iſt aber nichts anzufangen, der reitet ſo lange auf ſeinen Steckenpferden herum, bis er ſie alle zu Schanden geritten hat, denn wäre der meinem Rathe gefolgt, ſo würde er Sie ſchon lange anſtändig beſchäftigt haben — aber Gott bewahre!“

„In der That, Herr Doctor?“

„Das können Sie mir glauben,“ ſagte Strohwiſch, ſeinen Hut auf den Tiſch ſtellend und ſich ſelber auf einen Stuhl werfend. Dabei ſah er ſich augenſcheinlich im Zimmer nach etwas um.

„Ich bin Ihnen dann in der That ſehr zu Dank verpflichtet,“ ſagte Rebe trocken, „und muß nur bewundern, wie geheimnißvoll Sie das Alles betrieben haben.“

„Beſcheidenheit, lieber Freund, vielleicht thörichte Beſcheidenheit. Aber à propos, haben Sie nirgendwo eine Cigarre? Meine Cigarrentaſche muß in einem andern Rock ſtecken.“

„Ich bedauere ſehr, ich rauche gar nicht.“

„Sie rauchen nicht? Das iſt merkwürdig, das müſſen Sie ſich noch angewöhnen — ein Künſtler und nicht rauchen! Sie ſind ein ganz außerordentlicher Menſch, Rebe, ein ganz außerordentlicher Menſch!“

Dabei griff er in die Taſche, nahm die in dem andern Rock vermuthete Cigarrentaſche, und aus dieſer eine Cigarre, biß ſie ab und ent=

zündete ſie dann mit dem auf dem Tiſch neben dem Licht ſtehenden Streichfeuerzeug.

„Und haben Sie auch ſchon davon gehört,“ fragte Rebe endlich, da ſein Beſuch keine Anſtalt machte, das Geſpräch wieder aufzunehmen, ſondern nur an ſeiner etwas ſchwergehenden Cigarre zog, „daß Herr Handor wirklich durchgegangen ſein ſoll?“

„Futſch,“ erwiederte Strohwiſch, indem er den Rauch in einer Wolke von ſich blies, „vollkommen futſch! Ich habe es lange erwartet; er konnte ſich auch hier nicht länger halten, oder wurde vielmehr nur noch künſtlich von mir über Waſſer getragen. Es war vorbei, er hatte ſich ausgeſpielt; immer wieder dieſelbe Geſchichte, eine Rolle wie die andere, ob er den Marquis Poſa oder den Wetter vom Strahl, den Max Piccolomini oder den Fauſt ſpielte. Das Publikum ermüdete zuletzt und ſehnte ſich nach einer friſchen, natürlichen Kraft, und daher auch der raſende Erfolg, den Sie geſtern Abend errangen.“

„Aber Herr Handor war hier ſehr beliebt.“

„Bah, gemacht; jeden Abend zwanzig Freibillets im Theater, und die, richtig vertheilt, können 'was ausrichten, Sie glauben gar nicht, Rebe, was ein einziges Paar Hände im rechten

Moment bedeutet, und ich denke, ich habe Ihnen geſtern eine Probe davon gegeben, als ich im dritten Act, wie ich das Publikum genugſam vorbereitet glaubte, mit einem Avec einſetzte."

„Sie, Herr Doctor?"

„Nun, verſteht ſich; daß das ein alter Prakticus war, konnten Sie doch gleich am Zuſchlagen hören. Das erſte Rennen haben Sie dadurch gewonnen, und jetzt kommt Alles darauf an, wie die Sache gehandhabt wird, um Ihnen ohne allen Zweifel einen bleibenden Erfolg hier zu ſichern."

„Das würde wohl nutzlos ſein," meinte Rebe „ſich darüber den Kopf weiter zu zerbrechen, denn mein Contract iſt mit dem geſtrigen Tage abgelaufen. Es war der letzte Abend, der mir Gelegenheit bot, dem Publikum doch wenigſtens zu zeigen, daß ich nicht ganz ſo mittelmäßig ſei, als ich bis daher hingeſtellt worden."

„Schwatzen Sie kein Zeug," ſagte Strohwiſch mit einer Protectormiene, „Sie jetzt Haßburg verlaſſen? Denken gar nicht daran — der Director wird kein Eſel ſein und darein willigen!"

„Es wird doch wohl ſo werden."

„Und wo will er denn einen Andern herkriegen? Glauben Sie, die erſten Liebhaber laufen auf der Landſtraße herum, daß man nur einen Gensdarmen hinauszuſchicken braucht, um ſich einen einzufangen? Hahahaha, denken Sie ſich das Bild! Nein, wenn das Publikum mit Ihnen hier zufrieden iſt, ſo hat Krüger gar keine Wahl, und wer das Publikum eigentlich hier in Haßburg iſt, Liebe, ich dächte, das wüßten Sie doch — das bin ich.“

„Sie, Herr Doctor?“

„Fragen Sie nicht ſo kindlich. Wer ſchreibt denn die Recenſionen über das hieſige Theater, und in weſſen Händen liegt es denn, zu beſtimmen, ob ein Künſtler hier reüſſiren ſoll oder nicht? Sobald ich meine Hand von ihm abziehe, iſt er verloren, ſo lange ich ihn halte, jubelt ihm das Publikum entgegen — Publikum, wenn ich nur den Namen gar nicht mehr hören müßte! Es iſt eine zuſammengelaufene, urtheilsloſe Maſſe, die nur in höchſt ſeltenen Fällen, ſelbſt im Theater drin, eine eigene Meinung kundzugeben wagt, bis ſie erſt einmal gehört und geleſen hat, wie die Sache beſprochen iſt.“

„Aber geſtern Abend war doch das Gegentheil der Fall.“

„Weil ich an zu applaudiren fing!“ rief Strohwiſch leidenſchaftlich. „Tauſendmal haben

Sie ja den Beweis mit einem neuen Stück; ſitzen ſie nicht drin wie die Stöcke und rühren keine Hand, bis ſie erſt am nächſten Morgen geleſen haben, wie das Stück gefallen hat. Und applaudiren ſie wirklich einmal und rufen heraus, und ich beweiſe ihnen am nächſten Morgen, daß ſie ſich blamirt haben, ſehen Sie einmal zu, ob nachher bei der zweiten Aufführung noch zehn Menſchen im Theater ſind!"

„Sie mögen in mancher Hinſicht nicht unrecht haben."

„In mancher Hinſicht? Lieber Freund, ich habe in jeder Hinſicht recht. Wer applaudirt denn im Theater? Beantworten Sie mir einmal die Eine Frage. Der erſte Rang? Fällt ihm gar nicht ein, das ſchickt ſich nicht für das vornehme Pack und ſtrapazirt die Glacéhandſchuhe auch zu ſehr, denn man kann ſich nicht alle acht Tage ein Paar neue kaufen. Das Parterre iſt's, das den Ton angiebt, und der dritte Rang bildet das Echo und macht den Spectakel und fängt jedesmal deshalb an heraus zu ſchreien, weil ſie den Vorhang noch einmal wollen aufgehen ſehen und dadurch etwas mehr für ihr Geld bekommen. Wer ſitzt aber im Parterre? Der ehrliche Bürger, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, Bierbrauer, Metzger, Poſamentirer, lauter Leute, die ſich blos für eine Kleinigkeit amüſiren wollen und von denen Sie nicht verlangen können, daß ſie auch gleich ein fertiges Urtheil mit hineinbringen. Dieſe Leute repräſentiren das Publikum, und der erſte Rang, ſo ſehr er auch die Naſe darüber rümpfen würde, wenn man ihm vorhalten wollte, daß er ſich gerade von dieſen in ſeinem eigenen Urtheil beſtimmen laſſe, beſteht doch aus nichts als aufgeputzten Gliederpuppen, die Entrée bezahlen, das Theater füllen und höchſtens unter einander raiſonniren.“

„Dann muß ich ſchon meine Chance nehmen, wie ſie eben fällt,“ ſagte Rebe achſelzuckend, denn Doctor Strohwiſch fing an ihm unangenehm zu werden. „Wir wollen's abwarten. Sie haben mich geſtern ſo freundlich aufgenommen, daß ich wohl hoffen darf, ſie werden mir auch ein freundliches Andenken bewahren.“

„Andenken? Phantaſie!“ ſagte Strohwiſch. „Bilden Sie ſich nur nicht ein, daß Krüger Sie fortläßt, er darf es gar nicht, oder er hätte mich auf dem Halſe, und das riskirt er nicht. Nein, betrachten Sie Ihr Wieder-Engagement als vollkommen geſichert; und dann, lieber Rebe, haben Sie keine Sorge, ich mache die Geſchichte, ich weiß Beſcheid, und Sie ſollen einmal ſehen, in acht Tagen kräht kein Hahn mehr nach Handor und Sie ſpielen eine von ſeinen Rollen nach der andern ruhig weg."

„Sie malen mir die Zukunft ſehr verführeriſch, Herr Doctor," lächelte Rebe, „aber die Hauptſache würde ich doch wohl machen müſſen, wenn es wirklich dazu käme. Wenn die Kritik dabei ein wenig nachſichtig mit mir verfahren wollte, ſo würde ich das dankbar anerkennen, denn ich kann wohl ſagen, ich bin durch mein langes Zurückhalten in kaum mehr als Statiſtenrollen auch kaum mehr als ein Anfänger jetzt und muß wieder von Neuem beginnen."

„Und was zahlen Sie für die Spalte Honorar?" ſagte der Doctor, der mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit, die nichts zu wünſchen übrig ließ, auf den Hauptpunkt überſprang.

„Zahlen für die Spalte?" ſagte Rebe wirklich überraſcht, denn nach ſeinen Anſichten von Ehrgefühl war es doch nicht denkbar, daß der „Doctor" damit ſagen wollte, er wünſche ſeine Recenſionen von ihm bezahlt zu haben. „Ich verſtehe Sie nicht."

„Sie ſind wirklich kindlich," lächelte Doctor

Strohwiſch; „Sie wiſſen doch, daß ich meine Recenſionen ſtets honorirt bekomme.“

„Aber doch nicht von dem Schauſpieler!“ rief Rebe ordentlich erſchreckt.

„Nein, nicht von allen,“ ſagte der Doctor, „aber die haben ſich die Folgen dann auch ſelber zuzuſchreiben.“

Rebe war ein ſeelensguter Menſch und hätte ſich lieber das Aeußerſte verſagt, ehe er im Stande geweſen wäre, irgend Jemanden wiſſentlich zu beleidigen. Bei dieſer Unverſchämtheit, von der er bis jetzt wirklich noch keinen Begriff gehabt, kochte ihm aber doch das Blut, und er mußte ſich Mühe geben, an ſich zu halten.

Strohwiſch dabei, mit keiner Ahnung, was in dem jungen Künſtler vorging, und in der Meinung, er überlege jetzt mit ſich im Stillen, was er ihm etwa bieten könne, ſah ihn freundlich lächelnd an und blies ihm dazu den Rauch ſeiner Cigarre in's Geſicht.

„Nun?“ fragte er endlich.

„Ich will Ihnen etwas ſagen, Herr Doctor,“ erwiederte ihm Rebe mit mühſam errungener Faſſung. „Erſtlich iſt die Sache mit meinem Wieder-Engagement hier noch im weiten Felde, ich glaube noch nicht einmal daran; wenn das aber auch wirklich eintreten ſollte, ſo bin ich feſt entſchloſſen, was ich erreiche, auch nur mir ſelber zu verdanken und nie im Leben eine gute Kritik zu bezahlen, wenn ich ſie mir nicht ehrlich verdient habe. Ich werde mir die größte Mühe geben, ich werde fleißig lernen, und daß ich der Sache Luſt und Liebe entgegenbringe, deß iſt Gott mein Zeuge. Mehr kann aber auch kein Menſch von mir verlangen, und genüge ich damit dem Publikum nicht, gut, dann ſetze ich meinen Stab weiter und will verſuchen, mich zu vervollkommnen, bis ich den Rang erreicht habe, nach dem ich ſtrebe. Genüge ich ihm aber und finden Sie ſelber, daß ich meinen Platz ausfülle, dann muß ich es Ihnen auch ſelber überlaſſen, was Sie darüber ſchreiben wollen."

„Mein lieber Herr Rebe," ſagte Strohwiſch trocken, „mit dieſen Grundſätzen brauche ich kein Prophet zu ſein, um Ihnen zu ſagen, daß Sie ſchon in den nächſten acht Tagen ausgepfiffen werden."

„Herr Doctor!"

„Auf mein Wort, gar keine Frage," lächelte Strohwiſch; „ein Recenſent iſt nun einmal nicht im Stande neutral zu bleiben. Entweder intereſſire ich mich für oder gegen Sie, und jetzt haben Sie noch die Wahl. Seien Sie vernünftig,“ ſetzte er dann mit gutmüthigem Kopfſchütteln hinzu; „ſehen Sie, ein Menſch kann ja doch nun einmal nicht mit ſeinem Schädel durch eine Mauer rennen, und wie die Welt iſt, ändern Sie ſie ja doch nicht. Wir wollen die Sache aber einfacher machen, Sie kennen doch das Inſtitut der Lebensverſicherungen, nicht wahr? Nun gut; ſehen Sie, wie Sie dort Ihr Leben oder in einer andern Anſtalt Ihre Möbel, Wäſche und Kleider gegen eine Feuersbrunſt verſichern können, ſo verſichern Sie bei mir Ihre Carrière als Künſtler, und ich will nicht hart mit Ihnen ſein:. fünf Procent von Ihrer Gage — beim Himmel, Sie dürfen ſich nicht über mich beklagen, und die ganze Geſchichte koſtet Sie im höchſten Fall lumpige hundert Thaler das ganze Jahr.“

„Und wenn ich es für hundert Groſchen, ja, für hundert Pfennige haben könnte,“ rief Rebe jetzt, von ſeinem Stuhl emporſpringend und wirklich ganz außer ſich, „ſo würde ich mich vor mir ſelber ſchämen, einen ſolchen — Patron zu beſtechen, wie Sie ſich mir eben gezeigt haben!“

„Bitte,“ ſagte Strohwiſch, ſich mit ſpöttiſcher Höflichkeit von ſeinem Stuhl erhebend, aber doch nicht gewillt weiter zu gehen, denn Rebe war von ſehniger Statur und muskulös gebaut. „Ich ſehe, Sie ſind kein Geſchäftsmann, Herr Rebe, und bedauere wirklich herzlich, Ihre werthvolle Zeit heute Morgen ſo lange in Anſpruch genommen zu haben. Ob Sie recht daran gethan, mein freundliches Entgegenkommen in. ſolcher Art zurückzuweiſen, mag die Zeit lehren. Für jetzt habe ich die Ehre, mich Ihnen gehorſamſt zu empfehlen!" Und ſeinen Hut aufgreifend, verließ er mit einer ſehr förmlichen Verbeugung das Zimmer.

Rebe fühlte ſich eine Laſt von der Seele genommen, als der Menſch ging, denn ſo lange er ſich in ſeiner Nähe befand, war es ihm ordentlich, als ob irgend ein böſer Geiſt Macht über ihn gewinnen und ihn von ſeinem ehrlichen Pfade ablenken wollte. Aber kehrte er noch einmal zurück? Draußen knarrte wieder die Treppe. Aber nein, das waren zwei Perſonen; er hörte Stimmen. Es wurde wieder geklopft.

„Herein!"

„Bitte, nach Ihnen, ich bin hier zu Hauſe!" hörte er Jemanden ſagen. Das war Peters. Die Thür öffnete ſich weit und der Theaterdiener nöthigte auch wirklich — Rebe's Herz ſchlug hoch — Henriettens Vater zuerſt hinein.

Jeremias hielt ſich aber nicht lange bei der Vorrede auf. Er ging auf Rebe zu, reichte ihm herzlich die Hand und rief: „Mein lieber Rebe, ich komme hieher, um Ihnen Abbitte zu thun.“

„Mir, Herr Stelzhammer?“

„Ich habe Sie im Verdacht gehabt, daß Sie kein Schauſpieler wären und die Geſchichte nur ſo aus Plaiſir mitmachten; ich bin jetzt aber anderer Meinung darüber. Bleiben Sie dabei, Sie gehören nirgend anders hin, und — ich hoffe, es ſoll noch Alles gut werden.“

„Mein beſter Herr...“

„Nicht wahr, er hat ſeine Sache gut gemacht,“ rief Peters, der ſelber mit ſtolz auf den geſtrigen Erfolg war, den der Director allerdings auch ſeinen Beinen zu verdanken hatte. — „Ja, ganz brav hat er's gemacht, und hier, Herr Rebe, auch ein Brief vom Director. Sollen um zwölf Uhr einmal zu ihm in's Büreau kommen, verſtehen ſchon — gratulire im Voraus.“

„Und haben Sie bis dahin noch etwas vor?“

„Nicht das Geringſte, Herr Stelzhammer.“

„Schön; hätten Sie etwas dagegen, mich einmal zu begleiten?“

„Wohin, Herr Stelzhammer?“

„Nu, natürlich in den Italieniſchen Keller,“ ſagte Peters mit einem verſchmitzten Lächeln; „wohin kann man einen Menſchen um dieſe Tageszeit ſonſt führen? Aber Donnerwetter, was wollte denn der Doctor Strohwiſch ſchon bei Ihnen — pumpen? Natürlich! Halten Sie ſich den zum guten Freunde, wenn ich Ihnen rathen ſoll; er hat ein bitterböſes Maul.“

„War das der Herr, dem wir auf der Treppe begegneten?“

„Ja wohl, mit den kurzen Haaren und dem mopſigen Geſichte; aber er hat's hinter den Ohren. Nà, ich muß jetzt fort; vergeſſen Sie nicht, um zwölf Uhr. Guten Morgen, meine Herren!“ Und wie ein Pfeil ſchoß er wieder aus der Thür hinaus.

„Und wohin ſoll ich Sie begleiten?“

„Das war der Theaterdiener, nicht wahr?“

„Ja, Peters.“

„Wohin Sie mich begleiten ſollen? Wohin Sie wahrſcheinlich recht gern mitgehen,“ lächelte der kleine Mann. „Sie wiſſen, was mein Schwager Pfeffer von Ihrer Bewerbung um Jettchen hielt — bitte, laſſen Sie mich ausreden. Pfeffer kennt das Theater durch und durch, und mit keiner Ausſicht, daß Sie ſich je eine unabhängige Stellung dabei erringen könnten, hielt er es für ſeine Pflicht, ein Verhältniß abzubrechen, das, wie er fürchtete, für Jettchen nur vergebliche Hoffnungen hatte und aus dem doch nie etwas Ernſtes werden konnte. Geſtern Abend nun, oder vielmehr noch dieſe Nacht, habe ich mit ihm die Sache überlegt, und wir ſind Beide zu dem Schluß gekommen, daß Sie…“ Hier ſtak er feſt, denn er wußte jetzt nicht recht, wie er dem ihm mit hochgerötheten Wangen gegenüber ſitzenden jungen Mann die Sache weiter auseinander ſetzen ſollte.

„Und erlauben Sie mir, daß ich Henriette wiederſehen darf?“ ſagte endlich Rebe mit leiſer Stimme.

„Hurrjeh, deshalb bin ich ja hergekommen,“ rief Jeremias, der ſich dadurch mit Einem Mal aller Verlegenheit enthoben ſah. „Jetzt, auf den Ruck wollen wir hingehen! Ich ſage Ihnen, daheim iſt es ein wahrer Jammer die Zeit über geweſen, ſo hat ſich das arme Ding, das Jettchen, heimlich geſorgt und abgequält, und die Mutter iſt dabei immer elender und miſerabler geworden. Heute blüht Jettchen wie eine junge

Roſe und ſingt im Hauſe herum, daß es eine Luſt iſt.“

„Mein lieber Herr Stelzhammer!“

„Machen Sie nur raſch, mir brennt's ordentlich unter den Sohlen,“ rief Jeremias; „weiß Gott, es war kein Spaß, das Leiden den ganzen Tag mit anzuſehen und nichts dabei thun zu können! Der Hamlet hat die ganze Geſchichte wieder auf die Strümpfe gebracht, und wenn Sie jetzt in Gang bleiben, iſt mir auch nicht bange.“ — —

Es mochte etwa eilf Uhr Morgens ſein, als der junge Graf Hubert, ſein braves Pferd in Schweiß gebadet, in die Stadt zurückkehrte. Er war ſeit Tagesanbruch draußen geweſen und ſah wild und verſtört aus. Sein Geſicht glühte dabei und ſeine Augen waren wie mit Blut unterlaufen.

Den Weg herunter kam in einem ſcharfen Trab George. Er hatte Hubert's Pferd erkannt und wollte ihn ſprechen.

„Um Gottes willen, Hubert, wo biſt Du geweſen?“ rief er den Freund erſchreckt an. „Wie ſiehſt Du aus?“

„Du freilich ſiehſt aus, als ob Du von einer Morgenpromenade kämeſt,“ erwiederte gereizt der junge Graf. „Wo ich war? Und das fragſt Du auch noch? Den Flüchtigen nach. Beim ewigen Gott, hätte ich ihn erreicht, ſeine Minuten wären gezählt geweſen!“

„Und Du hätteſt Dich ſelbſt unglücklich dadurch gemacht!“

„Unglücklich? Beim Teufel, glaubſt Du, daß ich jetzt glücklich bin, wo die ganze Stadt mit Fingern auf mich deuten wird? Tod und Hölle, ich möchte raſend werden, wenn ich darüber nachdenke!“

George ſeufzte tief auf. Wie gern hätte er den Freund getröſtet, aber war er nicht ſelber jeden Troſtes bar? Seine arme, arme Paula! —

„Handor hat wie ein Schuft gehandelt!“ ſagte er endlich düſter.

„Wer?“ ſchrie Hubert mit einer vor innerer Bewegung faſt unhörbaren Stimme, indem er den Arm George’s krampfhaft ergriff und nur wieder loslaſſen mußte, weil er ſein Pferd zugleich mit den Sporen berührte und dieſes mit ihm nach vorn ſprang. Hubert, überdies ſchon zum Aeußerſten gereizt, ſtieß ihm die Sporn jetzt feſt in die Seiten, und zugleich es am Zügel zurückreißend, mißhandelte er das Thier, daß es vor Angſt und Schmerz kaum ſtehen konnte. Aber er hatte keinen Sinn für ſein Roß, nur gegen George zu riß er es wieder herum und mit heiſerer Stimme wiederholte er: „Wer, ſagteſt Du, wer?"

„Handor, der Schauſpieler," erwiederte George; „es iſt kein Zweifel mehr, und Gott nur weiß es, wie er das Herz des armen Kindes ſo zu berücken wußte!"

„Handor? Hahahahahaha," lachte Hubert jetzt wild und grell auf, „das iſt zum Todtſchießen! Handor, der Komödiant, mit der Comteſſe Monford, der Braut des Grafen Bolten, bei Nacht und Nebel und vom Verlobungsſchmaus weg, ſo recht zum Hohn entflohen! Und daher Deine Freundſchaft mit dieſem Menſchen, die ich mir bisher nicht zu erklären wußte; daher Deine heimlichen Zuſammenkünfte und Berathungen mit ihm!"

„Hubert, Du weißt nicht, was Du ſprichſt!" rief George.

„Weiß ich's nicht?" lachte Hubert in aufkochendem Zorn. „Und weil Ihr mich zum Tölpel gemacht und meine Gutmüthigkeit benutzt habt, glaubſt Du, daß ich meine Sinne nicht wiederfände?"

„Du biſt raſend, die Leute werden ſchon aufmerkſam!“

„Aufmerkſam? Hahaha, in der ganzen Stadt wird wahrſcheinlich jetzt von nichts Anderem geſprochen, und mit Fingern werden ſie gleich auf uns zeigen: Da, das iſt der Bräutigam, dem die Braut davongelaufen, und das da der Bruder, der ſie zuſammengekuppelt hat!“

„Du biſt von Sinnen, Hubert!“ rief George, der Mitleid mit der Leidenſchaft des Freundes fühlte. „Reite nach Hauſe und beruhige Dich erſt, dann wollen wir Alles beſprechen; jetzt und in dieſem Zuſtand kannſt Du mich nicht beleidigen.“ Und damit lenkte er ſein Pferd ab und wollte den Weg hinabreiten.

„Kann ich Dich nicht beleidigen, Kuppler?“ ſchrie in dieſem Augenblick der faſt außer ſich Gerathene, indem er ſein ſchon überdies halb wild gewordenes Thier mit den Sporen in mächtigen Sprüngen nach vorn trieb, daß es in wenigen Sätzen George's Pferd eingeholt hatte. „So nimm das wenigſtens zum Lohn!“ Und ehe es George verhindern oder den Schlag pariren konnte, hieb er ihm mit der ſchweren Reitpeitſche mit voller Kraft am Kinn herunter über die Bruſt.

George zügelte im Nu ſein Thier ein. Er war todtenbleich geworden; aber ſo bleich und ſtarr ſein Antlitz war, ſo ruhig hielt er ſich im Sattel, und wie Hubert ſein ſpringendes Thier nur erſt einmal wieder gebändigt, ſagte George mit eiſiger Kälte:

„Gott vergebe Dir Deinen Wahnſinn, ich kann es nicht, das fordert Blut!“

„Hab' ich Dich endlich warm gemacht?“ lachte der junge Graf höhniſch, und ſeinem Pferd die Zügel laſſend, flog er mit ihm im Carrière die Allee entlang.

2.

Wie das Glück wechſelt.

In ihrem freundlichen Boudoir ſaß Helene, ſcheinbar mit einer kleinen Arbeit beſchäftigt; aber ihre Gedanken waren weit von da, und nicht einmal der Kinder achtete ſie mehr, die neben ihr auf dem Teppich ſpielten und aus einem mächtigen Baukaſten Schlöſſer aufzurichten ſuchten, um ſie nachher von Günther's Bleiſoldaten ſtürmen und der Erde gleichmachen zu laſſen. Und wie ſie dann jubelten und lachten, wenn der ſtattliche Bau, den ſie ſchon wenigſtens noch einmal ſo hoch als Mama's Fußbank aufgerichtet, polternd in ſich zuſammenſtürzte und Helenchen dann mit den kleinen Patſchchen, vor Freude aufkreiſchend, dazwiſchen herumſtrich, damit auch nicht ein Stein auf dem andern blieb!

Man ſagt: Kinder zerſtören gern; aber es iſt nicht wahr. Nur neubilden wollen ſie, nur dem, was ſie beſitzen, eine andere Form und Geſtalt geben, und daß ſie dabei leichtſinnig mit dem, was ihnen gegeben, umgehen und nach der Zerſtörung oft nicht wieder im Stand ſind, das Geſchehene ungeſchehen zu machen — iſt es ihre Schuld, und thun wir großen, erwachſenen Menſchen nicht ſo oft, o, ſo entſetzlich oft im Leben genau daſſelbe?

Und die Mutter ſah das Alles nicht, hörte nicht einmal den Jubel der Lieblinge über eine vollbrachte diminutive Heldenthat, und leiſe tropften dann und wann große, helle Thränen von ihren Wangen nieder und auf die Arbeit, daß ſie das Tuch zu Hülfe nehmen mußte, um nur wieder klar ſehen zu können.

Geräuſchlos war Felix eingetreten, aber kaum hatten ihn die Kinder bemerkt, als ſie aufſprangen und ſich jubelnd an ſeine Kniee hingen; er konnte ſich ihrer kaum erwehren, und die Mutter wiſchte indeſſen raſch und verſtohlen die verrätheriſchen Tropfen weg, daß der Gatte ſie nicht ſehen ſollte.

„Helene,“ ſagte Felix und ſchlang leiſe ſeinen

Arm um ſie, „mein liebes, liebes Frauchen, immer noch die trüben, traurigen Gedanken?“

„Ach, Felix,“ ſeufzte die junge Frau, „ſoll ich fröhlich ſein, wenn ich an das Schickſal der armen Paula denke?“

„Es iſt unerklärlich,“ rief Graf Rottack, indem er ſie losließ und zum Fenſter trat, „rein unerklärlich, wie das ſcheue, ſchüchterne Weſen nicht allein zu dieſem Entſchluſſe, nein, zu der Ausführung deſſelben gelangte, denn hätte mir Jemand vorher geſagt, daß gerade Paula ſo ſelbſtſtändig, ſo rückſichtslos ſelbſtſtändig auftreten könne, ich würde ihn für thöricht erklärt haben.“

„Und iſt es beſtätigt, daß ſie mit jenem Schauſpieler entflohen iſt?“

„Das Gerücht in der ganzen Stadt ſagt allerdings Ja, und es bleibt uns beinahe nichts Anderes zu glauben übrig, als ihm beizuſtimmen. Handor iſt geſtern Abend, etwa zu der nämlichen Zeit verſchwunden, ſo daß ein junger Anfänger im Theater ſeine Rolle übernehmen mußte, und leider lautet das, was ich über jenen Handor heute Morgen in der Stadt hörte, troſtlos genug für Paula's künftiges Lebensglück.“

„Arme, arme Paula!“

„Daß ſich die Eltern verſöhnen ließen, dar=

an iſt nun vollends kein Gedanke," fuhr Felix fort, „und ich fürchte, ich fürchte, das unglückliche junge Mädchen hat einem leichtſinnigen, gewiſſenloſen Menſchen ihre ganze Zukunft anvertraut!"

„Und kann denn gar nichts geſchehen, um ſie zu retten?"

„Es iſt die Frage," ſagte Felix ernſt, „ob ihr Vater unter dem erſten Eindruck dieſer tödtlichen Kränkung auch nur den Verſuch dazu machen wird, und nachher — iſt es zu ſpät. — Aber wer iſt das? George Monford — großer Gott, wie todtenbleich er ausſieht!"

Es war in der That George, der in dieſem Augenblick vor dem Gartenthor abſtieg, und ſein Pferd am Zügel in die innere Einfriedigung hineinziehen wollte. Felix ſandte augenblicklich einen Diener hinaus, um es ihm abzunehmen, und wenige Minuten ſpäter betrat der junge Graf das Zimmer, in dem die beiden Gatten ſich befanden.

Beide begrüßten ihn auf das herzlichſte. George ſelber war aber ſo bewegt, daß er anfangs gar nicht im Stande ſchien, ihre freundlichen Worte zu erwiedern. Endlich ſagte er leiſe:

„Was müſſen Sie von mir denken, wenn ich ſchon wieder mit einer Bitte nahe, die aber dieſes Mal freilich keinen heitern Scherz betrifft!“

„Lieber Graf,“ ſagte Rottack herzlich, „Sie wiſſen, wie willkommen Sie uns immer waren, nie aber mehr, als gerade jetzt, wenn Sie uns Hoffnung machen, daß wir Ihnen in Ihrem Schmerze beiſtehen können!“

George erwiederte kein Wort, aber er preßte feſt die Hand, die er in der ſeinigen hielt. Sie wurden geſtört, denn die Bonne kam herein, um die Kinder abzuholen, und Helenchen wollte nicht mitgehen, weil Günther noch einen kleinen Thurm aufgebaut hatte, den ſie vorher umwerfen mußte. Der Vater ließ ſie gewähren, und indeß ſie das Zimmer verließen, hatte George auch ſeine volle Ruhe wiedergewonnen. — Kaum ſchloß ſich die Thür hinter ihnen, als er leiſe ſagte:

„Sie wiſſen Alles was geſtern vorgefallen, und in ſo fern iſt es mir eine Erleichterung, daß ich das Entſetzliche nicht zu wiederholen brauche. Wohin ſich Paula gewandt, iſt unbeſtimmt, nur die Richtung, welche der Wagen letzte Nacht genommen haben muß, oder wir würden ihn ſicher überholt haben, macht es wahr=

ſcheinlich, daß ſie nach dem Rhein zu geflohen. Wer aber ſoll ſie dort in jetziger Zeit, wo Tauſende von Fremden auf und ab ſchwärmen, verfolgen? Trotzdem hatte ich die Abſicht, die Reiſe heute Abend anzutreten; es iſt aber möglich, daß ich daran verhindert werde, und in dieſem Fall möchte ich Sie recht dringend bitten, Ihre Bemühungen mit den meinigen zu vereinigen."

„O, ſo gern, ſo gern," rief Helene, „wenn wir nur eine Andeutung bekommen können, nach welcher Himmelsgegend das unglückliche Kind entflohen!"

„Wohl iſt ſie ein unglückliches Kind," ſagte George ernſt, „denn ich fürchte, ſie gerieth in ſchlimme Hände; aber das zu bedenken iſt jetzt zu ſpät, und nur den Verſuch müſſen wir noch machen, ſie zu retten, ehe ſie ganz verloren geht."

„Und was ſagen Ihre Eltern?"

„Von denen iſt nichts zu hoffen," ſeufzte George. „Die Mutter iſt unerbittlich, und nur den Vater könnte ich vielleicht noch gewinnen, wenn nicht ein anderes Hinderniß dazwiſchen träte. Paula war immer des Vaters Liebling, mit ſeiner ganzen Seele hing er an der Schweſter; deshalb traf ihn auch geſtern die Schreckenskunde mit ſo furchtbarer Schärfe, daß wir ſchon das Schlimmſte fürchteten. Er war ganz außer ſich und phantaſirte mit offenen Augen. Heute hat er ſich erholt; er ſcheint die Nacht ruhig geſchlafen zu haben, und war heute Morgen, als ich das Schloß verließ, ſchon auf und am Fenſter. Armer alter Mann, und was ſteht ihm vielleicht noch bevor!“

„Geben Sie die Hoffnung noch nicht auf,“ rief Helene bewegt, „Gott kann noch Alles zum Beſten lenken!“

„Ja,“ ſagte George leiſe, „aber bis dahin müſſen wir thun, was in unſeren Kräften ſteht. Ich weiß nicht woher es kommt,“ fuhr er nach einer kurzen Pauſe bewegt fort, „aber zu Ihnen, Frau Gräfin, und zu Ihrem Gatten habe ich mich vom erſten Moment hingezogen gefühlt, habe Vertrauen zu Ihnen gefaßt, und es war mir wunderbarer Weiſe immer, als ob wir uns eigentlich gar nicht ſo fremd, als ob wir ſchon lange mit einander bekannt, befreundet geweſen wären. Das gab mir damals den Muth, ſogleich ohne Weiteres zu Ihnen zu kommen und Sie um Beiſtand in einer Sache zu bitten, die jetzt freilich anders geendet hat, als ich damals dachte. Ihnen, Frau Gräfin, empfehle ich jetzt auch meine

Paula. Ich weiß, mit welcher Liebe die Schweſter, der es genau ſo ging, an Ihnen hing, wie oft ſie in der kurzen Zeit von Ihnen ſprach. Seien Sie ihr eine Schweſter, wenn ich — vielleicht verhindert werden ſollte, das auszuführen, was ich heute begonnen."

„Hier haben Sie meine Hand darauf," ſagte Helene, während ſich ihre Augen mit Thränen füllten; „wir werden ſie wiederfinden, und was treue Liebe vermag, ſie zu tröſten, ihr zu helfen, ſoll gewiß geſchehen."

„Ich danke Ihnen," ſagte George gerührt; „ich war davon überzeugt, ehe ich zu Ihnen kam, und jetzt gehe ich fröhlicher an meine Arbeit, da ich weiß, daß ich meine arme Paula nicht fremd, nicht hülflos ihrem Geſchick begegnen ſehe. Sie haben mir eine ſchwere Laſt von der Seele genommen."

„Aber wollen Sie denn fort von hier?"

„Wahrſcheinlich auf eine kurze Zeit, es iſt wenigſtens möglich, und da ich raſch abgerufen werden könnte, wollte ich doch nichts verſäumt haben. Ich komme auch eben vom Telegraphenamte, wo ich in jener Richtung an vier verſchiedene Freunde in verſchiedenen Orten telegraphirt habe. Für den Fall aber, daß ich nicht hier ſein ſollte, gab ich Ihre Adreſſe auf; Sie ſehen, Frau Gräfin, wie feſt ich auf Ihre Güte rechnete.“

„Aber Paula wird doch gewiß unmittelbar an ihre Eltern ſchreiben,“ ſagte Felix.

„Ich glaube es auch, aber ich fürchte, meine Mutter nimmt, in der erſten Zeit wenigſtens, keine Briefe von ihr an, und der Vater iſt ſo leidend, daß ich nicht auf ihn rechnen kann.“

„Großer Gott,“ ſeufzte Helene, „welches Unheil kann ein einziger ſchlechter Menſch über eine glückliche Familie bringen, und wie furchtbar ſchnell fiel der Schlag!“

„Furchtbar ſchnell,“ wiederholte George leiſe und faſt tonlos die Worte, „ganz furchtbar ſchnell, und wir waren ſo glücklich, ſo ahnungslos glücklich! Aber es hat nicht ſein ſollen,“ fuhr er plötzlich mit feſter Stimme und ſich wieder hoch aufrichtend fort, „und da es einmal geſchehen, müſſen wir dem Schickſal trotzig die Stirn bieten.“

„Sie wollen ſchon fort?“

„Ja, ich habe heute Morgen noch viel zu thun.“

„Sie ſind ganz blutig am Kinn, Graf George.“

„Noch ein Andenken dieſer Nacht,“ ſagte

George, während ihm das Blut in die Schläfe ſtieg, „ich hatte einen wilden Ritt. So leben Sie wohl, Graf, leben Sie wohl, Frau Gräfin, Gott ſchütze Sie und lohne Ihnen, was Sie an meiner Schweſter thun!“

Er drückte Beiden die Hand, wandte ſich raſch ab und verließ das Haus, um draußen ſein Pferd wieder zu beſteigen. — —

In der nämlichen Zeit, in welcher George Monford Rottacks beſuchte, ſchritt Rebe an Jeremias' Seite Pfeffer's Wohnung zu, und wie leicht und wie glücklich ſchlug ihm dabei das Herz!

Noch hatte er nicht alle Schwierigkeiten beſiegt, das wußte er recht gut, ja, eigentlich war nur der erſte Schritt auf ſeiner Bahn gethan; aber er war doch gethan, es war ihm doch geſtattet worden, in die Arena einzutreten, und ſeiner eigenen Kraft anheimgeſtellt, den Sieg zu erringen, und mehr verlangte er ja nicht, mehr hatte er nie verlangt. Was jetzt auch kommen mochte, er konnte doch erproben, ob er wirklich im Stande ſei eine ehrenvolle Stellung auszufüllen, und dann, wenn das nicht möglich war, mit dem Bewußtſein zurücktreten, ſein Aeußerſtes verſucht zu haben. Gelang es ihm aber, blieb er Sieger, dann war auch ſein heißeſter Seelenwunſch erfüllt, das Ziel ſeines ganzen Strebens erreicht, und er ſah eine Laufbahn vor ſich, deren Laſten und Mühen ſelbſt nur ſo viel Genüſſe für ihn waren, weil eben ſeine ganze Seele daran hing, ſein ganzes Streben dem gewidmet war.

Und wie lieb und freundlich wurde er oben im Hauſe von Allen empfangen! Wie hold erröthend trat ihm Henriette entgegen, und wie ganz verändert war ſelbſt der ſonſt immer mürriſche und verdrießliche Fürchtegott Pfeffer gegen ihn geworden!

„Rebe,“ ſagte er, ſowie dieſer nur das Zimmer betrat, indem er ihn bei einem Knopf erwiſchte, „Sie ſind ein verfluchter Kerl. Sie haben ſich geſtern Abend vortrefflich herausgebiſſen, und wenn Sie auch wirklich nicht in Haßburg bleiben, was aber doch vielleicht der Fall iſt, ſo werden Sie Ihr Glück auf jeder Bühne machen.“

„Herr Pfeffer, Sie glauben gar nicht, wie ich mich freue....“

„Iſt auch gar nicht nöthig,“ unterbrach ihn

Pfeffer, „ich wollte Ihnen auch nur ſagen, daß es mir leid thut, früher grob gegen Sie geweſen zu ſein; aber Sie dürfen es mir auch nicht übel nehmen, denn was für ein trauriges Exemplar der menſchlichen Geſellſchaft ein ſchlechter Schauſpieler iſt, wiſſen Sie wahrſcheinlich beſſer, als ich es Ihnen ſagen könnte.“

„Aber, Fürchtegott, ſo laß uns auch einmal zu Worte kommen,“ bat die Frau, welche heute aber viel wohler ſchien, als ſie bis jetzt geweſen. Ihre Wangen hatte ordentlich etwas Farbe bekommen und ein liebes, freundliches Lächeln ſpielte um ihre Lippen.

„Bin ſchon fertig,“ brummte Pfeffer; „'s iſt doch merkwürdig, daß Frauen nie leiden können, wenn ein Anderer ſpricht.“

„Mein lieber Herr Rebe,“ ſagte Henriettens Mutter, dem jungen Mann die abgemagerte Hand entgegenſtreckend, „es hat uns Alle recht herzlich gefreut, als wir Ihren geſtrigen Erfolg gehört; Gott wird Sie ja weiter führen und noch Alles zum Guten lenken.“

„Meine liebe, verehrte Frau,“ rief Rebe bewegt, „ſeien Sie verſichert, daß ich alles in meinen Kräften Stehende thun werde, um weiter zu kommen, und ſchon daß ich Ihnen dies ſagen darf, iſt mir ein großer Troſt."

„Er ſtichelt," meinte Pfeffer.

„Und Jettchen?" ſagte Rebe leiſe, indem er ſeine Hand gegen ſie ausſtreckte.

„Ich habe es feſt geglaubt, daß Sie Ihr Ziel erreichen würden," flüſterte das junge Mädchen, das wie mit Purpur übergoſſen da ſtand, indem es die dargebotene Hand ſchüchtern nahm.

„Na, dann iſt die Geſchichte ja abgemacht," rief Pfeffer, „und viel beſſer, als ich gedacht habe, denn ich hatte mich ſchon wieder vor einer Ueberſchwemmung gefürchtet. Aber wo willſt Du denn hin, Jeremias?"

„Bin gleich wieder da, warte nur einen Augenblick," rief der kleine Mann. Er hatte bis jetzt an der Thür geſtanden und ein paarmal hinausgehorcht. Jetzt kam Jemand die Treppe herauf, und wenige Minuten ſpäter kehrte Jettchen's Vater mit einer Flaſche Champagner unter jedem Arm zurück, die er unbedingt unterwegs beſtellt haben mußte.

„So," rief er, „und nun trinken wir vor allen Dingen erſt einmal die Geſundheit des neuen Liebhabers — und Guſte auch mit."

„Aber darf ich Wein trinken?"

„Du? Erſt recht, daß Du wieder zu Kräften kommſt,“ rief Pfeffer. „Der Rebe ſcheint überhaupt auch, wie er bis jetzt ein heimlicher erſter Liebhaber war, ein heimlicher erſter Doctor zu ſein, denn die Geſchichte von geſtern Abend hat Dich mehr auf den Strumpf gebracht, als bisher alle Medicinflaſchen. A propos, Rebe, haben Sie den Director ſchon geſprochen?“

„Ich erhielt vor einer halben Stunde etwa einen Brief von ihm, worin er mich bittet, um zwölf Uhr auf das Büreau zu kommen.“

„Bittet — ſo? Haben Sie ihn bei ſich.“

„Hier iſt er.“

„Laſſen Sie einmal ſehen. „Mein lieber Herr Rebe!“ Wie der Lump freundlich ſein kann, wenn's ihm auf den Nägeln brennt. „Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mich um zwölf Uhr heute Morgen auf meinem Büreau beſuchen wollten. Ich habe Ihnen eine erfreuliche Mittheilung zu machen.“ Glaub' ich ihm, dem Cujon! „Ihr ganz ergebenſter Krüger, Director.“ 's iſt unglaublich,“ rief Pfeffer, mit der Hand in den Brief ſchlagend, „und wie ſchreibt er ſonſt!“

„Aber, Onkel,“ ſagte Jettchen, „Herr Rebe iſt ja doch nicht mehr bei ihm engagirt.“

„Ach was da, er hätte 'mal geſtern nicht ſollen den Hamlet ſpielen und heute Morgen Herrn Director Krüger um eine Unterredung gebeten haben, möchte ſehen, wie der Brief gelautet haben würde! Aber wie viel Uhr iſt's jetzt?“

„Halb Zwölf.“

„Alſo nun erſt anſtoßen auf das Wohl unſeres erſten jugendlichen Liebhabers,“ rief Jeremias und ließ in dem nämlichen Augenblick einen Pfropfen knallen, als ein ſcharfer Schrei in der Thür ausgeſtoßen wurde.

„O, mein Gott, haben Sie mich erſchreckt!“ ſtöhnte Fräulein Baſſini, die auf der Schwelle ſtand.

„Ob die nicht jedesmal zum rechten Moment kommt,“ rief Pfeffer lachend; „na, her, Alte — noch ein Glas, Jettchen!“

„Alte? Fürchtegott, ich verbitte mir Deine Grobheiten! Aber, mein lieber Herr Rebe, Sie haben uns Alle geſtern Abend ....“

„Die Geſchichte iſt lange abgemacht,“ rief Pfeffer, ihren Arm faſſend und ſie auf einen Stuhl ziehend.

„Aber ich darf doch....“

„Champagner trinken, gewiß; da ſtoß' mit Horatius an, denn er muß fort, um ein neues Engagement abzuſchließen.“

„Alſo wirklich?“ rief Fräulein Baſſini entzückt. „O, da gratulire ich von ganzem Herzen!“

„Und Rebe ſoll leben, Vivat hoch!“ rief Pfeffer.

Pfeffer war überhaupt in einer überaus aufgeregten Stimmung, litt aber trotzdem nicht, daß Rebe über eine Minute ſeiner Zeit blieb, damit er den Director nicht warten ließ. Das ſchickte ſich nicht für einen jungen Künſtler, wie er meinte. Er mußte aber verſprechen, ihnen gleich nachher das Reſultat mitzutheilen, und dann drückte er ihm ſelber den Hut auf den Kopf und ſchob ihn zur Thür hinaus.

Rebe fand den Director in ſeinem Büreau mit auf den Rücken gelegten Händen auf und ab gehen.

„Mein lieber Herr Rebe,“ rief er und ſtreckte ihm die Hand entgegen, „es freut mich ausnehmend, daß Sie meinem Wunſche ſo pünktlich nachkommen; eben ſchlägt es zwölf.“

„Herr Director, Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich nie ſäumig geweſen bin.“

„Nie, gewiß nicht, nein wahrhaftig! Sie hielten immer muſterhaft auf Ordnung; aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Rebe ſetzte ſich und merkte dem Director an, daß er ſich in irgend einer Verlegenheit befand. Er ſchien wirklich nicht recht zu wiſſen, wie er beginnen ſollte, und rückte unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her.

„Nun, wie haben Sie die Nacht geſchlafen?“ begann er endlich. „Nicht wahr, vortrefflich? Dachte es mir. Auf Lorbern ſchläft ſich's vorzüglich,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „und ich muß Ihnen geſtehen, daß Sie die geſtern reichlich und verdient geerntet haben.“

„Sie ſind ſo gütig.“

„Bitte, Sie wiſſen, ich ſchmeichle nie; ein Theaterdirector kann das auch nicht. Uebrigens haben Sie doch wohl erfahren, welchen Streich mir Herr Handor geſpielt?“

„Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ſeine Flucht nicht begreife.“

„Es iſt die bodenloſeſte Undankbarkeit, die mir je im Leben vorgekommen; ſie iſt eigentlich undenkbar, claſſiſch großartig, und er hat mich dadurch in die furchtbarſte Verlegenheit geſetzt.“

Nebe ſchwieg. Er war feſt entſchloſſen, ſich nicht anzutragen, und Director Krüger durch den Ausruf in eine Sackgaſſe gerathen.

„Ja, furchtbarſte Verlegenheit,“ fuhr er nach einer etwas zu langen Kunſtpauſe fort, „aus der

Sie uns allerdings für geſtern Abend durch Ihr kühnes Einſpringen geriſſen. Aber was jetzt weiter? Haben Sie ſich ſchon wieder engagirt, Herr Rebe?"

Rebe lächelte. „Sie wiſſen wohl, Herr Director, daß die Zeit dazu doch etwas zu kurz geweſen wäre."

„Hm, ja, und — und hätten Sie Luſt, an unſerer Bühne noch ein paar Verſuche zu machen?"

„Mein Engagement iſt mit dem heutigen Tage abgelaufen. Sie meinen auf Gaſtrollen?"

„Hm, ja, und — wenn auch —" Der Director rückte wieder herum. Er hatte jedenfalls etwas, und Rebe konnte ſich nicht denken, was es ſein möchte. „Hören Sie, Herr Rebe," platzte er endlich heraus; „es kann nichts helfen, ich muß aufrichtig mit Ihnen reden, denn das Drumherumgehen iſt meine Sache nicht; ich bring's nicht fertig."

„Und iſt das bei mir nöthig, Herr Director?"

„Ich will Ihnen etwas ſagen," fuhr Krüger entſchloſſen fort. „Sie wiſſen, daß Sie geſtern dem Publikum ausnehmend gefallen haben; es hat Ihnen davon jeden Beweis gegeben. Auch der Erbprinz war entzückt von Ihrem Spiel. Das will aber Alles noch nichts ſagen, denn allen Reſpect vor Seiner Königlichen Hoheit, aber ein Urtheil in ſolchen Dingen haben die Herren ſehr ſelten. Die Hauptſache jedoch bleibt die, Sie haben mir gefallen, Herr Rebe, Sie haben mich hingeriſſen, die Thränen ſind mir altem Eſel in die Augen gekommen, was mir, ſo lang ich faſt denken kann, nicht paſſirt iſt, und geſtern Abend, ja, noch heute Morgen bis etwa vor einer Stunde, war ich feſt entſchloſſen, Sie unter jeder nur einigermaßen annehmbaren Bedingung an unſere Bühne zu feſſeln."

„Und jetzt?" ſagte Rebe erwartungsvoll.

„Da bekam ich," fuhr der Director fort, „vor etwa einer halben Stunde den Wiſch da." Und er zeigte auf einen neben Rebe auf dem Tiſch liegenden Brief. „Leſen Sie."

Rebe nahm den Brief und las ihn laut:

„Mein lieber Herr Director! Ich möchte keine Zeit verſäumen, Sie wohlmeinend vor einem voreiligen Schritt zu warnen. Rebe hat geſtern Abend den Hamlet geſpielt, und das Publikum dadurch beſtochen, daß er eine ſo große Rolle ſo raſch übernehmen konnte, war artig genug, ihn für die Gefälligkeit zu honoriren.

Die Gegenwart des Erbprinzen trug dazu bei, die Leute etwas aufzuregen. Ich ſelber hatte eine Claque für Handor beſorgt, die aus mißverſtandenem Dienſteifer das auf ſeinen augenblicklichen Nachfolger übertrug, und für den Abend war das gut. Laſſen Sie ſich aber um Gottes willen nicht verleiten, dem unglücklichen Menſchen auch nur noch Eine Rolle anzuvertrauen. Er hat auch nicht die Spur von Talent, und ich werde ihm und dem Publikum das in meiner morgen erſcheinenden Recenſion beweiſen. Danken Sie Gott, daß Sie ihn los ſind, denn Sie dürfen das Publikum gar nicht ſo in's Geſicht ſchlagen, ihm ein Subject wie dieſen jungen Anfänger für einen Künſtler einzuſchieben. Aber meine Furcht iſt gewiß grundlos, Sie denken wahrſcheinlich eben ſo wenig daran, wie ich es hoffe. Nur das Intereſſe für unſer Inſtitut konnte mich bewegen, dieſe Zeilen an Sie zu richten.

„Hochachtungsvoll Ihr ergebenſter
Feodor Strohwiſch.“

„Nun, was ſagen Sie dazu?“ fragte der Director.

„Weiter nichts,“ lächelte Rebe, „als daß dieſer ſelbe Herr Strohwiſch heute Morgen in aller

Frühe bei mir war, mir zu meinem geſtern entwickelten Talent gratulirte und mir gegen ein mäßiges Honorar jede Unterſtützung verſprach."

„Aber das iſt doch nicht möglich! Sie ſagten es ihm doch zu?"

„Ich gab ihm zu verſtehen," ſagte Rebe, während ihm das Blut in die Schläfe ſtieg, „daß ich ihn, wenn er ſich nicht gutwillig entfernte, die Treppe hinunterwerfen würde!"

„Da haben wir's!" rief der Director aus, indem er wie beſeſſen von ſeinem Stuhl emporſprang und im Zimmer herumlief. „Unglückſeliges Menſchenkind, wiſſen Sie denn nicht, daß Sie der Recenſent — mit Reſpect zu melden — da wir doch unter uns ſind — hier todt machen kann und auch wirklich todt macht?"

„Durch ſein Schimpfen?" ſagte Rebe. „Mein lieber Herr Director, wenn ich mir dadurch meinen Platz am Theater wahren könnte, daß ich einen dieſer erbärmlichen Lohnſchreiber bezahlte, um mich zu loben, dann würde ich noch heute der Bühne, an der ich mit ganzer Seele hänge, den Rücken kehren."

„Aber ändern Sie einmal die Welt," rief der Director; „das Publikum glaubt nun einmal, was es gedruckt ſieht."

„Und wer ſchreibt denn überhaupt all' dieſe Recenſionen?“ fuhr Rebe fort. „Gehen Sie all' unſere Kritiker durch, und unter den Tauſenden, die davon leben, haben Sie kaum fünfzehn oder zwanzig ehrenwerthe und tüchtige Männer, die auch wirklich ſelber etwas ſchaffen können. Die Anderen ſind lauter heruntergekommene oder noch nie oben geweſene Literaten, die, nicht im Stande, etwas Selbſtſtändiges zu arbeiten, ſich nun auf's hohe Pferd ſetzen und an uns armen Schauſpielern, wenn wir ihnen nicht das Blutgeld zahlen, oder an anderen Schriftſtellern ihr Gift und ihre Galle auslaſſen!“

„Aber was hilft Ihnen das? Es iſt einmal ſo, und gegen den Strom kann kein Menſch ſchwimmen.“

„O doch, Herr Director,“ lächelte Rebe; „es geht allerdings etwas langſamer, aber es geht.“

„Fangen Sie mit dem an,“ rief Krüger, „der ſcheut ſich vor keiner ſchmutzigen Arbeit!“

„Das glaube ich Ihnen, das thun alle dieſe Herren nicht; aber ich bezweifle doch, daß er das Publikum ſo in ſeiner Gewalt hat, um über einzelne Individuen nach Belieben zu disponiren.“

„Paſſen Sie auf,“ rief Krüger, „ich gebe Ihnen mein Wort, wenn er Sie in ſeiner nächſten Nummer richtig herunter macht — und das thut er jetzt, darauf können Sie Gift nehmen, — dann rührt ſich am nächſten Abend keine Hand, und was das Schlimmſte iſt, die Leute gehen vielleicht noch ein- oder zweimal aus Neugierde in's Theater, wenn Sie ſpielen, aber nachher bleiben ſie aus wie Röhrwaſſer.“

„Ich muß es abwarten.“

„Bedenken Sie doch nur,“ fuhr Krüger fort, „einem böſen Hunde giebt man zwei Knochen. Was haben Sie denn davon, wenn Sie Tag um Tag im Blatt heruntergeriſſen werden?“

„Aber wie kann ich's hindern?“

„Gleichen Sie's aus,“ rief Krüger raſch, „Strohwiſch iſt kein Unmenſch; mit Geld iſt Alles zu machen, und hier — A propos, lieber Rebe, eh' ich's vergeſſe, hier habe ich auch Ihr Spielhonorar für geſtern Abend.“

„Herr Director…“

„Bitte mir's aus, das ſtand nicht in Ihrem Contract, und wenn mir Jemand geſtern Abend das Meſſer auf die Bruſt geſetzt hätte, würde ich mit Wonne das Vierfache bezahlt haben. Das dürfen Sie auch nehmen, Sie haben ſich's ehrlich und redlich verdient, und mein Dank für Sie bleibt dabei immer noch derſelbe.“

Dabei legte er ihm fünf Friedrichsd’or auf den Tiſch, und Rebe’s Ehrgefühl ſträubte ſich erſt, ſo nothwendig er das Geld auch brauchte, dagegen, es anzunehmen, weil er geſtern eben noch im Engagement geſtanden. Allerdings war es ein außerordentlicher Fall geweſen, und Krüger, der, wenn er wollte, ganz liebenswürdig ſein konnte — er wollte nur ſelten, — bewies ihm mit einer ſolchen Herzlichkeit, daß er ihn ſelber beleidigen würde, wenn er etwas verweigerte, was eine reine und einfache Schuldſache der Direction ſei, daß er es endlich nicht länger ausſchlagen konnte.

„Und — nun,“ ſagte Krüger, „wenn Sie meinem Rathe folgen, gehen Sie ohne Weiteres zu Strohwiſch, Umſtände brauchen Sie mit ihm nicht zu machen, und drücken ihm zwei davon in die Hand. Sie ſollen dann einmal ſehen, was für eine Recenſion morgen erſcheint!“

„Da ſchenkt’ ich ſie lieber dem erſten armen Menſchen, der mir begegnet, Herr Director,“ ſagte Rebe. „Ich bin feſt entſchloſſen, mir meinen Weg zu erkämpfen; nur ſo kann ich mir ſelber genügen und Freude an der Sache behalten. Im andern Falle müßte ich mich vor mir ſelber ſchämen.“

„Das iſt ſehr ſchön und ehrenwerth von Ihnen,“ ſagte der Director trocken, „wird Ihnen aber hier den Hals brechen; Sie ſollen ſehen.“

„Und wollen Sie es trotzdem verſuchen?“

„Ich will Ihnen etwas ſagen, Rebe,“ erwiederte der Director nach einer kurzen Pauſe. „Es iſt wohl nicht nöthig, ein Wort über die Vergangenheit zu verlieren — das iſt abgemacht, und ich geſtehe ein, daß wir Sie verkannt haben. Sie beſitzen in der That ein ſchönes Talent, und ich muß aufrichtig ſagen, daß ich ſelber neugierig wäre, deſſen Entwickelung zu beobachten. Nach dem geſtrigen Abend würde ich Ihnen auch augenblicklich einen neuen jährigen Contract mit ganz annehmbaren Bedingungen angeboten haben, wenn Sie ſich nicht mit dieſem Strohwiſch verfeindet hätten. Glauben Sie nicht etwa,“ fuhr er raſch fort, als er ſah, Rebe wolle etwas darauf erwiedern, „daß ich ſelber nur ſo viel für das Urtheil jenes Menſchen gebe. Er verſteht vom Theater ſo viel wie eine Kuh, aber das Publikum lieſt trotzdem jeden Morgen ſein Blatt, und ich weiß aus Erfahrung, welchen Einfluß es, ſo abſurd das klingen mag, ausübt. Aber ich will

Ihnen einen Vorſchlag machen; es muß Ihnen ſelber daran liegen, Ihr Talent auch noch in anderen Rollen zu erproben. Ich engagire Sie deshalb für einen Monat — nennen Sie das Gaſtrollen, wenn Sie wollen — gebe Ihnen zweihundert Gulden für die Zeit und außerdem das Verſprechen, Sie wenigſtens in acht großen Rollen zu beſchäftigen. Sind Sie das zufrieden?"

„Sie begegnen meinem innigſten Wunſche," ſagte Rebe erfreut, „denn gerade um das hatte ich Sie bitten wollen."

„Deſto beſſer, die Sache wäre alſo abgemacht. Wenn Sie denn Courage haben, ſo beißen Sie ſich in der Zeit mit Strohwiſch herum, und behaupten Sie das Feld, was ich aber, ehrlich geſagt, bezweifle, ſo ſprechen wir weiter mit einander: behaupten Sie es nicht, nun, ſo haben Sie in der Zeit wenigſtens Ihre Kräfte geprüft und ich ſelber Zeit gewonnen, mich nach einem andern erſten Liebhaber umzuſehen. Ich glaube, das iſt ein ehrlicher Handel."

„Für den ich Ihnen von Herzen dankbar bin," rief Rebe, in die gebotene Hand einſchlagend; „nur Eine Bedingung habe ich noch zu ſtellen."

„Und die wäre?"

„Daß Sie den Contract von geſtern datiren und die fünf Friedrichsd'or als Abſchlagszahlung betrachten."

„Sie ſind ein komiſcher Kauz," lachte der Director, „und ich muß Ihnen geſtehen, etwas Aehnliches iſt mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen. Meier ging geſtern Abend gar nicht eher weg, bis er ſeine verſprochenen zehn Thaler hatte."

„Alſo es bleibt dabei?"

„Darüber ſprechen wir noch. Jetzt muß ich nach Hauſe, und heute Abend kommen Sie um acht Uhr, wenn Sie können, einmal in meine Wohnung, daß wir mit Sulzer das Repertoir bereden. Alſo auf Wiederſehen, Rebe, und — halten Sie ſich tapfer!"

3.

Der reiche Mann.

Die Welt! Wie wunderbar verſchieden der Begriff ſich ſtellt. Für den Einen iſt es das weite, unermeſſene Univerſum mit ſeinen kreiſenden Sonnenſyſtemen, für den Andern das enge Haus, der kleine, beſchränkte Raum am eigenen Herd.

Auch unſere Erde nennen wir die Welt, und in wie viel Tauſend Welten zerſpaltet ſich ein einzig Städtchen drin, eine jede abgeſondert für ſich mit ihren Sorgen und Freuden, ihren Leidenſchaften, ihrem Ringen und Streben.

Wen von uns Allen iſt nicht ſchon einmal ein ſolch' Gefühl überkommen, wenn er Abends in ſpäter Stunde durch eine Straße wanderte und die verſchiedenen, nur durch dünne Mauern getrennten erleuchteten Familienwohnungen ſah! Hier Licht und Glanz und laute Fröhlichkeit; dort, dicht daneben, nur durch einen dunkeln Strich geſchieden, Jammer und Elend und bleicher Sorge nagende Pein; hier Einigkeit und Liebe in dürftiger Dachkammer, und dicht darunter, daß Eines die Schritte des Andern hört, Haß und Zwietracht.

So bildet jedes Haus, jede für ſich abgeſchloſſene Wohnung in der That eine eigene kleine, abgeſchloſſene Welt für ſich ſelber. Da drinnen wird geboren, gelebt, geſtorben, ohne daß der Nachbar mehr davon erfährt, als wir von jenen Sternen wiſſen, die Abends vom klaren Nachthimmel niederfunkeln; und während wir heute ein Feſt feiern und die Gläſer luſtig zuſammenklingen, drückt nebenan ein armes Weib dem Gatten die müden Augen zu, und weinend knieen am Bett die armen Waiſen.

Aber die Welt rollt und mit ihr Fortuna's Rad, den einen Sterblichen hoch empor zu Glück und Freude hebend, während es zu gleicher Zeit vielleicht den Nachbar unter ſeinem Gewicht zermalmt. Und wie raſch wechſelt das; wie ſehnen wir thöricht oft den nächſten Tag, die nächſte Stunde herbei, anſtatt uns der gegenwärtigen zu freuen, und wiſſen doch nie, was in dem Schooße der herbeigeſehnten für uns verborgen liegt; Dank dem Himmel, daß wir es nicht wiſſen!

Wie wenige Tage, ja Stunden faſt, waren erſt vergangen, daß man in Haßburg die Monford'ſche Familie, über welche alle Gaben des Glücks verſchwenderiſch ausgeſtreut ſchienen, beneidete, und jetzt? Kummer und Leid waren in die prachtvollen Gemächer eingezogen, und doch hatte das Unglück erſt begonnen, die gierige Hand nach ihnen auszuſtrecken.

Still und geräuſchlos glitten heute die ſonſt ſo übermüthigen Diener durch die leeren Räume; ſcheu und lautlos thaten ſie ihre Arbeit, und wenn Einer dem Andern etwas zu ſagen hatte, geſchah es nicht mehr mit fröhlichem Zuruf, ſondern in leiſem Flüſtern.

Drinnen in ſeinem Zimmer, am offenen Fenſter, den Kopf in die Hand geſtützt, ſaß der alte Graf und ſtarrte hinaus in's Leere. Er hatte ſich von ſeinem geſtrigen Anfall vollſtändig erholt, und der Ober-Medicinalrath war ſchon vor einer Stunde wieder in der gräflichen Equipage zurück in die Stadt gefahren. Was ſollte er auch länger hier thun; die beiden Verwundeten konnte ſein Famulus beſorgen.

Der Graf hatte heute Morgen durch den Haushofmeiſter erfahren, daß der Maulwurfsfänger durch den Förſter beim Wildern ertappt und in's Bein geſchoſſen ſei. Die Anzeige war in der Stadt gemacht worden und die Polizei herausgekommen, um den Thatbeſtand zu unterſuchen. Aber was kümmerten den alten Herrn dieſe gleichgiltigen Menſchen, er hatte andere Dinge im Kopf; ſie ſollten ihn damit zufrieden laſſen.

Da der Förſter übrigens mit einem heftigen Wundfieber ebenfalls im Bette lag, ließ man ihn jetzt gewähren, um den Termin etwas ſpäter anzuſetzen und zu unterſuchen, ob er zu dem Schuſſe berechtigt geweſen, d. h. ob er ihn in Selbſtvertheidigung gethan, und dagegen ſprach allerdings, daß der Getroffene den Schuß nicht von vorn, ſondern ſeitwärts und ſogar mehr von hinten bekommen hatte. Man wollte den alten Maulwurfsfänger auch in das Krankenhaus bringen, aber der gerade dazu kommende Famulus des Ober=Medicinalraths litt das nicht. Wie er die Wunde genauer unterſuchte, ſtellte ſich heraus, daß der Knochen des Oberſchenkels zerſplittert war, und der Verwundete lag in einem ſo heftigen Fieber, daß an einen Transport gar nicht gedacht werden durfte. Die Polizei konnte hier vor der Hand gar nichts thun, nicht einmal an Ort und Stelle verhören, denn der Kranke phantaſirte wild und toll durcheinander. Von den Beiden lief ihnen auch jetzt Keiner fort, und ſie mußten eben ruhig liegen bleiben.

Die Gräfin befand ſich in ihrem Zimmer; ſie hatte es vermieden, heute Morgen mit ihrem Gatten zuſammen zu treffen. Sie wollte ihn nicht wieder auf's Neue aufregen, wie ſie dem Haushofmeiſter ſagte. Ruhe war für ihn das Beſte. Nach ihrem Sohne hatte ſie einigemal gefragt, aber George war noch nicht zurückgekehrt. Sobald er kam, ſollte es ihr gemeldet werden.

Es ſchlug gerade Zwölf auf der Schloßuhr, als er in den Hof einritt. Er ſtieg langſam die Treppe hinauf, zu dem Zimmer ſeiner Mutter, die aber erſchrak, als ſie ſeiner anſichtig wurde.

„Um Gott, George, wie ſiehſt Du aus?“ rief ſie ihm entgegen, „Du biſt krank; Dein Geſicht gleicht einem Todten.“

„Es iſt nichts, liebe Mutter, wie geht es dem Vater?“

„Beſſer, er iſt auf. Der Ober-Medicinalrath meint, es ſei nur eine Ohnmacht geweſen und habe nichts zu ſagen. Aber Du mußt Dich ſchonen. Die Aufregung dieſer Nacht hat Dich furchtbar angegriffen und Du biſt wohl auch ohne Speiſe und Trank geblieben." Sie klingelte, und als der Diener das Zimmer betrat, rief ſie ihm zu: „Das Frühſtück für meinen Sohn; bringen Sie es herein."

„Ich danke Dir Mutter, ich fühle weder Hunger noch Durſt."

„Aber Du mußt etwas genießen, daß Du mir nicht auch am Ende krank wirſt. Wir haben Elend genug im Hauſe, das weiß Gott," ſagte ſie mit düſterer Stimme.

Wieder ſchwiegen Beide, und der Diener kam jetzt herein und brachte einige Speiſen, zu denen er eine Caraffe mit Portwein auf den Tiſch ſtellte.

George ſchenkte ſich ein Glas Wein ein, das er leerte, und aß ein paar Biſſen; dann ſchob er den Teller zurück. Er war aufgeſtanden und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab.

„Mutter," ſagte er endlich leiſe, indem er vor ihr ſtehen blieb, „Paula wird ſicher in dieſen Tagen an Dich ſchreiben."

„Nenne mir den Namen nicht mehr," rief die Gräfin heftig, indem ihr Blick ſelbſt finſter und drohend wurde, „ich will ihn nicht wieder hören."

„Es iſt der Name Deiner Tochter, Mutter, — Deines Kindes.“

„Ich habe keine Tochter mehr,“ ſagte die Gräfin, indem ſie ſich gewaltſam emporrichtete. „Nie hat eine Tochter ihre Eltern tödtlicher beleidigt, nie gewaltſamer die Bande zerriſſen, die ſie an ſie banden. Es iſt geſchehen, aber deshalb kein Rücktritt auch mehr möglich. Ich kenne ſie nicht mehr.“

„Das iſt nicht möglich, Mutter,“ rief George bewegt, „ſo unnatürlich kann Dein Herz nicht denken! Paula war unſer Aller Liebling, gut und unſchuldsvoll, und daß die Zunge eines ſchlauen, bübiſchen Verführers ſich in ihr Ohr zu ſtehlen wußte, o, bedenke, daß es ſie ſchon unglücklich gemacht, laß ſie nicht auch damit die letzte Stütze verlieren, die ſie auf der Welt hat, die Liebe, den Schutz ihrer Eltern!“

„Der ward ihr im reichſten Maß zu Theil,“ entgegnete mit zuſammengezogenen Brauen die Frau. „Kein Kind iſt mehr geliebt und auf Händen getragen worden, wie dieſes falſche, undankbare Geſchöpf. Laß ſie jetzt ernten, wo ſie geſäet; auf unſere Liebe hat ſie keinen Anſpruch mehr.“

„Aber der Vater wird ſie nicht verſtoßen,“

rief George heftig, „er kann es nicht, ſie war von je ſein Liebling!“ Er wandte ſich, als ob er zu ihm eilen und ſeine Hülfe anflehen wolle.

„Wenn Du ihn tödten willſt,“ rief die Mutter heftig, „dann gehe jetzt zu ihm und nenne ihm Deiner Schweſter Namen! Er hat ſich kaum von ſeiner Schwäche erholt und der Arzt ſtreng befohlen, daß Alles ihm ferngehalten werden müſſe, was ihn nur im geringſten aufregen und an den erlittenen Verluſt mahnen könne. Verſuch' es, aber die Folgen auf Dich ſelber!“

„Großer Gott,“ ſtöhnte George, „was für Hülfe kann die Unglückliche von fremden Menſchen erhoffen, wenn die eigenen Eltern ihr Herz vor ihr verſchließen?“

„Sie hat ſich fremden Menſchen in die Arme geworfen,“ ſagte die Mutter kalt, „fremde Menſchen mögen ihr denn auch das erſetzen, was ſie hier muthwillig von ſich geſtoßen; ſie hat keine Eltern mehr.“

„Arme Paula!“ ſeufzte George. „Aber Eins verſprich mir, Mutter. Biſt Du wirklich im Stande, ein Kind ſo von Deinem Herzen zu reißen, dann geſtatte wenigſtens fremden Menſchen, ſich deſſelben anzunehmen, und kommt ein

Brief von Paula — ſie wird und muß ja ſchreiben, — ſo ſende ihn an Rottacks, die mir zugeſagt…"

„Biſt Du wahnſinnig?" rief die Mutter, ordentlich erſchreckt emporfahrend. „An Rottacks? Und was haben die mit unſerem Hauſe zu thun?"

„Es ſind brave, treffliche Menſchen, die Paula von Herzen lieb haben," ſagte George bewegt; „bei denen kann ſie dann wenigſtens Rath und Troſt und vielleicht auch wieder den Weg zurück zum Herzen der Eltern finden. Willſt Du mir das verſprechen, Mutter?"

„Du biſt von Sinnen!" ſagte die ſtolze Frau finſter. „Soll ich ſelber Fremden unſerer Familie Schmach aufdecken? Ich begreife Dich nicht, George. Aber," fuhr ſie plötzlich aufmerkſam werdend fort, „was ſollen all' dieſe Reden? Bleibſt Du denn nicht ſelber hier? Du ſprichſt gerade, als ob Du Vorbereitungen zu einer größeren Reiſe träfeſt."

„Es iſt möglich, daß ich in dieſen Tagen auf einige Zeit fortgehe, ſagte George leiſe; „ich weiß es noch nicht, ich muß erſt mit dem Vater darüber ſprechen."

„Und willſt Du uns nicht nach Italien begleiten?"

„Vielleicht — vielleicht komme ich nach.“

„Du biſt ſo ſonderbar, George. Was haſt Du?“

„Nichts, liebe Mutter; der Kopf thut mir weh vom vielen Denken und Grübeln.“

Die Gräſin nickte leiſe vor ſich hin, ſie kannte das Gefühl ſelber. „Wohin willſt Du jetzt?“

„Zum Vater hinüber.“

„Rege ihn nicht auf; ich wollte lieber, Du miedeſt ihn für ein paar Tage.“

„Er würde unruhiger werden,“ ſagte George, „wenn er mich nicht wie gewöhnlich ſähe.“

„Du willſt mit ihm über — die Entflohene ſprechen?“

„Nein, Mama, fürchte das nicht. Ich muß es Gott anheimgeben, daß er Eure Herzen wieder dem Kinde zuwendet; ich fühle, daß meine Stimme zu ſchwach dafür iſt. Lebe wohl, Mutter!“

Er nahm ihre Hand, ſah ihr einen Moment ernſt und traurig in die Augen, ſchloß ſie dann in die Arme und küßte ihre Wange.

Die Gräſin erwiederte die Umarmung nicht, ſie duldete ſie nur, ſagte auch kein Wort, und George verließ raſch das Zimmer.

Den Vater fand er noch immer in der näm=

lichen Stellung, wie er ſchon ſtundenlang geſeſſen. Erſt als George ſein Zimmer betrat, wandte er zuerſt raſch und wie erſchreckt das Antlitz der Thür zu, ſtand dann auf und ſagte leiſe: „Ah, Du biſt es, George!"'

„Ja, lieber Vater. Iſt Dir jetzt beſſer?"

„Gewiß, gewiß. Wo iſt Deine Mutter?"

„In ihrem Zimmer drüben."

„Ich werde zu ihr hinübergehen; es iſt ſo einſam hier."

„Recht einſam, Vater."

Der alte Graf ſah ihn raſch und ſtreng an, ſtrich ſich aber dann mit der Hand über die Stirn und ſagte: „Es iſt gut ſo, ich habe es gern, ich bin gern allein. Aber wo haſt Du denn den ganzen Morgen geſteckt?"

„Ich war in der Stadt, Vater; ich wollte..."

„Ich brauche nicht zu wiſſen, was Du wollteſt."

„Mein lieber, lieber Vater!" Er hatte des Vaters Hand ergriffen und hielt ſie feſt in der ſeinigen.

Der alte Graf ſah ihn an; dann legte er ihm die andere Hand auf den Kopf und ſagte leiſe. „Ich will zu Deiner Mutter gehen; laß mich jetzt los, George."

„Lebe wohl, Vater!“

„Gehſt Du wieder fort?“

„Ja, ich habe verſprochen um vier Uhr in der Stadt zu ſein.“

„Gut, gut, aber bleibe nicht zu lange.“

Georg küßte die Hand, die er in der ſeinigen hielt. Der alte Graf aber, als ob er fürchte, daß der Sohn noch von etwas Anderem ſprechen werde, machte ſich los, winkte ihm mit der Hand und verließ dann raſch das Zimmer.

Eine Viertelſtunde ſpäter ritt George wieder langſam zum Thor hinaus. Der Himmel hatte ſich umzogen, der Wind heulte das Thal hinauf und ein feiner Regen begann zu fallen. Er fühlte es nicht. Draußen vor dem Thor hielt er ſein Thier noch einmal an und wandte den Blick zurück auf das Schloß.

„Lebt wohl!“ ſagte er leiſe und bewegt. „Gott beſchütze Euch!“ Und das Pferd wieder herumwerfend, trabte er raſch auf der Straße hinab, die nach Haßburg führte.

Ueber die bewaldeten Berge zogen die Wolken in wilder Haſt; von dort herüber leuchtete auch ſchon fahler Blitze Schein und der Wind riß an den alten Bäumen, als ob er ihre Kraft und Zähigkeit erproben wolle.

Es war eine ſehr lange Zeit in Haßburg ſchönes und trockenes Wetter geweſen. Jetzt ſchien es, als ob ſich die Elemente dafür entſchädigen wollten, um mit verſtärkter Wuth ihren Reigen aufzuführen. Ein zündender Blitz, als wenn ſich das Firmament öffnete, und hinterdrein ein Donnerſchlag, der die Erde erbeben machte, und alle Schleuſen des Himmels öffneten ſich. — —

Drin im Walde, am oberen Ende des Parkes, mit dem Blick nach dem freien Feld, lag das Häuschen des alten Gärtners Jonas, von ihm allein, ſeiner elfjährigen Enkelin, die er zu ſich genommen, weil ihre Eltern ſie nicht ernähren konnten, und einer alten Verwandten bewohnt. Das Haus aber, zu einer Gärtnerwohnung eingerichtet, hatte mehr Räumlichkeiten, als der alte Mann benutzen konnte, und der kleine Erker, der ſich aber im Winter nicht gut heizen ließ, ſtand deshalb vollkommen leer.

Hieher hatte man den armen Verwundeten gebracht und vom Schloſſe ſelber war ſchon heute Morgen, nachdem man ihn geſtern Abend nur nothdürftig auf Laub und eine wollene Decke gelegt, ein ordentliches und weiches Bett heruntergeſchafft, damit ihm wenigſtens dieſe Bequemlichkeit nicht fehle.

Der junge Famulus, Rebe's Freund, Frank Heſſe, ſtand neben ſeinem Lager. Er hatte eben die furchtbare Wunde unterſucht und verbunden und der Kranke kaum den Schmerz überwunden, den er dabei gefühlt, wenn er auch keinen Klagelaut ausſtieß, ſondern die Qual wie ein Mann ertrug.

„Nun, Herr Doctor,“ ſagte er endlich, als ſich ſeine Nerven wieder ein wenig beruhigt und er die Lippen von einander bringen konnte, „glauben Sie, daß ich's noch lange mache?“

„Lieber Freund,“ lautete die ermuthigende Antwort, „gebt Euch keinen ſolch' traurigen Gedanken hin; es iſt ja nur ein Schuß in's Bein, der kann bald wieder heilen.“

„Aber der Knochen iſt gebrochen,“ ſagte der Maulwurfsfänger; „ich fühl's, morſch entzwei, und ob der ſich wieder zuſammenleimen läßt, der Teufel weiß es.“

„Der Knochen iſt allerdings gebrochen,“ ſagte der junge Arzt, „aber darum doch nicht alle Hoffnung verloren. Der Schuß muß außerordentlich nahe abgefeuert ſein.“

„Viel Zeit hatte er allerdings nicht,“ brummte der Maulwurfsfänger, bitter vor ſich hinlachend, „denn ich war eigentlich ſchon in den Büſchen drin; es können vielleicht eine acht oder zehn Schritt geweſen ſein, vielleicht nicht ſo viel. Die Schrote haben hölliſch zuſammengehalten, nicht wahr?“

„Es iſt beinahe wie ein Kugelſchuß,“ beſtätigte der Arzt. „Habt Ihr denn noch Schmerzen?“

„Nicht mehr, als um einen gewöhnlichen Menſchen verrückt zu machen,“ ſagte der arme Teufel; „ich kann aber einen Puff vertragen. Wie lange leb' ich noch, Doctor?“

„Unſinn, ſchwatzt nicht ſolches Zeug! Ihr werdet noch manchem Maulwurf gefährlich werden.“

„Glaub's kaum,“ brummte der Alte, „ſo viel verſteh' ich auch von der Geſchichte. Schienen kann man den alten Knochen da oben nicht mehr, abnehmen auch nicht, alſo friß, Vogel, oder ſtirb. Wir müſſen's abwarten, wie Schrader in der Goſſe. Ich will auch gar nicht wiſſen, wie lang's noch dauern könnte, wenn ſich der Schuß ausheilen ſollte, ich meine nur, wenn — der Brand dazu käm', wie viel Zeit ich dann noch etwa zum Leben hätte.“

„Darüber ſprechen wir ſpäter,“ ſagte Frank, dem beſonders daran lag, daß ſich der Verwundete keinen trüben Gedanken hingeben und dadurch ſeine Lage verſchlimmern ſollte. „Jetzt ſeid guten Muth's, Freund, es geſchieht hier Alles, was für Euch geſchehen kann, und bis Ihr transportirt werden könnt, müßt Ihr nun ſchon hier aushalten.“

„Transportirt? Ja,“ brummte der Verwundete, „ich weiß ſchon, auf dem alten, verdammten ſchwarzen Leichenkaſten — thut mir nachher kein Finger und kein Bein mehr weh.“

„Vor der Hand noch nicht,“ lachte Frank. „Uebrigens hütet Euch vor ſpirituöſen Getränken — keinen Branntwein, keinen Wein und kein Bier; den Kaffee hier könnt Ihr trinken, der regt nicht auf.“

„Nein, das weiß Gott,“ ſagte der Maulwurfsfänger, „höchſtens die Galle, daß man ein ſolches Spülwaſſer Kaffee nennt; alſo auf Waſſer und Brod geſetzt?“

„Nur für kurze Zeit; ſobald das Wundfieber vorüber iſt, dürft Ihr wieder kräftige Nahrung zu Euch nehmen.“

„Aber das iſt vorüber.“

„Doch nicht ganz; heute Morgen habt Ihr noch eine Menge tolles Zeug geſchwatzt.“

„Bah, das thu' ich immer,“ ſagte der Alte; „aber meinetwegen — nur Einen Wunſch hätt' ich.“

„Und der iſt?“

„Den Förſter möcht' ich gern einmal anſchau'n, wie dem ſein Geſicht heut' Morgen ausſieht,“ lachte der Verwundete ingrimmig in ſich hinein. „Ruhig, Spitz,“ fuhr er aber gleich darauf, den Hund beſchwichtigend, fort, als dieſer plötzlich an zu knurren fing. „Ob der nur den Titel des Schuftes hören kann, ohne ſich ſelber zu giften! Ruhig, mein Hund, unſere Zeit kommt doch vielleicht noch einmal!“

Er fiel matt und erſchöpft auf ſein Lager zurück, denn das viele Sprechen hatte ihn angeſtrengt, und der junge Arzt ſuchte jetzt dem kleinen Mädchen — denn mit dem alten, tauben Jonas war nichts zu reden — begreiflich zu machen, in welcher Art ſie den Kranken zu behandeln habe. Das Kind fürchtete ſich aber vor dem alten, ungeſelligen Burſchen, der, wenn er allein war, immer vor ſich hin lachte oder fluchte; ebenſo auch vor dem kleinen, biſſigen Hund, der ſie immer anknurrte, wenn ſie zum Lager wollte, und Frank beſchloß deshalb, ſelber hinüber in das Dorf zu gehen, um eine erfahrene Wärterin zu engagiren. Der Zuſtand der Wunde war allerdings bedenklich und es durfte in der Behandlung derſelben nichts verſäumt werden.

Das Gewitter hatte nachgelaſſen, der Wind ſich aber von Südweſt nach Nordweſt herumgedreht, und ein feiner, kalter Regen peitſchte auf die Erde nieder. Wie der Abend endlich dämmerte, war es recht kalt und unfreundlich geworden, ja, ſo rauh, daß die Gräfin dem einen Diener befahl, in ihrem Kamin ein kleines Feuer anzuzünden. Es fröſtelte ſie, und der Raum kam ihr heute überdies ſo öde vor.

Es war völlig Nacht geworden und der Haushofmeiſter, von einem Diener begleitet, der zwei große ſilberne und prachtvoll gearbeitete Armleuchter auf den Tiſch ſtellte, hatte die ſchwerſeidenen Gardinen vorzogen.

Am Kamin, den Blick ſtier und nachdenkend auf die glühenden Kohlen darin geheftet, ſaß die Gräfin, neben ihr am Tiſch, mit einem Haufen von Zeitungen und Büchern vor ſich, der Graf. Aber kein Wort wurde zwiſchen ihnen gewechſelt, keine Frage geſtellt, und der alte Herr hielt eben eine große, bunt und elegant gedruckte Karte zwiſchen den Fingern, die Einladung zu dem heutigen Ball in Haßburg. Nur ſein Blick haftete darauf und ſeine Lippen zogen ſich zu einem bittern Lächeln zuſammen.

„Wo nur George heute bleibt?“ ſagte die Gräfin endlich, aber mehr zu ſich ſelber, als zu ihrem Gemahl ſprechend, leiſe vor ſich hin. „Er weiß, wie allein wir hier ſind.“

Die Thür ging auf und ſie wandte raſch den Kopf; aber es war nur der Haushofmeiſter, der die Theemaſchine mit den Taſſen hereinbringen ließ.

Draußen heulte der Nordweſt und fegte die Terraſſe rein; die dichtbelaubten Bäume rauſchten und ſchüttelten ſchon hier und da einige vergilbte Blätter los, die vom Sturm weit hinab in's Thal getragen wurden.

„Iſt der Briefträger noch nicht da geweſen?“ fragte der Graf.

„Noch nicht,“ erwiederte der Haushofmeiſter, „aber er kann jeden Augenblick kommen; es iſt jetzt ſeine Zeit, Herr Graf.“

„Wie das da draußen ſtürmt!“

„Der Regen hat nachgelaſſen, Herr Graf; aber einen ſolchen Sturm weiß ich mich nicht zu entſinnen, ſeit wir hier oben wohnen. Es iſt, als ob er die Bäume aus der Erde reißen wollte."

„Arme Menſchen, die jetzt draußen in Wind und Wetter ſind," nickte der Graf, „arme Menſchen!"

Der Haushofmeiſter ſeufzte tief auf, aber er wagte nicht weiter etwas zu ſagen, ordnete das Theeſervice, rückte den kleinen Tiſch mit der Maſchine etwas näher zu ſeiner Herrin hin, und verließ dann das Gemach.

So verging wieder eine halbe Stunde. Draußen wurde die Vorſaalthür geöffnet und ſchlug gleich darauf, vom Sturm gefaßt, wieder heftig zu. Der Graf ſchreckte empor, beruhigte ſich aber wieder und nippte an einer Taſſe Thee, die ihm die Gattin eingeſchenkt.

Schritte draußen — der Haushofmeiſter kam ſelber herein; er trug einen ſilbernen Teller in der Hand, auf dem ein Brief lag. Aber ſeine Hand zitterte, und mit vor Freude faſt bebender Stimme rief er: „Ein Brief, Herr Graf, ein Brief, der Poſtbote hat ihn eben gebracht!"

Unwillkürlich ſtreckte der Graf die Hand danach aus, aber er ließ ſie wieder ſinken. „Woher iſt er?" fragte er leiſe.

„Ja, mein beſter Herr, das Poſtzeichen kann ich nicht erkennen, es ſchwimmt mir Alles vor den Augen; aber die Schriftzüge kenn' ich, die lieben Schriftzüge!"

„Ich will ihn nicht haben," ſagte der Graf und wandte den Kopf zur Seite, als ob er ſich ſeiner Schwäche bewußt ſei; „ich will ihn nicht haben."

„Aber die gnädige Frau Gräfin nimmt ihn dann," ſagte der alte Mann; „o, dem Himmel ſei Dank, da kommt doch endlich Nachricht!"

Er hielt den Teller der Gräfin hin und ſein Blick dankte ihr, als ſie den Arm danach ausſtreckte.

Finſter und ſchweigend nahm die Gräfin den Brief; nur Einen Blick warf ſie auf die Adreſſe — es wahren die Schriftzüge ihrer Tochter — und ohne weiter ein Wort zu ſagen, ſchleuderte ſie den Brief auf die glühenden Kohlen im Kamin.

„Frau Gräfin!" ſchrie der alte treue Diener faſt entſetzt auf, „er iſt von Ihrer Tochter, von der lieben, lieben Comteſſe!" Und faſt unwillkürlich wollte er zuſpringen, um das auflodernde Papier noch zu retten.

„Halt!" ſagte die Gräfin ſtreng, indem ſie den Arm abwehrend vorſtreckte. „Hußmann, Ihr überſchreitet Eure Gränzen!"

Der alte Herr hatte ebenfalls faſt unwillkürlich eine Bewegung gemacht, als das Papier in die Flamme flog, aber es war auch nur ein Moment geweſen; dann nickte er wie zuſtimmend mit dem Kopf und murmelte leiſe vor ſich hin: „Es muß ſein, es muß ſein; es geht nicht anders!“

Eine Rettung des Briefes war nicht mehr möglich. Die Gluthhitze des Kamins hatte ihn in wenigen Secunden zerſtört, nur noch ein kleiner Haufe ſchwarzer, kruſtender Aſche lag auf den Kohlen. Der alte Mann ließ den Teller, den er in der Hand hielt, ſinken, und ein paar helle Thränen glänzten ihm in den Augen: aber er ſagte kein Wort weiter — er durfte nicht. Die Frau Gräſin hatte ihn ja ſchon in ſeine Schranken zurückgewieſen, und das noch nie nöthig gehabt, noch nie, ſo lange er zurückdenken konnte, die vielen, vielen Jahre. Er konnte nichts weiter ſagen, es war ihm verboten worden, und daß er das Kind, die gnädige Comteſſe, hatte mit erziehen helfen und ihre Jugend mit faſt Vaterliebe überwacht, lieber Gott, er war ja nur ein Diener des Hauſes, und das vielleicht nicht mehr als ſeine Schuldigkeit geweſen; wie hätte er können Anſprüche darauf gründen, die ihm noch nie, ſelbſt im Traum nicht, eingefallen waren!

Nur das Eine ſtand feſt, das arme, verlaſſene Mädchen hatte geſchrieben, an ihre Eltern geſchrieben; in ihrer Macht war es geweſen zu erfahren, wo ſie jetzt weile, wie es ihr gehe — und der Brief von der Flamme rettungslos und für immer zerſtört worden! Mit dem Bewußtſein verbeugte ſich der alte Mann demüthig, und mit einem recht ſchmerzlichen Blick auf ſeinen Herrn, der über den Tiſch gebeugt ſaß und nur immer leiſe vor ſich hin mit dem Kopf nickte, verließ er das Zimmer.

„Es iſt Alles vorbei,“ ſagte der Graf flüſternd, als der Haushofmeiſter ſchon lange die Thür wieder hinter ſich zugezogen hatte — „Alles vorbei, Alles vorbei! Wo nur George bleibt? Und ſo glücklich hätten wir ſein ſein können, ſo glücklich!“

Er nahm eine Zeitung auf, als ob er darin leſen wollte; aber die Buchſtaben tanzten ihm vor den Augen, er ſah nur ein großes Blatt Papier mit flimmernden Zeichen, und nur manchmal warf er den Blick faſt wie vorwurfsvoll nach der Gattin hinüber — aber ſie hatte doch recht gehabt. Es durfte ja nicht ſein, es durfte ja nicht ſein, die Ehre des Hauſes ſtand auf dem Spiel, und der mußte jedes Opfer gebracht werden, jedes — ſelbſt das eigene Kind!

Aber die Ehre des Hauſes forderte noch mehr.

Wieder war eine kleine Zeit verfloſſen, da wurden draußen vor dem Hauſe Stimmen laut, als ob eine Anzahl fremder Menſchen unten im Garten ankäme.

Die Gräfin horchte dort hinüber; jetzt war Alles wieder ruhig und die Hausthür ging auf und fiel wieder zu. Dann ſprangen einzelne Leute im Schloß ſelber raſch vorüber. Was war das?

Sie ergriff die neben ihr ſtehende Glocke und drückte darauf, daß der Ton hell und laut durch den ſtillen Raum ſchallte. Niemand gehorchte dem Ruf. Wo war der Diener, den ſeine Pflicht in das Vorzimmer bannte? Die Gräfin wiederholte ungeduldig das Zeichen.

Da öffnete ſich raſch die Thür und einer der jüngſten Lakaien ſtürzte mit verſtörtem Angeſicht herein.

„Was iſt, Charles? Was habt Ihr da draußen? Weshalb hört Niemand?“

„Ach, gnädige Frau Gräfin,“ rief der junge Burſche ganz entſetzt, „ſie — ſie bringen ihn!“

„Ihn — wen?“ rief der Graf und ſprang von ſeinem Sitz empor.

„Den jungen Herrn Grafen.“

„George?“ ſchrie die Gräſin und Leichenbläſſe deckte ihre Züge.

„Ja,“ jammerte der junge Menſch, „ganz blutig und ſo blaß!“

Der Graf gab keinen Laut von ſich; einen der ſchweren ſilbernen Armleuchter griff er auf und ſchritt der Thür zu.

„Ich bitte Dich um Gottes willen, George, bleib' hier!“ rief die Gräſin, die ebenfalls aufgeſprungen war und ſeinen Arm faßte.

Der Graf ſah ſie mit einem eiſig kalten Blick an. „Willſt Du mich auch noch von meinem letzten Kinde trennen?“ ſagte er mit einer Stimme, die gar keinen irdiſchen Ton mehr hatte, und als ihn die Gräſin erſchreckt, entſetzt frei ließ, verließ er das Zimmer, aus dem ſie ihm faſt willenlos, an allen Gliedern zitternd, folgte.

Sie ſollten nicht lange über das Geſchehene in Zweifel bleiben.

„Es hilft nicht, wir können es nicht verheimlichen,“ hörten ſie den Hofmeiſter ſagen, „der Stern des alten Hauſes iſt geſunken!“

Unten die Hausthür war geöffnet; fremde Männer trugen eine Bahre herein, auf der ein Sterbender lag.

Der alte Graf ſchritt die Treppe hinab, als ob er auf Luft gegangen wäre; er fühlte keine Stufe unter ſich, er ſah nichts als ein todtenbleiches Antlitz, das von dem Licht zweier Fackeln und darüber gehaltener Kerzen furchtbar deutlich erhellt wurde.

„George,“ ſagte er, und er ſelber hörte nicht einmal den Laut der Worte, „George, was iſt geſchehen?“

„Unterſtützt meinen Vater,“ ſagte der Verwundete leiſe, „und dann tragt mich hinauf in mein Zimmer — vorſichtig, es thut gar ſo weh!“

Zwei der Diener ſprangen zum alten Herrn, aber nur den Armleuchter ließ er ſich aus der Hand nehmen, den er noch feſt und kräftig hielt; er ſelber ſtand aufrecht, die rechte Hand, in der er den Leuchter gehalten, noch immer in der nämlichen Stellung emporgehoben, und ſein Blick haftete wie gebannt an dem bleichen Antlitz ſeines Sohnes.

„Was iſt geſchehen?“ wiederholte er, als ſich die Mutter mit einem gellenden Aufſchrei an die

Bahre des geliebten Kindes, an dem ihr Herz mit allen Faſern hing, warf.

Ein Arzt in Uniform begleitete den Trauerzug. Er konnte eben noch verhindern, daß die Unglückliche nicht auf den Verwundeten fiel und ſeine Schmerzen vergrößerte.

„Hinauf mit Euch, Leute,“ rief er „raſch in das Zimmer, daß der Kranke zu Ruhe kommt! Wollen Sie ſich nicht der Dame annehmen?“

Die Worte galten dem Haushofmeiſter, der, kaum eines Gedankens fähig, neben dem Entſetzlichen ſtand.

Weitere Worte waren auch unnütz. Während der Arzt ſelber das Kopfende der Bahre mit unterſtützte und alle Diener zuſprangen, hoben ſie dieſelbe leicht und ſicher empor und trugen ſie raſch die Treppe hinauf in das Zimmer, wo ſie den Unglücklichen gleich mit der Matratze, auf der er hieher geſchafft worden war, auf ſein eigenes Lager legten.

George, todtenbleich und matt, während die Mutter jetzt an ſeinem Bett kniete und ſeine Hand gefaßt hielt, war erſchöpft und ſchloß die Augen, und der Graf, den Arm des Arztes ergreifend, ſagte mit leiſer, aber feſter Stimme:

„Was iſt vorgefallen? Sie ſind verpflichtet es mir zu ſagen; ich muß Alles wiſſen!“

„Es kann auch leider kein Geheimniß bleiben, Herr Graf,“ ſagte der Arzt achſelzuckend; „der junge Herr hatte heute Nachmittag um vier Uhr ein Rencontre mit dem jungen Grafen Bolten.“

„Mit Hubert?“

„Mit dem jungen Grafen Hubert; Graf Bolten hatte den erſten Schuß und traf ſeinen Gegner gleich zu furchtbar ſicher. Bereiten Sie ſich auf das Schlimmſte vor,“ flüſterte er ihm leiſe zu, „Rettung iſt unmöglich, die Kugel hat die Lunge verletzt.

Der Arm des Grafen ſank wie gelähmt an ſeiner Seite nieder, als der Verwundete die Augen aufſchlug und leiſe ſagte: „Vater! — Mutter!“

„Mein George, mein liebes Kind, wir ſind hier, wir ſind bei Dir! Um Gottes willen, was fehlt Dir?“

„Es iſt vorbei,“ flüſterte der Sterbende, — „ich — kann nicht — mehr ſprechen. Seid gut — mit Paula — lebt — wohl!“

Er ſchloß die Augen und ein Zucken lief über ſeinen ganzen Körper.

„George, George!“ ſchrie die Mutter und warf ſich über ihn. Er rührte ſich nicht mehr, es war vorbei, und während der Graf, ein wahres Bild des Entſetzens, an ſeinem Lager ſtand und den Blick, wie durch einen Zauber gebannt, nicht von dem ſtarren Antlitz des Todten nehmen konnte, lehnte der alte Haushofmeiſter in der Ecke und ſchluchzte laut.

4.

Die Recenſion.

Am nächſten Morgen um zehn Uhr ging Rebe wieder, wie verabredet, zum Director Krüger, um dort das Repertoir für die nächſte Vorſtellung mit ihm zu beſprechen. Er traf den Director in einer nicht geringen Aufregung, und als er nur das Zimmer betrat, rief ihm dieſer ſchon, mit der Hand auf den Tiſch zeigend, entgegen:

„Sehen Sie, habe ich Ihnen das nicht vorausgeſagt? Jetzt können Sie die Folgen Ihres Leichtſinns erkennen.“

„Aber, beſter Herr Director!“

„Haben Sie das Stadtblatt von heute Morgen ſchon geleſen?“

„Nein, noch nicht.“

„Na, dann machen Sie ſich einmal ein Vergnügen. Da liegt der Wiſch auf dem Tiſch; Strohwiſch thut ſein Aeußerſtes."

„In der That?" lächelte Rebe, indem er das Blatt aufnahm und hineinſah. „Aber es wird dann auch das Aeußerſte ſein, und er iſt nachher fertig."

„Der? Noch lange nicht, da kennen Sie den nicht. Aber leſen Sie nur — nein, bitte, laut. Ich habe nur einen Blick darauf geworfen, weil mich der Grimm packte. Es iſt wirklich ein malitiöſer Kerl!"

Rebe las: „Theater in Haßburg. Hamlet, Prinz von Dänemark. Zur Feier...."

„Das können Sie überſchlagen," unterbrach ihn der Director, „das iſt blos die Einleitung, und die Geſchichte haben wir ſelber mit durchgemacht. Gleich da unten geht's an: Wir ſind uns einer Verſäumniß bewußt...."

„Ah, da. „Wir ſind uns einer Verſäumniß bewußt, dem Publikum nicht ſchon geſtern über das Stück berichtet zu haben, aber wir müſſen geſtehen, daß wir volle vierundzwanzig Stunden gebraucht haben, um uns von unſerem Erſtaunen über das Geſehene und Erlebte zu erholen. Herr Horatius Rebe den Hamlet — wenn wir es nicht ſelber mit gelitten und er=

tragen hätten, wir würden es jetzt noch nicht glauben und das Ganze für einen wüſten, unnatürlichen Traum halten. Aber leider iſt es nur allzu wahr, und wir müſſen die Thatſache conſtatiren, daß Herr Horatius Rebe allerdings vorgeſtern Abend den Hamlet, dieſen däniſchen Prinzen, auf eine Weiſe mißhandelt hat, die unſerem Nationalgefühl nichts zu wünſchen übrig ließ. Wir geben auch zu, daß ohne Herrn Horatius Rebe eine Störung in der Vorſtellung ſtattgefunden haben würde, das heißt, die ganze Vorſtellung wäre unmöglich geworden. Aber war das Publikum nicht zehntauſendmal beſſer daran, wenn es ſein Geld zurück, als dieſen entſetzlichen Hamlet verſetzt erhalten?

„Was wir dabei nicht begreifen, iſt die bodenloſe Selbſtüberſchätzung dieſes jungen „Künſtlers", der es wagen konnte, ohne zu erröthen — denn er ſah blaß aus, daß wir eine Zeit lang im Zweifel waren, welches der Geiſt ſei — dem urtheilsfähigen und feingebildeten Haßburger Publikum eine ſolche Qual zu bereiten. Die Noth entſchuldigt dies keineswegs, denn er konnte ſich doch unmöglich einbilden, die geiſtvolle Auffaſſung eines Handor uns erſetzt zu haben — alſo was ſonſt? Er hat nur eine Rolle hergeſprochen, damit das Stück gegeben werden konnte — nur damit kein rechtlicher Grund vorhanden war, dem Publikum das Eintrittsgeld zurückzuzahlen.

„Wir haben die Gutmüthigkeit des Publikums bewundert, daß es ſich das gefallen ließ und ſogar den Delinquenten noch applaudirte; es ſollte ihm das vielleicht in etwas die Angſt vergüten, die er gehabt. Nun, Gott ſei Dank, der Abend iſt auch überſtanden und wird hoffentlich nicht wiederkehren.

Laß, Vater, genug ſein des grauſamen Spiels.

„Herr Horatius Rebe mag ein recht lieber, braver Menſch und ein guter Bürger ſein, aber wir können es ihm Schwarz auf Weiß geben, daß er ein ſehr mittelmäßiger Schauſpieler iſt. Sein Hamlet war der Beweis dafür: keine Idee einer höheren Auffaſſung, keine Faſer von Genialität, kein Funke jenes göttlichen Feuers, das die der Kunſt Geweihten auch durchbringen und ſie und dadurch den Zuſchauer elektriſiren muß.

„Das Einzige, was uns Herr Rebe an jenem Abend gezeigt, iſt, daß er ein gutes Gedächtniß hat; möge er deshalb nie vergeſſen, daß er ſeine ruhmreiche Laufbahn wohl noch immer auf einer kleinen Winkelbühne Deutſchlands fortſetzen kann, daß es aber dem Haßburger Publikum nicht zugemuthet werden darf, einen ſolchen Genuß zum zweiten Male zu leiden. Wir warnen die Direction wohlmeinend vor einem ſolchen Mißbrauch des Vertrauens und hoffen, daß dieſe milde Rüge genügt hat, Herrn Horatius Rebe dem hieſigen kunſtſinnigen Publikum nicht mehr gefährlich zu machen. F. S.“

„Nun, wie gefällt Ihnen das?“ ſagte Krüger, als Rebe die Epiſtel beendet hatte und das Blatt wieder lächelnd auf den Tiſch zurücklegte.

„Und ſorgt Sie das wirklich, was ein Strohwiſch ſchmiert?“ ſagte er. „Ich kann mir doch nicht denken, daß es auch nur den geringſten Einfluß auf das Publikum ſelber haben könnte; alſo laſſen Sie ihn ſchreiben. Notiz darf man ja doch von einem ſolchen Menſchen nicht nehmen.“

„Das ſagen Sie, lieber Rebe,“ rief der Director; „aber ich kenne die Welt und mein Publikum beſſer, und ich verſichere Ihnen, der Artikel hat Sie hier zu Grunde gerichtet.“

„Und wollen Sie es trotzdem verſuchen?“

„Ja, wollen Sie es denn verſuchen?“ rief Krüger erſtaunt. „Mann Gottes, ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie bei Ihrem erſten Auftreten ausgepfiffen werden!“

„Ich habe keine Furcht, Herr Director,“ ſagte Rebe ruhig und entſchloſſen. „Mit ſolchen ſchmutzigen Waffen kann ich allerdings nicht kämpfen und werde es nicht, aber wir können jetzt gleich an mir die Probe machen, ob das Publikum wirklich ein Urtheil für ſich ſelber hat, oder ob es ſich von jedem lumpigen Literaten leiten und an der Naſe herumführen läßt.“

„Aendern Sie einmal die Welt.“

„Ich will ſie nicht ändern, ich will ſie nur kennen lernen.“

„Na, das Vergnügen können Sie haben,“ nickte Krüger; „ſo viel will ich Ihnen aber ſagen, ich habe Sie im Voraus gewarnt. Ich riskire nichts dabei, denn ich bekomme jedenfalls ein volles Haus, und bin auch noch immer erbötig, Sie für einen vollen Monat zu engagiren, aber mit der Bedingung: fallen Sie beim erſten Auftreten gründlich durch, ſo iſt unſer Contract gelöſt.“

„Und ſoll Herr Doctor Strohwiſch das Urtheil ſprechen?“ lächelte Rebe.

„Nein,“ rief der Director, „Sie ſelber, denn nach der nächſten Vorſtellung bleiben wir nicht lange im Zweifel. Das Gute hat es jedenfalls, daß wir genau wiſſen, woran wir ſind.“

„Gut, ich nehme es an,“ nickte Rebe; „ich bin feſt entſchloſſen, dieſer Nichtswürdigkeit zu begegnen, und hoffe das Beſte.“

„Hoffen, lieber Freund, hoffen iſt gar nichts,“ ſagte der Director. „Aber wollen Sie wenigſtens dieſes Mal einen guten Rath annehmen?“

„Und welchen, Herr Director?“

„Sie haben den erſten nicht befolgt und, will ich recht ehrlich ſein, vielleicht auch gut daran gethan. Ein ſolcher Menſch wie dieſer Strohwiſch und alle dieſe Art Leute iſt nicht zu kaufen, ſondern nur zu miethen, das heißt, mit Einer Zahlung können Sie ſich ihrer nie verſichern. Sie brauchen immer Geld und ſind unerſättlich. Aber wenn es Ihr Stolz auch nicht zuließ, jenen Burſchen zu beſtechen, ſo glaube ich, werden Sie doch nichts dagegen haben, ſeine Plane zu kreuzen.“

„Wenn das auf ehrenvolle Weiſe geſchehen kann.“

„Ehrenvolle Weiſe?“ ſagte der Director, den Kopf ungeduldig herüber und hinüber werfend. „Wenn mich ein unreines Thier anrennt, ſo ſehe ich, daß ich ihm ausweichen kann, und jede

Weiſe iſt dabei ehrenvoll, denn Selbſterhaltung bleibt das Hauptgeſetz in der Natur — ehrenvoll? Nennen Sie es etwa ehrenvoll, wenn Sie den Abend ausgepfiffen werden?"

„Wenn es ohne mein Verſchulden und ungerecht geſchieht."

„Und wer fragt danach? Ich bitte Sie um tauſend Gottes willen, laſſen Sie doch nur die verfluchten Redensarten und werden Sie vernünftig — ohne mein Verſchulden und ungerecht! Laſſen Sie Jemanden auf einen falſchen Verdacht hin einſtecken und ihm den Kopf herunter ſchlagen, glauben Sie, daß ihm das nachher eine Beruhigung ſein kann, daß es ohne ſein Verſchulden und ungerecht geſchah? Lauter Redensarten; hier haben wir es mit der Sache ſelber zu thun, und wenn Sie Alles geſchickt anfangen, läßt ſich dem Mosje doch noch am Ende ein Paroli biegen."

„Aber wie?"

„Das will ich Ihnen ſagen; Geld koſtet die Geſchichte, weiter nichts. Einige Dutzend Freibillets ſollen Sie von mir haben, dann engagiren Sie noch eine Anzahl kräftiger Kerle, die..."

„Mein lieber Herr Director," unterbrach ihn Rede, „auf ſolche Spitzfindigkeiten verſtehe ich mich nicht; da wäre ein Mittel, meiner Meinung nach, eben ſo niedrig wie das andere."

„Aber die größten Künſtler thun es!" rief der Director in Verzweiflung.

„Das mögen ſie mit ihrem Gewiſſen ausmachen," ſagte Rebe ruhig; „ich habe vielleicht, wie ich Ihnen gern zugeſtehen will, ganz eigenthümliche Begriffe von Ehre, aber meine Meinung iſt auch die, daß ſolche literariſche Blutegel gar nicht exiſtiren könnten und elend zu Grunde gehen müßten, wenn Alle ſo dächten wie ich. Von mir ſollen ſie wenigſtens nie auch nur eines Groſchens Werth Unterſtützung bekommen, und ſind ſie nur die Urſache, daß ich am Theater nicht vorwärts komme, gut, dann habe ich mir ſelber wenigſtens keine Vorwürfe zu machen und kann nachher mit Ehren die Bühne verlaſſen."

„Wieder „mit Ehren", rief der Director ungeduldig. „Gut, dann machen Sie meinetwegen was Sie wollen, ich werde mir die Zunge nicht weiter daran verbrennen; Sie haben's nicht beſſer verlangt. Und worin alſo gedenken Sie das nächſte Mal aufzutreten? Unſer Repertoir kennen Sie ja."

„Ich möchte Sie um den Fiesco bitten, Herr Director.“

„Fiesco, hm — meinetwegen; Eins iſt ſo gut wie's Andere, und Fiesco auch eigentlich lange nicht geweſen. Alſo nächſten Mittwoch, wenn es Ihnen recht iſt, denn Sonntags bringt mir eine Poſſe mehr ein.“

„Und als zweite Rolle möchte ich Sie um den...“

„Thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie uns wegen der zweiten Rolle noch nicht den Kopf zerbrechen. Erſt wollen wir einmal ſehen, wie die erſte abläuft.“

„Sie ſcheinen kein rechtes Vertrauen zu haben.“

„Hab' ich auch nicht,“ ſagte Krüger, „weil ich meine Pappenheimer kenne. Alſo auf morgen werde ich die erſte Probe anſetzen, Herr Rebe, Sie ſind doch fertig?“

„Ich könnte die Rolle morgen Abend ſpielen.“

„Alle Wetter, Sie wären in der That ein brauchbares Mitglied! Handor mußte immer vierzehn Tage Zeit haben, und nachher haperte es noch. Ueberlegen Sie ſich nur die Sache mit den Freibillets noch einmal; ich gebe Ihnen mein Wort...“

„Ich werde es mir überlegen, Herr Direc=

tor,“ unterbrach ihn Rebe, „und bei jeder Stunde Nachdenken finden, daß ich ſo und nicht anders handeln konnte.“

„Sehr ſchön, Herr Rebe,“ ſagte der Director trocken, „dann wollen wir einmal am nächſten Mittwoch ſehen, wie dick die Mauer ſein wird, an der Sie Ihren Kopf zu verſuchen gedenken. Guten Morgen!“

„Guten Morgen, Herr Director!“ ſagte Rebe und verließ langſam und nachdenkend das Haus.

Während Rebe die Unterredung mit dem Director hatte, wurde bei Pfeffers ein ganz eigenes kleines Familienfeſt gefeiert.

Der Mutter kränklicher Zuſtand ſchien ſich nämlich in den wenigen Tagen, ja, man konnte faſt Stunden ſagen, ſo weſentlich gebeſſert zu haben, daß Alles im Hauſe einen freundlicheren Charakter annahm. — War es die veränderte Diät geweſen? Der frühere Doctor, der Theaterarzt (der „Thierarzt“, wie ihn Pfeffer gewöhnlich nannte), der die Stelle durch Protection erlangt, hatte die arme Frau auf Gott weiß was curirt, und ihr faſt jede Nahrung entzogen. Es war eine ganz neue, von ihm erfundene Hungercur, der, wie das Gerücht ging, bis jetzt erſt wenige Menſchen zum Opfer gefallen. Dadurch aber kam Henriettens Mutter von Tag zu Tage mehr herunter, bis ſie zuletzt ſo ſchwach wurde, daß ſie nicht einmal mehr aufrecht ſitzen konnte.

Wenn aber Jeremias auf der Welt irgend etwas haßte, ſo war es Hunger, oder gar eine Hungercur, die den Körper natürlich ſo ſchwächen mußte, daß er ſich gar nicht mehr, nicht einmal gegen den Arzt, helfen und ſchützen konnte. Er ruhte deshalb auch nicht, bis er Pfeffer, oder vielmehr Auguſte bewog, einen andern Docter herbeizuziehen, und dieſer erklärte denn auch natürlich augenblicklich, daß ſie der frühere ganz falſch behandelt habe und die Kranke bei einer noch kurze Zeit fortgeſetzten ähnlichen Cur nicht ſowohl ihrer Krankheit, als ihrem Magen erlegen wäre. Nahrhafte Speiſen wurden verordnet, und Jeremias ſchleppte herbei, was nur aufzutreiben war: ein Glas ſtärkenden kräftigen Weins; eine Stunde ſpäter ſtand ein Dutzend Flaſchen alten Portweins in der Stube, und dann womöglich etwas Bewegung, vor der Hand noch im Zimmer, und ſo viel friſche Luft als thunlich.

Half dieſes Alles, oder war es mehr ein Gemüthsleiden geweſen, das auf der Seele der

Kranken gelegen, aber ſchon ſeit geſtern Abend trat eine entſchiedene Aenderung zum Beſſeren ein, und Henriette ſang heute Morgen wie eine Haidelerche im Hauſe herum.

Die Mutter ſaß am geöffneten Fenſter, denn nach der geſtrigen ſtürmiſchen und kalten Nacht hatte ſich die Luft gereinigt und die Sonne ſchien warm und klar. Jeremias war fort geweſen, um Rebe aufzuſuchen und Näheres über ſeine weiteren Pläne und Ausſichten zu hören, aber er traf ihn nicht in ſeiner Wohnung und mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

„Das iſt ein ganz verzweifelter Menſch, Auguſte,“ ſagte er, als er in dem kleinen Zimmer auf und ab ging und ſich den kahlen Kopf kratzte, „wie ich geſtern mit ihm ſprach und ihm meine Hilfe in Allem, was Jettchen betraf, antrug, faßte er mich bei der Hand und ſagte: „Mein lieber Herr Stelzhammer, ich danke Ihnen herzlich für Ihre guten und freundlichen Abſichten, und Sie wiſſen, daß Jettchen's Beſitz das Höchſte iſt, was ich erſtrebe, aber ich bin auch feſt entſchloſſen, ihn mir ſelber zu verdanken. Ich will mir ſpäter nie Vorwürfe machen können, daß ich durch meine Frau vorwärts gebracht ſei.“

„Und da hat er ganz recht,“ ſagte Pfeffer, der in dieſem Augenblick eingetreten war und die letzten Worte hörte, „der Rebe iſt ein ganzer Kerl, das ſage ich noch einmal, und es thut mir jetzt ſchmählich Leid, daß wir ihn früher ſo unter der Kanone behandelt. Na, wie geht's heute Morgen, Guſte, beſſer? Donnerwetter, Du kriegſt ordentlich wieder rothe Backen!"

„Die höchſte Zeit, daß ich von Braſilien herüber kam," rief Jeremias, „Ihr hättet ſie hier heilig verhungern laſſen."

„Der verdammte Theaterfriſeur," fluchte Pfeffer, „na, komm Du mir über die Schwelle, ausgenommen zu einem Krankheits- oder Penſionirungsatteſt! Du meine Güte, wenn ich das erſt einmal in Händen hätte und das vermaledeite Komödienſpielen an den Nagel hängen könnte!"

„Wünſch' Dir die Zeit nicht heran, Fürchtegott," nickte die Frau, „alt werden wir Alle früh genug, und doch zehntauſendmal lieber von Morgens bis Abends arbeiten, als ſo da liegen und anderen Menſchen zur Laſt fallen."

„Zur Laſt fallen," brummte Pfeffer, „wem biſt Du ſchon zur Laſt gefallen, und laß Du das das Jettchen hören, — aber alle Wetter," unterbrach er ſich plötzlich, aus dem Fenſter ſehend, „kommt denn da nicht Fräulein Baſſini wie ein orangefarbener Blitzſtrahl angeſchoſſen? Na, die muß eine Neuigkeit haben, da möchte ich meinen Hals drauf verwetten.“

„Kommt ſie denn her?“ fragte Jeremias.

„Eben iſt ſie in die Promenadenthür hineingefahren. Was das Frauenzimmer für eine Eile hatte!“

„Wer weiß, was ſie hat,“ ſagte ſeine Schweſter.

„Sicher nichts Gutes,“ nickte Pfeffer, „ſonſt liefe ſie nicht ſo raſch, darauf kannſt Du Dich verlaſſen. Da iſt irgend ein Unglück geſchehen, oder der Teufel ſonſt wo los. Ich kenne meine Schweſter.“

„Wenn Du nur immer 'was auf die arme Liſe bringen kannſt,“ lächelte die Frau, „und Du haſt ſie doch lieb, und ich möchte keinem Andern rathen, Uebles von ihr zu reden.“

„Wenn ſie nur ein klein wenig Vernunft annehmen und ſich nicht immer ſo verflucht lächerlich machen wollte,“ ſagte Pfeffer, „ſonſt iſt ſie ja gut genug, und auf's Theater paßt's. Sie ſpielt aber den ganzen ausgeſchlagenen Tag Komödie, von dem Augenblick an, wo ſie Morgens aufſteht, bis Abends, wenn ſie wieder einſchläft. Ein verrückteres Frauenzimmer iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen.“

„Habt Ihr es ſchon geleſen?“ rief in dieſem Moment die beſagte Dame, wie ſie nur den Kopf zur Thür hereinſtreckte, „habt Ihr das Schandblatt ſchon geſehen? Es iſt himmelſchreiend, daß ſo etwas nur die Cenſur paſſirt. Da könnte man ja eben ſo gut in Braſilien bei den Cannibalen leben.“

„Bitte,“ meinte Jeremias.

„Nun, hab' ich es nicht geſagt?“ lachte Pfeffer.

„Was haſt Du geſagt, was iſt vorgefallen?“ rief die Schweſter heftig.

„Na, das mußt Du doch am beſten wiſſen. Was haſt Du denn da für ein Zeitungsblatt in der Hand?“

„Habt Ihr das Stadtblatt noch nicht geleſen? Dann habt Ihr nichts geleſen,“ rief Fräulein Baſſini mit Emphaſis.

„So, und was ſteht drin?“

„Eine Kritik über Rebe.“

„Alle Wetter! Gut?“

„Da lies, mach' Dir ein Vergnügen,“ ſagte Fräulein Baſſini, „hier, von Herrn Doctor Strohwiſch, Deinem guten Freund.“

„Meinem guten Freund?“ brummte Pfeffer, indem er das Blatt nahm und leiſe vor ſich hinmurmelnd an zu leſen fing.

„Und habt Ihr ſchon gehört,“ fuhr indeſſen Fräulein Baſſini fort, um ja keine Zeit zu verſäumen, „daß ſich des Lumps, des Handor's wegen die beiden jungen Grafen von Monford und Bolten geſtern duellirt haben und Graf Bolten den andern todtgeſchoſſen hat?“

„Oh Du lieber Gott,“ ſtöhnte Auguſte, „die armen Eltern!“

„Ja, das iſt nun nobel,“ ſagte die Schweſter, „damit geben ſie einander die Ehre wieder, daß ſie ſich abſchlachten. Die ganze Stadt iſt voll davon.“

„Und ſo reiche, vornehme Leute!“

„Ja, wie gut könnten die es haben; aber ob es wohl Jemand einmal weiß, wenn es ihm wohl iſt. Gott bewahre, immer will er's noch wohler haben, bis er zuletzt drin ſitzt. So reiche Menſchen; ſie ſitzen ja im Geld, ſie wiſſen nicht wie tief, und ſilberne Spucknäpfe ſollen ſie in den Zimmern haben; aber Hochmuth kommt vor dem Fall.“

„Alle Teufel!“ rief Pfeffer, der indeſſen die Einleitung überflogen hatte und jetzt zu dem Kern des Ganzen kam. Jeremias ſtand neben ihm und ſah ihm über die Schulter in's Blatt.

„O Du Lumpenkerl,“ murmelte er leiſe vor ſich hin, und ballte ſchon in Gedanken die Fauſt.

„Das iſt ja ein ſauberer Patron!“

„Wie? Na, was habe ich geſagt?“

„Was ſchreibt er denn?“ fragte Auguſte.

„Kannſt die Beſcheerung gleich leſen — ei Du Himmelhund, Du verdammter! Wenn er ihm fünf Thaler in den Rachen geſchoben hätte —“

„Ja, ſchieb einmal, wenn Du nichts haſt,“ ſagte Fräulein Baſſini.

„Das iſt derſelbe Mosje, dem ich einmal auf Rebe's Treppe begegnet bin,“ rief Jeremias.

„Nein, da hört Alles auf,“ ſchrie Pfeffer, „ei zum Teufel mit dem Wiſch!“ und damit knillte er das Papier zuſammen und ſchleuderte es auf die Erde.

„Aber Fürchtegott,“ rief Fräulein Baſſini erſchreckt, „die Zeitung gehört ja dem Schuhmacher, meinem Hausherrn — was hat denn das arme Papier nur gethan?“ — und ſie hob es auf und glättete es wieder aus.

„Bitte, laß es mich einmal leſen,“ ſagte Auguſte, und ſtreckte die Hand danach aus.

„Ja, ich möchte es auch einmal haben,“ meinte Jeremias „kann man denn nicht ſo eine Nummer zu kaufen bekommen?“

„Gewiß, in der Expedition, aber das fehlte auch noch.“

„Ich möchte doch eine Nummer haben," meinte der kleine Mann, indem er ſich heftig die Hände rieb, „und wenn es nur das wäre, um jedes Mißverſtändniß zu vermeiden."

„Mißverſtändniß?"

„Das iſt ſchändlich," ſagte Henriettens Mutter, „wirklich boshaft, niederträchtig, und ich begreife nur nicht, daß ſich das Publikum dies gefallen läßt. Er ſagt ihnen doch darin mit dürren Worten: „Ihr verſteht Alle nichts, daß ihr ſo ein Weſen von dem Rebe macht, ich bin der allein Kluge!"

„Und ſo ein Lump kriegt ein Freibillet," rief Pfeffer, „na, wenn ich Director wäre, ich wollte Dich befreibilletten!

„Der Menſch wird außerdem jetzt Alles daran ſetzen, um den armen Rebe vollends zu ruiniren," ſagte Fräulein Baſſini, „denn er darf jetzt ja nicht einmal mehr applaudirt werden, ſonſt hätte er nicht recht gehabt."

„Natürlich," ſagte Pfeffer, „was der jetzt thun kann, thut er."

„Und ich glaube nicht einmal, daß ihn der Director nach der Recenſion wieder ſpielen läßt," fuhr Fräulein Baſſini fort, „ich kenne ihn, und was der für eine Angſt vor dieſem aufgeſteckten Strohwiſch hat, kann gar kein Menſch glauben.“

„Dann geſchieht ein Unglück,“ ſagte Jeremias, und ſeine Stimme hatte etwas Feierliches, „dann geſchieht wahrhaftig ein Unglück.“

„Na, was wird für ein Unglück geſchehen,“ brummte Pfeffer, „wer einmal Pech haben ſoll, verliert die Butter vom Brod.“

„Da kommt Jettchen,“ rief die Mutter raſch, die das junge Mädchen draußen hörte, „thut die Zeitung weg; ſagt ihr nichts davon, das arme Kind kränkt ſich ſonſt zu ſehr.“

Fräulein Baſſini ſchob ſie raſch in ihre Taſche, aber wie Jettchen eintrat, ſtockte das Geſpräch, und Jeremias ſelber machte ein ſo beſtürztes Geſicht, daß ſie gleich wußte, es war etwas vorgefallen.

„Guten Morgen mitſammen,“ rief ſie lachend aus, ſah aber Alle dann erſtaunt im Kreiſe an und ſagte: „Nun, was habt Ihr denn, Ihr ſeht mich ja Alle ſo merkwürdig an, was iſt denn? Mutter, iſt irgend etwas geſchehen?“

„Nichts, was uns beträfe, Kind,“ fiel aber hier Fräulein Baſſini ein, die ſich noch am erſten faßte, „aber haſt Du noch nichts von dem Unglück bei Monfords draußen gehört?“

„Leider ja,“ nickte Jettchen traurig — „Du lieber Gott, ſo ein junges, hoffnungsvolles Blut, und in ſeinem friſcheſten Alter!“

„Kannteſt Du den jungen Grafen?“

„Ich habe ihn draußen im Schloſſe geſehen, als ich früher der Comteſſe manchmal Arbeiten hinaufbrachte, und in letzter Zeit iſt er auch manchmal mit Graf Rottack hier vorbeigeritten. Es war derſelbe, Onkel, der damals dem armen Jungen hier vor dem Hauſe, dem Graf Bolten den Karren überritten hatte, Geld gab, um ihn für den Verluſt zu entſchädigen.“

„Und der Nämliche hat ihn jetzt todtgeſchoſſen?“

„Und was für Strafe bekommt der nun?“

„Strafe?“ ſagte Fräulein Baſſini, „ſolche vornehme Herren werden ſie auch ſtrafen! Uebrigens iſt er noch dieſelbe Nacht fortgereiſt, und nun ſucht ihn, wenn Ihr ihn haben wollt.“

„Aber was haſt Du nur, Vater?“ ſagte Jettchen, die erſtaunt Jeremias betrachtete. Dieſer war indeſſen in der Stube, ſich immer die Hände reibend, auf und ab gegangen, und ſo mit ſeinen eigenen Gedanken dabei beſchäftigt, daß er die Frage nicht einmal gleich hörte.

„Was ich habe Kind?“ ſagte er dann, als

Jettchen die Worte wiederholte, „oh, oh, nichts, ich dachte nur in dem Augenblick gerade an 'was, ich habe noch etwas zu thun, beinah' hätte ich's vergeſſen. Alſo guten Morgen mit einander!“

„Wo willſt Du denn hin, Jeremias?“

„Ich muß einmal nach Hauſe, ich komme nachher wieder!“

„Um zwölf Uhr eſſen wir.“

„Gut, ich werde kommen, ſollte ich aber um zwölf Uhr nicht da ſein, ſo wartet nicht auf mich, denn es iſt doch möglich, daß ich Abhaltung bekäme,“ und mit den Worten ſchoß er zur Thür hinaus.

„Was hat nur der Vater?“ ſagte Jettchen verwundert; „er ſah ſo merkwürdig verſtört, ſo zerſtreut aus.“

„Gott weiß es,“ brummte Pfeffer, „irgend noch ein paar braſilianiſche Schrullen vielleicht, die ihm im Kopf herumgehen! Laß ihn nur laufen, der findet ſich wieder zurecht, dafür iſt mir gar nicht bange. Wo warſt Du, Jettchen?“

„Ich habe den Brautkranz fortgetragen,“ ſagte das junge Mädchen, „und jetzt gar nichts weiter zu thun, als den beſtellten Kranz für Graf Rottack zu machen.“

„Das iſt geſcheidt, da kannſt Du Dich endlich einmal ausruhen.“

„Aber die Zeit wird mir lang werden, und was hätte ich Alles zu thun bekommen können! Wie viele Arbeiten waren beſtellt, aber Vater wollte es ja nicht leiden."

„Ganz vernünftig von ihm, denn Du hätteſt Dich caput gearbeitet, das iſt ſicher. Nun aber ſieh nach Deiner Küche, Schatz, daß wir 'was zu eſſen bekommen!"

„Iſt Alles in Ordnung, Onkel," nickte Jettchen, „brauche nur ein wenig nachzulegen, denn während es kochte, bin ich blos die zwei Schritt hinüber gelaufen. Punkt zwölf Uhr kann das Eſſen auf dem Tiſch ſtehen."

Jeremias ſtieg in einer unbeſchreiblichen Stimmung die Treppe hinab, und niemand Anders war die Veranlaſſung dazu, wie der arme, unſelige Recenſent.

„O Du Federfuchſer," rief er dabei halblaut vor ſich hin und ballte die gar nicht ſo unanſehnliche Fauſt gegen das Treppengeländer, „o, Du verfluchter Federfuchſer — hätt' ich Dich, wie wollt' ich Dich!" Aber er hatte ihn eben nicht, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als Rebe aufzuſuchen, um mit dieſem zu beſprechen, was ſich etwa in der Sache thun ließ, denn daß ſich etwas thun ließ, davon war er feſt überzeugt.

Rebe fand er allerdings, aber bei ihm ſelber auch nicht die geringſte Unterſtützung in der Angelegenheit.

Rebe blieb dabei, daß die Perſönlichkeit, von welcher der Angriff ſtamme, ſo tief unter ihm ſtehe, daß er gar nichts in der Welt mit ihm anfangen könne, und was das beträfe, gegen ihn zu agiren, ſo würde er ſich dadurch mit dieſem Strohwiſch genau auf Eine Stufe ſtellen, daran ſei alſo gar nicht zu denken. Die einzige Waffe, die er in Händen habe, ſei die, dem Publikum durch ſeine Darſtellung zu beweiſen, daß jener gelogen habe; weiter könne er nichts, weiter werde er nichts thun.

Jeremias ſuchte ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß er ſein Fortkommen an hieſiger Bühne ſichern wolle, und Rebe behauptete, das wäre nur dadurch möglich, daß er alle Chancen liefe. Aber ſich jetzt und für Eine Vorſtellung einen Erfolg ſichern und damit alle übrigen noch in Frage geſtellt laſſen, käme ihm ungefähr ebenſo vor, als ob Jemand über einen mächtigen Strom ſchwimmen wolle und zuerſt in einem Teich verſuche, ob er ſich eine ſo lange Zeit über Waſſer halten könne, bei dem Verſuch aber Blaſen unter die Arme binde. Er täuſche Niemanden damit als ſich ſelber, und müſſe dann ſpäter dafür büßen.

Es war mit dem Menſchen nichts anzufangen, denn er blieb hartnäckig dabei, daß er ehrenvoll ſiegen oder lieber ſeine Stellung aufgeben und anderswo beginnen wolle; denn nur dadurch könne er ſich ſeine Selbſtachtung und die Achtung anderer ehrenwerthen Leute bewahren.

Jeremias mußte ihm ja wohl im Herzen Recht geben. Es war ganz hübſch und ehrlich gehandelt, aber dumm, ſtockdumm, wenn er das auch nicht gerade ausſprach, und in voller Verzweiflung lief er endlich hinüber zu Director Krüger, um von dieſem vielleicht eine andere Anſicht zu hören. Das Mittageſſen bei Pfeffer's hatte er lange vergeſſen und verſäumt.

Hier fand er ſeinen Mann. Krüger, dem ſelber daran lag, daß ſich Rebe am hieſigen Theater behaupten möge — denn wo fand er ſolchen erſten Liebhaber gleich für die Gage wieder, mit der er ſicher die erſte Zeit mit Rebe abſchließen konnte —, gab Jeremias in Allem Recht und war ſo vollkommen in jeder Hinſicht ſeiner Meinung, daß ein Geſpräch faſt ganz unmöglich wurde.

Der Director theilte dem kleinen, lebendigen

Fremden auch ganz aufrichtig ſeine eigenen Anſichten über den Recenſenten mit; weshalb ſollte er ſich auch geniren? Strohwiſch koſtete ihm überhaupt jährlich viel Geld, und Jeremias begriff zuletzt nur das nicht, wie man ſich noch mit einem ſolchen Menſchen abgeben und in perſönlichem Verkehr mit ihm ſtehen konnte.

„Lieber Gott," ſagte der Director, „was will ich dagegen thun? Soll ich mir mein ganzes Theater fortwährend ſchlecht machen laſſen? Das Publikum bekäme doch zuletzt, wenn es das alle und alle Tage hörte und läſe, einen Widerwillen dagegen und ginge mir ſchließlich gar nicht mehr hinein; deshalb zahle ich ihm das Blutgeld und ſtopfe ihm das Maul."

„Alſo wann iſt Fiesco?"

„Nächſten Mittwoch; wenn Sie etwas thun könnten — aber um Gottes willen, ohne daß es Rebe erführe, denn er würde die ganze Geſchichte verderben —, ſo wäre es mir ſehr angenehm, und auf meine Unterſtützung dürfen Sie rechnen."

„Aber in welcher Art?"

„Ich will Ihnen ſagen, was ich fürchte," erwiederte Krüger. „Ich fürchte, Strohwiſch wird Anſtalten getroffen haben, Herrn Rebe das nächſte

Mal auspfeifen zu laſſen; er hat mir genau dasſelbe ſchon einmal gemacht.“

„Aber das Publikum wird ſich das nicht gefallen laſſen.“

„Lieber Gott, alle Menſchen erfreuen ſich zuweilen an einem Skandal,“ ſagte Krüger, „und wenn nur drei oder vier in derartigen Arbeiten geſchickte Leute vortheilhaft im Parterre placirt ſind, ſo finden ſie überall ein paar nichtsnutzige Jungen, die ihnen helfen. Sie glauben gar nicht wie das Pfeifen anſteckt.“

„Hurrjeh,“ ſagte Jeremias, „vielleicht käme er ſelber hinein; wenn ich nur dann in der Nähe wäre!“

„Er ſelber würde ſich wahrſcheinlich ruhig verhalten, aber das Ganze dirigiren.“

„Na, warten Sie ’mal, dagegen ließe ſich doch am Ende noch ’was thun. Apropos, haben Sie Polizei im Theater?“

„Auf die dürfen Sie nicht rechnen,“ ſagte der Director; „allerdings ſtehen ein paar Mann im Vorſaal aber bei derartigen Gelegenheiten verhalten ſie ſich rein paſſiv.“

„Sehr ſchön,“ ſagte Jeremias, „weiter verlange ich nichts, und nun empfehle ich mich beſtens!“

„Sie ſind fremd hier in der Stadt, Herr Stelzhammer?“

„Fremd allerdings; aber ich glaube, ich weiß Jemanden, der mich unterſtützen kann.“

„Darf ich fragen, wen?“

„Ihren Theaterdiener Peters.“

„Da ſind Sie in vortrefflichen Händen,“ lachte Krüger vergnügt; „aber laſſen Sie ihn um Gottes willen nicht ahnen, daß ich von der Sache etwas weiß!“

„Haben Sie keine Sorge — bitte, bemühen Sie ſich nicht, ich finde ſchon meinen Weg! Und während der Director oben in ſeinem Zimmer, ſich vergnügt die Hände reibend, auf und ab ging, ſtieg Jeremias langſam die Treppe hinunter.

Director Krüger wohnte zwei Treppen hoch, und jede Etage beſtand aus zwei Abtheilungen Stufen, die in dem alten Hauſe ziemlich ſteil aufwärts führten, aber durch Seitenfenſter hell erleuchtet wurden.

Jeremias war eben den erſten Abſatz hinabgeſtiegen, als ein Herr dicht unter ihm die Treppe heraufkam und zu ihm aufſah. Der Fremde, welcher etwa einen Kopf größer als unſer kleiner Freund ſein mochte, ſtand noch drei oder vier Stufen unter ihm, als er den Kopf zu ihm empordrehte und Jeremias plötzlich halten blieb.

„Hurrjeh!“ rief er aus, indem er ſich ſo klein machte, daß er ſeinen Kopf ziemlich in eine Richtung mit dem die Treppe Heraufkommenden brachte und beide Hände dabei auf die Kniee ſtützte. „Habe ich nicht das Vergnügen, den Herrn Doctor Strohwiſch vor mir zu ſehen?“

„Das iſt allerdings mein Name,“ ſagte der Herr. „Und mit wem hab' ich die Ehre?“

„Na, ſeh'n Sie einmal an,“ rief Jeremias, ohne die Frage zu beantworten, „und ſo hübſch allein unter vier Augen! Da erlauben Sie mir vielleicht, Ihnen gleich zu ſagen, mein lieber Herr Strohwiſch, daß Sie ein ganz miſerabler, erbärmlicher Dintenkleckſer und Schubbejack ſind!“

„Sie alberner Eſel!“ rief der Doctor, der gar nicht gleich wußte, über was er am meiſten erſtaunen ſollte, über die höfliche Anrede oder über die kleine, geduckte, komiſche Geſtalt, die vor ihm kauerte und die er deshalb auch, was perſönliche Kraft anbetraf, bedeutend unterſchätzte. „Was unterſtehen Sie ſich? Fort, oder ich werfe Sie die Treppe hinab!“

„So?“ ſagte Jeremias, der nur auf eine

ſolche Einladung gewartet zu haben ſchien, drückte ſich mit der Linken ſeinen Hut feſt und hatte aber auch im nächſten Moment ſchon den Doctor beim Kragen, der ſich wie ein Kind in ſeinem Griffe wand.

„Herr, laſſen Sie mich los!" ſchrie er.

„Treppe hinunter — ſo?" rief Jeremias. „Wundervolle Idee — Kopf weg unten!" Und ehe der „Doctor" nur einen Hülferuf ausſtoßen konnte, hatte er ihn herumgedreht, und wie ein Pfeil ſchoß er die Treppe hinab.

Jeremias' Blut war aber jetzt aufgeregt. Alberner Eſel hatte er ihn genannt — was vorangegangen, zählte nicht — und die Recenſion geſchrieben, und da unten kullerte er auf der Treppe herum. Unglücklich für ihn trug Doctor Strohwiſch auch ein ſpaniſches Rohr in der Hand, und Jeremias wußte eigentlich ſpäter gar nicht mehr recht, wie es gekommen war; ehe er ſich aber auf etwas beſann, war er die Stufen hinab unten bei ſeinem Schlachtopfer, hatte ihm den Stock aus der Hand geriſſen und zerwalkte ihn dabei nach Herzensluſt.

Strohwiſch ſchrie um Hülfe und verſuchte zuletzt, zur Verzweiflung getrieben, Gegenwehr; aber jetzt wurde Jeremias erſt recht böſe. In der Etage, wo er ſich befand, wurden Stimmen laut, und um den Kampfplatz auf neutrales Gebiet zu verlegen, faßte er den Unglücklichen wieder beim Kragen und warf ihn vor ſich her den nächſten Abſatz hinunter, von wo nur noch eine niedere Stufenreihe bis zu Hausthür blieb, und hier folgte Fortſetzung.

Oben in der zweiten Etage ſtand Director Krüger, ſchaute über das Geländer hinab und hätte vor Wonne applaudiren mögen, wenn er es ſich nur getraut hätte. Unten in der erſten Etage war das Dienſtmädchen und dann der Herr Ober-Appellationsrath X. mit der Frau Ober-Appellationsräthin und Fräulein Tochter heraus gekommen. An der Hausthür, da der Schall des Tumults hinausdrang, hatten ſich ebenfalls Leute geſammelt und drängten zuletzt bis in's Haus hinein. Und oben auf dem erſten Abſatze ſtand Jeremias und prügelte Strohwiſch, bis er den Stock in Atome zerſchlagen hatte und ſeinen Arm nicht mehr rühren konnte; dann warf er ihn den letzten Abſatz hinunter, den Stummel des ſpaniſchen Rohrs, mit einem ſehr zierlich geſchnitzten Elfenbeinknopfe daran, hinter ihm her, und während er ſelber an ihm vorüberſchritt, ſagte er: „So, Herr Doctor, jetzt wünſche ich Ihnen wohl zu bekommen. Mein Name iſt Jeremias Stelzhammer.“

„Herr Stelzhammer,“ ſagte da ein Mann in einem rothen Kragen, der ſich indeſſen durch die immer anwachſenden Zuſchauer in das Haus gedrängt hatte, „es thut mir leid, Sie in Ihrer Beſchäftigung zu ſtören.“

„Bitte, ich bin eben fertig,“ meinte Jeremias.

„Nun deſto beſſer,“ ſagte der Mann; „aber nun erſuche ich Sie auch, einmal ein bischen mit mir zu kommen, denn ich habe hier auf Ruhe und Ordnung zu ſehen.“

„Mein lieber Herr,“ erwiederte Jeremias, jetzt nicht im geringſten um die Folgen beſorgt, denn er ſah wohl, daß er es hier mit einem Polizeidiener zu thun hatte, „Ruhe herrſcht jetzt, und daß der Herr da ordentliche Prügel beſehen hat, wird er Ihnen ſelber bezeugen können. Ich hoffe, Sie ſind nun befriedigt.“

„Doch nicht ſo ganz,“ lachte der Gerichtsdiener, „Sie müſſen mit.“

„Verhaften Sie den Kerl im Namen des Geſetzes!“ ſchrie jetzt Strohwiſch, der ſich kaum von ſeiner Betäubung erholt hatte. „Ich bin hier auf die nichtswürdigſte Weiſe von ihm angefallen und mißhandelt worden; mein Eigenthum iſt dabei zerſtört, mein Stock in Selbſtvertheidigung zerſchlagen, meine Hoſe zerriſſen und beſchmutzt…“

„Die Keile nennt er Selbſtvertheidigung!“ lachte Jeremias.

„Na,“ meinte der Polizeidiener mit einem Blick auf die robuſte Geſtalt des Doctors, „Sie ſehen mir allerdings aus, als ob Sie ſich hätten wehren können; aber das iſt einerlei, Sie mögen das Beide vor Gericht ausmachen.“

„Aber ich werde doch nicht…“

„Ja, Sie müſſen auch mit,“ ſagte der Mann trocken; „ich kann hier nicht unterſuchen, wer angefangen hat. Alſo bitte, machen Sie keine Umſtände.“

Immer mehr Leute hatten ſich indeſſen in das Haus gedrängt; denn was ſieht das Publikum lieber, als eine Prügelei mit ſpäterer Abführung der Betheiligten durch die Polizei, die gerade ſo dazu gehört, wie die Verlobung von zwei verliebten Paaren am Ende eines Luſtſpiels.

„Meine Herren,“ ſagte der Diener der öffentlichen Sicherheit zu den Eindrängenden mit jener Hochachtung, die er ſtets Leuten gegenüber beobachtete, gegen welche „noch nichts Gravirendes bekannt geworden," „ſeien Sie ſo gut und gehen Sie nach Hauſe; Sie ſehen, es iſt Alles vorüber. Bitte, machen Sie Platz, es kann ja kein Menſch durch."

Die Leute gaben langſam Raum; aber Doctor Strohwiſch brauchte noch einige Zeit, um ſeine ſehr derangirte Toilette wieder etwas in Ordnung zu bringen. Er wollte auch noch Schwierigkeiten machen, mit einem Polizeidiener am hellen Tag durch die Straßen zu gehen, aber es half ihm nichts. Der Mann des Geſetzes blieb unerbittlich wie das Geſetz ſelber, und wenige Minuten ſpäter expedirte der würdige Beamte die beiden Uebelthäter zum innigen Vergnügen einer Anzahl zerlumpt und anſtändig gekleideter Straßenjungen nach dem Rathhaus hin.

Die Straße herab kam Graf Rottack. Er ſah ernſt und angegriffen aus, und als er dem Menſchenknäuel begegnete, wollte er eben, von der Berührung damit zurückſcheuend, nach der andern Seite der Straße hinüberbiegen, als ſein Blick auf Jeremias fiel und er erſtaunt und verwundert ſtehen blieb.

„Aber, Jeremias, um Gottes willen, was haben Sie denn gemacht? Was iſt vorgefallen?"

„Nur eine Kleinigkeit, Herr Graf,“ lächelte der kleine Mann, aber doch etwas verlegen, in ſolcher Geſellſchaft gerade von ihm betroffen zu werden; „ich und der Herr da geriethen ein wenig aneinander.“

„Ich leiſte Bürgſchaft für den Herrn,“ ſagte Felix zu dem Gerichtsdiener; „mein Name iſt Graf Rottack.“

„Thut mir leid, Herr Graf,“ erwiederte der Mann ruhig, „das hier nicht annehmen zu können. Meine Pflicht iſt, die beiden Männer auf's Rathhaus hinaufzuführen und die Anzeige zu machen. Dort notirt dann der Herr Actuar den Fall, und wenn Sie mit hinaufgehen, ſo hat es nicht die geringſte Schwierigkeit, daß der Gefangene augenblicklich auf freien Fuß kommt.“

„Schön.“

„Aber, beſter Herr Graf!“

„Gehen Sie nur voran,“ lächelte dieſer, „denn escortiren möchte ich mich nicht gern laſſen; ich folge Ihnen aber augenblicklich.“

Er zog ſich zurück, denn einige der Zuſchauer, die vielleicht gehofft hatten, daß irgend ein gewaltſames Einſchreiten oder ſonſt ein amüſanter Zwiſchenfall eintreten könne, preßten näher. Das Rathhaus war nicht weit entfernt, und nachdem die beiden Feinde, nicht gerade zur Erbauung des ziemlich bös zugerichteten „Doctors," noch eine Weile in dem Vorſaal hatten warten müſſen, da gerade ein Dienſtmädchen wegen verſuchten Diebſtahls verhört wurde, kamen ſie endlich vor.

Die Verhandlung war übrigens eine kurze; Jeremias, der vorher ſeinen Vor- und Zunamen wie überhaupt eine kurze Lebensbiographie zu Protokoll geben und erklären mußte, daß er noch nie vor Gericht geſtanden, läugnete nicht, den Doctor Strohwiſch zuerſt angefaßt und geprügelt zu haben, und da Graf Rottack jetzt ebenfalls vorgelaſſen wurde und erklärte, Bürgſchaft für das Erſcheinen des Herrn vor Gericht leiſten zu wollen, ſo wurde der Delinquent entlaſſen.

Der Doctor, eine allbekannte Perſönlichkeit in Haßburg, blieb noch oben, um ſeine Klage gegen den Ueberfall zu formuliren und gleich aufnehmen zu laſſen.

„Aber nun ſagen Sie mir um Gottes willen, Jeremias," rief Rottack, als ſie wieder zuſammen auf der Straße waren, „was hat Sie denn zu einem ſolchen Gewaltſtreich bringen können? Wir ſind doch hier nicht mehr in Braſilien."

„Mein lieber Herr Graf," ſagte der kleine Mann und ſchämte ſich jetzt ein wenig der Rolle, die er geſpielt, „Sie haben recht — ich hätt's nicht thun ſollen, aber die Galle lief mir über. Der Menſch war ein Recenſent, und — da hab' ich noch einmal den Hausknecht herausgekehrt; aber ich verſpreche es Ihnen, es ſoll zum letzten Mal geſchehen ſein, denn ich darf Ihnen doch keine Schande machen!"

„Und was, beim Himmel, haben Sie mit den Recenſenten zu thun?" lachte Graf Rottack.

„Das iſt weitläufig, das erzähle ich Ihnen ein andermal. Und wie geht es der Frau Gräfin?"

„Sie iſt unwohl," ſeufzte Felix; „manches Leid verwandter Freunde hat ſie tief betroffen und angegriffen. Aber von Ihnen ſelber weiß ich gar nichts weiter, ſeit wir uns bei jenem Fräulein — wie hieß ſie doch gleich?"

„Baſſini."

„Ja, ganz recht — bei jenem Fräulein geſehen. Haben Sie Frieden mit Ihrer Familie geſchloſſen? Sie hätten uns wohl einmal, als alten Freunden, Nachricht geben können."

„Ich geſtehe, daß ich wie ein ſchlechter Kerl gehandelt habe," rief Jeremias; „aber erſtens wußte ich nicht, ob ich Ihnen recht kam, und dann hab' ich die Zeit über ſo viel zu thun gehabt. Aber Gott ſei Dank, es geht Alles recht gut, und wenn Sie es mir erlauben, ſo komme ich einmal in dieſen Tagen und ſtatte ausführlichen Bericht ab.“

„Das ſoll ein Wort ſein, Jeremias,“ ſagte Graf Rottack ihm die Hand reichend. „Glauben Sie mir, wir haben die alten Freunde noch nicht vergeſſen und viel zu wenig neue gefunden, um ſie entbehren zu können.“

„Lieber Herr Graf…“

„Auf Wiederſehen, Jeremias!“ Und Graf Rottack ſchritt, tief aufſeufzend, die Straße hinab.

5.

Die Contremine.

Der junge, hoffnungsvolle und in der Blüthe ſeiner Jahre dahingeraffte Graf George von Monford war begraben worden und damit die Tragödie, die einige Tage die Stadt beſchäftigt, zu Ende geſpielt. Sein Gegner, der junge Graf Bolten, ſchien ſeit der Zeit verſchwunden; er hatte jedenfalls den Staat verlaſſen, und die Secundanten wurden verhört und ſahen ihrer formellen Strafe entgegen, die ihnen aber jedenfalls leicht genug gemacht wurde.

Es iſt auch eine eigene Sache um das Duell und die dagegen erlaſſenen Geſetze. Wir Alle ſind wohl darüber einig, daß es eine gegen die Moralität verſtoßende Sitte iſt, wenn zwei Menſchen in der Abſicht, einander zu tödten, gegen einander auftreten. Wir finden es auch natürlich, daß der Staat eine Strafe darauf ſetzt, aber wie wenige von denen, die wirklich gegen eine ſolche „Unſitte“ anſtreiten, würden ſich ſelber ihr entziehen, wenn ſie ſich zu einem ſolchen Kampf gezwungen ſähen!

Ich bin weit davon entfernt, die zu tadeln, die aus moraliſchen oder religiöſen Bedenken das Duell durchaus für ſündlich halten und ſich deshalb nicht ſchlagen. Es iſt das eine Gewiſſensſache, über die kein Anderer ein Recht hat zu urtheilen — aber man ſoll auch die nicht verdammen, die mit einem — möglicher Weiſe irrigen Ehrgefühl eine erlittene Beleidigung nur glauben durch Blut auswaſchen zu können. Auch bei ihnen iſt es eine Gewiſſensſache, und wenn hierbei eine Majorität entſcheiden könnte, ſo wären ſie ganz entſchieden und unzweifelhaft im Recht.

Muth? — Es iſt möglich, daß mehr moraliſcher Muth dazu gehört, eine Herausforderung abzulehnen, als ſie anzunehmen; aber das Duell ſelber iſt noch ein letztes Ueberbleibſel faſt der alten, kräftigen Ritterzeit, wo der Mann auch für ſein eigenes gutes Recht einſtand und nicht um jeden Quark die Polizei beläſtigte. Das

Duell hat manchen Uebelſtand, ja; mancher Streit wäre auch vielleicht ohne ſolch ein gewaltſames Mittel beizulegen geweſen, mancher Familie endloſer Jammer, namenloſes Leid erſpart worden, aber trotzdem iſt es in vielen Fällen nicht möglich, es zu vermeiden. Es iſt ein anerkanntes Uebel, aber ein nothwendiges, und nur eine Umwandlung unſerer Anſichten und Meinungen könnte dem Zweikampf ein Ende machen.

Hier freilich hatte alte Sitte ein furchtbares und ſchweres Opfer gekoſtet, den einzigen Sohn des Hauſes, das letzte Kind, und wie das Glück in früheren Jahren nicht müde geworden ſchien, all' ſeine Gaben mit verſchwenderiſchen Händen über die von Tauſenden beneidete Familie auszuſtreuen, ſo unerbittlich ſchritt jetzt das Unglück durch die verödeten Räume ſeine erbarmungsloſe Bahn, das Haus der Freude in ein Haus des Jammers wandelnd.

Der junge Graf war, von einem prächtigen Leichengepränge begleitet, in die Familiengruft beigeſetzt worden, und wie die unglücklichen Eltern in das Schloß zurückkehrten, ſchien das ſonſt ſo gaſtfreie und allen geſelligen Freuden geöffnete Haus in ein düſteres Kloſter verwandelt zu ſein.

Draußen das blitzende Thürſchloß des Gartenthors deckte, der engliſchen Sitte nach, ein Trauerflor — der größte Theil der Dienerſchaft war entlaſſen worden; der alte Graf wollte die vielen Menſchen nicht mehr um ſich ſehen, die Fenſter wurden verhängt und nur ſo weit geöffnet, um das nöthigſte Tageslicht herein zu laſſen, und die Gräfin ſelber lag gebrochen auf ihrem Bett.

Der Verluſt Paula's hatte ſie erſchüttert, aber weit mehr ihren Zorn als ihren Schmerz erweckt; der Verluſt des Sohnes, an dem ihr Herz mit aller Liebe hing, deren es nur fähig war, brach die Kraft, die ſie bis dahin aufrecht gehalten, und ſie gab ſich jetzt ſo wild und rückſichtsvoll ihrem Grame hin, als ſie den vorher hart und kalt in ihrer Bruſt zurückgehalten.

Das war ein trauriges Leben jetzt in dem ſonſt ſo fröhlichen Hauſe, und der alte Haushofmeiſter ſchlich wie ein Geiſt in den Räumen umher, als ob er die Verlorenen ſuche und ihren Verluſt noch nicht glauben könne, noch nicht denken möge. So aufmerkſam er aber dabei den Grafen ſelber bediente, ſo ſcheu hielt er ſich von der bis dahin geliebten Herrin zurück, denn an dem Abend, an dem ſie den Brief ſeiner lieben kleinen Comteſſe kalt und erbarmungslos in die verzehrende Flamme warf, hatte ſich ſein Herz ihr entfremdet und wieder und wieder zuckte ihm der Gedanke durch den alten Kopf, daß Gottes Strafgericht dafür das jetzt dem Untergang geweihte Haus betroffen habe.

Der Graf ſelber freilich brauchte faſt keine Bedienung. Er verließ ſein Zimmer nur dann und wann, um eine halbe Stunde auf der Terraſſe auf und ab zu gehen und friſche Luft zu ſchöpfen, fühlte ſich aber ſo ſchwach, daß ihn ein Diener dabei unterſtützen mußte. Er ſprach auch wohl immer vom Reiſen und befahl dem Haushofmeiſter drei-, viermal im Tage, die Koffer zu packen und Alles herzurichten, aber der Ober-Medicinalrath, der Morgens und Abends kam, ſchüttelte dazu mit dem Kopf.

Der Graf war unmittelbar nach den gehabten Aufregungen viel zu ſchwach, um jetzt an eine Reiſe denken zu können. Er mußte ſich jedenfalls erſt wieder, eine kurze Zeit wenigſtens, erholen. In vier oder ſechs Wochen ließ ſich eher darüber reden. Jetzt brauchte er vor allen Dingen ſorgſame Pflege und Ruhe.

„Ruhe, Du großer Gott, Ruhe herrſchte allerdings in dem Hauſe, aber die Ruhe des Grades, und wie ſchon Jeder die Stätte der Trauer von ſelber mied, wurden ſelbſt die wenigen Perſonen, die theilnehmend Troſt ſpenden wollten, abgewieſen.

Auch Graf Rottack war hinaufgefahren, um den Unglücklichen ſein inniges Beileid auszuſprechen und vielleicht zugleich etwas Näheres über Paula's jetzigen Aufenthalt zu erfahren, um die ſich Helene ſorgte und abängſtigte; aber weder Graf noch Gräfin nahmen einen Beſuch an. Sie ließen der Nachfrage danken, fühlten ſich aber jetzt zu leidend, um Fremde zu empfangen.

Rottack wandte ſich ſogar an den Haushofmeiſter, um von dieſem etwas über den gegenwärtigen Aufenthalt der Comteſſe zu hören. Lieber Gott, der alte Mann wußte ſelber nichts darüber und liebte ſeine Herrſchaft viel zu ſehr, das von ihr weiter zu erzählen, daß ſie mit eigenen Händen die einzige Kunde ihres verlorenen Kindes vernichtet hätten — und ein weiterer Brief war doch nicht eingetroffen.

Graf Rottack mußte unverrichteter Sache wieder nach Haßburg zurückkehren.

Empört war er aber hier, in dem ſogenannten Stadtblatt einen ganz gemeinen Artikel über die Verhältniſſe des Monford'ſchen Hauſes zu leſen, auf welches Doctor Strohwiſch eine ſpecielle Malice zu haben ſchien. Es iſt wahr, der alte Graf hatte ihn früher nicht mit der Hochachtung behandelt, die er glaubte als Vertreter der Preſſe beanſpruchen zu dürfen. Sein erſter Beſuch im Schloſſe war allerdings angenommen, aber nicht einmal durch eine abgegebene Karte erwiedert worden, ſein zweiter ſchlug total fehl, und nicht eine einzige Einladung war an ihn, trotz aller „Feſte und Gelage,“ wie er es nannte, ergangen. Man hatte ihn vollſtändig ignorirt, und er konnte deshalb eine ſo günſtige Gelegenheit, ſich zu rächen, nicht unbenutzt vorüber laſſen.

Leider verfehlte er aber dadurch vollkommen den beabſichtigten Zweck, denn die Familie Monford war in Haßburg wirklich beliebt geweſen. Die alten Herrſchaften galten allerdings für ſtolz, aber kein Nothleidender hatte je ihre Thür unbeſchenkt verlaſſen, alle Armen- und Wohlthätigkeits-Anſtalten der Stadt waren von ihnen ſteis auf das freigebigſte bedacht worden, und der junge Graf und die Comteſſe durch ihre Liebenswürdigkeit und ihr offenes, freundliches Betragen gegen Jeden, mit dem ſie in Berührung kamen, allbeliebt in ganz Haßburg geweſen. Das furchtbare Schickſal der Eltern bei ſo ſchwerem Verluſt trug dann ebenfalls noch dazu bei, alle Schatten in dem allerdings etwas übermüthigen Charakter der Gräfin ſelber zu verwiſchen; was mußte ihr Mutterherz jetzt empfinden. — Deſto unangenehmer wurden die Leſer faſt ohne Ausnahme von der rückſichtsloſen Schadenfreude berührt, mit welcher ein Leitartikel des Blattes das Unglück dieſes edlen Hauſes beſprach.

Einen unglücklicheren Moment hätte Strohwiſch auch nicht wählen können, wenn ihm wirklich ein Erfolg am Herzen lag, als in derſelben Nummer den Verſuch zu machen, die Entrüſtung des Publikums gegen die Theaterdirection aufzurufen, die an dieſem Abend die Keckheit haben wollte, ihnen Herrn Horatius Rebe nochmals als Fiesco aufzuzwingen, dem er ein gänzliches Fiasco prophezeite.

Das Blatt wurde Herrn Rebe unter Kreuzband in's Haus geſchickt.

Jeremias hatte es ebenfalls geleſen, aber er ließ ſich an dem ganzen Tag nicht bei Pfeffers blicken, ſondern lief in einer merkwürdigen und an ihm ſehr ungewöhnlichen Aufregung in der Stadt herum. Die Klageſache mit Strohwiſch konnte es auch nicht ſein, denn die war ſchon abgemacht und er dieſes Mal mit einer nicht unbeträchtlichen Geldſtrafe davon gekommen. Er tauchte auch oft in abgelegenen Straßen in kleine, ganz unanſehnliche Spelunken ein, mit deren Bewohnern er einige Zeit verkehrte, ſtieg in dem Hauſe in den dritten, in jenem in den vierten Stock hinauf, und entwickelte überhaupt eine Thätigkeit, wie er ſie vielleicht ſeit ſeinen Dienſtjahren in Braſilien nicht mehr gezeigt hatte.

Um zwölf Uhr ſuchte er dabei kein Hôtel auf, um ſich nach der ungewohnten Anſtrengung zu reſtauriren, ſondern eine ganz gewöhnliche, noch dazu außer dem Weg gelegene Bierkneipe und Schenkwirthſchaft, wo er ſich ein Glas Bier und eine Portion Graupen und Rindfleiſch, die einzigen Gegenſtände, die auf der Speiſekarte ſtanden, geben ließ.

Er hatte dort aber noch nicht lange geſeſſen — und es war dabei augenſcheinlich, daß er Jemanden erwartete, denn er ſah fortwährend nach der Thür — als Peters, der Theaterdiener, auf der Schwelle erſchien, ihm ziemlich vertraut zunickte, ſeinen alten Hut an einen Nagel hing und ſich dann, wie zu einem alten Bekannten, neben ihn ſetzte.

„Na, das iſt geſcheidt, Peters, daß Ihr kommt,“ ſagte Jeremias.

„Werde doch die Fütterung nicht verſäumen,“ bemerkte dieſer, „wo ſollte nachher die Kraft und Ausdauer herkommen!“

„Und Alles in Ordnung?“

„Alles, aber ich ſage Ihnen, Herr Stelzhammer, ich fühle meine Beine nicht, und habe den letzten Groſchen von dem Gelde ausgegeben!“

„Hier iſt mehr,“ nickte ihm Jeremias zu, indem er ihm eine Zwanziggulden-Note in die Hand drückte, „wenn es die Leute nur vernünftig anfangen, daß es nicht auffällig wird.“

„Na, da können Sie ſich ganz auf mich verlaſſen, aber der Durſt ...“

„Kellner, zwei Glas Bier!“

„Darin, dächt' ich, hätt' ich einige Uebung,“ fuhr Peters fort, und wiſchte ſich ſchon im voraus nach dem Bier den Mund, „Alles mit dem gehörigen Avec und zur rechten Zeit!“

„Und wenn welche pfeifen?“

„Deſto beſſer, die werden hinausgefuhrwerkt. Uebrigens habe ich mir noch einen Hauptkerl für derlei Sachen — ein außerordentlich nützliches Mitglied, wie unſer Director ſagt, hier um zwölf Uhr herbeſtellt, weil ich ihn nicht zu Hauſe traf.“

„So? kommt er?“

„Gewiß, es iſt eine Art verdorbenes Genie, der Gelegenheitsgedichte und dergleichen macht und eigentlich mit dem „Doctor“ befreundet, aber, lieber Gott, er hat immer Durſt; Ihr Wohl, Herr Stelzhammer, und ein paar Gulden mehr auf die eine Seite können da ſchon 'was ausrichten!“

„Sie wiſſen, Herr Peters, daß es mir auf ein paar Gulden nicht ankommt.“

„Sehr hübſch von Ihnen, Herr Stelzhammer,“ bemerkte Peters, „wollte, ich könnte daſſelbe von mir ſagen.“

„Wenn die Sache gut abläuft, ſoll es Ihr Schade gewiß nicht ſein!“

„Was thut man nicht im Intereſſe der Direction,“ bemerkte Peters beſcheiden, „und wenn uns der Rebe nur ein klein wenig hilft, und ich bin feſt überzeugt, er wird ſeine Sache gut machen, ſo — aber da kommt er,“ ſtieß er plötzlich ſeinen Nachbar heimlich mit dem Ellbogen an. „Das iſt der Hauptmatador von Allen —

aber jetzt ruhig, daß er nichts merkt. Laſſen Sie mich nur machen.“

Der Eintretende war eine ganz auffallende Erſcheinung, ein baumſtarker Menſch mit blonden Haaren und blauen, etwas verſchwommenen Augen. Die Naſe dabei ein wenig geröthet, das Geſicht unraſirt, ging er, in einen braunen, ſehr abgetragenen Ueberrock, trotz der warmen Witterung, bis oben hin eingeknöpft, ſo daß auch nicht die Spur von reiner Wäſche ſichtbar wurde. Den Hut hatte er dabei keck und zuverſichtlich auf einem Ohr ſitzen und in der Hand trug er ein dickes ſpaniſches Rohr.

Wie er in die Thür trat, warf er einen Blick in das noch ſehr ſpärlich beſetzte Zimmer, bemerkte Peters, nickte ihm huldvoll zu, hing dann ebenfalls ſeinen Hut an den Nagel und ſetzte ſich, ohne Jeremias weiter zu beachten, dem Theaterdiener gerade gegenüber.

„Wollen Sie mit eſſen?“ fragte der etwas ſchmutzig ausſehende Kellner ohne viele Umſtände, „Graupen und Rindfleiſch!“

„Danke — Glas Bier!“ war die Antwort. „Nun, Peters, wie geht's? Was treibt Ihr?“

„Haben Sie denn ſchon gegeſſen, Her Walther?“ fragte dieſer.

„Ich? — hm — nein — ſpeiſe gewöhnlich ſpäter…"

„Na, aber dann zur Geſellſchaft. — Heh, Kellner, Couvert für den Herrn!" rief Peters, der ſich alle geſellſchaftlichen Formen angeeignet hatte. „Die Herren kennen ſich wohl noch nicht? Herr Walther, eine literariſche Größe; Herr Stelzhammer, ein Kaufmann aus Braſilien!"

„Sehr angenehm, Ihre Bekanntſchaft zu machen," ſagte Herr Walther mit einem völlig gleichgiltigen Geſicht, indem er verlangend nach dem eben gebrachten Bier hinüber ſah, und auch drei Viertel des Glaſes auf Einen Zug leerte. „Was wollten Sie denn, Peters? Sie waren bei mir im Hauſe. Ich hatte einige Beſuche zu machen."

„Sind Sie ſchon auf heute Abend engagirt. Herr Walther?" fragte Peters, der weitere Umſtände nicht für nöthig hielt.

Herr Walther nickte einfach, während er die für ihn beſtellten Speiſen in Empfang nahm und trotzdem, daß er ſonſt ſpäter ſpeiſte, mit außerordentlichem Erfolg zu bearbeiten begann.

„Alle Wetter," rief Peters, „das wäre mir aber nicht lieb! Sie ſelber würden viel dabei verſäumen, Herr Walther, denn es liegt uns viel daran, daß die Vorſtellung heute Abend eine befriedigende iſt!"

„So?" ſagte Herr Walther.

„Aber vielleicht ließe es ſich doch noch vereinigen."

„Möchte wohl ſchwerlich gehen, Peters, — ich werde pfeifen," ſagte der Herr mit einer bodenloſen Ruhe.

Jeremias zuckte zuſammen, Peters gab ihm aber unter dem Tiſch einen Stoß mit dem Fuß.

„Hm," meinte er dann, als ob in der Antwort nicht das geringſte Außergewöhnliche gelegen hätte, „das iſt dann freilich etwas Anderes. Schade, aber wenn's nicht iſt, iſt es nicht — Sie hätten indeß ein ſchön Stück Geld verdienen können!"

„Bah," ſagte Herr Walther verächtlich, und kaute das nicht ganz zarte Stück Rindfleiſch, „was Ihr ſchön Stück Geld nennt — frei Entrée und einen halben Gulden Klopfgeld. Die andere Seite iſt bequemer, dabei kann ich die Hände in den Taſchen behalten."

„Ja, halben Gulden," lachte Peters, „da wäret Ihr dieſes Mal ſchön angekommen — mit halben Gulden wird ſich nicht befaßt, aber wie geſagt, wenn's nicht iſt, iſt es nicht," und dabei fiel er wieder über das Rindfleiſch her.

Herr Walther ſaß ihnen eine Zeit lang ſchweigend gegenüber und ſein Blick ſtreifte dabei ein paarmal Jeremias. Daß der mit darunter ſtak, hatte er im Nu weg, und der Mann ſah noch dazu aus, als ob er zahlen könne. Er trank ſein Bier aus.

„Kellner, unſere Gläſer ſind leer!" ſagte Jeremias, und Peters nickte beſtätigend mit dem Kopf. Der Rieſe machte eine halbe Verbeugung gegen den kleinen Mann, als Anerkennung ſeines Verdienſtes um das öffentliche Wohl, nahm aber das Geſpräch nicht wieder auf und ſchien die Sache an ſich kommen zu laſſen. Peters aber ſagte auch nichts weiter, eine höchſt überflüſſige Bemerkung ausgenommen, daß er heute einen entſetzlichen Durſt habe, und trank ſtark dabei.

„Kellner, unſere Gläſer ſind leer!" rief Jeremias wieder nach einer gar nicht etwa ſo langen Pauſe.

„Bitte," ſagte dieſes Mal Herr Walther, ſchob aber doch dem Kellner ſein geleertes Glas hin. Die Stille wurde ihm aber unheimlich — mit Eſſen waren ſie fertig. Jeremias nahm ſeine Cigarrentaſche heraus, zündete ſich eine Cigarre an und offerirte dieſelbe dann dem Gegenüberſitzenden und Peters. Beide Herren acceptirten.

„Donnerwetter,“ ſagte Peters, „das iſt 'was Feines — allen Reſpect!“

„Ausgezeichnet,“ bemerkte Herr Walther, und blies den Rauch mit Kennermiene durch die Naſe. Sein vis-à-vis ſtieg augenſcheinlich in ſeiner Achtung; Strohwiſch rauchte nichtswürdige Cigarren.

Der kleine Jeremias war aber ein praktiſcher Geſchäftsmann und fühlte, daß jetzt die beiden würdigen Leute viel beſſer mit einander zu Stande kommen würden, wenn er nicht dabei wäre. Seine Gegenwart ſtörte mehr, als daß ſie half. Er ſtand auf und ſagte: Ach, lieber Herr Peters, Sie entſchuldigen mich wohl; ich habe noch in der Nachbarſchaft etwas zu thun und hole Sie in einer Viertelſtunde wieder ab, berichtet iſt Alles — habe die Ehre“ — und dabei drückte er dem Theaterdiener noch einen Zehngulden-Schein in die Hand, aber ſo, daß Herr Walther Zeuge der Bewegung ſein mußte. Dann machte er einen kleinen Spazirgang, und zwar eine volle Viertelſtunde. Als er aber wieder in die Schenke zurückkehrte, fand er Peters allein vor, der mit freudeſtrahlendem Geſicht hinter einem friſchen Kruge Bier ſaß.

„Nun?“

„Alles in Ordnung,“ lachte dieſer, „Sie alter Menſchenkenner Sie — capital gemacht — ausgezeugnet. Mit Ihnen möchte ich öfter zu thun haben. Donnerwetter, wenn ich da bedenke, wie zäh unſer Alter iſt!“

„Und er wird nicht pfeifen?“ ſagte Jeremias.

„Das Unmögliche dürfen wir nicht verlangen,“ erwiederte achſelzuckend Peters, „aber — er läßt ſich ’rausſchmeißen, und damit haben wir Alles gewonnen. — Ja, Sie lachen,“ fuhr Peters halb beleidigt fort, „aber glauben Sie etwa, daß das eine Kleinigkeit iſt? Wenn der Stand halten will, bringen ihn zwölf Menſchen nicht hinaus, und zu großen Skandal müſſen wir vermeiden, ſonſt miſcht ſich doch die Polizei hinein. So aber iſt Alles in Ordnung. Pfeifen muß er, das ſieht ein Kind ein; er hat das Geld dafür ſchon genommen, aber er bleibt nahe der Thür ſtehen, dann fuhrwerken wir ihn wie der Wind hinaus, und damit iſt der ganzen Oppoſition die Spitze abgebrochen.“

„Und das koſtet?“

„Ein Heidengeld — fünfzehn Gulden; er

wollte es aber nicht einen Kreuzer billiger thun. Seine Ehre ſtände auf dem Spiel.“

„Gut,“ lachte Jeremias vergnügt; „kommt nicht darauf an, und für die Uebrigen ſtehen Sie?“

„Jetzt habe ich keine Sorge weiter,“ rief Peters, „nun muß ich aber fort. Donnerwetter, es iſt ſchon ein Uhr vorbei, und ich kann nur die Beine unter die Arme nehmen!“

„Haben Sie noch etwas getrunken?“

„Nur noch vier Glas — das geht jetzt mit auf die große Rechnung — alſo adieu, Herr Stelzhammer, bei Pompeji ſehen wir uns wieder.“ Und mit einer eleganten Verbeugung ſchoß er aus dem Zimmer. —

„Fiesco oder die Verſchwörung zu Genua. Fiesco, Graf von Lavagna — Herr Rebe“ ſtand mit groß gedruckten Buchſtaben auf den feuerrothen Zetteln, die überall in der Stadt angeklebt waren und die Augen auf ſich lenken mußten.

Zugleich hatte ſich aber — wer weiß denn durch wen ſolche Sachen bekannt werden — das Gerücht verbreitet, Rebe würde heute Abend ausgeziſcht werden, und wer nicht aus Theilnahme für das Stück und die Darſteller hineinging, ſuchte ſich ein Billet zu verſchaffen, um den Skandal mit anzuſehen, ſo daß ſchon um vier Uhr an der Kaſſe ſämtliche Plätze vergriffen waren.

In ſofern hatte der Director alſo ganz richtig ſpeculirt. Er bekam ein ausverkauftes Haus, ſogar das Orcheſter mußte geräumt werden, und im Uebrigen war er nach keiner Seite hin gebunden; er konnte das Reſultat ruhig mit anſehen.

Rebe ſelber erfuhr von allen den gegen und für ihn geſpielten Intriguen natürlich nichts, denn er hielt ſich den ganzen Tag in ſeinem Zimmer verſchloſſen, um ſeine Rolle noch einmal fleißig durchzugehen. Ein paarmal hörte er Schritte auf der Treppe, und es klopfte bei ihm an, aber er gab keine Antwort; denn nur dem Theaterdiener hatte er ein beſtimmtes Anpochen gelehrt, wie er ſich bemerklich machen ſollte, wenn er vielleicht irgend etwas von der Direction zu beſtellen hätte. Aber dieſer kam nicht, und allen Anderen blieb die Thür verſchloſſen.

So kam die Theaterzeit heran, und ſchon eine Stunde vor Oeffnung der Kaſſe drängte ſich das Publikum der Gallerie und des Steh-Parterres vor den verſchiedenen Thüren des Eingangs, mit Ungeduld die Erſchließung derſelben erwartend, und kaum geöffnet, füllten ſich die Räume.

Die haute volée kam ſpäter, aber ſie kam, denn Viele hatten an jenem erſten Abend dem ſo plötzlichen Auftreten Rebe's nicht beiwohnen können, und man war überhaupt neugierig geworden, wie ſich ein junger Künſtler, den man bis jetzt gewohnt geweſen als Statiſten zu betrachten, entwickeln würde. Außerdem ſollte er ja auch des vielbeſprochenen Handor Platz einnehmen. Wirkliches Intereſſe für ihn fühlten nur Wenige. Was kümmerte ſie der Schauſpieler, ſie wollten ſich amüſiren, und wenn es im Theater ein wenig Skandal gab, deſto beſſer; welchen trefflichen Unterhaltungsſtoff hatte man dann wieder auf morgen! Daß die Exiſtenz eines jungen Talents auf dem Spiel ſtand — wer dachte daran, oder ſorgte ſich deshalb?

Wie die Vorſtellung aber heranrückte, wurde dem Director doch nicht wohl bei der Sache, denn durch ſeine Kundſchafter hatte er ſchon lange erfahren, was für den Abend beabſichtigt, und wer dabei betheiligt war. Und wo ſtak Peters? Ob er des Menſchen wohl habhaft werden konnte, der wie ein losgelaſſener Irrwiſch in der Stadt umherſchoß! Aber was konnte ihm Peters auch helfen?

Was will geſcheh'n, es mag geſcheh'n!

declamirte er mit Pathos vor ſich hin und ging dann in's Theater und auf die Bühne, um zu ſehen, ob dort wenigſtens Alles in Ordnung und keine Störung zu befürchten wäre.

Den Schauſpielern ſelber hatte die Stimmung im Publikum aber auch nicht verborgen bleiben können, und ſie wußten aus eigener Erfahrung, welch böſes Zeichen es iſt, wenn ſchon im Voraus bei einem Stück Skandal angekündigt wird. Es giebt immer eine Maſſe nutzloſes Volk, das mehr Freude daran, als an einer guten Aufführung findet, und zuletzt den Skandal, wenn er wirklich nicht ausbrechen ſollte, provocirt.

Sie Alle wußten aber nicht, wie des Doctors Strohwiſch boshafter Artikel durch den Aufſatz über die Monford'ſche Familie völlig paralyſirt worden. Der beſſere Theil des Publikums, und, Gott ſei Dank, bei jedem Publikum die Mehrzahl, war entſchieden entrüſtet darüber, und dadurch auch feſt entſchloſſen, ſeinen Beifall nicht zurückzuhalten, wenn ihn der Schauſpieler wirklich verdienen ſollte. Was ſich dann im Parterre vorbereitete, mußte man eben abwarten.

Um ſechs Uhr ſollte die Vorſtellung beginnen. Etwa eine halbe Stunde vorher betrat Jeremias, ziemlich erſchöpft von dem heutigen ereignißvollen

Tag, Graf Rottack's Wohnung und wurde von dem Diener, der ihn raſch wiedererkannte, ſogleich gemeldet.

Graf Rottack war allein im Zimmer, als Jeremias in einer Transpiration, die nichts zu wünſchen übrig ließ, daſſelbe betrat.

„Nun, Jeremias, wie geht's?“ redete ihn der junge Graf freundlich an. Sie haben ſich lange nicht bei uns ſehen laſſen. Was treiben Sie?“

„Was ich in meinem Leben nicht geglaubt hätte, Herr Graf,“ ſagte der kleine Mann, ſich den ganzen Kopf abtrocknend; „ich werbe Leute an, um im Theater zu applaudiren.“

„Wollen Sie ſelber auftreten?“ lachte Felix. „Dann ſtelle ich Ihnen meine Hände ebenfalls zur Verfügung.“

„Danke Ihnen,“ nickte Jeremias, „ich nehme ſie an, wenn auch nicht für mich ſelber. Aber ich bin Ihnen noch die Erzählung von meinem neulichen Abenteuer ſchuldig, und wenn Sie einen Augenblick Zeit hätten, denn lange kann ich ſelber nicht...“

„Setzen Sie ſich, Jeremias — für Sie immer.“

Jeremias ließ ſich nicht lange nöthigen und erzählte jetzt dem jungen Grafen mit kurzen Worten zwar, aber immer dabei nur das Hauptſächlichſte hervorhebend, ſeine eigene kleine Familienangelegenheit, zu welcher der Schauſpieler Rebe und deſſen neulicher Erfolg in engſter Beziehung ſtand; dann die Bosheit jenes Literaten und ſein neuliches Begegnen mit demſelben, und jetzt deſſen rachſüchtige Machinationen, um den ihm verhaßten Menſchen zu ſtürzen, und ſeine eigene Contremine dagegen.

Rottack, welcher der Erzählung mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit gelauſcht, denn Handor's Flucht ſtand ja in der genaueſten Beziehung dazu, ſeufzte tief auf.

„Wie wunderbar das in der Welt iſt,“ ſagte er, „daß Eines Glück des Andern Elend birgt! Während durch jenes Menſchen Flucht Ihr junger Freund Lorbern erntet und ſich eine Exiſtenz erringt, geht auf der andern Seite darüber ein altes edles Haus zu Trümmern.“

„Ja, Du lieber Gott,“ ſagte Jeremias achſelzuckend, „wie manches edle Haus wird auch mit dem Untergang vieler armen Familien aufgebaut! Wer kann's ändern? Der Himmel helfe dem nur, den's trifft; wir Anderen ſchwimmen indeſſen ſachte weiter. Aber, Herr Graf, was ich

Sie fragen wollte: gehen Sie heut' Abend in's Theater?"

„Ich hatte nicht die Abſicht, Jeremias. Meine arme Helene fühlt ſich noch recht angegriffen, und ich ſelber bin, aufrichtig geſtanden, gerade nicht in der Stimmung, Comödie zu ſehen."

„Sollte mir ſehr leid thun," ſagte Jeremias, „ich hatte feſt auf Sie gerechnet."

„Auf mich?"

„Ja, und Ihnen auch ſchon ein Billet beſorgt für den erſten Rang."

„Für mich?" lachte Felix. „Aber, beſter Jeremias, wenn ich das Theater beſuchen wollte, würde ich mir doch das ſelber beſorgen."

„Kriegen aber keins mehr," rief Jeremias, „das iſt ja gerade die Geſchichte, nicht um eine Million; Alles ausverkauft bis in die Puppen hinauf."

„So voll wird es?"

„Na, da kommen Sie ſchön an; die eine Hälfte von Haßburg ſitzt drin und die andere ſteht vor der Thür."

„In der That? Und hat Ihr Rebe wirklich brav geſpielt?"

„Das nicht allein, er iſt auch ein ehrlicher, anſtändiger Kerl, der ſich auf ſo gemeine Kniffe nicht einläßt, und da …"

„Haben Sie ihm das beſorgt," lächelte Felix.

„'s iſt beinahe ſo 'was; aber thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie, 's iſt wahrhaftig ein gutes Werk!"

„Und ich ſoll auch applaudiren?"

„Was Sie können; ziehen Sie nur keine Glacéhandſchuhe an, es flappt beſſer."

„Daß iſt nicht übel," lachte Rottack gerade aus; „da werben Sie mich alſo mit einem Freibillet zum Claqueur?"

„Nennen Sie's, wie Sie wollen, aber hauen Sie nur tüchtig ein," rief der kleine unverwüſtliche Burſche; „ich wirke unten."

Graf Rottack ſchüttelte den Kopf. „Gut, Jeremias," ſagte er endlich, „ich will gehen."

„Bravo! Der erſte Rang iſt die Hauptſache."

„Aber ich habe eine Bedingung zu ſtellen."

„Stellen Sie."

„Sie ſind mit vielen Leuten des Theaters bekannt."

Jeremias nickte.

„Schön, ſo bitte ich Sie, genaue Nachforſchungen zu halten, ob jener Handor nicht wieder irgendwo aufgetaucht und wo er dann zu finden iſt.“

„Der iſt Ihnen wohl auch noch ſchuldig?“ rief Jeremias. „Ja, der hat Gott und die Welt angepumpt.“

„Das nicht,“ lächelte Graf Rottack; „aber mir liegt ſehr viel daran, ſeinen jetzigen Aufenthaltsort zu erfahren, und ich würde Ihnen unendlich dankbar ſein, wenn Sie mir Auskunft darüber brächten.“

„Ja, was an mir liegt, mein lieber Herr Graf, da können Sie ſich feſt darauf verlaſſen. Ich habe freilich noch nicht viel Bekannte, aber Pfeffer kennt die ganze Theaterwelt von A bis Z, und was der Eine da nicht weiß, weiß der Andere. Irgendwo muß er ja doch wieder zum Vorſchein kommen.“

„Alſo verlaſſe ich mich auf Sie.“

„Das können Sie, und wenn — Hurrjeh, da ſchlägt's Sechs — machen Sie, daß Sie hinüber kommen!“ Und wie der Blitz war er zur Thür hinaus.

Er hatte ſich auch in der That nicht verhört; die Schloßuhr ſchlug gerade noch, als er vor die Thür trat, und er lief jetzt mehr als er ging, dem Theater zu, um ſich, dort angekommen, zu ſeinem Sperrſitz durchzuarbeiten.

Das Orcheſter beendete eben ſein Vorſpiel, und Jeremias hatte gerade noch Zeit, einen Blick im Theater ſelber umher zu werfen, wo Kopf an Kopf dicht gedrängt ſaß, als der Vorhang aufging.

Fräulein Rottenhöfer als Leonore trat auf; aber ſie ſpielte heute Abend befangen, und kein Wunder, denn überall im Theater hatte ſich ſchon das Gerücht eines beabſichtigten Tumults kund gegeben, und die Schauſpieler ſelber konnten unmöglich unter dieſem Eindruck ihre Ruhe bewahren.

Pfeffer, heute übrigens nicht beſchäftigt, ging in Todesangſt hinter der Scene auf und ab und allen Menſchen ſcheu aus dem Wege, und der Director ſelber hatte ſich in ſeine kleine, völlig verſteckte Loge geflüchtet, von wo er Alles überſehen und doch ſelber nicht geſehen werden konnte.

Jetzt kam die vierte Scene mit Julia und Fiesco, und im Parterre lachte Jemand laut; aber Alles ſah ihn an, es war zu früh und wurde Ruhe geboten.

Rebe übertraf ſich ſelber; mit voller Ruhe und edlem Anſtand und zuletzt mit glühender, hinreißender Leidenſchaft ſpielte er die Scene durch. Seine ganze Perſönlichkeit paßte dabei vortrefflich zu dem Grafen Lavagna; ein reiches, geſchmackvolles Coſtüm hob ſie noch mehr hervor, und die Damen waren entzückt von ihm.

Im Parterre wurde jetzt hier und da leiſe mit einander geflüſtert, aber da bei ſeinem Abgang kein Zeichen des Beifalls gegeben wurde, unterblieb auch jede Gegendemonſtration.

Jeremias hatte indeſſen immer vom Parket aus nach dem ihm bekannten Platz im erſten Rang hinaufgeſehen, ob Graf Rottack noch nicht erſchienen wäre.

Jetzt trat Fiesco wieder auf, und in der nächſten Scene mit den drei ſchwarzen Masken erſchien auch Graf Rottack und nahm ſeinen Platz ein. Auch dieſe Scene ging vorüber und die mit Bourgognino, und jetzt kam die Hauptſcene mit dem Mohren, den Höſken ganz vortrefflich gab. Aber auch hier regte ſich noch nichts. Es war ordentlich, als ob Alle, die Rebe's Spiel befriedigte, gefürchtet hätten, durch irgend ein Beifallszeichen den angedrohten Tumult hervorzurufen, und die Gegenpartei ſchien ſtrenge Ordre zu haben, nicht zu beginnen, weil ſie ſich dadurch leicht in Nachtheil ſetzen konnte.

Der Vorhang fiel, Todtenſtille herrſchte im Hauſe, bis ſich dieſelbe in ein lautes Flüſtern auflöſte. Jeremias war aufgeſtanden und hatte ſich umgedreht. Sein Blick fiel auf ein rothes, dickes Geſicht mit blonden Haaren, das ihm lächelnd zunickte, — das war richtig Herr Walther. Er ſtand nicht weit von der Thür, und wie er weiter ſuchte, erkannte er auch mitten im Parket, aber auf einer der letzten Bänke deſſelben, den Doctor Strohwiſch, der ihn hämiſch und wie triumphirend belorgnettirte. Jeremias lief die Galle über. War der Burſche ſeines Sieges ſo gewiß?

Aber der Vorhang ging wieder auf, und jetzt ließ ſich die für Alle unerträglich werdende Aufregung nicht länger zurückhalten.

Schon in Fiesco's erſtem Auftreten mit dem Mohren ſprach Rebe die Worte: „Von einem Schurken das anzuhören!“ ſo ganz vortrefflich, daß im erſten Range Einige applaudirten, unter ihnen Rottack; im Parterre wurde darauf an zwei, drei Orten geziſcht, aber das konnte auch Ruhe bedeuten. Damit aber hatte der Kampf begonnen, denn die vorhin ihren Beifall gezeigt, ärgerten ſich jetzt, daß ſie Jemand daran verhindern wollte.

Das Flüſtern ſteigerte ſich während der folgenden Scenen, die Rebe ganz vortrefflich gab, wozu Director Krüger hinter ſeinem Gitter fortwährend beifällig mit dem Kopf nickte; und als er ſich vom Mohren den Arm ritzen ließ und mit dem Ausruf: „Mörder! Mörder! Beſetzt die Wege, — riegelt die Pforten zu!“ abſtürzte, kam es zum Ausbruch.

Jetzt wurde nicht allein vom Parterre aus, ſondern auch vom erſten und zweiten Range lebhaft applaudirt, während an den verſchiedenſten Stellen das Ziſchen die Bravos zu übertäuben ſuchte.

Leonore und Roſa traten raſch auf, konnten aber nicht zu Worte kommen und zogen ſich beſtürzt zurück. Darüber wurde gelacht, und jetzt ertönte der erſte Pfiff, mit dem Herr Walther ſelber das Zeichen gab und der an verſchiedenen Seiten ein Echo fand.

„Da haben wir's,“ ſtöhnte Krüger und ſank in ſeinen Stuhl zurück; „o, dieſer Strohwiſch!“

Aber die Oppoſition war ſtärker, als die Pfeifer vermuthet hatten. Im Parterre wurde eine Bewegung bemerkbar, und nach verſchiedenen Richtungen hin drängten ſich Menſchen, während Parket und erſter Rang plötzlich feſt entſchloſſen ſchienen, ihren mit Recht geſpendeten Beifall nicht übertäuben zu laſſen.

„Rede heraus!“ tönte es auf einmal an verſchiedenen Stellen, und ein gellendes Pfeifen antwortete, — das war Strohwiſch ſelber.

„Hinaus mit dem Lump!“ rief Jeremias, der ſich nicht mehr mäßigen, aber auch nicht von ſeinem Platz konnte, wo er eingekeilt ſaß. Wieder pfiff es rechts und links. Aber „Hinaus, hinaus mit den Kerlen! Rede heraus! Bravo, bravo!“ tobte es jetzt von allen Seiten, und Herr Walther, der in voller Gemüthsruhe unter einer Parketloge lehnte und laut vor ſich hinpfiff, als ob er ſich ganz allein in einer einſamen Gegend befände, ſah ſich plötzlich von zu ihm andrängenden Leuten gefaßt und fortgeſchoben.

„Na, holla,“ rief er, „was iſt das? Ich habe meinen Platz bezahlt!“ Aber er leiſtete dabei nur geringen Widerſtand, und Strohwiſch, der aufgeſprungen war, beobachtete in ziemlicher Spannung die Entfernung ſeiner Hauptſtütze.

„Rede heraus!“ ſchrie es jetzt wieder von verſchiedenen Seiten, und ein ſchallender Applaus folgte.

Wieder Ziſchen und Pfeifen, aber ſchon bedeutend in der Minorität und nur vereinzelt.

„Rebe heraus!“ ſchrie das Publikum, und links und rechts wurden indeſſen einige räthſelhafte Individuen aus dem Parterre hinausgeworfen. „Rebe heraus! Rebe heraus!“

Krüger war auf die Bühne geſprungen. Rebe weigerte ſich, hinaus zu gehen, aber auf des Directors Bitten und Beſchwören gab er endlich nach und trat hinaus.

Stürmiſcher Applaus und ein einzelner gellender Pfiff dazwiſchen, den der von Verzweiflung getriebene Recenſent als letzten Verſuch ſelber ausgeſtoßen. Jetzt aber war die Geduld des Publikums auch erſchöpft.

„Hinaus mit ihm!“ ſchrieen die ihm Nächſten, während das übrige Publikum nur ſo viel ſtärker applaudirte. Strohwiſch wollte ſich wehren — umſonſt; er klammerte ſich an die Parketlehne — umſonſt. Kräftige Arme hatten ihn gefaßt, und während Rebe unter rauſchendem Applaus abging, beförderte das Parterre mit einer merkwürdigen Geſchwindigkeit und unter dem noch fortwährend lebhaften Applaudiren des erſten Ranges und dem Jubelgeſchrei der Gallerie den unglücklichen Recenſenten vor die Thür.

Jetzt hatte Rebe geſiegt. In der Scene mit dem Maler und nachher mit den Verſchworenen wurde er rauſchend applaudirt, ohne daß die Oppoſition auch nur einen Gegenlaut gewagt, nach dem Acte wie nach allen übrigen Acten ſtürmiſch und zum Schluſſe ſogar, etwas Unerhörtes für Haßburg, dreimal hervorgerufen.

Krüger umarmte ihn auf der Bühne vor allen übrigen Mitgliedern, und bat ſich ſeinen Beſuch auf morgen früh aus, und das Publikum ging mit dem beruhigenden Gefühl nach Hauſe, ſeinen Willen durchgeſetzt und ſich vortrefflich amüſirt zu haben.

Daß Rebe ein ausgezeichneter Schauſpieler ſei, darüber war von dem Augenblick an nur Eine Stimme in Haßburg, und ſein Triumph wurde vollkommen, als am nächſten Morgen die Nachricht die Stadt durchlief, daß der Eigenthümer des Stadtblattes Herrn Doctor Strohwiſch die Redaction des Feuilletons gekündigt habe.

Der boshafte Aufſatz über die Monford'ſche Familie hatte ihm den Hals gebrochen.

6.

Der alte Maulwurfsfänger.

In der Stadt Leben und Bewegung, lärmende Vergnügungen und fröhliches Schaffen und Drängen — draußen auf dem Monford'ſchen Stammſitz dumpfe Schwüle und Grabesruhe.

Ja, die Sonne ſchien noch ſo warm und golden auf die ſchattigen Waldungen und den ſorgfältig gehaltenen Raſen nieder, die Blumen blühten und dufteten wie vordem, der kleine Bergſtrom rieſelte raſch vorbei und rauſchte und plauderte, und die Nachtigallen ſangen Abends ihr wunderbar ergreifend Lied; aber ſtill und geräuſchlos glitten die Diener in dem alten Schloſſe umher, öffneten und ſchloſſen die Thüren leiſe und vorſichtig und ſprachen nur flüſternd mit einander.

Der alte Graf hatte ſich bis jetzt noch einigermaßen wohl gefühlt, wenigſtens jeden Tag ſeinen kurzen Spaziergang gemacht. Geſtern Abend aber, noch in ſpäter Stunde, war er plötzlich wieder, gerade als ihm der Haushofmeiſter ſeinen Thee in's Zimmer brachte, vom Stuhle gefallen und lag jetzt in dumpfem Hinbrüten in ſeinem Bette.

Der Ober-Medicinalrath war noch in der Nacht von Haßburg herausgeholt worden und ſaß an dem Lager des Kranken. Das war keine Ohnmacht mehr geweſen; der Tod hatte deutlich an des Lebens Pforte geklopft, und der alte Arzt fühlte wieder und wieder den Puls des Kranken, ſtand dann auf, ging im Zimmer auf und ab und ſetzte ſich wieder am Bett nieder.

Die Gräfin kam nur ſelten in das Zimmer des Kranken, der allerdings nicht bewußtlos, aber vollkommen theilnahmlos auf ſeinem Bette lag. Er beantwortete auch keine der an ihn gerichteten Fragen, ſah wohl nach der Thür, wenn ſich dieſe öffnete, ſtarrte dann aber wieder halbe Stunden lang zur Decke empor.

Des Ober-Medicinalraths Famulus war indeſſen von der Gärtnerwohnung herüber gekommen, um Bericht abzuſtatten und den Arzt zu bitten, ſich den Verwundeten dort oben ſelber einmal anzuſehen. Es ging ſehr ſchlecht mit ihm, und er fürchtete, da eine Amputation an der Stelle unmöglich war, das Schlimmſte. Die Wunde nahm ungewöhnlich raſch einen bösartigen Charakter an, da ſich der Verwundete noch außerdem in heimlicher Weiſe Branntwein verſchafft und unmäßig davon getrunken hatte.

Der Ober-Medicinalrath ſchüttelte ungeduldig mit dem Kopf, verſprach aber im Laufe des Morgens hinüber zu kommen, und fragte, ob ſich der Geſchoſſene nicht transportiren ließe.

Es war ganz unmöglich; bei der geringſten Bewegung ſchrie er laut auf.

Der alte Maulwurfsfänger befand ſich wirklich in einer böſen Lage und hatte die ganze Nacht ein heftiges Fieber gehabt. Erſt mit der Morgendämmerung ließ das etwas nach, und er fiel dann in einen unruhigen Schlaf, aus dem er manchmal mit einem Schrei emporſchreckte. Gegen zehn Uhr wachte er auf und aß etwas Waſſerſuppe, aber er fühlte ſich todesmatt. Als ihm der junge Arzt nachher die Wunde verband, betrachtete er ſie ſelber auch kopfſchüttelnd und ſagte dann, indem er ihn feſt anſah:

„Hören Sie 'mal, Herr Doctor, die Ränder gefallen mir nicht; ich habe in meinem Leben ſchon zu viel Derartiges geſehen. Das kommt mir beinahe vor wie der Brand — hm?"

„So weit iſt's noch nicht," beruhigte ihn Frank, „aber wenn Ihr noch einen Tropfen Branntwein trinkt, ſteh' ich Euch für nichts."

„Ja, jetzt hat's der Branntwein gethan," nickte der Alte vor ſich hin. „Daß Ihr Doctoren doch immer genau wißt, woher es kommt, aber nie, wohin es geht! Ich merke ſchon, wie die Geſchichte iſt, faul, überfaul, und..." Er biß vor Schmerz die Zähne auf einander und fiel, während der Arzt die geöffnete Wunde wieder verband, auf ſein Kiſſen zurück.

So lag er wohl eine halbe Stunde. Der Arzt war fortgegangen, und die alte Wärterin, die ihn pflegen mußte, da man dem Kind im Hauſe das nicht Alles überlaſſen konnte, war hinunter in die Küche geſtiegen, um ſich ihr Mittageſſen zu bereiten. In der Zeit mußte dann immer des alten Jonas Enkelin bei ihm ſitzen, um die Wärterin rufen zu können, wenn er etwas verlangte, oder ihm ſelber vielleicht kleine Handreichungen zu thun.

Der Verwundete hatte eine Weile ſtill gele=

gen und auf ſeine Decke niedergeſtarrt. Endlich ſagte er leiſe:

„Bärbel!“

„Ja, Herr Fritz,“ antwortete die Kleine, welche am Fenſter ſtand und auf die grünen Büſche hinausſchaute, „wollt Ihr Waſſer? Ich habe friſches mit heraufgebracht.“

„Nein, Kind, jetzt nicht,“ antwortete der alte Maulwurfsfänger; „aber willſt Du mir einen recht großen Dienſt erweiſen?“

„Ich darf Euch keinen Branntwein wieder bringen,“ ſagte die Kleine erſchreckt; „der Herr Doctor hat ſo mit mir gezankt.“

„Das ſollſt Du auch nicht, Kind,“ lautete die matte Antwort; „den letzten in dieſem Leben werde ich wohl getrunken haben. Haſt Du mir nicht geſagt, daß Du jeden Tag zur Frau Gräfin hinaufgehſt und ihr Blumen bringſt?“

„Ja, Herr Fritz, wenn die alte Roſie wieder zu Euch heraufkommt, gehe ich gleich. Großvater hat ſie ſchon abgepflückt — immer Mittags.“

„Und ſiehſt Du die Gräfin ſelber?“

„Ja, jedesmal; ich gehe immer gleich zu ihr in’s Zimmer — ich darf.“

„Willſt Du mir einen Gefallen thun?“

„Recht gern, wenn ich kann.“

Der alte Maulwurfsfänger ſchwieg, zog aber von dem kleinen Finger der linken Hand einen ſchmalen Goldreif mit einem kleinen grünen Stein herunter. Vor acht Tagen noch war der Ring in's Fleiſch gewachſen geweſen, daß man ihn faſt gar nicht mehr ſehen konnte; jetzt fiel er faſt von ſelber ab.

„Willſt Du mir auch verſprechen, Bärbele, daß Du keinem Menſchen etwas von dem, was ich Dir jetzt ſage, erzählſt?“

„Es iſt doch nichts Böſes?“ fragte das Kind erſchreckt.

„Nein, Bärbele, nichts Böſes, im Gegentheil, vielleicht macht es mich wieder geſund. Aber höre, Kind; den Ring hier — verlier' ihn mir ja nicht — den Ring nimmſt Du mit hinauf zur Frau Gräfin, und wenn Du ihr die Blumen bringſt, gieb' ihr den Ring und ſag' ihr, hier bei Euch im Hauſe liege Jemand ſehr krank und wünſchte ſie noch einmal zu ſprechen.“

„Aber die Frau Gräfin ſoll doch nicht zu Euch herüberkommen?“ ſagte das Kind beſtürzt; „das thut ſie gewiß nicht.“

„Gieb ihr nur den Ring, Herz,“ bat der Maulwurfsfänger, „und richte aus, was ich Dir geſagt habe, weiter nichts. Willſt Du das thun?“

„Gewiß; das iſt nichts Böſes.“

„Und Du ſprichſt mit keinem Menſchen darüber?“

„Ich will's Keinem ſagen, ich verſpreche es Euch, und was man verſpricht, muß man halten, meinte die Mutter ſelig immer.“

„Ich danke Dir, Bärbel; ich werd's Dir auch gedenken. Geh' jetzt mit Deinen Blumen, je früher Du hinauf auf's Schloß kommſt, deſto beſſer; denn — wer weiß, wie lange es noch mit mir dauert.“

„Aber ich kann doch jetzt nicht fort, bis die Roſie wieder herauf kommt.“

„Geh' nur, Kind, ich brauche jetzt nichts; ich ſchlafe ſo lange, und da iſt's beſſer, wenn ich Ruhe habe.“

Die Kleine zögerte noch einen Augenblick. Es war ihr nicht recht, daß ſie ihre Pflicht verſäumen ſolle — aber der Kranke bat ſie ſo ſehr.

„Ich will der Roſie ſagen, daß ſie dann und wann einmal heraufguckt, und der Großvater muß auch gleich heimkommen,“ nickte ſie, band den Ring dann in ihr kleines Taſchentuch, daß' ſie ihn ja nicht verlor, und ſtieg die Treppe hinab, um den Auftrag auszuführen. —

In ihrem Zimmer am offenen Fenſter ſtand die Gräfin Monford in Trauer gekleidet und ſah gedankenvoll auf das freundliche Landſchaftsbild hinaus, das ſich, jetzt freilich unbeachtet, unbewundert, vor ihr entfaltete. Aber wie auch ihr Herz gebrochen ſein mochte, ihr Stolz war es nicht, ja, es ſchien weit eher, als ob er ſich durch die furchtbaren Verluſte, die ſie erlitten, noch mehr gehärtet, noch unzugänglicher dieſe Bruſt einem wärmeren Gefühl gemacht habe.

Während ihres Gatten Krankheit waren noch zwei Briefe an dieſen eingelaufen, und zwar von Handor ſelber an den Grafen adreſſirt, doch ohne nur einen Aufenthaltsort anzugeben, und ſo frech und unverſchämt nur Geld, große Summen für ſich fordernd, ja, ſogar mit Drohungen im Falle der Weigerung gefüllt, daß die Gräfin ſie im auflodernden Zorn zerſtörte. Und dieſes Menſchen wegen hatte die eigene Tochter ihre Eltern verlaſſen!

Kein Schmerz lag auch jetzt in den Zügen der finſtern Frau; das war Trotz allein, ſtarrer, unbeugſamer Trotz dem Schickſal gegenüber, und während ihr thränenloſes Auge unter den zuſammengezogenen Brauen hervorblitzte, ballte ſich unwillkürlich die weiße, mit Ringen bedeckte Hand, als ob ſie einem Feind begegne — und doch ſtand ihr kein Feind gegenüber; nur in der eigenen Bruſt wohnte er, und klopfte und bohrte und mußte gewaltſam niedergehalten werden.

Ueber den Gartenplatz kam die kleine Bärbel mit ihren Blumen, ſah die Gräfin am Fenſter ſtehen und machte ihren Knix. Aber die Gräfin bemerkte ſie gar nicht, wenn auch ihr Blick ſie ſtreifte, bis das Kind endlich, das von der Dienerſchaft immer unbeläſtigt hinaufgelaſſen wurde, draußen ſchüchtern anklopfte.

Niemand antwortete; Bärbel klopfte noch einmal, und da noch immer keine Antwort erfolgte, öffnete ſie die Thür. Es war ſchon oft vorgekommen, daß ſich die Frau Gräfin nicht in ihrem Zimmer befand; dann ging ſie doch hinein und legte ihr die Blumen auf den Tiſch. Heute aber mußte ſie ja drin ſein, Bärbel hatte ſie ſelber am Fenſter geſehen. Wie ſich die Thür öffnete, drehte ſich die Gräfin um und erblickte das Kind; Bärbel war ihr Pathchen, und ſie hatte die Kleine immer gern gehabt.

„Grüß' Gott, Frau Gräfin!“ ſagte das Kind mit einem tiefen Knix, indem ſie ihr den Strauß entgegenhielt; „hier bring ich die Blumen.“

„Ich danke Dir, Bärbel; lege ſie nur auf den Tiſch, ich werde ſie ſelber in die Vaſe ſtellen.“

Die Kleine gehorchte und blieb dann zögernd ſtehen.

„Willſt Du noch etwas, Bärbel?“

Bärbel drehte das Tuch verlegen in der Hand herum und knüpfte dann den Ring heraus. „Ja, Frau Gräfin,“ flüſterte ſie; „bei uns liegt der arme Menſch krank, der Maulwurfsfänger...“

„Ja, ich weiß, er iſt vom Förſter geſchoſſen.“

„Ja, ſehr, und da — da hat er mich heute gebeten...“

„Nun, um was, Bärbel? Braucht er etwas?“

„Nein, Frau Gräfin,“ ſagte die Kleine ängſtlich, denn es kam ihr jetzt gar ſo entſetzlich vor, daß ſie beſtellen ſollte, der alte, ſchmutzige Maulwurfsfänger wolle die Frau Gräfin ſprechen; „nein, er hat Alles und die alte Roſie pflegt ihn.“

„Und was will er ſonſt? Was haſt Du da, Bärbel?“

„Den Ring hat er mir gegeben,“ ſagte das Kind, jetzt gewaltſam Muth faſſend, denn es hatte ja verſprochen den Auftrag auszurichten; „ich — ich ſollte ihn Euch bringen, Frau Gräfin.“

„Mir?“ rief die Gräfin erſtaunt. „Von wem?“

„Von dem alten Fritz, und er möchte — er meinte, er — er wäre recht krank — und er möchte die Frau Gräfin gern ſprechen.“ Das Kind ſeufzte recht aus voller Bruſt auf — jetzt war's heraus.

Die Gräfin ſchüttelte noch immer erſtaunt mit dem Kopf; es mußte da jedenfalls ein Irrthum obwalten, und die Kleine hatte irgend einen Auftrag verkehrt ausgerichtet. „Und zu mir ſollteſt Du den Ring bringen?“

„Ja, zu Euch, Frau Gräfin, und ihn Euch ſelber in die Hand geben.“

Die Gräfin ſtreckte den Arm aus, und das Kind reichte ihr den kleinen Goldreif, den ſie mit zwei Fingern nahm und gleichgiltig einen Moment betrachtete; aber plötzlich wurde ihr Blick ſtier und haftete wie entſetzt auf dem einfachen Schmuck.

„Wer gab Dir den Ring, Bärbel?“ fragte ſie und faßte des Kindes Schulter. „Wer? Wo kommt er her?“

„Ach, Frau Gräfin, ich kann ja nichts dafür!“ bat die erſchreckte Kleine; „der kranke Mann gab ihn mir.“

„Der Geſchoſſene?“

„Ja, Frau Gräfin.“

„Und wie heißt er?“

„Ja, das weiß ich nicht,“ ſagte Bärbel, immer ſchüchterner werdend; „Fritz heißt er, den alten Fritz nennen ſie ihn im Dorfe."

„Wo hat er den Ring her?" fragte die Gräfin, aber mehr mit ſich ſelber, als mit dem Kinde ſprechend.

„Ja, das kann ich Euch auch nicht ſagen," rief die Kleine, immer ängſtlicher werdend. „Er wird ihn doch nicht geſtohlen haben? Ich ſollte keinem Menſchen etwas davon erzählen; aber ich kann ja wahrhaftig nichts dafür!"

„Nein, Bärbel, beruhige Dich," ſagte die Gräfin, ſich gewaltſam faſſend, „ich. weiß, Du kannſt nichts dafür; Du biſt ein gutes Kind und haſt nur Deinen Auftrag ausgerichtet. Alſo iſt der Mann wirklich ſo krank und kann nicht ausgehen?"

„Ach Du lieber Gott," ſagte die Kleine, „nicht einmal tragen können ſie ihn; ſehr krank iſt er. Aber er wird den Ring doch nicht geſtohlen haben?

„Nein, Kind, ich glaube nicht; ich — werde ihn ſelber darum fragen — vielleicht hat er ihn gefunden."

„Und er gehört Euch?"

„Ja, Bärbel. Aber nun geh' wieder nach Hauſe. Sag' ihm, wenn ich heute ſpazieren ginge, würde ich bei Euch einmal vorkommen und, wenn er ſo ſehr krank iſt, ſehen, ob ſich etwas für ihn thun läßt.“

Bärbel knixte. Es war faſt, als ob ſie noch etwas ſagen wollte; aber ſie brachte nichts mehr heraus und ſchien auch froh, wieder fort zu kommen, denn die Sache mit dem Ring ging ihr doch noch immer im kleinen Kopf herum.

In einer merkwürdigen Unruhe aber verließ ſie die Gräfin, denn kaum hatte ſie die Thür hinter ſich zugezogen, als ſich dieſe in einen Fauteuil warf und, ihr Antlitz mit den Händen deckend, eine lange Weile regungslos ſitzen blieb; dann ſprang ſie auf und betrachtete wieder den Ring — war es, daß ein Zweifel in ihr aufſtieg, ob es der rechte ſei? Sie hielt ihn gegen das Licht und prüfte ihn genau, und ging dann, während ſie ihn an ihren Finger ſchob, mit unruhigen Schritten in dem Gemach auf und ab. Plötzlich, wie zu einem Entſchluß gekommen, blieb ſie am Tiſch ſtehen und klingelte.

„Der Haushofmeiſter ſoll herein kommen.“

Der Diener ſchloß die Thür wieder, und nach einer Weile kam der alte Mann und fragte, was die Gräfin befehle.

„Hußmann,“ ſagte die Frau, welche indeſſen ihre ganze eiſerne Ruhe wiedergewonnen hatte, „was für ein Menſch iſt das eigentlich, den in jener Nacht der Förſter geſchoſſen hat? Wo kommt er her und wie lange iſt er ſchon da?"

„Ja, Frau Gräfin," ſagte der alte Mann achſelzuckend, „viel Genaues bin ich auch nicht im Stande, Ihnen darüber zu ſagen. Ich weiß nicht einmal ſeinen vollen Namen, denn hier auf dem Schloſſe wurde er nur immer Fritz oder, wie ihn die Leute nannten, der alte Fritz geheißen, der ſich, wie alle derartigen Subjecte, im Lande herumtreibt und dort eine Zeit lang bleibt, wo er Beſchäftigung findet."

„Und wie lange iſt er hier?"

„Es mögen jetzt drei oder vier Jahre ſein, daß er in die Gegend kam, ich weiß es wirklich ſelber nicht einmal mehr genau; es war das Jahr, wo die Maulwürfe ſo überhand genommen hatten, und in deren Vertilgung zeigte er ſich außerordentlich geſchickt. Nachher war er einmal wieder von Zeit zu Zeit fünf bis ſechs Monate verſchwunden, dann kam er wieder. Jetzt mag er auf's Neue ſeit etwa zwei Monaten in der Gegend ſein, und der Förſter hatte ihn ſchon lange in Verdacht, daß er nicht blos den Maulwürfen und anderem Ungeziefer nachſtellte; er war aber zu ſchlau, als daß er ihn erwiſchen konnte, und nur in — in jener Nacht mochte er ſich vielleicht ſicherer fühlen als ſonſt, und hatte wohl nicht geglaubt, daß der Förſter auf ſeinem Poſten wäre."

„Und hat er ſich zu Zeiten im Schloſſe ſelber gezeigt?"

„Nie, Frau Gräfin. Es iſt eigentlich ein ſonderbarer Kauz; mit den Bedienten hat er nie verkehrt, und die haben ihn auch deshalb immer verſpottet, daß er ſtolz wäre. Es ſcheint ein heruntergekommenes Subject, das vielleicht einmal beſſere Tage geſehen hat. In der letzten Zeit fing er aber auch an ſich dem Trunk zu ergeben, und das muß ihn jetzt beſonders ſo krank gemacht haben. Ich fragte vorhin den Doctor; er wird's nicht mehr lange machen. Der Brand iſt zu der Wunde gekommen, und da ſich das Bein nicht amputiren läßt, wird er wohl ſeinen letzten Jagdfrevel verübt haben. Mir thut's leid um den Förſter, der kommt dadurch gewiß in Ungelegenheit, und hat ſich doch nur ſeines eigenen Lebens gewehrt. Außerdem macht er ſich ein Gewiſſen daraus, den armen Menſchen ſo ſchwer getroffen zu haben."

Die Gräfin ſtand am Fenſter und ſah gedankenvoll hinaus. Der Haushofmeiſter blieb an der Thür. Sie hatte ganz vergeſſen, daß er im Zimmer war. Nach einer Weile fragte er endlich: „Befehlen Sie ſonſt noch etwas, Frau Gräfin?“

„Ich? — Nein — ja ſo — es iſt gut, Hußmann; ich danke Euch! Und der alte Diener verließ geräuſchlos das Gemach.

Oben im kleinen Gärtnerhäuschen ging es mit dem Kranken recht ſchlecht. Der Ober-Medicinalrath war dort geweſen, hatte ſich die Wunde angeſehen und Alles, was bis jetzt dafür geſchehen war, gutgeheißen. Aber es ſtellte ſich ſchon wieder ein Fieber ein. Der Verwundete ſchien von einer merkwürdigen Unruhe erfaßt zu ſein und klagte auch über Schmerzen im Körper, über ein krampfhaftes Gefühl in der Herzgegend. Der Ober-Medicinalrath verordnete Ruhe und Eisumſchläge und als einzige Nahrung eine dünne Waſſerſuppe; dann nahm er Hut und Stock und verließ den Patienten.

Bärbel war zurückgekommen und zum Kranken hinauf gegangen; aber die alte Roſie ſaß noch im Zimmer, und ſie wußte nicht, ob ſie in deren Gegenwart etwas von dem Ring und der

Frau Gräfin erwähnen durfte. Aber der Kranke kam ihr zu Hülfe.

„Roſie," ſagte er, „gebt mir doch einen Trunk friſches Waſſer. Nein, nicht von dem," fuhr er fort, als die Alte ihm aus dem Kruge einſchenken wollte, „das ſteht ſchon ſo lange im Zimmer; bitte, holt mir friſches, gleich vom Brunnen."

„Geh', ſpring einmal hinunter, Bärbel, und hol' friſch Waſſer," ſagte die Alte; „Du haſt junge Beine."

„Nein, geht Ihr nur ſelber; die Bärbel ſoll mir indeſſen das Eis wieder auflegen, ſie verſteht's ſo gut."

„Na, ich dächte, ich hätt's auch immer geſchickt gemacht."

„Ja, Roſie; aber bitte, laßt's jetzt einmal die Bärbel thun!"

„Na, meinetwegen; mir kann's recht ſein."

Die alte Perſon war ein wenig in ihrer Ehre gekränkt, aber ſie nahm den Krug auf und humpelte damit, immer vor ſich hin murmelnd, die Treppe hinab.

„Nun, Bärbel, haſt Du's ausgerichtet?"

„Ja; ich hab's Euch ja verſprochen."

„Gutes Kind; und ihr ſelber gegeben?"

„Ja."

„Und was ſagte ſie?“

„Sie wunderte ſich, wie Ihr zu dem Ringe kämt. Habt Ihr ihn gefunden, Maulwurfsfänger?“

„Ja, Kind, ich hab' ihn gefunden, im Park draußen. Und wird ſie kommen? Sagte ſie es Dir?“

„Sie will vorkommen, wenn ſie ſpazieren geht, und ſehen, ob es Euch an 'was fehlt.“

Der Kranke athmete tief auf.

„Bärbel!“

„Ja, wollt Ihr 'was?“

„Da unten an dem Bettpfoſten hängt meine Weſte; geh' einmal hin, Kind.“

„Wollt Ihr ſie haben?“

„Nein; in der linken Taſche ſteckt ein blanker Thaler. Haſt Du ihn gefunden?“

„Ja, da iſt er.“

„Behalt' ihn, Bärbel, den ſollſt Du haben.“

„Den ganzen Thaler?“

„Thu' ihn in Deine Sparbüchſe, Kind.“

„Aber darf ich denn das viele Geld behalten? Großvater zankt gewiß.“

„Behalt' es mir zum Andenken, ich kann Dir ja doch ſonſt nichts geben, und Du haſt mich ſo oft gepflegt.“

„Aber das muß ich dem Großvater ſagen, heimlich darf ich ihn nicht behalten.“

„Sag's nur dem Großvater, Kind, er wird Dir's erlauben. So, und nun leg' mir das Eis auf; die Roſie wird gleich wiederkommen. O Gott, wie das feuert und klopft! Du wirſt's nicht mehr oft zu thun brauchen, Bärbel.“

Es war faſt, als ob das viele Sprechen oder auch vielleicht die gerade vom dem Arzte verbotene Aufregung ihn übermäßig angegriffen habe. Er ſchloß die Augen, war ſehr blaß geworden und lag ſtill und regungslos auf ſeinem Bett.

Die Roſie wollte ihm das verlangte Waſſer geben; aber er antwortete ihr gar nicht, und Bärbel ſelber ſchlich ſich leiſe hinunter, um den Großvater im Park aufzuſuchen und ihm das Geſchenk zu zeigen.

Etwa nach einer Stunde öffnete der Kranke die Augen wieder und ſah ſich verſtört um. Nur die Roſie war bei ihm im Zimmer.

Ob er 'was haben wollte? Nein; er ſchien unruhig, aber die alte Frau auch keine Perſon, gegen die er ſich ausſprechen konnte. Er ſchüttelte mit dem Kopf und horchte nur immer hoch auf, wenn ſich unten im Hauſe etwas regte. Immer heftiger wurde dabei ſein Fieber, und das vorher ſo bleiche Geſicht flammte jetzt ordentlich in wilder Gluth.

Die Roſie war wieder einmal hinunter gegangen, um etwas zu beſorgen, als ſie plötzlich raſch die Treppe herauf kam und mit ängſtlicher Stimme ſagte:

„Herr Du meine Güte, die gnädigſte Frau Gräfin iſt ſelber unten und will herauf kommen — die Ehre! Und wie's hier ausſieht — na, die wird ſchön ſchauen! Aber wer hat daran auch gedacht?“ Und dabei ſchob ſie haſtig Alles aus dem Wege, was ſich eben nicht gut zeigen ließ, und wiſchte noch mit ihrer Schürze den einen dem Bett gegenüber ſtehenden Stuhl ab, auf dem ſie gewöhnlich ſaß, als die Thür ſchon aufging und die hohe, ſtattliche Geſtalt der Gräfin auf der Schwelle ſtand.

Das kleine Gemach hatte vielleicht noch nie ſo ärmlich ausgeſehen, als in dem Augenblick, wo die elegante Geſtalt der Dame in ihrem ſchwarzen rauſchenden Seidenkleide darin erſchien, und der ängſtliche, ſcheue Blick, den ſie darin umherwarf, zeigte, daß ſie das fühlte. Aber im nächſten Moment haftete ihr Auge ſchon fragend und forſchend auf dem Antlitz des Kranken, der, als er ihren Schritt auf der Treppe hörte, un=

willkürlich emporgezuckt war, vom Schmerz gebannt aber in ſeine alte Lage zurückſank und finſter und die Zähne zuſammengebiſſen auf ſeine Decke niederſtarrte.

Ganz verſteinert über die „hohe Ehre" ſtand indeſſen die Roſie in der Ecke und knixte nur einmal nach dem andern, um dem vornehmen Beſuch ihre Ehrfurcht zu erweiſen.

Aber die Gräfin, deren Blick nur über ſie hinglitt, ſagte leiſe: „Geh'n Sie hinunter, gute Frau, ich habe mit dem Kranken etwas zu ſprechen."

„Zu Befehl, Frau Gräfin."

„Und kommen Sie nicht eher wieder herauf, bis ich Sie ſelber rufe."

„Zu Befehl, Frau Gräfin."

Die Alte war ſeelenfroh, da oben weg zu kommen, und wie ihr die Gräfin nur ſo viel Raum an der Thür ließ, daß ſie hindurch konnte, ohne ihr auf das Kleid zu treten, ſchoß ſie die Treppe hinab.

Die Gräfin war mit dem Maulwurfsfänger allein; aber noch immer ſprach ſie kein Wort, noch immer haftete ihr Blick wie fragend und ungewiß auf den eingefallenen Zügen des vor ihr Liegenden, und erſt als dieſer keine Miene machte ſie anzureden, und nur wie krampfhaft in die Decke griff, ſagte ſie leiſe:

„Sie haben mich zu ſprechen verlangt. Was kann ich für Sie thun?“

Der Maulwurfsfänger drehte langſam den Kopf nach ihr um, denn ſelbſt dieſe Bewegung that ihm weh; dann aber flüſterte er, daß die Worte kaum zu dem Ohr der Gräfin drangen und trotzdem wie mit Einem Schlage das Blut aus ihren Wangen jagten:

„Alſo haſt Du den Ring wiedergekannt, Ottilie? Biſt Du wirklich gekommen, um mir Lebewohl zu ſagen?“

„Heiliger, allmächtiger Gott!“ ſtöhnte die Gräfin und faßte ihr Herz mit beiden Händen, als ob ſie es feſthalten wolle in der Bruſt. „Wäre es denn möglich — wäre es wahr...?“

„Es iſt war, Frau Gräfin,“ ſagte der Alte, indem ein bitteres Lächeln um ſeine Lippen ſpielte, „die Jammergeſtalt hier auf dem Bett, zerſchoſſen und von Krankheit und Alter gebrochen, eigentlich auch ſchon halb verfault, mit dem ſchleichenden Tod in den Gliedern, iſt Alles, was von dem einſt ſo lebensluſtigen und gefeierten Friedrich von Sitropp übrig geblieben. Wenig, nicht wahr? Verdammt wenig -- und das Wenige ſelbſt verſtümmelt und mißhandelt!“

Die Frau ſtand, das Geſicht in den Händen bergend, mitten in der Stube; kein Laut kam über ihre Lippen, aber die ganze Geſtalt zitterte und bebte, und des Alten Blick haftete faſt wehmüthig und mitleidsvoll an ihr. Endlich fuhr er leiſe fort: „Setz' Dich, Ottilie — etwas näher zu mir; ich kann nicht ſo laut ſprechen und fühle, daß ich auch nicht mehr lange ſprechen werde. Ich weiß Alles, was Du fragen möchteſt, ich will Dir Alles mit wenigen Worten ſagen. Aber dann — mußt Du mir auch Eine Frage beantworten — nur eine einzige Frage, die mir lange Jahre am Leben gefreſſen hat und die ich — noch vor meinem Tode gelöſt haben möchte. Setz' Dich, die Zeit vergeht und die Secunden fangen an koſtbar zu werden.“

Die Gräfin machte eine Bewegung gegen das Bett, und der Spitz, der bis jetzt nur leiſe und faſt unhörbar geknurrt hatte, ſchlug laut an. Der Maulwurfsfänger pfiff leiſe durch die Zähne und ſagte dann: „Ruhig, Spitz, es iſt vorbei; Du wirſt jetzt abgelöſt von Deinem Poſten. Sei ruhig, mein Hund, ich bin's ja auch; hörſt Du?“

Das kleine treue Thier knurrte zwar noch leiſe, aber es kauerte ſich wieder unter dem Bett zuſammen und winſelte nur noch ein wenig, als die Gräfin faſt mechaniſch nach dem Stuhl griff und ſich darauf niederließ. Dann lag er ganz ſtill, ſchob die Schnauze wieder in ſeine langen Haare und blieb regungslos liegen, hielt aber immer noch die kleinen blitzenden, ſchwarzen Augen mißtrauiſch auf das Kleid des fremdartigen Beſuchs geheftet.

Auch der Kranke ſchien ſich erſt von der ungewohnten Anſtrengung des Redens zu erholen; dann fuhr er langſam fort:

„Die Geſchichte iſt ſehr kurz. Mein Vermögen brachte ich durch — im Spiel; arbeiten konnte und wollte ich nicht; in Frankreich, wohin ich flüchtete, fälſchte ich einen Wechſel, um Geld zu bekommen, und wurde eingekerkert. Ich ſaß lange Jahre und kehrte, endlich freigelaſſen, nach Deutſchland zurück; aber den Baron hatte ich im franzöſiſchen Gefängniß oder vielmehr ſchon vor deſſen Thür gelaſſen, leben mußte ich, Geld hatte ich keins, — das Einzige, was ich verſtand, war das Spiel und die Jagd; Croupier mocht' ich nicht werden, ſo tief war ich doch noch nicht geſunken, zum Förſter wollte mich Niemand, da" — ein bitteres, höhniſches Lächeln zuckte um die Lippen' des Kranken — „benutzte ich eine frühere Paſſion von mir, das Fallenſtellen, und — wurde Maulwurfsfänger. Sechs Jahre wanderte ich ſo in Deutſchland umher, mich den Henker mehr um die übrige Welt ſcherend, bis es mir keine Ruhe mehr ließ, den Ort wieder aufzuſuchen, wo ...“

Er ſchwieg plötzlich; Todtenſtille herrſchte in dem kleinen Raum, nur das ſchwere Athmen der Frau unterbrach die Stille oder machte ſie vielmehr noch unheimlicher.

„Das iſt eigentlich Alles,“ ſagte der Kranke nach einer Pauſe. „Du kannteſt mich nicht wieder; hübſcher war ich auch nicht geworden, und mir machte es Spaß, ſo incognito gerade mit dieſem Platz zu verkehren. Da begegnete ich neulich im Park einer jungen fremden Frau — wie ein Meſſer ſtach mir deren Anblick durch's Herz — es war, als ob die langen Jahre zurück, ſtatt vorwärts gegangen wären, und Du Ottilie, wie ich Dich in all' Deiner Schönheit und Jugend geſehen, ſtandeſt wieder vor mir, wie vor einem Vierteljahrhundert, an derſelben Stelle.“

Die Gräfin war aufmerkſam geworden; ihre Hände ſanken langſam in ihren Schooß, und das große Auge haftete fragend auf dem Sprechenden.

„Ich erfragte den Namen," fuhr dieſer endlich leiſe fort, „er klang mir fremd — Rottack — ich hatte ihn nie gehört."

„Rottack?" hauchte die Frau.

Der Maulwurfsfänger nickte, und ſein Blick hing forſchend an ihren Zügen; aber er bekam keine Antwort. Angſt und Schmerz lagen in ihrem Antlitz, aber die Lippen blieben unbewegt.

„Rottack," wiederholte er endlich, „Helene Rottack. Aber Du mußt reden, Ottilie," fuhr er heftiger fort, „die Zeit verfliegt, meine Pulsſchläge ſind gezählt, Du mußt meine Frage beantworten!"

„Und welche Frage iſt das?" hauchte die Frau, die ſich dem alten, kranken Mann vollkommen willenlos gegenüber befand.

„Was iſt aus dem Kind geworden?" ſagte der Alte leiſe. „Als der Graf aus Weſtindien zurückkehrte, konnte ich Dir nicht wieder nahen, denn ich wußte, daß er mich haßte. Bald darauf mußte ich ſelber flüchten, ſchreiben durfte ich nicht — was iſt aus dem Kind geworden, Ottilie?"

Die Frau barg ihr Geſicht wieder in den Händen, aber ſie antwortete nicht, und faſt mitleidig ruhte der Blick des Kranken auf ihr.

„Fürchte nichts,“ ſagte er endlich leiſe, „ich weiß, welches furchtbare Unglück Dich in der letzten Zeit betroffen hat. Ich hätte es vielleicht verhindern können,“ ſetzte er düſter hinzu. „Aengſtige Dich nicht, daß dieſe Lippen, die ſo lange geſchwiegen, jetzt plaudern könnten; ein Sterbender ſpricht zu Dir — was iſt aus dem Kind geworden?“

„Es lebt!“ hauchte die Gräfin.

„Es lebt?“ rief der Kranke. „Und — und heißt Helene?“

Die Gräfin antwortete nicht, aber ohne zu ihm aufzuſehen, neigte ſie leiſe das Haupt.

„Gott ſei Dank!“ ſtöhnte der Mann. Aber — mir wird auf einmal ſo wunderbar ſchwach zu Sinn — es flackert mir vor den Augen. Gieb mir Deine Hand, Ottilie — laß uns verſöhnt ſcheiden — ſo, das iſt lieb von Dir — Gott ſegne Dich — ſo — und nun geh’ — Du darfſt nicht länger hier bleiben. Schick’ mir die Roſie herauf — die Alte oder die Bärbel, wenn ſie unten iſt. O, mein Gott, wie das brennt — das Eis iſt fortgeſchmolzen und zu glühend heißem Blei geworden....“

Die Gräfin hatte ihm die Hand gereicht; ſie war aufgeſtanden, und ihre Bruſt hob ſich ſtürmiſch, ihr Antlitz deckte Leichenfarbe. Sie wollte ſprechen, aber ſie konnte nicht. Willenlos, faſt bewußtlos hatte ſie bis jetzt in der Gegenwart des Furchtbaren gehandelt; was ſie ſich vorgenommen, ehe ſie das Haus betrat, wie ſie mit kalter Verachtung ſeiner Anklage begegnen, ſein Erkennen verläugnen wolle — es war hingeſchmolzen, als jene Jammergeſtalt auf dem Bett, der Schatten deſſen, der einmal im Leben ihre ganze Seele füllte, vor ihr lag. Alte Erinnerungen, Reue, Zerknirſchung und Mitleid beſtürmten ihr Herz; aber ihre Kräfte verließen ſie, die Luft hier drohte ſie zu erſticken.

„Leb' wohl!" flüſterte ſie, und wie von Furien gejagt, floh ſie aus dem Zimmer hinaus in's Freie, in die Einſamkeit.

Draußen wurde ihr leichter. Wohl eine Stunde lang ging ſie in dem weiten Park auf und ab. Endlich wandte ſie ſich wieder dem Schloſſe zu und ging in ihr Zimmer hinauf.

Noch hatte ſie nicht ihren Hut abgelegt, als es leiſe an die Thür klopfte.

„Herein!"

Bärbel ſtand auf der Schwelle. „Ach, Frau Gräfin," ſagte die Kleine, und die hellen Thränen liefen ihr an den Wangen nieder, „ich bin nicht hergeſchickt, aber — ich — ich wollte Ihnen nur melden, daß der alte Maulwurfsfänger eben geſtorben iſt."

„Todt?"

„Die Roſie ſagt's. Er liegt kalt und ſtarr auf dem Bett."

Die Gräfin winkte mit der Hand; Bärbel verließ ſchüchtern das Zimmer. Die Gräfin Monford wankte zu ihrem Sopha, und Thränen — Thränen, die erſten, die ſie ſeit langen Jahren vergoſſen, netzten ihr die Wangen.

Sie war glücklich, denn ſie konnte weinen.

7.

Pfeffer dictirt einen Brief.

Wochen vergingen und Monate. Die rauhen Herbſtſtürme traten ein, Schnee fiel, und der Winter deckte die freundlichen Hügel und Gebirgszüge um Haßburg mit ſeiner weißen Decke und die Waſſer mit Eis, und noch hatte die Monford'ſche Familie mit keinem Menſchen in der Stadt wieder verkehrt, noch hatte die Gräfin ſelber die Stadt nicht wieder betreten, oder auch nur einen einzigen Beſuch ſelbſt ihrer früheren intimſten Freunde angenommen.

Der Zuſtand des Grafen ſchleppte ſich freilich auch nur langſam hin: die früher eingetretenen Schlaganfälle hatten ſich mehrfach wiederholt, und ſo ſehr Beide gewünſcht haben mochten, dieſen Ort, der jetzt für ſie ſo furchtbare Erinnerungen trug, zu verlaſſen und eine andere Gegend, ein wärmeres Klima zu ihrem Aufenthalt zu wählen, ſo ſchüttelte doch der alte Ober-Medicinalrath dazu auf das entſchiedenſte den Kopf und beharrte dabei, daß der Graf jetzt an eine Reiſe gar nicht denken dürfe, wenn er ſich nicht muthwillig der größten Gefahr ausſetzen wolle. Ihm bliebe vor der Hand nichts weiter übrig, als abzuwarten, ob ſich ſein ſehr bedenklicher Zuſtand beſſern würde, wozu er die Hoffnung keineswegs aufgegeben habe. Träte der Fall ein, dann würde er ſelber eine Reiſe nach Italien oder einem andern warmen Himmelsſtrich dringend anrathen.

Ganz verändert war indeſſen die Gräfin ſelber geworden. Wie ſie früher die Pflege des Kranken faſt ausſchließlich der Dienerſchaft überlaſſen hatte, ſo wich ſie ſeit jenem Tag, an welchem ſie das Gärtnerhaus beſucht, faſt nicht mehr von dem Lager des Gatten, und wachte, wenn ſich ſein Zuſtand dann und wann verſchlimmerte, halbe Nächte neben ſeinem Bett. Sie war auch viel freundlicher mit den Leuten ſelber geworden, und ſogar der alte Haushofmeiſter, der ihr ſeit jenem Abend, wo ſie den Brief verbrannte, lange Wochen durch wohl ehrerbietig, aber doch wie ſcheu ausgewichen war, fing an ſich ihr wieder zu nähern und Mitleid mit ihr zu fühlen, denn er, vor allen Anderen, ſah und fühlte die Veränderung zum Beſſeren, die mit ihr vorgegangen. Fiel ſie doch mit einer wahren Haſt über alle Briefe her, die ihr gebracht wurden, und legte ſie dann traurig und oft mit einer unterdrückten Thräne bei Seite, wenn keiner von ihnen mehr die jetzt ſo heiß erſehnten Schriftzüge des verlorenen Kindes trug.

Aber Paula ſchien verſchwunden; kein Brief von ihr war mehr eingetroffen, keine Zeitung nannte Handor's Namen, keine Nachforſchung, die ſie im Geheimen, beſonders durch den Ober-Medicinalrath, anſtellen ließ, führte zu irgend einem Reſultat. Sie mußte todt ſein oder Deutſchland verlaſſen haben, denn alle Nachfragen blieben fruchtlos.

In Haßburg ſelber hatte man die Monford'ſche Familie, die für Wochen lang das Tagesgeſpräch gebildet, faſt vergeſſen. Eine Zeit lang wurde die Erinnerung daran wohl noch durch die, nach dem Tod des Maulwurfsfängers gegen den Förſter eingeleitete Unterſuchung aufgefriſcht, und dieſer auch wegen Tödtung — aber mit mildernden Umſtänden, da er ſelber dabei verwundet worden — zu zwei Monaten Gefängnißſtrafe verurtheilt. Jetzt hatte er dieſe abgeſeſſen und Niemand ſprach mehr davon oder dachte noch daran. —

Freundlicher hatten ſich indeſſen die Verhältniſſe in der Pfeffer'ſchen Familie geſtaltet.

Rebe's Erfolg am hieſigen Theater konnte als geſichert betrachtet werden, denn nach der Aufführung des Fiesco wagte ſich keine Oppoſition mehr heraus — oder wurde vielmehr nicht mehr bezahlt und fiel deshalb von ſelbſt weg. — Strohwiſch hatte Haßburg verlaſſen, und Rebe bekam dadurch freien Raum und ehrliches Spiel, ſich ſeine Stellung am Haßburger Theater zu erkämpfen, was er ehrenvoll that. Nach einander, aber von dem vorſichtigen Director immer noch nur von Monat zu Monat engagirt, trat er in den bedeutendſten und ſchwierigſten Rollen auf und zeigte ſich bald als ein ſo talent- und geiſtvoller Schauſpieler, daß ihn das Publikum immer lieber gewann und ihm jetzt allabendlich die deutlichſten und lebhafteſten Zeichen ſeines Beifalls gab.

Aber trotzdem veränderte er ſeine Lebensart nicht. Seine Gage war ſchon jetzt eine ſehr anſtändige, und er hätte mit Leichtigkeit ein beſſeres Quartier nehmen und beſſer leben können. Das Rechtlichkeitsgefühl aber, das ihn bisher geleitet, führte ihn auch weiter, und wenn er ſchon offen und ehrlich um Henriettens Hand bei den Eltern angehalten und ihre freudige Einwilligung erlangt hatte, weigerte er ſich doch, Henriette früher heimzuführen, als er ſich ſelber ſo viel Geld erſpart habe, um ſeiner Frau eine freundliche und angemeſſene Heimath gründen zu können.

Jeremias erbot ſich allerdings augenblicklich, ihm jede verlangte und nöthige Summe vorzuſtrecken, aber Rebe wies Alles, wenn auch freundlich und dankend, doch entſchieden zurück. Er wollte ſich ſelber und aus ſich ſelber heraus ſeinen eigenen Herd gründen, und Henriette hatte ihn deshalb nur um ſo lieber.

Darin ſtimmte er aber ganz mit Pfeffer überein, daß er jetzt bei Krüger auch auf einen beſtimmten und längeren Contract dringen müſſe, denn das Proviſorium hatte lange genug gedauert. Rebe ſchrieb auch deshalb an Krüger, und heute war eine ſchriftliche Antwort eingelaufen, worin ſich der Director in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken erbot, einen fünfjährigen Contract mit Rebe als erſtem Liebhaber und Helden einzugehen, und ihm ein Concept deſſelben unter ſehr annehmbaren Bedingungen beilegte.

Rebe hatte augenblicklich zuſtimmen wollen, Pfeffer that aber Einſpruch und behauptete, daß in einer ſo wichtigen Angelegenheit auch nothwendiger Weiſe großer Kriegsrath gehalten werden müſſe. Außerdem ſei es nicht einmal gerathen, dieſem „Blutſauger", wie er ſeinen Director im vertraulichen Geſpräch gewöhnlich nannte, zu zeigen, daß man augenblicklich zuſchnappe, ſobald er einen Brocken aushielt. Er müſſe zappeln, er müſſe eine Zeit lang in Ungewißheit gehalten werden, dann erſt dürfe man hoffen, auf einen andauernd guten Fuß mit ihm zu kommen; ſonſt ſetze er ſeinen Schlachtopfern doch augenblicklich wieder den Daumen auf's Auge.

Rebe wollte dagegen proteſtiren, aber es half ihm nichts; er wurde nicht überſtimmt gerade, aber von Pfeffer überſchrieen, und willigte endlich lächelnd in einen „großen Rath", der an dieſem Nachmittag bei Pfeffer zuſammenkommen und Rebe's Entſchluß beſtimmen ſolle.

Pfeffer's Schweſter, die ſich merkwürdig in den letzten Monaten erholt hatte und ſchon tüchtig wieder im Hauſe wirthſchaftete, arrangirte mit Jettchen einen großen Kaffee, und ſelbſt Fräulein Baſſini war dazu eingeladen worden und erſchien, eine halbe Stunde vor der Zeit, im höchſten Staat und Putz, ſo daß Pfeffer augenblicklich in ſein Zimmer ſtürzte, den alten

Schlafrock abwarf, ein weißes, allerdings etwas „mitgenommenes“ Halstuch umband und in ſeinen alten blauen Frack mit blanken Knöpfen hineinfuhr, dazu ein Paar ſchmutzige gelbe Glacéhandſchuhe anzog, ſeinen Cylinderhut aufſetzte und der Schweſter nun, in der linken Hand die lange Pfeife und an den Füßen noch immer die grüngeſtickten Schlapp-Pantoffeln, entgegen ging, um ſie höchſt förmlich zu begrüßen.

Pfeffer hielt denn auch, als Alle verſammelt waren, in dieſem Coſtüm ſeinen Vortrag, und Jeremias ſaß dabei und lachte, fing aber an mit dem Kopf zu ſchütteln, als ſein Schwager Rebe aufzuhetzen begann, den Contract zurückzuweiſen und höhere Bedingungen zu fordern. Die Gage war nämlich von Krüger ſelber ſo hoch geſtellt, wie ſie nur Haßburg mit ſeinen beſcheidenen Verhältniſſen zahlen konnte, und Jeremias proteſtirte heftig gegen jede ſolche Ueberſchreitung des Möglichen. Pfeffer gab endlich nach.

„Gut, Kinder,“ ſagte er, während Fräulein Baſſini daneben ſaß und an einem entſetzlich langen, brennend rothen Strumpf ſtrickte, „ich habe nichts dagegen, wenn Rebe denn für eine ſolche Lumpengage bleiben ſoll, wo er in Berlin und Wien das Doppelte bekommen könnte…“

„Wenn nicht dort alle Stellen beſetzt wären, Herr Pfeffer...“

„So habe ich auch nichts dagegen,“ fuhr Pfeffer fort, „aber in Einer Sache müßt ihr mir folgen — Rebe muß ihm einen derben Brief ſchreiben, in dem er den Contract allerdings annimmt, aber dieſem Blutegel, dieſem Krüger auch zu verſtehen giebt, daß er ihn durchſchaut und ſich ſeines Werthes vollkommen bewußt iſt.“

„Aber, beſter Herr Pfeffer,“ ſagte Rebe, „ich bin nicht im Stande einen Brief zu ſchreiben, in dem ich etwas Anderes ſagen ſoll, als ich wirklich denke.“

„Dann werde ich Ihnen dictiren,“ rief Pfeffer.

„Aber, Fürchtegott...“ bat die Frau.

„Mach' mich nicht böſe,“ rief aber Pfeffer jetzt gereizt, „ſetzen Sie ſich dahin, Rebe, dort liegt ein Briefbogen und Feder und Dinte, und fangen Sie an!“

„Aber willſt Du das nicht lieber mir dictiren, Onkelchen,“ bat Henriette, „Horatius kennt doch noch nicht ſo genau Deine Art und Weiſe?“

„Ach was, Art und Weiſe — er muß ſich hinein finden, und ſo viel Verſtand wird er doch wohl haben! Schreiben Sie, Rebe!“

Seine Schweſter Auguſte ſaß dabei und

ſchüttelte lächelnd den Kopf, aber ſie ſagte kein Wort; ja, als Jeremias auch dagegen reden wollte, faßte ſie nur ſeinen Arm und flüſterte: „Laß ihn nur machen! Er will nun einmal ſeinen Willen haben; das Jettchen wird ſchon Alles wieder in die Reihe bringen!“

Rebe ſchien nicht halb damit einverſtanden, aber er mochte Pfeffer auch nicht böſe machen, ſetzte ſich alſo an den Schreibtiſch, rückte ſich den Bogen zurecht, tunkte die Feder ein und ſagte: „Alſo, Herr Pfeffer?“

Fürchtegott Pfeffer ging noch immer — eine höchſt poſſirliche Geſtalt — mit ſeinem Frack und den grüngeſtickten Pantoffeln, wie der langen Pfeife — in der Stube auf und ab und blies den Rauch in kleinen hellen Wolken von ſich.

„Sind Sie ſo weit?“

„Ja!“

„Gut! ſo fangen Sie an. Ueberſchrift: Herrn Director Krüger hier, — Mohrengaſſe 42, erſte Etage, rechts, — erſte Etage, rechts. Haben Sie rechts?“

„Nur weiter, ich komme ſchon mit!“

„Alſo — Sie Schafskopf...“

„Aber, Herr Pfeffer,“ ſagte Rebe und ſah verwundert zu ihm auf.

„So ſchreiben Sie doch nur, ich verliere ja ſonſt den Faden.“

Rebe ſchüttelte mit dem Kopf, und Henriette ſtand, mit der Hand ſeine Stuhllehne gefaßt, und ſah ihm lächelnd über die Schulter.

„Schreibe nur — ſchreibe,“ flüſterte ſie, und ein eigener Zug von Muthwillen zuckte ihr dabei über das liebe Antlitz.

„Haben Sie Schafskopf?“

„Ja, Herr Pfeffer!“

„Haben Sie endlich eingeſehen, was ich Ihnen hier bin und leiſte...“

„Aber,“ wollte Rebe wieder remonſtriren, Jettchen hielt ihm jedoch raſch den Mund zu und flüſterte wieder: „Schreibe nur!“ Er wurde gar nicht aus ihr klug. Den Brief konnte er doch nicht dem Director ſchicken, das ging ja unmöglich an.

„Was ich Ihnen hier bin und leiſte — haben Sie das?“

„Leiſte,“ wiederholte Rebe kopfſchüttelnd.

„Das Lumpengeld, was Sie mir bieten, iſt freilich kaum die Hälfte deſſen, was ich verdiene...“

Rebe ſchrieb jetzt — er wollte wenigſtens einmal ſehen, was daraus würde, war aber feſt entſchloſſen, nie in dieſer Weiſe ſelber zu antworten.

„Haben Sie verdiene?“

„Verdiene…“

„Und in den zwei Monaten Urlaub, die Sie vernünftiger Weiſe eingeſchoben…“

„Eingeſchoben,“ ſagte Rebe.

„Werde ich das Dreifache herausſchlagen — aber ich komme doch in der Zeit…“

„In der Zeit…“

„Aus der Schmiere hier fort…“

Rebe lachte, aber er ſchrieb weiter.

„Ich fühle, daß Sie mir mit dem Contract das Fell über die Ohren ziehen — über die Ohren ziehen — aber ich hoffe doch mit — dem Gelde auszukommen — Hol' Sie der Deubel —“ ſo, und nun Ihren Namen darunter.“

„Und den Brief ſoll ich fortſchicken?“

„Gewiß!“ nickte Pfeffer. — „Aber nun leſen Sie mir erſt einmal vor, was Sie geſchrieben haben.“

Rebe las: „Sie Schafskopf!“

„Ach, Donnerwetter — Unſinn!“ rief Pfeffer.

„Ja, aber das haben Sie mir doch dictirt!“

„Aber Sie müſſen doch,“ brummte Pfeffer, — „den Teufel auch, Sie haben ja gar keinen

Begriff vom Briefſchreiben — da weiß Jettchen beſſer mit umzugehen — na, leſen Sie nur weiter!“

„Haben Sie endlich eingeſehen,“ las Nebe, „was ich hier bin und leiſte? Das Lumpengeld, das Sie mir bieten …“

„Schwerenoth,“ ſchrie Pfeffer und riß ihm das Blatt aus der Hand, „das wollen Sie doch nicht an den Director ſchreiben! Jettchen, ſetze Du Dich einmal hin — der Menſch iſt ſo kindlich, als ob er gerade aus der Schule käme — Sie möchte ich zum Secretär haben!“

„Ja, lieber Onkel,“ lachte Jettchen, und nahm Nebe's Platz ein, „nun dictire Du mir einmal.“

„Alſo biſt Du fertig?“

„Alles bereit!“

Pfeffer, Nebe's Brief in der Hand, dictirte nun dem jungen Mädchen genau daſſelbe, was auf dem Blatte ſtand, und Jettchen ſchrieb. Als er wieder mit „Hol' Sie der Deubel“ ſchloß, nickte Jettchen und ſtand auf.

„So, nun lies einmal vor.“

Jettchen las: „Hochverehrter Herr!“

Pfeffer nickte, „das klingt ſchon beſſer!“

„Recht herzlich freue ich mich, daß Sie Ihre

Zweifel endlich beſiegt haben und mir vertrauen. Ich nehme den mir gebotenen Contract mit Dank an und bin Ihnen beſonders für den zweimonatlichen Urlaub verpflichtet, den ich nicht allein dazu benutzen kann, andere Bühnen zu ſehen und dort mein Glück zu verſuchen, ſondern mich auch noch weiter auszubilden. Ich fühle, daß Sie mir mit dem Contract…"

„Das Fell über die Ohren ziehen," ſagte Pfeffer.

„…ein ehrendes Zeugniß meiner bisherigen Leiſtungen geben," las Jettchen, „und hoffe auf ein recht freundliches künftiges Zuſammenleben mit Ihnen und meinen Collegen."

„Hol' Sie der Deubel," nickte Pfeffer vergnügt.

„Hochachtungsvoll," las Jettchen, „Ihr ergebenſter Horatius Rebe."

„Bravo!" rief Pfeffer, „der Brief hat Hand und Fuß. Sehen Sie, Rebe, von dem Mädel können Sie noch 'was lernen!"

„Ja, aber mein beſter Herr Pfeffer," lachte Rebe, „wenn Sie ſagen: Hol' Sie der Deubel…."

„Meine ich immer „hochachtungsvoll", rief Pfeffer — „das verſteht ſich doch von ſelbſt und ſieht ein Kind ein!"

Jeremias hatte ruhig dabei geſeſſen und ſich vortrefflich über Pfeffer's Briefdictiren amüſirt, als es plötzlich anklopfte und auf ſein „Herein“ ein Bedienter in Livrée auf der Schwelle erſchien. Jeremias kannte übrigens die Livrée, es war die des Grafen Rottack.

„Sie entſchuldigen — iſt Herr Stelzhammer hier zu — ah,“ unterbrach er ſich, als er den kleinen Mann erkannte und ihm einen Brief überreichte — „wären Sie ſo freundlich, mir Antwort zu ſagen?“

Jeremias brach den Brief auf. Er enthielt nur wenige Zeilen, in denen ihn Graf Rottack bat, ſie doch, ſo bald es irgend anging, zu beſuchen, da er dringend weitere Auskunft wünſche.

„Iſt der Herr Graf jetzt zu Hauſe?“

„Allerdings, und wartet jedenfalls, bis ich ihm Antwort bringe.“

„Schön — dann ſagen Sie ihm, ich würde gleich kommen.“

„Sehr wohl, Herr Stelzhammer,“ und der Diener entfernte ſich.

„Wegen der Geſchichte?“ fragte Pfeffer, als er fort war.

„Jedenfalls,“ nickte Jeremias, — „und haſt Du nichts weiter von der Sache gehört?“

„Nichts weiter, als was die Liſe erzählt hat.“

„Mit Handor? meinte dieſe, das iſt ſicher; die Ronelli, die vor einiger Zeit in Prag gaſtirte, jetzt aber ſchon lange wieder da fort iſt, hat mir ſelber geſchrieben, daß er unter einem andern Namen dort aufgetreten, aber durchgefallen wäre. Wo er aber jetzt ſtecken mag, weiß Gott!“

„Und wie lange iſt das her?“

„Ja, das ſchreibt ſie nicht.“

„Kennen Sie denn Niemanden in Prag?“

„Keine Seele — wenn nur der Mauſer noch hier wäre — der hat Verwandte in Prag und könnte es von dort gewiß leicht erfahren.“

„Der Mauſer? — Der Souffleur? Iſt denn der fort?“

„O, ſchon über ſechs Wochen — er hatte ja einen Zank mit dem Director und ging damals ab. Natürlich aber hat Keiner von uns je wieder etwas von ihm gehört.“

„Wenn ich den Brief nur einmal bekommen könnte,“ ſagte Jeremias.

„Es ſteht weiter nichts davon drin,“ verſicherte Fräulein Baſſini. „Die Ronelli iſt ja in Prag nur dreimal aufgetreten und dann nach Schwerin gegangen, und ſchrieb mir auch das Wenige nur, weil ſie glaubte, daß es mich intereſſiren könne. Wenn nur der Mauſer noch da wäre, der könnte uns gewiß weitere Auskunft verſchaffen. Doch was liegt daran, wo ſich der Lump, dieſer Handor, jetzt aufhält, und ich möchte wirklich wiſſen, was der Graf mit dem zu ſchaffen hat."

„Ich will wenigſtens hören, was er verlangt," ſagte Jeremias, ſeinen Hut aufgreifend. „Sobald ich kann, komme ich zurück."

Er fand den jungen Grafen Rottack ſchon ſeiner harrend, und dieſer kam auf ihn zu, ſtreckte ihm die Hand entgegen und rief: „Mein lieber Jeremias, ich bin Ihnen unendlich dankbar für Ihre Freundlichkeit. Wir haben Sie ſehnſüchtig erwartet!"

„Mein beſter Herr Graf!"

„Kommen Sie herein — Helene iſt auch drin und will Sie ſprechen — wir müſſen zuſammen berathen, was zu thun iſt."

Helene begrüßte den alten Freund in der That auf das herzlichſte — aber wie bleich und leidend ſah ſie aus — wo war das Feuer und Leben geblieben, das ſonſt aus ihren guten Augen ſprühte — wie wehmüthig lächelnd reichte ſie ihm die Hand, und wie ängſtlich drängte ſie danach, die Sache erledigt zu ſehen, die jetzt ihre ganze Seele in Anſpruch nahm: das Schickſal der armen Paula.

Rottack unterſtützte ſie darin. „Die Nachricht, die Sie uns neulich gaben, Jeremias,“ rief er aus, „hat Beſtätigung erhalten. Ich habe augenblicklich nach Prag an einen Freund geſchrieben und heute Morgen kam die Antwort. Ein Schauſpieler, der ſich dort Boslaw nannte und in Prag auftrat, ſcheint allerdings dieſer unglückſelige Handor zu ſein, der jene Gegend jetzt unter einem falſchen Namen bereiſt, möglicher Weiſe, um ſeinen Gläubigern keine Spur ſeines Aufenthalts zu geben. Das Gerücht nannte dort wenigſtens jenen Namen.“

„Und wo ſteckt er jetzt? Iſt er noch in Prag?“

„Das weiß Gott,“ ſeufzte Felix — „von Prag ſcheint er fort zu ſein.“

„Er kann es nicht geweſen ſein,“ rief Helene, „die Beſchreibung jener Perſon, die er bei ſich hatte, paßt doch wahrlich nicht auf Paula.“

„Hatte er Jemanden bei ſich?“ ſagte Jeremias.

„Allerdings,“ nickte Felix, „dieſer Boslaw ſoll mit einem Frauenzimmer gereiſt ſein, das er für ſeine Frau ausgab — eine kleine dicke Perſon, anſcheinend eine Böhmin — aber Gott weiß, was da vorgegangen iſt!“

„Es iſt nicht möglich!“ rief Helene unter vorquellenden Thränen.

„Frau Gräfin,“ ſagte Jeremias, „es iſt Alles möglich auf der Welt, beſonders das; denn daß ſich eine anſtändige Dame nicht lange mit dieſem — Lump glücklich fühlen konnte, war vorauszuſehen. Aber was wollen Sie jetzt thun?“

„Sie ſollen uns helfen, Jeremias!“ rief Graf Rottack.

„Ich? — Aber wie?“

„Sie ſind mit den Verhältniſſen am Theater bekannt. Sie haben hier eine Menge von Leuten kennen gelernt, und können dort raſch neue Bekanntſchaften anknüpfen. Ich würde ſelber reiſen, aber ich darf jetzt meine arme Helene nicht allein laſſen; ſo thun Sie uns die Liebe und machen Sie den Verſuch, ob Sie nicht an Ort und Stelle etwas Näheres erfahren können. Daß Sie praktiſch ſind, weiß ich — Sie werden nichts verſäumen, und an Geld ſteht Ihnen zu Gebot, was Sie brauchen.“

„Mein lieber Herr Graf,“ ſagte Jeremias verlegen, „das iſt eine ganz eigenthümliche Sache, und ob ich gerade zu ſo etwas paſſe, weiß ich wahrhaftig nicht. Wirklich den Fall geſetzt, daß ich ſie finde, was kann ich thun? Wenn die junge Gräfin bei ihrem jetzigen Manne bleiben will, wie kann ich als ein vollkommen fremder Menſch ſie daran hindern, und ihr Mann würde mich erſt recht anſehen, wollte ich ſie nur danach fragen. Ich glaube, ich geriethe da in eine höchſt unglückliche Situation, und müßte jedenfalls wieder unverrichteter Sache abziehen.“

„Sie ſollen nichts thun, Jeremias,“ rief Helene bittend, „als den Thatbeſtand erforſchen — nur uns Gewiſſes über dort berichten, denn wir kennen keinen Menſchen, auf den wir uns ſo feſt verlaſſen könnten, als auf Sie.“

„Hm, das ließe ſich ſchon eher hören,“ nickte Jeremias, „abkommen könnte ich jetzt hier; was ich zu thun hatte, iſt beſorgt, und wenn ich wüßte, daß Ihnen damit ein Gefallen geſchähe…“

„Ich würde Ihnen ewig dankbar dafür ſein,“ rief Helene,

„Topp! ich reiſe,“ ſagte Jeremias entſchloſſen, — „Ihnen, Frau Gräfin, habe ich noch nie 'was abſchlagen können, das wiſſen Sie wohl von alten Zeiten her — A propos, nichts wieder von Santa Clara gehört?“

„Wir haben Briefe erhalten,“ ſagte Felix, „aber es ſteht nichts darin, was Sie intereſſiren könnte — ausgenommen, daß die Colonie unter

Sarno's Führung blüht und gedeiht und — ja, doch das Eine — daß Baron Jeorjy plötzlich verſchwunden iſt!"

„Durchgebrannt," lachte Jeremias, — „nur ein Wunder, daß er ſich ſo lange gehalten hat."

„Und Director Sarno hat ſich verheirathet," ſagte Helene.

„Hurrjeh!" rief Jeremias voller Erſtaunen, indem er blitzſchnell herumfuhr — „ob ich's ihm nicht immer prophezeit habe! Aber wen?"

„Ein junges, braves Mädchen, die Tochter eines Coloniſten, die mit ihren Eltern einen der furchtbaren Parcerie-Verträge im Norden durchgemacht hatte," ſagte Felix.

„Und es geht ihm gut?"

„Vortrefflich — aber jetzt, Jeremias, iſt keine Zeit mehr zu verſäumen. Wenn Sie uns wirklich die Liebe erzeigen wollen, ſo müſſen Sie unverweilt aufbrechen. Sind Sie mit warmen Kleidern verſehen?"

„Hinlänglich — ich habe mich noch immer nicht wieder an die Kälte gewöhnen können, und friere mordmäßig."

„Und bei Ihnen zu Hauſe geht Alles gut?"

„Danke, ja! Meine ſelige Frau iſt wieder ganz auf dem Zeug."

„Ihre ſelige Frau?“ lachte Helene.

„Ach ja ſo,“ ſagte Jeremias erſchreckt, „weiß der liebe Gott, wie es kommt, aber das Wort fährt mir immer heraus. Es iſt mir in Einem fort, als ob mir die Frau ſchon einmal geſtorben und jetzt erſt wieder neu geboren wäre. Aber was kann's helfen,“ ſetzte er ſeufzend hinzu, „geſchehen iſt nun einmal geſchehen, und das einzige Glück, daß ich doch jetzt im Stande bin, Manches gut zu machen, was ich früher verdorben. Nachher gehe ich wieder nach Braſilien.“

„Sie wollen zurück?“ rief Helene erſtaunt.

„Es wird ſich nicht anders machen — was ſoll ich hier, wenn ich das Mädel verſorgt weiß — aber jetzt haben wir Anderes zu denken,“ brach er kurz ab, „und, wie geſagt, wenn ich Ihnen damit dienen kann, brech' ich die Nacht noch auf — viele Vorbereitungen habe ich überdies nicht nöthig.“

„Und tauſend Dank im Voraus,“ rief Rottack, ihm die Hand herzlich ſchüttelnd, „Sie glauben nicht, welche Laſt Sie mir dadurch von der Seele nehmen.“

„Und wie heißt der Herr, der Ihnen von dort geſchrieben?“

„Kommen Sie jetzt mit in mein Zimmer,

Jeremias," ſagte der junge Graf, „dort gebe ich Ihnen alle in meinem Beſitz befindlichen Notizen, und ſobald Sie dort etwas Näheres erfahren, telegraphiren Sie augenblicklich."

Jeremias bedurfte keiner großen Unterweiſung, denn er fand ſich außerordentlich leicht in Alles, alſo auch in das, was hier von ihm verlangt wurde. Dann ging er noch einmal zu Pfeffers, um dieſen anzuzeigen, daß er auf acht oder zehn Tage verreiſen werde, packte nachher ſeinen Koffer und erwartete dann unten auf dem Bahnhof den Abendzug, der zwiſchen neun und zehn Uhr durchkam.

8.

Jeremias auf Reiſen.

Es war bitterkalt die Nacht, und obgleich der März ſchon ſeit ein paar Tagen begonnen hatte, ſchien es doch faſt, als ob der Winter noch gar nicht daran dächte, Abſchied zu nehmen, oder doch wenigſtens noch einmal zu guter Letzt zeigen wolle, was er eigentlich könne.

Jeremias verſuchte zu ſchlafen, aber es ging nicht; jede Viertelſtunde ſtiegen Paſſagiere aus und ein, und die Schaffner ſchlugen dann jedesmal mit den Thüren, daß er immer wieder erſchrocken emporfuhr. Und was ging ihm auch nicht Alles im Kopf herum! Braſilien, ja, in Braſilien war's jetzt freilich wärmer, und dort hätte er nicht ſo zu frieren brauchen — aber wieder dahin zurück? Früher hatte er ſich dort allerdings wohl befunden, aber die deutſchen freundlichen Verhältniſſe auch faſt vergeſſen gehabt. Jetzt, da er ſie wiedergefunden, da er ſich wohl darin fühlte, ſollte er ſie wieder verlaſſen und allein in die Fremde hinausziehen? Aber was wollte er hier? Sein Kind war jetzt bald verſorgt und glücklich, und ſeine Frau — war es denn noch ſeine Frau, und er nicht rechtskräftig und für immer von ihr geſchieden? Ja, ſo lange ſie krank lag, konnte er ſie beſuchen und mit ihr verkehren; jetzt, da ſie geſund und kräftig geworden und ſich von Tag zu Tag mehr erholte, mußte das aufhören, das fühlte er ſelber, oder er brachte ſie in das Gerede der Leute, die ſich nicht leicht eine Gelegenheit entſchlüpfen laſſen, Uebles von ihren Nebenmenſchen zu denken und zu reden. Und ſollte er in derſelben Stadt mit ihr als Fremder leben? Das ging nicht, und es war das Allergeſcheidteſte, er ſchiffte ſich ruhig wieder nach Braſilien ein — Braſilien — Hundeleben dort, was ein Menſch nur aushalten mochte, wenn er nicht mehr in Deutſchland exiſtiren konnte.

Er wickelte ſich feſter in ſeine dicke Reiſedecke, zog die Pelzſtiefel noch höher herauf und drückte ſich wieder in die Ecke. Er wollte ſchlafen. Das Grübeln und Nachdenken ſollte der Teufel holen.

So verging die Nacht und der Morgen dämmerte endlich durch die feſt und dick zugefrorenen Fenſter des Coupé's.

Jeremias beſchäftigte ſich jetzt eine Weile damit, ſie mit Anhauchen wieder aufzuthauen, und brachte endlich glücklich ein kleines Loch zu Stande, durch das er hinaus in's Freie ſehen konnte, gab es aber in Verzweiflung wieder auf, als er die troſtloſe, monotone Gegend entdeckte, durch die der Zug brauſte. Schneefelder, ſo weit das Auge reichte; einzelne Züge von ſchwarzen Raben und dann und wann eine kleine, magere Kieferndickung; und dort drüben lag ein Dorf, ärmliche Hütten mit Strohdächern, aus denen der blaue Rauch in's Freie quoll. Die Ausſicht lohnte nicht der Mühe, um ſich faſt die Seele aus dem Leib zu hauchen. Er ließ die Oeffnung wieder zufrieren und bekümmerte ſich nicht weiter um die Landſchaft, bis der Zug endlich, etwa gegen Mittag, in Prag ſelber anhielt.

Er brauchte, dort angekommen, den halben Nachmittag, um ſich erſt wieder zu reſtauriren und ordentlich aufzuthauen, und benutzte indeſſen die Zeit, um ſich aus dem Adreßbuch eine Anzahl Namen und Wohnungen abzuſchreiben.

Gegen Abend ging er auf ſeine erſte Wanderung aus, und zwar um zuerſt jenen Herrn, *einen Baron von Toggenburg, aufzuſuchen*, der dem Grafen Rottack geſchrieben und an welchen ihm dieſer einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Dort aber, wie ſpäter beim Director des Theaters, erhielt er nur ganz unbeſtimmte vage Nachrichten, die allein darin übereinſtimmten, daß jener Boslaw, der wahrſcheinliche Handor, Prag vor einiger Zeit wieder verlaſſen und ſich nach Schleſien gewandt habe.

Was nun? Schleſien war groß, und auf ein ſolches Gerücht hin konnte er doch wahrhaftig nicht nach Schleſien reiſen, um dort ſeine Nachforſchung fortzuſetzen.

Eine andere Sache, die ihn förmlich verwirrt machte, war die genaue Beſchreibung der Perſon, die Boslaw bei ſich gehabt: eine volle, üppige Geſtalt, aber mit einem gemeinen ſinnlichen Ausdruck in den Zügen, die beſonders gern Champagner trank und in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts hier eine Maſſe Schulden machte. Das war auf keinen Fall die junge, bildſchöne Comteſſe Monford geweſen, und hatte wirklich Handor ſeinen Namen in Boslaw umgeändert, wo konnte er dann das junge, unglückliche Geſchöpf zurückgelaſſen haben, das er aus ſeiner Eltern Haus entführt?

Jeremias ließ ſich übrigens keine Mühe verdrießen und beſuchte ſogar verſchiedene Mitglieder des dortigen Theaters, um von dieſen Näheres über jenen Boslaw zu hören — vergeblich. Die Leute wußten ebenfalls nichts weiter, als daß der Herr Boslqw ein einziges Mal aufgetreten und, da er total mißfiel, ſchon am nächſten Morgen wieder abgereiſt ſei — wohin? Lieber Gott, wer fragte hier danach! Vielleicht erfuhr er das auf der Polizei.

Das war ein neuer Anhaltspunkt — an die Polizei hatte Jeremias noch nicht einmal gedacht. Spornſtreichs lief er dorthin, und wenn es auch einige Schwierigkeiten hatte, unter all' den Beamten endlich den richtigen aufzufinden, der ihm über derartige Fremde Auskunft geben konnte, ſo ließ er ſich doch keine Mühe verdrießen, ja, ſaß ſelbſt anderthalb Stunden mit einer wahren Engelsgeduld auf einer Bank im Vorſaal, zwiſchen lauter Galgengeſichtern und Dienſtmädchen, immer von der Seite angeſehen und beflüſtert, was er wohl ausgefreſſen haben mochte, daß er hier ſitzen mußte, bis die Reihe an ihn kam — und dann auch umſonſt.

Der betreffende Beamte brachte wirklich heraus, daß ſich ein Schauſpieler Boslaw vor einiger Zeit hier in Prag drei Tage *mit* ſeiner Frau, Kathi Boslaw, aufgehalten und im „König Wenzel“ logirt habe, dann aber wieder abgereiſt ſei. Sein Paß war jedenfalls in Ordnung geweſen; was kümmerten ſich die Leute darum, wohin „derartiges Volk“ zog, wenn es ihnen hier nicht zur Laſt fiel!

„König Wenzel“ — dort war vielleicht noch eine Möglichkeit, etwas Näheres zu erfahren, und Jeremias verſäumte auch dieſe nicht — und wieder vergebens. Der Wirth wußte von dem jetzigen Aufenthalt des Herrn Boslaw gar nichts; er wollte aber, er wüßte es, daß er den Herrn noch faſſen könnte, der nach bezahlter Rechnung ſeinem Kellner noch eine Flaſche Champagner abgeſchwindelt und, ehe er es erfuhr, das Weite geſucht hatte. Er ſchimpfte dabei entſetzlich auf die Schauſpieler, die ſeiner Meinung nach nur allein deshalb in der Welt herumzögen, um arme Wirthe zu betrügen und ſich nachher in's Fäuſtchen zu lachen.

Ueber die Frau, als Jeremias dieſe erwähnte, wußte er nun gar kein Ende zu finden. Das ſollte ein wahrer Drache geweſen ſein, die mit ſeiner eigenen Frau ſchon in der erſten Stunde Skandal gehabt und ſich bodenlos gemein betragen hätte.

„Und können Sie mir keine Spur angeben, wo ich den Menſchen wieder auffinden möchte?“

„Aha, Ihnen iſt er wohl auch durchgebrannt?“ lachte der Wirth. „Ja, lieber Freund, und wenn Sie ihn träfen, was würd's Ihnen helfen? Das iſt eine pauvre Wirthſchaft bei dem Pärchen, wenn die Madame auch aufgedonnert genug geht; aber 's iſt ja Alles falſch. Einen Brillantſchmuck hat die Perſon, der eine ſechstauſend Gulden werth ſein müßte, wenn er echt wäre; aber wo ſollte die ſolche echte Steine herkriegen? Landsleute ſind's.“

„Herr Boslaw?“ ſagte Jeremias.

„Nein, die Steine — böhmiſche, mein' ich. Wenn Sie meinem Rath folgen wollen, laſſen Sie ihn laufen; 's kommt nichts bei der Sache heraus, und Sie verreiſen mehr Geld und Zeit dabei, als die Lumperei werth iſt.“

„Und wo ſich Herr Boslaw früher aufgehalten hat, davon wiſſen Sie gar nichts?“

„Nein, bin auch nicht neugierig danach und weiß nur ſo viel, daß wir ihn hier nicht wieder zu ſehen bekommen werden.“

Es war aus dem Mann nichts weiter heraus zu bekommen, und Jeremias begann einzuſehen, daß er ſich ſeine Winterreiſe nach Prag hätte erſparen können, denn hier, an Ort und Stelle, erfuhr er nur einzig und allein die Beſtätigung deſſen, was ſie ſchon in Haßburg über den Aufenthalt des Menſchen in Prag gehört.

Und ſollte er noch länger hier bleiben? Er wäre am liebſten gleich zurückgekehrt, aber dem Grafen Rottack lag die Sache ſo am Herzen, die liebe junge Gräfin hatte ihn ſo darum gebeten; er mußte jedenfalls noch ein paar Tage zugeben; möglich ja doch, daß er noch irgend Jemanden traf, der ihn auf eine beſſere Spur bringen konnte. Er wollte es jedenfalls verſuchen, denn er haßte nichts mehr, als ſo ganz nutz- und erfolglos in der Welt herumgefahren zu ſein.

Nur allein von den Schauſpielern ſelber konnte er aber hoffen, irgend etwas über dieſen vermeintlichen Handor oder ſeine früheren Verhältniſſe zu erfahren; er ſtudirte deshalb einige Theaterzettel durch, um keinen zu übergehen, ſchlug die Wohnungen auf und trat dann ſeine

Wanderung an, die ihn allerdings mit einigen ſehr intereſſanten Perſönlichkeiten zuſammenbrachte, ſonſt aber auch nicht den geringſten Erfolg hatte. Einige behaupteten allerdings, jener Boslaw ſei ihnen bekannt vorgekommen und jedenfalls ein routinirter Schauſpieler, ſein jetziger Name ihnen aber gänzlich fremd, und da er nie mit irgend Jemandem von ihnen, ausgenommen auf der einen Probe, verkehrt, habe man ſich auch nicht weiter um ihn bekümmert.

Das war das nämliche Reſultat überall, wohin er kam, bei den Herren wie bei den Damen, und die letzteren beſonders verwahrten ſich gleich von vorn herein gegen die Möglichkeit, auch nur den entfernteſten Umgang mit einem ſolchen „Paar“ gehabt zu haben, wie jener Herr und Frau Boslaw.

Jeremias wurde dadurch immer unſicherer und zuletzt ganz feſt überzeugt, daß er hier auf einer vollkommen falſchen Fährte herumſuche, denn Handor ſelber — was er früher von ihm geſehen — hatte ſich immer ſehr anſtändig benommen, und ſeine junge Frau, die liebenswürdige Comteſſe Paula, hätte ja alle Herzen im Sturm erobern müſſen. Boslaw und Handor mußten alſo ganz entſchieden zwei total verſchiedene Perſönlichkeiten ſein, und unter ſolchen Umſtänden blieb es dann allerdings das Beſte, nur wieder ruhig nach Haßburg zurückzukehren und von dort aus zu ſehen, ob man nicht eine beſſere Spur bekommen könne.

Einmal mit dieſem Entſchluß im Reinen und in dem vollen Bewußtſein, in dieſer fremden Stadt ſein Möglichſtes gethan zu haben, um das in ihn geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen, packte er auch ſeinen Koffer wieder, zahlte ſeine Rechnung und ging hinaus auf den Bahnhof, um ſein Billet zu löſen.

Das Wetter war bitter kalt, aber die Sonne ſchien hell und klar auf den kniſternden Schnee nieder, und eine Menge Leute waren unterwegs, um den freundlichen Tag zu einem Spaziergang zu benutzen. Geputzte Menſchen ſchritten überall an ihm vorüber oder er überholte ſie; aber was kümmerten ihn die Fremden, er kannte doch keinen von ihnen, und eilte nur, ohne ſich weiter umzuſehen, dem Hausknecht nach, der in einem halben Trab, mit ſeinem Koffer auf der Schulter, vor ihm her lief.

„Herr Stelzhammer!" ſchrie ihm da plötzlich Jemand ſo laut und ſo nahe in die Ohren, daß er ordentlich zuſammenfuhr und ſich beſtürzt umſah. Dicht neben ihm ſtand aber ein kleiner, ſchmächtiger Herr, etwas ſchäbig gekleidet, mit einer langen italieniſchen Cigarre im Mund, der ihn ganz erſtaunt zu betrachten ſchien. „Ja, wo zum Teufel kommen Sie denn her?“

Jeremias würde das ausdrucksloſe Geſicht im Leben nicht wieder erkannt haben, wäre er nicht durch das unmäßige Schreien des Mannes an die Perſönlichkeit erinnert worden.

„Herr Du meine Güte,“ rief er aus, „habe ich nicht das Vergnügen, mit Herrn Mauſer...?“

„Na verſteht ſich — kennen Sie mich noch?“

„Heh, Hausknecht! Heh, hollah!“ ſchrie Jeremias indeſſen hinter dem davongelaufenen Burſchen her. „Entſchuldigen Sie einen Augenblick, ich bin gleich wieder da — ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu ſagen!“ Und wie ein Pfeil ſchoß er hinter dem vorangegangenen Hausknecht her, um dieſen mit ſeinen Sachen wieder zurück in das Hôtel zu dirigiren.

Mauſer blieb indeſſen ordentlich verblüfft mitten auf der Straße ſtehen. Der kleine Fremde aus Haßburg hatte ihm etwas Wichtiges zu ſagen und brannte dabei durch, als ob er vor der Polizei davon liefe! Er ſah ihm kopfſchüttelnd nach und überdachte ſich eben, was möglicher Weiſe die Urſache eines ſo wunderlichen Betragens ſein könne, als Jeremias mit dem glücklich eingeholten Hausknecht, dem er ſchon unterwegs ſeine Ordres gegeben, zurückkehrte, ſich um dieſen auch gar nicht weiter kümmerte, ſondern ohne Umſtände den Souffleur unter den Arm faßte und zu ihm ſagte:

„Herr Mauſer, Sie haben einen ſchmählichen Durſt, wie? Hab' ich nicht recht? Man ſieht's Ihnen an, einen Durſt, der unter Brüdern fünf Gulden werth iſt und den es Sünde wäre, mit Waſſer zu löſchen. Sie ſind doch kein Koſtverächter?"

„Bitte," ſchrie Mauſer, „nie im Leben geweſen, und habe auch wiſſentlich nichts gethan, um einen ſolchen Verdacht zu rechtfertigen."

„Schön, dann kommen Sie mit mir," rief Jeremias, „oder wenn Sie einen Platz wiſſen, wo vorzüglicher Wein zu haben iſt — denn das hieſige Bier ſoll der Teufel holen, wann er Luſt hat —, ſo führen Sie mich, daß wir ein halbes Stündchen mit einander plaudern können."

„Trinken Sie gern Ungarwein?" fragte Mauſer, dem das Waſſer ſchon im Mund zuſammenlief.

„Leidenſchaftlich."

„Brav, dann kommen Sie, dann bringe ich Sie zu einem Platz, an dem Sie ein Glas Adelsberger koſten ſollen, nach dem Sie alle zehn Finger lecken — bildlich geſprochen, natürlich.“

„Guter Menſch,“ ſagte Jeremias gerührt, während ſich die Vorbeikommenden ſchon um die Beiden ſammelten, weil ſie glaubten, es beginne dort eine Prügelei, ſo furchtbar ſchrie Mauſer. Jeremias faßte ihn aber ohne Weiteres unter den Arm, und da ihm Mauſer die Richtung bezeichnete, ſchritten ſie zuſammen über die Brücke und betraten bald darauf eines jener alten Schenklocale mit gewölbten, kellerartigen Räumen, wie ſie ſich in vielen alten Städten, beſonders aber in Oeſterreich finden, wo dann ein höchſt mittelmäßiges Bier, aber ein ganz ausgezeichneter Wein verzapft wird.

Dort, Jeder vor der Hand mit einem Seidel wackern Adelsberger vor ſich, ſaßen die Beiden, und Jeremias ergab ſich jetzt in das Unvermeidliche, von ſeinem Gefährten halb taub geſchrieen zu werden, nur um aus ihm heraus zu bekommen, was er wußte. Glücklicher Weiſe befanden ſich aber in dieſem Augenblick gar keine Gäſte weiter in dem niederen, halbdunkeln Raum, denn zum

Abendbier war es noch zu früh, und das ſchöne, klare Wetter hatte ſie alle in's Freie hinausgelockt.

Jeremias brauchte mit ſeiner Sache nicht hinter dem Berg zu halten, und nachdem er vor allen Dingen Mauſer's Neugierde in Betreff Haßburger Neuigkeiten befriedigt hatte, erzählte er ihm geradezu, weshalb er hieher gekommen ſei, und ſich ſo gefreut habe, ihn anzutreffen. War alſo jener Boslaw wirklich der vermuthete Handor?

„Na verſteht ſich," ſchrie Mauſer, wie Jeremias nur die beiden Namen zuſammen nannte. „Ich ſage Ihnen, mein lieber Herr Stelzhammer, der Mosje kriegte keinen ſchlechten Schreck, wie er mich hier als Souffleur fand, denn davon hatte er keine Ahnung, und ich mußte ihm in die Hand verſprechen, Keinem vom hieſigen Perſonal ſeinen wirklichen Namen zu verrathen. Er habe, wie er meinte, ſeine Gründe, hier nicht gekannt zu ſein, und darin log er gewiß nicht. Ich verſprach's ihm auch, und hab's bis jetzt gehalten; wenn Sie aber apart deshalb hieher gereiſt kommen, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb ich's Ihnen verheimlichen ſoll. Was ſchert mich der Mosje Handor oder ſeine ſaubere Mamſell!"

„Aber das konnte doch unmöglich die junge Comteſſe Monford ſein! Heh, Mamſell, bitte noch um ein paar friſche Seibel für uns; der Wein iſt wirklich ausgezeichnet.“

„Freut mi, daß er Jhna ſchmeckt,“ ſagte das dralle Schenkmädel und nahm die leeren Seibelflaſchen mit fort.

„Die? Bah,“ rief der Mauſer, der dem Mädchen freundlich zugenickt hatte, „Gott bewahre, wenn ſie auch jetzt ihre Brillanten trägt. Das arme Geſchöpf hat er ja ſchon lange ſitzen laſſen, weil ſie krank und elend wurde.“

„Sitzen laſſen?“ rief Jeremias, faſt von ſeinem Stuhl emporfahrend.

„Jh verſteht ſich, das war doch klar, daß er ſich mit der nicht lange herumſchleppen würde. 's iſt ein gewiſſenloſer Halunke.“

„Aber wo, um Gottes willen, beſter Mauſer? Wiſſen Sie nicht, wo ſie zu finden iſt? Gerade ihretwegen bin ich ja hier, was ſchert mich der Schuft, der Handor!“

„So?“ ſagte Mauſer. „Ja, ob ſie noch jetzt da ſitzt, weiß ich nicht, vor zwei Monaten aber traf ich ſie zufällig in einem kleinen, erbärmlichen Dorf, ein paar Meilen von hier: Hrzib.

„Wohl bekomm's Ihnen!“ ſagte Jeremias. „Und wiſſen Sie nicht, wie das Dorf hieß?“

Mauſer ſah ihn erſtaunt an. „Ich nannte es Ihnen ja eben: Hrzib.“

„Wie?“ rief Jeremias verblüfft.

„Hrzib!“ wiederholte noch einmal Mauſer mit einem ganz entſchiedenen Kopfſchleudern.

„Du meine Güte,“ ſagte Jeremias, „ich glaubte vorhin, Sie hätten genieſt!“

„Ja, Sie müſſen auch nieſen, wenn Sie's ausſprechen wollen,“ verſicherte Mauſer „ganz verfluchte Namen, die böhmiſchen, die Zunge geht Einem ordentlich entzwei.“

„Und wie weit von hier liegt das Dorf?“

„Ach, mit der Eiſenbahn kommen Sie bald hin; aber garantiren kann ich Ihnen nicht, daß ſie noch dort iſt. Sie war damals krank im Wirthshauſe; ich ſah ſie in der Gaſtſtube und hätte ſie auch gern angeredet, aber ſie zog ſich ſo furchtſam vor mir zurück, daß ſie mir leid that, und ich dachte mir auch, daß es ihr gerade nicht angenehm ſein könne, Jemanden aus Haßburg zu begegnen.“

„Und wie kommt man am beſten dorthin?“

„Wie Sie hinkommen? Sie fahren bis Podiebrad mit der Bahn und nehmen ſich dort einen

Wagen oder Schlitten. Wo logiren Sie denn hier?"

„Im „Schwarzen Roß".

„Donnerwetter, Sie geben's fein; aber der Wirth dort kann Ihnen genau die Route beſchreiben. Ich fürchte, Sie machen eine Metzgerfahrt, denn ich kann mir nicht denken, daß ſich das arme Weibchen in dem Neſt zwei Monate aufgehalten hat."

„Und ihr Mann war damals bei ihr?"

„Gott bewahre, der bummelte in der Welt herum. Wie mir die Wirthsleute ſagten, hatte er ſie dort gelaſſen und verſprochen, gleich zurückzukehren, war aber ſchon vierzehn Tage fort, und wie er jetzt hieher kam, trieb er ſich mit einem ſo gemeinen Geſchöpf herum — pfui Teufel!"

Aber Sie nannten doch dort ihren Namen, daß die Leute in ihre Heimath ſchreiben konnten?" rief Jeremias.

„Wo's mich nicht juckt, kratz' ich mich nicht," ſagte Mauſer; „wenn ſie das wollte, konnte ſie's ſelber thun. Werde mich hüten und mich in Familien-Angelegenheiten miſchen — einmal gemacht, und nicht wieder."

„Ob man wohl noch heute Abend hinkommen

könnte?“ ſagte Jeremias, der keine Ruhe mehr hatte.

„Sie ſind wohl toll!“ rief Mauſer; es dämmert ſchon und die Nächte ſind ſtockdunkel. Wenn Sie Nachts von Podiebrad fort wollten und bei dem Schnee vom Wege abkämen, könnten Sie Hals und Beine brechen. Wollen Sie abſolut nachſehen, ſo fahren Sie morgen früh mit Tagesanbruch weg; nachher haben Sie den ganzen Tag vor ſich. 's wird doch ein vergebener Gang ſein, denn ſie iſt nicht mehr dort.“

„Und in welchem Wirthshauſe war ſie?“

„In welchem? Glauben Sie, daß in dem Neſt mehr wie eins iſt? Ne, da können Sie nicht irre gehen.“

„Aber den Namen von dem verwünſchten Ort behalt' ich in meinem Leben nicht. Wie hieß er?“

„Hrzib; na warten Sie, ich gehe nachher mit Ihnen in Ihr Hôtel und beſchreib' es dem Wirth ſelber. Das wird das Geſcheidteſte ſein — wie?“

„Sie ſind ein Goldmann, Herr Mauſer; ich weiß nicht, wie ich es Ihnen danken ſoll.“

„Bitte,“ ſchrie Mauſer; „trinken wir noch ein Seidel?“

„Sechs, wenn Sie wollen,“ rief Jeremias, „da ich heute Abend doch nicht mehr fahren kann;

denn ich glaube ſelber, es iſt am beſten, ich warte bis morgen früh.“

„Denken Sie nur gar nicht daran.“

„Dann ſind Sie auch heute Abend mein Gaſt, und Sie haben ſich noch außerdem eine ſehr wackere Familie zum höchſten Dank verpflichtet.“

„Reden wir nur gar nicht mehr davon,“ ſchrie Mauſer, äußerſt vergnügt über die Ausſicht eines fidelen Abends; „famoſer Zufall, daß wir uns hier getroffen haben, und — A propos, wie geht es denn Fräulein Baſſini, Ihrer Fräulein Schwägerin? Sie ſoll leben, Herr Stelzhammer, Sie ſoll, hol' mich der Teufel, leben!“

Jeremias fand, daß dem kleinen Mann der ſtarke Wein etwas zu Kopf geſtiegen war, und da jetzt auch ſchon mit anbrechendem Abend einzelne Gäſte eintrafen, ſchlug er ihm vor, noch einen kurzen Spaziergang zu machen und dann im „Schwarzen Roß“ zu ſoupiren.

Das war nicht abzuſchlagen, und Jeremias brachte ſpäter den kleinen fidelen Souffleur — der glücklicher Weiſe heute Abend nicht zu ſouffliren hatte, oder es wäre um das Stück geſchehen geweſen — auf ſeine eigene Stube, wo ſie bei einem delicaten Abendbrod und noch delicateren Weinen ſo lange zuſammenſaßen, bis Mauſer ſelber erklärte, heute fände er den Heimweg nicht mehr, ſo viel ſei ſicher, und morgen früh würde ihn der Nachtwächter wohl halb oder dreiviertel erfroren an irgend einer Straßenecke treffen.

Dem wollte ihn Jeremias doch nicht ausſetzen, ließ ihm alſo ein Zimmer im Hôtel geben, brachte ihn ſelber zu Bett und traf dann ſeine Vorbereitungen, um am nächſten Morgen mit dem Frühzug nach Podiebrad und von da ohne Säumen nach jenem bezeichneten Dorf mit dem entſetzlichen Namen hinüber zu fahren.

Am liebſten hätte er freilich gleich noch heute Abend nach Haßburg hinüber telegraphirt, daß er eine Spur gefunden habe und ihr jetzt folgen wolle, um Rottacks wenigſtens einige Hoffnung zu machen. War aber das junge, unglückliche Weſen nicht mehr in jenem kleinen Neſt und verlor er dort wieder ihre Spur — was dann? Es blieb immer beſſer, erſt dort an Ort und Stelle ſeine Nachforſchungen zu beginnen, was er auch mit der größten Sicherheit thun durfte, denn wenn er die Comteſſe auch ſchon in Haßburg geſehen hatte, ihn kannte ſie auf keinen Fall, ſelbſt wenn er auch ſeinen Namen nannte.

Beim Portier ließ er jetzt nur noch auf die Tafel ſchreiben, daß er zur rechten Zeit geweckt ſein wolle, und legte ſich dann mit dem beruhigenden Bewußtſein ſchlafen, doch jetzt ein beſtimmtes Ziel zu haben, dem er nachfahren könne, und nicht mehr länger in der Irre umher ſuchen zu müſſen.

Jeremias hatte am vorigen Abend wie Mauſer ganz tüchtig gebechert, aber der kleine Mann konnte auch eine ordentliche Portion vertragen, und um halb ſechs Uhr am nächſten Morgen ſaß er ſchon fertig angezogen und reiſebereit vor ſeinem Kaffee, und unten klingelten auch gleich darauf die mit tönenden Schellen behangenen Pferde, als der Kutſcher aus dem Thorweg heraus und vor das Haus fuhr, um dort ſeinen Paſſagier zu erwarten und nach dem Bahnhof zu bringen.

Und der Wind pfiff nicht ſchlecht am Fluß herauf, der Himmel hatte ſich dabei umzogen, und es fing an gefrorenen Regen herunter zu werfen, der, wo er in's Geſicht traf, wie Nadeln ſtach. Aber was half's; der Weg mußte zurückgelegt werden, und mit einer Anzahl wollener Decken verſehen, die er ſich vom Wirthe geborgt hatte, um nachher von Podiebrad Fuhrgelegenheit zu nehmen und ordentlich eingepackt zu ſein, warf er ſich in ſein Coupé und ſah mit Ungeduld der Zeit entgegen, die ihm Gewißheit über die Geſuchte bringen ſollte.

In Podiebrad hatte es auch keine Schwierigkeit, ein Fuhrwerk nach jenem Dorfe, deſſen Namen er deutlich geſchrieben auf einem Zettel bei ſich trug, zu finden, und gegen Mittag etwa erreichte er den kleinen Ort und hielt bald darauf vor der Schenke — einem traurigen, wüſten Aufenthalt.

Und hier ſollte er die junge, an jede Bequemlichkeit von Jugend auf gewöhnte Comteſſe finden? Er ſchauderte ordentlich, als er ſich die Möglichkeit dachte, daß ſie hier monatelang allein und freundlos gehauſt habe. Das war auch gar nicht möglich, und er fürchtete jetzt faſt ebenſo, ihr hier zu begegnen, wie er ſich früher danach geſehnt hatte, ſie anzutreffen.

„Und was mache ich mit den Pferden, Herr?“ fragte der Kutſcher, als Jeremias vor der Schenke aus dem Schlitten ſtieg.

„Stellt ſie ein, Freund,“ lautete die Antwort, „ein Stall wird doch hier zu finden ſein. Ich bleibe wahrſcheinlich ein paar Stunden hier und fahre dann wieder zurück.“

Damit trat er in das Haus und in die niedere, furchtbar geheizte Gaſtſtube, aus der ihm aber ein widerlicher Dunſt entgegen ſchlug, daß er ordentlich erſchreckt einen Moment in der Thür ſtehen blieb, um ſeine Lunge erſt an dieſe Atmoſphäre zu gewöhnen.

Gäſte waren nicht im Zimmer, einen Fuhrknecht ausgenommen, der am Tiſch ſaß, ein großes Glas Branntwein vor ſich hatte und aus einer kurzen, ſchmutzigen Pfeiſe Wolken ſtinkenden Tabaksqualms ausſtieß. Jeremias war in Braſilien gerade nicht mit ſehr vorzüglichem Tabak verwöhnt worden, der hier roch ihm aber doch außer dem Spaß. Aber was half es; es mußte ertragen werden, und mit einem freundlichen Gruß gegen den Mann, der ihm nur kurz zunickte, wandte er ſich an ein weibliches Individuum, möglicher Weiſe die Wirthin oder auch vielleicht eine Dienſtmagd, die aber von Schmutz ſtarrte, und fragte ſie, ob hier im Hauſe eine Dame ſeit einiger Zeit logire.

Die Antwort, welche er bekam, war böhmiſch; das Frauenzimmer verſtand kein Wort Deutſch und zeigte nur dabei auf den Fuhrknecht, der ihr wahrſcheinlich als Dolmetſcher dienen ſollte. Er wandte ſich jetzt an dieſen und wiederholte ſeine Frage, bekam aber auch keine Antwort, denn der Mann unterhielt ſich jetzt erſt eine ganze Weile mit der Frau in einem Kauderwälſch, von dem Jeremias natürlich keine Sterbensſilbe verſtand. Endlich drehte er wieder den Kopf nach ihm herum.

„Wen ſuchen Sie?“ ſagte er allerdings auf Deutſch, aber ſo gebrochen, daß Jeremias genau aufpaſſen mußte, wenn er die Worte verſtehen wollte.

„Eine Dame,“ ſagte Jeremias, „die vor etwa zwei oder drei Monaten in dieſes Dorf gekommen und allein hier geblieben iſt.“

„Eine Dame?“ wiederholte der Mann erſtaunt und mit dem Kopf ſchüttelnd. „Was ſollte die hier machen?“

„Ein junges Frauenzimmer,“ lenkte Jeremias ein, der daran dachte, daß der Burſche unter Dame vielleicht etwas ganz Anderes verſtand.

„Ja ſo!“ rief der Fuhrknecht, und jetzt begann wieder ein langes Geſpräch mit dem Weib hinter dem Ofen, das beſchäftigt war, ein paar Suppennäpfe auszuwiſchen. Jeremias wartete auch geduldig ſeine Zeit ab, um die Beiden nicht zu ſtören.

„Sie kam mit einem Manne?“ fragte endlich der Fuhrknecht wieder, und Jeremias nickte nur.

„Und der Mann ging nachher fort und kam nicht wieder?“

„Dieſelbe. Iſt ſie noch hier im Hauſe?“

Der Fuhrknecht ſchüttelte mit dem Kopf. „Nein, die iſt lange fort.“

„Fort? Aber wohin?“ rief der kleine Mann in Verzweiflung. „Kann mir denn Niemand ſagen, wo ſie ſich jetzt aufhält?“

„Bei Blshrad.“

„Herr Gott, wieder ſo ein Name!“ ſtöhnte Jeremias. Aber wo liegt das?“

„Wo das liegt?“ ſagte der Mann erſtaunt.

„Ich meine, ob es weit von hier iſt?“

„Ne,“ ſagte der Burſche.

„Aber wie komm' ich hin?“

„Wie Sie hinkommen? Na, ganz leicht; grad' über die Straße hinüber, das vierte oder fünfte Haus links.“

„Hier im Ort?“ rief Jeremias und fuhr mit Blitzesſchnelle von ſeinem Sitz empor.

„Nu ja, verſteht ſich,“ nickte der Mann; „das Weibſen hatte kein Geld mehr, und der Wirth hier, mit nur einer ordentlichen Stube im Hauſe, wo ſich Fremde unterbringen ließen, konnte die doch nicht Jemandem laſſen, der nicht einmal mehr dafür bezahlte. Es war aber auch zu kalt, um ſie auf die Straße zu ſetzen; ſie wäre draußen erfroren, und da iſt ſie derweil bei Blshrads untergebracht."

Die Frau fuhr wieder dazwiſchen und redete auf den Fuhrknecht ein, während dieſer ihr beifällig zunickte.

„Was ſagt ſie?" fragte Jeremias.

„Wenn Ihr zu dem kranken Weibſen gehörtet," meint ſie, „ſo ſolltet Ihr auch das zahlen, was ſie hier noch ſchuldig iſt, denn die paar Lumpen, welche ſie zurückbehalten hätte, wären nicht die Hälfte werth."

„O Du mein großer Gott," ſeufzte Jeremias vor ſich hin, „zu welch' erſchrecklichem Elend bin ich da gekommen!"

„Und wollen Sie's zahlen?" fragte der Mann.

„Ja, Alles — gewiß!" rief Jeremias in furchtbarer Aufregung; „führen Sie mich nur hinüber. Hier, guter Mann, hier haben Sie Geld, kommen Sie mit hinüber und zeigen Sie mir das Haus; ich möchte keinen Augenblick mehr verſäumen. O, das arme, unglückliche Geſchöpf!"

9.

Paula.

Der Fuhrknecht betrachtete erſtaunt das Silbergeld, das ihm Jeremias in die Hand drückte, war aber auch raſch erbötig, den reichen Lohn mit ſo leichter Mühe zu verdienen, und trank nur eben noch vorſichtig ſein Glas aus, das ihm indeſſen niemand Fremdes darüber kam. Dann führte er den kleinen Mann ohne Weiteres über die Straße hinüber in das kaum hundert Schritte entfernte Haus, wo die Kranke, der Ausſage der Wirthin nach, jetzt untergebracht ſein ſollte.

„Aber hier wohnt ſie doch nicht?“ rief Jeremias ordentlich erſchreckt aus, als ihn der Fuhrknecht auf eine Hütte zuführte, die eher einem Stall, als einer menſchlichen Wohnung glich, „das iſt ja doch gar nicht möglich!“

„Wenn es die iſt, die Sie ſuchen und die ihr Mann hier hat ſitzen laſſen,“ brummte der Burſche, der ſchon Angſt hatte, daß er das Geld wieder herausgeben müſſe — „gewiß. Gehen Sie doch nur erſt einmal hinein.“

Jeremias, doch wahrlich mit manchem Außergewöhnlichen auf ſeinen langen Reiſen und Irrfahrten vertraut, ſchauderte, als er den kalten, ſchmutzigen, niederen Raum betrat; ſein Führer ſchien aber hier bekannt, und an ihm vorbeigleitend, öffnete er die Zimmerthür und rief einer dort ſitzenden, widerlich häßlichen Frau etwas auf Böhmiſch zu.

Dieſe nickte nur und deutete auf eine andere Thür, und als Jeremias, wirklich zitternd vor Furcht, die Geſuchte in dieſem entſetzlichen Aufenthalt zu finden, vorwärts trat, ſtieß ſein Führer eine andere niedere Thür auf, die zu einer kaum zehn Fuß im Quadrat haltenden Kammer führte.

Dort ſtand ein Bett — wenn ein erbärmliches Holzgeſtell mit Stroh darauf ſo genannt werden kann, und auf demſelben, mit einer einzigen dünnen, noch überdies zerriſſenen wollenen Decke überworfen, lag eine ſchmächtige weibliche Geſtalt. Nur ein ungewiſſes Licht fiel durch ein fenſterartiges Loch im Dach in den öden Raum, der nicht einmal geheizt werden konnte, und neben dem Lager ſtand ein zerbrochener irdener Krug mit Waſſer, wahrſcheinlich als einzige Labung.

„Großer, allmächtiger Gott,“ rief Jeremias, „das hier, die Jammergeſtalt, iſt doch nicht die Comteſſe Monford?“

Wie er den Namen nannte, hob die Kranke den Kopf, und ein wachsbleiches Geſicht, mit unnatürlich großen, dunkeln Augen, ſtarrte ihn an. Er kannte es nicht — aber die Hand, welche die Decke zurückſchob, war zart und fein, und die Finger daran ſo dünn, daß es faſt ausſah, als ob ſie bei der geringſten Anſtrengung abbrechen müßten.

Jeremias ſtand ſprachlos vor Entſetzen, aber der kleine praktiſche Mann hielt ſich auch nicht lange bei unnützen Gefühlsäußerungen auf. Ordentlich krampfhaft faßte er den Mann, der ihn hieher geführt, am Arm, und zog ihn wieder hinaus vor die Thür und dem Wirthshauſe zu.

„Nun, iſt ſie's nicht?“ rief dieſer.

„Ja, ja — kommt — kommt nur mit“ — — er mußte Jemanden haben, der für ihn ſprach, und athemlos betrat er wieder die dumpfe, dunſtige Wirthsſtube.

Hier aber war indeß der Wirth ſelber zurückgekehrt, der ein ziemlich gutes Deutſch ſprach, und Jeremias hatte das kaum ausgefunden, als er auf ihn einſtürmte.

„Habt Ihr ein gutes Zimmer hier im Hauſe?"

„Ja, Herr!"

„Was geheizt werden kann?"

„Ja, Herr!"

„Habt Ihr ein gutes, warmes Bett?"

„Iſt auch zu beſchaffen; es ſtehen zwei drin!"

„Wollt Ihr mir das Zimmer für einen guten Preis vermiethen?"

„Warum nicht — wenn Ihr baar Geld zahlt?"

„Hier iſt Geld — iſt es geheizt?"

„Nein, Herr, was ſollen wir ein Zimmer heizen, in dem Niemand wohnt."

„Könnt Ihr es gleich heizen, aber raſch?"

„Gewiß," rief der Wirth, der ſtaunend die Anzahl Silberſtücke betrachtete, die ihm Jeremias in Todesangſt in die Hand gedrückt, und dann rief er in böhmiſcher Sprache ſeiner Frau ein paar Worte zu, die raſch zum Ofen humpelte, dort einen Arm voll trockenes Holz nahm und das Zimmer damit verließ.

„Und kann Eure Frau eine gute, kräftige Suppe kochen, mit einem Huhn darin und Eiern?"

„Eier haben wir jetzt nicht, Herr," ſagte der Mann, „aber ein Huhn iſt da, und die Suppe ſoll bald fertig ſein."

„Raſch nur, raſch," rief Jeremias, „ich bezahle Alles!" und wie ein Pfeil ſchoß er aus der Thür hinaus, griff draußen im Schlitten alles von wollenen Decken auf, was er faſſen konnte, und rannte damit in das gegenüber liegende Haus.

Der Fuhrknecht, der wohl gemerkt hatte, daß hier Geld zu verdienen war, denn der kleine Fremde warf mit den Silberſtücken nur ſo um ſich, hatte ihm dabei geholfen, und dort breitete er Alles, was er mitgebracht, über die Kranke aus, um ſie nur erſt einmal zu erwärmen.

Das beſorgt, ordnete er mit Hülfe ſeines Dolmetſchers die aufgelaufene Rechnung der Kranken — nur wenige Gulden für den Aufenthalt, und ſchickte dieſen dann fort, um Leute herbeizuholen, welche die Kranke mit ihrem Bett in das für ſie bereite Zimmer tragen konnten, ſobald es nur durchwärmt war.

Was läßt ſich mit Geld nicht Alles machen! Die Wirthin feuerte ein, daß der Ofen kniſterte; die Betten wurden durchwärmt, eine gute, nahrhafte Suppe bereitet, und die Träger, denen

Jeremias indeſſen an Branntwein geben ließ, was ſie trinken wollten, warteten geduldig, bis der kleine wunderliche Fremde ihnen befehlen würde, das Bett mit der Kranken aufzugreifen und in das Wirthshaus herüberzutragen.

Jeremias dachte dabei an Alles. Auch ein paar Mädchen hatte er indeß beſorgt, welche die Kranke von ihrem Strohlager in das warme und weiche Bett legen ſollten, und als er Alles nun bereit hatte, ging er mit ihnen hinüber, um ſie abzuholen.

Die arme Kranke, die unter den vielen wollenen Decken zum erſte Mal wieder nach langer Zeit mochte warm geworden ſein, hatte dieſe über ihren Kopf gezogen, und erſt als ſie die fremden Stimmen um ſich hörte und fühlte, daß ihr Bett ſelber angefaßt wurde, warf ſie erſchrocken die Decke von ihrem Geſicht zurück.

„Um Gottes willen, was wollt Ihr mit mir? — o, laßt mich ruhig ſterben!“

„Freunde ſind da, gnädige Frau,“ antwortete aber Jeremias, dem die Rührung faſt die Stimme erſtickte — „Ihre Sorge und Noth hat aufgehört, wir bringen Sie in ein anderes Haus, wo Sie ordentliche Pflege finden ſollen.“

Paula ſtarrte ihn noch immer ängſtlich an, auf ein Zeichen von Jeremias hoben aber die vier Männer das Bett raſch empor, und ehe ſie noch Einſpruch thun konnte, war es gedreht und im andern Zimmer und durch dieſes hin auf die Straße gebracht. Dort liefen Neugierige zuſammen. Die arme junge Frau hüllte ſich erſchreckt wieder in ihre Decken ein, und wenige Minuten ſpäter befand ſie ſich im andern Hauſe.

Hier freilich mußte ſie den Frauen überlaſſen werden, denn das unbeholfene Geſtell ließ ſich nicht die ſchmale Treppe hinaufſchaffen. Aber dieſe wußten auch vortrefflich damit umzugehen, und mit Hülfe der Decken und eines Stuhles trugen ſie die Arme raſch und leicht hinauf und legten ſie in das für ſie ſchon hergerichtete durchwärmte Bett.

Das in Ordnung und der Wirthin noch einmal die Suppe auf die Seele bindend, beorderte Jeremias die Pferde wieder, um ſo raſch als möglich zur Stadt zu fahren. Er verſprach aber noch an dem Abend mit einem Arzte zurückzukehren, und eine Viertelſtunde ſpäter glitt der Schlitten unter fröhlichem Schellengeklingel nach Podiebrad hinüber.

Jeremias that aber nichts halb. Von dort nahm er nicht allein den beſten Arzt mit, der aufzutreiben war, ſondern auch eine gute und tüchtige Krankenpflegerin, und ſchickte zugleich ein Telegramm nach Haßburg, das nur die Worte enthielt: „Graf Rottack, Haßburg. Kommen Sie — gefunden — krank — elend. Prag, Schwarzes Roß. Jeremias.“

Mit dem Doctor und der Wärterin kehrte er noch an demſelben Abend zu dem Dorf zurück, und erſt als er Alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand und was überhaupt vor der Hand nur möglicher Weiſe zu thun war, fuhr er wieder nach Prag zurück, um dort Rottack's Ankunft, der jedenfalls den nächſten Zug benutzte, zu erwarten. Der mochte dann beſtimmen, was weiter geſchehen ſolle.

Wie Jeremias aber nach Prag zurückkehrte, fand er ſchon ein antwortendes Telegramm vor. „Ich komme mit dem nächſten Zug; wenn wir weiter fahren müſſen, ſeien Sie am Bahnhof.“

Dadurch wurde allerdings die wenigſte Zeit verſäumt, und Jeremias behielt auch in der That kaum Raum genug, um etwas zu genießen und gleich darauf wieder nach dem Bahnhof hinaus zu fahren; denn wenn Graf Rottack den erſten Abendzug benutzt hatte, konnte er zu Mittag recht gut in Prag eintreffen.

Und er kam in der That, aber nicht allein, denn Helene hatte es ſich nicht nehmen laſſen, ihn zu begleiten, und Jeremias, als er ſie am Coupéfenſter entdeckte, rief ordentlich erſchreckt aus: „O Du mein Gott, die Frau Gräfin!“

Rottack ließ ihm aber keine lange Zeit, ſich zu beſinnen. „Mein lieber Jeremias,“ rief er, herausſpringend und ihm herzlich die Hand ſchüttelnd, „wie dankbar ſind wir Ihnen! Aber wo iſt die Unglückliche — hier?“

„Noch zwei Stunden zu fahren, Herr Graf.“

„Löſen Sie raſch Billets, daß wir den Zug nicht verſäumen.“

Das war bald geſchehen und das Gepäck umgeſchrieben. Jeremias ſtieg mit ein und hatte nun Zeit genug, ihnen unterwegs all' die Einzelheiten zu erzählen und was bis jetzt geſchehen war. Helene zerfloß dabei faſt in Thränen; aber ſie eilten ja doch auch nun zur Rettung herbei, und in peinlicher Ungeduld zählten ſie die Minuten, die ſie noch von ihrem Ziele trennten.

Schon vor der nächſten Station unterwegs telegraphirten ſie wegen eines großen, bequemen Schlittens oder zwei kleinerer, die am Bahnhof bereit ſtehen ſollten, und Helene nahm ſich hier wirklich kaum Zeit, etwas zu genießen, als ſie ſelber ſchon weiter drängte.

Etwa um zwei Uhr erreichten ſie Podiebrad, und es war noch heller Tag, als ſie endlich das kleine, erbärmliche Dorf vor ſich liegen ſahen. — Und dort lag Paula?

Helene ſaß bleich und die Hände gefaltet in ihrem Schlitten und ſah ſcheu und zitternd auf die kleinen erbärmlichen Hütten, die ihre Armuth und ihr Elend nur zu deutlich verriethen. Und vor einer von dieſen — es war wenigſtens eine der größten — hielt jetzt das Fuhrwerk. Ein anderer Schlitten ſtand ſchon vor der Thür; es war der des wieder herüber gekommenen Arztes, der ihnen unten in der Wirthsſtube ententgegentrat.

Er ſtattete den Fremden einen kurzen Bericht über den Zuſtand der Kranken ab, der leider Helenens gehegte Furcht beſtätigte. Ihr Zuſtand war in der That bedenklich. Nach einem falſchen Wochenbett der Kälte und dem Mangel preisgegeben, wahrſcheinlich noch von geiſtiger Aufregung gequält, hatte die Arme ein bösartiges Fieber ergriffen, und möglich, daß treue Pflege die Gefahr, in der ſie ſchwebe, noch abwenden könne; aber man möge ſich auf das Schlimmſte wenigſtens gefaßt machen.

Helenen liefen, während er ſprach, die hellen Thränen an den Wangen nieder; aber ſie unterbrach ihn mit keinem Wort, und erſt als er geendet hatte, ſagte ſie leiſe und bittend: „Darf ich zu ihr?“

„Sie hat geſtern Abend wieder viel phantaſirt,“ meinte der Arzt, „iſt aber heute ruhiger, und wenn Sie nicht ſelber fürchten ſie zu ſtark aufzuregen...“

„Aber eine Wärterin muß ſie ja doch haben!“

„Der Herr dort hat ſchon geſtern eine recht brave Perſon dazu beſorgt,“ ſagte der Arzt, „und es iſt wirklich Alles geſchehen, was jetzt noch, nachdem der richtige Zeitpunkt längſt verſäumt worden, nur irgend geſchehen konnte. Möglich aber auch, daß es die Kranke weſentlich beruhigt, wenn ſie ein befreundetes Geſicht an ihrem Lager ſieht; dem Herrn würde ich aber entſchieden abrathen...“

„Ich gehe allein,“ rief Helene; „haben Sie auch keine Furcht, Herr Doctor, daß ich ſie aufregen werde. Ich bin ruhig — gewiß, ich bin ruhig,“ ſetzte ſie raſch hinzu, als der Arzt wie zweifelnd mit dem Kopf ſchüttelte; „ich werde ſicher kein Wort ſagen, was ſie nur im geringſten erregen könnte. Aber das arme, verlaſſene Kind muß doch erfahren, daß Freunde in der Nähe ſind, die über ſie wachen, und dieſes Gefühl wird ja dann auch gewiß zu ihrer Beruhigung mit beitragen."

„So gehen Sie, gnädige Frau," ſagte der Arzt freundlich, „ich verlaſſe mich ganz auf Sie, und bringen Sie der armen Dame, was ihr bisher ſo ganz gefehlt hat: Troſt."

Helene legte Hut und Mantel ab; ihre Glieder zitterten ſo, daß ſie ſich kaum aufrecht halten konnte. Sie mußte ſich erſt ſammeln, erſt wieder Faſſung erlangen. Aber ihr ſtarker Geiſt überwand das bald.

„Ich bin ſchon ruhig, Felix," ſagte ſie, unter Thränen lächelnd, als ihr Gatte zu ihr trat und ihr freundlich zureden wollte. „Fürchte auch nicht, daß mich oben eine ſolche Schwäche übermannen wird. Du kennſt mich ja, vertraue mir nur, und jetzt," rief ſie, indem ſie mit ihrem Tuch die letzten Thränenſpuren entfernte, „laß mich gehen."

Damit wandte ſie ſich entſchloſſen ab, ſchritt der Thür zu und die kleine, enge Treppe hinauf. Nur der Arzt begleitete ſie, und Rottack und

Jeremias blieben unten in der dumpfigen, wüſten Wirthsſtube allein mit ihren peinlichen Gedanken zurück.

Helene hatte ſich auch nicht zu viel zugetraut. Sie fühlte recht gut, wie viel jetzt gerade von ihrer Haltung, der Kranken gegenüber, abhing, und leiſe und geräuſchlos wohl, aber mit feſten Schritten ſtieg ſie hinauf und öffnete ſelber die Thür, welche zu der armen Verlaſſenen führte.

Ein Glück, daß ihr der Anblick erſpart worden, wie Jeremias ſie gefunden, denn ſo ärmlich das Zimmer auch ausſehen mochte, ſo war es doch reinlich gehalten und durchwärmt, und das Bett dabei ſo gut, als es nur in einer ſo geringen Schenke ſein konnte.

Die Wärterin ſaß am Bett, als Helene eintrat, und ſtand ſchüchtern auf, die Kranke aber lag, die Augen geſchloſſen, das bleiche, abgehagerte Antlitz der Thür zugedreht, als ob ſie ſchliefe.

Helenen zog ſich das Herz zuſammen. Allmächtiger Gott, wie ſah die Arme aus? — Wohin war das fröhliche Lächeln der ſonſt ſo lieben Lippen verſchwunden, wohin das Roth der Wangen, das ſchelmiſche Grübchen im Kinn? Und als ſie die großen, dunkeln Augen aufſchlug und erſtaunt, faſt erſchreckt die Eintretende anſtarrte, da hätte Helene ihr um den Hals fliegen und an ihrem Herzen den Gram ausweinen mögen, der ihr die Seele zuſammenſchnürte. Aber ſie bezwang ſich.

„Meine liebe Paula,“ ſagte ſie, indem ſie mit lautloſem Schritt dem Bett zuglitt, und die herabhangende, faſt durchſichtige Hand erfaßte, „mein liebes, ſüßes Herz, wie geht es Dir?“

Paula antwortete ihr nicht. Mit immer wachſendem Staunen betrachtete ſie die bekannten Züge, lauſchte ſie den zärtlichen, liebevollen Lauten.

„Kennſt Du mich nicht mehr, Paula?“

„Doch, doch,“ flüſterte die Kranke, „Du biſt der Engel, den ich herbeigeſehnt und der mich dorthin führen ſoll, wo kein Schmerz und Kummer, kein Haß, keine Falſchheit mehr iſt — o, ich danke Dir, Gott, danke Dir recht aus voller Seele, daß meine Leiden jetzt ein Ende nehmen! O, wie leicht wird mir, wie wohl, wie froh, o, nimm mich zu Dir! Dein armes, armes Kind — o laß mich ſcheiden!“

Sie fiel zurück, Todtenbläſſe deckte ihre Züge, ſie war ohnmächtig geworden.

Helene ſprach kein Wort, nur ihr Tuch tauchte ſie in kaltes Waſſer und legte es der Kranken um die Schläfe, hielt ihr ein mitgebrachtes Flacon unter die Naſe und that Alles ſtill und geräuſchlos, um ſie in's Leben zurückzurufen.

Der Arzt hatte ſie dabei unterſtützt.

„Es wird vorübergehen," flüſterte er leiſe, „bleiben Sie ſtark, gnädige Frau — vielleicht geht doch noch Alles gut."

Nach einer langen Weile ſchlug Paula die Augen wieder auf. Helene war über ſie gebeugt und ihre Blicke begegneten ſich.

„So hab' ich nicht geträumt," ſagte Paula leiſe, „der Engel iſt bei mir geblieben."

„Meine Paula, mein ſüßes, liebes Herz, kennſt Du mich denn nicht mehr? Kennſt Du Deine Helene nicht?"

„Helene? Helene Rottack?" flüſterte die Kranke. „Aber — wie kommen Sie denn hieher, Frau Gräfin? Wie iſt mir denn? Bin ich denn nicht ....?"

„Ich habe Dich geſucht und gefunden, Herz!" rief Helene, die nur mit Gewalt die vorquellenden Thränen zurückdrängen mußte. „Jetzt bleib' ich bei Dir, ich gehe nicht wieder von Dir fort, bis Du auf's Neue wohl und geſund und kräftig biſt. Darf ich bei Dir bleiben?"

„Bei mir?“ flüſterte Paula, während ihr Blick ſcheu im Zimmer umherflog. „Bei mir, der Ausgeſtoßenen, die ihren Bruder und Vater gemordet hat? Bei mir?“ Und dabei ſuchte ſie Helenens Hand von ſich fortzudrücken. „Geh’, geh’ fort, daß Dich nicht auch der Fluch trifft, der auf mir ruht!“

„Aber was ſprichſt Du, Paula?“

„Ich weiß Alles,“ flüſterte die Arme, „in den Zeitungen ſtand es, die ich draußen geleſen — Alles — Alles! O, daß ich geſtorben wäre, um nicht das — das zu ertragen!“

„Hüten Sie die Kranke vor Aufregung!“ flüſterte der Arzt.

„Nicht Alles iſt wahr, was in den Zeitungen ſteht, mein Herz,“ ſuchte Helene ſie zu beruhigen; „Dein Vater iſt wohl krank, aber er lebt.“

„Er lebt — ja,“ ſagte Paula düſter — „aber wie? O, Helene, und Du haſt Dich nicht von mir gewandt, wo mich Alles, Alles verlaſſen?“

„Nie, nie, mein armes Kind,“ rief die junge Gräfin, „ich bleibe bei Dir; Du darfſt mich nicht von Dir weiſen; es wird noch Alles gut werden — hoffe nur, Paula!“

„Alles gut werden? Ja,“ ſagte die Arme

leiſe, „wenn ich im Grabe liege — o, daß ich ausruhen könnte von all' dem Herzeleid!"

Sie lag wieder ſtill und ruhig. Helene ſuchte ſie zu tröſten, aber ſie antwortete nicht mehr, bis ihr Geiſt auf's Neue an zu vandern begann und wilde, erſchreckende Bilder vor die Seele heraufbeſchwor. Sie jammerte dabei nach ihrem Kinde, das man ihr weggenommen hätte, und wollte von ihrem Lager aufſpringen, ſo daß ſie nur mit Mühe gehalten werden konnte; dann lag ſie wieder halbe Stunden lang ſtill und wie todt.

Der Arzt ſchüttelte den Kopf, die Erregung war zu viel für die Kranke geweſen; aber mit eines Engels Geduld ſaß Helene an ihrem Lager die ganze Nacht hindurch, und kein Schlaf kam in ihre Augen.

Rottack und Jeremias, da der Arzt gegen Abend wieder nach der Stadt zurück mußte, wo er auch ein paar gefährliche kranke Patienten hatte, verbrachten die Nacht ebenfalls in trauriger Weiſe in der Wirthsſtube ſelber, und noch dazu in einem furchtbaren Tabaksdunſt, da ſich heute eine Menge von Neugierigen eingefunden hatte, um die Fremden zu ſehen, die gekommen wären, die kranke Frau abzuholen.

Für heute ließ ſich aber nichts mehr daran ändern, morgen konnte vielleicht eher Rath geſchafft werden. Beide waren ja auch überdies an Beſchwerden gewöhnt, und auf Stühlen und Bänken richteten ſie ſich ein, ſo gut es eben gehen wollte.

Gegen Morgen endlich war die Kranke eingeſchlafen, und Helene warf ſich ebenfalls in ihren Kleidern auf das noch im Zimmer befindliche Bett, um ein klein wenig zu ruhen, während jetzt die Wärterin an dem Lager der Kranken wachte.

Paula ſchlief lange und ſanft, und als ſie endlich erwachte und die treue Freundin zu ihr trat, ſchlang ſie ihren Arm um deren Nacken, zog ſie zu ſich nieder und weinte ſtill.

„Meine liebe, liebe Paula, Du darfſt Dich nicht wieder aufregen, der Arzt hat es ſtreng verboten.“

„Und womit habe ich das verdient, Frau Gräfin,“ flüſterte Paula, „daß Sie mir in mein Elend gefolgt ſind?“

„O, nicht den kalten Titel, Paula, nicht das fremde Sie,“ rief Helene bewegt, „nenne mich Helene, nenne mich Schweſter, denn Gott iſt mein Zeuge, ich will Dir von jetzt an eine Schweſter ſein!“

„Meine liebe, gute Helene — und Du biſt mir nicht böſe?“

„Ich Dir böſe, Herz, wo ich mein eigen Leben für Dich hingeben könnte?“

Paula ſchüttelte leiſe mit dem Kopf und ſchloß die Augen wieder, und Helene rührte ſich nicht weiter, um ihr volle und ungeſtörte Ruhe zu laſſen.

So lag ſie zwei volle Stunden in einer Art von Halbſchlaf, aus dem ſie erſt durch den zurückkehrenden Arzt wieder geweckt wurde.

Trotz der furchtbaren Aufregung des vergangenen Abends fand er die Kranke aber heute bedeutend beſſer. Der Puls ging ruhiger und das Auge war klarer.

Sie hatte jetzt Helenens Hand gefaßt, die ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, feſthielt, als ob ſie Furcht hätte, daß ſie ihr wieder entzogen werden könnte. Helene hielt mit einer rührenden Geduld bei ihr aus, ſtreichelte ihre Wange, küßte ihre Stirn und behandelte ſie wie ein krankes Kind, das nur durch Liebkoſungen beſchwichtigt ſein will.

Rottack fragte den Arzt, ob er einen Transport der Kranken nach der nächſten Stadt wenigſtens für möglich halte; davon wollte dieſer aber nichts wiſſen, auf keinen Fall für die Folgen ſtehen, und er unterblieb deshalb. Der Arzt ſorgte aber doch dafür, daß die beiden Herren wenigſtens ein beſſeres Quartier und ein paar Betten bei dem Geiſtlichen bekommen konnten, der ſie in liebenswürdiger Weiſe aufnahm und nicht einmal darin nachließ, als er erfuhr, daß ſie „Ketzer" wären. Er ſelber hatte ſchon die arme kranke Frau beſucht und ihr auch in der That wenigſtens das nothdürftige Unterkommen bei den armen Leuten beſorgt, und freute ſich jetzt aufrichtig, daß ihr die ſo nöthige Hülfe geworden war.

So vergingen vierzehn volle Tage, in denen das Befinden der Kranken herüber und hinüber ſchwankte. Mit heftigen Anfällen ausbrechender Phantaſien wechſelten Tage der Ruhe — aber die Anfälle wurden ſeltener und ſchwächer, und der junge, kräftige Körper Paula's überwand endlich die furchtbare Mißhandlung, die er erlitten hatte und der er faſt unterlegen wäre.

Wie ſich aber ihre Nerven kräftigten, ſchloß ſie ſich ſo viel inniger an Helene an, die wieder ihrerſeits keine Mühe und Aufopferung ſcheute, wo es der Pflege des geliebten Schützlings galt.

Nach vier Wochen etwa geſtand endlich der

Arzt die Möglichkeit zu, die Kranke nicht allein in die nächſte Stadt, ſondern auch gleich nach Prag transportiren zu können, wo ſie doch beſſere Pflege und Bequemlichkeit fand, und wenn auch noch jede nur mögliche Vorſicht gebraucht werden mußte, hoffte er doch, daß die Reiſe ohne Gefahr für ſie ablaufen würde.

Jeremias wäre ſchon längſt gern fort, denn es drängte ihn nach Hauſe, aber er wußte auch nicht, in wie weit er doch noch hier ſich nützlich machen könne, und ſeine natürliche Gutmüthigkeit ließ ihn eben nicht. In der ganzen Zeit aber erwähnte Keines von Allen ein Wort über die Vergangenheit. Jedes ſchien die Berührung derſelben zu fürchten und jede Andeutung ſelber wurde vermieden. Was hätte es auch geholfen, Paula ſelber hatte leider ſchon aus den geſchwätzigen Zeitungen das Unglück ihres Hauſes erfahren, denn was wird, beſonders bei einem ſtillen politiſchen Zuſtand, lieber verbreitet, als Verbrechen und Unfälle. Was ihr aber ſelbſt geſchehen, Du guter Gott, es lag zu klar und deutlich vor Aller Augen, und wo es noch einer Ergänzung bedurft hätte, konnte Niemand die beſſer als Jeremias nach dem geben, was er in Prag über Handor und ſeine Begleiterin gehört.

Ihre Verbindlichkeiten hier waren jetzt bald abgemacht und geordnet. Das Wetter hatte ſich auch gebeſſert; der Frühling zog ſiegreich in das Land und Schnee und Eis ſchmolz vor ſeinem warmen Hauch und die Haſelbüſche trugen ſchon ihre Schäfchen. Schneeglöckchen und Himmelsſchlüſſel fingen an auszukeimen und die Saaten deckte friſches Grün.

Jeremias fuhr ſelber nach der Stadt hinüber und beſorgte einen guten und verſchloſſenen Wagen. Feſt in Tücher und Decken eingepackt, wurde dann die Kranke dort hinein gehoben und hinüber geſchafft, und mit dem Schnellzug erreichten ſie Prag in kurzer Zeit.

Paula hatte nicht einmal gefragt, wohin man ſie führe, denn wenn ſich ihr Körper auch unter der guten und ſorgſamen Pflege auffällig kräftigte und erholte, ihr Geiſt blieb noch immer gedrückt, und ſcheu und zitternd ſchmiegte ſie ſich an Helene an, wenn ihr Fremde nahten. Selbſt vor Rottack hatte ſie im Anfang Furcht, und nur auf Jeremias' Züge, ſo flüchtig ſie ihn bei jenem erſten, furchtbaren Begegnen geſehen, ſchien ſie ſich zu erinnern und bot ihm die Hand, als er zum erſten Mal zu ihr in's Zimmer trat.

Rottacks ſelber aber waren noch unſchlüſſig, wohin ſie Paula führen ſollten. Nach Haßburg? — jeder Verſuch, mit der ſtolzen, hartherzigen Gräfin von Monford anzuknüpfen, war vergebens geweſen — und ſie hier allein laſſen?

Rottack ſelber wollte Haßburg wieder verlaſſen, ſobald er dort ſeine Angelegenheiten nur einigermaßen ordnen konnte, aber das war nicht in zwei oder drei Tagen abgemacht und verlangte vielleicht eben ſo viele Wochen, und ſo lange konnte er die noch immer kranke Paula nicht mit ſeiner Frau allein laſſen. Es war deshalb das Beſte, er nahm ſie, bis er ſeine Ueberſiedelung ſelber geordnet hatte, mit nach Haßburg in ſein eigenes Haus. Niemand brauchte deshalb zu wiſſen, wen er beherberge. Die Hoffnung, ſie mit ihren Eltern auszuſöhnen, hatte er freilich längſt aufgegeben; aber er war feſt entſchloſſen, Paula nicht mehr von ſich zu laſſen, und da ſeiner armen Helene die Liebe der Mutter verſagt worden, ſo hoffte er, daß ſie in der Liebe der Schweſter ihren Frieden wiederfinden würde.

Jeremias hatte ſich übrigens jetzt dahin entſchieden, voraus zu reiſen, denn hier in Prag konnte er ja doch nichts mehr nützen, und es drängte ihn, ſeine eigenen Angelegenheiten daheim in Ordnung zu bringen.

Vorher mußte er aber noch eine Pflicht der Dankbarkeit abmachen, zu der ihn Rottack ſelbſt drängte. Dieſem hatte er nämlich geſagt, daß er einzig und allein durch den Souffleur Mauſer — der Graf mußte ſich ja doch an den Türken erinnern, der ſo unbändig ſchrie — auf die Spur gekommen ſei, und Rottack zwang ihm nun unter jeder Bedingung zehn Louisd'or auf, die er dem Mann für ſeine Kunde geben ſollte.

Daß es Mauſer ſehr gut brauchen konnte, wußte Jeremias, das war in ſeinem ganzen Weſen unverkennbar, und verdient hatte er es auch, denn ohne ihn wäre die ganze Reiſe umſonſt geweſen und die arme Paula wahrſcheinlich in Noth und Elend „verdorben und geſtorben.“ Jeremias ſuchte ihn deshalb auf, und wenn er auch das bezeichnete Haus mit Leichtigkeit fand, hatte es doch ſeine Schwierigkeiten, bis er die fünf ſteilen Treppen emporkletterte, über denen der Souffleur — noch immer in dem nämlichen ungewaſchenen Schlafrock und mit demſelben Fez auf, thronte.

Mauſer erhob übrigens, als er ihn erblickte, ein ſolches Freudengeſchrei, daß die Leute aus der Etage unter ihm herausſtürzten, weil ſie glaubten, es wäre Jemandem ein Unglück begegnet.

Jeremias mußte jetzt erzählen, aber er that das nur in aller Kürze, denn er ſelber war mit ſeiner Zeit gedrängt; wie er aber zuletzt, im Namen des Grafen Rottack die zehn Louisd'or aus der Taſche nahm und auf den Tiſch legte, ſtand der Souffleur ſtarr vor Schreck und Staunen. Er wollte es erſt gar nicht glauben, daß ſie ſein Eigenthum ſein ſollten, blos dafür, daß er einen Abend mit „Stelzhammer gekneipt." Als es ihm dieſer aber wieder und wieder verſicherte und er ſie in die Hand genommen und gewogen, und wieder auf den Tiſch gelegt und ſich noch einmal hatte beſtätigen laſſen, daß das fortan ſein Eigenthum ſei, da kannte ſeine Ausgelaſſenheit keine Grenzen.

Wie ein Raſender ſprang er in der Stube herum, den Fez ſchleuderte er in die Ecke, ein Pantoffel flog da, einer dorthin, und das Haus dröhnte von ſeinen Jubelrufen, die dem Kriegsgeheul der Indianer nicht unähnlich waren.

Jeremias beruhigte ihn nur mit der größten Mühe, und als er ſich endlich zufrieden gab, wollte er abſolut in ſeine Kleider fahren, um mit ſeinem kleinen Wohlthäter, heute natürlich auf eigene Koſten, auszuprobiren, wo der beſte Wein ſei. Jeremias wußte aber recht gut, daß er ihn dann den ganzen Tag nicht wieder los würde, verſprach ihm deshalb, wenn er es irgend möglich machen könne, in einer Stunde etwa wieder herauf zu kommen und ihn abzuholen, und eilte dann in das Hôtel zurück, um von Rottacks Abſchied zu nehmen.

In derſelben Zeit, in der Mauſer oben in ſeinem Zimmer fertig angezogen und mit einem ſchmählichen Durſt ſaß und auf ihn wartete, fuhr Jeremias auf den Bahnhof hinaus und eine halbe Stunde ſpäter gen Haßburg.

10.

Die Werbung.

Jeremias hatte ſchon von dem böhmiſchen Dorf aus, wie er nur etwa die ungefähre Zeit ſeiner Rückkehr beſtimmen konnte, nach Hauſe geſchrieben, und lauter Jubel empfing ihn hier, denn Rebe war in der Zeit nicht müßig geweſen.

Director Krüger hatte ſeinen Contract contraſignirt, und wie er ſelber der Liebling des Publikums geworden, beſſerten ſich auch ſeine pecuniären Verhältniſſe.

In den vergangenen Monaten, wo er faſt noch ſparſamer gelebt als je, kaufte er von der jetzt ziemlich hohen Gage nach und nach, was er in der Wirthſchaft brauchte. Jettchen's Ausſteuer war ja ſchon von dem Vater reichlich bedacht werden, und Alles jetzt bereit, um die

Trauung in der nächſten Zeit zu vollziehen. An demſelben Sonntag, an dem Jeremias von ſeiner Reiſe zurückkehrte, wurden ſie zum erſten Male aufgeboten, und Jettchen fühlte ſich ſelig in dem Gedanken, nun bald nicht mehr allein zu ſtehen und dem Geliebten ganz anzugehören.

So eifrig das Jeremias früher auch ſelber betrieben hatte, ſo niedergeſchlagen zeigte er ſich aber jetzt. Sein ganzer Humor ſchien ihn verlaſſen zu haben, und wenn er ſich auch faſt noch herzlicher und theilnehmender gegen Alle benahm, als bisher, ſo lag doch jedenfalls etwas auf ſeiner Seele, das er Niemandem anvertrauen mochte.

Anfangs drang Pfeffer in ihn, ihm zu ſagen, was ihn drücke. Geldſorgen konnten das nicht ſein, denn er ſchleppte Geſchenke nach Geſchenken für Jettchen in's Haus — aber was dann? Jeremias wich indeß allen Fragen aus, und man mußte ihn endlich ſeinen Weg gehen laſſen.

So war die Zeit immer mehr herangerückt. Es war Freitag geworden, am Sonntag wurden die Brautleute zum letzten Male aufgeboten und Montag ſollte die Hochzeit ſein.

Jeremias hatte bei Pfeffers zu Mittag gegeſſen, aber faſt kein Wort dabei geſprochen. Nach dem Eſſen ſaß er auf dem Stuhl am Fenſter, und Jettchen war gerade hinausgegangen, um den Kaffee herein zu holen.

„Was ſiehſt Du mich ſo ſonderbar an, Jeremias?“ ſagte Auguſte. „Ich weiß gar nicht, wie Du heute biſt.“

„Ich freue mich,“ erwiederte der kleine Mann, aber mit ganz wehmüthiger Stimme, „daß es Dir wieder ſo gut geht, Auguſte. Du haſt Dich in der Zeit, wo wir in Böhmen ſteckten, merkwürdig erholt.“

„Wenn wir nur erſt einmal herausbekommen könnten, was Sie in Böhmen gemacht haben,“ rief Fräulein Baſſini.

„Wahrſcheinlich,“ meinte Pfeffer, „wird's nicht die ganze Stadt wiſſen ſollen, und deshalb erfährſt Du's nicht.“

„Als ob ich nicht ſchweigen könnte!“

„So lange Du nichts weißt, gewiß. Aber 's iſt wahr, die Guſte hat ſich merkwürdig in der Zeit erholt; das dank' ihr aber der Teufel, keine Sorgen mehr, gute Pflege — das ſchlägt an!“

Jeremias nickte freundlich. „Ja,“ ſagte er, „und ich kann Euch jetzt mit gutem Gewiſſen verlaſſen, denn für das Jettchen iſt ja auch geſorgt.“

„Verlaſſen?“ rief die Frau raſch. „Und willſt Du wirklich wieder fort?“

„Ich muß, Auguſte,“ ſagte der kleine Mann traurig. „Sieh, ich habe noch ſo viel da drüben zu beſorgen, eine Menge Land, Colonien, die jetzt in fremden Händen ſind und verwahrloſt werden, wenn man nicht den Leuten dann und wann auf die Finger ſieht. Auch Geld hab’ ich noch drüben ausſtehen, was ich nicht gern einbüßen möchte, und von dem Verkauf des Hôtels weiß ich auch nicht einmal, ob die Raten alle richtig eingezahlt ſind.“

„Hm,“ brummte Pfeffer und ſchritt, den blauen Qualm ausblaſend, in der Stube nachdenkend auf und ab. Aber Auguſte ſagte kein Wort; ſie ſah ſtill und traurig vor ſich nieder und ſeufzte tief auf.

„Und wann willſt Du wieder fort, Jeremias?“ fragte ſie endlich ſo leiſe, daß er die Worte kaum verſtehen konnte.

„Gleich nach der Hochzeit,“ lautete die Antwort; „der Dampfer geht, glaub’ ich, am Dreizehnten oder Fünfzehnten, und ich möchte noch ein paar Tage in Bordeaux bleiben, um dort Manches einzukaufen.“

„Der Vater will fort?“ rief Jettchen erſchreckt, die eben den Kaffee gebracht und die letzten Worte gehört hatte. „Um Gottes willen, nein, Vater, Du darfſt uns jetzt nicht wieder verlaſſen!“

„Es muß ſein, liebes Herz,“ ſagte der kleine Mann gerührt, während ſie ihre Arme um ihn ſchlang, „es muß ſein; gern thu' ich's ja auch nicht, das darfſt Du mir wohl glauben, und ich — ich komme auch wohl bald wieder zurück, ſobald ich mich losmachen kann drüben. Wo iſt denn der Rebe eigentlich hin?“

„Er hatte etwas wegen ſeines Anzuges für morgen zu beſtellen,“ ſagte Fräulein Baſſini; er muß gleich wiederkommen.“

„Und wie traurig wird Horatius ſein,“ ſagte Jettchen, „wenn Du uns ſo bald wieder verläßt und Dich gar nicht mehr an unſerem Glücke freuſt! Jetzt iſt mir der ganze frohe Tag verdorben, denn ich werde ja doch nur immer an den Abſchied denken.“

„Ich wollte Euch eigentlich gar nichts davon ſagen,“ bemerkte Jeremias kleinlaut, „bis dicht vor dem Abſchied, aber es ging doch nicht an; es iſt doch noch ſo Manches zu beſprechen, und da — da bleibt's immer beſſer, man weiß es eine Weile vorher, daß man ſich danach richten kann.“

„Und kannſt Du die Geſchichte da drüben denn gar nicht durch jemand Anders beſorgen laſſen?“ fragte Pfeffer noch einmal, indem er vor ihm ſtehen blieb. „Du ſagteſt doch früher, Du hätteſt einen zuverläſſigen Mann drüben.“

„Es geht nicht, Kinder, es muß ſein,“ ſchüttelte Jeremias mit dem Kopf; „'s thut mir ſelber leid genug, aber läßt ſich eben nicht ändern, und, Du lieber Gott, das junge Volk braucht mich ja auch nicht mehr, die haben jetzt genug mit einander zu thun.“

„Und wir Alten?“ ſagte Pfeffer.

„Na, ich — ich hab' Euch ja doch jetzt einmal wieder geſehen und weiß, daß es Euch gut geht, und alles Andere — aber da kommt Rebe,“ unterbrach er ſich raſch, indem er ſeinen Hut nahm; „ſagt's ihm nachher, wenn ich weg bin, ich möchte die Geſchichte nicht noch einmal durcharbeiten. „Nun, wo haben Sie geſteckt, Rebe?“ fragte er dieſen, als er vor der Thür an ihm vorbei wollte. „Jettchen hat ſich ſchon geſorgt, daß der Kaffee kalt würde.“

„Sie wollen fort?“

„Ich komme nachher wieder.“

„Dann gehen Sie doch einmal bei Rottacks vorbei, Herr Stelzhammer. Er begegnete mir vorhin auf der Straße und bat mich, Ihnen das auszurichten.“

„Sind ſie zurück?“

„Seit heute früh. Eben iſt auch die Nachricht eingetroffen, daß in dieſer Nacht der alte Graf Monford geſtorben ſei; da draußen iſt's jetzt recht öde geworden.“

„Du lieber Gott,“ ſeufzte Jeremias, „alſo doch noch! Ja, da will ich gleich zu Rottacks gehen.“

Und Rebe freundlich zunickend, ſchritt er an ihm vorüber aus der Thür und die Treppe hinab.

Es war ihm recht weh und weich zu Sinn, aber die Anderen durften ja doch nichts davon merken, und ſich tüchtig zuſammennehmend, ſchritt er den kurzen Weg hinüber nach Rottack's Haus, wo er auf das herzlichſte begrüßt wurde. Er fand dort auch zu ſeiner Freude, daß ſich Paula wieder ſo weit erholt hatte, um die Reiſe ungefährdet fortſetzen zu können. Nicht einmal die Dienerſchaft im Hauſe wußte aber, wer die junge Fremde ſei, die krank und verſchleiert angekommen, und jede Möglichkeit eines Ausplauderns war dadurch abgeſchnitten.

Jeremias wunderte ſich freilich manchmal im

Stillen, weshalb gerade Rottacks ein ſo aufopferndes Intereſſe an der jungen unglücklichen Comteſſe nahmen, aber ſeine eigenen Pläne beſchäftigten ihn doch auch zu ſehr, um lange darüber nachzudenken, und danach gefragt hätte er überdies nie; was kümmerte das auch ihn, und er hatte Rottacks viel zu lieb, als ihnen einen andern Beweggrund zuzuſchreiben, wie aufopfernde Freundſchaft.

Dem jungen Grafen Rottack — Helene war bei der Kranken in ihrem eigenen Zimmer — entging aber dagegen nicht die auffallend gedrückte Stimmung ſeines kleinen Freundes, denn eine ſolche augenſcheinliche Schwermuth war er nicht an ihm gewohnt. Er fragte ihn deshalb direct um die Urſache, und Jeremias geſtand ihm denn nach einigen Zögern endlich mit einem gewaltſam heraufgezwungenen Humor, daß er wieder nach „Brumſilien" zurück wolle, um dort nach ſeinem Eigenthum zu ſehen, und daß es ihm ſchwer werde, jetzt von hier fortzugehen.

„Aber haben Sie mir denn nicht ſelber geſagt," fragte der junge Graf, „daß Ihnen Rohrland in Santa Clara Alles beſorgt und daß Sie dem das Ganze übergeben hätten? Auf Rohrland können Sie ſich doch feſt verlaſſen."

„Felſenfeſt," beſtätigte Jeremias, „beſſer als als auf mich ſelber."

„Und weshalb da die Reiſe, wenn Sie nicht gern gehen?"

„Herr Graf," ſagte Jeremias entſchloſſen und ſah ſich vorher wie ſcheu im Zimmer um, ob ſie auch ganz allein wären, „ich — ich will Ihnen reinen Wein einſchenken; ich muß Jemanden haben, mit dem ich einmal offen ſprechen kann, es drückt mir ſonſt wahrhaftig das Herz ab."

„Und daß Sie Keinen haben, Jeremias, der wärmeren Antheil an Ihnen nimmt, wiſſen Sie doch," ſagte der junge Graf herzlich. „Kann ich Ihnen mit etwas helfen, ſo reden Sie frei. Haben Sie vielleicht zu viel Ausgaben gehabt und brauchen Sie Geld? Heraus mit der Sprache, offen und ehrlich! Ich bin reich, und wo ich Ihnen helfen kann..."

Jeremias ſchüttelte den Kopf. „Das wär's nicht," ſagte er mit einer komiſchen Verlegenheit, „Geld wär' da, und wie ich zurückkam, fand ich ſogar wieder einen Wechſel von Rohrland vor; ich habe mehr als ich brauche, oder doch vollkommen genug."

„Aber was, um Gottes willen, kann Sie

ſonſt ſo niederdrücken? Ihr Lieblingswunſch, die Verheirathung Ihrer Tochter mit dem jungen Rebe, iſt ſeiner Verwirklichung nahe, Ihre Frau hat ſich, wie Sie mir ſelber ſagen, vollkommen wieder erholt und iſt geſund, an Geld fehlt es Ihnen auch nicht — alſo an was ſonſt? Heraus mit der Sprache, Jeremias: Sie haben uns mit wahrer Aufopferung beigeſtanden, machen Sie mir jetzt auch die Freude, daß ich Ihnen helfen kann."

Er hatte ihm dabei eine Cigarrenkiſte und einen Stuhl hingeſchoben, und Jeremias, ſich immer noch verlegen beider bedienend, ſagte: „Ja, ſehen Sie, Herr Graf, das iſt allerdings eine wunderliche Geſchichte; es fehlt mir eigentlich an gar nichts, als — an der Hauptſache."

„An der Hauptſache?"

„Sobald Jettchen geheirathet hat," fuhr Jeremias fort, „ſo zieht ſelbſtverſtändlich die Mutter zu den Kindern, und auch Pfeffer hat ſich oben in dem Hauſe Stübchen und Kammer mit einer reizenden Ausſicht gemiethet. Soll ich mich dann mutterſeelen allein hier irgendwo als Junggeſelle einquartiren und auf meine alten Tage da verloren ſitzen?"

„Ja, aber weshalb ziehen Sie denn nicht zu Ihren Kindern?“

„Ich?“ rief Jeremias ordentlich erſchrocken. „Ja, aber das geht ja doch gerade nicht. Von meiner Frau bin ich geſchieden, und ſo lange ſie krank, elend und in Noth war, konnte kein Menſch etwas Uebles darin ſehen, wenn ich in dem Hauſe aus und ein ging. Jetzt aber, wo ſie wieder rüſtig und geſund iſt und mir mein früheres nichtsnutziges Betragen vollſtändig vergeben hat, darf ich nicht in ein und daſſelbe Haus mit ihr ziehen. Denken Sie nur, was die Leute darüber reden würden, und wo ſie über Schauſpieler oder was mit ihnen zuſammenhängt, losziehen können, thun ſie's ja doch nur gar zu gern. So aber als Fremder hier zu wohnen, wo man eine Familie im Orte hat, das — hielt ich auf die Länge der Zeit nicht aus, und da iſt's beſſer, ich gehe bei Zeiten.“

Die Unterhaltung zwiſchen Rottack und Jeremias ſtockte eine Weile, weil letzterer ſchwieg; dann aber fragte Graf Rottack: „Alſo in Braſilien haben Sie wirklich nichts Wichtiges zu thun, nichts wenigſtens, was Ihnen nicht Rohrland eben ſo gut beſorgen könne?“

„Gar nichts,“ ſchüttelte Jeremias mit dem

Kopf; „das war nur eine Ausrede, denn ſagen kann ich's ihnen ja doch nicht.“

„Und Ihre Frau iſt Ihnen wieder gut?“

„Es iſt ein wahrer Engel von einer Frau, und ich fühle erſt jetzt, was ich für ein Eſel geweſen bin.“

„Dann erklären Sie mir aber auch Eins: weshalb laſſen Sie ſich nicht wieder mit Ihrer Frau trauen?“

„Hurrjeh,“ rief Jeremias, von ſeinem Sitz emporfahrend, „das geht ja aber doch nicht; wir ſind ja geſchieden!“

„Aber lieber, beſter Freund,“ lachte Rottack, „warum geht denn das nicht? Ich kenne verſchiedene Beiſpiele, daß ſich früher geſchiedene Gatten wieder haben trauen laſſen. Sie ſind ja Beide frei und unabhängig, und wer in aller Welt will ſie daran hindern oder könnte es Ihnen, wenn Sie Ihre Frau noch lieben, verdenken?“

„Und Sie glauben wirklich?“ rief Jeremias, ganz verſtört von all' den Gedanken, die ihm jetzt durch den Kopf ſchoſſen.

„Glauben — was ſoll ich glauben?“ ſagte der junge Graf. „Die Sache iſt außer aller Frage. Sie erwerben ſich dadurch ein Recht, für die Frau, der Sie einſt ewige Treue verſprochen und dann ein bischen gewiſſenlos durch die Lappen gingen, auch in ihrem Alter zu ſorgen und das, was ſie gelitten, wieder an ihr gut zu machen; und ſeien Sie überzeugt, daß man es Ihnen überall ſogar hoch anrechnen und Sie deshalb ſchätzen und lieben wird.“

„Ach, mein beſter Herr Graf,“ ſagte Jeremias, indem er wieder in ſeinen Stuhl zurückſank, „das iſt ja ſchon ſeit langen Monden mein Lieblingswunſch geweſen, ſchon wie Auguſte noch krank war, um ſie aller Sorge für das Kind zu entheben; aber — ich habe nie geglaubt, daß es möglich wäre, und dann — wenn ich es mir manchmal doch dachte, fehlte es mir immer an der Courage, es ihr zu ſagen.“

„Fehlt es Ihnen noch daran?“ lächelte Rottack.

„Ja,“ ſagte Jeremias kleinlaut; „ich brächt's nicht über die Lippen.“

„Soll ich dann Ihren Freiwerber machen?“

„Sie — Sie wollten?“

„Und warum nicht? Trüg' ich doch nur dazu bei, einer braven Frau ihren braven Mann wiederzugeben, und wie glücklich werden die Ihrigen ſein, wenn Sie ſich nicht wieder von ihnen trennen wollen.“

„Ach Gott, ja, und ich auch," ſeufzte Jeremias; „es war immer mein Lieblingswunſch geweſen, aber nur ganz im Stillen, mich an dem nämlichen Tag mit meiner ſeligen Frau — ach, Unſinn, das Wort kommt mir immer auf die Zunge — mit meiner geſchiedenen Frau wieder trauen zu laſſen, an welchem Jettchen Hochzeit machte."

„Das wäre allerdings ein wenig raſch," lachte Rottack, „und möchte Schwierigkeit machen. Ihre Papiere haben Sie?"

„Alles in muſterhafter Ordnung."

„Braſilianiſcher Bürger dazu, hm, wir wollen einmal ſehen. Aber erſt müſſen wir doch wohl mit Ihrer Frau ſprechen."

„Und Sie wollten das wirklich thun?"

„Hören Sie einmal, Jeremias," ſagte Graf Rottack, indem er aufſtand und ſeinen Hut nahm. „Bleiben Sie einmal da ſitzen. Das Sprichwort ſagt freilich: Gut Werk will Weile haben. Aber ich denke, ein gutes Werk kann man nicht zu bald thun. Da ſtehen die Cigarren, in den Caraffen dort auf dem Buffet ſteht Portwein und Sherry, wenn Sie in der Zeit einer Stärkung bedürfen ſollten. In einer halben Stunde bringe ich Ihnen Antwort."

„Ich trinke Ihnen indeſſen den ganzen Portwein aus,“ ſagte Jeremias.

Rottack lachte, nickte ihm zu und verließ das Haus. — —

Bei Pfeffers ſaß die Familie indeſſen noch in einer recht wehmüthigen Stimmung beiſammen, denn Jeremias’ eben angekündigter und ſo nahe bevorſtehender Abſchied lag Allen auf der Seele. Pfeffer ſelber ging mit immer größeren Schritten auf und ab und dampfte immer ſtärker; Fräulein Baſſini ſtrickte, als ob der Strumpf noch heute fertig werden müßte, und Rebe ſtand niedergeſchlagen am Fenſter, während Jettchen der Mutter Hand in der ihrigen hielt und ihr mit leiſen Worten Troſt zuflüſterte.

Da klopfte es an die Thür, und auf das etwas erſtaunte „Herein!“ Pfeffer’s trat Graf Rottack in’s Zimmer.

„Störe ich?“

„Herr Graf!“ rief Pfeffer in einiger Verlegenheit, daß er ſchon wieder in ſeinem alten Schlafrock ertappt wurde. „Sie entſchuldigen einen Augenblick!“

„Bitte, laſſen Sie ſich nicht ſtören!“ rief Rottack. „Es iſt eine Familienangelegenheit, in der ich komme. Verehrte Frau, ich freue mich herzlich, Sie dieſesmal ſo wohl und munter anzutreffen; Sie haben ſich wirklich in der kurzen Zeit merkwürdig erholt. Mein liebes Fräulein, wenn auch verſpätet, doch nicht minder herzlich iſt mein Glückwunſch — oder eigentlich ſollte man beſondes Ihnen Glück wünſchen, Herr Rebe, denn ich glaube, Sie ſind am meiſten zu beneiden. Ah, auch eine alte Bekannte, Fräulein Baſſini, wenn ich nicht irre — aber bitte, wollen denn die Damen nicht Platz behalten? Und was für betrübte Geſichter ſehe ich hier? Thränen in den Augen, mein Fräulein? Das ſchickt ſich aber nicht für eine Braut!“

Fräulein Baſſini, die, als der Graf eintrat, raſch ihren etwas ſehr mitgenommenen Strickſtrumpf bei Seite geſchoben hatte und dann auf und nieder geknixt war, bis er ſie anredete, rief jetzt: „Ach, Herr Graf, wenn Sie dem Jeremias nur zureden wollten, daß er nicht wieder nach Braſilien ginge!“

„Und ſind Sie darüber ſo traurig?“

Die Frauen ſeufzten tief auf, als ſich die Thür wieder öffnete und Pfeffer, der raſch hinausgefahren war, ohne Pfeife und in ſeinem unvermeidlichen langen braunen Rock erſchien.

„Nun, Herr Graf, womit können wir Ihnen dienen?“

„Wir ſprachen gerade über Jeremias’ Abreiſe nach Braſilien,“ ſagte Graf Rottack lächelnd, „und da die Damen hier nicht damit einverſtanden ſcheinen, kann ich Ihnen vielleicht einen Vorſchlag zur Güte machen.“

„Sie?“ rief Auguſte raſch. „O, wenn Sie das über ihn vermöchten, Herr Graf, daß er hier bei uns bliebe! Ich weiß, er hält außerordentlich viel auf Sie.“

„Aber doch wohl nicht ſo viel, verehrte Frau,“ lächelte der junge Graf, indem er den ihm von Rebe gebotenen Stuhl dankend nahm, „daß ich mehr über ihn vermöchte als Sie, wenn Sie ihn ſchon darum gebeten haben.“

„Aber er ſagt, er müſſe zurück,“ klagte Henriette, „ſeine Geſchäfte und Ländereien zwängen ihn dazu.“

„Das ließe ſich doch vielleicht arrangiren,“ meinte Rottack. — „Ich danke, ich ſchnupfe nicht.“ Und Pfeffer ſchob ſeine Doſe ordentlich erſchreckt wieder in die Taſche. — „Darüber hab’ ich mit ihm geſprochen. Er kann mit leichter Mühe Alles brieflich abmachen; aber“ — und ſein Blick haftete dabei feſt auf der Frau — „eine andere Sorge liegt ihm am Herzen, die er nicht den Muth hat auszuſprechen.“

„Nicht den Muth?“ rief Pfeffer. „Was in aller Welt kann das aber denn nur ſein?“

„Er hat kein Logis in Haßburg,“ ſagte Rottack, wieder den Blick der Frau ſuchend.

„Kein Logis?“ ſchrie Pfeffer. „Na, ſo ſchlage doch Gott den Deu — Bitte um Entſchuldigung! Das geht über die Möglichkeit! Kein Logis?“

„Aber ich begreife den Vater nicht,“ ſagte auch Henriette; „das kann ihm doch unmöglich Sorge machen.“

„Er muß rein verrückt geworden ſein!“ rief Fräulein Baſſini. „Ich wollte ihm genug Wohnungen in der Stadt verſchaffen, um ein ganzes Regiment einzuquartiren.“

Rottack ſah ſtill und lächelnd vor ſich nieder. „Und glauben Sie auch, verehrte Frau,“ ſagte er endlich, indem er zu Auguſten aufſah, „daß ich ihm das zuſagen darf?“

Ein paar Thränen glänzten in den Augen der Frau, ihre Wangen glühten, aber ſie ſagte leiſe: „Wenn er will — ich glaube es gewiß.“

„Ich danke Ihnen in ſeinem Namen!“ rief Rottack, indem er aufſprang und ihr die Hand reichte. „Alſo werden wir von Ihrer Güte Gebrauch machen, mein gnädiges Fräulein.“

„Von meiner Güte?“ rief Fräulein Baſſini. „Ja, ich verſtehe aber kein Wort davon!“

Henriette hatte ihre Mutter raſch und erſtaunt angeſehen; hohes Roth färbte auch ihre Wangen, aber jubelnd warf ſie ſich an der Mutter Bruſt, während Rebe auf Rottack zuging, ſeine Hand ergriff und ſie herzlich ſchüttelte.

„Ja, aber Fürchtegott,“ rief Fräulein Baſſini, „begreifſt Du etwas?“

„Und darf ich den Ausreißer herſchicken?“ fragte der junge Graf.

„Schicken Sie ihn,“ ſagte die Frau leiſe, „es kann ja Alles — Alles wieder gut werden!“

Rottack ging. Als aber kaum eine Viertelſtunde ſpäter Jeremias zu ihnen in’s Zimmer trat, als ihm Henriette ſchon an der Thür um den Hals fiel, und der kleine Mann, der vor Rührung kein Wort über die Lippen bringen konnte, auf ſeine verlaſſene Frau zuging und ihr die Hand entgegenſtreckte, da lehnte ſie die thränenbenetzte Wange an ſeine Bruſt und flüſterte bewegt: „Ich danke Dir für Deine treue Liebe, Jeremias!“

Und glücklichere Menſchen waren wohl kaum an dem Tage in Haßburg verſammelt, als in dem kleinen Raum, der dieſe hier umſchloß.

Indeſſen aber war Rottack thätig. Er hatte in Haßburg in dem Ober-Bürgermeiſter der Stadt einen Jugendfreund und Studiengenoſſen ſeines Vaters gefunden und war mit ihm bekannt geworden. Dieſem legte er die Sache vor und befürwortete eine raſche oder vielmehr augenblickliche Erledigung derſelben, um es Jeremias zu ermöglichen, ſeinen Lieblingswunſch zu erfüllen und die Erneuerung ſeiner Trauung mit den Kindern zuſammen zu feiern.

Es ging leichter, als er geglaubt hatte. Jeremias, als braſilianiſcher Bürger, brauchte keinen Heimathſchein. Zufällig traf es ſich, daß heute Abend noch Rathsſitzung war, wo das Geſuch vorgelegt werden konnte. Mit dem Geiſtlichen, einem liebenswürdigen und aufgeklärten Mann, ließ ſich ebenfalls reden, von dem dreimaligen Aufgebot konnte dispenſirt und daſſelbe gleich morgen erlaſſen werden. Rottack erbot ſich dabei, jede nur verlangte Bürgſchaft zu leiſten. Das Einzige, was Jeremias zu thun hatte, war, ſeine Papiere noch heute Abend vor ſechs Uhr in des Bürgermeiſters Haus zu bringen. Alles Andere ließ ſich arrangiren.

Der alte Herr hatte auch in der That nicht zu viel verſprochen. Wo der gute Wille iſt, geht Alles; nur der nöthigen und nicht zu vermeidenden Form muß genügt werden, und am nächſten Montag machte Graf Rottack ſelber in der menſchengedrängten Kirche, da Alle einer ſo merkwürdigen Trauung beiwohnen wollten, Jeremias' Brautführer.

Als der Zug fröhlicher Menſchen aus der Kirche kam, begegneten ſie dem großen, ſchwarz verhangenen und mit ſilbernen Stickereien bedeckten Leichenwagen der Stadt, der den alten Grafen Monford zu ſeiner letzten Ruheſtätte führte. Nur ein einziger Wagen folgte, in dem die Gräſin, das Haupt mit einem dichten ſchwarzen Schleier bedeckt, ſaß.

Der alte Graf hatte es ſo, noch kurz vor ſeinem Tode, wo er wieder zur Beſinnung kam, verlangt. Niemand weiter ſollte ihm folgen, auch keine Leichenrede gehalten und bei dem Einſenken in die Gruft nur von vier Männerſtimmen Mendelsſohn's herrliches „Auf Wiederſehen" geſungen werden.

Rottack überlief ein ganz eigenes, eiſiges Gefühl. Wie wunderbar zeigte ſich hier die ſchwankende Laune des Glücks, denn das, was ſeinen Freunden hier Heil und Segen brachte, warf dort ein altes, edles Haus in Trümmer.

Und wie einſam, wie verlaſſen die arme Frau in ihrer Staatscarroſſe ſaß — aber hatte ſie es anders gewollt? Starr und eiſern war ſie ihre Bahn gewandelt, und jetzt bedeckte der Schleier freilich ihr Antlitz, aber Rottack war fest überzeugt, daß dieſe Züge unter dem Schleier auch ihre kalte Unerbittlichkeit gewahrt hatten und keine Thräne ihre Wange netzte.

O, hätte er die arme Gräfin weinen ſehen!

11.

Schluß.

Die Hochzeit — die Beerdigung war vorüber, und während dort in der Stadt frohe, glückliche Menſchen der Zukunft entgegen jubelten, fuhr die Trauer-Equipage, mit welcher die Gräfin allein ihrem Gatten das letzte Geleit gegeben, in das Schloß zurück, und die in ſchwarze Wolle vom Kopf bis zu Füßen gekleidete Frau — der Schleier aber noch immer das Geſicht verhüllend — ſchritt langſam, wie die Ahnfrau ihres Hauſes, die Stufen hinauf, die in ihr Zimmer führten.

Sie hatte heute noch nichts gegeſſen. Der alte Haushofmeiſter brachte ihr ſelber auf einem großen ſilbernen Präſentirbrett einen Imbiß hinauf.

Sie ſchüttelte den Kopf und winkte mit der Hand, daß es fortgenommen würde.

So verbrachte ſie den ganzen Tag. Sie ſaß in ihrem Stuhl am Fenſter und blickte auf das vor ihr ausgebreitete Thal hinaus; ſie ſprach nicht, ſie rührte ſich nicht, und nur wenn ſich ihr Jemand nahen wollte, winkte ſie ihn fort. So ſaß ſie die ganze Nacht, nur erſt am nächſten Morgen warf ſie ſich, halb angekleidet, auf ihr Lager, und ihre Kammerfrau gerieth ſchon in Angſt und Sorge, als ſie um zwölf Uhr Mittags ihr Zimmer noch nicht wieder geöffnet hatte und Todtenſtille darin herrſchte. Aber ſie brauchte nichts zu fürchten; die Gräfin lebte und war geſund, und was auch ihr Geiſt leiden mochte, ihr Körper unterlag dem Druck nicht.

Es war Nachmittag, als der Haushofmeiſter durch die Kammerfrau um die Kofferſchlüſſel bitten ließ, da die Frau Gräfin neulich beſtimmt habe, daß ſie gleich nach der Beiſetzung ihres Gatten Haßburg verlaſſen wolle. Sie ließ ihm wieder ſagen, es habe noch Zeit; ſie ſei noch nicht entſchloſſen, wann ſie abreiſen werde.

Er wollte ſelbſt zu ihr, aber die Thür war wieder verſchloſſen, und erſt gegen Abend wurde er beordert, der Frau das Diner hinauf zu ſchaffen.

Einer der Diener deckte den Tiſch, der alte

Haushofmeiſter bediente ſie ſelber. Während ſie aß, wurde kein Wort geſprochen. Als er abräumen wollte, ſagte die Gräfin:

„Ihr habt mich heute nach den Kofferſchlüſſeln fragen laſſen?“

„Ja, gnädige Frau Gräfin....“

„Dort liegen ſie auf dem Tiſch.“

„Wann gedenken Sie abzureiſen?“

„Wahrſcheinlich Ende der Woche — ich weiß es noch nicht. Ihr könnt Eure Sachen immer zurecht machen. Ich werde nur meine Kammerfrau und Euch mitnehmen, Hußmann.“

Der Haushofmeiſter erwiederte nichts — er hatte die Hände eben an einen der Präſentirteller gelegt, um ihn vom Tiſch zu nehmen. Er blieb in der Stellung — endlich ſagte er leiſe:

„Frau Gräfin, ich werde Sie bitten müſſen, mich dieſesmal zu entſchuldigen.“

„Zu entſchuldigen? Weshalb,“ ſagte die Frau, deren Gedanken indeſſen ſchon weit abgeſchweift geweſen.

„Von dem Mitreiſen zu entſchuldigen, Frau Gräfin,“ ſagte der alte Mann leiſe, aber entſchloſſen.

„Ihr wollt mich auch verlaſſen, Hußmann?“ rief die Gräfin ordentlich erſchreckt.

„Ich bin jetzt neunundvierzig Jahre in Ew. Gnaden Dienſt, ſchon bei dem hochſeligen Herrn Vater, dann bei Ihnen — ich werde alt, Frau Gräſin, ich kann meinem Dienſt nicht mehr ſo vorſtehen, wie ich wohl möchte, und — das Reiſen vertrage ich gar nicht mehr. Ich könnte Ihnen unterwegs krank werden, und da iſt's viel beſſer, ich — bitte Sie in Zeiten um meine Entlaſſung.“

Die Gräfin antwortete ihm nicht — ſtill und regungslos, den Kopf in die Hand geſtützt, ſaß ſie am Tiſch und ſtarrte vor ſich nieder. Der Haushofmeiſter ſtand noch immer in ehrfurchtsvoller Stellung neben ihr, eine Erwiederung erwartend.

Endlich winkte ihm die Herrin leiſe mit der Hand. „Es iſt gut, Hußmann, ſagte ſie, ich will es mir überlegen. Ihr habt Euren freien Willen — geht jetzt, laßt mich allein, mir iſt nicht recht wohl, ich muß Ruhe haben — geht doch nur!“

Sie ſah auf, aber ſie war ſchon allein. Der Haushofmeiſter hatte das Zimmer ſo geräuſchlos verlaſſen, daß ſie ſein Gehen gar nicht bemerkt.

Wie die Stunden dahin ſchlichen und die Tage in dem öden Haus, und wie unheimlich ſelbſt die Pracht das Ganze machte! Sammt, Silber, Seide und Marmor ſchienen des Elends ordentlich zu ſpotten, das jetzt heimiſch in dieſen Räumen geworden, und wie Schatten glitten die wenigen zurückbehaltenen Diener über die weichen Teppiche der Stuben, durch die kein Lichtſtrahl mehr fiel, ſo dicht waren die Gardinen verhangen — wie ein Schatten ſelbſt ſchlich die düſtere Geſtalt der Gräfin mit todtbleichem Antlitz in den Sälen umher, die ihre einzige Heimath bildeten und doch keine Heimath mehr boten.

Eine Woche mochte faſt nach der Beiſetzung des Grafen vergangen ſein. Die Gräfin hatte ihre Koffer noch nicht packen laſſen, der alte Haushofmeiſter aber den erbetenen Abſchied erhalten. Seine Familie lebte hier in Haßburg, und die Gräfin bat ihn nur, die Aufſicht über das Schloß in ihrer Abweſenheit ſo lange zu übernehmen, bis ſie einen andern zuverläſſigen Mann gefunden habe. Der Alte blieb alſo indeſſen als Caſtellan des Schloſſes zurück. — Aber noch immer wurden keine Anſtalten zum Reiſen gemacht, wenn auch das Silbergeſchirr und andere werthvolle Sachen ſchon lange gepackt und in die Stadt geſchafft waren.

Da fuhr ein Wagen vor — ſeit lange der

erſte wieder vor dem öden Platz. Die Gräfin hatte ihn gehört und dem Geräuſch, emporfahrend, gelauſcht — dann fiel ſie wieder in ihre alte Stellung zurück.

Ein Diener trat in's Zimmer und überreichte ihr eine Karte.

„Herr Graf Rottack wünſcht der Frau Gräfin ſeinen Abſchiedsbeſuch zu machen — die Frau Gräfin Rottack ließe ſich entſchuldigen, ſie fühle ſich nicht wohl.“

Gräfin Monford zuckte zuſammen, als ſie den Namen hörte — wie unſchlüſſig hielt ſie die Karte in der Hand, aber unwillkürlich faſt machte der Arm eine abwehrende Bewegung.

„Ich kann nicht — jetzt nicht — ich fühle mich nicht wohl.“

„Der Herr Graf ſagte mir,“ berichtete der Diener, „daß die gräfliche Familie morgen Haßburg verlaſſen würde.“

Die Gräfin blieb regungslos mehrere Secunden, aber wieder winkte ſie abwehrend mit der Hand.

Der Diener verließ das Zimmer, und gleich darauf rollte der Wagen wieder fort; in ihren Stuhl aber ſank die Gräfin und deckte ihr Antlitz mit den Händen. — —

Graf Rottack kehrte in ſeinem Cabriolet, das er ſelber fuhr, nach Hauſe zurück. Schon vorher hatte er von Jeremias' jetzt glücklicher Familie Abſchied genommen, alle anderen Abſchiedsbeſuche waren ebenfalls gemacht, und es band ihn nichts mehr an Haßburg, da er die Aufſicht über ſein Haus, bis er zurückkehrte, ſeinem kleinen braſilianiſchen Freund übergeben.

Er war ſehr langſam gefahren und ſah ernſt und niedergeſchlagen aus. Seine arme Helene! Wie hatte ſie die Zeit ihres Aufenthalts in Haßburg, wie der Mutter Liebe erſehnt, und wie trüb', wie furchtbar mußte ſich da Alles gerade in dieſer Zeit geſtalten! Aber er brauchte ſich ſelber keine Vorwürfe zu machen. Er hatte gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, und kein mögliches Mittel unverſucht gelaſſen, um das eiſerne Herz der Frau zu erweichen. Es war Alles umſonſt geweſen; nicht einmal die unglückliche Paula durfte es wagen, ihr zu nahen, wenigſtens jetzt noch nicht, denn ihr Körper war ſo geſchwächt, daß er die kalte Zurückſtoßung der Mutter nicht ertragen hätte. So mußte es denn der Alles lindernden Zeit überlaſſen bleiben, auch dieſe Wunde zu heilen, auch dieſe ſtarre Bruſt zur Sühnung zu ſtimmen, und für Helene und Paula hoffte jetzt Rottack in einem fremden Land — wenn nicht Vergeſſenheit des Unabänderlichen, doch Zerſtreuung zu finden. Beide waren ja noch jung, und eine ſchöne Natur, fremde Scenen und Bilder würden gewiß nicht ihren Eindruck auf ihre Herzen verfehlen.

Nur jetzt fort von hier — der letzte Verſuch war gemacht, das Letzte abgeſchüttelt, und er konnte die Zeit der Abreiſe kaum erwarten.

Es dämmerte ſchon, als er in ſeine Wohnung zurückkehrte. Paula und Helene ſaßen, ſeiner harrend, im Salon, der aber auch freilich ſchon die Spuren bevorſtehender Abreiſe zeigte.

„Und haſt Du ſie geſprochen?“ rief ihm Helene mit bebender Stimme entgegen, als er den Saal betrat, und auch Paula's Blick hing angſtvoll an ſeinen Zügen.

Felix ſchüttelte langſam den Kopf. „Nein,“ ſagte er leiſe — „es iſt umſonſt. In ihrem Herzen iſt kein verwundbarer Punkt, und ſo ſtolz und unerbittlich ſie im Glück war, ſo kalt und ſo verſchloſſen hat das Unglück ſie erhalten. So, fort denn mit allen Plänen und Hoffnungen, Kinder! Morgen früh ziehen wir hinaus in die weite Welt, und draußen im Sonnenlicht und der freien, herrlichen Natur mag ein neues Leben ſeine Pforten für Euch öffnen."

„Und wollen Sie die arme Waiſe mit ſich nehmen, Graf Rottack," ſagte Paula gerührt — „o, womit habe ich das verdient?"

„Meine liebe Paula," lächelte Felix, „Helene hat Sie als Schweſter adoptirt, und da müſſen Sie es ſich ſchon gefallen laſſen, mir auch eine freundliche und liebevolle Schwägerin zu ſein — aber als ſolche gehören Sie doch jedenfalls mit zur Familie."

„Und was wäre ohne Sie aus mir geworden?"

„Die Zeit iſt vorbei, meine beſte Paula," rief Felix, „bannen Sie die trüben Gedanken. Das Leben hat noch manchen ſonnigen Tag für Sie!"

„Für mich?" ſagte Paula, traurig mit dem Kopf ſchüttelnd, „der Bruder und Vater todt — von der Mutter verſtoßen — nur trübe Schatten liegen auf meiner Bahn. Aber Gott lohne Euch Beiden tauſendfach die Liebe, die Ihr mir entgegenbrachtet, und je unerklärlicher es mir iſt, daß Ihr das arme, verlaſſene Mädchen an Eure Herzen ziehen konntet, ſo viel mehr Dank ſchulde ich Euch dafür."

„Meine Paula, meine Schweſter," rief Helene, und ſchloß ſie in ihre Arme. Rottack aber, der dieſe Scene um jeden Preis abzukürzen wünſchte, weil er fürchtete, daß die noch immer nicht vollkommen Geneſene ſich zu ſehr aufregen möchte, rief dazwiſchen:

„Nun muß ich Sie aber darauf aufmerkſam machen, meine Damen, daß der Zug morgen früh um halb zehn Uhr geht und Damen gewöhnlich eine Maſſe von zu packenden Gegenſtänden bis zum letzten Augenblick aufheben. Ich bitte Sie dringend, das nicht diesmal bis zum letzten Moment zu verſchieben, ſondern heute Abend wo möglich noch Alles fertig zu machen, was irgend fertig gemacht werden kann.“

„Ja, Herz,“ ſagte Helene, „Felix hat recht — komm, ich helfe Dir, daß ſich unſer geſtrenger Herr und Gebieter morgen nicht zu beklagen hat oder uns vorwerfen kann, wir wären läſſig geweſen. Komm, Paula, und nun nicht mehr weinen,“ fuhr ſie fort, der Trauernden die Thränen mit ihrem eigenen Tuch von den Augen wiſchend, „Du mußt hübſch folgen und brav ſein,“ und, ihren Arm um ſie ſchlagend, führte ſie die Schweſter in ihr Zimmer hinüber.

Felix blieb allein im Saale. Er hatte ſich eine Cigarre angezündet und ging eine Weile ſinnend auf und ab. Es war indeſſen völlig dunkel geworden, aber er klingelte noch nicht nach Licht — er merkte es gar nicht. Mit ſeinen Gedanken war er wieder in Braſilien. Wie wunderbar ſich Alles geſtaltet hatte — heute gerade wieder der Jahrestag ſeines Abſchieds von Santa Clara, wo er zu jener Frau in's Zimmer trat und ſie zwang, ihm das Couvert für Helene zu geben! Welche Hoffnungen hatten ſich daran geknüpft — wie hatte Helene die Zeit herbeigeſehnt, in der ſie ihrer Mutter in die Arme fliegen könne, und jetzt? Alles vorbei. Wieder ſtanden, wie damals, die Koffer gepackt, aber nicht mehr der Heimath ſtrebten ſie entgegen, die Heimath gerade wollten ſie eben fliehen.

Der Diener kam mit Licht, und Rottack erſchrak ordentlich, als der helle Glanz ſein Auge traf; aber er duldete es und warf ſich, die Gedanken abſchüttelnd, in einen Fauteuil, um die den Nachmittag eingetroffenen Zeitungen zu durchfliegen.

Eine Stunde mochte er ſo geſeſſen haben, als Helene zurückkehrte und, ihren Arm um ihn legend, ſeine Stirn küßte.

„Iſt Paula ruhiger?“

„Ja, Felix; ſie hat ſich erſt drüben noch einmal ordentlich ausgeweint, denn auf Deinen heutigen Beſuch ſchien ſie doch noch im Stillen wohl eine letzte Hoffnung aufgebaut zu haben. Jetzt iſt es vorbei und überſtanden, und ſie ſehnt ſich nun ſelber weg von Haßburg mit ſeinen furchtbaren Erinnerungen."

„Wunderbar," ſagte Felix, „wie faſt Alles, was mit dieſer entſetzlichen Kataſtrophe zuſammenhing, todt und dahin iſt. Da leſe ich eben in der Zeitung, daß Hubert, Graf von Bolten, vor wenigen Tagen in Oeſterreich beim Zureiten eines wilden, ſtörriſchen Pferdes von dieſem abgeſchleudert, geſchleift und todt nach Hauſe getragen wurde."

„Es war ein wilder, übermüthiger Menſch."

„Jetzt iſt er ruhig," ſagte Felix leiſe — „aber wo iſt Paula? Laß ſie nicht ſo lang' allein, Herz — ihre trüben Gedanken kommen wieder. Denk', was das arme Kind verloren hat!"

„Was ich verloren habe" — flüſterte Helene, die Stirn auf des Gatten Haupt lehnend.

Draußen im Vorſaal hatte einer der Diener eben das Theegeſchirr herausgebracht und auf einen Tiſch geſtellt, um es der Herrſchaft hinein zu tragen, als ſich die Hausthür öffnete und eine ſchwarz gekleidete Dame, das Geſicht verſchleiert, eintrat.

„Iſt Deine Herrſchaft zu Hauſe?“

„Ja, gnädige Frau,“ ſagte der Diener, über die plötzliche, eigenthümliche Erſcheinung faſt erſchreckt, „wen habe ich die Ehre zu melden?“

„Niemanden,“ ſagte die hohe, ſtattliche Frau, aber mit faſt tonloſer Stimme, „ich werde mich ſelber melden.“

„Bitte um Verzeihung, ich...“ wollte der Diener einwenden, aber eine gebietende Bewegung der verſchleierten Dame, die ihm wie eine Erſcheinung vorkam, ſcheuchte ihn zurück, und dieſe ſchritt jetzt ſelbſt auf die Thür zu und öffnete ſie — —

„Meine Helene,“ rief Felix, das Antlitz zu der Gattin emporhebend und ihrem Kuß begegnend, „mein liebes, ſüßes Herz, vertraue auf die Zeit, die auch Dir das Verlorene bringen kann!“

Die Thür öffnete ſich, eine ſchwarzgekleidete Geſtalt ſtand auf der Schwelle. Felix hatte das Geräuſch gehört und wandte den Kopf dorthin. Er fuhr überraſcht in ſeinem Stuhl empor. Eine Dame — unangemeldet Abends in ſeinem Zimmer?

„Wer iſt das?“ flüſterte Helene.

Die Fremde ſchlug den Schleier zurück, und ein bleiches Antlitz ſtarrte daraus hervor.

„Gräfin Monford!“ ſchrie Felix, von ſeinem Stuhl emporſpringend.

„Meine Mutter!“ flüſterte Helene und mußte ſich an der Stuhllehne anhalten, um nicht umzuſinken.

Die Gräfin ſprach kein Wort. Schweigend drückte ſie die Thür hinter ſich in's Schloß und trat dem Tiſch näher. Dort blieb ſie ſtehen; aber jede Spur von Stolz war aus den bleichen Zügen gewichen, in die der Gram ſeine tiefen Furchen gegraben, und die rechte Hand langſam gegen die Tochter ausſtreckend, ſagte ſie mit leiſer, kaum hörbarer Stimme: „Helene!“

„Meine Mutter!“ wiederholte Helene; aber nur wie ein Hauch quollen die Worte über ihre Lippen. Sie rührte ſich nicht, keine Bewegung machte ſie, dem Anruf zu begegnen.

„Helene, kennſt Du Deine Mutter nicht mehr?“ ſagte die Gräfin aber ſo weich, ſo bittend.

Felix ſah ſtaunend ſeine Frau an; aber ſie rührte ſich nicht. Ihre ganze Geſtalt bebte, ihr Antlitz war faſt noch bleicher geworden, als das der Mutter; aber während ſie krampfhaft die

Lehne des neben ihr ſtehenden Stuhls gefaßt hielt, ſagte ſie mit feſter Stimme:

„Und wo iſt Deine Tochter Paula, Mutter?“

Die Gräfin barg ihr Antlitz in den Händen und ſtand regungslos; aber plötzlich fuhr ſie empor:

„Das iſt der Name, der mich Tag und Nacht gequält,“ rief ſie in wilder Erregung aus, „das iſt der Wurm, die Reue, die an meinem Herzen genagt, und Alles, Alles hat mich verlaſſen! Helene, willſt auch Du mich verſtoßen? Du allein hätteſt ein Recht dazu — aber ſieh' hier die Thränen einer Mutter! Helene, mein Kind — mein letztes Kind, ſtoße mich nicht in Nacht und Verzweiflung!“ Und in wilder Leidenſchaft zu ihr hinſtürzend, ehe Felix noch eine Ahnung haben konnte, was ſie beabſichtige, warf ſie ſich vor Helenen nieder, umfaßte ihre Kniee und barg das thränende Antlitz in ihrem Kleid.“

„Frau Gräfin!“ ſagte Felix erſchreckt. Aber jetzt hielt ſich Helene auch nicht länger.

„Mutter, Mutter!“ rief ſie, und ſich neben die Knieende niederwerfend, umſchlang ſie dieſelbe mit ihren Armen und preßte ihr heiße und glühende Küſſe auf Kopf und Nacken.

„Und haſt Du Erbarmen mit Deiner armen,

armen Mutter, Helene? Willſt Du mich wenigſtens nicht von Dir ſtoßen?“

„Nie, nie, Mutter! Nie, ſo lange dieſes Herz noch ſchlägt!“

„Mein Kind — mein liebes Kind!“

„Aber wie iſt mir denn,“ rief Helene plötzlich, ſich ihrer Umarmung entziehend, „ſtehl' ich denn hier nicht den Mutterkuß einem theuern Haupt? Felix, Felix, bring' der Mutter ihre Tochter!“

„Ihre Tochter — welche?“ rief die Gräfin, erſchreckt emporzuckend.

Aber Helene hatte ſie umfaßt, und ſie von der Diele zu ſich aufziehend, warf ſie ſich an ihre Bruſt und rief unter Thränen jubelnd: „Dein Kind — Dein verlorenes Kind!“

„Paula?“

In der Thür ſtand Felix; aber in ſeinen Armen hielt er die zuſammenbrechende Geſtalt Paula's, die flehend und mit unſagbarem Schmerz in ihrem bleichen Antlitz die zitternden Hände der Mutter entgegenſtreckte.

„Paula!“ ſchrie die Gräfin, aber mehr vermochte ſie nicht. Ihr ſtarrer Geiſt hatte Alles ertragen, Schlag nach Schlag des Schickſals wirkungslos ihr Haupt getroffen, das Glück dieſes Augenblicks ertrug es nicht, und ohnmächtig ſank ſie in Helenens Arme.

Aber die Freude tödtet nicht ſo leicht. Von ihren Kindern zum Sopha getragen, ſchlug ſie die Augen wieder auf, und wer vermöchte die Seligkeit dieſes Wiederſehens zu ſchildern! Helene weinte und lachte, und beide Töchter, vor der Mutter knieend, hielten ſie feſt umſchloſſen und bargen ihr Haupt an ihrem Herzen. — —

Am nächſten Tage wurde in Schloß Monford gepackt, und der alte Haushofmeiſter, der wie der Geiſt einer vergangenen Zeit in dem öden Gebäude umherſchlich, ſchüttelte erſtaunt mit dem Kopf, denn ſo ruhig, ja heiter hatte er die Frau Gräfin ſeit dem Tage nicht geſehen, wo das Unglück über das edle Haus hereinbrach und Säule nach Säule niederriß.

Was konnte nur mit ihr vorgegangen ſein? Geſtern Abend hatte ſie zu Fuß das Schloß verlaſſen und war durch den Grafen Rottack in deſſen eigener Equipage erſt nach zwölf Uhr zurückgebracht — und heute —

„Haßmann,“ ſagte die Gräfin, die eben aus ihrem Zimmer trat, „ſeid doch ſo gut und tragt dieſes Paket ſelber zum Grafen Rottack hinunter; es iſt für eine junge Dame beſtimmt, die bei ihm wohnt. Mir liegt aber daran, daß Ihr es in deren eigene Hände gebt, es iſt werthvoll — habt Ihr mich verſtanden?“

„Zu Befehl, gnädige Gräfin.“

„Der Wagen iſt angeſpannt, Ihr fahrt hinunter, ich möchte, daß Ihr bald zurückkämet.“

Der alte Haushofmeiſter nahm das Paket und fuhr in die Stadt. Aber er blieb länger aus, als er eigentlich zu dem Weg gebraucht hätte, und wie er zurückkam, ſah er ordentlich verklärt aus.

„Habt Ihr meinen Auftrag ausgerichtet, Hußmann?“ fragte die Gräfin, als er wieder zu ihr in's Zimmer trat.

„Frau Gräfin,“ rief der alte Mann, und ſeine ganze Geſtalt bebte, „gnädige Frau Gräfin!“

„Ich hätte ſo gern gehabt, daß Ihr uns auf der Reiſe begleitetet, Hußmann, aber wenn Ihr denn gar nicht wollt…“

„Frau Gräfin,“ ſprach der alte Mann mit zitternder Stimme, ergriff ihre Hand und netzte ſie mit ſeinen Thränen, „darf ich denn mit?“

„Alſo deshalb, Hußmann?“ ſagte die Gräfin leiſe und wehmüthig.

„O, zürnen Sie mir nicht,“ bat der Alte, „meine ganze Seele hing ja an dem Kind, und daß Sie — aber jetzt iſt ja Alles gut, Alles gut, und ſo lange ich nur kriechen kann, weiche ich ja nicht von Ihrer Seite.“ — —

Am nächſten Morgen war ein ganzer Berg von Koffern am Perron des Haßburger Bahnhofs aufgeſchichtet, und Hußmann und Jeremias löſten eine Anzahl Billets und gaben das Gepäck dann auf. Sämmtliche Marken daran lauteten aber nach Trieſt.

Kurz vor Abgang des Zuges trafen die Equipagen der Herrſchaften ein, zwei von der Rottack'ſchen Wohnung, eine vom Schloſſe Monford herunter, und die alte Gräfin Monford, die allein in ihrem Wagen gekommen war, eilte auf Rottacks zu, half die Kinder mit herausheben und nahm Helenchen, die ſich gar nicht vor ihr fürchtete, auf den Arm. Helene ſelber nahm Günther an die Hand, und Graf Rottack führte eine dicht verſchleierte Dame dem Coupé zu.

Die Haßburger zerbrachen ſich den Kopf, wer die Fremde wohl ſein könne; aber lange Zeit blieb ihnen nicht dazu übrig, denn eben brauſte der Schnellzug heran, und die Reiſenden nahmen gleich ihre Plätze ein.

Jeremias ſtand draußen am offenen Fenſter.

„Hurrjeh, Herr Graf," rief er noch in den Wagen hinein, „iſt das nicht beinahe genau ſo, wie damals in Braſilien, nur daß wir dorten keine Eiſenbahn hatten — wiſſen Sie noch, wie ich Ihnen die Sachen....?" Er ſchwieg erſchrocken ſtill, denn wenn er ſich ſeiner früheren Arbeit auch nicht ſchämte, machte er doch nicht gern Staat damit.

„Und Sie haben treulich bei uns ausgehalten."

„Bin nun ſchon beinahe daran gewöhnt, Sie auf den Trab zu bringen," lachte der kleine Mann. „Aber haben Sie keine Angſt, hier ſoll indeſſen Alles richtig beſorgt werden."

„Nehmen Sie ſich in Acht, der Zug geht ab!" rief der Schaffner.

„Na, ſo behüt' Sie Alle Gott!" rief Jeremias, die Hand noch einmal treuherzig in das Coupé hineinreichend. „Und auf ein frohes Wiederſehen!"

„Mein alter, wackerer Freund!"

„Wir werden Sie nie vergeſſen!" ſagte die verſchleierte Dame und reichte ihm die kleine weiße Hand.

„Gott lohne es Ihnen, Gott lohne es Ihnen!“

Ein ſcharfer Pfiff — Jeremias trat vom Wagen zurück, Günther und Helenchen winkten ihm noch jubelnd mit den Händchen zu — und fort raſſelte der Zug ſeine wilde Bahn dahin.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena erſchienen ferner folgende neue Werke:

Burow, Julie (Frau Pfannenſchmidt), Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erſte Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Diezmann, Auguſt, Leichtes Blut. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbſchloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Erneſti, Luiſe, Aus alter und neuer Zeit. Novellen und Skizzen. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Erneſti, Luiſe, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 2¾ Thlr.

Erneſti, Luiſe, Die Ariſtokratin und der Fabrikant. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, General Franco. Lebensbild aus Ecuador. (Zwei Republiken. Erſte Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Sennor Aguila. Peruaniſches Lebensbild. (Zwei Republiken. Zweite Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Colonie. Braſilianiſches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Im Buſch. Auſtraliſche Erzählung. **Wohlfeile Volksausgabe.** Claſſikerformat. 3 Bde. broch. 1 Thlr. 12 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Auſtraliſcher Roman. Zweite, durchgeſehene Auflage. **Wohlfeile Volksausgabe.** 8. 3 Bde. broch. 2½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und deſſen deutſchen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5⅓ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkanſas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erſte Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Miſſiſſippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Auflage. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der Kunſtreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javaniſches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illuſtrirt von Th. Hoſemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umſchlag gebunden. 1⅔ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Gold! Ein Californiſches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südſee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Wie der Chriſtbaum entſtand. Zweite Auflage des erſten Chriſtbaums.

Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck=Umſchlag gebunden 1 Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der kleine Walfiſchfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck=Umſchlag gebunden. 2. Aufl. 1½ Thlr.

Gotthardi, W. G., Weimariſche Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Ueberliefertes und Selbſterlebtes. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Guſeck, Bernd v., Deutſchlands Ehre. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Guſeck, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guſeck, Bernd von, Die Hand des Fremden. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 8. broch. 2¾ Thlr.

Guſeck, Bernd von, Der erſte Raub an Deutſchland. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächſ. Superintendent und Paſtor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöſer Erbauung für alle Lebensverhältniſſe evangeliſcher Chriſten. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 1¾ Thlr.

Hamm, Dr. Wilhelm, Das Weſen und die Ziele der Landwirthſchaft. Beiträge zur wiſſenſchaftlichen und volkswirthſchaftlichen Begründung und Entwickelung der Bodenproduction. gr. 8. broch. 2 Thlr.

Humboldt's Alexander von, Briefwechſel mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. 3 ſtarke Bde. gr. 8. broch. à Band 2 Thlr. 12 Ngr.

Jenſſen-Tuſch, G. F. von, Die Verſchwörung gegen die Königin Caroline Mathilde und die Grafen Struenſee und Brandt. Nach ungedruckten Quellen und in ſelbſtſtändiger deutſcher Bearbeitung nach L. J. Flamand. gr. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Wichtig in Bezug auf Schleswig-Holſtein.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Peſth. Der Volksſchullehrer. Pädagogik der Volksſchule. Praktiſches Lehrbuch für Erziehung und Unterricht. Zum Handgebrauch für Geiſtliche, Stadt- und Landſchullehrer, Hauslehrer und Seminariſten. Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Peſth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27. Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Peſth, Geſchichte der Pädagogik von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geiſtliche und Lehrer. 2. Aufl. gr. 8. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Peſth, die Weltgeſchichte in Lebensbildern und Charakterſchilderungen der Völker, mit beſonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachſene Schüler und Freunde geſchichtlicher Bildung. 3 Bde. 8. 2. Aufl. broch. 2⅔ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Peſth, die Bedeutung der Realſchulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorſtände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: „Zur Frage über die Reform der Gymnaſien." gr. 8. broch. 16 Ngr.

Lippard, Georg, Die Quäkerſtadt und ihre Geheimniſſe. Amerikaniſche Nachtſeiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Livingſtone, David und Charles, Neue Miſſionsreiſen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrage der engliſchen Regierung. Forſchungen am Zambeſi und ſeinen Nebenflüſſen, nebſt Entdeckung der Seen Schirwa und Nyaſſa in den Jahren 1858 bis 1864. Autoriſirte vollſtändige Ausgabe für Deutſchland. Aus dem Engliſchen von J. E. A. Martin. Nebſt 1 Karte und 40 Illuſtrationen in Holzſchnitt. Zwei Bände. gr. 8. broch. 5¾ Thlr.

Lugomirska, Marianne, Thaddeus Kosciuszko. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. 4¾ Thlr.

Möllhauſen, Balduin, Das Mormonenmädchen. Erzählung aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage" in den Jahren 1857 bis 1858. **Wohlfeile Volksausgabe.** Claſſikerformat. 6 Bde. broch. 2½ Thlr.

Das alte Haus.

49253.

Das alte Haus.

Erzählung

von

Friedrich Gerſtäcker.

* * *

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.

1857.

Univerſitätsbibliothek
Göttingen

Kapitel 1.

In einer der Hauptſtraßen von Hellburg ſtand noch vor gar nicht ſo langen Jahren ein ſteinernes, uraltes Gebäude aus früherer Zeit — wie Viele ſogar behaupteten, das älteſte Gebäude der Stadt — mit wunderlich geſchnitzten Giebeln und Gewänden, künſtlich geſpannten Fenſter- und Thürbogen und großen eiſernen drachen- und lindwurmköpfigen Dachrinnen, die der Zeit, wie allen die Straßen auf- oder abwehenden Stürmen die langen, grimmig ausgeſchnittenen Zähne gezeigt hatten, und bei heftigen Regengüſſen, zum Aerger der Vorübergehenden, ganze Ströme Waſſers in die Mitte der Straße ſprudelten. Ueber der Thür waren zwei ſonderbare Geſtalten in Stein ausgehauen, die einen Türken und einen Chriſten vorſtellten, und auch zwiſchen den Fenſtern hatte der Baumeiſter, deſſen Urenkel mit zu den Ahnen der jetzigen Generation gehörten, manche behelmte und bewehrte Geſtalt angebracht. Nirgends aber fand ſich ein Heiligenbild, nirgends ein Engelsköpfchen, das ſonſt mit ſeinen dicken Bäckchen troſtbringend aus manchen Verzierungen anderer, faſt eben ſo alter Gebäude herausbläſ't. Kein frommer Märtyrer mit zerriſſenen Gliedern und rundem Heiligenſcheine war in der ganzen Maſſe von Schnitzwerk zu finden; kein frommes Sprüchlein, kein Vers, kein Kreuz angebracht, ſelbſt nicht auf dem Schilde des Ritters über der Thür.

Wie die Dachrinnen Unthiere darſtellten, die nur hinten an den Schwänzen von irgend einer wohlthätigen Macht zurückgehalten und verhindert wurden, ſich auf die ruhig Vorübergehenden niederzuſtürzen, und all ihren zähnefletſchenden Grimm an ihnen auszulaſſen, ſo trugen kleine boshafte Faun- und Teufelslarven die Fenſterſimſe und hier und da angebrachte Niſchen-Conſole, und ungeſchlachte, halb Thier-, halb Menſchenbilder ſtützten, die Krallenfinger in die dürren Seiten ſtemmend, Erker und Balcon. Jedenfalls hatte ein wunderlicher Geſchmack das Haus erbaut.

Seit langen, langen Jahren nicht bewohnt, war es nach dem Tode des letzten, ſchon lange verſtorbenen Beſitzers und in Folge des darob entſtandenen Rechtsſtreites zwiſchen den außer Landes wohnenden Erben verſchloſſen und verſiegelt worden. Darüber verging die Zeit, und wie das ſo mit Proceſſen geht, erinnerten ſich jetzt ganz alte Leute aus ihrer Jugendzeit noch der großen, der Thür angedrückten Siegel, zu denen ſie damals mit ſtummer Ehrfurcht aufgeſchaut. Nichtsnutzige Menſchen hatten dieſe ſpäter eimal beſchädigt — vielleicht um einen hochweiſen Rath zu kränken oder den Nachtwächter zu ärgern — und jetzt waren Streifen Blech über die neu aufgedrückten genagelt worden, ſie zu ſchützen — denn der Proceß dauerte ruhig fort.

Andere Nachtſchwärmer klopften auch früher einmal in frechem Muthwillen mit dem alten eiſernen Thürhammer an die verſiegelte Pforte, daß der Ton hohl und markerſchütternd durch die öden Räume ſchallte. Als aber bald darauf dumpfe Gerüchte die Stadt durchliefen, daß in der nächſten Nacht bleiche, entſetzliche Geſtalten an das Lager jener Ruheſtörer getreten wären, ſie zu fragen, was ſie an dem alten Hauſe gewollt, gingen von der Zeit an Kinder wie Erwachſene in ſtiller, unheimlicher Scheu an der verſchloſſenen Thür vorüber. Niemand beläſtigte das alte Gebäude weiter, und die Volksſage füllte gar bald jene düſtern, durch gelbe, ſchwerſeidene Gardinen dicht verhängten Räume mit unheimlichen, ſpukhaften Geſtalten und Weſen an.

Jahre vergingen indeß; von dem alten Hauſe wurde faſt nicht weiter geſprochen, bis es der Nachtwächter wieder einmal in's Gerede bringen wollte. Er behauptete nämlich, und beſchwur es hoch und heilig, mehrere Male Nachts zu unbeſtimmten Stunden Licht in einem der Fenſter hinter den düſtern Gardinen geſehen zu haben; aber trotz allem Wachen und Aufpaſſen konnte Niemand weiter etwas Aehnliches entdecken. Der Schimmer, den der Nachtwächter bemerkt haben wollte, war jedenfalls der Mond oder vielleicht auch der Wiederſchein eines Lichtes aus der gegenüberliegenden Häuſerreihe geweſen, und wer wußte überhaupt, was der außerdem halb blinde Mann da geſehen zu haben glaubte! Das Gerücht verlor ſich, wie es gekommen.

Auf der rechten Seite des „alten Hauſes“, das dort hinaus gar keine Fenſter zeigte, lag ein dazugehörendes kleines Grundſtück, von dem Rathe der Stadt benutzt Bauholz abzulagern. Große Haufen aufgeſchichteter Breter und Balken thürmten ſich hier empor und waren von der Straße ſelbſt nur durch eine hohe, weiß angeſtrichene Planke geſchieden. Nach links zu ſchloſſen ſich dagegen die andern Gebäude der Straße dicht daran an, und das nur durch die ſtarke Brandmauer davon geſchiedene Nachbarhaus gehörte dem Regierungs- und Stadt-Rathe Hechner.

Dieſer hatte allerdings ſchon ſeit mehreren Jahren verſucht, die an ſein Grundſtück ſtoßenden, unbenutzt liegenden Räumlichkeiten vergleichsweiſe und käuflich an ſich zu bringen, aber ohne Erfolg. Beide Parteien ſchienen den geerbten Proceß, den ſie wohl verlieren, aber nicht verkaufen dürften, als eine Art Ehrenſache zu betrachten.

Das Haus des Regierungs-Raths Hechner mußte übrigens mit dem ſogenannten „alten Hauſe“ in früherer Zeit, wenn nicht gerade dazu gehörig, doch in unmittelbare Verbindung geſtanden haben. Auf der halben Treppe, unter der erſten Etage, befand ſich nämlich noch eine alte eiſerne, niedrig gewölbte und von innen verrigelte Thür. Dieſer frühere Communications-Weg zeigte jedoch nach außen weder Schloß noch Drücker, nicht einmal ein Schlüſſelloch, ſondern nur eine glatte, mit ſtarken Barren verwahrte Fläche, die, wenn überhaupt, nur hätte von der inneren Seite geöffnet werden können.

Aus Nachläſſigkeit oder Unachtſamkeit war aber dieſe Thür damals nicht mit verſiegelt worden; oder man hatte ſie auch als mit der Wand identiſch angeſehen und eine gerichtliche Verwahrung derſelben nicht für nöthig befunden. Beim Malen der Treppe ließ dann ſpäter der Regierungs-Rath die Haspen und Querbarren ſo viel als möglich mit Kalk bewerfen, um deren Erhabenheiten weniger auffallend zu machen, und die Thür mit der anderen Wand gleichmäßig anſtreichen. Wer nicht wußte daß ſich dort eine Thür befand, konnte es nicht leicht erkennen.

Für Fremde wäre das nun auch vollkommen ausreichend geweſen. Für die Leute im Hauſe dagegen ſchien dieſes Verheimlichen der Thür eher etwas Unbehagliches zu haben, dem ſie allerdings keinen beſtimmten Namen geben konnten, das ſie aber nichtsdeſtoweniger ſtörte und beunruhigte. Ein paar der Dienſtboten kündigten auch ihrer wirklich vortrefflichen Herrſchaft aus dem einzigen Grunde, weil ſie ſich fürchteten, Abends ſpät an dem verſteckten Eingange vorüber zu gehen. Hinter der Thüt ſei es, wie ſie ſich nicht ausreden ließen, unter keiner Bedingung geheuer, und wenn ſie Abends ſpät mit Waſſer oder Holz da vorbei müßten, könnte die alte eiſerne Pforte auch recht gut einmal von ſelber auffliegen und ihnen den Tod vor Schrecken bringen.

Die Eine behauptete dabei, ſie hätte es einmal Abends dahinter klopfen die Andere ſogar, Jemanden ſchwer athmen hören, bis der Regierungs-Rath, des Geſchwätzes müde, ſie fortjagte und andere Leute in's Haus nahm. Er ärgerte ſich aber doch über das dumme, abergläubiſche Volk, wie er es nannte, das ſich nur immer die größte Mühe gab, einen Haken zu finden, um ſeine albernen Ideen daran zu hängen.

Regierungs-Rath Hechner war verheirathet, hatte aber nur eine einzige Tochter, ein eilfjähriges Mädchen von überdies zarter, ſchwächlicher Geſundheit, und lebte in ſeiner kleinen Familie ſtill und zurückgezogen.

Kinder ſind übrigens für das Uebernatürliche oder Außergewöhnliche empfänglich und geben ſich demſelben leichter und unbefangener hin, als Erwachſene. Ihr Geiſt iſt noch nicht im Stande, die Grenzlinie zwiſchen dem Wahrſcheinlichen und Unwahrſcheinlichen — wir dürfen kaum ſagen: dem Möglichen und Unmöglichen — für ſich ſelber abzuſtecken und zu befeſtigen. So hatte ſich auch Marie, durch ihren erregten und kränklichen Zuſtand noch empfänglicher dafür gemacht, viel und lebhaft mit dem alten Nachbarhauſe beſchäftigt und, wenn die Eltern abweſend waren, das beſonders mit Begierde aufgefangen, was die Mädchen im Hauſe darüber zu ſagen wußten.

Daß in dem alten unbewohnten Gebäude dann und wann ein „Licht“ umging, ſtellte ſich ihr gegen über auch bald als feſte Thatſache heraus. Eben ſo bezweifelte ſie zuletzt, mit den Zeugniſſen dreier hinter einander abgehenden Dienſtleute, keinen Augenblick mehr die Exiſtenz irgend eines unglücklichen, verbannten Weſens, das hinter der übermalten Thür an ihrer eignen Treppe ſitze und mit Ungeduld ſchon viele Jahre lang ſeiner Befreiung entgegen harre. Mit kindiſch ſchauerlichem Behagen malte ſie ſich dabei die ſtillen Stuben ſelber aus, wie hinter den dichten und verblichenen ſeidenen Gardinen die alten prächtigen Möbel ſtanden und ſchwere Teppiche lagen, die dicker Staub wohl lange ſchon bedeckte. Und an den Wänden hingen gewiß alte, düſtre, lebensgroße Bilder der frühern, jetzt ſtill in ihren Gräbern ſchlummernden Bewohner des alten Hauſes — Männer mit unbequem ſteifen Halskrauſen und langen Degen, und Frauen mit großblumigen herrlichen Kleidern und hohem wunderlichem Kopfputz, die erſtaunt und finſter auf die zu ihnen Eintretenden niederblickten und den Fremden, wohin ſie gingen, mißtrauiſch und unheimlich mit den Augen folgten.

Marie hätte Gott weiß was darum gegeben, das alte Haus einmal allein betreten zu dürfen. Das war wenigſtens, wenn ſie ſich oben in ihrem ſicheren Stübchen befand, oft und oft ihr Wunſch geweſen. Kam ſie aber Abends einmal von einem Beſuche der in der nämlichen Straße wohnenden Tante zurück, und mußte ſie an der geheimnißvollen Thür vorüber, dann ſchlug ihr das kleine Herz doch laut und ängſtlich in der Bruſt, und ſie drückte ſich ſcheu und mit zurückgehaltenem Athem an der andern Seite der Treppe vorüber. Sie hätte auch darauf ſchwören wollen, ſchon ſelber zu verſchiedenen Malen ein leiſes Seufzen und Klopfen hinter der Thür gehört zu haben, und einmal — ſie vergaß den Schrecken in ihrem Leben nicht — war ein Stück Kalk, gerade als ſie vorüber glitt, vom Anwurf über der Thür losgebröckelt und dicht neben ihr niedergefallen, als ob Jemand von innen dagegen gepreßt und dadurch den Kalk von der Wand abgedrückt hätte.

Marie war auch dieſelbe Nacht noch wieder krank geworden, und das alte Haus ſpielte in der Zeit eine Rolle in allen ihren Träumen. Wenn ſie aber aufwachte, wußte ſie immer daß es eben nur ein Traum geweſen — da drüben ſah es doch gewiß ganz anders aus, als ſie es in ihren Phantaſien geſehen und ſich ausgemalt.

Wunderbarer Weiſe ſcheute ſie ſich dabei aus irgend einem, ihr ſelber nicht klaren Grunde, der Mutter, der ſie ſonſt nichts verheimlichte, von dem ſonderbaren Einfluſſe zu ſagen, den die alte Thür auf ſie ausübe. Vielleicht war es die Furcht vor dem Vater, der ſo bös über den Aberglauben der Dienſtmädchen wurde. Aber unwillkürlich kam ihr dabei auch das Gefühl, als ob ſie es irgend Jemanden recht heilig verſprochen hätte, mit Niemanden, wer es auch ſei, darüber zu reden, und doch wußte ſie, daß ihr noch keine Seele auf der weiten Welt ein ſolches Verſprechen abgenommen haben konnte. Hing das auch etwa mit ihren Träumen zuſammen?

So wagte ſie auch nicht ihre Mutter nach dem Hauſe und der Bewandtniß zu fragen, die es mit der Thür haben könnte, obgleich es gerade oft zwiſchen Vater und Mutter verhandelt worden, bis das Geſpräch einmal zufällig in ihrer Gegenwart wieder darauf kam.

Wieder hatte ihnen nämlich ein Mädchen, der alten Thür wegen, gekündigt. Die Köchin, ein braves, arbeitſames und ſonſt auch reſolutes Frauenzimmer, war vor einigen Abenden ziemlich ſpät mit Geſchirr-Scheuern beſchäftigt geweſen, und hatte noch vor Schlafengehen, um nicht gleich am frühen Morgen danach laufen zu müſſen, eine Tracht Waſſer aus dem im Hofe befindlichen Brunnen heraufholen wollen.

Mit ihren beiden gefüllten Kannen — ſo wörtlich erzählte ſie es am nächſten Morgen ihrer Herrſchaft — kam ſie denn auch langſam die Treppe herauf und blieb auf dem erſten Abſatz gerade der Thür gegenüber, an die ſie in dieſem Augenblicke nicht einmal dachte, zum Ausruhen ſtehen. Da plötzlich — das heilige Abendmahl wollte ſie darauf nehmem, daß ſie die Wahrheit rede — hörte ſie Jemanden dicht neben ſich, ſo recht aus tiefſter Bruſt aufſeufzen oder ſtöhnen. Sie ſah ſich raſch und erſchreckt um; obgleich aber die Laterne, die gerade über ihr auf der Treppe hing, ein ziemlich helles Licht verbreitete, konnte ſie weder nach oben noch nach unten etwas erkennen. Da fiel ihr die Thür ein. Während ihr ein kalter Schauder den Rücken herunter lief, griff ſie ihre Waſſerkannen auf, um ſo raſch als möglich die ſichere Küche wieder zu erreichen. Da klopfte es auf einmal ſtark und wie ärgerlich inwendig gegen die Thür an, und eine leiſe Stimme rief ihren Namen, noch dazu ihren richtigen Namen, Suſanna, denn mit dem Dienſt im Hauſe hatte ſie auch den, für Köchinnen dort erblichen „Rieke„ überkommen.

Mehr wußte ſie aber nicht zu ſagen; denn die Kannen fallen laſſen, daß ſich das freigegebene Waſſer in raſcher Fluth treppab ergoß, die Stufen hinaufſtürzen und die Küchenthür hinter ſich in's Schloß drücken und verriegeln, war das Werk eines Augenblicks geweſen. Selbſt die oben an der Treppe vergeſſene Lampe wagte ſie nicht wieder zu holen — ſie mußte ausbrennen wo ſie ſtand, und erſt im Bette, unter der bis über den Kopf heraufgezogenen Decke, hatte ſie es ſich überlegt, ob ſie um Hülfe ſchreien und die Hausbewohner wecken oder es riskiren ſolle, da auszuharren, wo ſie ſich gerade befand. Unter dem Ueberlegen war ſie eingeſchlafen.

Am nächſten Morgen erklärte die Köchin aber ihrer Herrſchaft auf das Beſtimmteſte, Nachts oder überhaupt nach Dunkelwerden die Spuktreppe nicht wieder betreten zu wollen, und da ſich das mit ihrer Arbeit natürlich nicht vereinigen ließ, kündigte ihr der überdies gereizte Regierungs-Rath ohne Weiteres den Dienſt. Solche ſtockdumme Dienſtleute wollte er, wie er ſich ausdrückte, überhaupt nicht in ſeinem Hauſe dulden.

Rieke — oder jetzt vielmehr wieder Suſanna — war denn auch noch an demſelben Nachmittage, vor Dunkelwerden, abgezogen, und der Regierungs-Rath ſchien ſelber in einer Sache um Rath verlegen zu ſein, die ihm ſchon zu viel Aerger und Verdruß gemacht hatte und noch zu machen drohte. Er konnte ſie nicht gleichgültig vorübergehen laſſen.

„Ich weiß bei Gott nicht was ich am Ende thun ſoll,“ ſagte er, indem er, die Hände auf dem Rücken zuſammengefaßt, mit ſchnellen, ungeduldigen Schritten im Zimmer auf- und abging und endlich vor ſeiner, an ihrem Nähtiſche ſtickenden Frau ſtehen blieb, — Marie lehnte, noch etwas leidend, in der einen Ecke des Sopha's und blätterte in einem Bilderbuche. — „Wenn ich nicht noch immer die Hoffnung hätte, das alte Gebäude käuflich an mich zu bringen und dadurch meinen Platz hier um das Doppelte zu verwehrten, verkaufte ich wahrhaftig mein eigenes Haus und zöge in eine andere Straße, um nur nicht mehr den Wahnſinn mit anhören zu müſſen."

„Wenn man die Thür nur könnte feſt und dick vermauern laſſen," erwiderte die Frau, „dann wäre dem ganzen Aberglauben gleich der Boden unter den Füßen fortgezogen."

„Ich kann ja den Rath nicht dazu bringen," rief der Regierungs-Rath in bittrem Unmuthe, und hab' ich nicht einmal ſelbſt ſchon einen halben Verweis bekommen, als ich es nur auf eigene Hand verſuchen wollte, die alte, verwünſchte Thür aufzubrechen? Weil man in früherer Zeit überſehen hatte, dieſen unglückſeligen Aus- oder Eingang ebenfalls zu verſiegeln, mögen ſie jetzt nicht daran rühren, um unangenehme Erörterungen zu vermeiden, und wünſchen das Eiſenblech als identiſch mit der Mauer zu betrachten."

„Dann bleibt uns doch am Ende nichts Anderes übrig, als auswendig eine Wand dagegen zu ſetzen," ſagte die Frau.

„Und was wird dann mit der Treppe?" brummte ihr Gatte. „Du weißt, daß wir unſer Inſtrument kaum jetzt heraufgebracht haben, und ſtellen wir noch eine einzige Ziegeldicke dazwiſchen, ſo ſind wir ganz fertig. Das einzig Mögliche wäre, dieſen Theil der Treppe vollkommen zu verbauen und von der andern Seite des Vorſaales bis zu dem zweiten Abſatze andere Stufen hinaufzuführen. Baulich ließe ſich das machen, aber ich muß ja nachher wahrhaftig fürchten, daß ich der ganzen Stadt zum Geſpötte werde und mein Haus den Namen eines Spukhauſes bekommt. — Es fehlt jetzt ſchon nicht viel daran. Wenn der alte Major oben in der zweiten Etage nicht lauter männliche Bedienung hätte, wär' er auch ſchon lange ausgezogen. — Haſt Du Dich ſchon nach einer anderen Köchin umgeſehen?"

„Die Schweſter will mir noch heute ein gutes, gerade freies Mädchen herüberſchicken," ſagte ſeine Frau ſeufzend. „Lieber Gott! wenn es Einem nicht wirklich ſo ſchwer ankäme, die alten liebgewonnenen Räume zu verlaſſen, ich wollte gleich ſagen: laß uns das Haus lieber heute als morgen verkaufen. Dieſe kleinlichen Unannehmlichkeiten reiben zuletzt den ſtärkſten Menſchen auf. Und dabei immer wieder dieſelben Albernheiten; es iſt ordentlich, als ob es Eine der Anderen ſagte. Ein Glück nur, daß Rieke abgezogen iſt, ehe das neue Mädchen eintrifft; wenn es die auch nachher erfährt, bekommt ſie die unſinnige Geſchichte doch nicht von dem albernen Geſchöpfe ſelbſt erzählt.

— Es wäre doch am Ende beſſer, Hechner, Du ließeſt die andere Treppe einrichten. Die Leute reden allerdings kurze Zeit darüber, das iſt wahr, aber bekommen es auch zuletzt ſatt, und wenn das mit dem Weglaufen der Dienſtboten ſo fortgeht, macht es noch weit mehr Aufſehen, als eine bloße Veränderung der Baulichkeit.“

„Nein,“ ſagte der Regierungsrath, plötzlich ſtehen bleibend und ſeinen auf dem Inſtrumente liegenden Hut aufgreifend, „nein, ich weiß, was ich thue: der Rath darf mir meine Bitte, die Thür vermauern zu laſſen, nicht länger abſchlagen. Wenn er es aber doch thut, wenn er mich rückſichtslos dieſer Unbequemlichkeit ausſetzen will, nur um den einmal früher gemachten Fehler nicht einzugeſtehen, dann bin ich ihm auch keine weiteren Rückſichten ſchuldig. Dann erkläre ich ihm gerade heraus, daß dieſe unverſiegelte eiſerne Thür nun einmal keine Wand iſt, ſie mögen’s drehen, wie ſie wollen, und daß ich mich nicht länger dem Gerüchte ausſetzen mag, von meinem Hauſe aus einen möglichen Eingang in das verſiegelte Nachbargebäude zu haben. Ich bin mir das auch ſelber ſchuldig,“ ſetzte er, ſich mehr und mehr in den Gedanken hineinarbeitend, hinzu; „denn wenn nachher da drüben vielleicht gar das Inventarium nicht richtig befunden würde, käme natürlich auf mein Haus der Verdacht eines Mißbrauchs zuerſt. Die Leute glauben von ihren Nebenmenſchen ja doch immer am liebſten das Schlechteſte. Der Rath mag mir einen Rathsdiener mit herſchicken, oder ſelber eine Deputation wählen, und in deren Beiſein ſoll der Eingang unter jeder Bedingung vermauert werden. Ich habe das Gerede ſatt, und endlich muß einmal mit dem Treppen-Scandal Ruhe werden.“

Er verließ raſch das Zimmer, und Marie lehnte ſich auf ihr Kiſſen zurück und ſchloß die Augen, um das Gehörte ungeſtört von äußeren Eindrücken überdenken zu können.

Die Mutter blieb noch eine lange Zeit ſchweigend und ihren Gedanken nachhängend bei ihrer Arbeit ſitzen, endlich ſah ſie nach dem auf dem Sopha lehnenden Kinde hinüber und ſagte leiſe:

„Schläſt Du, Marie?“

„Nein, Mama — ich dachte an das alte Haus“ ſagte Marie faſt unwillkürlich, und erſchrak ordentlich, als ſie das Wort geſprochen.

Die Mutter ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte halb lachend, halb verdrießlich:

„Was haſt du mit dem alten Hauſe zu thun? Du fürchteſt Dich doch nicht etwa auch davor?“

„Nein, Mama.“

Es entſtand eine Pauſe. Die Mutter nahm ihre

Nadel wieder auf und ſtickte weiter; endlich murmelte ſie halblaut vor ſich hin, und mehr mit ſich ſelber, als zu der Tochter redend:

„Der alte Herr Quetzlinberger hätte auch etwas Geſcheidteres thun können, als ohne ordentliches Teſtament zu ſterben. Zeit hatte er doch wahrhaftig genug gehabt ſein Leben lang.“

„Wer iſt der Herr Quetzlinberger, Mama?“ fragte Marie.

„Der Herr Quetzlinberger? nun, der letzte Beſitzer des Hauſes, nach deſſen Tode es eben verſchloſſen und verſiegelt wurde. Jetzt können ſich die Erben noch, wer weiß wie lange! darum ſtreiten, und ihr Geld darauf verproceſſiren.“

„Haſt Du ihn gekannt, Mama?“

„Den Herrn Quetzlinberger? nein, mein Kind,“ lachte die Mutter, „der iſt geſtorben, ehe ich geboren wurde; aber Deine Großmama hat ihn noch gekannt. — Wir wohnten damals gerade gegenüber in dem gelben Hauſe mit den hohen Fenſtern, wo Poſtrath Meiers jetzt wohnen. Mutter hat uns oft und viel von ihm erzählt.“

„Ich möchte auch ſo gern etwas von ihm hören, Mama.“

„Lieber Himmel! das iſt jetzt ſo lange her,“ ſagte die Mutter, „daß ich mich nur noch auf ſehr wenig zu erinnern weiß. Nur das ſchwebt mir noch vor, daß Herr Quetzlinberger ein kleines, wunderliches, vertrocknetes Männchen geweſen ſein ſoll, das ganze Tage lang in einem gelbſeidenen Schlafrocke mit grellrothen Aufſchlägen in ſeinem Erker da drüben geſeſſen und in einem großen Buche mit gelben Beſchlägen geleſen habe. Dann und wann, erzählte Mutter, hätte er aber auch aus dem Fenſter geſehen und den unten Vorübergehenden zur Kurzweil Geſichter geſchnitten.“

„Und hat Herr Quetzlinberger ganz allein in dem alten Hauſe gewohnt?“ fragte Marie leiſe, „iſt Niemand weiter bei ihm geweſen, der ihn pflegte, als er krank wurde, und bei ihm blieb, als er ſtarb?“

„Oh, doch wohl,“ ſagte die Mutter, — „eine Haushälterin beſorgte Alles, was er brauchte, kochte ſein Eſſen und wuſch und ſcheuerte, und ſoll das alte Haus inwendig ſehr blank und reinlich gehalten haben. Wie aber der Beſitzer ſtarb, war die alte Frau auch ſpurlos verſchwunden, und obgleich man ſie im Verdacht hatte, daß ſie mit Geld und Geldeswerth durchgegangen ſei, konnte ſie doch nirgends mehr aufgefunden werden.“

„Und war Niemand weiter bei den beiden Leuten?“ fragte Marie nach einer längeren Pauſe, in der ſie ſich ordentlich Muth ſammelte zu der neuen Frage.

„Darüber gingen ebenfalls wunderliche Gerüchte,“ ſagte die Mutter. „Es war ein Knabe in der Wohnung des alten Herrn Quetzlinger geſehen worden, ſollte aber einen Tag vor deſſen Tode mit der Wirthſchafterin davon gefahren ſein. Ueberhaupt erzählten damals die Leute wohl eine Menge Geſchichten; denn wo ſich irgend Jemand von ihnen zurückzieht, und gar etwas geheim hält, ſind ſie gleich mit eigener Auslegung und Erklärung da. So viel war gewiß, die alte Wirthſchafterin blieb verſchwunden, und man weiß wohl bis auf den heutigen Tag noch nicht, was aus ihr geworden.“

Marie hatte bei Erwähnung des Knaben leiſe und langſam mit dem Köpſchen genickt, als ob ſie das auch wiſſe und Alles ganz in der Ordnung ſei. Sie erwiderte aber kein Wort und ſchloß nur, wie vorher, die Augen. Die Mutter arbeitete indeſſen weiter und glaubte, daß die Tochter eingeſchlafen ſei.

Kapitel 2.

Drei Wochen mochten nach den oben beſchriebenen Vorfällen verfloſſen ſein, und der Regierungs-Rath Hechner hatte es indeſſen wirklich durchgeſetzt, daß die in das alte Haus führende eiſerne Thür im Beiſein von zwei Rathsmitgliedern erbrochen, und der innere Raum — ohne weiter zu unterſuchen, wohin der Gang führe — mit einer ſtarken Mauer geſchloſſen werden ſolle. Damit war denn jede weitere Verbindung abgebrochen, und der Aberglaube der Dienſtleute hatte ſeinen Halt verloren. Die Veränderung ſelber ſollte in den nächſten Tagen vorgenommen werden.

Marie war in dieſer Zeit auch wieder vollkommen wohl und geſund geworden. Aber ein anderer Feind hatte ſich bei ihr eingeſtellt: ein heftiger Zahnſchmerz, der, allerdings nur von hohlen Zähnen herrührend, die kaum geſammelten Kräfte doch wieder zu erſchöpfen, die Nerven zu überreizen drohte. Alle dagegen angewandten Mittel blieben gänzlich erfolglos, und der Arzt beſtand endlich darauf, die beiden ſchmerzhaften Zähne durch Herausnehmen zu entfernen und dadurch dem Körper die ihm ſo nöthige Ruhe zurück zu geben.

Marie hatte aber eine unſagbare Angſt vor der Operation, und ſo ungern ſich der Arzt dazu verſtand, geſtattete er doch endlich für das ſchwächliche Kind den Gebrauch des damals gerade eingeführten Chloroforms, weniger nachtheilige Folgen von der Wirkung des Aethers, als von der übergroßen Angſt der armen Kleinen fürchtend.

Selbſt hiergegen wollte ſich freilich Marie noch ſträuben; da aber die Schmerzen immer zunahmen und der herbeigerufene Zahnarzt ſogar eine Fiſtel fürchtete, blieb ihr endlich ſelber keine Wahl mehr, und ſie verſtand ſich dazu, die Operation am Nachmittage vornehmen zu laſſen.

Der Nachmittag kam und der Schmerz war eher heftiger geworden. Der Zahnarzt wurde deßhalb, ohne Marien weiter ein Wort davon zu ſagen, mit ſeinem Apparate herüber beſtellt. Als er mit dem Käſtchen unter dem Arm in die Thür trat, erſchrak das arme Kind wohl und fing an zu zittern, wagte aber doch keine Widerrede mehr. Nur um einen kleinen Aufſchub bat ſie, ſich erſt zu ſammeln, nur um ein kleines Viertelſtündchen, und als das verfloſſen war, um noch, und um noch eines. Die Mutter, die ſich faſt eben ſo vor der doch ganz gefahrloſen Operation fürchtete, war zu ſchwach, ernſthaft auf raſcher Beendigung derſelben zu beſtehen, ſo daß ſich die Zeit mehr und mehr verzögerte und in der That ſchon langſam die Dämmerung hereinbrach.

Der Zahnarzt hatte ſich indeſſen mit wirklich grenzenloſer Geduld der Angſt des Kindes gefügt, erklärte aber doch endlich, daß er entweder jetzt die Operation beenden, oder heute ganz davon abſtehen müſſe. Die Dunkelheit brach mehr und mehr herein, und er wünſchte den Vortheil des Lichtes nicht zu verlieren.

Da bezwang ſich die Leidende; ſie fing an, ſich ihrer Schwäche zu ſchämen, und ſuchte in dieſem Gefühl die Furcht zu überwinden, die ſie vor dem bleichen Manne in dem ſchwarzen Frack und mit dem entſetzlichen blankpolirten Käſtchen unter dem Arm erfaßt hatte. Der Mutter Arm nehmend, die raſch aufſprang, ſie zu unterſtützen, erhob ſie ſich vom Sopha und ging ſelber zu dem ſchon Stunden lang bereit geſchobenen Lehnſtuhl, ſetzte ſich hinein und lehnte ihr Köpfchen in die eine Ecke. Beide Händchen preßte ſie dabei gegen den, jetzt wieder wie raſend beginnenden Zahn, und ſah nun mit klopfendem Herzen, wie der entſetzliche Mann mit der eiſernen Ruhe und den weißen ringbedeckten Fingern das Käſtchen öffnete. Dort klirrte er ein Paar Secunden lang mit ſeinen Inſtrumenten, goß dann eine helle Flüſſigkeit auf einen Schwamm, und kam auf ſie zu.

„Es iſt ja nur ein Augenblick, mein liebes, ſüßes Kind,“ bat die Mutter; „halte Dich nur wenige Secunden ſtill, und Alles iſt vorüber und überſtanden. — Wenn nur der Vater zu Hauſe geblieben wäre!“

Der bleiche Zahnarzt lächelte, ſagte jedoch kein Wort, und Marie ſchaute feſt und entſchloſſen zu ihm auf. Aber — die rechte Hand hielt er etwas zurück; ſchon hob er den linken Arm mit dem Schwamm, da fiel ihr Blick auf das blitzende Inſtrument, das er, halb verſteckt, in der zurückgebogenen Rechten zu verdecken ſuchte. In dem einen Moment kehrte bei ihr die alte Furcht und Angſt zurück, und mit einem gellenden Schrei, ehe ſelbſt die Mutter ſie daran verhindern konnte, ſprang ſie wieder vom Stuhle auf und der Thür zu.

„Marie!“ rief die Mutter erſchreckt und bittend, „Marie, wo um Gottes willen läufſt du hin?“

Aber Marie ließ ſich durch den Ruf nicht halten, denn zu gleicher Zeit hörte ſie auch, wie der entſetzliche

Doctor hinter ihr drein ſprang, ſie einzuholen. In der jetzt nur noch vermehrten Angſt, von dem fürchterlichen Manne mit den blitzenden Inſtrumenten gar mit Gewalt gefaßt und gezwungen zu werden, floh ſie die Treppe nieder, Schutz drüben bei der Tante zu ſuchen, die ſo gut und freundlich mit ihr war.

Aber die Verfolger waren dicht hinter ihr. Schon konnte ſie die Schritte faſt neben ſich hören, und die weiße Hand des Arztes, an der die funkelnden Ringe ſtaken, ſtreckte ſich nach ihr aus, ſie zu erfaſſen. Mit einem wahren Angſtſchrei floh ſie den erſten Treppenabſatz nieder, als ſie unten an den Stufen zu ihrem Entſetzen eine eben ſolche Geſtalt, mit eben ſolchem Käſtchen unter dem Arm, wie der Doctor oben, zu erblicken glaubte.

In Todesangſt auf der nur von einem ſehr kleinen Fenſter erhellten und ſchon faſt dunklen Treppe nach Hülfe umherſchauend, fiel in dieſem entſetzlichen Moment ihr Blick auf die bemalte, geheimnißvolle Thür des alten Hauſes, neben der ſie ſich befand und die — ein eiſiger Schauer zog ihr durch Mark und Bein — halb geöffnet ſtand.

„Pſt — pſt!“ rief dabei eine leiſe Stimme, und ein bleicher, ſchlanker Knabe, von zwölf oder dreizehn Jahren vielleicht, ſtand auf der Schwelle und winkte ihr raſch und ängſtlich, zu ihm herein zu flüchten.

„Um Gottes Willen," ſtammelte Marie — aber hinter ihr ſprang Jemand die Stufen herunter, und als ſie den Kopf ſcheu dorthin wandte, ſah ſie die gierig nach ihr ausgeſtreckte Hand des Arztes.

„Marie," flüſterte dabei das liebe fremde Kind dicht neben ihr, und ſelber kaum wiſſend, was ſie that; halb beſinnungslos in Angſt und Aufregung, ſchlüpfte ſie durch die eben weit genug geöffnete Thür, die ſich augenblicklich wieder hinter ihr ſchloß. Noch immer aber ſich nicht ſicher glaubend, wollte ſie weiter den Gang hinunter fliehen, um fort, nur aus der Nähe des mehr als alles Andere gefürchteten Arztes zu kommen, als der Knabe ſie am Arm feſthielt und lächelnd flüſterte:

„Bleib ruhig ſtehen, Marie; hier können ſie nicht her, wenn wir ſie nicht hereinlaſſen wollen. Horch, wie ſie hin- und herlaufen und ſich den Kopf zerbrechen, wo Du auf einmal hingekommen biſt. Hahahaha — ich kenne ſie und habe ſie oft und oft behorcht, wenn ſie auf der alten, hohlklingenden Treppe auf und nieder liefen. Aber Du haſt Schmerzen, armes Kind — warte, davon helf' ich Dir gleich.',

Dabei ſtrich er ihr nur ein einziges Mal mit der Hand über das fieberglühende Antlitz, und Marien war es, als ob er mit dem einen eiskalten Finger den

Zahn berühre. Im Nu verſchwand da der Schmerz, und ſie fühlte ſich leicht und wohl.

„So, Marie!“ ſagte da der fremde Knabe freundlich, „jetzt komm mit mir, denn da Du doch nun einmal bei mir biſt, ſo zeige ich Dir auch jetzt die eigene Heimath. Wie lange habe ich mich darauf gefreut!“

„Marie, meine Marie!“ rief in dieſem Augenblicke der Mutter Stimme in Todesangſt draußen auf der Treppe, und Marie zögerte ängſtlich. Der Laut klang gar ſo wehmüthig zu ihr herein.

„Wir bleiben nicht lange,“ flüſterte ihr aber der Knabe zu, „nur bis der Doctor fort iſt.“

„Der Doctor!“ ſchauderte Marie, und draußen hörten ſie ſein feines höfliches Lachen, und es kam ihr faſt vor, als ob ſie das Klirren der Inſtrumente, wie der Stahl klingend zuſammenſtieß, unterſcheiden konnte.

„Fort, fort!“ ſtöhnte ſie und floh ſo raſch den dunklen, ſchmalen Gang entlang, daß ihr der fremde Knabe kaum zu folgen vermochte, bis ſie eine verſchloſſene Thür erreichte und dort ſtehen bleiben mußte.

„Siehſt Du,“ lachte der Knabe hinter ihr drein, „ſo iſt's, wenn man hinter verſchloſſenen Thüren ſitzen und warten muß und nicht hindurch kann. Aber nur vorſichtig, Marie! hier ſind Stufen — tritt leiſe auf," ſetzte er mit unterdrückter Stimme hinzu, „und ſprich kein Wort, bis ich ſelber es Dir ſage. Wir dürfen den alten Mann nicht böſe machen."

„Welchen alten Mann?" flüſterte Marie mit kaum hörbarer Stimme furchtſam zurück.

„Nun, den Herrn Quetzlinberger, wen denn ſonſt? Dem gehört ja das Haus."

„Ja, dem Herrn Quetzlinberger," hauchte Marie mehr, als ſie ſprach. Der Knabe drückte ihr aber wieder leiſe den Finger auf die Lippen und öffnete auch in demſelben Augenblicke eine hohe und, wie ſie beim Oeffnen ſah, wunderlich geſchnitzte Thür. Dann aber wollte ihr das Blut faſt in den Adern ſtocken, denn vor ihr lag — ſie deckte die Augen einen Moment mit der Hand, das konnte und mußte ja doch nur ein Traum ſein — nein, vor ihr lag in voller unverkennbarer Wirklichkeit das Hauptzimmer des alten Hauſes mit ſeinen gelbſeidenen, niedergelaſſenen Gardinen, mit dem ſchweren Teppich, den alten, aus dunklem Eichenholze gar ſonderbar geſchnitzten und vergoldeten, aber auch weich gepolſterten Möbeln, und den polirten und ebenfalls zierlich geſchnittenen Nußbaum-Wänden, an denen alte, kaum noch erkennbare, mächtige Bilder hingen.

Eines von dieſen feſſelte ihre Aufmerkſamkeit vor allen anderen. Es ſtellte einen jungen Mann in

Lebensgröße dar, mit hochgepudertem Haar und reich brodirtem, hellgelbem Seidenrocke; das Geſicht ſehr roth und weiß, und die ganze helle Figur aus dem faſt ſchwarz gedunkelten Hintergrunde des Zimmers herausſpringend.

„Herr Quetzlinberger,“ flüſterte da der Knabe leiſe, der dem auf das Bild gehefteten Blicke ſeines jungen Gaſtes mit den Augen gefolgt war. Er deutete dabei vorſichtig mit der Hand nach dem ſchon faſt düſteren Erker hinüber, wo Marie jetzt zu ihrem Entſetzen die Geſtalt des kleinen Mannes erkannte, gerade wie ihn die Großmama in dem gelbſeidenen Schlafrocke mit den grellrothen Aufſchlägen beſchrieben haben ſollte, und der jetzt zwiſchen den feſt zuſammengezogenen Gardinen vorſichtig nach der Straße hinunter blinzelte.

Wie das aber ſo eigenthümlich iſt, daß wir den eigenen Namen, der in unſerem Umkreiſe, oft ſelbſt außer Gehörweite ausgeſprochen wird, faſt mehr fühlen als verſtehen und uns unwillkürlich, manchmal ſogar unbewußt, danach umdrehen, ſo wandte auch die Geſtalt im Erker, die den leiſen Ton unmöglich gehört haben konnte, den Kopf halb zur Seite, und ihr Blick fiel in dieſem Moment auf das kleine Mädchen, das zitternd in der Mitte der Stube ſtand.

Herr Quetzlinberger ſah ſie ein Paar Secunden ſtill und forſchend an, hob dann langſam die Hand auf und drohte ein klein wenig mit dem Finger. Aber er ſah nicht böſe dabei aus, und es war mehr, als ob er Ruhe gebieten wolle.

„Er kommt heute wieder nicht,“ ſprach er dabei leiſe vor ſich hin und ſchüttelte traurig mit dem Kopfe; „es iſt ſchon faſt dunkel und er läßt ſich noch nicht ſehen.“

Marie ſah fragend zu ihrem Führer auf, der aber legte warnend den Finger auf ſeine Lippen und zog Marien mit ſich auf die gegenüberliegende Seite der Stube, wo, gerade unter dem großen Bilde, ein breitmächtiges, weich gepolſtertes und mit ſchwerem Seidenzeuge überzogenes Canapee ſtand. In deſſen eine Ecke drückte er ſich hinein und winkte dem Mädchen, neben ihm Platz zu nehmen.

In dem großen Zimmer war es indeſſen ganz dunkel geworden — dunkel und ſtill. Von gegenüber aber, und wie es Marien ſo vorkam, von einer breiten, hochbeinigen Commode nieder, ſchaute ein anderes, faſt weißleuchtendes Geſicht aus dem vollkommen unerkennbaren Hintergrunde heraus. Es war dies das Geſicht eines jungen, bildſchönen Mannes, auch natürlich in der Tracht damaliger Zeit, doch mit edlen, offenen Zügen, aus denen nur ein trüber, gar ſo ſchwermüthiger Ernſt ſprach. Marien kam es aber faſt vor, als ob das gar kein Bild ſein könne und die Geſtalt mit den lebhaft klugen Augen und den halbgeöffneten, wie ſprechenden Lippen dort oben in Wirklichkeit ſtehen müſſe und jeden Augenblick herunter ſpringen könne.

Links von dem Erker, wo an der ſchmalen Wand eines ſtarken Vorbaues ein ſchmaler, hoher Spiegel in goldgeſchnitztem Rahmen angebracht war, ſtand unter dieſem ein kleiner Pfeilertiſch mit Marmorplatte und eingebogenen vergoldeten Beinen. Auf dieſem lag ein großes, aufgeſchlagenes Buch voll ſchwarzer und rother Buchſtaben mit großen, gelben Beſchlägen, wie es die Großmutter beſchrieben. Die Brille zwiſchen den Blättern verrieth auch, daß der alte Herr erſt ganz kürzlich darin geleſen und den Band vielleicht erſt weggelegt hatte, als es anfing dunkel zu werden.

Auf der Commode ſtand eine Uhr, wie ihr Vater eine ganz ähnliche, ein Erbſtück aus alter Zeit, in ſeinem Studirzimmer hatte. Der Perpendikel ging auch in regelmäßigen Schwingungen herüber und hinüber — aber vollkommen geräuſchlos. Nicht das geringſte Schnarren oder Klappern konnte ſie hören. Lautlos ſchwang er hin und her, und eben ſo rückte der Zeiger nach, das unerbittliche Schreiten der Zeit verkündend.

Keines ſprach von da an mehr ein Wort, und Marie ſchloß die Augen. Es war ihr dabei faſt, als ob ſie nun wieder daheim in der eigenen Stube in dem bekannten Lehnſtuhl ſitzen müſſe und nur um ſich zu ſchauen brauche, um gleich zu wiſſen, daß irgend ein toller, wunderlicher Traum ſie geneckt. Und doch fühlte ſie, daß es kein Traum ſei, ſelbſt noch ehe ſie die Augen wieder öffnete. Die ganze Luft um ſie her war anderer Art; das Sopha, auf dem ſie lehnte, ſo leicht und elaſtiſch, als ob ſie mehr darauf ſchwebe wie ruhe, und das fremde, wunderbare Weſen ſelbſt dort drüben im Erker — deutlich hörte ſie es ſeufzen, und als ſie, darüber erſchreckt, die Augen aufſchlug, hatte es ſich von ſeinem Sitze erhoben und ging langſam, mit den Pantoffeln eben hörbar auf dem weichen Teppich ſchleppend, durch das Zimmer, durch deſſen andere Thür es verſchwand.

Marie ſah das Alles und wunderte ſich dabei, daß ſie bei all dem Unheimlichen, Grauſenhaften um ſie her ſo ruhig blieb und ſich ſo gar nicht fürchtete. Aber der freundliche Knabe an ihrer Seite hatte ſeine Hand wieder auf ihren Arm gelegt, und mit der Berührung war es ihr faſt, als ob ihr nun gar nichts Böſes von irgend Jemandem geſchehen könne.

„Nun muß ich aber wieder hinüber gehen,“ ſagte ſie endlich, als der junge Burſche aufgeſtanden war und eine Weile hinter dem alten Herrn hergehorcht hatte — „die Mutter ängſtigt ſich doch ſonſt um mich.“

„Jetzt?“ lachte aber der Knabe, „jetzt eſſen wir ja erſt zu Nacht, und da mußt Du ja doch unſer Gaſt ſein. Hörſt Du nicht die alte Margareth draußen mit den Schlüſſeln klimpern? das iſt ſtets ihr Zeichen. Heute hat es überdies ſo lange gedauert.“

„Die alte Margareth?“

„Nun ja, unſere Haushälterin.“

„Von der hat mir aber ja Mama neulich erzählt,“ ſagte Marie ganz erſtaunt, „daß ſie ſpurlos verſchwunden wäre und kein Menſch wieder Etwas von ihr gehört hätte. Iſt das nicht wahr?“

Der Knabe lachte leiſe vor ſich hin und ſagte kopfſchüttelnd:

„Da draußen mögen ſie ſich wunderliche Dinge erzählen, ihre Spanne Zeit durch, und ſie kommen und gehen. Einer hört's vom Andern und Jeder thut das Seine noch dazu. Laß Dich das nicht kümmern, Marie; ſiehſt Du, da kommt ſie ſchon. So, nun gieb mir Deine Hand, und ich führe Dich hinüber in den Speiſeſaal.“

Marie ſprang von ihrem Sitze auf, als ſich die Thür auch öffnete und eine alte Frau mit einer, das gelbe Geſicht dicht umſchließenden ſpitzen, hohen, weißen Mütze den Kopf in's Zimmer ſteckte und ein freundliches „Es iſt angerichtet!“ herein rief. Da nahm der Knabe die Hand des Mädchens und führte es über den ſammetweichen dicken Teppich, der Nebenſtube zu. Dieſe öffnete er, und ein heller, blendender Lichtſtrahl ſchoß ihnen daraus entgegen.

„Aber, mein Gott, da hat der alte Nachtwächter ja doch Recht gehabt!“ rief Marie faſt unwillkürlich aus.

„Ja, ſieh nur nach den Gardinen, Margareth,“ lachte der Knabe, der ihr aber jetzt ſchon viel größer und älter vorkam als vorher, „daß der alte Narr nicht wieder die ganze Straße in Aufruhr bringt, wie neulich einmal. Und nun komm, Mariechen; ſetz' Dich zu uns und thu', als ob Du bei Dir zu Hauſe wäreſt. Du biſt gern geſehen bei uns, und wir haben uns lange darauf gefreut, Dich einmal hier zu bewirthen; hätten aber doch lange darauf warten müſſen, wenn der Doctor heute nicht gekommen wäre.“

Marie konnte nichts erwidern, denn zu viel des Neuen, Unbegreiflichen umgab ſie hier. Der Kopf wirbelte ihr ordentlich.

Das Speiſezimmer ſtieß dicht an das Wohnzimmer, mußte auch in früherer Zeit gar prachtvoll mit gelber Seide tapeziert geweſen ſein, wie denn überhaupt Gelb die Lieblingsfarbe des Hauſes ſchien.

Die helle Beleuchtung verrieth hier aber doch, daß die Jahre den Wänden arg mitgeſpielt. Die Seide hing an ſehr vielen Stellen in Streifen herunter und war verſchoſſen und abgebleicht, die Spiegel ſahen blind und fleckig aus, und nur die mächtigen Stühle und Schränke ſtanden noch in alter Stattlichkeit. Sie hatten dem Zahn der Zeit trotzig die Stirn geboten, und das Einzige, was er vermochte, war vielleicht, ihrem Holze einen dunkleren Glanz zu geben und das Zimmer dadurch allerdings noch düſterer zu machen.

„Nun, gefällt es Dir nicht bei uns?“ fragte der Knabe.

„Gewiß, gewiß,“ ſagte ſchnell Marie; „ich hatte mir das hier Alles nur ganz anders gedacht,“ ſetzte ſie dann langſam und ſchüchtern hinzu. „Ich glaubte früher, der Staub müſſe auf den alten Möbeln handhoch liegen.“

„Da kämeſt Du bei Margareth ſchön an,“ lachte der Knabe; „ſiehſt Du, die geht nicht einmal von einer Ecke des Zimmers in die andere, ohne das Wiſchtuch in der Hand zu haben.“

Die alte Wirthſchafterin hatte ſich bis dahin eifrig damit beſchäftigt, die Gardinen und Vorhänge nachzuſehen, ob ſie auch alle vollſtändig und doppelt verhängt wären, und drehte ſich jetzt zum Licht, als Marie erſtaunt ausrief:

„Aber die kenne ich ja auch! Das iſt ja die Frau Bauſe aus der Scharrenſtraße, die den kleinen Laden hat, und den Leuten Schmerzen beſpricht, und aus Karten und Kaffeeſatz künftige Schickſale prophezeit.“

Die alte Frau ſchmunzelte ſtill und ſelbſtzufrieden vor ſich hin und ſagte:

„Ich weiß wohl, Mariechen, Du biſt ein braves Kind, und ſollſt den ſchönſten Bonbon haben, den ich im Laden finde, wenn Du einmal wieder zu mir kommſt; aber prophezeihen thue ich Dir nichts.“

„Und warum nicht, Frau Bauſe?“

„Ja, Kinder, ich habe jetzt keine Zeit zum Plaudern,“ ſagte die Alte geſchäftig. „Der Herr Quetzlinberger werden gleich da ſein, und dann muß auch das Eſſen auf dem Tiſch ſtehen.“

Ihre Schüſſel aufgreifend, warf ſie dabei einen Blick nach rechts und links im Zimmer umher, ob auch Alles in Ordnung ſei, und mit ihrem Tuche noch im Vorbeigehen über die eine Commode fahrend, möglicher Weiſe aufgeflogenen Staub ſorgfältig mit fortzunehmen, verſchwand ſie raſch durch die hintere Thür.

Der Knabe blieb mit Marie im Zimmer ſtehen, ohne an dem runden Tiſche, auf dem für vier Perſonen gedeckt war, Platz zu nehmen. Marie ſah aber fragend und auch ein wenig neugierig zu ihm auf; denn in dem dunklen Zimmer war ſie bis jetzt noch gar nicht im Stande geweſen, ſein Geſicht deutlich und ordentlich erkennen zu können.

Der junge Burſche mochte ihrer Meinung nach wohl fünfzehn Jahre zählen und ſein Geſicht war zart und ſelbſt ſchön zu nennen. Die dunklen, caſtanienbraunen Locken kräuſelten ſich ihm leicht und weich um die hohe Stirn, und die feingeſchnittenen Lippen zeigten ein Paar Reihen blendendweißer Zähne. Auch die Augen waren lebhaft und feurig. Dennoch lag etwas in ihnen, das ſie ſchüchtern von ihm zurücktreten machte, wenn ſie ſich auch keinen Grund dafür anzugeben wußte — und doch lächelte er ſo freundlich zu ihr nieder. Wunderbarer Weiſe zog ſich ihm eine feine Narbe quer über die ganze Stirn, oben von der rechten Seite bis hinunter und über den linken Schlaf laufend. Und doch war es auch kaum eine Narbe zu nennen, ſondern glich mehr einem ſcharf darüber hingezogenen Schnitte, der gerade nur die Haut verletzt haben konnte, weil er ſonſt hätte den ganzen Kopf von einander legen müſſen.

Wie ſie aber noch furchtſam zu der Narbe aufſah und der Knabe ſie anlächelte, ging plötzlich die andere Thür auf, und Herr Quetzlinberger, jetzt nicht mehr im Schlafrock, ſondern in einem hochgelben ſeidenen Frack mit reicher Stickerei, trat herein. Er trug dabei die Haare ſchön und ſorgfältig gepudert, daß das zierlich gedrehte ſchlanke Zöpflein, ein wenig nach der linken Schulter hinüberneigend, ihm keck und etwas nach oben gebogen hinten ausſtand; dabei ein kleines dreieckiges Hütlein in der Hand, das er aber augenblicklich wieder ablegte und kurze, ebenfalls gelbſeidene Hoſen, Strümpfe und Schnallenſchuhe.

Mit einer freundlichen, aber etwas formellen Verbeugung gegen das Kind, die dieſes in die größte Verlegenheit ſetzte, ging er jetzt auf den nächſten Stuhl zu, auf den er ſich niederließ, und Margareth, die hinter ihm eingetreten war, legte ihm eine große weiße Serviette vorn über die gelbſeidene Weſte und band ſie hinten in einem großmächtigen Knoten zuſammen, daß die beiden Zipfel nach rechts und links hinausſtanden.

„Aber, Gundelrebe,“ ſagte der alte Herr da plötzlich, als er ſich die Serviette gerückt, eine große Tabaksdoſe aus der Taſche genommen und neben ſich niedergeſtellt, und den Hals ein Paar Mal hin und her gedreht hatte, weil ihm die Margareth wahrſcheinlich den Knoten etwas zu feſt gebunden, „warum führſt Du denn Deinen kleinen Gaſt nicht zu Tiſch?

Das Eſſen wird kalt und die Margareth nachher wieder böſe.“

„Heißt Du Gundelrebe?“ fragte Marie den Knaben leiſe.

„Nicht wahr, das iſt ein wunderlicher Name?“ lächelte dieſer, „aber Onkel nennt mich immer ſo. Doch nun komm, ſetze Dich hieher und lange zu und iß und trink. Wenn Du ſatt biſt, führe ich Dich wieder hinüber auf die Treppe.“

„Und darf ich dort Alles erzählen, was ich hier geſehen?“ fragte die Kleine ſchüchtern.

„Warum nicht, mein Kind?“ lachte da der alte Herr, der indeſſen ſchon tüchtig zugelangt hatte und mit beiden Backen kaute. „Warum nicht, mein Herzchen? Sie werden Dir's nur nicht glauben.“

„Ich habe noch nie gelogen,“ ſagte Marie.

Der alte Herr Quetzlinberger lachte, wie er das hörte, dermaßen, daß ihm der Biſſen, den er gerade im Munde hielt, vor die Luftröhre kam und er furchtbar an zu huſten fing. Nachher fing er noch einmal von Neuem an zu lachen, drehte ſich dann nach der hinter ihm ſtehenden Margareth herum und blinzelte ſie mit den kleinen verſchmitzten Augen gar ſo komiſch an. Die Margareth aber ſchüttelte den Kopf, und die Haube darauf wurde immer größer und weißer, und zuckte wie in Strahlen nach der Decke hinauf.

Das Flüſtern des Knaben an ihrer Seite klang Marien dabei wie das Kniſtern eines luſtigen Feuers im Ofen, und in aller Verlegenheit hob ſie den ſchon eine ganze Weile auf der Gabel gehaltenen Biſſen an den Mund. So delicat duftete ihr aber die fremdartige Speiſe entgegen, daß ſie bald alles Andere darüber vergaß.

„O wie herrlich das riecht!“ rief ſie erſtaunt aus, „wie nach Vanille und Zucker und Roſen! So etwas habe ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht gekoſtet!“

„Spucken Sie aus, Mariechen, ſpucken Sie aus!“ rief ihr aber die Frau Bauſe in dem Augenblick, über den Herrn Quetzlinberger weg, zu, „ſonſt bleiben Sie hier drüben bei uns und können nie wieder hinüber zu Ihrer Frau Mama.“

Und wie ſie das ſagte, und Mariechen den Biſſen im Munde vor Schrecken feſthielt, drehte ſich der Herr Quetzlinberger ärgerlich nach der Frau Bauſe um, legte ſein Meſſer hin und faßte ſeine große Doſe, als ob er ihr die an den Kopf werfen wollte.

„Iß nur, Mariechen, und laß Dir's ſchmecken,“ flüſterte jetzt Gundelrebe an ihrer Seite, „die Frau Bauſe hat nur Spaß gemacht, und der Onkel wird ihr gleich den Kopf mit der Doſe herunterwerfen.“

Aber Marie ſah nur die Serviettenzipfel und die groſze ſpitze Haube, die in weiſzen Lichtern nach der Decke hinauf auszuckten und blitzten. Zwiſchen den funkelnden Strahlen heraus, unbekümmert um dieſe wie um die nach ihr zielende Tabaksdoſe, rief dabei die Frau Bauſe immer noch: „Spucken Sie aus, ſpucken Sie aus!“ und jetzt war es Marien plötzlich, als ob ihr die Stimme ſo bekannt vorkomme und die Frau Bauſe das eigentlich gar nicht gerufen hätte. Die Warnung kam ja von Jemandem, der dicht hinter oder neben ihr ſtand und den ſie bis jetzt noch gar nicht geſehen hatte. War das der, für das vierte Couvert erwartete Gaſt?

Kaum hob ſie aber das Köpſchen, ſo blickte ſie in das todtenbleiche lächelnde Geſicht des Zahnarztes, der ihr nachgekommen ſein muſzte, und wie ſich das Zimmer in Schrecken und Entſetzen mit ihr zu drehen anfing, und die regenbogenfarbigen Streifen der Serviettenzipfel und Haubenbänder zu vielfarbigen Kreiſen wurden, ſchloſz ſie die Augen und lehnte ſich in den Stuhl zurück.

„Spucken Sie nur gefälligſt aus!“ ſagte da die Stimme wieder dicht neben ihr, und eine andere rief: „Gott ſei tauſend Mal gelobt, ſie kommt wieder zu ſich!“

„Mutter!“ rief Marie, halb erſchreckt, halb erfreut die Augen zu der geliebten Stimme aufſchlagend,

„wie biſt Du hier hereingekommen?“ — Sie fühlte dabei, wie ſie in dem Arm der Mutter lag, die ſie vornüber gebeugt hielt. Vor ihr aber kniete der entſetzliche Mann mit den Stahl-Inſtrumenten und hielt ein Waſchbecken in der Hand, in dem Blut war. Als ſie jedoch davor zurückſchrecken wollte, rief die Mutter wieder mit zitternder Stimme:

„Sei ruhig, mein Kind, ſei ruhig — es iſt ja Alles glücklich vorüber. Ach, ich habe es ja gleich gefürchtet, daß es ſie zu ſehr angreifen würde.“

„Aber wie bin ich denn wieder hier herübergekommen?“ ſagte Marie, erſtaunt und überraſcht dabei um ſich herſchauend. Sie lag wieder in demſelben Lehnſtuhl, aus dem ſie vor dem ſchrecklichen Manne geflohen, und weder von Herrn Quetzlinberger, noch Gundelrebe war das Mindeſte zu ſehen. — „Wo iſt denn — wo iſt denn die Frau Bauſe?“

„Die Frau Bauſe?“ ſagte die Mutter erſchreckt; der Arzt winkte ihr aber heimlich zu, der eben Erwachten nicht gleich zu widerſprechen, und ſagte leiſe und beruhigend:

„Sie iſt eben fortgegangen, liebes Kind. Sehen Sie, nun haben Sie ſich vor dem Schmerz gefürchtet und doch nicht das Mindeſte davon gefühlt, nicht wahr? Da, da liegen jetzt die beiden böſen Zähne, die Ihnen ſo heftiges Weh verurſacht haben. Es ſind aber auch recht häßliche Knochen, und der eine hat wirklich eine ſtarke, ſchon faſt reife Fiſtel, die Ihnen noch hätte viel zu ſchaffen machen können. Es war die höchſte Zeit, daß ſie herauskamen. Nun iſt aber auch Alles überſtanden, und Sie werden in ein Paar Tagen wieder ſo geſund und munter herumſpringen wie nur je.“

„Und der Herr Quetzlinberger?“ ſagte Marie leiſe.

„Aber, Mariechen!“ bat die Mutter, ihre Stirn ſtreichelnd.

„Laſſen Sie nur, laſſen Sie nur, beſte Frau Regierungs-Räthin,“ beſchwichtigte ſie der Arzt. „Das giebt ſich Alles von ſelber wieder.“

„Ich habe ihr neulich von dem alten Mann erzählt,“ ſagte die Mutter, noch immer mit ängſtlicher Beſorgniß in den Zügen, „und das hat ſich ihr jetzt am Ende in den Kopf geſetzt.“

„Sie hat das geträumt,“ lächelte der Arzt, „wir haben davon manchmal die wunderlichſten Beiſpiele, und bei den gefährlichſten Operationen ſingen die Kranken nicht ſelten, oder träumen die ſchönſten, angenehmſten Sachen. Laſſen Sie die Kleine eine Stunde ſchlafen, dann iſt Alles vorüber, und das Ganze wie ein Rauſch verflogen, mit dem es auch in ſeinen Wirkungen eine Aehnlichkeit hat.“

Marie blickte in Zweifel und Schwanken zu dem Sprechenden auf, aber der Einfluß des Aethers lag noch zu lähmend auf ihrem Geiſte, um ſie ſchon irgend einen Gedanken klar faſſen zu laſſen.

„Nur ein Traum,“ hauchte ſie leiſe, und ſank dann, die Augen ſchließend, in den Stuhl zurück, wo ſie bald darauf in einen leiſen, wohlthätigen Schlummer fiel.

Der Arzt verließ, von ſeinem Erfolge vollkommen befriedigt, leiſe das Zimmer, und die Mutter ſaß neben dem kranken Kinde und bewachte mit liebender Sorgfalt, aber auch mit ſchon halb getröſtetem Herzen die ruhigen, regelmäßigen Athemzüge der Schlafenden.

Kapitel 3.

Marie ſchlief die ganze Nacht ununterbrochen, aber nicht ſo ſanft und ruhig fort, wie nach der erſten erſchlaffenden Wirkung des Aethers. Sie träumte lebhaft, ſprach oft einzelne unzuſammenhängende Worte, lachte einige Mal und faßte auch wohl krampfhaft und wie ängſtlich der Mutter Hand, die nicht von ihrer Seite wich. Nichts deſto weniger ſtand die Sonne ſchon am Himmel, als ſie endlich erwachte, oder vielmehr die Augen öffnete, und halb träumend noch umherſchaute.

Kurz vorher hatte der Hausarzt das Zimmer wieder betreten und hielt jetzt ihre linke Hand, den Gang des Pulſes zu fühlen, während ihre Rechte in der der Mutter ruhte.

„Mutter," flüſterte das Kind endlich leiſe, liebe Mutter!"

„Ja, mein Kind, ich bin bei Dir," ſagte dieſe, ſie an ſich drückend und küſſend. „Ich gehe nicht fort von Dir. Halte Dich nur ruhig, und Du wirſt bald wieder vollkommen wohl ſein."

„Und darf ich dann auch wieder einmal zum Herrn Quetzlinberger und zu Gundelrebe hinüber, liebe Mutter?" fragte Marie.

Die arme Frau ſeufzte recht tief auf, denn was das Kind aus ſeinem Traume ſprach, klang ihr gar zu unheimlich.

Beſinne Dich doch nur, Mariechen," bat ſie endlich mit zärtlicher Stimme; „Du haſt ja das Alles nur, von dem Aether betäubt, geträumt, und biſt ja die ganze Zeit nicht hier aus der Stube, nicht aus dem Lehnſtuhl hinaus gekommen."

„Nicht?" ſagte Marie, raſch und erſtaunt zu ihr aufſchauend, „und ich wäre nicht nebenan in dem alten Hauſe geweſen?"

„Mit keinem Fuße, Kind."

„Aber die Thür ſtand doch offen."

„Welche Thür?"

„Nun, die an der Treppe, an der Gundelrebe ſchon ſo oft geklopft hat, wenn ich oder jemand Anderes vorüber ging."

„Gundelrebe? wer um Gottes willen iſt Gundelrebe?“ fragte die Mutter, der die Thränen in die Augen traten.

„Gundelrebe? ei, das iſt ja der Neffe des alten Herrn Quetzlinberger, der die feine ſchmale Narbe über der Stirn hat.“

Der Arzt hatte indeſſen noch immer ihre Hand gehalten; den Puls aber vollkommen frei von Fieber fühlend, ſagte er freundlich:

„Du biſt geſtern nicht aus der Stube gekommen, liebes Kind, und wie Dir Deine Mutter ſagt, iſt ſie nicht von Deiner Seite gewichen; das darfſt Du glauben. Wenn Du alſo wirklich fortgeweſen wäreſt, müßte ſie Dich doch gleich vermißt haben, nicht wahr? Ueberdies möchte es Dir auch ſchwer geworden ſein, in das alte Haus hinein zu kommen.“

„Aber ich bin nun doch einmal drüben geweſen und habe es mit meinen eigenen Augen geſehen,“ ſagte tief erröthend das Kind. Es fiel ihm jetzt wieder ein, was ihr der alte Herr Quetzlinberger geſagt hatte, daß es ihr Niemand glauben würde, und wie er dann faſt erſtickt war von heftigem Huſten. Sie deckte dabei ihre bleiche Stirn mit beiden, faſt durchſichtig dünnen Händchen und hielt eine ganze Zeit lang die Augen geſchloſſen.

Unten von der Treppe ſchallte indeſſen Hämmern und Pochen herauf, und nachdem Marie kurze Zeit dem fremdartigen Geräuſch, auf das ſie erſt nach und nach aufmerkſam wurde, gelauſcht hatte, fragte ſie leiſe:

„Was iſt das, Mama?“

„Das iſt die häßliche Thür,“ erwiderte die Mutter, indem ſie liebkoſend das Haar von der Stirn der Kranken ſtrich, „die häßliche Thür, die uns ſchon ſo viel Aerger, Noth und Sorge gemacht hat, und die der Rath der Stadt endlich auf Deines Vaters ernſte und entſchiedene Vorſtellungen zumauern läßt.“

„Die Thür iſt offen?“ rief aber Marie ſchnell; „ſiehſt Du, Mama, daß ich recht gehabt und nicht gelogen habe?“

„Aber Du hörſt ja, daß ſie erſt heute Morgen geöffnet wurde!“ rief die Mutter — „die Leute haben erſt vor kaum einer halben Stunde damit begonnen.“

„Und darf ich einmal hineingehen in den Gang?“ fragte ſchüchtern Marie.

„Gott bewahre!“ rief da raſch der Arzt, „wir müſſen jede ſolche unnöthige und thörichte Aufregung ſtreng vermeiden, und man ſoll um Gottes Willen nicht mit ſolch albernen Geſchichten ſpielen und Mißbrauch treiben. In die alte unnütze Thür kommt jetzt, wie mir die Leute unten ſagten, eine vier Fuß dicke Mauer, und das wird dem verrückten Mädchenſchnack hier im Hauſe endlich einmal ein Ziel ſetzen.

Der Herr Regierungs-Rath hätte das ſchon lange betreiben ſollen.“

„Eine vier Fuß dicke Mauer!“ ſeufzte Marie leiſe vor ſich hin, „aber du lieber Gott, da kann ja …“ Sie hielt plötzlich ein und blickte ſtill und erröthend vor ſich nieder, als ob ſie ſich ſcheue, das auszuſprechen, was ſie gerade überdacht.

„Was, mein liebes Kind — was kann? — was meinſt Du?“ fragte ſie die Mutter.

Marie barg das Köpſchen an ihrer Bruſt, ſchüttelte es aber dabei und ſagte leiſe:

„Nichts, nichts, liebe Mutter — der Traum will mir noch immer nicht aus dem Sinn — er war gar zu lebhaft und … und das Hämmern und Klopfen da unten thut mir weh. Müſſen ſie denn ſolch eine dicke Mauer in die Thür ſetzen?“

„Gewiß, Marie,“ beruhigte ſie die Mutter. „Es iſt der Leute wegen, damit das tolle Gerede endlich einmal aufhört.“

Ein eigener Gedanke ſchien aus des Kindes Augen zu blitzen, und zu dem Doctor raſch und mißtrauiſch aufſchauend, ſagte ſie:

„Aber weßhalb vier Fuß dick, Doctor? Wenn wirklich Niemand dahinter klopft und hindurch will, wäre doch die eiſerne Thür allein genug geweſen — und wenn …“

„Und wenn — Marie?“ fragte die Mutter, dem Doctor dabei einen ängſtlichen Blick zuwerfend.

„Und wenn nun doch Gundelrebe,“ fuhr das Mädchen, ſich ein Herz faſſend, fort, „wenn nun doch Gundelrebe in dem dunklen Gange ſäße, wäre es da nicht traurig, ihm jede Hoffnung abzuſchneiden, je heraus zu kommen, und müßte er dann nicht in Jammer und Einſamkeit da drinnen vergehen?“

„Papperlapapp!“ lachte der Doctor, „quäle Dich nur jetzt nicht mit ſolch albernen Ideen! Die dicke Mauer wird nicht aus Furcht vorgeſetzt, daß irgend Jemand von innen heraus brechen könnte, ſondern nur um das Geſinde zu beruhigen und die Thür ſelber zu entfernen. Wenn die erſt einmal fort iſt und ſolch ein Haufen Backſteine daſteht, werden auch die Furchtſamſten Muth bekommen und nicht mehr an Geiſter denken. Säße aber wirklich Dein Gundelrebe dahinter, ſo könnte er zu irgend einem Fenſter oder Kellerloch oder oben zum Dach deßhalb noch immer mit Bequemlichkeit herauskommen. Die Fenſter ſind ja doch nicht zugemauert, und ſelbſt ein gewöhnlicher Menſch könnte von innen herauskommen, wie viel mehr denn ein Geiſt! Mach' Dir alſo darüber ja keine unnützen Sorgen, Marie; ſchlafe jetzt hübſch und halte Dich ein Paar Tage ruhig, bis ſich die Schmerzen im Zahnfleiſch und die Folgen des

Aethers verloren haben. Sobald Du dann neue Kräfte geſammelt haſt, werden Dir auch die traurigen und überſpannten Gedanken vergehen, und Du wirſt wieder unſer munteres braves Mariechen ſein, wie in früherer Zeit.“

Marie war ſeinen Worten mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit gefolgt, und als er die Fenſter und Kellerlöcher erwähnte, nickte ſie ihm leiſe und lächelnd zu. Dann ſank ſie wieder, die Augen ſchließend, auf ihr Kiſſen zurück.

Die Kranke ſchien übrigens mit dieſem Geſpräch eine Art von Kriſis überſtanden zu haben. Sie ſchlief faſt den ganzen Tag vollkommen ruhig, wachte gegen Abend auf und genoß etwas, und verbrachte dann eine eben ſo ruhige Nacht, ohne ein einziges Mal mehr das alte Haus, den Herrn Quetzlinberger oder Gundelrebe zu erwähnen. Die Mutter kam übrigens in der Zeit gar nicht von ihrem Bette, und ſchlief ſelbſt die Nacht auf dem Sopha neben ihr.

Die nächſten Tage fühlte ſich Marie viel kräftiger und wieder ziemlich wohl, und da ſich die Eltern jede Mühe gaben, ſie zu zerſtreuen und aufzuheitern, ſo wurden die Bilder jenes Abends, die ihr mit ſo merkwürdiger Schärfe vor der Seele geſtanden, ſchwächer und ſchwächer. Ihre Umriſſe verloren erſt an Klarheit, und mit anderen Träumen, die ſie ſpäter geträumt, verſchwamm das Ganze endlich zu einem wohl immer noch wunderlichen, aber doch wirren Bilde, deſſen einzelne Geſtalten ſie ſchon nicht mehr ſo genau abzuſcheiden vermochte, und die deßhalb auch bald ihre Macht über ſie verloren.

Die Thür war indeſſen, ohne den Gang weiter zu unterſuchen, unter Aufſicht der Behörde feſt vermauert worden. Der Regierungs-Rath ließ dann die Stelle mit Kalk bewerfen und die ganze Treppe friſch malen, ſo daß auch die letzte Spur des hier früher befindlich geweſenen Einganges verſchwand. Nach einigen Wochen ſprach auch im ganzen Hauſe kein Menſch mehr davon. Nur Marie ging im Anfang noch mit einiger Angſt, mit einem eigenen, ſchwer zu beſchreibenden Gefühle daran vorüber. Aber auch das verlor ſich bald, und der Arzt empfahl ihren Eltern jetzt Luftveränderung und Scenenwechſel für die Tochter, um die raſch vorwärts ſchreitende Geneſung zu beſchleunigen und zu ſichern.

Dem Regierungs-Rathe war das ſelbſt erwünſcht, Urlaub zu einer kleinen Reiſe zu bekommen, und er benutzte den erhaltenen, mit ſeiner Familie auf kurze Zeit ein Seebad zu beſuchen. Auf Norderney, von dem kühlen Salzwaſſer gekräftigt, geſundete das junge Mädchen auch von Tag zu Tag, und als ſie Ende Auguſt wieder nach Hellburg zurückkehrten, war auch die letzte Spur der Krankheit verſchwunden. Selbſt ein früheres Leiden, oder vielmehr eine Schwäche, die ihren Grund vielleicht ebenfalls mit in der zu großen Reizbarkeit ihrer Nerven fand, hatte ſich faſt ganz dabei verloren. Ihre Träume hatten nämlich in der letzten Zeit einen ſo hohen Grad von Lebendigkeit erreicht gehabt, daß ſie im Schlafe ſogar, ohne es zu wiſſen, aufſtand und in der Stube umherging. Es war, wenn auch keine wirkliche Mondſucht, doch ein geringerer Grad derſelben und hatte die Mutter ſchon mehrmals ſehr geängſtigt.

Das war durch das ſtärkende Seebad, die Luftveränderung und überhaupt die durchaus gekräftigte Natur des Kindes jetzt ebenfalls überwunden worden, und die fixen Ideen aus der früheren Zeit, mit dem Einfluß, den der Traum auf ſie gehabt, ſchienen ſich ganz verloren zu haben. Wie ſie bei der Rückkehr die Treppe im Hauſe wieder hinaufſtieg, blieb ſie ſogar an der vermauerten Thür lachend ſtehen, klopfte daran und rief Gundelrebe bei Namen. Die Mutter, die noch immer nicht ohne Unruhe der damals qualvoll durchlebten Stunden gedachte, wollte ſie daran hindern und bat ſie, die alten Träume nicht muthwillig wieder zu erwecken. Marie ſchüttelte aber lächelnd den Kopf und meinte, Mütterchen dürfe ſich nicht mehr davor fürchten; ſie ſei jetzt wieder geſund

und doch auch verſtändiger geworden, und habe die alten thörichten Träume lange vergeſſen.

Und das war wirklich der Fall. Jahr nach Jahr verging, und das alte Nachbarhaus wäre kaum mehr erwähnt worden, hätte der ewig dauernde Proceß die Aufmerkſamkeit der Stadt nicht gewaltſam darauf feſtgehalten. Alles in der Welt nimmt jedoch zuletzt einmal ein Ende, und ſelbſt dieſer Proceß ſchien ſich dem ſeinigen zu nähern. Die verſchiedenen Parteien der jetzt noch lebenden Erben hatten es nämlich endlich doch ſatt bekommen, mit dem, was ihnen Nutzen bringen konnte, wenn ſie ſich darüber einigten, eine Anzahl von Advocaten und Beamten zu ernähren, und zeigten ſich einer Uebereinkunft geneigt.

Verwickelt genug war die Geſchichte. Der alte ſelige Herr Quetzlinberger hatte einen einzigen Sohn gehabt, der alſo auch nach ſeinem Tode Univerſalerbe geworden wäre. Wunderbarer Weiſe, wie die alten Acten ſagten, war dieſer aber mehrere Jahre vor des alten Herrn Tode eines Morgens ſpurlos verſchwunden geweſen, und man hatte trotz aller Nachforſchung der Gerichte nie herausbekommen können, was aus ihm geworden.

Der alte Mann ſchien ſich das aber entſetzlich zu Herzen genommen zu haben und ſchloß ſich vollkommen von der Welt ab. Nur eine Haushälterin von geſetztem Alter beſorgte ihm die Wirthſchaft und hielt das Haus in Ordnung, das von da an kein fremder Fuß mehr betreten durfte. Wenn dann auch böſe Zungen nicht müßig waren, gehäſſige Gerüchte darüber zu verbreiten, gelangte das entweder nicht zu den Ohren des alten Herrn, oder er bekümmerte ſich auch nicht darum. Dieſe Gerüchte fanden allerdings neue Nahrung, als die Nachbarn des alten Herrn einen Knaben bei ihm am Fenſter ſahen, von dem es bald hieß, daß er ein Neffe, bald, daß er ein Adoptivſohn ſei.

Die guten Frauen von Hellburg gaben ſich damals die größte Mühe, Näheres über die Abſtammung des Knaben zu erfahren, doch umſonſt. Nicht einmal auf die Straße herunter durfte der Kleine; ja, ſo ſelten zeigte er ſich ſelbſt am Fenſter, daß nur erſt Wenige ihn dort geſehen hatten und Viele ſogar noch ſeine Exiſtenz bezweifelten. Da fuhr eines Tages eine Kutſche vor, in welche die Haushälterin mit dem Knaben ſtieg und zum Thore hinausraſſelte; — Niemand wußte, wohin. Der alte Herr Quetzlinberger lag damals, wie mündliche Uebertragung in Hellburg lautete, im Fenſter und ſah ihnen nach, bis ſie um die Ecke der nächſten Straße verſchwunden waren. Dann machte er das Fenſter zu, zog die Gardinen vor — wie ſie noch bis auf den heutigen Tag hingen — und ließ ſich nicht mehr ſehen.

Drei Tage lang blieb das Haus verſchloſſen und die Nachbarn vergingen faſt vor Neugierde, ob die alte Haushälterin zurückkäme, oder ſich der Doctor eine „neue“ nähme. Der alte Herr ſchien aber weder das Eine noch das Andere zu beabſichtigen. Thüren und Fenſter blieben verſchloſſen; aus den Schornſteinen ſtieg kein Rauch auf; alles Klopfen an der Thür, als man doch ernſtlich beſorgt wurde, blieb unbeantwortet, und wie die Gerichte endlich, kraft ihres Amtes, ſich gewaltſamen Eintritt in das dunkle Heiligthum erzwangen, lag der alte Herr Quetzlinberger in ſeinem gelbſeidenen Schlafrock im Bette und war todt.

Einen halben Tag waren hierauf die Gerichte damit beſchäftigt, ein Teſtament unter den vorhandenen Papieren des Dahingeſchiedenen zu entdecken. Sie fanden nichts Derartiges, und nur im Schreibtiſche einen Zettel, nach dem ſein Neffe Konrad G. Schierling, im Falle ſein verſchwundener Sohn nicht wieder aufgefunden würde, zu ſeinem Univerſalerben eingeſetzt werden ſolle.

Der alte Herr wurde hierauf begraben, das Haus verſiegelt, und der Proceß um die Hinterlaſſenſchaft, da ſich die übrigen Erben einem ſo unvollſtändigen Teſtamente nicht fügen wollten und für die Anſprüche des verſchollenen Sohnes ein Fremder auftrat, begann. Advocaten und Erben ſtarben — der Proceß lebte fort, ja, ſchien mit den Jahren, je ſchwieriger es wurde, ihn zu ſichten, nur immer neue Kraft zu gewinnen.

Zu dem alten Hauſe gehörte dabei noch ein ſehr bedeutendes Areal von Bauplätzen und Ackerland in der unmittelbaren Nähe der Stadt. Einem alten Uebereinkommen nach war dieſes durch das Gericht ſelber alljährlich verpachtet worden, um aus deſſen Ertrag eben ſo regelmäßig die fortlaufenden Proceßkoſten zu bezahlen. Dieſe hatten dadurch vollſtändige Sicherheit erhalten, und mehrere Geſchlechter von Juriſten lebenslängliche Renten daraus bezogen, bis eine vernünftigere Generation von Erben ſich einem Vergleiche geneigt zeigte.

Außer dem beſtrittenen Univerſal-Erben, dem jungen Schierling, erhob die Hauptanſprüche ein Doctor Hetzelhofer, der eine von dem jungen Quetzlinberger ſelbſt ausgeſtellte Verſchreibung beſaß, worin ihm, oder vielmehr ſeinem Vorfahren, ſämmtliche Anſprüche deſſelben übertragen wurden. Woher er ſie erhalten, blieb ziemlich ungewiß. Doctor Hetzelhofer aber behauptete, ſein Großvater habe dem damals noch jungen Manne wichtige Dienſte geleiſtet, der junge Quetzlinberger ſelber ſei aber ſpäter auf einer heimlich unternommenen Seereiſe verunglückt.

In ſein Intereſſe hatte er dabei einen anderen weitläufigen Verwandten des alten Herrn Quetzlinberger, der auch deſſen Namen trug und ein ſehr geſchickter Advocat war, gezogen — vielleicht hauptſächlich mit des Namens wegen. So bildeten die Herren Hetzelhofer und Quetzlinberger gegen Schierling oder deſſen Erben, mit einem größeren Anhang weitläufiger Verwandter, die beiden Hauptparteien des Proceſſes.

Um aber die Sache an Ort und Stelle beſſer betreiben zu können, war Doctor Hetzelhofer, der Enkel des Doctor Hetzelhofer, welcher die erſten Anſprüche erhoben hatte, nach Hellburg ſelbſt, und zwar dem „alten Hauſe“ gerade gegenüber, in die nämliche Wohnung eingezogen, in der Mariens Großeltern in früheren Jahren gewohnt hatten. Durch Briefe, die er mitbrachte, war er dabei ebenfalls an Regierungs-Rath Hechner empfohlen und mit dieſem bekannt geworden, und wenn auch der Regierungs-Rath ſelber keine große Freude an dem etwas abſtoßenden, verſchloſſenen Manne fand, lernte doch die indeß herangewachſene Marie die ihr an Jahren allerdings überlegene Schweſter des Doctors kennen und lieb gewinnen, und war von da an oft in des Doctors Hauſe.

Helene, wie des Doctors Schweſter hieß, mochte zwei- oder dreiunddreißig Jahre alt ſein und führte, von einer alten Dienſtmagd unterſtützt, welche die gröberen Arbeiten verrichtete, ihrem Bruder die Wirthſchaft. Sie war dabei ernſt und häuslich, und vielleicht von einem mehr ſchwärmeriſchen als proſaiſchen Charakter, gegen deſſen Uebertreibung ſie aber ſchon ihre Jahre wie ihre Ruhe ſchützten. Dennoch war es das vielleicht geweſen, was Marien beſonders zu ihr hingezogen hatte.

Marie, die indeſſen ihr ſiebenzehntes Jahr erreicht, ſchien ihren Körper in der raſchen Entwickelung eher gekräftigt und die frühere Reizbarkeit und Erregtheit der Nerven faſt ganz abgeſchüttelt zu haben. Nichts deſto weniger war ihr noch immer eine gewiſſe Vorliebe für das Uebernatürliche, ein Hang zu einer leiſen Schwärmerei geblieben, der jedoch mit ihren früheren Träumen und Ideen in keiner Verbindung mehr ſtand. Das alte Haus und was es enthielt, hatte keinen Antheil mehr an jenem unbekannten Etwas, das ihre Bruſt manchmal erfüllte, und die Bilder jener Zeit waren theils vergeſſen, theils ſo in den Hintergrund gedrängt, um mehr als einen gelegentlichen Gedanken daran zu beanſpruchen.

Die ſtille, ſinnige Helene war ihr, mit dieſem Gefühl, dieſem halb unbewußten Drang im Herzen, deßhalb auch vor allen Anderen eine liebe Geſellſchafterin geworden. In der Jugend ſchließt ſich ja das Herz ſo gern an ein gleich fühlendes an, und noch nicht getäuſcht, ſucht und findet es leicht, was ihm fehlt, in dem Nachbarherzen. Die Welt liegt da noch im roſigen Licht der aufgehenden Sonne frei und offen vor uns, und kein Falſch in der eigenen Bruſt, keinen Gedanken, der das Licht zu ſcheuen brauchte, ſuchen und finden wir auch nichts Anderes in denen, die Schickſal oder Zufall in unſeren Pfad geworfen. So glücklich, wie wir dabei ſelbſt uns fühlen, ſo glücklich ſcheint uns Alles um uns her, im Wiederglanz unſeres eigenen reinen Herzens — aber die Zeit gießt Gift in den kryſtallenen Becher. Tropfen nach Tropfen läßt ſie langſam hineinfallen in die demantene Fluth — Tropfen nach Tropfen, die ſich erſt halten und zuſammendrängen in ſich ſelbſt, und nur die einzelnen trüben Strahlen, wenn auch im Anfange noch ſo fein und kaum erkennbar, hinüber ſenden über die Oberfläche. Mehr und mehr aber breiten ſie ſich aus; finſterer und trüber füllen ſie den Raum, und ſo rein und treu die klare Fluth ſonſt auch jedes Bild zurück gab, das ſich mit liebendem Auge darüber bog, ſo finſter und abgeſchloſſen wahrt es dann den eigenen ſchmerzlichen Schatz: das trübe Gift von Mißtrauen und getäuſchter Hoffnung. Wohl drängt und treibt es uns noch immer mit der gleichen Kraft, das gleiche Herz zu ſuchen, das uns fehlt, und dem wir uns, wenn wir es fänden, vielleicht mit noch größerer, innigerer Liebe anſchließen würden als früher, weil wir ja eben den Werth eines ſolchen Glückes erſt in ſpäteren Jahren recht eingeſehen und kennen gelernt haben. Aber — wir können uns nicht mehr entſchließen, die eigene Bruſt zu öffnen — wir trauen ſelbſt der Offenheit des Anderen nicht. Scheu und trübe ſchleichen wir vorüber, das Schickſal ſcheltend, das uns allein und freundlos in die Welt ſtieß, und vergeſſen doch ganz dabei, daß wir allein es ſind, die, wie der Drachen das unterirdiſche Gold, neidiſch unſer eigenes Herz bewachen und Jeden mit giftigem Hauche zurückweiſen, deſſen treue Hand den Schatz für uns heben möchte.

Marie freilich hatte noch keinen Tropfen jenes trüben Giftes eingeſogen, und der blaue Himmel, der über ihrer Jugend lachte, ſpiegelte ſich treu und friedlich in dem ſtillen, reinen Herzen der Jungfrau. Vor der älteren Freundin hatte ſie dabei kein Geheimniß, und ihr ſchon lange all ihre kleinen unbedeutenden Sorgen und Erlebniſſe mitgetheilt, wie Pläne gebaut für die Zukunft — Pläne, bunt und leicht wie Kartenſchlöſſer mit anſcheinend breitem, mächtigem Grund, und doch eingeworfen durch einen Hauch. So wußte Helene auch ſchon Alles von dem „alten

Hauſe,“ was ſie damals geträumt und mit ſich herumgetragen, und wie das eine gar ſo ſchwere, entſetzliche Zeit für ſie geweſen. Damals hatte ſie ja geglaubt, ſie gehöre gar nicht mehr dieſer Erde an, ſondern hinüber in die dunklen, verſchloſſenen Räume zu den fremden, unheimlichen Leuten. Ihr Kindesherz hatte ſich mit der Sorge gequält, daß denen da drüben nur wieder wohl werden könne, wenn ſie bei ihnen ſei, ihnen die tödtliche Einſamkeit tragen zu helfen, und nur nach und nach habe ſich das verloren, und es ſei ihr beſſer und leichter geworden. Jetzt freilich lache ſie über den tollen Traum.

Noch eine Perſon darf ich hier nicht unerwähnt laſſen, die zu dem Hausſtande, ja, eigentlich faſt zur Familie des Doctors gehörte, wenn dieſer auch den Mann mehr als Diener, wie Freund, und manchmal gütig, meiſt aber hart und abſtoßend, ja, faſt despotiſch behandelte.

Es war dies der Famulus des Doctor Hetzelhofer, der hier jedenfalls eine nähere Beſchreibung verdient.

Schwiebus, wie er kurzweg im Hauſe genannt wurde, war eine lange, magere Geſtalt mit vorſtehenden Backenknochen und tiefliegenden, aber lebendigen grauen Augen. Die dünnen, etwas röthlichen Haare hielt er ſorgfältig von beiden Schläfen nach der Stirn hinauf gekämmt, den dort eben nicht mehr zu verdeckenden Mangel ſo viel als möglich wenigſtens zu beſchönigen, und ſein Geſicht war in eine ſolche Unzahl kleiner, die Kreuz und Quer laufender Falten gelegt, daß man wirklich nicht daraus klug wurde, ob das Alter oder vielleicht eine blatterähnliche Krankheit ſolche Spuren in ſeine Haut gegraben. Je länger man ihn darauf anſah, deſto verwirrter wurde man. Während daher die Einen den langen wunderlichen Burſchen mit dem unbeholfenen Namen für einen noch jungen, vielleicht durch zu eifrige Studien aufgeriebenen Mann hielten, der unter des berühmten Doctors Leitung ſeine Kenntniſſe vermehren wolle, ſchworen die Anderen, daß Glatze und Falten wirklich dem Alter angehörten. Dieſe hielten den Eigner derſelben dann für einen hohen Fünfziger, ja, vielleicht Sechziger, der, von dem leichtfertigen Götterkind Fortuna überſehen, ein Menſchenalter umſonſt hinter ihrem Wagen hergekeucht war, und es jetzt endlich aufgegeben hatte, ſie einzuholen.

Seine Hautfarbe, das fahle Gelb ſeiner Züge, ſchien dieſe letztere Anſicht auch beſonders zu beſtätigen und das Urtheil der Hellburger zu rechtfertigen, die bald darüber einig waren, daß er gerade ſo ausſähe, als ob er ſchon einmal im Grabe gelegen hätte. So böſe er ſelber aber wurde, und ſo ſehr der Doctor

Hetzelhofer darüber lachte, wenn in ſeiner Gegenwart eine ſolche Bemerkung laut wurde, ließ ſich der Gedanke, wenn einmal gefaßt, doch nicht wieder los werden. Wer nur dem dürren, hageren Menſchen in's Antlitz ſah, deſſen Augen dann nicht ſelten eine ordentlich grüne, gläſerne Färbung annahmen, fühlte ein eigenes, unbeſtimmtes Grauen, über das er ſich keine Rechenſchaft geben konnte, und verſchiedene alte, würdige Damen hätten eben ſo gern in der Geſellſchaft des anerkannten Gott ſei bei uns, als in der ſeinigen eine Stunde allein zubringen mögen. Bei einer ſolchen Perſönlichkeit iſt die böſe Welt aber auch raſch mit einem Spitznamen fertig, und Schwiebus hieß bald in der ganzen Stadt „der todte Famulus.“

Wunderlicher Weiſe war Schwiebus dabei in jeder anderen Beziehung der freundlichſte, gemüthlichſte und gefälligſte Menſch von der Welt, der beſonders gern mit Kindern umging, mit ihnen ſpielte, wo er ſich nur eine Viertelſtunde Zeit abgewinnen konnte, und dieſe bald an ſich feſſelte. Dabei beſaß er ein merkwürdiges Talent, Geſchichten, vorzüglich Geſpenſter-Geſchichten, zu erzählen. Der Doctor hatte ihm das freilich ſtreng unterſagt, denn er machte die Kleinen oft ſo furchtſam, daß ſie nicht mehr allein über die Straße gehen wollten; aber es gehörte nun einmal mit zu ſeinen Leidenſchaften, denen er, wo das irgend anging, den Zügel ſchießen ließ. Die Kinder riſſen ſich deßhalb auch bald um ſeine Geſellſchaft, trotz ſeinem ſonſt nichts weniger als einnehmenden Aeußeren, und wo es nur irgend anging, wurden Geſpenſter- und Geiſter-Geſchichten, unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit, von dem einen Theile ſo gern erzählt, wie von dem anderen gierig angehört.

Auch in kleinen mechaniſchen Arbeiten war er geſchickt und erfahren. Er drehte Kreiſel, die beim Spiel verſchiedene Töne von ſich gaben; ſchnitzte Männer, die ſich von ſelbſt überſchlugen; machte Bälle, die, wenn man ſie hoch in die Luft warf, zu kleinen Ballons wurden und davon flogen, und tauſend andere derartige Dinge. Ganze Nächte mußte er zu ſolcher Arbeit verwenden, wo hätte er ſonſt die Zeit hergenommen! In ſeinem Zimmer brannte auch in der That faſt jede Nacht hindurch Licht, und die Nachbarn, die von ihren Fenſtern aus das ſeinige beobachten konnten, zerbrachen ſich die Köpfe darüber, in welcher Zeit der „todte Famulus“ eigentlich ſchlafe. Waren ſie auch um zwei oder drei Uhr erſt zu Bett gegangen, wo ſie noch Licht in ſeinem Zimmer und den Schatten an den niedergelaſſenen Gardinen konnten herüber und hinüber gehen ſehen, ſo war Schwiebus doch jedenfalls am nächſten Morgen ſchon vor ihnen wieder munter. Wenn ſie gleich mit Tagesgrauen aufſtanden, lag er ſicher ſchon im geöffneten Fenſter und rauchte ſeine Cigarre, oder unterhielt ſich mit einem großen abgerichteten Raben, der in ſeinem Fenſter einen geräumigen, aber offenen Bauer hatte — an Schlafen dachte er gar nicht.

Auch der Rabe gehörte mit zu der Perſon des „todten Famulus,“ und die Leute im Hauſe verſicherten, daß er das kluge Thier faſt wie einen Menſchen behandle und ſich oft halbe Stunden lang mit ihm ordentlich unterhalte.

Solch ein Weſen war der Famulus Schwiebus, und es läßt ſich denken, daß er dem kleinen Hellburg auf lange Zeit höchſt intereſſanten Stoff zur Unterhaltung gab. Bier- wie Kaffee-Geſellſchaften beſchäftigten ſich im Anfange wirklich nur mit ihm und dem Doctor, der durch einige fabelhafte Curen ebenfalls einen großen Ruf erlangt hatte. Es gab auch in der That bald nichts Natürliches wie Uebernatürliches mehr, das man den beiden Menſchen nicht zugeſchrieben hätte, und eine Zeit lang machten ſogar ein Paar haarſträubende Geſchichten die Runde, in welche die Fremden auf das Engſte verwickelt waren. Nur erſt als beide Charaktere ſo ſtill und ſpießbürgerlich wie ſie ſelber in ihrer Mitte fortlebten und ſich keines von all den ausgeſprengten Gerüchten beſtätigte, erkaltete nach und nach die Neugierde der Nachbarn. Der Reiz der Neuheit war dem Ganzen überhaupt ſchon genommen, und noch ehe das erſte Jahr ganz verfloſſen war, ließ man die Beiden ſtill und ungehindert ihre Wege gehen. Man hatte ſich an ſie gewöhnt und ſie gehörten mit zu Hellburg.

Kapitel 4.

Helene kam ſelten zu Hechner's hinüber, da während des Doctors öfterer Abweſenheit doch Jemand zu Hauſe bleiben mußte, anfragenden Kranken Auskunft zu geben, und man ſich auf den Dienſtboten nicht verlaſſen mochte. Marie ging dafür deſto häufiger hinüber, und hatte auch heute wieder einmal von der Mutter Erlaubniß erhalten, ihrer älteren Freundin Geſellſchaft zu leiſten, während der Doctor Hetzelhofer nach einem ſchwer Kranken über Land gerufen war und erſt ſpät in der Nacht zurück erwartet wurde.

Heute war übrigens in Hellburg der Tag beſtimmt worden, an welchem der Proceß wegen der Quetzlinberger'ſchen Erbſchaft durch friedliches und freundſchaftliches Zuſammenkommen der präſumtiven Erben in Güte und nach gemeinſchaftlichem Uebereinkommen entſchieden werden ſollte. Marie hatte das von ihrem Oheim, dem Advocaten Hechner, gehört, und der erſte März des laufenden Jahres war dazu gewählt worden.

Natürlich kam aber dadurch das Geſpräch auch wieder, was ſeit langer Zeit nicht der Fall geweſen, auf das alte Haus und die Folgen, die der Endentſcheid auf das Geheimniß deſſelben ausüben müſſe. Dann wurden ja auch die Siegel von der Thür gelöſ't, und die öden Zimmer, die den größten Theil eines Jahrhunderts das Stadtgeſpräch in Hellburg gebildet, wurden den Blicken einer fremden Generation erſchloſſen.

„Ich gäbe was drum,“ ſagte Marie endlich, nachdem die beiden Mädchen eine Weile ſchweigend ihren Gedanken nachgehangen hatten — „ich gäbe was drum, wenn ich die alten Räume betreten dürfte, ehe noch ein anderer Fuß den Zauber jenes unſerer Zeit gar nicht mehr angehörenden Gebäudes gebrochen. Es muß gar ſo wunderlich ſein, die dumpfige Luft da drinnen zu athmen, und den Klang der eigenen Schritte zu hören, den die Wände ſo lange, lange Jahre nicht zurück gegeben haben.“

„Und Du vor allen Anderen würdeſt Beſcheid darin wiſſen,“ lächelte Helene; „denn ſo viel ich mich erinnere, biſt Du die Einzige, die jene Ruine betreten hat, ſeit damals die Gerichte die dicken Siegel auf den Eingang drückten.“

„Aber nur im Traum,“ lachte Marie.

„Was thut's! wenn der Traum nur getreu war, fändeſt Du Dich überall zurecht.“

„Es iſt und bleibt doch immer eine merkwürdige Sache mit ſolchen Träumen,“ ſagte Marie, wieder nach einer längeren Pauſe, indem ſie den Kopf ſchüttelte und ſinnend dabei vor ſich nieder ſah, „und damals hätte ich meiner Seele Heil daran ſetzen wollen, daß es Wahrheit geweſen. Die Perſonen ſtanden ja noch Wochen lang nachher oft ſo deutlich vor mir, als ob ſie wirklich lebten.“

„Eigentlich iſt es ſchade,“ lächelte Helene, „daß ſolche Sachen nicht geſchehen, und die proſaiſche Welt uns nur immer platte, nüchterne Wirklichkeit in Allem bietet, was uns ſelbſt betrifft. Es mag kindiſch ſein, aber wie oft habe ich mir ſchon gewünſcht, einmal einen Geiſt zu ſehen! und doch will es nie geſchehen. Und können trotzdem die Vernünftigſten von uns jeden Bezug mit einer geiſtigen, von uns unbegriffenen Welt abläugnen? Glauben ſie nicht, ſie mögen ſich dagegen ſträuben, ſo viel ſie wollen, an Ahnungen, an Magnetismus, an Somnambulismus, und wie jene geheimen Bindemittel zwiſchen Luft und Erde alle heißen?“

„Ganz kann ich mich auch der Gedanken noch nicht entſchlagen,“ lächelte Marie, „und manchmal kommen Zeiten — wie heute z. B. wieder, wo ich von dem alten Hauſe ſo plötzlich reden hörte, — wo es mir wieder vorkommt, als ob es doch am Ende kein Traum geweſen und ich den wunderlichen Menſchen wirklich einmal begegnet ſei. Aehnlichkeiten mit ihnen hab' ich auch in der That ſchon mehrere Male gefunden, und das Herz hat mir dann ordentlich ängſtlich geklopft, daß mir der Traum nun plötzlich in's Leben treten ſolle — bis ich mich ſelber beſann und mich meiner kindiſchen Furcht, meines Aberglaubens wegen ſchämte.“

„Aber Du haſt mir dabei immer von einer Frau Bauſe erzählt, Marie,“ ſagte Helene — „ſie ſoll ja hier in der Stadt wohnen. Biſt Du nie hingegangen, ſie aufzuſuchen?“

Marie ſchwieg eine Zeit lang; es war faſt, als ob ſie ſich der Antwort ſchämte; endlich ſagte ſie leiſe und verlegen lächelnd:

„Ich will es Dir nur aufrichtig geſtehen, ich — ich habe mich davor gefürchtet — gefürchtet, durch irgend ein zufälliges Wort irgend etwas aus jener fremden, geheimnißvollen Welt beſtätigt zu hören. Wozu auch? die Zeit iſt vorbei, und weßhalb die alten Träume und Thorheiten wieder aufrühren?“

„Von der Frau habe ich übrigens in Hellburg auch ſchon gehört," ſagte Helene, „Schwiebus hat mir davon erzählt."

„Der Famulus?" fragte Marie erſtaunt, „aber woher kennt ſie der?"

„Oh, der kennt alle Menſchen," lächelte Helene. „Nicht wahr, ſie legt Karten und prophezeit den Leuten ihr Schickſal aus Kaffeeſatz und Bleiguß?"

„Allerdings — wenigſtens behauptet die böſe Welt das von ihr," ſagte Marie.

„Und wenn ſie's thäte, was wäre ſo Uebles daran?" entſchuldigte ſie Helene. „Es iſt gewiß eine arme Frau, und findet ſie Menſchen, die thöricht genug ſind, ſie um etwas zu fragen, das nur Gott wiſſen kann, und die ihr für ſolche Antworten ſogar Geld bezahlen, ſo wird ſie klug genug ſein, ihren Nutzen daraus zu ziehen. — Doch fort mit der Frau Bauſe und all dem unheimlichen Spuk. Ich bin auch überhaupt froh, daß es mit dem alten Hauſe da drüben nun endlich einmal zu einer Entſcheidung kommt. Mag es ſein wie es will, aber es war mir doch manchmal ein unheimliches Gefühl, die dicht verhängten Fenſter da drüben ſo Jahr nach Jahr zu ſehen und die leeren, öden Räume dahinter zu wiſſen. In kurzer Zeit werden ja nun die Siegel geöffnet und die Zimmer wieder gelüftet und bewohnt werden."

„Wer weiß, ob ſich das der alte Herr Quetzlinberger gefallen läßt,“ lachte Marie — „und ob er nicht nachher aus Aerger und Mißmuth Ketten über die Gänge ſchleift und in den Schlafkammern ſpukt! So viel weiß ich, ſo ſehr ich mich danach ſehne, das alte Haus im Inneren zu ſehen — wohnen und ſchlafen möchte ich doch um keinen Preis darin.“

Marie war dabei von ihrem Stuhl aufgeſtanden, hatte ſich an das Clavier geſetzt und mit leiſen Fingern ein Paar Accorde angeſchlagen, während Helene zum Tiſche trat, die Lampe anzuſtecken. Es war ſchon faſt dunkel im Zimmer geworden. Da tönten plötzlich die wilden, ſchrillen Töne einer Geige zu ihnen herüber, und Marie fuhr faſt erſchreckt empor, den wunderlichen Lauten zu horchen.

„Es iſt nichts,“ lächelte aber Helene, indem ſie die Glocke auf die noch düſter brennende Lampe ſetzte, „Schwiebus hat einmal ſeinen guten Abend und muſicirt.“

„Das habe ich aber noch nie gehört!“ rief Marie erſtaunt.

„Es kommt auch nicht oft vor,“ ſagte Helene, „denn meiſtens ſitzt er auf ſeinem Zimmer bei feſt verſchloſſener Thür und läßt Niemanden zu ſich hinein, ſelbſt meinen Bruder nicht.“

„Und was für wunderliche, eigenthümliche Melodieen das ſind, die er ſpielt!“

„Ja,“ ſagte Helene, „er phantaſirt auch nur und kennt keine Note, haßt ſogar die Notenblätter; denn er ſagt, die „ſchwarzen Dinger“ lägen darauf herum, wie Knochen auf einem Kirchhofe. Wenn er einmal zu mir hereinkommt und ein Heft zufällig offen auf dem Inſtrumente liegt, macht er es jedes Mal zu. Heute ſollten wir übrigens zu ihm hinüber gehen, denn heute giebt er, wie es der Bruder nennt, „Audienz,“ und wenn wir ihn da bitten, erzählt er manchmal Geſchichten zum Todt-lachen oder — Todtfürchten — wie's ihm gerade durch den Sinn fährt.“

„Ich glaube, ich würde mich todt fürchten,“ ſagte Marie leiſe. „Der Mann, ſo freundlich und gutmüthig er ſich mir immer gezeigt, hat für mich etwas kaum ſagbar Unheimliches.“

„Das macht ſein Name, der todte Famulus,“ lächelte Helene. „Es giebt wirklich keinen beſſeren und gefälligeren Menſchen auf der Welt als ihn, und was er mir oder irgend Jemandem, den er gern hat, an den Augen abſehen kann, thut er gewiß. — Aber er ſpielt nicht mehr, ſagte ſie, plötzlich hinüber horchend —. und da knarrt ſeine Thür. Er kommt wahrhaftig herüber. Nun, da hat er einmal ſeinen geſelligſten Tag, und den müſſen wir benutzen.“

Ehe Marie etwas darauf erwidern konnte, lag eine Hand auf der Thürklinke, und als ſich die Thür öffnete, trat Schwiebus, bleicher als je ausſehend und allem Anſcheine nach die beiden Damen gar nicht bemerkend, in's Zimmer. Er trug ſeine Violine mit dem Bogen unter dem linken Arm und ging langſam, ohne den Kopf nach rechts oder links zu wenden, zum Fenſter.

Marie ſah erſtaunt Helenen an, dieſe aber ergriff ihren Arm und drückte ihn leiſe, zum Zeichen, ſich ruhig zu verhalten. Die Lampe brannte noch ziemlich düſter, und das Zimmer war deßhalb nur matt erleuchtet.

Der Famulus ſchien aber gar nicht an die Anweſenheit anderer Perſonen auch nur zu denken, denn er drehte den Kopf nicht ein einziges Mal dem Lichte zu. Langſam öffnete er das Fenſter, in das die kalte Luft froſtig herein ſchlug, ſchaute ein Paar Secunden nach den Sternen hinauf und dann nach dem gegenüberliegenden alten Hauſe, und beiden Mädchen kam es ſo vor, als ob er leiſe dort hinüberwinke. Dann ſchloß er das Fenſter wieder ſorgfältig mit beiden Wirbeln, nahm ſein Inſtrument vor und begann mit leiſem Bogenſtrich eine ſanfte, unendlich weiche Melodie zu ſpielen.

Die beiden Jungfrauen horchten der wunderlichen, nie gehörten, aber tief ergreifenden Weiſe in athemloſem Schweigen. Hatten ſie aber vorher in Scherz und Muthwillen den ernſten Mann zu belauſchen gedacht, ſo waren ſie jetzt kaum im Stande, ihn zu unterbrechen, und hätten mit keinem Laut die rührenden Klänge ſtören mögen. Die weiche Stimmung des Famulus verlor ſich jedoch bald. Scharfe, ſchrille Töne zuckten wie grelle Blitze über den blauen Himmel ſeines Liedes, und bald klangen einzelne dazwiſchen geworfene Tacte wie ein Selbſtſpott über den weichlichen Sang, der ſich aber doch immer und immer wieder die Bahn frei rang.

Endlich, wie von ſeinen Gefühlen überwältigt, ſank der Mann auf einen am Fenſter ſtehenden Stuhl nieder und barg ſein Antlitz in der linken Hand. Es ſchien faſt, als ob der ganze Körper des Armen in irgend einem ſchweren inneren Weh zucke und zittere, und als ob das, was in ihm tobte, nur gewaltſam zurückgehalten werden könne, hinaus in's Freie zu dringen.

Da ſtand Helene geräuſchlos von ihrem Sitze auf, und über den weichen Teppich mit unhörbarem Fuß ſchreitend, glitt ſie an ſeine Seite, blieb wenige Secunden wie ſcheu und furchtſam neben ihm ſtehen und legte dann leiſe und ſchüchtern die Hand auf ſeine Schulter.

„Schwiebus,“ ſagte ſie dabei mit ſanfter, bittender, kaum hörbarer Stimme, „Schwiebus, armer Schwiebus! fehlt Ihnen etwas, und kann ich Ihnen helfen?“

Der Famulus rührte ſich nicht, nur das Zittern ſeines Körpers wurde heftiger.

„Sind Sie krank, Schwiebus?“ bat Helene dringender; „ſagen Sie mir, was Ihnen fehlt; ich meine es gut mit Ihnen.“

„Der verwünſchte Katarrh!“ brummte da plötzlich der Famulus mit ſeiner gewöhnlichen trockenen, etwas knarrenden Stimme, indem er ſich aufrichtete und die Haare langſam mit den langen hageren Fingern aus der bleichen Stirn ſtrich; „der verwünſchte Katarrh!“ wiederholte er dann, ohne die geringſte Ueberraſchung über die Anweſenheit der beiden Damen zu zeigen. Raſch, aber ruhig glitt ſein Blick über ſie hin, und er fuhr, halblaut dabei vor ſich hin hüſtelnd, fort: „Läßt mir nicht einmal Ruh' in meinem Zimmer, und ich kam eigentlich nur herüber, nach dem Nordſtern zu ſehen. Wenn der auf dem Kopfe ſteht, wird es immer beſſer. Aber guten Abend, meine Damen,“ ſetzte er dann mit wieder freundlicher, ganz unbefangener Stimme hinzu, „hätte gar nicht geglaubt, daß Sie im Zimmer ſäßen.“

Der Famulus legte dabei ſein Inſtrument und ſeinen Bogen neben ſich auf das Spiegelſchränkchen und rieb ſich die langen, knochigen Hände, als ob er ſie in Feuer ſetzen wolle.

Helene und Marie ſahen ſich erſtaunt an. Noch vor wenigen Minuten hatten ſie den wunderlichen Menſchen in quälendem Seelenſchmerz faſt aufgelöſ't geglaubt, und jetzt ſaß er wieder mit ſeinem alten trockenen Humor in den Zügen ſo unverändert vor ihnen, als ob er weder kurz vorher ſeine herzzerreißenden Melodieen geſpielt, noch wie in einander gebrochen geſtöhnt und gezittert hätte.

„Aber was meinen Sie damit, Schwiebus?“ ſagte Helene endlich — wirklich verlegen, wie das Geſpräch wieder zu beginnen — „wenn der Nordſtern auf dem Kopfe ſteh? — Wie kann denn ein Stern auf dem Kopfe ſtehen, und wenn er's thäte, wie wären wir im Stand, das zu erkennen?“

„Der Nordſtern iſt ein komiſcher Geſell,“ lachte der Famulus leiſe vor ſich, indem er die Hände ſtärker zuſammenrieb, daß ſich die bleichen Wangen ordentlich an zu färben fingen — „komiſcher Geſell und macht komiſche Streiche — aber ich habe ihn gern. Ganz allein am Himmel ſteht er da droben, hat den kleinen Bären am Schwanz und ſchlenkert ihn ſich um den Kopf Nächte lang. Iſt er doch auch der Stern der Todten und ſchützt ihre ſtillen Stätten.

über Nacht, wenn ſie der Mond oft und oft im Stiche gelaſſen.“

„Was Sie da wieder für tolles Zeug reden, Schwiebus!“ ſagte Helene kopfſchüttelnd — „wenn man nicht wüßte, daß Sie Spaß machten, könnte man ſich ordentlich fürchten.“

„Spaß? — ja, Spaß!“ lachte der Famulus, aber es war kein wirkliches Lachen, ſondern faſt nur ein krampfhaftes Verziehen der Mundwinkel. Dieſe zogen ſich in tauſend und tauſend kleine Fältchen zuſammen, bis der Mund mit den ſchmalen dünnen Lippen ordentlich darin verſchwand und dem bleichen Geſichte mit den ſparſam rothblonden Haaren etwas entſetzlich Unheimliches gab. „Es iſt unendlich ſpaßhaft, wenn der Nordſtern da drüben ſo kalt und ſtill auf ein friſches Grab niederfunkelt und wir uns dann den Todten da drinnen denken, wie er, die Hände auf der Bruſt gefaltet, die Glieder ausgeſtreckt und ſtarr in ſeinem engen Hauſe da unten liegt und wir nicht hinunter können zu ihm — er nicht herauf zu uns.“

„Schwiebus hat heute Abend einmal wieder ſeine geiſterhafte Laune,“ lächelte Helene zu Marien hinüber. „Oh, wenn Du ihn doch da einmal könnteſt erzählen hören! Er weiß gar ſo prächtige Märchen, und ich bin da wie ein kleines Kind und wäre im Stande, ihm Nächte lang zuzuhören.“

„Märchen — ja, das iſt ja wohl der Name, den die Menſchen für derlei haben," ſagte der Famulus, langſam dazu mit dem Kopfe nickend — „Märchen — ein ungemein bequemes Wort, und damit ſind ſie fertig. Märchen — das erklärt ihnen Alles, und ſie zerbrechen ſich den Kopf nicht weiter über Dinge, die ihnen ſonſt am Ende das Hirn aus einander treiben könnten. Aber ſie haben auch Recht. Wozu ſich das Herz ſchwer machen und den Kopf mit Dingen füllen, die nichts Anderes neben ſich dulden und die ruhigen, friedfertigen Gedanken hinauswerfen, ihrem eigenen tollen Sein den Spielplatz frei zu halten! Märchen iſt auch ein höchſt charmantes Wort dafür. Im Ofen kniſtert und knattert das Feuer, daß die Fenſterſcheiben ordentlich an zu ſchwitzen fangen. Die Kinder und Erwachſenen rücken dicht um den Tiſch, auf dem die Lampe düſter brennt; draußen heult wo möglich ein Schneeſturm über das Land und koſ't mit den Trauerweiden, bis ſie verlangend und zitternd die nackten Arme hinter ihm drein ſtrecken, pfeift in die Kamine hinunter und fegt ſich die Straßen rein zum Tanz, während droben am Himmel die Wolken an der dünnen Mondesſichel vorüberjagen, als ob ſie zu ſpät zum neuen Tage kämen. — Das iſt die Zeit, ein Märchen zu erzählen, und weßhalb? — weil es draußen gleich mit ſpielt in Lebensgröße, an die

Läden klopft und durch die gefrorenen Fenſter ſchaut und ſeine wilden Weiſen ſummt zu den drinnen geſprochenen Worten. Die Menſchen rücken dann dicht zuſammen im warmen Zimmer, horchen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf das Erzählte, und freuen ſich wie die Kinder über den Nervenkitzel, der ihnen eben nur leichthin über das Leben ſtreift. Es iſt ja nur ein Märchen!“

„Aber wie ich noch ein Kind war,“ rief Marie lächelnd, „hab' ich wahrhaftig geglaubt, daß das Alles auch wirklich paſſirte!“

„So?“ ſagte der Famulus und fing wieder an, ſich die knochigen Hände zuſammen zu reiben, „ſo? — wirklich paſſirt. — Es iſt doch toll, was ſich die Menſchen manchmal für wunderlichen Gedanken hingeben — wirklich paſſirt — hihihihi!“

„Wie ich ein Kind war, Schwiebus, hab' ich geſagt,“ entſchuldigte ſich die Jungfrau dem Lachenden gegenüber, der ſie ja ſonſt für noch immer ſo kindiſch halten konnte — „jetzt weiß ich wohl, daß das nur Thorheit war.“

„Und doch hören wir die Märchen noch gern, wenn wir auch erwachſen ſind,“ ſagte Helene; „es iſt ordentlich wie eine Erinnerung aus der Kinderzeit, von der ſich das Herz ja doch nur ungern und ſchwer trennt, und was früher ſo viel mehr den Reiz des

Schauerlichen hatte, das erſetzt jetzt reichlich die Erinnerung an die vergangenen Tage."

„Ja, es iſt entſetzlich, wie geſcheidt und klug wir werden mit der Zeit," ſagte der Famulus und griff wieder ſeine Geige auf, über deren Saiten er leiſe und wie herausfordernd mit dem Bogen ſtrich — „und wir haben nachher eine Erklärung für Alles — auch für das Unerklärliche, mit dem wir eigentlich am allerleichteſten fertig werden."

„Das Unerklärliche?" ſagte raſch Helene; „allerdings giebt es deſſen genug für uns arme Sterbliche hier, und ich gehöre gewiß nicht zu denen, Schwiebus, die Alles nur einfach fortläugnen, weil ſie eben nicht gleich in das geheime Schaffen und Walten der Natur den Blick thun können oder dürfen, der ihnen die Räthſel derſelben enthüllen würde. Ich glaube zum Beiſpiel an eine geheime Verbindung unſerer Seelen mit einer anderen Welt, in die wir oft hineinragen, ohne es mit unſeren gröberen Sinnen zu verſtehen, und die uns wieder zu Zeiten berührt und mit Ahnungsſchauern jenes unerforſchten Reiches durchzittert, das unſer Fuß nie betreten ſoll, bis einſt der Körper im ſtillen Grabe ſchlummert."

„Helene," lächelte Marie, „Du darfſt mich nicht mehr mit meinem Aethertraum necken und mit dem alten Herrn Quetzlinberger und der Frau Bauſe."

Der Famulus zuckte bei Nennung der Namen zuſammen und hörte mit Spielen auf; endlich ſagte er langſam:

„Die Frau Bauſe? — Kennen Sie die denn auch?“

„Warum ſollen wir ſie nicht kennen?“ ſagte Helene; „wohnt ſie nicht hier in der Stadt, und prophezeit ſie den Leuten nicht, die zu ihr kommen?“

Schwiebus ſah wohl ein Paar Minuten lang ſtill und ſchweigend vor ſich nieder, ohne irgend etwas darauf zu erwidern. Dann griff er ſein Inſtrument wieder auf, und die Worte mit den leiſen Tönen begleitend, fuhr er langſam fort:

„Die Frau Bauſe iſt eine gar würdige alte Dame, die ſchon etwas durchgemacht hat in der Welt — mehr, als ſich manche Menſchen vielleicht träumen laſſen. Wenn die erzählen wollte, müßte es gar intereſſant ſein, zuzuhören, aber“ — und wieder ſprangen die Töne in die frühere ſchrille und ſchroffe Weiſe über, und er lachte dabei ſtill und unheimlich vor ſich hin — „ſie darf nur nicht.“

„Und das iſt auch nicht mehr als recht!“ rief Marie. — „Mutter hat noch neulich davon geſprochen, daß die Polizei das Prophezeien und Kartenlegen eigentlich gar nicht dulden ſollte. Einzelne, zufällig eingetroffene Sachen machen die Leute nur verwirrt. Viele ſetzen ſich tolle Ideen in's Hirn — laſſen ſich ihren Todestag ſagen und ſterben zur prophezeiten Stunde, nur weil ſie ſich ſo entſetzlich davor gefürchtet. Andere treiben anderen Unſinn, der ihr Vermögen oder ihre Geſundheit ruinirt, um einem geweiſſagten Unglück auszuweichen oder ein verſprochenes Glück zu erjagen. Der liebe Gott hat es gar unendlich weiſe eingerichtet, daß uns nicht allein die ferne Zukunft, nein, ſchon die nächſte Stunde ein verſchloſſenes, unberührbares Buch bleibt. Ich würde nie die Hand danach ausſtrecken, es zu öffnen."

Schwiebus hatte das junge Mädchen indeſſen mit hochaufgezogenen Brauen, weit ausgeſpitzten Lippen und einem unendlich komiſchen Ausdruck in den wunderlichen Zügen ſtier angeſehen. Die Violine ſtützte er dabei, um beſſer hören zu können, auf ſein linkes Knie, während die rechte Hand mit dem Bogen auf dem anderen ruhte.

„Die Polizei," ſagte er, als ſie geendet, leiſe, und über die immer dunkler werdenden Züge zuckte und blitzte es in eigenen wunderlichen Lichtern — „die — die Polizei." — Und er ſchüttelte ſich plötzlich, ohne aber einen weiteren Laut von ſich zu geben, ſo vor innerem Lachen, daß es ordentlich ausſah, als ob ihm die Glieder locker würden.

„Nun ja, was iſt denn darin ſo Komiſches, Herr

Schwiebus?“ ſagte Marie erſtaunt; „hat denn die Polizei nicht das Recht, Leuten, die ein ordentliches Gewerbe daraus machen, leichtgläubigen Menſchen das Geld aus der Taſche zu locken, das Prophezeien zu verbieten?“

Schwiebus nickte wieder und wieder raſch mit dem Kopfe, als ob ihm das innere Lachen faſt die Stimme erſticke, und nur endlich ſagte er heiſer und von öfterem Huſten unterbrochen:

„Ja — verbieten kann ſie's — verbieten kann ſie's, die — die Polizei. Schwiebus kann auch dem Laubfroſch verbieten, daß er bei ſchlechtem Wetter in's Waſſer geht.“

„Aber Schwiebus,“ lachte Helene, „Sie wollen doch nicht alte Frauen, die einen Erwerb daraus machen, andere Leute anzuführen, mit etwas vergleichen, dem die Natur ſchon den Inſtinct für das Wetter wenigſtens gegeben hat? Ja, wenn die Frau Bauſe ſo gut prophezeien könnte wie ein Laubfroſch!“

„Hm — würde ihr ſehr angenehm ſein, das zu hören,“ lachte der Famulus wieder auf ſeine ſtille Weiſe — „würde ihr ungemein angenehm ſein.“ Er blinzte dabei mit dem linken Auge, den Kopf halb dem Fenſter zugewandt, immer nach dort hinüber, als ob da draußen Jemand ſäße, mit dem er ſich unendlich über den Spaß freue und der ganz einverſtanden mit ihm wäre.

„Sie ſind ein komiſcher Kauz,“ ſagte lächelnd Helene und ſchraubte die Lampe etwas höher, daß ſie heller brannte. „Ob übrigens die Frau Bauſe prophezeien kann oder nicht, ſoll mich wenig kümmern, ich werde ihre Künſte doch nicht in Anſpruch nehmen. — Man ſoll mit ſolchen Dingen keinen Scherz treiben.“

„Scherz?“ ſagte der Famulus und wurde auf einmal ganz ernſthaft, „Scherz? — wer hat von Scherz geſprochen? — Wer ſich einen Spaß zu machen wünſcht, ſoll um Gottes Willen andere Sachen wählen, als die Geiſter einer anderen Welt zu incommodiren. Es thut nicht gut, und wir kommen mit ihnen ſchon weit mehr, als rathſam, in unſeren Träumen zuſammen.“

„In unſeren Träumen?“ rief Marie raſch, die in den Worten eine Art Beſtätigung für Manches zu finden glaubte, dem ſie ſich ſelber, ſie mochte ſich dagegen ſträuben, ſo viel ſie wollte, hinzuneigen begann. — „Alſo halten Sie unſere Träume auch für etwas Wirkliches?“

„Unſinn!“ rief Helene lachend; „wenn die etwas Wirkliches ſind, ſo bin ich vor vierzehn Tagen vom Thurme der Dorotheenkirche über die ganze Stadt fortgeflogen und nachher in den Schwanenweiher gefallen, und wie ich aufwachte, lag ich doch warm und weich in meinem Bette.“

„Ihr Körper,“ erwiderte Schwiebus trocken — „Ihr Körper lag im Bette, Fräulein Helene, und der hatte mit der Sache auch weiter nichts zu thun. Ein Körper kann, wie ſich das von ſelbſt verſteht, nicht träumen, und was der Geiſt unter der Zeit treibt, wo er den Körper verlaſſen hat, davon ſagt er ihm gewöhnlich nichts. Nur die Seele, die indeſſen natürlich zu Hauſe bleibt, verräth es ihm manchmal.“

„Die Seele?“ riefen Helene und Marie faſt zu gleicher Zeit aus; „ſo machen Sie einen Unterſchied zwiſchen den Beiden, die Sie für zwei ganz verſchiedene Weſen zu halten ſcheinen?“

„Und ſind ſie das nicht?“ lächelte der Famulus. „Eine Seele dürfen wir ſelbſt dem Thiere nicht abſprechen, dem wir keinen Geiſt geſtatten. Der Geiſt mag den Körper im Schlafe verlaſſen, und den Beweis haben wir, wie er in der Zeit durch ferne Räume ſchweift. Die Seele dagegen muß den allgemeinen Naturgeſetzen nach im Körper bleiben, ob er ſchläft oder wacht. Sobald ſie ihn verläßt, iſt er todt — bis ſie zu ihm zurückgekehrt“ — ſetzte er mit leiſer, kaum hörbarer Stimme hinzu.

„Aber ſobald ſie ihn einmal verlaſſen, kann ſie nie mehr zurück!“ rief Marie. „Todte müßten ja ſonſt wieder zum Leben erſtehen.“

„Und geſchieht das nicht bisweilen?“ ſagte der Famulus.

„Scheintodte, ja.“

„Gut, wir nennen ſie Scheintodte!“ rief der Famulus kopfſchüttelnd. „Der Name thut nichts zur Sache, und — ſind noch keine ſolche Scheintodte beerdigt worden?“

„O Gott, ja!“ rief Helene ſchaudernd — „ſelbſt in unſerer Familie haben wir ein derartiges furchtbares Beiſpiel.“

„In Deiner Familie?“ fragte Marie überraſcht; „davon haſt Du mir ja noch nie erzählt!“

„Wer ſpricht gern von ſo Entſetzlichem!“

Der Famulus ſtemmte die Geige wieder an die Schulter, und eine neue, aber leiſe Melodie beginnend, um das Geſpräch nicht zu ſtören, ſagte er langſam:

„Auch das Entſetzliche wird intereſſant, ſobald es mit dazu dient, die Kenntniſſe zu vermehren, an deren Schwelle wir noch ſtehen — die Kenntniſſe jener Welt, von der die Wenigen, die wirklich etwas davon wiſſen, eben nichts, oder doch ſo gut wie nichts, verrathen dürfen.“

„Alſo glauben Sie in vollem Ernſt, Schwiebus,“

fragte ihn Helene, „daß hier wirklich Leute auf unſerer Erde, in unſerer Mitte leben, die etwas von jener anderen geheimnißvollen Welt ſagen könnten, wenn ſie nur eben dürften?“

Der Famulus erwiderte nichts darauf, aber die Töne ſeiner Geige ſchnitten wie ein Weheruf in das Ohr der Mädchen.

„Sie wollten uns ja die Geſchichte des Scheintodten erzählen,“ ſagte er dann plötzlich, zu Helenen gewandt. „War es Mann oder Frau?“

„Eine Tante von mir,“ lautete die Antwort. „Erſt wenige Jahre verheirathet, fiel ſie bald nach ihrer erſten Entbindung in eine ſchwere Krankheit. Mein Oheim wich nicht von ihrem Lager und berief die geſchickteſten Aerzte aus der Reſidenz, das flüchtige Leben der Sterbenden aufzuhalten. Umſonſt — das Kind ſtarb zuerſt, und an dem nämlichen Tage folgte ihm die Mutter. Ihr Gatte war außer ſich — er raſ’te förmlich, warf ſich über den Leichnam und ſchwur, daß er nicht ohne die Dahingeſchiedene leben könne und wolle. Er widerſetzte ſich ſogar den Leuten, nach denen geſchickt war, die Leiche für das Begräbniß vorzubereiten, und die Aerzte, die für ſeinen Verſtand fürchteten, drangen endlich darauf, daß er entfernt würde. Im Anfange ließ er ſich das auch wirklich gefallen, ſchon nach der erſten Nacht aber fing er an zu toben und ſchrie, daß man ſeine Frau, von der er behauptete, ſie wäre ihm im Traume erſchienen, lebendig begraben wolle. Er wüthete dabei dermaßen, daß man ihn feſthalten und in eine Zwangsjacke einſchnüren mußte.“

„So lag er ſechsunddreißig Stunden, bis er endlich ruhiger wurde oder ſeine Kräfte doch ſo aufgerieben hatte, um ſich nicht weiter rühren zu können. Die Zwangsjacke wurde ihm dann allerdings wieder ausgezogen, aber Wochen vergingen doch noch, ehe ihn die Aerzte für ſo weit wieder hergeſtellt erklärten, die Anſtalt verlaſſen zu können. Er reiſ'te augenblicklich nach Hauſe, und ſeine Schweſter, die indeſſen ſein Haus verwaltet, fand ihn wohl noch niedergeſchlagen und ernſt, aber doch ſonſt ruhig und ſelbſt gefaßt. Er erkundigte ſich nach dem Begräbniß, wie es gehalten worden, und ob Mutter und Kind zuſammen begraben wären, fragte, ob die Aerzte auch in der That jedes Mittel angewandt hätten, ſich von dem wirklichen Tode der Hingeſchiedenen zu überzeugen, und ſchien ſich, als ihm alle dieſe Fragen genügend beantwortet worden, vollſtändig beruhigt zu haben.“

„Er aß zu Mittag, trank ſeinen Kaffee und ſagte dann ſeiner Schweſter, daß er hinaus auf den Kirchhof gehen und die Gruft, in der ſein Weib und Kind ruhten, beſuchen wolle. Seine Schweſter wollte ihn allerdings begleiten, aber er lehnte es ab. Er wünſchte allein mit ſeinem Schmerz zu ſein, und wenn er ſich da draußen ordentlich ausgeweint, werde ihm ſchon beſſer und leichter werden.“

„Es war im Januar und bitter kalt, und der Kirchhof lag etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Mein Oheim hatte dort ein Erb-Begräbniß, ein ziemlich tiefes und geräumiges Gewölbe mit einem eiſernen Gitter darüber, in dem die Särge aus der Familie beigeſetzt wurden. Den Schlüſſel dazu trug er bei ſich, die Kirchhofs-Thür ſelber war über Tag offen, denn der Todtengräber wohnte draußen in der Nähe. So verging der Nachmittag, und es wurde Nacht, und mein Oheim kehrte nicht zurück. Seine Schweſter ängſtigte ſich und wartete bis zu ſpäter Stunde auf ihn, doch umſonſt. Mit Tagesanbruch aber, als er bis dahin immer noch nichts hatte von ſich hören laſſen, bat ſie einen Mann aus dem Hauſe, hinaus zu gehen und ſich bei dem Todtengräber nach dem Vermißten zu erkundigen. Großer, allmächtiger Gott! wie ſollten ſie ihn wieder finden! Der Todtengräber ging mit dem Boten zur Gruft, deren Thür nur angelehnt war, und der Anblick, der ſich hier ihnen bot, muß fürchterlich geweſen ſein, ließ aber auch nicht den geringſten Zweifel über das, was hier vorgefallen. Der Sargdeckel, unter dem meine Tante damals hinaus getragen worden, war abgeworfen, der Sarg leer, und in der einen Ecke des Gewölbes, die kleine Leiche des Kindes feſt in das eigene Leichentuch gehüllt, wie um es gegen die furchtbare Kälte zu ſchützen, kauerte der erſtarrte Körper der jedenfalls lebendig Beigeſetzten. Bald nach dem Begräbniß mußte ſie wieder zu ſich gekommen ſein und war nicht mehr im Stande geweſen, ihr Gefängniß — ihr Grab wieder zu verlaſſen. Nur vor dem Sarge war ſie geflüchtet, ſo weit ſie konnte, und dort hatte ſie, das bleiche Haupt an die eisbedeckte Wand gelehnt, der Tod ereilt. Neben ihr aber, die Arme in wilder Verzweiflung um die erſtarrten Glieder der Gattin und des Kindes geſchlagen, lag mit durchſchnittenen Adern angefroren an den Boden und die Leichen mit dem eigenen Blute — mein Oheim!“

„Allerbarmer!“ rief Marie, „das iſt ja fürchterlich!“ der Famulus aber fiel wieder in ſeine wilden, tollen Weiſen ein, und nickte dazu, während er ſich faſt ganz dem Fenſter zudrehte, in Einem fort mit dem Kopfe, der auf dem langen Halſe ordentlich hin und wieder ſchwankte.

„Entſetzlich iſt es,“ fuhr Helene langſam fort, „wenn man ſich in die Lage der Unglücklichen denkt. Sie war nun wieder zum Leben erwacht in grauenvollſter Weiſe, alle Schreckniſſe des Todes noch einmal durchzumachen.“

„Merkwürdig bleibt es aber doch,“ ſagte Marie, „daß der Mann vorher den warnenden Traum gehabt. Großer Gott! die Frau lebendig begraben und der Gatte, der ihr zu Hülfe eilen will, in's Irrenhaus geſperrt und in die Zwangsjacke geworfen. Kein Wunder, daß ſich der Unglückliche das Leben nahm, als er das Elend, den Jammer begriff — er muß da wirklich wahnſinnig geworden ſein.“

Die Töne der Violine wurden hier ſo furchtbar grell und laut, und klangen ſo wie Spott und Hohn zwiſchen die herauf beſchworenen Bilder des Entſetzens, daß die beiden Mädchen den Famulus beſtürzt anſahen. Dem aber ſchienen mit der Erzählung ähnliche Saiten in ſeiner eigenen Erinnerung berührt zu ſein. Jedenfalls hatte er die Gegenwart Anderer neben ſich ganz vergeſſen. Das Geſicht dem Tiſche zudrehend, warf er das rechte Bein über das linke Knie und ging plötzlich, nach einem kurzen Vorſpiel ſeines Inſtrumentes, deſſen Töne jetzt in der That wie Worte klangen, in eine ſeiner barockſten Melodieen über. Herüber und hinüber zuckten dieſe wie ſpringende Gnomen und erreichten ihren Zweck, wenn ſie den gehabt, auch bald vollkommen; denn ſeine Zuhörerinnen wurden dadurch ordentlich gewal ſam von dem Schreckensbild abgezogen, das Helenens Erzählung vor ihrem inneren Geiſt heraufbeſchworen. Im Anfange lauſchten ſie nur dem ſonderbaren, aber nie unmelodiſchen Gewirre von Tönen, und vergaßen endlich, was eigentlich dieſen Sturm von Klängen hervorgerufen, in der Bewunderung über die erſtaunliche Fertigkeit, ja, Kunſt des Spielenden.

„Träume!“

ſang da plötzlich Schwiebus mit einer ſo wilden, heiſer knarrenden Stimme, daß die Mädchen, wie ſie ihr wenige Tacte gelauſcht, und trotz der ſchaurigen Stimmung, in der ſie ſich noch vor wenigen Secunden befunden, kaum das Lachen unterdrücken konnten. Ueberraſcht ſchauten ſie dabei zu dem langen fahlen Geſichte des Singenden auf, der die wunderlichſten Grimaſſen dazu ſchnitt und den ungeſchickten Oberkörper, wie um den Tact zu halten, den er auch zugleich mit dem rechten übergeworfenen Beine begleitete, von einer Seite zur andern warf.

„Träume! — Träume, ſitzen am Bett,
Die närriſchen Burſchen, und lachen,
Wiſſen wohl, wie es da drüben ſteht,
Wiſſen nicht, wie ſie es machen.

Tanzen, tanzen können ſie wohl,
Werfen die ſchattigen Beine;
Kriechen in's Hirn wie der Haſ' in den Kohl,
Dünken ſich Herrn da alleine.

Plaudern können ſie, geben nicht Ruh',
Haben ſchon Manchen betrogen,
Necken und quälen und — greift Ihr dann zu —
Hui! — ſind ſie blitzſchnell entflogen."

„Aber ich habe ja gar nicht gewußt, daß Sie ſingen können, Schwiebus," lächelte Helene, als er die Strophen beendete und zum Schluß die neckiſche Melodie durch ein ganzes Chaos von Tönen führte.

„Kann ich auch nicht," ſagte der Famulus trocken, „ich mache nur eine Art von Spectakel, den manche Menſchen, die es eben nicht beſſer verſtehen, für Geſang halten."

„Nun, ſchmeicheln thun Sie auch nicht," lachte Helene, „da iſt wahrhaftig Ihr Rabe galanter. Der ſagt doch jedes Mal, wenn ich zu ihm hinüber komme: kluge Frau, kluge Frau!"

„Er wird es eben auch nicht beſſer verſtehen," lächelte Marie, und der Famulus, der keinesfalls die Worte gehört hatte, nickte ganz in Gedanken mit dem Kopfe dazu. Die Mädchen mußten jetzt wirklich laut darüber lachen.

„Ja, ja," ſagte aber der Famulus, ernſthaft dabei vor ſich hinnickend — „lacht nur, lacht nur, ſo lange Ihr jung ſeid und keine weiteren Sorgen, keine Gedanken habt, die Euch quälen und peinigen dürfen.

Die Zeit, wo das anders wird, kommt doch noch früh genug.“

„Aber es braucht gar nicht anders zu werden, Herr Schwiebus,“ ſagte Marie freundlich. „Wie vielen Menſchen hat nicht Gott ein glücklich, friedlich Loos beſchieden, dem ſtillen Waſſer gleich, das aus ſanfter Ebene, unter Blumen hin der Ewigkeit entgegen quillt! Warum ſollen wir das nicht auch für uns erhoffen dürfen und uns die ſchönen Tage jetzt mit Sorge und Noth nutzlos verkümmern? Es geht uns gut auf der Welt, das wollen wir alſo mit dankbarem Herzen genießen und die finſteren und traurigen Geſichter denen überlaſſen, die eben Urſache haben, traurig zu ſein, und welchen allen wir ja doch nicht helfen können.“

„Marie hat Recht,“ bat da auch Helene, „laſſen Sie die trüben Bilder, Schwiebus, machen Sie wieder ein freundliches Geſicht und erzählen Sie uns etwas Luſtiges — aus Ihrem eigenen Leben vielleicht. Sie haben es mir ſchon lange verſprochen, und heute Abend hätten wir ſo treffliche Zeit. Halten Sie Ihr Wort.“

„Etwas Luſtiges aus meinem Leben?“ ſagte der Famulus achſelzuckend; „wäre nicht übel, möchte nur wiſſen, wo ich’s gleich hernehmen ſollte. Etwas Luſtiges vom Famulus Schwiebus — Famulus bei’m

Doctor — Hetzelhofer" — und er ſprach den letzten Namen mit leiſer, ſcheuer, kaum hörbarer Stimme.

„Oh, Sie wiſſen gewiß etwas," bat Helene, „wenn Sie ſich nur recht beſinnen wollten. Ich ſelber könnte Ihnen etwas angeben."

„So?" ſagte der Famulus, und ſein Geſicht zog ſich wieder in jene tauſend Falten, in denen man nie im Stande war zu erkennen, ob er lache oder weine; denn ſelbſt Thränen wären in jenen zahlloſen Gruben ſpurlos verſchwunden. „Sie alſo wüßten etwas Luſtiges aus meinem Leben?" wiederholte er nach kleiner, nachdenkender Pauſe — „gut, ſo nennen Sie's, Fräulein Helene, und wenn ich's nicht vergeſſen habe, will ich's erzählen."

„Gewiß?" rief Helene raſch und ſtreckte ihm die Hand zum Einſchlagen entgegen.

„Gewiß," ſagte der Famulus, ihr ſelber neugierig dabei in's Auge ſchauend.

„Gut!" rief Helene, der Freundin zublinzelnd, „dann erzählen Sie uns heute Abend, Schwiebus, wie Sie — mit meinem Bruder bekannt wurden."

Der Mann zuckte zuſammen, als ob er von einem elektriſchen Schlage getroffen wäre, und ſein Blick flog raſch und unſtät von dem Antlitz der vor ihm Stehenden nach dem Fenſter hinüber und wieder zurück. Als er aber die Augen Helenens in jubelnder

Luſt; ihn ſo weit überliſtet zu haben, auf ſich ruhen ſah, war es faſt, als ob ein eigen wilder Humor über ihn komme. Er griff den Bogen wieder auf und ſchaute mehrere Minuten lang ſtill und ſchweigend vor ſich nieder. Dann lachte er aber plötzlich ſo laut und hell auf, daß die beiden Mädchen ordentlich zuſammenfuhren. So herzlich hatten ſie ihn noch nie lachen hören, und doch lag auch wieder etwas gar ſo Unheimliches in dieſer wilden, faſt unnatürlichen Fröhlichkeit.

„Und weßhalb glauben Sie, meine Damen, daß das etwas Luſtiges iſt?“ ſagte er endlich, nachdem er einen förmlichen Lachkrampf überwunden hatte und wieder zu ſich gekommen war; „wer hat Ihnen überhaupt je davon erzählt?“

„Erzählt? eigentlich noch Niemand,“ ſagte Helene, „aber mein Bruder hat doch ſchon mehrere Male, ſelbſt wenn Sie dabei zugegen waren, darauf angeſpielt und dann jedes Mal ſo herzlich dabei gelacht.“

„Herzlich gelacht? — ſo?“ — ſagte der Famulus, jetzt wieder vollkommen ruhig, indem er die auf's Knie geſtellte Violine dabei ſtimmte; „alſo herzlich gelacht hat er darüber? — iſt ein gar luſtiger Mann, der . . . der Doctor Hetzelhofer.“

„Und wollen Sie es uns erzählen?“ fragte Marie.

„Ob ich will? Gewiß will ich!“ lachte der Famulus wieder; „habe ich es Fräulein Helenen nicht in die Hand verſprochen? Ich halte immer Wort — das thut ja ſogar mein Rabe, und ich werde mich doch nicht etwa gar von dem beſchämen laſſen. Aber — es wird ein wenig lang werden, das — Märchen. — Die ganze Geſchichte iſt auch überhaupt weiter nichts,“ ſetzte er, ſtill und heimlich vor ſich hinlachend, hinzu — „und habe ſie wahrſcheinlich nur irgendwo ein-Mal geträumt.“

„Deſto beſſer, Schwiebus!“ rief Helene, der Freundin vergnügt dabei zunickend, denn nun verging ihnen der Abend gewiß raſch und angenehm.

„Aber ich begreife nur nicht, wie es ein Märchen ſein kann,“ ſagte Marie.

„Kein Märchen!“ wiederholte der Famulus kaum hörbar, und ſah Momente lang ſtill und ſtier vor ſich nieder. Sein Geſicht war dabei wo möglich noch fahler geworden, und die Augen lagen ihm tief in ihren Höhlen. Das dauerte aber nicht lange — er legte ſein Inſtrument neben ſich nieder, bog ſich im Stuhl zurück, ſtützte den linken Ellenbogen auf das Fenſterbret und den Kopf in die Hand, daß ſein Blick zuweilen die Sterne draußen ſuchen konnte, und begann dann mit leiſer, aber vollkommen deutlicher, ruhiger Stimme:

Kapitel 5.

Die Geſchichte des „todten Famulus.“

„Draußen im Walde wohnen die Träume — kleine, winzige, luſtige Dinger, in Felſenſpalten und Bergesſchlucht, in hohlen Bäumen und einſamen Klüften, wie der Adler ſeinen Horſt ſucht, ſtill und allein — aber Nachts kommen ſie hervor. In Schaaren und Schwärmen, die der blöde Wanderer gewöhnlich für Schwaden und Nebel hält, verlaſſen ſie Berg und Wald und ſuchen Schlafende. Mit deren Geiſt plaudern ſie dann und führen ihn mit ſich fort in Gedankenſchnelle — weit über die Welt hinaus, bis er eben ſo wie ſie zum Traum einſt wird. Huſch ſind ſie hier — huſch ſind ſie da, und was für Schätze breiten ſie da dem ſtaunenden Blicke nicht aus in Gold und Demanten, köſtlichen Speiſen und Gewändern, was das Herz wünſchen könnte und begehren! Und

Zauberſtäbe haben ſie, Zauberkäppchen, Tiſchchen decke dich und Scepter und Kronen; Flügel für den, der durch die Lüfte zu ziehen wünſcht, Floſſen für den Schwimmer, und weit auf werfen ſie die Pforten ihrer Berge, die Eingänge zu Muſchelſaal und Demantenwald, dem neugierigen Schwärmer ein herzliches Willkommen entgegen rufend. Nur mitnehmen darf er nichts, wenn er ſie verläßt. Ob er's geſchenkt bekommen oder ſelbſt genommen, unter den Händen ſchwindet's ihm wieder fort in Luft und Hauch. Die Flügel verſagen ihm den Dienſt, das Waſſer ſpeit ihn aus, der Berg drängt ihn zurück, und die Erinnerung nur bleibt dem Geiſte mit ihren bunten ſchillernden Farben — gerade wie das Bild, das der Sonnenſtrahl auf glatte Fläche wirft und auf ihr hält — anſcheinend feſt und deutlich, und doch nur wie ein Duſt darüber hingehaucht."

„Der Geiſt des Menſchen iſt frei, und kann ſtreifen und ſchweifen, wohin er will, wachend oder ſchlafend. Nicht an die Materie gebunden, ſattelt er ſich ſein zauberſchnelles Roß, den Gedanken, und fliegt damit weit über Berg und Thal, über Land und Meer. Geiſt und Traum ſind deßhalb auch wackere, tüchtige Spielgefährten — nicht ſo die Seele."

Die ſitzt daheim, an den Körper gebunden, und ſorgt und ſinnt und grübelt und rechnet, und ſehnt ſich hinaus in's Freie dabei — in die Luft zu fliegen mit dem Aar, in die Tiefe des Meeres zu tauchen — wie es der Geiſt kann, der wilde, unruhige Geſell. Umſonſt — das Band, das ſie an den Körper feſſelt, iſt wohl zerreißbar, kann aber dann nicht wieder geknüpft werden mit Menſchenhänden, und aus ihrer Hülle vorzeitig geriſſen, müßte ſie durch das Nichts ſchweifen in Ewigkeit — durch das öde, entſetzliche Nichts . . . .“

Er hielt ſchaudernd einen Augenblick inne und griff, faſt wie unwillkürlich, nach dem Inſtrumente, ließ es aber neben ſich liegen und fuhr nach kleiner Pauſe, wieder vollkommen ruhig, fort:

„Draußen im Berge wächſ't eine Kraft — die Menſchen nennen ſie Gift — die iſt im Stande, die Seele von dem Körper zu trennen, und keine menſchliche Kunſt wäre im Stande, ſie zurück zu führen. In der Tag- und Nachtgleiche aber, wenn die Sonne gerade über dem Aequator ſteht, ſchießt hier und da über Nacht in einzelnen Felsſpalten ein dünner blutrother Halm auf und welkt und verdorrt, wenn nicht gepflückt, wie ihn der erſte Sonnenſtrahl beſcheint. Die Träume, raſtloſe Burſchen, die herüber und hinüber ſtreifen und alle Winkel und Ecken kennen, wiſſen die Plätze wohl, und wem ſie gut ſind, dem zeigen ſie geheime Kraft und führen den

Geiſt, der mit ihnen um ihre Spielplätze kreiſ't, zu den geweihten Stellen."

„In irgend einer Stadt Deutſchlands — der Name, und ob ſie uns nah oder fern liegt, thut nichts zur Sache, denn lange Jahre ſind ſeitdem entſchwunden — lebte einſt ein junger Burſche ſo froh, ſo glücklich in den ſonnigen Tag hinein, ſo überſelig in dem Genuſſe alles deſſen, was dieſe Erde uns armen Sterblichen zu bieten im Stande iſt, daß er — natürlich zuletzt übermüthig wurde und mehr verlangte. Die Träume waren dabei ſeine beſten Freunde, und wenn er am Tage des Glückes Horn erſchöpft und ſich am Abend auf ſein Lager warf, freute er ſich ſchon im Voraus auf die wilde Bahn, die er mit ihnen weit hinaus in's Freie ziehen konnte — und er blieb keine Nacht daheim."

„Aber das waren und blieben doch immer nur Träume, und die genügten ihm zuletzt nicht mehr. Er wollte und verlangte Wirklichkeit und härmte und quälte ſich ab, wurde traurig und niedergeſchlagen, und ſein alter Vater grämte ſich nicht allein darüber, ſondern er ſelber verſündigte ſich auch dadurch an Gott. Die Träume aber, ſelber ſeelenloſe Geſchöpfe, wurden des mürriſchen, kopfhängeriſchen Spielgefährten müde und ſannen auf Mittel, ihn zu zerſtreuen. Seiner Seele Drang konnte ihnen auch nicht auf die Länge der Zeit Geheimniß bleiben; wie ſie ihn deßhalb erſt getrieben, ſich von der läſtigen Bürde zu befreien, zeigten ſie ihm zuletzt die Stelle, wo der rothe Halm keimte, zur rechten Stunde. Noch ſchrak er zurück vor dem entſcheidenden Schritte, aber in der nächſten Tag- und Nachtgleiche ſuchte er doch und fand den Schatz, der ihn zum Herrn machte über Raum und Zeit — weil er die Bande jetzt löſen und knüpfen konnte, die „ihn an das Irdiſche feſſelten, und — er pflückte den Halm.“

„Von dem Augenblick an,“ fuhr der Famulus fort, und ſtrich ſich mit der langen bleichen Hand über die heiße Stirn, „war der ſonſt ſo lebensfrohe glückliche Mann ein anderer Menſch geworden. Die wundervolle Welt um ihn her exiſtirte nicht mehr für ihn — nicht des Himmels Blau, nicht der Erde Pracht, ſelbſt ſeinen Träumen wurde er fremd, und Nächte lang ſaß er auf in dumpfem Brüten, in Unentſchloſſenheit, den Schritt zu thun, zu dem es ihn gezogen und gedrängt, und der ihn jetzt in eine neue — gefürchtete Welt einführen ſollte, ihn, den fremden Eindringling.“

Der Famulus barg Stirn und Augen in beiden Händen und blieb eine ganze Zeit lang ſchweigend ſitzen. Marie wurde aber darüber ganz beſtürzt, denn wie ſie ſich bis jetzt in das Märchen hineingedacht, ſah ſie den ſonſt ſo ſtillen, ruhigen Mann jetzt ſo gewaltig bewegt, als ob er von ſich ſelbſt das Furchtbarſte erzähle. Und konnte dieſe Abſcheidung der Seele von dem Körper nach Willkür des Menſchen denn überhaupt Wahrheit ſein? — Der Famulus phantaſirte jedenfalls.

„Es iſt doch ein eigenthümliches Gefühl,“ fuhr dieſer da plötzlich wieder fort, indem er in ſeine frühere Stellung zurückfiel und nur einen ſcheuen, flüchtigen Blick aus dem Fenſter warf, „es iſt doch ein eigenthümliches Gefühl — neben ſich ſelber zu ſtehen und den eigenen Körper zu ſehen, der bleich, kalt, todt — eine Leiche — vor uns liegt. Noch wunderlicher aber iſt dann das Bewußtſein unſer ſelbſt — ein Nichts und doch bewußt, ein Hauch, und bewegungs-, lebensfähig.“

„Wie der ſchüchterne Schatten, der ſich ängſtlich hinter den Körpern birgt und dem Lichte, wo es ihn treffen könnte, ſcheu entweicht, zittert das neue Selbſt vor dem fremden All, das es umgiebt, und wagt nicht die alte Wohnung zu verlaſſen. So zögert und zaudert es, kehrt zurück und zwingt auf's Neue ſich zu dem Entſchluſſe, bis es den letzten Zweifel, die letzte Furcht von ſich geworfen und nun plötzlich in jubelnder, jauchzender Luſt frei — frei und ungehindert hinausſchweift in die unendlichen Räume in nie geahnter, unbegriffener Seligkeit, durch ein ganzes Meer von Licht und Leben.“

„Doch es iſt nicht möglich, das zu beſchreiben. Worte fehlen da, wo die Seele ſelbſt das unermeßliche Glück nicht faſſen konnte und ſchwindelnd zurückkehrte in den alten Bau, der ihr von da an morſch ſchien und lebensmatt.“

„Es iſt aber bei allem dem eine gefährliche Geſchichte,“ ſetzte er plötzlich mit ganz veränderter, trockener Stimme hinzu, „eine ganz gefährliche Geſchichte, auf ſolche Wanderungen zu gehen und lange auszubleiben. Die Menſchen, ungeduldige Weſen, die es ſind, nehmen keine Rückſicht auf derlei Ferien und machen ſich manchmal den Spaß und begraben den Körper indeſſen, wenn ſie ihn finden — und das iſt fatal. Hiernach erklären ſich auch die Fälle des dann und wann vorkommenden „Lebendigbegrabenwerdens“, was aber ein ganz falſcher Ausdruck iſt. Der Körper iſt in der Zeit, in der er begraben wird, keineswegs mehr lebendig, ſondern wirklich nach allen Regeln und Geſetzen todt, nur die noch nicht abgerufene Seele hat ſich abſentirt und ſteckt irgend wo, wohin ſie nicht gehört, und wenn ſie dann zurückkehrt — zu ſpät . . . .“

Wieder hielt der wunderliche Erzähler inne und ſtützte, während ſein ganzer Körper zitterte, das Geſicht in die Hände.

„Aber, Herr Schwiebus,“ ſagte da ſchüchtern Marie, „Sie erzählen ja das Alles, als ob es einem Menſchen wirklich begegnen könne, als ob es Ihnen begegnet ſei. Das iſt auch ein unheimlich ſchauerlicher Text zu einem Märchen, und Sie hatten uns doch eigentlich etwas Luſtiges verſprochen, worüber wir lachen könnten.“

„Lachen?“ ſagte der Famulus, und aus den plötzlich wieder in tauſend und tauſend Falten gelegten Zügen blitzte der alte tolle Humor des Mannes vor. „Lachen? Sie hätten einmal hören ſollen, wie der Doctor Hetzelhofer damals über die Geſchichte gelacht hat. Er wollte ſich gar nicht wieder zufrieden geben, und die Thränen liefen ihm ordentlich über die Backen nieder — aber es war auch ſpaßhaft.“

„Schwiebus hat eine wunderbare Phantaſie, liebe Marie,“ ſagte Helene, Mariens Hand ergreifend und nach dem ſonderbaren Manne hinüberlächelnd. „Mitten im einfachen Erzählen geht die manchmal mit ihm durch in voller Flucht. Kehrt er dann zu der vorher begonnenen Erzählung wieder mit ruhiger, nüchterner Stimme zurück, ſo iſt es Einem faſt, als ob man das ganze tolle Zwiſchenſpiel gerade nur geträumt hätte und jetzt wieder mit ihm ſelber aufgewacht ſei zu wirklichem Leben.“

Marien aber tanzten die heraufbeſchworenen Bilder vor der eigenen Seele wirr durch einander. Die alte Erinnerung an den früheren Traum tauchte ebenfalls wieder auf, und unwillkürlich faſt bei der Behauptung, daß die Seele den Körper verlaſſen und zu ihm zurückkehren könne, ſchien es ihr ordentlich, als ob ihr ſelber das ſchon geſchehen und, was ſie eben nur für Traum gehalten, doch jetzt am Ende Wirklichkeit geweſen wäre. Schon der Zweifel daran beunruhigte ſie, und ſie fragte mit ſchüchterner Stimme:

„Und glauben Sie denn wirklich, Herr Schwiebus, daß die Seele, unabhängig von dem Körper, und während dieſer todt oder bewußtlos zurückbleibt, einen anderen Ort beſuchen, andere Räume durchfliegen könne — Räume vielleicht, wo ſie nie im Stande wäre, mit dem Körper hinzubringen?“

„Ob ich das glaube?“ ſagte der Famulus mit einem leichten, faſt wehmüthigen Lächeln: „weßhalb erzähle ich Ihnen denn jetzt die Geſchichte? Es giebt aber allerdings auch Fälle, wo die Seele ihrem Körper durch menſchliche Kunſt auf kurze Zeit entzogen wird. Der Menſch hat ſich dazu die Natur dienſtbar gemacht und benutzt ihre Kräfte, iſt aber nur im

Stande, die Seele auf Stunden oder Minuten zu verdrängen, nicht förmlich zu trennen. Der Körper bleibt warm, und der Geiſt, von dem Aether betäubt, ſchlummert darin fort."

„So wäre auch meine Seele damals, als ich den Aether bekommen," rief Marie ſchnell und faſt erſchreckt, „wirklich in dem alten Hauſe geweſen — hätte wirklich alles das erlebt, was mir die Anderen ſagten, daß ich es nur geträumt, und jene Weſen beſtänden in den alten Räumen?"

Der Famulus zuckte die Achſeln und warf wieder einen ſcheuen Blick nach dem alten Hauſe hinüber; dann aber nach kurzer Pauſe, in der er die Lippen feſt zuſammengebiſſen und ſich die Hände gerieben hatte, ſagte er trocken, faſt mürriſch:

„Ich bin der Famulus Schwiebus, und was ſie da drüben treiben, geht mich nichts an. Ich weiß auch nichts davon, und wenn ſie mich wirklich einlüden, weiß ich auch noch nicht einmal, ob ich hinüber ginge."

„Sie ſollen uns nicht zu fürchten machen, Schwiebus!" rief Helene, der es nicht entging, welchen peinlichen Eindruck die geheimnißvollen Worte auf Mariens Reizbarkeit machten. „Laſſen Sie den häßlichen Scherz und erzählen Sie uns lieber Ihre Geſchichte."

Der Famulus nahm die Geige wieder auf und fuhr ein Paar Mal in grellen, ſcharfen Strichen mit dem Bogen über die Saiten. Als ob das aber nicht recht zu den Gedanken paſſe, die ihm jetzt Bruſt und Hirn durchzogen, legte er ſie wieder auf ihren alten Platz, faltete ſeine Hände über dem rechten Knie, ſchloß die Augen, um ganz abgeſchieden von der Außenwelt zu ſein, und begann auf's Neue.

„Es war ein wundervoller, freundlicher Abend, an dem der ſchon vorerwähnte junge Mann ſich ſeine Lieblingsſtelle, ein tief verſtecktes, ſchattiges, faſt unzugängliches Plätzchen tief in einer Waldesſchlucht aufſuchte, um ſeinen Körper dort zurück zu laſſen, während die Seele wieder hinausſchweifte in die Weite. Es ſollte das letzte Mal ſein, daß er den kühnen Schritt wagte; aber ſein Herz hatte ihm dieſes Mal noch einen Streich geſpielt und ließ ihn nicht ruhen noch raſten. Ein wunderliebliches Frauenbild, das er in früheren Jahren kennen und lieben gelernt und deſſen Spur er dann verloren, wollte er nämlich wieder aufſuchen, ihr Herz, von keinem Körper behindert, erlauſchen, und war ſie ihm wirklich hold, dann . . . Ja, dann wollte er ganz ernſt und ehrbar zu ihr gehen und bei ihrer Frau Mutter um ihre Hand anhalten. Er war reich, jung, ſchön, drei ſehr gute Empfehlungskarten, und zweifelte deßhalb auch gar nicht an einem günſtigem Erfolg.“

„Seine damalige Reiſe oder der Zug ſeiner Seele, wie wir es beſſer nennen könnten, geht die Erzählung hier nichts weiter an. Aber, die Seele muß ſich vortrefflich amüſirt haben, denn ſie blieb länger aus, als ſie im Anfange beabſichtigt, und als ſie endlich zurückkehrte, als ſie voll glühender Hoffnung den Körper wieder beleben wollte, den ſie jetzt zu Glück und Liebe führen konnte — war er nicht mehr da — die Stelle leer und öde und keine Spur von dem entführten aufzufinden.“

„Die Seele befand ſich damals in einer äußerſt unangenehmen Situation,“ fuhr der Famulus nach kleiner Pauſe, ſich langſam dabei die Hände reibend, fort. „Die Damen haben ja wohl ſchon einmal etwas von Seelenangſt gehört — ein Zuſtand, wo die Seele vogelfrei, ihrer Qual und Angſt Preis gegeben iſt. Die Strafen der Verdammten müſſen ungefähr Kinderſpiel dagegen geweſen ſein. Die Situation war auch wirklich eigenthümlich genug. Daß einem Körper die Seele abhanden kommt, fällt alle Tage vor, aber umgekehrt — davon können ſich nicht alle Menſchen eine beſtimmte Idee machen.“

„Hahahaha!“ lachte Helene, der Gedanke iſt wirklich zu komiſch.“

Der Famulus blickte raſch und ſcharf nach Helene hinüber, aber er theilte die Fröhlichkeit nicht, wenn nicht das Zucken ſeiner Lippen vielleicht ein verſtecktes Lachen war.

„Und wo fand jene unglückliche Seele den Körper wieder?“ fragte Marie. Das Ganze konnte ja doch nichts Anderes als ein toll erfundenes Märchen ſein, und dennoch ſchoß ihr ein eigenes, ſchmerzhaftes Gefühl dabei durch die Bruſt, dem ſie nicht Urſache zu geben wußte.

„Wo ſie den Körper wieder fand?“ ſagte der Famulus, indem er die Augenbrauen hoch in die Höhe zog und den Mund auf ſeine gewöhnliche, eigenthümliche Art dazu ſpitzte — „wo? — bei dem Herrn Doctor Peregrinus Hetzelhofer — aber wie! Hihihihi — es ſah ordentlich komiſch aus, wie der Kopf oben in einer weißen, noch offenen Glasflaſche ſtand und Arme und Beine, theils ſchon präparirt, theils noch des Scalpells gewärtig, in Kaſten oder auf den Tiſchen umher lagen, und der Doctor dazwiſchen ſaß, ſein Werk mit augenſcheinlicher Zufriedenheit betrachtend.“

„Ach, Schwiebus, das iſt ja eine ſchreckliche Geſchichte!“ rief Helene, zuſammenſchaudernd, indem ſie von ihrem Stuhl emporſprang. „Sie verſprachen uns etwas Luſtiges zu erzählen und nicht ſolche

Schreckens-Geſchichte aus des Bruders Zimmer. Was für Freude Sie nur darin ſuchen, ſolche ſchauerliche Dinge zu erfinden!“

„Erfinden?“ wiederholte der Famulus — „hm — weſſen Kopf ſteht denn da, gleich links neben dem Mittelfenſter, auf dem langen Glasſchrank, in dem das Gerippe des Raubmörders aufgeſtellt iſt?“

„Aber das wollen wir ja gar nicht wiſſen,“ wehrte Helene ab. „Es giebt Unglück und Elend genug in der Welt und in unſerer unmittelbaren Nähe, weßhalb daher das Schrecklichſte von Allem zur Unterhaltung herausſuchen? Von ſich ſelber ſollten Sie erzählen und haben das auch verſprochen. Erzählen ſollen Sie, wie Sie mit dem Bruder bekannt geworden, nicht aber von einem anderen unglückſeligen Menſchenkinde, das ſeinen Körper ausgezogen hatte wie einen unbequemen Rock, den man ihm dann, während es ſpazieren gegangen, geſtohlen. Darauf läuft doch der ganze entſetzliche Scherz hinaus.“

„Sobald Sie das einen Scherz nennen,“ ſagte Schwiebus, „wenn man von ſeinem eigenen in Spiritus geſetzten Kopfe ſpricht, ſo haben Sie Recht.“

„Aber Sie waren doch nicht jener ſchöne, junge, reiche Mann!“ rief Helene, von der Idee erfaßt, wieder lachend.

„Allerdings war ich der,“ flüſterte raſch und leiſe der Famulus, und der ſcheue Blick, den er dabei im Zimmer umherwarf, der ängſtliche Ausdruck in ſeinen Zügen hatte etwas gar ſo Wildes und Unheimliches. Selbſt Helene wagte nicht zu lachen und ſchwieg erſchrocken ſtill; denn zum erſten Male ſtieg jetzt in ihr der Gedanke auf, daß der wunderliche Famulus, an deſſen Eigenthümlichkeiten ſie ſich faſt gewöhnt, doch am Ende im Kopfe irr ſein könne, jedenfalls ſeine fixen tollen Ideen habe, die ſich in ſeinem Hirn ſo feſtgeſetzt, bis er ſie ſelber glaubte.

Schwiebus indeſſen, der die Gegenwart der beiden Mädchen faſt ganz vergeſſen zu haben ſchien und, den Blick ſtarr in die Ecke des Zimmers geheftet, ganz ſeinen Erinnerungen oder Phantaſien hingegeben blieb, fuhr mit vollkommen ruhiger Stimme fort:

„Meinen Kopf nahm ich natürlich gleich wieder in Beſitz, und der Doctor erſchrak allerdings etwas, als ich ihn von dem Schranke aus anredete und meinen verſtümmelten Körper von ihm zurück verlangte. Er nahm die Sache aber doch viel kaltblütiger, als ich im Anfang erwartet hatte, ja, wollte ſich ſogar todt lachen, als ich mit meinem Bericht zu Ende war. Zuletzt verſicherte er mir jedoch, daß es ihm allerdings ungemein leid thue, mich in eine ſo unangenehme Lage verſetzt zu haben, daß er indeſſen wohl Glieder von einander trennen könne, jedoch nicht verſtehe, ſie wieder zuſammen zu ſetzen. Wenn ich alſo nicht ſo herumgehen wolle — und er gab zu, daß die Situation viel Unbequemes haben müſſe — ſo wolle er mir einen anderen Körper überlaſſen, den er gerade bekommen habe, und in den ich allenfalls, wenn ich mich ein wenig ſtrecke, paſſen werde.“

„Ich möchte nicht gern weitläufig ſein,“ fuhr der Famulus jetzt nach kleiner Pauſe in vollkommen gleichgültigem, ruhig erzählendem Tone fort, „und will deßhalb die dazwiſchen liegenden Debatten und praktiſchen Verſuche einer ſolchen unnatürlichen Ueberſiedelung, wie die Bedingungen, denen ich mich dabei unterwerfen mußte, überſpringen. Ebenfalls gehört nicht hieher, wie ich längere Zeit genöthigt war, mich in der Studirſtube des Doctors aufzuhalten, und dort nicht allein viel lernte, ſondern auch zu gleicher Zeit — viel ſah — mehr vielleicht, als uns Beiden gut geweſen wäre, wenn wir uns wieder hätten trennen ſollen. Ich bekam alſo die jetzigen Gliedmaßen, und wenn ich auch, was das Aeußere betraf, einen ſehr ſchlechten Tauſch gemacht, ſo habe ich mich doch nun mit der Zeit in meine neue Schale eingewöhnt.“

„Aber, guter Schwiebus,“ ſagte Helene, während

Marie ſtill und ſchweigend dem Ganzen zugehört — „wie können Sie ſich nur ſolche tolle unglückliche Gedanken in den Kopf ſetzen!“

„Das thue ich ja gar nicht, mein verehrtes Fräulein,“ erwiderte ihr freundlich der Famulus. „Ich nahm die Sache ungemein leicht, und nur zwei Mal — in zwei Fällen — war ich — war ich ein klein wenig in Verzweiflung — aber auch nur ein ganz klein wenig. Das erſte Mal, wie ich nach jener Stadt zurückkam, in der ich — Sie brauchen mich deßhalb nicht auszulachen, meine Damen, denn es war nur eine Schwäche, die ich jetzt gern eingeſtehe und auch vollkommen überwunden zu haben glaube. Nach jener Stadt alſo, in der ich jenes weibliche Weſen wiedergefunden und dann auf ſo fatale Weiſe verloren hatte. Ich vergaß da meinen neuen Körper und wußte nicht gleich, weßhalb ſie ſo entſetzlich an zu lachen fing, als ich ihr, möglicher Weiſe etwas ungeſchickt, zu Füßen fiel. Es war gut, daß mir ein gegenüberſtehender Spiegel in dem Augenblick meine Geſtalt zeigte, und mit einiger Geiſtesgegenwart wickelte ich mich noch ziemlich gut aus der Affaire heraus. Ich gelangte wenigſtens wieder auf die Straße, ohne die Hülfsleiſtung der durch einen Klingelzug herbeigerufenen Dienerſchaft in Anſpruch genommen zu haben.“

„Der zweite Fall war ganz anderer und, eigentlich könnte man ſagen, entgegengeſetzter Art; denn eine alte würdige Frau fiel mir plötzlich auf der Straße um den Hals und nannte mich unter Freudenthränen ihren, dem Grabe wieder erſtandenen und ihr vom lieben Herrgott zurückgegebenen Sohn. Glücklicher Weiſe rührte ſie vor Freude gleich auf der Stelle der Schlag, und ich hatte die Beruhigung, ſie den dritten Tag ſelber auf den Kirchhof begleiten zu können.“

„Uebrigens bin ich mit meinem jetzigen Körper vollkommen zufrieden. Er ſpielt leidlich die Violine, ſtopft vortrefflich Vögel aus, iſt ſo weit geſund, und außerdem auch noch ungemein geſchickt in allerlei anderen kleinen Arbeiten, von denen meine Seele früher keine Ahnung hatte. So hoffe ich denn auch, daß wir uns noch eine Reihe von Jahren mit einander vertragen werden.“

„Sie ſind ein wunderlicher Kauz, Schwiebus,“ ſagte Helene kopfſchüttelnd und doch auch wieder lächelnd. „Manchmal wird man wahrhaftig ganz irr an Ihnen und weiß gar nicht, ob Sie Scherz oder Ernſt machen. Wenn Sie ſich nur nicht einen gar ſo entſetzlichen Stoff zu Ihren Erzählungen wählten. Man begreift gar nicht, welch Vergnügen Sie daran finden. Und dann können Sie wieder ſo luſtig, ſo wirklich komiſch ſein.“

„Ich möchte nur wiſſen, ob hinter dem, was Sie von Traum und Seele äußerten, ein tieferer Sinn noch liegt,“ ſagte ſchüchtern Marie.

„Es freut mich, daß Sie ſich dabei amüſirt haben,“ meinte der Famulus, mit dem früheren trockenen ausdrucksloſen Geſicht, ohne auf die letzte Frage weiter einzugehen.

Helene war übrigens jetzt vollkommen darüber beruhigt, daß der Famulus nur wirklich einen Scherz gemacht und keineswegs ſelber den Unſinn glaube, alſo auch nicht geiſtesverwirrt ſei. Darauf alſo eingehend, rief ſie lachend:

„Das müſſen Sie uns aber noch ſagen, Schwiebus, wer eigentlich die junge ſchöne Dame war, vor der Sie auf die Kniee gefallen und die Sie nachher ſo unfreundlich aufgenommen hat. Nicht wahr, Sie machen uns zu Vertrauten, denn ich fange an, Verdacht zu ſchöpfen, daß der Theil der Geſchichte wirklich paſſirt ſein könnte.“

„Und was würde Ihnen das helfen?“ fragte der Famulus ruhig.

„Nun, ich würde ſuchen einen neuen Anknüpfungspunct für Sie zu finden. Wenn ich ihr nun die ganze

Sache aus einander ſetzte, wie ſie wirklich iſt, und Sie ihr dann noch einmal vorführte.“

„Sollte ich mich noch einmal lächerlich machen?“ fragte der Famulus leiſe, aber es lag eine ſo bittere, tiefe Wehmuth in dem Tone, daß die Mädchen wirklich beſtürzt zu ihm aufſahen. Schwiebus jedoch richtete ſich von ſeinem Stuhl empor, und ſein Inſtrument aufgreifend, ſetzte er lächelnd hinzu: „Beruhigen Sie ſich übrigens darüber, meine Damen, die Sache iſt ſchon ſehr lange her, und die junge Dame alt und grau geworden und geſtorben und begraben. Es war Ihre Großmutter, Fräulein Helene.“

„Meine Großmutter, Schwiebus?“

Draußen klingelte es in dieſem Augenblick an der Vorſaalthür, und der Famulus ſagte freundlich: „Fräulein Marie wird wahrſcheinlich abgeholt werden, wünſche Ihnen angenehme Ruhe, meine Damen,“ und mit tiefer Verbeugung gegen die Mädchen verließ er raſch das Zimmer, um in ſeine eigene Stube zurück zu kehren.

Marie wurde in der That nach Hauſe gerufen, und Helene blieb allein in der Stube zurück. Sie nahm ein Buch, ſich zu zerſtreuen, es war noch zu früh, ſchlafen zu gehen — aber ſie konnte ihre Gedanken nicht dazu ſammeln. Sie ſetzte ſich an’s Clavier — aber die wehmüthigen Weiſen, die ihren

Fingern entquollen, ſtimmten ſie eher noch trüber. Sie ging im Zimmer auf und ab und blieb einmal ſelbſt mit einem leiſen Angſtſchrei auf den Lippen am Fenſter ſtehen, denn ſie hätte in dem Augenblick darauf ſchwören wollen, daß ſie einen Lichtſtrahl zwiſchen den Gardinen des gegenüber liegenden alten Hauſes geſehen. Wie ſie den Blick aber feſter und forſchend darauf heftete, fand ſie, daß es nur der Wiederſchein eines Sternes geweſen, der gegen die matten und ſchon lange grün angelaufenen runden Glasſcheiben des alten Fenſters ſeinen Strahl geworfen.

„Es iſt auch recht häßlich von dem alten Schwiebus,“ murmelte ſie leiſe vor ſich hin, „daß er es ordentlich darauf anlegt, ſolche grausliche haarſträubende Geſchichten zu erzählen. Was er nur dabei hat? ich will ihn aber auch nicht ein einziges Mal wieder darum bitten. Er ſoll ſeine Abſcheulichkeiten für ſich behalten.“

Sie war ordentlich böſe auf den Famulus geworden und ärgerte ſich dabei über ſich ſelber, daß ſie die „albernen Märchen“ nicht gleich wieder vergeſſen konnte und ſich wider ihren Willen ſo von ihnen aufregen ließ. Trotz der frühen Stunde beſchloß ſie auch zu Bett zu gehen, ſah noch einmal, wie es einer ſorgſamen Hausfrau zukommt, nach allen Schränken und Thüren, und ging dann den ſchmalen Gang, an des

Doctors Zimmer vorüber, ihrem eigenen Schlafzimmer zu. Aber warum ſchauderte ſie unwillkürlich zuſammen, als ſie an der verſchloſſenen Thür des Studirzimmers vorüber ſchlüpfte? Schwiebus' tolle Erzählung von dem abgeſchnittenen Kopf hatte ihr doch die Nerven erregt. Sie fürchtete ſich.

„Unſinn!" murmelte ſie leiſe und ärgerlich vor ſich hin, indem ſie ſtehen blieb und wie herausfordernd nach der Thür ſah; „wie kann ein vernünftiger Menſch auch nur für einen Augenblick ſolchen tollen Gedanken Raum geben! Wenn ich auch die häßlichen und ſchrecklichen Sachen da drinnen nicht ſehen mag, fürchte ich mich doch auch nicht davor, und wenn ich meinen Willen darauf ſetze . . ." Sie hob den rechten Arm und krümmte den Finger, als ob ſie anklopfen wolle; aber wie Fieberfroſt rieſelte es ihr den Nacken hinunter, und ſie floh raſchen Schrittes in ihre Kammer, deren Thür ſie hinter ſich verſchloß.

Ueber den Gang aber tönten jetzt, von der anderen Seite her, aus dem Zimmer des Famulus der Violine Töne weich und ſchmelzend, wie aus tief bewegter Bruſt — und dann wieder ſtürmiſch wild und klagend, wie trotzig gegen das ankämpfend, was ihm am Herzen nagte. Helene hatte ihn ſo noch nie ſpielen hören, und war ſie im Anfang auch wirklich böſe auf ihn geweſen, ſeiner gräßlichen, abſcheulichen Geſchichten wegen, ſo überkam ſie bei dieſen weichen, wehmuthvollen Klängen doch auch wieder ein eigenthümlicher ſtiller Schmerz, deſſen Urſache ſie nicht ergründen konnte. Sie barg ihr Antlitz in den Kiſſen, und erſt der Schlaf trocknete ihr leiſe die Thränen von den Augen.

Kapitel 6.

So vergingen wieder mehrere Wochen, und der Proceß der Quetzlinberger'ſchen Erbſchaft näherte ſich ſeinem entſcheidenden Termine. Advocat Hechner, der Bruder des Regierungs-Rathes, war dabei der Bevollmächtigte des jungen Herrn Schierling — des angeblichen Erben und Nachkommen jenes beſtrittenen Adoptivſohnes des alten Herrn Quetzlinberger, und dieſer hatte ſeinen Anwalt erſucht, ihm für die Dauer ſeines Aufenthaltes in Hellburg ein Privat-Logis, wo möglich in der Nähe des beſtrittenen Hauſes, auszumachen, da er das Leben im Wirthshauſe nicht liebe und ſo viel als möglich vermeide. Advocat Hechner hatte hierauf ſeinen Bruder, der mit dem muthmaßlichen Erben des alten Hauſes überhaupt in freundliche Beziehung zu kommen wünſchte, dazu vermocht, den jungen Gaſt auf einige Zeit bei ſich einzuquartieren und ihm den Aufenthalt indeß, ſchon des Bruders wegen, ſo angenehm als möglich zu machen.

Der Regierungs-Rath erklärte ſich auch dazu in aller Unſchuld und in dem ſchlichten Glauben bereit, daß es bei ihm weiter keine großen Umſtände machen und ſogar eine freundliche Abwechslung in ſein ſtilles Hausweſen bringen würde. Außerdem wurde er dann gleich ſelber mit dem jungen Schierling, der überdies weite Reiſen gemacht haben ſollte, näher bekannt, und wer wußte, ob er dann das Nachbarhaus, was ja ſchon ſeit ſo langen Jahren ſein Wunſch geweſen, nicht doch noch unter billigen Bedingungen an ſich bringen konnte?

Außer ſeinen bewohnten Stuben hatte er in ſeiner Etage zwei allerliebſte und jetzt unbenutzte Fremdenſtübchen, und dem augenblicklichen Einzuge des willkommenen Gaſtes ſtand alſo gar nichts im Wege.

Darin hatte er ſich aber doch geirrt. Die Frau Regierungs-Räthin, als ordnungsliebende Hausfrau, war nämlich keineswegs gewillt, den „vornehmen und ehrenvollen Beſuch“ ſo ohne Weiteres in ihr „verwohntes und durch den Winter unſcheinbar gewordenes Haus“ einziehen zu laſſen, ohne wenigſtens vorher Alles zu thun, was in ihren Kräften ſtand, die Wohnung wieder „menſchlich und anſtändig“

herzurichten. Darunter verſtand ſie vor allen Dingen ein gründliches Scheuern und Reinmachen des ganzen Hauſes, von der Flur unten an bis unter das Dach hinauf, mit den dazu gehörigen friſchen Gardinen und Ueberzügen — neues Bewerfen und Malen der Küche und Treppe wie der Hausflur natürlich eingerechnet; ja, ſie gab ſogar nicht undeutlich zu verſtehen, daß das Fremdenſtübchen ſelber einer neuen Tapete ſo nothwendig wie nur irgend was bedürfe, wie denn ein Teppich zu ſolch kalter unfreundlicher Winterszeit jedenfalls hineingelegt werden müſſe.

Der Regierungs-Rath erſchrak, als er die Folgen überblickte, die ſein leichtſinniges Verſprechen über ihn heraufbeſchworen, und ſuchte jetzt wenigſtens bei der kalten nebeligen Witterung das Scheuern und Reinmachen eben nur auf die beiden betreffenden Zimmer zu beſchränken, in welche ihr junger Gaſt einquartiert werden ſollte. Frauen laſſen ſich aber, bei irgend genügender Entſchuldigung, ſelten die Gelegenheit entgehen, eine ſtille, friedliche Familien-Wohnung zeitweilig unter Waſſer zu ſetzen, und die Frau Regierungs-Räthin machte denn auch keine Ausnahme von der Regel.

So feſt und hartnäckig beſtand ſie darauf, ihr Logis endlich einmal in Ordnung zu bringen —

eine Drohung, die ſechs volle Tage zur Ausführung brauchte — daß ihr Gatte zuletzt jede weitere Einſprache in Verzweiflung aufgab. Ja, er räumte ſeiner Frau ſogar vollkommen das Feld, um dieſem entſetzlichen Zuſtande ſelber zu entgehen, und ſetzte ſich auf die Poſt, einige Geſchäfte, die ihn nach der Reſidenz riefen, in dieſer Zeit abzumachen. Selbſt ſein Studirzimmer mußte er auf Gnade und Ungnade übergeben, und trotz der verſchloſſenen Bücherſchränke wußte er recht gut, daß indeſſen des Schloſſers krummbärtige Dietriche rückſichtslos angewandt werden würden, ſie zu öffnen. Jedes im Hauſe befindliche Bret, wo es ſich auch befand, mußte geſcheuert werden.

Selbſt das Verſiegeln half hiergegen nichts, das er ſogar in früheren glücklichen Jahren der Täuſchung einmal verſucht. Die Frau Regierungs-Räthin hatte allerdings in einer inſtinctartigen, halb unbewußten Scheu das Siegel nicht zu verletzen gewagt, aber — die Rücken aus den Schränken herausnehmen laſſen und die Bücher nachher auf die feuchten, abgeſcheuerten Breter ſämmtlich verkehrt wieder hinaufgeſtellt. Wie nun der Regierungs-Rath — er war damals noch Aſſeſſor — zurückkehrte und mit ſelbſtzufriedenem Blicke das Siegel löſ'te, bekam er bald den Tod vor Schrecken, als ihm aus ſeinen Schränken heraus in buntem, entſetzlichem Gemiſch die gelben, grünen, blauen, rothen und marmorirten Schnitte der Bände ordentlich unheimlich entgegenſtarrten. Nach ſolcher Erfahrung gab er natürlich jeden Vertheidigungs-Verſuch vollſtändig auf.

Es läßt ſich denken, wie gemüthlich es in dem ſonſt ſo ſtillen Hauſe des Regierungs-Rathes die Woche herging; kein Stuhl ſtand mehr auf ſeinem alten Platze, kein Tiſch, kein Schrank. Die Fenſter waren ausgehoben, die Thüren geöffnet, eine unbeſtimmte Anzahl von alten Frauen, mit einem fatalen Seifengeruch, zogen ein und aus; das ganze Gebäude dampfte von heißem Waſſer, und ſelbſt Marie, die ſonſt mit derlei Arbeiten gern von der etwas ängſtlichen Mutter verſchont wurde, hatte, ſobald Treppen und Stuben nur aus dem Gröbſten gewaſchen waren, alle Hände voll zu thun bekommen. Neue Gardinen mußten aufgeſteckt, die Ueberzüge von Fenſterkiſſen und Sophapolſtern gewechſelt werden, und hier und da fand das kritiſche Auge der Hausfrau doch noch einzelne Stellen, die von den nachläſſigen Dienſtboten beim Reinigen überſehen oder abſichtlich flüchtig übergangen waren. Die Leute konnten nun einmal nichts ordentlich machen, wenn man ihnen nicht fortwährend und ununterbrochen auf den Dienſt paßte!

Der feuchte, dunſtige Geruch, der auf dem Hauſe die letzten Tage wie ein ungeſunder trüber Nebel gelegen, hatte ſich übrigens durch häufige Wachholderbeer-Räucherungen ziemlich verloren, oder war wenigſtens lange nicht mehr ſo auffällig, als der jetzt von ſeiner Reiſe zurückgekehrte Regierungs-Rath hartnäckig behaupten wollte. Auch die Zimmer des erwarteten Gaſtes, des jungen Herrn Schierling, ſtanden blank und ſauber, wie aus der Schachtel genommen, und waren auch ſchon ſeit zwei Tagen tüchtig geheizt worden. Wer konnte wiſſen, wie verwöhnt der junge Herr bei ihnen eintraf, und die Wohnung ſollte er denn doch wenigſtens durchwärmt finden! Gegen das Bett, das wie ein wahrer, von ſchneeweißem Linnen überzogener Federberg ſeiner wartete, ließ ſich außerdem nichts einwenden.

Marie hatte ſich die letzte Woche beſonders wohl und kräftig gefühlt. Die Erzählung des wunderlichen Schwiebus war ihr allerdings in den nächſten Tagen nicht von der Seele gewichen, und die Bilder, die er vor ihrem lebendigen Geiſte heraufbeſchworen, die Gedanken, die ſeine tolle Phantaſie wieder in dem Herzen des ohnedies reizbaren Mädchens erweckt hatten, füllten ſie, ſie mochte ſich dagegen ſträuben, ſo viel ſie wollte, wieder auf eine kurze Zeit mit all den früheren, wie ſie geglaubt, ſchon längſt beſiegten und vergeſſenen Schauern. Das rege Leben aber jetzt im Hauſe, die viele auf ſie einſtürmende Arbeit, ließen ihr keine Zeit, weiter darüber nachzugrübeln, und wenn ſie jetzt an jenen Abend zurückdachte, ſchüttelte ſie nur noch manchmal ſtill vor ſich hinlächelnd den Kopf, daß es Menſchen gab, die in ihrem Gehirn ſolche tolle, wunderliche Sachen ausbrüteten.

Und wie ernſthaft hatte der Famulus das Alles erzählt, gerade als ob er es ſelber glaube, und ſie — wie ein kleines Kind — hatte ſich davor gefürchtet.

So ſtanden die Sachen, als am 28. Februar, Morgens um zehn Uhr, plötzlich ein fröhliches, hellklingendes Poſthorn ſein jubelndes: „So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage!" durch die noch verhältnißmäßig ſtillen Straßen der Stadt ſchmetterte. Der arme Poſtillon blies das vielleicht in ſchmerzlicher Ironie auf ſein monotones Leben vom Bock nieder, aber die Bewohner von Hellburg, die raſch an die Fenſter fuhren, nahmen es für baare Münze und ſahen durch die gefrorenen Scheiben, wie eine leichte Extrapoſt-Chaiſe, von ein Paar flüchtigen Rappen gezogen, über das etwas holprige Pflaſter die Straße niederraſſelte. An der Wohnung des Regierungs-Rathes donnerte ſie übrigens vorüber und hielt jetzt, unter dem Zuſammenlauf einiger Straßenjungen, wie mehrerer alten Frauen und jungen Mädchen, dicht vor der Thür des „alten Hauſes," von deſſen ſtillen und öden Fenſtern die ſchmetternden rufenden

Töne des Horns gar wild und unheimlich zurückklangen.

Ein junger Mann, der einen kleinen Lederkoffer in der Hand trug, ſprang zu gleicher Zeit mit einem Satz aus dem Wagen und an die Thür, deren Klopfer er ergriff und ihn feſt und mit allen Kräften drei Mal auf die verroſtete Metallplatte niederſchlagen ließ. — Hei, wie das ſchallte und dröhnte in den alten verlaſſenen Räumen! Der Fremde aber bog ſich zur Thür nieder, an die er das Ohr preßte, und ſchien ſelber erſtaunt, als er den wunderlichen, unheimlichen Tönen da drinnen lauſchte.

Vor der Hausthür des Regierungs-Rathes Hechner war es indeſſen aber auch lebendig geworden. Die beiden Dienſtmädchen, die hinunter geſprungen waren, das Gepäck des erwarteten Fremden in Empfang zu nehmen, ſtanden mit etwas erſtaunten Geſichtern auf der Schwelle und winkten dem, ihnen freundlich zunickenden Poſtillon, umzukehren und bei ihnen vorzufahren. Der Regierungs-Rath ſelber aber, in Schlafrock und Pantoffeln, wie er aus ſeiner par terre liegenden Studirſtube aufgeſprungen, drängte ſich jetzt zwiſchen ihnen durch und rief lachend dem jungen Fremden zu:

„Hieher, mein junger Freund — hieher, wenn ich bitten darf. Sie ſind in der Thür irre und dürften dort lange pochen und klingeln, ehe Jemand in dem Hauſe Sie hören würde."

„Hehehe!" lachten zu gleicher Zeit ein Paar theilnehmende Straßenjungen, „der hat am alten Hauſe gepocht; dem wird's die Nacht gut gehen!"

Der junge Fremde, der ſich raſch nach dem Ruf umſchaute, warf nur noch einen Blick zu den dicht verhängten öden Fenſtern hinauf und eilte dann, während der Poſtillon ebenfalls umlenkte, mit raſchen Schritten auf den Regierungs-Rath zu, der ihm beide Hände entgegenſtreckte und ihn auf das Herzlichſte begrüßte.

„Hieher, mein junger Freund," wiederholte er dabei, „hier iſt das rechte Quartier: Nr. 96, wie Sie hier über der Thür als Beſtätigung leſen können. Nun aber kommen Sie raſch hinauf, wo Sie eine Taſſe heißen Kaffee und die Frauen finden. Hier unten iſt überdies eine abominable Kälte."

„Mein beſter Herr Regierungs-Rath . . . ."

„Bitte, um Gottes Willen keine Complimente jetzt — da, Rieke, nimm dem Herrn einmal den kleinen Koffer ab, und das andere Gepäck ſtellt nur indeſſen hier unten zu mir in die Stube. Der Hausmann mag es nachher mit hinauftragen helfen. Lieber Himmel, mein beſter Herr Schierling, Sie müſſen ja halb erfroren ſein! Wo ſind denn Ihre anderen Sachen?"

„Ich habe nichts weiter bei mir, beſter Herr Regierungs-Rath," lachte der junde Mann — „hier, liebes Kind — der Koffer enthält Alles."

„Weiter keinen Koffer? — keinen Reiſeſack?" rief der Regierungs-Rath erſtaunt, denn er hatte für ſeine drei Tage Abweſenheit nach der Reſidenz ſiebenunddreißig Pfund Ueberfracht gehabt. „Sie wollen doch nicht heute ſchon wieder fort?"

„Sie werden mich noch ſatt bekommen," lächelte der junge Mann, „auf den Monat März richten Sie ſich nur ein."

„Nun denn, Ihre Hutſchachtel wenigſtens; Stock, Regenſchirm, Pelz . . . ."

„Nichts dergleichen," lautete die Antwort, und die Mädchen fingen indeſſen ſelber an, mit einander zu kichern. „Der kleine Koffer hier iſt Alles, was ich bei mir führe, und wenn ich dem Schwager da erſt ein Trinkgeld gegeben, denn er hat mich gefahren, als ob wir geflogen wären, ſtehe ich ganz zu Ihren Dienſten."

Das war raſch geſchehen, und der Poſtillon mußte auch mit dem Geſchenk ſehr zufrieden ſein, denn er blies ſein ſchönſtes Lied, als er mit dem leeren Wagen nach dem Poſtgebäude hinüberraſſelte. Der junge Herr Schierling wartete aber indeſſen auf keine weitere Einladung und flog, immer drei Stufen auf einmal nehmend, in raſchen Sprüngen die Treppe hinauf, daß ihm der etwas ſchwerfällige Regierungs-Rath kaum zu folgen vermochte.

„Eile mit Weile, mein junger Freund!“ rief ihm dieſer nach; „wenn Sie erſt einmal in meine Jahre kommen, werden Sie wohl auch jede Stufe einzeln nehmen, wie es der Baumeiſter bei der erſten Anlage beabſichtigte. Nun ſehen Sie — lieber Himmel, ich bin ganz außer Athem — jetzt müſſen Sie doch warten, bis ich nachkomme. Aber Sie ſind auch wohl ordentlich durchgefroren und werden ſich nach der warmen Stube ſehnen.“

Der junge Fremde hatte auf dem Treppenabſatz, auf dem ſich die zugemauerte Thür befand, auf den Regierungs-Rath gewartet, und rief jetzt lachend:

„Ich? — nein, ich bin Kälte gewohnt und befinde mich nie wohler, als im Winter. In den heißen Sommer-Monaten gehe ich faſt immer nach dem hohen Norden hinauf.“

„Na, da danke ich,“ ſagte der Regierungs-Rath, „da reiſen Sie ja mit den Schneegänſen. Aber jetzt ſind wir gleich oben — ſo, mein lieber Herr — hier treten Sie ein, wenn ich bitten darf, und ſeien Sie uns herzlich willkommen in unſerem Hauſe.“

Seinen Gaſt dabei an der Hand ergreifend, führte er ihn in das Wohnzimmer, wo ihn die Frau Regierungs-Räthin eben ſo herzlich und gaſtfrei empfing.

„Aber wo iſt Marie?“ fragte der Regierungs-Rath, ſich nach der Tochter umſehend, „ſie war doch noch den Augenblick im Zimmer.“

„Marie muß das Frühſtück beſorgen,“ entſchuldigte ſie die Mutter, „der Herr Schierling ſind uns doch etwas ſchneller gefahren, als wir eigentlich geglaubt. Die Wege ſind aber freilich jetzt gut und hart gefroren, da laufen die Pferde raſch darüber hin, und die Wagen rollen von ſelber hinterdrein.“

„Und die Maſſe Gepäck, die der Herr Schierling mitgebracht hat,“ lachte der Regierungs-Rath, der noch immer nicht über den kleinen Koffer wegkommen konnte. „Mich wundert's nur, wie die zwei Rappen im Stande waren, es zu ſchleppen. Es iſt erſtaunlich!“

„Das ſeh' ich nicht ein!“ rief ſeine Frau, die ihrem Gaſte da glaubte beiſtehen zu müſſen und die Ironie für baare Münze nahm. „Wenn Du reiſeſt, nimmſt Du auch viele Sachen mit. Wenn der Menſch ſeine Bequemlichkeit haben will, und die will der Menſch haben, ſo verſteht es ſich wohl von ſelbſt ....“

„Aber er hat gar nichts mit,“ lachte der Regierungs-Rath laut heraus, „nicht viel mehr wenigſtens; als ich in meinen Hut packen könnte. Ohne Mantel, nur mit dem leichten, dünnen Ueberzieher an, ſaß er im Wagen.“

„Es iſt erſtaunlich,“ ſagte die Frau Regierungs-Räthin, die Hände zuſammenſchlagend, „da müſſen Sie ja halb erfroren ſein. Lieber Gott! Ihre Hand war auch ſo kalt wie Eis. Aber da kommt Marie, und nun wird auch das Frühſtück nicht lange mehr auf ſich warten laſſen. „Meine Tochter Marie, mein beſter Herr Schierling . . . .“

„Mein Fräulein,“ ſagte der junge Mann mit einer verbindlichen Verbeugung, „es freut mich herzlich, Sie begrüßen zu können. Ich muß nur von vorn herein bedauern, Ihnen, wie mir ſcheint, ſo viel Unruhe in Ihrer Häuslichkeit verurſacht zu haben.“

Marie wurde blutroth und ſtammelte einige verlegene Worte, während ihr Blick wie feſtgebannt auf den Zügen des jungen Fremden haftete.

„Aber ich bitte Sie, mein lieber Herr Schierling,“ fiel ihm hier die Regierungs-Räthin in's Wort, „wie können Sie nur glauben, daß Sie uns Unruhe gemacht? Als wenn Sie mit zur Familie gehörten, haben wir's angenommen, und die Zimmer, die Sie bewohnen, haben ſchon das ganze Jahr fix und fertig geſtanden. Nicht wahr, Hechner?"

„Nicht die mindeſte Unruhe, beſter Herr Schierling," ſagte, ſo gewiſſermaßen gewaltſam zum Zeugen aufgerufen, der Regierungs-Rath, aber doch nicht ohne einen leiſen, kaum unterdrückten Seufzer, denn er mußte unwillkürlich an die gezwungene Reiſe in die Reſidenz denken — „nicht die mindeſte Unruhe. Das geht hier Alles ſo im alten Geleiſe fort, und unſer einziger Wunſch iſt nur, daß Sie ſich hier bei uns auch gerade wie zu Hauſe fühlen und nicht die geringſten Umſtände machen. Aber jetzt zum Frühſtück! Da drinnen, ſehe ich, iſt ſchon Alles aufgetragen, und da wollen wir Ihnen nicht länger die nöthige Erholung vorenthalten."

Der junge Herr Schierling bot ſehr artig der Frau Regierungs-Räthin den Arm und führte ſie, während ihr Mann ſelber in ſeine Stube ſchlüpfte, um den Schlafrock mit einem anſtändigern Kleidungsſtücke zu vertauſchen, zum Frühſtücks-Tiſch. Marie aber wankte wie in einem Traume zur Thür hinaus und in ihr eigenes Zimmer, welches ſie hinter ſich abſchloß und wo ſie auf ihr eigenes kleines Sopha ſank, um erſt wieder zur Beſinnung zu kommen und ſich zu faſſen. Der Fremde wie die eigenen Eltern durften um keinen Preis ahnen, wie ſie erſchrocken war und was in ihr vorging.

Träumte ſie denn oder wachte ſie? Der Kopf wirbelte ihr plötzlich, und ſie wußte nicht, was ſie davon denken, was ſie ſagen ſollte. Das war ja Gundelrebe — dieſer junge Herr Schierling — Gundelrebe ſo wahr und leibhaftig, wie ſie ihn je geſehen, je mit ihm geſprochen. Nur um ſo viele Jahre älter, denn natürlich mußte er in der Zeit aufgeſchoſſen und männlicher geworden ſein. Und kannte er ſie denn nicht wieder? Er hatte eine ſo höfliche, ſo kalte Verbeugung gegen ſie gemacht. — Sie barg die Stirn in den Händen und mußte ſich wirklich erſt einige Minuten ſammeln, ihre Gedanken auf den einen Punct zu bringen und dort zu halten.

Gundelrebe! — dieſelben dunklen Augen und Brauen, daſſelbe lange ſchwarze Haar — die weiße Hautfarbe und ſelbſt — wenn die erſte Ueberraſchung ſie nicht getäuſcht — ſogar die ſchmale blaue Narbe an dem linken Schlaf. Aber wo kam er her? was wollte er hier mit unter den Erben des alten Hauſes, und war vielleicht der alte Herr Quetzlinberger . . .? — Wie mit Fieberfroſt überlief es ſie jetzt bei dem Gedanken an jene Nacht, deren Traumbilder wirklich anfingen in's Leben zu treten, und gewaltſam mußte ſie die Gedanken in ihr Herz zurückbannen, daß ſie nicht wieder mit erneuter Stärke um ſich griffen.

„Marie, Marie!“ rief es in dem Augenblick über den Gang herüber. Es war der Mutter Stimme, und ſie durfte ſich nicht länger dem Gaſte, der vielleicht mit dem Frühſtück auf ſie wartete, entziehen. Nur die Haare ſtrich ſie ſich glatt und ſuchte vor dem Spiegel ſo raſch als möglich jede Spur der gehabten Aufregung zu vertilgen. Mit dieſem erſten Sieg über ſich ſelbſt kehrte aber auch ruhigere Beſinnung zurück, und ſie ſchalt ſich ſelber jetzt ein thörichtes Kind, dem erſten Eindruck ſolche Macht über ſich gegeben zu haben. Konnte das nicht überhaupt blos eine flüchtige Aehnlichkeit mit ihrer Traumgeſtalt ſein — oder hatte ſie nicht etwa dieſen jungen Mann als Knaben früher irgendwo einmal geſehen, und war er ihr dann nicht danach, unter dem fremden Namen, in der wunderlichen Umgebung im Traume erſchienen?

Fort mit den tollen Gedanken, die der alte häßliche Schwiebus nur erſt recht wieder aufgerührt und erregt hat! Es war jetzt heller, lichter Sonnenſchein, und dabei getraute ſie ſich ſchon jedem etwaigen Spuk getroſt in's Auge zu ſchauen. Nur die erſte Ueberraſchung hatte ſie bewältigt; mit den geſammelten Gedanken war ſie aber auch wieder vollkommen ruhig und beſonnen geworden, und nahm ſich jetzt vor, ganz mit kaltem Blute die beiden Geſtalten, jenes Traumbild aus früherer Zeit und den jetzigen lebendigen Herrn Schierling, ſorgfältig mit einander zu vergleichen, wo ſich dann ihre überſpannte Idee bald in Nichts auflöſen mußte. Nachher war ſie aber auch feſt entſchloſſen, ihrem jungen Gaſte den Traum ſelber zu erzählen und mit ihm herzlich über die Aehnlichkeit zu lachen.

„Marie, Marie!“

„Ja doch“ — was die Mutter für Eile hatte! — und mit flüchtigen Schritten eilte ſie vorn in's Frühſtücks-Zimmer, um die Ihrigen nicht länger auf ſich warten zu laſſen und noch ungeduldiger zu machen. — — —

Und es war doch Gundelrebe. Mit Gewalt mußte ſie ihr Auge fortzwingen von der Geſtalt, die wie aus dem Rahmen ihrer Erinnerung heraus getreten ſchien. Vor ihr — ſie mochte ſagen, was ſie wollte — ſtand Gundelrebe; nur größer und älter war er geworden, aber dieſelben dunklen Augen glühten ihr entgegen wie in jener Zeit — die langen dunklen Haare beſchatteten noch immer die weiße Stirn, und an dem feinen, faſt durchſichtigen Schlaf — heilige Mutter Gottes! die Kniee zitterten ihr in jähem Schrecken, und ſie fühlte, wie bleich ſie wurde

— lief auch die feine blaue Narbe quer von der Stirn nieder dem Ohre zu.

„Aber, Mariechen, wo haſt Du denn nur die Gedanken?“ rief ihr die Mutter in dieſem Augenblicke zu. „Hier der Herr Schierling hat ſchon ſeinen Kaffee in der Taſſe wieder kalt werden laſſen, aus purer Höflichkeit für Dich. Er wollte abſolut nicht eher trinken, als bis wir Alle beiſammen wären.“

„Sie dürfen uns nicht immer davon laufen, mein Fräulein,“ ſagte der junge Fremde jetzt mit einem bittenden Blick auf das Mädchen, „es ſchmeckt mir ſonſt nicht halb ſo gut.“

„Nicht immer davon laufen“ — die Worte klangen ihr wie ein leiſer Vorwurf aus früherer Zeit entgegen, und ſie wußte kaum, was ſie that, als ſie ſich neben den räthſelhaften Fremden niederſetzte.

Dieſer aber langte jetzt tüchtig und ganz unbefangen zu, und erzählte ſo lebendig allerdings, aber auch ſo gleichgültig über irgend eine Vergangenheit, von ſeiner Reiſe auf der Poſt und ſeinem letzten Aufenthalt in Berlin, daß auch Marie zuletzt, als ſie ſich nicht mehr beobachtet wußte, zuverſichtlicher wurde. An dem Geſpräch freilich vermochte ſie noch immer keinen Theil zu nehmen, aber ſie konnte ſich doch wenigſtens ſammeln und fing an ruhiger um ſich zu ſchauen.

Ueber Tiſch warf ſie nun auch manchmal, ſobald das unbemerkt geſchehen konnte, den Blick nach ihrem Nachbar hinüber. — Es war doch am Ende nicht Gundelrebe; der Mund ſchien ihr bei dem Fremden kleiner und anders geſchnitten, die Naſe ſelbſt hatte der im Traume geſehene Knabe nicht ſo gerade und regelmäßig gehabt, und in dem Auge lag ebenfalls etwas Fremdes, das ſie nicht kannte und feſt überzeugt war, in Gundelrebe's Auge nicht gefunden zu haben. Deſſen Blick hatte damals frei, offen, ja herzlich auf ihr gehaftet, während der junge Schierling etwas Keckes und Verſtecktes darin nun und nimmer verläugnen konnte, ja, wie es ihr faſt vorkam, auch gar nicht verläugnen mochte. Nur die Narbe — der ſchmale blaue, kaum bemerkbare Streifen über die Stirn — das ließ ſich nicht wegläugnen, und welch ein wunderbares Zuſammentreffen hätte das ſein müſſen, das einem fremden Menſchen mit der Aehnlichkeit die Narbe gab und ihn zugleich als Miterben des alten Hauſes auftreten ließ! Es war doch wahrhaftig Gundelrebe, und wieder tanzten vor ihrem inneren Auge die geiſterhaften wunderlichen Geſtalten jener Nacht.

Das Frühſtück ging ſo raſch vorüber, ſie wußte ſelbſt kaum, wie. Gleich danach wurde der junge Fremde aber ſchon durch ihren Oheim abgeholt und durch die Erbſchafts-Vergleichung vollkommen in Anſpruch genommen. Um eilf Uhr ſchickte er ſogar der Frau Regierungs-Räthin einen Boten, ja nicht mit dem Eſſen auf ihn zu warten, da er heute, durch dringende Geſchäfte abgehalten, unmöglich zu Tiſch kommen könne.

So unglücklich nun aber auch die Frau Regierungs-Räthin über dieſen Strich durch ihre Rechnung war, der ſie mit einem ſorgfältig hergerichteten Diner bis auf den Abend hinausſchob, ſo zufrieden ſchien Marie damit. Vollſtändige Zeit bekam ſie ja dadurch, ſich von ihrer erſten Ueberraſchung zu erholen, und mit der dadurch gewonnenen Ruhe konnte ſie nicht umhin, das Thörichte einer ſo wild und bunt aufgebauten Idee, das Verfolgen eines bloßen inhaltloſen Traumes einzuſehen.

Den beſten Einfluß übte auch der ſtille lichte Tag auf ſie aus. Der Nähe des unheimlichen Fremden enthoben, mit dem hellen, klaren Sonnenlicht, das in ihr Zimmer ſtrömte, begann ſie ruhig und kaltblütig zu überlegen und konnte zuletzt ſogar lachen über ihre tolle Phantaſie, die ihr da faſt wieder einmal einen recht häßlichen und wunderlichen Streich geſpielt. Waren nicht ſchon lange Jahre ſeit jenem Traume verfloſſen, und konnte ſie überhaupt in der Erinnerung das Traumbild jenes Knaben, das ihr ja doch auch nur in flüchtigen Umriſſen, in raſchen, Schlag auf Schlag folgenden Scenen vorüber geſchwebt, ſo genau bewahrt haben, um ihn jetzt noch wieder zu erkennen? War es dabei nicht möglich, daß es noch viele Menſchen unter den Millionen des Erdballes gab, die dem ähnlich ſahen? und konnte nicht gerade Einer von dieſen zu ihnen kommen? Daß das gerade wegen des „alten Hauſes" geſchah, ja, daß er als der Erbe deſſelben auftrat, war, wie ſie recht gern eingeſtehen wollte, ein Zufall — ein merkwürdiger Zufall, aber doch wahrhaftig noch immer kein Beweis einer wirklichen Thatſache, und an die mußte ſie ſich doch jetzt als vernünftiges, erwachſenes Mädchen einzig und allein halten.

Hin und her überlegte ſie ſich das, mit allen Gründen, die ihr der ſonſt geſunde Sinn nur bieten konnte, bis der Vater mit dem Fremden zurückkehrte. In der Zeit hatte ſie ſich aber auch wirklich ſo vollſtändig beruhigt und von der Thorheit ſolcher Ideen ſelbſt überzeugt, daß ſie dem jungen Manne ſogar mit freundlichem Gruß entgegen zu gehen vermochte. Nur erſt als ſeine Augen zum erſten Male lang und forſchend auf ihr hafteten, trat ihr das Blut für einen Moment zum Herzen zurück. Es war aber auch wirklich nur ein Moment. Als ſie bald darauf wieder im Familienzimmer um den großen Tiſch ſaßen, von dem aus die breitmächtige Lampe ihr mildes Licht über das Zimmer warf, und das Feuer im Ofen ſo traulich flammte und kniſterte, fand ſie die Aehnlichkeit ſogar nicht einmal mehr ſo auffallend. Je mehr ſie ſich dabei in den Gedanken ihres wunderlichen Irrthums hinein dachte, deſto unbefangener, freier fühlte ſie ſich, und ſchloß ſich bald nicht minder lebhaft als die Uebrigen der Unterhaltung an.

Der junge Schierling war übrigens eine höchſt intereſſante Perſönlichkeit und wohl im Stande, die Aufmerkſamkeit der ſtillen, zurückgezogen lebenden Familie einer kleinen Provinzial-Stadt zu feſſeln. Jung und von einnehmendem Aeußern, mit einem gewiſſen unbefangenen, ſicheren Benehmen, wie es der längere Aufenthalt in einer großen Stadt wohl giebt, hatte er ſchon große Reiſen gemacht, hatte viel geſehen und wußte — eine ſehr wichtige Eigenſchaft für das geſellige Leben — angenehm und unterhaltend davon zu erzählen.

Schon zwei Mal war er dabei — einfach um der Sonnenhitze zu entgehen, wie er verſicherte — nach dem Nordpol hinauf gefahren und ſchien auf dem Wallfiſchfang und beim Robbenſchlagen, oder beim Wallroß- und Eisbären-Schießen wie zu Hauſe. Schon ſeine Schiffs-Ausdrücke wurden zu eben ſo vielen angenehmen, unlösbaren Räthſeln, und wenn er von den himmelhohen Eisbergen und ſchwimmenden Eisfeldern erzählte, auf denen die Wallroſſe und Eisbären, die Robben und Eidergänſe herumgingen wie in einer Menagerie, ſchlug die Frau Regierungs-Räthin ein über das andere Mal die Hände zuſammen und meinte, es ſei doch ſchön auf der Welt und herrlich für den, der ſo frank und frei draußen herumziehen und ſich Gottes Wunder nach ſeiner Bequemlichkeit beſchauen könne.

Das ganze Leben und Treiben jener fernen, wilden Zone bot übrigens Stoff genug zu höchſt intereſſanten Betrachtungen. Die langen Salzwaſſer-Fahrten auf großen, allein vom Wind abhängenden Schiffen; die derben Matroſen, mit denen man es da fortwährend zu thun hatte, das Nordlicht jener Breiten, und der lange, nicht endende Tag, das Alles hatte einen unbeſchreiblichen Reiz für die Landbewohner. Von der Mitternachts-Sonne, deren Pracht er mit glühenden Farben ſchilderte, mußte er wohl allein eine volle Stunde erzählen, und als er auf ſeine eigenen Lebensgefahren kam, wollte die Familie gar nicht mehr zu Bett.

Durch die Unvorſichtigkeit des Capitains waren ſie nämlich auf der letzten Reiſe mit ihrem Schiff auf ein Eisfeld hinauf gejagt, und dann zwiſchen zwei rieſige Schollen dermaßen hineingerathen und feſtgeklemmt worden, daß ihr Fahrzeug wie eine hohle Nuß von einander barſt und die Mannſchaft ſich in Booten retten mußte. Die fortwährende Gefahr, in der ſie dabei geſchwebt, bis ſie das feſte Land wieder erreichen konnten, der Ueberfall dort von feindlichen Indianern, von denen ſie entdeckt und gefangen genommen wurden, der kecke Muth der Mannſchaft dabei, die unerſchrocken dem Tode wohl hundert Mal in's Auge ſah und alle Schwierigkeiten mit faſt unglaublicher Ausdauer und Geduld beſiegte — das Alles ſchilderte der junge Schierling ſo friſch und lebendig, ſo treu und warm nach dem Leben, daß es beſonders auf die Sinne des jungen Mädchens einen unwiderſtehlichen Reiz ausübte; ja, ſie begleitete in Gedanken den jungen Fremden — der ihr nun doch einmal trotz allem Sträuben dagegen wie ein alter Bekannter vorkam, in all den Fährlichkeiten mit klopfendem Herzen und in faſt athemloſem Schweigen.

Die Frau Regierungs-Räthin hatte dabei eine Bowle Glühwein gemacht, den ſie vortrefflich zu bereiten verſtand, und bis ſpät in die Nacht ſaßen ſie ſo, erzählend, oder vielmehr zuhörend, denn der junge Schierling führte das unbeſtrittene Wort. Nur der Regierungs-Rath war durch die heutige ungewohnte Bewegung in der kalten Luft, die jetzige Zimmerwärme und drei oder vier Gläſer ſeines Lieblingskrankes müde geworden und, trotz der lebendigen, ſpannenden Schilderung, mitten in einer ſehr heiß geführten Wallfiſchjagd ſanft eingeſchlafen. Erſt als ſich der junge Schierling ſelber erhob und dadurch das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gab, wurde er wieder munter, richtete ſich plötzlich raſch und ſteif empor und gab mit einigen unpaſſenden Worten ſeine völlige Beiſtimmung zu allen gemachten Propoſitionen. Er war jedenfalls im Geiſte bei der morgenden Verhandlung geweſen.

Der junge Herr Schierling machte dazu eine ſo ernſte und feierliche Verbeugung, daß die Frau Regierungs-Räthin in die größte Verlegenheit kam, und wirklich im erſten Augenblicke nicht wußte, ob es der Fremde ſelber ſo ernſthaft aufgenommen oder den aus jungem Schlaf Geweckten nur zum Beſten haben wolle. Ihre Sorge um die Bequemlichkeit des ihr anvertrauten Gaſtes gewann aber raſch wieder die Oberhand. Die Lampe in ſeinem Zimmer war ſchon angezündet, ein anderes Licht wurde noch dem Mädchen gegeben, ihm voran hinauf zu leuchten, und mit der Verſicherung, daß ſein Schlafzimmer ordentlich durchwärmt und auch ſonſt alle Vorkehrungen getroffen wären, ihn das Eismeer mit ſeinen Schreckniſſen, in Hellburg wenigſtens, vergeſſen zu machen, wurden die Gute-Nacht-Wünſche auf das Herzlichſte gewechſelt.

Wenige Secunden ſpäter betrat der junge Fremde ſein, ſchon mit jeder irdiſchen Bequemlichkeit ausgeſtattetes Schlafgemach, in dem Vorrichtungen getroffen waren, ſelbſt einem Winter von Spitzbergen kühn die Stirn bieten zu können.

„Wenn er nur warm genug liegt!“ ſagte die Mutter, als ſie noch vor Schlafengehen die zum anderen Morgen nöthigen Wirthſchafts-Gegenſtände herausgegeben hatte und jetzt ebenfalls Anſtalt machte, ihr Lager zu ſuchen. — „Ich hätte große Luſt, Marie, ihm noch ein Deckbett hinüber zu ſchicken. Wenn er's nicht haben will, kann er es ja auf die Füße legen. Die ſind nie zu warm.“

„Aber, liebe Mutter, er hat einen ordentlichen Berg von Betten und könnte erſticken, wenn Du noch mehr darauf häufteſt! Ueberdies ſcheint er gar nicht ſo froſtig zu ſein und iſt doch ſicher auch an ein kälteres Klima gewöhnt.“

„Nicht froſtig?“ ſagte die Mutter, „ſeine Hand fühlt ſich immer an wie Eis. Nun, auf Deine Verantwortung denn. Alſo Du glaubſt, daß er genug Zudecke hat?“

„Uebrig genug.“

„Und das Zimmer iſt ordentlich durchgewärmt?“

„Wie ein Backofen, Mütterchen.“

„Wenn er nur keine kalten Füße bekommt!“

„Aber, beſte Mutter, Du haſt ihm ja noch außerdem die große Wärmflaſche, in eine dicke wollene Decke gewickelt, in's Bett ſetzen laſſen. Wenn er die auspackt, kann er ſich die ganze Nacht die Füße daran wärmen."

Die Frau Regierungs-Räthin ſeufzte tief auf. Sie mußte ſich allerdings für dieſe Nacht beruhigen, trotzdem war es ihr immer, als ob man den Fremden morgen früh halb erfroren in ſeinem Bette finden würde und ſie ſich nachher die bitterſten Vorwürfe zu machen hätte. Glücklicher Weiſe war übrigens das Zimmer nur von innen zu heizen, ſie hätte ſonſt ſicherlich eines der Mädchen angeſtellt, die ganze Nacht draußen nachzulegen, und das Schlafgemach des jungen Mannes in ſteter Gluth gehalten. Das ging nun allerdings nicht an, und ſie mußte dem Schickſal ſeinen Lauf laſſen.

Die Familie zog ſich jetzt in ihre verſchiedenen Schlafſtätten zurück, und das Haus lag bald in tiefer, ungeſtörter Ruhe.

Am nächſten Morgen war der junge Herr Schierling ſchon vor Tag aufgeſtanden und hatte dem Mädchen, das er nach Waſchwaſſer angerufen, da ſeines eingefroren ſchien, geſagt, er werde vor dem Kaffee noch einen kurzen Spaziergang machen. Der Regierungs-Rath indeſſen, der ſich nicht ſo leicht aus ſeiner Ruhe bringen ließ und vor Allem kein Freund von frühem Aufſtehen war, hörte, als er noch im Bette lag, ein ungewohntes Hin- und Herlaufen im Hauſe, lautes Reden und eine ſolche Menge Ausrufe des Staunens und Mitleidens, daß es ihn endlich nicht länger im Bette litt. Er ſprang auf und fuhr in ſeine Kleider, um ſich ſelber nach dem jedenfalls geſchehenen Unglück zu erkundigen. Sonderbarer Weiſe hatte er eine dunkle Ahnung dabei, daß Jemand die Treppe hinunter gefallen wäre und den Hals gebrochen hätte, und ein leiſes Zittern flog ihm durch die Glieder, als er den Namen ſeines Gaſtes draußen auf dem Gange mehrere Male deutlich unterſcheiden konnte.

Das ganze Haus war übrigens in der That in Aufregung, und er fand ſämmtliche weibliche Bevölkerung ſeiner Etage vor der weit geöffneten Thür des jungen Schierling, vor der ſie, trotz der dort herausſtrömenden Kälte, in eifriger Debatte verharrten.

„Was um Gottes Willen iſt vorgefallen?“ rief der Regierungs-Rath wirklich erſchreckt aus. „Iſt ihm etwas paſſirt? Mein Gott, warum ſpricht Niemand?!“

Wenn vorher Niemand, wenigſtens nicht zu ihm, geſprochen, ſo ſuchten ſie das jetzt Alle auf Ein Mal nachzuholen, und es dauerte eine geraume Zeit, bis er heraus bekam, um was es ſich hier eigentlich handle. Vor allen Dingen mußten übrigens die Fenſter des offenen Zimmers geſchloſſen werden, und der Regierungs-Rath wurde dann mit dem allerdings außergewöhnlichen Bericht ſeiner Ehehälfte überraſcht. Dieſer lautete, wie folgt:

Herr Schierling hatte ſein Bett, einen wahren Himalaya von aufgethürmten daunenweichen, herrlichen Federn, gar nicht berührt. Die ſchneeige, unzerknitterte Leinwand der Ueberzüge ſah ordentlich glaſig in der ſchneidenden Kälte des Zimmers aus. Damit aber nicht zufrieden, ſchien er vor allen Dingen das Fenſter geöffnet und die Wärmflaſche aus der wollenen Decke genommen zu haben. In die Decke ganz allein eingewickelt, hatte er dann jedenfalls die Nacht bei offenen Fenſtern und einer Temperatur zugebracht, in der das Waſſer in Krügen und Flaſchen feſt und hart gefroren war und die letzteren auch geſprengt hatte. Das Stubenmädchen behauptete dabei, ſie ſei feſt überzeugt, der entſetzliche junge Herr habe die warme wollene Decke auch noch erſt eine Weile aus dem Fenſter gehängt, ehe er ſich hineingewickelt, und ſie möchte nur wiſſen, ob er nicht im Sommer in einem Eiskeller ſchlafe.

Dabei lief er in der ſcharfen Morgenkälte, wo andere Menſchen noch in ihren warmen Betten lagen, nur mit dem dünnen, unwattirten Ueberzieher bekleidet, ſpazieren. So ein Menſch war ihnen doch noch nicht vorgekommen!

Zum Frühſtück fand ſich der junge Schierling übrigens ganz friſch und munter ein — nur etwas bleich ſah er aus. Die Hausfrau überhäufte ihn aber hier mit den zärtlichſten Vorwürfen, ſeines leichtſinnigen Betragens wegen. Den Tod hätte er ja können die Nacht haben vor Zug und Kälte, und in der ſpinnweb dünnen wollenen Decke, auf dem harten Sopha wäre ja eine Flaſche Waſſer zu Eis gefroren!

Ihr Gaſt lachte aber nur zu all den Vorſtellungen und ſchob ſeinen längeren Aufenthalt am Nordpol als einzige Entſchuldigung vor: Er ſei dort ſo die Kälte gewohnt geworden, und ſein Blut habe ſich vielleicht dermaßen dort verdickt, daß er den Begriff Froſt kaum noch kenne und in einem warmen Zimmer etwa daſſelbe Gefühl empfinde, wie andere Menſchen, die an einem kalten Wintertage in's Freie gingen. Nachts aber beſonders ſei er nicht im Stande, warm oder gar in Federn zu liegen, und er erſuche deßhalb auch ſeine freundliche Wirthin, ihm ſtatt der vielen ſonſt prächtigen Betten nur eine einfache Matratze mit der wollenen Decke, in der er die Nacht vortrefflich geſchlafen, zu ſeinem Lager zu geſtatten.

Uebrigens ſolle ſie ſich nicht die mindeſte Sorge ſeinethalben machen; wenn er ſich nicht vollkommen behaglich befände, würde er es ihr frei und offen ſagen. Ihr das auch gleich an Ort und Stelle zu beweiſen, bäte er ſie noch einmal darum, ſein Schlafzimmer Abends nicht wieder heizen zu laſſen.

Die Frau Regierungs-Räthin ſchüttelte freilich den Kopf darüber; an der Sache ſelber ließ ſich aber doch nichts weiter ändern, und da die Männer bald darauf durch die wichtigen Geſchäfte dieſes Tages abgezogen wurden, ſo ging die ſorgſame Wirthin ohne Weiteres daran, das Bett, wie verlangt, herzurichten. Der ganze Federberg (ein einziges Deckbett ausgenommen, das er doch noch vielleicht bewogen werden konnte auf die Füße zu legen), wurde beſeitigt, und nur eine Anzahl wollener Decken auf einem Stuhl zu Fuß des Bettes aufgeſtapelt, um dort zum Bedarf wenigſtens bereit zu ſein. Wollte ihr Gaſt dann abſolut einen Eiszapfen aus ſich machen, nun gut, ſo konnte ſie es nicht ändern und hatte wenigſtens ihre Schuldigkeit gethan.

Kapitel 7.

Die Conferenz der Erben des Quetzlinberger'ſchen Hauſes hatte übrigens auch noch viele andere Fremde nach Hellburg gezogen, und ganz beſonders ſollte Helene, des Doctor Hetzelhofer Schweſter, mit einem Gaſte überraſcht, ja, förmlich überrumpelt werden. Ohne ihr nämlich vorher auch nur eine Sylbe davon zu ſagen, hatte der Doctor am Abend vor der Conferenz einen fremden Herrn mit nach Hauſe gebracht, der mit Sack und Pack eintraf und in das leerſtehende Fremdenſtübchen ohne die geringſte weitere Vorbereitung untergebracht wurde. Ja, das Vorhandenſein deſſelben erfuhr Helene wirklich erſt am nächſten Morgen beim Frühſtück, wo er ihr als Doctor Quetzlinberger aus Berlin vorgeſtellt wurde.

Doctor Quetzlinberger, ein weitläufiger Verwandter des alten Teſtators, war ein ältlicher, ſehr hagerer und ſehr langer Mann, mit weißen Haaren und einer blauen Brille mit Seitengläſern, die Züge ſcharf und hart geſchnitten, die Naſe lang, dünn und gebogen, mit einer kleinen Warze oben auf dem Rücken derſelben, von der Natur gleichſam zum Tragen und Halten der Brille von vorn herein beſtimmt. Sein ganzes Aeußeres machte übrigens beim erſten Anblick einen keineswegs angenehmen Eindruck, und nicht liebenswürdiger wurde er, wenn er in ſeinen kurz abgeſtoßenen heiſeren Tönen ſprach. Faſt ununterbrochen benutzte er dabei eine ſtarke ſilberne Schnupftabaks-Doſe, die er in der linken Bruſttaſche trug, und ſeine übrigen Taſchen ſchienen ſämmtlich theils mit alten zuſammengefalteten Papieren, theils mit weißleinenen, oft ſchon längere Zeit gebrauchten Taſchentüchern gefüllt. Ueberhaupt gehörte Reinlichkeit nicht zu ſeinen hervorragenden Eigenſchaften.

Die Erbſchaft mit ihren zu ordnenden Geſchäften ſchien jetzt indeß ſeine ganze geiſtige Thätigkeit in Anſpruch zu nehmen. Schon zum Kaffeetiſche brachte er ein großes Paket Acten und Briefe mit, in denen er, ehe Doctor Hetzelhofer das Zimmer betrat, wühlte und las, und Helene, die auf ihn zuging und ihn als Hausfrau in ihrer kleinen Wirthſchaft begrüßte, beachtete er gar nicht weiter, als ihr höchſtens einen flüchtigen „guten Morgen“ zu bieten. Selbſt bei des Doctors Eintritt, der ihr auf dem Fuße folgte, ließ er ſich nicht im Mindeſten in ſeiner Beſchäftigung ſtören, und theilte ſeine Zeit ſo gleichmäßig zwiſchen Leſen, Schnupfen und Kaffeetrinken, daß wenig für ſeine Umgebung übrig blieb.

Doctor Hetzelhofer ſelber war eine eigenthümliche Perſönlichkeit, die ich dem Leſer jedenfalls mit ein Paar Worten vorführen muß.

Gerade das Gegentheil von ſeinem langen hageren Gaſte, war er kurz und dick, mit einem Kugelkopf und rother, höchſt belebter Geſichtsfarbe. Der Ausdruck ſeiner Züge würde auch, wie das meiſt dicken Leuten eigen iſt, etwas Gutmüthiges gehabt haben, hätten nicht die kleinen, grauen, raſtloſen Augen das wieder Lügen geſtraft. Unter den dünnen, kaum ſichtbaren hellblonden Brauen ſchoſſen ſie ihre Blicke ſcharf und ſtechend vor, und hafteten nie an dem Blicke deſſen, mit dem ihr Eigenthümer gerade ſprach, ſondern ſchienen ſtets wie ſcheu und ungeduldig an ihm herum zu ſuchen. Der Doctor war übrigens keineswegs redſelig und warf das Wenige, was er ſprach, raſch und polternd, nicht ſelten aber auch mit einer eigenen Art von trockenem, faſt boshaftem Humor hinaus. Selbſt ein heiſeres, kurzes, plötzlich vorbrechendes, aber auch eben ſo raſch abgeſtoßenes Lachen konnte nicht dazu dienen, das Fatale ſolchen Weſens zu mildern, und ſo groß ſein Ruf als Arzt, beſonders als Operateur war, ſo froh waren ſeine Patienten gewöhnlich, wenn ſie ſeiner Gegenwart enthoben wurden.

„Hehehe!“ ſagte er, als er das Zimmer betrat, und den Gaſt in ſeinen Papieren beſchäftigt, mit der linken Hand die Doſe, mit der rechten die Kaffeetaſſe haltend fand — „ſchon ſo fleißig, Alterchen? — guten Morgen, Helene! nun? — habe Dir da einen Gaſt über Nacht gebracht, der uns für ein Paar Tage die Ehre anthun wird, mit uns fürlieb zu nehmen — Doctor Quetzlinberger aus Berlin, müſſen ihm ſein Zimmer über Nacht ein Bißchen behaglicher einrichten. Nun, wie haſt Du geſchlafen, Quetzlinberger?“

„Schlecht!“ brummte dieſer, der zuerſt über die blauen Gläſer weg nach dem Eintretenden hinüber geſehen und ein kaum hörbares „guten Morgen“ in die Halsbinde, in der ſein Kinn wühlte, hinein gemurmelt hatte.

„Ja, lieber Gott,“ ſagte bedauernd Helene, das iſt auch kein Wunder. Es war ja auch gar nichts vorgerichtet, das Bett nicht aufgeſchüttelt, das Zimmer nicht ausgelüftet und gewärmt.“

„Bah, Unſinn!“ brummte Doctor Quetzlinberger ſehr ungenirt dazwiſchen, und ſchwankte einen Augenblick zwiſchen Kaffee und Priſe, endſchied ſich aber doch für die letztere, „war Alles vortrefflich — ſchlafe nie im warmen Zimmer, Betten eher zu weich als zu hart. Das verdammte Fiedelſtreichen die ganze Nacht durch hat mich nur nicht ſchlafen laſſen. Wäre das mein Miethsmann, ſo ſetzte ich ihn auf die Straße, mitten im Monat.“

„Hehehe — iſt mein Famulus,“ lachte der Doctor; „wäre nicht übel, wenn ich mir den auf die Straße ſetzen wollte. Das Violinſpielen iſt die einzige ſchwache Seite, die er hat.“

„Wäre mir ſtark genug,“ brummte der Fremde und vertiefte ſich wieder in ſeine Papiere, als ob er das Geſpräch abzubrechen wünſche.

„Wenn es Sie genirt,“ ſagte da Helene, „ſo werde ich ihn heute bitten, daß er es unterläßt. Schwiebus iſt ſehr gefällig, und es wird ihm unendlich leid thun, wenn er erfährt, daß er Jemandes Nachtruhe geſtört hat.“

„Schwiebus?“ ſagte der Fremde, durch einen ordentlichen Wald von Augenbrauen oder Borſten wieder über die Brille nach dem Doctor hinauf ſehend — „heißt Dein Famulus Schwiebus?“

„Ja, kennſt Du ihn?“ fragte dieſer raſch.

„In den alten Acten hier ſpielt ja ein Schwiebus die Hauptrolle — aber der iſt todt!“

„Nun, dann iſt's dieſer nicht!“ lachte der Doctor, und Herr Quetzlinberger, als ob damit die Sache erledigt ſei, brütete wieder über den alten, vergilbten, kaum noch leſerlichen Schriften. Helene hatte in ihrem ganzen Leben keinen ſo wunderlichen Mann geſehen.

Damit war das Geſpräch für jetzt abgebrochen. Der Gaſt ging auch bald darauf in ſein Zimmer, das er von da an nicht wieder verließ. Selbſt das Mittageſſen ließ er ſich, ſehr zu Helenens Aerger, auf die Stube bringen, wo er ſich in den alten Acten und Papieren vergraben hatte und nur manchmal kurze Conferenzen mit dem Doctor ſelber hielt, bis der zur Verſammlung beſtimmte Morgen anbrach.

Die Nacht vorher arbeitete er durch. Morgens brachte ihm Helene ſelber den Kaffee, aber er erwiderte nicht einmal ihren freundlichen Gruß, und ſchien ſo vertieft in ſein Nachdenken und ſo eingehüllt in eine Wolke von blauem Tabaksqualm, daß er ſelbſt nicht hörte, wie etwa eine halbe Stunde ſpäter wieder leiſe an die Thür geklopft und dieſe dann, als kein antwortendes und einladendes Herein ertönte, langſam geöffnet wurde.

Es war Schwiebus, der, mit dem wunderlichen Manne bis jetzt noch nicht ein einziges Mal zuſammen gekommen, ihn jetzt in einem Auftrage des Doctor Hetzelhofer aufzuſuchen hatte.

Wie er übrigens das rauchgefüllte Zimmer betrat und durch den Qualm die hagere, in einander gedrückte Geſtalt des Fremden entdeckte, blieb er einen Augenblick an der Thür ſtehen und beobachtete mit leiſem Kopfſchütteln den Fremden.

Der Mann war ihm in mancher Hinſicht intereſſant. Erſtlich hieß er Quetzlinberger, und Helene hatte bis jetzt noch ſtets beobachtet, daß der Name einen beſonderen Eindruck auf den Famulus ausübe. Dann aber hatte er ſich, gleich als erſtes Entree in das Haus, ſein Violinſpielen verbitten laſſen. Schwiebus betrachtete dieſe Sache rein vom muſikaliſchen Standpunct aus, und wenn irgend eine Saite ſeines Herzens empfindlich genannt werden konnte, ſo war es ſeine Fertigkeit auf dem Inſtrumente. Mit einer wahren Angſt hatte er deßhalb auch das Zimmer des Fremden betreten. Er fürchtete einen ſcharfen Kunſtkenner in ihm zu finden, deſſen Ohr durch die Schwächen ſeines Spiels beleidigt worden. Darüber beruhigte ihn aber bald das Aeußere des ihm gegenüber ſitzenden Fremden. Der Mann ſah nicht ſo aus, als ob er ſich für die Kunſt begeiſtern könne, und auf ſeiner Stirn ſtanden, wenn etwas, Zahlen und Buchſtaben, aber wahrlich keine

Noten geſchrieben. Auch gab es wohl kaum etwas Unharmoniſcheres auf der weiten Gotteswelt, als die in ſich zuſammengedrückte Geſtalt mit den vorſtehenden Backenknochen, den grauen borſtigen Augenbrauen und dem ſchmutzigen verſchoſſenen Schlafrock, und ein leiſes, faſt mitleidiges Lächeln ſtahl ſich bei dem Anblick über die fatalen Züge des Famulus.

Die Thürklinke, die er bis dahin noch immer feſtgehalten, ließ er jetzt los, rieb vorſichtig ſeine Hände in der gewohnten Art zuſammen und trat dann mit völlig geräuſchloſen Schritten zu dem Tiſche, an dem der Fremde über ſeinen Schriften brütete. Hier ſtützte er beide Arme auf, bog ſich ein wenig nach vorn und ſagte mit ſeiner freundlichſten, aber darum nicht weniger heiſeren Stimme und ſcharfer Betonung des letzten Wortes:

„Herr Doctor Quetzlinberger!“

„Ha!“ ſagte der Doctor, und raſch und faſt etwas erſchreckt emporfahrend ſchaute er erſtaunt in die dicht zu ihm niedergebogenen Züge des Famulus, der dem Blicke feſt und ruhig begegnete. „Wer zum Henker ſind Sie — was wollen Sie, und wo kommen Sie überhaupt auf einmal her?“

„Durch die Thür,“ erwiderte der Famulus ruhig, die letzte Frage zuerſt beantwortend, „ferner im Auftrag des Doctor Hetzelhofer, ihn zu entſchuldigen, daß ihn plötzliche Geſchäfte auf eine oder zwei Stunden abgerufen hätten. Drittens bin ich der Famulus Schwiebus!“

„Schwiebus?“ rief der Fremde und ſprang mit einem Satz von ſeinem Stuhle auf, „Schwie— bus!“ ſetzte er gleich darauf langſamer und ruhiger hinzu, „hm — das iſt merkwürdig — hm — ſonderbares Zuſammentreffen — Schwiebus, doch ein ganz eigenthümlicher Name, und kommt nicht häufig vor. Aber der Schwiebus iſt todt!“

„So?“ ſagte der Famulus bedauernd — „thut mir unendlich leid. Haben Sie das Vergnügen gehabt, ihn zu kennen?“

„Vergnügen gehabt, ihn zu kennen?“ wiederholte der Doctor, erſtaunt über das ernſthafte Geſicht, das der Famulus bei der Frage zog. — „Woher wiſſen Sie überhaupt, daß es ein Vergnügen geweſen wäre?“

„Hm,“ ſagte der Famulus, ſich langſam das Kinn ſtreichend, ohne jedoch den Blick auch nur einen Moment von dem Doctor zu verwenden.

„Wie alt ſind Sie?“ fragte dieſer jetzt, in einen neuen Gedankengang gerathend, während er die vor ihm ſtehende Geſtalt ſcharf und prüfend mit den Augen maß.

„Wie alt?“ wiederholte Schwiebus, und ein leiſes, faſt unheimliches Lächeln ſtahl ſich über ſeine

Züge — „wie alt? — wäre ſchwer zu beſtimmen — habe meinen Taufſchein und meine Backenzähne verloren.“

„Und was war Ihr Vater?“

„Mein Vater?“ fragte der Famulus raſch, „oh, Sie meinen den alten Schwiebus? nun, hoffentlich doch ein Ehrenmann. Aber — wenn ich fragen darf“ — ſetzte er dann langſamer hinzu, „weßhalb intereſſiren ſich denn der Herr Doctor ſo lebhaft für die Familie Schwiebus?“

„Schwiebus — verfluchter Name!“ ſagte der Fremde jetzt, wieder in ſeinen Stuhl und zwiſchen die Acten zurückſinkend, aus denen er auch wirklich nur durch den Namen war herausgehoben worden, „habe mich den ganzen Morgen damit beſchäftigt. — Iſt eine nichtsnutzige Canaille geweſen.“

„Hm,“ ſagte Schwiebus, und warf unwillkürlich einen Blick in den ihm gegenüberliegenden Spiegel — „er hat etwas Derartiges im Ausdruck!“

„Wer?“ rief der Doctor, ſchnell und überraſcht zu ihm emporſchauend.

„Wer?“ wiederholte der Famulus, „nun, der Name!“

„Name — Unſinn!“ brummte der Fremde — „wie kann ein Name etwas im Ausdruck haben. Was hat Quetzlinberger?“

„Nichts, dem ich fünf Thaler borgen möchte," ſagte der Famulus trocken.

Der Fremde warf wieder einen unſicheren Blick nach dem Famulus hinauf und ſchien nicht recht zu wiſſen, ob der wunderliche Kauz Spaß oder Ernſt oder ſich gar am Ende über ihn luſtig mache. Der Name Schwiebus mußte ihn aber doch in dieſem Augenblicke mehr intereſſiren, denn er ſagte nach kleiner Pauſe, in der er wie ungeduldig den Kopf ſchüttelte:

„Bah — bah, Unſinn, nichts als Unſinn — blanker, toller Unſinn. Laſſen Sie uns ein Wort vernünftig mit einander reden, Freund."

„Schön," ſagte der Famulus und ließ ſich ohne Weiteres auf einen, dem Tiſche gegenüber ſtehenden Stuhl nieder. Der Fremde ſah ihn etwas überraſcht an — er wurde augenſcheinlich aus dem wunderlichen Kauz nicht klug, und fuhr dann, ſich ein Paar Actenſtöße zurecht rückend, langſamer fort:

„Die Urſache kann ich Ihnen mit wenigen Worten ſagen: Mir iſt der Name hier in den Papieren auf allerdings nicht beſonders ehrenvolle Art vorgekommen, ſteht aber jetzt in ſo enger Verbindung mit dem präſumtiven Erben des alten Neſtes da drüben, daß mir Alles daran liegt, nähere Auskunft über ein ſolches Individuum, das früher mit dieſem Namen in der Welt herumgelaufen iſt, zu bekommen. Sie mögen deßhalb eine Frage dahin entſchuldigen, die *vielleicht* einen Ihrer Vorfahren betrifft — manche der unſrigen ſind ebenfalls nicht beſſer geweſen. Falls Sie ſelber denn vielleicht etwas Beſtimmtes über die Verhältniſſe älterer Familien-Mitglieder wüßten, würde den *rechtmäßigen* Erben des Quetzlinberger'ſchen Nachlaſſes ein *großer Dienſt* geleiſtet, wenn Sie uns das mittheilen wollten. Jener Schwiebus alſo . . .“

„Die nichtsnutzige Canaille?“ fragte der Famulus trocken.

„Bah, er iſt todt und nicht gehängt — was wollen Sie mehr!“ ſagte der Fremde, mit dem Kopf herüber und hinüber ſchaukelnd.“

„Man müßte unbeſcheiden ſein, *wenn* man mehr verlangen wollte,“ erwiderte der Famulus ruhig und fuhr ſich mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand durch die ſchwarzſeidene Halsbinde.

„Jener Schwiebus alſo,“ fuhr der Fremde, etwas ärgerlich über die Unterbrechung, fort, „ſoll vor einer langen Reihe von Jahren — man vermuthet, kurz vor dem Tode des alten Herrn Quetzlinberger — einen jungen Menſchen, den Schweſterſohn des alten Herrn, Namens Schierling, *ermordet* haben. Der junge Menſch, auf deſſen Namen, falls der *rechte*

Sohn nicht wieder aufgefunden würde, auch das ganze Teſtament lautet, blieb von der Zeit an verſchollen. Sein Tod, obgleich nie vollſtändig bewieſen, war allgemein geglaubt, bis er plötzlich brieflich, ohne ſich ein einziges Mal perſönlich zu zeigen, in der Erbſchafts-Angelegenheit wieder auftauchte. Dadurch wurde natürlich die ganze Geſchäfts-Ordnung geſtört, verwirrt und in die Länge gezogen, und die Erben ſind jetzt endlich einmal hier in Hellburg ſämmtlich zuſammengebracht, nicht allein die Sache zu reguliren, ſondern auch mehr faſt noch, den ſauberen Herrn Univerſal-Erben, wenigſtens den jungen Burſchen, der ſich jetzt dafür ausgiebt, von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen. Hiergegen hat ſich dieſer Zweig „Schierling“ auch bis jetzt allein geſträubt, und ein junger Menſch taucht da plötzlich, Gott weiß, woher! auf, der im Beſitz der rechtmäßigen, bis jetzt noch gar nicht producirten Papiere, allerdings die meiſten Anſprüche haben würde, wenn er nur überhaupt beweiſen könnte, daß er wirklich exiſtirt und der iſt, für den er ſich ausgiebt.“

„Sehr gut!“ ſagte Schwiebus jetzt, als der Doctor ſchwieg, gleichſam wie um ſeine Antwort abzuwarten. „Wenn der junge Schierling alſo damals am Leben geblieben iſt — und er muß am Leben geblieben ſein, ſonſt hätte er keine Nachkommenſchaft haben können — ſo ſcheint mir die Sache mit jenem — Schwiebus auch vollſtändig erledigt. Wenn der junge Schierling am Leben geblieben iſt, kann er ihn nicht ermordet haben.“

„Wäre auch klar!“ rief der Doctor raſch, „wäre auch klar, oder dürfte wenigſtens nicht bezweifelt werden, hätten wir nicht gerade das Geſtändniß jenes Schwiebus hier in den Acten. Der wurde nämlich damals gefänglich eingezogen, verſchwand aber auf die räthſelhafteſte Weiſe aus ſeiner Haft und blieb, trotz allen Nachforſchungen, ſpurlos verſchwunden.“

„Und was hat jener — Schwiebus geſtanden?“

„Daß er den Knaben — auf Veranlaſſung eines Anderen, den er aber nie nannte, und, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, für ein Blutgeld — nur in der Abſicht überfallen habe, ihn zu binden und auf ein nach Oſtindien beſtimmtes Schiff zu ſchaffen, wohin damals Recruten angeworben wurden. Der Knabe ſoll ſich aber gewehrt und ihn vorzüglich in den linken Arm gebiſſen haben, wodurch er denn in Schmerz und Wuth, ja, in Nothwehr für den eigenen Leib, wie er erklärt, ein gerade dort liegendes Handbeil aufgriff und dem jungen Burſchen Eins damit über den Schädel gab. Die Narbe an ſeinem Arm, d. h. die Merkmale der angebiſſenen Zähne, ſind im Protocoll angegeben, ſogar iſt das blutige Beil als Corpus delicti vorgelegt worden.“

Schwiebus hatte dem kurzen Berichte in wirklich peinlicher Spannung gelauſcht und wie unwillkürlich dabei die rechte Hand auf ſeinen linken Unterarm gelegt und dieſen feſt und krampfhaft gehalten. Er ſchwieg auch noch eine ganze Weile, als Doctor Quetzlinberger ſchon lange geendet hatte und in ſeinen Papieren wahrſcheinlich noch einen Beleg des oben Erzählten ſuchte. Endlich aber nahm er ſein Taſchentuch heraus, trocknete ſich damit die hellen, klaren Schweißtropfen, die ihm auf der Stirn ſtanden, ab, und das Tuch dann wieder einſteckend, begann er, ſich auf ſeine alte Art die Hände zu reiben.

„Nun?“ ſagte Doctor Quetzlinberger nach längerer Pauſe.

„Nun?“ wiederholte Schwiebus mit dem ruhigſten, unbefangenſten Geſichte von der Welt.

„Hm,“ ſagte der Doctor wieder, der durch das anſcheinend vergnügte Händereiben des Famulus ſchon Hoffnung geſchöpft hatte, der Mann wiſſe wirklich etwas von der Sache, und jener frühere Schwiebus ſei keine fabelhafte Perſon geweſen. Des Famulus Gedanken ſchienen aber einen anderen Lauf genommen zu haben, oder er ließ auch die Sache als völlig begründet gelten und fragte jetzt ſelber mit faſt ſchüchterner, vorſichtig gedämpfter Stimme:

„Aber — was wurde aus dem — aus dem Anderen?“

„Anderen? — welchem Anderen?“

„Nun, dem, der ihn gekauft haben ſollte.“

„Wen? — den Mörder?“

Schwiebus nickte mit dem Kopfe.

„Ja, den hat man nie herausbekommen,“ ſagte der Doctor ärgerlich. Der Schuft wollte nicht geſtehen, und wenn auch der Verdacht gegen einen jungen ſehr geſchickten Arzt vorlag, der damals in genauer Verbindung mit dem Quetzlinberger'ſchen Hauſe geſtanden haben ſoll, ſo ſcheinen die Beweiſe doch nicht ausreichend geweſen zu ſein, ihn namhaft zu machen oder gar zu faſſen. Möglich, ja ſogar wahrſcheinlich iſt es aber auch, daß der dem Mörder zur Flucht geholfen hat.“

„Sonderbare Geſchichte das!“ ſagte der Famulus kopfſchüttelnd, „ſehr ſonderbare Geſchichte! Sollte eigentlich ſtreng verboten ſein, Jemandem einen Rock zu verkaufen, deſſen Eigenthümer an den Blattern geſtorben — oder gehängt iſt.“

„Blattern geſtorben? — wer ſpricht denn jetzt von an Blattern geſtorben?“ brummte der Doctor. „Alſo von einem derartigen Subject aus Ihrer

Familie wiſſen Sie nichts? — es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir die ſtrengſte Discretion beobachten würden.“

Der Famulus ſchüttelte nachdenkend mit dem Kopfe.

„Haben Sie ſchon den Doctor Hetzelhofer gefragt?“ ſagte er endlich leiſe.

„Doctor Hetzelhofer? — gewiß — was ſoll denn der davon wiſſen?“

„Nun, ich meine nur — wäre ja doch möglich. Alſo der weiß nichts?“

„Nichts, als was ich ihm ſelber aus den Papieren mitgetheilt habe.“

„Und was ſagte er dazu?“ fragte der Famulus lauernd.

„Hm — er lacht und nimmt die Sache ſehr ungeſchäftsmäßig auf die leichte Achſel,“ ſagte der Fremde. „An dem wirklichen Tode des damaligen Erben zweifelt er übrigens keinen Augenblick und beſteht deßhalb ebenfalls darauf, daß ſich dieſer junge Schierling hier vor allen Dingen erſt einmal zu legitimiren habe. Das Uebrige finde ſich nachher von ſelber. Legitimirt er ſich wirklich, nun, dann iſt auch die Geſchichte mit jenem Schwiebus eine Fabel; denn wenn jener Knabe herangewachſen iſt und Enkel hinterlaſſen hat, kann er nicht erſchlagen ſein.“

„Läßt ſich nicht läugnen!“ ſagte Schwiebus — „aber der Biß.“

„Welcher Biß?“

„Nun, der in den Arm,“ erwiderte der Famulus, wieder ſeinen eigenen linken Arm ergreifend.

„Unſinn!“ brummte der Doctor, „wenn er ihn nicht todtgeſchlagen oder wenigſtens angefallen hat, wird der ihn auch nicht gebiſſen haben. Schlechtes Vergnügen, in faules Fleiſch zu beißen.“

Der Doctor war ärgerlich, aus dem Famulus nichts herausgebracht und ſeine Zeit nutzlos an ihn verſchwendet zu haben. Er ſah nach der Uhr, nahm ſeine Brille ab, ſchob ſie in das Futteral und ſtand von ſeinem Stuhle auf.

„Beſondere Kennzeichen jenes beſagten Schwiebus,“ fragte da der Famulus, deſſen Augen indeſſen an den Lippen des Fremden hafteten, „ſind alſo wohl nicht weiter im Protocoll angegeben?“

„Kennzeichen?“ wiederholte der Doctor, ſeine Papiere dabei zuſammenpackend, verächtlich, „die kauf’ ich nicht theuer. Kennzeichen allerdings, wie ſie aber auf der Polizei angegeben werden. Alles „mittel“ und „gewöhnlich,“ was nicht gerade als auffällig in die Augen ſpringt. — Graue Augen und dünne Haare, Geſtalt hager, niedere Stirn ꝛc. ꝛc. Eine

Beſchreibung, die eben ſo gut auf Sie, wie auf tauſend Andere paßte.“

„Auf mich?“ ſagte der Famulus leiſe ſchmunzelnd und fing an, ſich wieder die Hände zu reiben. „Hm, ja, wäre mir lieb.“

„Und dann muß man bedenken,“ ſetzte der Doctor hinzu, „wie erbärmlich in jener Zeit die Verbindungswege und überhaupt die ganzen polizeilichen Verhältniſſe waren. Wenn Jemand flüchtig werden wollte und nur in irgend eine andere Stadt ging, war er beinahe gar nicht wieder zu bekommen.“

„Und wo ſoll das vorgefallen ſein?“ fragte Schwiebus.

„Die Acten hier ſind von Hamburg,“ erwiderte der Doctor. „Aber ich habe ſchon zu lange meine Zeit mit Ihnen vertrödelt,“ ſetzte er dann auf ſeine alte, ziemlich barſche Weiſe hinzu. „Hier dieſes Paket Papiere ſeien Sie ſo gut, mir in etwa einer Stunde mit jener Mappe da in die Krone zu ſchicken. Obenauf liegt die Verhandlung über jenen Schwiebus. Wenn Sie wollen, können Sie die Acten einmal durchblättern. Fällt Ihnen dann noch etwas ein, was auf jene Geſchichte Bezug haben könnte,“ ſetzte er mit einem bedeutungsvollen Blicke hinzu, „ſind Sie vielleicht gar im Beſitz alter Familien-Papiere oder Briefe, die im Stande wären, das Dunkel aufzuhellen, ſo — ſoll es Ihr Schade nicht ſein. Sie können ſich wohl denken, daß uns viel daran liegt, darüber Gewißheit zu haben. Familien-Rückſichten ſind allerdings in den meiſten Fällen zu nehmen und auch ſo weit ehrenwerth, aber — nun, Sie verſtehen mich ſchon und werden ſich die Sache überlegen.“

Doctor Quetzlinberger hatte indeſſen, in der feſten Ueberzeugung, daß Schwiebus mehr wiſſe, als er für jetzt gerathen finde, ſich merken zu laſſen, und allein ſchon zu einem beſſeren Entſchluſſe kommen werde, ſeine Pantoffeln ab und in die Mitte der Stube geworfen. Er fuhr dann in ſeine Stiefel hinein, ſtreifte eben ſo nachläſſig ſeinen alten Schlafrock von den Schultern, den er halb über die Lehne ſeines Stuhles, halb auf die Erde fallen ließ, zog einen ſchon für ihn bereit gelegten dicken Flausrock an, den er ſich bis obenhin zuknöpfte, ſtülpte ſich ſeine weite Pelzmütze bis über die Ohren auf den Kopf, ſteckte ſein Brillen-Futteral in die Taſche und verließ mit einem „Vergeſſen Sie nichts,“ das auch zu gleicher Zeit als Abſchiedsgruß zu dienen ſchien, das Zimmer.

Schwiebus blieb allein zurück, und viele Minuten lang auch genau in derſelben Stellung, in der ihn Doctor Quetzlinberger verlaſſen hatte. Zufällig befand er ſich dabei gerade dem im Zimmer hängenden großen Spiegel gegenüber, in dem er jetzt zum erſten Mal ſeinem eigenen Blicke begegnete und faſt unwillkürlich davor zuſammenſchrak. Nichts deſto weniger blieb er ruhig ſtehen, überflog aber ſeine eigene Geſtalt in dem Glaſe mit ſcharfen, forſchenden Blicken, ſchüttelte dann, wie keineswegs befriedigt mit dem Reſultate, langſam den Kopf, und ſetzte ſich, die ihm von dem Doctor bezeichneten Papiere vor ſich entfaltend, endlich in den Lehnſtuhl nieder, wo er mit allem Eifer die Documente nachlas. Dieſe mußten aber für ihn ein ganz beſonderes Intereſſe haben, denn je weiter er darin vorrückte, deſto mehr blitzten und funkelten ſeine ſonſt nichts weniger als lebendigen Augen. Wie ungeduldig klopfte dabei ſein rechter Fuß den Tact zu irgend einer bewußtloſen Melodie, und er hielt die Unterlippe ſo feſt eingeklemmt zwiſchen den ſcharfen Zähnen, daß das Blut vollſtändig daraus zurückwich und ſie um die ſchmale niedergepreßte Oberlippe herum weiß und todtenähnlich erſcheinen ließ. Kein Wort murmelte er dabei, kein Laut verrieth, was gerade in ihm arbeite, und nur ein leiſes, kaum bemerkbares Kopfnicken, mit dem er zuletzt faſt mechaniſch den rechten Fuß begleitete, ſchien die Beſtätigung irgend einer gehegten Vermuthung oder eines geweckten Verdachtes zu bringen.

Endlich hatte er das Manuſcript, oder doch wenigſtens den Theil, der für ihn ein beſonderes Intereſſe haben mochte, beendet. Er ſtand auf, legte die Papiere wieder zuſammen, ſteckte ſie in die Mappe, die er mit einem grünen, breiten Bande feſt umſchlang, legte ſie dann auf den Tiſch, ſtrich ſich die Haare langſam aus der Stirn, zog ſich den Rock etwas gerade, wie um ſich jemand Fremdem vorzuſtellen, und trat dann, als er ſeine Toilette dermaßen flüchtig beendet, gerade und dicht vor den Spiegel hin.

Hier blieb er ſtehen und betrachtete ſich erſt eine kurze Zeit mit einem keineswegs freundlichen Ausdruck in dem Glaſe, und nickte endlich, die Brauen immer feſter zuſammenziehend, langſam mit dem Kopfe.

„Ja ja,“ ſagte er dabei leiſe flüſternd und nur eben laut genug, daß es das Spiegelbild etwa hätte hören können, „das hab' ich mir ſo ungefähr gedacht. So etwas mußte vorgefallen ſein, und ſo kommt man jetzt endlich hinter Deine Streiche, Schwiebus, hinter Deine nichtswürdigen, ſchurkiſchen Streiche!“

Er ſchwieg einen Augenblick und ſah ſein Spiegelbild etwa gerade ſo an, als ob er deſſen Erröthen abwarten wollte; da das aber ausblieb, fuhr er langſam fort:

„Dürfte ich mich denn jetzt wohl beklagen, wenn ſie Dich faßten und Dir mit einem Stricke die total unſchuldige Seele aus dem Halſe, der nicht einmal mehr Dir gehört, hinausdrückten, wie man einen Kern aus einer reifen Kirſche ſchießt? Es wäre mir auch eine ordentliche Freude, wenn es geſchähe, und ich hätte gar nicht übel Luſt, ſelber hinzugehen und einem hochweiſen Rath die ganze Geſchichte von A bis Z zu erzählen, wenn nur nicht — hm, iſt doch ein verfluchtes Ding! Und Ehrgefühl hat er auch nicht mehr, keine Miene verzieht er bei der ganzen Beſcheerung — ja, er ſchämt ſich nicht einmal!“ ſagte er, jetzt faſt laut und ſich halb umwendend im Zimmer, als ob er zu einem Dritten rede und deſſen Beſtätigung verlange. Hier aber ſchaute er plötzlich in das hochrothe, lachende Geſicht des Doctor Hetzelhofer, der indeſſen die Thür leiſe geöffnet hatte und hereingetreten war, um ein ſtiller, aber nichts deſto weniger ſehr vergnügt ausſehender Zeuge faſt des ganzen Geſpräches zu ſein.

„Es iſt ein verſtockter Sünder, Schwiebus,“ ſagte derſelbe jetzt mit dem Kopfe ernſthaft dazu nickend, während ihm das Geſicht vor verbiſſenem Lachen nur immer höher und röther anſchwoll, „es iſt ein hartnäckiger, unverbeſſerlicher Sünder und Hopfen und Malz rettungslos an ihm verloren. Das Beſte wäre auch, wir hängten ein Tuch über das Glas und ließen ihn gar nicht mehr hinaus an die friſche Luft und Sonne.“

Schwiebus' Geſicht verließ, als er den Doctor Hetzelhofer ſo plötzlich vor ſich ſah, auch die letzte Farbe. Ohne ſich aber irre machen zu laſſen, blieb er in ſeiner Stellung, begegnete feſt dem auf ihm haftenden Blicke des Doctors und ſagte dann mit wohl unterdrückter, doch nichts deſto weniger feſter und ruhiger Stimme:

„Wollen Sie einmal die Papiere da durchleſen, Doctor Hetzelhofer? — die dort obenauf mein' ich, in der braunen Mappe. Fänden vielleicht manches darin, was intereſſant wäre, aus früheren Zeiten.“

„Kenne die Geſchichte durch und durch, Schwiebus,“ lachte der Doctor, ſich innerlich ſchüttelnd und ohne ſich im Mindeſten außer Faſſung bringen zu laſſen, „kenne die Geſchichte durch und durch und habe mich oft genug dabei gelangweilt — iſt ein Namensvetter von Ihnen, he? — hahahaha!“

„Namensvetter? — ja,“ ſagte der Famulus ſchaudernd und mit kaum hörbarer Stimme, „ein Namensvetter, mit deſſen Paß ich mit größter Bequemlichkeit in der Welt umher reiſen könnte — wenn ich nicht vielleicht hier und da aufgehalten und

— gehängt würde. Angenehmer Namensvetter! Möchte doch eigentlich einmal einen Advocaten darum fragen, was man mit einem ſolchen Namensvetter am beſten macht.“

„Unſinn!“ brummte aber jetzt der Doctor und ſchüttelte halb lachend, halb ärgerlich den Kopf hin und her — „laſſen Sie die alten Geſchichten, Schwiebus, und werden Sie endlich einmal vernünftig! Im Hauſe laſſe ich mir's allerdings noch immer gefallen; es hört's eben hier Niemand, und wir Beide haben es unter einander und können darüber lachen. Wenn Sie's aber hinaustragen und anderen vernünftigen Menſchen Ihre tollen Ideen ebenfalls vorerzählen, dann ſagen die Leute nachher einfach: Der Schwiebus iſt verrückt und der Doctor Hetzelhofer muß auch keinen großen Verſtand haben, daß er ſich einen verrückten Famulus hält.“

„Wenn ich Ihnen aber die Beweiſe brächte,“ ſagte der Famulus leiſe, den Doctor dabei ſcharf fixirend, während die kleinen grauen Augen in einem ordentlich unheimlichen Lichte funkelten, „wenn andere Sachen an's Licht kämen, und andere Perſonen . . . .“

„Wenn Sie Ihr Leben abſolut in einem Narrenthurm beſchließen wollen, Schwiebus,“ ſagte der

Doctor, jetzt plötzlich ganz ernſt werdend, „ſo kann natürlich niemand Anderes etwas dagegen einzuwenden haben; Sie brauchen's nur zu ſagen. Dann rath' ich Ihnen aber wohlmeinend, ziehen Sie vorher in eine größere Stadt, denn die Bequemlichkeiten hier in der Anſtalt ſind eben nicht beſonderer Art.“

Schwiebus erwiderte keine Sylbe, knöpfte aber jetzt, keinen Blick dabei von dem Doctor verwendend, ſeinen linken Rockärmel langſam und bedächtig auf, ſtreifte ihn dann mit dem Hemd in die Höhe und hielt den bloßen Unterarm, auf dem deutlich die Narben eines Biſſes ſichtbar waren, jenem entgegen.

„Hahahaha!“ lachte aber dieſer jetzt gerade hinaus, „hahahaha, das iſt zu komiſch — das iſt wahrhaftig zu komiſch — Schwiebus — hahahaha — Schwiebus, Sie ſind ein koſtbarer Menſch, und man könnte ſich — hahahaha — wenn man nicht vorher erſtickte — wahrhaftig — hahahaha — man könnte ſich wahrhaftig todt bei Ihnen lachen.“.

„Und dürfte ich den Herrn Doctor Hetzelhofer vielleicht fragen,“ ſagte Schwiebus ernſt und ohne eine Miene zu verziehen, „was er hierbei ſo unendlich komiſch findet?“

Der Doctor konnte ſich aber im erſten Augenblick wirklich nicht faſſen. Er warf ſich in den am Tiſch ſtehenden Lehnſtuhl, hielt ſich mit beiden Händen den Bauch und lachte, daß ihm die großen hellen Thränen an den zinnoberrothen Backen niederliefen. Der Famulus ſtreifte indeſſen ſeinen Aermel wieder hinunter, knöpfte ihn zu und blieb vollkommen regungslos und ohne eine Miene dabei zu verziehen, neben dem Tiſche ſtehen — anſcheinend ganz geduldig, den Paroxysmus ſeines Principals abzuwarten. Dieſer brauchte auch wirklich mehrere Minuten, bis er wieder zu ſich kam, und rief dann, ſich die Thränen aus den Augen wiſchend:

„Hören Sie auf, Schwiebus — Sie ſind noch mein Tod — ich ſterbe — ich berſte vor Lachen, wenn ich noch einmal anfangen muß!“

„Hm, ja,“ ſagte der Famulus, „die Sache iſt auch merkwürdig komiſch — ungeheuer komiſch.“

„Die Idee iſt aber vortrefflich!“ rief der Doctor wieder und drohte in einen neuen Lachkrampf zu verfallen; „himmliſche Idee das, einen alten Hundebiß als Entſchuldigung für temporären Wahnſinn — gewiſſermaßen ein Atteſt berechtigter Tollheit — mit herum zu tragen und bei vorkommenden Fällen zur Legitimation aufzuzeigen. Schwiebus, Sie ſind wirklich unübertrefflich!“

„Danke Ihnen,“ ſagte Schwiebus, ſeinen linken Arm vorhaltend, „alſo das war ein Hundebiß?“

„Nun? — muß ich Sie etwa noch daran erinnern, daß Sie vor, ich weiß nicht mehr, wie viel Jahren, von meiner Bulldogge gebiſſen wurden, die Ihrem Raben zu Leibe wollte?“

„So viel ich weiß,“ ſagte Schwiebus, „war der nicht in den linken Arm, ſondern in das rechte Bein.“

„Und den Arm, Schwiebus,“ lachte der Doctor wieder. „Aber ich vertrödele hier meine Zeit mit Ihnen — alle Wetter, es iſt ſchon eilf Uhr vorüber, und um halb eilf Uhr hat die Verhandlung begonnen! Was ſoll denn mit den Papieren da geſchehen? Hat die der Doctor vergeſſen?“

„Ich ſoll ſie ihm hinüber ſchicken — werde ſie ihm aber wahrſcheinlich ſelber bringen. Bin doch auch neugierig, den Congreß des Quetzlinberger-ſchen Hauſes mit anzuſehen und den eigentlichen Erben kennen zu lernen,“ ſagte der Famulus.

„Ja ja, Schwiebus — kann ich mir denken,“ nickte ihm der Doctor zu — „iſt wenigſtens leicht erklärlich — aber,“ ſetzte er mit einem ſcharf auf den Famulus gehefteten, halb lachenden, halb lauernden Blicke hinzu, vor dem Schwiebus in ſich ſelbſt zuſammenzuckte: „Vergeſſen Sie die tollen Ideen, Schwiebus — und das je eher, deſto beſſer. Eine

Zwangsjacke iſt eine höchſt unbequeme Tracht — und es giebt doch noch unbequemere!“ Damit ihm freundlich zunickend, verließ er das Zimmer, und Schwiebus packte, faſt mechaniſch, die Mappe zuſammen, ſie ihrem Beſtimmungsorte zuzutragen.

Kapitel 8.

Der Wirth „Zur Krone“ in Hellburg hatte ſeinen kleinen Saal ſowohl für dieſen Tag, als für alle ſpäteren Verhandlungen der Conferenz zur Verfügung geſtellt. Hier war denn auch ſchon an dieſem Morgen eine ziemlich zahlreiche und lebendige Geſellſchaft verſammelt, die theils aus den verſchiedenen Verwandten und ſonſtigen ſich berechtigt glaubenden Erben des Quetzlinberger'ſchen Nachlaſſes, theils aus den verſchiedenen Advocaten beſtand. Den letzteren waren kleine Tiſche mit Schreibmaterialien eingeräumt, wo ſie theilweiſe emſig beſchäftigt ſaßen, ihre Schriften zu ordnen, theils auch mit ihren Clienten ſich unterhielten. Die übrigen Gruppen plauderten zuſammen, gingen hier und da zu Zweien und Dreien im Saale auf- und ab, oder ſaßen auch einzeln in ſchweigender Gravität, das Reſultat der Zuſammenkunſt zu erwarten, und ſich durch voreilige Freundlichkeit mit einem der anderen vorgeblichen Erben nichts zu vergeben. Jedenfalls hatte die ganze Geſellſchaft einen beſtimmten Zweck: den langen unerquicklichen Proceß endlich einmal zu einem Schluſſe zu führen und zum erſten Mal die Ueberreſte deſſen zu überblicken, was Gerichtskoſten und Advocaten von einem früher ziemlich bedeutenden Vermögen übrig gelaſſen haben mochten.

Das Ganze war bis jetzt auch in einem höchſt geſchäftsmäßigen ſteifen Tone betrieben worden. Die verſchiedenen Verwandten, von denen ſich hier die meiſten zum erſten Male ſahen, konnten aus ihren früheren Correſpondenzen oder Verhandlungen überhaupt keine beſondere Neigung zu einander gefaßt haben, und kamen ſich deßhalb wohl ſehr höflich, aber auch ſehr kalt entgegen. Ja, ſelbſt die Freundlichkeit Einzelner nahm man nur mißtrauiſch und abwehrend auf.

Das Verhältniß der Erben war übrigens in ſo fern eigenthümlicher Art, da es in drei Claſſen zerfiel, von denen Doctor Hetzelhofer laut teſtamentariſchen Papieren, wie ſchon erwähnt, die Verlaſſenſchaft des älteſten Sohnes beanſpruchte und darin von jenem ſehr entfernten Verwandten des Quetzlinberger'ſchen Hauſes, dem Doctor und Notar Quetzlinberger, unterſtützt wurde. Man vermuthete natürlich dabei, und wahrſcheinlich nicht ohne Grund, daß er dieſem für ſolche Unterſtützung bedeutende Vortheile in Ausſicht geſtellt haben mußte.

Ihm gegenüber ſtand der junge Schierling, als Nachkomme des Adoptiv-Sohnes, der durch ſein Erſcheinen Doctor Hetzelhofer's Anſprüche in den Hintergrund drängte. — Der Doctor konnte nämlich nicht beweiſen, daß der junge Eduard Quetzlinberger, der eigentliche legitime Sohn des alten Teſtators, nach dem Tode dieſes wieder zum Vorſchein gekommen ſei, und für den Fall galt der Adoptiv-Sohn, wie ſchon erwähnt, als Univerſal-Erbe. Eine Zeit lang war aber auch dieſer völlig verſchollen geweſen, und Doctor Hetzelhofer hatte ſeinen Proceß gegen die anderen Erben und Verwandten des Quetzlinberger'ſchen Hauſes ſchon faſt zu Ende geführt, als der Adoptiv-Sohn Schierling plötzlich wieder (wie es hieß, gerade von einer Wallfiſch-Fahrt zurückgekehrt) auftauchte, dem Proceß dadurch eine neue Wendung und vollkommen friſche Nahrung gab und des Doctors Anſprüche auf's Neue unſicher machte.

So waren die verſchiedenen Anſprüche im Laufe der Zeit auch auf die verſchiedenſten Namen und Familien übergegangen Nur die beiden Haupterben ſchienen den Krieg von ihren Vorfahren mit geerb zu haben, und Doctor Peregrinus Hetzelhofer ſtand noch immer den Anſprüchen des Konrad G. Schierling ſo hartnäckig entgegen, wie es ſeine Vorfahren vor faſt neunzig Jahren gethan hatten.

Der Vergleich übrigens, den der junge Schierling den übrigen Erben angeboten und der den Doctor veranlaßt hatte, ſeine Zuſtimmung wenigſtens zu dem Verſuche zu geben, war um [illegible] annehmbarer, je größere Anſprüche der junge Mann auf das Ganze hatte. Er enthielt in der That das ſehr uneigennützige Anerbieten des jungen Schierling, den übrigen Erben ſämmtliche Grundſtücke, wie überhaupt die ganze Erbſchaft zu überlaſſen, mit einziger Ausnahme des alten, gewiß ſchon baufälligen, jedenfalls aber unbenutzbar gewordenen Hauſes und benachbarten Grundſtückes, unter der Bedingung jedoch, daß es ihm, wie es da ſtand, übergeben wurde, und kein Menſch weiter, ſelbſt kein Gerichtsbeamter, den er nicht ſelber hineinführe, das Recht haben ſolle, es zu betreten. Eben ſo müſſe es einzig und allein ihm überlaſſen bleiben, wie er es zu verwenden oder zu benutzen gedenke.

Dem Gros der Erben hätte allerdings nichts Erwünſchteres kommen können, die Hauptanſprüche an den Nachlaß in ſo billiger Weiſe befriedigt zu finden. Das alte Haus war jedenfalls das geringſte werthvolle Stück der Nachlaſſenſchaft, indem es die meiſten Koſten verlangte, wieder hergeſtellt zu werden. Außerdem ſtanden die Anſprüche des Doctor Hetzelhofer, ſobald die Rechte des jungen Schierling anerkannt waren, ebenfalls in ſecundärer Stelle da. Er durfte dann nicht mehr die Univerſal-Erbſchaft für ſich in Anſpruch nehmen, ja, bei einem Vergleiche nicht einmal höhere Anſprüche machen als ſie ſelber, und wo ſehr Viele von ihnen ſchon in Verzweiflung die letzte Hoffnung auf Erfolg aufgegeben hatten, läßt es ſich denken, daß die Stimmung im Ganzen unter den Verwandten eine ſehr günſtige, beſonders dem jungen Schierling geneigte war.

Der Einzige in der That, dem ein ſolcher Vergleich mit den früher erhobenen Anſprüchen nicht angenehm ſein konnte, war Doctor Hetzelhofer und durch ihn Doctor Quetzlinberger. So wenig ſich der Erſtere aber etwas Derartiges merken ließ und ſeine gewöhnliche trockene Ruhe der erwarteten Entſcheidung gegenüber beibehielt, ſo mürriſch und unzufrieden zeigte ſich ſein Verbündeter und Notar, der alle an ihn gerichteten Fragen, wenn überhaupt, nur grob und kurz beantwortete und ſeinen Sitz im Saale auch dicht am Ofen und ſo in eine Ecke gedrängt eingenommen hatte, daß er im Stande war, ſich läſtige Geſellſchaft ſo viel als möglich fern zu halten.

Doctor Hetzelhofer dagegen ging mit auf den Rücken gelegten Händen langſam im Saale auf und ab, ſprach mit Jedem, der ihm in den Weg kam, ohne ſich jedoch mit irgend Jemandem lange einzulaſſen, und ſchien mehr die Stimmung zu erforſchen, die unter den Erben herrſche, um ſeine eigenen Maßregeln danach zu nehmen. Seine eigenen Anſichten über die Sache behielt er dabei für ſich und gab, wenn direct darum befragt, immer nur ausweichende Antworten.

Die Geſellſchaft der Erben gehörte übrigens zu den gemiſchteſten. Den ariſtokratiſchen Theil derſelben bildete aber ein altes Stifts-Fräulein aus einem hannover'ſchen Stift, das mit einem großen Paket Papiere angekommen war und dieſe jetzt allen Advocaten der verſchiedenen Parteien, die ſich ihrer kaum erwehren konnten, vorzuleſen wünſchte. Neben ihr ſtand ferner eine verwitwete Frau Kreisräthin Olekamp mit ihrer unverehelichten Tochter Fräulein Sigelinde Olekamp. Dann ärgerte beſonders ein Schneider Quetzlinberger aus Bärenburg den Doctor und das Fräulein Olekamp, die er fortwährend „Herr Vetter“ und „Frau Baſe“ nannte.

Auch noch ein Paar arme Verwandte waren zugegen, deren Familien der Proceß bis jetzt wahrſcheinlich weit mehr gekoſtet hatte, als ſie je wieder hoffen durften, heraus zu ziehen. Dieſe hielten ſich ſchüchtern zurück und dankten heute vielleicht zum erſten Male Gott für den Beſitz eines Advocaten, der ſie wenigſtens dem enthob, ſelber ſprechen zu müſſen.

Noch eine andere Perſönlichkeit hatte indeſſen den Saal betreten. Es war Schwiebus, der mit den Papieren für Doctor Quetzlinberger herüber gekommen war und jetzt, nadem er ſie abgeliefert, zurückblieb, die einzelnen Gruppen mit einem eigenthümlich theilnehmenden Blicke zu betrachten. Er ſtand, beide Hände tief in die Taſchen ſeines großen braunen Rockes hinein geſchoben, die Mütze, die er gewöhnlich trug, unter den linken Arm gedrückt, unfern der Thür, durch welche eilfertige Kellner jetzt Bouillon und Glühwein und Flaſchen und Gläſer herbeitrugen, dem nachzuhelfen, was der Eine Ofen in dem großen Zimmer doch nicht vermocht hatte zu leiſten.

Da wurde plötzlich die Saalthür weit aufgeriſſen, und ein junger Mann mit bloßem Halſe und freier offener Stirn, dem die weichen braunen Locken voll unter der Seemannsmütze vorquollen, blieb darin ſtehen und überſchaute mit lachenden, faſt etwas kecken Augen das wunderliche Gemiſch von Perſonen, das ſich hier ihm bot. Dicht neben Schwiebus, der ihn jetzt ſeinerſeits mit ſcharfen, faſt mißtrauiſchen

Blicken betrachtete, ſtand er, die Arme in die Seite geſtemmt, den einen Fuß etwas vorgeſchoben, als ihm die warme Luft des Saales, die ſich dem geöffneten Eingange zuzog, entgegenſtrömte. Da riß er ſich plötzlich die Mütze vom Kopf, und die Haare aus der Stirn ſtreichend, rief er aus:

„Wallroſſe und Seeſchlangen, was für ein luſtiges Leben hier — und eine Hitze — ha — daß ſie Einem den Athem faſt verſetzt. Um des Himmels Willen, meine Herrſchaften, halten Sie denn das aus?“

Mit zwei Sätzen war er dabei, ehe nur irgend Jemand eine Ahnung von dem hatte, was er beabſichtigte, auf den nächſten Stuhl und Tiſch geſprungen, drehte die oberen Fenſterwirbel auf und öffnete eines der hohen Fenſter, durch das die kalte Winterluft mit eiſiger Schärfe in's Zimmer zog.

„Heiland der Welt!“ ſchrie da das Stifts-Fräulein, das gerade am nächſten unter dem Zuge ſtand. „Sind Sie wahnſinnig, Herr, daß Sie bei zwölf Grad Kälte die Fenſter aufreißen? Himmel, mein Rheumatismus!“

„Um Gottes Willen machen Sie das Fenſter zu!“ rief es aber auch gleichzeitig faſt von allen Seiten, „es iſt ſo ſchon eine Hundekälte hier im Saal. Na, das fehlte auch noch! Kellner! noch ein Glas Grog —

aber ſo heiß, wie Sie es haben — Und mir auch eines — Herr, machen Sie nur das Fenſter zu — und mehr Steinkohlen herauf — das Feuer muß ja ganz ausgegangen ſein! — Segne meine Seele, der Menſch iſt rein toll — Wer iſt es denn eigentlich?“ — klangen die verſchiedenen Ausrufe meiſt laut und wirr durch einander, und der junge Herr Schierling ſtand indeſſen noch lachend oben an dem offenen Fenſter, dem Toben, das er herauf beſchworen, horchend. Der Regierungs-Rath Hechner, der dicht hinter ihm das Zimmer betrat, hatte indeß wenigſtens raſch die Thür zugeworfen, um aus dem furchtbaren Zuge zu kommen, während ein Paar Kellner ebenfalls auf die Tiſche ſprangen und, dem allgemeinen Nothſchrei gehorchend, das Fenſter wieder ſchloſſen.

„Aber, mein beſter Herr Schierling!“ rief der Regierungs-Rath dabei, „ſind Sie denn rein des Teufels, daß Sie uns Alle in den Tod hinein erkälten wollen? Wir hier haben ja doch keine ſolche Eisbären-Naturen, daß wir erſt über dem ſiebenzigſten Grad Norder-Breite anfangen, uns wohl und heimiſch zu fühlen.“

„Gut, gut!“ rief der junge Mann achſelzuckend, indem er von dem Tiſche wieder hinunter in die Stube ſprang und den Kellnern das Feld räumte, „wenn Sie denn abſolut in dieſer dunſtigen Atmoſphäre erſticken wollen, habe ich auch nichts weiter dagegen einzuwenden. Aber, Wetter noch einmal! hier iſt ja die ganze werthe Verwandtſchaft. — O, Hechner, haben Sie doch die Güte, mich einmal vorzuſtellen.“

Der Advocat Hechner, ein Bruder des Regierungs-Rathes und der Rechtsanwalt des jungen Schierling, der ebenfalls ſeinen Sitz an einem der kleinen Tiſche hatte, war ſchon aufgeſtanden, ihn zu begrüßen.

„Mit Vergnügen!“ rief er dabei — „meine Herren und Damen, ich habe hiermit die Ehre, Ihnen meinen werthen Clienten, Ihren lieben Verwandten, den Herrn Konrad G. Schierling vorzuſtellen, in deſſen Auftrage ich bis jetzt eben die Unterhandlung geführt und deſſen Vorſchläge zu einer gütlichen Ausgleichung des langen Proceſſes ich die Ehre hatte, Ihnen zu bringen. — Herr Schierling, hier iſt Herr Doctor Peregrinus Hetzelhofer — der Herr da am Tiſch, Herr Doctor und Notar Quetzlinberger aus Schmalkalden, hier die Frau Kreis-Räthin Juſtine Olekamp mit Fräulein Tochter. Ferner hier das gnädige Stifts-Fräulein von Olekamp aus Hildesheim; ferner hier der Herr Schneidermeiſter Quetzlinberger aus Bärenburg.“

„Freut mich recht ſehr, Herr Vetter, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen — Donnerwetter, haben

Sie kalte Hände!“ ſagte Herr Quetzlinberger aus Bärenburg zu dem jungen Schierling durchdringend und ſeine Hand nehmend. Dieſe ſchüttelte er übrigens herzhaft und ſchien gar nicht übel Luſt zu haben, ſie für den Lauf des Tages zu behalten.

„Die Ehre iſt ganz auf meiner Seite,“ ſagte Herr Schierling verbindlich, machte ſich aber doch zu gleicher Zeit von dem neugefundenen Vetter frei und wandte ſich an die Damen, gegen die er fortfuhr: — „aber ich muß, wie ich ſehe, tauſendmal um Verzeihung bitten des Fenſters wegen. Die Damen ſind alle ſo in Pelzkrägen und Muffs eingepackt, daß ſie keineswegs meine Anſicht über die hier herrſchende Temperatur zu theilen ſcheinen. Es ſollte mir unendlich leid thun, Ihnen irgend eine Unbequemlichkeit verurſacht zu haben.“

Er drehte ſich dabei halb um, zu ſehen, ob vielleicht noch andere Damen hinter ihm ſtänden. Da fiel ſein Blick auf den hier poſtirten Schwiebus, der allen Bewegungen des jungen Mannes bis dahin mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit gefolgt war, und nur zuſammenzuckte, als er ihn „Schierling“ nennen hörte.

„Schwiebus!“ ſagte der Famulus da, wie er die Augen des jungen Fremden auf ſich gerichtet ſah, ſich gewiſſermaßen dadurch ſelber vorſtellend, „Famulus Schwiebus!“

„Alle Wetter!“ rief da der junge Schierling raſch und drehte ſich jetzt gegen den Famulus um, „alte Bekannte, he? — Nicht wahr, wir ſind uns ſchon einmal im Leben begegnet — in Hamburg, wenn ich nicht irre — erinnern Sie ſich meiner noch?“

Der Famulus begegnete ſtarr dem Blicke, und als der Fremde die Hand nach der ſeinen ausſtreckte und ſie ergriff, zitterte bei der Berührung ſein ganzer Körper wie Espenlaub. Er öffnete auch den Mund, wie um etwas zu entgegnen, aber kein Wort kam über ſeine Lippen.

„Bitte, mein beſter Herr Schierling,“ unterbrach da das Stifts-Fräulein das kaum begonnene Geſpräch der beiden Männer. Mit einem lang gefalteten, ſehr geſchäftsmäßig ausſehenden Actenſtück hatte ſie ſich dabei bis zu ihm durchgedrängt und berührte jetzt leiſe und entſchloſſen den Arm des langſam nach ihr Umſchauenden — „dürfte ich Ihre Zeit wohl einmal, nur auf wenige Minuten in Anſpruch nehmen, um Ihnen eine höchſt wichtige Mittheilung aus dieſen Papieren zu machen?“

„Eine Mittheilung zu machen?“ ſagte der junge Schierling, Schwiebus' Hand dabei loslaſſend.

„Nur etwas vorzuleſen, das ſich auf unſere früheren Familien-Verhältniſſe ....“

„Bitte tauſendmal um Entſchuldigung,“ unterbrach ſie aber der junge Mann, das drohend gegen ihn angehaltene Papier mit komiſchem Schrecken von ſich abwehrend, „ich verſtehe auch nicht das Geringſte von Geſchäftsſachen, und Herr Notar Hechner wird Ihnen da mit Vergnügen für mich jede gewünſchte Auskunft geben.“

„Aber ich habe Herrn Notar Hechner ſchon viermal vergebens erſucht,“ ſagte das Stifts-Fräulein beleidigt.

„Gnädiges Fräulein haben mir die bezüglichen Stellen ſchon verſchiedene Male genannt,“ berichtigte freundlich der Advocat, „aber eben ſo viele Male habe ich Ihnen auch erklärt, daß ſie nicht das Mindeſte mit unſerem ſpeciellen Falle zu thun haben, ſondern ſich vollkommen in dem Geſammt-Vergleich der Erben erledigen.“

„Wenn ich vielleicht dem gnädigen Fräulein Baſe in irgend etwas behülflich oder dienlich ſein könnte,“ miſchte ſich hier Herr Quetzlinberger aus Bärenburg mit einer zierlichen Verbeugung in das Geſpräch. „Es würde mir eine beſondere Ehre ſein, meiner Verwandtſchaft mit irgend etwas aus der Verlegenheit zu helfen. Nur nicht mit Geld, hahaha! —

Geld iſt bei mir immer das Wenigſte, Fräulein Baſe — immer das Wenigſte, hahaha!“

Das Stifts-Fräulein durfte unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nicht gerade grob werden, aber ſie dachte auch gar nicht daran, ſich mit dem allzu dienſtfertigen Verwandten — deſſen Verwandtſchaft ſich nun doch einmal nicht ableugnen ließ — näher einzulaſſen, als die Verhandlungen hier unumgänglich erforderten. Sie ſchob deßhalb ihr Manuſcript, ſehr zur Beruhigung des Herrn Notar Hechner, in einen rieſigen Strickbeutel, den ſie am Arme trug und der, ſeiner Länge nach zu urtheilen, wirklich nur für derartige Actenſtücke gearbeitet ſchien, und zog ſich mit einer leiſe dankenden, aber auch entſchieden ablehnenden Verbeugung gegen Herrn Quetzlinberger aus Bärenburg in den entgegengeſetzten Theil des Zimmers zurück. Jedenfalls ſuchte ſie dort ein anderes Opfer.

Schwiebus hatte indeſſen keinen Blick von dem jungen Schierling verwandt, der aber jetzt von Doctor Hetzelhofer angeredet und beſchäftigt gehalten wurde. Nichts deſto weniger drehte er ſich mehrmals nach der Stelle um, auf der Schwiebus noch immer unbeweglich, wie in den Boden gewurzelt ſtand, und nickte ihm zweimal ſogar ganz freundlich und vertraut zu.

„Ein merkwürdiger Mann, der junge Herr Schierling, Schwiebus!“ ſagte jetzt der Regierungs-Rath Hechner, der das freundliche Nicken deſſelben ebenfalls bemerkt hatte, indem er zu dem Famulus trat. „Wußte übrigens gar nicht, daß Sie mit ihm bekannt waren. Hm — der ſcheint gar kein Blut im Leibe zu haben.“

„Kein Blut im Leibe?“ rief der Famulus raſch und erſchrocken.

„Bildlich, natürlich,“ lächelte der Regierungs-Rath, „Ihr Aerzte nehmt Alles gleich in der wörtlichen Bedeutung. Der Menſch friert aber gar nicht und ſchläſt jetzt Nachts bei offenen Fenſtern unter einer einzigen dünnen wollenen Decke. Meine Frauen zu Hauſe ſind ganz außer ſich. Wo haben Sie denn einander kennen gelernt?“

„Gott weiß es,“ ſagte der Famulus und ſchüttelte, ſtier und gedankenvoll vor ſich niederſehend, den Kopf — „ich glaube, unſere Wege haben ſich ſchon mehrere Male gekreuzt, aber — es muß vor meiner Zeit geweſen ſein.“

„Vor Ihrer Zeit? — ehe Sie hieher nach Hellburg kamen, meinen Sie?“ ſagte der Regierungs-Rath.

Schwiebus nickte leiſe mit dem Kopfe, als er ſich plötzlich am linken Arme gezupft fühlte. Raſch drehte er ſich dorthin um und ſah hier niemand Anderes, als das „gnädige Stifts-Fräulein,“ vor ſich ſtehen. Mit glücklicher Umgehung des jetzt gerade am anderen Ende des Saales beſchäftigten Herrn Quetzlinberger aus Bärenburg hatte ſich dieſelbe wieder zu Herrn „Doctor Schwiebus,“ wie ſie gehört, daß ſein Name ſei, durchgearbeitet und erſuchte jetzt den „Herrn Doctor,“ das vorliegende „kleine Document“ mit ihr durchzugehen, um ſeine Meinung über zwei wichtige Puncte darin zu erfahren.

Schwiebus war ein viel zu gefälliger Menſch, irgend einer Seele eine Bitte abzuſchlagen. In dieſem Augenblicke wußte und verſtand er aber nicht einmal, was von ihm verlangt wurde, und während ſein Geiſt draußen im Weiten ſchweifte, das verträumte Bild des jungen Fremden wieder aufzufinden und zurückzubringen, ließ er ſich willenlos von dem alten hartnäckigen Fräulein zu dem nächſten Tiſche führen. Hier begann daſſelbe denn auch ohne Weiteres, und nur vorher einen flüchtigen triumphirenden Blick nach dem Notar Hechner hinüberwerfend, dem lautlos daneben ſitzenden Schwiebus das ganze Document, mit begleitenden Bemerkungen, von vorn bis hinten langſam vorzuleſen. Schwiebus hatte dabei glücklicher Weiſe weiter nichts zu thun, als ruhig zuzuhören, und nur dann und wann, bei irgend einem ſtark betonten Worte oder fragenden Blicke, oder bei irgend einer Pauſe mit dem Kopfe zu nicken. Das that er denn auch rein mechaniſch, bis ſie geendet hatte, das geheftete Actenſtück dann wieder zuſammen und ihre beiden Hände darauf legte und, mit einem ſelbſt überzeugten Blicke zu ihm aufſchauend, rief:

„Nun, Herr Doctor, hab' ich nicht Recht? — Iſt der Fall nicht trotz allen Advocaten der Welt ſo klar wie ein Kron-Diamant?" — welche Diamanten ſie als eine beſondere Species zu betrachten ſchien.

„Da nun allerdings," erwiderte in ſeiner Unſchuld und Geiſtesabweſenheit Schwiebus eben nicht ganz paſſend.

„Wenn ich nur wüßte, wen er gemeint hat — den Kern oder die Schale . . . ."

„Die Schale," rief das Stifts-Fräulein, erſchreckt zu ihm aufſchauend — „von was, um des Himmels willen, ſprachen Sie denn eben?"

Es war ein Glück für Schwiebus, daß gerade in dieſem Moment die Thür aufging und ein Bote aus des Doctors Hauſe ihn raſch zu einem Patienten rief. In dem dunkeln Gefühl dabei, der Dame gegenüber irgend etwas Verkehrtes geſagt oder gethan zu haben — denn von dem ganzen Documente hatte er keine Sylbe gehört, viel weniger verſtanden —

erhob er ſich raſch, griff ſeine Mütze auf und verließ, mit einer ziemlich linkiſchen Verbeugung gegen das entrüſtete Stifts-Fräulein, eilig den Saal.

Der junge Schierling war indeſſen ebenfalls, ganz wider ſeinen Willen, durch die beiden Doctoren Hetzelhofer und Quetzlinberger in ein geſchäftliches Geſpräch hineingezogen worden, aus dem ihn aber die Frau Kreis-Räthin Olekamp glücklich befreite. Die Frau Kreis-Räthin war erſt geſtern Abends in Hellburg eingetroffen, hatte ſich aber ſchon vorher ein möblirtes Logis beſtellt und beabſichtigte, den Sommer hier ihren Aufenthalt zu nehmen.

„Sie entſchuldigen, wenn ich Sie ſtöre,“ ſagte die Frau Kreis-Räthin, Herrn Doctor Quetzlinberger ohne Weiteres mit einem freundlichen Lächeln bei Seite ſchiebend und des jungen Schierling Hand ergreifend; „aber mein Herz, junger Mann, zieht mich zu Ihnen. Ich war die intimſte Freundin Ihrer ſeligen Mutter, und ſehe die herrliche Frau wahrlich wieder vor mir, wenn ich in dieſe lieben, bekannten, ihr ganz angehörenden Züge ſchaue.“

„Aber, beſte Frau Kreis-Räthin,“ unterbrach ſie hier etwas ungeduldig der Doctor Hetzelhofer, „das iſt Alles ſehr ſchön und gut; nur ein kleines Viertelſtündchen möchten Sie uns noch geſtatten, unſere Geſchäfte zu reguliren.“

„Bitte, meine Herren, machen Sie das Alles mit Herrn Hechner ab!“ rief aber der junge Schierling, froh, ſo wohlfeilen Kaufes einer langweiligen und vielleicht auch unangenehmen Auseinanderſetzung entzogen zu werden.

„Aber zum Donnerwetter, Herr!“ platzte da Doctor Quetzlinberger heraus, „wir ſind eben hier zuſammen gekommen, um die Hauptſache zu reguliren — Ihre eigene Legitimation . . .“

„Herr Hechner hat meine unbedingte Vollmacht,“ unterbrach ihn der junge Schierling. „Ueberdies ſcheint ſich die Sache hier zu vereinfachen, und wir brauchen am Ende gar nicht einmal die Zeugin, die ich Ihnen für mich vorgeſchlagen habe, zu incommodiren. Hier die Frau Kreis-Räthin erklärt mir eben, daß ſie eine intime Freundin meiner ſeligen Mutter geweſen, und wird gewiß gern dem Sohne ihrer Jugendfreundin beſtätigen helfen, daß er überhaupt exiſtirt.“

Ein leichtes Lächeln glitt oder zuckte dabei über das Antlitz des jungen Mannes. Während er ſich aber mit einer halben Verbeugung der genannten Dame zuneigte, war es auch eben ſo raſch wieder verſchwunden, um dem alten, offenen Ausdrucke in ſeinen Zügen Platz zu machen. Keinesfalls hatte die Frau Kreis-Räthin etwas davon bemerkt. Dieſe

Dame war nämlich ganz unbewußt und in aller Unſchuld in ein Thema gerathen, das ſie jetzt, wenn das möglich geweſen wäre, gern unberührt gelaſſen hätte. Mutterliebe mochte dazu die Urſache geweſen ſein, den jungen, jedenfalls ſehr reichen Vetter nämlich auf geſchickte Weiſe mit ihrer Sigelinde bekannt zu machen und ihn auf vertraulichem Fuße in ihr Haus zu führen. Sigelinde war Dichterin und ſchwärmte, gereimt und ungereimt, in Lyrik und Proſa; und war erſt ein Anknüpfungspunct gefunden, ſo hoffte die Mutter, leicht und glücklich darauf weiter bauen zu können. Natürlich hatte ſie nicht daran gedacht, daß eine ſo einfache Bemerkung und eigentlich nur höfliche Redensart die Folge haben könne, gleich damit vor Gericht gezogen zu werden, um ſie zu beſchwören — und was für fade Schmeicheleien und hohle Reden würden in unſerem geſellſchaftlichen Leben nicht geführt werden, wenn das immer gleich zu befürchten ſtände!

Die Frau Kreis-Räthin ahnte übrigens noch immer nicht die Tragweite ihrer Bemerkung und begriff für jetzt nur, daß man ſie beim Wort nehmen wolle, etwas, das die wenigſten Menſchen vertragen können. Sie hatte dabei in der That keine Idee, wer des jungen Herrn Schierling Mutter überhaupt geweſen und wo ſie gelebt haben mochte. Was konnte ſie aber jetzt thun, ſich aus dieſer fatalen Lage zu ziehen, ohne zugleich zu geſtehen, daß ſie gelogen hatte? Jede Möglichkeit für eine nähere Berührung mit dem jungen liebenswürdigen Erben wäre dann jedenfalls rettungslos verloren geweſen. Was die meiſten Menſchen deßhalb in ihrem Falle und an ihrer Stelle gethan haben würden, that ſie ebenfalls: durch jedes Wort nämlich, das ſie mit vor Verlegenheit ſtotternder Stimme und mit hohem Erröthen herausſtieß, um Zeit für einen klugen Rückzug zu gewinnen, ritt ſie ſich nur noch immer tiefer hinein, bis ſie unerreichbar feſt ſaß.

„Oh, mit dem größten Vergnügen — wenn es verlangt würde“ — ſtammelte ſie — „eine ſo liebe Frau — ſo viel Seele — und — und ſo früh ſie zu verlieren — dieſer Verluſt . . . .“

„Hochverehrte Frau,“ ſagte der junge Schierling und drückte ihr, wie von innerer Rührung übermannt, die Hand.

Doctor Hetzelhofer warf den Kopf herüber und hinüber, als ob er ihn ſich abſchlenkern wolle, und Doctor Quetzlinberger nahm in Gedanken eine Priſe nach der anderen.

„Meine Tochter Sigelinde,“ brach ſich da die Frau Kreis-Räthin durch alle im Wege liegenden

Schwierigkeiten Bahn, die verſchämt an ihrer Seite ſtehende junge Dame dem Vetter präſentirend.

„Ich ſchätze mich unendlich glücklich . . . .“

„Sigelinde ſpielt reizend Clavier — Sie müſſen uns einmal die Ehre geben.“

„Aber, Mama, ich bitte Dich.“

„Nein, wirklich, mein Kind; wenn man die Wahrheit ſagt, darf man auch von ſeinen Vorzügen ſprechen. Nicht wahr, Herr Schierling?“

„Es wäre eine Sünde, wenn wir ſie der Welt entzögen,“ entgegnete der junge Mann mit einem freundlichen und ermunternden Blicke auf die Tochter. „Ich bin übrigens ſelber Dilettant auf dieſem Inſtrument und würde mich glücklich ſchätzen, wenn Sie mir einmal den Genuß verſtatteten, Sie zu hören.“

Das Geſicht der Frau Kreis-Räthin leuchtete ordentlich vor Seligkeit bei dieſen Worten, und Fräulein Sigelinde — eine junge Dame in dem unbeſtimmten Alter der Zwanziger, welches, wie die böſe Welt von ihr ſagte, der Erinnerungen ſo liebe für ſie hatte, daß ſie ſich noch immer nicht von ihm trennen konnte — ſchlug verſchämt die Augen nieder. Sie ſtammelte dabei einige unzuſammenhängende Worte von „großer Freude“ und „ſchwachen Talenten,“ die jedoch erbarmungslos in einem furchtbaren

Rieſen des Doctor Quetzlinberger — eine Folge der unmäßig eingeſtampften Priſen — verloren gingen. Der junge Schierling aber, dem beſonders daran gelegen ſchien, den langweiligen geſchäftlichen Auseinanderſetzungen zu entgehen, fand in der ſich jetzt erſt entwickelnden Redſeligkeit der Frau Kreis-Räthin eine vortreffliche und geſchickt benutzte Gelegenheit dazu, ſo daß ſich die beiden Doctoren, ſehr zu ihrem Aerger und trotz allem Proteſtiren, mit dem ihnen vorgeſchobenen Notar Hechner begnügen mußten.

Kapitel 9.

Die Conferenz war vorüber — Advocat Hechner hatte das Zeugniß der Frau Kreis-Räthin zu Protocoll genommen und der junge Schierling noch außerdem eine andere Frau in der Stadt als ſeine Amme und Wärterin angegeben, die ohne weitere Schwierigkeit ſeine Identität beweiſen konnte. Die übrigen Notare ſchienen auch vollkommen mit dem Reſultate zufrieden, und eine Proteſtation des Doctor Quetzlinberger gegen den Vergleich bis dahin, daß die wirkliche Abſtammung des jungen Schierling von dem früheren Adoptiv-Sohn des alten Herrn Quetzlinberger ſicher und über allen Zweifel erwieſen ſei, wurde durch die Majorität der Stimmen entſchieden abgelehnt. Am nächſten Tage ſollte die alte Wärterin des jungen Mannes allerdings noch gerichtlich vernommen, dann aber dem gütlichen Vergleich auch keine weitere Schwierigkeit in den Weg gelegt werden. Die Leute hatten das Proceſſiren ſatt und verlangten diesmal entſchieden die Sache abgemacht und ausgeglichen zu ſehen, wie auch genau zu wiſſen, was ſie aus der Erbſchaft zu erwarten hätten. Dauerte der Proceß jetzt noch fort, ſo bekamen ſie überdies nichts mehr heraus.

Einige Tage vergingen ſo mit der Aufſtellung der Erbſchaft, dem Inventarium des noch vorhandenen Beſitzes, dem Nachſehen und Controliren der Rechnungen, und der junge Schierling hatte indeſſen einen nicht geringen Theil ſeiner Zeit im Hauſe der Frau Kreis-Räthin Olekamp zugebracht, wo er mit Sigelinde nach Herzensluſt muſicirte und — wenn nicht die Tochter — jedenfalls die Mutter von ſich bezaubert hatte.

Die Frau Regierungs-Räthin Hechner bekam indeſſen die ewigen Geſchäfts-Verhandlungen herzlich ſatt; denn an eine regelmäßige Tiſchzeit durfte ſchon gar nicht mehr gedacht werden. Bald fehlte der Regierungs-Rath ſelber, der mit zum Schiedsrichter bei der Regulirung des Proceſſes ernannt war, bald ihr Gaſt, und auch heute wieder — es waren vier Tage ſeit jener erſten Conferenz verfloſſen — hatten ſie mit dem Eſſen ſchon eine reichliche Stunde gewartet, ehe der Regierungs-Rath, und dann noch allein, nach

Hauſe kam, indem er den heute bei der Frau Kreis-Räthin eingeladenen jungen Schierling in deſſen Namen entſchuldigte. Er, der Regierungs-Rath, mußte ſelber gleich nach Tiſche wieder fort, um heute in einer Schluß-Sitzung den Endbeſcheid zu faſſen.

Heute Morgens war nämlich, wie der Regierungs-Rath über Tiſch erzählte, die frühere Amme und Wärterin des jungen Schierling, die hier in der Stadt ſeit etwa zwölf Jahren anſäſſige und genugſam bekannte Frau Bauſe, vor Gericht erſchienen und eidlich vernommen worden. Sie hatte denn auch ohne Zögern die Identität des jungen Schierling beſchworen und mit dem vorhergegangenen Zeugniſſe der Frau Kreis-Räthin außer allem Zweifel geſtellt. Heute Nachmittags ſollte ihm der von ihm ſelbſt dingte Theil der Erbſchaft, das alte Haus mit dem ranſtoßenden Grundſtück, zugeſprochen werden, und ſelber war um vier Uhr auf das Rathhaus beſchie- n worden, den Beſchluß zu vernehmen. Die ganze ache war in der That jetzt nur noch eine nicht gut umgehende Formalität, da ſich ſchon Alle über s Reſultat geeinigt hatten.

Mit dem letzten Biſſen im Munde, ſtand der gierungs-Rath auch ſchon wieder vom Tiſche auf, nk ſeine Taſſe Kaffee raſch, ſchon mit dem Hut f dem Kopfe, und eilte auf das Rathhaus hinüber, wo ſich ſeine übrigen Collegen ebenfalls bald verſammelten.

Die Frau Regierungs-Räthin war, dem Berichte ihres Mannes gegenüber, ſehr einſylbig geweſen; ſie wußte eigentlich ſelber nicht recht, warum. Daß ihr Gaſt ſie im Stich gelaſſen? — was hatte er denn auch immer bei der alten gezierten Kreis-Räthin zu thun, die hier in Hellburg, wie es den Anſchein beinahe hatte, neue Sitten und Gebräuche einführen wollte — und wenn ſie nun auch aus der Reſidenz kam! Und die „alterthümliche Sigelinde“ — das „antike Wunderkind . . .!“ Die ſonſt ſo gutmüthige Frau wurde ordentlich boshaft, und verließ endlich das Zimmer, um der eigenen Wirthſchaft nachzuſehen, faſt eben ſo böſe über ſich ſelbſt als jemand Anderes.

Marien klang indeſſen nur der eine Name in den Ohren: „die Frau Bauſe“ — die Frau Bauſe Amme und Wärterin Gundelrebe's — und Gundelrebe der Erbe des alten Quetzlinberger'ſchen Hauſes, in deſſen geheimnißvolle Räume er vielleicht ſchon in den nächſten Tagen einziehen würde. Träumte ſie denn ſchon wieder ihren alten Traum, oder war das hier Wirklichkeit — Leben — Thatſache? — Traten nicht die alten, ſchon halb vergeſſenen Bilder aus ihren Rahmen heraus, und fehlte denn nicht von

Allen nur noch der alte Herr Quetzlinberger aus dem Hauſe da neben?

Bis jetzt hatte ſie ſich geſcheut, eine Sylbe von jener merkwürdigen Aehnlichkeit der Freundin mitzutheilen — mußte ſie denn nicht fürchten, von dieſer ausgelacht zu werden? Aber jetzt, wo auch die „alte Margareth“ den Schauplatz mit betrat und in das Räthſel ihres Lebens einzugreifen drohte, jetzt, wo ihr Zweifel und Staunen das Herz erfüllten, den Sinn verwirrten, und ſie ernſtlich fürchtete, ihren alten Einbildungen und Träumen wieder anheim zu fallen, beſchloß ſie, Helenen aufzuſuchen, ihr Alles zu entdecken und in ihrem ruhigen Urtheil und reiferen Verſtande Troſt und Hülfe zu finden — brauchte ſie doch Beides.

Leider traf ſie Helenen, als ſie raſch Hut und Mantel aufgegriffen hatte und hinüber geeilt war, nicht zu Hauſe. Helene war ausgegangen, einige nothwendige Einkäufe zu machen, wurde aber bald zurück erwartet. Marie verließ das Haus wieder, und da die Sonne jetzt eben warm und freundlich ſchien, ſo kehrte ſie noch nicht in ihre eigene Wohnung zurück. Wenn ſie einen kleinen Spaziergang machte, konnte ſie ſicher darauf rechnen, auf dem Rückwege Helenen anzutreffen.

Langſam ging ſie die breite Straße hinauf, dem nächſten Thore zu, um dort die öffentliche Promenade der Stadt zu erreichen. Hier aber fand ſie den Weg durch eine zuſammengelaufene Volksmenge geſperrt. Es war ein Wagen durchgegangen, der Kutſcher vom Bocke geſtürzt und das Geſpann der wildgewordenen Pferde dann hier gegen den ſteinernen Brunnen gerannt und aufgefangen worden, und die Leute ſtanden jetzt dicht gedrängt an der Stelle, beſahen die Blutſpuren und die Stücke des zertrümmerten Wagens und beſprachen ſich theils über das geſchehene Unglück, theils über das, was durch den Brunnen war verhütet worden.

Marie ſuchte dem dichten Menſchenknäuel auszuweichen und bog in die nächſte, rechts ausführende Straße ein, durch welche ſie die Promenade ebenfalls, nur etwas ſpäter, erreichen konnte.

Langſam, ihren eigenen Gedanken nachhängend, ging ſie die ziemlich menſchenleere Straße, die außerhalb des eigentlichen Geſchäfts-Bezirkes lag, entlang, als ihr Auge plötzlich auf ein kleines gelbes Schild fiel, auf dem mit großen ſchwarzen Buchſtaben der einzelne Name

„Margarethe Bauſe“

ſtand.

Margarethe Bauſe, ſtammelte Marie erſchreckt vor ſich hin, und fühlte ordentlich dabei, wie das

Blut ihre Wangen verließ und das Herz in wilden Schlägen ihr die Bruſt zu ſprengen drohte — Margarethe Bauſe — es iſt doch wunderbar!

Zum erſten Mal wieder ſeit jener Zeit, ſeit der ſie dieſe Straße abſichtlich vermieden, hatte ſie, ganz in Gedanken, den Fuß hieher gelenkt, und jetzt war es, als ob das kleine Schild wie ein Magnet auf ſie wirke und ſie nicht von der Stelle laſſe. Aber gerade mitten auf der Straße wollte ſie doch auch nicht ſtehen bleiben, und in dem halbklaren unangenehmen Gefühle, daß die Nachbarn dort ſie anſehen und erkennen und dann auch wiſſen müßten, weßhalb ſie eigentlich ſo erſchreckt ſei — obgleich das eben gar kein Menſch hier wiſſen konnte —, trat ſie zu dem kleinen Ladenfenſter hin, das eine Maſſe der verſchiedenartigſten Artikel dem Auge der Vorübergehenden ausgeſtellt bot.

Fiſchhaken und auf wettergebräuntem Papier aufgereihte Stahlfedern, ſchmutzige Puppenköpfe und in Strahlen ausgeſteckte Stricknadeln, Büchschen mit Pomade und Oelen à la mille fleurs wie à la vanille; Päckchen mit Papilloten und Streichhölzchen; kleine Gläſer mit verſchloſſenen Bonbons und ſtaubigem Gerſtenzucker, lackirte Schnupftabaks-Doſen und Brillen-Futterale; Licht- und Augenſchirme ꝛc. ꝛc., Alles war hier zu haben. Selbſt die ſchmale

Glasthür, zu der drei von Eis freigehaltene und ſorgfältig mit Aſche beſtreute Stufen hinaufführten, war inwendig mit angefrorenen Dochten und Garn und Bandproben behängt.

Marie kämpfte mit einem eigenen Entſchluſſe — ſie wollte eintreten in den Laden und dadurch ihren thörichten Ideen und Träumen gleich ein Ende machen. Ein Vorwand war ja leicht gefunden — brauchte ſie doch nur nach ein Paar Stecknadeln, einem Fingerhut oder ſonſt einer unbedeutenden Kleinigkeit zu fragen. Und doch wieder fürchtete ſie ſich und mochte ſich nicht eingeſtehen, weßhalb.

Da ging die Thür neben ihr ſo plötzlich auf, daß ſie einen leiſen Schrei kaum unterdrücken konnte; die freundliche Anrede aber, die in der Geſtalt der Frau Bauſe auf der Schwelle erſchien, machte ihrem weiteren Zaudern ein raſches Ende.

„Aber, mein liebwertheſtes Fräulein Hechner — hab' ich denn auch einmal das Vergnügen, Sie wiederzuſehen? — und wie groß und hübſch Sie geworden ſind! Aber ſo treten Sie doch nur einen Augenblick herein. Als kleines Kind, und ehe Sie krank wurden, wo Sie dann gar nicht mehr in die weite Schule gingen, ſind Sie ja ſo oft bei mir eingeſprochen und haben ſich einen Bonbon oder ein Stückchen Gerſtenzucker geholt. Lieber Gott, werden doch die alte Frau Bauſe in den Paar Jahren nicht ganz vergeſſen haben!“

Und während die Frau das mit freundlicher Stimme ſprach und die ſchmale Thür weit dabei geöffnet hielt, bimmelte ein ſilberreines Glöckchen, das oben an einer eingebogenen Feder befeſtigt war, in Einem fort, und ſo vergnügt, als ob es ſich ſelber freue, hier draußen eine alte Bekannte begrüßen und gleich auch bewillkommnen zu können.

Marie ſtand, keines Entſchluſſes fähig, vor der Frau. Ihr erſter Gedanke war freilich, mit kurzem Gruß ihrem Laden den Rücken zu kehren und die gefährliche Stelle ſo raſch als möglich zu meiden. Aber die Frau ſprach gar ſo freundlich mit ihr, und wenn ſie auch in der That ſelber nicht recht wußte, wie ſie dahin gekommen, fand ſie ſich doch wenige Secunden ſpäter in der engen Thür, indeß die kleine Glocke über ihr einen wahren Sturmmarſch von Seligkeit jubelte.

„Nein, Mamſell Hechner, das freut mich ja ganz unmenſchlich, Sie auch einmal wieder bei mir zu ſehen!“ rief dabei die Frau, des jungen Mädchens Hand ergreifend und dieſes mehr nach der Mitte des kleinen Ladens, von der Thür wegführend — „ich hatt' es doch bald aufgegeben, Sie je wieder bei mir zu ſehen — ja, lieber Gott, wie die Zeit vergeht!“

Marie konnte noch nicht antworten — es war, als ob ihr die Worte in der Kehle ſtecken blieben, und nur ihr Auge ſchweifte raſtlos über die Geſtalt der vor ihr Stehenden hin, nach den Fächern des Ladens hinüber und dann zu jener zurück.

Der kleine Raum war dicht gedrängt voll von den verſchiedenartigſten Waaren, die in ſchmalen, bis zur Decke laufenden Fächern alle drei Wände einnahmen und für die in das Nebenſtübchen führende Thür nur eben den allernothwendigſten Raum übrig gelaſſen hatten.

Und ſchmunzelnd und nickend ſtand die Frau Bauſe dazwiſchen, dieſelbe hohe ſpitze Mütze auf, in der Marie ſchon als Kind ſie in ihrer Ladenthür hatte ſitzen ſehen. Die weißen, breiten, ſauberen Bänder waren unter dem etwas ſpitzigen Kinn in einen ſorgfältigen Knoten zuſammengebunden, und das etwas gelbliche Geſicht ſtach ſcharf gegen die ſchneeige Einrahmung derſelben ab. Sie trug dabei — und Marie erſchrak faſt, als ſie die Farbe ſah — ein ſchwefelgelbes wollenes Umſchlagetuch über einer eben ſo farbigen Jacke und darunter einen blau- und roth-geſtreiften Rock mit einer ſchneeweißen und ſo breiten Schürze, daß ſie faſt drei Viertheile des letzteren bedeckte.

„Und was für ein niedliches Kindchen Sie damals waren!“ fuhr die Frau fort. — „Sie ſind noch niedlich, Mamſellchen, aber doch jetzt natürlich viel anſehnlicher geworden — aber damals — nein, gar ſo ein liebes Herzchen, und meine Roſenbonbons, die ſchmeckten Ihnen nun vor allem Anderen gut. Wiſſen Sie wohl, daß ich einen von meiner beſten Sorte ein ganzes Jahr habe da oben liegen gehabt, der nur auf Sie gewartet hat? Aber wer nicht mehr kam, war natürlich das Mariechen.“

Marien ſchwamm es vor den Augen — die Traumgeſtalt und die wirkliche Frau Bauſe fingen an, ſich vor ihren Augen zu drehen — die Haubenzipfel zuckten wieder in Strahlen aus, wie zu jener Zeit, und der Laden mit all ſeinen Gläſern und Büchſen und Päckchen und Schachteln ſog ſich voll von dem grellen Gelb des Tuches und der Jacke und flimmerte und glitzerte vor ihren Augen. Sie mußte ſich an den Ladentiſch anhalten, um nicht ſchwindelig zu werden, und fühlte dabei ordentlich, wie das Blut ihre Wangen verließ.

„Jeſus, meine Güte!“ rief da die Frau Bauſe und ſprang zu, ſie zu halten — „Sie ſehen ja kreideweiß aus, Mamſellchen!“

„Ich danke,“ lächelte Marie verlegen — „es war nur ſo ein Augenblick — ein plötzlicher Schwindel — mir iſt ſchon wieder viel beſſer — ſchon ganz wohl.“

„Das macht die heiße Luft hier im Laden,“ ſagte die Frau gutmüthig, indem ſie eine ihrer Hände faßte und ſtreichelte; „der raſche Uebergang von der Kälte draußen greift die Kopfnerven an und erregt Schwindel. Das wollen wir aber ſchon wieder verbeſſern, ſetzte ſie dann geſchäftig hinzu, indem ſie nach ihrem, unter der Schürze hängenden Schlüſſelbunde griff, „das wollen wir bald curiren, und Bonbons kann ich dem Mamſellchen doch nicht mehr vorſetzen, dazu iſt ſie mir ja viel zu groß geworden.“

Mit emſiger Geſchäftigkeit drückte ſie ſich dabei durch die etwas enge Paſſage hinter den Ladentiſch, öffnete hier ein kleines ſchmales Fach und nahm eine Flaſche und ein Glas heraus, mit dem ſie zurück zu Marien kam.

„Hier,“ ſagte ſie, indem ſie den Stöpſel dabei öffnete und einen dunkelfarbigen und aromatiſch duftenden Madeira in das kleine Glas ſchenkte, „hier, mein liebes Mariechen — Sie dürfen nicht böſe ſein, wenn ich Sie noch ſo nenne, denn ich mein’ es ja gut — das trinken Sie nur getroſt auf Einen Schluck hinunter — es iſt alter, echter Madeira, und nur für ſolche Gelegenheiten beſtimmt — der geht Ihnen wie friſches Feuer und Lebensblut durch die Adern.“

Marie nahm halb willenlos das Glas, und wieder zuckte ihr die fremde Traumgeſtalt durch das Hirn. Sie ſah jene Margareth vor ſich, wie ſie mit der weißen Schürze und der angerichteten Schüſſel in die Stube getreten war und ſie zuletzt gewarnt hatte, nichts zu genießen, weil ſie ſonſt da bleiben müſſe und nie wieder hinüber dürfe zu ihren Eltern. Und wenn ſie jetzt nun hätte hier bleiben müſſen in der Gewalt der Frau — ſie hielt das Glas noch zögernd in der Hand.“

„Das dürfen Sie trinken,“ ſagte die Frau Bauſe, ihr mit den Augen zublinzelnd, als ob ſie ihre Gedanken errathen hätte. „Es hat keine Gefahr, Mamſellchen — reineren Wein giebt's nicht auf der Welt und kein beſſeres Getränk für ſchwache Nerven.“

Marie faßte das Glas faſt krampfhaft, aber ſie fühlte auch, daß ſie der Stärkung bedürfe, und leerte es auf Einen Zug.

„Bravo!“ rief die Frau Bauſe und klatſchte in die Hände, daß es ſchallte, „und nun ſollen Sie einmal ſehen, ob Ihnen nicht im Handumdrehen beſſer iſt — ſo, mein Kindchen, geben Sie mir nur das Glas — die alte Bauſe hat es noch immer gut mit Ihnen gemeint.“

„Ich danke Ihnen,“ ſagte jetzt Marie, den dargebotenen Stuhl benutzend und ſich darauf niederlaſſend, „und glaube wohl, daß mir der Wein gut thun wird. Es war nur eine augenblickliche Schwäche — wahrſcheinlich, wie Sie ſagen, von der raſchen Veränderung der Luft herrührend.“

„Von weiter nichts, mein beſtes Mamſellchen, von weiter nichts,“ ſagte die alte Frau gutmüthig; „ſollte mir aber doch auch erſchrecklich leid gethan haben, wenn Sie nach ſo langer Zeit endlich einmal wieder Ihre alte Frau Bauſe aufgeſucht hätten und bei ihr krank geworden wären. Oder wollten Sie gar nicht zu mir hereinkommen, und war es nur im Vorübergehen, daß ich mir die Freude gemacht habe, Sie aufzufangen?“

„Ich bin allerdings nur zufällig durch die Straße gekommen,“ ſagte Marie, leicht erröthend, „aber wie ich Ihr Schild ſah und wiedererkannte — mochte ich doch nicht vorbeigehen.“

„Das iſt brav von Ihnen, mein liebes, beſtes Mariechen, das iſt recht brav,“ ſagte die alte Frau, „und jetzt wollt' ich, wüßt' ich nur etwas, das ich Ihnen zu Gefallen thun könnte, um Ihnen zu beweiſen, wie große Freude Sie mir gemacht haben — und beinahe wären wir noch dazu Nachbarsleute geworden,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Nachbarsleute?“ fragte Marie raſch und erſtaunt.

„Nun ja, der junge Herr Schierling — ſo ein braver, rechtſchaffener Menſch, wie nicht weiter auf Gottes Erde lebt, und ſteinreich dabei und jung und hübſch — nun, Sie kennen ihn ja doch, und Ihnen brauch' ich ihn nicht zu beſchreiben — wird doch wieder in das alte Haus hineinziehen, das ihm die Gerichte endlich zugeſprochen haben, und da wollte er mich gern als Haushälterin zu ſich nehmen."

„Sie, Frau Bauſe?"

„Nun ja, habe ich ihn doch auf dieſen Armen herum getragen, wie er noch ſo klein war, und ihn genährt viel lange Monate durch, wie ſeine Mutter, Gott habe ſie ſelig! dem ſchweren Wochenbett erlegen war, den braven jungen Herrn Schierling. Und ſo ein gutes, dankbares Gemüth!"

„Und Sie ziehen hinüber?" fragte Marie, kaum der Worte bewußt, die ſie ſprach, und nur bemüht, der Frau die Bewegung zu verbergen, die nicht allein ihre Rede, nein, ſchon ihr Anblick in ihr hervorgerufen.

„Doch wohl nicht, mein ſchönes Mamſellchen," ſagte die Frau kopfſchüttelnd — „erſtlich habe ich hier mein Auskommen und bin nun einmal daran gewöhnt, frei und unabhängig in der Welt dazuſtehen, und dann — man wird auch alt, und ſeit ich bei der Madame Schierling in Dienſten ſtand, ſind ſchon manche, manche Jahre verfloſſen. Es freut Einen allerdings, wenn man ſieht, daß Einen noch andere Leute haben wollen; aber ich habe es hier doch gut, und mein Geſchäft, mit dem, was ich daneben verdiene, nährt und erhält mich vollkommen.“

„Aber nicht wahr,“ ſagte Marie, und fühlte dabei, wie ihr das Blut — ſie wußte ſelber eigentlich nicht, warum — in Stirn und Schläfe ſtieg, „nicht wahr, was die Leute von Ihnen ſagen, daß Sie aus Karten und Bleiguß ihre künftigen Schickſale prophezeien, iſt doch nicht wahr?“

„Und warum nicht, mein ſchönes Mamſellchen?“ lächelte die Frau Bauſe und nahm dabei in einer Art Gewohnheit ein altes Tuch, das neben ihr lag, die ihr zunächſt ſtehenden Glaskaſten abzuwiſchen und vom Staube zu befreien — warum nicht? Manche ſpotten freilich darüber, wie ich recht gut weiß; beredet wird man ja doch in der Welt, man mag thun oder laſſen, was man will.“

„Und glauben Sie wirklich, daß Gott uns in bunten Blättern, denen wir unſere eigene Deutung geben, die Zukunft offenbaren würde?“ fragte Marie.

Die Frau Bauſe zuckte die Achſeln und erwiderte:

„Es iſt Manches wunderbar in der Welt, mein gutes Mamſellchen — Manches ſehr wunderbar, und es paſſiren Sachen, ſetzte ſie mit einem eigenthümlichen Blicke hinzu, die ſich manche Menſchen nicht einmal träumen laſſen. Uebrigens erfahren wir auch eben nicht viel mehr von unſeren künftigen Schickſalen, als uns gerade gut iſt — und das iſt meiſt ungemein wenig, und dann zeigt ſich das auch oft als ein ſehr mißliches Geſchäft. Nicht allen Menſchen läßt ſich Gutes prophezeien, und ſpricht man die Wahrheit, hat's Einem Niemand Dank."

„Aber heißt es nicht freveln," ſagte Marie mit leiſer, kaum hörbarer Stimme, „wenn wir durch irgend eine geheime Macht das zu erlangen ſuchen, was uns Gott in ſeiner allweiſen Güte ſelbſt verhüllt?" — Sie dachte dabei der Worte, die jene Margareth im Traume damals zu ihr geſprochen, und das Herz klopfte ihr ſtärker, als der Gedanke in ihr aufſtieg, die Frau zu fragen, ob ſie ihr nicht einmal ihr Schickſal prophezeien wolle. Die Frau Bauſe aber ſagte raſch:

„Freveln? nein, mein gutes Mamſellchen, freveln können Sie das nicht nennen. Sagt denn die Bibel nicht ſelber: Suchet, ſo werdet Ihr finden, klopfet an, ſo wird Euch aufgethan? Und wenn man nun einmal mit leiſem Finger an der Zukunft Pforte anpochte, wäre es doch nicht gefrevelt. Die Antwort ſteht jenen Mächten ja frei — und manchmal verweigern die ſie auch. Alle Menſchen können das aber auch nicht vertragen, und Ihnen, mein gutes Mamſellchen," ſetzte ſie plötzlich hinzu, „prophezeite ich zum Beiſpiel ſchon gar nicht, und wenn Sie mir Gott weiß was dafür geben wollten."

„Mir nicht?" ſagte Marie und ſtand raſch von dem Stuhle auf. Sie fühlte, wie ſie bei den Worten erblich.

„Nein, mein gutes Mariechen. Sie haben viel zu ſchwache Nerven und ſehen jetzt ſchon wieder ganz bleich aus — bleiben Sie doch lieber noch ein Bißchen ſitzen. Wer nicht einen ganz ſtarken Geiſt hat, den nimmt's doch manchmal zu ſehr mit, und er ſetzt ſich auch vielleicht nachher Dinge in den Kopf, die da gar nicht hineingehören. Darf ich Ihnen vielleicht noch ein Schlückchen von dem alten Wein anbieten?"

„Nein — ich danke tauſend Mal," ſagte Marie raſch, und der Boden brannte ihr dabei ordentlich unter den Füßen — „ich muß auch fort — Mutter wird zu Hauſe auf mich warten, und ich bin ſo ſchon zu lange weggeblieben."

„Sie hätten ſich doch noch ein wenig länger ausruhen ſollen."

„Es iſt nicht möglich!" rief Marie, der es den Athem zu verſetzen begann und die ſich nach der friſchen Luft ſehnte. „Vielen Dank, liebe Frau, für Ihre Freundlichkeit.“

„Ah was Dank, Mamſellchen!“ ſagte die Frau, ihre Schürze wieder zurückſtreichend und die gegen ſie ausgeſtreckte Hand Mariens nehmend und leiſe klopfend, „es iſt mir ja eine Ehre und Freude geweſen, Sie einmal bei mir zu ſehen. Habe ich Sie ja doch ſchon als kleines Schulkind gekannt und gern gehabt.“

„Adieu, Frau Bauſe.“

„Empfehle mich Ihnen gehorſamſt und bitte, grüßen Sie mir den Herrn Schierling recht hübſch — wenn er im alten Hauſe eingezogen iſt, komme ich einmal hinüber.“

Marie war ſchon auf der Straße, und die friſche Luft und der helle Tag thaten ihr unendlich wohl. Es war auch, als ob ſie eine Laſt von der Seele geſchüttelt hätte, als ſie das kleine, enge, dunſtige, helldunkle Zimmer hinter ſich ließ, und ſie lief mehr, als ſie ging, dem väterlichen Hauſe wieder zu. Wie es ſie aber erſt gedrängt hatte, Helenen zu ſehen und zu ſprechen, ſo war es ihr jetzt nicht mehr möglich, ſie aufzuſuchen. Zu viel des Neuen, des Unbegriffenen drängte ſich ihr in Herz und Hirn zuſammen, zu viel wilde, verworrene Gedanken waren wieder durch dieſes halb zufällige Begegnen mit der bis dahin vermiedenen Frau in ihr wach gerufen. Das Alles mußte erſt geſichtet und geordnet werden; ſie mußte erſt mit ſich ſelber im Klaren ſein, ehe ſie einem fremden Blicke verſtatten konnte, in dieſes Chaos hinein zu ſchauen.

So erreichte ſie ihre Wohnung und ihr ſtilles Stübchen, wo ſie ſich wenigſtens ſammeln konnte, und die Dämmerung war eingebrochen, ehe ſie zu ihrer Mutter hinüber ging.

Um acht Uhr war bei Hechner's die Theeſtunde und Herrn Schierling, der ſich mit ſeinen Geſchäften nicht immer an eine beſtimmte Zeit binden konnte, war geſagt worden, daß man zu jener Zeit trinken würde, wenn er bis dahin nicht zu Hauſe wäre. Käme er dann ſpäter und hätte nirgend anderswo zu Abend gegeſſen, ſo könnte er immer noch kalte Küche und eine Taſſe Thee bekommen. Er war dadurch in ſeinen Abenden völlig unabhängig geworden.

Der Regierungs-Rath ſelber hatte ſich heute etwas früher eingefunden und unten in ſeiner Studirſtube noch einige Briefe geſchrieben, wie einige zu ihm kommende Leute abgefertigt. Dann ſchloß er ſein Zimmer ab und ging hinauf zu den Seinen, um mit ihnen, wie er das gern that, in ſtiller Abendſtunde die Erlebniſſe des Tages zu überſprechen.

Und ein gemüthliches Plätzchen war es in der

Gustav

traulich warmen Stube der Regierungs-Räthin, wo die Theemaſchine auf dem blau glimmenden Spiritusfeuer ſummte und ziſchte, und die breite buntbeſchirmte Lampe ein nettes, aber wohlthätiges Licht über die elegante trauliche Umgebung warf. Die Frau Regierungs-Räthin ſaß auch ſchon an ihrem Ehrenplatze hinter der Maſchine, ihre Schwägerin, die Frau des Advocaten Hechner, ein junges, blühendes Weibchen, neben ihr, und Marie war an der anderen Seite des Tiſches, ebenfalls mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt. Die Stiche daran tanzten ihr freilich noch immer vor den Augen herum und fuhren ihr ſo wild verworren durch einander, wie die Gedanken. Das Geſpräch der Eltern diente ebenfalls nicht dazu, ſie die Begegniſſe des heutigen Tages vergeſſen zu machen, — denn es drehte ſich ja auch um das alte Haus und den jetzigen Beſitzer deſſelben, den jungen Schierling. Deſto wohler ſchien ſich der Regierungs-Rath zu fühlen, der, als er in's Zimmer gekommen war, ſeine Lampe ausgedreht und auf einen Seitentiſch geſtellt, und ſich ſelber in den für ihn beſtimmten Lehnſtuhl behaglich ausgeſtreckt hatte, mit einem leiſen Seufzer behaglichen Wohlbefindens ausrief:

„So — das war einmal heute ein bewegter Tag, und der Thee ſoll mir vortrefflich ſchmecken, Lenchen.

Wenn nur unſer junger Freund hier wäre — hat er ſich nicht heute Nachmittags bei Euch ſehen laſſen?"

„Heute Nachmittags nicht," ſagte die Frau, „aber heute Morgens, als er fortging, verſprach er mir ganz feſt, daß er jedenfalls heute Abends zum Thee hier ſein würde."

„Dann kommt er auch noch," ſagte der Regierungs-Rath, ſich vergnügt die Hände reibend; „dann kommt er auch noch auf jeden Fall."

„Wenn ihn die Frau Kreis-Räthin fortläßt!" ſagte etwas pikirt die Regierungs-Räthin.

„O nein, Wort hält er," vertheidigte ihn der Regierungs-Rath. „Alſo das Haus hat er, Kinder."

„Feſt und zugeſprochen?" riefen die Frauen zu gleicher Zeit, während Marie raſch und fragend von ihrer Arbeit zu dem Vater aufſah, ohne jedoch ein Wort über die Lippen zu bringen.

„Feſt und ſicher," beſtätigte der Vater. „Seine alte Wärterin, die Frau Bauſe, hat, wie Ihr wißt, ihr Zeugniß abgelegt, und mit ſeinen Papieren, die er vorgewieſen, unterliegt es nicht mehr dem geringſten Zweifel, daß er der rechtmäßige Erbe des alten Quetzlinberger ſei. Ja, ich bin feſt überzeugt, daß er ſeine Anſprüche als Univerſal-Erbe durchſetzen könnte, und der Franz hat ihm ſchon, Gott weiß, wie ſehr, zugeredet, daß er es thun ſoll, aber er will nicht. Er behauptet, er habe ſo viel und mehr, als er brauche, und wolle nicht ſeiner ganzen Verwandtſchaft in der erſten Begegnung ſo feindlich gegenüber treten. Viele ſind auch wirklich dabei, die es nothwendig genug brauchen und denen ſelbſt mit einem kleinen Theile geholfen iſt."

„Aber der Doctor Hetzelhofer wird dann den größten Nutzen dabei ziehen!" rief Louiſe, die Frau von Franz Hechner, „und der iſt doch außerdem auch reich genug."

„Mit Doctor Hetzelhofer's Anſprüchen ſieht es noch ſehr windig aus," meinte der Regierungs-Rath, die Augenb[illegible]uen in die Höhe ziehend. „Nach den Papieren, die der junge Schierling vorgelegt hat, und welche wir nicht die mindeſte Urſache haben, als echt zu bezweifeln, da ſich viele, ſehr gut gekannte Handſchriften des alten Quetzlinberger dabei vorfinden, ſind die von Doctor Hetzelhofer vorgezeigten Papiere einer neuen Unterſuchung unterworfen worden, und die Handſchrift des jungen, damals verſchollenen Quetzlinberger zeigt ſich danach, wenn auch nicht gerade ganz beſtimmt als falſch, doch als ſehr verdächtig."

„Ja, aber das iſt doch gar nicht möglich!" rief Louiſe Hechner.

„Warum nicht?" ſagte aber raſch die Frau Regiegierungs-Räthin — „dem Menſchen traue ich Alles zu. Wenn es je eine Phyſiognomie auf der weiten Welt gegeben hat, die mir Unbehagen, ja, Schauder einflößt, ſo iſt es die des Doctor Hetzelhofer, und wäre Helenchen nicht ein gar ſo liebes, ſanftes Weſen, ich hätte nie meine Einwilligung dazu gegeben, daß Marie hinüber ging, ſie zu beſuchen.“

„Liebes Kind,“ ſagte der Regierungs-Rath, mit dem Kopfe langſam herüber und hinüber ſchaukelnd, während er die Fingerſpitzen der beiden Hände gegen einander brachte, „der Doctor iſt mein Mann gerade auch nicht, und ich will gern geſtehen, daß es viele Geſichter mit einem angenehmeren Ausdruck giebt.“

„Das weiß Gott!“ beſtätigte ſeine Frau.

„Aber darum,“ fuhr er fort, „kann er doch in dieſem Falle unſchuldig ſein, ſelbſt wenn die Unterſchrift des jungen Quetzlinberger durchaus gefälſcht ſein ſollte. Von den Papieren hat er die wenigſten producirt, die meiſten ſind mit dem Proceß von ſeinen Eltern und Großeltern auf ihn vererbt worden. Uebrigens ſcheint er ſeiner Sache ſehr gewiß zu ſein; denn er hat gegen die von uns gefällte Entſcheidung feierlich proteſtirt und, da ihm das nichts half, etwas verlangt, was wir ihm allerdings nicht gut verſagen konnten: einen Aufſchub der Ueberlieferung des Hauſes von acht Tagen, während welcher Zeit er noch, Gott weiß, was! in's Werk zu ſetzen gedenkt.“

„Aber warum begnügt er ſich nicht mit dem Vergleiche?“ fragte Louiſe Hechner — „Franz hat mir oft geſagt, daß alle Parteien ganz außerordentlich damit zufrieden ſein könnten.“

„Ja,“ lachte der Regierungs-Rath, „alle, die etwas bekommen; wenn aber der Adoptiv-Sohn des alten Herrn auf ſolche Art anerkannt wird, und dann auch noch Zweifel gegen ſeine eigenen Papiere aufſteigen, dann iſt es ſehr die Frage, ob er ſich nicht auf einmal von der ganzen Erbſchaft vollkommen ausgeſchloſſen ſieht, und daß er dagegen jetzt mit Händen und Füßen anzuarbeiten ſucht, kann ich ihm eigentlich nicht verdenken.“

„Und dann bekommt jener ſchmutzig ausſehende Doctor Quetzlinberger am Ende auch nichts davon,“ lachte Louiſe Hechner.

„Woher kennſt Du den?“ fragte der Regierungs-Rath.

„O, er war geſtern einmal bei meinem Manne.“

„So?“ ſagte der Regierungs-Rath lächelnd; „das dachte ich mir ungefähr. Habe um den keine Angſt, das iſt ein alter ſchlauer Fuchs, und wie die Sachen in dieſem Augenblicke ſtehen, hat er vielleicht als entfernter Verwandter des Teſtators mehr Ausſichten, wie als Doctor Hetzelhofer's Genoſſe. Irre ich mich nicht, ſo neigt er ſich auch ſchon ſehr ſtark der Anſicht zu, und der Beſuch bei Franz ſcheint mir das nur noch mehr zu beſtätigen.“

„Ich will aber nichts geſagt haben!“ rief Louiſe Hechner.

„O, Gott bewahre!“ lachte der Regierungs-Rath.

„Es iſt doch merkwürdig, was bei einem ſolchen Proceß für verſchiedene Leute zuſammen kommen,“ ſagte die Regierungs-Räthin, indem ſie einen friſchen Aufguß machte, und dabei einen etwas ungeduldigen Blick nach der Uhr warf — „aus allen Theilen Deutſchlands kommen ſie her geſchneit.“

„Und Du hätteſt nur in der erſten Verſammlung ſein ſollen!“ rief ihr Mann — „das war wirklich intereſſant — aber da habe ich vergeſſen, meine Stiefel auszuziehen, und die Pantoffeln ſtehen noch unten in meiner Stube.“

„Ich will die Rieke danach ſchicken, lieber Vater,“ ſagte Marie.

„Nein, ich danke Dir, mein Kind, ich muß ſelber gehen,“ ſagte der Vater, indem er ſich ſeufzend in ſeinem Stuhl aufrichtete. „Ich habe meinen Schlüſſel zum Geldſchrank unten ſtecken laſſen und möchte nicht gern, daß die Mädchen das gerade ſehen — ſo ehrlich wie ſie auch ſein mögen.“

„Dann bitte, laß mich gehen, Papa,“ ſagte Marie, „ich beſorge Dir es ſchon.“

„Danke, mein Kind, danke, hier iſt der Schlüſſel — zünde Dir aber erſt ein Licht an — die Pantoffeln ſtehen unter dem Ofen — und bitte, ziehe auch gleich den Schlüſſel von meinem Schrank ab und bringe ihn mir mit herauf.“

„Ja wohl, lieber Vater.“

„Hier in der Stadt lebt wohl gar kein Verwandter vom alten Quetzlinberger mehr?“ ſagte die Regierungs-Räthin, das frühere Geſpräch wieder aufnehmend.

„So viel ich weiß, nein,“ erwiderte ihr Mann.

„Und daß die Frau Bauſe da noch als entſcheidende Zeugin aufgerufen werden mußte!“ lachte Louiſe — „apropos, Marie, kam die nicht damals in Deinem tollen Aethertraum vom alten Hauſe ebenfalls mit vor?“

„Die Frau Bauſe? — ja wohl,“ lachte die Mutter — „aber es iſt doch merkwürdig, daß die jetzt, wie es ſich herausſtellt, die Wärterin von dem Erben deſſelben alten Hauſes war. Ein Glück, daß wir das damals nicht gewußt haben.“

„Ich bin gleich wieder oben, Väterchen,“ ſagte Marie, raſch durch die Thür verſchwindend.

„Sie mag es noch immer nicht gern hören, wenn man von ihrem früheren Traume ſpricht,“ ſagte lächelnd die junge Frau Hechner.

„Ach, ich weiß nicht,“ meinte die Mutter, „es war einmal Jahre lang ganz gut mit ihr, aber ſeit die alte langweilige Proceß-Geſchichte das alte Haus wieder in’s Tagesgeſpräch gebracht hat und der Name Quetzlinberger Einem entgegenſchallt, wohin man auch kommt, iſt es mir beinahe ſo, als ob ihr jene Zeit doch mehr als gut wieder in’s Gedächtniß gekommen wäre. Nun, das wird ſich ſchon geben, wenn nur erſt einmal die Sache vorbei und das Nachbarhaus wieder von vernünftigen lebendigen Menſchen bewohnt iſt. — Aber wo unſer junger Erbe heute Abend bleibt, möchte ich auch wiſſen,“ ſetzte ſie dann nach einer kurzen Pauſe, jetzt wirklich ungeduldig werdend, hinzu: „den hat gewiß die Frau Kreis-Räthin und ihre Sigelinde nicht wieder losgelaſſen, und er muß dort ihr langweiliges Claviergeklimper mit anhören.“

„Mir war’s eben beinahe,“ ſagte der Regierungs-Rath, „als ob unten die Hausthür ging. Ich glaube, ich habe die Klingel gehört.“

„Nun, da käme er gerade noch recht,“ ſagte ſeine Frau, den Deckel von der Theekanne nehmend und hinein ſehend — „dieſe Männer haben wirklich nur von Zeit einen Begriff, wenn ſie in ihr Geſchäft gehen; das Geſchäft der Frau erkennen ſie gar nicht an, und betrachten es einzig und allein als Nebenſache.“

„Mein liebes Kind,“ ſagte der Regierungs-Rath, „Du mußt auch bedenken, daß — ja, was war das?“ unterbrach er ſich, raſch vom Stuhl auffahrend; aber auch die Frauen waren von ihren Sitzen emporgeſprungen, und die Mutter rief raſch und erſchreckt:

„Das klang wie ein Schrei — das war Mariens Stimme,“ und eilte mit den Worten nach der Thür.

Marie hatte — froh, einem Geſpräch zu entgehen, das ihr, wie ſie recht gut fühlte, das Blut in die Schläfe trieb — raſch das Zimmer verlaſſen und war die Treppe hinunter geeilt, dem Vater das Verlangte zu holen. Die Pantoffeln fand ſie auch an der bezeichneten Stelle, ſchloß dann den Geldſchrank und nahm den Schlüſſel zu ſich und wollte eben wieder zurückgehen, als draußen die Hausthür klingelte, wieder zugeworfen wurde und raſche Schritte hörbar wurden. Das war Herr Schierling — ſie kannte ihn am ſchnellen Gange, und während ſie ſchon an der noch angelehnten Thür ſtand, wartete ſie einen Moment, um ihn erſt vorüber und auf die Treppe zu laſſen, bis ſie ihm folgte.

Die Treppe hatte er bald erreicht, und ſie hörte, wie er, mehrere Stufen auf einmal nehmend, hinaufſprang; dann öffnete ſie die Thür, die ſich geräuſchlos in ihren Angeln drehte, und trat hinaus — aber in demſelben Augenblicke ſtockte ihr auch das Blut — der Athem, denn auf der Treppe — gerade unter der Laterne und neben der zugemauerten alten Thür, zu der er ſich niederbog und mit dem gebogenen Finger daran klopfte — ſtand Gundelrebe, und mit leiſen triumphirenden, aber doch in jeder Sylbe zu ihr herüberdringenden Worten rief er dabei:

„Jetzt ſeid ihr mein, ihr alten Räume; jetzt komme ich hinüber zu euch in die ſtillen, heimlichen Stuben, und nun wirſt Du mir wohl die Pforte öffnen, alter Herr Quetzlinberger!"

Mehr hörte ſie nicht — die Sinne ſchwanden ihr, und mit einem ſcharfen, gellenden Schrei brach ſie bewußtlos auf der Schwelle zuſammen.

Schierling, der ſich raſch danach umdrehte, ſah nur noch, ehe das zu Boden ſtürzende Licht erloſch, die niederſinkende Geſtalt, ſprang in flüchtigen Sätzen wieder treppab, hob ſie in ſeine Arme und trug ſie eben den Stufen zu, als oben an der Treppe die Frauen mit dem Regierungs-Rath erſchienen und mit vor Schrecken und Angſt zitternden Gliedern den Aufſteigenden erwarteten. Auch die Mädchen waren oben ſchon mit Lichtern herbei gerannt, und ihren Händen wollte der junge Mann — noch zu ſehr außer Athem, irgend eine Erklärung abzugeben — eben ſeine ſchöne Laſt überlaſſen, als Marie die Augen aufſchlug, das dicht über ſie gebeugte Geſicht des Fremden ſah und mit dem ſchmerzlich herausgeſtoßenen Wort „Gundelrebe“ die Augen wieder ſchloß.

Der junge Schierling hatte mit wenigen Worten erzählt, unter welchen Umſtänden er das Ohnmächtigwerden Mariens geſehen, die Mutter aber zugleich den nur leiſe gehauchten verhängnißvollen Namen gehört, der Mariens Lippen entfloh. Sie wußte jetzt, daß irgend ein mit dem unglückſeligen Traume in Verbindung ſtehender Zufall ſie wieder ergriffen und erſchüttert haben mußte, und fürchtete mit zitterndem Herzen einen Rückfall jener trüben Zeit. Was die Urſache ſei, konnte ſie ſich freilich noch nicht erklären.

Kapitel 10.

Marie hatte ſich von jenem Unfalle bald erholt, war aber, Schwindel und Kopfweh vorſchützend, früh zu Bett gegangen. Ihre Mutter indeß, der Schrecken und Sorge ſchwer auf dem Herzen laſteten, ſprach ſich dem Manne, der Schwägerin und ſelbſt ihrem jungen Gaſte gegenüber über Alles aus, was ſie fürchtete und dachte. Der junge Schierling war ja doch auch kaum noch ein Fremder, und als Zeuge der Ohnmacht hätte er ja ſonſt Gott weiß was davon denken können.

Daß er ſich für das Erzählte intereſſirte, läßt ſich denken; ſtand doch ſein Erbſtück damit im genaueſten Zuſammenhange. Allerdings hatte ihm der Regierungs-Rath auch ſchon früher von der jetzt vermauerten Thür geſagt, und welcher Aberglaube darüber herrſche, und er ſchien es ein Paar Mal auf den Lippen zu haben, den Frauen, nach den jetzt erhaltenen Aufſchlüſſen, ſich ſelber als die wahrſcheinliche Urſache von des jungen Mädchens Ohnmacht anzuklagen. Aber er unterließ es, hatte auch vielleicht ganz andere Sachen im Kopfe. Er war zerſtreut, gab ein Paar Mal auf an ihn gerichtete Fragen ganz verkehrte Antworten und ging ebenfalls früh zur Ruhe.

Eine volle Woche war ſeit jenem Abend verfloſſen, und Marie hatte ſich ſchon längſt vollkommen wieder erholt. Aber ihre Wangen ſahen nichts deſto weniger bleich aus, die Augen lagen ihr tief in den Höhlen, und es war faſt augenſcheinlich, daß irgend ein Schmerz, ob wirklich, ob eingebildet, an ihrem Herzen nage. Helene hatte ſie indeſſen öfters beſucht und ihr freundliches Wort ſie aufgemuntert, ſich ihr zu vertrauen. Marie wagte es aber nicht. Selbſt den zärtlichſten Bitten und Fragen ihrer Mutter wich ſie aus. Es ſchien faſt, als ob ſie nur eine kurze Friſt gewinnen wolle gegen ſich ſelbſt, und wunderbarer Weiſe hatte bei ihr in der That die feſte Ueberzeugung Raum gewonnen, daß mit der Eröffnung des alten Hauſes auch ihr eigenes Schickſal entſchieden werden müſſe. — Ob zum Guten, ob zum Böſen, war ihr ſelber noch nicht klar; aber ſie zitterte vor der Stunde, während ſie zugleich Alles gethan haben würde, was in ihren Kräften ſtand, ſie zu beſchleunigen.

Doctor Hetzelhofer hatte indeſſen in der Stadt viel von ſich reden machen. Er war mit ſeinem Advocaten, dem Doctor Quetzlinberger, vier Tage lang fort geweſen. Niemand wußte wohin; dann aber ſchienen die Beiden ſich über irgend Etwas überworfen zu haben. Im Hauſe ſelber mußten heftige Auftritte zwiſchen ihnen ſtattgefunden haben, und es hieß ſogar, daß Doctor Hetzelhofer ſeine Anſprüche wolle fallen laſſen. Wie dem auch ſei, von ihm ſelber hatte wohl ſchwerlich irgend Jemand etwas darüber erfahren; denn ſeit ſich die Sache mit dem Proceß gegen ihn zu wenden begann, verkehrte er faſt mit Niemandem, kam faſt gar nicht mehr aus ſeinem Zimmer heraus und ließ Schwiebus ſeine Patienten ganz allein beſuchen.

Am Vorabend der Uebergabe war er allerdings noch einmal auf dem Rathhauſe geweſen und hatte dorthin einige neue Papiere mitgenommen. Dieſe ſchienen aber doch von keiner ſo großen Wichtigkeit geweſen zu ſein, den einmal gefaßten Beſchluß des Schiedsrichter-Amtes aufzuheben. Wenigſtens war in der Stadt noch nicht das Mindeſte bekannt geworden, daß die Uebergabe des alten Hauſes, auf die ſich beſonders die Jugend freute, aufgeſchoben werden würde.

Aber ſelbſt den alten Leuten in der Stadt war es ein Ereigniß, die Räume, die ſie ſeit früheſter Kindheit nur geheimnißvoll geſchloſſen gekannt, dem Licht und der Luft freigegeben zu ſehen, und viele, die den alten Aberglauben daran mit der Muttermilch eingeſogen, wollten ſelbſt jetzt noch nicht daran glauben. „Der alte Herr Quetzlinberger leidet es nicht," ſagten ſie, hartnäckig auf ihrem Sinne beharrend — „der ſitzt noch immer hinter den alten gelben Gardinen, wie er die langen Jahre da geſeſſen hat, und ſo viel weiß ich, ich möchte der Erſte nicht ſein, der die alte Treppe wieder beträte und die Hand auf die Klinke legte."

Sehr ſtill und zurückgezogen hielt ſich auch der junge Schierling in den letzten Tagen. Er ſchrieb viel Briefe Abends auf ſeinem Zimmer (wobei er zum Entſetzen der Frau Regierungs-Räthin gar nicht einheizen ließ), und widmete ſelbſt der Frau Kreis-Räthin weit weniger Zeit als früher. Marien aber hatte er ſeit jenem Abend gar nicht wieder geſehen, da ſie nicht bei Tiſch erſchien und meiſt ihr eigenes Zimmer hütete. Marie war nicht mehr krank, und der Arzt hatte ihr ſogar jede mögliche Zerſtreuung und Unterhaltung angerathen, aber ſie bat nur noch um einige Tage Ruhe, und verſprach, ſich dann Allem willig zu fügen, was man ihr rathen würde. Daß in der Stadt das Gerücht ging, der junge Schierling werde Fräulein Sigelinde Olekamp heirathen, wußte ſie.

An dieſem Tage war bei der Frau Kreis-Räthin Olekamp großer Thee, wie man munkelte thé dansant, um Sigelindens Geburtstag ſowohl, wie die glückliche Beendigung des Proceſſes zu feiern, und Regierungs-Rath Hechner mit Frau und Tochter eben ſowohl wie Herr Schierling dazu eingeladen worden. Marie ließ ſich natürlich entſchuldigen, ihr waren die Leute außerdem verhaßt, und ihre Mutter wäre ebenfalls gern zu Hauſe geblieben, hätte das der Vater gelitten. Dieſer aber wußte eine Menge Gründe anzugeben, weßhalb man die Freundlichkeit gerade nicht ausſchlagen konnte — kurz, ſie hatten zugeſagt, und Abends um ſieben Uhr hielt der beſtellte Wagen vor der Thür.

Der junge Schierling, der nach Verabredung denſelben mit benutzen ſollte, kam übrigens herüber, ſich zu entſchuldigen, da er noch ein Paar, die morgende Uebernahme betreffende, ganz nothwendige Briefe zu ſchreiben hätte. Er würde kaum im Stande ſein, vor acht oder halb neun Uhr nachzufolgen. Regierungs-Raths mußten alſo allein fahren.

Der Wagen hatte eben die Thür verlaſſen, und das dumpfe Rollen deſſelben war auf dem etwas holprigen Pflaſter der Straße verhallt, als die Hausthür unten wieder geöffnet wurde und gleich darauf das Stubenmädchen in Mariens Zimmer trat und Herrn Famulus Schwiebus anmeldete, der nach dem Befinden des Fräuleins fragen, ſie aber unter keiner Bedingung ſtören wolle.

Marie erſchrak — jene entſetzlichen Bilder, die jener Mann damals vor ihrer Seele heraufbeſchworen, tauchten wieder und lebendiger vor ihr auf. Schwiebus hatte ſich aber, beſonders gegen ſie, ſtets ſo herzlich und theilnehmend gezeigt und war gerade in der letzten Zeit, wie ihr Helene mitgetheilt, ſo namenlos niedergeſchlagen und elend herumgegangen, daß ſie ihn nicht kränken wollte. Sie ließ ihn bitten herein zu treten.

Schwiebus folgte der Einladung auf dem Fuße, und ein flüchtiges Roth belebte, als er das Zimmer betrat, die bleichen, eingefallenen Züge und gab dem Blicke des Unglücklichen einen ſanfteren, milderen Glanz.

„Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, mein Fräulein,“ ſagte er, auf Marien zugehend und ihr die Hand entgegen reichend, „daß ich ſo ſpät noch zu Ihnen herüber komme. Den ganzen Tag bin ich aber von einem Kranken zum andern gehetzt worden, und wie ich heute Abends hörte, daß Sie wieder kränker geworden wären und das Zimmer hüten müßten, litt es mich nicht länger, und ich beſchloß wenigſtens den Verſuch zu machen, Sie zu ſehen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Schwiebus,“ ſagte Marie freundlich; „das Gerücht hat mich da aber wohl kränker gemacht, als ich, Gott ſei Dank! bin. — Nur zwiſchen vergnügte Menſchen paſſ' ich noch nicht und bin daher heute zurück- und zu Hauſe geblieben.“

„Das freut mich wahrhaftig recht von Herzen,“ ſagte Schwiebus und ließ ſich auf den Stuhl nieder, den ihm Marie ihr gegenüber bezeichnete — „das freut mich recht von Herzen — und es giebt wenig jetzt in der Welt, worüber man ſich gerade von Herzen freuen könnte.“

„Und geht es Helenen gut? Ich hatte gehofft, ſie heute Abends bei mir zu ſehen!“

„Sie wäre ſo gern gekommen,“ ſagte Schwiebus, „aber der Doctor iſt mit dem langen Störenfried, dem alten Advocaten, zurückgekommen und dreht die Wohnung drüben von unterſt zu oberſt.“

„Doctor Hetzelhofer?“

„Iſt in einer Laune, Brunnen zu vergiften,“ ſagte der Famulus, ſich dabei wie vor innerem Behagen die Hände reibend.

„Mit ſeinen Anſprüchen an die Erbſchaft ſteht es, glaub' ich — ſo viel ich wenigſtens gehört habe — nicht beſonders.“

„Er hat lange darauf gewartet,“ ſagte der Famulus, und ein eigenes, faſt dämoniſches Lächeln zuckte über ſeine Züge, „und jetzt läßt ihn ſein Compagnon doch noch im Stiche.“

„Der Doctor Quetzlinberger?“

„Noch ein Anderer,“ murmelte der Famulus — „noch ein Anderer.“

„Es ſollte mir leid thun, wenn es ſo gar widrig für ihn ausfiele und er es ſich ſehr zu Herzen nähme,“ ſagte Marie freundlich. „Und doch iſt es auch wieder ein Glück, daß dieſer lange Streit endlich in Frieden geendet wird. — Aber Sie ſehen ſelber leidend aus, Herr Schwiebus, ſind Sie auch krank geweſen?“

„Frieden? — ja,“ ſagte der Famulus, der die letzte Frage überhört zu haben ſchien, „Frieden. — Wie man ſagt, ſoll ja der alte Herr Quetzlinberger zu Frieden eingehen, wenn das alte Haus wieder an ſeine rechtmäßigen Erben fällt. — Hat jetzt eine lange, lange Zeit hinter den alten gelben Gardinen darauf gewartet.“

Marien gab es bei den Worten einen Stich durch's Herz, aber ſie faßte ſich gewaltſam und ſagte lächelnd:

„Laſſen Sie den alten Herrn, Herr Schwiebus, und erzählen Sie mir lieber von ſich ſelbſt. Spielen Sie noch fleißig auf Ihrer Violine? Ich habe mich ordentlich danach geſehnt, Sie wieder einmal zu hören.“

„Die Violine?“ ſagte der Famulus kopfſchüttelnd — „fragen Sie den langen Störenfried — der kann ſie nicht leiden und hat ſich das Spielen verbeten. Ich habe einmal, ich weiß nicht mehr von wem, gehört, daß Wölfe, Hyänen und Haifiſche keine Muſik vertragen könnten. — Sie haben zu ſchwache Nerven.“

„Aber der wird nicht immer bei Ihnen bleiben,“ lächelte Marie, „und dann ſind Sie ja wieder ungeſtört.“

„Ungeſtört? — gewiß,“ ſagte der Famulus raſch — „morgen ſchon.“

„Alſo wird er morgen ſchon abreiſen?“

„Wer? — der Lange? — das weiß ich nicht, und es kümmert mich auch nicht,“ lachte der Famulus — „aber ich ziehe aus.“

„Sie?“ rief Marie raſch, „ſo wollen Sie den Doctor verlaſſen?“

„Ei, die rechtmäßigen Erben nehmen ja morgen das alte Haus in Beſitz!“ rief Schwiebus, „wiſſen Sie denn das nicht? und da beziehe ich doch jedenfalls mein altes Stübchen wieder — 's iſt eine ſchmerzlich lange Zeit, daß ich nicht drüben war.“

„Im alten Hauſe?“ rief Marie erſchrocken.

„Im alten Hauſe,“ ſagte der Famulus langſam und leiſe dabei mit dem Kopfe nickend, während ſein Blick den Boden ſuchte und er mehr mit ſich ſelber als zu der Jungfrau ſprach — „im alten Vaterhauſe. O, wie lange treiben wir uns doch draußen weit in der Fremde umher, glauben das Glück da zu erjagen, glauben die Seligkeit da zu finden, und am Ende liegt es doch nur daheim, nur in dem engen Raume, der mehr und mehr zuſammenſchrumpft, bis zuletzt ein Paar ſchmale tannene Breter dem raſtloſen Geiſte genügen! — Es iſt doch eine wunderliche, große Sache um das Heimweh — und wenn die Heimath das Grab wäre!“

„Sie fallen in Ihre alten Träume, Schwiebus,“ ſagte Marie raſch und ängſtlich. — „Ich bitte Sie um Gottes Willen, verſchonen Sie mich nur heute damit. Ich wäre vielleicht nicht im Stande, den Gedanken zu ertragen.“

„Träume?“ ſagte Schwiebus kopfſchüttelnd — „die Träume ſind hoffentlich vorbei, und wer es gut mit ſich meint, ſollte ſie nie Macht über ſich gewinnen laſſen.“

„Aber wenn ſie doch kommen; wenn ſie ſich gewaltſam in's Hirn drängen, ja, wenn ſie lebendig werden und uns entgegentreten im hellen, klaren Sonnenlichte?" rief Marie, vor deren regem Geiſte die Worte wieder all die wirren Bilder ihrer Phantaſie heraufbeſchworen, und die nicht mehr vermochte, ſie zurück zu ſcheuchen.

„Ja, wenn ſie lebendig werden," ſagte der Famulus, der ihr erſtaunt in's Auge geſehen, mit einem ſtillen, unheimlichen Lächeln, „dann bleibt uns freilich nichts übrig, als ihnen gerade in's Auge zu ſehen und ſie bei der Hand zu nehmen. Und doch ſind's ſchlimme Burſchen, und gut Verkehren iſt nicht mit ihnen."

„Sie ſollen mich nicht furchtſam machen, Schwiebus," ſagte Marie, die noch einmal gegen die vor ihr aufſteigenden Schreckbilder ankämpfte. „Ich weiß, Sie lieben ſolch tolle Laune, und Ihre Phantaſie beſchwört Ihnen zu jeder beliebigen Stunde tauſend dienſtbare Geiſter. Aber ich bin jetzt krank und könnte wahnſinnig werden, wenn ich mich ſolchen Gedanken hingäbe. — Ich bitte Sie um Gottes Willen, verſchonen Sie mich nur heute damit."

„Sie haben Recht, Fräulein Marie," ſagte der Famulus, langſam von ſeinem Stuhl aufſtehend und ſeinen Hut wieder ergreifend — „fort mit den Gedanken! und wenn ich den Bach wüßte, wo man

Vergeſſenheit alles Geſchehenen trinken könnte, ich wanderte Monate, Jahre lang, um ihn zu erreichen. — Es iſt eine verwünſchte Geſchichte, ſo ein gutes Gedächtniß,“ ſetzte er dann plötzlich wieder in ſeiner gewöhnlich trockenen und kurz abgebrochenen Weiſe hinzu, „eine ganz verwünſchte Geſchichte — beſonders für den Famulus Schwiebus beim Doctor Hetzelhofer.“

„Und Sie wollen ſchon fort?“

„Es iſt mir eine große Freude geweſen,“ erwiderte der Famulus, „Sie weit wohler gefunden zu haben, Fräulein Marie, als ich drüben hörte. Seien Sie mir nicht böſe, daß ich Sie geſtört habe, und ich hoffe, wir werden auch künftig gute Nachbarſchaft halten.“

„Sie wollen wirklich mit in das alte Haus ziehen?“ fragte Marie, und ſonderbarer Weiſe war es ihr dabei, als ob gar kein anderer Menſch dazu ein Recht habe, wie eben jene geheimnißvollen Weſen.

„Aufgefordert hat mich allerdings noch Niemand dazu,“ lächelte Schwiebus vor ſich hin, „aber ich kenne Hausgelegenheit, und wenn die Anderen Frieden bekommen,“ ſetzte er ſo leiſe hinzu, daß die Worte kaum zu Mariens Ohr drangen, „will ich auch nicht allein zurückbleiben draußen in dem falſchen, abgetragenen Gehäuſe. — So, gute Nacht, Fräulein Marie. —

Fräulein Helene wird morgen früh, ſobald ſie ſich nur einen Augenblick Zeit abſtehlen kann, ſelber zu Ihnen herüber kommen. Schlafen Sie recht ruhig!“

Und noch mit freundlichem Kopfnicken, aber einem unendlich wehmüthigen Zug um die bleichen, dünnen Lippen verbeugte ſich der Mann vor dem jungen Mädchen und verließ raſch das Haus.

Marie blieb allein in ihrem Zimmer — allein mit ihren Gedanken, denen ſchon Schwiebus' Erſcheinen wieder eine neue wilde Richtung gegeben, und raſch in dem kleinen Raume zuerſt eine Zeit lang auf- und abgehend, ſuchte ſie durch die ſchnelle Bewegung die trüben Bilder, wenn nicht zu verſcheuchen, doch in den Hintergrund zu drängen. Aber auch das ging nicht — ſie waren zu mächtig, und wieder trat Gundelrebe's Geſtalt vor allen Anderen aus dem dunkeln Rahmen heraus.

Sie ſah ihn auf's Neue dort unten an der Treppe ſtehen, wo der ſchmale dunkle Gang in das alte Haus führte — ſie hörte die Worte, die er jubelnd hinein zu ihnen rief — zu ihnen? nein, war er ſelbſt nicht draußen und die Margareth, und ſaß der alte Herr nicht jetzt allein da drinnen? — Zu ihm allein hatte er ja auch nur geſprochen, und daß es Gundelrebe wirklich war, wie hätte ſie noch einen Moment auch nur daran zweifeln können? Sein ganzes räthſelhaftes Auftreten dabei im Hauſe — ſeine Bekanntſchaft mit Frau Bauſe — mit Schwiebus ſogar, der ebenfalls ſo geheimnißvoll über die alten Räume ſprach — und doch hatte ſie nicht gewagt, ihn deßhalb zu fragen. Eben ſo war des jungen Schierling Vorname ihr noch ein Geheimniß geblieben — Geheimniß? — und kannte ſie denn nicht die Bedeutung des G. hinter dem auf ſeiner Karte und ſeinem Koffer ſtehenden Konrad? Konrad G. Schierling — und weßhalb verheimlichte er das Gundelrebe? — ihretwegen? doch wohl kaum. Und wie fremd hatte er die ganze Zeit gegen ſie gethan!

Die Gedanken quälten ſie mehr und mehr — ſie bereute ſchon faſt, der Einladung nicht lieber gefolgt zu ſein, wenn ſie ihm auch dort begegnen mußte. Das Durcheinanderdrängen einer ſo großen Geſellſchaft hätte ſie doch zerſtreut. Und wollte er wirklich Sigelinde zum Altare führen? — es gab ihr einen Stich in's Herz, ſie wußte ſelbſt nicht weßhalb, denn lieben konnte ſie doch nicht ein Weſen, das dieſer Erde gar nicht angehörte und nur wie ein Fremdling im Sonnenlichte wandelte.

„Nein, nein, fort mit dieſen Bildern!“' rief ſie, zuſammenſchaudernd, mit leiſer Stimme vor ſich hin — „ich will und muß mich zerſtreuen. Selbſt des

Famulus geiſterhafte Nähe wäre beſſer als ſolche Einſamkeit. — Mit dieſem Entſchluſſe faßte ſie ihre Lampe auf und eilte in das Mittel- oder Geſellſchafts-Zimmer, in welchem das Pianoforte ſtand, entzündete dort die Lichter und ſuchte in der Muſik Hülfe, Schutz gegen die wilden Mißtöne, die ihrem Herzen entquollen.

Selber wild und ſtürmiſch, wie ihr eigener Geiſt, waren im Anfange dieſe Melodien; aber wie Oel über die erregte Fluth zogen die Töne bald weicher und ſchmelzender über das tobende Meer ihrer Gedanken, und in melodiſchen Accorden löſ'te ſich endlich der herbe Schmerz zu leiſen Thränen auf.

„Fräulein Marie!“

Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, fuhr ſie von ihrem Stuhle empor, und ſo jäh zitterte der Schrecken durch ihre Nerven, daß er nicht einen Schrei zum Auswege fand. Vor ihr ſtand Gundelrebe, ſchlank und groß, wie er ihr faſt noch nie erſchienen, aber todtenbleich, als ob er ſo eben erſt dem Grabe entſtiegen wäre.

„Herr Schierling!“ fand ſie endlich die Worte, die ſich ihr widerſtrebend aus den Lippen rangen, „wo kommen Sie her? — Sind Sie denn nicht — ſind Sie denn nicht mit meinen Eltern eingeladen, und iſt das hier, was jetzt vor mir ſteht . . .?“

„Zürnen Sie mir nicht,“ ſagte mit freundlicher, bittender Stimme der junge Mann. „In meinem Zimmer dicht nebenan noch mit einigen wichtigen Briefen beſchäftigt, hörte ich Ihr ſeelenvolles Spiel, und war ein ſtiller, tief ergriffener Horcher.“

„Und Sie ſind nicht . . .“

„Eingeladen allerdings bei der Frau Kreis-Räthin,“ ſagte der junge Schierling lächelnd, „und auch gezwungen, wenigſtens ſpäter auf kurze Zeit dort zu erſcheinen. Ich bin aber kein Freund von ſolchen langweiligen Geſellſchaften und werde ſo ſpät als möglich gehen.“

Marie lauſchte den Worten, deren Sinn ſie kaum verſtand. Nur die Töne weckten lang' verträumte Klänge in ihrem Herzen, und ſie zitterte, wenn ſie der Quelle nachdachte, aus der ſie entſprangen. Das Alleinſein mit dem Fremden war ihr auch unheimlich. Mit den freundlichen Zügen vor ſich, um deren Lippen nur ein leiſer Schmerz zu ſpielen ſchien, wollte es ihr faſt die Angſt vor etwas Uebernatürlichem verſcheuchen — und doch auch wieder waren das Gundelrebe's Augen, wie ſie hell und ſtechend aus dem bleichen Antlitz nach ihr herüber ſchauten — Gundelrebe! — ein leiſes Fröſteln lief über ihren Körper, und faſt unwillkürlich griff ſie nach dem neben ihr ſtehenden Lichte, um ſich zu entfernen.

„Fräulein Marie!“ ſagte da plötzlich Schierling, und es war faſt, als ob er ſich nur gewaltſam zum Sprechen zwinge. „Sie werden vielleicht böſe auf mich werden, Sie können das, was ich Ihnen jetzt ſage, als Vermeſſenheit, als Zudringlichkeit anſehen; aber die letzte Woche, in der ich Ihnen nicht nahen durfte, hat mich über manches Fremde aufgeklärt, und da vielleicht der günſtige Augenblick, wie ich ihn heute getroffen, nie wiederkehrte, geſtatten Sie, daß ich ihn benutze.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte Marie, und ſeine Worte klangen ihr in der That fremd und wunderbar. Hätte Gundelrebe ſo mit ihr geſprochen?

„Und darf ich reden?“

„Reden Sie.“

„So verzeihen Sie denn, wenn ich einen früheren Theil Ihres Lebens berühre, in dem ich ſelber, wie ich faſt fürchte, wenn auch unſchuldiger Weiſe, eine Rolle ſpiele.“

„Sie ſelber!“ rief Marie, und fühlte dabei, wie ihr das Blut in den Adern ſtockte.

„Sie hatten in Ihrer Jugend einen Traum,“ fuhr Schierling fort, als ob er fühle, daß jedes Zögern die peinliche Spannung der Jungfrau nur vermehren müſſe. „Wilde Phantaſien, denen ſich dem Kinde zu früh eingepflanzter abergläubiſcher Spuk beimiſchte, verwirrten Ihren Geiſt und ließen Sie, vom Aether betäubt, einen Traum träumen, der ſo lebhaft geweſen ſein muß, daß er ſelbſt beim Erwachen kaum wieder weichen wollte.“

„Ein Traum?“ fragte Marie, und ihr Blick haftete ſtarr und feſt auf den bleichen, aber doch belebten Zügen des jungen Mannes — „und woher wiſſen Sie . . .?“

„Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt,“ lächelte der junge Mann, „durch Ihre Mutter ſelbſt, die neulich Abends nach dem Unfalle, der Sie vielleicht gar durch meinen Uebermuth betroffen, in ihrer Herzensangſt dem Fremden das Geheimniß ihres Hauſes öffnete. Dadurch aber gab ſie mir auch möglicher Weiſe die Mittel an die Hand, Ihnen zu helfen. Ich fand dadurch den Schlüſſel nicht allein zu dem wunderlichen Namen, den Sie mir entgegen riefen, als Sie in meinen Armen die Augen öffneten, ſondern, wie ich glaube, auch die richtige Spur. Hierdurch kann ich mir denn auch erklären, wie in dieſen letzten Wochen jene ſchon faſt verblichenen Traumgebilde in neuer Schärfe und Lebendigkeit vor Ihre Seele traten.“

„Ich begreife Sie nicht.“

„Sie ſollen es bald,“ ſagte Schierling entſchloſſen. „Der Name, den Sie mir, unverkennbares Entſetzen in den bleichen Zügen, entgegen rieſen, gehörte jenem Knaben, den Sie in Ihrem Traum erblickt.“

„Und iſt er nicht der Ihre?“ rief Marie, und ihr Auge ſchien das Wort, ehe es geſprochen, von den Lippen des Mannes erhaſchen zu wollen.

„Nein,“ erwiderte dieſer und ſchüttelte lächelnd dabei den Kopf.

„Sie heißen nicht Gundelrebe?“ rief Marie, und es war ihr faſt, als ob der Name, wie eine Zauberformel, das Schreckgeſpenſt ihrer Seele in voller Kraft und Furchtbarkeit herauf beſchwören müſſe. Schierling begegnete dem Wort aber mit derſelben ſtillen Ruhe.

„Ich heiße nicht Gundelrebe, und mehr noch: Ich gehöre nicht in das dunkle Geiſterreich hinüber, ſondern hier auf Gottes freie ſchöne Erde, deren Sonnenſchein noch hoffentlich viele lange Jahre auf meinen Lebensweg ſcheinen ſoll. Kann Sie das beruhigen?“

„Sie heißen nicht Gundelrebe?“ wiederholte, mehr faſt mit ſich ſelber, als zu dem Jüngling redend, erſtaunt und irr gemacht, Marie; denn in dem Einen Worte war ſie jetzt die langen Jahre her gewöhnt geweſen, das Alles zu hegen und zu pflegen, und mit grauſam ſorgender Phantaſie ſich groß und ſtark zu ziehen, was ihr das Herz gequält und faſt den Frieden ihrer Seele auch geraubt — „nicht Gundelrebe — aber Ihr Vorname,“ fuhr ſie dann raſcher auf und ſah ihm wieder ſcharf in’s Auge — „das G. vor Ihrem Namen?“

„Iſt Guſtav,“ lächelte der junge Schierling; „genügt Ihnen jetzt die Verſicherung?“

„Guſtav“ — wiederholte Marie den Namen, wie in einem Traume redend. So leicht war aber der Verdacht nicht weggeſcheucht, ja, ängſtlich faſt klammerte ſie ſich jetzt daran, da man ihr rauben wollte, was nun die langen Jahre ihr alleiniges Eigenthum geweſen. „Guſtav — und die Frau Bauſe?“ ſetzte ſie dann faſt eben ſo leiſe hinzu.

„Merkwürdig iſt allerdings, daß ſich auch die Frau Bauſe mit in Ihren Traum verwebt hat,“ lächelte Schierling, „wenn auch wohl begreiflich, da ſie Ihnen ja als Kind nicht fremd und öfters freundlich war. Die alte Margareth iſt aber eine der wenigen Perſonen, die meine Jugend freundlich bewachten, und für die ich in meinem Herzen auch eine liebe Erinnerung bewahrt habe. Meine Eltern ſtarben früh, kaum erinnere ich mich noch meines Vaters; meine Mutter habe ich nie gekannt, und der arme allein ſtehende Knabe wurde zwiſchen Fremden umher geſtoßen. Wir wohnten zu jener Zeit in Hamburg, und die einzigen Perſonen, die damals einen bleibenden Eindruck auf mich machten, waren eben dieſe meine alte treue Wärterin und ein Mann, den ich zufällig ebenfalls hier in Hellburg wieder getroffen habe, der ſich aber kaum, wenn wirklich, nur noch dunkel meiner zu erinnern ſcheint: der Famulus des Doctor Hetzelhofer.“

„Schwiebus?“

„Ja, Sie kennen ihn ja wohl. Er wohnte in demſelben Hauſe, das meinem Vormund gehörte, und wir Kinder, denen er mit ſtets gleich bleibender Freundlichkeit immer die wunderbarſten, herrlichſten Geſchichten erzählte, hingen mit unglaublicher Liebe an ihm, wenn wir uns auch ein wenig vor ihm fürchteten.“

Marie ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn — ſie ſchloß die Augen, um das eben Gehörte überdenken, prüfen zu können, und ſie wieder öffnend, fiel ihr Blick auf die Narbe an dem linken Schlaf des ihr Gegenüberſtehenden.

„Und jene Narbe?“ ſagte ſie mit leiſer, faſt tonloſer Stimme, indem ſie langſam den Arm danach hob. — „Wenn ich wirklich geträumt — wenn nicht an jenem furchtbaren Abend meine Seele wirklich den bewußtloſen Körper verließ und jetzt, in ſeiner Gemeinſchaft mit jenen unirdiſchen Weſen der Erde kaum mehr ganz angehörte, wie kam es, daß ich jene Narbe ſah?“

„Narbe?“ ſagte Schierling, indem er erſtaunt und faſt unwillkürlich nach ſeiner Stirn griff, auf die des Mädchens Blick geheftet ſchien — „welche Narbe?“

„Die an Ihrem linken Schlaf, die aus den Haaren querüber nach dem linken Ohre hinläuft.“

Schierling erröthete leicht und ſagte dann lächelnd:

„Das iſt keine Narbe, mein Fräulein, wenn das Sie beruhigen kann. Fremd in der Welt und allein ſchon in früher Jugend mir ſelber überlaſſen, habe ich mich, faſt kann ich ſagen, von meiner Kindheit an, zur See und in fremden Welttheilen umher getrieben. Der Norden hatte dabei für mich die größte Anziehungskraft, und ein nordamerikaniſcher Indianer an der Küſte der Behringsſtraße, der mir einſt das Leben rettete und mich ſpäter lieb gewonnen, hat mir zum Andenken hier dieſe rohen Zeichen ſeiner Kunſt, die ſich von der Stirn auf Bruſt und Nacken ausdehnen, eingegraben. Nach einem Sprachgebrauche der Südſee nennen wir es Tatowiren.“

„Wunderbar, wunderbar!“ ſtöhnte Marie.

„Aber mit all dieſem Zuſammentreffen,“ ſetzte der junge Schierling freundlich, ja, faſt herzlich hinzu, „mit einer Aehnlichkeit vielleicht, die Sie zwiſchen mir und jenem Knaben gefunden zu haben glaubten, kann ich mir jetzt recht gut erklären, wie Sie erſchraken, als ich an jenem Abend an die Wand klopfte, die mich nur noch von meinem künftigen Eigenthum trennte. Ihr Vater hatte mir erſt an dem Tage ſelber alle die alten abergläubiſchen Sagen mitgetheilt, die von dem Hauſe in Umlauf waren, und meine eigene Phantaſie mit aufgeregt. Das mag mich entſchuldigen, daß ich mich dieſer auf einen Augenblick hingab, und in jugendlichem Uebermuthe vielleicht die, von dem Aberglauben des Volkes hinein gezauberten Bewohner des Nachbarhauſes anrief. Mehr aber noch wurde ich auf das alte Haus geſpannt, als ich dann ſpäter Ihren Traum vernahm; ja, das Gebäude ſelber, das ich bis jetzt nur allein zu erwerben geſucht, die Stuben, die der Wohlthäter meines Großvaters und dieſer ſelber bewohnt, nicht in fremde Hände fallen zu laſſen, gewann durch dieſen Umſtand einen eigenthümlichen Reiz für mich. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich zähle jetzt die Stunden ſchon, wo ich morgen jene ſtillen, ſeit einem Jahrhundert faſt nicht betretenen Räume als Eigenthümer betreten ſoll. — An dieſes aber, mein liebes Fräulein," ſetzte er dann nach kleiner Pauſe hinzu, während er eine eigene Scheu oder Schüchternheit noch zu überwinden ſuchte, „möchte ich eine Bitte knüpfen — nicht allein meinet-, nein, auch Ihretwegen ſelber."

„Und die betrifft?“ ſagte Marie, die ſich noch nicht in den Gedanken hineinleben konnte, ihrem ſo gefürchteten, wie geliebten Phantaſie-Gebilde auf immer Lebewohl zu ſagen. Schaute ſie ja doch auch noch immer zweifelnd in die ihr ſo bekannten Züge des jungen Mannes, und daß er ſelbſt jetzt über jene Räume ſprach, war das nicht auch Beweis für ihre Träume?

„Sie waren krank,“ ſagte da ermuthigt und entſchloſſen der junge Mann, „Ihr zarter Körper durch längeres Leiden angegriffen; Ihre Phantaſie, übermäßig gereizt und erregt, hatte in einer Art Nervenſchwäche jene Bilder vor Ihrem Geiſte herauf beſchworen, die einer ſpäteren Zeit, in der ſich der Körper entwickelte und kräftigte, weichen mußten. Jene Zeit ſcheint aber, wenn auch in ihren Abdrücken geſchwächt, doch noch nicht ganz vergeſſen geweſen zu ſein, und wie der Zufall gerade in einer Periode, in der das Geſpräch über das alte Haus wieder lebendiger werden mußte, Ihnen eine leichte Aehnlichkeit mit jenem Traumbild vorführt, und eigenthümlicher Weiſe Manches ſich dem anzupaſſen ſcheint, Manches von Ihnen ſelber gewaltſam dazu gezwungen wird, wacht, was bis dahin nur in Ihrer Seele geſchlummert, wieder zu voller Schärfe auf und droht Sie auf's Neue zu verſtricken und mit fortzureißen. Dagegen aber giebt es ein einfaches Mittel: das praktiſche Leben ſelbſt, dem ſolche Weſen, wie ſie uns ein Traum beſcheert, nicht Stich halten können. Die lichte, helle Sonne iſt das beſte Mittel gegen ſolche Selbſttäuſchung, die Wahrheit, die wir finden, muß uns die Lüge, mit der wir uns einſt ſelbſt betrogen, oder wenigſtens die Täuſchung, um ein milderes Wort zu nehmen, verjagen helfen. Ich ſelber bin unverſchuldeter Weiſe die Urſache geweſen, Ihnen Schmerz zu bereiten, die alten Wunden Ihres Geiſtes aufzureißen — erlauben Sie mir jetzt auch, daß ich ſie heile."

Er ſchaute ihr mit ſeinen dunklen Augen recht ernſt und treuherzig in das bleiche Antlitz, und da er hier ihrem fragenden Blicke begegnete, fuhr er mit lebhafter, bewegter und inniger Stimme fort:

„Morgen übernehme ich, wie Sie wiſſen, den Beſitz des Nachbarhauſes. Erlauben Sie mir, daß ich Sie dort, vor allen Anderen, in mein Eigenthum einführe. Begleiten Sie mich in jene Räume, und überzeugen Sie ſich dann ſelbſt, wie ein neckiſches Spiel der Phantaſie Ihnen Dinge vorgegaukelt, die nicht exiſtiren. Wenn Ihnen dann in mir der geträumte Gundelrebe verſchwindet, wenn die alten Räume da drüben das nicht ſind, was Sie zu finden erwartet, dann werden Sie den dunklen Zauber, der

Sie bis dahin befangen hielt, abſchütteln, und friſch und frei wieder der goldenen Sonne, dem erwachenden ſproſſenden Frühlinge in's Auge ſchauen können."

„Ich ſoll mit Ihnen morgen früh das alte Haus betreten?" fragte Marie, und tiefe Röthe ſchoß in dieſem Augenblicke in das Antlitz der Jungfrau.

„Ich bitte Sie recht herzlich darum," flehte der junge Mann; „wie kann ich beſſer hoffen, Sie von dem trüben Geiſte zu befreien, der Ihren reinen Sinn in Banden hält?"

„Und morgen früh ſchon?"

„So früh als möglich. Jede Minute wäre ja Verluſt, die Sie noch länger in dieſem träumeriſchen Schmerze hielt. Glauben Sie mir, einmal davon befreit, und Luſt und Leben werden in Ihre Seele wiederkehren. Nicht wahr, Sie willigen ein? — Ihren Vater, Ihre Mutter werde ich noch heute Abend um Erlaubniß fragen, und gern, gern werden die Eltern, wo es gilt, dem lieben Kinde zu helfen, dieſe geben. Hat ſie doch ſelbſt Ihr Leiden arg zu Boden gedrückt. Darf ich alſo kommen, Sie abzuholen?"

Marie ſchaute ihm ſtill und ernſt in's Auge, und ſo treuherzig blickte er ſie dabei an, und ſtreckte ihr ſeine Hand zum Einſchlag entgegen, daß ſie ihm endlich ſchweigend auch die ihrige reichte.

„Es iſt das Beſte," ſagte ſie dabei, „Sie haben recht. Ich will Wahrheit, wie die auch ausfallen möge, und dann wird mir wohl werden."

„Alſo darf ich kommen — Dank, tauſend Dank!" rief er dann, als ſie ihm leiſe zunickte. „O, Sie glauben nicht, wie glücklich ich mich fühlen werde, die trüben Wolken wieder zu verſcheuchen, die, wie ich faſt fürchte, meine Gegenwart allein über Ihren Lebenshimmel herauf beſchworen. — Aber jetzt muß ich fort!" brach er kurz und tief aufſeufzend ab. „Lieber Gott, gerade jetzt zwingt mich mein gegebenes Wort, in eine der langweiligſten, fadeſten Geſellſchaften zu gehen, die ich mir denken kann! So früh als möglich kehre ich aber von dort zurück, und morgen löſe ich mein Verſprechen. — Gute Nacht, Marie!" hauchte er mit leiſer, kaum hörbarer Stimme, und drückte die Hand, die er noch immer in der ſeinen hielt, raſch, aber ehrfurchtsvoll an die Lippen.

Marie ſtand, als er ſchon durch die in ſein Zimmer hinüberführende Thür verſchwunden war, noch lange regungslos da, und ſelbſt wie ein Traum kam ihr das eben Erlebte vor. Endlich drehte ſie ſich langſam ab, löſchte die Lichter, ſchloß das Piano, und ihre Lampe wieder aufgreifend, kehrte ſie in ihr eigenes Gemach zurück.

Kapitel 11.

Welch ein Sturm von Gedanken wogte an dem Abend durch ihre Seele! Die alten Träume drohten in ihr Nichts zurück zu ſinken, denn die Geſtalten gerade, die ſie auf's Neue in's Leben gerufen, verläugneten ſich ſelbſt, löſ'ten ſich ab von dem ſchattigen Hintergrunde und traten in das wirkliche praktiſche Leben ein. Wie neu geboren kam ſie ſelbſt ſich dabei vor — es war, als ob Jemand ſie mit ſtarker Hand gewaltſam von einem finſteren Abgrund zurückgezogen hätte, und doch — der Abgrund lag noch da, ſie ſah die düſtere Tiefe neben ſich, ob ſie das Haupt auch wandte. Sie fühlte die Gefahr und wußte nicht, ob ſie auch ſicher überſtanden ſei.

Ihr Leben hätte ſie darauf gelaſſen, daß es Gundelrebe ſei, als er damals das Haus betrat, und tauſend kleine Züge ſeitdem dienten nur dazu, ſie mehr und mehr in ihrem Glauben zu befeſtigen. Und jetzt? — warf er das Alles mit einem Worte zu Boden. So treuherzig ſah er dabei aus, ſo lieb und wahr, und ſeine Hand hätte ſie dabei ergreifen und halten mögen, wie es das Kind in jenem Traume gethan, ſie zu ſchützen vor dem Schauerlichen, was ſie zu gleicher Zeit umgab. Und war es Wahrheit? — äffte ſie nicht auf's Neue ein fremder Spuk? wollte ſie jenes Weſen, halb Traum, halb Leben, nicht am Ende doch blos ſicher machen, um ſie ſo viel gewiſſer in ſeinem Garne zu fangen? Das Herz zerdrückte es ihr faſt in Ungewißheit und Zweifel — in Glauben und Mißtrauen, und ſie konnte den morgenden Tag kaum erwarten, der ihr ja alle Räthſel löſen ſollte.

Sie wußte dabei, welchen entſcheidenden Einfluß das erſte Betreten jenes alten Hauſes auf ſie ausüben mußte, kannte genau die Gefahr, der ſie ſich Preis gab, wenn ſie die Räume gerade ſo wieder fand, wie ſie fürchtete, und dennoch harrte ſie der Stunde mit einer wahren Freudigkeit entgegen. War doch Alles beſſer als dieſe furchtbare Ungewißheit, dieſes Zittern und Bangen vor einer vielleicht ja doch nur eingebildeten Gefahr.

Lieb war es ihr jetzt, heute Abend ungeſtört zu ſein und den Eltern nicht Red' und Antwort ſtehen zu müſſen. Aber auch die eigenen Gedanken peinigten ſie zuletzt. Sie hatte aufbleiben und die Mutter erwarten wollen; um halb eilf Uhr aber, als dieſe noch nicht zurückgekehrt, ſuchte ſie ihr Lager, und müde vom Denken und Sinnen, entſchlief ſie bald.

Wie lange ſie ſo gelegen, wußte ſie nicht — ihr kam es vor, als ob es nur ganz kurze Zeit geweſen, als ein leiſes Klopfen an ihre Thür ſie weckte. Erſt hörte ſie es nur wie im Traume, aber immer lauter und deutlicher wurde es, und erſchrocken richtete ſie ſich zuletzt empor. In ihrem Zimmer brannte eine Nachtlampe mit transparentem Zifferblatte — der Zeiger der kleinen Uhr deutete gerade auf Zwölf, und der Mond ſchien dabei voll und klar durch die dünnen Gardinen in das Zimmer und auf ihr Bett. Hatte ſie denn geträumt? — Wieder klopfte es da, und eine leiſe Stimme, die ihr das Blut in den Adern ſtocken machte, rief:

„Marie!“

„Wer iſt da?“ fragte ſie erſchrocken, und die Laute konnten ſich kaum den Lippen entringen.

„Wer? — ich — Gundelrebe — oder, wenn Sie wollen, Guſtav Schierling. — Haben Sie Ihr Verſprechen ſchon vergeſſen? Es iſt zwölf Uhr vorbei; der heutige Tag hat begonnen, und ich habe das Recht, mein Eigenthum zu betreten. — Wollen Sie mir nicht folgen?“

„Jetzt? — in der Nacht?“ rief Marie.

„Warten wir bis zum Tage,“ ſagte die Stimme draußen, „dann ziehen wir morgen mit einem ganzen Schwarm von Gerichts-Beamten, Polizeidienern und Neugierigen hinein, und möchten Sie in deren Gegenwart den Ort zum erſten Male betreten?“

„Nein — nein!“ ſagte Marie raſch, indem ſie ſich von ihrem Lager erhob; „aber jetzt . . .“

„Fürchten Sie ſich vor mir?“ fragte die Stimme wieder, ſo weich, ſo herzlich, ſo bittend.

„Ich komme gleich!“ erwiderte Marie und begriff in dem Augenblicke ſelber nicht, woher ſie den Muth bekam, dem fremden Manne in Nacht und Dunkelheit zu folgen und alle Schrecken jener geſpenſtigen Räume noch einmal durchzuleben. Raſch warf ſie dabei ihren warmen Morgenrock über, nahm aus dem Wandſchrank, der durch eine Tapetenthür verſchloſſen war, ihren Mantel, ſetzte die Capuze auf, zündete an der Nachtlampe das auf dem Tiſche ſtehende Licht an und öffnete dann die Zimmerthür.

„Sind Sie entſchloſſen?“ fragte Schierling, der ſie hier geduldig erwartet hatte.

„Ich bin es,“ ſagte Marie. „Führen Sie mich in Gottes Namen. Seinem Schutze vertraue ich mich an.“

„Er mag uns leiten,“ ſagte der junge Mann, ernſt das Haupt neigend, — „und nun hinüber,“ ſetzte er dann mit heiterer Miene und Stimme hinzu. — „Aber wozu nehmen Sie das Licht? — der Mond ſcheint ſo hell auf unſeren Pfad, daß wir deſſen nicht bedürfen.“

„Laſſen Sie es mir,“ bat Marie, — „ich — ich fürchte mich vielleicht vor dem dunklen Gange,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Durch den können wir ja leider nicht gehen,“ ſagte Schierling. „Hat Ihr Vater den nicht mit jener dicken Mauer verbauen laſſen? Wir müſſen heute einen weiten Umweg machen.“

„Treppauf?“ fragte Marie erſtaunt, als er ſich dorthin wandte.

„Allerdings,“ ſagte ihr Führer, der jetzt voranſchritt, ohne ſich nach ihr umzuſchauen. „Das Siegel unten darf ich nicht eher erbrechen, als bis die Gerichte dabei ſind. Da wir aber darauf nicht warten wollen, ſo müſſen wir uns einen anderen Eingang ſuchen. Wiſſen Sie da oben nicht Beſcheid?“

„Als Kind bin ich oft auf dem Boden geweſen,“ ſagte Marie ſchüchtern, und habe von dort nur mit heimlichem Schauder die düſteren, blinden Dachfenſter des Nachbärhauſes angeſehen — gehen wir da hinauf?“

Ihr Führer nickte nur mit dem Kopfe und ſtieg raſch die ſteinerne Treppe hinan. So leiſe trat er dabei auf, daß ſie ſeinen Schritt nicht einmal hörte. Dabei fiel ihr auf, daß die Treppenlampe noch brannte; waren denn ihre Eltern noch nicht aus der Geſellſchaft zurück? — Bei deren Heimkehr wurde ſie ſonſt ſtets ausgelöſcht. — Aber ſie behielt keine Zeit, darüber nachzudenken, denn die gegenwärtige Situation nahm ihre Aufmerkſamkeit viel zu ſehr in Anſpruch. Todtenſtille herrſchte im Hauſe, in dem Alles im tiefen Schlafe lag, und ſie brauchten nicht zu fürchten, geſtört zu werden. Dabei ſchien der Mond durch die nach dem Hofe zu angebrachten Fenſter überall auf die Treppe und machte das Licht, das Marie aber trotzdem in der Hand trug, faſt unnöthig. So ſtiegen ſie drei Treppen hoch und betraten den durch eine Gitterthür von dem übrigen Hauſe abgeſchiedenen, aber nicht verſchloſſenen Boden. Dieſe Thür war nur angelehnt, und Marie erinnerte ſich jetzt wieder des ganzen Weges, den ſie als Kind oft genug gelaufen, ſeit der Zeit aber noch nicht wieder betreten hatte.

Den Boden entlang ſchritt ihr ſchweigſamer Führer, und ihr Licht flackerte plötzlich, als ſie der Zug eines offenſtehenden Dachfenſters traf. Entweder hatte es die Nachläſſigkeit eines der Mädchen offenſtehen laſſen, oder auch der Wind aufgeworfen, der in voriger

Nacht ziemlich ſtark von Südweſten her geweht hatte. Eine kleine Treppenleiter lehnte daran, die man dahin geſtellt, um noch nicht wieder abgenommene Waſchleinen zu befeſtigen.

Ihr Führer ſtieg ohne Weiteres hinaus und drehte ſich erſt da nach ihr um, ihr die Hand zu reichen. Marie zögerte.

„Ueber das Dach?“ ſagte ſie erſchrocken und furchtſam, „müſſen wir dort hinaus?“

„Es giebt keinen anderen Weg,“ erwiderte Schierling, „aber fürchten Sie ſich nicht. Nur wenige Schritte auf feſtem Steingeſims ſind es hinüber, und ich halte Sie feſt und ſicher. Vertrauen Sie ſich mir, Marie, ich würde Sie wahrlich an keinen Ort bringen, wo auch nur die mindeſte Gefahr für Sie zu fürchten wäre. Reichen Sie mir Ihre Hand.“

Marie ſtand noch einen Augenblick zögernd an der Treppe, der Mond ſchien ihr dabei voll und hell in das bleiche Angeſicht, aber ſie war zu weit gegangen, um jetzt noch zurück zu können. Das Geheimniß, das an ihrem Leben zehrte, lag vor ihr, bereit, ſich ihr zu erſchließen — ein kühner Schritt, und ſie brachte es in ihres Blickes Bereich, und ſelbſt im Ueberlegen hob ſie ſchon faſt willenlos den Fuß und ſtieg auf das Steingeſims hinaus, deſſen ſie ſich recht gut aus früherer Zeit erinnerte.

Die Luft war warm, faſt ſommerlich, der Südweſtwind, der ſchon ſeit zwei Tagen geweht, hatte den letzten Winterſchnee von den Dächern geſchmolzen, und kein Lüftchen regte ſich. Still und ruhig lag die Stadt zu ihren Füßen, und die düſteren Dächer der Häuſer, die ſich vor ihr ausdehnten, glichen einem weiten Meere rieſiger, dunkler Wogen, die einſt Gottes Hand da feſtgebannt und gehalten im Ueberſtürzen. Sie wußte dabei ſelber kaum, wie ſie hinauf auf den ſchmalen Fenſterſims kam, ſo raſch ſtand ſie oben; aber des jungen Mannes Hand hielt und unterſtützte ſie und leitete ſie ſicher auf der ſchmalen, aber feſten, kaum zehn Schritte langen Bahn hin, die nach dem nächſten, aber verſchloſſenen Dachfenſter des alten Hauſes führte.

„Sehen Sie nur nicht in den Hof hinab, Marie,“ flüſterte ihr dabei der Führer zu; „Sie könnten ſonſt ſchwindelig werden — hier treten Sie her — Sie hätten das Licht zurücklaſſen ſollen, und doch können wir es vielleicht drüben auf der dunklen Treppe brauchen. — So, ſehen Sie, hier ſind wir ſchon — nun halten Sie ſich nur an dem Rande hier feſt — ſo — jetzt haben wir unſer Ziel erreicht.“

„Jeſus, meine Güte!“ ſchrie in dieſem Augenblicke tief unter ihnen eine Frauenſtimme aus einem der Häuſer herüber, und Marie ſah ſich raſch und erſchrocken danach um.

„Es iſt nichts,“ lächelte ihr aber der Führer zu, „irgend eine alte Frau, die der Schimmer Ihres weißen Kleides oder der Schein des Lichtes erſchreckt hat, und die jetzt ein Geſpenſt zu ſehen glaubt — folgen Sie mir nur!“ — Mit den Worten verſchwand er vor Mariens Augen in das Dachfenſter, ohne daß ſie jedoch geſehen hätte, wie er es öffnete; ja, als ſie ebenfalls die Hand danach ausſtreckte, war es noch ſcheinbar feſt verſchloſſen.

„Wie komme ich hinein?“ ſagte ſie mit doch etwas erſchrockener Stimme. Es kam ihr unheimlich vor, da draußen ſo allein zu ſtehen, und durch die altersblinden Scheiben konnte ſie im Innern auch nicht das Mindeſte erkennen.

„Drücken Sie nur leiſe dagegen,“ lachte Schierling's Stimme, der dicht dahinter ſtehen mußte, „das alte Zeug iſt ja ſo morſch und wurmzernagt, daß es ſchon dem geringſten Drucke weicht.“ — Marie hatte ihre Hand auch in der That kaum gegen das Fenſterkreuz geſtemmt, als es ihrem Drucke nachgab. Das morſche Holz brach, und der ganze rechte Flügel ſtürzte nach innen klappernd und klirrend zu Boden.

„So,“ lachte Schierling, „das war raſch geſchehen! Nun aber hinab! denn die ganze Nachbarſchaft braucht doch eben auch nicht auf uns aufmerkſam zu werden.“ Und wieder ihren Arm ergreifend, hob er ſie erſt mit leichtem Schwung von dem niederen Geſims auf den Boden herab, half ihr über das niedergeſtürzte Fenſter und anderes Geröll, das dort herum lag, hinweg, und ſchritt dann mit ihr raſch den dunklen Gang entlang, über den jetzt nur Mariens Licht einen ungewiſſen, zitternden Schimmer warf.

Kapitel 12.

Am Morgen deſſelben Tages, an welchem Frau Kreis-Räthin Olekamp ihren Thé dansant angeſagt hatte, um dabei einen großen Theil der Quetzlinberger'ſchen Erben um ſich zu verſammeln, auch vielleicht um noch andere Zwecke zu fördern, waren Doctor Hetzelhofer und Notar Quetzlinberger wieder von ihrer Reiſe, aber allem Anſchein nach keineswegs in guter Laune, zurückgekehrt. Helene hatte das Mittagsmahl bereitet, das Beide, ohne ein Wort dabei mit einander zu wechſeln, verzehrten. Nach Tiſche jedoch, als ſie das Speiſezimmer wieder verlaſſen, hörte ſie, wie die beiden Männer harte Worte mit einander wechſelten, und des alten Quetzlinberger Stimme beſonders rauh und ſcharf daraus hervortönte.

Dieſer griff endlich ſeinen Hut und Stock auf und verließ Zimmer und Haus, während ſich Doctor

Hetzelhofer in ſeine Studirſtube einſchloß und, ohne irgend Jemanden zu ſich zu laſſen, drinnen auf- und ablief und mit ſich ſelber redete.

Schwiebus war ein ſtiller, aber deßhalb nichts weniger als gleichgültiger Zeuge der letzten Scene geweſen, und ging jetzt in ſeinem eigenen kleinen Gemach, wohin ihm heute Helene in der allgemeinen Verwirrung ſein Eſſen geſchickt, die Hände vergnügt zuſammenreibend, und die kleinen Augen in einem ganz eigenen Feuer und Leben erglühend, hin und her. Manchmal pfiff er dabei, manchmal ſang er kurze, abgeriſſene Strophen vor ſich hin, und hielt nur dann und wann in dieſen Aeußerungen heimlicher Freude einen Augenblick inne, um an ſeinem Fenſter ſtehen zu bleiben und nach dem gegenüber liegenden alten Hauſe hinüber zu nicken.

„Es thut Einem wenigſtens wohl, ein einziges vergnügtes Geſicht im Hauſe zu haben,“ ſagte da plötzlich Helene, die, ohne daß er es bemerkt hatte, zu ihm in’s Zimmer getreten war. „Ihnen, Schwiebus, ſcheint doch heute wohl und leicht zu Sinne zu ſein. Die Anderen ſehen aus, als ob ſie Stecknadeln verſchluckt oder ein Verbrechen begangen hätten. Wem nickten Sie denn da drüben eben ſo freundlich zu?“

„Dem alten Herrn Quetzlinberger, Fräulein Helenchen,“ entgegnete Schwiebus, der ſich bei den erſten

Worten raſch nach ihr umgedreht hatte, „dem alten Herrn Quetzlinberger.“

„Dem?“ ſagte Helene erſtaunt. „Und ſeit wann ſind Sie Beide denn ſo gute Freunde? Wohl, weil er Ihnen das Violinſpielen verleidet hat?“

„Sie meinen den Doctor?“ ſagte Schwiebus, und es war faſt, als ob ſich ſein Geſicht zu einem Lächeln verziehen wollte. Wenn das aber ſeine Abſicht geweſen, erſtarb es im Verſuch — „Die graue Vogelſcheuche, nein, Gott ſei Dank!“

„Aber welchen denn?“

„Nun, den alten Herrn da drüben im alten Hauſe, den wir doch mitſammen morgen beſuchen werden.“

„Unſinn!“ ſagte Helene, mit dem Kopfe ſchüttelnd; „wird denn das alte Haus wirklich morgen geöffnet?“

„Dazu braucht man weiter keinen Barometer, als Doctor Hetzelhofer's Geſicht,“ ſagte Schwiebus ruhig. „Ich könnte dabei die Minute vorher beſtimmen.“

„Der unglückſelige Proceß!“ ſeufzte Helene. „Mir hat noch nie etwas Gutes daraus geahnt — und wie hat ſich mein armer Bruder ſchon dabei geärgert!“

Schwiebus warf einen flüchtigen Seitenblick auf Helenen hinüber, griff ganz unwillkürlich nach der dicht neben ihm hängenden Violine, ohne ſie jedoch vom Nagel zu nehmen, und ſagte dann mit einem merkwürdigen Ausdruck um die bleichen, zitternden Lippen:

„Der arme Doctor Hetzelhofer!“

„Mich wundert nur, daß es die Advocaten noch gutwillig zu Ende gebracht haben,“ fuhr Helene fort. „Wie viele von ihnen haben, wie mein Bruder ſagte, eine ordentliche Verſorgung davon gehabt!“

„Nun, Doctor Quetzlinberger iſt nicht fett dabei geworden,“ ſagte Schwiebus trocken, „ſo viel iſt ſicher. — Aber — iſt denn Jemand draußen auf dem Gange? ich dächte doch, ich hörte ſprechen.“

„Das iſt mein Bruder in ſeiner Stube,“ ſagte Helene, unruhig zur Thür hinaushorchend; „ich wollte, die ganze häßliche Geſchichte wäre vorbei.“

„Er wird ſich mit dem kurzen Gerippe im Glaskaſten unterhalten,“ meinte Schwiebus ruhig. — „Der, dem das gehörte, war halb taub, und da muß er gewöhnlich ein wenig ſtark ſchreien.“

„Ich begreife nicht, wie Sie über ſo etwas noch Ihren Scherz haben können, Schwiebus!“ ſagte Helene, wandte ſich unwillig von ihm ab und verließ das Zimmer.

„Scherz!“ murmelte Schwiebus halblaut hinter ihr her; „wer ſagt Ihnen, daß ich überhaupt Scherz gemacht habe? ’s iſt eben nicht ſo beſonders ſpaßig, ein ſolches Zwiegeſpräch, und den Rücken möcht’s

Einem eiskalt hinablaufen, wenn man es anhören muß. Aber — was geht's mich an!“ ſetzte er nach kleiner Pauſe hinzu, indem er langſam dabei ſeinen Hausrock aus- und ein beſſeres Kleidungsſtück dafür anzog. „Mein Dienſt hier hat die längſte Zeit gedauert, und wenn mich der Doctor mit Gewalt etwa wieder in eines ſeiner Gläſer zwingen will...“ Er hielt inne, die kleinen grauen Augen ſprühten Feuer, und die Zähne biß er feſt und entſchloſſen dabei auf einander. — „Thorheit!“ unterbrach er ſich ſelber, „Narrenspoſſen! — Er weiß beſſer, was ihm gut iſt, und ſeit ich ſein Geheimniß in Händen habe aus jener Zeit — ſeit die Acten ſelbſt von jenem Falle in dieſen Mauern ſind, darf er es nicht wagen, ſeine teufliſchen Mittel gegen mich anzuwenden. Warten Sie nur, mein guter Herr Doctor,“ lachte er dabei ſtill vor ſich hin, während er den Hut vom Nagel nahm und mit dem rechten Rockärmel abſtrich, „warten Sie nur, mein guter Herr Doctor Hetzelhofer, unſere Rechnung iſt überhaupt noch nicht abgeſchloſſen, und wenn ich von da drüben erſt das Material in Händen habe, wollen wir ſchon ſehen, wie die Sachen ſtehen. Schwiebus, Famulus Schwiebus, ja wohl, das klingt ihm gut, und dabei kann er ſich in's Fäuſtchen lachen; aber die Zeit kommt auch noch wieder, wo wir den Namen ändern und die alte faule Schale abwerfen können. — Wetter noch einmal! ich glaube wahrhaftig, der zankt ſich da drinnen mit dem Gerippe; oder er iſt auch vielleicht mit dem Zwerg, den er unter dem Tiſche in Spiritus ſtehen hat, zuſammengerathen. Wäre mir lieb, denn der ſieht gerade aus, als ob er Haare auf den Zähnen hätte.“ — Er blieb einen Augenblick in Gedanken ſtehen und fuhr dann wieder kopfſchüttelnd fort: „Schade, daß er den Doctor Quetzlinberger heute nicht die Treppe hinuntergeworfen hat — nun, vielleicht thut er's noch heute Abend — möchte das doch erſt noch mit anſehen.“ Und ſeinen Hut aufſetzend, trat er auf den Gang hinaus, rieb ſich, als er doch wie ſcheu an des Doctors Thür raſch vorbeiglitt, ſchadenfroh die Hände, und ſtieg dann etwas langſamer und wieder in ſeinem gewöhnlichen Schritte die Treppe hinunter, um ſeinen Geſchäften nachzugehen.

Doctor Hetzelhofer war ſpäter ebenfalls ausgegangen, und kehrte gegen Abend noch mürriſcher und bleicher zurück, als er fortgegangen war. Er fragte nach Quetzlinberger und Schwiebus. Keiner von Beiden war noch eingetroffen, und Helene ging in Todesangſt in ihr Stübchen. — So hatte ſie ihren Bruder noch nie geſehen.

Endlich kam Schwiebus und wurde von dem

Doctor augenblicklich wieder auf das Rathhaus geſchickt, dort einige Schriften zurückzufordern, die er aber nicht bekam, und Hetzelhofer ſchloß ſich dann wieder in ſein Zimmer ein, aus dem bald ein Geruch von verbrannten Papieren auffällig herausdrang.

Erſt gegen zehn Uhr kam Doctor Quetzlinberger nach Hauſe und begann ohne Weiteres ſeinen Koffer zu packen, ſeine Papiere zu ordnen und ſich dem Anſcheine nach mit ſeiner allernächſten Abreiſe zu beſchäftigen. Anderthalb Stunde mochte er in ſolcher Art bald ſtill an ſeinem Tiſche mit Schreiben beſchäftigt, bald im Zimmer aufräumend und zuſammenſuchend gewirthſchaftet haben, als Doctor Hetzelhofer bei ihm eintrat.

Als er des Doctors Beſchäftigung ſah, blieb er in der Thür ſtehen, ſchaute ihm eine Weile zu und ſagte dann endlich mit langſamer Stimme und ſchlecht verhehlter Bitterkeit im Tone:

„Alſo Sie wollen fort, Quetzlinberger?“

„Wie Sie ſehen,“ brummte dieſer, ohne ſelbſt den Kopf nach der Stimme umzudrehen.

„Hm, 's iſt ein altes Sprüchwort, daß es ein ſchlechtes Zeichen für ein Schiff iſt, wenn die Ratten es verlaſſen.“

„Den Teufel auch, Hetzelhofer!“ fuhr der Notar bei dieſen Worten in die Höhe. „Verdammt wenig iſt an Ihnen zu nagen geweſen, ich dächte, das müßten Sie doch am beſten wiſſen. Aber — meinetwegen laſſen Sie auch den Vergleich gelten. Er hat etwas Aehnlichkeit," ſetzte er nach kurzer Pauſe hinzu, „ich glaube wahrhaftig, das Schiff iſt leck."

„Der Rath, oder vielmehr das Schiedsgericht will die Papiere nicht wieder herausgeben," fuhr der Doctor fort, ohne auf die letzte Bemerkung etwas zu erwidern.

„Konnt' ich mir denken," ſagte Quetzlinberger ruhig, indem er auf dem Tiſche einen Rock in die richtigen Falten zu bringen ſuchte, — „hat auch ganz Recht. — Wären Eſel, wenn ſie's thäten."

Doctor Hetzelhofer fragte nicht, warum, ſondern legte die Hände auf dem Rücken zuſammen und ging mit langſamen Schritten im Zimmer auf und ab. In dem Augenblicke klopfte es draußen an die Thür, und auf das mürriſche „Herein!" des Doctor Quetzlinberger öffnete ſich dieſe, und Schwiebus zeigte ſich darin.

„Nun?" ſagte Hetzelhofer, augenſcheinlich unzufrieden über die Störung, und ſah ihn, wie er in ſeinem Marſche gerade ſtehen geblieben, mit halb über die Schulter gedrehtem Kopfe an, „was giebt's, daß Sie noch um Mitternacht auf den Füßen ſind?"

„Nichts Beſonderes — guten Abend, meine Herren," erwiderte Schwiebus, aber mit einem ſo ganz ungewöhnlich leichten, unbefangenen Tone, wie ihn Doctor Hetzelhofer noch nie an ihm gewohnt geweſen. Dieſer machte auch erſtaunt und raſch gegen ihn Front.

„Hm?“ rief er und zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Nichts Beſonderes im Allgemeinen, mein' ich,“ ergänzte Schwiebus indeſſen, „im Beſonderen dagegen eine ganze Menge. Da Sie doch wahrſcheinlich morgen früh wieder lange ſchlafen, Doctor Hetzelhofer, und ich eben hörte, daß Sie noch auf wären, dachte ich, es wäre bequemer, gleich heute Abend von Ihnen Abſchied zu nehmen.“

„Noch eine Ratte,“ ſagte Doctor Quetzlinberger, ohne von ſeiner Arbeit aufzuſehen.

„Abſchied zu nehmen?“ rief Hetzelhofer — „wollen Sie fort?“

„Morgen früh.“

„Und wohin?“

„Da mein altes Logis da drüben wieder frei wird,“ erwiderte Schwiebus ruhig, „ſo werde ich die Gelegenheit benutzen. Von da drüben wird den Herrn Doctor Quetzlinberger ja wohl mein Violinſpiel nicht beunruhigen.“

„Wohin wollen Sie ziehen? in's alte Haus?“ rief dieſer raſch und drehte ſich nach ihm um.

„Er iſt einfach verrückt," ſagte Hetzelhofer ruhig. „Gehen Sie zu Bett, Schwiebus, und ſchlafen Sie aus, das iſt das Beſte, was ich Ihnen rathen kann. Verſchonen Sie uns heute Abend mit Ihren Albernheiten. Wir haben andere Sachen im Kopfe und mehr zu denken."

„Danke Ihnen, Herr Doctor," ſagte Schwiebus, ohne ſich außer Faſſung bringen zu laſſen. „Mit zu nehmen werde ich dabei nicht viel haben. Meine Violine und den Raben trage ich ſelber, und meinen Koffer laſſe ich morgen Mittag durch einen Arbeiter holen. Nur um meinen Kopf möchte ich Sie noch bitten."

„Um Ihren was?" rief Quetzlinberger, und ſah den Famulus mit offenem Munde an.

„Um meinen Kopf," wiederholte Schwiebus mit dem größten Gleichmuthe. „Herr Doctor Hetzelhofer weiß ſchon, welchen ich meine. Als Verzierung iſt er doch in einem Zimmer nicht paſſend, und für mich hat er immer, wie Sie mir zugeſtehen werden, das meiſte Intereſſe."

„Schwiebus," ſagte der Docter, heute eben nicht in der Laune, auf irgend einen Vorſchlag ſeines Famulus einzugehen, welcher Art dieſer auch ſein mochte, „Sie wiſſen, was ich Ihnen ſchon früher einmal geſagt habe — nehmen Sie ſich vor der Zwangsjacke in Acht. Uebrigens thun Sie, was Ihnen gut dünkt. Wollen Sie meinen Dienſt verlaſſen, meinetwegen, ich habe dann einen Narren weniger zu füttern, und daß ich Ihre Dienſte entbehren kann, werden Sie mir zutrauen. Jetzt ſeien Sie aber ſo gut und laſſen Sie mich zufrieden, denn ich habe Ihnen ſchon ein Mal geſagt, ich will heute Abend von Ihren Albernheiten nichts mehr hören."

„Sie verſprechen mir alſo hier in Gegenwart dieſes Zeugen," ſagte Schwiebus, keineswegs gewillt, ſich ſo abweiſen zu laſſen, „daß Sie mir das Verlangte morgen früh ausliefern wollen."

„Gar nichts verſpreche ich Ihnen, gehen Sie zum Teufel!" ſchrie Hetzelhofer wild und ärgerlich emporfahrend. „Und jetzt bitt' ich mir überhaupt aus, daß Sie mich in Ruhe laſſen. Himmel Donnerwetter, noch einmal, hat man denn nicht Aerger genug über dieſe Albernheit und Eſelei der Menſchen draußen vor der Thür, daß man ſich auch noch in ſeinen eigenen vier Wänden chicaniren laſſen ſoll?"

„Gut!" ſagte Schwiebus, der ſich nicht im Mindeſten außer Faſſung bringen ließ, „weiter verlange ich gar nichts, als Ihre beſtimmte Weigerung oder Zuſtimmung, das Uebrige wird ſich ſchon finden."

„Aber wer zum Henker hat Sie denn da drüben engagirt?" fragte Doctor Quetzlinberger, als Schwiebus eben ohne weiteren Gruß das Zimmer verlaſſen wollte, „und wer kann Sie brauchen?“ Er drehte dabei wie unwillkürlich den Kopf dem Fenſter zu, und ſah nach dem alten Hauſe hinüber, deſſen düſtere Front gegen das helle, vom Monde beſchienene Dach nur noch mehr und auffallender abſtach.

„Wer mich brauchen kann?“ entgegnete Schwiebus, den die unverſchämte Frage des überdies verhaßten Fremden doch zu ſehr traf, um ſie unerwidert einzuſtecken. „Da fragen Sie nur den Herrn Doctor Hetzelhofer, ich glaube, der wird Ihnen darauf die beſte Antwort geben können. Er hat ſich wenigſtens eine geraume Anzahl Jahre damit beſchäftigt. Uebrigens iſt meiner Meinung nach ein guter Famulus immer noch nützlicher, als ein ſchlechter Advocat.“

„Alle Wetter!“ ſagte da plötzlich der Doctor Quetzlinberger, der die letzte Bemerkung entweder gar nicht gehört oder vollkommen mißachtet hatte — „jetzt hätte ich auch darauf ſchwören wollen, dort drüben im alten Hauſe, in der erſten Etage — ein Licht geſehen zu haben. Merkwürdige Täuſchung das . . . und wahrhaftig — jetzt iſt's wieder da!“

„Wo?“ rief Doctor Hetzelhofer und ſchritt raſch zum Fenſter, während Schwiebus, den die Sache ebenfalls intereſſirte, die Thür verließ und nach der anderen Seite der Stube hinüber ging, ſich hinter Quetzlinberger zu ſtellen.

„Bah!“ ſagte Hetzelhofer, nachdem die drei Männer aufmerkſam und ſchweigend ein Paar Minuten hinunter nach den gegenüber liegenden dunklen Fenſtern geſehen hatten, „das ſieht Alles ſo ſchwarz aus wie die Nacht. Vielleicht hat ſich der Schimmer einer vorbeigetragenen Laterne in den alten blinden Scheiben matt abgeſpiegelt.“

„Dort iſt es wieder!“ rief da plötzlich Quetzlinberger, ſeine vorige Ausſage damit bekräftigend, „im erſten Fenſter rechts vom Erker — jetzt iſt es wieder fort.“

„Ich kann nichts ſehen,“ ſagte Hetzelhofer, noch immer ungläubig mit dem Kopfe ſchüttelnd. — „Wer weiß, was Ihnen vor den Augen herumblitzt! Wie ſollte auch heute Licht da hinüber kommen, denn morgen früh iſt erſt die Uebergabe.“

„Heute früh, wenn der Herr Doctor erlauben,“ ſagte Schwiebus ruhig, immer noch dabei die Fenſter drüben mit feſtem Blicke fixirend. „Es hat ſchon eine ganze Weile zwölf Uhr geſchlagen.“

„Da — jetzt kommen Sie hier herüber!“ rief Quetzlinberger raſch und eifrig — „jetzt können Sie's von hier aus ſehen.“

„Ich ſehe es von hier jetzt ebenfalls,“ ſagte Hetzelhofer, mit dem Kopfe dabei ſchüttelnd, ohne jedoch die Augen davon zu nehmen. „Das iſt jedenfalls der Wiederſchein eines auf dieſer Seite vom Monde beſchienenen Fenſters, obgleich es täuſchend ſo ausſieht, als ob das Licht im Innern hinter den Gardinen brenne. Wenn das jetzt der alte Nachtwächter auch ſo ſähe, wie wir, dann hätten wir morgen in der Stadt wieder die ſchönſte Geſpenſtergeſchichte.“

„Wiederſchein,“ ſagte Schwiebus achſelzuckend — „ich habe das Licht eben geſehen, wie es durch einen Riß in den Gardinen blitzte. Der alte Herr da drüben wird ſich heute noch zum letzten-Male etwas zu Gute thun wollen, und hat abſichtlich keine Geſellſchaft gebeten, um ungeſtört allein zu ſein. Morgen wird’s deſto wilder da drüben zugehen.“

„Es iſt, hol’s der Teufel, ein Licht!“ rief jetzt Quetzlinberger und drehte den Fenſterflügel auf, an dem er ſtand. „Da unten in der Straße ſind ſie es ebenfalls ſchon gewahr geworden und ſammeln ſich vor dem Hauſe, denn dort ſtehen wenigſtens zehn oder zwölf Menſchen.“

„Im alten Hauſe ſpukt’s!“ rief in dem Augenblicke eine Stimme von unten nach dem geöffneten Fenſter herauf — „es iſt Licht drüben.“

„Dann iſt auch Jemand drüben eingebrochen!“ rief Hetzelhofer raſch — „oder — ha! Quetzlinberger

— wenn da drüben Jemand, ehe das Gericht ein Recht hat, die Zimmer zu betreten — nach Papieren ſuchen ſollte?“

„Was es auch iſt,“ rief Quetzlinberger, der ſich jetzt vollkommen von der Identität des Geſehenen überzeugt hatte, „aber da drüben in dem verſchloſſenen Hauſe trägt irgend Jemand ein brennendes Licht herum. Das muß augenblicklich die Polizei unterſuchen und den dort jedenfalls gewaltſam Eingebrochenen arretiren. In dieſer Stunde hat noch Niemand, wer es auch ſei, das Recht, jene Räume zu betreten, ſelbſt der nächſte Erbe nicht, und hat ſich der allenfalls gelüſten laſſen, da drüben eine Voruntersuchung zu bewerkſtelligen, ſo kann ihm die Sache ſchlecht bekommen. Gehen Sie mit, Doctor?“ fragte er dieſen, während er ſelber ſeinen Hut ergriff.

„Ja,“ ſagte Hetzelhofer nach kurzem Beſinnen. „Ich bin doch ſelber neugierig, zu ſehen, was da drüben getrieben wird.“

Die beiden Männer verließen raſch das Zimmer und eilten die Treppe hinunter, während Schwiebus noch mehrere Minuten allein am Fenſter zurückblieb und hinüber nach dem alten Hauſe ſchaute.

„Hm,“ ſagte er dabei und ſchüttelte nachdenkend den Kopf, „der alte Herr da drüben ſcheint's gar nicht erwarten zu können, daß er endlich von ſeiner langen Wacht erlöſ't werden ſoll, und fängt mit dem Glockenſchlag Zwölf an zu wirthſchaften und aufzuräumen. Glaub's, daß es wild genug bei ihm ausſehen mag. Nun, mir iſt's deſto lieber, und wenn da drüben jetzt ſchon aufgemacht wird, komme ich hier jedenfalls ſo viel früher fort. — Und der Kopf? — Nur Geduld, Schwiebus, den wirſt Du Dir ſchon holen!"

Damit ſchritt er langſam zur Thür, ging über den Vorſaal in ſein eigenes kleines Zimmer und kam von dort nach wenigen Minuten mit aufgeſetztem Hut, unter dem linken Arm die Violine, auf der rechten Schulter den ängſtlich und erſtaunt umher ſchauenden Raben, zurück. Wie er eben die Klinke der Treppenthür ergriff, öffnete ſich am anderen Ende des Ganges Helenens Thür, und dieſe ſchaute im Nachtkleide heraus.

„Aber, Schwiebus, was um Gottes Willen iſt denn vorgefallen?" rief ſie, als ſie den Famulus erblickte; „brennt es irgendwo in der Stadt? — Hier im Hauſe läuft Alles fort, und unten auf der Straße iſt's ſo unruhig. Wollen Sie auch gehen? — wo iſt denn mein Bruder?"

„Drüben im alten Hauſe iſt illuminirt," ſagte der Famulus, „und wir ſind Alle eingeladen; gehen Sie mit, Fräulein Helene?"

„Ach, Schwiebus, jetzt iſt's doch keine Zeit zum Scherzen!“ rief Helene, „ich bin hier in Todesangſt — wo wollen Sie denn hin?“

„Ich und mein Jakob ziehen aus, Fräulein Helenchen,“ ſagte der Famulus, ohne ſich irre machen zu laſſen. „Morgen früh komme ich aber jedenfalls noch einmal herüber, Abſchied zu nehmen. Gute Nacht, ſchlafen Sie wohl.“

„Aber was haben denn die Leute unten auf der Straße?“

„Ein Licht im alten Hauſe geſehen,“ ſagte Schwiebus, „und darüber ſind ſie erſtaunt; das wird ihnen noch oft paſſiren. Aber nun komm, Jakob, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.“ — Und damit ſtieg er raſch die Treppe nieder.

Auf der Straße war es aber in der That unruhig und lebendig geworden. Zuerſt hatte der Nachtwächter wieder den Lichtſchein hinter den Gardinen entdeckt, aber eine ganze Zeit lang nicht gewagt, einen der noch hier und da Vorübergehenden darauf aufmerkſam zu machen. Er war die letzten Male ſo darüber ausgelacht und verhöhnt worden, daß er ſich dem nicht wieder ausſetzen wollte. Und doch hatte er bis jetzt noch nicht einen Augenblick gezweifelt, daß er auch früher recht geſehen und das Licht ſich zu verſchiedenen Zeiten in den öden Räumen gezeigt habe. Hier hatte er jetzt die Beſtätigung; nicht lange brauchte er zu warten, ſo erkannte er es ſo deutlich, daß es keinem Zweifel mehr unterworfen blieb, und der erſte Vorübergehende, den er darauf aufmerkſam machte, zerſtörte ſeine letzte Unſicherheit.

Ein Paar Geſellſchaften, die in verſchiedenen Theilen der Stadt gegeben waren und ihre ſpäten Gäſte gerade in dieſer Zeit nach Hauſe ſchickten, verurſachten dadurch mehr Leben, als man ſonſt eigentlich zu ſo ſpäter Stunde in den Straßen von Hellburg zu finden gewohnt war. Wie ein Lauffeuer ſchoß das Gerücht dabei: Im alten Hauſe iſt Licht — es ſpukt drinnen! von Straße zu Straße, und als die beiden Männer, Quetzlinberger und Hetzelhofer, unten aus dem Hauſe traten, mochten vielleicht ſchon dreißig oder vierzig Perſonen, ſogar mehrere Damen darunter, dort verſammelt ſein, das Endreſultat abzuwarten.

Polizei war natürlich auch dabei und conſultirte mit dem Nachtwächter, was zu beginnen. Niemand hatte aber für einen ſolchen Fall Inſtructionen, und die nach dem „jour“ habenden Actuar eiligſt abgeſchickten Diener der Gerechtigkeit waren noch nicht zurückgekehrt.

Hetzelhofer miſchte ſich nun augenblicklich unter die Zuſchauer, um zu hören, was bis jetzt hier bemerkt worden, während Quetzlinberger, ohne ſich auch nur einen Moment bei unnützen Fragen aufzuhalten, nach der nicht ſehr entfernten Polizei eilte.

Mehrere Wagen waren indeſſen die Straße herunter gekommen und ebenfalls halten geblieben. Das alte Haus war in der ganzen Stadt ein viel zu ſehr beſprochener Gegenſtand, um irgend Jemanden bei einem ſo außergewöhnlichen Falle gleichgültig zu laſſen. Das Intereſſe ſollte aber noch ſteigen, denn das Licht in den Zimmern oben, das bis jetzt nur matt und düſter und kaum erkennbar heraus geglimmt hatte, wurde heller und deutlicher.

„Jetzt zündet der alte Quetzlinberger ſeinen Kronleuchter an,“ flüſterte Einer aus dem Schwarm, halb in Spott, halb mit einem eigenen Schauer den Rücken hinunter. „Wie das hell da drinnen wird — ob ſie wohl auch tanzen?“

„Ich glaube wahrhaftig, es iſt Feuer,“ ſagte ein Anderer, aber nur halblaut zu ſeinem Nachbar, als ob es die da drinnen hören könnten: „wie das roth und glühend wird!“

„Wenn Feuer wäre,“ erwiderte ein Dritter, „ſo würden doch die Gardinen vor allem Anderen aufflackern und verbrennen — Teufelsſpuk iſt's, am letzten Abend, ehe wieder gute Chriſten da einziehen ſollten in die Spukzimmer — ich möchte keinen Fuß hineinſetzen, ſo viel weiß ich, und der Rath ſollte es eigentlich von Gerichts wegen niederreißen und der Erde gleich machen laſſen."

„Da kommen ſie!" rief ein Anderer wieder, als ſich einige Männer in Uniform, von mehreren Bewaffneten begleitet, durch den immer mehr anwachſenden Menſchenſchwarm drängten. Eine Patrouille ſchritt zu derſelben Zeit die Straße nieder und beſetzte den Holzplatz, der das alte Haus auf der Weſtſeite begränzte. Mit dieſer zugleich rollte ein anderer Wagen herbei und hielt vor Hechner's Thür. Eine Dame und zwei Herren ſtiegen dort aus, und einer der letzteren eilte raſch der Thür des alten Hauſes zu, gegen die gerade, während das Volk doch etwas ſcheu von der Stelle mehr zurück drängte, der erſte Schlag geführt worden war, um ſie zu öffnen.

„Halt! was geht hier vor?" rief Schierling, denn niemand Anderes war der letzt Gekommene. „Wer darf mitten in der Nacht in mein Eigenthum brechen, an dem noch die Siegel des Gerichtes kleben?"

„Herr Schierling?" ſagte Quetzlinberger, doch etwas überraſcht, gerade dieſen hier draußen zu finden.

„Herr Doctor Quetzlinberger!“ rief aber auch der junge Mann erſtaunt, als er den Advocaten unter dem Trupp erkannte, „was fällt Ihnen ein?“

„Wir haben hier keine lange Zeit zu Erklärungen,“ rief dieſer raſch, „und es iſt ein Glück, daß der Zufall Sie gerade in dieſem Augenblick hieher geführt hat. Oben im alten Hauſe iſt Licht — vielleicht ſogar Feuer — Sie können den hellen Schein ſchon jetzt von hier aus da oben ſehen!“

„Beim ewigen Gott!“ rief Schierling, einen Schritt zurückſpringend, während die Polizeidiener indeſſen mit einigen kräftigen Schlägen das Schloß von der ebenfalls altersſchwachen Thür geſprengt hatten. Worte und Vermuthungen waren auch hier nicht mehr am Platze, und Schierling, in ſeinem thätigen, abenteuerlichen Seeleben an raſches und entſchiedenes Handeln gewöhnt, nahm einem der Polizeidiener das Handbeil, das er trug, einem anderen die große, ziemlich hellbrennende Laterne ab, und ſprang den Anderen voran, in den öden, düſteren Hausflur hinein, aus dem ihm eine dicke, unheimliche Luft entgegenwehte.

Die Polizeidiener ließen das auch ganz ungehindert geſchehen. Ueber das alte Haus waren, ſo lange ſie denken konnten, zu wilde, unheimliche Gerüchte verbreitet geweſen, als daß ſie es, noch dazu unter ſolchen Umſtänden, hätten ſehr gern betreten ſollen. Wenn ſie deßhalb auch ihre Pflicht thaten und dem Voranſpringenden folgten, ſo war doch keiner unter ihnen, der einen beſonderen Ehrgeiz gezeigt hätte, der Erſte zu ſein.

Wie die Schritte ſo ſchauerlich in dem öden Hauſe wiedertönten — und was für eigene wilde Schatten das fremde Licht an die düſteren Wände warf! — Der junge Mann, der ſich ihnen zum Führer aufgeworfen, lief ihnen faſt gar zu ſchnell, aber allein laſſen durften ſie ihn ja auch nicht und mußten folgen und behielten kaum Zeit dabei, mit flüchtigem Blick die wunderlichen, dicht mit Staub und Spinngeweben bedeckten Schnörkel und Schnitzereien an ſich vorüber gleiten zu ſehen, die das innere Haus und das Treppengeländer zierten und denſelben Geſchmack zu verrathen ſchienen, als die ſteinernen Fratzen und Larven draußen am Hauſe.

Ein Corporal mit ſechs Mann Wache war ebenfalls gefolgt, die verſchiedenen Ausgänge und die Treppen zu beſetzen, und andere blieben indeſſen als Poſten vor der Thür, Unberufene abzuhalten. Die Neugierigen draußen ſchienen aber keine beſondere

Luſt zu haben, dem unheimlichen Geheimniſſe zu nah auf den Leib zu rücken, und waren leicht zurückzuhalten. Nur drei oder vier von ihnen hatten ſich gleich dem erſten Trupp der Polizeidiener mit angeſchloſſen. Unter ihnen Schwiebus und Hetzelhofer.

Kapitel 13.

Wir haben Marien verlaſſen, als ſie mit ihrem Begleiter die Dachkammer des Nachbarhauſes erreicht hatte.

Ein eigenes Grauen zitterte ihr durch die Glieder, als ihr Fuß den geheimnißvollen, gefürchteten Raum betrat, und doch ſtaunte ſie auch wieder über den Muth, mitten in der Nacht dem Führer gefolgt zu ſein, dem ſie doch noch ſelbſt mißtraute. Einen Ort wollte ſie, das ſchüchterne, furchtſame Mädchen, aufſuchen und erforſchen, an den ſich vielleicht kein Mann in ganz Hellburg um Mitternacht gewagt hätte, und doch, wenn ihr das Herz auch ängſtlich ſchlug, fühlte ſie nicht die mindeſte Furcht; ja, eine Art peinlicher Spannung trieb ſie ſogar raſcher und raſcher ihrem unheimlichen Ziel entgegen.

Unheimlich war dabei aber ſelbſt die Art, in der ſie vorwärts ſchritten; denn ein dicker, weicher Teppich von Staub und Moder lag auf den Planken und ließ den Fuß ihn völlig lautlos berühren und darüber hin eilen. So ſtill war es in dem weiten, öden Boden, daß ſie das Schlagen ihres eigenen Herzens hörte und das leiſe Rauſchen ihres Mantels ſie mehrmals raſch und ſcheu umſchauen machte. Wie ein Paar Geiſter glitten die beiden Geſtalten unter dem Dach entlang bis zur Treppe, die ihnen ſchwarz und hohl entgegen gähnte.

„Wie gut iſt es, daß ich das Licht mitgenommen habe!“ flüſterte ſie hier mit leiſer Stimme, denn ſie ſcheute ſich, dieſe Grabesruhe zu ſtören — „die blinden Scheiben der Fenſter laſſen keinen Mondenſtrahl mehr ein, und dort unten ſieht es aus, als ob wir in einen bodenloſen Abgrund hinabſtiegen. Was zögern Sie, Herr Schierling — ſehen Sie etwas?“ ſetzte ſie haſtiger und faſt ängſtlich hinzu.

„Nichts, was Dich beunruhigen könnte, Marie,“ ſagte da der junge Mann, ſich halb nach ihr umdrehend und lächelnd ihre Hand ergreifend, um ſie jetzt die Treppe hinab zu führen. „Aber um Eines bitte ich Dich,“ ſetzte er dann ernſter, aber faſt herzlich hinzu — „nenne mich hier nicht Sie und Herr Schierling, ſondern Gundelrebe wie in alter Zeit.

Jahre liegen dazwiſchen, aber wir ſind ja wieder an dem alten Orte zuſammen, und der kalte Name hier in den alten bekannten Räumen thut mir weh.“

„Gundelrebe?“ ſagte Marie erſchrocken und fühlte, wie ihre Hand in der des Führers zitterte, „ſo ſind Sie doch . . .?“

„Nicht Sie ſollſt Du mich nennen, Marie,“ bat der junge Mann, nur hier nicht, ſo lange wir in dieſen Mauern zuſammen ſind. Kommen wir wieder hinaus in die kalte, unfreundliche Welt, zu den ſteifen, gelenkloſen Gliederpuppen der Geſellſchaft und ihren Convenienzen und Moden, dann magſt Du es wieder machen, wie Du willſt, und wenn Du es verlangſt, werde ich ſelber thun, als ob ich Dich gar nicht kennte.“

„Gundelrebe,“ flüſterte Marie leiſe vor ſich hin, und ein eigener Schauer rieſelte ihr durch Mark und Bein, vom Kopfwirbel bis in die große Zehe nieder. Es war faſt, als ob eine fremde Hand, ohne ſie zu berühren, ihr hoch über Antlitz und Bruſt niederſtriche. Ehe ſie ſich aber dieſer Empfindung recht klar wurde, nickte ihr auch ihr Führer freundlich und ermuthigend zu, und leitete ſie jetzt, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, die ziemlich ſteile Stiege nieder. Gleich unten daran erreichten ſie jedoch die volle ſteinerne Treppe, die bis zum dritten

Stock des Hauſes führte, und jetzt hatten ſie hier hinab verhältnißmäßig leichteren und bequemeren Weg.

Neugierige Blicke warf Marie hier umher; denn wie hatte ſie ſich danach geſehnt, dieſe lang' verſchloſſenen Gänge, Treppen und Zimmer zu ſchauen, und jetzt endlich trat ihr Fuß den geheimnißvollen Boden!

„Und iſt es denn nicht, wie ich es mir gedacht?“ flüſterte ſie dabei leiſe vor ſich hin, „deckt denn nicht dicker Staub wie ein weicher Teppich den Boden, und ſieht denn nicht Alles ſo wild und vermodert aus, als ob es jeden Augenblick über unſeren Köpfen zuſammenbrechen könnte? — So war das Andere doch zuletzt ein Traum. — Ein Traum?“ ſetzte ſie dann raſch und ſcheu hinzu. — „Aber führt mich denn nicht hier ein Bild gerad' aus jenem Traum, und träume ich denn jetzt etwa auch, wo ich den Staub, den mein Fuß aufſtört, zwiſchen den Zähnen kniſchen fühle und feuchter, häßlicher Moderduft mir den Athem faſt erſtickt? Wenn das auch ein Traum wäre — was wäre da Wachen?“

Ob ſie die letzten Worte unwillkürlich ſo laut geſprochen, daß Gundelrebe ſie verſtanden, — er drehte ſich aber lächelnd und mit dem Kopfe ſchüttelnd nach ihr um und ſagte:

„Ein Traum? — ſind die alten ſteinernen Treppengeländer hier mit den eingeſchnittenen Geierklauen und Löwenköpfen auch ein Traum? — dann iſt es ein merkwürdig lebendiger, denn die ſtehen da ſchon viel Hundert Jahre lang. Oder träumſt Du das auch?" — ſagte er, und zeigte auf eine Thür, an der ſie jetzt vorbeiſchritten, und aus der ein Getäfel heraus gefallen war, daß man in das düſtere Gemach hineinſchauen konnte. „Da — wirf einen Blick da hinein, ob man das träumen kann."

Marie trat mit dem Licht an die Oeffnung und blickte hinein, aber ſie ſchauderte unwillkürlich zurück, als ihr die furchtbare Oede von dort kalt und grabesfeucht entgegenwehte.

„Entſetzlich!" ſtöhnte ſie — „ich glaube — glaube faſt — ich fange an, mich zu fürchten."

„An meiner Seite?" lachte Gundelrebe — „weißt Du noch, wie damals der Zahnarzt hinter Dir drein wollte und wir ihm die Thür vor der Naſe zuſchlugen? Damals fürchteteſt Du Dich auch, aber Du warſt auch noch ein Kind. Heute biſt Du zur lieblichen Jungfrau herangeſchoſſen, und wer ſo wie Du, in Unſchuld durch's Leben ſchritt, glaube mir, Marie, der braucht ſich vor nichts zu fürchten. Der alte Herr da droben, wie auch ſein Name ſein mag, ſchützt Dich ſchon. — Aber komm," ſetzte er dann wieder weniger ernſt hinzu — „bleib' nicht hier vor der alten zerbrochenen Thür ſtehen. Bei Nacht iſt's häßlich, am Tage aber, wenn ſich das Sonnenlicht nur ſo eben matt und trübe da hinein ſtiehlt, habe ich oft ſchon Stunden lang der öden Wirthſchaft in den Stuben hier zugeſchaut. Es ſieht wunderlich aus, ſage ich Dir, wie die alten Canapee's von Motten und Staub zerfreſſen, in einander gedrückt, wie rieſige graue Spinnen auf der Lauer liegen und die großen Lehnſtühle dabei faul und ſchläfrig mit ihren geſchnitzten Rücken an den Wänden ſtehen. Aus dem alten Teppich iſt dabei ein neuer, von grauem ſammetartigem Staub herauf gewachſen, und wenn ein voller Sonnenſtrahl ja einmal durch irgend eine der kleinen zerbrochenen runden Scheiben herein ſcheint, malt er funkelndes Licht in tauſend ſchillernden Farben auf der glatten Rinde. Früher gab's auch noch Mäuſe und Ratten in den Zimmern, und manchen fröhlichen Tanz hatten die mitſammen auf den weiten ungeſtörten Spielplätzen. Da war Leben und Luſt, und Krieg ſpielten ſie und Hochzeit über Tiſch und Stühle fort, über Treppe und Vorſaal. — Jetzt freilich haben ſie ſich ein anderes Quartier geſucht. Was an nagbaren Gegenſtänden noch zurückgeblieben, hatten ſie bald verzehrt, und wie auch der Kleiſter hinter den Tapeten abgefreſſen war, zogen ſie aus."

„Wie das raſchelt und rauſcht da drinnen!" ſagte

Marie, als ſie eine Etage tiefer an den Stubenthüren vorbeiglitten — „und das dumpfe Murmeln — als ob Leute dort mitſammen ſprächen.“

„Das iſt ein Wagen draußen auf der Straße,“ ſagte ihr Führer, mit dem Arm da hinüber deutend. „Durch die dicht verhängten Fenſter und alten Thüren ſchallt das nur ſo ſonderbar.“

„Aber da ſingt Jemand!“ rief Marie erſchrocken und blieb, den Finger an die Lippen legend, ſtehen.

„Nicht hier im Hauſe,“ lachte Gundelrebe, „das iſt auch unten vor der Thür auf der Gaſſe. Hier im Hauſe, Marie, iſt der fröhliche Laut ſingender Menſchenſtimmen lange, lange nicht gehört worden. — Nicht allein ſeit des alten Herrn Quetzlinberger Tode, nein, auch lange vorher ſchlug kein frohes Herz in dieſen Räumen, und ſchwere Sorge drückte die einſamen Bewohner zu Boden nieder. Jetzt wird das vielleicht anders, wenn Gottes Sonne wieder herein auf junges Leben ſchaut. Der alte Schmerz iſt gebüßt und begraben, oder wird es noch dieſe Nacht, und wenn Du nur wollteſt, könnte bald wieder Luſt und Freude dieſe Mauern mit Blumen ſchmücken, an denen jetzt nur Nachtgewürm und Moder klebt.“

„Ich?“ ſagte Marie erſtaunt, „was kann ich wollen?“

„Ich ſage es Dir nachher, Marie,“ erwiderte ihr Führer herzlich, und nahm wieder die Hand, die ſie ihm vorher entzogen. „Jetzt ſind wir gleich unten, und wir möchten den alten Herrn ſonſt ſtören.“

„Den Herrn Quetzlinberger?“ rief Marie erſchrocken, — „aber — wie iſt mir denn — da wäre ja doch der tolle Spuk mit jeder Sylbe wahr geweſen, und wir . . .“

„Gehen jetzt blos hinunter, dem alten Herrn unſere Abſchieds-Viſite zu machen,“ ſagte Gundelrebe, ihr dabei freundlich zunickend. „Lieber Gott, er hat jetzt die ganze Zeit recht einſam und allein ſitzen und horchen müſſen, und wird ſich danach ſehnen, einmal auszuſchlafen von der langen Wacht.“

Marien ſchnürte es das Herz zuſammen. Traum und Wachen ſchmolz ihr hier in einander, und ſie ſchaute nach Hülfe umher, ſich aus dieſem Labyrinthe hinauszufinden. Aber es blieb ihr keine Zeit mehr, länger zu überlegen. Sie hatten ihr Ziel erreicht — die Thür des Wohnzimmers in der erſten Etage —, und doch ſah hier jetzt Alles anders aus als früher.

„Du kennſt den Platz hier nicht mehr?“ lächelte Gundelrebe Marien an, „ja, das glaub' ich wohl. Das vorige Mal kamen wir durch den kleinen, engen Gang herauf, der von Eurem Hauſe herüberführt, und fort warſt Du wieder, uns auf einmal unter den Händen weg, und haſt Dich auch ſelber damals nicht umgeſehen. Weißt Du noch, wie der Onkel ſo bös über den Spaß war, den die Margareth mit Dir machte? Aber jetzt ſtill — öffne nur die Thür hier, ſie führt uns durch die Küche in das große Zimmer.“

„Aber ich glaubte, alle Stuben hier im Hauſe wären feſt verſchloſſen!“ ſagte Marie erſtaunt.

„Alle, die von unten herauf führen,“ lautete die Antwort. „Wir ſelber ſind aber jetzt die kleine Seitentreppe niedergekommen und dadurch gleich von oben im Innern der Wohnung geweſen. Siehſt Du, Marie, hier iſt die Küche — nimm Dich in Acht, daß Du da nicht in die Scherben trittſt. Es ſieht wild hier aus, nicht wahr?“

Marie leuchtete erſtaunt mit dem Lichte umher. Der Raum hatte jedenfalls einmal früher zur Küche gedient, denn der Heerd mit dem Kamine zeigte das deutlich genug. Auch befanden ſich da noch heute einige Fächer dort, auf denen leichtes, aber ebenfalls dicht mit Staub und Spinngeweben überzogenes Geſchirr ſtand. Viele von den Regalen waren indeſſen heruntergebrochen — zerbrochenes Geſchirr lag überall umher geſtreut und krachte unter dem darauf tretenden Fuß noch mehr zuſammen.

„Nicht wahr, das ſieht hier bös aus?“ ſagte

Gundelrebe; „ja, ſeit die Margareth in die Stadt gezogen iſt und hier nicht mehr gewirthſchaftet hat, ſeit der Zeit iſt Alles eigentlich ein Bißchen drunter und drüber gegangen. Aber komm — falle nicht über das tolle Zeug — das wird eine Arbeit geben, das Alles wieder rein zu machen und zu ſäubern! Was meinſt Du, Marie, wenn Deine Mutter die Räume hier zu einem Fremdenſtübchen einrichten ſollte?"

Marie hätte faſt bei dem Gedanken gelächelt, aber ihr Führer glitt in dem Augenblicke durch die halb offen ſtehende Küchenthür in ein kleines, enges Zimmer hinein, in dem drei große, rieſige Nußbaum-Kleiderſchränke ſtanden. Die Schnitzereien waren ebenfalls überall mit Staub bedeckt; an der glatt polirten, dunklen Fläche der Thüren hatte er aber nicht haften können, und dieſe ſtachen mit ihren braunen Backen, in denen ſich das Licht matt ſpiegelte, wunderlich ab gegen den grauen Rahmen, der ſie überall umgab.

Aber auch dies konnte ſie nur flüchtig, im Vorbeiſtreifen erkennen; denn Gundelrebe, der noch immer ihre Hand feſthielt, zog ſie raſch hinter ſich her, der nächſten Thür zu.

„Tritt hinein!" flüſterte er dabei; mit den Worten war er ihr aber auch unter den Händen weg verſchwunden, und während ſie im Augenblicke noch geglaubt hatte, ſeine Hand zu faſſen, fühlte ſie jetzt, daß die ihre auf der Thürklinke des fremden Zimmers ruhte. Unſchlüſſig ſchaute ſie einen Moment umher, aber zu unheimlich wurde es ihr, hier allein zu ſtehen, — drinnen im Zimmer glaubte ſie dabei Stimmen zu vernehmen — oder war das auch wieder auf der Straße? Nein! da hinein war ja Gundelrebe verſchwunden, wohin er ſie wohl auch hätte mitnehmen können, und dort mußte ſie ihn wiederfinden.

Feſt entſchloſſen drückte ſie auf die Klinke, preßte gegen die Thür, die unten durch irgend etwas, vielleicht durch den Teppich, gehalten wurde, öffnete ſie mit Mühe und betrat das große, düſtere Gemach.

Es war vollkommen dunkel darin — ſie ſtarrte rings umher, und es kam ihr vor, als ob das Licht ſelbſt nur einen ganz kleinen Theil der es umgebenden Luft beleuchtete, ſo, daß dieſe wie eine matt flimmernde Kugel in dem öden, grenzenloſen Raume frei und unabhängig ſchaukelte. Erſt nach und nach vermochte ihr Blick die einzelnen Theile zu unterſcheiden und von einander zu trennen. — Und auch hier Staub und Moder? — Nein, das war nicht möglich — ein ſilbergrauer Teppich deckte den Boden, ſo weich, daß ſich der Fuß faſt darein vergrub; von den Wänden hingen breite Feſtons in einander geſchlungener ſeidener Stoffe nieder, mit dazwiſchen geflochtenen Quaſten und Trobbeln und künſtlichen Zierathen nachgeahmter Blumen und Federn — oder waren das nur zerriſſene, niederhangende Tapeten? — Nein! — Wie voll und ſchwer hingen die gelben Gardinen noch vor den Fenſtern nieder — gerade wie damals, als Margareth mit dem Lichte herein kam und ſie enger zuſammen zog, damit der Nachtwächter unten nicht den Schein der Kerze erkennen ſollte! — Wie ſtill das jetzt war. — Drunten auf der Straße konnte ſie einzelne harte Schritte auf dem Pflaſter hören — jetzt war es ſtill — der dort unten gegangen, mußte ſtehen geblieben ſein. — Ob der alte Herr Quetzlinberger wohl auf ihn hinunter ſah? — Und daß die Margareth gar nicht kam, ſie zu begrüßen! Die Margareth? — ja, die wohnte ja doch eigentlich in der Stadt drinnen und gar nicht mehr im Hauſe! Und weßhalb war ſie ſelber denn eigentlich hier herüber gekommen, mitten in der Nacht? Hatte ſie denn nicht Gundelrebe . . .

„An was denkſt Du, Marie?“ ſagte die leiſe, freundliche Stimme ihres Führers dicht neben ihr — „Du ſiehſt Dich ſo ſcheu hier um. Fürchte nichts; Alles, was uns ſchmerzen und ängſtigen könnte, liegt nun hinter uns, und frei und roſig ſcheint von nun an die Sonne auf unſeren Pfad.“

„Und haben ſie Dich frei gegeben?“ fragte Marie, ihm erſtaunt in's Auge ſehend.

„Der Zauber iſt gelöſ't, der uns hier band,“ flüſterte Gundelrebe, „wir ſind jetzt frei und dürfen uns draußen im Leben das Glück nun ſelber ſuchen, das uns ein hartes Geſchick ſo lange, lange Jahre vorenthielt. O, Marie,“ fuhr er dann leidenſchaftlicher fort, indem er ihre Hand ergriff und auf ein Knie zu ihren Füßen niederſank, — „ſtoße Du mich jetzt nicht freundlos und allein zurück in mein altes Elend, in meine alte Einſamkeit. Ich werde von jetzt an dieſes alte Haus bewohnen, in dieſen Zimmern leben und ſchaffen, und das Sonnenlicht wieder herein laſſen in die alten, lieben Räume. — Wird Deiner Augen Licht dann dieſe neue Heimath mit Glück und Glanz erfüllen, Deine holde Nähe ſie ſegnen, Deiner leichten Schritte Klang mit lieblicher Muſik die Räume füllen? — O, wende Dich nicht ab von mir! — Seit jener Zeit, wo Du Dich zum erſten Male in meinen Schutz begabſt, ſeit jener Stunde gehörte mein Herz ja Dir, und zurückdrängen und bändigen mußte ich es mit Gewalt, als ich Dich draußen unter den fremden Menſchen wiederſah. — Du ſchweigſt, Marie — haſt Du mich gar nicht lieb? — Du haſt den armen Knaben wohl ganz vergeſſen, den es ſeit jener Stunde mit ſeines

Herzens feinſten Faſern zu Dir hinüber zog, bis er der Sehnſucht nicht länger widerſtehen konnte."

„Vergeſſen?" ſagte Marie, traurig mit dem Kopfe ſchüttelnd, — „nur zu viel hab' ich an Dich gedacht, und weh genug hat es mir gethan, als Du an jenem Morgen zuerſt unſer Haus betrateſt und mich gar nicht wieder kennen wollteſt. Ich hatte Dich den Augenblick erkannt."

„Du holder Engel!" flüſterte Gundelrebe leiſe und herzlich, und drückte einen leichten Kuß auf die Hand, die er noch immer in der ſeinen hielt, „und darf ich den Onkel da rufen, daß er unſeren Bund vor ſeinem Scheiden ſegne?"

„Iſt er denn hier?"

„Gewiß, Marie — und die Margareth ebenfalls — drüben im anderen Zimmer ſtehen ſie und warten ſchon ſo lange auf uns."

„Drüben im anderen Zimmer — und die vielen Menſchenſtimmen, die ich da unten höre?"

„Das ſind die Gäſte, die ich zu unſerer Verlobung geladen habe. Biſt Du mir bös darüber, Herz?"

„Die Gäſte?"

„Hörſt Du nicht die Wagen unten rollen? — wir wollen ihnen entgegen gehen, ſie zu empfangen."

Raſch ſchritt er ihr voraus durch die nächſte Thür, welche nur mit einem nach rechts und links zurückgeſchlagenen Vorhange verhängt war. Auf der einen Seite hatte ſich derſelbe aber aus dem Haken, der ihn gehalten, herausgeſchoben und hing tief über die Thür hinüber. Marie mußte ihn mit der Hand aus dem Wege heben, um hindurch zu können, und ſtreifte mit dem Lichte daran.

„Wie dunkel und dumpf das hier überall in den Stuben iſt!“ ſagte Marie, unwillkürlich zuſammenſchaudernd.

„Nicht wahr? — Das macht die ſo lange hier eingeſchloſſene dumpfe Luft — das wird ſchon beſſer werden. Aber die Margareth ſoll Lichter bringen und die Fenſter öffnen. Komm wieder zurück in's Zimmer — dort liegt auch allerlei Geräth, und Du könnteſt Dich ſtoßen. — Siehſt Du, Du wärſt beinahe gefallen.“

Marie trat zurück und horchte wieder hinunter nach der Straße. Da fiel ihr Blick auf die Mittelthür.

„Hab' ich da nicht den Vorhang angebrannt?“ ſagte ſie leiſe — „ich dächte, ich ſähe es glimmen.“

„Das iſt das neue kupferne Geſchirr, das die Margareth uns in unſere junge Wirthſchaft bringt,“ flüſterte ihr Gundelrebe zu, — „ſiehſt Du, wie das funkelt und blitzt?“

„Aber das putzt ſie wohl mit brennendem Spiritus," ſagte Marie — „ſieh nur, wie die glühenden Tropfen daran niederfallen!"

„Es iſt ein närriſches Frauenzimmer," lachte Gundelrebe. — „Aber jetzt wird's hell — jetzt bringen ſie die Lichter, und da kommt auch die Geſellſchaft. Sieh nur, wie der Onkel ſeinen Staats-Frack angezogen hat, von gelber, flammender Seide. Sieht das nicht aus wie helles, loderndes Feuer? und wie ſein Geſicht ſtrahlt von innerer Seligkeit! Jetzt zünden ſie auch die Kronleuchter an — nun wird's hier luſtig. Wie trüb' und öde ſah es vorhin aus!"

„Wie dicht unter der Decke ſie mit den Fackeln hinfahren," ſagte Marie — „die Mutter würde ſich ängſtigen, wenn ſie das ſähe! Hörſt Du den Lärm da unten, und das Kniſtern und Raſcheln?"

„Ah, da kommt auch die Frau Kreis-Räthin mit ihrer ſchönen Tochter — „die wird uns den ganzen Abend nun Clavier vorſpielen, und der alte Herr Quetzlinberger mag dann dazu tanzen."

Wie ſich das jetzt drängte und ſchob in das Zimmer herein, Kopf drückte an Kopf; und eine Menge bekannter Geſichter waren darunter.

„Aber was wird da draußen geklopft und gehämmert? was iſt das für ein Lärm?"

„Die Kiſten werden aufgeſchlagen," ſagte Gundelrebe, „in denen mein neues Theegeſchirr iſt. Was hier im Hauſe war, iſt ja Alles verdorben die langen Jahre hindurch, und ich habe Neues anſchaffen müſſen.“

„Wie warm das hier im Zimmer wird!“

„Sieh, wie der alte Herr Quetzlinberger noch ſo friſch tanzen kann in ſeinem gelben, flammenden Frack — halloh — jetzt klettert er wie der Blitz ſo raſch an der Gardine hinauf — hei, wie das zuckt und glüht!“

„Feuer — Feuer!“ tönte von unten herauf der Schrei, und wie ein Donnerſchlag praſſelte es in dem Augenblicke gegen die Thür.

„Das waren die Kiſten mit dem neuen Porzellan und Geſchirr, die draußen aufgeſchlagen werden.“

Wie das zuckte und ziſchte um ſie her, und tauſend Funken kniſterten!

„Herr Gott!“ rief Marie faſt unwillkürlich, denn ein zweiter Schlag ſchmetterte auf die ihr nächſte Thür, und wie das morſche Holz zuſammenbrach, ſtand, mit einem Beil in der Rechten, die Haare wild um die bleiche Stirn flatternd, die Augen ſtier und entſetzt auf ſie, und nur auf ſie allein geheftet — Gundelrebe — ein zweiter, — und wo war der andere?

„Marie!“ ſchrie die Stimme in Angſt und Entſetzen.

Das Mädchen ſtand regungslos einen Moment — ſie hob die Arme, als ob ſie ſich ſtützen wollte. — Der Leuchter, den ſie noch immer bis dahin feſtgehalten, entfiel ihrer Hand, und während die Flammen im Zimmer mit dem durch die geſprengte Thür hereindringenden Luftzuge wild und hoch emporloderten, ſtürzte ſie lautlos zu Boden nieder.

Schierling ſtand allerdings einen Moment auf die Schwelle gebannt, als hätte er einen Geiſt geſehen; es war aber auch nur ein Moment. Das Beil, das er noch in der Hand trug, warf er mit der Laterne von ſich, ſprang mitten in das glutherfüllte Zimmer hinein, griff das Mädchen vom Boden auf, warf ihr die Capuze ihres eigenen Mantels über den Kopf, ihr Antlitz zu verbergen, und floh mit ihr in's Freie, die Treppe hinunter.

Erſchrocken und ſtaunend ſahen ihn die in dem noch halb dunklen Vorſaale ſtehenden Männer an, aber während die jetzt aus dem Zimmer mit furchtbarer Kraft herausſchlagende Flamme ihre Aufmerkſamkeit dorthin lenkte, und ehe ſie nur irgend eine feſte Vermuthung faſſen konnten, war der junge Fremde mit ſeiner geheimnißvollen Laſt auch ſchon ihren Augen entſchwunden, und unten im dunklen Hauſe auf der Straße.

Ein Theil von ihnen drängte allerdings noch langſam vorwärts, aber es fehlte ihnen ein Führer, und Keiner mochte auch ſo recht gern zuerſt in die unheimlichen Zimmer hinein.

„Rettet Euch! — es iſt Pulver im Hauſe!“ rief da plötzlich eine Stimme — Niemand wußte, woher — Niemand ſah ſich aber auch danach um, und froh vielleicht, einen ſolchen Vorwand gefunden zu haben, drängte die Schaar, weit raſcher, als ſie herauf gekommen war, wieder treppab. Die Spritzen raſſelten indeß ſchon von den nächſten Spritzenhäuſern herbei, aber das Gerücht von dem Pulver lief auch zu gleicher Zeit wie ein Lauffeuer durch die unten verſammelte Menge, die ſcheu und ängſtlich von dem Hauſe fortpreßte, der neu heraufbeſchworenen Gefahr ſo viel als möglich auszuweichen.

Nur zwei Männer blieben oben in dem Zimmer zurück — der Eine von ihnen, der Doctor Hetzelhofer, der die Liſt mit dem Pulver gebraucht hatte, um läſtige Zeugen zu entfernen. Der Andere war der Famulus Schwiebus, der, als die Anderen in wilder Flucht an ihm vorbei raſ'ten, unbekümmert ſtehen blieb, und jetzt, von dem Doctor gar nicht bemerkt, ruhig in die Thür hinein und dieſem etwas erſtaunt zuſchaute.

Der Doctor nämlich hatte das am Boden liegende Beil aufgegriffen und raſch damit einen Secretair geöffnet, der an der Wand des vom Feuer kaum ergriffenen Zimmers ſtand. Jetzt wühlte er, bei dem Schein der Flammen, in den vor ihm liegenden Papieren — riß die Fächer heraus und ſuchte jedenfalls nach irgend einer vielleicht verſteckten Schublade.

Eine Hand lag auf ſeiner Schulter, und mit einem nur halb unterdrückten Aufſchrei fuhr er empor.

„So fleißig, Doctor?“

„Ha — ah — Sie, Schwiebus — wo zum Teufel kommen Sie her?“

„Gerade daher, Doctor.“

„Das feige Geſindel iſt fortgelaufen!“ rief dieſer, der ſich raſch geſammelt hatte. „Wir müſſen wenigſtens retten, was wir können.“

Schwiebus hörte ihn nicht mehr — ſein Auge haftete an einem großen Bilde, das über dem Secretair an der Wand hing. Es ſtellte einen jungen Mann in dunkler Kleidung dar, und das bleiche, helle Geſicht ſchaute, von den herein züngelnden Flammen wunderbar beleuchtet, wie lebendig aus dem vollkommen dunklen, faſt ſchwarzen Hintergrunde heraus.

„Hier, Schwiebus — nehmen Sie die Papiere — und hier — wahrhaftig, ich glaube, dahinter iſt noch ein heimliches Fach — geben Sie mir noch einmal das Beil her!“

Der Famulus, der unter dem linken Arme noch die Geige trug, hörte den Befehl wohl kaum. Nur den rechten Arm hob er langſam empor, bis der ausgeſtreckte Finger auf das Antlitz an der Wand deutete.

„Das iſt er!“ flüſterte er leiſe.

„Das Beil, Schwiebus — geben Sie mir das Beil!“

„Das Beil? — ja — das den Schädel des Kindes traf, nicht wahr?“ rief da der Famulus plötzlich, und ſeine Augen, die faſt aus ihren Höhlen zu bringen ſchienen, ſprühten Feuer. — „Der Mörder kommt, er hebt ſchon den Arm empor!“

„Gehen Sie zum Teufel!“ knurrte der Doctor zwiſchen den Zähnen durch, indem er ſich ſelber nach dem, nicht weit von ihm am Boden liegenden Beile bückte und es aufhob. Schwiebus ſah ſich bei der Bewegung raſch und faſt unwillkürlich nach ihm um, erblickte aber kaum die Waffe in ſeiner Hand, als er emporzuckte, die Violine fallen ließ, und mit dem mehr durch die Zähne als laut ausgeſtoßenen Schrei: „Mörder!“ auf den Doctor zuſprang. So plötzlich war der Angriff geweſen, daß ſich der Ueberraſchte kaum halb nach ihm umdrehen konnte, als er auch ſchon die dürren, knochigen Finger ſeine Kehle mit furchtbarer Gewalt umſpannen fühlte.

„Laſſen Sie mich los — Wahnſinniger!“ ſchrie der Doctor mit ſchon halb erſtickter Stimme, indem er ſich dem Griffe des Famulus zu entwinden ſuchte. — „Teufel — Sie — er—würgen mich!“

„Mörder!“ tönte aber die gellende Stimme des ſeiner Sinne nicht mehr Mächtigen durch den gluthgefüllten lodernden Raum.

„So nimm denn, was Du haben willſt!“ knirſchte der Doctor, dem die geſchwellten Adern das Antlitz ſchon dunkelroth färbten — „da!“ und mit dem Rufe hob er das Beil und führte von der Seite mit voller Kraft einen Schlag gegen des Famulus Schlaf. Dieſer aber begegnete der nach ihm gerichteten Waffe mit der linken Hand, wand ſie im Nu aus dem krampfhaften Griffe des Gegners, und mit der rechten die Kehle des Unglücklichen nur noch feſter umkrallend, ſchrie er mit wilder, faſt dämoniſch klingender Stimme:

„Hab’ ich Dich! hab’ ich Dich endlich, Doctor Hetzelhofer? Haſt Du mir meinen Kopf herausgegeben? — He? haſt Du mich nicht gepeinigt und gequält faſt ein Jahrhundert lang, und faſſ’ ich Dich nun endlich in meines Vaters Hauſe?“

„Hülfe! — Hü—l—fe — ich — er—ſti—cke!“ ächzte der Doctor.

„Hülfe? erſt meinen Kopf heraus! — Mörder, — meinen Kopf will ich — haſt Du mich gehört?“

Der Doctor vermochte ſchon nicht mehr zu antworten, die Sehnen erſchlafften ihm, und er brach in die Kniee.

„Beten hilft Dir nichts!“ jauchzte aber der Famulus im wilden Triumphe, — „meinen Kopf heraus — hörſt Du — meinen Kopf will ich — Seelen-Vertauſcher — meinen Kopf!“

Der Doctor knickte unter dem verzweifelten Griffe ſeines Mörders bewußtlos zuſammen. In dieſem Augenblicke leckte aber die Flamme mit voller, gieriger Zunge in das Zimmer herein, und im Nu ſtand das ganze Getäfel, das ſchon vorher bis zum Zunder erhitzt war, in voller Gluth.

Schwiebus fühlte, wie es ihm die Haare ſengte. Er ließ den Doctor los, der auf den Boden ſank, und griff ſeine Geige wieder auf.

„Hehe!“ lachte er dabei, „wie hell es in dem alten dunklen Hauſe wird — das iſt recht, Cameraden, zündet die Fackeln an, dem neuen Herrn zu ſeinem Einzuge zu leuchten. Mehr Licht — immer mehr — ja, da muß ich ja hinauf und die Rede halten!“ Und mit raſchen Sätzen das Zimmer verlaſſend, aus dem die Flamme wie eine gierige Schlange hinter ihm drein ſchoß, floh er die hell erleuchtete Treppe hinauf, an deren Geländer die Gluth ſchon fraß, und war bald in dem Dunkel, das noch oben lagerte, verſchwunden.

Kapitel 14.

„Es iſt Pulver im Hauſe!“ lief der Schrei von Lippe zu Lippe. Man fragte nicht: wer hat es geſagt — wer konnte es wiſſen? — wer hätte in der Aufregung auch fragen können — wer antworten mögen? — „Es iſt Pulver im Hauſe!“ Und im Triebe der Selbſterhaltung drängte Alles fort von dem doppelt furchtbaren Orte.

Schierling hatte allerdings, als er das Haus mit ſeiner ſchönen Laſt verließ, dem wachthabenden Officier unten zugerufen, zu retten, was möglich ſei. Dieſer aber, der ebenfalls den Ruf von dem verborgenen Pulver gehört, wußte natürlich nicht, ob er ſeine Leute einer ſolchen Gefahr, einiger vermoderten Möbel wegen, ausſetzen dürfte, und zog die Wache ebenfalls, als das Publicum nach rechts und links ſich in die Straßen hinein rettete, von dem unheimlichen Orte zurück. Die Keckſten unter den Neugierigen wagten ſich nur bis dicht an die gegenüber ſtehenden Häuſer und ſahen hier, wie die Flammen ſchon einzelne Fenſter durchfreſſen hatten und, von der friſchen Luft genährt, wild nach außen leckten. Die ganze erſte Etage, zwei Fenſter ausgenommen, vor denen die Gardinen noch hingen, ſtand in hellen Flammen, und nur der untere Theil des Hauſes lag ſchwarz und öde mit eingeſchlagenen Fenſtern da — aber Niemand dachte an Retten, wo eine gedrohte Exploſion ihnen das Haus über dem Kopfe hätte zuſammen werfen können.

Da raſſelten ein Paar Spritzen die Straßen nieder, mit Waſſerfuhren hinterher. Neue Mannſchaft folgte, und wenn dieſer auch der blinde Pulver-Lärm ebenfalls warnend zugeſchrieen wurde, kehrte ſie ſich nicht daran. Dicht vor dem Hauſe machte ſie Front. In demſelben Augenblicke traf ein gellender Hülfeſchrei, der gerade aus der Flamme heraus zu kommen ſchien, ihr Ohr.

„Das iſt der alte Quetzlinberger!“ lief es dumpf und unheimlich durch die Menge.

„Vorwärts, ihr Leute!“ rief aber der Spritzenmeiſter, und der helle, blitzende Waſſerſtrahl ſchoß gegen die Gluth an und brach ſich ziſchend Bahn.

Wieder der dumpfe Schrei, und wieder das ſcheue Grauſen durch die Menge.

„Das iſt ein Menſchenleben!“ rief da der Spritzenmeiſter von ſeiner Spritze nieder, — „wagt ſich Niemand hinauf?“ — Aber er wagte es ſelber nicht. Die alte Furcht vor dem geheimnißvollen Treiben des alten Hauſes — die räthſelhafte Art, wie das Feuer dort im Innern ausgekommen ſein könne — die Geſtalt ſogar, welche man heraus getragen, und welche das wild anwachſende Gerücht ſchon zu einem verhüllten Gerippe und was ſonſt noch anwachſen ließ, der wilde, geiſterhafte Schrei dabei, das Alles kam zuſammen, das Herz der ſonſt Muthigſten mit furchtſamer Scheu zu füllen. Der Verdacht des Pulvers bot ihnen dabei die beſte Entſchuldigung, nicht ſelber in das alte Gebäude einzubringen. Dafür aber, und um das gewiſſermaßen wieder gut zu machen, arbeiteten ſie mit um ſo größerem Eifer draußen. Mit jeder nur möglichen Anſtrengung ſuchte man des Feuers Herr zu werden, oder es doch wenigſtens auf das eine Gebäude zu beſchränken, und das ſchien bei dem windſtillen Wetter nichts Unmögliches. Außerdem war das alte Haus durch eine ſehr ſtarke Brandmauer von dem Nachbargebäude getrennt und lag nach Weſten zu vollkommen frei.

In dieſem Nachbargebäude ging es indeſſen ebenfalls wild genug durch einander, und während die Mägde laut weinend und ſchreiend und vollkommen rathlos hin und her rannten, war der Regierungs-Rath, ſobald er die Feuersgefahr erkannte, in ſeine Stube geſtürzt, vor allen Dingen die nothwendigſten Papiere heraus zu ſuchen und in Sicherheit zu bringen.

Die Frau Regierungs-Räthin, überhaupt ein wenig ängſtlich und unruhig, hatte bei dieſer plötzlich über ſie hereingebrochenen Gefahr den Kopf denn auch richtig ganz verloren. — Sie lief aus einem Zimmer in das andere, in dem dunklen Gefühle, irgend etwas Unbeſtimmtes retten zu wollen, und erſt da, als ſie, wirklich zufällig, ihre Tochter, ihre Marie vermißte und in ſtummer Angſt jetzt durch die Zimmer flog, richtete ſich ihre Sorge, ihr ganzes Entſetzen auf einen beſtimmten Gegenſtand.

Schierling indeſſen, mit einer dunklen Ahnung, wie Alles gekommen ſein könne, und in der Furcht, das Geheimniß durch irgend ein fremdes Auge verrathen zu ſehen, ſah kaum, als er in Hechner's Haus hinein ſchlüpfte, des Regierungs-Rathes Thür aufſtehen und Licht in deſſen Zimmer, als er hinein ſprang und die Thür hinter ſich zudrückte und verriegelte. Dort legte er das immer noch bewußtloſe Mädchen auf das Sopha, flüſterte dem erſtaunten und beſtürzten Vater mit wenigen Worten ſeinen Verdacht zu, und eilte dann, mit praktiſchem Sinne wohl begreifend, was jetzt vor Allem nöthig ſei, die Treppe hinauf, Mariens Mutter zu beruhigen und beſonders den Dienſtleuten der Tochter Abweſenheit zu verbergen.

Hier kam er übrigens genau zur rechten Zeit. Die Regierungs-Räthin ſtürzte ihm, kaum ihrer Sinne mehr mächtig, ſchon an der Thür entgegen und ſchrie: „Mein Kind — mein Kind!“

„Ach, das Fräulein — das Fräulein!“ wimmerten dabei die Mädchen.

„Ihre Fräulein Tochter?“ rief Schierling, raſch gefaßt und wie erſtaunt.

„Wiſſen Sie, wo ſie iſt? — Um Gottes Willen . . .“

„Unten, bei ihrem Herrn Vater,“ ſagte Schierling, „ſie hilft ihm die Papiere in Ordnung bringen.“

„Marie iſt unten?“

„Wohl und geſund, und in voller Arbeit.“

Die Mutter hörte nicht mehr — ſie eilte, ſo raſch ihre Füße ſie trugen, ſchnell die Treppe hinunter, und die Mädchen wollten ihr neugierig folgen. Dieſen trat aber Schierling ſchnell entgegen — ſchickte die eine ab, um nach den in den verſchiedenen Zimmern zerſtreuten Lichtern zu ſehen, damit nicht hier ein ähnliches Unglück geſchehe, und gab der anderen auf, die Wohnung zu bewachen. Eine Menge fremder Menſchen drang jetzt in das Haus, und unter den wirklich Helſenden konnte ſich auch leicht ſchlechtes Geſindel mit einſchleichen, das ſolche Zeit der Verwirrung überhaupt für ſeine Zwecke gern benutzt.

Eine große Anzahl von Spritzenleuten und Feuerwachen rannte nämlich jetzt, von Anderen gefolgt, die Treppen hinauf, ein Paar Schläuche durch das Haus auf's Dach zu tragen und von dort aus das aufquellende Feuer zu dämpfen oder wenigſtens am weitern Herüberbringen zu hindern. Laternen wurden dabei verlangt und Eimer oder ſonſtige Waſſergefäße, und die Mädchen durften nicht mehr daran denken, den Vorſaal zu verlaſſen.

Schierling eilte indeſſen, ſobald er Marien im Schutze ihrer Eltern wußte, wieder auf die Straße hinaus, des Feuers wo möglich mächtig zu werden und zu ſehen, wie die Gefahr für das Nachbarhaus gewachſen war. Glücklicher Weiſe regte ſich kein Lüftchen, das die ausbrechende Gluth hätte weiter peitſchen können. Das ausgedorrte Holzwerk im Innern des alten Hauſes brannte aber trotzdem wie Zunder, und ſchon züngelte an den Fenſtern des zweiten Stocks die Flamme, wohinauf ſie ſich jedenfalls durch die Decke gefreſſen hatte. Das Gebälk um die Treppe her ſtand ebenfalls in hellen Flammen, und brennende Holzſtücke konnte man im Innern niederſtürzen ſehen.

Die Löſchmannſchaften waren indeſſen eifrig beſchäftigt, das auf dem freien Platze neben dem Hauſe aufgeſchichtete Bretterwerk zu entfernen, und als hier raſch Bahn gemacht war, hatten von dort auch die Spritzen weit freieren Zutritt und konnten nun die im Rücken des alten Hauſes lehnenden, ziemlich brennbaren Gebäude beſſer und wirkſamer ſchützen.

„Dort iſt ein Menſch! — Da ſteht der alte Quetzlinberger!“ ſchrieen plötzlich einzelne Stimmen aus dem wieder mehr und mehr vor dem Hauſe zuſammendrängenden Volke. — „Wo? — wo iſt er?“ riefen wieder andere Stimmen. — „Dort oben im Fenſter — in dem einzelnen Fenſter im dritten Stock — er winkt — er kann nicht herunter. — Leitern her! — Leitern!“

„Das iſt der Gottſeibeiuns, der den Alten holt!“ kreiſchte da eine Stimme. — „Da oben fliegt ſchon ſein Vogel!“ Und in der That flatterte jetzt der dunkle Schatten eines Raben nach dem Fenſter zu, als ob er hinein wollte, ſcheute ſich aber vor der aufzüngelnden Flamme, beſchrieb einen Bogen und flog wieder auf das gegenüber liegende Dach, auf dem er ſitzen blieb.

„Schwiebus!“ ſchrie da Schierling, der ihn erkannt hatte, durch die Menge. — „Schwiebus — um Gottes Willen, wie kommen Sie da hinauf! — Leitern her, ihr Leute! — Hundert Thaler dem, der den Unglücklichen rettet!“

Es war wirklich Schwiebus, der das Fenſter geöffnet hatte und mit ſeiner Violine in der linken Hand, den Bogen in der rechten, unheimlich von den Flammen beſchienen, die rechts unter ihm ſchon aus den Fenſtern und nach oben leckten, in dem brennenden Hauſe ſo ſtill und ruhig ſtand, als ob er ſich auf ſicherer Erde befände und nicht einen flammenden Boden unter ſich hätte, der jeden Augenblick mit ihm in den kochenden Krater zuſammenbrechen konnte.

„Nach der Treppe, Schwiebus — nach der Treppe!“ ſchrie ihm jetzt Schierling zu, der fürchtete, die Leitern könnten zu ſpät kommen, ihn von da aus zu retten. Der Angerufene ſchien etwas zu erwidern, aber man konnte es unten nicht verſtehen, und Schierling, nicht im Stande, den Mann da oben verderben zu ſehen, ohne wenigſtens einen Verſuch zu ſeiner Rettung zu machen, rief den ihm nächſt Stehenden zu, ihm zu folgen, und ſprang ohne Beſinnen in die offene Hausthür der Treppe zu.

Einzelne, die ſich doch ſchämten, jetzt noch zurück zu bleiben, folgten, wenn auch nicht ſo raſch als der ihnen Vorangegangene. Auf der Mitte der erſten Treppe holten ſie ihn aber ſchon wieder ein; denn dort hatten von oben niedergeſtürzte brennende Balken den Aufgang verrammelt.

„Einen Schlauch hieher, daß wir den Weg frei machen können!“ ſchrie Schierling zurück; aber faſt mit dem Wort praſſelte neues Gebälk von oben nieder, und Funken und brennende Splitter überdeckten die allzu Kühnen. — Zu gleicher Zeit krachte auch die Decke über ihnen, und Funken und Schutt bröckelten auf die Hausflur nieder, ſo daß es Wahnſinn geweſen wäre, den noch möglichen Augenblick zum Rückzuge unbenutzt vorbei zu laſſen. In wilden ängſtlichen Sätzen floh auch Alles aus dem Hauſe, und Schierling ſah ſich ſelbſt zuletzt genöthigt, zu folgen. Die Treppe herunter war der Unglückliche nicht mehr zu retten, und die einzige Rettung blieb, wenn er nicht über den Boden das Nachbarhaus erreichen konnte, die Hülfe durch Leitern.

„Der todte Famulus!“ — ging unterdeſſen auf der Straße der Ruf von Mund zu Mund. — „Der todte Famulus, wie kommt der da hinauf? — Seht ihr wohl, damals war doch etwas daran, als es hieß, er hätte ein Bündniß mit dem Böſen. — Seht ihr den Galgenvogel, der um das Dach fliegt und nicht von ihm fort will? — der wartet auf ihn!“ ſo gingen die einzelnen Ausrufe unter dem abergläubiſchen Volke umher. Schierling war indeſſen in wilder Flucht die Treppe in Hechner's Haus hinauf und auf den Boden geſtürzt, um wo möglich von dort aus einen Eingang zu finden und den Unglücklichen, der ſich ganz in ſein Schickſal ergeben zu haben ſchien, zu retten. Unmöglich war es aber auch hier, über das Dach zu kommen. Ein ſchmaler, ſteinerner Sims führte allerdings hinüber, aber die Flammen hatten ſich, dem Zug der Treppe folgend, ſchon hieher hinaufgefreſſen und nagten innen an den nächſten Dachfenſtern, während die Spritzenleute, die bis hieher ihre Schläuche geleitet, wacker und erfolgreich dagegen ankämpften. Erfolgreich nämlich, daß ſie ſie nicht weiter herüber ließen und in ihre Schranken bannten; aber im Innern hatten ſie zu viel Nahrung, um anders gebändigt zu werden, als daß ſie ſich in ſich ſelbſt verzehrten.

Da die Leute oben übrigens keine Gefahr für das Hechner'ſche Haus fürchteten, ſo ſprang Schierling wieder die Treppe nieder und kam gerade zur rechten Zeit, die verlangten Leitern herbeibringen zu ſehen. Zwei von dieſen wurden raſch mit Seilen feſt an einander gebunden und durch dahinter befeſtigte Stangen geſtützt. Als man ſie aber mit vereinten Kräften hob und an das Haus lehnte, waren ſie wohl um zehn Fuß zu kurz. Sie reichten kaum über die zweite Etage hinauf.

Der „todte Famulus“ — und dieſer Beiname ſelbſt füllte die Zuſchauer mit Entſetzen und Grauen, wenn ſie dachten, in wie wenigen Minuten er vielleicht wirklich in jenen Flammen begraben würde — ſchien die Gefahr, in der er ſich befand, gar nicht zu ahnen, oder, wenn er es that, ſich auch nicht das Mindeſte daraus zu machen. Ganz ruhig und unbefangen hatte er eben am Fenſter, nur manchmal auf das Getümmel unter ihm herniederſchauend, ſein Inſtrument geſtimmt, ſetzte es jetzt an die Schulter und ſtrich mit dem Bogen langſam darüber hin. So unheimlich ſah dieſes gleichgültige dem Tode in's Auge Schauen dabei aus, daß Keiner der Tauſende, die ſich jetzt nach und nach an der gegenüber liegenden Häuſerreihe der ziemlich breiten Straße geſammelt hatten, auch nur einen Laut auszuſtoßen wagte und blos das Klappern der Spritzen und das Ziſchen der aufſchießenden Strahlen die Stille unterbrach. Weich und ſchmelzend ſchwammen da plötzlich der Violine Töne nieder — Töne, als ob ſie aus einer innig frohen, jauchzenden Menſchenbruſt hinaus das Freie ſuchten.

„Schwiebus! Schwiebus!“ rief Schierling, dem der Anblick das Herz zerriß, — „haben Sie gar nichts da oben, womit Sie ſich bis zur Leiter niederlaſſen könnten?“

Der Famulus hörte ihn gar nicht, oder wollte ihn nicht hören, und weicher und ſeelenvoller entquollen die Töne ſeinen Saiten.

„Strohſäcke her!“ riefen indeſſen einzelne Stimmen, „Matratzen und Strohſäcke unten hin, daß er von oben darauf niederſpringen kann!“

Unfern davon war ein Gaſthaus, in dem viele Frachtfuhrleute einkehrten. Von dort ſchleppte man in wilder Eile Schütten Stroh und Heubündel herbei und häufte ſie unter das Fenſter. Selbſt ein verzweifelter Sprung aus ſolcher Höhe blieb ja beſſer, als der ſonſt gewiſſe Flammentod. Aber trotz aller Zurufe und Aufforderungen ſtand der Famulus oben an ſeinem offenen Fenſter und ſchaute ſtill und ruhig zu den Sternen auf.

„Schwiebus — ſpringen Sie herunter — es iſt Heu genug da, Ihren Fall zu brechen — Sie ſind des Todes, wenn Sie noch länger ſäumen!“ ſchrie Schierling in furchtbarer Aufregung hinauf, und die Flamme leckte und züngelte ſchon bis zum Fenſterſims und fraß und wühlte an dem Boden, auf dem er ſtand. Mit den Spritzen hatte man allerdings die Fenſter des zweiten Stockes raſch durchbrochen und ſuchte mit deren Strahl die Decke ſo viel als möglich zu erreichen; aber überall konnten ſie doch nicht hinein kommen, denn die Außenmauer des Hauſes deckte den größten Theil, und hinter dieſer fraß das wilde Element mit furchtbarer, entſetzlicher Gier und Schnelle.

Wieder tönte jene wunderbare Melodie nieder, die in das Herz der Hörer griff, als ob ſie aus einer anderen Welt herüberklänge, und der Rabe flog dabei von dem gegenüberliegenden Dache ab, als ob er mit einem verzweifelten Verſuche zu ſeinem Herrn dringen wolle. Wieder aber, und jetzt wilder als vorher, züngelte die Flamme empor und warf den funkendurchſprühten Rauch hinauf, daß der ſcheue Vogel ängſtlich zurückflatterte und ſeinen ſicheren Stand auf's Neue ſuchte.

Noch befand ſich der Spielende oben im Dunkeln, und nur die vorn aufſchlagende Lohe warf ihr düſter flammendes Licht über die hagere Geſtalt; der Boden, auf dem er ſtand, war noch nicht durchgebrannt. Jetzt plötzlich fiel ein ſcharfes Streiflicht von der Seite auf ihn, und Funken und Rauch wirbelten über ihn hin zum Fenſter hinaus.

„Heiliger Gott!“ ſtöhnte Schierling und barg das Antlitz in den Händen — oben die Violine jubelte in wilden, gellenden Tönen auf; wie Luſt und Hohn klang es, dem ſtarren Tod in's Angeſicht. — Unten herrſchte lautloſe Stille — ſelbſt die Spritzen hörten in dieſem furchtbaren Momente auf zu arbeiten, wo der nächſte Athemzug ſchon das Schickſal des Unglücklichen entſcheiden mußte. — Jetzt endete die Melodie mit einem ſchrillen Tone, der wie ein Weheruf durch die Flammen drang. — Der Famulus richtete ſich hoch auf und deutete mit der rechten Hand, in der er den Bogen hielt, nach dem über ihm funkelnden Nordſtern empor — dicke rothe Gluth goß ſich in dichter Flucht wie ein Lavaſtrom durch das eine Fenſter, und ſandte die Funken hoch und wirbelnd auf zum blauen Himmelsdom. — Innen praſſelte es und brach's, und wie die Flamme folgte und den Rauch verſcheuchte, gähnte hinter dem leeren Fenſter die wilde Gluth zuckend und lodernd empor.

Kapitel 15.

Die Spritzen arbeiteten die ganze Nacht hindurch, des Feuers Herr zu werden. Wenn es ſich aber auch in ſeine Mauern bannen ließ, von dem einmal Erfaßten gab es nichts heraus, und was es an Holzwerk da drinnen hatte, das nagte und leckte es auf, bis zum letzten Splitter hin, bis zum letzten morſch gefaulten Balken ſelbſt.

Wunderbare Gerüchte durchliefen dabei die Stadt. Den alten Herrn Quetzlinberger wollte man geſehen haben, wie er gerade um Mitternacht, mit einer kleinen Flamme auf dem Kopfe und in ſeinem gelben Schlafrock, oben auf dem Dache getanzt habe. Das Volk war dabei unter ſich bald einig, den Brand des Hauſes auch nur ſeinem früheren Herrn und deſſen teufliſchen Helfershelfern zuzuſchreiben. Daß er das Haus nicht gutwillig übergeben würde, das nun ſo lange der Tummelplatz böſer Geiſter geweſen, hatten Hunderte vorhergeſagt. Der „todte Famulus“ aber mußte ebenfalls mit im Bündniß geſtanden haben, und ſeine Zeit lief mit dem alten Hauſe ab. Die Seele hatte der Rabe, der auf dem Dache auf der Lauer geſeſſen, mit fortgeführt.

Aber was konnte der fremde Erbe des Hauſes aus dem brennenden Zimmer heraus getragen haben? — Niemand wußte es — die Einen behaupteten, es ſei eine todte Frau geweſen, die Anderen ſchworen zu einem Gerippe und ſagten, ſie hätten die weißen gebleichten Knochen unter dem dunklen Tuche vorſchauen ſehen. Andere wollten wieder wiſſen, es ſei ein Stuhl geweſen, den er aus dem Zimmer gerettet habe, um nur etwas zum Andenken davon zu beſitzen — das hatte wenigſtens Schierling ſelber ausgeſagt. Selbſt die Augenzeugen waren aber in jenem Augenblicke ſo in Aufregung und Spannung geweſen, irgend etwas Entſetzliches in dem alten Gebäude über ſich hereinbrechen zu ſehen, daß ſie faſt gar nicht darauf geachtet, und die verſchiedenen Vermuthungen, die ſie ſelber äußerten, dienten nur mit dazu, die Verwirrung zu vergrößern.

Ein anderes Ereigniß ſchien die ganze Sache noch verwickelter zu machen und gab ebenfalls wieder tauſend weiteren Gerüchten Raum. Der Doctor Hetzelhofer war nämlich in der Nacht verſchwunden, und während das Volk, das ſich ſelten eine Gelegenheit entgehen läßt, Beweiſe für ſeinen Aberglauben zu finden, den Brand dem alten Herrn Quetzlinberger zuſchrieb und den Doctor Hetzelhofer, von dem man überhaupt ſchon munkelte, daß er falſche Papiere vorgezeigt hatte, einfach davon laufen ließ, faßte der übrige, nicht an Geiſter glaubende Theil des Publicums einen anderen Verdacht. Wenn man den auch nicht gleich gerade ausſprach, flüſterte man es ſich doch bald heimlich zu: der Doctor Hetzelhofer habe, wie er geſehen, daß es mit ſeiner Erbſchafts-Angelegenheit ſchlecht ſtehe, das Haus heimlich angeſteckt und ſei ſelber in den Flammen umgekommen. Daß ſein Famulus ihm dabei geholfen haben konnte, war mehr als wahrſcheinlich, und von Gewiſſensbiſſen gequält, ſuchte der dann ſelbſt den Tod.

Jedenfalls blieb Doctor Hetzelhofer verſchwunden, und als die Polizei, nachdem ſich die Brandſtätte etwas abgekühlt, den Schutt genau unterſuchen ließ, wollten einige Aerzte nach den vorgefundenen Ueberbleibſeln der daraus hervorgewühlten und verkohlten Gebeine behaupten, daß ſie zwei Menſchen angehören müßten. Beſtimmtes ließ ſich aber dabei immer nicht beweiſen, und das Volk meinte, in dem alten Neſt, hätten wohl noch mehr als zwei Gerippe gelegen, und der alte Quetzlinberger habe es nicht umſonſt ſelber angeſteckt.

Daß des Doctors Schweſter übrigens deſſen ſämmtliche Hinterlaſſenſchaft bald darauf verkaufte und aus der Stadt, die der trüben Erinnerungen ſo viele für ſie hatte, fortzog, mehrte, ſo natürlich es an und für ſich war, nur noch den Verdacht.

Das Haus des Regierungs-Rathes Hechner war vielleicht das einzige in der ganzen Stadt, an dem all dieſe wilden Gerüchte und Vermuthungen ſpurlos vorübergingen; denn trüb' und ſchwer hatte die Familie an der Wirklichkeit zu tragen.

Marie erwachte an jenem Abend erſt wieder in den Armen ihrer Mutter, die ihr Mann, ſchon als ſie das Zimmer betrat, beſchworen hatte, ſich zu ſammeln und um Gottes Willen Alles zu vermeiden, was jetzt ſowohl die Aufmerkſamkeit Fremder auf ſie lenken, als auch die Tochter ſelbſt vielleicht über ihren vergangenen Zuſtand aufklären könne. Durfte man ja doch jetzt noch hoffen, daß das Ganze unbewußt an ihr vorüber gegangen ſei, wie ihn ja auch ihr Gaſt beruhigt hatte, daß Niemand weiter als er ſelbſt den wahren Vorgang des Geſchehenen ahne.

Der, bei ſolchen Bränden ungeſchickter Weiſe faſt überall gemachte officielle Lärm, der den Theil der Bevölkerung, der nicht wirklich durch das Feuer leidet, wenigſtens halbtodt ängſtigt, Fieberkranke zum Wahnſinn treibt, und alle Anderen, ohne Ausnahme, unbehaglich macht, verfehlte auch auf ſie ſeine Wirkung nicht. Mitten in dem Toben der noch dazu durch das eigene Haus polternden Feuerleute, im Trommeln und Trompeten, Sturmläuten und Spritzenraſſeln fuhr ſie empor, umſchlang die Mutter, welche ſich in Todesangſt über ſie bog, und fiel in einen Weinkrampf, der ſelbſt auf kurze Zeit ihr Leben bedrohte.

Glücklicher Weiſe fand ſich der Arzt von ſelber ein, der auf die Kunde vom Brande des alten Hauſes raſch herbei geeilt war, der befreundeten Familie vielleicht nützlich ſein zu können. Den Zuſtand der Kranken ſtellte man jedoch, ihm gegenüber, als nur vom Schrecken herrührend dar, und brachte die Kranke dann, ſo bald als thunlich, in ihr Bett, von deſſen Seite die Mutter nicht mehr wich. Für das Haus ſelber war, Dank den getroffenen Vorſichtsmaßregeln, keine Gefahr mehr zu fürchten.

Und manche lange, lange Nacht ſaß die treue Mutter an dem Schmerzenslager des Kindes. Manche bange Stunde lauſchte ſie mit blutendem Herzen den wilden Phantaſien der Kranken, die in ihren Fieberträumen jeden in jener Unglücksnacht gethanen Schritt auf's Neue ging.

Wieder und wieder ſtieg ſie da an Gundelrebe's Hand über den ſchmalen Steinſims des Daches durch das zuſammenbrechende morſche Fenſter die ſtaubbedeckte Treppe nieder. Noch einmal ſchaute ſie durch die zerbrochene Thür in das dunkle, ſchauerliche Gemach hinein; hörte die Leute auf der Straße, ſah das Feuer glimmen und wachſen, ſah den alten Herrn Quetzlinberger im flammenden, gelbſeidenen Schlafrocke in der Stube herum- und an den Wänden hinauftanzen, ſah die hundert und hundert fremden Geſichter in das blendend helle Zimmer dringen, hörte das Zuſammenbrechen der Thür und erkannte den zweiten Gundelrebe, der mit einem ſchmetternden Schlage den ganzen Raum mit Nacht und Dunkel füllte. Von da ſchweiften ihre Phantaſien in wirren, unzuſammenhängenden Bildern ab, in denen das Feuer, die Frau Bauſe, der Famulus Schwiebus, wie die Frau Kreis-Räthin Olekamp mit ihrer Sigelinde faſt gleichen Antheil hatten.

Wochen lang kämpfte die Kranke ſolcher Art gegen das Fieber an, das ſie aus ſeiner heißen, ſinnzerſtörenden Umarmung gar nicht laſſen wollte. Endlich aber, in dem knoſpenden Frühling, der ſeine Blüthen ſchon über Berg' und Thäler ſtreute und die Luft mit Balſam füllte, ſchien ſich Mariens Körper auch zu erholen und mit den jungen Säften, die draußen das Mark der Bäume füllten, neue Kraft und neues Leben zu gewinnen.

Die Mutter konnte ſich aber der Geneſung doch kaum freuen. Wenn ſie auch mit zärtlicher Sorge über der Kranken gewacht und, während das Kind im wirren Fieber lag, oft und oft im heißen, brünſtigen Gebete zu Gott gefleht hatte, ſeine Hand über dem theuren Haupte zu halten, fürchtete ſie doch jetzt faſt eben ſo viel von dem rückkehrenden Bewußtſein, als früher von der Gefahr der Krankheit ſelber. Wenn ſie ſich nun im wachen, bewußten Zuſtande der Einzelnheiten jener Nacht erinnerte — wenn ſie begriff, wo ſie geweſen — wie ſie dahin gekommen, und welches Unglück ihrer Spur gefolgt — wenn ſie dem Gedanken nachhing, dort drüben allein, mitten in der Nacht, in jenen unheimlichen, öden Räumen erwacht zu ſein und dann . . . — Der Mutter ſelber ſchlug das Herz in fieberhafter Angſt, wie ſie das Bild vor ihren Geiſt heraufbeſchwor.

Als einen treuen und wackeren Freund des Hechner'ſchen Hauſes bewies ſich indeſſen der junge Schierling. Was den Brand betraf, ſo hatte er allerdings dadurch einen Theil ſeines beanſpruchten Erbes — denn die Bauplätze blieben ihm ja noch — eingebüßt; er ſchien ſich den Verluſt aber wenig oder gar nicht zu Herzen zu nehmen. Die Regulirung des

Proceſſes ging indeſſen, trotz des Doctors Hetzelhofer räthſelhaftem Verſchwinden, ruhig fort, und Doctor Quetzlinberger, der vielleicht ſeine Gründe hatte, über des Doctors Abweſenheit ſelber keine Auskunft zu geben, oder auch in der That nicht wußte, was aus ihm geworden, erklärte, als Hetzelhofer's Advocat deſſen Anſprüche fallen zu laſſen, während er ſich ſelber, als Verwandter des Teſtators, zu den übrigen Erben ſchlug.

Schierling bekümmerte ſich um das Alles nicht, überließ die Regulirung der Angelegenheit ſeinem Notar und betrieb indeß, während er in Hechner's Hauſe wohnen blieb und innigen Theil an dem Leiden der Eltern nahm, mit friſchen Kräften und bedeutenden Mitteln den Neubau des niedergebrannten Erbes, zu dem noch das benachbarte und dazu gehörende Grundſtück genommen wurde.

Marie war erwacht! — der Jubelruf lief durch das ganze Haus. Die Krankheit war gewichen, ihre Beſinnung zurückgekehrt, und zum erſten Male hatte ſie die Eltern, hatte ſie ihre Umgebung wieder erkannt.

Mit ſolcher Angſt, wie ſie nur ein Mutterherz für das Kind fühlen kann, hing dabei das Auge der armen Frau an den Lippen der Tochter. Fürchtete ſie doch in jedem Wort, in jedem Schmerzzucken, das noch von der Krankheit übrig geblieben, das erſte

Aufblitzen jenes entſetzlichen Verdachtes — den erſten furchtbaren Strahl in die wohlthätige Nacht des Vergeſſens fallen zu ſehen, die jetzt noch über ihr ruhte — aber es kam nicht. Mit neugierigem Staunen hörte ſie zuerſt von dem Brande des alten Hauſes, der auch in ihre Fieber-Phantaſien ſeine Gluth geworfen, und lächelte, als ſie der wild verworrenen Sachen dachte, die ſie die lange Zeit hindurch geträumt, und die jetzt zu einem bunten, aber unentwirrbaren Chaos die Fäden durch ihr Gedächtniß ſchlangen.

Tage vergingen, und ihr Zuſtand beſſerte ſich mit jeder Stunde ſo, daß die Mutter endlich ſelbſt dem jungen Schierling, der ſie ſchon lange dringend darum gebeten — geſtattete, ſie zu beſuchen. Es war die letzte, entſcheidende Probe, und Marie beſtand ſie.

Sie ſtreckte ihm freundlich die abgezehrte Hand entgegen und bat ihn mit einem gar ſo lieben, wenn auch noch ſchmerzlichen Lächeln, ihr nicht böſe zu ſein, daß ſie gerade ihm in ihren Träumen ſonſt ſo Unrecht gethan.

„Jetzt erſt habe ich einſehen gelernt," ſagte ſie, „wie wild und toll man in der Krankheit träumen könne, und da das alte Haus daneben an, wie mir die Mutter ſagt, ja nicht einmal mehr beſteht, und neue, lichte Räume an deſſen Statt aufſteigen, ſo hoff' ich, habe ich auch, mit der eigentlichen Urſache jenes alten böſen Wahns, das alte Grauen, den kindiſchen Aberglauben bezwungen, und mit dem nur erſt geſundeten Körper ſoll das Alles ſchon nie mehr wiederkehren.

Die Erinnerung daran war freilich noch nicht ganz beſiegt, und als ſie von dem Tode des Famulus Schwiebus in den Flammen des alten Hauſes hörte, war es faſt, als ob noch einmal die alten trüben Bilder vor ihrer Seele aufſteigen und neuen Raum gewinnen wollten — aber nur auf kurze Zeit. Wie ſie zum erſten Male wieder ausging und mit dem neu erwachten Frühling, im warmen Sonnenſchein die Straße betrat, als ſie ſelber das alte düſtere Gebäude, das ſolchen furchtbaren Einfluß auf ſie ausgeübt, verſchwunden und rüſtige, luſtig arbeitende und thätige Menſchen beſchäftigt ſah, helle Mauern an deſſen Stelle aufzuführen, da ſchwand der letzte düſtere Schatten aus ihrer Seele, und ihre Beſſerung war von Tag zu Tag auffallender.

Der junge Schierling leitete indeſſen ſelber die Arbeiten und ordnete an und trieb, und zeigte ſich außerordentlich ungeduldig, den Bau, an dem er kein Geld ſparte, zu beenden. Er hatte ſich zu gleicher Zeit ſo bei Hechner's eingewohnt, daß er ganz wie mit zur Familie gehörte. Auffällig faſt vernachläſſigte er aber dabei die Frau Kreis-Räthin mit ihrer Tochter Sigelinde und ſchien überhaupt nur wirklich Sinn für Maurer und Zimmerleute zu haben.

Nach nicht ganz fünf Vierteljahren endlich ſtand der Bau vollendet, und das alte Haus war, wie ein Phönix, aus der Aſche neu und jugendlich herausgeſtiegen. Als aber die innere Wohnung nun auch noch einfach, aber höchſt geſchmackvoll eingerichtet worden und bezogen werden konnte, da endlich löſ'te der junge Mann ſein Verſprechen, das er an jenem Abend vor dem Brande Marien gegeben, und an ſeiner Hand zuerſt betrat die, wieder in voller Geſundheit und Friſche blühende junge Frau, wenn auch nicht mehr das wirklich „alte Haus," doch das Eigenthum des Gatten und — ihre Heimath, und all jene wilden Träume, die ihre Jugendzeit getrübt, ſchwanden in dem lichten Sonnenſchein, den Gott auf ihres Lebens Pfad geſtreut.

* * *

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Leipzig erſchien ferner:

Narciß.

Trauerſpiel
von
A. E. Brachvogel.

Miniatur-Format, eleg. broch. 24 Ngr.
Elegant gebunden mit Goldſtempel und Goldſchnitt circa 1 Thlr.

Brachvogel's Narciß hat ſeit der kurzen Zeit ſeines Erſcheinens einen **wahren Triumphzug** über die Bühnen Deutſchlands und ſelbſt ſchon des Auslandes gehalten!

Die Kritik der in ihren Richtungen entgegengeſetzteſten Blätter hat dies Werk mit **ſeltener Einſtimmigkeit als Produkt eines wahren Dichters von hervorragendſter Genialität** anerkannt. Als ſolches bezeichneten es die National-Zeitung, die Spener'ſche Zeitung, die Berl. Montagspoſt und viele andere hervorragenden Organe der Preſſe.

Gerſtäcker, Friedr., Die beiden Sträflinge. Auſtraliſcher Roman. 8. 3 Bde. broch. 3⅚ Thlr.

Gerſtäcker, Friedr., Tahiti. Ein Roman aus der Südſee. 2. Aufl. 4 Bde. 6 Thlr.

Gerſtäcker, Friedr., Nach Amerika! Illuſtrirt von Theodor Hoſemann und Carl Reinhardt. Vollſtändig in 6 Bänden oder 12 Heften zum Preiſe von 6 Thlr. 12 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyriſch-epiſche Dichtung. 2. Auflage. Miniatur-Ausgabe. Prachtvoll geb. 1 Thlr. 16 Ngr. Elegant brochirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Heine, Wilh., Reiſe um die Erde nach **Japan** an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855. Mit nach der Natur aufgenommenen Anſichten in Tondruck, ausgeführt in Holzſchnitt von Eduard Kretzſchmar. Nebſt ſämmtlichen officiellen Documenten. 2 Bde. Lex.-8. 6 Thlr.

Heine, Wilh., Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutſchen Malers. 2. Aufl. 8. 1¼ Thlr.

Roßmäßler, E. A., Flora im Winterkleide. Mit 150 Abbildungen in Holzſchnitt und einem Titelbilde in Tondruck von [illegible] Merkel. 2. Aufl. In eleg. Umſchlag geb. 1¼ Thlr.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Herrn

Mahlhuber's Reiſeabenteuer.

Erzählung

von

Friedrich Gerſtäcker.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1857.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche und Franzöſiſche vor.

EX
BIBLIOTHECA
REGIAE ACADEM.
GEORGIAE
AUG.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
1. Der Commerzienrath 1
2. Die Vorbereitungen zur Reiſe 7
3. Erſtes Abenteuer 12
4. Das Poſthaus und die Mamſell 25
5. Das grüne Zimmer 32
6. Die verhängnißvollen Schuhe 47
7. Die Nichte 64
8. Der Ueberfall 71
9. Die Geſellſchaft im Hirſch 82
10. Der Schlafkamerad 90
11. Die Geſchichte von dem Scheuſal 103
12. Sind Sie Herr Mahlhuber? 116
13. Die Flucht 124
14. Wieder unterwegs 128
15. Die Heimkehr 137

1.

Der Commerzienrath.

In einem gemüthlichen Städtchen Baierns — und alle Städte und Städtchen Deutſchlands ſollten eigentlich den Geſetzen nach gemüthlich ſein — lebte ſtill und zurückgezogen der Held unſerer Geſchichte.

Herr Hieronymus Mahlhuber war ein anſpruchloſer Mann, der ſich ſchon ſeit länger als funfzehn Jahren mit dem Titel eines Commerzienraths und im Beſitze eines Ludwigskreuzes nach Gidelsbach zurückgezogen hatte und hier mit einer alten Haushälterin ſtill und ruhig ſeine Tage verlebte. Was er einmal früher gethan, den Titel wie den Orden zu bekommen, hat man nie erfahren. Manche, und beſonders die äußerſte Linke in Gidelsbach (der Müller und der Bader), wollten behaupten, er hätte Beides bekommen, weil er nichts gethan, aber da ſich das nicht denken ließ, ſo fand es auch keinen Eingang bei dem denkenden Theile der Bürgerſchaft. Die Einwohner von Gidelsbach ſahen den kleinen wohlbeleibten ältlichen Herrn ſogar mit einer ſoviel größern Ehrfurcht und Achtung an, weil eben über ſeinen Verdienſten ein gewiſſes geheimnißvolles Dunkel lag, und zu dieſen gehörte jedenfalls und unbeſtritten, daß er nur ſelten davon ſprach.

Von etwas ſprach er aber, das übrigens auch ein beſonderes Intereſſe für ihn haben mochte, da es ihm am nächſten ſtand, und das war ſeine Leber, die er, ob gegründet oder ungegründet, in den Verdacht gebracht hatte, daß ſie drei Zoll zu groß ſei und in ihrer Anſchwellung darauf hinarbeite ihm den Magen abzuſtoßen.

Die beiden Aerzte im Städtchen waren darüber, wie ſich das auch nicht anders erwarten ließ, durchaus entgegengeſetzter Meinung, wodurch der eine, der eine derartige Krankheit vollkommen ableugnete und das Leiden zuerſt als eine Indigeſtion und nachher für alberne Einbildung erklärte, einen ſehr guten Kunden verlor, und der andere, der durch Klopfen und Horchen an Bruſthöhle, Rippen, Schultern und allen andern Körpertheilen des Commerzienraths allerdings einige jedenfalls zu berückſichtigende und bedenkliche Symptome einer möglichen rothen oder gelben Hypertrophie oder einer ſpeckartigen Entartung der Leber gefunden haben wollte, ihn gewann.

Herr Commerzienrath Mahlhuber war ſehr beſorgt um ſein Leben im Allgemeinen wie um ſeine Leber im Beſondern, und das muß ihn entſchuldigen, wenn er mit dieſer angeblichen unnatürlichen Vergrößerung derſelben auch eine früher gehabte, leicht und glücklich operirte Balggeſchwulſt oben auf dem Kopfe in Verbindung brachte. Er hatte eine natürliche Scheu vor allen derartigen Dingen, und die ſonſt ganz unſchuldige Geſchwulſt war ihm als das Entſetzlichſte erſchienen, was ſich an dem menſchlichen Körper nur überhaupt bilden konnte, da es, in unmittelbarer Nähe mit dem Gehirn, in ſeinen Folgen unberechenbar ſein mußte.

Bei weiter gar keiner Beſchäftigung als eben nur der, ſein ihm äußerſt koſtbares Leben zu erhalten, malte er ſich die Entwickelung ſolcher Leiden mit den lebendigſten Farben aus, und war endlich zu dem Reſultat gekommen, daß eine Vereinigung der Balggeſchwulſt-Nerven mit der Leber keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehöre, ja daß oben ſogar auf dem Kopfe, trotz der vollkommen geheilten Narbe, ein ähnlicher Schaden wieder ausbrechen und krebsartige Folgen mit ſich führen könne.

Doctor Mittelweile that ſein Möglichſtes, ihm derartige Ideen auszureden und ihm zu beweiſen, daß er ebenſo leicht einen Krebs an der äußerſten Naſenſpitze wie an der vernarbten und vollkommen geheilten und von ihm ſelbſt operirten Geſchwulſt erwarten dürfe; Doctor Märzhammer aber, ſein früherer Arzt, machte ſich ein Vergnügen daraus unter der Hand, wo er wußte, daß es dem Commerzienrath zu Ohren kommen mußte, zu verbreiten, „die Naht könnte im Innern noch einmal eitern".

Doctor Mittelweile, der vergebens gegen ſolchen Unſinn ankämpfte und täglich die alten Geſchichten und Klagen mit dem vollkommen geſunden Manne durchzuarbeiten hatte, wußte endlich keinen andern Rath als ihn auf Reiſen zu ſchicken, weniger in ein beſtimmtes Bad zu gehen, als nur einmal einen Monat in der Welt umherzufahren. Sein Patient brauchte Zerſtreuung, und die konnte er in dem mit der Welt in faſt gar keiner Verbindung ſtehenden Gidelsbach nimmermehr finden. Er war hier verſauert und eingetrocknet und mußte hinaus an die friſche Luft. Auch für die Leber prophezeite er ihm dabei die ſegensreichſten Folgen, da nichts ein unnatürliches Wachſen der Leber, wie man das ja auch an den Gänſen ſehe, ſo befördere, wie Unthätigkeit und gehemmte Bewegung.

Doctor Mittelweile hatte nun aber mit einer andern

Schwierigkeit zu kämpfen, mit dem vor allem die Ruhe liebenden Temperament des Patienten. „Nur keine Aufregung! — nur keine Uebereilung!“ wurden ſeine Wahlſprüche, und wenn er irgendetwas auf der Welt, außer Demokraten, haßte, ſo waren es Abenteuer, zu denen er ſelbſt die unſchuldigſten Fälle rechnete, ſobald ſie ihn nur aus dem gewöhnlichen Gleiſe ſeines ſtillen behaglichen Lebens hinausbrachten. Mußte er da nicht eine Reiſe als eine Kette von Abenteuern betrachten, und hätte er ſich je ſelber freiwillig dazu entſchließen können? — Nimmermehr.

Es gab nur Einen Gegenſtand — wie Doctor Mittelweile recht gut wußte — in der weiten Gotteswelt, der ihn endlich wirklich zu einem ſolchen verzweifelten Entſchluſſe treiben konnte, und der war — eben die Leber. Hinter dieſe ſteckte ſich der Doctor, und die Symptome wurden denn auch bald ſo bedenklicher Art, daß der Commerzienrath in ſeinem „baumfeſten“ Entſchluſſe, wie er ihn nannte, wirklich wankend gemacht wurde und die Möglichkeit zuzugeben anfing, daß er doch am Ende reiſen könne.

„Es gibt nur zwei Wege für Sie“, hatte der Doctor, dem die Geſchichte nachgerade anfing langweilig zu werden, am Ende einer langen Rede einmal zu ihm geſagt. „Sie müſſen ſich in einen Wagen ſetzen, oder Sie werden in einen geſetzt, oder vielmehr gelegt nach unſern jetzigen chriſtlichen Begriffen. Außerdem weiß ich noch nicht einmal ob das allein für Sie hinreichend ſein wird, denn das dumme Zeug, was Sie ſich von der «umwundenen Naht» haben in den Kopf ſetzen laſſen (und ich kann mir recht gut denken woher es kommt), wird auch die Reiſe nicht ganz mit der Wurzel ausrotten, dazu gehört ſchon eine Radicalcur.“

„Noch etwas Schlimmeres als eine Reiſe?“

„Schlimmeres? — ja und nein, wie Sie wollen.“

„Und das wäre?“

„Sie müſſen heirathen.“

„Heirathen?“ rief der Commerzienrath, mit einem Satze aus ſeinem Lehnſtuhl hinausſpringend und einen ſcheuen Blick nach der Thür werfend. Wenn Dorothee das Wort gehört hätte!

„Heirathen“, beſtätigte aber der Doctor, der ſelbſt zum erſten male an einen ſolchen Ausweg gedacht und nun that, als ob er ſich das Für und Wider ſchon monatelang mit allen Gründen und Hinderniſſen überlegt und die Eröffnung nicht länger auf dem Herzen hätte behalten können. „Heirathen“, wiederholte er noch einmal, und nahm eine langſame bedächtige Priſe. „Und je eher Sie ſich dazu entſchließen, deſto beſſer für Sie. Viel Zeit haben ſie überhaupt nicht mehr damit.“

„Unſinn!“ ſagte der Commerzienrath, der ſich von dem erſten Schreck erholt hatte, und wieder in ſeinen Stuhl ſank, „heirathen? Fragen Sie einmal meine Dorothee, was die dazu ſagen würde.“

„Dorothee?“ rief der Doctor unwillig und verächtlich mit dem Kopfe ſchüttelnd, „Dorothee! — Was geht uns Ihre Dorothee an, wenn es ſich um Ihre lebenslängliche Behaglichkeit und Geſundheit handelt?“

„Behaglichkeit? — Ja das kann ich mir denken“, ſagte der Commerzienrath. „Daß ich die Hölle im Hauſe hätte? — Nein, Doctor, meine Leber will ich Ihnen anvertrauen, aber meinen Hausfrieden nicht. Wenn es denn nun einmal nicht anders ſein kann, ſo will ich reiſen — meinetwegen; ich gehe ſo und ſo zugrunde; aber wie? — wohin? — womit? — wie weit?“

„Sie müſſen vor allen Dingen fahren“, ſagte der Doctor raſch, und klug genug, ſein zweites Mittel für den Augenblick nicht mit Gewalt erpreſſen zu wollen. „Zeit bricht Roſen, und wenn Sie ſich hier morgen früh auf die Poſt ſetzen, können Sie übermorgen mit dem Sechs-Uhr-Zuge die Wahl zwiſchen den Weltgegenden haben, die Sie beſuchen wollen.“

„Eiſenbahnen!“ ſeufzte der Commerzienrath. „Ich kenne kein unbehaglicheres Gefühl auf der Welt, eine Operation ausgenommen, als ſich auf eine Eiſenbahn zu ſetzen. Die unerwarteten Fälle, die da vorkommen: Zuſammenrennen der Locomotiven, Platzen der Keſſel, Einſchneien der Züge —“

„Wir ſind ja mitten im Sommer.“

„Nun ja, aber alle derartigen Aufregungen, die junge leichtſinnige Menſchenbilder Abenteuer nennen, ſind mir in innerſter Seele verhaßt, und wenn Sie ſich dadurch eine Heilung meiner Krankheit verſprechen, haben Sie vorbeigeſchoſſen. Ich fürchte dieſe werden meinen Zuſtand eher, wenn das überhaupt möglich iſt, verſchlimmern.“

„Lieber Commerzienrath“, beruhigte ihn der Doctor, „Sie haben in unſerer Zeit auf einer Eiſenbahn nicht mehr Abenteuer zu fürchten wie oben auf dem Kanzleigericht; es geht Alles ſeine trockene, eingefahrene, pedantiſche Bahn. Wenn Sie den Zug nicht verſäumen, brauchen Sie nicht zu glauben, daß Ihnen irgendetwas Außergewöhnliches paſſirt.“

„Alſo morgen!“ ſtöhnte der Commerzienrath, und

„Gott ſei Dank!“ ſagte Doctor Mittelweile mit einem tiefen Seufzer, als er die Treppe hinabſtieg; „haben wir ihn doch erſt einmal ſo weit.“

2.

Die Vorbereitungen zur Reiſe.

Der Tag war ein geſchäftsreicher im Mahlhuber'ſchen Hauſe, denn es galt einen Menſchen zur Reiſe herzurichten, der die Welt, wie dieſe von ihm nichts wußte, faſt ganz vergeſſen hatte und von ſeinen Bequemlichkeiten, die er alle hinter ſich laſſen ſollte, ſo unzertrennlich zu ſein ſchien, daß ſie ihm ebenſo viele nothwendige und faſt unerlaßliche Bedürfniſſe geworden waren.

Frau Dorothee, die ſechsundfunfzigjährige Haushälterin, wollte ſich aber faſt noch weniger hineinfinden als ihr Herr; ſie ſchimpfte auf den Doctor, der, wenn er Ferien haben wollte, ſelber verreiſen und nicht ihren armen Herrn „in Wind und Wetter“ hinausſchicken ſollte, und weigerte ſich im Anfange hartnäckig, auch nur einen Finger zu rühren, ihn „in ſein Unglück“ ſelber mit hineinſtoßen zu helfen. Erſt als ſie ſah, daß all ihr Proteſtiren erfolglos blieb, erklärte ſie plötzlich: „in dem Falle ſei es ihre Pflicht“ ſelber mitzufahren, den armen Herrn nicht ohne eine zuverläſſige Stütze den Weltſtürmen preiszugeben, und als auch das nicht angenommen wurde, wollte ſie wenigſtens einen Bedienten durchſetzen, den ſie als unausweichbare Bedingung ihrer Einwilligung zu einem ſo tollkühnen, ungerechtfertigten Unternehmen ſtellte.

Dieſer Bediente war ein Vetter von ihr, den ſie auch ohne weiteres beſtellte, um gleich beim Packen hülfreiche Hand zu leiſten. Aber ſelbſt der Vetter fand keine Gnade vor des Commerzienraths Augen. Herr Mahlhuber war nun einmal feſt entſchloſſen allein zu reiſen, und — hatte dabei auch ſeine ganz beſondern Gründe. Sollte er ſich einen Menſchen aufhängen, der nachher jede Bewegung, die er da draußen gemacht, jede Ungeſchicklichkeit in den fremden Sitten (und er war klug genug ſolche zu fürchten) genau und ausführlich mit nach Gidelsbach zurückbrachte und den Leuten in der Schenke Stoff zum Lachen und Maulaufreißen gab? Nein, er wollte ſich ſtill in einen Poſtwagen ſetzen und fahren, wohin? blieb ſich gleich, ja, wenn es unbemerkt geſchehen konnte, vielleicht eine zeitlang herüber und hinüber, von Station zu Station, um nur nicht zu weit fortzukommen; doch das fand ſich Alles ſpäter und er konnte darüber ſchalten und walten wie es ihm gut dünkte — wenn er nur allein war.

Auch incognito wollte er reiſen. — Mahlhuber! Der Name ging ſchon, es gab verſchiedene Mahlhuber, in Gidelsbach ſowol wie in der Umgegend, aber den Commerzienrath mußte er verheimlichen. Schlechtweg Mahlhuber, mit dem Ludwigskreuz jedoch, denn das durfte er nicht aus dem Knopfloch laſſen, es hätte das als eine Misachtung angeſehen werden können; aber er trug es am Frack und den Oberrock darüberhin, ſodaß es wenigſtens nicht unnöthig auffiel.

Eine Schwierigkeit zeigte ſich aber doch noch. Der Commerzienrath hatte Dorothee's wie ihres Vetters Begleitung parirt, wie überhaupt in der ganzen Verhandlung eine ſonſt nicht ſo ſtark an ihm hervortretende Willensfeſtigkeit gezeigt; Eins aber trug die wackere und um ihren Herrn wirklich beſorgte Wirthſchafterin noch auf dem Herzen, auf dem ſie beſtand und gegen das Herr Mahlhuber vergebens ankämpfte. Dieſer ſollte nämlich, ſeiner größern Sicherheit wegen, ein paar alte Piſtolen, die bisjetzt friedlich, jeden Sonnabend ſauber abgeſcheuert, über ſeinem Bette gehangen hatten, mit auf die Reiſe nehmen, etwaigen Gefahren und Abenteuern, die gar nicht ausbleiben könnten, zu begegnen, und all ſein Sträuben dagegen und Aergerlichwerden half ihm nichts. Vergebens erklärte er Dorothee, daß er keinen Fuß vor die Thür ſetzen würde, ſobald er die geringſte Ahnung von einem in jetziger Art zu reiſen ganz unmöglichen Abenteuer habe, und Räuber gäbe es nicht mehr, dank der wohlthuenden Menge von Gendarmen und Polizeidienern überall, wohin ein ruhiger Staatsbürger ſeine Bahn lenken möge; wozu alſo ſich mit einer höchſt unbequemen Waffe ſchleppen, die, wenn nicht geladen, vollkommen nutzlos und beſchwerlich, wenn aber geladen, ſogar für den Träger ſelber gefährlich werden könnte? Dorothee gab nicht nach; ſie hatte erſt kürzlich eine furchtbare Geſchichte geleſen, daß ein Reiſender durch einen rechtzeitigen Piſtolenſchuß ſein eigenes Leben wie das ſeiner Reiſegefährtin, eines jungen unſchuldigen Mädchens, gerettet habe, und verſicherte ſich Alles gefallen laſſen zu wollen, wenn der Herr Commerzienrath nur eben in der einen Sache nachgeben würde.

Beide kamen zuletzt zu einem Compromiß, wonach ſich der Commerzienrath Mahlhuber erbot und verpflichtete, Ein Piſtol — das andere ſollte unangefochten an der Wand hängen bleiben — ungeladen in die Taſche zu ſtecken und mitzunehmen. Er wollte es erſt in den Koffer thun, und Dorothee wollte es geladen haben; zuletzt vereinigten ſie ſich zu der angegebenen Art, und die Sache ſchien abgemacht.

Wenn aber der Commerzienrath die Sache ſolcherart für erledigt hielt, hatte Dorothee doch eine andere Anſicht davon und nicht umſonſt ihren Vetter bei der Hand, den geliebten Herrn, ſelbſt gegen ſeinen Willen, mit jeder nöthigen Vorſicht zu ſchützen und zu bewahren. Balthaſar bekam, mit zwei und einem halben Silbergroſchen eine ordentliche Ladung Pulver und Blei zu beſorgen, das Piſtol überliefert und kehrte nach einer Viertelſtunde etwa völlig befriedigt damit zurück.

„Und haſt du es wirklich ordentlich geladen, daß es auch losgeht, wenn das ſchlechte Geſindel den Wagen anhalten ſollte?“ ſagte Dorothee und beſah mistrauiſch den Lauf der kleinen blankpolirten Waffe.

„S'iſt eine kleine Handvoll Pulver d'rin“, verſicherte der Burſche, „und eine kleine Untertaſſe voll Schroot — wer das auf den Pelz kriegt, kann ſich gratuliren.“

„Aber da oben ging immer noch etwas hinein“, ſagte die Alte, mistrauiſch den kurzen, nicht ganz gefüllten Lauf betrachtend, halb und halb mit dem Verdacht, daß der Vetter die zwei und einen halben Silbergroſchen nicht ganz verwandt haben könnte für die Ladung.

„Wenn's zu weit nach vorn käme, ſähe er's“, ſagte der Vetter, und Dorothee begriff daß er Recht hätte. Das Piſtol, ein altes Familienſtück und noch mit Feuerſchloß, wurde dann vorſichtig wieder an ſeine Stelle neben den Regenſchirm, den Stock und das Sitzkiſſen gelegt, und die würdige Frau fühlte ſich jetzt wohl und beruhigt in dem Gedanken, Alles gethan zu haben, was in ihren Kräften ſtand, ſich ſpäter keine Vorwürfe und Gewiſſensbiſſe machen zu dürfen.

Da übrigens der Herr Commerzienrath nur höchſtens 14 Tage auszubleiben gedachte, hielt man auch drei Koffer mit Hutſchachtel und Reiſeſack für völlig genügend, alle die nothwendigſten Gegenſtände wenigſtens mitzuführen, die nun einmal unbedingt zu Leben und anſtändiger Kleidung gehörten. Um 10 Uhr Abends, bis zu welcher Zeit er jedesmal zu Bette ging, mochte er ſich befinden wo er wollte, war Alles beendet, am nächſten Morgen 11 Uhr mit der königlichen Eilpoſt für ſo und ſoviel Thaler Fahrgebühren und etwa das Dreifache an Ueberfracht nach Burgkundſtadt befördert zu werden, von wo er ſich entſchloſſen hatte die Eiſenbahn zu benutzen, um nach München zu gelangen.

Nun war die Poſt dazu beſtimmt, ſich am nächſten Morgen dem erſten Zuge nach der Hauptſtadt des Landes anzuſchließen, aber Herr Mahlhuber hätte dann die Nacht durchfahren müſſen, etwas was ihm nicht im Traume einfiel; er wollte ſeine Geſundheit nicht muthwillig zum Fenſter hinauswerfen. So ſich genau erkundigend, welche Station der Poſtwagen etwa um 9 Uhr Abends erreichen würde, dort ein gehöriges Abendbrot zu bekommen und zu übernachten, nahm er bis dorthin Paſſage, und als der Eilwagen von — kommend, zehn Minuten vor elf etwa unter dem ſchmetternden „Ei du lieber Auguſtin" des Poſtillons durch Gidelsbach raſſelte, die Pferde zu wechſeln und etwaigen Paſſagieren Gelegenheit zu geben eine Taſſe ſehr dünne Bouillon zu trinken, ging Herr Commerzienrath Mahlhuber, von ſeinem ganzen Geſinde wie der nächſten Nachbarſchaft und einigen Neugierigen begleitet, auf die Poſt, wo er ſchon ſeinen Schein gelöſt, ſein Gepäck abgeliefert hatte, und ſetzte ſich auf ſeine Nummer, die linke Ecke des Rückſitzes, Nr. 2, neben eine etwas ſtattliche und wohleingepackte Dame mit grünſeidenem Hute und ſchwarzem Schleier. Gleich darauf nahm noch ein anderer, trotz des warmen Wetters in einen großen wollenen Shawl eingepackter Herr den dritten Platz in der rückwärtsfahrenden Ecke ein, den übrigen Theil mit Nr. 4 und 6 für die diverſen Hutſchachteln, Käſtchen, Bündel und Neceſſaires der Dame freilaſſend, die hier Alles aufgehäuft und in Beſitz genommen hatte.

3.

Erſtes Abenteuer.

Der Abſchied war genommen, der Commerzienrath hatte ſich aber ſchon vorher ernſtlich von Dorothee ſowol wie von ſeinen ihn begleitenden Bekannten den Titel verbeten, und Herr Mahlhuber, wie er jetzt ſchlechtweg hieß, war eben noch einmal im Wagen aufgeſtanden, ſein Rücken- oder Sitzkiſſen anders zu ordnen, als die Peitſche des Poſtillons mit kräftigem Schwunge die eingeſpannten Pferde traf und dieſe ſo raſch und plötzlich anzogen, daß ſich der darauf ganz Unvorbereitete mit einem Schwung und Wurf auf den Schoos des Fremden ſetzte.

„Bitte tauſend mal um Entſchuldigung!“ rief er, ſo raſch ihm das möglich war wiederaufſchnellend den eigenen Sitz einzunehmen und eine verbindliche Verbeugung gegen den Fremden machend, die beinahe für die Dame verderblich geworden wäre — „ich dachte gar nicht, daß wir ſo ſchnell abfahren würden; es kann kaum 11 Uhr ſein.“

Der Fremde erwiderte kein Wort; er hatte erſt die Brauen finſter zuſammengezogen, aber ein Blick auf den Mann ſelber mochte ihm wol ſagen, mit wem er es hier eigentlich zu thun habe. So ſein Geſicht nun wieder in die frühern ruhigen Falten legend, ſah er ſtill und ernſt gerade auf die ihm gegenüberbefindliche Nr. 2, als ob der Herr Commerzienrath gar nicht in der Welt geweſen wäre.

„Setzen Sie ſich nur um Gotteswillen erſt einmal hin“, ſagte die Dame, die indeſſen die Hand ſchützend vorgehalten hatte und jeden Augenblick einen ähnlichen Ueberfall wie auf den Fremden erwartet zu haben ſchien, „meine Nerven ſind ſo ſchon ſo aufgeregt und angegriffen."

Herr Mahlhuber drehte ſich raſch nach der ſchönen Sprecherin um, und diesmal brachte ihn das Straßenpflaſter mit einem plötzlichen Ruck gerade und glücklicherweiſe in ſeinen eigenen Sitz; das furchtbare Raſſeln und Schütteln des Wagens unterbrach oder verhinderte dabei vielmehr auch jede nur mögliche Unterhaltung. Es ließ ſich kein Wort verſtehen und die Paſſagiere drückten ſich ſchweigend in ihre verſchiedenen Ecken und ſahen die niedern Häuſer von Gidelsbach, der Commerzienrath mit einem eigenen Gefühle ſtiller Wehmuth, die andern Beiden vollkommen gleichgültig, an ſich vorübergleiten.

„Ach dürfte ich Sie wol bitten, das Fenſter dort an Ihrer Seite aufzuziehen", brach die Dame endlich das Stillſchweigen, als ſie die letzten Häuſer von Gidelsbach hinter ſich gelaſſen und die Luft frei und friſch über die blühenden Saatfelder herüberſtrich, „ich leide ſo ſehr an Zähnen und fürchte, daß mir der Luftzug ſchaden könnte."

Der Fremde gegenüber rührte und regte ſich nicht, und der Commerzienrath ſah erſt die Dame und dann ſein vis-à-vis etwas beſtürzt an; er hatte die ſtille Hoffnung gehegt die Erlaubniß zu bekommen, eine gidelsbacher Cigarre anzuzünden, und wenn das Fenſter, die wundervolle warme Luft draußen gar nicht in Betracht gezogen, geſchloſſen wurde, war daran nicht mehr zu denken.

„Wollen Sie nicht ſo gut ſein und das Fenſter da bei ſich zumachen", ſagte die Dame wieder, ohne ihm lange Zeit zum Ueberlegen zu geſtatten, mit etwas lauterer Stimme, als ob ſie fürchte, daß er am Ende ſchwer höre, „ich kann die Luft nicht vertragen."

„Aber, Madame, bei dieſem wundervollen Wetter", wagte der Commerzienrath eine oberflächliche Bemerkung, die ihm jedoch nichts half, denn die Dame, von etwas reſolutem Charakter und wahrſcheinlich ſchon mehrfach auf Reiſen geweſen, ſtand einfach auf, bog ſich über ihren etwas ſcheu zurückweichenden Nachbar hinweg, ſtützte ſich mit der linken Hand gegen den Fenſterrahmen und zog die Scheibe ſelber in die Höhe. Es war Herrn Mahlhuber dabei faſt ſo als ob ſie etwas vor ſich hingemurmelt hätte, was gerade nicht wie ein Segen klang, er konnte es aber nicht genau verſtehen und war auch wirklich durch die entſchiedene Bewegung viel zu ſehr überraſcht, recht darauf zu achten.

Jede möglich geweſene Unterhaltung ſchien dadurch wieder ins Stocken zu gerathen, und während der Mann ihm gegenüber — muthmaßlicherweiſe ein Engländer — ſtumm zu ſein ſchien, zog die Dame aus einem großen, inwendig mit grünem Wachstaffet gefütterten Kober eine Anzahl Victualien, geſtrichene Semmeln, Wurſt, Käſe und gebratenes Huhn, heraus und begann ihre Mittagsmahlzeit, auf der nächſten Station wahrſcheinlich die Table d'Hôte, wozu der Conducteur gewöhnlich zehn Minuten Zeit geſtattete, zu erſparen.

Der Commerzienrath fügte ſich in ſein Schickſal, rückte ſich zurecht, lehnte den Kopf hinten an, entſchuldigte ſich bei ſeinem vis-à-vis, von dem er wieder keine Antwort bekam, wenn ihn vielleicht ſeine Füße geniren ſollten, faltete die Hände im Schoos, ſchloß die Augen und verſuchte einzuſchlafen, was er auch glücklich in demſelben Augenblick zuſtande brachte, als der Poſtillon blies, der Wagen anhielt, der Conducteur den Schlag aufmachte und hereinrief, daß hier Mittag gemacht würde und die Paſſagiere „gefälligſt ausſteigen möchten".

Der Fremde ſtand ohne weiteres auf, dem Rufe Folge zu leiſten — es konnte doch am Ende kein Engländer ſein, denn er ſchien das Deutſche vollkommen gut verſtanden zu haben — trat dem Commerzienrath auf die Hühneraugen ohne ſich zu entſchuldigen — es war doch am Ende einer, — und verließ den Wagen, ſein Mittagsmahl einzunehmen, während ſich die Dame, als der Commerzienrath noch unentſchloſſen ſtand, was zu thun, den Wagenſchlag wieder zumachen ließ, der gefürchteten Zahnſchmerzen wegen. Bis er ſich beſonnen hatte vergingen mehre Minuten, und wie er zuletzt doch noch einmal öffnen ließ und hineinging, behielt er dort eben noch Zeit ſeine Table d'Hôte mit einem halben Thaler zu bezahlen und zu finden, daß die Suppe zu heiß zum Eſſen ſei, als der Poſtillon auch ſchon wieder zum Aufbruch blies und der Conducteur mit einem „Es iſt die höchſte Zeit, meine Herren“ die Thür aufriß.

„Nach Tiſch“, wie es Herr Mahlhuber jetzt nannte, war er gewohnt ſein Schläfchen zu halten, und wenn er auch um das Eſſen ſelber gekommen, erſchien ihm das nicht als genügender Grund ſich auch um den Schlaf zu bringen. So alle ſeine frühern Vorbereitungen wiederholend, gelang es ihm diesmal wirklich ſeine Wagenecke zu behaupten, und erſt die Sonne, die ſchräg durch das Wagenfenſter herein und ihm gerade auf die Augen ſchien, weckte ihn wieder aus ſeinem ſüßen Schlummer, dem er ſich wol zwei volle Stunden lang hingegeben.

„Ach dürfte ich Sie wol bitten das Fenſter da in die Höhe zu ziehen?“ waren die erſten Laute, die an ſein noch traumtönendes Ohr ſchlugen, als er erwachte, und als er etwas erſtaunt um ſich ſchaute — denn er hatte bis dahin ſteif und feſt geglaubt, er liege zu Hauſe auf dem Sopha, und wunderte ſich, welches Fenſter Dorothee in die Höhe gezogen haben wollte —, ſtieß ihn ſeine ſchöne Nachbarin leiſe an und ſetzte flüſternd hinzu: „Der Herr da drüben muß taub ſein oder kein Deutſch verſtehen, denn nicht allein, daß er ſich weder rührt noch regt, wenn ich ihn um etwas bitte, nein er zieht auch das Fenſter jedesmal ebenſo ſchnell wieder herunter, wie ich es in die Höhe bekommen kann — er nimmt nicht die mindeſte Rückſicht auf meine Nerven.“

„Der Barbar!“ ſagte der Commerzienrath, während er ſeufzend ihre Bitte erfüllte, er durfte ſich doch nicht in eine Kategorie mit einem ſolchen Menſchen ſtellen laſſen. Durch dieſen kurzen Wortwechſel waren aber auch die Schranken gefallen, die ſich bis dahin einer Converſation hemmend in den Weg geſtellt zu haben ſchienen. Herr Mahlhuber ſchielte nach ſeiner Nachbarin hinüber, die den Schleier jetzt in die Höhe gelegt, und wenn auch nicht mehr ganz junge, doch regelmäßige, faſt hübſche Züge hatte, und ſagte mit einem etwas bedenklichen Kopfſchütteln (der andere Paſſagier ſchlief gerade oder hielt wenigſtens die Augen geſchloſſen, und er konnte eine ſolche Bemerkung vielleicht wagen): „Ja, das Reiſen iſt mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden.“

„Ih nun, das weiß ich gerade nicht“, erwiderte die ſchöne Nachbarin, ihr Tuch wieder von der Backe nehmend, ſobald das Fenſter befeſtigt war, „ich freue mich immer d'rauf, wenn ich einmal wieder hinauskomme; nur der Poſtwagen kommt Einem ſo langweilig vor, weil man die Eiſenbahn jetzt gewohnt iſt.“

„Ja!“ ſagte Herr Mahlhuber. Er war noch nie auf einer Eiſenbahn gefahren.

„Mir iſt Reiſen ein Vergnügen“, ſagte die Dame.

Herr Mahlhuber ſtöhnte, denn das erinnerte ihn an den traurigen und ernſten Grund, der ihn aus ſeiner Heimat vertrieben, und er erwiderte leiſe und kopfſchüttelnd:

„Ach ich wollte ich könnte das auch von mir behaupten, aber eine Sache hört auf ein Vergnügen zu ſein, ſobald ſie uns einmal vom Arzte anbefohlen wird.“

„Sind Sie krank?“ fragte die Dame theilnehmend.

„Krank?“ wiederholte Mahlhuber und athmete leicht auf, denn das Geſpräch betrat ein Gebiet, auf dem er ſich zu Hauſe fühlte, „krank? — ja und nein; krank kann man eigentlich nicht ſagen, — haben Sie ſchon von großen Lebern gehört?“

„Großen Lebern? Gewiß — die ſtrasburger ſollen die beſten ſein, aber meine Schwägerin hat eine ſolche Fertigkeit darin erlangt, daß man ſie gar nicht mehr von ſtrasburgern unterſcheiden kann.“

„Nein, die meine ich nicht“, ſagte der Commerzienrath verlegen und blickte mistrauiſch nach dem Fremden hinüber, der zwar die Augen noch immer geſchloſſen hielt, aber um deſſen Mundwinkel er doch glaubte ein leichtes boshaftes Zucken zu bemerken, „ich ſelber leide daran — meine Leber iſt drei Zoll zu groß.“

„Drei Zoll? Segne meine Seele!“ ſagte die Frau, „aber woher wiſſen Sie das ſo genau?“

„Ah, die Wiſſenſchaft hat darin jetzt bedeutende Fortſchritte gemacht“, fuhr der Commerzienrath raſch fort, „eine ſolche ſpeckige Entartung der Leber ſoll in unſern Zeiten auch gar nicht ſelten vorkommen und durch das Anſtoßen derſelben an Rippen, Zwerchfell und Magen kann man ziemlich genau berechnen, welchen Umfang ſie erreicht.“

Die Dame rückte etwas ängſtlich auf ihrem Sitz, und der Commerzienrath fuhr fort:

„In Verbindung mit dieſem Leiden ſteht nun, obgleich mein Arzt das immer noch beſtreiten will, eine nicht unbedeutende Operation, der ich mich vor einiger Zeit zu unterwerfen hatte.“.

„Eine Operation? — aber ich bitte Sie —“

„Nun es war gerade nicht lebensgefährlich“, ſetzte der Erzählende raſch hinzu, da er zu fürchten glaubte, daß ſeine ſchöne Zuhörerin deshalb vielleicht Beſorgniſſe zeigte, „aber jeder Schnitt in den menſchlichen Körper iſt gewiſſermaßen von einer Gefahr begleitet, da man nie wiſſen kann, welche Folgen daraus entſtehen, welche edeln Gefäße verletzt werden.“

„Ach hören Sie — wenn es Ihnen recht wäre —“

„Es war nur eine Balggeſchwulſt auf dem behaarten Theile des Kopfes“, ſetzte der kleine Mann hinzu, nahm die Reiſemütze ab und bog den Kopf gegen die Dame hinunter, „eine Balggeſchwulſt etwa von der Größe eines Taubeneis, ſehen Sie hier — leicht beweglich unter den Fingern und eigentlich ohne beſondere Schmerzen. Das Eigenthümliche war aber, daß ſie doch, wenn man lange daran drückte, wehthat; die Geſchwulſt blieb ſich dabei ganz gleich, ob die Zunge belegt war oder nicht, wenn ich aber eine Weile gedrückt hatte, lief mir ſonderbarerweiſe das Waſſer im Munde zuſammen und ich bekam dann einen höchſt pikanten fauligen Geſchmack.“

„Aber ich bitte Sie um Gottes Willen, hören Sie auf!“ rief jetzt die Dame entſetzt, „ich werde ohnmächtig, wenn Sie noch zwei Minuten mit ſolchen furchtbaren Sachen fortfahren. Was gehen mich denn Ihre Geſchwülſte an?“

„Aber ſie iſt ja operirt“, rief der Commerzienrath, der zu glauben ſchien, daß ſie ihn noch nicht recht verſtanden habe, „und eben das Zunähen da —“

„Ich ſchreie um Hülfe, wenn Sie nicht aufhören“, unterbrach ihn die Dame und wurde wirklich todtenbleich dabei. „Herr, ich habe Ihnen ja ſchon geſagt, daß ich die ekelhaften Beſchreibungen nicht mitanhören kann. Behalten Sie Ihre Lebern und Geſchwülſte für ſich oder ich ſetze mich hinaus zum Conducteur auf den Bock. — Jeſus Maria, meine Nerven!“

„Darf ich Ihnen vielleicht ein wenig Eau de Cologne anbieten?“ ſagte der Commerzienrath ſchüchtern, der ſolche Einwendungen gegen ſeine Leiden gar nicht vermuthet hatte, indem er in die Taſche griff nach ſeinem kleinen Flacon zu ſuchen, „das thut Ihnen vielleicht gut.“

„Ich danke Ihnen, ja“, ſagte die Dame und ſtreckte die Hand aus das Dargebotene in Empfang zu nehmen; Herr Mahlhuber hatte es aber ſelber noch nicht, und die rechte Rocktaſche ſtak ihm ſo voll von verſchiedenen Gegenſtänden: eingewickelte Semmeln, Brillenfutteral, Schnupftabacksdoſe und dann das verwünſchte Piſtol, das er heute Abend feſt beſchloß unten in ſeinen Koffer zu legen, er konnte das kleine Fläſchchen gar nicht finden und begann, da die Dame den Arm noch ausgeſtreckt hielt, die verſchiedenen Gegenſtände immer ängſtlicher auszukramen und neben ſich hinzulegen.

„Ich begreife gar nicht“, murmelte er dabei vor ſich hin, „wo die — Dorothee — das kleine Fläſchchen anders könnte hingeſteckt haben als in — als in dieſe Rocktaſche. Da, das hier iſt eine eingewickelte Semmel — das hier“, er nahm das Piſtol aus der Taſche und legte es neben ſich hin, „das hier iſt—“

„Um Gotteswillen, was wollen Sie mit dem Schießgewehr?“ ſchrie die Dame jetzt ſo laut, daß der Fremde ihnen gegenüber erwachte oder doch die Augen öffnete und einen flüchtigen Blick hinüberwarf, dann aber wieder in ſeine frühere Stellung zurückfiel, „es iſt doch nicht geladen?“

„Bewahre“, lächelte der Commerzienrath, der das Fläſchchen endlich gefunden und ihr gereicht hatte, etwas verlegen und ſuchte, um ſie ſelber zu überzeugen, durch den Lauf des verdächtigen Piſtols zu blaſen; aber vergebens blies er die Backen auf und wurde ganz roth im Geſicht.

„Es iſt verſtopft“, ſagte er dann, entweder zu ſeiner oder des Piſtols Entſchuldigung.

„Halten Sie das ſchreckliche Ding nur nicht gegen mich“, rief die Dame, nichts weniger als beruhigt durch den verunglückten Verſuch; wenn es losginge. . . .“.

„Ich will Ihnen beweiſen, daß es keine Gefahr hat", ſagte der Commerzienrath entſchloſſen, dem muthloſen ſchwachen Weſen gegenüber, und den Hahn aufſpannend zielte er auf die ihm gegenüberſtehende Hutſchachtel ſeiner ſchönen Reiſegefährtin.

„Um Gotteswillen, was wollen Sie thun?" rief die Dame, jetzt wirklich erſchreckt; aber ſie hatte keine Zeit etwas Weiteres zu fragen, denn ein furchtbarer Schlag, der ihnen Allen das Trommelfell zu zerſprengen drohte, ſchmetterte mit einem vor ihnen hinzuckenden Blitze durch den engen Raum des Wagens und im nächſten Augenblick ſchon füllte dichter undurchdringlicher Pulverdampf das Coupé vollkommen an. Die Dame ſtieß dabei natürlich einen gellenden Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Die Pferde riſſen in ihr Geſchirr und wollten durchgehen, und Poſtillon und Conducteur brauchten wenigſtens zehn Minuten Zeit ſie zu beruhigen und wieder in ordentlichen Gang zu bringen.

Nur der Fremde, der für den Augenblick in dem entſetzlichen Pulverqualm vollſtändig verſchwunden war, ſagte kein Wort und ſaß um ſo unheimlicher und drohender in dem undurchdringlichen Qualm. — Heiliger Gott, wenn er ihn getroffen und todtgeſchoſſen hätte! Der Commerzienrath wagte nicht die Hand auszuſtrecken, den furchtbaren Verdacht beſtätigt zu finden oder zu zerſtreuen.

Der Wagen hielt endlich. „Ho, brrr, Gott verdamm' mich, ob ihr ſtehen wollt, kopfſcheue Beſtien — ho, brrr, ſo mein Thierchen, ſo ooo — gutes Thier, ſo Schimmel", tönten die Beruhigungslaute von draußen zu ihnen herein, der Conducteur ſprang aus dem Cabriolet und riß den Schlag auf.

„Heiliges Kreuzdonnerwetter, was iſt hier vorgegangen?" ſchrie er, zurückprallend, als ihm der weiße warme Schwefelqualm entgegenſchlug, der die willkommene Bahn ins Freie fand, „was iſt geplatzt?"

Die Dame lag in Ohnmacht und der Commerzienrath konnte nicht antworten, denn ſein ängſtlicher Blick ſuchte durch den weichenden Nebel die lautlos daſitzende Geſtalt des Fremden. Nur erſt ſicher wollte er ſein, daß dort kein Unglück geſchehen wäre, wenn er auch natürlich nicht begriff wie eine Ladung und eine ſo furchtbare Ladung in die für ganz harmlos gehaltene Waffe hineingerathen ſein konnte. Wie ſich der Nebel verzog, wurde auch das Geſicht des Fremden in der andern Ecke ſichtbar, aber ſo unheimlich verzerrt, roth und drohend, während die Augen unter den halb zuſammengekniffenen Brauen wild und lauernd vorblitzten, daß der Commerzienrath ihn ſchon am Arme faſſen und ins Leben zurückſchütteln wollte, als der Conducteur die Stille wieder unterbrach.

„Wer iſt todt?“ rief er und keineswegs blos im Scherz, denn das unheimliche Schweigen im Wagen kam ihm ſelber verdächtig vor. „Himmelſacerment, wenn ſich Jemand eine Kugel durch den Schädel ſchießen will, brauchte er ſich doch dazu nicht auf der königlich bairiſchen Eilpoſt einſchreiben zu laſſen, daß Einem die Pferde noch am Ende durchgehen und außerdem Unheil anrichten? — Das iſt nun der Zweite. Nun?“ ſetzte er dann erſtaunt hinzu, als er die drei Paſſagiere nach und nach durch den Qualm erkennen konnte und alle noch am Leben fand, wenn er auch des Commerzienraths vis-à-vis noch immer etwas mistrauiſch betrachtete — daß die Dame in Ohnmacht lag, verſtand ſich von ſelbſt. „Was zum Teufel haben Sie denn dahier angerichtet — ach Schwerenoth“, rief er plötzlich, als ſein Blick auf das neben ihm ſtehende Gepäck fiel, „gerade in die Hutſchachtel geſchoſſen.“

„In die Hutſchachtel?“ rief die Dame entſetzt, jetzt plötzlich und ohne weitere Hülfe aus ihrer Ohnmacht emporfahrend, und der Fremde drüben wurde immer röther im Geſicht. „Heilige Mutter Gottes, mein Hut!“

„Wer hat denn aber hier im Wagen geſchoſſen?“ rief der Conducteur jetzt mit ſtrengerer Amtsmiene, während die Dame entſetzt über ihre Hutſchachtel herfiel, den erlittenen Schaden zu beſichtigen, „ich werde Sie im nächſten Poſtamte anzeigen. Sie da, was thun Sie mit einem geladenen Piſtol in der königlichen Poſt?“

„Poſtamt anzeigen?“ rief der Commerzienrath in tödtlichem Schreck, „und des vermaledeiten Piſtols wegen, gegen das ich mich aus Leibeskräften geſträubt?“

„Sie dürfen hier im Wagen gar kein Piſtol haben“, ſagte der Schaffner ſtreng.

„Ich wollte ich hätte es nie geſehen“, rief der Commerzienrath in ausbrechendem Grauen; „da“, fügte er dann hinzu und ſchleuderte die Waffe, gar nicht an das aufgezogene Fenſter denkend, mitten durch die Scheibe hinaus auf die Straße, daß die Scherben im Wagen herumflogen und auf die harte Chauſſée draußen niederklirrten.

„Jeſus Maria“, rief die Dame, „mein Hut!“

„Herr, die Scheibe koſtet 1 Gulden 25 Kreuzer!“ rief der Schaffner.

Die Frau zog in dieſem Augenblick den zu Atomen geſchoſſenen, wunderſchön verzierten und früher einmal mit Bändern und Blumen geſchmückten Strohhut aus dem durchſchoſſenen Futteral; die ganze gewaltige Ladung war ſchräg hindurchgegangen und hatte ihn vollſtändig vernichtet, daß die Stücken darumhingen, und jetzt zum erſten male wurde auch der andere Paſſagier in der Wagenecke laut, der plötzlich herausplatzte, als ob ihm irgendein inneres Gefäß geſprungen ſei, in demſelben Moment aber auch faſt einhielt und nun ſo heftig zu nieſen und zu huſten anfing, daß er ganz blau im Geſicht wurde und der Commerzienrath wirklich für einen Augenblick ſein eigenes Elend vergaß, nach dem Manne hinüberzuſchauen.

„Und hier das ganze Polſter iſt zerſchoſſen!“ rief jetzt der Poſtbeamte, der die Hutſchachtel fortgeriſſen hatte, nach dem zugefügten Schaden zu ſehen, „Herr, Sie werden eine Heidenrechnung bekommen.“

„Mein Hut, du lieber Gott, mein Hut!“ jammerte dabei die Dame, „was ſetz' ich jetzt auf, was ſetz' ich auf?“

„Ich will ja gern Alles bezahlen“, ſtöhnte der Commerzienrath in völliger Verzweiflung, „wenn Sie mir nur ſagen wollen was es koſtet.“

„Schockſchwerenoth“, rief der Schaffner plötzlich nach ſeiner Uhr ſehend, „jetzt haben wir hier ſchon ſieben und eine halbe Minute getändelt und ich komme zu ſpät auf die Station — nehmen Sie Ihren Rock dahinein, Madamchen — werfen Sie den Bettel auf die Straße, er iſt doch nicht mehr zu brauchen; ſo“, ſagte er dann, die Thür zuſchlagend und ſeinen alten Platz wiedereinnehmend, „fahr zu, Schwager!“

„Da unten liegt das Schießeiſen noch“, ſagte dieſer, mit einem ſchmunzelnden Seitenblick und dem linken Daumen über die Achſel deutend, „ſollen wir's liegen laſſen?“

„Was geht dich der Quark an? fahr zu!“ lautete die barſche Antwort des verantwortlichen Poſtführers, die Peitſche fuhr aus und auf das Handpferd nieder, und dahinraſſelte das Geſchirr wieder in ſcharfem Trab, das Verſäumte nachzuholen.

Der Commerzienrath hatte indeſſen einen ſchweren Stand im Wagen, die erzürnte und unglückliche Dame zu beruhigen, die wunderbarerweiſe an dem Hute zu hängen ſchien, als ob es ein Stück ihrer ſelbſt geweſen wäre. Sie weinte und zankte und betrug ſich etwa wie ein unartiges Kind, dem man irgendein Spielzeug zerbrochen, und das ſich nun weder will tröſten noch beruhigen laſſen. Zuletzt und kurz vorher ehe ſie die nächſte Station erreichten, verſtand ſie ſich endlich dazu, den höchſtmöglichen Satz für Hut und Schachtel anzunehmen, was ihr der Commerzienrath, froh, ſo gut wegzukommen, gleich an Ort und Stelle auszahlte, aber auch dann noch keinen Frieden hatte, denn, damit in Ordnung, fielen ihr plötzlich wieder ihre bis dahin ganz außer Acht gelaſſenen Zahnſchmerzen ein, gegen die das zerbrochene Fenſter nicht mehr geſchloſſen werden konnte, und es zeigte ſich jetzt, daß das unglückſelige Piſtol nach allen Seiten hin Zerſtörung und Verwirrung angerichtet hatte.

Der andere Paſſagier dagegen ſaß ſo ruhig und regungslos wie immer in dieſer Confuſion und ſagte kein Wort; er mußte jedenfalls ſtumm, vielleicht gar taubſtumm ſein, oder wenigſtens keine Silbe von ihrer Sprache verſtehen.

Aber dem Commerzienrath gingen andere Dinge im Kopfe herum, als ſich um den geheimnißvollen Fremden zu kümmern. Glücklicherweiſe kannte ihn Niemand, denn mit der Poſt war er früher nie in Berührung gekommen und eingetragen nur unter dem anſpruchloſen Namen Mahlhuber. Die paar Thaler, die es ihm gekoſtet hatte, betrachtete er als Lehrgeld für ſpätere Zeit, und pries ſich immer noch glücklich ſo billig davongekommen zu ſein. Auf der nächſten Station bezahlte er auch die Scheibe mit 1 Gulden 25 Kreuzer und Polſter und ſonſtige Beſchädigung des königlichen Poſtwagens mit 3 Gulden 30 Kreuzer, dem er natürlich ein nicht unbedeutendes Geſchenk für Conducteur und Poſtillon beifügte, dieſer Schweigen zu erkaufen. Er dankte auch ſeinem Gott, als er endlich Gelegenheit bekam, auf ſeinem ſchon früher beſtimmten Anhalteplatz einige Minuten vor 9 Uhr Abends ausſteigen zu dürfen, der Geſellſchaft, in der er ſich nicht mehr getraut hatte ein Wort zu ſagen, wie der unangenehmen Erinnerung enthoben zu ſein. Was für ein Glück, daß er Dorothee's Vetter nicht mitgenommen hatte.

An Ort und Stelle angelangt und nachdem der Schaffner ſein Gepäck aus der Schoßkelle genommen, um das ſich vor dem Poſtgebäude Niemand weiter zu kümmern ſchien, nahm er Reiſeſack und Schirm, Stock und Sitzkiſſen aus dem Wagen, drehte ſich dann noch einmal um und ſagte, mit einer verbindlichen Verbeugung nach dem Innern des Wagens zu, die von der Dame mit einem leiſe gemurmelten „Gott ſei Dank“ begleitet wurde:

„Angenehme Reiſe, meine Herrſchaften.“

„Gute Nacht, Herr Commerzienrath“, ſagte der Fremde, der bis dahin noch keine Silbe geſprochen, und der alſo Betitelte ſtand, ſeine Reiſeutenſilien in beiden Händen, wirklich mit halbgeöffnetem Munde vor lauter Ueberraſchung da; aber der Schaffner warf in dem Augenblick den Schlag wieder zu, die Pferde waren vorgeſpannt und fortging's mit ſchmetterndem Horngetön durch die ſtillen Straßen des kleinen Fleckens über das rauhe Pflaſter hin, was die Thiere laufen konnten.

4.

Das Poſthaus und die Mamſell.

Der Commerzienrath Mahlhuber ſtand noch, wie wir ihn im vorigen Capitel verlaſſen, viele Minuten lang wirklich ſprachlos vor Erſtaunen und Ueberraſchung da, bis er ſelbſt das Rollen der Räder nicht mehr hören konnte.

„Gute Nacht, Herr Commerzienrath“, hatte der Menſch geſagt, der die ganze Fahrt hindurch keine Silbe geſprochen, und den er einmal für einen Engländer und dann für taubſtumm gehalten, bis er zu der Ueberzeugung kam, daß es doch am Ende ein Engländer ſein könne. „Gute Nacht, Herr Commerzienrath“; woher, um des Himmels willen, wußte der Mann ſeinen Namen?

„Nu — was ſoll denn hier mit den Sachen werden?“ fragte in dieſem Augenblick eine Stimme hinter ihm, und als er ſich umdrehte, ſtand eine Art Zwitterding von Poſtillon und Hausknecht, oben in Uniform und unten in Unterhoſen und Pantoffeln, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe und einer Stallaterne in der Hand, neben ihm, und deutete auf die neben ihm aufgeſchichteten Koffer und Hutſchachtel. „Es kommt heute Abend keine Poſt mehr.“

„So? — das thut mir leid“, ſagte Herr Mahlhuber ganz in Gedanken, „oder es macht eigentlich nichts“, ſetzte er dann ſich beſinnend hinzu, „denn ich werde hier übernachten“.

„Hier — in der Poſt?“ fragte der Mann und leuchtete ihm erſtaunt ins Geſicht.

„Nun, wird hier nicht gleich ein Wirthshaus gehalten?“ fragte der Reiſende, etwas unangenehm überraſcht, „man hat es mir doch geſagt.“

„Wirthshaus? — ne, nich ſo recht — die Schenke iſt da drüben“, lautete die etwas barſche Antwort.

„Hm!“ ſagte der Commerzienrath und ſah etwas mistrauiſch nach dem niedern düſtern Gebäude hinüber, in deſſen unterer Stube nur Licht brannte, „und kann man da etwas zu eſſen und ein gutes Bett bekommen?“

„Zu eſſen, ja“, ſagte der Mann und leuchtete über die Koffer hin, nach deren Zuſtand den Paſſagier ſelber zu beurtheilen, „gutes Bett aber ne, wenn Sie nicht auf der Streu mit den Fuhrleuten ſchlafen wollen.“

„Auf der Streu ſchlafen?“ wiederholte der an jede häusliche Bequemlichkeit gewöhnte Mann entſetzt, „wie kann ich auf der Streu ſchlafen?"

„Ja das weiß ich nich, wenn Sie's nicht wiſſen", ſagte der halbe Hausknecht gleichgültig, „aber ſollen die Koffer hier auf der Straße ſtehen bleiben?"

„Und in der Poſt iſt keine Möglichkeit unterzukommen?"

„Fragen kann mer noch emal", ſagte der Mann, ſeine Laterne niederſetzend und ſeine Hoſen etwas in die Höhe ziehend, „manchmal nimmt die Mamſell Gäſte ein, manchmal nich — wie's 'r gerade paßt." Und ohne eine Antwort abzuwarten ſchlenderte er langſam, den Commerzienrath bei den Koffern und der Laterne zurücklaſſend, in die Poſt hinein, die ſchmale ſteinerne Treppe hinauf. Die „Mamſell", wie er die gleich darauf in der Thür erſcheinende Dame genannt, ſchien aber ſeiner Beredtſamkeit nicht haben widerſtehen zu können, denn ihre gaſtliche Stimme rief gleich darauf von der Treppe aus ein eben nicht ermunterndes, aber doch auf weitere Erklärungen ſich einlaſſendes „Wer iſt denn da?"

Die Gefahr, die Nacht, wegen der er die Poſtfahrt unterbrochen, auf einer Streu zubringen zu müſſen, machte den Commerzienrath beredt; er ging näher zur Thür, ſtellte ſich der Dame (unter dem Lichte der Stallaterne, die er zu dem Zwecke hoch in die Höhe hielt) als einen Reiſenden vor, der ſeiner Geſundheit wegen nicht mit der Poſt weitergefahren wäre und das Aergſte befürchten müßte, wenn er nicht die Nacht in einem warmen Bette zubringen könne, und war ſogar ſchon im Begriff auf ſeine Leber und vielleicht auch auf die mit ihr in Verbindung ſtehende Balggeſchwulſt einzugehen, als die Mamſell, die raſch den geſetzten achtbaren Bürger oder vielleicht gar Staatsbeamten in ihm erkannte, ihr tröſtliches und ſchon viel freundlicheres „Treten Sie näher!" ihm hinüberrief und den theilweiſen Poſtbeamten beorderte, des Herrn Sachen in die „grüne Stube“ hinaufzutragen.

„Grüne Stube!“ Schon das Wort klang behaglich, und mit einem leiſe gemurmelten „Gott ſei Dank“ griff Herr Mahlhuber ſeine Sachen auf und folgte dem mit einem Koffer und der Stallaterne vorausgehenden dienſtbaren Individuum die Treppe hinauf in das Haus.

Die nächſte Stunde verging dem Reiſenden übrigens in dem unbehaglichen Gefühle, keinen Platz zu haben wo man zu Hauſe iſt. Es war ihm Alles fremd und unwohnlich in der fremden Stube; die hölzernen Stühle, der wunderbare Geruch, die niedere räucherige Decke, die ſchrecklichen Bilder an den Wänden, Caricaturen von Heiligen und Märtyrern und ein Napoleon dazwiſchen, der auf der Spitze eines Gletſchers galoppirt, während an der gegenüberſtehenden Wand ſchlechte Lithographien von Landesvätern und Landesmüttern hingen. Unheimlich auch ſah der alte Wandſchrank aus, wo neben einer alten wiener Stutzuhr mit alabaſternen Säulen ein grünangeſtrichener Gypsmops ſtand, der früher einmal einen beweglichen Kopf gehabt und mit ängſtlich verdrehtem Halſe jetzt in die Stube unter ſich hinunterſtarrte, während auf der andern Seite eine weithalſige, oben eingebrochene Glascaraffe einen Büſchel Schilfblüte mit einigen roth- und gelbgefärbten Strohblumen hielt.

Die „Mamſell“ lenkte jedoch ſeine Aufmerkſamkeit von den übrigen Gegenſtänden ab, denn ſie erkundigte ſich nach den Befehlen des Gaſtes wegen „Abendbrot“. Die Auswahl war freilich ſehr beſchränkt, alſo leicht getroffen: aufgewärmter Kalbsbraten mit getrockneten Birnen und einer halben Flaſche Rothwein „vom Beſten“, wie er noch vorſichtig hinzuſetzte, denn die altmodiſchen dickgeſchliffenen Weingläſer mit viereckigem Fuße erweckten eine dunkle Ahnung von ſauerm

Landwein in ihm, die er nicht gleich wieder von ſich abſcheuchen konnte.

„Kommen Sie ſchon weit her?“ fragte jetzt die Mamſell, die ſich die Schürze an der einen Seite aufgeſteckt und die Aermel, man wußte eigentlich nicht recht weshalb, in die Höhe gekrempelt hatte.

„Von Gidelsbach“, ſagte der Commerzienrath in ſeiner Unſchuld, „und — und drüber hinaus“, ſetzte er dann etwas raſcher hinzu, denn er hatte ſich ja einmal vorgenommen „incognito“ zu reiſen.

Die Mamſell war eine nicht gerade ſehr junge Dame, in ihren „beſten Jahren“, ſo zwei- und vierunddreißig vielleicht, aber mit ſonſt noch ſehr jugendlichem Aeußern, langen Locken, zurückgeſcheitelten Haaren und großen goldemaillirten Ringen in den Ohren. Auch der Schnitt ihres Kleides gehörte jedenfalls einem vergangenen Alter an, während ſie die Fragen an den Gaſt mit einer ſchüchternen mädchenhaften Verſchämtheit, die in eigenthümlichem Widerſpruch zu ihren erſten Worten, als ſie noch in der Thür ſtand, richtete.

„Ach, Gidelsbach liegt ſo ſchön“, nahm die Mamſell den Anknüpfungspunkt an den einen bekannten Namen, „es iſt von jeher mein Lieblingswunſch geweſen dort zu wohnen, das muß ein wahres Paradies ſein. Sind Sie dort bekannt?“

„Wenig“, ſagte der Commerzienrath, ſeine Vaterſtadt verleugnend; „das Eſſen iſt wol bald fertig?“

„Den Augenblick“, ſagte die Mamſell, faſt unwillkürlich bei der Frage halb von ihrem Stuhle aufſtehend, und dann wieder auf den Sitz zurückſinkend. „Aber was ich gleich fragen wollte, haben Sie Geſchäfte in Otzleben?“

„Wo?“ fragte der Commerzienrath erſtaunt.

„In Otzleben.“

„Otzleben! — Wo liegt das?“

„Nun hier der Ort, wo wir uns befinden.“

„Der heißt Otzleben? — So — nein — ich wollte nur hier übernachten; nicht wahr, der Kalbsbraten iſt gleich fertig?“

„Ja wol — den Augenblick“, ſagte die Mamſell, wieder von ihrem Sitze aufſchnellend, und der Commerzienrath ſtand ebenfalls auf und ging indeſſen mit raſchen Schritten im Zimmer auf und nieder. Es fröſtelte ihn, und wie der Sand auf den Dielen, ein ganz ungewohntes Gefühl, unter ſeinen Füßen knirſchte, kam ihm bei dem düſtern, auf dem Tiſche brennenden einzelnen Talglichte das Zimmer noch einmal ſo ſtill und öde vor, als es ihm im Anfange erſchienen.

Die Hausmagd öffnete in dieſem Augenblick die Thür und kam mit einem zwar groben aber reinlichen Tiſchtuche herein, das ſie aufbreitete, Teller, Meſſer und Gabel mit dem großen Salzfaß darauf arrangirte und dann wieder hinausging, das Abendbrot hereinzuholen. Die Mamſell hatte indeſſen eins von den geſchliffenen Weingläſern von der Commode genommen und mit dem Schürzenzipfel einigen darin geſammelten Staub und mehre todte Fliegen herausgewiſcht; dann ſtellte ſie die Flaſche auf den Tiſch, und wenige Minuten ſpäter konnte ſich der Commerzienrath zu dem in langer Brühe ſchwimmenden aufgebratenen Kalbſtoß niederſetzen und nach Herzensluſt zulangen.

„Heute iſt ja wol auf der Poſt ein Unglück geſchehen?“ fragte endlich die Mamſell, die ihm gegenüber Platz genommen, nach einer hinreichenden Pauſe.

„Ein Unglück?“ ſagte der Commerzienrath, überraſcht zu ihr aufſchauend, indem er einen Augenblick mit Kauen einhielt, „wie ſo ein Unglück?“

„Es ſoll einem der Paſſagiere ein geladenes Piſtol losgegangen ſein, hat der Poſtillon erzählt.“

„Der Poſtillon ſollte ſich um ſeine Pferde bekümmern“, brummte Herr Mahlhuber, „da thät' er geſcheiter —“

„Er hat doch Niemanden getroffen?“ fragte die Mamſell mit einiger Entſchloſſenheit weiter, der Sache auf den Grund zu kommen.

„Wer?“ ſagte der Commerzienrath, „der Poſtillon?“

„Nein, der Paſſagier.“

„Nicht daß ich wüßte“, ſagte dieſer, die indeſſen eingeſtellte Beſchäftigung wieder mit friſchen Kräften aufnehmend. So mittheilend er ſonſt war, wo er Irgendjemanden fand, mit dem er ſich unterhalten und vielleicht die Geſchichte ſeiner Krankheit und Leiden anbringen konnte, ſo ſchüchtern und zurückhaltend war er heute geworden, wo eben die Erzählung ſolche furchtbare Folgen gehabt, und die neugierige Wirthſchafterin mußte es bald aufgeben aus dem ſchweigſamen Gaſte Neuigkeiten herauszulocken, von denen er am Ende gar nichts wußte oder die er, im andern Falle, Grund hatte zu verſchweigen. Namen und Stand ihres Gaſtes zu erfahren, beſaß ſie aber noch ein anderes Mittel, das Fremdenbuch, und als er vom Tiſche aufſtand und ſich das letzte Glas Wein aus ſeiner Flaſche, der er gar wacker zugeſprochen, einſchenkte, ſchob ſie ihm das mit einem freundlichen Knix zur Beachtung hin.

Dem Commerzienrath blieb keine andere Wahl als ſich da einzuſchreiben, und Hieronymus Mahlhuber ſtand bald darauf in zierlicher Schrift über Namen- und Wohnortsrubrik zugleich hinweg, die letztere dadurch geſchickt umgehend. Stand? — Das „Co“ hatte er ſchon in aller Unſchuld, der alten Gewohnheit folgend, begonnen, als er ſich eines Beſſern beſann und die beiden Buchſtaben zu einem P umformte, dem er ſein „rivatmann“ dahinterſetzte. Die übrigen Colonnen füllte er ſo gewiſſenhaft wie möglich aus und bat dann ſeine freundliche Wirthin ihm ſeine Schlafſtätte anzuweiſen, da er entſetzlich müde ſei und auszuruhen wünſche. „Und wann kommt die Poſt morgen früh wieder vorbei?“

„Zurück nach Gidelsbach?“

„Nein, den andern Weg.“ — Was hatte er in Gidelsbach zu thun?

„Die andere? — um 9 Uhr — eher noch ein paar Minuten früher.“

Das paßte ihm und er beſtellte, daß er dann morgen früh etwa um 3/4 8 Uhr geweckt würde, und einen ſtarken heißen Kaffee vorfände. Die Mamſell verſprach Alles aufs beſte zu beſorgen.

5.

Das grüne Zimmer.

„Gott ſei Dank, der Tag war überſtanden!“ murmelte der Commerzienrath leiſe vor ſich hin, als er mit dem Sitzkiſſen in der einen und ſeinem Regenſchirm und Rock in der andern Hand, von der Mamſell gefolgt, die den Reiſeſack und das Licht trug, die Treppe hinaufſtieg, zu dem „grünen Zimmer“; „nun die Nacht gut geſchlafen, und der Menſch kann ſeine Reiſe morgen mit friſchen Kräften fortſetzen. — Ach, iſt dies das grüne Zimmer?“ unterbrach er ſich, als ſeine Führerin eine Art kleiner Bodenkammer aufſtieß und ihn bat näherzutreten, „hm, das iſt ſehr einfach.“

„Ja, wir ſind freilich ein wenig hier mit Raum beſchränkt, Herr Mahlhuber", ſagte die Mamſell, und der Commerzienrath drehte ſich raſch und faſt erſchrocken nach ihr um. In dem Augenblick fiel ihm aber das Fremdenbuch ein und er nickte zuſtimmend mit dem Kopfe, als die Mamſell fortfuhr das Zimmer zu entſchuldigen und nun das Bett dagegen zu loben, in dem Herr Mahlhuber ſchlafen würde wie in Abraham's Schoos.

Mit einem etwas dunkeln Begriffe, wie das eigentlich ſein würde, legte er ſeine Sachen ab, öffnete das kleine Fenſter, das aufs Dach hinausſah, und ſchloß es gleich wieder, hob die ſchwere Federbettdecke auf und legte ſie mit einem prüfenden, etwas mistrauiſchen Blicke zurück und ſah dann das Licht an, das die Mamſell auf den Tiſch geſtellt hatte, ſich dann nach der Thür zurückziehend, wo ſie auf irgendeinen Befehl oder vielleicht auf ein Lob für das vortrefflich eingerichtete Lager zu warten ſchien. Dem Commerzienrath war es aber nur um Ruhe zu thun, und er fing an ſich den Rock aufzuknöpfen, während er über die Schulter weg einen Blick nach der Wirthin warf, ob dieſer das Zeichen noch nicht deutlich genug ſei.

„Nun, Herr Mahlhuber, iſt Alles in Ordnung?" ſagte dieſe endlich, nicht im Stande den Platz ohne eine beifällige Anerkennung zu verlaſſen, „iſt es zu Ihrer Zufriedenheit?"

„Vollkommen; ſchlafen Sie recht wohl!" ſagte der Commerzienrath.

„Wünſche angenehme Ruhe!" ſagte die Mamſell, „und wenn Sie mit dem Lichte fertig ſind, möchte ich Sie freundlichſt gebeten haben, es nur dort an die Thür zu ſtellen, ich hole es mir ſpäter. — So, laſſen Sie ſich etwas Angenehmes träumen", ſetzte ſie mit ihrem verbindlichſten Lächeln hinzu und verſchwand dann, von einem leiſe gebrummten Danke des Gaſtes begleitet, wie ſie gekommen.

„Das grüne Zimmer", brummte dieſer weiter, als er ſich allein ſah und kopfſchüttelnd einen Blick in dem kleinen Raum umherwarf, deſſen Grenzen an drei Seiten die weiße Kalkwand und an der vierten, wo das Bett ſtand, ein ſchräg niederlaufender Verſchlag von ungehobelten Bretern bildete, „grüne Zimmer? es iſt kein grüner Faden im ganzen Neſt. Und ausgekehrt haben ſie hier ſeit voriger Woche nicht — unter dem Bette Stroh, und da in der Ecke ein Paar alte Stiefeln. — Hm, hm, Dorothee hat doch am Ende Recht, und Doctor Mittelweile wäre am beſten ſelber auf Reiſen gegangen. Lieber Gott, ich, ein ruhiger friedliebender Menſch, was habe ich heute nicht ſchon Alles erlebt und gethan und — ertragen — hm, hm. Nun es iſt jetzt wenigſtens Abend und eine ruhige Nacht gebe uns der liebe Gott.“

Damit ſich die Nachtmütze über die Ohren ziehend — denn er hatte ſich während des Selbſtgeſpräches vollſtändig entkleidet —, hob er eben das rechte Bein, in das etwas hohe Bett zu ſteigen als er an das Licht, und den ihm gewordenen Auftrag dachte, es dicht an die Thür zu ſtellen. Eine Lichtſchere lag überdies nicht auf dem Teller und der Commerzienrath haßte nichts ſo ſehr als den Qualm einer Lichtſchnuppe. So das Bein wieder zurückziehend, nahm er das Licht und trug es, ſorgſam vorher jedoch noch einmal in ſeine Pantoffeln ſchlüpfend, ſich nicht zu erkälten, zu dem bezeichneten Platze, ſetzte es dort nieder und ſtieg dann, tief und dankbar aufſeufzend, in das ſehr weiche, aber etwas voluminöſe Bett, ſich die Decke bis unter das Kinn ziehend, den Augenblick zu erwarten, wo die Mamſell das Licht abholen würde; vorher war er nicht im Stande einzuſchlafen.

Eine Minute nach der andern verging aber und die Mamſell kam nicht; durch die Thürſpalte zog es auch ein wenig und das Licht flackerte hin und her, daß der Talg in großen Streifen niederfloß. Es konnte doch kein Unglück damit geſchehen?

„Hm, das iſt ärgerlich", murmelte er, ſich im Bette aufrichtend, den Platz beſſer überſehen zu können, und dann, als er fand, daß das Licht vollkommen freiſtand, wieder zurückſinkend, doch am Ende einzuſchlafen trotz der brennenden Talgkerze; aber es ging nicht, es war eine poſitive Unmöglichkeit und darauf zu warten, daß das Endchen Licht von ſelber niederbrennen ſollte? — das hätte wol noch eine volle halbe Stunde und länger dauern können. Eine Viertelſtunde wenigſtens hatte er jetzt ſchon in peinlicher, immer wachſender Ungeduld auf das Abholen deſſelben gewartet.

Der Zuſtand wurde ihm endlich unerträglich und er beſchloß aufzuſtehen und das ſchon jetzt qualmende Licht auszulöſchen, er konnte es ja umdrehen und ärgerte ſich, daß er das nicht ſchon lange gethan. In Gedanken vollbrachte er dieſe Operation jetzt auch fünf oder ſechs mal hintereinander und drehte dabei ſelbſt unwillkürlich die rechte Hand; aber das Licht blieb freilich ſtehen und flackerte weiter. Mit einem verzweifelten Entſchluſſe warf er endlich die Decke von ſich, fuhr mit beiden Beinen aus dem Bette und in ſeine Pantoffeln und machte ein paar Schritte dem Lichte zu, als er plötzlich erſchrocken ſtehen blieb und horchte, denn es war ihm genau ſo geweſen, als ob er draußen etwas gehört hätte auf dem Gange. — Wenn die Mamſell jetzt gerade hereingekommen wäre und ihn in dem Aufzuge geſehen hätte! Er wollte im erſten Schrecke wirklich wieder ins Bett zurückfliehen, aber — es war auch nicht das Mindeſte weiter zu hören; er blieb noch ein paar Secunden lauſchend ſtehen — keine Maus; — doch, unter ſeinem eigenen Bette raſchelte etwas im Stroh und er blickte ſchnell dorthin, das konnte eine Maus geweſen ſein: im Hemde durfte er jedoch nicht länger ſtehenbleiben, und jetzt raſch und entſchloſſen zu dem Lichte hinſchreitend, bog er ſich eben nieder und ſtreckte die Hand aus es zu ergreifen.

als die Thür geöffnet wurde und die Mamſell in derſelben Abſicht auf der Schwelle erſchien.

„Jeſus Maria!“ rief ſie, als ob ſie einen Geiſt geſehen, als ſie die keineswegs empfangsmäßige Geſtalt vor ſich erblickte, und der Commerzienrath fuhr mit einem ebenſo verblüfften „Bitte tauſend mal um Entſchuldigung!“ in demſelben Moment rückwärts nach ſeiner Lagerſtätte zurück, als die erſchreckte Mamſell die Thür wieder ins Schloß warf und alſo ſpurlos verſchwand.

Als der Commerzienrath den Kopf endlich wieder unter der ſchützend über ſich gezogenen Decke vorſtreckte, brannte das Licht, von beiden Theilen im Stiche gelaſſen, noch immer ruhig fort und an ein zweites Aufſtehen war jetzt gar nicht zu denken, denn das ſchreckliche Frauenzimmer konnte in gleicher Abſicht noch immer hinter der Thür ſtehen, wieder denſelben unglücklichen Moment zu wählen ſie zu öffnen. Es mußte niederbrennen, und mit einer verzweifelten Art von Ueberwindung ſchloß er endlich die Augen in der feſten Abſicht einzuſchlafen, ob das grüne Zimmer erleuchtet ſei oder nicht. Trotzdem war er es nicht im Stande und mochte etwa eine halbe Stunde ſo zwiſchen Wachen und Schlafen gelegen haben, als der leergebrannte Docht endlich umfiel, noch einmal hell aufflackerte und dann verlöſchte.

„Gott ſei Dank!“ ſtöhnte der Commerzienrath in einem halben Bewußtſein ſeiner Lage und drehte ſich jetzt entſchieden auf die rechte Seite, das Verſäumte ſeiner ſo leichtſinnig geopferten Nachtruhe nachzuholen, als er das Raſcheln wieder unter dem Bette hörte, aber diesmal weit ſtärker als vorher und zugleich ein leiſes Winſeln, als ob eine junge Katze oder etwas Derartiges darunterläge.

„Na, das hat mir noch gefehlt“, brummte der gepeinigte Gaſt leiſe und ingrimmig vor ſich hin, „was iſt jetzt wieder los?“ — Er horchte eine Weile, aber das Geräuſch ließ nach und er fing eben erſt an wieder in Schlaf zu kommen, als es von neuem und ſtärker begann.

„Heiliger Gott im Himmel!“ ſagte der geplagte Commerzienrath, gewaltſam einen Fluch zurückhaltend, „iſt das nicht um ſelbſt den geſundeſten Chriſtenmenſchen zur Verzweiflung zu bringen, und dabei ſoll ich meine gelbe Hypertrophie verlieren?“

Das Raſcheln und Winſeln wurde jetzt ſtärker und es blieb dem im Bette Liegenden bald kein Zweifel mehr, daß irgendein junger Hund ſich gerade unter der Bettſtelle in dem dort befindlichen Stroh ſein Lager gemacht und nun durch Flöhe oder böſe Träume gepeinigt werde. An Selberſchlafen war aber unter ſolchen Umſtänden gar nicht zu denken, nach irgendeiner Bedienung zu rufen blieb ebenfalls ganz außer der Frage, und der Commerzienrath entſchloß ſich endlich, wie das Raſcheln und Winſeln immer ſtärker wurde, noch einmal aufzuſtehen und den kleinen Störenfried zu faſſen und aus der Thür zu werfen. Ein Ueberfall des Lichtes wegen war nicht mehr zu fürchten.

Vorſichtig nach den Pantoffeln fühlend, die er raſch wieder anzog, kauerte ſich jetzt der würdige Mann, den Kopf etwas nach rückwärts gezwängt, weil er ihn gegen die Bettſtelle preſſen mußte, vor ſeinem Lager nieder, mit der Hand in dem Stroh nach dem Gegenſtande ſeines Grimmes zu ſuchen. Es dauerte gar nicht lange, ſo griff er einen jungen Hund, der ſich winſelnd auf den Rücken legte, als er die Berührung fühlte, erwiſchte ihn beim Felle und trug ihn, ſich ſchwerfällig damit am Bette aufrichtend, der Thür zu. Ueber den Leuchter ſtolpernd, an den er nicht mehr gedacht, fand er aber doch zuletzt die Klinke, öffnete ſie und warf den jungen winſelnden

Köter mit einem zwar leiſe gemurmelten, aber deſto herzlicher gemeinten Fluche ins Freie.

„So“, ſagte er dann, als er die Thür wieder ſorgfältig geſchloſſen und ſich zum Bette zurückfühlte, „ſo, nun hat der Skandal auch ein Ende und ich werde doch einmal wenigſtens zur Ruhe kommen. — O meine Leber!“

Und wieder unter ſeine Decke fahrend ſuchte er ſich den leidenden Theil ſo bequem zu legen als möglich und brachte dann ſeine rechte Hand an den Kopf, dort die ihm noch ſo ſchwere Sorgen bereitende Narbe ſeiner Balggeſchwulſt ſolange zu drücken bis ſie ihm wehthat, und ſich dann mit dem Gedanken zu quälen, daß daraus jedenfalls einmal ein Krebsſchaden entſtehen müſſe, der ihn langſam in ſein Grab hinunterfräße. Schon manche liebe lange Nacht hatte er auf ähnliche Art im Schlafe geſtöhnt und auch jetzt gewann die Müdigkeit eben wieder die Oberhand und ſandte ihm ſchon in ungewiſſen ſchwankenden Traumbildern die Erlebniſſe des vergangenen Tages. Aber dieſe kamen nicht in der erlebten Reihenfolge, ſondern begannen mit dem letzten, denn er hörte deutlich wieder das Winſeln und Raſcheln von vorher und wollte ſich eben ſelbſt im Traume mit dem Bewußtſein tröſten, daß es eben nur ein Traum ſei, als das Geräuſch ſtärker und lebendiger wurde und er ſich endlich, ordentlich in die Höhe fahrend, wieder im Bette aufrichtete, um darauf zu horchen.

„Jeſus Maria Joſeph!“ rief er faſt unwillkürlich, als er zu der ganz unzweifelhaften Gewißheit einer ganz neuen Störung gelangte, „da iſt beim Himmel noch ſo eine Beſtie darunter, und ich habe doch vorher ringsumher gefühlt. Na, an die Nacht will ich denken; wenn ich aber je zurück nach Gidelsbach komme, werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, dem verdammten Doctor dieſelbe Tour und ein Nachtquartier in dem Neſt hier — wie hieß es gleich? — zu empfehlen. Der ſoll mir wiederkommen!“

Betrachtungen nutzten aber hier durchaus nichts; der junge Hund ließ ſich weder weg noch zur Ruhe philoſophiren, und nach mehrmaligen vergeblichen Verſuchen, trotz der „Giftkröte“ wiedereinzuſchlafen, mußte der unglückliche Reiſende, wenn er nicht die ganze Nacht ſolchen Experimenten opfern wollte, zum dritten male heraus aus dem Bette, den Störenfried zu entfernen. Wieder erwiſchte er ihn hinten im Nacken, trug ihn an die Thür, die er noch feſt eingeklinkt fand, öffnete ſie, warf ihn hinaus, ſchloß ſie wieder und ging zum vierten male heute zu Bette, der ſo nöthigen Ruhe zu pflegen.

Es war umſonſt, und kaum hatte er lange genug gelegen, ſich nicht mehr um das nun einmal Geſchehene zu ärgern, als das Winſeln von neuem begann. Wieder ſträubte er ſich gegen die Macht der Umſtände, er mußte noch einmal aus dem Bette, den dritten Hund hinauszuwerfen und ſelbſt nach ſeinem Regenſchirm tappte er jetzt umher, unter dem Bette, ehe er ſich nun wieder hinlegte, umherzufühlen, ob nicht etwa noch ſolch eine kleine entſetzliche Beſtie darunter verſteckt ſei, die nur auf den Augenblick ſeines Einſchlafens mit boshafter Sicherheit warte. Er konnte nirgends mehr etwas entdecken; Stroh lag noch überall, aber kein Hund, und den Schirm an das Bett lehnend, wie in Vorahnung eines neuen Unheils, hatte er ſich eben umgedreht und auf ſeine Lagerſtätte geſetzt, die Beine dann heraufzuziehen unter die Decke, als ein neues Raſcheln, dem bald darauf das unſelige Winſeln folgte, ihm in Verzweiflung die Jagd aufs neue beginnen machte. Wohl ſuchte er jetzt ſeine Schwefelhölzchen vor, dem Reſte dieſer unſeligen Nachtlärmer auf die Spur zu kommen, er fand ſie, aber er hatte kein Licht mehr daran zu entzünden und fürchtete ſich auch in dem vielen zerſtreuten Stroh umherzuleuchten.

Wie leicht konnte da Feuer entſtehen, und das war Alles was ihm noch gefehlt. Mit dem Stocke ſtieß er jetzt in alle Winkel und Ecken, unter dem Bette nach jeder Richtung hin, unter die Commode, an deren ſcharfer Kante er ſich das Schienbein beſchädigte, und unter den Kleiderſchrank, gegen den er mit dem Knie ſo heftig anrannte, daß er gegründete Urſache zu haben glaubte, den Schwamm zu befürchten.

„Vier junge Hunde!“ murmelte er dabei leiſe vor ſich hin, „wo nur die Alte ſteckt, oder ob ſich die am Ende auch noch meldet? — Vier ſolche kleine malitiöſe Töhlen. Und wenn ſie ſich nur wenigſtens gleich alle auf einmal gemeldet hätten, dann könnte ich jetzt wenigſtens ſchon eine Stunde ſchlafen. Außerdem werde ich mir wol hier den Tod an den Hals holen mit meiner dünnen Kleidung und dicken Leber; — wenn ich nur den Doctor hier hätte!“ ſetzte er mit einer Art Ingrimm hinzu, als er ſein Lager wieder ſuchte und ſich laut aufſeufzend zurück auf das Kiſſen warf.

Armer Commerzienrath — deine Ruhe ſollte nur von entſetzlich kurzer Dauer ſein, denn noch war er nicht einmal in ſeine Lieblingsſtelle gerückt, als das jetzt förmlich unheimlich werdende Winſeln von neuem begann. Wie von einer Natter geſtochen ſprang er im Bette empor. Faſt unwillkürlich ſuchte auch die Hand nach ſeinen Piſtolen, die er gewohnt war über ſeinem Bette zu wiſſen, wenn ihm die Erinnerung daran auch einen Stich durchs Herz gab, ſuchte nach dem Klingelzuge, Hülfe herbeizuholen gegen ſolche Qual. Weder das Eine noch das Andere war zu fühlen; nichts als die kahle ſchräge Wand, und eiskalt lief es ihm bei dem Gedanken über den Rücken, daß er es doch am Ende hier mit etwas Uebernatürlichem zu thun haben könne in dem fremden alten Gebäude. Aber die jungen Hunde waren doch von Fleiſch und Bein geweſen, hatte er nicht das warme weiche

Fell in ſeiner Hand gefühlt bei ihnen allen? Und wo kam jetzt der neue Zuwachs her? Welchen Winkel im Zimmer mußte er überſehen haben, und blieb es nicht räthſelhaft, daß ſie ſich nur immer ſolange ſtillhielten, bis er eben wieder im Bette lag?

Er wollte es jetzt durchſetzen und die kleine Kröte winſeln laſſen ſolange es ihr beliebte, wickelte ſich demzufolge entſchloſſen in ſeine Decke, aber — er war nicht im Stande es durchzuführen. Der feine winſelnde Ton drang ihm durch Mark und Bein und er mußte zuletzt wieder heraus, ſie den andern nachzuſchicken — um wieder und wieder daſſelbe Spiel zu erneuern. Wie der unerſchöpfliche Hut eines Taſchenſpielers, der Bouquets und Karten, Perücken, Eier und Taſchentücher ausſpeit in ununterbrochener Reihe, ſo lieferte das lockere Bettſtroh junge Hunde, und der Commerzienrath — denn man gewöhnt ſich ja an Alles —, der es zuletzt anfing ganz in der Ordnung zu finden, daß er ſich die Nacht damit beſchäftige junge Hunde aus der Thür zu werfen, tröſtete ſich beim neunten mit dem Gedanken, daß er noch nie gehört habe, wie eine Hündin mehr als neun Junge gehabt, und beruhigte ſich beim zehnten damit, daß er zugab, ſie könnten von zwei Hündinnen herrühren. Halb im Schlafe, denn er wurde nach und nach müde von der ungewohnten Arbeit, ſtand er auf, wenn er die furchtbaren Laute hörte, griff unters Bett, zerrte die immer ſtärker winſelnde Beſtie bei den Ohren vor und ſetzte ſie in einem ſchon kaum mehr bewußten Zuſtande an die Luft, bis ſich die andere meldete.

Erſt mit dämmerndem Morgen ſollte er Ruhe finden; der halbe Hausknecht von geſtern Abend kam ſchwerfällig die Treppe heraufgeſchlurrt, gerade als der Commerzienrath den ſiebzehnten aus der Thür ſchleuderte.

„Da“, ſchrie er dabei, „habt Ihr noch einen und der nächſte, der mir nun noch in die Kammer kommt, den werf ich aus dem Fenſter, ſo wahr wie ich Hieronymus heiße. Iſt das hier ein Gaſthaus für anſtändige Reiſende, wo die Kammer von Hunden wimmelt?" Und die Thür zuſchlagend, daß die Fenſter klirrten, warf er ſich wieder ins Bett und hörte nur noch wie der Hausknecht den kleinen Köter aufgriff und ſtreichelte und liebkoſte und dann langſam mit ihm den Gang zurücktappte, wie er gekommen.

Weiter vernahm er nichts; ſeine Müdigkeit gewann endlich die Oberhand und er ſank in einen feſten faſt krankhaften Schlaf, aus dem ihn der Hausknecht ſpäter, zu der gegebenen Stunde, kaum wieder herausrütteln konnte.

„Da iſt ſchon wieder einer!" ſagte er noch im Traume, der ihn auch ſelbſt die wenigen Stunden hindurch verfolgt haben mußte. „Satansbeſtie, kleine, wenn ich dich jetzt nicht —"

„Papelt der irre?" ſagte der Hausknecht ruhig, ſeine Operation ihn munter zu bekommen an ihm wiederholend, „he holla — der Kaffee iſt auf'm Tiſch und die Poſt wird gar nicht mehr ſolange bleiben."

„Wer iſt auf dem Tiſche?" fragte der Commerzienrath, plötzlich munter werdend und ſich wie aus einem Piſtol geſchoſſen in ſeinem Bette aufrichtend. „Heilige Mutter Gottes!" ſetzte er dann ſtöhnend hinzu, als ihm die Erlebniſſe der letzten Nacht wieder in der Erinnerung auftauchten, „bin ich nicht am ganzen Leibe wie gerädert und zerſchlagen. Und deshalb habe ich die Poſt weiterziehen laſſen, hier eine ordentliche Nachtruhe zu halten, und nun — aber der Mamſell will ich meine Meinung ſagen — wo iſt die Mamſell?"

Der Mann aber, an den er die Frage zu richten gedachte, hatte ſich, nachdem er ſeine Pflicht erfüllt und den curioſen Reiſenden geweckt, deſſen Kleider gereinigt auf dem Stuhle lagen, deſſen Stiefel blank und blitzend vor dem Bette ſtanden, wieder zu ſeinen andern Geſchäften zurückgezogen, und dem Commerzienrath Mahlhuber blieb nichts übrig, als ſeinen Grimm noch auf kurze Zeit zu verbeißen und ſich vor allen Dingen in die Kleider zu werfen. Himmel, wenn er den Poſtwagen verſäumte und am Ende gezwungen geweſen wäre, noch eine Nacht in dieſem Hauſe, in dieſer entſetzlichen „grünen Stube“ zuzubringen. Aber er hatte noch Zeit genug, und den dienſtbaren Geiſt, der in Erwartung eines Trinkgeldes heute Morgen ſehr flink bei der Hand war, wieder heraufrufend, ließ er ihm das Gepäck hinunter ins Packzimmer tragen, damit es gewogen und weiterbefördert werden konnte.

Den Leuten unten aber, und beſonders der Mamſell, wollte er einmal tüchtig ſeine Meinung ſagen über eine ſolche Behandlung — er hatte ſich den Rock ſchon bis oben hinauf zugeknöpft, recht entſchloſſen und determinirt auszuſehen, und ging wirklich ein paar mal in ſeinem kleinen Zimmer mit ſchnellen Schritten auf und ab, die Zornesworte ſich zu wiederholen, die er gegen ſie auszuſchleudern gedachte. War das eine Behandlung für einen anſtändigen Mann, den Commerzienrath aus dem Spiele zu laſſen? war es nicht niederträchtig einem Kranken den ſo nöthigen Schlaf förmlich abzuſtehlen, indem man nicht etwa Hunde zu ihm ins Zimmer that, nein, ihn förmlich in eine ganze Sammlung von kleinen nichtswürdigen winſelnden heulenden Kröten hineinſperrte, als wenn man es darauf abgeſehen habe ihn zugrunde zu richten? „Sie — Mamſell, Sie“, wollte er ſagen und ſie dabei mit einem durchbohrenden Blicke anſehen, „wie dürfen Sie ſich unterſtehen —“

„Der Kaffee iſt fertig“, meldete der Hausknecht wieder, den Kopf über der Treppe zeigend, „und wenn Sie nicht gleich kommen, können Sie keinen mehr trinken.“

Keinen Kaffee trinken — der ganze Tag wäre ihm verloren geweſen, und raſch ſeine Reiſemütze aufgreifend, ſtieg er mit ſchnellen entſchloſſenen Schritten, die aber vorſichtiger wurden, als er die etwas ſteile Treppe erreichte, hinunter.

Die Mamſell ſtand unten an der Treppe, und mit ihrem freundlichen Lächeln und einem verſchämten Blicke die Augen niederſchlagend — ſie dachte wahrſcheinlich des Moments, in dem ſie einander geſtern Abend zum letzten male geſehen — ſagte verbindlich:

„Wünſche herzlich wohl geruht zu haben und wollen Sie jetzt nicht gefälligſt nähertreten und Ihren Kaffee einnehmen?“

Wohl geruht zu haben — nun auch noch Hohn zu alledem! — Wohl zu ruhen zwiſchen ſiebzehn Hunden, ohne die Alte, das war zu arg, und jetzt ſollte ſie es bekommen. „Liebe Mamſell“, ſagte der Commerzienrath mit einer Stimme, der ſich aber Rührung über das erlittene Unrecht beimiſchte, und die deshalb viel weicher klang als es überhaupt in ſeiner Abſicht gelegen, „liebe Mamſell, ich möchte Sie ſehr bitten —“

„Ach, verehrteſter Herr Mahlhuber“, unterbrach ihn aber die Mamſell raſch und faſt ärgerlich, „Sie haben ja gar nicht um Entſchuldigung zu bitten — ich war ja eigentlich Schuld daran.“

„Um Entſchuldigung bitten?“ fragte der Commerzienrath, dem in dem wärmern Zimmer die Brille angelaufen war, indem er den Kopf niederbog, über die Gläſer wegzuſehen, „um Entſchuldigung bitten —“

„Ich glaubte Sie hätten ſich lange zur Ruhe begeben — und wagte deshalb —“

„Ruh' begeben?“ wiederholte der Commerzienrath und bog ſich immer mehr herunter, den Ausdruck in der Wirthin Geſicht zu ſehen, „glauben Sie, verehrteſte Mamſell, daß man ſich überhaupt zur Ruh' begeben kann, wenn man das ganze mmer voll Hunde hat?"

„Voll Hunde, Herr Mahlhuber? — Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, wie ſo denn voll Hunde?"

„Wenn man berechtigt iſt", ſagte der Commerzienrath ſeinen Grimm jetzt an dem mehr zugänglichen Kaffee auszulaſſen, indem er zum Tiſch trat, ſich eine Taſſe einſchenkte und während des folgenden Geſprächs trank, „faſt anderthalb Dutzend mit dem Beiwort «voll» zu belegen, ſo kann ich verantworten, was ich behaupte; wollen Sie ſo freundlich ſein und mir meine Rechnung geben?"

„Anderthalb Dutzend Hunde? — aber beſter Herr Mahlhuber — bitte — 2 Gulden 15 Kreuzer macht das Ganze — anderthalb Dutzend Hunde? — wir haben nur einen einzigen kleinen jungen Pudel im Hauſe, den der Herr Poſtmeiſter vorige Woche erſt mit von Bamberg gebracht hat."

„Einen einzigen?" rief Herr Mahlhuber entrüſtet, indem er das Geld für ſein Abendeſſen und Nachtquartier auf den Tiſch legte, „nennen Sie das einen einzigen? — ſiebzehn, ſage ich Ihnen, ſiebzehn habe ich in dieſer einen unglückſeligen Nacht mit eigenen Händen unter meinem Bette vorgeholt und aus der Thür geworfen, und — die Alte iſt vielleicht noch oben."

„Siebzehn Hunde?" rief die Mamſell, das Geld erſt überzählend und einſteckend und dann die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagend, „ſiebzehn junge Hunde?"

Der Commerzienrath nickte durch die Taſſe Kaffee durch, die er gerade an den Lippen hielt.

„Aber wir haben nur einen einzigen im Hauſe, der allerdings immer da oben liegt und den ich geſtern ganz vergeſſen hatte."

„Wollen Sie mir meine fünf Sinne und die ſchlafloſe Nacht abſtreiten?" rief der Reiſende.

„Ach du mein Himmel!“ rief die Mamſell, der jetzt plötzlich ein Licht über das Ganze aufzugehen ſchien, „da iſt kleine Kröte immer wieder durch das eingeſchnittene Loch ins Zimmer gekommen.“

„Was für ein Loch?“ rief der Commerzienrath erſchrocken.

„Was der Herr Poſtmeiſter hat oben in die Wand ſchneiden laſſen, damit das kleine Thier die Stube nicht verunreinigen ſoll, wenn die Thür verſchloſſen wäre.“

„Und Sie haben nur einen Hund?“

„Nur einen einzigen in der Welt.“

„Und da hätt' ich die kleine infernaliſche Beſtie ſiebzehn verſchiedene male zur Thür hinausgeworfen und jedesmal hinter ihr abgeſchloſſen, während ſie zu dem verdammten Loche wieder hereinkam?“

Die Mamſell wollte etwas darauf erwidern, als in dem Augenblick die heranpolternde Poſt und das fröhliche Blaſen des Poſtillons ſie abrief. Froh vielleicht, einem ſo unangenehmen Geſpräch enthoben zu ſein, ſprang ſie raſch hinaus, nach den neuen Paſſagieren zu ſehen, ob ſie vielleicht etwas verlangten, und der Commerzienrath hatte ebenfalls keinen Augenblick Zeit mehr zu verlieren, ſeine Paſſage und Ueberfracht zu bezahlen und einzuſteigen.

Wie er gerade von dem Hausknecht gefolgt, der ſeine Utenſilien trug, aus der Thür treten wollte, ſaß der kleine Pudel ihm mitten im Wege und kratzte ſich mit dem nur zu gut gekannten Winſeln den wolligen Pelz. Der Commerzienrath hob auch in der That ſchon den Fuß, die kleine Beſtie wenigſtens in etwas für die ſchlafloſe Nacht auszuzahlen, aber ſeine angeborene Gutmüthigkeit ſiegte; tief aufſeufzend umging er den ſich wenig oder gar nicht um ihn bekümmernden Pudel, der ſeine Beſchäftigung ruhig fortſetzte, und beſtieg, ohne auch nur einen Blick zurückzuwerfen, den Poſtwagen.

6.

Die verhängnißvollen Schuhe.

Die vorige unruhige Nacht hatte den ſonſt an ſeine ununterbrochenſte Ruhe und jede Bequemlichkeit gewöhnten Mann ſo mitgenommen, daß er ſeine neue Reiſegeſellſchaft, ohne ſich auch nur im mindeſten um ſie zu bekümmern, kaum begrüßte, ſondern ſich nur in die Ecke zurücklehnte und die Augen ſchloß, das Verſäumte jetzt wenigſtens in etwas und nach beſten Kräften nachzuholen. Das Glück war ihm diesmal auch günſtiger, ſeine Mitpaſſagiere nickten ebenfalls hüben und drüben in den Ecken, und der Commerzienrath ſchlief feſt bis nach Burgkundſtadt hinein, wo ſie um 2 Uhr Nachmittags eintrafen und etwas ſpäter mit dem abgehenden Eiſenbahnzuge nach Bamberg befördert werden konnten.

Hier aber begann wirklich ein anderes Leben für den Commerzienrath; in ſeinem ganzen Leben war er noch auf keiner Eiſenbahn gefahren, und auch das Kleinſte, Unbedeutendſte, was mit derſelben in Verbindung ſtand, bis auf die geflügelten Räder der Knöpfe und Mützenzierrathen hinunter, intereſſirte ihn. Gerührt ſchien er ordentlich über die Gefälligkeit der ihm doch wildfremden Menſchen, ſeinen Regenſchirm oder was er ſonſt in der Hand hielt, zu tragen — wer hätte ſich ſelbſt in Gibelsbach ſo weit um ihn bekümmert, und er ſtreute die Kreuzer nur ſo um ſich her. Er bedurfte aber auch fremder Menſchen, ihn und ſein Gepäck wieder richtig an Ort und Stelle abzuliefern, daß er die Reſtauration und das Gepäckzimmer, den Billetverkauf und ſein Coupé fand. Behaglich dort in eine Ecke und das weiche Polſter gedrückt, hörte er mit einem eigenthümlichen unheimlichen Wohlbehagen das ſcharfe Pfeifen der Locomotive, fühlte die Wagen anziehen und ſah ſich gleich darauf zu ſeinem unbegrenzten Erſtaunen mit einer Schnelligkeit fortgeriſſen, von der er früher allerdings keine Ahnung gehabt.

Das Coupé war ziemlich voll und der Commerzienrath befand ſich zwiſchen einer ganzen Anzahl von Damen, die, ſchon eine längere Strecke zuſammengefahren, miteinander flüſterten und ſchwatzten und ſich heimlicherweiſe ihre Bemerkungen über den friſch eingeſtiegenen Mitpaſſagier in die Ohren flüſterten Mit ihm zugleich gekommen war ein junges bildſchönes Mädchen von vielleicht 18 oder 19 Jahren, und die im Wagen Sitzenden mußten natürlich glauben, wovon Commerzienrath Mahlhuber auch nicht die Ahnung hatte, daß ſie Beide zuſammengehörten. Die verſchiedenen Anſichten boten jetzt ungemeines Intereſſe, ob ſie ein jung verheirathetes Paar oder Vater und Tochter ſein könnten.

So unſchuldig aber auch Freund Mahlhuber unter dieſem förmlichen Schauer von Vermuthungen ſaß und ſich nur für Alles intereſſirte, was mit der Bewegung und Einrichtung der Bahn und der verſchiedenen Wagen ſelber wie ihrer Fortbewegung in Verbindung ſtand, ſo aufmerkſam hatte das ſcharfe Ohr ſeiner jungen Nachbarin die einzelnen Worte hier und da aufgefangen, und ihre Blicke hafteten mehre male, ſolange ſie das unbemerkt thun konnten, auf ihrem Nachbar.

Sehr einfach aber geſchmackvoll gekleidet, trug ſie einen enganſchließenden Oberrock von ungebleichter Seide mit einem roſaſeidenen Halstuche und in der Hand einen breiträndrigen Strohhut mit einem einfachen ſeidenen Bande, dann einen Sonnenſchirm und eine ziemlich vollgepackte etwas unbequeme Reiſetaſche, die ſie neben ſich ſtehen hatte und auf die ſie ihren linken Arm ſtützte. Sie ſah aus wie eine junge Dame, die ein paar Stationen fährt, irgend Verwandte zu beſuchen, dort vielleicht ein oder zwei Nächte zu bleiben und dann in demſelben Kleide nach Hauſe zurückzukehren. Nichtsdeſtoweniger hatte ſie etwas Unruhiges in ihrem Benehmen, das den ſcharfbeobachtenden Damen im Coupé keineswegs entgangen war, und blos an dem gutmüthigen Lächeln des Commerzienraths ſpurlos vorüberglitt. Nur ein einziges mal, als ſie das große dunkle Auge, gerade wie die Aufmerkſamkeit der Uebrigen nach anderer Richtung hingezogen wurde, auf ihn mit einem ſo ängſtlich fragenden Blick geheftet hielt, fiel es ihm ſelber auf und er wollte ſich in der That ſchon erkundigen, ob ſie etwas von ihm wünſche oder ob er Irgendjemandem aus ihrer Bekanntſchaft, der er aber natürlich nicht wäre, frappant ähnlich ſähe. Sie drehte jedoch das Köpfchen gleich darauf wieder leiſe erröthend nach der andern Seite, und er dachte nicht weiter daran.

„Es iſt jedenfalls Mann und Frau“, ſagte indeſſen die eine alte Dame auf der andern Seite des Coupé, die ſich zu der ihr gegenüber Sitzenden mit dem Oberkörper vorbog, damit ſie, in dem Klappern der Wagen, nicht zu ſchreien brauche, „ſie reden faſt gar nicht miteinander und die junge Frau dreht nur manchmal das Köpfchen nach ihm herum, zu ſehen was er für ein Geſicht macht.“

„Der alte Eſel hätte eher an ſein Grab als an die Heirath mit einem ſo jungen Dinge denken ſollen — wenn's wahr iſt —“ ſagte die Andere.

„Ich möchte nur wiſſen wie lange das dauern wird“, meinte die Erſte wieder und ſtahl einen Seitenblick nach der jungen Frau, den ſie aber augenblicklich anſcheinend gleichgültig zum Fenſter hinauswarf, als ſie deren Auge feſt auf ſich geheftet fand; „ſie kann das doch nicht gehört haben“, ſetzte ſie ſchnell und leiſe hinzu.

„Und was wär's?“ ſagte die Andere, den Kopf hinüberwerfend, „Jeder hat ein Recht zu ſeiner Meinung, ſollt' ich denken.“

Die dem Commerzienrath gegenüberſitzende Dame hatte indeſſen kaum einen Augenblick ruhig geſeſſen, ſondern bald auf dem Sitze herum, bald mit den Füßen unter ſich gefühlt und bald ihre Röcke beiſeite gedrückt und an des Commerzienraths rechtem und linkem Beine heruntergeſehen.

„Suchen Sie etwas?“ fragte dieſer endlich gefällig, und ſie hatte wirklich noch nichts Anderes gethan die ganze Zeit.

„Ach das iſt mir ſehr fatal“, ſagte die Dame, „ich muß meine Ueberſchuhe zu Hauſe haben ſtehen laſſen, denn ich erinnere mich nicht ſie hier im Wagen ausgezogen zu haben, und ſie ſind doch nirgends zu ſehen. Wenn wir jetzt noch Regen bekommen zu den ſchon ſo ſchmuzigen Wegen, kann ich mit meinen dünnen Zeugſtiefeln im Schlamme herumwaten.“

„Wenn Sie mir erlauben“, ſagte der Commerzienrath und machte einen verzweifelten, wenn auch völlig erfolgloſen Verſuch ſich zu bücken, „ſo will ich ſelber einmal nachſehen.“

„O bitte, bemühen Sie ſich nicht — ach das iſt mir doch recht fatal“, ſagte die Dame, eine recht nette, noch ziemlich jung und friſch und blühend ausſehende Frau.

„Ja, man iſt auf der Reiſe ſo manchen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt“, ſagte der Commerzienrath ſeufzend, „man muß ſo Manches entbehren, deſſen Nützlichkeit und Nothwendigkeit man wirklich erſt einſieht, wenn man es vermißt.“

„Ja, und beſonders wenn man leidend iſt“, ſagte die junge hübſche Frau mit einem tiefen Seufzer, indem ſie jede Hoffnung auf die Ueberſchuhe aufzugeben ſchien, und neben dem Commerzienrath hin zum Fenſter hinausſah; „ich kann mir den Tod holen in meinen dünnen Schuhen.“

„Es iſt unendlich fatal“, ſagte der Commerzienrath und ſah noch einmal nach links auf die Knie der verſchiedenen

Damen nieder, die ihm jede Ausſicht nach unten rettungslos verſperrten.

„Ich gehe nie in Zeugſtiefeln“, ſagte eine dicke Dame in einem papagaigrünen ſeidenen Hute und blauen Blumen darin, mit ſehr rothem Geſichte und einem Paar entſetzlich großer emaillirter Ohrringe, die rechts und links aus dem Hute heraushingen — ſie ſaß dicht neben der jungen Frau, dem Commerzienrath ſchräg gegenüber, und hatte indeſſen eben eine geſtrichene Semmel mit Käſe beendet, die einen warmen unangenehmen Geruch im Coupé verbreitete —; „ich trage bei ſchmuzigem Wetter immer Lederſchuhe, und die ſind mir noch manchmal zu heiß. Durch die Ueberſchuhe verdirbt man ſich die Füße. Männer tragen ſie und mögen ſie tragen — Männer rauchen auch Cigarren, aber ich halte Ueberſchuhe für etwas Unweibliches.“

Der Commerzienrath, der keinesfalls den ganzen Sinn der Worte verſtanden, nahm das wunderbarerweiſe für ein ihm gemachtes Compliment, wenigſtens verneigte er ſich gegen die Dame und ſagte verbindlich:

„Ich kann mich auch nie erinnern Ueberſchuhe getragen zu haben, obgleich mein kränklicher Zuſtand mich wol dabei würde entſchuldigt haben. Dorothee, weiß ich, drang oft in mich mir ein Paar anzuſchaffen, aber ich ſträubte mich hartnäckig dagegen — ich habe Froſtballen am linken Fuß.“

„Dorothee heißt ſie“, ſagte die eine Dame an der andern Seite des Coupé leiſe zu ihrer Freundin.

„Sie ſehen aber gar nicht aus als ob Sie einen kränklichen Zuſtand hätten“, erwiderte ihm die dicke Dame mit den großen Ohrringen. „Es iſt merkwürdig was die Männer immer gleich pimpeln und lamentiren, wenn ihnen einmal der Finger wehthut, und uns nennen ſie das ſchwache Geſchlecht! Sie ſollten einmal unſere Schmerzen zu ertragen haben.“

Und ſie nickte dabei mit dem Kopfe und ſah ſich unter ihren Nachbarinnen mit einem triumphirenden Blicke ringsum, der nicht Anerkennung ſuchte, nein, der wußte, daß er ſie zu fordern hatte.

„Nun, ich weiß doch nicht", meinte der Commerzienrath, und in der Furcht in dem Klappern des Wagens nicht gehört zu werden, ſchrie er dabei etwas mehr als gerade nöthig geweſen wäre; „ich zum Beiſpiel leide, nach einer ſehr ſchmerzhaften Operation, deren Folgen vielleicht noch im Hintergrunde für mich lauern, an gelber Hypertrophie, die mir große Sorgen bereitet und mich in der That auf Reiſen getrieben hat."

„Ueberdroß?" fragte die dicke Frau erſtaunt, „wer hat ſchon in ſeinem Leben von Ueberdroß gehört? Was ſie jetzt für verrückte Namen für alle Krankheiten haben!"

„Es iſt eine ſpeckige Entartung der Leber", ſagte der Commerzienrath raſch und ſehr erfreut, die Dame mit den großen Ohrringen in etwas belehren zu können, „eine Art Fettleber, die, völlige drei Zoll zu groß für den übrigen Bau meines Körpers, an Rippen, Zwerchfell und Magen anſtößt und mir die bedauerlichſten Unbequemlichkeiten veranlaßt. Ein Fahren im Wagen iſt mir deshalb von meinem Arzte als eine Art Paſſivgymnaſtik beſonders empfohlen worden."

„Als was?" fragte die dicke Dame und ſah ihn groß und erſtaunt mit ihrem vollen rothen Geſicht an.

„Als eine Art Paſſivgymnaſtik."

„Das Fahren?"

„Ja wol —"

„Nun Gott ſei Dank", ſagte die dicke Dame und warf wieder einen Blick umher wie vorher, „und reiſt ihre Frau auch auf Paſſif—, wie hieß das Andere?"

„Gymnaſtik — meine Frau?" ſetzte der Commerzienrath überraſcht hinzu und die andern Damen ſteckten die Köpfe zuſammen. Ehe er aber noch etwas weiter darauf erwidern konnte, pfiff die Locomotive, der Zug ging langſam und die junge hübſche ihm gegenüberſitzende Frau mit den vergeſſenen Ueberſchuhen ſtand auf, ihr Umſchlagetuch, das zurückgefallen war, wieder über die Schultern zu nehmen.

„Sie wollen uns hier ſchon verlaſſen?“ fragte der Commerzienrath, während die dicke Frau ſich von ihm abbog und ihre Nachbarin zur Rechten, in einem Verſuch der an der andern Ecke ſitzenden Dame etwas zuzuflüſtern, faſt erſtickte.

„Ja, ich gehe nur bis Hochſtadt“, lautete die Antwort, während die Sprecherin aus dem Fenſter und nach den Wolken ſchaute; „lieber Gott im Himmel“, ſetzte ſie dabei ängſtlich hinzu, „da hinten ſteigen wirklich ſchon Wolken auf und wenn wir noch mehr Regen bekommen, bin ich verloren.“

„Sie werden ſich ein Paar andere Schuhe kaufen müſſen“, ſagte der Commerzienrath wohlmeinend, „es wird wirklich das Beſte für Sie ſein.“

„Ach das viele Geld ſo hinauswerfen“, ſagte die kleine Frau ſeufzend, „es wird mir aber am Ende nichts Anderes übrigbleiben, und ich glaubte ſo feſt, daß ich ſie mithätte.“

„Nun vielleicht finden ſie ſich noch“, ſuchte ſie Herr Mahlhuber zu tröſten; aber der Troſt war ſehr ſchwach, denn der Zug hielt in dieſem Augenblick und die junge Frau ſtieg, wie das Coupé geöffnet wurde, mit freundlichem Gruß aus.

„Station Hochſtadt!“ ſagte der Conducteur. „Der Zug wird gleich wieder fortgehen.“

Der Commerzienrath hatte ihr eben den Reiſebeutel nachgereicht, als draußen ein Kellner mit Bier vorüberkam. Herrn Mahlhuber durſtete, ebenfalls eine Folge ſeines Leberleidens, wie er ſich ſelber entſchuldigte, fortwährend, und er gedachte nicht eine ſo gute Gelegenheit vorbeizulaſſen, den

Durſt zu löſchen. Wie er aber ausſtieg warnte ihn der Conducteur den Zug nicht zu verſäumen, der den Augenblick wieder abgehen würde.

„Nur einmal trinken, lieber Freund", ſagte der Commerzienrath beſtürzt, „ich habe ein Leberleiden, die gelbe Hypertro—"

„Ja von der kommt's", lachte der Mann, ebenfalls ein Glas auf einen Zug leerend und ſich den Bart wiſchend, „das weiß der Henker, die iſt immer trocken", und ohne ſich weiter mit dem Paſſagier einzulaſſen, ging er ſeinen Geſchäften nach den Zug hinunter.

Commerzienrath Mahlhuber trank ſein Bier aus, bis auf die Nagelprobe, ſprang aber gleich darauf erſchrocken, als die Locomotive einen kleinen Pfiff that, in das Coupé zurück, ſolche Angſt hatte er dagelaſſen zu werden. Uebrigens blieb ihm auch gar nicht viel Zeit, denn als er eben noch zum Fenſter hinausſah, pfiff es draußen wirklich und der Zug ſetzte ſich langſam in Bewegung. Wie ſie an den Bahnhofgebäuden vorüberfuhren, ſah er die junge Frau, die von ihnen ausgeſtiegen und deren Platz ein junger Menſch mit ſemmelblonden Haaren eingenommen, draußen nicht weit von den Schienen ſtehen. In dem Augenblick berührte aber auch zufällig ſein Fuß etwas im Wagen, das ihm wie ein Ueberſchuh vorkam, und raſch, in der Erregung des freudigen Gefühls, ein gutes Werk zu vollführen, und ſelbſt auf die Gefahr hin, ſeiner Leber Schaden zu thun oder ein paar Knöpfe abzuſprengen, fuhr er mit der linken Hand hinunter und erfaßte wirklich zwei dort ſtehende große Schuhe.

„Hier ſind Ihre verlorenen Schuhe, Madame!" rief er in vollem Jubel hinaus.

„Ach, iſt es möglich?" rief die junge Frau und ſtreckte die Arme danach aus. An ein artiges Ueberliefern war aber gar nicht mehr zu denken, denn der Zug fing ſchon an raſch zu gehen, und mit wirklich lobenswerther Entſchloſſenheit ergriff er die beiden Schuhe und warf ſie nach der Richtung hin, wo die Dame ſtand, die mit freundlichem Handwinken ihm für ſeine Gefälligkeit, als er ſich noch lächelnd nach ihr hinaus aus dem Fenſter bog, dankte.

„Herr, ſind Sie des Teufels?“ ſchrie in dem Augenblick die dicke ihm ſchräg gegenüberſitzende Dame und wurde kirſchroth im Geſicht vor Zorn und Aufregung. „Sie haben meine Schuhe aus dem Fenſter geworfen — halt da! — halt — halt!“ ſchrie ſie dabei und drängte ſich in wilder Aufregung dem offenen Fenſter zu, die ihr im Wege Sitzenden mit Keilkraft auseinandertreibend; „halt!“ ſchrie ſie, ſehr zum Ergötzen der draußenſtehenden Bahnwärter und Arbeiter, denn an den Gebäuden waren ſie ſchon vorüber, „halt, meine Schuhe — ich muß meine Schuhe haben — ich kann nicht ohne meine Schuhe weiterfahren!“

Grinſende Geſichter der Draußenſtehenden waren Alles, was man ihr darauf antwortete. „Brrrr!“ riefen wol Einige, in boshaftem Spotte die Locomotive mit einem durchgehenden Pferde vergleichend, und ein Anderer ſtellte ſich hin und ahmte mit den Armen das Arbeiten eines Telegraphen nach, der in gewaltiger Eile irgendeine wichtige Botſchaft meldet; aber Mitleiden durfte ſie von den Leuten nicht erwarten — noch weniger ihre Schuhe, und wenige Secunden ſpäter hatte der Zug die Station weit und unerreichbar hinter ſich.

„Herr, Sie ſind werth, daß man Sie hinter den Schuhen her würfe“, wandte ſich jetzt der Grimm der dicken Frau gegen den entſetzten Commerzienrath, der ſich im Anfange noch nicht einmal recht in das Unheil, das er angerichtet, hineindenken konnte, „jetzt kann ich barfußlaufen.“

„Aber ich denke Sie tragen keine Ueberſchuhe“, rief der entſetzte Mann, der ſich, in der peinlichſten Lage von der Wel nur noch an dieſen letzten Hoffnungsanker klammerte.

„Ueberſchuhe — wer redet von Ueberſchuhen!“ ſchrie die Frau, den jungen ſemmelblonden Mann feſt in ſeine Ecke hineindrückend, „daß der Böſe Ihre Ueberſchuhe hole; meine Schuhe haben Sie hinausgeworfen.“

„Ihre Schuhe?“ fragte der Commerzienrath in unbegrenztem Erſtaunen, während die andern Frauen untereinander lachten und kicherten, „aber wie iſt das möglich?“

„Möglich?“ wiederholte die gereizte Dame mit blitzenden Augen, „möglich? Ich hatte ſie abgezogen, weil ſie mir zu heiß wurden — ich leide an heißen Füßen; jetzt ſitz ich in Strümpfen.“

„Aber ich bitte Sie um Gotteswillen!“

„Gehen Sie zum Teufel mit ihren Bitten!“ ſchrie die gereizte Frau und das Geſicht wurde ihr ordentlich braun in der furchtbaren Aufregung; „nun ſitz' ich hier barfuß und kann mir den Tod holen, bis ich nach Bamberg komme.“

„Aber ich gebe ihnen mein Ehrenwort —“

„Behalten Sie Ihr Ehrenwort und geben Sie mir meine Schuhe?“ ſchrie die Amazone.

Das junge Mädchen an ſeiner Seite war, außer dem jungen blonden Mann, der noch gar nicht verſtand, um was es ſich hier eigentlich handelte und ein etwas verdutztes Geſicht in das allgemeine Vergnügen hinein machte, die Einzige von den Zuſchauern geweſen, die nicht gelacht hatte; oder ſie wollte es auch vielleicht verbergen, denn ſie bog das Köpfchen, wie der Blonde in den Wagen ſtieg, tief nieder, als ob ſie den Ausdruck ihres Geſichts — vielleicht das ganze Geſicht verbergen wollte. Während des von weiblicher Seite leidenſchaftlich genug geführten Geſprächs ſagte ſie auch kein Wort, und in der That ließ auch die Dame in dem papagaigrünen Hute, in dem Bewußtſein ihrer ſchändlich misbrauchten hülfloſen Lage, Niemand Anderes zu Worte kommen.

„Aber, liebſte Madame —“, ſagte der Commerzienrath in einem troſtloſen Verſuche ſie zu beſänftigen.

„Gehen Sie mir mit Ihrer Madame“, ſchrie die Frau, „ſchaffen Sie mir meine Schuhe — Herr! Wer gibt Ihnen ein Recht hier, anderer Leute Schuhe zum Fenſter hinauszuwerfen?“

„Aber ich will ſie Ihnen mit größtem Vergnügen bezahlen —“

„Und was zieh' ich denn jetzt an? Soll ich etwa barfuß oder in Strümpfen in Bamberg zu einem Schuſter laufen?“

„Ich würde Ihnen gern ein Paar von den meinigen —“

„Haben Sie Schuhe bei ſich?“

„Schuhe? Nein, aber Stiefel —“

„Glauben Sie, daß ich in Männerſtiefeln in der Stadt herumlaufen ſoll?“ rief die Schöne entrüſtet, „nein, iſt ſchon Jemandem eine ſolche Unverſchämtheit vorgekommen?“

„Aber was um des Himmels Willen verlangen Sie, das ich thun ſoll?“ rief der Commerzienrath in Verzweiflung, „das Unglück iſt einmal geſchehen und ich kann nicht mehr thun, als daß ich Ihnen ſelber überlaſſe zu beſtimmen, was ich thun ſoll.“

Die dicke Dame hatte aber noch gar nicht die Abſicht, den durch ihr erlittenes Unrecht gewonnenen Vortheil, das Wort allein zu haben, ſobald wieder aufzugeben, und erſt als der Commerzienrath in dumpfem unheilvollen Schweigen und tief aufſeufzend in ſeine Ecke zurückſank, zeigte ſie ſich bereit überhaupt auf Unterhandlungen einzugehen, die dahin endeten, daß der unglückliche Mann vor allen Dingen ſechs Gulden für ein Paar neue Schuhe auszahlte, ferner nach der letzten Station verſprechen mußte zurücktelegraphiren zu laſſen, daß die verwechſelten Schuhe mit dem nächſten Zuge in den Goldenen Ochſen nach Bamberg geſchickt würden, und außerdem ſeinen Reiſeſack öffnete und der dicken Madame ſeine dunkeln tuchenen ganz neuen Pantoffeln, die er kaum zwei mal an den Füßen gehabt und die auf Verſuch vollkommen gut paßten, anbot, in Bamberg wenigſtens damit in einen Schuhladen gehen zu können, den Schaden zu erſetzen. So dreifach entſchädigt beruhigte ſich die Dame wenigſtens inſoweit, das erlittene Unrecht in die Buſen ihrer Nachbarinnen auszuſchütten und mit den ſchon benutzten Hausſchuhen des Commerzienraths — denen ſie verleumderiſcherweiſe nachſagte, daß ſie ihr zu weit wären — zu ſcharren.

Der ſemmelblonde junge Mann hatte indeſſen bei genauerer Muſterung des Coupé auch das junge Mädchen bemerkt und, von dem Anblick ſeiner übrigen Reiſegefährten raſch befriedigt, ſeinen Blick länger und aufmerkſam auf ihr ihm noch halb entzogenes Antlitz geheftet. Der Blick wurde aber, ſchon während des Tumults im Coupé, forſchender, als er wirklich bekannte Züge zu entdecken glaubte, bis die junge Dame, die doch nicht immer in der niedergebückten Stellung bleiben konnte, den Kopf einmal in die Höhe hob und er nun ſah, daß er ſich nicht getäuſcht hatte.

„Wenn ich nicht irre, mein Fräulein“, redete er ſie jetzt an, während ſeine Nachbarin zur Rechten noch immer gegen ſein vis-à-vis ein Kreuzfeuer hinüberdonnerte, „habe ich das Vergnügen Fräulein Redmeier vor mir zu ſehen?“

Das junge Mädchen wurde purpurroth im Geſicht und ſtammelte verlegen einige Worte.

„Sie waren, glaub' ich, im vorigen Monat —“, die Frau ſchrie jetzt ſo dazwiſchen, daß er für eine zeitlang den Verſuch aufgeben mußte, und erſt ſpäter, als ſie ſich endlich beruhigt, begann er wieder: „Sie waren, glaub' ich, im vorigen

Monat in Schweidnitz bei meinen Aeltern — Karl ſchrieb aus, daß er unendlich glücklich ſei.“

Das junge Mädchen verneigte ſich wieder halb gegen ihn, und während ſich der Commerzienrath mit einem aus tiefſter Bruſt geholten Seufzer, nach beendigter Unterhandlung, in ſeine Ecke zurücklehnte und das Reiſen verwünſchte, das ihm nun ſchon ſeit er den Poſtwagen beſtiegen, ihm dem ruhigen, geſetzten Mann, faſt nur eine Reihe von Abenteuern und Fährniſſen in den Weg geworfen, fuhr der junge ſemmelblonde Mann in ſeiner ſüßen Weiſe fort: „Sie werden einen braven wackern Mann in ihm finden — und er ſpielt vortrefflich die Violine. — Gott ſei Dank, er hat es nicht nöthig, aber in den Abendſtunden iſt es doch eine ſehr angenehme Erholung — er wird Sie auf den Händen tragen.“

Die junge Dame wechſelte indeſſen mehrmals die Farbe und ſchien in einer ziemlichen Verlegenheit, was aber der junge ſemmelblonde Mann gar nicht bemerkte, ſondern in ſeiner faden ſüßlichen Weiſe fortfuhr.

„Aber wo wollen Sie denn eigentlich hin?“ unterbrach er ſich plötzlich, als ihm der Gedanke das Hirn kreuzte; „wie mir Mama geſchrieben hat, erwarten ſie doch Karl morgen oder übermorgen zu Hauſe und ich habe mich eigentlich nur hier in Hochſtadt aufgeſetzt, um mir in Bamberg, wo ich ſehr bekannt bin und meinen alten Schneider habe, einen Anzug anmeſſen zu laſſen — es iſt merkwürdig, wie ſtark ich in dem letzten Jahre geworden bin; das gute Bier hier kräftigt den Körper ungemein.“

Sein Blick fiel in dieſem Moment auf den Commerzienrath und er ſagte raſch, mit einer halben faſt erſchrockenen Verbeugung:

„Doch nicht Ihr Herr Onkel, wenn ich fragen darf? — Sie hatten ihn ja wol erwartet?“

„Ja“, hauchte die junge Dame in wirklich tödtlicher Verlegenheit, „und der Commerzienrath, der ſich eben den Schweiß von der Stirn trocknete und, noch mit dem Gedanken an ſeine Schuhe beſchäftigt, gar nicht darauf gehört hatte, was ſeine beiden Nachbarn miteinander verhandelten, und dem alſo auch die letzten Worte gänzlich entgangen waren, erwiderte in aller Unſchuld halb verbindlich, halb verlegen die tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung des jungen Mannes, der ihm in einigen undeutlichen Worten, die auch größtentheils das Klappern der Wagen verſchlang, verſicherte, daß er ſich unendlich glücklich ſchätze ſeine werthe Bekanntſchaft zu machen, und daß er hoffe, wie ſie als künftige Verwandte recht gute und treue Nachbarſchaft halten würden.

Der Commerzienrath Mahlhuber, der keine Idee davon hatte, was der junge fade Menſch von ihm wolle und noch viel weniger ſich daraus machte, verbeugte ſich noch einmal und lehnte ſich dann wieder, zufrieden einem weitern Geſpräch mit ihm enthoben zu ſein, in ſeine Ecke zurück. Die Dame in dem papagaigrünen Hut, der daran lag, zu wiſſen wer der Unmenſch ſei, der ihre Schuhe zum Fenſter hinausgeworfen — benutzte aber die erſte Gelegenheit, wo der junge blonde Mann ſich wieder gerade aufrichtete, ihn mit halb unterdrückter Stimme zu fragen, wer der Menſch da drüben ſei und wie er heiße.

Der junge Mann, dem daran lag die Dame wiſſen zu laſſen, mit wem er verwandt ſei, vertraute ihr ebenſo leiſe, daß er der Herr Regierungsrath Redmeier und jetzt gerade von Nordamerika zurückgekehrt ſei, wohin er im Auftrage der Regierung eine Reiſe gemacht.

Die dicke Dame erſchrak; ein Regierungsrath — und was für Grobheiten hatte ſie ihm angethan; wenn er das nun dem König wiederſagte — und alſo das war der Onkel von der jungen Frau — nicht der Mann? —

Gott bewahre! Die junge Dame heirathete in nächſter Zeit ſeinen älteſten Bruder, den Referendar Fädchen, einen braven wackern jungen hübſchen Mann, der auch vortrefflich Violine ſpielte. Gott ſei Dank, er hatte es nicht nöthig, aber in den Abendſtunden war es doch ſehr angenehm. Er ſelber war Oekonom auf einem Gute in der Nähe von Hochſtadt — hatte eine ſehr gute Stelle — ſein Principal konnte gar nicht ohne ihn fertig werden — er führte die ganze Wirthſchaft — er ſpielte auch Klavier, aber nicht ſo gut wie ſein Bruder die Violine.

Der junge Fädchen hatte ſeinen Kopf ſoweit als möglich abgebogen, damit die Braut nicht etwa hören ſollte, daß von ihrem Bräutigam geſprochen wurde.

„Beſter Herr“, flüſterte das junge Mädchen da raſch und heimlich dem ausruhenden Commerzienrath zu, indem ſie vorſichtig ſeinen Arm berührte.

„Bitte tauſend mal um Entſchuldigung“, murmelte der Commerzienrath, der wahrſcheinlich glaubte, daß er ſie angeſtoßen habe. —

„Beſter Herr“, wiederholte das arme Mädchen in Todesangſt, denn der günſtige Moment konnte ſchon im nächſten Augenblick verfloſſen ſein, „wenn Sie Mitleid mit einem armen Mädchen haben wollen, ſo widerſprechen Sie mir nicht und ſteigen Sie in Lichtenfels mit aus — ſei es auch nur ſich in ein anderes Coupé zu ſetzen — die Verzweiflung und Noth treibt mich zu dieſem Schritt, und Sie leiſten einem unglücklichen Weſen einen großen Dienſt.“

„Hallo!“ dachte der Commerzienrath und ſah überraſcht ſeine Nachbarin an, deren liebes, von der Erregung der eigenthümlichen Situation roſig übergoſſenes Antlitz ſo bittend und vertrauend, ſo ängſtlich und kummervoll zu ihm aufgehoben war, während in den treuen dunkeln Augen ein ganzer Himmel lag. Er begriff auch gar nicht, da er kaum die Hälfte der Worte verſtanden, was ſie eigentlich von ihm wollte, hätte es aber auch nicht übers Herz bringen können, Nein zu ihr zu ſagen, was es auch geweſen ſein mochte. Lange Zeit zum Ueberlegen wurde ihm dabei gar nicht gelaſſen, denn Herr Fädchen, dem es nicht entgangen war, daß ſeine künftige Schwägerin etwas mit ihrem Onkel geflüſtert und ihm wahrſcheinlich mitgetheilt haben mochte, wer er ſelber ſei — der alte Herr hatte ganz erſtaunt dabei ausgeſehen —, glaubte jetzt für ſich ſelber wieder den günſtigen Zeitpunkt gekommen ein Wort einfließen zu laſſen.

„Sie haben doch hoffentlich eine gute Reiſe gehabt, verehrter Herr Regierungsrath?“ ſagte er mit ſeiner ſüßen, auf Alles gefaßten Stimme, die jeder Biegung, nur nicht des Widerſprechens fähig war.

„Regierungsrath?“ Der Commerzienrath wollte gegen einen ſolchen, ihm nicht zuſtehenden Titel proteſtiren, aber der leiſe Druck, den er an ſeinem Arme fühlte, war ihm Daſſelbe, was dem Gefangenen das Bewußtſein der Kette iſt — er war nicht mehr frei, und in einer dunkeln Ahnung von allen möglichen neuen Unbequemlichkeiten machte er wieder eine etwas ungeſchickte Bewegung gegen den jungen Blondin.

„Sie haben doch hoffentlich eine gute und glückliche Reiſe gehabt?“ ſchrie dieſer aber jetzt lauter als vorher, weil er glauben mochte, der alte Herr habe ihn nicht verſtanden, und auch ein dunkles Gefühl hatte, als ob ihm einmal Jemand geſagt, er höre etwas ſchwer.

„Gute Reiſe?“ brummte der Commerzienrath, dem die in den letzten 48 Stunden ertragenen Leiden vor der Seele im Nu emporſtiegen, „glückliche Reiſe? — bisjetzt war's eine Marterpartie, und wenn ich Dorothee gefolgt hätte ....“

„In Bamberg werde ich mir das Vergnügen machen, Sie bei einem Onkel von mir einzuführen“, ſchrie der junge hoffnungsvolle Mann wieder, „er hat eine Materialienhandlung und iſt ein vortrefflicher alter Herr — ſpielt auch ausgezeichnet die Flöte — er wird uns heute Abend etwas vorſpielen — er thut das alle Abende, manchmal zwei, drei Stunden lang — es iſt ein prächtiger alter Kauz. — Sie gehen doch bis Bamberg?“

Der Commerzienrath, der nur eine unbeſtimmte Ahnung hatte wo Bamberg lag, hätte ſchon einen Umweg gemacht, als er nur von der Flöte hörte, denn erſtens war ihm jedes Inſtrument unangenehm, die Maultrommel ausgenommen, und dann die Flöte noch beſonders verhaßt vor allen übrigen. Er fühlte aber auch, daß er hier mit dem jungen hübſchen Mädchen und dem ſo laſſig ausſehenden jungen Burſchen jedenfalls in eine Verwickelung käme, der er am beſten vielleicht noch durch einen zeitigen Rückzug entgehen könnte. Abenteuer — hatte er es dem Doctor nicht vorhergeſagt? — da war eins brühwarm vom Feuer weg, und fix und fertig gleich aufgetragen, um verzehrt zu werden. Das hatte ihm noch gefehlt, die Nacht keinen Schlaf und am hellen Tage Aufregungen und Verwickelungen. Nein, dagegen gab es ein probates Mittel; er nahm an der nächſten Station leiſe und ohne Jemandem ein Wort davon zu ſagen, ſeinen Reiſeſack und ſein Sitzkiſſen unter den Arm und empfahl ſich; dann konnte die übrige Geſellſchaft ruhig nach Bamberg oder wo ſie ſonſt hinwollte fahren, und nachdem er ſich hier einen Tag ausgeruht, war er dann immer im Stande die Reiſe, und zwar in aller Gemüthlichkeit und unbeläſtigt, fortzuſetzen. Vor allen Dingen beſchloß er dabei ſich fern von Damen zu halten, die ihn jetzt regelmäßig in die verſchiedenartigſten Verlegenheiten gebracht, und wenn es wahr iſt, daß man durch Schaden klug wird, ſo wollte er ſich die Sache geſagt ſein laſſen und davon profitiren.

Um nun wenigſtens nicht mehr angeredet und beläſtigt zu werden, lehnte er ſich in ſeine Ecke zurück, ſchloß die Augen und that als ob er feſt eingeſchlafen wäre.

7.

Die Nichte.

Auch ſeine junge Nachbarin hatte ſich feſt in ihr Tuch gewickelt und zurückgelehnt, aber der blonde Schwager in spe ſchien ſich davon nicht abſchrecken zu laſſen, ſondern ſetzte das Geſpräch unverdroſſen, wenn auch nur auf ſeiner Hälfte, fort, bis der Zug in der Nähe der nächſten Station Lichtenfels pfiff.

„Gott ſei Dank!“ murmelte der Commerzienrath leiſe vor ſich hin, „aus der Verlegenheit wär' ich denn alſo bald heraus“, und leiſe ſeinen Schirm zurechtrückend und den neben ſich liegenden Reiſeſack umdrehend, daß er den Henkel gleich erfaſſen konnte, ſaß er ſprungfertig und aufmerkſam auf das geöffnete Fenſter ſchauend da, bis der Zug hielt und der Conducteur den Schlag öffnete.

„Station Lichtenfels!“

„Wollen Sie uns hier ſchon verlaſſen, Herr Regierungsrath?“ tönte eine Stimme mitten aus dem Waggon heraus — es war die Dame mit dem papagaigrünen Hut, die wenigſtens nicht im Grolle von dem betitelten Mann ſcheiden mochte.

„Wünſche allerſeits glückliche Reiſe!“ ſagte der Commerzienrath, ohne ſich umzuſehen und ſelbſt den künftigen Verwandten keines Blickes würdigend.

„Es thut mir unendlich leid, ſo angenehmer Geſellſchaft ſo früh entſagen zu müſſen“, hörte er noch hinter ſich, und mit einem in den Bart gemurmelten „Bitte, bitte recht ſehr!“ kletterte er, den Reiſeſack und das Sitzkiſſen hinter ſich herſchleifend, die eiſernen Tritte nieder und eilte jetzt ſpornſtreichs, und ohne ſich nur umzuſehen, der Reſtauration zu, dort ſeine Sachen abzulegen und nach ſeinem übrigen Gepäck zu ſehen. Ein kleiner Junge, der ſich ihm dienſtfertig zum Führer anbot, geleitete ihn raſch zum Packwagen zurück, wo der Packmeiſter, der das für Lichtenfels beſtimmte Gut ſchon verabfolgt hatte, eine Partie mitgehender Packete in Empfang nahm.

„Ich möchte gern mein Gepäck haben!“ rief der Commerzienrath.

„Liegt da drüben“, lautete die prompte Antwort und Herr Mahlhuber ſchüttelte erſtaunt mit dem Kopfe und ſagte bewundernd:

„Das muß ich geſtehen, das iſt eine vortrefflich raſche Expedition.“

Der Zug hielt ſich aber hier nur wenige Minuten auf; das Zeichen wurde gegeben, die Conducteure ſprangen auf ihre Sitze und die lange dunkle Wagenreihe ſetzte ſich wieder langſam, mit dem ruckweiſen Anſpannen der Ketten, in Bewegung.

„Empfehle mich ergebenſt, Herr Regierungsrath!“ rief der ſemmelblonde junge Mann aus dem Coupéfenſter heraus und winkte mit der Hand hinüber.

„..pfehle mich. — Daß dich der Böſe hole ſammt deinem Regierungsrath!“ knurrte Herr Mahlhuber leiſe und finſter vor ſich hin, ohne ſich auch nur nach dorthin umzuſehen, von wo die Stimme kam, denn ſeine Aufmerkſamkeit war jetzt vor allen Dingen auf den kleinen Haufen Gepäck gerichtet, der aufgeſchichtet an der Barrière lag und in dem er nicht ein einziges Stück ſeines Eigenthums entdecken konnte.

„Wo ſind denn meine Koffer?“ fragte er, als ihm die Ahnung eines neuen Unfalls dämmerte, raſch und erſchrocken den einen Poſtbeamten, der bei den Sachen ſtand und die Expedition derſelben zu haben ſchien.

„Ihre Koffer? — Weiß ich nicht“, brummte dieſer, die Spitze eines Bleiſtifts zwiſchen den Lippen und ein kleines ſchmales Buch in der Hand, indem er die einzelnen Stücke zu überzählen ſchien, „3, 4, 5, 6 —“

„Aber ſie ſollten doch hier liegen —“, rief der Commerzienrath.

„Weiß ich nicht — 7, 8, 9, 10 — waren nach Lichtenfels beſtimmt? — 11, 12, 13, 14.“

„Nein, nach München; aber ich fragte den Packmeiſter deshalb —“

Der Poſtbeamte warf den Kopf auf die Seite und deutete, ohne weiter eine Miene zu verziehen, mit dem Bleiſtift über die Schulter, hinter dem wegbrauſenden Zuge her.

„Futſch!“ ſagte er dabei ſo ernſthaft, wie es das in tauſend kleine Winkel und Falten gezogene Geſicht nur möglicherweiſe erkennen ließ, und notirte zu gleicher Zeit die richtig befundene Anzahl der eingetroffenen und regiſtrirten Colli in ſein kleines Buch.

Der Commerzienrath blieb wirklich im erſten Augenblick ſprachlos vor Schreck, denn der Gedanke, trotz aller erlittenen Unbill, war ihm noch zu neu, ſich mitten in der Welt wie er ging und ſtand und allein auf ſich ſelber angewieſen zu wiſſen; dann aber, wie uns das oft ſo im Leben geht, wenn zu viel des Unheils über uns plötzlich und gewaltſam zuſammenbricht, lachte er geradeheraus und ſah dann gleich darauf wieder ſo ernſthaft aus, als ob er eine Stecknadel verſchluckt hätte.

Der Poſtbeamte blickte ihn halb mistrauiſch, halb erſtaunt an; da es ihn aber ungemein wenig intereſſirte, was der

Paſſagier that und trieb, drehte er ſich ohne ein Wort weiter zu ſagen um und ging langſam ſeinen Geſchäften nach.

Der Commerzienrath blieb rathlos da ſtehen, wo er ſich gerade befand, und überlegte ſich eben, was er jetzt thun ſolle, ſeinen Sachen mit dem nächſten Zuge nachreiſen oder danach ſchreiben und ſie hier erwarten, als Jemand Anderes ſeinen Gedanken eine neue Richtung gab.

Seinen Augen wollte er nicht trauen, als er das junge hübſche Mädchen, ſeine Nachbarin aus dem Coupé, die er wenigſtens halbwegs nach der nächſten Station glaubte, mit einem Gendarmen gerade auf ſich zukommen ſah, und das Erſtaunen wuchs, als ihm die Schöne auf die herzlichſte Weiſe mit „Lieber Onkel“ anredete und ihm mit halbverbiſſenem Lächeln erzählte, der „Herr“ da — der Gendarm nämlich, habe ſie gefragt, wo ſie herkomme und wohin ſie wolle, und durchaus ihren Onkel zu ſehen verlangt.

Der Commerzienrath ſah erſt den Gendarmen und dann das junge hübſche Mädchen an, und heimlicherweiſe kniff er ſich dabei in den Arm, um ſich unter der Hand erſt einmal vor allen Dingen davon zu überzeugen, daß er nicht träume, ſondern dieſe tollen Geſchichten wirklich und bei vollkommen geſundem Verſtande mit durchmache. Daran war übrigens kein Zweifel, und die dem anſtändig ausſehenden alten Herrn gegenüber ſehr artig geſtellte Frage des Gendarmen, mit wem er das Vergnügen habe zu ſprechen, brachte ihn endlich zu vollem Bewußtſein zurück.

„Mahlhuber — Commerzienrath Mahlhuber“, ſagte er mit einer gewiſſen Art von Selbſtbewußtſein, denn einem königlichen Beamten gegenüber hörte jedes Incognito auf. War es Abſicht oder Zufall dabei, wer kann in den Falten des menſchlichen Herzens leſen? aber ſein Oberrock klappte in dieſem Augenblick ein wenig zurück, und dem aufmerkſamen

Blick des Gendarmen entging nicht der darunter eingeknüpfte Orden, der ihm im Nu ein verbindliches Lächeln über das breite Geſicht zog.

„Entſchuldigen Sie“, ſagte er mit einer nicht ungelungenen Verbeugung, „daß ich Ihr Fräulein Nichte beläſtigt habe, aber die junge Dame ging dort allein mit ihrem Reiſebeutel auf und ab, und vor etwa einer Viertelſtunde iſt uns erſt hierhertelegraphirt worden, auf ein einzelnes Mädchen, deren unvollkommene Beſchreibung allerdings die entfernte Vermuthung einer Aehnlichkeit mit Ihrer Fräulein Nichte zuließ, zu fahnden. Die junge Dame ſollte wahrſcheinlich in Bamberg, möglicherweiſe auch ſchon in Lichtenfels ausſteigen. Der Herr Commerzienrath werden entſchuldigen —“

„Bitte, bitte“, ſagte dieſer, während er dem dankenden Blick der jungen Fremden begegnete, „aber — das iſt ganz hübſch und gut — meine ſämmtlichen Sachen ſind jedoch aus Verſehen nach München anſtatt nach Lichtenfels expedirt, und wie krieg' ich die wieder?“

„Haben Sie ſchon telegraphiren laſſen, Herr Commerzienrath?“ fragte der Gendarm, ſehr geehrt dadurch, einem ſolchen Herrn einen Rath ertheilen zu können.

„Telegraphiren? — Nein — und wann kann ich die Sachen wieder hier haben?“

„Sollen ſie hierher zurückgehen?“

„Ja“, ſagte Herr Mahlhuber, nach kurzer Ueberlegung, entſchloſſen.

„Jedenfalls mit dem Nachtzuge — erlauben Sie mir, daß ich das für Sie beſorge?“

„Mit Vergnügen“, ſagte der Commerzienrath, und das junge Mädchen ſchien während der etwas langedauernden Verhandlung, in der ſich der dienſtfertige Mann die Nummern der Packzettel geben ließ und dann damit in das Telegraphenzimmer ging, wie auf Kohlen zu ſtehen. Endlich war das Alles beſorgt. Die Nachricht, das Gepäck hierher zurückzuſenden, war ſchon in München und der Gendarm ſeinen Geſchäften nachgegangen. Der Commerzienrath Mahlhuber ſtand mit der jungen Fremden allein auf dem Platze.

„Aber nun, mein Fräulein“, brach er endlich, indem er ſich die Brille abwiſchte und wieder aufſetzte, das Schweigen, „möchte ich Sie doch um Alles in der Welt gebeten haben, mir zu ſagen, was Sie eigentlich von mir wünſchen und wie ich in der That zu der Ehre komme —“.

„Zu ſo großem Dank ich Ihnen verpflichtet bin“, ſagte tief erröthend die junge Fremde, „darf ich Ihnen doch in dieſem Augenblick noch nicht vollen Aufſchluß geben; aber Sie haben mir und Jemand Anderm einen großen Dienſt erwieſen, und vielleicht kommt einmal die Zeit, wo ich im Stande bin, mich Ihnen dankbar zu erweiſen. Darf ich Sie jetzt nur noch bitten, mit mir zum Fluß hinunterzugehen, wo ich mich überſetzen laſſen möchte? die Leute hier dürfen mich nicht allein gehen ſehen.“

„Das wird Ihnen wenig helfen, mein Fräulein“, ſagte der Commerzienrath, dem mit dieſer aufgezwungenen Ritterſchaft doch anfing unheimlich zu werden, „ſowie Sie über den Fluß kommen, ſind Sie doch allein, denn ich verſichere Sie, daß ich nicht daran denke, mich noch weiter in dieſe mir ſchon außerdem höchſt unangenehme Sache einzulaſſen — meine Stellung als Staatsbürger und mein Leberleiden als Menſch verbieten mir —“.

„Sobald ich das andere Ufer betrete“, unterbrach ihn raſch die junge Dame, „bin ich aus dem Bereich jeder Verfolgung.“

„Verfolgung?“ wiederholte der Commerzienrath ängſtlich, dem es überhaupt ein bängliches Gefühl wurde, Jemandes

Flucht zu unterſtützen, nach dem ſich ein Gendarm erkundigt hatte, „Sie werden doch nicht — nicht irgendetwas — irgendetwas angegeben haben?“

„Nichts Böſes“, lächelte das junge Mädchen; ein tiefes Roth ſtahl ſich dabei über die ſanften Züge, und die treuen Augen ſahen ſo offen und unſchuldsvoll zu ihm auf, daß an einen Zweifel an ihren Worten gar nicht zu denken war.

„Aber was verlangen Sie denn noch von mir?“ fragte der Commerzienrath, deſſen gutes Herz gegen jedes andere ſelbſtſüchtige und commerzienräthliche Gefühl arbeitete, „was muß ich thun, um ſie wenigſtens für den Augenblick aus irgendeiner — irgendeiner unangenehmen Lage zu ziehen?“

„Mich nur an — oder wenn Sie Ihrer Güte die Krone aufſetzen wollen, über den Fluß begleiten — dort hab' ich Freunde.“

Der Commerzienrath ſchüttelte mit dem Kopfe, die ganze Geſchichte kam ihm mehr wie ein Märchen vor, das ihm Jemand erzählt hätte und das er glauben konnte oder auch nicht — wie es ihm gerade gefiel. Es blieb ihm aber jetzt gar keine andere Wahl als ſich zu fügen, denn verrathen durfte er das vielleicht durch unglückliche Familienverhältniſſe zu einem ſolchen Schritte getriebene junge Mädchen nicht, und ſie jetzt im Stiche laſſen wäre faſt Daſſelbe geweſen. So alſo mit einem aus tiefſter Bruſt heraufgeholten Seufzer ihr den Arm bietend, führte er ſeine ſchöne Schutzbefohlene — oder wurde vielmehr durch ſie geführt — den ſchmalen Pfad hinab, der ſich zum Waſſer niederzog. Als er aber wieder, etwa eine halbe Stunde ſpäter, in die Reſtauration zurückkehrte, ließ er ſich ein Zimmer mit einem Bett geben, aß etwas, zog ſich dann aus und legte ſich — nachdem er die Thür vorher ſorgfältig verſchloſſen und verriegelt hatte, ordentlich ſchlafen.

Dem Kellner war ſtrenge Ordre geworden, ihn nicht eher zu ſtören, bis er von ſelber aufſtehen würde, und mit dem beruhigenden Gefühl, allen Unannehmlichkeiten entgangen und in wenigen Stunden dieſem ganzen fremden Unweſen enthoben zu ſein, faltete er die Hände und war bald ſanft und ſüß eingeſchlafen.

Der Commerzienrath Mahlhuber war feſt entſchloſſen, mit dem erſten Morgenzuge und ſobald er nur wenigſtens erſt einmal ſeine durchgegangenen Koffer wieder hatte, unbeſchadet des Gelächters einzelner Narren und gefühlloſer Menſchen, die Heimfahrt anzutreten — er dachte nicht daran einen neuen Don Quixote aus ſich zu machen.

8.

Der Ueberfall.

Reiſen — ja, es ſollte ihm noch einmal Jemand kommen und ihn auf Reiſen ſchicken wollen, dem wollte er ſagen, was er von ihm dächte. — Reiſen — alles liederliche Geſindel der Welt trieb ſich auf Reiſen umher: verkappte Engländer, junge leichtſinnige Mädchen, entſetzliche Frauenzimmer mit Hutſchachteln und ohne Ueberſchuhe — und was für Geld flog dabei auf die Straße! Lieber Himmel, was hatte er in den zwei Tagen nicht allein an Schadenerſatz für Hut und Schachtel, Wagenpolſter, Fenſterſcheiben, Ueberſchuhe für Unkoſten gehabt, außerdem ſein ganzes Gepäck in die Welt hineinfahren laſſen, und Telegraphen und Wirthshäuſer bezahlt, und wie war er behandelt worden!

Auf die Dorothee war er beſonders böſe — die mußte ihm jedenfalls das Piſtol geladen haben — und dann das entſetzliche Frauenzimmer mit dem papagaigrünen Hute mit den zum Fenſter hinausgeworfenen Schuhen. — Kein Wunder, daß der Commerzienrath Mahlhuber eine ganze Weile in dem ſonſt nicht ſchlechten Bette lag und vergebens einzuſchlafen verſuchte. Auch die Leber fing ihn wieder an zu drücken, und die operirte Balggeſchwulſt preßte er ſolange, bis ſie ihn ebenfalls ſchmerzte.

Reiſen — Handwerksburſchen reiſten und hatten einen Zweck dabei; Poſtillone reiſten, weil ſie dafür bezahlt wurden, ſie wußten auch wohin ſie wollten und trieben ſich nicht unnützerweiſe in Gegenden umher, in die ſie nicht gehörten. Aber er, was hatte er, der Commerzienrath Mahlhuber aus Gidelsbach, hier in Lichtenfels im Hirſch zu ſuchen? Weshalb war er hier, was trieb er hier und was ſollte ihm eine ſolche Reiſe nützen? Seine Leber verringern? Er hätte darauf ſchwören mögen, daß ſie ſeit den letzten 24 Stunden um 1½ Zoll gewachſen war, ſie ſtieß ihn jetzt auch an die Rückenwirbel an, und in die Narbe der operirten Geſchwulſt hatte ſich wahrſcheinlich die geſtern geholte Erkältung gezogen, denn ſie brannte ihm wie Feuer. Und der junge Pudel — heiliger Gott, wenn er an den jungen winſelnden Satan dachte, lief es ihm noch jetzt eiskalt den Rücken hinunter.

Mit dem Gedanken fiel er endlich in einen unruhigen, unerquicklichen Schlaf, der ihn, wenn auch nicht gerade die überſtandenen Scenen, doch andere ähnliche qualvolle durchleben ließ.

Ihm träumte, er läge in Gidelsbach in ſeinem eigenen Bette — was hätte er darum gegeben, wenn es wahr geweſen wäre —, und Dorothee hatte gerade gebacken und brachte ein großes Schwarzbrot herein, das ſie ihm oben auf die Bettdecke und gerade auf die Bruſt legte. Er wunderte ſich noch darüber, weshalb das wol geſchehen ſein könne, als ſie ein zweites herbeitrug und auf das erſte ſtellte; er wollte ſchreien und dagegen proteſtiren, aber er brachte keinen Ton heraus, und die Magd kam auch und ſchleppte ein drittes rieſiges Brot herbei, und dann die Frau mit dem papagaigrünen Hut, und dann die Mamſell aus dem otzlebener Gaſthofe mit den aufſtreiften Aermeln und den langen Locken, und dann das junge Mädchen aus dem Coupé, deſſen Onkel er unfreiwillig geworden, und zuletzt der ſchweigſame Paſſagier aus dem Poſtwagen, den er für einen Engländer gehalten und der zuletzt zu ihm „Gute Nacht, Herr Commerzienrath!“ geſagt hatte. Eine furchtbare Angſt überkam ihn dabei, die ihm faſt die Beſinnung raubte, und ihm nun endlich, nach langem Ankämpfen gegen die Schwäche, Kraft genug gab, mit einem in der Haſt aufgegriffenen Regenſchirm aus der Stube, die Treppe hinunter und aus dem Hauſe zu ſtürzen. „Meine Schuhe!“ ſchrie die Dame mit dem papagaigrünen Hut hinter ihm her, „Lieber Onkel!“ das junge Mädchen, „Aber Herr Commerzienrath!“ die alte Dorothee, er hörte und ſah nicht mehr und lief in einemfort, bis er zu ſeinem Entſetzen entdeckte, daß er ſich im äußerſten Négligé, wirklich nur im Hemd und von der Mittagsſonne beſchienen, in dem belebteſten Theile von Gibelsbach befand. Die Füße drohten ihm dabei den Dienſt zu verſagen, der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn, und ſich nun raſch an die nächſten Häuſer drückend, ſpannte er den Regenſchirm auf, in deſſen Schutz ſich den Blicken der Volksmenge ſoviel als möglich zu entziehen und ſein Haus wieder zu erreichen. „Guten Morgen Herr Commerzienrath!“ ſagte der Amtsſchreiber Weber, der ihm begegnete; „Herr Gott, Sie gehen ja in bloßen Füßen.“ „Guten Morgen Herr Commerzienrath!“ nickte ihm die Frau Geheimräthin Beutel aus dem gegenüberliegenden Hauſe zu; „ach bitte, kommen Sie doch einmal herüber, ich habe Ihnen etwas Nothwendiges zu ſagen.“ „Guten Morgen, Herr Commerzienrath!“ rief der Materialwaarenhändler Bohne, an deſſen offener Thür er mit ungedeckter Flanke vorüber mußte, „Herr Jemine Sie werden ſich erkälten!“ „Ne ſeht nur — da leeft Ener im Hemde!“ ſchrie da plötzlich ein junger nichtsnutziger Tagedieb, der an irgendeiner Ecke ſtand.

„Hurrah, hurrah!“ hörte der Commerzienrath in ſeinem Traume die Buben ſchreien und die Straße heruntertoben, näher und lauter. „Aber Herr Commerzienrath“, ſagte da die Frau Bauräthin Brilling, die ihm gerade entgegen- die Straße herunterkam und raſch und erſchreckt ihre grüne Brille abnahm. — Der Commerzienrath hörte nichts mehr, wartete nichts weiter ab, ſondern fuhr, gleichgültig wohin er gerieth, in das erſte beſte offene Haus hinein, das er fand und mit ungeheurer Beruhigung erkannte. Er erinnerte ſich nämlich, daß dieſes Haus mit der hintern Wand an das ſeine ſtieß, und wenn er unbemerkt oben auf den Boden kommen konnte, der mit ſeinem Dache in Verbindung ſtand, war er gerettet. So raſch ihn ſeine Füße trugen, lief er die Treppe hinauf und rannte in der erſten Etage beinahe ein Dienſtmädchen um, das, als es ihn ſah, einen Eimer mit Waſſer fallen ließ und um Hülfe ſchrie. Hinter ihm bellte ein Hund, ſchrien Stimmen, klapperten Thüren, er floh wie ein gehetztes Reh die ſteilen Treppen, weder an Leber noch Balggeſchwulſt denkend, hinauf, bis er den Boden erreichte und offen fand. Jetzt war er gerettet, lief durch die erſte Kammer, dann durch eine zweite, dann eine dritte, bis er plötzlich den letzten Dachſtuhl erreichte, und hier den Boden nicht mehr gedielt, ſondern nach unten offen fand. Nur die Querbalken lagen etwa drei Fuß voneinander entfernt darüberhin; dicht hinter ihm aber tönten die Stimmen der Verfolger, und eine Wahl blieb ihm nicht — er mußte hinüber. Er ſprang auf den erſten Balken, von dieſem auf den zweiten — er fühlte wie ihm die Leber dabei gegen ſeine Rippenwände ſchlug, wie das Blut in der Narbe auf ſeinem Kopfe pulſirte, er wollte einhalten und konnte nicht mehr, ſein ſchwerfälliger Körper war einmal in Schuß gekommen, er mußte weiterſpringen. — Und unter ihm gähnte die dunkle Tiefe — ein Abgrund, von deſſen Exiſtenz er keine Ahnung gehabt, deſſen Tiefe er nicht mit dem ſcheuen Blicke erreichen konnte. Und weiter wurde die Entfernung zwiſchen den einzelnen Balken, immer weiter, jetzt 3½, jetzt 4 Fuß, immer noch ſetzte er darüber hin und es war als ob die Angſt ihm Flügel geliehen. Jetzt lagen ſie 4½ Fuß, jetzt 5, jetzt 6 Fuß voneinander entfernt. Athemlos ſchnellte er ſich von Holz zu Holz und kein Ende konnte er erkennen, ſo weit in die Unendlichkeit hinein lag die gefährliche Bahn, der er folgte, und auf der ihn ein ſchadenfroher Geiſt dahinriß. Kaum noch mit den Fußſpitzen erreichte er den ſchmalen Halt, jetzt wankte er, er wollte das Gleichgewicht wiedergewinnen, umſonſt, noch einen verzweifelten Sprung wagte er nach dem nächſten Balken, dieſer knackte, brach unter ſeinem Gewicht und der Commerzienrath ſchlug mit der Hand, die er ausſtreckte ſich zu retten und irgendwo anzuklammern, dermaßen an die weiße Kalkwand, an der ſein Bett ſtand, daß er, in Angſtſchweiß gebadet und an allen Gliedern zitternd, davon erwachte und in ſeinem Bette emporfuhr. Im erſten Augenblicke hatte er wirklich auch keine Ahnung, wo er ſich eigentlich befand.

Ein lautes Klopfen an der Thür brachte ihn endlich ſoweit wieder zu ſich, daß er ſich beſinnen konnte, er ſei weder in dieſem unanſtändigen Aufzuge in Gidelsbach umhergelaufen, noch von den Bodenbalken heruntergeſtürzt, wenn ihn die

Knochen auch in der That gerade ſo ſchmerzten. Aber wer klopfte mit einer ſolchen Hartnäckigkeit an ſeiner Thür? Und hatte er nicht ſtrenge Ordre gegeben (er ſah nach ſeiner Uhr, es war 5 Uhr Nachmittags, und er mochte etwa vier Stunden geſchlafen haben), ihn unter keiner Bedingung zu ſtören?

„O Dorothee“, klagte der gequälte Mann vor ſich hin, wäre ich dir und nicht dieſem verdammten Doctor gefolgt, ſo ſäße ich jetzt noch — herein denn zum Donnerwetter! — Wer iſt da draußen, und was klopfen Sie als ob Sie die Thür einſchlagen wollten?“

„Ich kann nicht hinein“, ſagte eine freundliche Stimme von außen, die jedenfalls einem Manne gehörte, „es iſt von innen zugeſchloſſen.“

„Aber wer ſind Sie, was wollen Sie?“ rief der Commerzienrath, nicht ohne eine unbeſtimmte Ahnung, daß der heutige Gendarm mit dieſem Klopfen in näherer Beziehung ſtehen könnte.

„Ich habe Ihnen eine erfreuliche Nachricht mitzutheilen“, ſagte die Stimme von außen wieder, „und bitte ſich nicht im mindeſten meinetwegen zu geniren.“

„Geniren?“ brummte der Commerzienrath und ſtreckte, halb überlegend, das eine Bein aus dem Bette; „der Burſche glaubt wol, ich ziehe einen Frack an — aber erfreuliche Nachricht? Wahrſcheinlich iſt mein Gepäck angekommen, Gott ſei Dank, daß es endlich überſtanden iſt. Warten Sie einen Augenblick“, rief er dann wieder mit lauter Stimme und weit energiſcher, als er ſich bisjetzt in irgendeinem Lebensverhältniſſe gezeigt, „ich werde gleich aufmachen“; ſtieg dann aus dem Bett, riegelte die Thür auf, glitt raſch wieder mit einem leiſen Schmerzensſchrei „O meine Leber!“ unter die Decke und rief: „Herein!“

„Guten Morgen, Herr Commerzienrath“, ſagte faſt mit dem „Herein“ zugleich eine ſüßliche unendlich höfliche Stimme, und ein wohlfriſirter und gelockter Kopf mit dem Scheitel in der Mitte, was dem Träger etwas unleugbar Dummes gab, ſtreckte ſich augenblicklich, von dem übrigen Körper gefolgt, in das Zimmer. Der Fremde war übrigens ſehr elegant, wenn auch gerade nicht beſonders geſchmackvoll gekleidet, trug eine ſchwere goldene, oder wahrſcheinlich vergoldete Uhrkette, eine Tuchnadel mit rieſiger Camee, Ringe an den Fingern und im linken Ohr ſogar einen ſehr kleinen und ſehr zierlichen Ohrring; außerdem Stiefeln von Glanzleder, umgeklappte Vatermörder und ſehr lange weiße Manchetten.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ ſagte der Commerzienrath, der ſich mit dem unbehaglichen Gefühl eines nicht Angezogenen ſolcher Staatstoilette gegenüber womöglich noch tiefer in ſeine Decke zurückzog. „Sie wollten mir etwas Angenehmes mittheilen, ich muß tauſend mal um Entſchuldigung bitten, daß ſie mich zu dieſer Tageszeit —“

„Um Gottes Willen machen Sie keine Umſtände, beſter Herr Commerzienrath“, rief der Fremde, der ſich indeß vergeblich nach einem freien Platze umgeſehen, ſeinen Hut abzulegen und ihn endlich dem vollgepackten Reiſeſack anvertrauen mußte, auf dem er nicht recht die Balance zu halten ſchien; „wie ich gehört habe, ſind Sie geſonnen ſich hier in Lichtenfels häuslich niederzulaſſen.“

„Ich?“ rief der Commerzienrath, erſtaunt emporſehend.

„Nun ich weiß, daß es noch Geheimniß bleiben ſoll“, beruhigte ihn der Fremde, „und auf meine Discretion können Sie ſich verlaſſen, jedenfalls iſt es aber ein ſehr glücklicher Umſtand für Sie, daß ich heute den Morgenzug verſäumte und zu ſpät von Koburg herüberkam, ich reiſe für das Haus Helboldt und Sohn und mache in feinen Weinen und Champagnern — Helboldt und Sohn, Herr Commerzienrath, ich brauche Ihnen blos den Namen zu nennen, und Sie werden einſehen, wie nur ein glücklicher Zufall mich hier noch zurückhalten konnte. Helboldt und Sohn führen eine wahre Pracht von Weinen und ich hege nicht den geringſten Zweifel, daß Sie nach beſter Auswahl reichlich beſtellen werden. Hier“, fuhr er dann fort, indem er nach und nach aus allen ſeinen verſchiedenen Taſchen winzig kleine Flaſchen mit Etiketten hervorbrachte und auf den Nachttiſch des wirklich vor Erſtaunen ſprachloſen Commerzienraths ſtellte, „habe ich Ihnen gleich die beſten Sorten, unter denen Sie jedenfalls Das finden werden, was Sie ſuchen, mitgebracht.“

„Aber Herr, zum Donnerwetter“, brach jetzt endlich der verhaltene Grimm des Commerzienraths los, „ſind Sie des Teufels oder wollen Sie mich zum Narren haben?“

„Ich, Herr Commerzienrath?“

„Deshalb ſind Sie hierhergekommen? mir Ihre ſauern Weine anzupreiſen?“ rief jetzt der in ſeiner Ruhe, in ſeinem Schlafe (Leber und Balggeſchwulſt noch gar nicht gerechnet) mishandelte Mann. „Das war die gute Nachricht, die Sie mir zu bringen hatten?“

„Saure Weine, Herr Commerzienrath?“ wiederholte der Weinreiſende mit einem Gefühl, als ob ihm Jemand einen Dolchſtich verſetzt hätte. „Helboldt und Sohn ſaure Weine — ich bitte Sie um tauſend Gottes Willen — nicht einmal unſer Weineſſig —“

„Gehen Sie zum Teufel, Herr!“ unterbrach ihn der ſonſt ſo ſchüchterne, jetzt jedoch zur Verzweiflung getriebene kleine Mann, „ich liege hier halb todt im Bette, mich auszuruhen, um meine Geſundheit wiederherzuſtellen, um mit Tagesanbruch dies verdammte Neſt verlaſſen zu können, und Sie brechen mir hier gegen alles Land- und Völkerrecht unter falſchen Vorſpiegelungen in mein Zimmer, mich unter meiner eigenen

Bettdecke zu maltraitiren. Packen Sie Ihre verwünſchten Flaſchen wieder ein und laſſen Sie mich ungeſchoren.“

„Aber, Herr Commerzienrath, bei einem längern Aufenthalt hier — Helboldt und Sohn —“

„Ich ſage Ihnen ja, daß ich auf der Durchreiſe bin, Herr, iſt Ihnen das nicht deutlich genug —“

„Aber Ihr Fräulein Nichte —“

„Meine Nichte?“ rief der Commerzienrath ſtutzig werdend, und aufhorchend.

„Ihr Fräulein Nichte“, fuhr der nicht ſo leicht abzuſchüttelnde Burſche fort, „hat doch vorhin in meinem Beiſein geäußert, daß Sie geſonnen wären, ſich hier häuslich niederzulaſſen, weil Ihnen die Gegend enorm gefallen hätte.“

„Meine Nichte? Herr, laſſen Sie mich mit Ihren Weinen und meiner Nichte zufrieden“, tobte der Commerzienrath, durch den neuen Beweis nicht im geringſten milder geſtimmt, „ich will von Beiden nichts wiſſen; und nun ſeien Sie ſo gut und packen Sie die verdammten Flaſchen wieder ein — Sie verſtehen doch deutſch? — und laſſen Sie mich zufrieden. Ich bleibe nicht hier, habe keine Nichte, will keinen Wein und liebe nicht, mich, wenn ich im Bette liege, mit fremden Leuten zu unterhalten. Guten Morgen, Herr Helboldt und Sohn.“

„Herr Commerzienrath“, ſagte der Weinreiſende pikirt, indem er ſeine Flaſchen wieder einpackte und ſeinen Hut ergriff, „wenn auch nicht gegen mich perſönlich, ſo ſollte doch wenigſtens die Achtung, die Sie der Firma Helboldt und Sohn ſchuldig —“

„Helboldt und Sohn ſoll —“, brummte der Commerzienrath, ſich unwillig in ſeinem Bette mit dem Geſicht nach der Wand, ebenſo raſch aber auch wieder zurückdrehend, da er an ſein Portemonnaie und die Uhr dachte, die auf dem Tiſche lagen.

„Nun ich ſehe“, ſagte achſelzuckend der Geſchäftsreiſende, „daß wir doch wol in keine Geſchäftsverbindung miteinander treten können; es thut mir auch leid Sie bemüht und meine koſtbare Zeit ſolcherart vergeudet zu haben, ich bin Reiſender —“

„Reiſen Sie glücklich“, brummte der Commerzienrath, mit einem halb malitiöſen Lächeln unter ſeiner Bettdecke vor.

„Guten Morgen, Herr Commerzienrath“, brach der Bevollmächtigte kurz ab und warf die Thür hinter ſich ins Schloß, daß die Scheiben im Fenſter und Waſſerflaſche und Glas im Waſchtiſche zuſammenklirrten.

„Flegel!“ knurrte Mahlhuber leiſe vor ſich hin, als er ſich wieder im Bett zurechtrückte, die Augen noch einmal ſchloß und einen Verſuch zu machen ſchien aufs neue einzuſchlafen. Das aber ging unter keiner Bedingung; der Aerger mit dem unverſchämten zudringlichen Menſchen hatte ihn dermaßen aufgeregt, daß an eine Fortſetzung ſeiner unterbrochenen und überhaupt mittelmäßig genug geweſenen Ruhe gar nicht zu denken war. Er hob ſich endlich mit einem ſchweren Seufzer von ſeinem Lager, wuſch ſich und zog ſich an, und beſchloß einen Spaziergang in der wirklich freundlichen Umgebung zu machen, um müde zu werden und dann wenigſtens Ausſicht auf einen Nachtſchlaf zu haben. Sein Gepäck mußte ja doch noch heute Abend oder ſpäteſtens morgen früh ankommen und, Gidelsbach lag nicht ſo entſetzlich weit entfernt, es nicht wieder erreichen zu können.

Der Spaziergang ſchien keine ſo üble Idee geweſen zu ſein, nur ſtörte ihn die Unmaſſe von Heiligen- und Märtyrerbildern, die er überall traf, und die blutigen Leiber und Wunden derſelben riefen ihm auf peinliche Art ſeine eigene Leber wie ſeine Operation wieder und wieder ins Gedächtniß zurück. Mit Gewalt zwang er ſich jedesmal nicht daran zu denken, aber kaum hatte er ſich durch einen andern Gegenſtand zerſtreut, tauchte wieder, in Stein oder Holz, und immer bunt bemalt, mit einem Ueberfluß von Blut daran, ein neues Bild vor ihm auf.

„Es iſt zum Verzweifeln!“ ſeufzte der Commerzienrath leiſe vor ſich hin, während er ſich ſcheu, ſoweit als möglich, um die ſolchen böſen Eindruck auf ihn machenden frommen Kunſtwerke herumdrückte; „es iſt wirklich zum Verzweifeln, und ich begreife eigentlich doch nicht recht, weshalb dieſe Maſſe von Monumenten nöthig iſt.“ Als Commerzienrath und guter Chriſt durfte er aber nicht mehr denken, ja er machte ſich in ſeinem Innern ſchon ſchreckliche Vorwürfe ſoviel gedacht zu haben, und ſuchte ſich endlich dadurch eine Erleichterung zu verſchaffen, daß er quer über ein Feld hinweg dem nächſten Holzrande zuzueilen ſuchte, dort mehr „ungeſtört“ zu ſein. Das freilich hatte nur die unangenehme Folge für ihn, daß er unterwegs, und mitten in einem etwas weichen und unbequemen Saatfelde, von einem biedern Landmanne, dem Eigenthümer deſſelben, angehalten und aufgefodert wurde, zwei Gulden Strafe für das Verlaſſen des Weges zu zahlen, widrigenfalls er, der Bauer, ſich in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt ſehen würde ihn zu pfänden.

Der Commerzienrath wollte dagegen proteſtiren, ja knöpfte unter dem Vorwande, ihm eine Karte mit ſeinem Namen zu geben und ihm zu beweiſen, daß er nicht abſichtlich ihm einen Schaden habe zufügen können, ſeinen Rock auf, unter dem der Orden ſchimmerte; der Bauer blieb aber gänzlich gefühllos, ſelbſt gegen das bunte Band im Knopfloche des Fremden, das er vielleicht nicht einmal ſah, keinesfalls beachtete. Er beſtand auf ſeinen zwei Gulden, oder Hut und Schnupftuch des Uebertreters der Geſetze, ja wurde dermaßen grob gegen den kleinen unbehülflichen Mann, daß dieſer nicht umhinkonnte, in die jedenfalls unbillige Foderung oder vielmehr Erpreſſung zu willigen und das Geld zu zahlen.

Damit kam er noch dazu nicht einmal nach dem Waldrande, ſondern wurde mit Zwangspaß auf die Straße zurückgeſchickt, nochmals Spießruthen zwiſchen den ihm fatalen Erinnerungen zu laufen bis Lichienfels.

Der Marſch hatte übrigens das Gute für ihn, daß er hungerig und durſtig den kleinen Ort wiedererreichte, vor allen Dingen nach den Bahnhofsgebäuden hinabging, ſich dort die Gewißheit zu holen, daß ſeine Sachen noch nicht gekommen wären, und dann langſamer die krummen, ſchauerlich gepflaſterten Straßen des Städtchens zurück bis in ſein Wirthshaus wanderte, etwas zu genießen.

9.

Die Geſellſchaft im Hirſch.

Das Gaſtzimmer im Hirſch war heute von feſtlich gekleideten Menſchen, von denen dem Reiſenden auch ſchon eine Menge auf der Straße begegnet waren, ziemlich beſetzt, und es wurde eine große Quantität Bier getrunken, wie unzählige Portionen Eſſen nach allen Richtungen hin aufgetragen, die faſt ebenſo raſch verſchwanden als ſie kamen. Allerdings hatte der Commerzienrath darunter zu leiden, denn er wollte zuerſt auf ſeinem Zimmer eſſen, wohin er ſich eine Portion Rinderbraten mit jungen Bohnen, ſowie eine Flaſche Wein beſtellte; aber vergebens wartete er eine halbe Stunde darauf, es kam nichts; er rief die Treppe hinunter, es hörte ihn Niemand. — Unten wurden Thüren aufgeriſſen und zugeſchlagen und unzuſammenhängende Reden, wie Portion Kalbsbraten — Kartoffeln — drei Halbe Bier — gleich — komme ſchon — geführt, und einzelne dieſer Ausrufe bekam auch er zur Antwort, weiter aber nichts, und er ſah endlich ein, daß er, wenn überhaupt geſonnen heute noch etwas zu eſſen, in die Gaſtſtube mit hinunter müſſe, den dort hineinſtrömenden Lebensmitteln und Getränken ebenfalls in den Weg zu kommen.

Das gelang ihm auch endlich nach einiger Anſtrengung, und nachdem ihm ein junger Menſch von Kellner oder Wirthsſohn, der die Teller herumtrug, als ob er es nur gewiſſermaßen aus Gefälligkeit oder zu ſeinem eigenen Vergnügen thue, einen ſehr guten Rinderbraten und ſehr ſchlechten Rothwein gebracht hatte, drückte ſich der kleine Mann damit in eine Ecke, zwiſchen ein paar politiſirende bairiſche Staatsbürger hinein und hörte geduldig ihre über ihn hinüber gewechſelte Meinung der neueſten Verhältniſſe, das Für und Wider des gerade ausgebrochenen ruſſiſchen Kriegs, wie ihre Urtheile über das vaterländiſche Miniſterium mit an. Die beiden durch das ſtarke Bier etwas erhitzten Leute thaten aber dabei Aeußerungen, die den ſchüchternen Commerzienrath zuerſt mit Erſtaunen, dann mit wirklichem Entſetzen erfüllten. Wenn ihnen Jemand, der es gut mit dem bairiſchen Miniſterium meinte, zugehört hätte, mußte er ja glauben, daß er, der Commerzienrath Mahlhuber, Beſitzer des Ludwigkreuzes und vollkommen loyaler Unterthan, mit dieſen Menſchen gleiche Geſinnungen theile, und ſtand er jetzt auf und trug ſeinen Teller an einen andern Tiſch (ſelbſt den Fall geſtattet, daß ein anderer Tiſch frei geweſen wäre), ſo konnte er den ſchönſten Skandal mit den zu Allem fähigen Menſchen bekommen. Was er aß und trank, ſo ſehr er ſich auf die Mahlzeit nach der ſtarken Bewegung gefreut, ſchmeckte er gar nicht; freilich kam ihm das, wenn es ihm bei dem Rinderbraten nachtheilig war, wieder bei dem Wein zugute, und er hatte Flaſche wie Portion eben beendet, als noch zwei andere Männer in Uniform, der hieſige Gendarm mit dem Conducteur der thüringiſchen Poſt, das Zimmer betraten und zu ihrem Tiſche kamen. Gott ſei Dank, die beiden rothen Republikaner hörten doch jetzt wenigſtens auf zu politiſiren.

„Guten Abend, meine Herren“, ſagte der Conducteur, mit der Hand militäriſch an die Mütze greifend; „Platz doch hier nicht belegt?“

„Bitte, nein“, ſagte einer der Politiker, „haben Sie nichts Neues gehört vom Kriegsſchauplatz? — Keine neuen Zeitungen mitgebracht?“

„Ich? Nein“, lachte der Poſtbeamte, „wollte ſie uns hier holen — iſt aber eben ein Unglück hier in der Stadt paſſirt“, ſetzte er dann ernſthafter hinzu.

„Ein Unglück? Hier in Lichtenfels?“

„Ja“, ſagte der Conducteur, „in der Staffelſtraße iſt ein armer Teufel von Maurer mit einer großen Familie vom Gerüſt gefallen.“

„Mit der ganzen Familie?“ rief der Commerzienrath erſchreckt.

„Nein, das nicht“, lachte der Conducteur, „der Mann hat nur eine ſtarke Familie zu Hauſe, aber er hat den Hals gebrochen“

„Sie hinken ja, Herr Conducteur?“ ſagte der eine von des Commerzienraths Tiſchnachbarn, der aufgeſtanden war, dem Poſtmanne ſeinen Platz zu geben, „was haben Sie denn am Fuße?“

„O nichts“, meinte dieſer, halb mit gegen den Commerzienrath gewendet „neulich Abends, kurz vor Schlafengehen, gehe ich noch einmal barfuß durchs Zimmer; an demſelben Tage hatte aber mein jüngſtes Mädchen eine Fenſterſcheibe zerbrochen und einer von den ſcharfen ſpitzigen Splittern war zufällig in eine Dielſpalte gerathen und dort ſtecken geblieben. Wie ich alſo durch die Stube gehe —"

„O um Gottes Willen hören Sie auf", bat ihn der Commerzienrath, dem es ſchon bei dem Gedanken an eine ſo furchtbare Verwundung wie mit Meſſerſtichen vom Wirbel bis in die Fußzehen ſchoß, „das geht Einem durch Mark und Bein."

„Was denn?" fragte der Conducteur erſtaunt.

„Nun, daß Sie in ſo ſcharfes Glas getreten ſind", ſagte, immer noch ſichtlich ſchaudernd, der Commerzienrath.

„Ich?" fragte der Conducteur erſtaunt, „ich bin hineingetreten?"

„Aber Sie erzählten uns doch eben —"

„Daß ſo ein Glasſplitter im Zimmer gelegen hat? Ja", lachte der Conducteur, „aber dafür hat der Menſch ſeine Augen, und wenn ich barfüßig gehe, paſſe ich immer furchtbar auf."

„Aber Sie ſagten ja, daß das die Urſache Ihres Hinkens —"

„Meines Hinkens? Ich hinke gar nicht mehr", ſagte der Conducteur ruhig, „das Bein war mir nur vorhin ein bischen eingeſchlafen."

Die Andern lachten, während der Conducteur aufſtand ſich eine Cigarre anzuzünden, und der Commerzienrath ſah ſich etwas erſtaunt im Kreiſe um, denn er wußte nicht recht, ob der Mann im Ernſt war oder ihn nur zum Beſten haben wollte. Der Gendarm unterbrach aber ſein Nachdenken, indem er den leergewordenen Platz und die Freiheit der Bierſtube benutzte und ſich mit einer achtungsvollen Handbewegung nach der Mütze neben den Commerzienrath niederſetzte.

„Nun, noch nichts von Ihren Sachen gehört, Herr Commerzienrath?“ ſagte er ſo freundlich, wie die Polizei überhaupt nur freundlich ausſehen kann.

„Ah Sie ſind der Herr, der mir die telegraphiſche Depeſche beſorgte?“ erwiderte der Commerzienrath und wurde roth dabei, denn er log in dieſem Augenblick, wenn er dem Sicherheitsbeamten gegenüber that, als ob er ihn nicht gleich erkannt hätte. Lieber Gott, er wollte ihm ja verbergen, daß er ſich nach dem heute Vorgefallenen nicht ſo ganz ſicher fühle, und glaubte das am beſten durch angenommene Gleichgültigkeit bewerkſtelligen zu können. Der Gendarm übrigens, der nicht den geringſten Verdacht dem anſtändigen Fremden gegenüber hatte, ſagte lächelnd und verbindlich:

„Ja wol, Herr Commerzienrath, zu dienen, unangenehme Sache das, ſein Gepäck auf eine ſolche Weiſe zu verlieren. Es iſt auch unverzeihlich von dem Packmeiſter, daß er nicht beſſer aufgepaßt hat. Donnerwetter, wenn einmal das Gepäck für Lichtenfels eingeſchrieben iſt, ſo muß es auch in Lichtenfels abgeliefert werden, ſonſt hört die Freundſchaft auf.“

Der Commerzienrath überlegte ſich noch, ob er dem Manne mittheilen ſolle, daß das Gepäck gar nicht für Lichtenfels beſtimmt geweſen wäre, und beſann ſich eben auf eine Ausrede, ihm eine mögliche Veranlaſſung zu nennen, weshalb er unvorbereiteterweiſe hier ausgeſtiegen ſei, als jener etwas näher an ihn heranrückte, ſeinen dicken Schnurrbart ſo dicht als möglich an das Ohr des Commerzienraths brachte — ſo dicht in der That, daß ihn einzelne daran vorſtehende Haare im Ohre kitzelten — und mit leiſer Stimme ſagte:

„Sie wiſſen doch, Herr Commerzienrath, was ich Ihnen heute Morgen mittheilte, von wegen des durchgebrannten Frauenzimmers —“

„Durchgebrannt?“ rief der Commerzienrath erſchreckt, „iſt denn wieder ein Unglück geſchehen?“

„Unglück? — Nun ein Unglück iſt es wol gerade nicht“, meinte der Gendarm entſchuldigend, „junge Leute haben raſches Blut und machen manchmal einen dummen Streich, den ſie aber nicht machen würden, wenn ſie 25 Jahre älter wären; wir haben aber mit dem letzten Zug Nachricht von Hof bekommen, wo die junge Dame zu Hauſe iſt. Wie es ſcheint, hat ſie in dieſen Tagen —“

„Aber ich bitte Sie um Gottes Willen“, ſagte der Commerzienrath entſetzt, „von welcher jungen Dame reden Sie denn? Ich verſtehe kein Wort von Allem was ſie ſagen.“

„Von welcher jungen Dame?“ ſagte der Gendarm, „ih von der weggelaufenen, wegen der uns hierhertelegraphirt iſt und für die wir Ihr Fräulein Nichte im Anfang hielten, weil ſie ſo ganz allein mit dem großen Strickbeutel am Arm herumging.“

Der Commerzienrath ſeufzte tief auf, erwiderte aber kein Wort weiter, und der Gendarm fuhr, zutraulicher werdend, weil er im Stande war eine ſo intereſſante Mittheilung zu machen, fort:

„Wie es alſo ſcheint, ſollte jenes junge Mädchen in den nächſten Tagen mit einem ihm widerlichen Manne verheirathet werden, hat ſich aber noch zur rechten Zeit ein Herz gefaßt und iſt fortgelaufen. Allem Vermuthen nach iſt ſie in Bamberg ausgeſtiegen, denn die Polizei hat dort, wie uns hierhergemeldet worden, zwei verdächtige Individuen aufgegriffen und feſtgehalten.“

„In Bamberg?“ ſagte der Commerzienrath.

„Ja wol“, beſtätigte der Gendarm. „Uebrigens ſind mit dem letzten Zuge von Hof, der etwa vor einer Stunde hier durchging, ihre beiden Brüder ebenfalls durchgekommen und gleich nach Bamberg weitergefahren. Sie erkundigten ſich bei mir, ob hier nichts Verdächtiges geſehen worden, und ich konnte ihnen ſchon die Arretirung der beiden jungen Damen mittheilen. Iſt eine vortreffliche Erfindung dieſe Telegraphen", ſetzte der Beamte ſchmunzelnd hinzu, „ſoll auch von einem Gendarm entdeckt worden ſein."

„Das junge Mädchen?"

„Nein, die Telegraphen", verſicherte der Gendarm mit ſelbſtzufriedenem Lächeln, „und zwar auf die einfachſte Weiſe von der Welt. Wie er es herausgebracht hatte, ſoll der Herr Polizeidirector ausgerufen haben: das iſt ja keine Kunſt, das kann ich auch. — Aber ſo geht's immer nachher, die geſcheiten Leute haben die Einfälle und die andern Herren ſagen nachher: Ja, das iſt keine Kunſt, das kann ich auch."

„Aber auf welche Weiſe entdeckt?" fragte der Commerzienrath trotz der verſchiedenen Dinge, die ihm im Kopfe herumgingen, doch geſpannt, auf welche Weiſe der Mann mit dem blanken Helme ſolch eine Behauptung motiviren und entwickeln würde.

„Ungeheuer einfach", lachte dieſer, „die ganze Geſchichte iſt ja doch nur nach dem Princip der Klingelzüge eingerichtet, wie zum Beiſpiel in einem Gaſthofe. Wenn man einmal klingelt, kommt der Kellner, zwei mal, das Stubenmädchen, und drei mal, der Hausknecht. Auf der Polizei iſt es ebenſo, wo nach den verſchiedenen Klingeln, nach ein- oder mehrmaligem Anziehen, der oder jener der Sicherheitsdiener herbeigerufen wird, und bei uns hier ſind auch zwei oder drei Züge übereinander angebracht. Mein College ſaß auf einer Bank im Vorſaale des Criminalamts mit ein paar Gefangenen, die er eingebracht hatte, als ihm die Geſchichte einfiel. Statt aber geſcheit zu ſein und ein Patent darauf zu nehmen, erzählte er ſie einem der Herren Actuare, der ſprach darüber mit einem

Profeſſor, und wie man die Hand umdrehte, hatte der's nachgemacht und ſteckte den Nutzen ein — und jetzt muß man für jeden Zug an der Klingel, und wenn's nur bis Bamberg wäre, 1 Gulden 30 Kreuzer zahlen — rechnen Sie einmal die Halben Bier, die man dafür trinken könnte.“

„Hm“, ſagte der Commerzienrath, der jetzt nach des Gendarm Meinung einen vollkommenen Einblick in die Sache gewonnen haben mußte, ſich aber doch mehr für den andern Fall intereſſirte, „alſo zwei Brüder der jungen Dame ſind hier durch und nach Bamberg gegangen, die Flüchtige einzuholen?“

„Ja wol, Herr Commerzienrath“, erwiderte der Gendarm, „thut mir eigentlich leid um das arme Ding. Lieber Gott, wenn ſie einmal ihren Bräutigam nicht haben will, iſt es auch hart ſie dazu zu zwingen; aber das iſt eine Sache, die nur die Familie unter ſich auszumachen hat, die Polizei muß jedenfalls ihre Schuldigkeit thun, und wäre ſie mir unter die Hände gefallen, würde ich ſie ebenfalls ausgeliefert haben und wenn es meine eigene Schweſter geweſen wäre.“

Nach dieſem heroiſchen Bekenntniſſe ſtand der Mann mit der Uniform raſſelnd auf, trank ſein Bier aus, wobei er einen prüfenden Blick über die in der Stube verſammelten Phyſiognomien gleiten ließ, und wollte ſich eben anſchicken mit einem militäriſchen Gruß das Zimmer zu verlaſſen, als ihm eine verſäumte Höflichkeit einfiel.

„Ihr Fräulein Nichte befindet ſich doch vollkommen wohl, wenn ich fragen darf?“ ſagte er mit einer höflichen Verbeugung gegen den Commerzienrath, „vielleicht nur ein wenig angeſtrengt von der Reiſe?“

„Ja — ich danke“, erwiderte der Commerzienrath und fühlte wie ihm das Blut in einem wahren Strom in die

Stirn und Schläfe ſchoß, daß er einem königlichen Beamten gegenüber lügen mußte.

„Iſt unangenehm, beſonders für Damen", ſetzte der galante Gendarm hinzu, „ihres Gepäckes, wenn auch nur zeitweilig beraubt zu werden. Nun hoffentlich haben Sie die ganze Beſcherung morgen mit dem Frühzuge wieder hier. — Wünſche Ihnen einen angenehmen Abend, Herr Commerzienrath!" und der Mann raſſelte mit klirrenden Sporen und klapperndem Wehrgehänge zur Thür hinaus.

10.

Der Schlafkamerad.

„Da haben wir die Beſcherung", ſtöhnte der Commerzienrath ſtillbetrübt vor ſich hin, als ihn der Gendarm, ſeinen eigenen Geſchäften nachzugehen, verlaſſen hatte; „ich ſitze hier, ſchon ohnedies ein halber Gefangener, auf mein Gepäck wartend, und die beiden Brüder der Mamſell, die mich mit ihrer Onkelſchaft in die nichtswürdigſte Verlegenheit gebracht hat, fahren in der Gegend umher und werden, wenn ſie ſich in der falſchen Fährte finden, jedenfalls hierher zurückkehren. Finden ſie mich als Mitſchuldigen aus, kann ich mir gratuliren, denn daß ich an der ganzen verdammten Geſchichte ſo unſchuldig bin wie ein neugeborenes Kind, wird mir natürlich gar Niemand glauben. Und wie hab' ich mich ſelber der Polizei gegenübergeſtellt? Gott im Himmel, wenn das ſpäter in die öffentlichen Blätter käme und Dorothee kriegte es zu ſehen, ich wäre ein geſchlagener Mann."

Der Commerzienrath blieb noch eine ganze Weile, mit ſeinen eben nicht ſehr erfreulichen Gedanken beſchäftigt, an dem Tiſche ſitzen; da die Nacht aber indeſſen mehr und mehr einbrach und der Tabacksqualm in dem engen Raum immer unerträglicher wurde, beſchloß er lieber wieder in ſein Zimmer zu gehen. Er ließ ſich deshalb unten ein Licht geben, ſtieg langſam die Treppe hinauf, ging über den Gang hinüber nach ſeiner Stubenthür, öffnete ſie und wollte eben gähnend eintreten, als er Licht darin und am Tiſch einen Fremden ſitzen ſah.

„O bitte tauſend mal um Entſchuldigung", rief der Commerzienrath, vor der unerwarteten Entdeckung zurückfahrend, „ich habe die Thür verwechſelt.",

Der Fremde machte eine leichte gleichgültige Bewegung mit dem Kopfe, als ob er hätte ſagen wollen: Sie ſind vollkommen entſchuldigt, und ſtudirte dann in den vor ihm liegenden Papieren weiter. Der Commerzienrath dagegen drückte die Thür leiſe und artig ins Schloß zurück, den Fremden da drinnen nicht weiter zu ſtören und ſein eigenes Zimmer zu ſuchen. Aber wo war das? In den vielen Thüren des Corridors fand er ſich gar nicht mehr zurecht, und wo er eine Thür anfaßte, traf er entweder ſchon Jemanden im Zimmer oder ſie war verſchloſſen. Noch einmal ging er jetzt an die Treppe zurück, um von da aus in einer gewiſſen Art von Inſtinct die rechte Thür zu finden; ſein Weg führte ihn wieder an daſſelbe Schloß, hinter dem der Mann neben dem Tiſche ſaß und las, und es blieb ihm jetzt nichts weiter übrig als hinunterzugehen und ſeine Nummer zu erfragen.

„Nummer vom Herrn Commerzienrath — welche Nummer hat der Herr Commerzienrath?"

„Nummer 7."

„Nummer 7, Herr Commerzienrath!" wiederholte der Wirth.

„Nein, das iſt nicht möglich“, ſagte Herr Mahlhuber, „in dem Zimmer wohnt ein anderer Herr; Nummer 17 vielleicht.“

„Nein, Nummer 7“, drückte ſich der Wirth jetzt mit einer etwas verlegenen Verbeugung vor, „ach beſter Herr Commerzienrath, „Sie dürfen es nicht übelnehmen —“

„Aber in Nummer 7 wohnt ſchon Jemand“, ſagte dieſer beſtimmt; „ich habe mir Nummer 7 beſtimmt angeſehen.“

„Ich weiß wohl, Herr Commerzienrath“, ſagte der Wirth mit ſeinem freundlichſten Lächeln, „aber die entſetzlich vielen Gäſte, die gerade heute Abend angekommen ſind —“

„Ja, dagegen habe ich ja gar nichts, ſagen Sie mir nur meine Nummer.“

„Ich bin genöthigt geweſen, den Herrn mit in Ihr Zimmer einzuquartieren“, brach der Mann in einem verzweifelten Entſchluſſe heraus.

„In mein Zimmer?“ rief der Commerzienrath, und beinahe hätte er das Licht, das er in der Hand trug, fallen laſſen, jedenfalls fiel die Lichtſchere hinunter.

„Es war wahrhaftig nicht anders möglich.“

„Ich ſoll mit dem Fremden in einem Zimmer ſchlafen?“

„Nur für die eine Nacht, beſter Herr Commerzienrath; es iſt Sie ein ganz anſtändiger Herr und ein guter Freund von mir.“

„Aber zum Teufel, Herr, warum nehmen Sie ihn da nicht in Ihr Zimmer?“ fragte der Commerzienrath in nicht unrichtiger Folgerung.

„Beſter Herr Commerzienrath, ich habe eine Frau und vier Würmer darin“, entſchuldigte ſich der Wirth, ihm dabei wie beſänftigend an der Schulter herunterſtreichend, „Alles was recht iſt —“

„Frau und vier Kinder in Einem Zimmer“, ſagte der

Commerzienrath kopfſchüttelnd, „doch was geht das mich an? Ich habe von Ihnen das Zimmer heute Nachmittag für mich allein gemiethet und bin willens Ihnen daſſelbe Geld dafür zu zahlen, das Sie von Beiden fodern können; ſchaffen Sie mir nur den fremden Menſchen da hinaus; ich kann nicht zu Zweien in Einem Zimmer ſchlafen, es widerſtreitet meiner Natur.“

„Sind Sie verheirathet?“ fragte der Wirth.

„Nein — wie ſo?“

„Nun, ich meinte nur — aber ich kann doch den Herrn da nicht wieder hinauswerfen, verehrter Herr Commerzienrath“, klagte der Wirth, „und in der ganzen Stadt iſt kein Platz mehr zu haben. Ich weiß Sie ſind in Ihrem vollen Rechte, Sie können das Zimmer für ſich allein verlangen, und wenn Sie es durchaus wollen, muß der andere Herr hinaus, aber Sie glauben gar nicht was Sie mir für eine Freundſchaft erweiſen, wenn Sie ihn darin behielten. In ein anderes Zimmer kann ich ihn ſchon gar nicht mehr ſtecken, denn in keinem liegen unter Vier und Fünf, in manchem noch mehr, das war das einzige leere Bett, und ſo ein lieber Menſch.“ — Und nun erging ſich der beredte Wirth in einer Maſſe von Bitten und Beſchwörungen und Schilderungen des liebenswürdigen Schlafkameraden, den er bekommen hätte, daß der gutmüthige Commerzienrath, der überhaupt kaum einem Menſchen in der Welt eine Bitte abſchlagen konnte, endlich einwilligte und ſeufzend mit dem Licht wieder umdrehte nach Nummer 7 zu.

Dort angekommen, klopfte er höflich an die Thür, und auf das mürriſche „Herein“ ſeines aufgedrungenen Stubengenoſſen trat er mit einem ſchüchternen „Guten Abend — Sie entſchuldigen“ in ſein eigenes Zimmer.

Zu ſeiner wirklichen Entſchuldigung muß ich dem Leſer nochmals bemerken, daß er ein deutſcher Commerzienrath war.

„Guten Abend“, ſagte der im Beſitz ſich Befindliche, den Kopf zurückbiegend und mit der flachen, nach auswärts gedrehten Hand ſeine Augen vor dem Lichte ſchützend, den Eintretenden beſſer erkennen zu können; „wollen Sie auch hier ſchlafen?“

„Ich hatte allerdings die Abſicht“, erwiderte der Commerzienrath, doch etwas über die Frage frappirt; „ich wohne ſeit heute Mittag in dieſem Zimmer.“

„Ah ja, ich weiß“, ſagte der Fremde, „ich ſah die Sachen hier ſtehen, als ich hereinkam. Der Wirth wollte es möglich zu machen ſuchen, Ihnen ein anderes Schlafzimmer anzuweiſen.“

„Mir?“ rief der Commerzienrath, in der That etwas betroffen über die kaltblütige Ruhe des Mannes, der ſich doch eigentlich hätte — er fühlte das unbeſtimmt — bei ihm entſchuldigen müſſen. Der Fremde brach aber dieſe Gedanken kurz ab und ſagte freundlicher als er bisher geſprochen: „Nun wir müſſen ſehen, wie wir uns einrichten, Herr Schlafkamerad; der geduldigen Schafe gehen viele in einen Stall. Außerdem iſt es ja nur für eine Nacht, wir werden uns ſchon vertragen und es iſt mir immer lieber, als daß mich der Wirth mit zu einem der Frommen hineingeſteckt hätte. Bitte, nehmen Sie Platz.“

Der Fremde rückte ſich dann das Licht etwas bequemer zurecht, ſtützte den Kopf in die linke Hand und vertiefte ſich aufs neue in die vor ihm liegenden Briefe oder Papiere, von denen er von da ab kein Auge mehr verwandte.

Es war ein noch junger, und wie es ſchien ſchlanker Mann, von etwa 24—26 Jahren, anſtändig und modern gekleidet, aber mit auffallend langem dunklen Haupthaar, zwei vorn in die Höhe gedrehten Jupiter-Ammon-Locken und ſpitzen, aber ebenfalls vollem langen Bart, jedenfalls ein Fremder, und zwar ſeinem Dialekt nach ein Oeſterreicher. An dem linken Zeigefinger trug er einen großen Siegelring mit einem rothen geſchnittenen Stein, auch einen vielleicht echten Brillant im ſchwarzen Halstuch (der Commerzienrath war kein Kenner von Steinen) und den Rock mit einer Reihe Knöpfen bis oben an die Tuchnadel zugeknöpft.

Der Commerzienrath Mahlhuber ſaß auf dem Sopha, ſein dunkelbrennendes Talglicht mit einer großen Schnuppe daran vor ſich, und ſtarrte in tiefen Gedanken auf den Leſenden, der ſeiner gar nicht weiter achtete. Das vor ihm brennende Licht warf dabei einen röthlichen zitternden Schein auf ihn, der den Umriſſen des Körpers ordentlich Bewegung gab und wie ein leiſes Zucken ausſah, und die tiefen Seufzer, die er zu gleicher Zeit nur mühſam zu unterdrücken ſchien, bis er ſie nicht mehr bewältigen konnte, wurden dem kleinen gutmüthigen Manne zuletzt ſelber unheimlich.

Der Fremde war gewiß recht unglücklich — hatte vielleicht einen ſchmerzlichen Brief aus der Heimat erhalten und ſaß nun brütend darüber. — Aber, lieber Gott, er konnte ihm nicht helfen, er hatte ſeine Hände ſchon in mehr fremden Affairen als ihm lieb war, und der arme Teufel mochte ſehen, wie er ſelber mit ſeinem Antheil Leiden fertig würde. Jeder Menſch hat überhaupt ſein Pack zu tragen, der eine ſchwerer, der andere leichter — er ſchleppte die Leber- und Balggeſchwulſt, wenigſtens die Folgen davon — ſein vis-à-vis wand ſich wahrſcheinlich unter anderm Kummer.

Ueber dem Denken wurde er müde, bezwang ſich aber doch noch und würde eigentlich am liebſten abgewartet haben, daß der Fremde zuerſt zu Bett gegangen wäre. Da fing dieſer auf einmal an zu gähnen und der Commerzienrath ſah kaum die Bewegung, als auch bei ihm die Kinnladen an zu arbeiten fingen und er ſich gar nicht wieder zufriedengeben konnte.

„Sie werden ſchläfrig“, ſagte der Fremde.

„Ich? Bitte um Verzeihung, es zog mir nur ſo —“, wieder unterbrach das Gähnen jede vielleicht beabſichtigte Bemerkung, „es zog mir nur ſo durch die Kinnbacken. Das kommt aber von einer Erkältung, die ich mir neulich zugezogen; auf Leber und Kinnbacken wirft ſich bei mir Alles, ich leide an der Leber.“

„So?“ ſagte der Fremde, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen.

„Ja“, ſagte der Commerzienrath ſeufzend, „meine Leber iſt drei Zoll zu groß — ſie paßt mir nicht mehr und trägt ſich auch nicht ab — ſie wird immer größer, bis ſie mir einmal das Herz abdrückt.“

Der Fremde ſtieß einen tiefen kläglichen Seufzer aus, er widerte aber nichts, bis Herr Mahlhuber, der ſich doch ſpäterer Reiſeerinnerungen wegen davon in Kenntniß zu ſetzen wünſchte, mit wem er eigentlich eine Nacht in ein und demſelben Zimmer geſchlafen, ſehr höflich ſagte:

„Apropos, verehrter Herr, mit wem habe ich denn eigentlich das Vergnügen ſo naher Nachbarſchaft?“

„Doctor Wickendorf aus Wien“, ſagte der Fremde, ohne von ſeinen Papieren aufzuſehen.

„Aus Wien — ih ſehen Sie einmal an!“ rief der Commerzienrath, von einem neuen Gedanken ergriffen; „ich habe in der That ſchon einmal daran gedacht, nach Wien zu reiſen, um — hm, das träfe ſich ja wirklich ganz ausgezeichnet und könnte als ein gütiger Wink der Vorſehung gelten, die uns hier ſo glücklich zuſammengeführt. Darf ich mir eine Frage an Sie erlauben?“

„Was wünſchen Sie?“ fragte der Fremde langſam über das Licht hinwegſehend, erſtaunte aber nicht wenig, als ſein Schlafkamerad, der vom Sopha aufgeſtanden war, mit nieder=

gebeugtem Kopfe, als wenn er ihn hätte widderartig vom Stuhle ſtoßen wollen, auf ihn zukam.

„Bitte, fühlen Sie einmal hierher“, ſagte der Commerzienrath, als er dem Fremden ſo nahegekommen war, daß dieſer ſchon von ſeinem Stuhle aufſpringen wollte, indem er ihm den niedergedrehten Kopf hinhielt und mit ſeinem rechten Zeigefinger in die Nähe ſeines Scheitels deutete. „Thun Sie mir die Liebe und fühlen Sie einmal hierher.“

„Aber was wollen Sie nur?“

„Hierher, wenn ich bitten darf — noch ein wenig mehr rechts — ſo, das iſt der Platz, fühlen Sie da nichts?“

„Nein.“

„Gar nichts, keine Erhöhung?“

„Nein, eher ein Loch —“, ſagte Doctor Wickendorf. „Sie haben ſich wol im Heraufkommen an die Treppe geſtoßen?“

Der Commerzienrath ſtöhnte tief auf.

„An die Treppe geſtoßen?“ wiederholte er ſeufzend, „gäbe Gott, es wäre weiter nichts als das, aber ich wollte ſchon lange einmal einen der berühmten wiener Aerzte conſultiren, und das Schickſal ſcheint mir jetzt günſtig zu ſein. Meine Leber iſt nämlich drei Zoll zu groß“, fuhr der Commerzienrath, als ihn der junge Mann unterbrechen wollte, raſch fort. „Ich leide an einer ſpeckigen Entartung der Leber, die ich an Rippen, Zwerchfell und Magen anſtoßen fühle. Das Schlimmſte aber dabei, was mir mein Hausarzt nicht zugeſtehen will, iſt eine damit in Verbindung getretene, früher operirte Balggeſchwulſt.“

„Herr, thun Sie mir den Gefallen und ſeien Sie ſtill“, rief Doctor Wickendorf, indem er ein Geſicht ſchnitt, als ob er Aloe verſchluckt hätte — „ich kann ſo etwas nicht hören, es wird mir immer gleich übel.“

„Uebel?“ rief der Commerzienrath — „ein Arzt und übelwerden — fühlen Sie nur hier — die Balggeſchwulſt war etwa von der Größe eines Taubeneis, leicht beweglich unter den Fingern, und —"

„Aber was geht das mich an!" rief der junge Mann im Ekel abgewandt, „ich bin ja doch kein Arzt, daß Sie mich mit ſolchen höchſt fatalen Dingen quälen."

„Kein Arzt?" rief der Commerzienrath wirklich überraſcht, „ſagten Sie mir denn nicht ſelber, daß Sie ein Doctor wären?"

„Ich bin Doctor der Philoſophie, aber kein Arzt", brummte der junge Mann ärgerlich vor ſich hin.

„O da bitte ich tauſend mal um Entſchuldigung", ſagte der kleine Mann ſehr erſchreckt und glitt, während der mißverſtandene Doctor über ſeinen Scripturen weiterbrütete, in ſeine Sophaecke zurück.

Es wurde ihm aber unheimlich, auch vielleicht langweilig, dem ſtillen düſtern Geſellen gegenüber ſo dazuſitzen und nicht einmal von ſeiner Leber reden zu dürfen. „Doctor — kein Menſch ſollte eigentlich die Erlaubniß bekommen, ſich Doctor nennen zu dürfen, wenn er nicht wirklich Arzt iſt, denn das muß ja zuletzt eine ſträfliche Confuſion geben. Und der Menſch hatte gar kein Gefühl für Anderer Leiden", ſetzte er in ſeinen Gedanken, dabei ernſtlich mit dem Kopfe ſchüttelnd, hinzu, „ekelt ſich, wenn ihm ein Mitmenſch Das erzählt, was ihn drückt — und iſt noch grob dazu. Ich werde zu Bette gehen." Und mit einem tief aus der Bruſt heraufgeholten Seufzer beſchloß er dieſen guten Vorſatz auch augenblicklich auszuführen.

Das Bett war gut — das Deckbett ein wenig ſchwer und warm, das ließ ſich nicht ändern; warum lag er in fremden Betten herum, da er zu Hauſe ein beſſeres hatte. Wenn er nur jetzt wenigſtens einſchlafen konnte, die Verſäumniſſe und Schrecken der letzten Nacht in etwas nachzuholen. Großer Gott, was hatte er nicht Alles in den letzten 48 Stunden erlebt? — und wo befand er ſich jetzt? — Er löſchte das Licht aus, daß er den unbehaglichen fremden Platz nur gar nicht länger zu ſehen brauchte, und wollte ſich dann mit einem höflichen „Gute Nacht!“ für ſeinen Stubengefährten auf die rechte Seite drehen; aber das andere Licht brannte noch, und mit einem brennenden Lichte im Zimmer war er nun einmal nicht im Stande einzuſchlafen. Es ging nicht, er mochte noch ſo müde ſein; wollte denn der Menſch die ganze Nacht durch leſen?

Der Commerzienrath warf ſich eine ganze Stunde lang im Bette herum, an Einſchlafen war nicht zu denken, und ſein Stöhnen machte endlich den Fremden ebenfalls aufmerkſam.

„Sie können nicht ſchlafen?“ ſagte dieſer, den Kopf halb nach ihm herumdrehend.

„Mein Herr Doctor — wenigſtens nicht ſolange ein Licht im Zimmer brennt“, erwiderte der Commerzienrath, feſt entſchloſſen, ſeinen neuen Quäler wenigſtens wiſſen zu laſſen, was ihn beunruhige. Doctor Wickendorf hatte die Anſpielung gar nicht gehört oder nicht verſtanden, denn er las ruhig weiter, und nur das erneute Stöhnen des Schlafloſen weckte ihn endlich wieder aus ſeinem Brüten.

„Mein lieber Herr“, ſagte er, mit einem tiefen Seufzer von ſeinen Schriften aufſehend, indem er ſich ganz nach dem Bette des Andern umdrehte, „apropos, Sie haben mir noch nicht einmal ihren Namen genannt.“

„Mahlhuber!“ ſtöhnte der Commerzienrath.

„Ah — mein lieber Mahlhuber, wie es ſcheint können Sie doch nicht einſchlafen —“

„Wenigſtens nicht ſolange das Licht brennt.“

„Da wären Sie vielleicht nicht abgeneigt“, fuhr der Doctor, ohne auf den Einwand zu hören, fort, „mir Ihre Hülfe in einer ſehr ſchwierigen Sache angedeihen zu laſſen.“

„Meine Hülfe?“ ſagte der Commerzienrath, ſich erſchreckt in ſeinem Bette emporrichtend, „mein lieber Herr Doctor, ich kann mir ſelber nicht helfen, und denke gar nicht daran mich in die Affairen anderer Leute weiter hineinzumiſchen, als ich ſchon, vollkommen gegen meinen Willen, hineingerathen bin. Wenn Sie mir nur erlauben wollten, daß ich —“

„Ich verlange nichts von Ihnen als Ihren Rath“, ſagte der Doctor, ohne auf die Einſprache weiter Rückſicht zu nehmen. „Sie ſollen nicht die geringſte Verantwortlichkeit dabei übernehmen, Ihr Name wird nicht einmal genannt. Nur, wie ſchon geſagt, Ihren Rath wünſchte ich, denn ich habe es ſchon oft gefunden, daß das Urtheil eines vollkommen unbefangenen ruhigen Mannes manchmal mit Leichtigkeit und ſpielend das Rechte trifft, während wir armen Sterblichen uns umſonſt abmühen, ein glückliches befriedigendes Reſultat auf irgendeine künſtliche Weiſe herbeizuführen. Es betrifft Leben und Tod eines Menſchen, der die ſcheußlichſten, nichtswürdigſten Verbrechen —“

„Leben und Tod?“ rief der Commerzienrath erſchreckt. —

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht“, ſagte der Doctor, die Hand dabei gegen die entfernte leere Zimmerecke ausſtreckend und mit hohlem, aber begeiſtertem Tone fortfahrend, „der die ſcheußlichſten, nichtswürdigſten Verbrechen unter dem Mantel chriſtlicher oder vielmehr geheuchelter Frömmigkeit begangen, ſich in Familien eingeſchlichen und die Töchter verführt, ſich in Geſchäfte gedrängt und die Firmen ruinirt, ſich an Reiche gehängt und ſie ausgeſogen hat, bis ſie in Verzweiflung einem raſchen Tode in die Arme ſprangen, oder in Elend und Siechthum ihrem Grabe entgegenwelkten. Der letztvorkommende Fall iſt der furchtbarſte, und ich weiß noch nicht, was die Folgen ſein werden. Nach unſern moraliſchen Geſetzen kann ein ſolcher Verbrecher nicht frei ausgehen, und doch iſt er nicht zu faſſen, doch hat er ſich bisjetzt ſchlau Allem zu entziehen gewußt, was den Gerichten auch nur den geringſten Halt an ihm bieten konnte —"

„Das muß ja ein ausgefeimter Schurke ſein", rief der Commerzienrath, halb in dem Wunſch ſich mit dieſer Bemerkung wieder unter ſeine Decke zurückziehen zu können und die Unterhaltung damit für heute abgebrochen zu haben, halb aber auch in gerechter ſtaatsbürgerlicher Entrüſtung über ein ſolches Scheuſal, das unter dem Deckmantel der Religion Jammer und Elend in der Welt ſäete, und nun noch dazu von der weltlichen Gerechtigkeit, trotz erwieſener Schuld, nicht erfaßt und zermalmt werden konnte.

„Darf ich Ihnen dieſe Aufzeichnungen vielleicht einmal vorleſen?" ſagte der Doctor jetzt wieder, einen freundlichen Blick auf den Commerzienrath werfend, „wenn Sie die Triebfedern von des Verbrechers Charakter erſt einmal hieraus kennenlernen, werden Sie eher im Stande ſein ein Urtheil zu fällen. Ich fürchte, der liebe Gott ſelber wird einen Blitz oder eine furchtbare Seuche oder etwas Derartiges über den Menſchen ſchicken müſſen, ihn zu beſtrafen, denn auf andere Art ſehe ich nicht wie ihm beizukommen iſt — das letzte Verbrechen müßte denn klar bewieſen werden und gegen ihn zeugen."

„Aber ich ſollte doch denken die Polizei müſſe da im Stande ſein ihn zu überführen?" rief der Commerzienrath, „wofür iſt ſie denn da?"

„Sie werfen da eine ſchwierige Frage auf", lächelte der Doctor, „aber Sie werden mir ſelber Recht geben, wenn Sie einmal die Einzelheiten gehört haben."

„Wie viel Uhr haben wir denn eigentlich?“ ſagte der Commerzienrath, vergebens bemüht, in ſeiner dunkeln Ecke das Zifferblatt der einen Uhr zu erkennen.

„O es iſt kaum 10 Uhr, wir haben noch Zeit genug zum Schlafen. Ich bitte Sie aber jetzt den einzelnen Punkten aufmerkſam zu folgen, Sie werden über ein ſolches Gewebe von Bosheit erſtaunen.“

Der Commerzienrath wollte noch eine Einwendung machen; es war 10 Uhr und die Zeit für ihn zur Ruhe, die, wenn er ſie überſchritt, ſich am andern Tage unrettbar an ihm ſtrafte; aber er ſchämte ſich auch einer ſo furchtbaren Nothwendigkeit gegenüber, wo es ſich um die Beſtrafung oder Entdeckung eines wirklich gefährlichen Menſchen handelte, gleichgültig zu ſcheinen, fühlte noch einmal nach Leber und Kopf, ſeufzte tief und ſchmerzlich auf und ſagte dann endlich reſignirt:

„Nun gut, Herr Doctor, wenn ſich die Sache wirklich ſo verhält, ſo fangen Sie in Gottes Namen an — es wird doch nicht ſo ſehr lange dauern?“

„Kaum eine halbe Stunde“, lautete die wenigſtens in dieſer Hinſicht tröſtliche Antwort, und der Doctor putzte ſein Licht, räuſperte ſich, trank einen Schluck Bier aus dem neben ihm ſtehenden Glaſe, ſtützte den Kopf wieder in die linke Hand und begann:

11.

Die Geſchichte von dem Scheuſal.

„In einer großen Stadt in Deutſchland, die wir Yburg nennen wollen, ich habe den wirklichen Namen abſichtlich weggelaſſen, beſonderer Rückſichten halber — lebte der Commerzienrath Schöler —“

„Commerzienrath?“ fragte unſer Freund geſpannt und ſich etwas weiter aus dem Bette lehnend, das Ganze beſſer zu hören.

„Der Commerzienrath Schöler; ich muß Sie aber bitten, mich jetzt nicht weiter zu unterbrechen, da Sie ſonſt den Faden verlieren und dem Ganzen nicht aufmerkſam genug folgen können; ich will lieber noch einmal von vorn anfangen: In einer großen Stadt in Deutſchland, die wir Yburg nennen wollen, lebte der Commerzienrath Schöler in ſehr glücklichen, mit jeder irdiſchen Lebensgabe reichlich ausgeſtatteten Verhältniſſen. Er beſaß ein ſtattliches Haus mitten in der Stadt, in einer der beſten Lagen — die erſte Etage bewohnte er ſelber, die zweite allein trug ihm 400 Thaler Miethe —, war in allen erſten Familien eingeführt, galt für einen Liebling des Königs, trug drei Orden verſchiedener Herren Länder, bezog vom Staate noch außerdem eine Penſion von 1200 Thalern, und verfügte als Vormund der Tochter eines reichen vor einiger Zeit verſtorbenen Bankiers außerdem über ein ſehr bedeutendes Capital. Dieſe junge Dame hieß Roſaura.“

„Der Commerzienrath Schöler war ein anerkannt ehrenwerther und außerdem ſehr frommer Mann, Mitglied des

Guſtav-Adolf-Vereins, Vorſteher eines Armeninſtituts, Kaſſirer des Waiſenhauſes, Director des Miſſionsvereins und Protector aller übrigen mildthätigen Anſtalten in der Stadt und Umgegend, dabei etwa 52 Jahre alt, noch immer ziemlich rüſtig und unbeweibt —"

„Aber Sie wollen doch nicht behaupten, daß dieſer Mann", warf der Commerzienrath Mahlhuber eine faſt ebenſo erſchrockene als erſtaunte Bemerkung ein.

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht", ſagte der Doctor raſch, „es gibt in unſerm geſellſchaftlichen Leben viele Dinge, die wir uns nicht träumen laſſen; aber Sie werden gleich ſelber hören. In dem Hauſe des Generalſuperintendenten, wo der Commerzienrath freien Eintritt hatte, erkrankte die Tochter ſo ſchwer, daß ihr Arzt, ein intimer Freund des Commerzienraths, keine andere Rettung wußte, als ſie in ein ziemlich entfernt gelegenes Bad zu einer von ſeinen eigenen Verwandten zu ſchicken; das geſchah. Die Kaſſe des Waiſenhauſes wurde eines Morgens erbrochen gefunden. In dem Local, wo ſie aufbewahrt worden, fanden ſich deutliche Spuren, daß im Hauſe ſelber Irgendjemand mit den Spitzbuben — es war ein Capital von 15,000 Thalern entwendet worden — gemeinſame Sache gemacht hatte; aber trotz allen Nachſpürens der Polizei blieb der Dieb unentdeckt. Der Commerzienrath war an dem Nachmittag, wie er das ſehr häufig dringender Arbeiten wegen that, der Letzte im Bureau geweſen. Er ſelber ſagte aus, daß bei ſeinem Fortgehen Alles in der gewöhnlichen und gehörigen Ordnung geweſen ſei, und er die Fenſter noch ſelber eigenhändig unterſucht habe, ob die Läden feſt und gut geſchloſſen ſeien. Ein Reſultat war nicht zu erzielen, und Mehre, der Unterkaſſirer, wie der Hausmann und andere niedere Beamte, auf die man in dieſem Falle Verdacht werfen mußte, wurden eingezogen und eine Weile in Unterſuchungshaft gehalten, und als ſich ihnen nichts beweiſen ließ, abgelohnt und entlaſſen."

„Es iſt entſetzlich!" ſtöhnte der Commerzienrath.

„Als Director des Miſſionsvereins", fuhr der Doctor fort, „hatte der Commerzienrath, der mit Auſtralien und Afrika in brieflicher Verbindung ſtand und einzelne Freunde dort drüben hatte, übernommen, die Gelder wie die wollenen Unterröcke und Strümpfe für die Heidenkinder an ihre Adreſſen zu befördern. Die Unterröcke und Strümpfe kamen an, das Geld nicht —"

„Aber da hätten ja die Poſtſcheine augenblicklich ergeben müſſen, wo das Geld abhandengekommen", rief der Commerzienrath erſtaunt aus.

„Wahrhaftig, Sie haben Recht", ſagte der Doctor, „daran habe ich noch gar nicht gedacht, ſehen Sie, das war ein ſehr guter Gedanke, das muß ich mir überlegen. Aber hören Sie weiter. Commerzienrath Schöler nimmt vor einigen Jahren ein armes junges Mädchen, eine Waiſe, deren Vater und Mutter auf eine ſchaudererregende Art in dem Brande ihres Hauſes umkamen, bei ſich auf, läßt ſie unterrichten und zieht ſie zu ſeiner Wirthſchafterin heran. Das Mädchen heißt Suſanna. Die Tochter des Bankiers, ſein Mündel, die einige Zimmer in der Etage des Commerzienraths bewohnt, kränkelt indeſſen ſeit einiger Zeit und wird von demſelben Doctor, der die Tochter des Generalſuperintendenten in das Bad geſchickt hat, behandelt. Ihre Krankheit iſt eigener Art, nervenlähmend, mit heftigem Drücken des Herzens und Magens."

„Das kenne ich", rief der Commerzienrath lebhaft, „das iſt der Anfang der Hypertrophie."

Der Doctor, der ſich an ſeinem Tiſche gegen ihn mit dem Stuhle gewendet hatte, ſah überraſcht zu ihm auf, über das Papier weg und ſagte ruhig:

„Ich muß Sie ernſthaft bitten alle derartigen Unterbrechungen zu vermeiden, ich ſehe mich ſonſt genöthigt das Leſen aufzugeben.“ Der Commerzienrath überlegte ſich eben, ob das überhaupt eine Drohung ſei, als jener in den Schriften ſuchend, die verlorene Stelle wiederzufinden fortfuhr: „Ihre Bruſt iſt beengt, ihr Athem erſchwert, häufiger Schweiß auf der Stirn, Uebelkeiten und Kopfſchmerzen —“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß —“ fuhr der Commerzienrath unwillig heraus, biß aber ſeine Worte kurz ab und ſchluckte den übrigen Satz hinunter, als er dem finſterzürnenden Blick des Leſenden begegnete.

„Merkwürdig“, ſagte dieſer, ohne ſich weiter ſtören zu laſſen, „daß dieſe Zuſtände ſich oft auf einige Zeit beſſerten, ja faſt vollkommen hoben, nur um nach einiger Zeit mit um ſoviel größerer Stärke wiederzukehren, bis ſie ihnen endlich erlag. Das Teſtament kam jetzt zur Vollſtreckung, nach dem — ſolchen Fall vorausbeſtimmt, daß die einzige Erbin vor ihrer erlangten Mündigkeit ſterben ſollte — ziemlich bedeutende Summen an Wohlthätigkeitsanſtalten und fromme Stiftungen übergingen, für den Reſt aber, mit einem Capital von etwa 100,000 Thalern, der Commerzienrath Schöler zum Erben eingeſetzt war.“

„Sie hat Gift bekommen!“ rief der andere Commerzienrath, in ſeinem Bette die Hände vor Entſetzen zuſammenſchlagend.

„Commerzienrath Schöler war jetzt mehr noch als je ein reicher Mann“, las der Doctor lächelnd weiter, „betrauerte allerdings den Tod der jungen Erbin ein volles Jahr durch ſchwarze Kleidung und einen breiten Flor um den Hut, ſetzte ſich aber ungeſäumt in den Beſitz des bedeutenden Vermögens und lebte herrlich und in Freuden.“

„Noch exiſtirte ein armer, aber naher Verwandter des

Bankiers, und zwar der Stiefſohn ſeiner Schweſter, der aber, jung und leichtſinnig, dem alten reichen Herrn nie recht gefallen hatte. Karl, ſo hieß er, war ein herzensguter braver Burſche, ſelten bei Kaſſe, es iſt wahr, aber ſtets leichten Herzens und fröhlichen Sinnes, bis er einſt in des Onkels Hauſe, dem er eine Viſite machte, deſſen Tochter ſah — kennenlernte und — mit dem Todespfeile im Herzen die Schwelle wieder verließ.“

„Nun beſtand eine Sage in der Familie, daß vor alten Zeiten eine Großmutter dieſes jungen Mannes in Indien verheirathet geweſen, ſpäter geſtorben ſei und ein raſendes Vermögen hinterlaſſen habe, das aber ein malayiſcher Regent, wegen eines fälſchlich in Beſitz genommenen Landſtrichs, anfechten wollte, und ſich ein Diſtrict in jener Gegend auch ſchon deshalb empört haben ſollte. Eines Morgens tritt plötzlich ein ſonnengebräunter Mann, der Aehnlichkeit mit einem Matroſen hat, in Karl's Thür, fragt ihn, ob er Karl Neumann heiße, der Enkel einer in Indien verſtorbenen Frau, Namens Katharina Neumann ſei und ſeine Erbſchaft von dort, etwa ſieben Millionen ſpaniſche Thaler, richtig empfangen habe.“

„Sieben Millionen Thaler!“ flüſterte der Commerzienrath in halblautem Erſtaunen vor ſich hin.

„Karl ſchrak zuſammen“, fuhr der Doctor fort, „als ob er ein Verbrechen begangen habe und dabei entdeckt worden wäre; ſeine Wangen verließ das Blut, ſeine Glieder zitterten und er mußte ſich an einem Stuhle halten, um nicht umzuſinken.“

„Sieben Millionen Thaler“, ſtöhnte er, „ſieben Millionen Thaler — von Indien?“

„Sie haben nichts empfangen?“ rief der Seemann raſch und erſtaunt, „wäre es möglich, daß jener indiſche Rajah Sie darum betrogen hätte, hm, dann wehe ihm! Allah's

Zorn und meine Rache ſollen ihn treffen, und flöhe er zu den Stufen ſeines Tempels, zu dem Heiligthum des ewigen Sarges, ich würde ihn erreichen."

„Wer ſind Sie?" fragte ihn Karl, „daß Sie ſolchen Antheil an meinem Schickſal nehmen, und glauben Sie, daß Sie mir zu der Erbſchaft oder wenigſtens zu einem Theile derſelben wiederverhelfen könnten?"

„Glaub' ich!" wiederholte der Seemann indignirt, „ich weiß gewiß, daß, wäre das Geld in der That noch nicht abgeſandt, es Ihnen werden muß, und wenn der erſte Rajah ſelber die gierigen Hände ſchon darübergebreitet. Wir hatten in Indien die Adreſſe eines Mannes aufbekommen, an den die Summe abgeſchickt werden ſollte, der indiſche Fürſt ſchwor in meine Hand ſie richtig zu befördern."

„Und wie hieß der Mann, dem man für mich ein ſolches Capital anvertrauen wollte?" rief Karl, von einer fürchterlichen Ahnung ergriffen —"

„Commerzienrath Schöler", ſagte der Seemann, und Karl brach bewußtlos neben ſeinem Stuhle zuſammen. Wie lange er ſo gelegen, wußte er nicht; als er wieder zu ſich kam, fühlte er wie ihm Jemand kaltes Waſſer in ſein Geſicht goß, und er ſtöhnte: «Wo bin ich?» Der indiſche Seemann war noch bei ihm und ſuchte ihn ins Leben zurückzurufen, und Karl mußte ihm jetzt, ſobald er ſich nur ſoweit erholt, wieder ſprechen zu können, erzählen, welche Befürchtungen er habe, und daß er faſt überzeugt ſei, wie der Commerzienrath das Geld unterſchlagen hätte."

„Aber ich bitte Sie um Gottes Willen", brach jetzt der arme gequälte Mahlhuber, der immer noch nicht ſah, daß der entſetzliche Menſch zur eigentlichen Sache kam, und es ebenfalls für höchſt unwahrſcheinlich fand, daß ein deutſcher Commerzienrath ſieben Millionen Thaler unterſchlagen könne, das Schweigen.

Er war feſt entſchloſſen jetzt ebenfalls ein Wort mit hineinzureden. „Sie haben ganz Recht, dieſer Menſch muß ein wahres Scheuſal ſein, und wenn wir 7 Uhr Abends hätten, verehrter Herr, würde ich nicht das mindeſte Bedenken tragen, Ihnen mit dem größten Intereſſe zuzuhören, denn der Fall iſt in der That außergewöhnlich und muß, ſobald er vor die Oeffentlichkeit kommt, ein gewaltiges Aufſehen machen; aber thun Sie mir die Liebe — ganz abgeſehen davon, daß ich wirklich glaube, Sie haben den Commerzienrath mit den ſieben Millionen in einem falſchen Verdacht — und geben Sie mir lieber die Umriſſe des Ganzen, die einfachen nackten Thatſachen, und laſſen Sie beſonders die Geſpräche der Leute weg, denn ich bin ſonſt wahrhaftig nicht im Stande ein unbefangenes Urtheil zu fällen. Mir iſt der Kopf ſchon jetzt — ich kann Sie verſichern — ſo wirr und voll von den vielen Namen und Begebenheiten, daß ich anfange irre zu werden — wie viel Uhr haben wir wol?“

„O es iſt noch früh“, ſagte der Doctor, flüchtig auf ſeine Uhr ſehend, ohne die Frage ſelber zu beantworten. „Ich kann Ihnen übrigens nicht helfen, denn dieſe Einzelheiten, die eben das Ganze bilden, müſſen Sie kennenlernen, um im Stande zu ſein, ein richtiges Urtheil zu fällen. Uebrigens kommt gerade jetzt die Hauptſache, und ich bin feſt überzeugt, ſobald wir die berührt haben, werden Sie ſo gepackt und aufgeregt ſein, die ganze Nacht nicht mehr ſchlafen zu können.“

„Das wäre mir aber nicht lieb“, ſtöhnte der Commerzienrath vor ſich hin, „die ganze vorige Nacht Hunde aus der Thür geworfen, und heute Nacht über ein Menſchenleben zu Gericht ſitzen, daß man ſich ſpäter vielleicht die ſchrecklichſten Vorwürfe macht, jahrelang eine blutige Geſtalt vor Augen ſieht und hinter jeder Thür, unter jeder Bettſtelle, beſonders aber unter der eigenen, irgendeine entſetzliche Geſtalt vermuthet. Das bischen Seelenruhe iſt dann auch noch zum Teufel. — Guter allmächtiger Gott! und ein Commerzienrath dieſer nichtswürdige bigote Heuchler — es iſt eine Schmach für den ſonſt ſo ehrenwerthen Stand. Man müßte wirklich bei der hohen Staatsregierung darauf antragen, daß ihm der Titel und Rang, ſobald ſein Verbrechen nur erſt einmal conſtatirt worden, wieder abgenommen würde, daß er aller dieſer Ehrenrechte verluſtig gehe. — Ein wahres Scheuſal von einem Commerzienrath."

Der Doctor hatte indeſſen wieder einmal getrunken, und das Manuſcript aufnehmend, begann er von neuem:

„Jetzt muß ich noch erwähnen, daß das Haus, in welchem Karl wohnte, dicht an das des Commerzienraths Schöler ſtieß und mit dieſem auch in der That einen durch eine dünne Backſteinwand getrennten Keller hatte. Karl war nicht reich, aber er liebte es doch in ſeinem eigenen Keller ſein eigenes Bier einzulegen, und er fühlte ſich jetzt ſo ſchwach, daß er einer Stärkung, welcher Art ſie auch ſei, bedurfte. Er ging hinunter, das Bier heraufzuſchaffen, und hörte unten, als er die Thür langſam aufgeſchloſſen hatte, ein dumpfes Graben und Stoßen nebenan, als ob die Erde aufgeworfen würde. In dem Augenblick achtete er aber nicht darauf, nahm einige Flaſchen Bier unter den Arm und ſtieg wieder nach oben."

„Dem Seemann ſchloß er nun ſein ganzes Herz auf, geſtand ihm, daß er arm aber ehrlich ſei, und bat ihn um ſeinen Rath, wie es möglich gemacht werden könnte, dem gierigen Vormund das wahrſcheinlich unterſchlagene Capital zu entreißen."

„Nicht um des Geldes wegen", rief der junge Mann, und ein edles Feuer blitzte aus ſeinen Augen, „nicht des ſchnöden Mammons wegen ſehne ich mich nach dem Beſitze:

was ich brauche, verdiene ich mir durch meine Feder, und frei und unabhängig ſtehe ich in der Welt, aber — weh mir — ich liebe hoffnungslos, und die Geliebte iſt des falſchen Onkels Mündel.“

„Aber die iſt ja ſchon todt!“ rief der Commerzienrath voller Erſtaunen, „ich bin ja ſchon feſt davon überzeugt geweſen, daß ſie der nichtswürdige Menſch vergiftet hat.“

„Ja — Sie haben Recht“, ſagte der Doctor, „aber hier laſſe ich den Leſer einen vermutheten Scheintod ahnen — ich ſpanne ihn gewiſſermaßen auf die Folter und glaube gerade, daß mir dieſe Wendung vortrefflich gelungen iſt. Jetzt warten Sie — jetzt verſchwindet das Mädchen, das er zu ſich ins Haus genommen hat, und dadurch, daß Karl in ſeinem Keller das Graben und Erdewerfen gehört hatte, habe ich den Commerzienrath vollſtändig in meiner Gewalt — ich kann ihn entweder durch eine Hausſuchung überführen und entdeckt werden, oder vorher, durch den Seemann vielleicht, der ſich dafür einen Theil der ſieben Millionen ſichert, warnen und nach Amerika flüchten laſſen.“

„Ich werde noch verrückt!“ ſtöhnte der Commerzienrath, mit beiden Händen ſeine eigene Stirn faſſend und preſſend. „Iſt denn die Mündel wirklich todt oder lebt ſie noch?“

„Ich ſage Ihnen ja, ich kann das noch machen wie ich will“, erwiderte ihm der Doctor freundlich, „und auch hierüber wollte ich mir Ihre Anſicht erbitten, ob Sie nicht auch glauben, daß man durch einen glücklichen Scheintod das Intereſſe des Leſers weit gewaltiger anſpannen könnte.“

Der Commerzienrath fuhr mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette.

„Haben Sie mir da Thatſachen vorgeleſen?“ rief er dabei, „oder mich zum Narren gehabt mit einer wahnſinnigen, erdichteten Geſchichte, Herr?“

„Zum Narren gehabt? Wahnſinnige Geſchichte? Mein Herr, das iſt oder wird vielmehr eine Novelle, wenn ich im Stande bin ſie ſo durchzuführen, wie ſie angelegt iſt, die ihres Gleichen in der Literatur ſucht, und nur um Ihre Meinung darüber zu hören und mir in der Entwickelung vielleicht durch einen einfach praktiſchen Rath an die Hand zu gehen, habe ich ſie Ihnen vorgeleſen.“

„Herr Doctor!“ rief jetzt der Commerzienrath, mit den Füßen wieder zurück unter die Decke fahrend, als ob er draußen auf heißes Eiſen getreten wäre, und mit beiden Händen zugleich ſeine weiße Nachtmütze feſt und entſchloſſen über die Ohren ziehend, „wenn ich Ihnen das jetzt ſagte, was ich von Ihnen denke, könnten Sie mich bei jedem Criminalamt auf die furchtbarſte Verbalinjurie verklagen. Soviel will und muß ich Ihnen aber bemerken, daß ich ein kranker Menſch bin, der vorige ganze Nacht kein Auge zugethan und Ihnen aus übergroßer, wie ich nun einſehe, alberner Gutmüthigkeit ſein eigenes Zimmer mit eingeräumt hat, um jetzt, unter der Vorſpiegelung, wichtige Thatſachen erzählt zu bekommen, mit einer faden confuſen Novelle mishandelt zu werden. Ich verlange jetzt ernſthaft von Ihnen, daß Sie mich in Ruhe laſſen und endlich Ihr Licht auslöſchen, ich bin ſonſt nicht im Stande einzuſchlafen und — und wünſche Ihnen eine angenehme Ruhe.“

Damit fiel er wie todtgeſchlagen auf ſein Kopfkiſſen zurück, ſchloß die Augen und machte ein Geſicht, als ob er Arſenik genommen hätte und nun bereit wäre zu ſterben.

„Fade Novelle?“ rief der Doctor Wickendorf, an ſeiner empfindlichſten Stelle gefaßt. „Mein Herr, ich habe Ihnen mehr Beurtheilungskraft zugetraut, als Sie wirklich zu beſitzen ſcheinen, und kann nur bedauern, meine Zeit damit verſchwendet zu haben, Sie um eine Meinung darüber zu erſuchen. Schlafen Sie wohl!“

Der Mann war aufgeſprungen und ging, zu des Commerzienraths ſtillem Grimme, ohne das Licht auszulöſchen, mit raſchen Schritten und mit feſtverſchlungenen Armen im Zimmer auf und ab, dann und wann einen zürnenden Blick nach der Stelle hinüberwerfend, wo ſein duldender Schlafkamerad, äußerlich ein Bild des ſtillen Friedens, mit der über die Ohren gezogenen Nachtmütze auf dem Rücken lag, innerlich aber den unruhigen Geſellen mit dem brennenden Lichte dahin wünſchend, wo der Pfeffer wächſt. In einer Art von verzweifelter Reſignation ſchien der Commerzienrath entſchloſſen, auch das Schlimmſte über ſich ergehen zu laſſen, ohne weiter dagegen anzumurren.

„Das geſchieht dir recht, Hieronymus“, murmelte er dabei unhörbar vor ſich hin, „das geſchieht dir ganz recht, und es freut mich ordentlich, daß es ſo gekommen iſt. Du in deinen Jahren hätteſt geſcheiter ſein können und ſollen, als dich von einem Narren von Doctor in die Welt hineinſchicken zu laſſen. War es doch die Dorothee; die kannte mich beſſer, als ich mich ſelber kannte, und die Unbequemlichkeit, das Elend dieſer Nächte, die Aufregung und der Aerger am Tage, das Alles habe ich verdient, reichlich verdient mit meinem Leichtſinn. Nur die Leber — das raſende Wachſen der Leber jetzt ſeit den letzten zwei Tagen, das iſt mein Tod, das habe ich nicht verdient, und ich ſterbe als Märtyrer für die Bequemlichkeit der Wallfahrer, unter Dach und Fach zu ſchlafen. Wallfahrer“, fuhr er fort, ſeinen Grimm in eine neue Bahn lenkend, „das nennen nun die Leute wallfahrten; kehren Abends ein, gehen zu Bier und eſſen, ſpielen und ſchlafen und verdrängen andere kranke Reiſende aus ihrer gewohnten Ruhe und Bequemlichkeit — Wallfahrer — und der unglückliche Menſch läuft noch immer wie beſeſſen im Zimmer herum und löſcht das Licht nicht aus. Wenn ein Gerichtshof für moraliſche Verbrechen exiſtirte, verklagte ich ihn auf kaltblütig überlegten, vorſätzlichen Mord — der Menſch will mich todt machen."

Der Commerzienrath ſchien ihm aber Unrecht gethan zu haben, oder war Doctor Wickendorf ſelber müde geworden? er trat plötzlich zum Tiſche, legte ſeine Papiere zuſammen und ſchloß ſie wieder in ſeinen Reiſeſack, fing an ſich zu entkleiden und ſtieg dann, das brennende Licht neben ſich auf einem kleinen Tiſche ungelöſcht ſtehen laſſend, ins Bett.

„Er wird es ſchon ausmachen", tröſtete ſich der Commerzienrath, der verſteckt nach ihm hinüberblinzte, „er wird doch nicht mehr im Bette leſen wollen? — Das iſt feuergefährlich." Doctor Wickendorf las aber weder, noch machte er das Licht aus; hätte aber der Commerzienrath das von ihm abgewandte boshaft lächelnde Geſicht des Schriftſtellers ſehen können, er würde gezittert haben.

Eine ganze Weile hielt es der arme gepeinigte Mahlhuber unverdroſſen aus; er genirte ſich den Doctor zu beläſtigen und anzureden — er mußte ja das Licht doch zuletzt einmal auslöſchen; dieſer ſchien jedoch an nichts weniger zu denken, und der Commerzienrath drehte ſich endlich mit einem gewaltſam gefaßten Entſchluſſe nach ihm um, huſtete erſt einmal und ſagte dann:

„Herr Doctor —."

„Ja."

„Sie ſchlafen doch noch nicht?"

„Nein."

„Dürfte ich Sie bitten das Licht auszulöſchen? Ich bin nicht im Stande vorher einzuſchlafen, und es iſt auch feuergefährlich."

„Ich will Ihnen etwas ſagen, Herr Mahlhuber", erwiderte ihm ſein Schlafkamerad freundlich, „ich ſehe mich Ihnen gegenüber zu der Erklärung gezwungen, Sie nicht mehr zu beunruhigen als irgend nöthig iſt — ich habe das Licht abſichtlich brennen laſſen.“

„Aber weshalb, um Gottes Willen?“

„Das will ich Ihnen ſagen“, ſeufzte der Doctor, „ſolange bei Vollmond ein Licht Nachts in meinem Zimmer brennt liege ich ruhig — ſobald ich es auslöſche, nachtwandle ich.“

„Herr du mein Gott!“ ſtöhnte der Commerzienrath, „das hat mir noch gefehlt.“

„Wünſchen Sie es“, fuhr der entſetzliche Menſch ruhig fort, „ſo löſche ich das Licht augenblicklich aus, aber ich bitte Sie dann ernſtlich mich zu halten, falls ich aus dem Fenſter klettern wollte. Wir logiren allerdings in der erſten Etage, aber es ſind Steine unten.“

„Aber mein Herr“, ſagte der Commerzienrath außer ſich, „das nehmen Sie mir nicht übel, mit einem ſolchen Leiden behaftet, ſollten Sie auch allein in einem Zimmer und womöglich mit vergitterten Fenſtern ſchlafen —.“

„Ich hatte auch den Wirth nur aus Rückſicht für Sie gebeten, Sie anderswo einzuquartieren“, ſagte der Doctor vollkommen ruhig, „alſo wünſchen Sie, daß ich das Licht auslöſchen ſoll?“

„Um Gottes Willen, nein!“ rief der Commerzienrath.

„Dann wünſche ich Ihnen eine recht angenehme Ruhe“, ſagte Doctor Wickendorf, drehte ſich herum und war in der nächſten Minute auch ſchon feſt und ſanft eingeſchlafen.

12.

Sind Sie Herr Mahlhuber?

Der Commerzienrath Mahlhuber verbrachte eine furchtbare Nacht; ſolange das Licht brannte, warf und quälte er ſich mit Gedanken über ſeine Leber, und als das Licht niederbrannte und verlöſchte und einen nichtswürdigen Qualm und Geſtank im Zimmer verbreitete, peinigte ihn die Angſt über das gedrohte Nachtwandeln des entſetzlichen langhaarigen Menſchen, bis er endlich mit Tagesanbruch erſt in einen unruhigen fieberhaften Schlaf verfiel.

Als er am andern Morgen durch den Hausknecht geweckt wurde — der nachtwandelnde Doctor ſchlief noch —, konnte er kaum ſeine Glieder rühren; ſeine erſte Frage war nach dem telegraphirten Gepäck, und der Hausknecht bekam 30 Kreuzer, als er ihm die freudige Mittheilung machte, daß es unten in der Gaſtſtube ſtehe.

Gidelsbach — das war ſein Ziel, dem er zuzuſtreben hatte, Gidelsbach — was kümmerte ihn die andere Welt? — dort lag ſeine Heimat, dort lag für ihn Geſundheit und Ruhe, und Dorothee hatte ganz Recht gehabt, er war ein Thor geweſen, auch nur einen Fuß herauszuſetzen aus dem Weichbilde der Stadt.

Raſch war er angekleidet, den Zug wenigſtens heute Morgen nicht zu verſäumen und gezwungen zu ſein noch länger in dieſem ſchrecklichen Neſte liegen zu bleiben. Den Morgenzug hatte er aber ſchon verſäumt, denn er kam um 5½ Uhr vorüber, der nächſte Perſonenzug dagegen erſt Mittag um 2 Uhr, und ſo lange Zeit blieb ihm jetzt, ſich von den Strapazen der letzten Nacht auszuruhen. Der Aufenthalt in dem mit Menſchen vollgedrängten Gaſthofe, die heute in noch weit größern Maſſen angeſtrömt kamen als geſtern, war übrigens ſo unangenehm, daß er beſchloß, die ihm noch übrige Zeit lieber zu einem Spaziergang zu verwenden. In ſeinem Zimmer lag noch der entſetzliche Doctor, und mit dem wollte er unter keiner Bedingung weiter etwas zu thun haben.

Die Umgegend von Lichtenfels hatte mit den zwei Gulden, die er Strafe bezahlt, indeſſen noch zu viel der trüben Erinnerungen für ihn, und er beſchloß deshalb das Thal hinunter und nach der nächſten kaum Dreiviertelſtunden entfernten Eiſenbahnſtation zu marſchiren, dort ein Glas Bier zu trinken und dann wieder, ſich völlig Zeit nehmend, langſam zurückzugehen. Sein Gepäck ließ er indeß vor allen Dingen an den Bahnhof ſtellen, wo er es der Aufſicht des Gendarmen empfahl, nahm dann ſeinen Regenſchirm, richtete ſeine Uhr nach der Bahnhofsuhr in Lichtenfels, ſchrieb ſich die genaue Abfahrt des erwarteten Zugs in ſein Taſchenbuch (feſt entſchloſſen eine volle Stunde vorher an Ort und Stelle zu ſein) und wanderte langſam am Hange des Berges hinab, das reizende Mainthal hinunter.

Das Wetter war wundervoll, und nur die Straße etwas heiß und ſtaubig. Der Commerzienrath dachte aber gar nicht daran ſie zu verlaſſen; er wollte ſich nicht wieder pfänden laſſen, und erreichte eben, den breiten ſonnenheißen Weg langſam entlangſchlendernd, die kleine Eiſenbahnreſtauration in Staffelſtein, als eine Extrapoſt mit zwei jungen elegant gekleideten Leuten anhielt und die Reiſenden ausſtiegen. Der Commerzienrath betrat hinter ihnen das Gaſtzimmer und hörte nur noch, daß die Eiſenbahnleute ihre Witze über die Poſt machten, die, wie der Poſtillon erzählte, von Bamberg kam.

„Die haben es auch nicht erwarten können; bis der Zug ankam", lachte der Eine, „oder fürchten ſich am Ende gar vor dem Puſſen —."

„Na Gott ſei Dank, in ſo einem alten Klapperkaſten vier Stunden zu ſitzen", ſagte der Andere, „wo ſie es heute Mittag in drei Viertel hätten abmachen können. 's gibt doch überall verrückte Kerle."

Der Commerzienrath, der des warmen Wetters wegen ein ganz unſcheinbar graues Sommerröckchen, ſelbſt ohne den Orden, trug, das er zufällig in ſeinem Reiſeſack gehabt, glich mit ſeinem baumwollenen Regenſchirm (er hatte ſich in den Kopf geſetzt, daß ſeidene Regenſchirme nicht geſund wären), wie der grauen Schirmmütze eher einem gemüthlichen Kaufmann aus irgendeinem kleinen Städtchen, als einem königlichen Commerzienrath. Sein beſcheidenes höfliches Weſen trug noch mehr dazu bei, Fremde in dieſem Glauben zu beſtärken, und die beiden Reiſenden, die nach leiſem Flüſtern zuſammen ihn eine Weile aufmerkſam betrachtet hatten, ſchienen ſich auch in der That über ihn zu unterhalten.

Wie aber der Mann, welcher Hafer geſtohlen hatte, ſpäter, ſobald er zwei Menſchen heimlich miteinander flüſtern ſah, immer einen Dritten an ſie abſchickte zu horchen, ob ſie nicht von Hafer ſprächen, ſo war es dem Commerzienrath mit der ihm von dem Gendarmen untergeſchobenen Nichte zumuthe. Er hatte ein böſes Gewiſſen und dachte auch ſchon daran ſein Bier raſch auszutrinken und die beiden Fremden ſich ſelber zu überlaſſen, als der eine Reiſende auf ihn zukam und freundlich zu ihm ſagte:

„Dürfte ich wol fragen, ob Sie hier in der Gegend anſäſſig und bekannt ſind?"

„Nicht beſonders — guten Morgen, meine Herren", ſagte der Commerzienrath, etwas verlegen ſeine Mütze ziehend, „ich bin ſelber erſt kurze Zeit hier und komme von Lichtenfels herunter."

„Von Lichtenfels, ſo?“ fragte der Andere raſch, „dorthin wollen wir gerade, alſo dort ſind ſie bekannt?“

„Nur ſehr wenig.“

„Waren Sie geſtern dort?“

„Geſtern — ja allerdings“, erwiderte Herr Mahlhuber, und ein eigenes dumpfes Gefühl nahender Gefahr beſchlich ihn, wenn er ſich auch ſelber noch keinen richtigen Grund dafür anzugeben wußte — „geſtern war ich dort.“

„Und unten am Bahnhofe, wie der Morgenzug von Hof kam?“

„Ja — zufällig“, ſagte Herr Mahlhuber, die beiden Männer, einen nach dem andern erſtaunt und doch auch wieder ſcheu betrachtend.

„Iſt da nicht“, machte plötzlich der Aeltere der Brüder ſeinen letzten Zweifeln ein raſches Ende, „eine junge, ſehr hübſche und elegant aber einfach gekleidete Dame mit einem alten häßlichen, etwas krummgehenden Herrn ausgeſtiegen, der ſich für den Regierungsrath Redmeier, in Lichtenfels aber für einen Commerzienrath Mahlhuber ausgegeben hat? Wie ich übrigens aus ziemlich guter Quelle weiß, iſt er keins von Beidem, ſondern ein Schwindler, der auf unbegreifliche Weiſe das junge Mädchen bethört haben muß, und ſich jetzt ſogar für ihren Onkel ausgibt, weniger Verdacht zu erregen. Die beiden Perſonen müſſen Ihnen aufgefallen ſein, und Sie werden uns einen großen Gefallen erweiſen, wenn Sie uns auf die richtige Spur bringen wollten.“

Die Bombe war geplatzt. Das mußten jedenfalls die beiden Brüder der jungen Dame ſein, und was für derbe, handfeſte, wildausſehende Burſche waren es! Wie eilig hatten ſie es dabei; nicht einmal Zeit auf den Mittagszug zu warten, Gott bewahre, müſſen Extrapoſt nehmen, nur um eine Stunde früher an Ort und Stelle zu ſein. Maria und Joſeph! das hatte noch gefehlt, und für ſeine Gutmüthigkeit konnte ihm da eine ſchöne Suppe eingebrockt werden. Und wie grob — häßlicher, krummgehender Herr — aber Gott ſei Dank, das war jedenfalls eine malitiöſe Verdächtigung des Telegraphen, die ihm jetzt vortrefflich zuſtatten kam und die er für ſich benutzen konnte.

„Nun, erinnern Sie ſich nicht?“ fragte der Erſte wieder, „die Dame trug, wenn ich nicht irre, ein ſeidenes ungebleichtes Kleid und einen Strohhut.“

„Ja, ganz recht“, ſagte der Commerzienrath, dem keine weitere Zeit gegeben wurde ſich die Sache zu überlegen, „ich glaube ich erinnere mich an ein ſolches Paar — ein junges, ſehr hübſches Mädchen und ein alter würdiger Herr —“

„Würdiger Eſel!“ rief der Zweite wüthend aus, „der alte Hallunke ſollte an ſein Grab denken, anſtatt ſolche Streiche in ſeinen Jahren zu machen; aber die Familie iſt jetzt entehrt, und will das Mädchen denn einmal ſo wahnſinnig ſein, gut, dann mag ſie ihn meinetwegen nehmen, aber in unſerer Gegenwart muß die Hochzeit ſein, und in Stücke reiß ich den Schuft, wenn er nur mit dem Zucken einer Wimper dagegen anſträubt.“

„Aber, meine Herren“, warf der Commerzienrath jetzt verlegen ein, „wiſſen Sie denn auch, daß der ältliche Herr mit der jungen Dame wirklich durchgegangen iſt? — Können nicht am Ende Umſtände — ein eigenthümliches Zuſammentreffen —“

„Hallo!“ rief der Eine von ihnen plötzlich, indem er den Commerzienrath mit weitaufgeriſſenen Augen anſah, „heißen Sie am Ende Mahlhuber?“

„Ich? — Nein!“ rief der Commerzienrath, ehe er noch wußte, was er geſagt hatte, und nur im Inſtinct der Selbſterhaltung Namen, Titel, Orden, kurz Alles verleugnend,

„hehehe! ſehe ich aus — ſehe ich aus wie ein Commerzienrath?"

„Nein", lachte der Andere über die naive Frage, „das thun Sie allerdings nicht, und mein Bruder machte nur Spaß, aber ſolch ein ſonderbares Zuſammentreffen von Umſtänden, wie Sie es nennen, kann auch nicht ſtattgefunden haben, denn ein alter Herr, wahrſcheinlich derſelbe, iſt vor einiger Zeit mit ihr mehrmals geſehen worden. Peſt und Gift über den Burſchen, mir tritt die Galle ins Blut, wenn ich nur an ihn denke, und Gnade ihm Gott, wenn er mir unter die Hände kommt. Erſt will ich mein Müthchen an ihm kühlen, nachher mag er ſich entſchuldigen. Und was iſt aus den Beiden geworden? In Lichtenfels muß man das doch erfahren können."

„Allerdings", erwiderte ihm der Commerzienrath, dem der kalte Angſtſchweiß auf die Stirn trat, „wenn Sie — wenn Sie nur gleich auf dem Bahnhofe den Packmeiſter oder in der Krone den Wirth fragen wollten, in der Krone, glaub' ich, haben ſie logirt." Er wußte gar nicht mehr was er ſprach.

Der Jüngſte der Beiden ſtampfte den Fuß auf den Boden, daß die Gläſer auf dem Tiſche zuſammenklirrten.

„Haben Sie logirt?" fragte der Aeltere aufmerkſam werdend.

„Ja —", ſagte der Commerzienrath und fühlte dabei wie er durch ſeine Lüge in ein ganzes Netz von Verwickelungen immer weiter hineingerieth, in dem er rettungslos hängen blieb, wenn er nicht raſch Anſtalt machte das Ganze mit Einem Schlage zu zerhauen. Zeit zum Ueberlegen blieb ihm aber gar nicht, und nur in einer Art Inſtinct ſtammelte er, „ja, haben ſie logirt, aber — die — die Dame iſt fort!"

„Wohin?" riefen Beide zu gleicher Zeit.

Der Commerzienrath Mahlhuber hatte in ſeinem ganzen Leben noch nicht ſo raſch gedacht wie in dieſem Augenblick. Sobald die beiden entſetzlichen Menſchen nach Lichtenfels kamen, wo ihn faſt jedes Kind am Bahnhofe kannte, und der Gendarm ſich für ſeinen ſpeciellen Freund hielt, war er verloren. Dort erkundigten ſie ſich natürlich zuerſt — dem Polizeibeamten gegenüber hatte er das Mädchen für ſeine Nichte ausgegeben, wenigſtens ſtillſchweigend geduldet, daß ſie ihn Onkel nannte, und ſein ſämmtliches Gepäck ſtand dort aufgeſchichtet; er konnte ihnen gar nicht entgehen. Dorthin durften ſie alſo nicht, und nur einen einzigen Ableiter gab es jetzt für ihn, wenigſtens ein paar Stunden Zeit zu gewinnen.

Blitzſchnell ſchoſſen ihm die Gedanken durch den Kopf, und in der Verzweiflung, im Trieb der Selbſterhaltung das letzte Mittel ergreifend, rief er raſch und entſchloſſen aus:

„Nach Koburg — die beiden Leute ſind etwa vor einer Stunde — vielleicht kaum ſolange und in demſelben Augenblick, als ich hierherging, in einem verdeckten Wagen nach Koburg gefahren. Ich weiß, daß ſie ſich noch bei dem Packmeiſter nach dem beſten Wirthshauſe erkundigten und von dieſem, wenn ich nicht irre, in den «Bären» gewieſen wurden.“

Der Commerzienrath log wie ein Leichenſtein.

„Und das wiſſen Sie gewiß?“ rief der Jüngere der Beiden.

„Das weiß ich gewiß — ſie wollten in Koburg Mittag machen und dann nach Sonneberg fahren.“

„In der dortigen Gegend muß der alte Schuft auch zu Hauſe ſein“, rief der Aeltere raſch, „und er war dabei.“

Der Commerzienrath biß ſich auf die Lippen, ſchien aber feſt entſchloſſen in dieſem Augenblick nichts übelzunehmen, und ſagte:

„Den ältlichen Herrn habe ich nicht ſelber geſehen, aber ein Koffer war hinten aufgeſchnallt.“

„Dann haben wir ſie!“ rief der Jüngere jubelnd, und in die Thür ſpringend ſchrie er dem Poſtillon zu, ſich raſch bereitzuhalten und ſie augenblicklich nach Koburg zu fahren.

„Nach Koburg?“ rief dieſer erſtaunt, „über Lichtenfels?“

Dem Commerzienrath ſtockte das Blut, der Aeltere machte ſeiner Angſt aber ein ſchnelles Ende.

„Gott bewahre!“ rief er, „wir ſchneiden über Banz ein ganz Stück Weg ab und können in zwei Stunden in Koburg ſein. Komm Heinrich, trink dein Bier aus, wir haben keinen Augenblick mehr zu verlieren — apropos, wie iſt Ihr Name, mein Herr?“

„Mein Name?“ rief der Commerzienrath, an den dieſe Frage gerichtet war, beſtürzt, „Müller — Kaufmann Müller.“

„So nehmen Sie unſern herzlichſten Dank — Sie haben uns einen ſehr großen Dienſt erwieſen. Alles in Ordnung, Poſtillon?“

„Alles“, ſagte dieſer, ſein Glas auf einen Zug leerend und einem Mittelding zwiſchen Kellner und Packknecht zurückreichend.

„Alſo nach Koburg!“ rief der Jüngere, ſeinem Bruder voran in den Wagen ſpringend, und einige Secunden ſpäter raſſelte dieſer auf der nach Banz führenden Straße unter dem luſtigen Hörnerklang des Poſtillons dahin. Der Commerzienrath aber blieb wie in den Boden gewurzelt zurück und ſtarrte dem Wagen nach, ſoweit er ihn mit den Blicken verfolgen konnte.

„Befehlen Sie noch ein Glas Bier, Herr Müller?“

Mahlhuber ſah ſich ganz verblüfft um, als ihm einfiel, daß er ja ſelber den Namen angegeben, und er wurde dunkelroth im Geſicht. Raſch dankend drehte er ſich von dem

Kellner ab, zahlte für das Getrunkene und ſchritt dann ſelber, aber nicht mehr in ſo gemüthlichem Schritte, als er hierhergekommen, nach Lichtenfels zurück.

13.

Die Flucht.

Um 2 Uhr kam der Zug, bis dahin hatte er faſt noch drei Stunden Zeit, und jetzt erſt fiel ihm die ganze Größe der Gefahr ein, der er ſich eigentlich muthwillig ausgeſetzt. Muthwillig gewiß, denn was hätte ihm denn geſchehen können, wenn er den jungen Leuten erklärte, er ſei der Mahlhuber und ſo und ſo die Sache? War er nicht vollkommen unſchuldig, und würden hundert andere ältliche Herren an ſeiner Stelle nicht Ebendaſſelbe gethan und einem jungen hübſchen Mädchen, das ſie darum anſprach, aus der Verlegenheit geholfen haben? Aber wenn ihn nun die Hitzköpfe nicht gehört, ihm nicht geglaubt hätten, wer konnte ihn denn in der Geſchwindigkeit vor ihren Mishandlungen ſchützen? — Die Polizei? — Ja, mit der Polizei iſt das eine eigene Sache; für den Betheiligten kommt ſie in ſolchen Fällen immer ein kleinwenig zu ſpät, und ſtraft allerdings nachher, wenn ſie den Uebelthäter wirklich erreicht, bekümmert ſich aber ſonſt meiſt nur ſehr wenig um den Betheiligten ſelber, der in ihren Augen nur als corpus delicti einen Werth hat. Wegen des gegebenen und übertretenen Geſetzes wird beſtraft, nicht wegen des Schadens, den der paſſive Theil gelitten hat, der kann gehen, wohin es ihm beliebt. Und durfte er ſich überhaupt groß auf die Polizei berufen? Hatte er nicht ſogar — er als königlicher Commerzienrath, mit dem Ludwigskreuz im Knopfloch — dem Gendarmen, dem officiellen Diener des Gerichts gegenüber eine wiſſentliche Unwahrheit unterſtützt und behauptet, wo er in ſeiner Stellung dreifach verpflichtet geweſen wäre, das Geſetz eher zu unterſtützen als zu hintergehen?

Er ſeufzte tief auf, und der ſchöne Spaziergang, von dem er ſich einige Erholung für ſeine mishandelte Leber verſprach, war ihm ſolcherart bös und bitter vergällt worden. — Und wenn die beiden unſeligen, in den April geſchickten Burſchen die Schweſter nicht in Koburg fanden und auf den unglücklichen Gedanken kämen, augenblicklich wieder nach Lichtenfels umzukehren? — Die Pferde liefen wie der helle Teufel, und für ein gutes Trinkgeld jagt ſo ein leichtſinniger Burſche von Poſtillon die beſten Thiere aus ſeinem Stalle todt. Das wäre eine ſchöne Geſchichte geworden, wenn ihn die beiden Männer jetzt noch, gerade vor der Abfahrt, erwiſcht hätten.

Der arme geplagte Commerzienrath lief mehr als er ging, den heißen Sonnenſtrahlen zum Trotz, gen Lichtenfels, als ob er durch ſeine eigene Eile die Abfahrt des Bahnzugs hätte beſchleunigen können. Der Schweiß rann dabei in großen Tropfen von der Stirn nieder, und die Leber mußte — dem Gefühl in der Magengegend nach — durch den übereilten Spaziergang wenigſtens wieder um einen halben Zoll gewachſen ſein; wie ſollte das enden!

Athemlos und zum Tode erſchöpft erreichte er endlich Lichtenfels und verlebte hier noch anderthalb qualvolle Stunden, ehe von Staffelſtein das Zeichen heraufkam, daß der ſo heißerſehnte Zug nahe. Sein Billet hatte er indeſſen durch einen der Packleute löſen und ſein Gepäck bis Burgkunſtadt aufgeben laſſen, dadurch war er doch vielleicht im Stande die

Verfolger irrezuführen, beſonders wenn er in Burgkunſtadt einen falſchen Namen auf der Poſt angab. Heiliger Gott! wie viel Lügen hatte ſchon die einzige Unwahrheit nachgezogen, und in was für ein entſetzliches Gewebe von Falſchheiten war er, der ſchlichte einfache Mann aus der Provinzialſtadt, durch ſeinen böſen Stern gejagt, hineingerathen! Mußte er nicht zuletzt die Achtung vor ſich ſelbſt verlieren; nicht erröthen, wenn er das mit ſolcher Seligkeit erhaltene Ludwigskreuz wieder an ſeinen Rock knöpfte! Es war zum Verzweifeln!

Sein Blick ſtreifte indeſſen unruhig von dem Bahngleis, das von Staffelſtein heraufführte, nach der lichtenfelſer Chauſſée hinüber, deren weißer Streifen ſcharf gegen den dunkeln Hintergrund des Waldes abſtach — und dort kam ein Wagen herunter, die Pferde liefen was ſie laufen konnten, und in dem Wagen — wenn die beiden Menſchen darin ſaßen, war er verloren.

„Gehen Sie da vom Gleis herunter, mein beſter Herr Commerzienrath“, ſagte der Gendarm, ihm freundlich auf die Achſel klopfend, und ſein Herz ſchlug ihm faſt hörbar in der Bruſt, als er die Uniform erkannte, „da hinten können Sie ſchon den Dampf vom herankommenden Zuge erkennen.“

„Ich — ich bin Ihnen ſehr dankbar“, ſtammelte der Commerzienrath, „nicht wahr, der Zug hält ſich nur ſehr kurze Zeit auf?“

„Fünf Minuten etwa —“

Fünf Minuten — der Wagen mußte indeſſen Lichtenfels erreicht haben.

„Das Gepäck von Ihrem Fräulein Nichte iſt wol auch ſchon beſorgt?“ ſagte der Gendarm wieder.

„Von meiner Nichte?“ ſtöhnte der Gepeinigte.

„Ach, wird wol Alles in Ordnung ſein“, beruhigte ihn der Schrecken der Vagabunden, „ich ſah wie ſie es vorhin dem Packmeiſter übergab.“

Der Commerzienrath wäre vor Schrecken beinahe in die Knie geſunken und durfte jetzt nicht einmal, dem Manne gegenüber, das geringſte Erſtaunen über die Nachricht bezeigen. Seine Nichte, das unglückſelige Frauenzimmer, war wieder hier, fuhr mit ihm wahrſcheinlich wieder in einem Zuge und mußte ja jeden Unbefangenen ſelbſt in dem Verdacht beſtärken, daß ſie Beide nach einem gemeinſchaftlichen Plane handelten. Und dazu der Wagen; das hatte noch gefehlt. Ein möglicher Ausweg zur Rettung blieb ihm aber noch; Zeit genug ſein Billet umzutauſchen hatte er, und in den Wagen erſter Claſſe ſaßen gewöhnlich, wie er ſchon früher bemerkt hatte, immer nur ſehr wenig Perſonen. Dort konnte er ſich dann in eine Ecke drücken und, von Niemand geſehen, bis zu ſeiner Station ſitzen bleiben. Den Entſchluß auch ſofort zur Ausführung bringend, zahlte er was er noch auf ein Billet erſter Claſſe zu zahlen hatte, und traf eben wieder zur rechten Zeit vor dem Bahnhofgebäude ein, den Zug heranbrauſen und halten zu ſehen, während zu gleicher Zeit hinter der Reſtauration das ſchmetternde Horn eines Poſtillons erklang.

Vor den Augen flirrte und flimmerte es ihm; ohne aber den Kopf auch nur nach Irgendjemand noch umzudrehen, zog er ſeinen Mantel feſt um ſich her, griff Reiſeſack, Schirm und Stock auf und wandte ſich an den erſten Conducteur, der vom Wagen ſprang, ſeinen Platz erſter Claſſe angewieſen zu bekommen.

„Bis wohin?“

„Burgkunſtadt.“

„Steigen Sie nur hier ein“, rief der Mann ſehr artig, „hier iſt Platz genug.“

„Empfehle mich Ihnen, Herr Commerzienrath“, ſagte der

Gendarm, und im nächſten Augenblick ſaß der gequälte Mahlhuber, Todesangſt im Herzen, feſt in einer Ecke des vollkommen leeren Coupé gedrückt und zählte unter Zittern und Zagen die Secunden bis zur Abfahrt.

Draußen vor dem Coupé wurden jetzt Stimmen laut.

„Machen Sie raſch, meine Herrſchaften", drängte der Conducteur, „die Zeit iſt ſchon abgelaufen und wir ſind überdies ſieben Minuten zu ſpät."

„Hier in dem Coupé ſitzen der Herr Commerzienrath", ſagte zugleich die zuvorkommende Stimme des Gendarm — und Mahlhuber's Blut ſtockte — ſein Puls hörte auf zu ſchlagen,

Die Thür wurde in dieſem Augenblick aufgeriſſen und ein junger Mann ſah hinein; ein ſcharfer Pfiff der Locomotive ließ ihm aber keine Wahl weiter, und er ſprang raſch die eiſernen Tritte hinauf, drehte ſich in der Thür um, um einen Reiſeſack in Empfang zu nehmen, und half dann einer Dame nach. Die Thür wurde zugeworfen. „Ihre Billets, meine Herrſchaften", ſagte der Conducteur, und der Zug ſetzte ſich langſam in Bewegung.

14.

Wieder unterwegs.

Als der Commerzienrath den Damenhut ſah, athmete er freier auf — er war gerettet — der Zug im Gange und an eine Verfolgung der beiden wüthenden jungen Leute für jetzt nicht mehr zu denken. Das Einzige blieb ihm noch zu thun, ſich in Burgkunſtadt mit ſowenig Aufſehen als möglich vom Bahnhofe zu entfernen, ſpätere Verfolgung vielleicht irrezuleiten, und da er dort gar nicht bekannt war, mußte es ihm auch leicht ſein, einen falſchen Namen für den ſeinigen in das Regiſter eintragen zu laſſen. Nach einem Paß fragte ihn auf der ganzen Strecke Niemand.

Die beiden jungen Leute, die mit ihm in einem Coupé ſaßen, hatten indeſſen raſch und heimlich miteinander geflüſtert und die Dame beſonders mehrmals den Kopf nach ihm umgedreht. Der Commerzienrath war aber, nach den letzten bittern Erfahrungen, feſt entſchloſſen, ſich mit Niemandem mehr hier draußen, wer es auch immer ſei, in ein Geſpräch einzulaſſen, man konnte nie wiſſen, was dahinterſteckte, und mit Frauen beſonders hatte er gerade genug in den paar Tagen erlebt.

„Wenn ich mich nicht ganz irre“, redete da plötzlich die junge Dame den trotz der warmen Witterung in ſeinen Mantel zurückgezogenen Commerzienrath an, „ſo habe ich ſchon geſtern das Vergnügen gehabt, mit Ihnen in einem Coupé zu fahren, mein Herr, und bin Ihnen zu ſo großem Danke verpflichtet worden.“

„Mir?“ ſagte der Commerzienrath und ſah ſeine Nachbarin groß und erſchrocken an, „mir zu Dank verpflichtet — bei Allem was da lebt!“ fuhr aber plötzlich von ſeinem Sitze empor, „da iſt meine Nichte!“

„Mein beſter Herr, ich kann Ihnen gar nicht ſagen, welch großen Dienſt Sie uns geſtern durch Ihre freundliche Onkelſchaft geleiſtet haben“, nahm jetzt der junge Mann für die tieferröthete Dame das Wort, „meine arme Marie, die ſich einer verhaßten Verbindung, zu der ſie ihr Stiefvater zwingen wollte, aus Liebe zu mir durch die Flucht entzog, wäre, ehe ich von ihrer Ankunft benachrichtigt ſein konnte, faſt verrathen und dann jedenfalls wieder zurückgeliefert worden. Das iſt jetzt nicht mehr zu fürchten, und wir ſind eben auf dem Wege, uns ihrem Vater ſelber vorzuſtellen, der ſich wohl oder übel über das einmal Geſchehene wird tröſten müſſen."

„Na ich gratulire Ihnen", ſagte der Commerzienrath mit ſehr zweideutigem Tone. „Wenn Sie übrigens den beiden jungen Burſchen, den Brüdern der Dame, wenn ich nicht irre, die ich heute von Staffelſtein aus nach Koburg geſchickt habe, um ſie nur loszuwerden, in die Hände fallen, ſo will ich auch meinem Gott danken, wenn ich nicht in der Nähe bin."

„Meine Brüder nach Koburg geſchickt?" rief die junge Dame, hochaufhorchend, und der Commerzienrath mußte jetzt erzählen, wie das gekommen und welche Angſt er ſelber dabei als Mitſchuldiger ausgeſtanden. Die beiden jungen Leute hörten ihm im Anfange ganz ernſthaft zu; über das liebe roſige Geſicht der jungen Frau blitzte und zuckte es aber indeſſen wie zitterndes Sonnenlicht auf einem leichtbewegten Bache, ihre großen braunen Augen funkelten in einem kaum noch zu bezwingenden Humor, und als der Commerzienrath endlich zu der Stelle kam, wo ihn die Brüder gefragt, ob er vielleicht der ältliche Herr ſelber ſei, konnte ſie ſich nicht länger halten und lachte geradeheraus. Daß das ſo klar und ſilberhell klang und das kleine Geſichtchen gar ſo lieb und gutmüthig, ja mitleidig und theilnehmend dabei ausſah, konnte den Commerzienrath nicht beruhigen, und ſeinen ganzen Ingrimm über erlittene Unbill und ſchmähliche Behandlung zuſammenraffend, ſagte er mit ſeinem zornigſten Ausdruck in Wort und Blick, aber doch mit ſeiner nie zu verleugnenden Höflichkeit:

„Mein ſehr verehrtes Fräulein, Sie haben jetzt ſehr gut lachen, wenn aber Ihre Leber —"

„Mein lieber beſter Herr“, unterbrach ihn bittend und ſchmeichelnd die junge Dame, „ſeien Sie recht bös auf mich, ich hab' es nur zu reichlich meiner Undankbarkeit wegen verdient, aber verzeihen Sie mir dann auch, und ſeien Sie verſichert, daß ich wie Oskar nie im Leben die Verbindlichkeit vergeſſen werden, die wir Ihnen ſchulden.“

„Bitte, bitte“, ſagte der Commerzienrath abwehrend und durch die herzlichen Worte ſchon vollkommen beruhigt, „aber — Sie erlauben mir die Frage, wie können Sie es jetzt wagen, nach dem geſtern Vorgefallenen heute ſchon nach Hauſe zurückzukehren? Ihr Herr Vater wird unter ſo bewandten Umſtänden unter keiner Bedingung in eine Verbindung mit dem jungen Herrn da einwilligen.“

„Wir ſind verbunden“, ſagte dieſer freundlich, während das junge Weibchen tief erröthete, „und alle Väter der Welt werden dieſe Verbindung nicht wieder löſen können.“

„In der Geſchwindigkeit?“ rief der Commerzienrath erſtaunt aus.

„Meiner Frau Onkel, und zwar der Bruder ihres Vaters, der ſtets gegen die Verbindung mit jenem faden Menſchen geweſen, iſt ſelber Geiſtlicher und hat uns, da er unſere Liebe kannte, geſtern Abend miteinander, nach den Geſetzen unſerer Kirche, wenn auch ohne die nöthigen Aufgebote getraut.“

„Nun das freut mich in der That“, ſagte der Commerzienrath, dem ſich damit, auch der Brüder wegen, ein Stein von der Seele wälzte, „das iſt Alles recht hübſch und gut, aber ich möchte doch die letzten 24 Stunden, die ich deshalb ausgeſtanden, nicht wieder mit durchmachen — und wenn ich ſechs Heirathen ſtiften könnte.“

„O das thut mir ja recht leid“, ſagte die kleine junge Frau erſchreckt, die Hände faltend und mit einem ſo mitleidigen

Blicke zu dem alten Herrn aufſehend, daß dieſem ganz weh und weich ums Herz wurde.

„O bitte, bekümmern Sie ſich deshalb nicht“, ſagte der Commerzienrath, „es war recht gern geſchehen —.“

„Wenn ich je im Stande ſein ſollte, Ihre Freundlichkeit wenigſtens in etwas wiedergutzumachen“, rief auch jetzt der junge Mann, „ſo verfügen Sie ganz über mich, hier iſt meine Karte, dürfte ich nun auch wol um Ihren Namen bitten?“

„Um meinen Namen?“ ſagte der Commerzienrath raſch und mistrauiſch zu ihm aufſehend, „nein, bitte um Verzeihung, Sie ſind ſehr freundlich, aber mein Name hat mich in den letzten Tagen ſo genirt und in Verwickelungen gebracht, daß ich ihn, wenn das möglicherweiſe anging, ganz abſchaffen würde, wie aber die Sachen ſtehen, ſo zurückhaltend von jetzt an damit ſein werde, als es eben möglich iſt.“

„Aber ich bitte Sie um Gottes Willen —“

„Nennen Sie mich in Gedanken Müller“, ſagte der Commerzienrath, „ich habe mich heute ſchon einmal ſo geheißen, und der Name war mir recht nützlich.“

„Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie leid es mir thut, daß Sie um Mariens wegen ſoviel Unannehmlichkeiten gehabt zu haben ſcheinen, aber das mag Ihnen doch einige Beruhigung gewähren, zwei Glückliche dadurch gemacht zu haben.“

„Wenn ich damit meine Leber nur wieder kleiner machen könnte“, ſagte der Commerzienrath; „doch ich glaube wir kommen an die Station, der Zug pfeift; nun ich wünſche Ihnen eine recht glückliche Reiſe und recht guten Empfang zu Hauſe —.“

„Wir danken Ihnen recht herzlich.“

„Iſt mir aber ſehr angenehm, daß ich nicht mit muß“, ſetzte der Commerzienrath hinzu.

„Und Sie wollen uns Ihre Adreſſe wirklich nicht ſagen?“ fragte Marie.

„Den Namen werden Sie jedenfalls, wie mir jetzt einfällt, durch Ihre Herren Brüder erfahren, die ihn leider ſehr genau kennen“, ſeufzte der Commerzienrath, „meine Adreſſe erlauben Sie mir aber zu verſchweigen. Ich will froh ſein, wenn ich in — wenn zu Hauſe bei mir Niemand von meinen Abenteuern hört. Würden Sie mich bis dorthin verfolgen, wäre ich in 14 Tagen todt.“

„Station Burgkunſtadt — drei Minuten Aufenthalt“, ſagte in dieſem Augenblick der Conducteur, die Thür öffnend. „Sie ſteigen ja wol hier aus, mein Herr?“

„Ja wol — können Sie mir nicht ſagen, wann die Poſt abgeht?“ rief der Commerzienrath, ſeine Habſeligkeiten aufgreifend.

„Wird wol gleich abfahren“, lautete die willkommene Nachricht, „hier ſteht ſchon der Poſtwagen.“

„Ach, ich danke Ihnen ſehr; alſo ich empfehle mich Ihnen nochmals.“

„Recht glückliche Reiſe!“ riefen die beiden jungen Gatten ihrem gepreßten Onkel nach, und der Commerzienrath ſah ſich im nächſten Augenblick wieder mit einem Gefühl großer Genugthuung neben dem Poſtwagen ſtehen, der ihn zurück zu ſeiner Dorothee, zu ſeiner häuslichen Bequemlichkeit, zu Ruhe und Frieden bringen ſollte. Sich um den Zug auch nicht im mindeſten weiter bekümmernd, gab er einem der mit Nummern verſehenen, alſo vereideten Diener ſeinen Gepäckſchein mit dem Auftrag, ſeine Koffer in das dicht dabei befindliche Poſtgebäude zu tragen und wiegen zu laſſen, und er ſelber begab ſich ebenfalls raſch dorthin, ſein Fahrbillet direct nach Gibelsbach zu löſen. Die beiden Brüder brauchte er, der empfangenen Nachricht nach, Gott ſei Dank nicht mehr zu fürchten, und er dachte gar nicht daran, noch in einem dritten Wirthshauſe die entſetzlichen Scenen der beiden letzten Nächte zu wiederholen — er hatte von denen genug.

Sein Billet war gelöſt, ſein Gepäck beſorgt und ſchon zum Eilwagen geſchafft, der dicht an das Poſtcoupé des Zuges anfuhr, die dort für das Binnenland beſtimmten Briefe und Packete in Empfang zu nehmen.

Der wurde heute übrigens etwas länger als gewöhnlich in Burgkunſtadt aufgehalten, da mehre Güterkarren hier gelaſſen, andere wieder angehängt werden mußten, und die Poſt war dadurch zur Abfahrt faſt ebenſo früh fertig als der Zug. Der Commerzienrath ſtand eben vor der geöffneten Thür, in die er ſchon Reiſeſack und Schirm hineingeſchoben, während eine Dame mit ein paar Hutſchachteln in der Hand ebenfalls zu ihm trat, als plötzlich eine tiefe Stimme aus einem der geöffneten Fenſter des Coupé zweiter Claſſe herausſchrie:

„Herr Commerzienrath Mahlhuber! Herr Commerzienrath Mahlhuber!“

Der Gerufene drehte ſich, wie von einer Natter geſtochen, nach der Stimme um und erkannte zu ſeinem Entſetzen den ſchweigſamen Mann aus der Poſt von Gidelsbach, der, ihm freundlich und ganz zutraulich winkend, mit dem halben Leibe aus dem Coupéfenſter lehnte.

„Nun wie geht's?“ rief er dabei mit einem breiten Grinſen über das ganze Geſicht und mit der Hand herübergrüßend, „ſchon zurück nach Gidelsbach? — Haben doch Ihre Piſtolen wieder geladen? — Wünſche Ihnen recht glückliche Reiſe!“

Der Commerzienrath drehte ſich halb nach dem frechen Menſchen um und warf ihm einen verächtlichen Blick zu, als in demſelben Augenblick die Locomotive einen ſcharfen grellen Pfiff that. Herr Mahlhuber aber, von ſeiner bisherigen Eiſenbahnfahrt immer noch in der ſteten Angſt zurückgelaſſen zu werden, vergaß ganz, daß er gar nicht mehr zu dem Zuge gehöre und wollte in rückſichtloſer Haſt in den vor ihm geöffneten Poſtwagen fahren.

„Nun, Herr Jeſus, um Gottes Willen, was haben Sie denn nur? Sie rennen Einen ja ganz über den Haufen!“ rief die Dame, gegen die er in ſeiner Angſt angeprallt war.

„Bitte tauſend mal um Entſchuldigung!“ rief der Commerzienrath, während von dem ſich jetzt in Bewegung ſetzenden Bahnzug ein höhniſches Lachen zu ihm herübertönte, „die Locomotive pfiff —“

„Na die Poſt geht Ihnen deshalb doch nicht durch, lieber Mann, erwiderte die Dame, ſich mit einigen leiſegemurmelten, eben nicht freundlichen Worten ihren Hut wieder in Façon drückend, „iſt mir ſo etwas ſchon in meinem Leben vorgekommen?“

Zerknirſcht, doch ohne ein Wort weiter zu erwidern, nahm der arme abgehetzte, mishandelte Commerzienrath nach der Dame in der gegenüberbefindlichen Ecke Platz; jetzt aber feſt entſchloſſen, was auch geſchehen möge, dem boshaften Geſchick keinen weitern Halt an ſich zu geben. Schweigend legte er ſich zurück, zog ſich die Mütze tief in die Stirn und ſchloß die Augen. Er ſprach nicht, er hörte nichts, was zu ihm geſprochen wurde, er beklagte ſich nicht über Zug noch Hitze, kümmerte ſich weder um die ſchöne Gegend noch um die alte Nachbarin, und trug mit einer wirklich rührenden Reſignation die neuen Leiden der nächtlichen Poſtfahrt, die ſeinem matten Körper kaum eine flüchtige Stunde Schlaf geſtattete.

In Otzleben beſonders rührte er ſich nicht von ſeinem Platze, und nur einen verſtohlenen Blick warf er aus dem heraufgezogenen Fenſter, ſich bei dem Anblick des alten Poſtgebäudes die Scenen der vorvorigen Nacht noch einmal ins

Gedächtniß zurückzurufen und ſeinem Gott zu danken, daß ſie eben einer vergangenen Nacht angehörten.

Es war Abend — die Mamſell ſtand in der Hausthür, die Arme mit den aufgeſtreiften Aermeln in die Seite geſtemmt, das große Schlüſſelbund vorn an der Schürze, und nebenan aus dem Stalle führte der halbe Hausknecht die friſchen Pferde herzu, mürriſch dabei mit den Schlepppantoffeln über das Hofpflaſter ſchlurrend. Welch ſtilles Bild des Friedens — und dort hinten? —

„Satanskröte“, murmelte der Commerzienrath zwiſchen den Zähnen durch, als er den kleinen ſiebzehn mal hinausgeworfenen Pudel gerade wieder, wie er ihn verlaſſen hatte, in der Thür ſitzen und ſich kratzen ſah, „weiter fehlte mir nichts, als heute Nacht noch ein ſolches Quartier im grünen Zimmer.“

Die Dame, der einzige Mitpaſſagier im Wagen, die den Commerzienrath ſchon mehrmals unterwegs angeredet und nach Dem und Jenem gefragt, aber nie eine Antwort bekommen hatte, ſchien endlich zu der Ueberzeugung gekommen zu ſein, daß er entweder ſtocktaub wäre oder doch wenigſtens ſehr ſchwer höre. Das herauszubekommen, denn das ſchweigſame Imwagenſitzen war ihr entſetzlich — bog ſie ſich plötzlich ſoweit ſie konnte zu dem Commerzienrath über und ſchrie ihm ins Ohr:

„Wie heißt der Ort hier?“

„Herr du meine Güte“, ſagte der Commerzienrath zuſammenfahrend, „haben Sie mich erſchreckt.“

„Das hört er doch“, brummte die Dame befriedigt vor ſich hin; „nun?“ ſchrie ſie dann wieder, „wiſſen Sie nicht wie der Platz heißt?“

„Otzleben, ſoweit ich mich entſinne“, ſagte ihr Nachbar, alſo gepreßt.

„Freundliches Dörfchen hier, wie?“ ſchrie die Dame wieder; aber Mahlhuber ging nicht in die Falle. Er dachte an die zerſchoſſene Hutſchachtel, an die Ueberſchuhe, an die Nichte. — Das Alles waren die Folgen eines leichtſinnig angeknüpften Geſprächs geweſen.

„Freundliches Dörfchen hier“, ſchrie ſeine Nachbarin noch einmal, ſich doch wenigſtens gehört zu machen; der Commerzienrath aber warf noch einen Blick hinaus auf ſeine Freundin, die Mamſell mit den langen Locken und aufgeſtreiften Aermeln, auf den komiſchen Hausknecht und den Pudel, zog dann den Mantel um ſich her, drückte ſich feſt in ſeine Ecke und verweigerte hartnäckig ſelbſt ſeine Zuſtimmung zu dem ganz unverfänglichen Lobe von Otzleben.

„Iſt das ein tauber Eſel“, brummte die Dame halblaut, aber vollkommen verſtändlich zwiſchen den Zähnen durch; „wird man auch noch mit ſo einem langweiligen Peter von Reiſegeſellſchafter geplagt, du meine Güte!“ und ihren großen Reiſekober neben ſich zurechtrückend, ſtemmte ſie die beiden Füße auf den gegenüberbefindlichen Sitz, faltete die Hände im Schooſe und ſchloß ebenfalls die Augen.

15.

Die Heimkehr.

Eine Station nach der andern paſſirten ſie derart, ohne auch nur ein Wort weiter miteinander zu wechſeln, aber auch ohne das mindeſte Außergewöhnliche oder Störende in ihrer

Fahrt. An Schlaf war natürlich für den des Fahrens ungewöhnten Commerzienrath nicht zu denken, und ſeine Leber mußte ſeiner Meinung nach blaue Flecke bekommen haben, ſo ſtieß ſie fortwährend, worauf er hätte ſchwören wollen, gegen Magen und Rippenwände an. Aber mit jeder Meile, die ſie zurücklegten, kamen ſie auch ſeiner Heimat, ſeiner Häuslichkeit, dem gemüthlichen Schlafrockleben wieder näher; jeder Stoß des Wagens half ihm über einen Stein fort, der noch zwiſchen ihm und Gidelsbach lag, und er ertrug das Schwerſte mit einem Lächeln im Herzen.

In der Nacht bekamen ſie noch mehr Paſſagiere in den Wagen; ein dicker Herr mit einem entſetzlichen Schnupfen ſtieg etwa um Mitternacht ein, als ſie in einem kleinen Städtchen mit fürchterlichem Pflaſter und einem heiſern Nachtwächter umſpannten, und gegen Morgen kam noch ein junger Burſch mit einer grünlackirten rieſig großen Botaniſirtrommel in den Wagen und erzählte den Paſſagieren, daß er zum erſten male eine Fußreiſe gemacht habe und jetzt wieder zurück zu ſeinen Aeltern gehe. Er hieß Karl Becker, wie er ausſagte, war 14 Jahre alt, in der Schule in Tertia, und hatte bei der letzten Prüfung die beſte Cenſur bekommen. An dem Commerzienrath prallte das aber Alles ab, und die Dame begann dann mit dem dicken verſchnupften Herrn eine Unterhaltung über Kinder und Butterpreiſe. Dieſer wandte ſich auch einmal im Laufe des Geſprächs an Mahlhuber. „Der iſt ſtocktaub", entſchuldigte ihn aber die Dame, und man ließ ihn ungeſtört gewähren.

Dort lag Gidelsbach — die Biegung der Straße enthüllte es plötzlich ihren Blicken — jetzt fuhren ſie über die Roßbrücke, jetzt am Chauſſéehauſe vorüber — da drüben lag der Sommergarten, weiter links nach vorn die Windmühle, und von dem leiſen Luftzuge getragen, klangen die melodiſchen

Schläge der alten Thurmuhr, die die Mittagsſtunde kündete, zu ihnen herüber.

Dem Commerzienrath traten die Thränen in die Augen, es war ihm als ob er zehn Jahre lang entfernt geweſen wäre, und den Bauern, die aus der Stadt kamen, den zurückkehrenden Holzfuhrleuten nickte er zu und freute ſich wie ein Kind über das fröhliche Schmettern der Lerchen, über das Schnattern der Gänſe und das Kläffen der Hunde, die neben dem Poſtwagen herſprangen.

Jetzt raſſelten ſie durch das ſteingewölbte alte Stadtthor auf das Pflaſter der Stadt, wo er jede Firma kannte, und wie er ſich aus dem Wagen bog, die lieben befreundeten Plätze wiederzubegrüßen, war das erſte bekannte Geſicht, das ihm begegnete, das des Doctor Mittelweile, der ihn anſtarrte, als ob er einen Geiſt geſehen hätte.

„Commerzienrath, ſind Sie des Teufels?“ rief er in Schreck und Staunen, mitten auf der Straße ſtehen bleibend; der Commerzienrath erwiderte aber kein Wort, nickte dem Manne nicht einmal zu, und die Poſt raſſelte weiter, ihrem Beſtimmungsort zu.

An dem Poſtgebäude angelangt und von den Poſtbedienten auf das freundlichſte begrüßt, ſtieg er aus, ohne ſich auch nur mit Wort und Blick um die übrigen Paſſagiere zu bekümmern, gab Einem der Leute den Auftrag, ſein Gepäck augenblicklich in die eigene Wohnung zu ſchaffen, und ſchritt dann, ſo leicht als ob er flöge, die ſchmale Gaſſe entlang, die zu ſeiner Heimat führte.

Dorothee hatte heute natürlich gerade den Vetter zu Tiſche, und als der Commerzienrath ohne anzuklopfen in ſein Zimmer trat, ſchrie ſie blos: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ und ließ einen Teller mit Suppe fallen.

„Guten Tag, Dorothee!“ ſagte der Commerzienrath, ohne von dem Vetter weiter Notiz zu nehmen, „iſt mein Zimmer in Ordnung?“

„Jeſus meine Zuverſicht“, ſchrie die alte Haushälterin, die Frage nicht einmal hörend, „der Herr Commerzienrath ſind ſchon wieder da?“

„Iſt mein Zimmer in Ordnung, Dorothee?“

„Ja wol, ja wol, beſter Herr, aber was um Gottes Willen iſt denn vorgefallen?“

Der Commerzienrath hatte ſich ſchon abgewandt, um in ſein Schlafzimmer zu treten, drehte ſich aber in der Thür noch einmal um und ſagte freundlich:

„Ich bin wieder da, Dorothee, und ich bleibe auch hier und gehe nicht wieder fort, und wenn der Mosje, der Doctor Mittelweile, kommt —“

In dem Augenblick klopfte es an die Thür, und ehe nur Jemand „Herein“ oder „Nicht herein“ rufen konnte, ging dieſe auf und der Doctor ſelber ſtand auf der Schwelle.

„Aber nun ſagen Sie mir um Gottes Willen, Commerzienrath —“

„Guten Morgen, Doctor“, erwiderte der Commerzienrath, immer noch dabei ſeine Mütze auf, ſeinen Reiſeſack an der Hand und Rock und Regenſchirm unter dem Arme.

„Was in aller Welt treibt Sie denn in zwei Tagen ſchon wieder zurück?“ rief dieſer, „ich glaubte Sie wohlbehalten jetzt in München. — Was iſt Ihnen denn paſſirt?“

„Ich will Ihnen etwas ſagen, Doctor“, erwiderte der Commerzienrath mit einer finſtern dumpfen Entſchloſſenheit in der Stimme, „und Ihnen auch, Dorothee — hat der Vetter ſchon gegeſſen?“

„Ja wol, Herr Commerzienrath, ich danke Ihnen recht ſchön“, rief dieſer und wand ſich, froh ſo abzukommen, wie ein Ohrwurm zur Thür hinaus. Der Commerzienrath ſah ihm nach, bis er dieſe hinter ſich ins Schloß gedrückt, und fuhr dann ruhig, aber mit vollkommen entſchloſſener Stimme fort:

„Gerade ehe Sie eintraten, Doctor, habe ich es der Dorothee geſagt, ich bin wieder da, und was mehr iſt, ich gehe auch nicht wieder fort. Weshalb ich ſo raſch zurückgekommen bin, geht Niemandem etwas an, es braucht mich auch Niemand darum zu fragen, denn ich bin alt genug zu wiſſen, was mir gut und nützlich iſt und was nicht. Sie haben mich doch alle Beide verſtanden?“

„Ja wol, beſter Herr Commerzienrath, aber —“

„Gut, dann bitte ich, daß jetzt die Thüren hier zugeſchloſſen werden und Niemand vor morgen früh hereingelaſſen wird.“

„Aber Sie müſſen doch erſt eſſen, Herr Commerzienrath“, rief Dorothee in Schreck und Angſt.

„Wenn ich hungerig bin, werde ich's ſchon ſagen“, erwiderte dieſer, „haben Sie ſonſt noch etwas zu bemerken?“

„Nein, Herr Commerzienrath, aber —“

„Schön — dann wünſche ich Ihnen und mir eine angenehme Ruh“, ſagte Herr Mahlhuber und verſchwand im nächſten Augenblick hinter der Kammerthür, die er abſchloß und dann den Nachtriegel vorſchob.

„Er iſt übergeſchnappt!“ ſagte der Doctor achſelzuckend, indem er ſeinen Hut wiederaufſetzte und ſich umdrehte, das Zimmer zu verlaſſen.

„Dann ſind Sie daran ſchuld!“ rief Dorothee, die Arme in die Seite ſtemmend, „denn Sie allein haben dem armen alten unglücklichen Manne ſo zugeſetzt, bis er in aller Verzweiflung ſeine Heimat verlaſſen mußte und hinaus in die Welt ging.“

„Die Dorothee iſt auch übergeſchnappt!“ ſagte der Doctor, und verließ langſam und kopfſchüttelnd das Haus.

Und der Commerzienrath? — Lieber Leſer, Morgens um 8 Uhr ſitzt ein ganz behäbiger und für ſein Alter noch ziemlich rüſtiger Mann an dem offenen Fenſter ſeiner Wohnſtube, trinkt ſeinen Kaffee und lieſt mit großem Wohlbehagen aus der vor ihm aufgeſchlagenen Zeitung die Berichte über das „Ausland“. Der Mann iſt der Commerzienrath Mahlhuber in Gidelsbach und befindet ſich ganz außerordentlich wohl.

Waidmanns Heil

von

Friedrich Gerſtäcker.

Waidmanns Heil!

Ein Buch für Jäger und Jagdfreunde

von

Friedrich Gerſtäcker.

München.
Verlag von Braun & Schneider.

Seiner Hoheit

dem regierenden

Herzog von Sachſen-Koburg-Gotha

bringt dieß „Waidmanns Heil“

in tiefſter Ehrfurcht, aber aus vollem Herzen

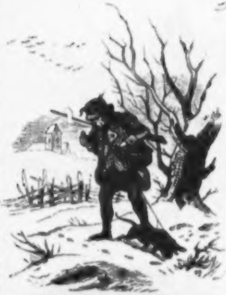
der Verfaſſer.

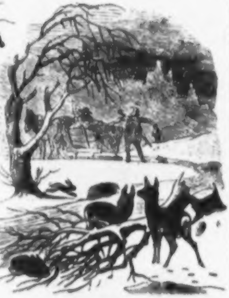
Immerwährender

Jagdkalender.

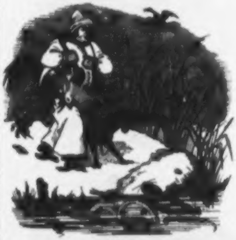
Mit Bildern von M. Haider.

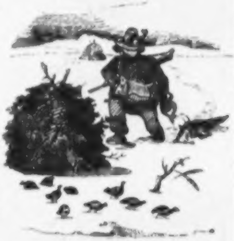
Januar

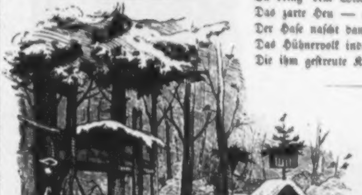


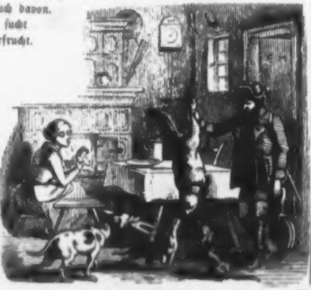


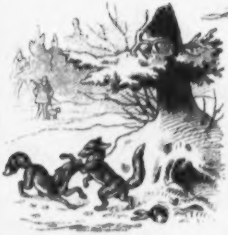
Wie ſtill die Welt im Jänner liegt,
Wie tief der Schnee die Aeſte biegt
Und ſorglich über's ganze Land
Die weiße, weite Decke ſpannt.
Das iſt der Schlummer der Natur,
Und unſer Herrgott hält die Flur,
Mit Feld und Wald und Berg und Moos,
Die träumende, in ſeinem Schoos.
Doch wenn der Wald auch ſchlafen mag
Bis an den hellen Frühlingstag,
So darf der Jäger doch nicht ruhn,
Hat alle Hände voll zu thun.
Ein Neues gab gar ſäuberlich
Der Welt 'nen friſchen Ueberſtrich,
Da ſpürt das Raubzeug ſich gar fein,
Und zeigt im Buſch wo's aus und ein.
Ja ſelbſt der Fuchs, ſo ſchlau er iſt,
Läßt Fährten — was ihn ſehr verdrießt.
Der Otter ſucht ſich gleicher Zeit
Im Bache die Gelegenheit.
Die Fallen ſtelle ſchlau und recht;
Der Balg iſt gut, der Otter ſchlecht.
Die Ent' und Gänſe ſuchen noch
Den freien Strom — im Eis ein Loch,
Auch Krammetſer und Ziemer fährt
Noch leidlich auf den Vogelheerd.
Doch Schutz, vor Allem, will das Wild;
Der Wald nicht mehr den Hunger ſtillt.
Tief liegt, und kruſtet ſich der Schnee,
Da bring' dem Wilde und dem Reh
Das zarte Heu — es findet's ſchon,
Der Haſe naſcht dann auch davon.
Das Hühnervolk indeſſen ſucht
Die ihm geſtreute Körnerfrucht.

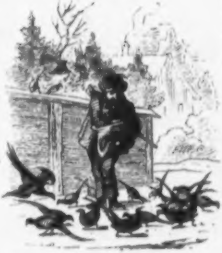




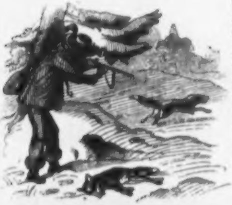


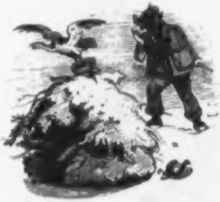


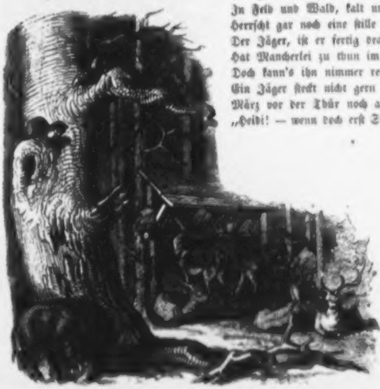


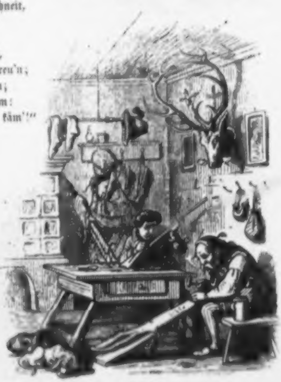


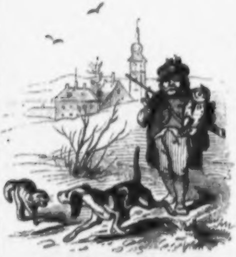
Im Februar wird eingeſtellt
Das Schießen — ſo in Wald wie Feld,
Das Hoch- und Schwarzwild kümmert nun,
Iſt nicht genießbar und muß ruhn.
Mit ihm ruht auch die kleine Jagd,
Doch auf die Fütt'rung hab' wohl Acht'
Das Wild im Wald, wie auch das Schwein,
Die wollen gut verſehen ſein.
Dem Raubzeug ſtell' beſonders nach,
Denn jetzo kommt es gern zu Tag.
Steinmarder, Iltis, Fuchs und Katz,
Die ranzen jetzt am ſtillen Platz,
Und ſcheint die Sonne warm und ſchön,
Kannſt Du den Fuchs am Baue ſeh'n.
Das Wild magſt Du im Rudel ſchaun;
Im ärgſten Dickicht ſteh'n die Säu'n;
Der Rehbock auch mit ſeiner Geis
Den wärmſten Fleck zu finden weiß.
Der Haſe an der Sonnenſeite,
Das Rebhuhn auf geſchützter Haide.
Viel Pflege fordert der Faſan;
Jetzt geht der Strich des Geiers an.
Der ſtößt auf Alles, faßt und frißt's,
Je mehr Du fängſt, je beſſer iſt's.
Die Dächſin wirft in ihrem Bau,
Der Herr Gemahl bleibt bei der Frau.
In Feld und Wald, kalt und beſchneit,
Herrſcht gar noch eine ſtille Zeit.
Der Jäger, iſt er fertig drauß,
Hat Mancherlei zu thun im Haus,
Doch kann's ihn nimmer recht erfreu'n;
Ein Jäger ſteckt nicht gern daheim;
März vor der Thür noch außerdem:
„Heidi! — wenn doch erſt Schnepfe käm'!“

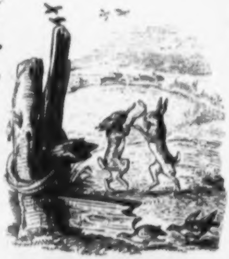




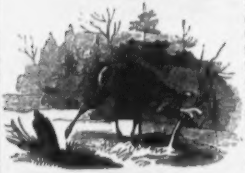


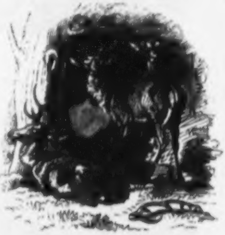


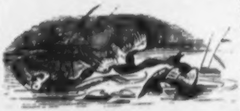


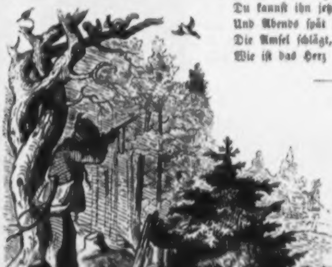


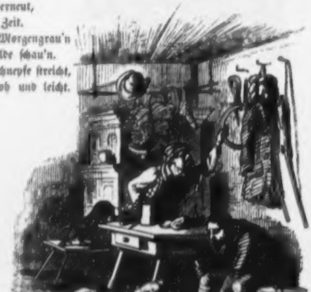
Und Schnepfe kommt! — Im ſtillen Wald
Da drängt und quillt und treibt es bald,
Und dehnt und reckt die Glieder gar,
Und wirft den Schnee vom grünen Haar.
Und wie's im Walde keimt und ſprießt,
Den Saft durch alle Faſern ſchießt,
So in der Thierwelt weitem Reich,
Da paart ſich Alles — gleich zu gleich.
Die Tauben, Lerchen, Gänſ' und Ent'
Sind jetzt in ihrem Element.
Raubvögel horſten, und im Feld
Das Haſenvolk Parade hält.
Herr Lampe, am geſchwindeſten,
Genirt ſich nicht im Mindeſten.
Das Raubzeug ſelber ja vergißt,
Daß es nur eben Raubzeug iſt,
Entſagt der üblichen Natur
Und treibt es wie die Andern nur.
Auch Vater Dachs iſt aufgewacht
Und revidirt ſein Holz bei Nacht.
Mürriſch im Dickicht nur allein
Hält abgeſondert ſich das Schwein,
Indeſſen ſich in Buſch und Schlucht
Die Bache Platz zum Friſchen ſucht.
Der Rehbock ſchlägt den rauhen Baſt
An einer Stange, an 'nem Aſt;
Der Hirſch, der nun in Rudeln ſteht,
Wirft ſein Geweih ab, wo er geht.
Und wie ſich Alles friſch erneut,
Hat auch der Jäger gute Zeit.
Du kannſt ihn jetzt beim Morgengrau'n
Und Abends ſpät im Walde ſchau'n.
Die Amſel ſchlägt, die Schnepfe ſtreicht,
Wie iſt das Herz ihm froh und leicht.



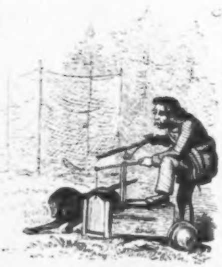


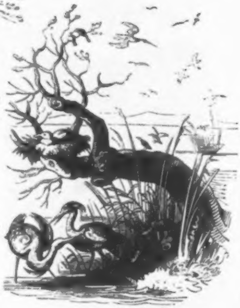




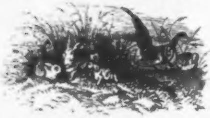


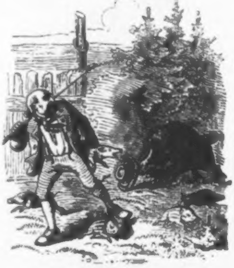
April

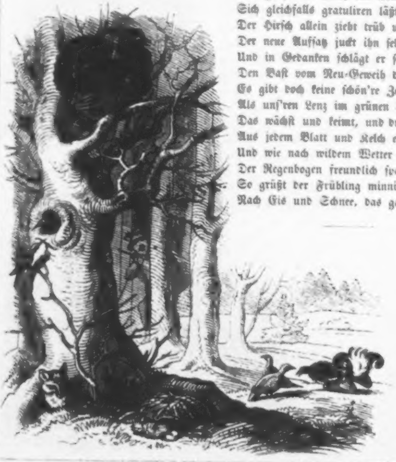


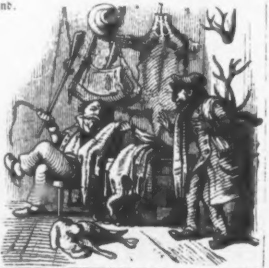


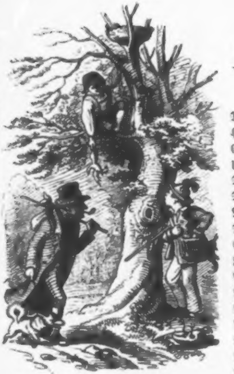
Und immer reger wird's im Wald;
Wie das jetzt drinnen ſingt und ſchallt,
Und zwitſchert, lockt und ſchmählt und pfeift
Und balzt und ruft und gurrt und ſchleift.
Jetzt fängt nun auch der Auerhahn
Auf ſeinem Stand zu balzen an,
— Der erſte Laut im ſtillen Hain —
Dann fällt der Birkhahn kullernd ein,
Der Tauber gurrt, die Amſel ſchlägt,
Ihr Lied die Lerche aufwärts trägt,
Und zwitſchernd, ſingend ſteigt das Chor
Im Jubelruf zu Gott empor.
Und rege wird's — lebendig auch —
Kindtauf' iſt faſt in jedem Strauch,
Es keimt und wächſt in Berg und Thal
Das junge Leben überall.
Das Laufen lernt das Häslein drauß,
Die Bache führt die Kleinen aus,
Manch junges Küchlein pickt ſein Ei
Mit hartem Schnabel ſchon entzwei;
Der Fuchs im Bau, der Mard' im Neſt
Sich gleichfalls gratuliren läßt.
Der Hirſch allein zieht trüb umher
Der neue Aufſatz juckt ihn ſehr,
Und in Gedanken ſchlägt er ſchon
Den Baſt vom Neu-Geweih davon.
Es gibt doch keine ſchön're Zeit
Als unſ'ren Lenz im grünen Kleid;
Das wächſt und keimt, und duftet, blüht,
Aus jedem Blatt und Kelch ein Lied.
Und wie nach wildem Wetter ſich
Der Regenbogen freundlich ſpannt,
So grüßt der Frühling minniglich
Nach Eis und Schnee, das ganze Land.





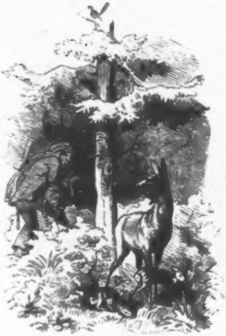


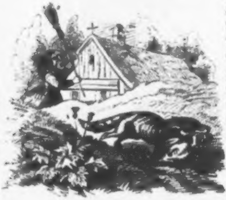


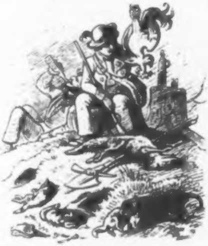


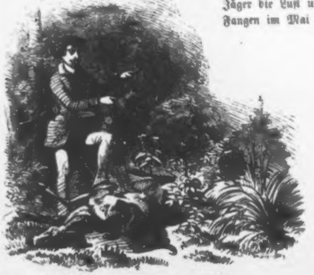
Mai.

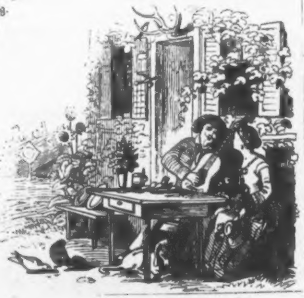
Des Maien Sonne, warm und klar,
Hegt jetzt, was der April gebar.
Er reift der Pflanzen bunte Bluth
Und wärmt und pflegt die junge Brut.
Dem Jäger iſt das gleichfalls recht,
Doch nicht für jegliches Geſchlecht.
Nach Raubgevögels ſtillem Horſt
Durchſucht er auf und ab den Forſt;
Stellt Fallen für den Marder an,
Fängt Iltis, Wieſel, wo er kann.
Auch mit den Füchſen hat er Noth,
Die beten nicht um „täglich Brod“.
Die ſtehlen wo 'was piept und kräht
Und fragen nicht wie's weiter geht.
Doch iſt der Fuchs auch noch ſo ſchlau,
Der Jäger gräbt ihn aus dem Bau.
Dagegen ſchützt er wohl und gut
Den jungen Satz, die junge Brut.
Kein Hund darf frei im Walde ſein
Und hetzen in's Revier hinein.
Auch kommt gerad in dieſer Zeit
Das Reh auf's Blatt, ganz ungeſcheut;
Jedweder leicht es ſchießen kann,
Das iſt dann für den Bauersmann
Die rechte und bequeme Jagd,
Auf ſolche Schützen hab' wohl acht.
Wo Kolbenhirſche häufig ſteh'n,
Da mag es hie und da geſcheh'n,
Daß wohl ein junger Praktikant
Zur Uebung wird hinaus geſandt;
Doch ſind ſie meiſtens noch gering.
'S hat ſeine Zeit ja jedes Ding.
Jäger die Luſt und Laune han
Fangen im Mai zu balzen an.

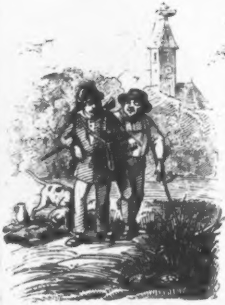




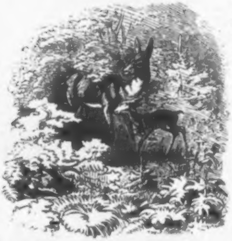


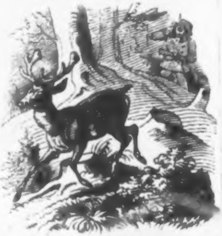


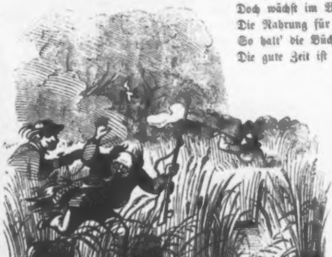


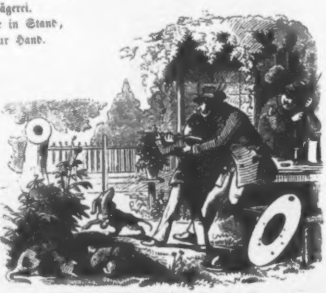


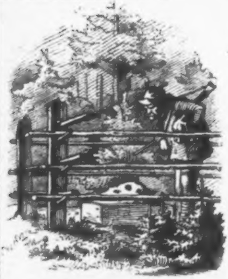
Der warme Monat Juni macht
Von Schonungszeit zur rechten Jagd
Den Uebergang. Noch iſt die Brut
Der meiſten Vögel unter Huth,
Und auch die Kälber ſind noch klein
Und wollen wohl gehegt ſein.
Das Birk- und Auerwild, und dann
Die Gans und Ente — der Faſan,
Die Schnepfe und das Reiherhuhn,
Rohrdommel, Mutter Storch dazu,
Die hocken fleißig jetzt zu Haus,
Und brüten ihre Eier aus.
Die Dammgeis ſetzt, die junge Rick,
Die Häſin wieder drei, vier Stück.
Das Thier mag mit dem Kalb allein
Am liebſten jetzt im Dickicht ſein.
Der Auerhahn ruht ebenfalls
Im dichten Wald von ſeiner Balz.
Dem Raubzeug aber ſtelle nach,
Das geht jetzt fleißig auf die Jagd
Für ſeine Jungen — keck und dreiſt.
Der Hirſch verfärbt ſich und wird ſein
Gras oder Kolbenhirſche ſind
Nun gut für Mann und Weib und Kind,
Und wenn Du einen Rehbock ſiehſt,
So ſchadet's nicht, wenn Du ihn ſchießt.
Auch junge Enten triffſt Du ja
In Teich und Moos ſchon hie und da.
Doch wenig noch das Jagen lohnt;
Der Juni iſt der Raſtemond,
Doch wächſt im Wald und Feld dabei
Die Nahrung für die Jägerei.
So halt' die Büchſe nur in Stand,
Die gute Zeit iſt nah zur Hand.

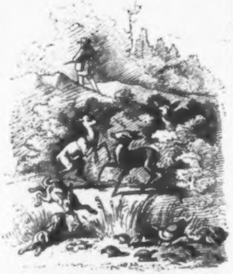






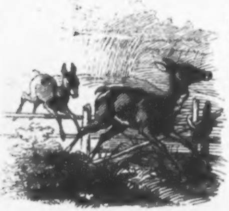


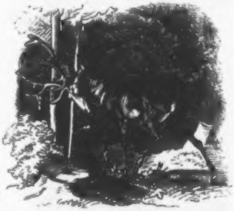


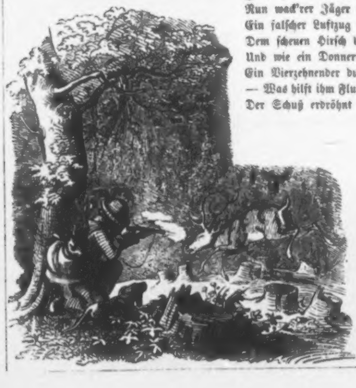


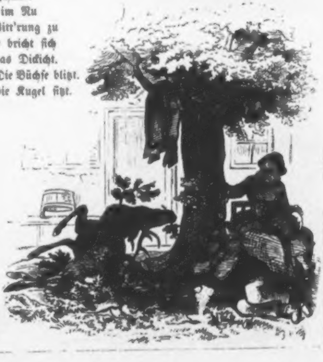
Juli

Im Juli-Mond der Sonnenſchein
Iſt Segen für des Wild's Gedeih'n
Und freudig zieht mit leichtem Sinn
Der Jäger durch die Waldung hin.
Er revidirt verſchied'ne Mal
Mit ſcharfem Blick der Sulzen Zahl,
Und mißt wohl auch mit kund'ger Hand
Die ſtärkſten Fährten, die er ſand.
Das lebt und webt jetzt allenthalb:
Das alte Thier mit ſeinem Kalb;
Das Reh im Wald, der Haſen Trupp;
Des Hühnervolks vergnügter Klub.
Im Teich der Enten flügge Zunft,
Der Rehbock ſelbſt in ſeiner Brunſt,
Der Hirſch, der, ſein Geweih vereckt,
Den Baſt abſchlägt, im Wald verſteckt.
Das Alles füllt ſein Herz mit Luſt,
Und hebt ihm froh und leicht die Bruſt.
Er trägt ja doch nun auch nicht mehr
Die Büchſe blos zum Staat umher.
Der Rehbock wird, ſo wie der Hirſch
Im Monat Juli ſchon gepirſcht,
Und wer's probirte, kennt und weiß
Das Luſtgefühl auf erſtem Schweiß.
Da plötzlich raſchelt — erſt noch leicht —
Ein Schritt im Laub — ein dürrer Zweig
Zerbricht und knickt. Jetzt wird es laut,
Nun wack'rer Jäger aufgeſchaut!
Ein falſcher Luftzug trug im Nu
Dem ſcheuen Hirſch die Witt'rung zu
Und wie ein Donnerwetter bricht ſich
Ein Vierzehnender durch das Dickicht.
— Was hilft ihm Flucht. Die Büchſe blitzt.
Der Schuß erdröhnt — die Kugel ſitzt.

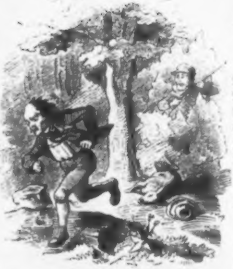


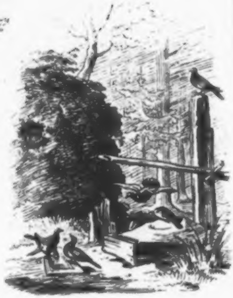




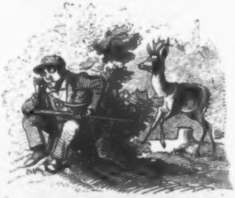


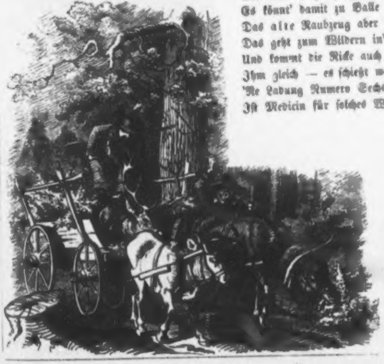
August.

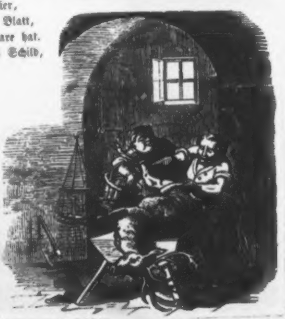




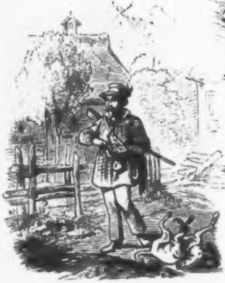
Das iſt des Jägers Wonnemond,
Da wird ihm Müh' und Fleiß belohnt,
Und mit dem friſchen Bruch am Hut
Schmeckt ihm ſein Pfeifchen doppelt gut.
Jetzt ſind die braven Hirſche feiſt,
Und auch der Rehbock kommt gar dreiſt
Aus dichtem Vorholz raſch auf's Blatt,
Zu ſeh'n wer ihn gerufen hat.
Neugier bekommt ihm freilich ſchlecht,
Denn iſt der Jäger waidgerecht,
So kehrt er nimmermehr zurück.
Nur manchmal hat er beſſer Glück
Und ſieht dann, allerdings erſtaunt,
Wer dorten hinter'm Buſch poſaunt.
Noch wählt die Sau zum Aufenthalt
Am liebſten ſich den dichten Wald,
Rothwild und Reh dagegen ſtellt
Sich gern in's Vorholz, nah zum Feld.
Die Enten in der Mauſer nun
Sich ein in's dickſte Röhrig thun.
Der wilden Tauben junge Brut
Iſt im Auguſt zum Eſſen gut,
Sie nehmen gern die Sulzen an,
Das weiß und nutzt der Jägersmann.
Das junge Raubzeug wirft zur Zeit
Auch ab ſein wollig Jugendkleid.
Der neue Pelz ſitzt glatt und ſchön,
Es könnt' damit zu Balle geh'n.
Das alte Raubzeug aber hier,
Das geht zum Wildern in's Revier,
Und kommt die Ricke auch auf's Blatt,
Ihm gleich — es ſchießt was Haare hat.
'Ne Ladung Numero Sechs auf's Schild,
Iſt Medicin für ſolches Wild.

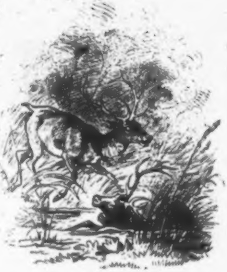


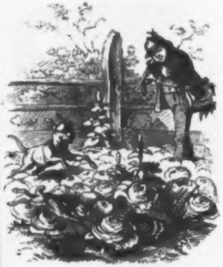


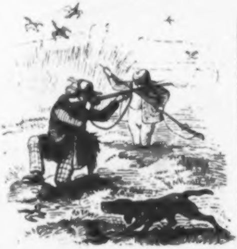


September

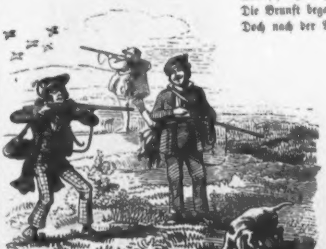


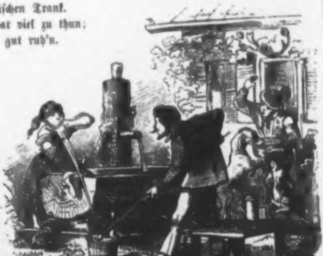


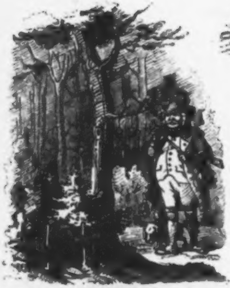


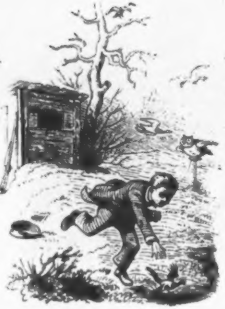


Der Monat iſt die rechte Zeit
Für alle Sorten Jägersleut,
Auf Haas' und Hühner, wenn ſich's macht,
Wo nicht — auf Spatz- und Katzenjagd.
Mit ſechs Pfund Schrot das Horn gefüllt,
Iſt Alles was ſie finden Wild.
Doch auch der rechte Jäger liebt
Die Hühnerſuche, denn ſie übt
Den Hund, und mit dem ſichern Rohr
Sucht er in Feldern, Wald und Moor.
Vom erſten Satz den jungen Haas',
Der wohl verſteckt im Kohle ſaß,
Die Becaſſine, den Faſan
Trifft er in Moos und Vorholz an,
Und ſchwirrend ſtreichet in der Näh'
Der Hühner Volk aus Kraut und Klee.
Selbſt Tyras, ſeines Werth's bewußt,
Ergebt ſich in beſond'rer Luſt;
Beim Ausgang zwar noch ungenirt,
Er iſt ja lange nicht geführt,
Doch kaum im Felde, zieht er an,
Und zeigt da was er leiſten kann.
Ein guter Hund, ein ruh'ger Schuß,
Da iſt auch die Jagd Hochgenuß;
Doch müſſen eben Hühner ſein.
Jetzt ſucht der Schütz und Hund allein
Und kehrt mit ſechs bis ſieben Stück,
Todmüd' bei finſterer Nacht zurück.
Indeſſen geht am heißen Tag
Der Hirſch der kühlen Suhle nach,
Und wälzt ſich dorten, ſtreckt ſich lang
Und ſchlürft behaglich friſchen Trank.
Die Brunſt begann — hat viel zu thun;
Doch nach der Arbeit iſt gut ruh'n.

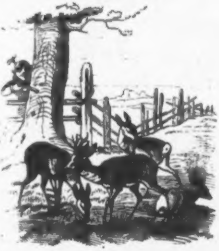


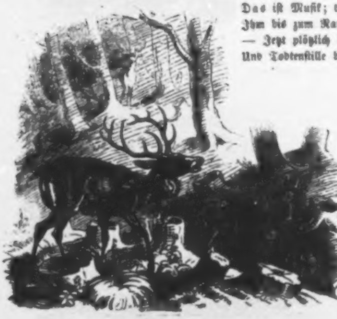


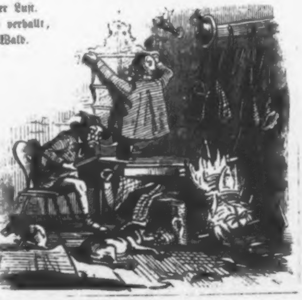


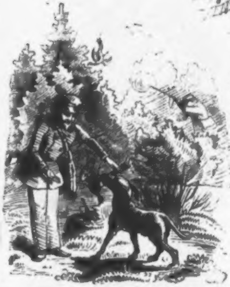


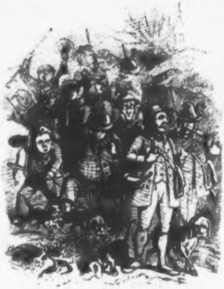
Kernbeißer, Miſtler, Krammetſer,
Die kommen jetzt vom Norden her
Und in den Sprenkeln fängt in Haſt
Sich mancher arme kleine Gaſt.
Auch Raubgeflügel folget dann,
Jetzt geht der Strich der Geier an.
In ſtiller Hütte, wohl geſchützt
Der ſehr geduld'ge Jäger ſitzt.
Der Hirſch, in voller Brunſt, wird nun
Ganz ungenießbar und darf ruh'n;
Doch blüht trotzdem noch mancherlei
Zu gutem Schuß der Jägerei.
Der feiſte ſtarke Schaufel-Hirſch
Wird nun getrieben und gepirſcht;
Dammwildpret auch — ein geltes Thier,
Ein Rehbock gleichfalls im Revier.
Auch für den Dachs beginnt zur Zeit
Diverſe Unbequemlichkeit,
Denn mit der Falle und dem Lauf
Paßt man dem armen Teufel auf.
Du lieber Gott, 's iſt allbekannt,
S'hat ſeine Laſt ja jeder Stand.
Und haſt Du je im Leben ſchon
Gehört den wunderbaren Ton,
Der aus dem Thal herüber drang
Wie Orgel- faſt, und Glockenklang?
S'iſt eines ſtarken Hirſches Schrei'n;
Dem Jäger zuckt's durch Mark und Bein,
Und lauſchend ſteht er und gebückt,
Und lautlos horcht er und entzückt.
Das iſt Muſik; das füllt die Bruſt
Ihm bis zum Rand mit hoher Luſt.
— Jetzt plötzlich iſt der Ton verhallt,
Und Todtenſtille herrſcht im Wald.



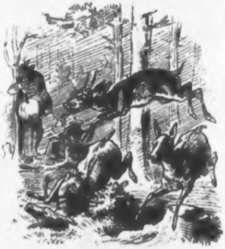


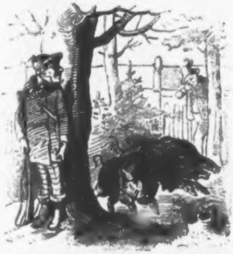


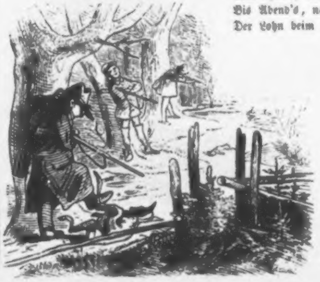


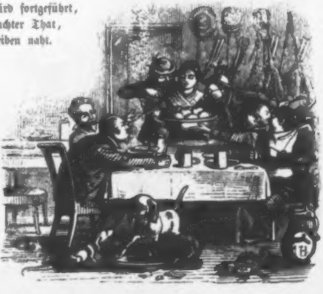


November naht; es ruht der Wald;
Die Nächte werden rauh und kalt.
Jetzt geht nun auch für den Faſan
Die Schußzeit und die Suche an,
Und wenn der Hirſch auch Ruhe hat,
Das alte Thier, an ſeiner Statt,
So ſehr man es bis jetzt gehegt,
Wird nun getrieben und erlegt.
Auch Sauen ſind im beſten Stand,
Mit dickem Weißen an der Wand,
Und ſolches Wild, ſtark und bewehrt,
Iſt ſicherlich des Jagens werth —
Doch auch nicht Jedermann's Plaiſir —
Es ſtellt ſich's Mancher kleiner für.
Das Raubzeug ſchickt die junge Brut
Auf's Stehlen aus; der Pelz iſt gut,
Da ſieht denn auch der Jägersmann,
Wo er den Dieb erwiſchen kann.
Sobald das Laub im Holze fällt,
Zieht ſich der Haſe in das Feld.
Zum Treiben läd't der Jäger ein;
Nun blüh'n die Haſenſchlächterei'n,
Und Hinz und Kunz, Patronen ſchwer,
Rückt luſtig aus mit Schießgewehr.
Was nicht geſchoſſen werden ſoll,
Bekommt die ganze Ladung voll
Und nur der Fuchs macht ſich davon,
Er kennt ja ſeine Leute ſchon.
Das ſchreit und tobet, pifft und pafft,
Der hat verladen — Jener gafft,
Der Jäger flucht und raiſonnirt;
Was thut's, die Jagd wird fortgeführt,
Bis Abend's, nach vollbrachter That,
Der Lohn beim Schüſſeltreiben naht.

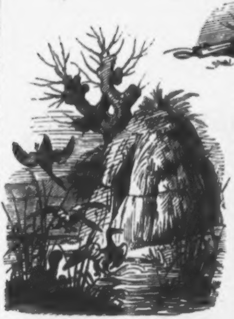


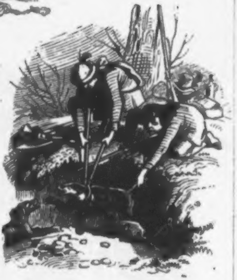






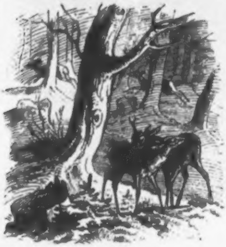
Dezember.

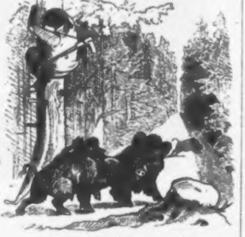


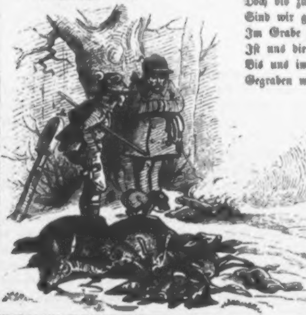


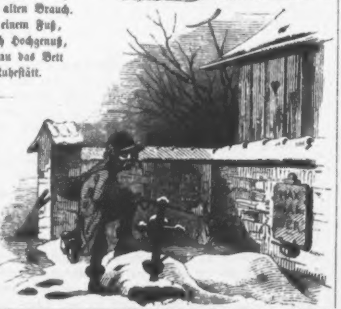
Im letzten Mond vom lieben Jahr
Da ſteht die Waldung nackt und baar.
Der Winter legt mit kalter Hand
Sein weißes Schneetuch über's Land.
Das Rothwild ſich in's Dickicht ſtellt;
Der Haſe zieht ſich aus dem Feld.
In dichten Rudeln ſteht die Sau;
Auch Vater Dachs liegt feſt im Bau.
Der Fuchs hält ſich in ſeinem Haus,
Geht nur bei gutem Wetter aus.
Der Marder ſucht der Dörfer Schutz,
Wo er den Hühnerſtall benutzt.
Der Edelmarder nur allein
Verſchmäht, des Bauern Gaſt zu ſein.
Für Gäns' und Enten paßt zur Zeit
Im Schirm man die Gelegenheit.
Der Rehbock ſteht und wirft auch gern
Auf neuen Schlägen ſein Gehörn.
Es treten auch die Keuler jetzt
In Brunſt, und das Gewehr gewetzt,
Sehr rückſichtslos wen es genirt,
Und wen es ſtört in ſeiner Ruh,
Wird mancher heiße Kampf geführt.
Der Nordwind heult den Takt dazu.

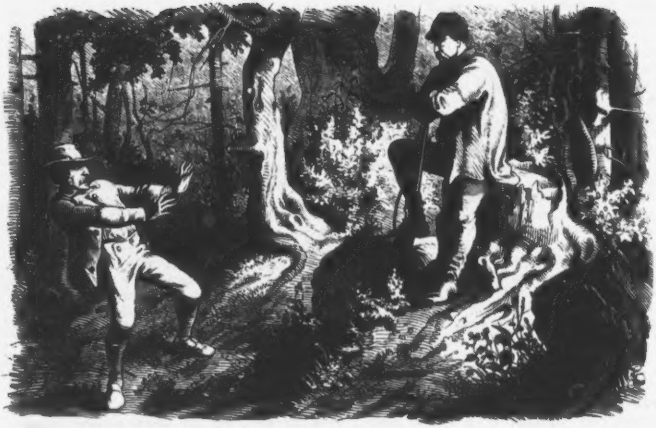
Das Jahr verſchwand — auch wir vergeh'n;
Du Waldesluſt ſo froh und ſchön.
Das Alter naht — das Haar gebleicht,
Hat uns der letzte Mond erreicht.
Doch bis zum letzten Monde auch
Sind wir getreu dem alten Brauch.
Im Grabe ſchon mit einem Fuß,
Iſt uns die Jagd noch Hochgenuß,
Bis uns im letzten Bau das Bett
Gegraben wird, zur Ruheſtätt.











Die Freikugel.

Der Frühling ſchickte ſeine ſonnigen Boten über das Land. Die Bäche ſchwollen von dem Schnee, den die warme Lenz-Sonne aus den Gebirgen ſchmolz. In den Thälern ſchauten ſchon die lieben Schneeglöckchen verſchämt, und doch ſo fröhlich aus dem jung keimenden Waldboden vor; die Amſel ſang ihr flötendes Lied von den Wipfeln der knospenden Bäume nieder; die Lerche jubelte ihren ſchmetternden Morgenſang zu Gottes Preis in die blaue reine Luft empor und — die Schnepfe ſtrich.

Das iſt die Zeit im Jahre, wo es auch dem älteſten von uns wieder warm um's Herz wird, mag ihn der Winter noch ſo eingeſchneit und ausgefroren haben; wo's in den Adern prickelt und in den Gliedern zieht, als ob unſer Körper plötzlich leichter geworden wäre, und mit den Wandervögeln auf- und fortziehen möchte über Berg und Thal, über Wald und felſige Schlucht hinaus, einem fernen, fremden, unbekannten Etwas zu.

Daß es dem Jäger in der Zeit beſonders froh und leicht um's Herz iſt — wer kann es ihm verdenken? Der lange Winter, mit dem vielen Stubenſitzen und Forſt-, Holz- und Rechnungſchreiberreien liegt hinter ihm, und er trägt die Flinte endlich nicht mehr nur zum Staat und aus alter Gewohnheit auf dem Rücken umher. Die Schnepfe ſtreicht, der Auerhahn und Birkhahn balzt, der Strich der Raubvögel geht an, oder iſt vielmehr ſchon im vollen Gang, da hat er alle Hände voll zu thun und iſt mit Liebe auch bei dem Geſchäft. Er wäre ja ſonſt kein Jäger.

Der Förſter Holler, der hoch oben im —ſchen Walde ſein kleines Forſthaus an einer hohen Buchen-Dickung ſtehen hatte, gehörte mit zu denen, die das erſte ſonnige Frühlings-Wetter nicht mehr im Hauſe litt. War er ſchon den ganzen Winter über nach Füchſen und anderem Raubzeug in ſeinem Revier im Schnee herumgeſtiefelt, die „Dintenklexereien" dem Aſſiſtenten überlaſſend, ſo kam er jetzt nur noch bei ſtockfinſterer Nacht zu Hauſe, und war Morgens vor Tagesanbruch ſchon lange wieder über alle Berge. Was ſollte er auch zu Hauſe?

Seine „Alte" brummte freilich, daß ſie des Mannes am Tage gar nicht mehr habhaft wurde, im Stillen aber freute ſie ſich doch auch wieder über deſſen Rüſtigkeit und friſchen

Lebensmuth, der mit dem Lenz nur neue Kraft gewonnen, und kam er Abends heim ſtand ſeine Suppe wohl gewärmt in der Röhre, und brach er Morgens lange vor Tag auf, den Kaffee verſäumte er deßhalb doch nicht, der dampfte, ehe er nur die Stiefeln an hatte, richtig auf dem Tiſche und ſchickte ihm ſeinen Labeduft entgegen. — Andere Frauen könnten ſich ein Beiſpiel an der Frau Förſterin Holler nehmen.

Es war übrigens nicht allein Frühlingswetter und Jagd-Luſt, die den Mann ſo thätig in ſeinem Reviere machte. Andere Urſachen lagen dem noch zu Grund, denn das Erbübel der Jägerei hatte ſeit einiger Zeit auch im —ſchen Walde begonnen, und nicht allein Ehre und Pflicht, ſondern auch die Liebe zu ſeinem Wild ihm geboten daſſelbe auszurotten. — Ich meine das Wildern.

Seit einiger Zeit waren an verſchiedenen Stellen des Waldes, beſonders in der Morgen- und Abenddämmerung, verdächtige Schüſſe gehört worden; die Holzmacher hatten ſogar ein eingegangenes altes Thier im Holz gefunden, deſſen Decke den erhaltenen Schrotſchuß deutlich genug verrieth, und es blieb keinem Zweifel mehr unterworfen, daß ein oder mehrere nichtsnutzige Subjecte in dem ihm anvertrauten Walde ihr geſetzloſes Weſen trieben.

Auf ſeinen Aſſiſtenten konnte er ſich dabei wenig oder gar nicht verlaſſen. Es war das ein junger Adeliger aus der Reſidenz, der das Forſtweſen hier bei ihm praktiſch ſtudiren ſollte und Nichts unlieber that, als draußen bei ſchlechtem Wetter im Walde zu liegen. Bei den Schreibereien war er ihm allerdings außerordentlich nützlich, ſonſt aber zu nicht viel zu gebrauchen und hatte auch noch außerdem — was den Jäger ganz beſonders ärgerte — nicht einmal „Paſſion für die Jagd.“ Heimlich ärgerte ſich Holler auch genug darüber, ſagte aber Nichts, denn Herr von Beiwitz war der Sohn ſeines Vorgeſetzten und ſonſt ein ganz guter gefälliger Menſch, was konnte er da weiter machen? Nur wenn der ſich draußen im Wald manchmal eine kleine Lorgnette zwiſchen Naſe und Auge klemmte, konnte der Jägersmann oft einen nur halbverbiſſenen Fluch kaum unterdrücken — nicht ſeinetwegen etwa, aber es kam ihm immer ſo vor, als ob das eine Beleidigung gegen den Wald ſelber wäre.

Mit dem jungen, überdieß etwas zarten Herrn war alſo Nichts anzufangen — er hätte ihn denn einfach als Wehr irgendwo hinſtellen müſſen — und Holler beging deshalb lieber ſelber ſeine Grenze, und lag von Früh bis Abend im Revier. Hatte er doch dabei auch ſeinen beſten Zeitvertreib. Die Auer-Hahnbalz war nämlich in vollem Gang; die alten Hähne balzten tüchtig, und mit dem etwas ſpät aber mächtig hereingebrochenen Frühjahr ließ ſich erwarten, daß das eben nicht ſehr lange dauern würde.

Am Schießen der Hähne lag ihm nicht beſonders viel. Ein ächter Jäger hat immer mehr Luſt am Aufziehen und Gedeihen des Wildes als am Abſchießen; iſt es ihm doch daſſelbe faſt, was dem Gärtner ſeine ſorgſam gepflegten Pflanzen ſind. Der Auerwildſtand war aber gerade in dieſem Revier vortrefflich und einige der älteren Hähne mußten abgeſchoſſen werden, dem jung aufwachſenden Geſchlechte Raum zu gönnen. Die alten Burſchen ſind gar zu neidiſch und herrſchſüchtig, und treiben, was ſie beſiegen können, nur zu gerne aus der Nähe ihres Balzſtandes fort.

Ein ſolcher, und einer der beſten im ganzen Revier, auf dem im vorigen Jahre allein zehn Hähne gebalzt, befand ſich an der ſogenannten Buchenleite, unfern der —ſchen Grenze und obgleich der Platz etwas entfernt und unbequem vom Forſthaus lag, war doch gerade hier die größte Wachſamkeit nöthig, etwa von drüben herüberkommenden Wilderern zu zeigen, daß ſie überall im Revier der Gefahr ausgeſetzt wären entdeckt zu werden.

Förſter Holler hatte ſich auch heute dorthin aufgemacht und zwar — nach einem vergeblichen Verſuche Herrn von Beiwitz munter zu bekommen — allein.

Es war ein wundervoller Morgen in der zweiten Hälfte des April, der Sonnabend vor dem hl. Oſterfeſt. Kein Lüftchen regte ſich, und am Himmel funkelten noch die hellen zitternden Sterne in all ihrer Pracht und Herrlichkeit. Nur ein Käuzchen drinn im Wald meldete mit ſeinen klagenden Lauten den nahenden Tag, ſonſt lag Todtenſtille auf dem Forſte. Man konnte das Fallen der einzelnen Thautropfen hören, die von den Zweigen in kürzeren Zwiſchenräumen hie und da niederſchlugen.

Holler ſchritt rüſtig vorwärts und eine Schneuße entlang, die eine junge Kieferpflanzung von dem unteren Theile der Buchenleite trennte. Der Weg war hier dicht mit Moos bewachſen, und das von den Buchen an ſeiner Rechten niedergewehte Laub zu feucht, unter dem Fuß zu raſcheln. Sein Morgenpfeifchen dabei in voller Gluth, mit dem doppelten Genuß der friſchen Luft und des alten Knaſters, wanderte er raſch und doch vollkommen geräuſchlos auf dem breiten Aushau hin, bis er in die Nähe des ihm wohlbekannten Balzſtandes kam.

Ein Fuhrweg lief hier quer durch den Wald, und ein alter Invalide von Wegweiſer, der den einen halb heruntergebrochenen Arm in der Binde zu tragen ſchien, ſtand dort, von wo aus der Förſter die Schneuße verlaſſen und die Buchenwand hinaufſteigen mußte.

Vorſichtig klopfte er hier erſt ſeine eben leer gewordene Pfeife aus, räuſperte ſich laut, und huſtete ein paar Mal, Bruſt und Hals frei zu bekommen um nicht ſpäter zur unrechten Zeit fatales Geräuſch zu machen, ſchob ſeine Pfeife dann in die Taſche, und ſtieg langſam den ziemlich ſteilen Buchenhang hinan.

Vier- oder fünfhundert Schritt mochte er ſo zurückgelegt haben, ohne weiter irgend etwas zu beachten als eben kein heruntergebrochenes Holz zu zertreten, und ſo wenig Geräuſch als möglich zu machen, als er zum erſten Mal ſtehen blieb und horchte. — Noch immer herrſchte Grabesſtille im Walde und nur nach rechts und links wandte er manchmal ſchnell den Kopf, wenn das fallende Geräuſch eines ſchweren Tropfens ihn das faſt ähnlich klingende erſte „Klipp“ des Auerhahns vermuthen ließ. — Aber es war Nichts, und der Morgen jedenfalls noch nicht weit genug vorgerückt, die Hähne zu verleiten ihren Liebesſang zu beginnen. Weiter vorgehen durfte er aber auch nicht, wenn er nicht befürchten wollte einen der ſcheuen Vögel aufzujagen und dadurch die andern ebenfalls aufmerkſam zu machen. Ruhig blieb er daher an die Buche gelehnt, unter der er gerade ſtand, und ſchüttelte nur manchmal halb ärgerlich mit dem Kopfe, wenn er, in alter Gewohnheit und ganz in Gedanken in die Taſche gegriffen hatte, ſeine Pfeife und ſein Feuerzeug wieder heraus zu holen. Hier war kein Ort zum Feueranſchlagen und das Rauchen mußte er ſich jetzt ſchon auf ein Stündchen vergehen laſſen.

Eine halbe Stunde hatte er ſo geſtanden — im Oſten konnte er gerade den erſten noch ganz matten grauen Dämmer-Schein des nahenden Tages erkennen, der bis jetzt noch wenig mehr that, als daß er die unteren Sterne bleichte.

„Klipp! — klipp — — klipp — — kelipp!“ ſchallte es da plötzlich mit dem eigenen wunderbaren Laut des balzenden Auerhahns durch den dunklen, ſchweigenden Wald, und jenes merkwürdige Gefühl, das auch den älteſten Jäger beim plötzlichen Erkennen oder Hören eines Wildes erfaßt — griff dem Förſter wie mit kalter Fauſt an's Herz und machte es raſcher ſchlagen. — Aber es war auch nur ein Moment. Im nächſten Augenblicke ſchon zuckte ein ruhiges, ſelbſtgefälliges Lächeln über die gutmüthigen Züge des Jägers, und nur das Ohr neigte er jetzt der vermutheten Richtung zu, woher er die Töne zu vernehmen geglaubt, ſich der genauern Stelle zu verſichern, auf welcher der Vogel ſtand. Jeder Jäger weiß ja wie eigenthümlich der Laut oft täuſcht und, je nachdem der balzende Vogel den Kopf dreht, bald von da, bald von dort zu kommen ſcheint.

„Klipp — klipp!“ klang es wieder nach kurzem Zwiſchenraume herüber — und jetzt: — klipp — klipp — klipp — auch von dort drüben herüber, ein Stück noch an der Wand hin. Das waren zwei Hähne die hier ſtanden, und Holler beſchloß vor allen Dingen das weitere Balzen abzuwarten und dann anzuſpringen. Vielleicht ließ ſich doch mit dem dämmernden Tage der ſtärkere Vogel erkennen, und wenn er den auch nicht gleich heute ſchoß, war ihm der ſchon auf einen anderen Tag gewiß.

Beide Hähne begannen jetzt lebhafter ihr wunderliches Liebeslied, und von weiter zur Rechten fiel ſogar noch ein Dritter ein — aber leiſer, ſchüchterner, als ob er ſich in der Geſellſchaft ſeiner ſtärkeren Nachbarn und Nebenbuhler noch etwas genire.

Es iſt etwas Wunderbares, Geheimnißvolles um dieſe Jagd, die auf den Schützen einen ganz eignen gewaltigen Zauber ausübt. Die frühe Stunde, der dunkle, lautloſe Wald, über den ſich die funkelnde Sternendecke ſpannt und nun — der erſte Laut im weiten düſtern Forſt, jenes eigenthümlich fremdartige Geräuſch des ſonſt ſo ſcheuen und ſchlauen Vogels, der in dieſem Liebestaumel alles Andere um ſich her vergißt, und ſo lange dieſes ſogenannte Balzen währt, vollkommen taub und blind wird gegen jede Gefahr. Was für eine Einbildungskraft ſo ein Burſche haben muß, ganz allein da oben auf einem Aſte, nur in der Vorahnung künftigen Liebesglücks, ſchon den Kopf dermaßen zu verlieren, daß er mit geſchloſſenen Augen und geſträubten Federn dem grünen rauſchenden Wald ſeinen Jubel entgegenſingt.

Das Klippen ringsumher wurde indeſſen ſtärker, der bewußte Hauptſchlag folgte, nach dem, oder mit dem vielmehr, der Vogel in jene, etwa fünf Sekunden dauernde Verzückung geräth, und Holler ſtrich ſich lächelnd und vergnügt den Bart, als er das wunderliche Schleifen und eigentlich Zwitſchern der alten Hähne hörte.

„Brav gemacht, alter Junge,“ murmelte er dabei halblaut vor ſich hin, als der ihm nächſte gerade ſeine Arie beendete und unmittelbar dahinter wieder an zu klippen fing, „Dir haben die Buchenknoſpen die Stimme noch nicht verdorben und Du wirſt Aufſehen und Bewunderung unter den Damen-Hennen erregen — wenn Dir nicht vor der Zeit ein Unglück begegnet. — Muß Dich doch einmal etwas mehr in der Nähe beſehen.“

Wie der Doppelſchlag geſchehen war, that der Förſter, das Gewehr dabei von der Schulter nehmend, ſeine drei Sätze nach vorn und blieb ſtehen, während der Vogel auf ſeinem Aſte noch ſein Schluß-„Tiarie“ zwitſcherte, das dem langgezogenen Locken eines Rebhuhns nicht unähnlich iſt — wenn es ſich überhaupt mit irgend etwas vergleichen ließe. Wieder begann der Auerhahn zu klippen und der Förſter ſprang bis auf etwa vierzig oder fünfzig Schritt an.

Hier weiter oben lag noch etwas Schnee, den der Winter in einzelnen Windwehen und Höhlen liegen gelaſſen hatte. Freie Stellen waren allerdings überall dazwiſchen, die gerade Richtung beibehaltend, konnte er aber einige ſolche Flecke nicht vermeiden, wo dann der Schnee allerdings unter ſeinem Fuße knarrte. Das that jedoch nichts. So lange er nur die kurze Zeit des Balzens genau einhielt, mochte er Lärm machen ſo viel er wollte. Jetzt aber, einen etwas freieren Fleck überſpringend, war es ihm, gerade als er ſelber hielt, als ob er weiter oben ebenfalls das Geräuſch des knarrenden Schnees gehört hätte, und das, für jeden nicht dahin gehörenden Laut empfängliche Ohr des Waidmanns, horchte geſpannt nach jener Richtung zu. — Aber es war Alles todtſtill — ſelbſt der Auerhahn hatte aufgehört zu balzen, als ob auch er über irgend etwas mißtrauiſch geworden ſei.

Holler ſtand in einer keineswegs bequemen Stellung, den einen Fuß im tiefen Schnee, den andern, halb auf der oberen weichen Kruſte ruhend, die er aber nicht hart drücken durfte, wenn er den jetzt vollkommen aufmerkſamen und dem geringſten Laut horchenden Vogel nicht augenblicklich verſcheuchen wollte — und der ſaß todtenſtill. Weiter nach rechts und links balzten die Hähne ruhig weiter, aber der Nächſte rührte und regte ſich nicht, und das rechte Bein that ihm ſchon ſo weh, daß er es kaum noch aushalten konnte. — Da fing der Hahn wieder langſam an zu klippen — freilich immer noch vorſichtig, und wie zwiſchen jedem Ton niederhorchend; aber er fing doch an, und vergaß bald, daß unter ihm irgend eine Gefahr lauern könne.

Mit einem aus tiefſter Bruſt heraufgeholten „Gott ſei Dank“ trat der Förſter nach dem erſten Hauptſchlag in den

Schnee, und behielt eben noch Zeit ſich feſtzuſtellen. Der Hahn machte wieder eine Pauſe, aber nicht ſo lang wie die vorige. Er war jedenfalls ſicher geworden und balzte bald ſo flott wie je.

Drei oder vier Mal war der Förſter noch angeſprungen und wieder hatte er den raſchelnden Laut über ſich gehört, als plötzlich ein anderer Hahn herbeigeſtrichen kam, und über dem noch im Wipfel ſtehenden auf den Boden einfiel. Hier begann er augenblicklich zu ſchleifen, den Nebenbuhler zum Kampfe heraus zu fordern, und dieſer, ob ſolcher Keckheit erzürnt, ließ denn auch nicht lange auf ſich warten. Mit ſchwerem Flügelſchlag ſtrich er ab, und Holler konnte deutlich hören wie ſchon im nächſten Augenblicke die beiden kämpfenden Hähne hart aneinander geriethen.

Stumm und erbittert hackten ſich die beiden Feinde mit den ſchweren Schnäbeln, ſchlugen ſich mit den Flügeln, hieben nach einander mit den Sporen, und faßten ſich dann und riſſen ſich herüber und hinüber. Das war der günſtige Moment zum Anſchleichen, obgleich der Jäger auch hier die größte Vorſicht gebrauchen muß, wenn nicht einer der beiden Hähne ſein Annahen gewahren ſoll. Trotz des erbitterten Kampfes paſſen ſie doch gut genug auf das auf, was um ſie her vorgeht.

Die hohe, moosbewachſene Wurzel eines alten, früher einmal vom Winde umgeworfenen Stammes benutzend, glitt Holler auf dieſe zu, und richtete ſich eben langſam auf, darüber hin zu ſehen und ſich den nächſten Platz zum Anpirſchen auszuſuchen, als plötzlich, gar nicht weit von ihm entfernt, ein Schuß donnernd durch den Wald dröhnte.

Holler knickte zuſammen als ob er ſelber getroffen wäre, ſo überraſcht hatte ihn die unerwartete Nähe des Wilderers; aber das getroffene Wild ſelber brachte ihn bald wieder zu ſich. Der eine der Hähne ſtrich allerdings ab, weit durch die Bäume hin und dann hoch über das Thal hinüber, den gefährlichen Platz ſo weit als möglich hinter ſich zu laſſen. Der andere aber, der ebenfalls die Schwingen gebrauchen wollte, ſtürzte wieder zurück, hob ſich auf's Neue, flatterte eine kurze Strecke den Hang hinab, und rollte dann ſchnurſtracks auf die Wurzel zu, hinter der der Förſter, ſein Gewehr im Anſchlag lag.

Raſche ſpringende Schritte wurden laut. Der Wilderer wollte ſich ſo ſchnell als möglich ſeiner Beute verſichern, und die abgeſchoſſene einläufige Flinte in der linken Hand, kam er die ziemlich ſteile Buchenwand herunter. Hier lag der Vogel und klappte noch mit den ſchweren Flügeln — Holler hatte ihn an einem derſelben gefaßt und halb zu ſich hinter die Wurzel-Wand gezogen. — Jetzt ſtreckte der Wilderer den Arm darnach aus und im nächſten Augenblick ſaß ihm die Fauſt des Jägers an der Kehle.

„Hab ich Dich — mordverbrannter Halunke!“ rief er dabei, während er den zum Tod Erſchreckten mit voller Gewalt zurückdrängte und dadurch zu Boden warf — „wart Himmelhund, Dir ſoll das Wildern für eine Zeit gelegt werden.“

„Ach, beſter Herr Förſter — ich bitte Sie um tauſend Gotteswillen, machen Sie mich nicht unglücklich,“ bat der alſo Ertappte, „ich will ja in meinem ganzen himmliſchen Leben“ —

„Muckſe Dich, Beſtie und ich ſchieße Dir“ —

„Herr Jeſus!“ ſchrie der Mann, als der Jäger die Flinte in die Höhe reißen wollte, nicht etwa um zu ſchießen, ſondern nur den Burſchen zum Gehorſam zu zwingen, daß er ihn mit fortnehmen und an die Behörden einliefern könne. „Herr Jeſus im Himmel!“ und mit den Worten griff er in der Angſt vor dem geladenen Gewehre nach dem Lauf, rutſchte mit der Hand daran nieder, und ſchlug gegen die Drücker, daß ſich beide Läufe zugleich in die Luft entluden.

Dadurch gewann der Gefangene aber neuen Muth. — Er konnte nicht mehr geſchoſſen werden, und wenn es ihm jetzt gelang ſich dem Griff des Förſters zu entwinden, war er gerettet. Eben ſo gut wußte aber auch dieſer, daß er jetzt allein auf ſeine Körperkraft angewieſen ſei, den Ertappten feſtzuhalten, wenn er auch noch nicht recht einſah, wie er ihn transportiren wolle. Ohne ſich aber zu beſinnen, ließ er, in demſelben Moment wo ihm die beiden Schüſſe aus den Röhren fuhren, deſſen gefaßten Rock los, und umſchlang den Wilderer mit beiden Armen.

Dieſer war übrigens ein junger und kräftiger Burſche, und ſich gewaltſam emporraffend, gelang es ihm hinter der Wurzel, hinter die er gefallen war, vorzukommen. An dem ziemlich ſteilen Hang konnten jetzt die Ringenden nicht mehr feſten Fuß faſſen, und rollten nun zuſammen eine Strecke bergab, wobei der Förſter bald oben auf bald unten hin kam — aber los ließ er nicht. Mit vollkommen ruhigem Blute wich er dabei auch jeder in dem Sturze liegenden Gefahr aus, und als ſie, die glatte Wand niederrutſchend, gegen einen Baum anprallten, warf er ſich raſch zurück, und drückte den Wilddieb vor, der auch im nächſten Augenblicke mit dem Kopfe gegen das harte Holz anſchlug und halb betäubt in ſeinem Griffe nachließ.

Trotz dieſes momentanen Sieges hatte der Förſter aber doch gemerkt, daß er nie im Stande ſein würde den kräftigen und jetzt noch außerdem zur Verzweiflung getriebenen Burſchen wirklich feſtzuhalten. Sein Geſicht konnte er ebenfalls in der kaum anbrechenden Dämmerung nicht erkennen, und ohne ſich deshalb zu beſinnen, benutzte er entſchloſſen den vielleicht nie wiederkehrenden Moment, ihn zu zeichnen. Im Nu hatte er ſeinen Genickfänger gezogen, und ehe ſich der halb Betäubte wieder vollſtändig erholen konnte, dieſem das rechte Ohrläppchen abgeſchnitten. Kaum war das geſchehen, ſo ſprang der Wilderer in die Höhe, ſtieß den Förſter von ſich und rannte ſo raſch ihn ſeine Füße trugen, den Hang hinab und in das nächſte Kieferdickicht hinein.

„Lauf Canaille,“ brummte aber der Jäger ingrimmig lachend hinter ihm drein, „hab' ich mir doch Deine Viſitenkarte behalten, und werden wir uns ſchon einmal finden, ehe Dir Dein Ohrläppchen wieder gewachſen iſt. Teufel noch einmal ſchweißt der Burſche — wenn ich meinen Hund hier hätte, könnten wir eine prächtige Nachſuche zuſammen halten. Werd' ihn mir auch holen, und nachher wollen wir einmal ſehen wo der Geſell zu Hauſe iſt.“

Damit ſchob er ſeinen Genickfänger wieder in die Scheide zurück, wickelte ſich das Ohrläppchen in ein Stück Papier und ſtieg dann den Hang wieder hinauf, die beiden Gewehre und den erlegten Auerhahn an ſich zu nehmen.

Er ließ ſich wirklich die Mühe nicht verdrießen, nachdem er die erbeutete Flinte und das erlegte Wild in Sicherheit gebracht, mit dem Hunde noch einmal nach jener Stelle zurückzukehren. Dieſer nahm auch augenblicklich den Schweiß an und folgte ihm eine ziemlich weite Strecke in das Kieferdickicht hinein. Dort aber mußte ſich der Verwundete verbunden haben, oder er hatte aufgehört zu bluten. Ein paar Stück Wild, die ſich hier geäſt, machten den Hund ebenfalls irr, und er blieb auf den Fährten der Letzteren, ohne die des Menſchen weiter zu beachten. Holler mußte gegen Mittag unverrichteter Sache wieder nach Hauſe zurückkehren.

2.

Helzig.

Eine gute Stunde vom Forſthaus entfernt und nicht weit von der —ſchen Grenze, an die ſeine Fluren ſtießen, lag das kleine Städtchen Hülſen — ein ärmliches Neſt, deſſen Bewohner ſich größtentheils durch Holzdiebſtahl und Bettelei ernährten. Eine Zündhölzchen-Fabrik trug außerdem dazu bei, die jung aufwachſende Bevölkerung, indem ſie ihr einen kümmerlichen Erwerb gab, gleich in ihrem Keime zu verderben, und krank und elend zu machen. Sonſt beſchäftigten ſich die Bewohner deſſelben noch theils mit Holzſchnitzereien, die ſchlecht genug bezahlt wurden, theils mit Weben, und friſteten damit ein kümmerliches Daſein.

Die einzige wohlbeleibte und behäbige Perſon im ganzen Orte war der Sakriſtan der kleinen Kirche, die auf einem niederen Hügel inmitten des Städtchens ſtand, und manches Jahrhundert ſchon hatte über ſich hingehen ſehen. So feſt und ehrwürdig der wackere Mann aber auch ſonſt einherſchritt, und ſo langſam und bedächtig er gewöhnlich in ſeinen Bewegungen war, ſo geſchäftig und thätig ſchien er heute Morgen, am erſten Oſterfeiertage, wo ihm die Pflicht oblag, einem alten Gebrauche nach, das kleine Gotteshaus mit knoſpenden Birken-Reiſern, und wenn die fehlten, mit grünen Tannen zu ſchmücken.

Der Mann, der ihm das Material dazu gewöhnlich beſorgte und deſto beſſer ſein Amt erfüllte, je weniger wähleriſch er war, wo er gerade die beſten Reiſer und Büſche herbekam und auf weſſen Grund ſie wuchſen, hatte ihn heute Morgen entſetzlich lang warten laſſen. Die Sonne war auch wirklich ſchon im Aufgehen, als er endlich mit einem hochbeladenen Handwagen vor der Kirchenthür hielt, und dort von dem ungeduldigen Sakriſtan empfangen wurde.

„Aber Helzig, wo um des Himmelswillen bleibt Ihr heute ſo lang? Geſtern den ganzen Tag habt Ihr Euch nicht ein einziges Mal ſehen laſſen, und heute lauf' ich ſchon eine volle Glockenſtunde hier in reiner Verzweiflung auf und ab. Herunter nur jetzt mit dem Zeuge, daß wir die Kirche in Ordnung bringen, ehe es zum dritten Male läutet. — Was fehlt Euch denn? — habt Ihr Zahnſchmerzen?“

„Heilloſe“ ſagte der Mann, die eine Hand an den verbundenen Backen legend, während er mit der andern das Seil löſte, daß ſeine Reiſer-Ladung zuſammen hielt — „habe mich die ganze Nacht ſchon und geſtern damit herumgequält.“

„Laßt Euch den Zahn herausreißen,“ ermahnte der Sakriſtan, ohne weiter große Notiz von dem Schmerzbehafteten zu nehmen, „was quält Ihr Euch ſo lange mit einem kranken Knochen herum. — So Dich Dein Auge ſchmerzet — aber mit dem Wagen voll werden wir kaum langen.“ —

„Ich habe nicht mehr ſchneiden können“ brummte der Mann — „die Birken haben noch nicht ordentlich ausgeſchlagen und — die Schmerzen waren auch ſo arg, daß ich nicht weit danach gehen konnte. Es wird wohl reichen.“

„Dann helft mir nur jetzt, daß wir raſch damit fertig werden. Na ja — da läutet's ſchon zum erſten Mal; dem Eſel vom Schulmeiſter geht die Uhr auch immer eine halbe Stunde vor, daß er nur ja wieder früh genug zum Eſſen nach Hauſe kömmt.“

Die beiden Männer gingen jetzt eifrig daran die kleine Kirche mit den grünen Reiſern zu ſchmücken, was auch ziemlich raſch förderte. Die Klammern und Nägel dazu ſaßen ja noch von früheren Jahren her feſt in den Wänden, und ſie hatten wenig mehr zu thun, als die Büſche eben an den beſtimmten Stellen einzuſchieben und hie und da feſtzubinden. Schon mit dem zweiten Läuten waren ſie fix und fertig und der Sakriſtan fuhr in den für ihn bereitliegenden Amtsrock, um mit Ruhe dem Beginn der feierlichen Handlung entgegen zu ſehen.

Helzig, der ſeinen Karren ſchon vorher aus dem Wege und auf die Seite geſchoben hatte, war noch in der Nähe des Altars mit dem Befeſtigen der letzten Büſche beſchäftigt und blieb dann, die Hände in die Taſchen ſchiebend, neben der heiligen Stelle ſtehen, von dem Sakriſtan, ehe er die Kirche verließ, ſein übliches „Trinkgeld“ zu erwarten.

Wie er ſo daſtand, fiel ſein Blick zufällig auf den Altar, auf dem, unter einer breiten, niederen Glasglocke, eine Menge der verſchiedenartigſten Gegenſtände lagen: Kleine ſilberne Füße und Hände, auch Augen, die fromme Menſchen nach einer an dieſen Gliedern haftenden Krankheit hier dem Himmel oder dem Schutzpatrone der Kirche geweiht hatten. Mitten dazwiſchen aber lag eine ganz gewöhnliche Bleikugel.

„Hier Freund, iſt Euer Geld“ ſagte da der in ſeinem Amtsrock zurückkehrende Sakriſtan — „und wenn ich Euch rathen ſoll, ſo macht daß Ihr zu Hauſe kommt und Euch umzieht, damit Ihr den Gottesdienſt nicht verſäumt, oder nachher die Predigt hört.“

„Dank Euch,“ ſagte Helzig, einen flüchtigen Blick auf das Geld werfend und dieſes dann in ſeine Taſche ſchiebend, — „aber — könnt Ihr mir wohl nicht ſagen was es für eine Bewandtniß mit der Kugel hat, die da unter der Glasglocke auf dem Altare liegt?“

„Die Kugel?“ ſagte der geiſtliche Mann, einen flüchtigen Blick nach der bezeichneten Richtung werfend, „ja ſo, die da; das iſt eine Freikugel!“

„Eine Freikugel?“ rief Helzig raſch und erſtaunt — „aber wie kommt die hierher? — und — was iſt eigentlich eine Freikugel?“

„Ja, da hätt' ich jetzt Zeit Euch eine lange Geſchichte zu erzählen,“ rief der Sakriſtan — „da kommen wahrhaftig ſchon die Leute zum Gottesdienſt. Macht daß Ihr fortkommt, Helzig, denn Ihr habt noch kein ſonntägliches Kleid an. Halt, Ihr könnt dort gleich durch die Sakriſteithür hinausgehen, daß Ihr den Kirchengängern nicht begegnet.“

Helzig folgte dem Rathe; lag ihm doch ſelber daran, mit den Andern ſo wenig als möglich zuſammen zu treffen. Raſch verließ er deshalb die Kirche und ſuchte ſeine eigene kleine, am äußerſten Rand des Städtchens liegende Wohnung wieder auf. Er war übrigens in einer verzweifelten Stimmung, die aber keineswegs von Zahnſchmerzen herrührte. Dem Zahn zu Gefallen hatte er ſich das Geſicht auch nicht etwa verbunden, ſondern nur ſeinem Ohr zu lieb, an dem merkwürdiger Weiſe ſeit dem geſtrigen Morgen ein Stückchen fehlte, ohne daß er ſich ſelber genau Rechenſchaft darüber zu geben wußte, wie das geſchehen ſein konnte.

Seit längeren Jahren ſchon hatte er heimlicher Weiſe das Geſchäft eines Wilddiebs mit vielem Glück betrieben; mit vielem Glück in ſo fern nämlich, daß er nicht dabei erwiſcht worden, wenn er auch ſonſt ein zu ſchlechter Schütze war, vielen anderen Erfolg davon zu haben — jetzt aber ſaß ihm das Meſſer an der Kehle. Daß ihn der Förſter drüben nicht kannte wußte er; jedenfalls hatte ihm der kaum angebrochene Tag am geſtrigen Morgen nicht verſtattet ſein Geſicht ſo deutlich zu erkennen, ſpäter vor Gericht darauf ſchwören zu können, und einmal flüchtig glaubte er ſich in voller Sicherheit — aber das Ohrläppchen. — Wie um Gotteswillen konnte er das verloren haben?

War es ihm im Kampfe abhanden gekommen, an einer ſcharfen Wurzel oder einem Dorn hängen geblieben, ohne daß der Förſter darum wußte, dann ſchadete es gar Nichts — das heilte in ein paar Tagen wieder und kein Menſch brauchte deshalb eine Ahnung zu haben, wo und wie er es verloren. Seine Flinte kannte überdies Niemand, ja die Leute wußten nicht einmal daß er ein Gewehr im Hauſe hatte, ſo geheim hielt er ſein etwas gefährliches Gewerbe. Aber — ſoviel er vor ſeinem kleinen Stückchen Spiegelglas zu Haus geſehen — glich die Wunde weit eher einem Schnitt als einem Riß, und wenn ihn der verwünſchte Jäger damit gezeichnet hätte. — Er biß in Wuth und Ingrimm die Zähne auf einander, und das Herz ſchlug ihm faſt hörbar in der Bruſt, wenn er jetzt an mögliche gerichtliche Vorladungen, Verhöre und — Zuchthausſtrafe dachte.

Den erſten Oſterfeiertag, das Friedensfeſt für alle Chriſten, verbrachte Helzig ſolcher Art in peinlicher Angſt in ſeinem eigenen kleinen Hauſe, das er mit ſeiner alten Mutter allein bewohnte. Dieſe hatte übrigens keine Ahnung von dem geſetzloſen Gewerbe das ihr Sohn zu Zeiten trieb, und glaubte ihn, wenn er oft ſo lange ausblieb, nur ſeinen Geſchäften nachgegangen. Seinem Geſchäfte nach war er nämlich ein Schloſſer, und daß das ſchlecht ging wußte ſie wohl, hielt aber immer die ſchlechten Zeiten für die Urſache und ihren Sohn, an dem ſie mit aller Liebe hing deren ein Mutterherz fähig iſt, für einen ſo ordentlichen braven Menſchen, wie nur das Städtchen barg.

Die draußen vorgegebenen Zahnſchmerzen ſchützten ihn übrigens auch hier vor läſtigen Fragen, und ſtill und brütend, ſeinen eigenen unbehaglichen Gedanken nachhängend, ſaß er hinter dem Ofen in der kleinen Stube, bis der Abend endlich hereinbrach und es ihn nicht mehr im Zimmer litt. Er mußte hinaus, mußte hören ob noch Nichts im Ort über ſeinen Unfall bekannt geworden, und beſchloß deshalb in die Schenke oder das Wirthshaus hinauf zu gehen, wo der heutige Sonntag Abend eine Menge Leute verſammelte. Auch das Tuch nahm er ab. Das Blut war ſchon lange an der Wunde feſtgeronnen, und ſein ziemlich langes Haar bedeckte ihm ohnedies die Ohren.

Unfern von ſeinem Hauſe, das, wie ſchon geſagt, an dem äußerſten Ende des Städtchens, eigentlich ſchon davor lag, begegnete er dem Sakriſtan der, „nach des Tages Laſt und Hitze,“ wie er ſich ausdrückte, einen kleinen Spaziergang gemacht hatte, und eben wieder zu Hauſe zurückkehrte. Nach jener Richtung zu lag ein ihm gehörender Kartoffelacker, den ihm ein Grundbeſitzer mitpflügte und beſteckte, und er ſchien die Gelegenheit benutzt zu haben, dort gleich einmal mit nachzuſehen ob jener auch ſeine Pflicht gethan.

„Nun, Helzig, wie ſteht es mit den Zahnſchmerzen?“ redete er dieſen, den er gleich neben ſeinem Häuschen überholte, an, „iſt es beſſer? — Ich habe Euch aber nicht in der Kirche geſehen?“

„Nein — war auch nicht drinn',“ brummte der Mann, „wenn's Einem ſo in der Kinnlade reißt, vergeht Einem die Andacht zum Singen. Jetzt iſt's beſſer und da —“

„— wollt' Ihr nun im Wirthshaus das nachholen, was Ihr heute in der Predigt verſäumt habt, he? —“

„Könnten's errathen haben,“ brummte Helzig verdrießlich vor ſich hin, — „ein Vergnügen muß der Menſch doch haben.“

„Helzig, Helzig,“ warnte ihn da mit in die Höhe gezogenen Brauen und erhobenem Finger der fromme Herr, „ich fürchte, ich fürchte faſt, Ihr denkt mehr an Euer Vergnügen als an Euer einſtiges Seelenheil. Daß Euch die Reue und Buße nur dann nicht zu ſpät kommt, und es Euch am Ende ſo geht wie dem armen Teufel, von dem jene Kugel herſtammt, die Ihr heute geſehen.“

„Jene Kugel? — ja,“ — ſagte Helzig raſch, indem er ſtehen blieb und ſeinen Begleiter anſah. — „Von wem ſtammt die eigentlich, und was hat es für eine Bewandniß damit? Sie haben mir ſchon heute Morgen verſprochen, es mir einmal zu erzählen.“

„Dann laßt mich hier einen Augenblick auf die Bank ſetzen,“ ſagte der kleine Mann, „das Reden und Gehen zuſammen wird mir ſauer, und während ich Euch die kleine Geſchichte als warnendes Beiſpiel vorhalte, beſchließe ich dieſen geſegneten Tag vielleicht noch mit einem guten Werke."

Dicht am Wege und neben einem hohen ſteinernen Meilen-Zeiger ſtand eine kleine Holzbank. Auf dieſer nahm der würdige kleine Mann, während Helzig erwartungsvoll vor ihm ſtehen blieb, Platz, wiſchte ſich die feucht gewordene Stirn mit ſeinem Tuche ab, und ſagte:

3.

Die Geſchichte vom blauen Hans.

„Ihr wißt Euch wohl noch auf den „blauen Hans" zu erinnern, Helzig? derſelbe, der mit Berliner Blau und anderen Kleinigkeiten im Lande umherzog, und dem die Kinder deshalb jenen Spitznamen gegeben hatten?"

„Allerdings," erwiederte Helzig, „er ſoll auch noch manches Nebengeſchäft dabei getrieben haben und ich weiß, daß wir uns als Jungen immer fürchteten Nachts in die Nähe ſeines Häuschens zu gehen, weil es hieß daß er mit dem Böſen im Bunde ſtünde."

„Ganz recht, derſelbe. Die Leute reden allerdings viel, und oft mehr als ſie verantworten können. Hierbei hatten ſie aber doch nicht ſo weit vorbeigeſchoſſen, denn der blaue Hans hatte viel auf ſeinem Gewiſſen — ſo viel, daß er es zuletzt nicht mehr ertragen konnte, und ſeine Sünden in den Schooß der Kirche ausſchüttete."

„Ich dächte aber doch nicht," meinte Helzig, „daß er gerade ſo ſehr gottſelig geſtorben wäre."

„Weil es zu ſpät war, Helzig, weil es zu ſpät war," ſagte der geiſtliche Herr. „Der Böſe hatte ſeine Seele ſchon zu ſicher, und ſchleicht überall wie ein brüllender Löwe umher, zu ſehen welchen er verſchlinge."

„Aber was in aller Welt hat er gethan?"

„Freikugeln hat er gegoſſen," ſagte der Sakriſtan, ſich dabei bekreuzend, und wie ſcheu in den dämmernden Abend hinausſchauend, als ob er fürchte daß der böſe Feind hinter ihm ſtünde und ihn höre. „Freikugeln mit dem Böſen, womit er auf die Jagd ging, und von Wild erlegen konnte was er gerade haben wollte."

„Und das geht?" — rief Helzig raſch und erſtaunt.

„Geht? — was geht nicht Alles, was ſündhafte Menſchen mit des Böſen Hilfe unternehmen. Aber wohin geht es? — in die Hölle hinunter; geraden Wegs in Satans Reich, wo da iſt Heulen und Zähneklappern und alles Entſetzliche für immerdar. Niemand wußte, wo der blaue Hans auf einmal das Schießen gelernt, oder wo er all das Wildpret herbekam. Trotzdem aber, daß ihm die Förſter draußen im Walde auf allen Wegen und Stegen aufpaßten und untereinander ſogar, wie es hieß, eine große Belohnung darauf geſetzt hatten, wer den „blauen Hans" einmal auf der That ertappe, konnten ſie ſeiner nie habhaft werden. Sie hörten keinen Knall im Walde, ſie begegneten keinem Wildſchlitten, ja konnten ſelbſt im Schnee keine Spur finden, in der er ſelber gegangen wäre, oder das geſtohlene Wildpret fortgeſchafft hätte. Nur das Blut fanden ſie hie und da im Walde und die zurückgelaſſenen Eingeweide, und das Andere war, als ob es durch die Luft davon geflogen ſei. Einmal hieß es freilich ein junger Förſter aus dem Nachbar-Revier habe ihn angetroffen. Man hatte einen Schuß und Hilferufen gehört, und wie die Leute dorthin eilten, zu ſehen was es gäbe, lag der arme junge Forſtmann im Walde in ſeinem Blute und war todt. Aber gegen den vermutheten Thäter ließ ſich kein Beweis bringen. Todte können natürlich nicht zeugen."

„Nein," ſagte Helzig, langſam dazu mit dem Kopfe nickend, „Todte können nicht zeugen."

„So trieb er's eine Reihe von Jahren, wie ſich die älteren Leute hier im Ort wohl noch erinnern, bis ihm doch endlich wohl um ſeine Seele angſt und bang wurde. Es war noch eine furchtbar ſtürmiſche Nacht, in der der blaue Hans bis zum Morgen im Walde geweſen war. Der Sturm hatte eine Maſſe Bäume ausgeriſſen, Dächer abgedeckt, Schornſteine eingeworfen und ſonſt noch entſetzlichen Unfug getrieben. Da kam der blaue Hans Morgens ganz plötzlich zum vorigen Prieſter. Er ſah bleich und verſtört aus, die Augen lagen ihm blutunterlaufen im Kopfe, die Haare hingen ihm wirr um die Stirn und die Knie zitterten ihm, daß er kaum gehen konnte. Bei dem Prieſter in der Stube hat er denn endlich ſein Herz ausgeſchüttet, und Alles gebeichtet was ihm die Seele bedrückte. Hat ihm geſtanden, daß er in unheiliger Nacht und im Namen des Böſen, ja mit deſſen Hilfe, Kugeln gegoſſen, und von da an den Wilddiebſtahl und alle anderen Schlechtigkeiten als Geſchäft betrieben habe und jetzt, da der Böſe ſeine Seele verlange, in den Schooß der Kirche zurückflüchten wolle. Wie er erzählte, habe er nur noch eine von dieſen behexten Kugeln gehabt, und ſei in der vergangenen Nacht hinaus in den Wald gegangen, wieder friſche zu gießen. Da mußte ihm denn wohl Entſetzliches begegnet ſein, daß er, der abgehärtete Verbrecher, ſo davor zurückgeſchaudert war."

„Die letzte Kugel, die er bei ſich trug, übergab er dann dem Geiſtlichen, daß ſie dieſer an geweihter Stelle bewahren und dem Teufel dadurch entziehen ſolle, und er ſelber verſprach ſich der Kirchenbuße, und Allem was man von ihm verlangen wolle, zu unterwerfen. Aber — ſeine Uhr war abgelaufen — ſein Sünden-Regiſter voll. Der ehrwürdige Herr mag ihm wohl ein wenig derb die Meinung geſagt haben, denn er taumelte ganz verſtört zu Hauſe und legte ſich dort gleich in's Bett. Am nächſten Morgen blieb ſeine Thür verſchloſſen, am andern auch, und als die Nachbarn endlich das Schloß aufbrachen, zu ſehen, ob ihm vielleicht ein Unglück geſchehen ſei, lag er erdroſſelt in ſeinem Bette."

„Todte können nicht zeugen," murmelte Helzig, der von der ganzen letzten Erzählung kaum mehr als den ungefähren Sinn verſtanden hatte, leiſe und unhörbar vor ſich hin.

„Was ſagt Ihr?" frug ſein Begleiter.

„Ich? — ich wollte Euch nur fragen, was denn ſo eine Freikugel eigentlich gekonnt hat. Einen Hirſch treffen?“

„Einen Hirſch oder was man ſonſt will, behaupten die Leute. Ich ſelber kann mir's gerade nicht denken und mag's nicht glauben, aber der Böſe iſt allerdings mächtig und benutzt Alles was in ſeinen Kräften ſteht, arme Menſchenkinder von der Bahn des Rechts ab und in den Pfad der Gottloſen hineinzulocken. Wie die Sage geht, und wie der unglückliche Menſch es damals ſeinem Seelenhirten erzählt hat, ſo brauchte er die Kugel nur in ſein Gewehr zu laden und daſſelbe dann, gleichviel wie weit, nach der Richtung hin abzudrücken wo das Wild war. Das Stück was er im Auge hatte, ja, das er ſich nur dachte, oder deſſen Namen er laut ausſprach, ich weiß es jetzt ſelber nicht mehr ſo genau, das ſuchte die Kugel auf und der Teufel führte ſie ihm gerade durch's Herz.“

„Gerade durch's Herz?“

„Ja; und für eine gewiſſe Anzahl ſolcher Kugeln hatte der unſelige Menſch ſein ewiges Heil dem Böſen zu eigen gegeben.“

„Und jene Kugel iſt noch vom blauen Hans? eine der richtigen wirklichen Freikugeln?“ frug Helzig mit leiſer, faſt ſcheuer Stimme.

„Allerdings,“ lautete die Antwort. — „Sie war einmal für die Kirche von dem reuigen Sünder beſtimmt worden und ſoll ihr nun auch bleiben, anderen böſen Menſchen zur Warnung und zum abſchreckenden Beiſpiel, daß ſie das wirkliche Heil nur aus der Hand des Heilands empfangen können. Aber es wird ſpät, mein Burſche, der Thau fällt ſchon merklich und ich möchte mir nicht zum Schluſſe dieſes geſegneten Tages eine Erkältung auf den Hals ziehen.“

Mit dieſen Worten hob er ſich etwas ſchwerfällig von der Bank, ordnete ſein Gewand wieder und ſchritt dann langſam der nicht mehr ſo fernen Heimath zu.

Helzig blieb noch, bis zu da, wo ſich im Orte die Wege theilten, an ſeiner Seite und lenkte dann, nach einem tiefen Gruß gegen den geiſtlichen Mann, den dieſer nur mit einem leichten wohlwollenden Kopfnicken erwiederte, dem Wirthshaus zu.

Aber auch dort fühlte er ſich nicht wohl. Er konnte das unbehagliche Gefühl nicht los werden, als ob ihm Alle nur immer nach dem rechten Ohr ſähen, und wenn auch Hemd und Rockkragen das vollkommen bedeckten, fühlte er ſich doch gedrückt unter der fröhlich zechenden, ihn in der That gar nicht beachtenden Schaar.

Eines nur beſchäftigte ihn dabei und trieb ihm das Blut raſcher durch die Adern, machte ihm das Herz lauter und heftiger klopfen — jenes Wort des Sakriſtans: „Die Todten können nicht zeugen,“ und wenn er jetzt — es war ordentlich, als ob ihm das Blut bei dem Gedanken ſtill ſtehe — wenn er eine ſolche Freikugel hätte und nur mit dem ausgeſprochenen Worte, aus ſicherer Entfernung hinaus, den ihm gefährlichen Förſter unſchädlich — ſtumm machen könnte? Es litt ihn nicht länger in der Schenke, er trank ſein Bier aus und eilte hinaus in die Nacht, in's Freie, ſich die brennende Stirn zu kühlen — in der friſchen Luft freier, ruhiger athmen zu können. — Ruhig? — wo hätte er mit ſolchen Plänen im Herzen Ruhe finden können. Erſchöpft und todesmatt lief er endlich zu Hauſe, warf ſich in's Bett und lebte in einem wirren quälenden Traum all' die Bilder des vergangenen Tages, ſeine ganze Furcht mit all' ihren entſetzlichſten möglichen und unmöglichen Folgen nur auf's Neue durch — aber Ruhe fand er nicht.

Als er am nächſten Morgen wieder aufſtand waren ihm die Glieder wie zerſchlagen, und kaum wiſſend was er that, zog er ſich an und ging hinein in die Stadt. Es litt ihn nicht zu Hauſe.

„Hallo, Helzig, wohin des Wegs?“ rief ihn der Wirth an, als er an der Schenke vorüber wollte.

„Nach Burdorf hinüber,“ lautete die auf's geradewohl gegebene Antwort, — „habe dort zu thun.“

„Nicht erſt einen trinken, heh? kommt ja ſonſt aus der Gewohnheit.“ —

„Ich weiß nicht —“

„Habt Ihr die Neuigkeit ſchon aus dem Wald gehört?“

„Die Neuigkeit?“ —

„Nun die mit dem Wilderer?“

„Nein — aber meinetwegen — ſchenkt mir einen Schnaps ein — was iſt denn da vorgefallen?“ ſagte Helzig, indem er anſcheinend gleichgültig dem Wirth in das Gaſtzimmer folgte und ſich dort ſo viel als möglich in den Schatten in die eine Fenſterecke ſetzte. Er ſtützte dazu den Kopf in die rechte Hand.

„Nun,“ meinte der Wirth, indem er an ein Wandſchränkchen trat und dort die von ſeinem Gaſt gewöhnlich verlangte Flaſche herausnahm, „der Förſter Holler hat einem Wilderer das Gewehr und drei oder vier Auerhähne abgenommen, die der Burſche an dem Morgen ſchon geſchoſſen hatte. Das muß ein Mordkerl geweſen ſein und ſoll ſich tüchtig gewehrt haben — hat auch auf den Förſter zweimal geſchoſſen. Der hat ihn aber doch unter gekriegt, ihm beide Ohren abgeſchnitten und ihn dann laufen laſſen und die Anzeige iſt jetzt an die Regierungen gemacht, daß ſie den Thäter herausfinden und einſtecken.“

„Hm,“ ſagte Helzig, dem es allerdings nicht unlieb war das Gerücht ſo übertrieben zu hören, wenn ihm auch die Stelle mit der Anzeige nicht gefallen wollte — „iſt er ihm ſo nahe geweſen, ſo wird er ihn doch wohl auch gekannt haben.“

„Es ſoll ein Fremder geweſen ſein,“ ſagte der Wirth, ſeinen Gaſt von der Seite anſehend; er war der einzige im ganzen Ort, der um das gelegentliche Wilddieben des Burſchen wußte, da er ihm ſeine Beute um einen Spottpreis abnahm. „Wenn Ihr“ — er ſah ſich dabei in dem leeren Zimmer um und fuhr dann mit leiſerer Stimme fort — „Euere Ohren nicht noch am Kopfe hättet, würd' ich bei der Geſchichte an Euch gedacht haben.“

„Unſinn,“ brummte Helzig, „bin ſeit einem Monat nicht zu Holz geweſen und da oben nun einmal gar nicht. Ueberdies hab' ich ja vorgeſtern Morgen mit den nichtswürdigen Zahnſchmerzen im Bette gelegen.“

„Hab' ich Euch geſagt gehabt, daß es vorgeſtern Morgen war?“ frug der Wirth raſch.

„Nun verſteht ſich,“ brummte Helzig, und fühlte dabei, wie ihm das verrätheriſche Blut in die Schläfe ſchoß, — „von wem ſonſt ſollt' ich's denn wiſſen. Ich glaubte Euch wenigſtens ſo verſtanden zu haben.“

„Hm — iſt möglich — hab' es freilich ſelber nicht gewußt — kann aber doch ſein,“ meinte der Wirth.

„Und wenn ſie den Wilderer nun herausbekämen,“ ſagte Helzig wieder nach kurzer Pauſe — „was thäten ſie mit ihm?“

„Zuchthaus,“ meinte der Wirth lakoniſch — „und ich fürchte, ſie kriegen ihn heraus, denn der Förſter ſoll geſagt haben, wenn er ihn wieder ſähe, wollte er ihn den Augenblick unter Tauſenden herausfinden. — Sagtet Ihr was?“

„Ich? — nein — gebt mir noch einen Schnaps.“

„Der Förſter wird morgen früh hier herüberkommen,“ ſagte der Wirth jetzt, dem Verlangen willfahrend.

„Der Förſter Holler?“ rief Helzig raſch und erſchreckt.

„Ja, wundert Euch das?“

„Wundern? nein. Aber was hat der hier zu thun? — Herumſpioniren etwa?“

„S'iſt wegen dem Holz, das vor acht oder zehn Wochen an der Grenze von Buxdorf geſchlagen wurde, und über das die beiden Gemeinden damals in Streit lagen. Es ſoll jetzt gemeinſchaftlich verauktionirt werden.“

„Ja ich weiß,“ ſagte der Mann, und rückte ſich ſeine Mütze tiefer auf die rechte Seite hinüber — „alſo morgen?“

„Ja — wollt Ihr ſchon fort?“ — frug ihn der Wirth, als er aufſtand und ſich der Thür zuwandte — „wartet doch bis die Kirche aus iſt; nachher kommt Geſellſchaft genug.“

„Ich dank' Euch. — Ich — will einmal nach dem Holze hinunter und mir das anſehen — möglich, daß ich darauf mit biete.“

„Es wird billig fortgehen,“ meinte der Wirth, während Helzig nach kurzem Gruß die Schenke verließ und durch die Stadt hinaus in's Freie ſchritt.

4.

Ein verzweifelter Entſchluß.

Helzig war in einer ganz verzweifelten Stimmung. Der übertriebene Bericht über ſein eigenes Abenteuer konnte ihn wohl auf kurze Zeit ſchützen; kam er aber mit dem Förſter wirklich zuſammen, oder fiel nur der geringſte Verdacht auf ihn, daß er vorgeladen wurde, ſo war er verloren, und mit den Wilderern, die es in letzterer Zeit in den benachbarten Revieren beſonders arg getrieben, ſpaßte das Geſetz nicht. Das Zuchthaus erwartete ihn jedenfalls.

„Todte zeugen nicht mehr,“ — die Worte, der Gedanke wollte ihm nicht mehr aus dem Kopf, und wenn er den Förſter hätte ſtumm machen können, daß dieſer nicht mehr gegen ihn auftreten konnte, wer wollte ihm dann beweiſen, daß er an jenem Morgen dort oben im Walde geweſen wäre und den Auerhahn geſchoſſen hätte? Aber wie? — Ja, wenn er eine ſolche Freikugel gehabt, wie ſie in der Kirche lag; oder wenn er die — mitten im Laufen blieb er, wie in den Boden gewurzelt, ſtehen, und der kalte Angſtſchweiß brach ihm aus allen Poren. Eine Ausſicht auf Rettung lag vor ihm, eine Hülfe in der Noth — aber ein neues Verbrechen, eine neue Sünde. Doch den einmal gefaßten Gedanken konnte er nicht wieder von ſich abſchütteln.

Die Freikugel! — In der Kirche auf dem Altare lag, was ihn retten konnte, und von hier aus abgeſchickt auf ihre verderbliche Bahn, war es nicht möglich, daß ein Verdacht auf ihn fallen durfte. Brauchte er ſich doch nur zu derſelben Zeit im Ort zu zeigen. Die Kugel war auch zu bekommen. Ein Mittel mußte gefunden werden in die Kirche zu gelangen, und wenn er eine andere Kugel dafür unter die Glocke legte — Niemand konnte dann ahnen, daß er — daß irgend Jemand den Raub begangen.

Kirchenraub — das Wort trat ihm freilich mit allen Schrecken ſchaudernd vor die Seele — Wilddieb — Kirchenräuber — Mörder — heiliger Gott, wohin hatte ihn die eine unrechte That geführt, und wie an den Haaren fühlte er ſich dem Verderben entgegengezogen. Aber er mußte — ihm blieb keine Wahl weiter. Seine alte Mutter daheim hätte nie mehr ertragen ihn im Zuchthaus zu ſehen, und wer dann — wer dann hätte für ſie ſorgen ſollen?

Eine fieberhafte Angſt hatte ſich indeſſen ſeiner bemeiſtert, die Sonne drückte ihn — das Licht, ſein eigener Schatten jagte ihm Furcht ein, und er lief hinaus in den Buſch, in das wildeſte Dickicht, nur allein, nur ungeſehn zu ſein, und den Abend zu erwarten.

Und wie er ſo da ſaß, fürchtete er ſich auch wieder vor dem Abend, und dem was er bringen würde. So raſch war ihm der Tag noch nie vergangen. Die Schatten wurden länger und länger, die Sonne ſank hinter den Kieferbüſchen, die Nacht brach an, und noch immer ſaß er unter der einzelnen Birke, unter der er ſich hingeworfen, den Kopf in beide Hände geſtützt, und den Blick in den Boden bohrend.

Endlich raffte er ſich auf. Es blieb ihm keine Zeit mehr zum Ueberlegen, und mit ſcheuen Schritten, als ob er das Verbrechen ſchon jetzt begangen hätte, ſchlich er auf den Feldrainen hin dem Städtchen und ſeiner eigenen Hütte wieder zu. Der Mutter dort, die ihn frug wo er den ganzen Tag geſteckt, ſtand er nicht Rede, ſondern ging in ſein eigenes Schlafzimmer, wo er unter der Diele ſein Schießgeräth verborgen hielt. Unter den alten Kugeln dort ſuchte er ſich eine, die ihm von gleicher Größe mit der in der Kirche geſehenen ſchien, aus; ſie war auch ſchon ſeit Jahren gegoſſen, und konnte unter der Glasglocke recht gut für die andere gelten. Dann nahm er ſich aus ſeinem Werkzeug eine kleine Stahlſäge hervor, das Gitter am Sakriſteifenſter damit zu durchſchneiden, und ging jetzt, Alles vorbereitet, zu ſeiner Mutter hinunter, der alten Frau bis zu Schlafenszeit Geſellſchaft zu leiſten. Allen Fragen wich er aber durch vorgeblichen erneuten Zahnſchmerz aus, ſetzte ſich hinter den

Ofen und erwartete mit Herzklopfen die zehnte Stunde, ſein Vorhaben auszuführen.

Zehn Uhr kam. Die alte Frau war ſchon vor einer Stunde zu Bett gegangen, und Helzig verließ mit dem Glockenſchlag leiſe das Haus, den beabſichtigten Raub auszuführen.

Mit vollkommener Ortskenntniß ausgerüſtet, gelang es ihm leicht den Kirchhof unbemerkt zu erreichen, und einmal auf dieſem, glitt er raſch zu dem kleinen, tief im Schatten hoher Strebepfeiler liegenden Sakriſteifenſter, die dünnen Eiſenſtäbe, die dieſes ſchützten, durchzuſchneiden. In kaum einer Viertelſtunde hatte er das bewerkſtelligt, der morſche Fenſterrahmen gab ebenfalls nach, und Helzig ſtand zähneklappernd vor Furcht und Grauſen in dem dunklen Heiligthume.

Ein Licht durfte er natürlich nicht wagen anzuzünden, der Schein würde ihn augenblicklich verrathen haben, da man von den Fenſtern des Geiſtlichen die Kirchenfenſter überwachen konnte. Er wußte aber auch in der Kirche genau genug Beſcheid, einer ſolchen Hilfe zu entbehren, und wie er nur erſt einmal das erſte unwillkürliche Zuſammenſchaudern überwunden hatte, raffte er ſich auch gewaltſam auf, das einmal Begonnene ſo raſch als möglich zu vollenden.

Die Sakriſteithür, die in das Schiff der Kirche führte, war nicht verſchloſſen und vorſichtig öffnete er dieſe und ſtarrte in den dunklen Raum, der vor ihm lag. Die Kirche war klein, ihm aber ſchien ſie ſich in dieſem Augenblick bis in's Unendliche auszudehnen. Die Decke hob ſich zum Himmel empor und durch die ſchmalen langen Fenſter ſchauten die Sterne mit ihren klugen blitzenden Augen wie mahnend und drohend nieder auf den Kirchenſchänder.

Helzig zögerte an der Schwelle. Es war, als ob ihm ein unbekanntes Etwas die Kehle zuſchnüre — er konnte keinen Athem holen, und die Glieder zitterten ihm wie im Fieber. Schon drehte er ſich um und wollte den Platz fliehen, der ihm anfing fürchterlich zu werden. Aber ſollte er jetzt unverrichteter Sache zurückkehren, wo das Ziel ſeines Strebens, wo die erſehnte Kugel in Arm's Bereich von ihm lag? wo er nur die Hand auszuſtrecken brauchte, ſie ſein zu nennen? — Nein. Feſt die Zähne aufeinandergebiſſen trat er in das eigentliche Schiff der Kirche; er war entſchloſſen, das Begonnene durchzuführen. Faſt fühlbar ſträubten ſich ihm allerdings die Haare auf dem Kopfe, als er an den hohen düſteren Pfeilern vorüber glitt, und der Schall ſeines Schrittes, mochte er noch ſo leiſe auftreten, durch die Kirche hallte. Erſchrocken hielt er einmal an, und ſo ſtill war es jetzt in dem öden Raume, daß er ſein eigenes Herz konnte ſchlagen hören. — Und der Schatten dort, der an der ſternerleuchteten Wand vorüberhuſchte? — Er wagte den Gedanken nicht auszudenken, daß überirdiſche Weſen hier ſein unheiliges Treiben überwachten, und die ſtrafende Hand vielleicht ſchon nach ſeinem Nacken ausſtreckten.

Jetzt hatte er den Altar erreicht. Ueber ihm ſtand das hohe goldene Kreuz, ſtanden die beiden mächtigen ſilbernen Leuchter mit den weißglänzenden Wachslichtern darauf, und dort auf dem Tuche — er ſah weder Kreuz noch Leuchter mehr — ſchimmerte die Glasglocke zu ihm herüber unter der die Kugel lag. Die zitternde Hand ſtreckte ſich darnach aus, und während die Linke die Glocke hob, taſtete die Rechte nach dem erſehnten Schatze.

Nur zu gut hatte er ſich auch die Stelle gemerkt auf der ſie lag, ſeine Finger umſchloſſen ſie. Im nächſten Augenblick hatte er ſie in ſeiner Taſche verborgen, den Raub in Sicherheit gebracht, und mit faſt krampfhafter Haſt ſchob er die andere Kugel an ihre Stelle.

Es war vollbracht, er hatte das für ihn unſchätzbare Kleinod in ſeiner Gewalt, und trotz der Angſt, die ihn noch immer befangen hielt, zuckte doch ein triumphirendes Lächeln über ſeine bleichen Züge.

Aber immer unheimlicher wurde es ihm in dem öden Raume. Das ziſchelte und rauſchte um ihn her wie mit ſchleppenden Gewändern und leiſem Flüſtern. Waren es die alten Linden vor den Fenſtern, in deren jungen Knospen der Wind ſich fing? — war es ſein böſes Gewiſſen, das ihm die Spukgebilde heraufbeſchwor? Wie mit kaltem Athem hauchte es ihn an und er floh entſetzt der Sakriſteithür zu. — Aber wo war die? Dort wo er die Wand erreichte war ſie nicht, und raſchelnde Blumen, irgend einem Heiligenbilde von frommer Hand geweiht, rauſchten unter ſeinem Griffe und machten ihn ſcheu und entſetzt zurückbeben. Weiter fühlte er ſich in Todesangſt an ſteinernen Köpfen und dem bunten Schnörkelzierrath der Wand hin — weiter immer weiter, bis unter die Fenſter, deren buntes Glas einen unheimlich lichten Schatten in das Innere warfen. Dort konnte ſie nicht ſein; er mußte zurück, und wieder begann er auf's Neue mit nicht beſſerem Erfolge als vorher den Ausgang zu ſuchen. Er war verſchwunden, und in Angſtſchweiß gebadet, das Geſicht in den Händen bergend, brach er zuletzt in die Knie und ſtöhnte laut.

Er war gefangen — von ſtarren, ſteinernen Mauern gehalten, die ſich hinter ihm geſchloſſen — die Thür war verſchwunden, und eingemauert in dem entweihten Gotteshaus mußte er jetzt den Tag erwarten um dann, als Tempelſchänder in Ketten, dem beleidigten Geſetz überliefert zu werden.

Entſetzt ſprang er wieder auf und ſtarrte nach den bunten hohen Fenſtern hinauf. Dorthinaus war noch Rettung möglich, wenn er den hohen ſteinernen Aufſatz erreichen konnte. — Aber das Geräuſch und Geklirr der niederbrechenden Scherben? was kümmerte ihn das. Frei mußte er werden — hier hinaus aus den düſteren Mauern, die ihn zu erdrücken drohten und wenn es ſein Leben gekoſtet hätte.

Wild ſprang er empor und an dem ſteinernen Geſims hinauf kletterte er in toller Haſt; aber die hier glatte Mauer ließ ihn nicht hinan. Vergebens krallte er ſich daran feſt und ſuchte ſich mit äußerſter Anſtrengung an dem ſchief niederlaufenden Fenſtergeſims empor zu arbeiten. Eine Minute wohl hing er daran, dann ließen ſeine Finger nach. Er ſtürzte zurück, und wie höhniſches Lachen tobte es um ihn her; die Orgel begann zu tönen, die Glocken läuteten, ein Chor unſichtbarer Geiſter heulte den Geſang dazu, und bewußtlos brach er unter dem Fenſter zuſammen.

5.

Die Freikugel.

Wie lange der Verbrecher ſo gelegen, wußte er ſelber nicht. Als er wieder zu ſich kam, war es noch finſtere Nacht um ihn her, und er konnte ſich im Anfang kaum beſinnen, wo er ſich ſelber befand. Mit Schaudern erkannte er endlich den Platz und erinnerte ſich des letzten furchtbaren Augenblicks, der ihn zu Boden geworfen. Aber ſeine fieberheiße Stirn hatte ſich indeſſen abgekühlt — es war kalt geworden und fröſtelte ihn, und mit ruhiger Ueberlegung überdachte er das Geſchehene.

Ehe er jetzt einen neuen Verſuch machte die Thür zu finden, ſuchte er ſich in dem düſteren Raume zu orientiren. Dort ſtand der Altar mit dem goldenen Kreuz — hier war das Fenſter und dort drüben mußte der Ausgang in die Sakriſtei ſein. Vorſichtig tappte er ſich dort wieder hin, und fand jetzt bald, daß das, was er vorher für Steinverzierungen an der feſten Wand gehalten, Holzſchnitzerei an der Thür ſei, die ſich nach innen öffnete. Nach einigem Suchen traf ſeine Hand auf den Drücker, und mit einem aus tiefſter Bruſt geholten Dankſeufzer glitt er in die Sakriſtei und von hier hinaus in's Freie.

Er war gerettet, ſein Raub gelungen und wenn auch mit Angſt genug erkauft, tröſtete er ſich doch mit dem Gedanken, daß ihn Niemand geſehen habe, Niemand den Tauſch entdecken könne. Aber die Todesangſt, die er in jener Stunde ausgeſtanden, ſammelte ihm den bittern Grimm und Zorn im Herzen. Wer war daran ſchuld, daß er jetzt von Verbrechen zu Verbrechen getrieben wurde, als jener ſchändliche Förſter dort oben im Walde? Wer hatte ihn gezeichnet für ſein ganzes Leben? Wer anders wollte ihn dem Zuchthaus überliefern, wie gerade er? und alles das eines erbärmlichen Vogels, eines armſeligen Auerhahns wegen. Hatte er darin gefehlt, weshalb mußte er denn jetzt ſo furchtbar dafür geſtraft werden? Sollte ein Menſchenalter vielleicht für jene eine unrechte That büßen müſſen? Der Förſter hatte es gut, der ſaß bei ſeiner reichlichen Anſtellung, für ſein ganzes Leben geſichert, warm hinter'm Ofen, und hackte nur auf die Unglücklichen umher, die von ſeinem Tiſche fallende Broſamen aufleſen wollten. Nein, das wollte, durfte er ſich nicht gefallen laſſen. Der Arme hatte es hier ſchlecht genug auf der Welt, und er vor Allen für das Geſchehene mit Angſt und Furcht vollauf gebüßt — vor dem Zuchthaus mußte er ſich retten. Das war auch kein Verbrechen mehr, das war Selbſterhaltung.

Immer mehr arbeitete ſich der Unglückliche, von Furcht und Haß getrieben, in die geglaubte Nothwendigkeit hinein, die verbrecheriſch begonnene That auch eben ſo durchzuführen. Zieht doch überhaupt im Leben ſtets ein Unrecht das wir thun, andere nach, und läßt uns nicht ruhen noch raſten, bis wir den Becher der Sünde bis auf die Hefen geleert. Nur ein recht feſter, klarer Sinn und ein unverdorbenes Herz können uns retten, daß wir, ſobald wir das Unrecht eingeſehen, auch freudig dafür leiden, oder es ehrlich eingeſtehen, anſtatt der Sünde nur weiter und weiter die Hand zu bieten. „Reich dem Teufel einen kleinen Finger, und er hat Dich bald ganz," iſt ein altes nur zu wahres Sprichwort, und wenn die Leute ſo leicht zum Guten wie zum Böſen zu bringen wären, ſollte es wohl beſſer in der Welt ausſehen und mit den Menſchen ſtehen.

Helzig, der ſeinen böſen Plan ſolcher Art immer feſter im Kopf verarbeitete, ſchlich ſich, unbemerkt von irgend Jemand, in der dunklen Nacht wieder in ſeine eigene Wohnung zurück.

Es war aber dabei mehr eine innere Angſt vor den Folgen deſſen was er jetzt beabſichtigte, als wirkliche Bosheit, die den Burſchen weiter und weiter trieb. Er fühlte, er konnte nicht mehr zurück, und wie in einem Taumel, kaum ſeiner ſelbſt bewußt, verfolgte er die einmal eingeſchlagene verbrecheriſche Bahn. Wie Feuer brannte ihm die Kugel in der Hand, und in wilder Haſt drängte es ihn, das unheimliche Blei wieder los zu werden. Ein Gewehr hatte er freilich nicht mehr, nur noch eine alte Sattelpiſtole, die unter altem Gerümpel in der Werkſtätte lag. Dieſe ſuchte er vor, reinigte ſie, ſchraubte einen neuen Stein ein, lud eine tüchtige Ladung Pulver und ſetzte dann die verhängnißvolle Kugel auf. Aber ſie war größer, als er im Anfang gedacht, und er mußte lange mit dem eiſernen Ladſtock hämmern, bis er ſie hinunter brachte. Endlich ſaß ſie auf und mit ſcheuem Schritt ſchlich er jetzt nach der Wanduhr, zu ſehen welche Zeit es wäre.

Es war vier Uhr Morgens — ſo lange hatte er in der Kirche in Ohnmacht gelegen, und er mußte nun den Tag abwarten, um ſich gleich nach dem Schuſſe im Dorfe ſehen zu laſſen. Die zwei Stunden waren für ihn die peinlichſten ſeines Lebens. Er fing an das, was er gethan, was er thun wollte, zu überlegen. — Einen Mord wollte er begehen, einen Mann erſchießen, der ihm weiter kein Leides gethan, als daß er eben nur ſeinen Dienſt erfüllt. — Kein Leides gethan? — hatte er ihm nicht ein Stück vom Ohr abgeſchnitten, und ihn ſo gezeichnet für Lebenszeit? — kein Leides gethan? war die Anzeige nicht vielleicht ſchon an die Gerichte gemacht, die ihn in das Zuchthaus liefern ſollte? — Und was that er denn eigentlich? — er ſchoß ein Piſtol eben in die Luft hinein ab. War das ein Mord? Wenn irgend eine feindliche Macht die Kugel in ſeines Feindes Herz führte, hatte er ſie gelenkt? hatte er ſich dem Teufel dabei verſchrieben?

Sein Gewiſſen hämmerte und ſchlug freilich dazu und rief: „Ja, ja, ja! Du benutzeſt mit Bewußtſein das, mit dem ein Anderer gefrevelt. Du weißt was Du thuſt, während Du die Waffe abſchießeſt!" Aber er war eben zu weit gegangen um noch zurückzukönnen. Die Kugel ſtak im Laufe, und wie die Sonne in all ihrer Pracht, über Gute und Böſe, im Oſten aufging, ſchlich er ſich hinaus in ein kleines Erlengebüſch, das einige hundert Schritte von ſeinem Hauſe lag, zielte über das Dorf hin der Richtung zu, in der er das Forſthaus wußte, und rief, während ſein Auge blitzte und ſeine ganze Geſtalt vor innerer Aufregung bebte: „Gehe hin Kugel und triff den, den ich meine, in's Leben!"

In demſelben Augenblick berührte der Finger den Drücker, der Schuß donnerte durch den ſtillen Morgen, und Helzig glaubte im erſten Moment, der Arm ſei ihm aus dem Gelenk geriſſen, ſelbſt einen Schlag gab es ihm. Das alte Piſtol flog ihm auch, wie von unſichtbarer Gewalt erfaßt, aus den Fingern heraus und gegen einen jungen Erlenſtamm, und als er einen ſcheuen Blick dorthin warf, ſah er, daß der Lauf in Stücken geſprungen und das Schloß aus ſeinen Fugen geriſſen ſei. Nur durch ein Wunder ſchien ſeine Hand der gefährlichſten Verwundung entgangen.

Es war geſchehen. — Wie ein Strom eiſigen Waſſers ergoß es ſich bei dem Gedanken ſeinen Rücken hinunter. Die furchtbare Kugel flog ihre unheimliche tödtliche Bahn, und der, den er vor allen Menſchen jetzt am meiſten fürchtete — war nicht mehr. Am liebſten wäre er jetzt querfeldein gelaufen und mitten in den dickſten Wald hinein, dort ſeine wilde, jubelnde Luſt auszuſchreien, den Bäumen, dem Dickicht es zuzujauchzen; aber das ging nicht an. Vor allen Dingen mußte er ſich im Dorfe zeigen; die Leute mußten ihn dort ſehen, daß er in dieſer Stunde in Hülſen ſei. Wenn nachher die Kunde vom Tode des Förſters herunter kam, konnte natürlich auf ihn kein Verdacht mehr fallen.

Das Piſtol ließ er dort liegen wo es lag; ihm grauſte wenn er die Waffe anſah, die zu ſo Furchtbarem gedient, und an einer dichten Weißdornhecke hinſchreitend, die, dem Fahrweg folgend, den kleinen Ort umlief, betrat er dieſen bald darauf von einer anderen Seite, ohne daß ihm irgend ein Menſch begegnet wäre.

6.

Die Erſcheinung.

Hier ging er vor allen Dingen in's Wirthshaus, mit einem Morgenſchnaps all die wilden düſteren Gedanken zu verdrängen. Der Wirth ſaß mit ſeiner Familie beim Kaffee als er eintrat.

„Alle Wetter Helzig, wie ſeht Ihr heut morgen aus, und wo kommt Ihr ſo früh her?“ frug ihn dieſer, dem das verſtörte Geſicht des Burſchen und das wirre Haar nicht entgehen konnte — „und im Schlamm ſeid ihr auch ſchon gehörig herumgetreten. Ihr blutet ja an der Stirn?“

„Wer? — ich,“ rief der junge Verbrecher erſchreckt, indem er unwillkürlich mit der Hand nach der bezeichneten Stelle griff — „ich — ich war früh im Buſch draußen, einen Eichenſtiel für meinen Hammer zu holen und hab mich da ein wenig an einem Dorn geriſſen — gebt mir einen Schnaps — mir iſt überdieß nicht recht wohl heut morgen.“

„Schlecht genug ſeht Ihr aus Mann; na, der Schnaps wird Euch gut thun. Aber wenn Ihr meinem Rath folgen wolltet, ſo geht Ihr lieber zu Haus und legt Euch in's Bett.“

„Ach was,“ ſagte Helzig, das gebotene Glas auf einen Zug leerend — „wird ſchon wieder beſſer werden. Wie viel Uhr iſt's?“

„Ein Viertel auf ſieben gerade — da am Ohr habt Ihr Euch auch geriſſen.“

„Die verdammten Dornen,“ ſagte Helzig, und zog die langen wirren Haare wieder über das rechte Ohr.

Mehrere Leute aus dem nächſten Dorf kamen jetzt in die Schenke, der um 7 Uhr angeſetzten Holzauktion beizuwohnen. Der Wirth wurde mit der Bedienung derſelben in Anſpruch genommen, und Helzig benutzte die Gelegenheit das Zimmer zu verlaſſen und ſeiner eigenen Wohnung zuzugehen.

Der Wirth hatte recht. Ein verſtohlener Blick, den er in den kleinen Wandſpiegel in der Wirthsſtube geworfen, ſagte ihm, wie wild und verſtört und bleich und übernächtig er ausſah. — So durfte er ſich nicht vor den Leuten blicken laſſen. Aber zur Holzauktion wollte er ſelber gehen — er wußte freilich, daß heute keine ſein konnte, denn der Förſter der ſie abzuhalten hatte lag mit durchſchoſſenem Herzen oben in ſeinem Hauſe — aber er wollte wenigſtens dabei ſein, wenn die erſte Nachricht kam. — Der ſchnitt keinem mehr ein Ohrläppchen ab — dem war das Handwerk gelegt für immer.

Zu Hauſe angekommen wuſch er ſich, und reinigte ſeine Kleider und ging dann langſam nach dem Birkenſchlag hinunter, wo ſich die Kaufluſtigen indeſſen ſchon verſammelt hatten.

Es war gerade ſieben Uhr als er dort anlangte, aber der Förſter, der ſonſt immer ſeine Zeit außerordentlich pünktlich einhielt, noch nicht da. Was konnte ihn nur abgehalten haben? Die Leute wunderten ſich darüber — nur Helzig kannte die Urſache, und zum erſten Male ſeit der That, nun er ſie wirklich ausgeführt wußte, überſchlich ihn ein merkwürdig unbehagliches Gefühl, von dem er ſich ſelber keine Rechenſchaft geben konnte oder wollte.

Es ſchlug acht Uhr im Dorfe, und der Förſter war noch nicht da. Die Leute fingen an ungeduldig zu werden. Eine Neuigkeit aus dem Dorfe diente indeß dazu, ſie auf kurze Zeit zu unterhalten. Der Sakriſtan kam nämlich auch heraus, für einen Bau an ſeinem Hauſe ein paar Stücke Nutzholz zu erſtehen, und erzählte hier mit großer Entrüſtung, daß heute Morgen mit Tagesanbruch, oder vielmehr ſchon bei Sonnenaufgang, eine frevelnde Hand in das Zimmer des Geiſtlichen ein Gewehr ab- und den Spiegel zerſchoſſen habe. Die Kugel war durch das Fenſter und mitten durch das Spiegelglas gefahren und der ehrwürdige Herr, eben aufgeſtanden ſeinen Morgenkaffee zu trinken, hätte bald den Tod vor Schreck gehabt. Trotz allem Nachſuchen war weder der Thäter noch die Kugel aufzufinden geweſen.

Helzig ſagte kein Wort dazu, und er wäre doch der Einzige geweſen, der darüber hätte Auskunft geben können. Aber innerlich lachte er ingrimmig vor ſich hin, daß der Teufel das Blei, ſich zum Spaß, durch den Spiegel des Geiſtlichen geführt. Daß ſie die Kugel nicht gefunden verſtand ſich von ſelbſt, die hatte ein anderes Ziel geſucht.

Der Sakriſtan war auf's äußerſte entrüſtet. Er ſprach von einem Attentat auf einen Diener Gottes, von „Zeichen der Zeit und des Unglaubens“ unter den Menſchen und wurde dabei noch immer ärgerlicher daß der Förſter nicht kam, damit er ſein nöthiges Holz erſtehen könne. Es war ſchon halb neun Uhr, und dieſer ließ ſich noch immer nicht blicken.

„Hört einmal, Helzig,“ wandte ſich der geiſtliche Mann da endlich an dieſen, der ſich auf einen der gefällten Stämme geſetzt hatte, und ſtill vor ſich nieder ſah — „Ihr könnt einmal auf das Forſthaus hinauflaufen — in drei Viertelſtunden, wenn Ihr tüchtig zulauft, ſeid Ihr oben, und könnt ſehen was vorgefallen iſt; denn vorgefallen muß etwas ſein. Wir ſollen doch hier wahrhaftig nicht bis Mittag im Freien warten, wenn es dem geſtrengen Herrn Jäger da oben nicht gefällig iſt ſeine Pflicht hier unten zu erfüllen. Wir wollen wenigſtens wiſſen woran wir ſind. Ich gehe indeß wieder zu Hauſe, und wenn er unter der Zeit kommen ſollte, wird mich irgend Jemand von Euch rufen.“

In dem Selbſtbewußtſein, daß die Befolgung ſeiner Befehle gar keine Frage mehr ſein könne, ſchritt der würdige Mann ſeiner eigenen Wohnung wieder zu, und ließ Helzig in einem eigenen Zuſtande von Unentſchloſſenheit zurück.

So ſehr er auch gewohnt war den, ihm von dieſer Seite ertheilten Aufträgen, die ihm außerdem immer gut bezahlt wurden, zu gehorchen, ſcheute er ſich doch auch wieder jetzt — heute Morgen — in das Forſthaus zu gehen. Mußte denn gerade er der ſein, der dort hinauf ging? Aber dann auch bot es ihm die beſte Ausrede, ſich dort oben ſelber von dem Erfolg ſeiner That zu überzeugen. Dieſe Ungewißheit in der er jetzt ſchwebte fing an ihm peinlich zu werden, und raſch entſchloſſen ſprang er in die Höhe, den Auftrag zu erfüllen.

In's Forſthaus! Hatte er vor dem Schuß nicht zurückgebebt, durfte er es jetzt auch nicht vor den Folgen thun. Mit eigenen Augen wollte er ſich dort überzeugen, daß ſein Feind unſchädlich gemacht ſei, und raſchen Schrittes, der zuletzt, wie er in den Wald kam, in einen förmlichen Lauf ausartete, eilte er den ſchmalen Fußpfad entlang. Ziemlich ſteil zog ſich dieſer, den Fahrweg um ein bedeutendes abſchneidend, an den bewaldeten Hängen empor. Helzig hielt aber nicht eher mit Laufen ein, bis er vor Erſchöpfung nicht mehr ſo raſch vorwärts kommen konnte, und jetzt langſamer ſeinen Weg verfolgte. Je näher er freilich dem Forſthauſe kam, deſto mehr erfaßte ihn die Angſt vor dem was er dort erfahren ſollte, und eigentlich doch ſchon wußte. Ein ähnliches Grauſen überkam ihn, wie er es die Nacht in der Kirche empfunden, und er mußte mehrmals ſtehen bleiben, um erſt wieder Athem zu ſchöpfen und zu ſich ſelber zu kommen.

Er war jetzt gar nicht mehr weit von dem Forſthaus entfernt. Als er wohl noch eine Viertelſtunde langſamer bergan geſtiegen, konnte er den rothen Giebel des Hauſes ſchon durch die noch lichten Wipfel der Eichen und Buchen erkennen, und die Knie zitterten ihm, als er endlich den kleinen Garten betrat, durch den hin der Weg zu des Förſters Thür führte.

Alles ſchien hier wie ausgeſtorben; kein Menſch war zu ſehen und doch — dort oben, am Fenſter erſchien eine Frau. — Es war des Förſters Frau, ſie drückte, während ſie zum Fenſter trat, das Tuch gegen die Augen und weinte.

Der Jagdhund lag vor der Thür und bellte ihn an. Helzig hörte es gar nicht — der Garten, das Haus drehte ſich mit ihm und er taumelte mehr als er ging zur Thür, an deren Klinke er ſich anhielt. Unter ſeinem Druck öffnete ſie ſich, und kaum wiſſend was er that, trat er in's Haus.

Die Treppe herunter kam der Forſtaſſiſtent, Herr von Beiwitz. Er ſah, wie gewöhnlich, ſehr vornehm und ſehr verdrießlich aus, und kniff, als er Helzig bemerkte, ſeine Lorgnette zwiſchen Auge und Naſe.

„Ihr kommt vom Doktor, nicht wahr?“ — ſagte er dabei, während er noch auf den Stufen ſtehen blieb, „es iſt zu ſpät, er iſt todt —“ und damit ſtieg er vollends die Treppe hinab, und ging, ohne ſich weiter um den Burſchen zu bekümmern, in das untere Zimmer.

Helzig fühlte, wie ihm die Kniekehlen einknickten; es ſchwamm ihm vor den Augen in blauen und rothen Lichtern, und er floh mehr als er ging durch den Garten, zurück in den Wald. Wie er nun aber die Bäume wieder um ſich ſah, wie er ſich allein wußte, da überkam es ihn auch mit Todesangſt — da ſtand zum erſten Mal, was er gethan, in furchtbar grellen Farben vor ſeiner Seele, und Mörder! Mörder! ſchrie jedes knospende Blatt im weiten Walde, zwitſcherte der Vogel von den Zweigen, rauſchte der Wind in den Aeſten — Mörder! Wieder ſah er vor ſich die weinende Geſtalt am Fenſter, hörte den Mann da drinnen ſein gleichgiltig — „Ihr kommt zu ſpät — er iſt todt“ in ſein Ohr donnern, und barg das Geſicht erſchüttert in den Händen, um die furchtbar blutige Geſtalt los zu werden, die bleich und mahnend vor ſeiner Seele emporſtieg.

„Das hab' ich ja nicht gewollt,“ ſtöhnte er, indem ihm der kalte Schweiß auf Stirn und Schläfe trat, „das nicht, lieber allmächtiger Gott. Ich habe gefrevelt, ja, aber das Blut — das Blut nimm von mir, von meiner Seele. Der Teufel war es der die Kugel gelenkt; der böſe Feind, der die Krallen nach mir ausſtreckte und mich hinunterziehen will in ſein furchtbares Reich. Hilfe, Hilfe, allmächtiger Gott, habe Erbarmen mit mir, verlaß Du mich nicht in meiner entſetzlichen Noth und nimm das Blut von mir. Ja, ich bin ein ſchlechter, gottloſer Menſch geweſen, ich habe geſündigt und gefrevelt, aber nur das nicht, nur das nicht. Ich will mich ja beſſern, ich will ja ein anderer Menſch werden und deine Gebote halten für immer — nur das Blut nimm von mir — mach' den einen entſetzlichen Schuß ungeſchehen, und die Hand ſoll mir verdorren am Gelenk, wenn ich im Leben wieder ein Gewehr anrühre.“

„Das heißt gebetet!“ ſagte da plötzlich eine tiefe ernſte Stimme. Helzig ſah raſch und erſchreckt empor und fiel mit einem lauten gellenden Aufſchrei platt auf ſein Antlitz nieder, das er im gelben Laub begrub. Nur einen Blick hatte er auf die vor ihm ſtehende Geſtalt geworfen, aber der genügte, ihn das todtenbleiche Antlitz des ermordeten Förſters erkennen zu laſſen, der nicht mit drohendem, aber recht ernſtem, traurigem Ausdruck in den Zügen vor ihm, wie er glaubte, dem Boden entſtiegen war.

„Sein Geiſt!“ ſchrie er dabei — „ſein Geiſt, der den ermordeten Körper von mir zurückfordert. Barmherzigkeit — habe Barmherzigkeit mit mir, wenn noch Barmherzigkeit im Himmel iſt.“

„Die iſt dort oben" ſprach die Stimme wieder, mit feierlichem, faſt gerührtem Ton — „auch für den Sünder!"

„Aber nicht für mich — nicht für mich, auf dem Euer Blut haftet!" ſchrie der Unglückliche, ohne zu wagen zu der fürchterlichen Geſtalt ſeines Opfers wieder aufzuſehen. „O Du barmherziger Gott, wie ich den unglückſeligen Auerhahn ſchoß, hatt' ich ja keine Ahnung, daß mich der Teufel ſo weit, ſo immer weiter in's Verderben ziehen würde."

„Alſo Du warſt der Burſche," ſagte da die Stimme wieder, aber mit viel menſchlicheren Tönen als vorher, und eine ſchwere Hand legte ſich auf ſeine Schulter, „den ich neulich Morgens im Wald ertappte und am Gehör zeichnete? — — wahrhaftig, da iſt die Marke," ſetzte er hinzu, als er ohne weiters das Haar von dem Ohre des jetzt mit ſtieren Blicken zu ihm Aufſtarrenden zurückwarf, „und was haſt Du ſonſt noch ſo gar Schweres auf dem Gewiſſen, mein Burſche?"

„Ihr lebt?" rief aber dieſer, daß er entdeckt war mit keiner Sylbe, mit keinem Gedanken achtend — „ich habe Euch nicht todt geſchoſſen mit der — mit der unſeligen Kugel und — und doch — hat denn der andere Förſter drin' im Haus nicht heute Morgen geſagt, Ihr wäret todt?"

„Jedenfalls biſt Du verrückt, mein Burſche, wenn Du mich für todt hältſt, und was Du da von Todtſchießen ſchwatzeſt, verſteh' ich nicht. Du ſcheinſt mir aber mehr auf dem Gewiſſen zu haben, als ſonſt einem gewöhnlichen Chriſten erträglich iſt, und ich werde wohl dafür ſorgen müſſen, daß Du Deinen Lohn erhältſt."

„Thut mit mir, was Ihr wollt!" rief aber jetzt Helzig, in vollem Jubel in die Höhe ſpringend, „zeigt mich an, ſchließt mich, ſperrt mich ein. — Ich habe Euch nicht todtgeſchoſſen — Ihr lebt — ich bin kein Mörder. — O guter, guter Gott," ſchluchzte er, und während ihm die hellen Thränen über die Backen liefen, ſtürzte er, den Förſter gar nicht weiter beachtend, auf die Kniee nieder — „Dank, Dank, heißen Dank — Du weißt, was ich heute Morgen ausgeſtanden habe, und Du haſt mich erhört. Ich bin kein Mörder — kein Blut klebt an meinen Händen als nur das von einem elenden Auerhahn, o Du lieber, lieber Gott im Himmel ſei gelobt und geprieſen zehntauſend Mal."

„Wenn man auch ein Stück Wild, was noch dazu zur hohen Jagd gehört, nicht gerade elenden Auerhahn zu nennen braucht," meinte der Förſter, „ſo kommt es mir doch vor, als ob Du, was Du da ausgeübt, bereueſt, mein Burſche, und wenn ich wüßte daß Du bei den guten Vorſätzen, die Du heute morgen gefaßt, bliebeſt" —

„Herr Förſter" — rief der Burſch, der ſeinem Glück kaum trauend deſſen Hand ergriff — „wenn Sie mich nicht unglücklich machen wollten." —

„Unglücklich," ſagte der Jäger, und ein eigener Zug von Wehmuth zuckte ihm durch das ſonngebräunte, ernſte Geſicht — „es iſt gar ſchwer unglücklich ſein, und — die meiſten Menſchen wiſſen das nicht, wiſſen nicht wie ſchwer Gottes Hand auf ſie fallen kann. Lauf denn in Seinem Namen — ich will Dir dießmal glauben, und hoffen, daß Du Deinen Schwur erfüllſt."

„Und Sie haben die Anzeige noch nicht gemacht?" rief Helzig, mit freudeleuchtendem Geſichte.

„Nein," lautete die Antwort, „und will ſie nun auch nicht machen. Es hat mir ſchon leid gethan, daß ich Dich gezeichnet — ich hätt' es vielleicht nicht thun ſollen — und heute Morgen triffſt Du mich gerade in weicher Stimmung — aber wo biſt Du her?"

„Von Hülſen."

„Konnt' ich mir allenfalls denken. Das iſt das ärgſte Wilddiebsneſt im ganzen Land. Und kamſt Du heut Morgen von Hülſen herauf?"

„Ja — um — um zu ſehen, weßhalb Sie nicht zur Holzauktion kämen."

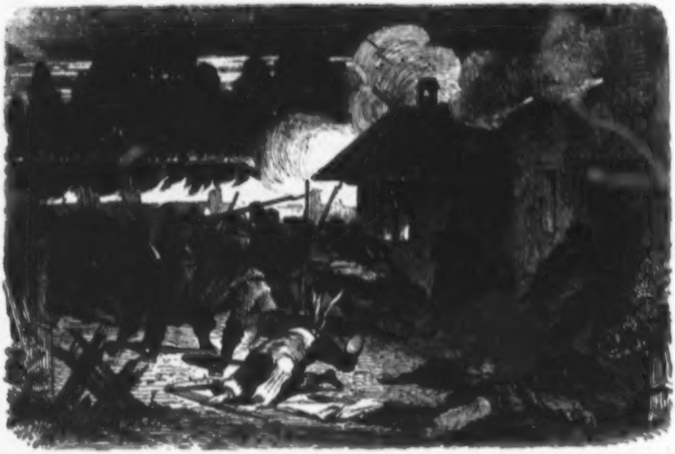
„Nun wenn Du glaubteſt, daß Du mich neulich todtgeſchoſſen hätteſt, war das ein unnützer Weg," ſagte der Förſter. „Uebrigens begreife ich die ganze Geſchichte noch nicht und Du ſollſt ſie mir ein andermal erzählen. Jetzt ſpring wieder hinunter, und ſag' den Herren, ich ließ ſie bitten nicht böſe zu ſein, daß ich ſie hab' ſo lange warten laſſen. Ich komme gleich hinunter und werde mich dann ſelber entſchuldigen. Sag' ihnen indeſſen nur, mir ſei mein jüngſter Knabe die Nacht an der Bräune erkrankt und heute Morgen geſtorben, das hätte mich aufgehalten."

„Der war es, der geſtorben iſt?" rief Helzig, hoch aufhorchend.

„Gott hat ihn mir gegeben und wieder zu ſich genommen, Sein Name ſei gelobt," ſagte der arme Vater mit einem tiefen Seufzer, und ſchritt langſam, ohne ſich weiter um den Burſchen zu kümmern, zu ſeinem Hauſe zurück.

Helzig ſtand noch wie in einem Traume an dieſelbe Stelle gewurzelt, als ihn der Förſter ſchon lange verlaſſen hatte. Dann aber, als das volle Bewußtſein ſeines Glückes über ihn kam, als er fühlte und begriff, wie mit einem Schlage die ganze furchtbare Seelenangſt, alle Qual, alle Gefahr von ihm abgeſchüttelt ſei, und er dem Himmel wieder frei in's Auge ſchauen könne, da ſtürzten ihm die Thränen in vollen Strömen aus den Augen, und doch hätte er auch wieder gerade hinaus jauchzen mögen, in lauter Luſt und Seligkeit.

Wie er den Berg zuletzt hinunter kam, er wußte es ſelber nicht. In wilden tollen Sprüngen ſetzte er, nicht Weg noch Steg haltend, die ſteilen Hänge nieder. „Ich bin frei," jubelte es dabei in ihm — „ich bin kein Mörder — kein Blut klebt an meinen Händen — ich darf wieder ein guter Menſch werden, darf meiner Mutter wieder in die Augen ſehen — und das Wilddieben? ſoll mir der Teufel das Licht halten, wenn ich nur eine Flinte je wieder in die Hand nehme."



Das Forſthaus.

I.

Die Verordnung.

Das Jahr 48, mit all' ſeinen Volksverſammlungen, Reden und trügeriſchen Errungenſchaften, war über Deutſchland hereingebrochen. Im ganzen Lande hatte das Volk zu den Waffen gegriffen, exercirte und manoeuvrirte nach Herzensluſt im Parlament, in den Kammern und auf den grünen Wieſen, und unſere ſchwarz-roth-goldene Fahne, das alte ehrwürdige deutſche Banner, wehte von allen Thürmen im weiten deutſchen Reiche und machte manches wackere Herz freudiger und ſtolzer ſchlagen.

Während das Volk aber das Einheitsbanner in den Boden ſtieß und ſich angeblich darum ſchaarte, ſah es nirgends wilder, verzweifelter und uneiniger aus, wie eben in dieſem lieben deutſchen Reiche. Alles, was gerade hätte zuſammenhalten ſollen, hackte auf einander los, und trat ſich einander unter die Füße, und das ſchwarz-roth-goldene Banner — liegt jetzt wieder beſchämt und zuſammengerollt in den Winkeln der Rathhäuſer umher, mit Aktenſtaub bedeckt, einer neuen, beſſeren Zukunft entgegenträumend.

Wenn die Deutſchen aber damals in Allem uneinig waren, in einem Stück waren ſie einig — über den Unſchuldigſten fielen ſie alle mitſammen her. Das arme Wild in Berg und Feld, das ſich nicht wehren konnte — ob gerade genießbar oder nicht, was kümmerte das die Aasjäger — erlag dem Schrot, der Kugel oder gar gehacktem Blei. Jeder Lump griff ein Gewehr auf, es nach irgend einer armen, lebendigen Kreatur abzufeuern, und dem ächten Waidmann drehte ſich das Herz im Leib herum.

Am tollſten trieben es die Bauern. Wenn ſie ſich auch bis dahin um Nichts bekümmert hatten, und es ihnen noch, mit wenigen Ausnahmen, bis auf den heutigen Tag, verwünſcht gleichgültig iſt, ob ſie in einem einigen mächtigen Reiche, oder in einem von aller Welt abhängigen, auf alle Welt Rückſicht nehmenden Klein-Staate leben. Sobald ſie das übrige Deutſchland mit Anderem beſchäftigt haben, und nur eine Muskete oder ſonſtigen Schießprügel in die Hand bekamen, zogen ſie hinaus in Feld und Wald und mordeten, was ihnen lebendig vorkam, denn jagen kann man das ja doch nicht nennen.

Ein ſo ſchlechter Schütze der Bauer dabei gewöhnlich iſt, ſo gefährlich bleibt er trotzdem dem Wildſtande, denn mit derſelben Zähigkeit, mit der er ſeinen dürren Acker pflügt und düngt und wieder pflügt und düngt, bis er ihm abzwingt was er irgend liefern kann, ſtellt er auch dem Wilde nach, das er in ſeiner Nähe weiß. Wo ein Reh oder ein Haſe aus- und einwechſelt im Buſch, da ſetzt er ſich an, Abend nach Abend, Morgen nach Morgen, ſchießt und fehlt und wartet wieder, wenn auch wie oft vergeblich, bis er das arme Stück am Ende doch erlegt, oder wenigſtens krank zu Holz ſchießt.

Es iſt dies aber nicht etwa Leidenſchaft für die Jagd, die den Waidmann keine Strapatzen und Beſchwerden, die ihn nicht Mühe noch Fleiß ſcheuen läßt in Ausübung derſelben; „es iſt,“ wie der alte Jörgen ſagt, mit dem wir wohl ein ander Mal bekannt werden, „pure Schlachtigkeit.“ Er hat keine Liebe zum Wild, wie der ächte Jäger, er haßt es, weil es ſich ihm ſo ſchlau entzieht, oder nicht aus Gefälligkeit ſtürzt, wenn er zwei Schritte daneben ſchießt. Er haßt das Rebhuhn ſelbſt, das ihm auf ſeinem Acker die Würmer frißt, nur weil es gut ſchmeckt und er es nicht bekommen kann, und wehe dem armen Volke, das im tiefen Schnee und harten Froſt zuſammengehuſchelt auf der kalten Saat liegt, wehe dem hochbeſchlagenen Reh das er matt im Dickicht findet. Was Haare oder Federn hat iſt Wild, vom erſten Januar bis letzten Dezember; eine Ruhezeit kennt er nicht — hat er doch, wie er meint, ſelber keine Ruh das ganze Jahr hindurch, und muß ſich ſchinden und quälen — „warum ſoll's das „Viehzeug“ beſſer haben wie der Menſch.“

In dieſem Sinne wurde im Jahre 48 die Jagd ausgeübt, oder beſſer geſagt mißhandelt. Ueberall in den Wäldern lag angeſchoſſenes und eingegangenes Mutterwild, lagen arme zerſchoſſene Rehe und verpeſteten die Luft. Die Füchſe hatten gute Zeit, es gab Beute genug und übergenug, und die Raben ſogar ekelten ſich zuletzt vor dem allzureichlichen Fraß.

Während die Bauern, und außerdem auch manches Ge[illegible] aus den Städten, aber die Jagd auf ihrem eigenen wie fremden Boden verwüſteten, ohne gerade ſelber erheblichen Nutzen davon zu haben, arbeiteten ihnen in vielen Revieren zugleich die Förſter ſelber in die Hände, die Jagd nämlich mit Stumpf und Stiel auszurotten. Man glaubte in dem erſten Taumel, in der erſten Beſtürzung ziemlich allgemein, daß Alles, wie es ſich da ſelber erſchaffen, auch Beſtand haben würde für ewige Zeiten. Die diverſen „verantwortlichen“ Miniſterien und Regierungen verloren den Kopf, und den meiſten Revieren kamen die Befehle zu, ihren Wildſtand ohne weiteres abzuſchießen. Was doch abgegeben werden mußte, ſollte den Bauern wenigſtens nicht in die Hände fallen. Die meiſten Förſter folgten dem Befehle, ja überſchritten ihn ſogar, und wütheten, aus reinem Haß gegen die Aasjäger, und aus Furcht dieſen ein Stück Wild zu laſſen, in ihren eigenen geſchützten Revieren gerade ſo gegen das Wild wie die Bauern ſelber, ja erbitterten dieſe noch mehr, die nun mit Recht ſagten: „wenn die Jäger nicht einmal ihre Schonzeit halten, weshalb ſollten wir es thun?“

Andere dagegen, und leider nur wenige, folgten nur wo ſie gezwungen mußten, ſchoſſen einige Stück ab, gewiſſermaßen Gehorſam zu zeigen, und ſchonten und ſchützten unter der Hand, ſo gut ſie irgend konnten und nach beſten Kräften. Dieſen ward ſpäter die Belohnung zu Theil, daß ſich ihr Wildſtand am ſchnellſten wieder hob, oder doch wenigſtens nicht ganz ausgerottet wurde. Keinesfalls brauchten ſie ſich ſpäter Vorwürfe über eigene Aasjägerei zu machen.

Bis jetzt noch von den ihn umwogenden Unruhen in ſeinem ziemlich aus dem Weg gelegenen Forſt nur wenig berührt, lebte im —ſchen Walde der Förſter Holler — ein alter Bekannter von uns.

Von der im Lande ausgebrochenen Revolution hatte er allerdings gehört, und in Hülſen, dem nächſt gelegenen kleinen Städtchen, auch mehr geſehen als ihm lieb war, ſich aber dann um ſo viel feſter in ſeinen Wald zurückgezogen, um mit dem Volk da unten ſo wenig als möglich in Berührung zu kommen. Seine Holzmacher, meiſt verheirathete Leute, die das ganze Jahr hindurch im Wald ihr gutes Brod hatten, waren, mit wenigen Ausnahmen, treu geblieben, und hielten bei ihm aus. In der That glaubte er gar nicht an das Gelingen eines wirklichen Aufſtandes, und wunderte ſich nur, daß der Spektakel ſo lange dauerte, bis ihm ſelbſt vom Oberforſtamt und ſeiner Behörde herunter plötzlich die Weiſung wurde: „Alles an Wild abzuſchießen was da ſei.“

Es war das im Monat Mai, und die Botſchaft kam ihm nicht einmal auf dem gewöhnlichen Wege zu, ſondern ein ruppig genug ausſehender Burſche, der noch dazu ganz trotzig eine alte roſtige einläufige Flinte auf dem Rücken trug, brachte ihm das allerdings mit dem Amtsſiegel verſehene Schreiben.

Dem Boten nahm er vor allen Dingen, trotz deſſen Fluchen und Schimpfen, die Flinte weg, und warf ihn zur Thür hinaus, und ſeinen beiden Forſtaſſiſtenten Herrn von Beiwitz, wie Brommer, einem jungen Förſterſohn aus der Nachbarſchaft, befahl er auf das Strengſte, in der Schonzeit keinen Schuß auf Wild zu thun, und Jeden, den ſie im Holz mit der Flinte antreffen würden, als Wilddieb zu behandeln.

„Aber, mein beſter Herr Förſter“, ſagte Herr von Beiwitz mit einem verlegenen Achſelzucken, „Sie werden ſich doch Ihrer Behörde nicht widerſetzen wollen? Wenn ich nicht irre, hat mein Vater ſelber dieſen Befehl unterſchrieben, was er nicht gethan haben würde, wenn nicht dringende Gründe dazu vorlägen!“

„Ihr Herr Vater, mein guter Herr von Beiwitz“, rief der ehrliche Waidmann, roth vor Aerger im Geſicht, „mag ein ganz vortrefflicher Forſtrath ſein, aber vom Wildſtand — muß ich ſelber wiſſen, was ich zu halten habe. Der iſt mir von meinem Landesherrn übergeben worden, und — ſoll mich Gott ſtrafen, wenn ich nicht mein Möglichſtes thue ihn zu erhalten, trotz dem Lumpengeſindel da unten im Land. Unſere prachtvollen Dickungen, die wir haben, geben dem Wild dabei reichlichen Schutz, und wenn auch ſo eine Canaille außen drum herum kriecht, hat das arme Zeug dadrinnen Deckung. Wenn wir aber anfangen wollen, noch dazu in der Schonzeit, die Aasjäger zu machen, ſo hört die Geſchichte auf, und wir haben in drei Monaten kein Stück mehr auf dem Revier, was eine Fährte eindrückt."

„Aber mein beſter Herr Förſter, contre la force —"

„Ob geben Sie zum Teufel mit ihrem Franzöſiſch", rief der gereizte Waidmann, bei dem, durch den letzten Befehl, ſelbſt ſeine Vorgeſetzten allen Credit verloren hatten. „Wir ſind Deutſche, und wollen hoffentlich Deutſche bleiben, wenn ſie auch drin im Lande jetzt eine vollſtändig polniſche Wirthſchaft haben. Soll das Wild hier im Walde wirklich auf ſolche Weiſe geaasjägert werden, dann mögen ſie mich erſt vor den Kopf ſchießen, oder zum Henker jagen. Aber ſo lange ich hier etwas zu befehlen habe, fällt von meinen Leuten kein Schuß auf Wild, nur auf Wildſchützen, und wenn die was von mir wollen, ſo ſollen ſie mich ſelber hier oben beſuchen."

Dabei blieb es. Herr von Beiwitz zuckte zwar die Achſeln und kniff dann ſeine Lorgnette in's Auge, die offen auf dem Tiſch liegende Ordre durchzuleſen. Der Förſter aber hatte das Zimmer verlaſſen, die Thür hinter ſich zugeſchlagen, ſeine Schrotflinte vom Nagel geriſſen, und war damit in vollem Zorn und Unmuth in den Wald hinausgerannt.

„Wir werden uns großen Unannehmlichkeiten ausſetzen, wenn wir dem Befehle nicht nachkommen" ſagte Herr von Beiwitz endlich, nachdem er das ſchätzbare Dokument geleſen und wieder auf den Tiſch gelegt hatte. „Daß unſer guter Förſter den Burſchen zur Thür hinausgeworfen, wird außerdem die Leute noch mehr gegen ihn aufbringen, und wir Unterbeamten kommen dadurch in die größte höchſt peinliche Verlegenheit vor Allen."

„Wir? — Das möcht' ich wiſſen?" ſagte Brommer, der ewig den Schnupfen hatte, und deßhalb ein wenig durch die Naſe ſprach. Er ſtand gerade am Fenſter und trommelte auf den Scheiben, wobei er ſich nur halb nach ſeinem Collegen umſah, „wie ſo wir?"

„Wem ſollen wir gehorchen?" fuhr Beiwitz fort.

„Wem? — ih nu natürlich dem Förſter, der außerdem der einzige Vernünftige vom ganzen Schwamm iſt," ſagte der derbe Burſche — „was gehen uns die Dintenklerer an?"

„Lieber Brommer —"

„Ach was, wenn Ihr Vater auch dazwiſchen ſteckt. Die da oben, die einem Jäger befehlen können im Mai das Wild abzuſchießen, verſtehen den Teufel von der Jagd, und wenn ſie zehnmal einen grünen Rock an und goldenes Eichenlaub und Jagdhorn und Gott weiß was drauf haben."

„Das mag nun ſein wie es will," wich Herr von Beiwitz aus, „aber die Gemeinden nachher? — Wenn das Geſetz einmal gegeben iſt, werden dieſe auch darauf dringen, daß es gehalten wird. Hirſche und Rehe haben ihnen früher ihre Saaten zertreten und zertreten ſie noch —"

„Das iſt den Bauern ihre Sache", rief Brommer, „das fehlte auch noch, daß wir uns darum bekümmern ſollten, ob die ein Paar Halme zertreten kriegen oder nicht. Uebrigens — wenn mir auch der Förſter befohlen hätte das Mutterwild und die Rikken todt zu ſchießen — verdammt will ich ſein, wenn ich's gethan hätte!"

„Ja beſter Freund," lächelte Herr von Beiwitz, „wofür werden denn aber da überhaupt Befehle gegeben, wenn ſie nicht gehalten werden ſollen?"

„So?" rief Brommer, ſich ſcharf nach dem jungen Manne umdrehend, „wenn ſie mir alſo dann befähligen, daß ich meiner Mutter den Hals abſchneiden ſollte, dann müßt' ich's auch thun? eh?"

„Ja, aber da iſt denn doch noch ein Unterſchied, und das wird Ihnen Niemand befehlen."

„Na, ich weiß nicht," brummte der Jäger, „wer mir befiehlt im Mai die alten Thiere und Rikken todtzuſchießen, iſt auch zu dem andern fähig — großen Unterſchied ſeh' ich überhaupt nicht drin!"

„Na, das nehmen Sie mir nicht übel."

„Ach was," rief Brommer, „wer jetzt ein Altthier ſchießen kann, bringt auch ein Kind um, das iſt meine Meinung, und ich bin ſeelensfroh, daß unſer Förſter eben ſo denkt. Hab' ihn noch einmal ſo lieb deshalb."

„Aber, wenn ſie uns dazu zwingen?"

„Zwingen? wer ſoll uns zwingen? — Wenn es den Stadtherren da oben etwa einfallen ſollte, ſelber in dieſer Zeit eine Jagd zu machen — aber ich hoffe, daß ſie noch ſoviel Schaam im Leibe haben, das nicht zu thun — ſo laſſen Sie mich dafür ſorgen, daß ihnen Nichts zum Schuß kömmt, und die Bauern? denen will ich den guten Rath geben, daß ſie ſich hier aus dem Reviere halten, ſonſt ſind wir die längſte Zeit Freunde geweſen. Da draußen mögen ſie exerciren und bleſſen ſo viel ſie mögen, hier oben ſollen ſie ſich aber nicht zeigen, wenn ſie nicht den Hinteren voll Schrot haben wollen. Das iſt meine Meinung."

Und wie ob er damit das fragliche Capitel völlig erſchöpft habe, griff er ebenfalls ſeine Mütze auf, verließ das Zimmer und lief wie der Förſter vor ihm in den Wald hinaus. Herr von Beiwitz nahm indeſſen die Verordnung vom Tiſch, und las ſie noch einmal durch.

2.

Die Wilderer.

Der Förſter Holler war in einer höchſt verdrießlichen Stimmung, und — was das Schlimmſte bei der Sache ſchien — er hatte alle Urſach dazu. Welcher Förſter, dem ſein Wildſtand am Herzen lag, wäre es damals nicht geweſen. Schon das Knallen überall und nach allen Richtungen herum, das Tag und Nacht nicht aufhörte, erbitterte ihn, und machte eine ordentliche Controle ganz unmöglich. Zu gleicher Zeit jagten die Bauern ganz ungeſcheut in den früher mit zum herrſchaftlichen Forſt gehörenden Vorhölzern, ihrer eigenen Waldung, wo er den beſten Rehſtand hatte, und daß ihm jetzt ſogar ſeine obere Behörde anbefehlen konnte, gegen das eigene Fleiſch zu wüthen, auf dem Hegerevier, in der Schonzeit ſeinen eigenen Wildſtand zu vernichten, das ging ihm nun gar zu Herzen. Wie er ſich allein im Walde ſah und, unter einer alten Eiche hingeworfen, das Alles noch einmal überdachte und in ſich durcharbeitete, da kamen dem ſonſt ſo ſtarken, wetterfeſten Mann die bitteren Thränen des Zornes und Unmuths in die Augen. Seltene Gäſte das allerdings auf den ſonngebräunten Wangen, die ihm ſelbſt der Tod ſeines Kindes im vorigen Jahre nicht hatte auspreſſen können.

Wohl eine volle Stunde lag er ſo unter dem alten breitäſtigen Baum im dumpfen Brüten, und allerlei wilde trotzige Gedanken zuckten und fuhren ihm dabei durch den Kopf und das ehrliche Herz. Er wollte ſeinen Abſchied nehmen, und das Elend nicht länger mit anſehen — aber wohin da mit ſeiner Familie —? Er ſelber hätte ſich ſchon durch die Welt geſchlagen, und am liebſten mit in Schleswig-Holſtein geholfen, den Dänen die Jacke auszuprügeln, aber ſeine Frau — ſeine beiden Jungen? Konnte er die jetzt in einem Lande, wo Geſetz und Ordnung für eine Weile aufgehoben ſchien, ſich ſelber überlaſſen, wenn ſie auch wirklich genug hatten ihr Leben zu friſten? — Nach Amerika — das war am Ende noch der einzige Ausweg, wenn hier alle Stränge riſſen. — Nach Amerika! Dorthin zogen Tauſende, und wo die blieben, konnte er ebenfalls leben, und wenn es hätte von der Jagd ſein müſſen. Das war ein Ausweg, war eine Hinterthür aus dieſer verzwickten Wirthſchaft, mit der er ſich nun einmal nicht befreunden konnte. Was kümmerte ihn das Parlament, was der Ruf von Freiheit, der durch das Land ſcholl, wenn ſie ihn hier zwingen wollten ſein eignes Wild todtzuſchießen. War das die Freiheit die ſie draußen meinten, dann mochte er wenigſtens nichts davon wiſſen, und konnte ſie nicht begreifen.

Nein, jetzt war er erſt recht feſt entſchloſſen. Wenn ſie ihn hier zum Aeußerſten zwangen, dann — ging er nach Amerika. Dorten ſchien ebenfalls Gottes Sonne und wuchs ſein Wald, auch dort gab es Brod und Wild, und vor dem Verhungern hatte er keine Angſt. —

Er fühlte ſich auf einmal leichter, wohler um's Herz. Die unbeſtimmte Furcht vor der Zukunft, vor einer ungewiſſen Exiſtenz, die Sorge um die Seinen war mit dem einen Worte Amerika von ihm gewichen. Das Bewußtſein hier nicht der Gnade und Ungnade irgend Jemandes, der zufällig an die Regierung kam, überlaſſen zu ſein, das Gefühl einer inneren Selbſtſtändigkeit, die ſich im Nothfall auch noch an anderer Stelle einen eigenen Heerd gründen könne, hob und tröſtete ihn.

Wie Viele von uns ſind damals, an dem Vaterland verzweifelnd, oder durch die Verhältniſſe gezwungen, hinübergezogen über das Meer, dort ſich an dem fremden Strand eine neue Heimath zu gründen. Wie viel Tauſende haben, wie der Förſter Holler, in jenem Amerika ihre letzte Zuflucht geſehen, an das mit dem Rücken angelehnt ſie dem Treiben hier weit ruhiger die Stirn boten. Und doch — wie ſchmerzlich muß ein ſolcher Abſchied auf immer für den ſein, der ſein Vaterland wirklich liebt, und hier noch tauſend und tauſend Anhaltspunkte hat, die ihn mit ſeines Herzens beſten Faſern an den heimathlichen Boden feſſeln. Auch dem Jäger zuckten ſolche Gedanken durch's Hirn, als er dort unter der alten Eiche ſaß, und ſeinen Blick über den jungen Wald ſchweifen ließ, der gerade ſeiner Sorgfalt den friſchen Wachsthum verdankte. Was wurde dann, wenn er nach Amerika ging, aus ſeinem Forſt, in dem ſein Vater und er den größten Theil des Holzes ſelber angepflanzt, und ihn gehegt und gepflegt? was wurde aus dem armen Wild, wenn er es den Maaßregeln der Herren von der Feder, und dem — Geſindel überließ?

„Bande, verdammte,“ brummte er vor ſich hin, als ihm der Zorn wieder mit der Erinnerung an das kam, was ihn eigentlich von Deutſchland vertreiben wollte, „macht da unten im Lande was ihr wollt; brüllt und ſchreit, ſchießt meinetwegen oder treibt Unſinn wie es euch freut, aber hier aus meinem Wald halt' ich euch, darauf könnt' ihr euch verlaſſen, und wenn mir Einer von euch verfluchten Schuften —“

Er fuhr wie der Blitz von ſeinem Sitz auf und horchte, denn ein Schuß dröhnte durch den Wald, dem gleich darauf ein zweiter folgte.

„Da haben wir's!“ ziſchte der Förſter mit einem Kernfluch zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen durch. „Der iſt ſo wahr ich lebe auf meinem Revier, und die Schufte halten ſo wenig Sonntag wie Schonzeit. Aber wart, dir will ich's anſtreichen, mein Herzblatt — der Schuß muß in der Fuchskehle gefallen ſein — rechts durch das Dickicht kann er nicht, und links liegt der offene Schlag. Dir wäre am Ende beizukommen.“ Und ohne dem, was ihn bis jetzt gedrückt, auch nur noch einen Gedanken zu gönnen, mit keinem Ziel im Auge, als den Wilddieb abzufaſſen, ſprang er den Hang hinunter, durch das nächſte Dickicht einem ausgehauenen Pürſchweg folgend, und erreichte ſo, eine Ecke abſchneidend die dieſes bildete, in kurzer Zeit den Platz, wo er den Wilderer vermuthete.

Das erſte worauf ſein Blick fiel, ſobald er den vor ihm liegenden offenen Schlag überſchauen konnte, war ein Rehkitz, das auf einer Blöße ſtand, und wie es ſchien ängſtlich nach der Schlucht zurückäugte. Etwa achtzig Schritte davon entfernt aber, lag ein Bauer in gelben Hoſen und Hemdsärmeln auf den Knieen und kroch unter dem Schutz einer kleinen Erhöhung auf das Kitz zu, während er eine lange Entenflinte in der rechten Hand hielt.

Des Förſters erſtes Gefühl war, über den kleinen Grund hinüber zu ſpringen und dem Kerl da oben, der jetzt gerade auf das anzupürſchende Wild paßte, den Rückweg abzuſchneiden. Kaum hatte er aber ein paar Schritt über die Blöße gethan, als er etwa fünfzig Schritte von ſich entfernt, einen zweiten Wilderer in die Höhe ſpringen ſah, der eben damit zu Ende war, ein angeſchoſſenes Reh förmlich abzuſchlachten. Dieſer hatte ihn übrigens eben ſo raſch entdeckt, und ſein Gewehr aufgreifend und hinter eine dort einzeln ſtehende Birke ſpringend, ſchrie er dem Förſter ſein „Halt, oder ich ſchieße!“ entgegen.

„Schieß, und ſei verdammt, Beſtie!“ rief aber der Waidmann, dem bei dem Anblick all der alte Groll in die Adern ſtieg — „aber wie Du Dich wieder hinter Deinem Baume vorwagſt, jag' ich Dir die Knochen voll Blei — ſoll mich Gott verdammen.“

Er war dabei ebenfalls hinter einen Baum geſprungen, und hatte ſich ſchußfertig gemacht.

„Hallo, Gottlieb!“ ſchrie da der Bauer ſeinem Kameraden an dem Hang zu, „hierher komm, und treib mir den Grünrock einmal da um den Baum herum, daß ich ihm eins 'naufſchießen kann. Der Lump will hier noch raiſonniren!“

„Warte Kranutge,“ rief der von oben herunter, „Dir wollen wir das Handwerk legen, halt' ihn nur einen Augenblick, Hans, ich bin gleich unten.“

Das Rehkalb war, ſchon wie der Förſter aus dem Dickicht trat, etwa zwanzig Schritt weiter hinaufgeſprungen und dort wieder ſtehn geblieben, floh aber jetzt, wie es den anderen Feind ſo in ſeiner Nähe entdeckte, mit flüchtigen Sätzen über den Kamm hinüber, während der Bauer, ſich nicht weiter um das Wild kümmernd, den Berg hinab ſprang, ſeinem bedrohten Kameraden beizuſtehen.

„Kommſt Du mir nah, Hallunke, ſo wahr mir Gott in meiner letzten Stunde beiſtehen ſoll,“ rief ihm da Holler entgegen, „ſo wahr ſchieße ich Dich über den Haufen.“

„Unſere Gewehre gehen auch los!“ rief da der Erſte, den jener Hans genannt, und noch während er ſprach, drückte er ab. Holler hörte, zugleich mit dem Knall des Schuſſes, eine Kugel dicht über ſeinem Kopf in die Rinde des Baumes ſchlagen, hinter dem er ſtand, während ein paar Rehpoſten an ſeinem Ohr vorbeiſauſten und ein ſtechender Schmerz ihm durch die Schulter fuhr. Faſt unmittelbar nach dem Knall aber, und ehe er ſelber nur den Drücker berühren konnte, dröhnte ein anderer Schuß, gar nicht weit entfernt, und der Bauer, der auf ihn geſchoſſen, ſprang plötzlich hinter dem Baume vor, warf ſeine Flinte von ſich und ſchrie:

„Heiland, Heiland — ich bin getroffen!“

Holler wußte noch ſelber nicht, wo der zu ſeinem Beiſtand abgefeuerte Schuß hergekommen war; er ſah aber ſeinen nächſten Feind unſchädlich gemacht und daß ſich der andere, jetzt wohl auf fünfzig Schritt herangekommene Bauer plötzlich drehte und, ſich wenig dabei um den verwundeten Kameraden kümmernd, den Berg wieder hinaufſprang. Solchem Ziel konnte der Förſter, in ſeiner überdieß gereizten Stimmung, nicht widerſtehen; das breite lichte Hintertheil der gelbledernen Hoſen leuchtete ihm zu verführeriſch entgegen, und die Flinte an den Backen reißend, machte der auf dem Schlag Davonlaufende auch gleich nach dem Schuß einen hohen Satz, ließ ebenfalls ſein Gewehr fallen und hielt ſich, laut dabei brüllend, den verletzten Theil. Dort ſäumte er aber nicht lange, denn kaum ſah er, daß der auf dem Kampfplatz erſchienene zweite Jäger, ohne ein Wort zu ſagen oder einen Laut von ſich zu geben, den Hang hinan und auf ihn zuſprang, als er auf einmal ſeine Schmerzen vergaß, und wie vom Böſen gehetzt den offenen Schlag hinaufflog, über deſſen Kamm er gleich darauf verſchwand.

Der andere Bauer war indeß zu Boden geſtürzt, und blutete ſtark. Holler ging zu ihm und wollte ihm aufhelfen, aber er regte ſich nicht mehr. Der Schuß war ihm unter dem gehobenen Arm in die linke Seite gefahren, und zehn oder elf Schrote hatten dort edle Theile verletzt. Wie Brommer, der hier ſo zur rechten Zeit zu des Förſters Hilfe herbeigekommen war, zu dem Platz zurückkehrte, ſtreckte er ſich noch einmal — und war todt.

„Hm,“ ſagte der Förſter, der neben ihm ſtehen geblieben war und ſich hinter den Ohren kratzte, „jetzt haben wir die Beſcherung. Die Schufte werden nicht ſchlecht toben, wenn ſie hören daß wir Einem von ihnen den Garaus gemacht.“

„Sollt' ich warten, bis die Canaille mit dem zweiten Lauf Sie über deu Haufen geſchoſſen hätte?“

„Nein, Brommer, Sie haben ganz recht gethan,“ ſagte Holler ernſt, „und ich danke Ihnen wahrſcheinlich mein Leben, denn die Kerle ſind jetzt zu Allem fähig. Na, ich hoffe ſie werden geſcheut ſein, und ſich das als abſchreckendes Beiſpiel merken. Sollte es aber nicht ſein,“ ſetzte er finſter und drohend hinzu, „ei zum Henker, dann haben wir uns eben unſerer Haut zu wehren, und beſſer todtgeſchoſſen im grünen Walde liegen, als ſich von ſolchem Geſindel mißhandeln, und auf der Naſe herumſpielen laſſen.“

„Und was fangen wir jetzt mit dem Cadaver an?“ frug Brommer, indem er einen ſcheuen Blick auf den Todten warf. Das Gefühl, einen Menſchen erſchoſſen zu haben, machte auch auf ihn ſein Anrecht geltend, und er hätte jetzt gewiß viel darum gegeben, das Ganze ungeſchehen machen zu können.

„Was wir mit ihm anfangen?“ ſagte der Förſter — „ih nun, wir laſſen ihn eben liegen wo er liegt. Seine Leute werden ihn ſchon holen. Wollten wir ihn nach der Förſterei hinaufſchleppen, hätten wir die ganze Schaar Wölfe noch heute Abend dort oben. Nur das Reh und die beiden Gewehre nehmen wir mit; die gehören uns. Mordbande, ein armes Reh zu ſchießen, das ſein Kalb bei ſich hat; kein Wunder, daß die eben ſo leicht auf einen Menſchen abdrücken. 'S iſt auch beinahe ein und daſſelbe.“

„Werfen wir's — hier aus?“

Der Förſter blickte unentſchloſſen von dem erlegten Reh zu dem Todten hinüber.

„Nein,“ ſagte er nach kurzer Pauſe, „ich denke nicht. Hier liegt Schweiß genug und der Platz — Können Sie es ſchultern?“

„Gewiß.“

„Gut, dann nehme ich die beiden Gewehre, und wir wollen geraden Wegs damit zum Hauſe gehen. — Wie der Kerl ſich da oben ſeine gelbledernen Hoſen rieb. Ich denke, ich habe ihm das Sitzen für die nächſten vierzehn Tage verſalzen. Wo liegt denn wohl ſein Gewehr?“

„Gerade dort oben bei der jungen einzeln ſtehenden Birke, neben der jener gelbe Eichenbuſch ſteht,“ ſagte Brommer, der eben beſchäftigt war, mit ſeinem Genickfänger den Schweiß von der Decke des Rehs ſoviel als möglich abzuſtreichen. — „Aber wir möchten wohl erſt wieder laden.“

„Hab' ich das doch ganz über die Geſchichte vergeſſen," ſagte der Förſter, indem er ſtehen blieb und ſein Gewehr von Friſchem lud. Brommer folgte ſeinem Beiſpiel, zog dann ſeinen Rock aus und drehte ihn um, und hob ſich das Reh auf die Schulter, während der Förſter mit dem Gewehr des Erſchoſſenen den Hang nach der bezeichneten Stelle hinaufſtieg, das andere ebenfalls zu holen.

Weiter oben am Schlag kamen die beiden Jäger wieder zuſammen und ſchritten dann ſchweigend nebeneinander auf einem der Holzwege hin, der zum Forſthaus hinaufführte.

3.

Die Warnung.

Erſt ganz in der Nähe des Forſthauſes fühlte der Förſter einen Schmerz in der Schulter und merkte, daß er ſchon ziemlich ſtark geblutet haben mußte. In der Aufregung, in der er ſich bis jetzt befunden, hatte er es im Anfang gar nicht beachtet, und nachher nicht mehr daran gedacht. Jetzt wurde ihm plötzlich ſo merkwürdig weich zu Muth. Vor den Augen blitzte und funkelte es ihm, und er fühlte ſich ſchwindlich, mußte auch wirklich die Gewehre ablegen und ſich unter einen Baum ſetzen, wenn er nicht fürchten wollte ohnmächtig zu werden.

Brommer warf erſchreckt ſein Reh ab und zog ihm den Rock aus. Zwei Rehpoſten hatten ihn getroffen. Einer war durch die Hoſenträgerſchnalle, die ſeine Kraft gebrochen zu haben ſchien, geſchlagen, und ſaß nicht tief im oberen Theil der Bruſt. Der ſchien ihm jetzt auch am meiſten zu ſchmerzen. Der andere war auf eine Rippe getroffen, an der er herum und hinten wieder durch die Haut hinausgefahren war. Der blaue Streifen ließ ſich deutlich unter der Haut erkennen, und dieſe Wunde, in der wohl eine kleine Ader verletzt ſein mochte, hatte auch ſo ſtark geblutet.

Glücklicher Weiſe war ganz in der Nähe eine friſche Quelle, aus der Brommer dem Förſter raſch einen Hut voll Waſſer holte. Ein Trunk, und das Baden der Stirn und Schläfe mit dem kühlen Naß erfriſchte ihn, ſo daß er nach kurzer Raſt ſeinen Weg fortſetzen konnte.

So erreichten ſie das Haus, wo ihnen Herr von Beiwitz als höchſt beſtürzte Perſönlichkeit zuerſt begegnete.

„Hallo, was iſt das?" rief er erſtaunt aus, als er die beiden Männer mit dem Reh und den vier Gewehren ankommen ſah, „alle Wetter, ich glaube gar — Himmel, mein guter Herr Förſter, Sie ſehen todtenbleich aus. Ich will doch nicht hoffen —"

„Es hat Nichts zu ſagen, Herr von Beiwitz; ich danke Ihnen," wehrte der Förſter ihn ab. „Drunten im Walde liegt Einer, der noch viel bläſſer ausſieht."

„Um Gottes Willen, Sie haben doch nicht —"

„Ich habe," ſagte Brommer ruhig, „aber machen Sie keinen Skandal, wenn Sie ſo gut ſein wollen. Die Frau Förſterin erfährt es doch noch immer zeitig genug — wenn es ſein muß."

„Und iſt er todt?" flüſterte von Beiwitz mit einem ſcheuen Blick auf Brommer.

„Der ſchießt kein Reh mehr," ſagte dieſer ruhig. „Zum Teufel, es iſt einmal geſchehen, und ich ſehe nicht ein weshalb man jetzt das Maul darum verziehen ſollte."

„Vater, zum Eſſen, zum Eſſen!" rief da Carl, der älteſte Sohn des Förſters, der aus dem Haus geſprungen kam als er die Hunde anſchlagen hörte. „Die Mutter hat ſchon mit der Suppe auf Euch gewartet."

„Sag' ihr, wir kommen gleich Kind — müſſen uns nur erſt noch waſchen," ſagte der Förſter, der ſich gewaltſam zuſammenraffte, ſeiner Frau keinen zu großen Schreck einzujagen. „Ich habe mir unterwegs ein Bischen weh gethan, und will mir nur erſt etwas Heftpflaſter darauf kleben."

„Du ſiehſt recht weiß im Geſicht aus, Vater."

„Unſinn — woher ſoll ich weiß ſein?" brummte der Förſter.

„Was? eine Ricke? — im Mai?" rief aber da plötzlich der kleine Burſch aus, als er das Reh am Boden liegen ſah — „die haben gewiß die verwünſchten Bauern geſchoſſen — wir haben die Schüſſe hier oben gehört."

Der Förſter antwortete ihm nicht und ging in's Haus. Er hatte der Frau auch die Verwundung gern verheimlichen und ſich ſelber verbinden wollen. Das war aber doch nicht möglich. Sobald er aus der friſcheren Luft in die wärmere Stube trat, wurde ihm wieder ſchwindlich und er wäre zu Boden gefallen, hätte ihn Herr von Beiwitz, der ihn begleitete, nicht aufgefangen und auf das Sopha geführt.

In ſeiner Abſicht ſo ſchonend, außerdem aber auch ſo ungeſchickt wie möglich, ſetzte der junge Mann jetzt die Förſterin von dem Unwohlſein ihres Mannes in Kenntniß. Die arme Frau hatte bald den Tod vor Schreck und beruhigte ſich erſt wieder, als ſich herausſtellte daß die Verwundung nicht erheblich, keinenfalls gefährlich war. Das noch in dem oberen Theil der Bruſt ſitzende Stück Blei brachte Brommer, nach einigen mißlungenen Verſuchen, auch wirklich endlich mit der Spitze ſeines Genickfängers heraus. Die Wunden wurden dann ordentlich ausgewaſchen und verbunden, und der Förſter, ſeine augenblickliche Schwäche bezwingend, beſtand darauf, ſich mit an den Tiſch zu ſetzen.

Es half jetzt nichts mehr das Vorgefallene zu verſchweigen, da es die Frau ſonſt vielleicht von anderer Seite, und dann entſtellt, doch erfahren hätte, und Brommer erzählte nun ganz einfach die Thatſachen. Er war nach dem Förſter, in etwas anderer Richtung in den Wald gegangen, und durch den gehörten Schuß ebenfalls dorthin gelockt worden, wo er gerade zur rechten Zeit ankam ſeinen Vorgeſetzten zu retten. Daß er den Burſchen gleich über den Haufen geſchoſſen, that ihm jetzt allerdings, wie er meinte, leid, und es wäre vielleicht beſſer er lebte noch. Recht war's ihm aber geſchehen und verdient hatte er's auch, und wie die Sache nun einmal ſtand, ließ ſich's eben nicht mehr ändern.

Die Förſtersfamilie verbrachte, mit dem Bewußtſein des Geſchehenen, einen recht böſen Sonntag-Nachmittag. Trotzdem daß der Schuß nur in Nothwehr geſchehen, und kein Gericht den jungen Burſchen für das, was er gethan, verurtheilt haben würde, lebten ſie jetzt doch gerade, wie ſie recht gut wußten, in einer Zeit, wo die Gerichte eben nicht viel zu ſagen hatten und ſich ſo ruhig wie nur irgend möglich verhielten. Der große Haufe that dabei was er wollte; die ärgſten Schreier hatten den meiſten Einfluß, und wenn ſich irgend ein verwegener Kerl an die Spitze ſtellte, konnte er die Maſſe zu dem wildeſten Unternehmen führen.

Der Förſter ſelber ſprach wenig oder gar Nichts; er ſaß ſtill auf ſeinem Lehnſtuhl am Fenſter und trommelte mit den Fingern der linken Hand auf dem Fenſterbrete. Die Wunde ſchmerzte ihn allerdings ein wenig, aber er verbiß das und ließ ſich davon Nichts merken — hatte er doch auch andere Dinge im Kopf, als den leichten Schuß.

So war es etwa fünf Uhr geworden, und der Sonntag Nachmittag, ſonſt die fröhlichſte Zeit im Forſthaus, wo die kleine Familie gewöhnlich Stunden lang beim Kaffee ſaß und zuſammen lachte und plauderte, war heute gar ſo ernſt und ſtill vorübergegangen.

„Iſt der Herr Förſter zu Haus?“ ſagte da plötzlich eine fremde Stimme draußen im Vorſaal, und die beiden Schweißhunde, die in der Stube zu ihres Herrn Füßen lagen, fuhren bellend in die Höh und der Thür zu. Der Förſter hatte den Kopf erhoben, und rief, als es draußen anklopfte, ſein „Herein!“

Ein junger Burſche trat, die Mütze in der Hand, in's Zimmer.

„Guten Abend miteinander.“

„Ei guten Abend, Helzig,“ rief ihm der Förſter entgegen, „was führt Dich denn noch heute hier herauf? — Wo haſt Du denn Deine Flinte?“

Es war allerdings unſer alter Bekannter, Helzig aus Hülſen, der ſich ſeit dem letzten Jahr aber in ſeinem Ausſehen weſentlich verbeſſert hatte. Er trug ganze und reinliche Kleider, war ſauber gewaſchen und gekämmt, und hatte überhaupt, was man früher nicht von ihm ſagen konnte, das Aeußere eines ordentlichen wackeren Burſchen.

„Meine Flinte, Herr Förſter?“ erwiederte der Angeredete aber jetzt, und wurde roth bis hinter die Ohren.

„Nun, heut zu Tag,“ brummte der Jäger, „ſieht man ja gar keinen mehr von Euch, ohne das Schießeiſen auf dem Rücken.“

„Ich dachte Sie wüßten,“ meinte da Helzig, „was ich Ihnen im vorigen Jahr ver — geſagt habe. — Ich halte mein Wort.“

„So? — wirklich?“ rief der Jäger, und über ſein Geſicht ſtahl ſich ein leichtes Lächeln, — „nun das iſt brav von Dir. Aber ſetz' Dich, Du ſcheinſt gelaufen zu ſein — dort iſt ein Stuhl. Kommſt Du von Hülſen herauf?“

„Ja, Herr Förſter.“

„Hm — ſo?“

Der Burſche, der der Einladung Folge geleiſtet und ſich geſetzt hatte, drehte verlegen den Hut zwiſchen den Fingern herum. Er hätte nämlich dem Förſter gar ſo gerne einen Wink gegeben, daß er ihn allein zu ſprechen wünſche, aber die Förſterin, die ein Unheil ahnte, verwandte kein Auge von ihm, und er durfte ſich Nichts merken laſſen, wenn er nicht augenblicklich verrathen ſein wollte.

Der Förſter ſelber merkte bald, daß ihm der junge Burſch eine fatale Kunde brachte und ſchwieg eine Weile, indeß die Hunde zu dem Fremden traten, ſeine Kniee berochen und ſich knurrend von ihm den Kopf ſtreicheln ließen.

„Komm nur heraus mit dem was Du bringſt,“ ſagte da endlich der Waidmann. „Was Gutes ſcheint's freilich nicht zu ſein, aber meine Alte dort muß es doch einmal erfahren; ſo geſchieht das beſſer gleich. Was wir nicht wiſſen und fürchten, iſt immer ſchlimmer als was wir wiſſen. Alſo heraus damit.“

„Vielleicht haben Sie recht,“ ſagte Helzig, trotzdem, wie es ſchien, noch immer nicht mit ſich einig wie er beginnen ſolle — „übrigens wird die Frau Förſterin am Ende —“

„Na, ich will Dir nur auf die Sprünge helfen,“ ſagte da Holler, ſeiner Frau freundlich und ermuthigend zunickend — „die Burſchen in Hülſen unten fluchen und ſchimpfen über mich, haben mir den Tod geſchworen, und wollen hier heraufkommen, mir einen Beſuch abzuſtatten.“

„Aber woher wiſſen Sie das ſchon?“ rief Helzig wirklich erſtaunt, denn er war nur deshalb außer Athem den Berg heraufgelaufen, dem Förſter die erſte Kunde davon zu bringen und ihn zu warnen. —

„Nun, gewußt habe ich es gerade nicht,“ lachte dieſer, „aber gedacht hab' ichs mir, und auf Deinem Geſichte, ſeit Du da ſitzeſt, die Beſtätigung gefunden. Alſo ich habe recht?“

„Ja,“ hauchte der Burſche, ſichtlich erleichtert, „wenn's denn einmal heraus iſt, brauche ich auch nicht damit hinter'm Berge zu halten. Sie ſind fuchswild drunten und toben und ſchreien, daß man es bis halbweg hier herauf hören konnte. Sie — ſie hatten die Leiche gefunden und in die Stadt gebracht.“

„Aha — das iſt ſchnell gegangen,“ brummte der Förſter, die Zähne feſt zuſammen gebiſſen, vor ſich hin — „und was weiter?“

„Nun ſie — ſie wollten heraufkommen und —“

„Na, genir' Dich nicht, mein Junge,“ ſagte der Jäger gutmüthig, „ſchieß los und laß uns die ganze Ladung haben. Es iſt viel beſſer, wir wiſſen genau wie der Haſe läuft, als daß wir's uns von den Herren erſt hier müßten auseinander ſetzen laſſen. — Was wollen ſie eigentlich? — ob ſie es nachher ausführen können, iſt eine andere Sache.“

„Den Herrn Förſter Holler und den Herrn Brommer da an die Bäume hängen, und das Forſthaus anſtecken,“ platzte Helzig heraus.

„Weiter Nichts?“ lachte der Förſter laut auf, „nun da ſind ſie ja in ihren Wünſchen recht beſcheiden. Was meinen Sie, Brommer?“

„Die Kerle ſollen nur ankommen,“ brummte dieſer, „wir wollen ihnen die Jacken ſchön mit Blei pfeffern.“

„Aber Holler, ich bitte Dich um Gotteswillen," flehte die Frau in Todesangſt.

„Nur ruhig — nur ruhig, liebes Kind," beſchwichtigte ſie aber der Mann. „Die Kerle nehmen das Maul immer ſo voll, wie ſie es möglicher Weiſe kriegen können, und nachher läuft die Sache meiſt auf blauen Dunſt hinaus. Wer war der Erſchoſſene, Helzig?"

„Ein Weber, Hans Weidlich mit Namen; einer der nichtsnutzigſten Geſellen im ganzen Orte."

„Das will von Hülſen viel ſagen."

„Und es geſchieht ihm recht," fuhr Helzig fort, „denn er hat ſchon die ganze vorige Woche unten geſchrieen und gedroht, daß er Sie über den Haufen ſchießen würde, wo er Sie im Walde fände."

„Wirklich? — nun, beinah' wär's ihm gelungen," ſagte der Förſter, und griff ſich nach der ſchmerzenden Schulter.

„Er hat Sie auch geſchoſſen, wie?" rief Helzig, von ſeinem Stuhl aufſpringend.

„Allerdings hat er das," rief die Förſterin dazwiſchen, „und um ein Haar gefährlich genug. — Wer weiß noch wie es ſo wird," ſetzte ſie ſeufzend hinzu. — „Ein Menſch wird ſich doch wohl noch ſeines Lebens wehren dürfen?"

„Nur ruhig, mein Herz — gewiß darf er das," ſagte der Förſter. „Ich mache uns Beiden außerdem nicht die mindeſten Vorwürfe über das, was wir zuſammen gethan, und glaube es ſogar vor Gott und den Gerichten hier verantworten zu können. Das Volk da unten horcht aber nicht auf Vernunftgründe, und wäre das Recht noch zehnmal mehr auf unſerer Seite wie es wirklich iſt, ſie würden doch nur ihren eigenen tollen Köpfen folgen. Die Bande kennt auch keine andere Freiheit, als eben ungeſtraft plündern zu können, wo es eben 'was giebt. Was liegt denen an Deutſchland oder irgend einer anderen Idee? Wer ihrem geſetzloſen Treiben in den Weg tritt, iſt ein Reaktionär oder Ariſtokrat, oder Gott weiß was ſonſt noch, — ſie haben ja eine ganze Menge ſolcher Namen. Mit Gründen dürfen wir denen auch nicht kommen. Der einzige Beweis, den ſie reſpektiren, iſt eine geladene Flinte, und mit ſolchem Material hoffe ich ſie doch noch ſchließlich zu überzeugen, daß ſie wirklich Unrecht haben."

„Aber was kannſt Du zuletzt gegen die Menge ausrichten, Franz," bat die Frau, „iſt es nicht doch am Ende beſſer, daß Du, ehe ſie hier heraufkommen, nach —ſtadt in's Gericht reiteſt und die Anzeige machſt. Sie müſſen Dir ja dann Leute hergeben, die uns hier beſchützen."

„Den Vorſchlag hatt' ich dem Herrn Förſter ebenfalls machen wollen," ſagte Helzig.

„Und indeſſen kämen die Schufte dann hier herauf, nicht wahr?" rief der Jäger, „machten mit Euch hier was ſie wollten und ſteckten Euch vielleicht das Haus über dem Kopfe an, heh? Nein, daraus wird Nichts."

„Dann gehen wir Alle mit," rief die Förſterin, vor deren Seele immer furchtbarere Schreckbilder über das, was ihnen drohte, heraufſtiegen.

„Das wäre das Beſte," ſagte Herr von Beiwitz raſch, der mit einem höchſt unbehaglichen Gefühl den Bericht vernommen. Er hatte auch ſchon genug von den guten Leuten da unten geſehen, ihnen aufs Wort zu glauben daß ſie ihre Drohung wahr machen würden.

„Ich kann in den jetzigen Zeiten meinen Poſten nicht verlaſſen," ſagte der Förſter. „Die Gebäude hier ſind mir anvertraut, das Jagdzeughaus ebenfalls. Wenn die Kerle finden daß wir Alle Ferſengeld gegeben haben, brennen und plündern ſie hier nach Herzensluſt, und ich ſelber ſtehe dann da, als ein ſchlechter Verwalter mir anvertrauten Gutes. — Nein, wir wollen's ruhig mitſammen abwarten — nur die Frau und Kinder möchte ich in Sicherheit bringen."

„Und ich verginge dann unten in Todesangſt —" jammerte dieſe.

„Papperlapapp," lachte aber der Jäger, „wenn wir hier lauter Männer ſind, und die Angſt nicht um Euch noch dazu haben, werden wir mit dem Lumpengeſindel ſchon fertig. Uebrigens iſt das auch nicht nöthig," ſetzte er plötzlich nach kurzer Ueberlegung hinzu. „Hier das Wohnhaus halten wir jedenfalls gegen die Bande, und müßten wir es wirklich zuletzt im Stich laſſen, ei ſo haben wir das Dickicht bei der Hand, und treiben uns die Herren ſchon mit den Büchſen aus zu gefährlicher Nähe. Pulver und Blei iſt doch genug im Haus?"

„Satt," ſagte Brommer, indem er ſich eine friſche Pfeife ſtopfte.

„Sonſt wäre ich gern erbötig, die Frau Förſterin und die Kinder nach —ſtadt zu führen," ſagte da Helzig. „Sie können ſie mir anvertrauen, Herr Förſter."

„Ich danke Dir, mein Burſche," erwiederte dieſer, ihm die Hand reichend, „ich glaub's, daß Du es ehrlich meinſt, und würde nicht einen Augenblick zögern ſie Deiner Obhut zu übergeben. Die Frau hat jedoch Recht; ich habe es mir überlegt. Sie würde ſich unten, in all' der Ungewißheit weit mehr ängſtigen, als hier oben, wo ſie bei uns iſt. Aber — Deinen guten Willen möchte ich doch benutzen. Willſt Du für mich nach —ſtadt gehen?"

„Von Herzen gern," ſagte der Burſche raſch, „was ſoll ich dort?"

„Hm, Helzig," meinte der Förſter, ihm feſt aber freundlich in's Auge ſehend, indem er ſeine linke Hand ihm auf die Schulter legte — „ich weiß wahrlich nicht recht woher es kommt, daß Du mir gerade vor allen Anderen ſo freundlich geſinnt ſcheinſt. — Unſere Rechnung von damals iſt doch eigentlich ausgeglichen, und Du haſt Dein Wort bisher redlich gehalten."

Helzig wurde blutroth im Geſicht und ſchien mit einer Antwort zu zögern. Endlich ſagte er leiſe:

„Und doch noch nicht ſo ganz, Herr Förſter — ich bin doch noch in Ihrer Schuld."

„Du? — wie ſo?"

„Sie haben mich zu einem ordentlichen Menſchen gemacht," ſagte da der Burſche entſchloſſen. „Hätten Sie mich damals angezeigt, ſo würde ich meine Strafe allerdings verbüßt haben, aber ich und meine alte Mutter wären darüber zu Grunde gegangen. Jetzt — ſeit jenem böſen Morgen, ſeit ich das Wildern aufgegeben, habe ich mich mit allem Fleiß auf mein Geſchäft geworfen, und verdiene mir hübſches Geld. Meine alte Mutter iſt glücklich, und wie ihr auch noch die Frau Förſterin in ihrer letzten Krankheit ſo hülfreich beigeſtanden, und ihr alles Mögliche geſchickt hat, da — da habe ich recht eingeſehen, was ich Ihnen eigentlich Alles verdanke. Das Böſe," ſetzte er mit einem halb lächelnden Seitenblick auf den Förſter hinzu, „hat bei mir in dem einen Ohrläppchen geſeſſen — wie ich den rechten Arzt gefunden habe war ich geſund."

„Du biſt ein komiſcher Kauz," lachte der Förſter. — „Nun meinetwegen. Doch wir haben keine lange Zeit mehr zum Plaudern. Wart' hier einen Augenblick, ich will Dir einen Brief an den Oberförſter dort, und den Stadtrath mitgeben, und nicht wahr, Du kommſt dann wieder über den Wald zurück?"

„Gewiß Herr Förſter —"

„Ich möchte Dich bitten mir Antwort, und auch noch einige andere Kleinigkeiten mitzubringen. Nach —ſtadt zu gehſt Du aber über den Illigſtein und giebſt bei dem dortigen Förſter Neuber ebenfalls ein paar Zeilen ab, verſtanden?"

„Soll Alles richtig beſorgt werden."

„Gut," ſagte der Förſter, und drehte ſich ab, in ſeine Stube hinein zu gehen, blieb aber unterwegs ſtehen.

„Alle Wetter," lachte er, „ich habe ja gar nicht daran gedacht, daß ich heute nicht ſchreiben kann. Der Arm iſt mir doch ein wenig lahm. Herr von Beiwitz, hätten Sie wohl die Güte. Ich kann es Ihnen diktiren."

„Mit dem größten Vergnügen," erwiederte der junge Mann, und folgte dem Förſter in deſſen Zimmer.

Während die Briefe geſchrieben wurden, hatte die Frau Förſterin dem Träger ſchon eine indeſſen warmgeſtellte Taſſe Kaffee eingeſchenkt und ihm den Kuchenteller dazu geſtellt, und Helzig, der einen weiten Weg vor ſich wußte, ließ ſich auch nicht lange dazu nöthigen.

4.

Der unerwartete Beſuch.

Die Briefe, die Helzig nach dem etwa vier Stunden entfernten —ſtadt befördern ſollte, waren geſchrieben, und der junge Burſche machte ſich mit ihnen raſch und willig auf den Weg.

Der Förſter meldete darin eines Theils dem Oberförſter das Vorgefallene, und verwies ihn an den Träger des Briefes, das Nähere über die, ihm und den Seinen drohende Gefahr zu hören, während er in einem andern Brief an den Stadtrath ungeſäumt ein Militärcommando forderte, das herrſchaftliche Eigenthum wie deſſen Diener, vor der Wuth des gereizten Pöbels zu ſchützen. Unterwegs ſollte der Bote den nächſten Förſter von ſeiner Lage in Kenntniß ſetzen. Vielleicht daß dieſer einen oder den anderen ſeiner Leute entbehren konnte, ihn noch, bis weitere Hülfe käme, zum Succurs zu ſchicken.

So wie der Bote fort war, erklärte der Förſter Holler aber nun auch ſeinen Leuten, daß ſie die ihnen noch übrige Zeit nicht mehr mit leeren Worten vergeuden dürften. Die Hülſener Bande, wenn ſie wirklich Böſes gegen ſie im Schilde führte, konnte jeden Augenblick eintreffen und thun was ſie wollte, ſobald ſie die Jäger ſelber unvorbereitet fand.

Das Thor wurde vor allen Dingen geſperrt, das zu dem mauerumgebenen Hof führte, und die Hausthür ebenfalls verſchloſſen. Zwei Kreiſer und ein Holzmacher, von denen Einer verheirathet war, wohnten und ſchliefen hier oben, und dienten der kleinen Beſatzung als ſehr erwünſchte Verſtärkung. Auf ihre Treue konnte ſich der Förſter, der ſie raſch mit dem Vorgefallenen bekannt machte, auch verlaſſen. Am wenigſten geſchützt war das Haus ſelber, wenn nicht das ziemlich feſte Staket des Gartens als eine Art von Wehr gelten konnte. Doch waren die Mauern ziemlich feſt, und die beiden Thürflügel aus derbem Eichenholz, die ſchon einem Anprall widerſtanden, während ſie aus den oberen Fenſtern leicht vertheidigt werden konnten. Natürlich wurden die unteren Läden ſämmtlich verſchloſſen. Die beiden Fenſter links und rechts von der Hausthür verſetzte Brommer dann, das eine mit Backſteinen, die im Hof zum Bau eines neuen Backofens lagen, theils mit Büchern aus der kleinen Bibliothek des Förſters, eine Art Bruſtwehr daraus zu bilden, und die Thür ſelber leichter vertheidigen zu können, die ſie übrigens noch außerdem von innen vollſtändig verbarrikadirten.

Herr von Beiwitz goß unterdeß, von Carl, dem älteſten Sohn des Förſters, dabei lebhaft unterſtützt, Kugeln für ſämmtliche Büchſen, ſtrich Pflaſter und machte Schrotpatronen für die Flinten, und die drei Holzmacher waren ebenfalls in voller Thätigkeit, Waſſer aus dem Brunnen im Hof heraufzuziehen und in Kübel zu gießen, etwaigen Verſuchen, die Gebäude in Brand zu ſtecken, ſo viel als möglich begegnen zu können. Vorher hatten ſie ſchon alle von der Scheune und dem Stalle hinausführende ſchmale Oeffnungen mit Lehm und naſſem Stroh feſt ausgeſtopft, und ſich über dem Thorweg Schießſcharten angelegt, einem, vielleicht von hier verſuchten Angriff zu begegnen. Beide Kreiſer hatten Doppelflinten und wußten ſogar gut damit umzugehen. Der Holzmacher ſollte den Dienſt eines Feuerwächters verſehen.

Mit bleichen Wangen, aber ſonſt ruhig und keine Klage weiter ausſtoßend, ſah indeß die Förſterin dieſen furchtbaren, das Schlimmſte verkündenden Vorbereitungen zu, während der Förſter ununterbrochen ab- und zuging, bald nach dieſem, bald nach jenem ſah, und die Vertheidigungsmaßregeln auf jedem Punkte überwachte. Er war dabei wohl ernſt, aber keineswegs niedergeſchlagen, und wenn er auch das Gefährliche ihrer Lage recht wohl überſah, doch auch wieder feſt entſchloſſen, Allem was da kommen könne die eiſerne Stirn zu bieten.

Merkwürdiger Weiſe kam aber Nichts. Der Abend rückte weiter und weiter vor, und Nichts ließ ſich weder hören noch ſehen, was das Nahen eines größeren Menſchenhaufens hätte vermuthen laſſen.

Der Förſter ſchöpfte dadurch neue Hoffnung und zu

Brommer tretend, der eben damit beſchäftigt war ſeine Büchſe zu reinigen und friſch zu laden, ſagte er:

„Ich glaube wahrhaftig, Brommer, der Helzig hat die Sache ſchwärzer geſehen als ſie wirklich iſt, und ich fange ſchon an zu bereuen, daß ich die Briefe in ſolcher Haſt geſchrieben. Die Schufte haben ſich doch jedenfalls eines Beſſeren beſonnen.“

„Sie werden ſchon kommen,“ ſagte Brommer, mit einem von Anſtrengung dick rothen Geſichte, denn der Putzſtock ſaß feſt und wollte nicht aus noch ein — „das — ſind — Cujone — die Kerle. — Sitzt der Rackerſtock nich drin, als wenn er 'nein geleimt wäre —“

„Ich würde Ihnen gern helfen, Brommer, aber ich fürchte mich anzuſtrengen.“

„Ne, laſſen Sie's nur um Gottes Willen ſein,“ rief Brommer, „ich kriege den Satan ſchon 'naus, und wenn ich ihn 'naus ſchießen ſollte.“ —

„Und Sie glauben wirklich, daß Sie kommen?“

„Da können Sie Gift d'rauf nehmen,“ ſagte Brommer. — „Wo ſo ein Bauer einmal ſeinen Dickkopf drauf geſetzt hat, da rennt er auch gegen, und wenn's eine ſechs Fuß dicke Mauer wäre. 'Rauf kommen Sie, das iſt gewiß — aber ſie gehen auch wieder runter, denk' ich.“

Der Förſter lachte, und ließ den jungen Burſchen bei ſeiner Beſchäftigung, indeß er nach den Uebrigen ſah. Jetzt dachte er auch daran, ſeiner Frau und ſeinen Kindern eine ſichere Stelle anzuweiſen, wo ſie vor einer vielleicht böswillig abgeſchoſſenen Kugel nicht ſo leicht erreicht werden konnten. Mußte er doch auf das Schlimmſte denken, wenn er auch noch immer hoffte, daß es nicht dazu kommen würde.

Die Sonne war längſt untergegangen und der Mond warf ſein mattes Licht über den leiſe rauſchenden Wald. Die gewöhnliche Schlafenszeit hatte die Familie, in dieſer Aufregung in der ſich Alle befanden, auch ſchon überdauert. Jetzt, nach zehn Uhr, fing aber auch ſelbſt Brommer an zu glauben, daß ſie heute nicht mehr beläſtigt werden würden, und ſchlug vor zu Bett zu gehen. Wenn irgend etwas Ungewöhnliches geſchehen ſollte, würden die Hunde ſchon laut werden. Sonſt könnten ſie auch abwechſelnd mit den Kreiſern Wacht halten.

Dem letzteren Vorſchlag hatte der Förſter eben beigeſtimmt als der Hund, der zu dieſes Füßen lag, den Kopf hob und knurrte.

„Hallo, mein Burſche, was giebt's?“ frug dieſer, ſeinen Stuhl raſch zurückſchiebend und zu dem Hund niederſehend.

Der Hund ſah nur nach dem Fenſter, fuhr aber fort leiſe zu knurren, bis er plötzlich aufſprang und laut an zu bellen fing.

„Jetzt werden wir 'was hören,“ ſagte Brommer, „Knerz irrt ſich nie.“

Die Männer waren indeß ſchon aufgeſprungen, und hatten ihre Büchſen von der Wand gegriffen. Der Förſter wollte auch eben ſelber an das Fenſter treten, zu ſehen wer da wäre. Hier aber trat ihm, zum erſten Mal handelnd, Herr von Beiwitz entgegen, und während er ſich wieder, mehr einer alten Gewohnheit als wirklichem Bedürfniß folgend, die verzweifelte Lorgnette in's Auge kniff, ſagte er:

„Bitte um Verzeihung, Herr Förſter, aber meiner Meinung nach dürfen weder Sie noch Brommer da ſich den Burſchen zuerſt zeigen, die ihnen leicht, ſtatt aller weiteren Argumentation, eine Kugel auf den Pelz ſchicken und dadurch gerade erreichen könnten, was ſie eigentlich wollen. Wer iſt es nachher geweſen? Nein, laſſen Sie mich mit den Herren unterhandeln, oder vielmehr erſt einmal hören was ſie eigentlich wollen. Ich bin bei der ganzen Sache bis jetzt noch nicht betheiligt, und ſie werden und müſſen mir jedenfalls Rede ſtehn.“

„Ach ja, Vater,“ bat auch die Frau, „laß Herrn von Beiwitz mit ihnen ſprechen. Vielleicht nehmen ſie noch Vernunft an. Es ſind ja doch auch Menſchen.“

„Du, liebes Kind,“ ſagte da der Förſter, „gehſt jetzt vor allen Dingen mit den Kindern in Deine Kammer —, Euch können wir hier gar nicht gebrauchen. Uebrigens danke ich Ihnen, Herr von Beiwitz, für Ihr Anerbieten. Wenn Sie es für beſſer halten, ſo habe ich Nichts dagegen Ihnen, als der neutralen Parthei, die Unterhandlung zu überlaſſen. Sehen Sie was die Herren zu uns herauf führt. Wir können dann unſere Maßregeln darnach nehmen. Aha, da ſind ſie ſchon.“

Alle drei Hunde ſchlugen zu gleicher Zeit laut an, als heftig draußen an die verſchloſſene Hausthür gepocht wurde. Herr von Beiwitz indeſſen, mit einer Kaltblütigkeit die ihm weder der Förſter noch Brommer bis dahin zugetraut, ging an das Fenſter, neben das er jedoch ſeine geladene Büchſe lehnte, öffnete es und rief ſein „Wer da?“ in die ſtille Nacht.

Statt den erwarteten drohenden Worten tönte aber ein klägliches — „Machen Sie auf, machen Sie um des Himmels Willen auf!“ zu ihnen hinein.

„Ja, wer's glaubt,“ ſagte Brommer, ingrimmig vor ſich hinlachend. „So dumm ſind wir nun auch nicht hier oben. Da könnte Jeder kommen.“

„Wer iſt da unten?“ rief von Beiwitz hinunter, der dort wohl zwei dunkle Geſtalten, aber nicht erkennen konnte, wer es ſei.

„Machen Sie nur auf — ich bin's,“ rief die Stimme zurück.

„Ich bin's? — ja wer iſt das ich?“ rief von Beiwitz wieder, und ſagte dann, gegen den Förſter gewandt, „es ſind wirklich nur zwei Männer im Garten, die aber durch die Hecke müſſen gebrochen ſein, denn die Gartenthüre iſt verſchloſſen.“

„Bürgermeiſter Ellig von Hülſen,“ tönte da die Antwort von unten zurück — „und —“

„So wahr ich lebe, der Herr Bürgermeiſter,“ rief von Beiwitz auf's Aeußerſte erſtaunt aus.

„Herr, Du mein Gott! was iſt da nun wieder vorgefallen,“ ſtöhnte die Frau, die noch in der Thür ſtehen geblieben war. „Da muß ja etwas Schreckliches geſchehen oder im Werke ſein, wenn ſich der Herr hier mitten in der Nacht heraufbemüht.“

„Werden wir gleich hören,“ ſagte der Förſter ruhig, —

„Brommer gehen Sie einmal hinunter und machen Sie den zweiten Fenſterladen auf — die Thüre können wir jetzt nicht öffnen, die iſt verrammelt. Geben Sie ihnen einen Stuhl hinaus; von dem können ſie bequem aufs Fenſterbrett ſteigen. Daß aber der Stuhl wieder herein kommt."

Brommer richtete den erhaltenen Befehl pünktlich aus und während die Frau — die Kinder ſchliefen ſchon — mit dem Förſter zum Fenſter trat, die unerwarteten, in dieſem Augenblicke bedeutungsvollen Gäſte zu betrachten, ſtanden dieſe wie zwei dunkle unheimliche Schatten im hellen Mondenlicht, und ſchienen noch immer darauf zu warten, daß ſich ihnen die Hausthür gaſtlich erſchließen würde. Der geöffnete Fenſterladen belehrte ſie zuerſt eines Beſſeren, und nach einigem Zögern, dieſe ungewöhnliche Paſſage zu benützen, verſchwanden ſie endlich im Inneren des Hauſes. Der Stuhl wurde hierauf wieder hineingenommen, der Laden auf's Neue feſt verſchloſſen.

Oben an der Treppe begrüßte jetzt der Jäger die ſpäten unerwarteten Gäſte, denen es ſich die Frau Förſterin nicht nehmen ließ heraufzuleuchten und erkannte bald in dem Begleiter des ſchon vorgenannten Beamten den Aſſeſſor Treubelt — beide aus Hülſen. Mit Beiden war er übrigens befreundet, denn beide Herren rechneten ſich ſelber zu den Jägern, hatten früher ſelber die Stadtjagd gepachtet gehabt, und waren nicht ſelten zu einem eingekreiſten Fuchs, oder auch manchmal zu einem Novembertreibjagen, wie in der rechten Zeit zum Rehblatten, von dem Förſter eingeladen worden.

Beide Herren ſahen übrigens todtenbleich und von Lehm und Staub beſchmutzt, wie todesmüde aus, und erſt nachdem ihnen die Frau ein Glas Bier gebracht und ſie ſich ein wenig ausgeruht hatten, war es möglich einen verſtändlichen Bericht über das was ſie mitten in der Nacht in das Forſthaus geführt, von ihnen zu erhalten. Dieſer lautete keineswegs ermuthigend und es ſtellte ſich jetzt heraus, daß in Hülſen eine förmliche Revolution ausgebrochen ſei.

Heut' Morgen war kaum durch den, übrigens nicht erheblich verwundeten Gottlieb Schulze, einem der nichtsnutzigſten Subjekte im Orte, die Kunde zur Stadt gedrungen, daß „die Jäger" einen „Mitbürger" erſchoſſen hätten, als ein wahrer Tumult losbrach. Einzelne ſtürzten zur Kirche und ſchrieen es dort hinein, Andere liefen in die Wirthshäuſer, wo ſie weit zahlreichere Verſammlungen antrafen und in kaum einer halben Stunde hatte ſich eine Schaar zuſammengerottet und zog in den Wald hinauf, den Todten aufzuſuchen. Den fanden ſie noch dort, wie ihn die Jäger verlaſſen hatten, von dem geſchoſſenen Reh und den Flinten aber keine Spur, und Einzelne hatten gleich auf friſcher That gegen das Forſthaus gewollt, an den „Mördern" Rache zu nehmen. Dazu fehlte es ihnen aber glücklicher Weiſe für den Augenblick an Waffen und überdem wußten ſie, daß drei Jäger und zwei Kreiſer, mit allem Schießbedarf reichlich verſehen, ſie oben empfangen würden.

Dadurch übrigens nur noch mehr erbittert, wälzte ſich der Schwarm, die Leiche auf einer raſch gemachten Bahre mit ſich führend, wieder zur Stadt zurück, organiſirte in kurzer Zeit einen ordentlichen Trupp mit Hauptmann und Lieutenant, und verlangte jetzt vom Bürgermeiſter die Auslieferung der, vor kurzer Zeit, für eine zu errichtende Bürgerwehr, eingetroffenen Muſketen und Munition.

Natürlich wurde ihnen das verweigert. Der Bürgermeiſter machte ihnen die vernünftigſten Vorſtellungen und forderte ſie auf, wenn ſie ſich im Rechte glaubten, den Förſter für das Geſchehene gerichtlich zu belangen. Die bösartigſten Schmähungen auf die Gerichte und auf ihn ſelber folgten aber, und als er jetzt ein Paar der Unverſchämteſten wollte verhaften laſſen, drehte ſich die Wuth des Volkes gegen ihn ſelber. Auf dem Markte wurden Reden gehalten, eine ſchnell gefertigte ſchwarz-roth-goldene Fahne mußte, ſowie an tauſend anderen Orten, es ſich gefallen laſſen dem Unfug und der reinen Meuterei vorangetragen zu werden, und die Bande ſchämte ſich nicht unter den ehrwürdigen Farben die nichtswürdigſten Exceſſe zu begehen.

Zuerſt, wie um ſich Muth zu machen, ſammelten ſie ſich vor dem Wirthshaus, ganze Quantitäten ſpirituöſer Getränke in ſich hinein zu gießen, dann warfen ſie, als Beginn der Feindſeligkeiten, der Polizei die Fenſter ein, demolirten die Wohnung zweier Aktuare und des Aſſeſſors und zogen hierauf erſt vor des Bürgermeiſters Haus, dieſen zur Oeffnung des Gefängniſſes und Herausgabe der Waffen zu zwingen. Als ihnen beides verweigert ward, ſtürmten ſie das Haus und wollten den Bürgermeiſter, wie ſie es unter den Fenſtern wenigſtens drohten, als warnendes Beiſpiel an die nächſte Laterne hängen.

Dieſer hatte, glücklicher Weiſe, ſchon an dem nämlichen Morgen etwas Aehnliches vermuthend, ſeine Familie nach Brurdorf über die Grenze geſchickt, und zwar zu ſeinem Bruder, dem Geiſtlichen dort, und ſuchte nun dorthin ebenfalls zu entkommen. Die Meuterer aber, als ſie ihn nicht in ſeinem Hauſe fanden, ſchnitten ihm dorthin durch ausgeſtellte Wachen den Weg ab und plünderten indeſſen ſeine Wohnung. In einen Schuppen zurückgeflüchtet, ſah er ziemlich Alles was vorging und hörte ſogar die Berathung der Räuber, von denen ein Theil jetzt gleich nach dem Forſthaus aufbrechen, ein anderer aber den nächſten Morgen abwarten wollte, vor allen Dingen erſt in Hülſen abzumachen, was ſie eben abzumachen hätten.

Das geſchah denn auch, das Gefängniß wurde erbrochen, und den dort eingeſperrt gehaltenen Verbrechern die Freiheit gegeben. Dann erbrachen ſie ebenſo das Rathhaus, wo ſie die Waffen fanden und nahmen, und die Akten auf den Markt ſchleppten. Während ſie dieſe dort anzündeten wurde Branntwein in Fäſſern herbeigeſchafft, und die halb von ihrem Erfolg halb von den Spirituoſen trunkene Schaar umtobte den Scheiterhaufen, wie ebenſoviele der Hölle entſtiegene Geiſter der Unterwelt.

Wieder machte jetzt der Bürgermeiſter, die Dämmerung benützend, einen Verſuch nach Brurdorf zu entkommen, denn in Hülſen waren alle Bande der Ordnung gelöſt, und auf Beiſtand der beſſerdenkenden Einwohner nicht zu rechnen. Dieſe hielten ſich in ihren Häuſern verſchloſſen, und getrauten ſich nicht dem wilden geſetzloſen Toben Einhalt zu thun; hätten auch nicht die Macht dazu gehabt. Der Verſuch mißglückte aber aufs Neue, und beinahe wäre er den ausgeſtellten Wachen in die Hände gefallen. In Hülſen hielt er ſich aber nicht für ſicher, und gelangte endlich glücklich in das Holz, wo er zufällig mit dem eben dorthin geflüchteten Aſſeſſor zuſammen traf. Die beiden Männer hatten nun, am Holzrand hin, Hülſen umgehen und von der anderen Seite Bruchdorf erreichen wollen, ſich aber nach mehrſtündigem Marſchiren dermaßen verirrt, daß ſie zuletzt gar nicht mehr wußten wo ſie ſich eigentlich befanden. Endlich trafen ſie einen ſchmalen, aber ſtark befahrenen Holzweg, dem ſie auf gut Glück zu folgen beſchloſſen, und der ſie denn auch hier an das Forſthaus führte.

Das war der kurze aber inhaltſchwere Bericht, und der Bürgermeiſter kaum damit zu Ende, als von draußen ein Jagdpfiff zu ihnen herein ſchallte.

„Hallo, wer iſt da?“ rief Holler, raſcher von ſeinem Stuhle aufſpringend, als es ihm die Wunde eigentlich erlaubte, denn er mußte den ſtechenden Schmerz, der ihm durch die Schulter zuckte, verbeißen. Brommer war aber ſchon an das offen ſtehende Fenſter geeilt, und auf ſein hinausgerufenes „Wer da!“ antwortete eine derbe Baßſtimme:

„Förſter Reuber von Illigſtein, zum Succurs!“

„Hurrah!“ rief Brommer, die Hand zum Fenſter hinausſchwenkend, — „nun können ſie kommen — Warten Sie, Herr Förſter, ich bin gleich unten —“

„Wo iſt denn der Eingang zu Euerem Bau?“ rief die Stimme wieder — „die Gartenthür iſt zu.“

„Gehen Sie nur um das Stacket herum,“ erwiederte Brommer, „an der Hecke dort, nicht weit von der Thür, werden Sie ſchon einen Platz finden, wo ein Paar durchgewechſelt ſind — aber ich komme gleich mit dem Schlüſſel.“

Brommer griff den Gartenthürſchlüſſel auf, öffnete den Fenſterladen wieder und ſprang hinaus und ließ die beiden Jäger — denn der Förſter hatte auch noch einen ſeiner Forſtgehilfen mitgebracht, — ein. Holler ging aber indeſſen mit Freude leuchtendem Geſicht in der Stube auf und ab.

„Jetzt iſt mir wohl,“ ſagte er dabei, während er vor dem Bürgermeiſter ſtehen blieb, „und mit Ihrer Ankunft und der meines alten Freundes da draußen, eine wahre Centnerlaſt vom Herzen gefallen.“

„Mit meiner Ankunft?“ frug der Bürgermeiſter erſtaunt.

„Mit ihrer Ankunft mein lieber Herr,“ wiederholte der Förſter. „Bis jetzt war mir, obgleich ich meiner Alten Nichts davon merken ließ, und wenn auch feſt entſchloſſen das Begonnene durchzuführen, doch bei der ganzen Sache nicht wohl. Mag ein unterer Beamter noch ſo ſehr bei dem, was er thut, im Rechte ſein, die Oberen machen, was er gethan, gewöhnlich von dem Erfolg abhängig. Läuft es gut ab, deſto beſſer, geht die Geſchichte aber ſchief, dann ſetzt es Naſen über Naſen oder — ſie laſſen Einen wohl ganz im Stich. Jetzt hat das keine Gefahr mehr. Mit meinen beiden Kameraden zur Verſtärkung ſind wir Männer genug den Schuften Reſpekt einzuflößen — wollen es wenigſtens hoffen und können mit gutem Muth daran gehn uns zu vertheidigen. Durch das ganze Betragen der Bande in Hülſen aber, durch ihr Plündern und Gefängnißöffnen ſtehe ich ſelber auch in dem was ich gethan, gerechtfertigt da. Was nun auch kommen möge, und käme es ſelber zum erbittertſten Kampfe, ich gehe demſelben mit frohem Muth entgegen. Wir Alle ſtehen überdieß in Gottes Hand, und er wird uns nicht verlaſſen.“

Die eintretenden Jäger wurden auf das Herzlichſte von Allen begrüßt, und während die Wirthin Eſſen und Trinken für ſie herbeiſchaffte, mit dem Vorgefallenen bekannt gemacht.

Indeß war Mitternacht ziemlich herangerückt und da nach des Bürgermeiſters Verſicherung ein Ueberfall für heute nicht mehr zu fürchten ſchien, drang Holler darauf, daß ſich Alle niederlegen und für den nächſten Tag Kräfte ſammeln ſollte. Sie waren Alle der Ruhe bedürftig, beſonders er.

Auf ſoviel Gäſte war die Frau Förſterin allerdings nicht eingerichtet, und unter ihnen noch dazu den Herrn Bürgermeiſter und Aſſeſſor. Aber lieber Gott, in ſolchen Zeiten und bei ſolchen Gelegenheiten wird Manches möglich gemacht, was man ſonſt vielleicht für unmöglich gehalten hätte, und eine Stunde ſpäter lag Alles, unter Decken oder Betten auf eine oder die andere Art untergebracht, in tiefem, feſtem Schlafe. Nur die beiden Wachen, die, wenn ihre Zeit um war, beſtimmte Andere wecken ſollten, hielten, der Eine oben im Hauſe ſeinen Ausguck, während der Andere mit den Hunden im Hofe patrouillirte.

5.

Der Parlamentair.

Es dämmerte kaum im Oſten, als der Förſter ſchon munter war. Aber ſeine Wunden ſchmerzten ihn heute doch ſchlimmer als er gedacht, und den rechten Arm konnte er faſt gar nicht gebrauchen, ſo war ihm die Bruſt und Seite angeſchwollen. Doch das half Nichts; jetzt gab es keine Zeit ſich in's Bett zu legen und zu pflegen; das Haus mußte gerüſtet ſein gegen das Schlimmſte, und da durfte das Haupt nicht fehlen.

Draußen im Garten hörte er ſprechen, und als er raſch an's Fenſter trat, hinauszuſchauen, ſah er ſeinen Forſtgehilfen Brommer, wie der eben mit einem ganzen Arm voll Tafeln dem Ausgang zuwollte, und aus einem anderen Fenſter von dem Förſter Reuber angeredet wurde.

„Was ich machen will?“ rief Brommer auf deſſen Frage darnach zurück, „nu, das is doch klar; ich will unſer Haus hier von der Seite verlappen, daß wir das Geſindel nicht in den Garten kriegen.“

„Verlappen?“ lachte Reuber, „das iſt nicht übel, aber womit?“

„Womit?“ brummte der Jäger, „nun mit den Brettern hier. Sollen einmal ſeh'n, wie ſie den Dingern da aus dem Wege geh'n.“

Dabei drehte er eine der Tafeln um und hielt ſie gegen das Haus, und Reuber wie Holler lachten laut auf, als ſie dort mit ſchwarzen Buchſtaben auf weißlackirtem Grunde die Worte laſen:

„Hier liegen Selbſtſchüſſe!“

Die Tafeln waren in früheren Zeiten manchmal gebraucht worden, wenn unten im Bach, einem Otter zu Gefallen, wirklich Selbſtſchüſſe gelegt waren, etwa Vorübergehende zu warnen. Sie hatten aber jetzt lange unbenutzt im Zeughauſe gelegen und Brommer hielt die Gelegenheit für paſſend, ſie wieder vorzuſuchen. Ohne weiter eine Miene zu verziehen, ging er auch damit zur Gartenthür, an die ſich links und rechts eine dichte, beſchnittene Buchenhecke anſchloß, und hing überall an die Stellen, wo ein Durch- oder Uebergang möglich geweſen wäre, ſolche Tafeln. Auch an das Stacket, das ſich vom Hauſe ab zu der Hecke hinzog, hing er ein paar, und damit fertig, kehrte er ruhig wieder zur Förſterwohnung zurück.

Der Förſter erfuhr übrigens jetzt, daß kurz vor Sonnenaufgang der abgeſchickte Bote Helzig ſchon wieder zurückgekehrt ſei. Natürlich hatte er die Briefe an den betreffenden Stellen nur abgegeben und ſeinen Bericht gemacht, dann eingekauft was er einkaufen ſollte, und war danach, ſo raſch ihn ſeine Füße trugen, zurückgelaufen, hier aber auch freilich zum Tod erſchöpft angekommen.

Der Förſter ging zu ihm auf Brommers Stube, wo er eben mit wahrem Heißhunger über die ihm vorgeſetzten Lebensmittel hergefallen war, und frug ihn ob er in der Förſterei bleiben, oder nach Hülſen zurückkehren wolle. Helzig entſchied ſich aber, ſo müde er ſein mochte, für das Letztere. Die da unten durften nicht, wie er meinte, wiſſen, daß er es mit dem Förſter hielt, ſonſt wär' es um ihn geſcheh'n geweſen — und dann mochte er auch ſeine kränkliche Mutter nicht länger allein in dem wilden Neſte laſſen. Es konnte Feuer ausbrechen, oder ſonſt etwas geſchehen, wo ſie ſeiner Hülfe bedurfte. Uebrigens verſprach er dem Förſter, ihn auch draußen noch nach Kräften zu unterſtützen, und verweigerte dabei jede Belohnung die ihm dieſer anbot. Nur den einfachen Botenlohn ließ er ſich bezahlen, weil er den, wie er meinte, verdient habe. In allem Uebrigen ſei er ſelber noch viel in des Förſters Schuld. Dieſer mochte thun was er wollte, der junge Burſch blieb hartnäckig bei dem was er geſagt, und kopfſchüttelnd willfahrte ihm endlich der Waidmann.

Ueber das was die Hülſener beſchloſſen, ſollten ſie aber nicht länger in Zweifel gehalten werden. Helzig mochte kaum eine halbe Stunde fort ſein, und die ſämmtliche Beſatzung der kleinen Veſte ſaß eben beim Kaffee, als aus dem Walde herüber wirres Getöſe an ihr Ohr ſchlug. Einzelne lautſchreiende Stimmen konnten ſie ſchon, als ſie an's Fenſter traten, darunter heraushören, und es dauerte keine zehn Minuten mehr, als ein paar Geſtalten in Hemdärmeln zwiſchen den grünen Büſchen ſichtbar wurden.

„So,“ ſagte der Förſter da, mit einem aus tiefſter Bruſt heraufgeholten Seufzer — „endlich! Jetzt werden wir doch auch hören woran wir ſind, denn dieſe Ungewißheit war ſchlimmer als das Tollſte, was die bunte Schaar da unten erſinnen könnte.“

„Den beiden Herren aus der Stadt möchte ich übrigens rathen, ſich nicht am Fenſter zu zeigen,“ bemerkte von Beiwitz, der, ohne weiter deshalb anzufragen, wie geſtern Abend an's Fenſter trat, die Unterhandlung zu leiten. — „Wer weiß ob es die Herren da unten nicht noch übermüthiger macht, wenn ſie merken daß ſie ihre Obrigkeit hier heraufgejagt haben.“

Die Bemerkung war vollkommen unnöthig geweſen. Weder Bürgermeiſter noch Aſſeſſor dachten im Geringſten daran, ihre Hülſener Mitbürger auch nur ahnen zu laſſen wo ſie ſich befanden. Beide hatten auch das Sopha noch nicht verlaſſen, auf dem ſie zum Kaffee Platz genommen.

Indeſſen wälzte ſich ein eben nicht großer Trupp von vielleicht zwanzig bis fünfundzwanzig Mann dem Garten zu, den die Erſten, wie Brommer hinter der Gardine ſah, ſchon öffnen wollten, als ihnen die heut Morgen dort aufgehangenen Tafeln zum erſten Mal in die Augen fielen und ſie ſcheu zurückwichen.

„Gott ſtraf mich!“ lachte Brommer vor ſich hin, „wenn ich nur den ganzen Platz ſo eingelappt hätte. Sie halten, weiß Gott, ſie halten.“

Die Leute ſchienen unten wirklich eine kurze Berathung mit einander zu pflegen, ohne der Gartenthür weiter nah zu kommen. Das ominöſe Wort „Selbſtſchuß“ war aber doch wohl ſtärker, als der Wunſch Eines oder des Anderen ſeinen Muth zu zeigen, und der Hecke ſowohl wie den Büſchen des Stackets wichen ſie Alle auf das ſorgfältigſte aus.

Am Stacket aber jetzt herunterhaltend näherten ſie ſich raſch dem Hauſe, und hielten, als ſie einen der Jäger oben am Fenſter entdeckten, in kaum mehr als zwanzig Schritt Entfernung.

Alle waren bewaffnet, theils mit Musketen, theils mit Schrotflinten. Einige hatten ſogar richtige polniſche Senſen, andere Heugabeln. Irgend etwas ſchien aber ein Jeder daheim aufgegriffen zu haben, und wäre es auch nur deshalb geweſen, die Beruhigung mit ſich herumzutragen, bewehrt zu ſein. Außerdem ſahen die Burſchen wüſt und wild genug aus, und das wirre Haar, die in den Höhlen liegenden Augen, die unordentlich ſitzenden Kleider, bei Manchen ſogar die noch vom Aktenbrand geſchwärzten Geſichter, bewieſen deutlich genug, daß ſie die ganze Nacht da drunten gezecht und getobt hatten, und gleich mit dem erſten Sonnenſtrahl aufgebrochen waren, das geſtern gethane Rachegelübde zu erfüllen.

Herr von Beiwitz hatte ſich die Burſchen mit wirklich außerordentlicher Ruhe durch ſeine Lorgnette betrachtet, und ſie abſichtlich ſo nah kommen laſſen, daß er ſich mit ihnen bequem unterhalten konnte. Er ſprach nicht gern ſehr laut. Erſt in dieſer ganz geringen Entfernung winkte er ihnen aufs Freundlichſte mit der Hand, lehnte ſich dann mit beiden Ellbogen auf das Fenſterbret und ſagte:

„Guten Morgen, meine Herren — dürfte ich Sie wohl erſuchen mir mitzutheilen, was Sie mit Ihren Flinten hier im herrſchaftlichen Forſte zu ſuchen haben?“

„Guten Morgen,“ erwiederten auch wirklich Einige, die durch die Ruhe des Jägers etwas außer Faſſung gebracht waren. Bei dem Wechſeln von Höflichkeiten ſollte es übrigens nicht lange bleiben, denn der eine der Schaar, ein langer wüſt und wild ausſehender Geſell, der ſich einen Cavallerieſäbel umgeſchnallt hatte, und eine Muskete mit Bayonnett auf der Schulter trug, erwiederte trotzig:

„Herrſchaftlichen Wald? — was geht uns der herrſchaftliche Wald an! wir wollen den Förſter ſprechen."

„Den Herrn Förſter Holler?"

„Ach was Herr!" rief da ein Anderer dazwiſchen, „die Herrſchaft hat aufgehört. Wir ſind Alle hier Bürger, verſtanden? und wollen den Förſter Holler und den anderen Burſchen ſprechen, der geſtern einen Bürger von Hülſen im Walde todtgeſchoſſen hat."

„So?" ſagte von Beiwitz, ohne ſich auch nur im Mindeſten außer Faſſung bringen zu laſſen. „Dürfte ich Sie dann wohl erſuchen, verehrte Mitbürger, mir Ihren Auftrag auszurichten? Er ſoll wörtlich beſtellt werden."

„Ach was da — Faxen!" ſchrie aber jetzt der eine der Kerle, indem er die Muskete von der Schulter riß — „wir ſind nicht hierhergekommen uns zum Narren haben zu laſſen. Den Förſter wollen wir heraus haben und den anderen Cujon, und wenn Ihr ſie uns nicht gutwillig herausgebt, zünden wir Euch das Mordneſt über dem Kopfe an. Verſtanden?"

„Deutlich genug war es," ſagte von Beiwitz, mit der Lorgnette wieder den Sprecher fixirend; „aber ſeien Sie vernünftig, meine Herren — Mitbürger wollt' ich ſagen. Sie werden es doch wohl begreiflich finden, daß das nicht die Art iſt, mit Heugabeln, Senſen und Musketen, ein friedliches Geſpräch mit Jemandem anzuknüpfen. Daß der Herr Förſter Holler außerdem gutmüthig genug ſein ſollte zu Ihnen hinauszukommen, um ſich einfach todtſchlagen zu laſſen, wäre doch auch ein wenig viel verlangt."

„Sagen Sie ihnen daß er Frau und Kinder hat, Herr von Beiwitz," bat die Frau, die mit gefaltenen Händen und in Todesangſt hinten in der Stube ſtand.

„Das möchte etwa gerade ſoviel helfen," meinte Brommer, in ſeiner gewöhnlichen trockenen Weiſe, „als wenn ich einen Otter erſuchen wollte ſich ſchießen zu laſſen, weil ich nothwendig eine Pelzmütze brauche. Die Kerle und Rückſichten."

„Wenn er nicht herauskommt, dann kommen wir hinein!" brüllte aber indeſſen draußen der Haufe. „Glaubt Ihr grünröckigen Halunken da drinne, daß wir uns hier durch Selbſtſchüſſe und ſolchen Unſinn abhalten laſſen? Das ganze Haus ſtellen wir auf den Kopf, oberſt zu unterſt, und wen wir lebendig fangen, hängen wir aus den Fenſtern hinaus. Heraus mit dem Förſter, oder beim Teufel wir ſchießen Euch da oben über den Haufen."

Der Haufe rückte immer näher, und von Beiwitz war es dabei nicht entgangen, daß noch fortwährend neue Zuzüge vom Berg herauf und durch das Holz kamen. Die meiſten der Schaar waren an dem warmen Morgen in Hemdärmeln, und leuchteten weithin durch die Büſche. Von Beiwitz wußte übrigens recht gut, daß er hier keine Furcht zeigen durfte, wenn nicht Alles verloren ſein ſollte. Mit eben derſelben Ruhe deßhalb, mit der er ſeine erſte Anrede gehalten, ſagte er jetzt:

„Ich danke Ihnen, meine verehrten Freunde, für dieſe aufrichtige Mittheilung, muß Ihnen aber bemerken, daß ich genöthigt ſein werde, den Erſten der noch einen Schritt weiter vorgeht über den Haufen zu ſchießen."

Er nahm dabei ohne weiters ſeine Büchſe herauf und in Anſchlag.

„Wart Canaille!" ſchrie da eine Stimme aus der Schaar, und im nächſten Moment ſchon, und ehe Herr von Beiwitz auch nur eine Ahnung von ſo ſchneller Rechtspflege hatte, flog ihm eine Kugel dicht am Ohr vorbei und ſchlug in die Decke, während im nächſten Augenblick der Knall durch den Wald ſchmetterte.

Herr von Beiwitz, der mit einigem perſönlichem Muth, eigentlich mehr phlegmatiſche Gleichgiltigkeit gegen irgend eine ihm noch nicht recht klar gewordene Gefahr, als wirkliche kaltblütige Ruhe zeigte, hörte kaum die Kugel pfeifen, als er auch wie der Blitz hinter den ihm nächſten Fenſterpfeiler fuhr. Zu gleicher Zeit ſchlugen noch fünf oder ſechs andere Kugeln, theils draußen gegen die Wand, theils durch ein oder das andere Fenſter, ohne jedoch irgend Jemanden zu verletzen. Der Förſter hatte nämlich gleich bei dem erſten Schuß ſeine Frau aus dem Zimmer geſchoben, während er ſelber dicht an die Wand trat, und die Hülſener Obrigkeit ſaß plötzlich, ohne eigentlich recht genau zu wiſſen wie ſie dahin gekommen, vor dem Sopha, auf dem vorher ſie ihren Platz gehabt.

Hatten die Meuterer draußen aber mit einem wahren Jubelgeſchrei den Erfolg ihrer Schüſſe, d. h. das Klirren einiger Fenſterſcheiben, begleitet, ſo ſollte ihr Jubel bald auf traurige Art enden. Unten aus dem Hauſe, wohin Brommer gleich nach den erſten Drohungen den beiden fremden Jägern gefolgt war, krachten plötzlich ein paar Schüſſe, und wie Spreu vor dem Winde ſtoben die Angreifer auseinander, als in ſolcher Nähe die Schrote zwiſchen ſie raſſelten. Allerdings hatten die Jäger unten nur nach den Beinen gezielt, weil ſie die Wüthenden nicht durch einen neuen Todesfall noch mehr reizen wollten, als unumgänglich nöthig war ſich ſelber freie Bahn zu halten. Ein Paar ſtürzten aber doch, rafften ſich indeß wieder auf, und krochen jetzt fluchend und brüllend fort aus der gefährlichen Nachbarſchaft.

6.

Der Sturm.

Immer mehr wilde Geſtalten ſammelten ſich jetzt in der Nähe des Forſthauſes, und Einzelne, die zwiſchen ihnen herumſprangen, ſchienen die Uebrigen zu einem vereinten Angriff aufzureizen. Dazu mochten aber die wenigſten Luſt haben, denn aufs Neue wurde ein Parlamentair abgeſchickt mit der Feſtung zu unterhandeln. Die Beſatzung aber, die nach dem erſten Verſuch geſehen, welchen Begriff die Belagerer von einer ſolchen

Unterhandlung hatten, weigerten ſich auf etwas Aehnliches noch einmal einzugehen.

„Zurück da, Du Schuft!“ ſchrie dem Ankommenden der Förſter Reuber, der ſich jetzt hinter eine Schießſcharte poſtirt hatte, entgegen. „Machſt Du noch drei Schritte, ſo ſchicke ich Dir eine Kugel durchs Hirn!“

Der Burſche, der die Stimme hörte, aber Niemand ſah, blieb ſtutzig ſtehen.

„Ihr verdammten grünröckigen Hunde,“ rief er aber, wie er ſich nur einen Augenblick geſammelt hatte, „wenn Ihr Euch nicht gutwillig ergebt, ziehen wir Euch bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren. Glaubt Ihr, wir laſſen uns hier im Walde von Euch todtſchießen wie die Haſen? Blut um Blut, das iſt unſer Grundſatz. Freiheit und Gleichheit, und wenn Ihr nicht den rothen Hahn aufs Dach haben wollt, dann ſchickt den Förſter und ſeinen Helfershelfer heraus, die unſeren Bruder heimtückiſcher Weiſe im Walde gemordet und geplündert haben!“

Er ſchwieg und ſchien auf Antwort zu warten, aber Nichts regte ſich. Nirgends zeigte ſich an irgend einem der Fenſter ein lebendes Weſen; kein Ton wurde laut, und das ganze Forſthaus lag wie ausgeſtorben.

„Wir haben ſie todtgeſchoſſen,“ ſchrie da Einer aus dem dickſten Haufen, „drauf jetzt, daß wir hinein kommen. Hurrah meine Jungen, drauf und dran!“

Einen Schrei ſtieß jetzt die Bande aus, der einem Indianertrupp Ehre gemacht haben würde — einen Schrei ſo wild und gellend in die klare Morgenluft hineindröhnend, daß es ordentlich war, als ob die Blätter aufhörten zu rauſchen, dem widerlichen unnatürlichen Aufkreiſch menſchlicher Stimmen zu lauſchen. Dann kamen ſie an; mit Senſen und Heugabeln, mit Musketen und Säbeln, voran ein rieſiger Burſch, mit der ſchwarz roth goldenen Fahne in der verbrecheriſchen Fauſt. Und wieder gellte derſelbe unheimliche Aufſchrei durch den Wald — wieder und wieder, die Feinde einzuſchüchtern, und vielleicht ſich ſelber Muth zu machen. Am Stacket hatten indeß auch Einige, erſt ſehr vorſichtig allerdings, probirt ob wirklich Selbſtſchüſſe dort lägen, und da ſie nichts Derartiges entdecken konnten, das Stacket eingeriſſen. In den Garten wälzte ſich jetzt der Schwarm, der vielleicht zu zweihundert Köpfen angewachſen war, durch die Wege und über die Beete hin, Alles in den Boden tretend, was vor ihnen lag — immer lauter brüllend, je ſtiller ſich das Forſthaus hielt.

„Feuer!“ kommandirte da der Anführer, und faſt alle Gewehre entluden ſich in unregelmäßiger Salve gegen das Gebäude. Ueberall klirrten die Fenſter, wurden die Läden durchbohrt.

„Sie ſind hinten hinausgeflüchtet!“ ſchrie da eine feine Stimme durch den Lärm — „Schnell hinein, ſonſt kommen wir zu ſpät!“

Mit flüchtigen Sätzen drängte die Schaar gegen die Hausthür an. Da fuhren rechts und links ſcharfe Blitze aus den verbarrikadirten Fenſtern, mitten hinein in die Stürmenden. Drei oder vier brachen zuſammen und wurden unter die Füße getreten. Wieder krachte es, und wieder. Jetzt von oben herunter mit Schrot, gerade auf die Köpfe der Meuterer, und rechts und links ſtürzten die Verwundeten und Todten, und miſchten ihr Todesröcheln mit dem Wuthgebrüll der Stürmenden.

„Nur 'nein — nur druff!“ tobten aber die durch ſolchen heißen Empfang zu raſendem Grimm getriebenen und überdieß halbtrunkenen Burſchen — „dicht am Haus können ſie nicht treffen.“ Und in der That floh ein Theil der Bande faſt mehr jetzt Schutz ſuchend, als muthig gegen die Hausthür und die Mauer des Gebäudes an. Die Thür, gegen die ſie mit aller Gewalt anrannten, widerſtand freilich dem erſten Anprall durch die dahinter aufgethürmten Balken und Backſteine. Die Maſſe war aber zu ſtark dagegen, und ſchon krachte das ſtarke Holz unten in ſeinen Angeln, als Brommer dem ganzen Kampf eine andere Wendung gab.

So wie er nämlich ſeine Gewehre unten abgeſchoſſen, und geſehen hatte daß die Schaar, anſtatt zurück in den Wald zu fliehen, mit aller Gewalt gegen die Hausthür anpreßte, war er in die Küche geſprungen und kam jetzt, mit einem ſchon zu dem Zweck bereit geſtellten Keſſel kochend heißen Waſſers die Treppe heraufgeſprungen. Das über der Hausthür befindliche Fenſter ſtand weit auf, und mit dem Ruf:

„Kopf weg!“

ſchüttete er die heiße Fluth auf die Köpfe der an der Thür dicht Gedrängten nieder.

Die Wirkung war zauberſchnell. Mit lautem Gebrüll fuhren die Verbrühten auseinander, und als jetzt wieder wohlgezielte Schüſſe zwiſchen ſie fielen, artete der erſte Schreck in wilde ungeregelte Flucht aus. Vier Todte blieben vor dem Haus zurück, und ein Anzahl ſchwer Verwundeter ſchleppte ſich nur mühſam aus dem Bereich der Büchſen in den Wald hinein.

Die Jäger luden indeß raſch ihre Gewehre wieder, jetzt vollkommen auf einen neuen Anfall gefaßt. Sie hatten in der That gar nicht vermuthet, daß die ungeregelte Schaar, in die Büchſen hinein, einen ſo entſchiedenen Angriff wagen würde, und fürchteten nun die ohnehin Wüthenden bis zum Wahnſinn gereizt zu haben. Mit der Gefahr, wie das meiſt immer geht, wuchs aber auch ihr Muth. Sie hatten den erſten Sturm glücklich zurückgeſchlagen und ſahen dem zweiten jetzt, wenn auch nicht gerade ruhig, doch mit hartnäckigem Trotz entgegen — aber er kam nicht.

Drin im Holz wüthete und heulte und brüllte der Troß, aber zu einem neuen Angriff in die ſcharfen Büchſen und Schüſſe hinein wagten ſie ſich nicht am hellen Tage. Hatten ſie doch jetzt auch ihre Verwundeten hinab in's Dorf zu ſchaffen, und Mancher war bei dem Blut und Elend, das er ſah, auf einmal weit ruhiger und nüchtern geworden.

Zuletzt wurde es ganz ruhig. Weit in der Ferne klangen noch Stimmen, wie wenn ſie den Berg hinabgezogen wären. In dem benachbarten Holze war Nichts mehr von ihnen weder zu hören noch zu ſehen.

Brommer wollte, als ſich Alles ſo ſtill verhielt, hinausgehen um einmal das benachbarte Holz abzuſpüren. Der Förſter litt das aber nicht. Mehr als wahrſcheinlich blieb es, daß Einzelne zum Spioniren zurückgeblieben ſeien, und bei der jetzigen Erbitterung der Schaar durften ſie das Schlimmſte fürchten.

Die Förſterin ſaß auf dem Sopha und weinte. Sie hatte einen Blick in den Garten geworfen, und die zerſtampften Beete, das Blut und die vier Leichen darinnen geſehen, und es war ihr jetzt als ob ſie ſelber ſterben müſſe, nach all dem Schreck und Herzleid der letzten Stunden. Wurde es ja doch auch ſelbſt den Männern ganz merkwürdig weich und unheimlich zu Muthe.

Brommer allein betrachtete das Ganze mit großer Kaltblütigkeit, und war beſonders erfreut über den ganz unerwartet günſtigen Erfolg den ſein „heißer Grog ohne Zucker und Rum“, wie er's nannte, auf die „Bande“ gehabt. Die Leichen durften ſie aber auch nicht dort im Garten liegen laſſen, und ohne deshalb bei dem Förſter anzufragen, nahm er die beiden Kreiſer — der Holzmacher mußte auf Wache bleiben — ſtieg, während Förſter Reuber mit ſeinem Forſtgehilfen oben am offenen Fenſter mit geſpannten Büchſen zu ſeiner Deckung ſtehen blieb, hinaus, und hob die entſeelten Körper in die Stube, von wo ſie ohne weiters in die „Wildkammer“ gebracht wurden. Brommer meinte nämlich, das wäre der beſte Platz für ſie, da ſie ſich dort am Beſten „hielten“.

Während die Leute übrigens ſolcher Art im Garten beſchäftigt waren, wurden ſie von außen nicht im Geringſten beläſtigt. Es fiel weder ein Schuß, noch ließ ſich irgend Jemand am Waldrand ſehen. Das Holz lag wieder wie ausgeſtorben.

Daß die Hülſener es dabei nicht würden bewenden laſſen, wußten ſie allerdings recht gut, aber der Förſter erhoffte auch mit peinlich werdender Ungeduld die erwartete Hülfe von —ſtadt, die um ſo eher eintreffen mußte, da auch der Bürgermeiſter geſtern Abend noch einen zuverläſſigen Mann dorthin abgeſchickt hatte. Stunde nach Stunde verging aber, und es kam keine Hülfe. Kein Trompeten-Signal, kein Trommelſchall verkündete ihnen, daß ſie aus dieſer peinlichen Lage befreit, und gegen die Mordangriffe des Pöbels geſchützt werden würden. Die hochwohlweiſen Behörden von —ſtadt hatten wie es ſchien mit ſich ſelbſt zu viel zu thun, um an den entfernteren Stellen die Ruhe wieder herzuſtellen oder ihre Beamten zu ſchützen.

So verging der Tag in quälender Erwartung. Unten nach Hülſen zu wurden ein paar Mal Schüſſe gehört, ſonſt blieb Alles ruhig. Allerdings ſuchte der Förſter ſeine kleine Geſellſchaft in etwas von der drückenden Stimmung zu befreien, die ſich Aller bemächtigt hatte; freilich mit ſehr geringem Erfolg. Erſt als das Mittageſſen aufgetragen war und ein paar Flaſchen Wein ziemlich haſtig geleert worden, ſchienen ſich die Männer der Sorgen mehr zu entſchlagen. Der Förſter beſonders ſuchte, trotz ſeiner Wunde, die ihn fortwährend ſchmerzte, Alles vor, ſeine Gäſte zu unterhalten und zu zerſtreuen. Man blieb am Tiſch um die Flaſche ſitzen, und wollte ſich die Zeit mit Erzählungen kürzen — aber es ging nicht. Das geringſte Geräuſch draußen, ein Knurren des Hundes nur, trieb Alle von ihren Stühlen auf an die Fenſter, und bis man ſich überzeugt hatte daß es nur ein blinder Lärm geweſen, war das Begonnene ſchon wieder vergeſſen.

Menſchenblut war vergoſſen worden. Draußen in der Sonne dampfte das rothe Herzblut der Erſchlagenen, und das Bewußtſein allein hätte ſchon jede Ruhe aus der ſonſt ſo ſtillen friedlichen Wohnung verſcheucht; ſelbſt ohne die Gefahr, in der ſie ſich noch fortwährend befanden, den Kampf mit jedem Augenblick erneut zu ſehen.

Das Wetter hatte ſich ebenfalls verändert. Im Weſten zogen ſchwere Wolkenmaſſen auf, und breiteten ſich weiter und höher über den Horizont, je mehr ſich die Sonne dieſem zuneigte. Ein ſchweres Gewitter ſtieg dort langſam auf, und gegen Abend leuchteten ſchon einzelne Blitze darüber hin.

Wie hatten ſich die guten Menſchen ſonſt einer ſolchen Sommernacht hieroben in dem wundervollen Walde erfreut. Der Winter mit ſeinen Schneemaſſen und Stürmen ſonderte ſie oft für Wochen und Monate ab von dem tieferen Lande; der Sommer aber bot dann auch reichen Erſatz für das, was ſie in jener Zeit entbehren mußten. Der ſchöne Forſt mit ſeinen Singvögeln, ſeinem rauſchenden Laube, das von dem Thau befeuchtet aromatiſchen Duft aushauchte; der freundliche Garten vor dem Hauſe mit ſeinen tauſend Blüthen; der Singvögel munteres Chor; der leiſe ſchmelzende Schlag der Nachtigall; der Leuchtkäfer zahlloſes Heer, die in dem dunkeln Schatten der Bäume ihr munter flimmerndes Spiel trieben; das luſtige Zirpen der Grillen dazu und vor Allem, die ſtille heilige Ruhe draußen auf Gottes ſchöner Welt, und drinnen in den treuen Menſchenherzen — Und jetzt? — Wie das Wetter, was da drüben am Himmel aufzog, lag dumpfe drückende Schwüle über Allen hin. Der Tod — der Mord hatte ſeine Krallen eingeſchlagen in das Heiligthum, und zagend, zitternd ſtanden die Menſchen an der dunkeln Schwelle der nächſten Stunde.

Je mehr es dunkelte, während ſich die Wolken raſcher ausbreiteten, daß ſie ſchon den ganzen Himmel mit ihren grauen Schleiern überzogen, deſto ſtiller, deſto ſchweigſamer wurden die Inſaſſen des bedrohten Forſthauſes. — Wußten ſie doch auch, daß mit der dunklen Nacht, die ihnen ſelbſt den Mond entzog, die Gefahr wuchs, von dem lauernden Feind überraſcht zu werden, und daß Wachſamkeit jetzt doppelt nöthig ſei. — Was da unten zuerſt der Uebermuth gefrevelt, das trieb die Rache für das vergoſſene Blut jetzt zu lichter Lohe empor, und wenn ihnen von Außen keine Hülfe ward, wer weiß wie kurze Zeit ſie ſich dann nur noch halten konnten?

Dem Förſter ſelber war es dabei beſonders weh um's Herz. Offene Meuterei im Lande, Geſetz und Obrigkeit aufgelöſt und ein Schwarm bewaffneter, zu Allem fähiger Menſchen in ſeinem lieben Walde, wie durfte er da hoffen ſeinen Wildſtand, an dem ſein ganzes Herz hing, zu halten. Es war vorbei, die ganze Jagd ruinirt, all ſein Fleiß, die Mühe und Sorgfalt eines ganzen Lebens mit einem Schlag vernichtet, und es jetzt kaum wirklich der Mühe werth war, dieſes länger zu vertheidigen. — Aber die Seinen? — es blieb ihm ſchon keine andere Wahl, als auszuharren. Doch fort von Deutſchland wollte er; ſoviel ſtand feſt. Wo ein jeder Lump das Recht hatte mit dem Gewehr im Land herumzulaufen, und wenn er's nicht hatte, ſich es nahm, wollte er nicht länger bleiben. Was ſollte er auch hier? — Baumſchulen anlegen und reiner Holzgärtner werden, der das Gewehr nur mit ſich herumtrug, um ſich den Rock ſo viel ſchneller durchzuſcheuern? Zu ſchießen blieb ja doch ſchon im nächſten Jahre Nichts, und nicht einmal zuſehen mochte er, wie das arme Wild von den Aasjägern mißhandelt und zu Holz geſchoſſen wurde, um dort elend zu verkümmern und die Füchſe zu füttern.

Brommer war indeſſen ungemein thätig geweſen, die an den verſchiedenen Stellen nöthigen Wachen zu revidiren. Selbſt des Förſters älteſter, zehnjähriger Knabe war oben auf den Boden poſtirt worden, auf das geringſte Außergewöhnliche zu achten. Hatten die Burſchen an der erſten Lection von heute Morgen genug, dann deſto beſſer, dann kamen ſie nicht wieder und ſie durften hier oben freier athmen. Trugen ſie aber noch Böſes im Sinn, ſo konnten ſie ſich auch darauf verlaſſen, daß ſie die Nacht dazu wählen würden es auszuführen.

Nach dem Garten zu lag das Forſthaus ziemlich frei; der Garten ſelber mit ſeinen niederen einzelnen Büſchen bot aber dagegen zu wenig Schutz, und die Gefahr lag vielmehr dort, wo die Scheunen an die, nur durch einen nicht ſehr breiten Fahrweg von ihnen getrennte Holzung anſtießen. Allerdings umgab dieſelben eine ziemlich hohe Mauer, und das Dach war von Ziegeln; unter das Dach hineingeſchoſſene Wergpfropfen hätten ſie aber doch ſehr gefährden können, und die größte Vorſicht und Wachſamkeit blieb deshalb vor allen Dingen nöthig.

Die beiden Herren vom Gericht, der Bürgermeiſter und Aſſeſſor von Hülſen, hatten dabei den ganzen Tag wie zwiſchen Thür und Angel geſeſſen. Sie wollten nämlich fortwährend nach —ſtadt aufbrechen, und das, ihnen doch etwas ſehr gefährdet ſcheinende Forſthaus verlaſſen, getrauten ſich aber nie das allein zu bewerkſtelligen. Förſter Holler erbot ſich allerdings ihnen den Jagdgehilfen von Illigſtein mitzugeben, denn die beiden Herren mit ihrer fortwährenden Angſt und Befürchtung des Schrecklichſten, dienten eher dazu ſie Alle zu entmuthigen, als ſie aufzurichten. Der Jagdgehilfe weigerte ſich aber mitzugehen, da ſie den Weg überdieß gar nicht verfehlen könnten. So lange ſie nämlich hier noch einen zweiten Ueberfall zu erwarten hätten, wollte dieſer ſeine Kameraden nicht im Stich laſſen — und dann ärgerte er ſich auch über die Stadtmenſchen, die ſich mehr zu fürchten ſchienen wie ſelbſt die Frau.

„Da iſt unſer Bürgermeiſter in —zig ein anderer Kerl," ſagte er zu Brommer, mit dem er im Hof, die Büchſe auf der Schulter, auf- und abſchlenderte — „der hätte ſelber ein Gewehr an den Backen genommen, und wäre hier gar nicht wegzubringen geweſen. Auf dem Gericht, wo ſie nur nach der Klingel zu greifen brauchen, einen armen Handwerksburſchen in's Loch zu ſtecken, da nehmen ſie das Maul voll, und blaſen ſich auf wer weiß wie dick. Nehm' ihnen aber einer die Rothkragen, und ſie ſitzen da wie ein Fuchs in der Falle, und wagen nicht „mucks" zu ſagen."

Es war indeſſen vollkommen dunkel geworden, und die Mutter wollte eben ſelber hinauf auf den Boden gehen, ihrem Knaben dort Geſellſchaft zu leiſten, als dieſer raſch die Treppe herunterkam, ſeinem Vater zu melden, daß er an der Gartenecke ein Licht geſehen. Es war allerdings gleich wieder verſchwunden geweſen, aber nachher noch einmal gekommen. Jedenfalls ſei es dort nicht richtig.

Der Förſter ging jetzt ſelber hinauf, von oben das Terrain, ſo weit es der vorgerückte Abend wenigſtens erlaubte, beſſer überſehen zu können, als plötzlich, dicht hinter der Scheune raſch hintereinander zwei Schüſſe fielen.

„Da ſind ſie!" ſchrie Brommer, die offene Scheunenthür aufreißend und hineinſpringend. Er hatte den Platz auch ziemlich gut errathen, denn oben unter den Latten auf denen die Ziegel lagen, hing richtig ein glimmender Wergpfropfen, während ein anderer herunter auf das unten liegende Stroh gefallen war. Dieſen letzten hob er gleich auf und trat ihn aus, den oberen konnte er aber nicht erreichen und rief in den Hof hinein nach der Handſpritze.

Allerdings befanden ſich die beiden Kreiſer nach dieſer Seite hin auf Wacht; der aber, der das Gewehr abgeſchoſſen, war ihnen in der Dämmerung und im Schatten der Büſche doch entgangen. Nur die zurückſpringende Geſtalt hatten ſie geſehen, und lagen jetzt, die Gewehre im Anſchlag, auf einen neuen Verſuch der Mordbrenner zu warten.

Während dieß indeſſen an den Hintergebäuden vorging, waren Andere vorn ebenfalls nicht müßig geblieben. Carl hatte ganz recht geſehen; auch der Förſter bemerkte, ſobald er nach oben kam, das Licht, das von einer Laterne herzurühren ſchien, und keinesfalls für ihren Anblick ſchon berechnet war. Daß er dort übrigens nur Feinde zu erwarten hatte wußte er recht gut, nahm deshalb ſeine Büchſe auf, zielte ſo lange bis er Korn und Viſir mit dem lichten Punkt dort drüben zuſammen brachte, und drückte ab.

Ein lauter Aufſchrei antwortete von dort, — dann war Alles plötzlich ſo todtenſtill, daß die ängſtlich hinüber Horchenden erſt ganz deutlich das ferne Echo des Schuſſes, wie es ſich an den weit abliegenden Bergen brach, und das Murmeln und Rauſchen des Baches tief unten im Walde hören konnten.

Eine volle halbe Stunde ſtanden die Männer ſo, Jeder mit dem geſpannten Gewehre in der Hand, jeden Augenblick den Angriff der Feinde erwartend, und kein Laut unterbrach indeß die Stille der dunklen Nacht. Ganz weit in der Ferne hörten ſie es in den Blättern rauſchen, eine einzelne Grille zirpte im abgeblühten Hollunderbuſch, und ſchwieg dann plötzlich wieder ſtill, als ob ſie ſelber erſchrocken wäre, daß ſie allein hatte die heilige, faſt unheimliche Ruhe ſtören wollen.

Da plötzlich klang ein leiſer Ton, wie der Schlag eines Vogels zu ihnen herüber. Gerade vom großen Birnbaum kam das her, der mitten im Garten ſtand. — War das ein Zeichen? — Da noch einmal, und plötzlich voll und laut, mit all dem ſeelenvollen Schmelz der ſüßen Weiſe, begann eine einzelne Nachtigall da draußen ihr melodiſch klagend Lied. — Einen wunderbaren Eindruck machte der ſonſt ſo oft gehörte, ſo gewöhnliche Laut in dieſem Augenblicke aber auf die Herzen der Männer. Keiner wagte faſt zu athmen, und wie von einem inneren Gefühl getrieben, ſetzten Alle die Hähne ihrer geſpannten Büchſen und Flinten geräuſchlos in Ruh. — Und lauter immer lauter ſchlug und ſchmetterte die kleine Sängerin — jetzt leiſe und klagend in langen, wie ſehnſüchtig gezogenen Tönen, jetzt aufjubelnd in Luſt und Seligkeit.

Die Förſterin war, als ſie ihre liebe Nachtigall hörte, das Herz von Angſt und Kummer voll, am Sopha in die Kniee geſunken, und lehnte das ſorgenſchwere Haupt auf die gefalteten Hände. Aber auch ſie wagte die feierliche Stille mit keinem Laut zu unterbrechen.

Es war etwas Heiliges um den Geſang des lieben Vogels inmitten der von allen böſen Leidenſchaften aufgeregten, nach Blut dürſtenden Menſchen. — Als ob er um Frieden bitten, und die rauhen Herzen zu Gott und ihrer Bruderpflicht zurücklenken wolle, flötete er ſüß und ſchmeichelnd, und die hellen Töne klangen wie reine Glockenklänge aus dem Himmel nieder.

Ein ſcharfer kurzer Blitz zuckte da durch die Nacht, und ſchmetternd brach ſich der Donner des Schuſſes hier im Walde, und miſchte ſich mit dumpf grollenden Tönen, die zum erſten Mal aus dem Weſten zu ihnen herabdrangen. Den matten bleiernen Schlag einer Kugel gegen die Mauer des Hauſes fühlten die Männer dabei mehr, als daß ſie ihn hörten.

Die Nachtigall verſtummte erſchreckt; der Ton paßte nicht zu ihrer frommen Weiſe, und wie im Handumdrehen war ſie verſchwunden. Schüſſe knatterten jetzt rechts und links, aus dem Walde heraus und aus dem Hintergebäude, aus dem die Kreiſer auf dunkle vorbeiſchlüpfende Schatten feuerten.

Gegen die ſcharf gezielten, und in ihrem Erfolg ſo furchtbaren Schüſſe der Jäger, die noch dazu hinter den Mauern des Hauſes gedeckt ſtanden, hatten es die Angreifer aber aufgegeben mit ihren Musketen etwas auszurichten. Ihr jetziger Angriff war auf Anderes gerichtet, und während ſie ſich im Dunkel der Nacht anſchlichen, feuerten ſie Schwamm und Wergpfropfen in alle Oeffnungen die ſie erreichen konnten. Beſonders hatte Einer der Burſchen, ſchlauer als der Reſt, kleine Säcke von Feuerſchwamm gemacht, die mit einer leichten Ladung Schrot gefüllt, zugebunden wurden, und unter das trockene Dach geſchoſſen, ihre gefährliche Wirkung bald nur zu deutlich erkennen ließen.

Während Einzelne der Schaar, mit zäher Hartnäckigkeit ihr Rachewerk verfolgend, vorn am Haus einen Scheinangriff machten, ſich aber wohl hüteten wieder in Bereich der gefürchteten ſcharfen Schüſſe zu kommen, feuerte die andere Abtheilung unabläſſig ihre Brander auf die Scheunen ab, und Herr von Beiwitz, dem die Feuerwache jetzt übertragen war, hatte, von dem Bürgermeiſter und Aſſeſſor, wie dem einen Holzbauer unterſtützt, alle Hände voll zu thun, die überall glimmenden Pfropfen zu löſchen.

Förſter Holler merkte übrigens bald daß vom Garten aus für jetzt kein wirklicher Angriff beabſichtigt ſei, ſprang deshalb in ſeine Stube, wo er ein von Leipzig aus [illegible] mitgebrachtes Packet aufgriff, und eilte mit Brommer und Förſter Reuber, nur den anderen Forſtgehilfen vorn als Wache laſſend, nach hinten.

Die Jäger waren bald von dem was er beabſichtigte unterrichtet, und lagen im Anſchlag, als plötzlich aus der mittleren Bodenluke ein ziſchender Feuerſtrahl hinaus und hoch der Richtung zuſchoß, wo ſie einen Trupp der Feinde vermutheten. Dieſe, die ſich dort auch wirklich zuſammengeſchaart hatten, ſahen erſtaunt der Rakete zu, und wußten nicht recht was ſie eigentlich bedeuten ſollte, bis ſie plötzlich über ihren Häuptern platzte und, in einem Regen von funkelnden Leuchtkugeln, die Waldblöße dort mit Tageshelle faſt erleuchtete.

In demſelben Moment krachten vom Boden aus die Schüſſe der Jäger, und der dumpfe Schlag der Kugeln, der Schmerzensſchrei der ihnen folgte, verrieth deutlich genug, daß ſie ihr Ziel getroffen.

„Feuer! Feuer!“ tönte da der Ruf aus einem der Seitenſchuppen, wohin der Aſſeſſor geſchickt war, etwa dort drohende Gefahr abzuwehren. Ein da eingeſchoſſener Pfropf hatte ſich allerdings entzündet; durch den Schreckensruf wurden aber Alle von ihren Poſten ab und dorthin gezogen, und während ſie den noch ſchwachen Brand mit leichter Mühe löſchten, ſchoſſen die Bauern und Städter draußen unter einem wahren Jubelgebrüll ſechs, acht Ladungen in den andern Flügel der Gebäude.

Wieder fuhr eine Rakete der Richtung zu, aber durch den Schaden, den der verrätheriſche Lichtſchein der erſten unter ihnen angerichtet, waren ſie vorſichtig und ſcheu geworden, und bei dem erſten Erſcheinen der zweiten floh was Beine hatte hinter den nächſten Baum oder Buſch und hielt ſich dort ſtill und regungslos, bis die Leuchtkugeln erloſchen wieder zu Boden ſanken.

Ein Schuß aus dem Vordergebäude und gleich darauf ein ſcharfer Pfiff gellte herüber — das Zeichen des Forſtgehilfen dort, daß er Hülfe brauche. Brommer war mit ein Paar Sätzen auf dem Hof drunten, und im Laufen ſeine Schrotflinte wieder ladend, die er eben auf's Gerathewohl in den Buſch abgeſchoſſen, eilte er dem Kameraden zu Hülfe.

Schon im Hofe ſah er einen hellen Lichtſchein, der wie es ihm vorkam, vom Garten heraus über das Haus leuchtete, und als er die Treppe hinaufflog und in die Stube ſtürzte, erkannte er bald daß das Stacket an der rechten Seite lichterloh brannte, und die Flamme von dem jetzt geweckten Wind raſch auf das Haus zu gepeitſcht wurde.

Niemand war dabei, trotz der Helle, die das Feuer rings verbreitete, zu ſehen, an Löſchen aber nicht zu denken, da jedenfalls draußen genug auf der Lauer lagen, irgend Einen der ſich aus dem Haus hinausgewagt hätte, mit heißem Blei zu empfangen.

Brommers ſcharfes Auge entdeckte allerdings bald in den Büſchen die hie und da vorſchimmernden Hemden einzelner Verſteckter. Aber ſie hielten ſich außer Schrotſchußweite, dem Feuer allein überlaſſend ihr Werk zu vollenden.

Auch das zweite Stacket begann jetzt zu brennen, und unheimlich leuchteten dazu ſcharfe zuckende Blitze, die über den dunkelgrauen Nachthimmel ſchoſſen, und dumpf grollend miſchte ſich näher und näher kommender Donner hinein.

Brommer ſprang in den Hof zurück, die Spritze bereit zu halten, wenn das Feuer dem Hauſe nahe genug gerückt ſein würde ihm gefährlich zu werden. — Aber auch hier war die Gefahr gewachſen. Die Belagerer hatten — einen alten Schuppen benutzend der auswendig zum Schutz für Leitern und Stangen angebracht war — einige Mann unter dieſen geworfen und ihn in Brand geſteckt. Von dort aus führte auch eine überſehene Oeffnung in den Kuhſtall, an der Einer der Keckſten hinaufgeklettert war, hinein zu ſehen, denn den ganzen Körper hätte er nicht hindurch gebracht.

Das Dach deſſelben brannte jetzt lichterloh, und der Holzmacher war dort mit Herrn von Beiwitz beſchäftigt die Kühe loszuketteln und hinaus in den Hof zu jagen.

Mitten im Stall, rathlos und die Hände ringend, ſtand der Bürgermeiſter von Hülſen, und ſtarrte zu der über ihm lodernden Gluth empor.

„Da drinne ſteckt der Bürgermeiſter,“ ſchrie da plötzlich eine erſtaunte Stimme durch die Oeffnung, und Brommer, der eben in die Thüre ſprang, ſah kaum ein Geſicht an der Oeffnung, als er auch die Flinte an den Backen riß, und den vollen Schrotſchuß hindurch ſandte.

Ein ſchwerer Fall draußen folgte. Hier war aber nichts weiter mehr zu thun als die beiden Pferde und das Vieh zu retten, das die drei Männer jetzt mit Mühe und Noth in den Hof brachten und die Stallthüre hinter ſich ſchloſſen. Der gellende Pfiff des Förſters Holler rief die Seinen zu gleicher Zeit aus den Scheunen zurück. Sie mußten die Gebäude aufgeben, und ſich Alle auf das Forſthaus zurückwerfen, dieſes wenigſtens zu vertheidigen.

Ein Kreiſer fehlte hier — er war durch die Bruſt geſchoſſen und auf der Stelle todt geblieben. Sein Kamerad hatte ihn mit forttragen wollen, aber das dort raſch um ſich greifende Feuer zwang ihn auf ſeine eigene Rettung zu denken. Draußen am Himmel folgte Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag. Das Gewitter ſtand gerade über dem Walde, aber noch kein Tropfen Regen war gefallen.

In dieſem Aufruhr der Elemente brüllte das Vieh, umraſte in wildem Jubel die Schaar draußen das brennende Gebäude, krachten die einzeln abgefeuerten Schüſſe, klagte das Wehgeſchrei der Verwundeten, und praſſelte der Donner aus den wetterſchwangeren Wolken nieder.

Ein Glück für das Forſthaus ſelber, daß der Wind ſcharf von dieſem weg auf die Scheunen zu wehte, und die Flammen in den Wald hineintrieb. Es ſtand dort nur junges grünes Holz, aber das nächſte dörrte und glimmte ſchon, und die Gluth leckte über Stamm und Aeſte hin.

7.

[illegible]

Die kleine Beſatzung hatte ſich indeſſen in das Forſthaus zurückgeworfen, das ſie bis zum letzten Stein vertheidigen mußte, wenn ſie nicht den Raſenden in die Hände fallen wollte. Während aber der Wind ihnen günſtig war, das Feuer von den Scheunen abwärts zu jagen, hatte er die Flamme dafür deſto raſcher am Stacket hin, und gerade auf das Haus zu getrieben, die jetzt an dem ihr nächſten Fenſterladen gierig leckte.

Brommer, der einen ſcheuen Blick hinausgeworfen, ſprang in die Küche und kam mit einem Eimer Waſſer zurück, den er, unbekümmert um draußen Lauernde, aus dem Eckfenſter in die Flammen goß. Sowie er ſich aber nur von der Gluth beleuchtet offen zeigte, fielen raſch hinter einander drei Schüſſe auf ihn. Die eine Kugel ſchlug über ihm in den Balken, die zweite durchbohrte den Eimer und die dritte ſchnitt ihm das halbe Ohr fein wie mit dem Meſſer ab.

Ein Theil der Schaar hatte indeſſen rückwärts die Scheune umgangen, und da dieſer Platz nicht mehr vertheidigt werden konnte, eine kleine ſeitwärts hinausführende Thüre eingeſchlagen. In den grell erleuchteten Hof wagten ſie ſich aber doch nicht, und ſchoſſen nur ihre Gewehre auf das brüllend im Hofe umhertrabende Vieh und die Pferde ab.

Jetzt leckte die Flamme außen am Haus empor — an einer Stelle zwar nur, aber von dem Wind gepeitſcht, mit immer gierigerer Zunge. Hinter dem Fenſterbret vor arbeitete allerdings die kleine Spritze, aber mit wenig Erfolg. Außerdem war nach kaum einer Viertelſtunde das Waſſer erſchöpft, und der Weg zum Brunnen ihnen abgeſchnitten. Die Jäger hätten allerdings die Bahn ringsum mit ihren Büchſen ziemlich frei gehalten, aber dem vernichtenden Feuer konnten ſie auf die Länge der Zeit nicht widerſtehen.

Wildes Geſchrei drang da plötzlich unten aus dem Haus herauf und als der Förſter Reuber an die Treppe ſprang, fiel von dort herauf ein Schuß. Die Feinde waren, Gott weiß wie, in das Haus gedrungen und ihrer Beute jetzt gewiß.

„Was iſt das?“ ſchrie da Holler, und faßte faſt krampfhaft die Schulter Brommers, der mit der geſpannten Flinte neben ihm ſtand, die Treppe zu vertheidigen.

„Donner,“ ſagte dieſer eintönig — „wenn nur der Blitz jetzt hier herein und uns in Granatsfetzen ſchlüge, dann wäre die Geſchichte doch mit einem Mal vorbei.“

Wieder der ſcharfe raſſelnde Ton und jetzt — ein Trompetenſignal aus dem Walde heraus.

„Das ſind Trommeln! das ſind Soldaten!“ ſchrie da der junge Burſche laut aufjubelnd — „hurrah, da kommt Hülfe“ — und wie der Blitz feuerte er ſein Gewehr gerade die Treppe hinunter ab, wo er den Schatten eines ſchleichenden Burſchen zu ſehen glaubte.

Eine regelmäßige Infanterieſalve draußen antwortete dem Schuß, und wie als ob der Himmel nur darauf gewartet habe, auch ſeinerſeits den Bedrängten beizuſtehen, goß es in dieſem

Augenblick wie in einem Wolkenbruch vom Himmel nieder, daß das Waſſer bald in Strömen vom Dach fluthete.

„Die Leuchtkugeln — die Leuchtkugeln!“ ſchrie da Herr von Beiwitz — „dorthinaus wo es dunkel iſt!“

Der Förſter folgte raſch dem Rathe, und ſchickte die flammenden Lichter in die Nacht hinaus, ſeine Helfer zu unterſtützen. Brommer aber ſprang, ſich jetzt wenig um eine ihm unten etwa drohende Gefahr kümmernd, mit dem Eimer die Treppe nieder, Waſſer vom Brunnen heraufzuholen, und dem Regenguß nachzuhelfen, wo die Flamme noch an dem Hauſe leckte. — Er hatte auch für ſich Nichts mehr zu fürchten, denn wie von einem paniſchen Schrecken erfaßt, waren die Meuterer ſchon bei dem erſten Trommelwirbel zuſammengefahren, und nach der erſten Salve in den Wald hinein geflohen ſo raſch ſie ihre Füße trugen.

Im Haus ſelber wurden noch zwei, die ſich mit ihren Gewehren unter der Treppe verſteckt hatten, gefangen genommen, die Uebrigen entkamen — wenigſtens für den Augenblick.

Des Feuers am Forſthauſe wurde man mit Hülfe der Soldaten und des Regenguſſes bald Meiſter. Die Scheunen und Ställe aber brannten, einmal in ſolcher Gluth, bis auf den Boden trotz dem Regen nieder, und ſelbſt das Zeughaus konnte mit großer Mühe und nur zum Theil gerettet werden.

Der Offizier, der den kleinen Trupp führte, und redlich mitgeholfen hatte, antwortete erſt jetzt, als jede Gefahr beſeitigt war, dem Bürgermeiſter auf ſeine Fragen, und erzählte nun daß er, ſobald er etwas ſpät den Befehl dazu erhalten, von —ſtadt ausgerückt und gegen Hülſen marſchirt ſei.

Die Stadt fand er allem Anſchein nach ruhig, ja faſt wie ausgeſtorben, aber Niemand ſchien ihm dort recht Rede ſtehen zu wollen. Ein junger Burſch, der ſich nicht nennen wollte, machte ihn zuerſt mit der Gefahr bekannt, in der das Forſthaus ſchwebe, und daß er dort auch den dahin geflüchteten Bürgermeiſter und Aſſeſſor, deren Schutz eigentlich die Abſendung des Bataillons galt, finden werde. Er ſelber bot ſich ihnen zum Führer an, traf aber mit ihnen erſt an dem vorher bezeichneten Waldrand zuſammen und begleitete ſie, bis ihnen der Knall der Schüſſe ſelber die Richtung zeigte — dann war er plötzlich wieder verſchwunden und jedenfalls nach Hülſen zurückgekehrt.

Eine kleine Beſatzung wurde vor der Hand im Forſthauſe zurückgelaſſen, während die übrige Mannſchaft noch in der Nacht nach Hülſen zurückmarſchirte.

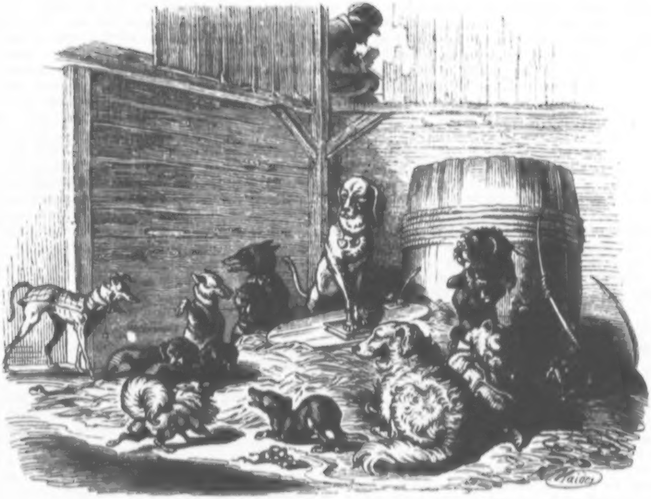
Eine lange Unterſuchung führte ſpäter zu einem ſehr geringen Reſultat. Die Haupträdelsführer waren ſchon theils im Kampf geblieben, theils geflüchtet, und andere wichtigere Ereigniſſe drängten jene Exceſſe bald in den Hintergrund.

Den Förſter, als herrſchaftlichen Beamten, konnten, wo er das nicht ſelber that, die Soldaten auch ſchützen, das arme Wild aber, dem bald von allen Seiten aufgelauert wurde, freilich nicht.

Förſter Holler, der die ganze langwierige Unterſuchung mit durchzumachen hatte, bekam dabei einen ordentlichen Widerwillen gegen Gerichts- wie Forſtweſen, und dachte wirklich ernſtlich daran auszuwandern. Die Heimath hielt ihn aber doch mit zu ſtarken Banden, und da er ſich in jener ſchweren Zeit ſo wacker und feſt benommen, und doch auch ſo Manches dabei eingebüßt hatte, außerdem aber auch in der Nähe von Hülſen gefährdet ſchien, wurde er bald darauf mit ſeinen beiden Forſtgehilfen in einen anderen Landestheil verſetzt und avancirte zum Forſtmeiſter. Herr von Beiwitz bekam ebenfalls eine Förſterei — Brommer blieb was er war.

Der Frau Förſterin Holler war es im Anfang wohl ein ſchmerzliches Gefühl, die Stätte für immer zu verlaſſen, an der ſie ſo manche frohe Stunde verlebt. Doch aber war ſie auch wieder froh aus der Gegend fortzukommen, die der furchtbaren Erinnerungen ſo viele für ſie hatte. Konnte ſie doch den verwüſteten mit Blut gedüngten Garten ſeit jener Zeit nur mit Schaudern betreten, und ſelbſt der Schlag ihrer lieben Nachtigall beſchwor ihr die Schrecken jenes Abends ſtets mit neuer, furchtbarer peinlicher Lebendigkeit herauf.

Jetzt wohnt ein anderer Förſter dort. — Die an den Wald gränzenden Bauern üben ihre eigene Jagd aus — und heißt ſie dürfen ihre Gewehre dort losbrennen wo ſie wollen denn zu ſchießen giebt es ſchon ſeit langen Jahren Nichts mehr in jenem Walde — und in Hülſen treiben die Leute wieder wie vordem Weberei, Schnitzerei und — da es kein Wild zum Stehlen mehr giebt — Holzdiebſtahl.



Der Hundeklub.

Es war in einer Decembernacht, daß das erſte ordentliche Neue ſo vortheilhaft fiel, am nächſten Morgen damit abſpüren zu können. Das benutzte denn auch der Rathsförſter Johannes Brendel nach Kräften und mit der erſten Tages-Dämmerung hatte er ſchon die Flinte auf dem Rücken und ſchlenderte, mit ſeinem Teckel hinter ſich, den Außengebäuden der Stadt zu.

Brendel war nämlich Rathsförſter in X—, einer ziemlich bedeutenden Stadt Deutſchlands, und wohnte in dem ſogenannten „Förſterhaus" eigentlich noch in der Stadt, während die, X— auf der einen Seite umſchließende Holzung, doch auch wieder bis dicht an ſein kleines Gärtchen ſtieß.

In dem Holze ſelber gab es aber entſetzlich wenig zu jagen. Allerdings gehörte es dem Rath, ſämmtliche Felder aber waren Eigenthum der Bauern, und höchſtens nur immer auf ein Jahr an einzelne Kaufleute oder Beamte verpachtet. Was jene nicht im Jahre 48 ſelber todt- oder krankgeſchoſſen oder wenigſtens aus dem Revier gejagt, das brachten dieſe um. Nachdem ſie deshalb ein paar Jahr Abends und Morgens den Anſtand frequentirt, war kein Reh mehr übrig geblieben, das in Feld oder Holz noch eine Fährte eingedrückt hätte.

Selbſt die Füchſe mieden die auch für ſie etwas zu lichte Waldung, und nur in ſtrengen Wintern kamen manchmal ein paar zum Beſuche aus den benachbarten Bergen herunter, zu ſehen wie die Haſen im Flachlande ſchmeckten. Ein Neues wurde ihnen aber jederzeit verderblich, verrieth wenigſtens augenblicklich ihren Aufenthalt, und wenn die Stadt zum „Fuchstreiben" alarmirt wurde und ganze Schwärme von Schützen mit Lachen, Schreien und Fluchen das kleine Holz lebendig machten, zogen ſie ſich gewöhnlich ſchon im Voraus in friedlichere Gegenden zurück.

Solcher Art war denn in der kleinen Holzung ſchon in den letzten vier, fünf Jahren kein Fuchs mehr geſchoſſen worden, und in dieſem Jahr der Winter auch noch viel zu mild geweſen, um derartige Gäſte zu erwarten. Der Rathsförſter begnügte ſich deshalb auch damit, die benachbarten Scheunen und Ställe nach Iltiß und Marder abzuſuchen, und brauchte in der That nicht lange zu gehen, bis er auf ſolche Fährten kam.

Der Rath ſelber hatte dort mehrere alte, zum Theil gar nicht benutzte Stallgebäude liegen, in deren Nähe der Jäger zwei ſehr ſtarke Steinmarder ſpürte. Die hätte er allerdings gern gehabt, denn die Bälge wurden vortrefflich bezahlt, und dem Rathsförſter waren die Bälge ſtatt Schußgeld zugeſprochen. Der Platz hier eignete ſich aber nur ſehr ſchlecht zum Austreiben, da die Marder überall hin in andere Gebäude Schlupfwinkel hatten, und das freie Feld nur höchſt ſelten annahmen.

Förſter Brendel beſchloß deshalb, nachdem er den Wechſel genau ausgemacht, ſein Glück mit dem Anſtand zu verſuchen. Das Wetter war vollkommen hell und mild — es konnten kaum zwei Grad Kälte draußen ſein — der Mond außerdem beinahe voll, und mit einiger Geduld ließ ſich den ſcheuen Hühner-Dieben ſchon beikommen.

An noch zwei anderen Stellen, wo er, an der einen einen Iltiß, an der andern einen gleichfalls ſtarken Marder geſpürt, ſtellte er gegen Abend ſeine Eiſen auf, ging dann nach Haus, holte ſich ſeinen Pelz und Fußſack, und kehrte darauf erſt noch einmal im nicht fernen Wirthshaus ein, durch einen tüchtigen Grog ſeinem inneren Menſchen die nöthige Wärme zuzuführen. Wußte er doch nicht, wie viel Stunden er da draußen ſitzen mußte, ehe es dem Marder einfiel ſeinen ſichern Schlupfwinkel zu verlaſſen.

Der Grog war übrigens vortrefflich; dem erſten Glas folgte ein zweites — der Marderbalg zahlte das ſchon — und erſt nach dem dritten, wie es ſtark zu dämmern anfing, begab er ſich auf ſeinen einſamen Poſten.

Den Platz zum Anſtand hatte er ſich ſchon über Tag auserſehen und trefflich gewählt und, damit er am Abend nicht ſo viel Geräuſch zu machen brauchte, auch gleich ein wenig bequem hergerichtet. Vorſichtig betrat er jetzt den öden Raum, in den der aufgehende Mond eben ſeine erſten Strahlen warf, und kletterte mit Hilfe einer dort lehnenden Leiter auf den durch Querbalken angezeigten Boden hinauf.

Im Herbſte hatte dieſer Schuppen zur Aufbewahrung von Feldfrüchten gedient. Seit dieſe ausgedroſchen worden, ſtand er leer. Dennoch lag hie und da etwas Stroh darin, und der Platz war wenigſtens trocken. Der Förſter behielt übrigens, während er unter dem Dache des Schuppens ſelber ſaß, den Ausſchuß auf eine vom Mond hell beſchienene mit Schnee bedeckte Mauer, auf der hin die Marder ihren Wechſel hatten. Schon wenn ſie unter dem Dach vorkamen, konnte er ſie ſehen und ſich ſchußfertig machen, und dann mußten ſie bis auf kaum 15 Schritt von ihm herankommen, wo ſie auch wieder ein einzelner Balken im rechten Winkel von ihm ab, und einem anderen Gebäude zuführte.

Feuergefahr hatte der, zur Vorſorge überdies mit Pfropfen von Kuhhaaren geladene Schuß außerdem nicht, da er, wohin er ihn auch richtete, auf das mit Schnee bedeckte Ziegeldach traf.

Durch den Grog und den raſchen Marſch, wobei er Pelz und Flinte tragen mußte, war dem Förſter warm geworden. Nichtsdeſtoweniger hüllte er ſich feſt ein, ſteckte die Füße in den mitgebrachten Fußſack, legte ſich die Flinte bequem zur Hand auf die Knie, zog ſich dann die Mütze über die Ohren, ſchob die Hände in ſeinen Muff, und begann nun, behaglich gegen ein dort zuſammengeſchobenes Bündel Stroh gelegt, ſeine, wenn auch nicht mühſelige, jedenfalls langweilige Wacht.

Die Nacht war wundervoll; kein Lüftchen regte ſich und bei höchſtens zwei Grad Kälte funkelte der Schnee in dem blendenden Mondenſchein faſt mit Tageshelle.

Es iſt etwas eigenthümlich Wunderbares um ſolch ſtillen Anſtand in mondheller, ſchneeglänzender Nacht, und während der Blick ſtät und geduldig auf die eine Stelle geheftet iſt, ſchweifen die Gedanken ſo viel weiter ab, nach allen Richtungen, auf allen Fährten hin, denen ſie in früherer Zeit wohl ſchon gefolgt. Und wie das flimmert und zittert auf dem Schnee und ſich zu Bildern und zu Geſtalten formen will. Wer dann der Einbildungskraft nur ein klein wenig den Zügel ſchießen läßt, kann ſich da lange Stunden leicht verkürzen.

Unſer Rathsförſter gehörte indeſſen nicht zu den ſogenannten Phantaſie-Menſchen. Mit nur ebenſoviel Erziehung und Unterricht, als unumgänglich nöthig war und nicht gut vermieden werden konnte, aufgewachſen, hatte er allerdings ſein Geſchäft ordentlich und recht gelernt und genügte dem kleinen Dienſt, dem er vorſtand. Einen hirſchgerechten Jäger brauchte der Rath nicht, das Forſtweſen, ſo weit es die Holznutzung betraf, verſtand er, ſeine Berichte, Holzzettel und Rechnungen ſchrieb er mit leſerlicher Hand, dem kleinen Raubzeug paßte er ebenſo auf den Dienſt wie den Holzdieben, dabei war er der Schrecken der Streu- und Reiſigſammler; was wollte der Rath mehr?

So hatte er ſich auch jetzt keineswegs weitſchweifenden Ideen und Gedanken überlaſſen, ſondern ſeine Aufmerkſamkeit einzig und allein auf die Stelle gerichtet, von der er den Marder vermuthete — und ſelbſt dies nicht etwa aus Leidenſchaft für die Jagd, ſondern nur weil der Balg mit 1 Thaler 20 Groſchen bis 2 Thaler in der Stadt bezahlt wurde. „Sehr ein hübſcher Verdienſt,“ wie er meinte, „für ein paar Stunden aufſitzen.“

Er formte ſich deshalb in dem flimmernden Schnee und in den Schatten, welche Firſte und Schornſteine über die hellen Dächer warfen, auch nicht etwa phantaſtiſche Bilder, ſondern ärgerte ſich eigentlich im Anfange nur über einen einzelnen Strohhalm, der etwas ſeitwärts von da, wo er den Marder her vermuthete, mit einer kleinen Laſt Schnee beſchwert, unter einem Dachziegel vorſchaute und unwillkürlich ſeinen Blick fortwährend anzog. Wer von uns hat nicht ſchon auf dem Anſtand ein einzelnes bewegliches Blatt, ein dunkler Zweig, oder irgend ein ähnlicher Gegenſtand auf gleiche Weiſe geärgert und geſtört?

Endlich gewöhnte er ſich aber daran, und wie er erſt eine Stunde geſeſſen hatte, kam er ſogar zu der Ueberzeugung, daß er auch eben ſo gut ein wenig rauchen dürfe. Guten Wind hatte er ja, und der Rauch zog unter dem Dache fort — der Marder ſollte noch geworfen werden, der davon etwas gemerkt hätte. Er holte alſo langſam und vorſichtig, kein Auge dabei von der Stelle verwendend, von der er ſeine Beute vermuthete, die kleine kurze Jagdpfeife vor, die er ſchon geſtopft in der Taſche trug, entzündete mit einem leiſen Schlag den Schwamm und fühlte ſich eigentlich erſt jetzt recht behaglich und ſo zu ſagen zu Haus auf ſeinem Stand. Er hätte vielleicht, wenn er es ſich ſo überlegte, noch ein Glas Grog getrunken, wenn es gerade zur Hand geweſen wäre. — Es war aber auch nicht nöthig — er befand ſich ſo auch wohl, und konnte ein paar Stunden recht bequem und gemüthlich aushalten. So lange brauchte er aber auch gar nicht zu ſitzen; der Marder kam jedenfalls früher.

Die Pfeife war übrigens ſchon faſt ausgeraucht und bis jetzt hatte ſich noch Nichts von dem Erwarteten ſpüren laſſen. Unwillkürlich warf der Förſter dabei manchmal den Blick in den leeren Raum unter ſich, in den der Mond durch verſchiedene offene Spalten wie durch die Thür ſeinen hellen Schein ſandte. Es raſchelte manchmal dort im Stroh, und es liegt einmal in der Natur eines Jägers, daß er Auge und Ohr jedem Geräuſch, jedem ſich bewegenden Gegenſtand ſchnell zuwendet — beſonders auf dem Anſtand.

Endlich war die Pfeife ausgeraucht, und er ging eben mit ſich zu Rath, ob er ſich eine neue ſtopfen, oder eine Weile „ſo" ſitzen ſollte, als er unten wieder etwas hörte, und wie er vorſichtig den Kopf dorthin drehte, einen ziemlich großen Hund bemerkte, der langſam in die offene Thür hereintrat, ſich rings umſah, und dann in die Mitte des Stalles oder der Scheune ging, in der er ſich behaglich auf das Stroh hinſtreckte.

Es war ein Schäferhund, wahrſcheinlich aus der Nachbarſchaft, der ſich hier ein bequemeres Lager geſucht. So dachte der Förſter wenigſtens, und achtete nicht weiter auf ihn, als nach kaum zehn Minuten ein anderer Hund hereinkam, in dem er zu ſeinem größten Erſtaunen ſeinen eigenen Teckel erkannte.

„Is die Luderkröte wieder einmal Nachts unterwegs," brummte er leiſe in ſich hinein. „Wenn ich mich jetzt nur rühren dürfte, Dich wollt' ich heimſchicken, Canaille. Aber warte, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, und geſchenkt wird Dir's nicht. Morgen kriegſt Du Deine heilloſen Keile."

Er warf dabei, ohne den Marderwechſel außer Acht zu laſſen, ein paar Blicke nach ſeinem eigenen Hund hinunter, die dieſen, wenn er ſie hätte ahnen können, wahrſcheinlich eiligſt, den Schwanz zwiſchen die Beine geklemmt, heimgejagt hätten. Wie es aber war, ſchien er ſich vollkommen ſicher und behaglich zu fühlen. Er ging dabei langſam auf den Schäferhund zu, ſchwänzelte um dieſen ein wenig herum und hob dann die Naſe.

„Wenn mich der Satan hier wittert," dachte der Förſter, „nachher kann ich nur gleich zu Hauſe gehen. — Aber dann freu' Dich."

Dazu ſchien indeſſen wenig Gefahr, denn der Hund kümmerte ſich nicht weiter um das, was etwa über ihm ſein konnte. Vermuthete auch natürlich dort nicht ſeinen Herrn.

„Ob es nicht gerade ſo klingt, als ob ſich die Köter da unten mit einander unterhielten," dachte der Förſter jetzt — „was ſie nur hier in dem alten Schuppen zu liegen haben möcht' ich wiſſen; und der Satans-Marder kommt auch nicht."

Wieder warf er einen ärgerlichen Blick nach unten, als auf einmal vier Hunde zugleich die Schwelle überſchritten.

„Na, die haben heute richtig Geſellſchaftstag," ſchmunzelte da der Förſter, „und da kann ich's Teckel eigentlich auch nicht verdenken, daß es ihm zu Hauſe zu langweilig geworden iſt. Jetzt fehlte Nichts, als daß ſie ſich das alte Faß dort in die Mitte rückten und eine Partie Skat ſpielten. Teckel wär's im Stande."

Noch hatte er das nicht ausgedacht, und unter den Hunden da unten war es indeſſen eigenthümlich laut geworden, als auf einmal ein ſchwarzer Pudel in der Thür erſchien, einen Augenblick dort ſtehen blieb, ein wenig mit dem zum zierlichen Büſchel geſchorenen Stumpfſchwanz wedelte, und ganz klar und deutlich, mit vollkommener menſchlicher Stimme ſagte:

„Guten Abend mit einander!"

Der Förſter ſchrack ordentlich zuſammen, wie er das hörte, und vergaß in dem Augenblick wahrhaftig den Marder. Sein Erſtaunen ſollte aber den höchſten Grad erreichen, als Teckel, der ſonſt ſtundenlang unter dem Ofen lag, und nicht that als ob er drei zählen könne, ein paar Schritte vorſprang, mit dem ganzen Hintertheil wedelte und erwiederte:

„Guten Abend Joko; Sie bleiben heute aber enorm lange."

„Nu, nu," ſagte Joko der Pudel, „wie es ſcheint, ſind wir noch nicht einmal beiſammen. Unſer Präſident fehlt ja ſogar noch. Außerdem konnt' ich auch nicht früher. Mein Herr wollte heute Abend gar nicht zu Bette gehen, und es muß doch ſchon eine ganze Weile zehn geſchlagen haben."

„Mein Alter," lachte da Teckel ſo unverſchämt wie möglich, „iſt heute ſchon vor Dunkelwerden weggegangen und hat Flinte und Pelz mitgenommen. Wahrſcheinlich ſitzt er irgendwo wieder auf dem Anſtand — wenn nicht gar im Wirthshaus. Der könnte auch zu Hauſe bleiben, denn einen Marder kriegt er doch nicht. Er verguckt Alles."

„Du Satanskröte," dachte der Förſter, „ob ich Dir das nicht heimzahle."

„Da kommt der Präſident," rief auf einmal der Schäferhund, und der Förſter ſah, daß ein prächtiger, weißer, langhaariger Jagdhund mit einzelnen braunen Flecken und wunderſchönem edlen Kopf in der Thür erſchien, und langſam den Verſammelten zunickte. Ihm folgte ein Neufundländer, des Förſters Hühnerhund, zwei Wachtelhündchen und ein anderer

Jagdhund, der, wie Brendel auf den erſten Blick erkannte, ſeinem Freunde, dem Aktuar Braun, gehörte und Hector hieß.

„Guten Abend Jörg,“ begrüßten übrigens jetzt die ſchon Anweſenden den Langhaarigen, ohne von den anderen viel Notiz zu nehmen. „Na, das iſt brav, daß Du kommſt. Es iſt ſonſt immer keine Ordnung in der ganzen Verſammlung.“

„Wenn ich's nicht mit eigenen Augen ſähe, glaubt' ich's nicht,“ brummte der Förſter oben in den Bart und dachte jetzt gar nicht mehr an den Marder und was ihn eigentlich hierher geführt. „So was iſt ja doch noch gar nicht dageweſen.“

Jörg erwiederte indeſſen den freundlichen „guten Abend“, und ging mit gravitätiſchen, ſelbſtbewußten Schritten im Kreiſe herum, als ob er mit Jedem ein paar flüchtige, wohlwollende Worte wechſelte.

„Guten Abend mitſammen,“ knurrte da eine tiefe, wie ärgerliche Stimme, und ein ſtarker Bullenbeißer, der dem Amtmann gehörte und einen großen Draht-Maulkorb trug, kam, von einem Schweißhunde von verdorbener Raçe (der Förſter hätte ihn einmal für 20 Groſchen kaufen können) und einem gelben, ziemlich ehrbar aber etwas mager und ruppig ausſehenden Köter begleitet, in den Verſammlungsſaal.

Die Geſellſchaft bewegte ſich indeſſen ungezwungen untereinander herum. Der Förſter aber, der mit offenem Munde dem Allen zuſah, wollte ſeinen Sinnen noch immer nicht trauen, daß das Unerhörte hier dicht vor ihm, faſt in Arm's-Bereich geſchah.

Jörg hatte ſich indeſſen auf einen ziemlich warm mit Stroh belegten Platz hingeſetzt und unterhielt ſich, wie es ſchien, lebhaft, aber doch mit unterdrückter Stimme, mit ſeinem Nachbar, dem Neufundländer. — Er hielt es jedenfalls unter ſeiner Würde ſo laut zu ſprechen. Die anderen Hunde rangirten ſich jetzt ebenfalls um ihn her, ließen aber in der Mitte einen Raum frei, und bildeten dadurch gewiſſermaßen auf beiden Seiten einen Halbkreis, deſſen Mittelpunkt, wie durch gemeinſames Uebereinkommen, Jörg behauptete.

Irgend eine beſondere Abſicht als eben dieſe Zuſammenkunft, ſchienen ſie aber vor der Hand nicht zu haben; thaten wenigſtens nichts Derartiges, ſondern das Geſpräch wurde in verſchiedenen Gruppen, die ſich nach Gefallen eben zuſammengefunden, ziemlich laut und zwanglos fortgeführt.

Teckel hatte ſich mit Aktuars Hector und dem Schweißhunde zuſammengeſetzt und plauderte mit dieſen von der Jagd.

„Es iſt jetzt wahrlich gar nicht mehr der Mühe werth, daß man nur hinausgeht,“ ſagte Hector. „Die paar Haſen, die noch draußen ſitzen, ſollte man auch in Frieden laſſen, ſonſt hat unſer einer in ein paar Jahren gar kein Vergnügen mehr. Man weiß wirklich ſchon jetzt kaum, weshalb man eigentlich ſtudiren mußte.“

„Ja, das iſt wirklich wahr,“ ſagte der Schweißhund, „auf eine warme Fährte bin ich ſeit Jahren nicht gekommen.“

„Na Du haſt auch noch mit warmen Fährten zu prahlen,“ lachte der Förſter, „hinter jedem Kaninchen hetzt der Racker her.“

„Dein Actuar, Hector, thut dem Wild übrigens keinen Abbruch,“ lachte da Teckel ziemlich unverſchämt nach Hector hinüber, „wenn der einmal einen aus Verſehen trifft, iſt ihm die Flinte gewiß zu früh losgegangen.“

„Da haſt Du recht,“ beſtätigte Hector, „er ſchießt mordſchlecht und ich habe mich ſchon manchmal vor den anderen Hunden geſchämt, wenn wir mitſammen auf der Hühnerſuche waren. Lieber Himmel, es läuft ja jetzt ſo Alles auf die Jagd und heißt Jäger — Kerle, daß man ſie an — na ich will weiter Nichts ſagen, aber einen ordentlichen Hund ärgert's, wenn er ſolche traurige Schützen draußen Pulver und Blei verblaſſen ſieht.“

„Und im Wirthshaus thun ſie nachher dick,“ meinte Teckel, „und erzählen eine Jagdgeſchichte nach der andern — lauter ſelbſterlebte natürlich, und wenn ſie von dem leben müßten, was ſie ſelber ſchießen, wären ſie in den erſten drei Tagen Hungers geſtorben.“

„Da hatten wir im vorigen Jahr einen Spaß mit ſo einem blinden Schützen,“ lachte Hector. „Wir trieben oben die Erlenwand, und der Henker weiß, wie ſich ein Fuchs da hinein verloren hatte —“

„Du, da fällt mir auch eine Geſchichte ein,“ ſagte Teckel.

„Na, warte nur,“ rief Hector, „ich vergeſſe ſonſt meine — aber meinem Herrn kam er auf ſechs oder acht Schritt und der fehlte ihn richtig. Was der ſchon für Füchſe gefehlt hat, iſt wahrhaft unglaublich. Der Fuchs aber, anſtatt durchzubrennen, verſieht's und läuft auf den Apotheker zu, und der legt ihn richtig herum. Jetzt ſchrie mein Herr in einem fort: „apporte, apporte Hector, ſuch verloren mein Hündchen“ und wollte mir weis machen daß er den Fuchs geſchoſſen hätte. Ich wußte es aber beſſer und rührte mich nicht von der Stelle.“

„Der Apotheker nahm indeſſen ſeinen Fuchs auf, und Dein Herr, der Förſter, gab ihm einem von den Treibern, dem kleinen lahmen Schuſter, der immer mit auf die Jagden läuft. Den Fuchs ſollte er nach Haus tragen und dann oben herum über den Bürgerſteig gehen, daß er gerade wieder zum nächſten Treiben zurecht käme. Das war gut, der Schuſter hetzt ſich den Fuchs ein, hängt ihn an einem Stock über die Schulter und hinkt damit ab. Neugierig aber wie er iſt, und ein richtiger Jagdteufel, macht ihm das Treiben Spaß, und da es grad' wieder anfing zu knallen, drückt er ſich, anſtatt ſeinen Weg fortzugehen, eben dort wo das Hölzchen aufhört, hinter einen Erlenbuſch und ſieht zu. Die Schützen kamen indeſſen näher und näher, und der Lieutenant — weißt Du, der mit der Kneiflorgnette, der ſich immer, ehe er die Flinte lädt, Glacéhandſchuhe anzieht — ſteht etwa fünfzig Schritt von dem Buſch. Plötzlich ſieht er dort ſich etwas bewegen, klemmt ſich das viereckige Glas geſchwind gegen die Naſe und entdeckt denn auch richtig den Fuchs, den der Schuſter auf dem Buckel hat. Den aber ſehen und d'rauf brennen war eins, und der zarte Lieutenant kriegte bald den Tod vor Schreck, wie er plötzlich ſtatt dem Fuchs den angeſchoſſenen Schuſter hinter dem Buſch herumſpringen und ſich den beſchädigten Theil halten ſieht. Das Komiſchſte bei der ganzen Sache war aber, daß der Schuſter von dem Tage an nicht mehr hinkte. Woran es gelegen, weiß ich nicht, obgleich er aber früher den linken Hinterlauf immer ein bischen nachſchleppte, von dem Tag an lief er ſtramm und forſch einher, und er nennt den Lieutenant noch bis auf den heutigen Tag ſeinen Doktor."

„Da wir gerade vom Fuchs ſprechen," nahm ihm hier Teckel das Wort aus dem Munde, auf das er ſchon die ganze Zeit geſpannt und von der Erzählung auch wenig gehört hatte. „Da waren wir neulich zum Beſuch im Leng'ſchen Walde droben, und zu der Herrſchaft dort kam ein junger Baron, dem ſie gern eine Jagd veranſtalten wollten. Nun war aber Noth an Mann und Teckel mußte natürlich her, und mithelfen. Die Hunde dort oben — es thut mir leid, daß ich es ſagen muß, denn es ſind weitläufige Verwandte von mir — taugen aber den Teufel Nichts. Draußen im Wald hatten ſie nämlich einen Fuchs in ſeinen Bau geſpürt, und da ſie ihn dort doch nicht konnten ſtecken laſſen bis die Jagd ſtattfand, mußte ich hinein, um ihn draußen in ein Garn zu treiben. Daran lag mir aber Nichts, ich ließ ihn gar nicht heraus, ſondern trieb ihn in eine Seitenröhre hinein, wo er denn auch richtig feſtſtecken blieb, bis ſie von oben nieder gruben und ihn lebendig, und nur ein wenig von mir abgeſchüttelt, herausholten."

„Ei ſo lüg' Du und der Teufel," dachte der Förſter.

„Wie ſie ihn hatten," fuhr Teckel fort, „ſteckten ſie ihn in einen Sack und nahmen ihn mit nach Haus, wo ſie ihn drei oder vier Tage — ich weiß jetzt nicht mehr recht genau wie lang die Geſchichte dauerte, — auf's Beſte mit Tauben fütterten. Das ließ ſich Reinecke denn auch von Herzen gern gefallen, fraß nach beſten Kräften und befand ſich viel beſſer dabei, wie irgend einer von uns — die es gewiß weit eher verdient hätten. So kam der Jagdtag heran. Morgens mit Tagesanbruch wurde Reinecke wieder, dem das nicht gefallen wollte, in ſeinen Sack geſteckt, in einen künſtlichen Bau gebracht und dort verkeilt, und ich war wieder dazu auserſehen, wenn die Schützen angeſtellt wären, den Gefangenen aus ſeinem einſtweiligen Wohnplatze hinauszujagen. Das that ich auch mit dem größten Vergnügen, denn ich haſſe Füchſe grundſätzlich. Erſtlich ſtänken ſie abſcheulich, und dann hat auch ein Fuchs eine Tante von mir und eine ſehr hübſche, junge Teckelin aus meiner Bekanntſchaft todt gebiſſen. Wo ich deshalb einem von dem verhaßten Stamme zum Schuß verhelfen kann, thu' ich es mit dem größten Vergnügen und verlange noch nicht einmal Dank dafür."

„Ich bringe alſo Reinecken auch richtig ſo herum, daß ich hinter ihn komme, und nun half ihm keine von ſeinen oft nichtswürdigen und gemeinen Liſten, ſich wieder feſtzuſetzen. Er mußte hinaus. Wie er das endlich merkte, ließ er ſich auch nicht lange mehr bitten, und fuhr auf einmal mit einem raſchen Anſatz zu Tag, hinaus in's Freie. In demſelben Augenblick knallte es auch draußen zweimal dicht hintereinander."

„Das gefiel mir ſchon nicht; der zweite Schuß geſteht gewöhnlich nur ein, daß der erſte vorbeigegangen, und macht ſelten gut was der gefehlt. Ich lief aber doch ſo raſch als möglich hinaus, zu ſehen was dort geſchehen wäre, und richtig, wie ich vor den Bau komme, keine Spur von Reinecke. Der Herr Baron ſtand allerdings da und ließ ſich von dem Jäger die Flinte wieder laden, hätt' er aber geladen und der Jäger geſchoſſen, wär's vielleicht anders geweſen. Ich lief natürlich ſo raſch wie möglich auf den Anſchuß und ging ein Stückchen der Fährte nach, aber wo war Reinecke? Die Tauben hatt' er ſich ſchmecken laſſen und dann war er über alle Berge, ja hat ſogar noch, wie ich ſpäter gehört, damit geprahlt, daß er ſich um ſo gute Koſt und freundliche Behandlung, alle Wochen einmal einſperren ließe."

„Na nu hört aber einmal endlich mit Euern langweiligen Jagdgeſchichten auf," ſagte der Pudel, „wenn ſo ein paar Jäger zuſammen kommen, da iſt es doch wahrhaftig nicht zum Aushalten. An Aufhören denken die gar nicht mehr."

Der Pudel war ein ſehr achtbarer und vortrefflich gehaltener Hund aus der Nachbarſchaft, rabenſchwarz dabei, mit krausgelocktem Haar, das ihm im Sommer bis zum halben Körper abraſirt wurde, und auch jetzt noch nicht wieder zur vollen Länge mit dem anderen gewachſen war. Dadurch gewann ſein Vordertheil etwas wildes und löwenähnliches und der ſtattliche Schnurrbart, den man ihm hatte ſtehen laſſen, gab ſeinem Geſichte mit den etwas hochgezogenen Augenbrauen einen höchſt martialiſchen Ausdruck. Aber das war keineswegs ſein Charakter. Es gab keinen frommeren, ſanfteren, ja ich möchte faſt ſagen „ſüßlicheren" Hund wie ihn, und das kurz abgeſchnittene Schwänzchen, an dem ein einzelner dichter Wollbüſchel zum Zierrath ſtehen geblieben war und eigentlich einem Raſir-Pinſel glich, wedelte fortwährend, beſonders wenn er mit einem der vornehmeren Hunde ſprach, auf das Zuvorkommendſte und Unterthänigſte. Er trug außerdem noch als ehrenvolles Abzeichen einen rothſaffianenen Riemen mit einer kleinen Glocke um den Hals, und ſchien ſtolz auf dieſe Auszeichnung.

„Mein wertheſter Fion," wandte er ſich hierauf, als er das Geſpräch der Jäger unterbrochen, an ein kleines, ebenfalls pechſchwarzes Wachtelhündchen, mit dem ſich Jörg, der große, weiße, langhaarige Jagdhund und Präſident des Klubs, bis dahin unterhalten, „Sie ſind uns eigentlich noch die Erzählung Ihres Unfalls ſchuldig, der neulich Ihr uns Allen theueres Leben bedrohte."

„Beſter Herr von Jocko," erwiederte da ganz verſchämt das kleine Wachtelhündchen, „es iſt das ein Gegenſtand, von dem ich, aufrichtig geſagt, nicht gerne ſpreche, da mir noch jetzt bei der Erinnerung daran, das Blut in den Adern zu Eis erſtarren möchte."

„Oh bitte, erzählen Sie — erzählen Sie," baten aber mehrere der, jedenfalls den höheren Schichten der Geſellſchaft angehörende Hunde, und Fion begann:

„Sie wiſſen, daß meine — Herrin kann ich eigentlich nicht ſagen, denn ein Verhältniß wie zwiſchen Herrin und Diener beſteht zwiſchen uns nicht — daß alſo meine Freundin die gefeierte Sängerin Joſephine iſt. Obgleich aber alle meine Wünſche für ſie nur eben ſo viele Befehle ſind, hatte ich es bis jetzt doch noch nie durchſetzen können, von ihr mit in's Theater genommen zu werden. Die Geſetze waren zu ſcharf dagegen und ſie durfte es nicht wagen. Neulich aber, wie ſie zu ſingen hatte, bat und winſelte ich ſo lange, bis ihre Schweſter, die mich faſt noch mehr liebt wie ſie ſelber, es nicht länger ertragen konnte mir meine Bitten abzuſchlagen. Sie nahm mich unter ihren großen Shawl und brachte mich wirklich, von einem Manne, der dort die Aufſicht hatte unbemerkt, in ein kleines Zimmerchen, das ſie die Theaterloge nannten. Was ich dort aus dem Fenſter, das die ganze Breite des Zimmers einnahm, ſah, erlaſſen Sie mir zu beſchreiben. Eine neue Welt ging vor mir auf, und der erſte Eindruck war zu bewältigend, das Alles mit einem Mal faſſen zu können. Nur eines fiel mir damals beſonders auf: Es waren uns ſchräg gegenüber nämlich, ſehr ſchmale dünne Wände aufgeſtellt, die von der einen Seite ausſahen, als ob es grüne Bäume wären, dahinter hingen aber übereinander drei oder vier Lampen, und ein paar Männer in ſchmutzigen Jacken, die jedenfalls etwas verbrochen haben mußten, hielten ſich dort verſteckt. Ich ſah ſie aber doch, und wollte ſchon bellen, ſie den andern zu verrathen. Da kam auf einmal meine Herrin ganz prachtvoll angezogen und ſang genau daſſelbe, was ſie mir ſchon die letzten acht Tage jeden Tag drei oder vier Mal vorgeſungen hatte. Das war nun für mich eben nicht ſo beſonders intereſſant, wie ſie aber dorten ſtand, ſchlich ſich plötzlich ein Mann in einem ſchwarzen Mantel gewickelt hinter ſie, faßte ſie plötzlich und wollte ſie fortſchleppen.“

„Das natürlich konnte ich nicht ruhig mit anſehen. Ich vergaß in dem Augenblicke ganz wo ich mich befand und flog, ehe mich die Schweſter halten oder daran verhindern konnte, mit einem Satz über das weichgepolſterte Fenſterbret hin — hinaus. Aber die Höhe hatte ich nicht berechnet. — Plötzlich ſah ich mich über einer ſchwindelnden Tiefe, die Sinne vergingen mir und ich ſtürzte hinab.“

„Mon Dieu!“ rief der Pudel und hob erſchreckt die eine Pfote.

„Nur das weiß ich mich noch zu erinnern,“ fuhr Fion fort, „daß ich, als ich auf den Boden ſchlug, auf einen elaſtiſchen Gegenſtand ſtürzte, der einen furchtbar lauten Ton von ſich gab — ſpäter hört' ich, daß es ein Ding geweſen ſein ſoll, das man eine Pauke nennt. Ich ſah einen Mann vor mir, der in jeder erhobenen Hand eine Keule hielt und einen lauten Schrei ausſtieß. Dann vergingen mir die Sinne, und als ich wieder zu mir kam, lag ich zu Hauſe in meinem Korbe und die Schweſter meiner Freundin badete meine Schläfe mit kaltem Waſſer.“

„Es iſt ganz außerordentlich,“ ſagte der Neufundländer, der an einem grünen Band eine Rettungsmedaille trug.

„Es gehört zu dem Merkwürdigſten, was ich in meinem ganzen Leben erfahren,“ ſagte der Pudel, „und ich habe viel erfahren. Aber ſo ein Theater muß etwas Herrliches ſein. Ich habe Manches davon erzählen hören und ſchon oft daran gedacht, ob wir in unſerem Club nicht etwas Aehnliches zu Stande bringen könnten. Ich würde ſehr gerne die Leitung davon übernehmen.“

„Ja, aber Du verſtehſt ja gar Nichts davon,“ ſagte Jörg.

„Muß man denn etwas davon verſtehen?“ frug der Pudel ganz erſtaunt.

Ehe Jemand darauf erwiedern konnte, wurde die Geſellſchaft durch einen Neuankommenden geſtört. Es war der Kettenhund Pluto aus dem nächſten Wirthshauſe, der mit einem großen Knochen im Maule in den Schuppen kam und damit auf ſeinen Platz wollte. Das nahmen aber die andern übel.

„Was iſt das für eine Unſchicklichkeit!“ bellte ihn ein kleiner, weißer Wachtelhund an, „mit einem Knochen in Geſellſchaft zu kommen.“

„Lieber Freund, das ſchickt ſich gar nicht,“ ſagte der Pudel und wedelte auf ihn zu. Der Kettenhund knurrte ihn aber an und er wich etwas ſcheu zurück.

„Was ich finde, gehört mein,“ brummte er dabei zwiſchen Knochen und Zähnen durch, „und ich kann damit machen was ich will.“

„Wenn er ſich nicht anſtändig betragen will,“ ſagte da Jörg, vollkommen ruhig, „ſo werft ihn hinaus.“

Der Kettenhund zog bei dem Befehl den Schwanz ein, trug den Knochen an die Thür zurück, wo er ihn in das Stroh verſcharrte, und kam dann ohne denſelben zurück; ſah ſich aber immer dann und wann mißtrauiſch nach der Stelle um, ob ihm nicht ein oder der andere von den Kameraden etwa zu nahe käme.

Der Schäferhund Neſtor hatte indeſſen mit einem Kameraden vom nächſten Gute, der täglich den Milchkarren in die Stadt zog, ein Geſpräch über Oekonomie und beſonders Stallfütterung angeknüpft, als der Kettenhund, der ſich ſchon eine Weile das Maul abgeleckt und dann auf höchſt unanſtändige Weiſe gekratzt hatte, um's Wort bat. Da ihm dies geſtattet wurde, und auf ein leiſes Knurren Jörg's Alles ſchwieg, wurde der Kettenhund verlegen und fing wieder an ſich zu kratzen. Der Bullenbeißer aber, der neben ihm ſaß, ſtieß ihn mit ſeinem Maulkorb in die Seite und machte ihm bemerklich, daß ſich das eben ſo wenig ſchicke wie der Knochen vorhin, und Pluto begann deshalb:

„Verehrte Herren und Freunde! Sie wiſſen, daß ich im Hof des benachbarten Gaſthofes ein ſehr zurückgezogenes abgeſchloſſenes Leben führe. Obgleich ich aber über die Koſt nicht klagen kann, habe ich deſto weniger Urſache, mit meiner Behandlung zufrieden zu ſein.“

„Das gehört nicht hierher,“ wies ihn da Jörg ſehr ernſt zurecht. „Du weißt, daß in dieſer Geſellſchaft über unſere Privat-Verhältniſſe nicht geſprochen, keinesfalls debattirt werden darf. Die hat ein Jeder mit ſich ſelber und ſeinem Herrn abzumachen.“

„Ich bitte um Entſchuldigung,“ ſagte der Kettenhund, ſah dabei aber ſo grimmig aus, als ob er am liebſten hätte zufahren mögen. Da er übrigens wußte, daß ihm das hier ſehr ſchlecht bekommen wäre, fuhr er einlenkend fort:

„Ich wollte auch eigentlich hier gar nicht von mir in Beſonderem, ſondern von dem Schickſal Tauſender meiner Brüder im Allgemeinen ſprechen — von dem Schickſal der Kettenhunde im Ganzen nämlich, und den Antrag ſtellen und motiviren, daß wir gemeinſam zuſammenhalten und eine ſo unwürdige Behandlung für unſereinen nicht länger dulden ſollten.“

„Ich unterſtütze den Antrag,“ rief hier der Schäferhund, der auch zu Zeiten feſtgebunden wurde.

„Und ich auch,“ rief der Milchhund, „und möchte noch ein Amendement dazu ſtellen: daß es nämlich gänzlich verboten ſein ſollte, einen anſtändigen Hund wie ein Pferd an einen Karren zu ſpannen.“

„Das führt zu weit,“ rief Teckel jetzt, „und kommt zu ſelten vor.“ —

„Und Du wirſt das Maul halten bis Du das Wort haſt,“ knurrte ihn der Neufundländer an, der Präſident warf ihm ebenfalls einen verweiſenden Blick zu, während der Pudel, der ſich neben ihn geſetzt hatte, mit der kleinen am Hals hängenden Glocke klingelte.

„Das geſchieht der naſenweiſen Kröte recht,“ dachte der Förſter — „hurrjeh, wenn ich jetzt nicht auf dem Marder-Anſtand ſäße.“

„Dann bitte ich um's Wort,“ rief Teckel trotzig und wie es ſchien entſchloſſen, ſich ſeine Meinung nicht unterdrücken zu laſſen.

„Teckel hat das Wort,“ ſagte Jörg.

„Ja!“ rief Teckel, „ich ſtimme auch dafür, daß wir uns nicht brauchen anbinden zu laſſen, und verlange ſtatt des Amendements mit dem Einſpannen, Abſchaffung der Prügelſtrafen, reſpective körperliche Mißhandlung von Seiten unſerer Herren, die ſehr häufig in den Fällen, wo ſie an unſerer Haut ihre Wuth auslaſſen, ſelber viel eher Prügel verdienten.“

„Komm' Du mir nur nach Hauſe,“ dachte der Förſter.

Teckels Rede wurde übrigens mit ſtürmiſchem Beifall begrüßt, denn ſie berührte ein Feld, das den größten Theil der Verſammlung viel zu ſehr intereſſirte um es gleichgiltig aufzunehmen.

„Ich bitte um's Wort,“ rief da der Bullenbeißer, und ſeine Stimme klang hohl und aufgeregt durch den Maulkorb durch.

„Faßan hat das Wort,“ ſagte der Pudel gravitätiſch.

„Brauch' ich noch zu reden?“ rief aber Faßan, indem er einen Schritt vorthat und ſeinen Maulkorb emporhielt, „fühlt nicht die ganze ehrenwerthe Corporation der Hunde meine Schmach mit mir, indem ſie dieſes ſchändliche Zeichen der Knechtſchaft betrachtet? Heißt das Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, wovon jetzt die Menſchen ſo viel prahlen, daß man allen denen, die eine freie Meinung haben, einen Maulkorb umbindet? Iſt das Redefreiheit? — Eine Schmach iſt es für uns, daß wir ſo etwas dulden, und nur Einigkeit untereinander, nur feſtes Zuſammenhalten kann es uns möglich machen, dem frechen Menſchenvolke die Spitze zu bieten.“

„Das iſt Alles recht ſchön,“ nahm hier der Pudel nach vorher eingeholter Erlaubniß das Wort — „wenn Du aber nicht ſo furchtbar biſſig wäreſt, Faßan, ſo würde man Dir auch ein ſolches fatales Inſtrument nicht umgelegt haben.“

„Aber ich habe in meinem ganzen Leben noch nie Jemanden gebiſſen,“ rief der Hund ärgerlich.

„Ja, beſter Freund,“ ſagte der Pudel, „wenn Du erſt einmal Jemanden gebiſſen hätteſt, nachher wäre es zu ſpät. Aber Du kannſt beißen. Du haſt die Fähigkeit in Deinem enormen Kinnbackenbau und Deinen Fängen, haſt auch vielleicht Urſache, und das iſt noch ſchlimmer. Solchen Hunden muß ein Maulkorb angelegt werden, ſoll der Staat nicht auf das Aeußerſte gefährdet werden. Ich würde darauf antragen —“

„Abſtimmen!“ rief da der Kettenhund dazwiſchen, und der Pudel drehte ſich raſch und ärgerlich nach ihm um.

„Abſtimmen, abſtimmen,“ rief es aber auch jetzt von verſchiedenen Seiten, und der Kettenhund, als ſich der Pudel dem nicht fügen wollte, ging mit hochgehobenem Schwanz und Ohren auf ihn zu und ſchien nicht übel Luſt zu haben über ihn herzufallen.

„Ruhe!“ rief da der Präſident, indem er in die Mitte der Verſammlung ſprang, „wer noch muckſt, wird hinausgeworfen. Iſt das ein Verein von anſtändigen Hunden? Die Menſchen benehmen ſich ja nicht einmal ſchlechter in ihren Verſammlungen. — Ueber was wollt Ihr abſtimmen, heh? — Weiß denn Einer von Euch überhaupt was er will? Nein — nicht ein Einziger. Nur Spektakel wollt Ihr machen, nur Unfrieden im Reich ſtiften und die Menſchen noch mehr gegen Euch aufhetzen.“

„Aber ich brauche mir nicht gefallen zu laſſen,“ knurrte Bullenbeißer, „daß ich allein einen Maulkorb tragen ſoll.“

„Alſo wenn wir ihn alle mittragen müßten, wärſt Du damit zufrieden, wie?“ ſagte der Präſident.

„Es wäre wenigſtens eher Vernunft darin,“ meinte Faßan.

„Gut,“ ſagte der Präſident nach einer kurzen Pauſe, „dann wollen wir Deine Beſchwerde für jetzt zu Protokoll nehmen, und die Sache vor allen Dingen einer Commiſſion zur näheren Prüfung überweiſen.“

„Na, dann Gnade Gott,“ ſagte der Kettenhund und zog den Schwanz ein, „da wird wieder der Neufundländer und der Pudel in die Commiſſion gewählt und die Sache iſt ſo gut wie begraben. — Ich nehme meinen Knochen und geh' zu Hauſe.“

Noch während der letzten Debatte war ein ſchwerer Wagen vor der Scheune vorbeigeraſſelt, und das gleich darauf ertönende Horn verrieth, daß es die Poſt ſei, die um dieſe Zeit gewöhnlich eintraf. Der Klub nahm natürlich keine Notiz davon. Nicht zehn Minuten aber waren vergangen, als draußen ein klares Bellen gehört wurde und „der Poſtſpitz, der Poſtſpitz,“ hieß es, während ſich die Wachtelhündchen und der Teckel raſch nach vorn drängten, ihn zu begrüßen.

Es dauerte auch nicht lange, ſo ſprang ein kleiner, etwas mager ausſehender, dunkel oder vielmehr ſchmutziggrauer Spitz in den monderhellten Raum, und bellte ſo keck und unverſchämt in die Verſammlung hinein, daß alle in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Na, Du haſt gerade noch gefehlt,“ brummte der Förſter, „jetzt kann ich mich mit meinem Marderanſtand nur abmalen laſſen. Bei dem Skandal kommt doch wahrhaftig keiner aus ſeinem Loch heraus. Daß doch ein heiliges Kreuz-Donnerwetter gleich auf die verwünſchte Hundebande zehntauſendmal d'rauf und ſie ſieben Millionen Klafter in den Erdboden 'nein und an der anderen Seite wieder 'naus treiben möchte.“

Der furchtbare Fluch ging aber ungeahnt an den Häuptern der da unten jetzt ſehr lebendigen Verſammlung vorüber, die in dieſem Augenblicke nur Augen für den Neuankommenden zu haben ſchien. Der Poſtſpitz war jedenfalls eine privilegirte Perſönlichkeit, die ſelbſt dem ernſten Präſidenten ein freundliches wohlwollendes Lächeln abnöthigte.

Nur der Kettenhund hatte ſich geärgert, ſcharrte ſich ſeinen Knochen wie er es gedroht, richtig wieder aus dem Stroh heraus, warf noch einen ſcheuen mürriſchen Blick zurück, und verließ, ohne ſelbſt „gute Nacht" zu ſagen, den Verſammlungsort.

Poſtſpitz ſchien wirklich ein ſehr wilder, humoriſtiſcher Kauz, der noch dazu von ſeinen vielen Reiſen eine Menge der fruchtbarſten Erfahrungen mit heimbrachte, und ſich des Uebergewichts, das er dadurch über die andern gewann, auch wohl vollkommen bewußt ſein mochte. Er blaffte, wie ſchon geſagt, die ganze Geſellſchaft an, ſprang herüber und hinüber, bald zu Dieſem und Jenem, Jeden auf ſeine eigene Art und Weiſe begrüßend. Sobald ihm ſelber aber Einer zu nah kommen wollte, ſchlug er mit den beiden kleinen Hinterbeinen hinten aus, etwas, das er ſich von den Poſtpferden angewöhnt hatte und äußerſt poſſirlich ausſah, von der Geſellſchaft auch jedesmal mit ſchallendem Gelächter honorirt wurde.

Poſtſpitz kümmerte ſich dabei um gar keine ernſte Verhandlung des Klubs. Eben von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, und gerade etwa mit einer Stunde Urlaub, da er ſich nach dieſer Zeit wieder im Poſthaus einfinden mußte, plapperte er nur friſch weg von ſeiner letzten Fahrt, und als er gar von einem Raubverſuch, der gegen die Poſt unternommen, durch ſeine Wachſamkeit aber vereitelt war, erzählte, hatte er bald die ganze Geſellſchaft um ſich verſammelt. Alles wollte jetzt die näheren Umſtände wiſſen, beſonders der Neufundländer, der ſich, wie er äußerte, manchmal mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte und den Stoff trefflich verwenden könnte.

Die Sache war auch höchſt intereſſant. Ein paar nichtswürdige Subjekte, wie es unter den Menſchen leider ſo viele gab, hatten ſich wie es ſchien, einen ganz vortrefflichen Plan entworfen. Einer von ihnen war, während Poſtſpitz mit dem Poſtillon vorn auf dem Bock ſaß und an nichts Arges dachte, gerade an einer kleinen Anhöhe, an der der Wagen langſam bergauf fuhr, hinten vorſichtig hinaufgeſtiegen. Oben angelangt, ſchnitt er dann mit einem ſcharfen Meſſer die lederne Decke auf, die über das Poſtgut ausgebreitet lag und zog dann ſo geräuſchlos, als möglich, einen Koffer aus, den er wahrſcheinlich ſeinen hinten aufpaſſenden Kameraden hinunterwerfen wollte. Da roch Poſtſpitz Lunte. Langſam richtete er ſich auf dem Bock in die Höhe und ſchnopperte ein paar Sekunden, und wie er ſich nur erſt Gewißheit verſchafft hatte, daß ſich dort oben ein fremdes Individuum befand, fuhr er mit lautem Klaffen hinauf und packte den Verbrecher. Allerdings war er leider nicht ſtark genug ihn auch zu halten, denn der riß ſich los und ſprang hinten vom Wagen hinunter. In dem raſchen Sprung verſtauchte er ſich aber glücklicherweiſe den Fuß, der Poſtwagen hielt und während Poſtſpitz, ſeinem Bericht nach, mit einem Satz ebenfalls unten war und den Dieb beim Kragen erwiſchte, kamen der Condukteur und die Paſſagiere ihm zu Hülfe und nahmen jenen feſt.

„Bravo, bravo," rief die Verſammlung in einem allgemeinen Rechtlichkeitsgefühl. „Das war ganz ausgezeichnet."

Nur Hector, des Actuars Jagdhund, den die Erzählung nicht beſonders zu intereſſiren ſchien, hatte die Augen dabei geſchloſſen und war im Sitzen eingeſchlafen. Wie er aber den Lärm um ſich hörte, wachte er auf, und in dem unbeſtimmten Gefühl, daß die Verſammlung noch über den letzten Antrag debattire, rief er plötzlich mit lauter Stimme:

„Abſtimmen! abſtimmen!"

Alles drehte ſich nach ihm um und lachte. Da erſchien in dieſem Augenblick ein anderes Mitglied im Klub; ein ſehr zierlicher chocoladenfarbener Windhund, mit blaulackirtem, ſilbereingefaßten Halsband, hinter dem, etwas ſchüchtern wie es ſchien, ein ſchmächtiger, weißer Spitz folgte.

„Ah, Joly!" rief ihm der Pudel zu, der ihm mit freundlichem Schwanzwedeln entgegen ging. „Sie haben lange auf ſich warten laſſen, mon chèr, und eigentlich einen ſehr intereſſanten Abend verſäumt. Wie geht es Ihnen und — wen bringen Sie uns da?" flüſterte er ihm etwas leiſer zu.

„Gleich, Verehrteſter, gleich," rief wedelnd und ſich wendend und drehend Joly, indem er erſt mit dem Pudel die üblichen Begrüßungen wechſelte, und dann dem Präſidenten ſeine devoteſte Huldigung brachte.

„Verehrte Verſammlung," wandte er ſich dann, ohne von dem geringeren Theil weitere Notiz zu nehmen, als daß er dorthin, wo ſie ſaßen, die Luft ringsum einſchnopperte, an den ganzen Klub: „Indem ich vorher allerſeits, meines ſpäten Kommens wegen, um Entſchuldigung bitte, wage ich es zugleich Ihnen einen ſehr lieben Freund von mir zu einem neuen Mitglied unſeres Klubs vorzuſchlagen, und bitte eine verehrliche Verſammlung über ihn abzuſtimmen. Vorher habe ich das Vergnügen Ihnen denſelben als „Lauſcher," Leibſpitz des biederen Polizeirathes Wackel vorzuſtellen. Lauſcher, gieb Pfötchen," ſetzte er dann hinzu, ſich ſeitwärts an den neu Einzuführenden wendend.

Lauſcher, der einen ganz kahlen Kopf hatte, weil ihm eine Köchin einmal, die ihn beim Stehlen ertappte, einen Schöpfer voll ſiedendheißes Waſſer darüber geſchüttet hatte, kam halb vor, blieb aber bald wieder ſtehen und ſah ſich etwas verlegen in der plötzlich todtſtill gewordenen Verſammlung um. Man hätte in dem Augenblick können eine Stecknadel auf die Erde fallen hören.

„Wirklich ſehr ſchmeichelhaft," ſagte da etwas zögernd der Pudel, und in ſeiner Verlegenheit und ganz wie in Gedanken kratzte er ſich ein wenig, erſchrack aber gleich ſelber über dieſe Indiscretion, und blieb regungslos ſitzen.

Jörg ſagte gar nichts. Er ſah ſich nur im Kreiſe um und ſchien ſelber neugierig zu ſein, wie die Verſammlung dieſen Antrag aufnehmen würde.

„Ah, Poſtſpitz," rief da Joly, der ſich durch das Schweigen ringsum etwas gedrückt fühlen mochte. „Es freut mich Dich gerade hier zu finden. Lauſcher iſt, ſo viel ich weiß, ſogar ein Verwandter von Dir. Nicht wahr, Ihr ſeid Vettern?"

„Möglich,“ ſagte Poſtſpitz ziemlich kurz, und ſchlug wieder, wie ganz in Gedanken, nach einem gedachten Gegner hinten aus, „ich bin aber nicht ſtolz darauf.“

Lauſcher knurrte, denn die Beleidigung war faſt zu arg; aber er bezwang ſich gleich wieder und ſah vollkommen gleichgiltig aus, ja er wedelte ſogar ein wenig mit dem Schwanze — aber nur ganz wenig.

„Poſtſpitz,“ wandte ſich Joly, wie entſchuldigend und lächelnd, an ſeinen mitgebrachten Freund, „iſt ein höchſt komiſcher Kauz, und hat in unſerer Geſellſchaft allerlei Privilegien. Man nimmt ihm hier nie etwas übel.“

„Bitte, geniren Sie ſich nicht,“ ſagte Poſtſpitz, ſetzte ſich hin und kratzte ſich mit dem rechten Hinterbein unter dem ſchmalen ledernen Halsbande, als ob er zu Hauſe wäre.

„Hören Sie 'mal, Joly,“ ſagte da plötzlich Teckel, der jetzt aufgeſtanden und leiſe knurrend und den Schwanz gehoben, um den gar nicht auf ihn achtenden weißen Spitz herumgegangen war, „ich will Ihnen etwas ſagen. Ich glaube Sie hätten der Geſellſchaft mit irgend etwas Anderem einen weit größeren Gefallen thun können, als daß Sie ihr hier den Herrn Lauſcher zuführen. Ich für meinen Theil weiß wirklich nicht was wir ſeinem Herrn, dem biederen Polizeirath, anders zu verdanken haben, als Kopfſteuern, Maulkörbe und körperliche Züchtigungen — alle der anderen kleinen Chikanen, wie Steuerzeichen, Freiknechte, Drathſchlingen ꝛc. gar nicht zu gedenken. Wenn ich deshalb um meine Meinung gefragt werde, ſo habe ich einfach darauf zu erwiedern, daß wir meines Erachtens nach, gar keinen Lauſcher unter uns brauchen.“

„Bravo, bravo Teckel!“ rief es von verſchiedenen Seiten; Jocko der Pudel nahm aber raſch das Wort und ſagte:

„Aber mein beſter Teckel, Sie ſind noch gar nicht um Ihre ſonſt ſehr anzuerkennende Meinung gefragt worden. Und bedenken Sie doch,“ ſetzte er zu ihm hinuntergebeugt hinzu, „welchen fatalen Eindruck das nach oben machen würde, wenn wir dem Spitz die Aufnahme in unſeren Klub verſagten. Man würde das für eine Demonſtration halten.“

„Das iſt mir ganz einerlei für was man es hält,“ knurrte Teckel, der ſich ſehr unabhängig auf ſein Ende ſetzte und herzhaft nießte.

„Wohl bekomme es Ihnen,“ ſagte der Pudel, Teckel fuhr aber, ohne ihm zu danken, ruhig fort:

„Ich ſage hier meine Meinung wie ich's denke, und ich ſtimme dagegen.“

Von Neuem drohte ein Tumult auszubrechen, als Joly, der ein ſehr behender kleiner Hund war, mit dem Rufe: „Meine Herren ich bitte um's Wort!“ auf ein dort ſtehendes Faß ſprang. Leider fehlte dieſem aber der Boden und er verſchwand, unter dem lauten Gelächter der Verſammlung, im Innern deſſelben. Nichtsdeſtoweniger war er mit einem zweiten Satz faſt augenblicklich wieder oben auf dem Rande und unten, und wiederholte ſeine Anrede lauter als vorher:

„Meine Herren — meine Herren, ich bitte um's Wort.“

„Ruhig — Joly hat das Wort,“ ſagte der Präſident, und augenblicklich herrſchte wieder tiefe Stille.

„Meine Herren,“ begann Joly da auf's Neue. „Mit tiefem Bedauern ergreife ich nach den, von meinem geehrten Vorgänger geäußerten Anſichten, das Wort. Ich kann mir nicht denken, daß eine anſtändige gebildete Verſammlung von Hunden, ſolche Rohheit —“

„Ich muß den Präſidenten erſuchen den Redner zur Ordnung zu rufen!“ ſchrie Teckel.

„Halt's Maul, Teckel,“ erwiederte der Präſident ruhig, „fahr' fort Joly.“

„gebildete Verſammlung von Hunden ſolche Rohheit gutheißen wird,“ wiederholte Joly, „ohne vorherige Debatte, einem geachteten Mitglied unſeres Geſchlechts den Zutritt in dieſen Klub zu verweigern. Schmerzlich genug iſt für mich dabei ſchon dieſer Empfang meines werthen Gaſtes. Ich ſehe aber dem Erfolg vertrauungsvoll entgegen, und verlange jetzt, daß irgend Jemand, der etwas wirklich Gegründetes gegen ihn hat, oder vorzubringen vermag —“

„Ich bitte um's Wort,“ rief Teckel laut dazwiſchen.

„Ich bin noch nicht fertig,“ klaffte Joly.

„Fahren Sie nur fort, Joly, es ſtört Sie Niemand,“ beruhigte ihn der Pudel.

„Alſo,“ nahm Joly ſeine Rede wieder auf, „der wirklich etwas Gegründetes gegen ihn hat, oder vorzubringen wünſcht, auftrete und offen ſeine Meinung ſage — daß aber die bloßen Schreier“ — und er warf dabei einen boshaften Blick nach der äußerſten Linken hinüber, auf der Teckel ſich ungeduldig hin und her wiegend ſaß — „ſchweigen mögen, und beſſeren Individuen verſtatten ihr Urtheil abzugeben. Ich habe geſprochen.“

„Meine Herren,“ ſchrie Teckel in dieſem Augenblick, ohne nur zu erwarten bis er aufgefordert werde, „Sie haben den Antrag meines Vorredners gehört, der dahin lautet Ihnen den Polizeiſpitz als Mitglied vorzuſchlagen.“

„Zur Ordnung — zur Ordnung!“ ſchrieen einige auf der rechten Seite.

„Teckel,“ ſagte Jörg, freundlich warnend, „wenn Du nicht parlamentariſchen Takt einhältſt, muß ich Dich hinausbeißen laſſen.“

„Ich will hier nicht unterſuchen,“ entgegnete Teckel gereizt, „weshalb ich jetzt zur Ordnung gerufen werde, während ich mir vorher das Wort Rohheiten mußte in das Maul werfen laſſen. Ich will auch das Beiwort nicht wiederholen, wie mein geehrter Vorredner, aber die Hoffnung wird er mir erlauben auszuſprechen, daß ſein voriger Unfall mit dem Faß eine Vorbedeutung für den ganzen Antrag werden möge.“

„Bravo, bravo, vortrefflich!“ ſchrie die Linke, und der Pudel klingelte ärgerlich mit ſeinem Glöckchen.

„Aber nicht eines Scherzes halber,“ rief Teckel da plötzlich, und der kleine Hund ſchien in dem Augenblick um drei oder vier Zoll zu wachſen, ſo dehnte er ſich in die Höhe — „habe ich dieſen Platz betreten, meine verehrten Freunde. Ich habe es gethan unſer Recht, das einer freien, unabhängigen, rückſichtsloſen Verſammlung zu wahren, und fordere Sie hiemit auf das Entſchiedenſte auf, dem Herrn Lauſcher, Leib-

Spitz eines hochwohllöblichen Polizeirathes den Eintritt, reſpective die Mitgliedſchaft in dieſen Klub nicht zu geſtatten.“

„Nein, nein! — ja, ja!“ ſchrie es durcheinander.

„Wir brauchen keine Lauſcher hier in unſerer Geſellſchaft,“ ſchrie aber Teckel, der jetzt ſo eifrig wurde, daß er ſich von Zeit zu Zeit ſogar auf die Hinterbeinchen hob — „wir wollen keinen in unſerem Klub. Ich ſehe es recht gut ein worauf es abzielt — man will uns überwachen — man will uns moraliſch unterdrücken und todtmachen; aber ich verlange, daß man dann Gewalt dazu anwende, und nicht uns ſelber veranlaſſe uns die Schnauzen zu binden und das freie Wort der Rede zu unterdrücken.“

„Bravo, bravo,“ ſchrieen eine Menge Stimmen durcheinander.

„Ich weiß worauf die Menſchen hinaus wollen,“ ſchrie Teckel wieder, ſeine Stimme noch mehr erhebend, daß ſie faſt in ein Gebell ausartete, „Sie wollen einen Vorwand haben, uns ſämmtlich Maulkörbe anlegen zu laſſen. Ja, verehrte Zuhörer, ich weiß was ich rede, ich kann Beweiſe dafür bringen, denn eine Stiefſchweſter von mir iſt Schooßhund bei der Gouvernante im Hauſe des Spitzes. Aber wollen ſie uns unterdrücken, dann dürfen wir nicht ſelber ihnen dabei behilflich ſein. Nein, dann mögen ſie auch offen gegen uns auftreten, mögen in unſere Geſellſchaften einen Lauſcher gewaltſam zwingen. Einen offiziellen Horcher mögen ſie uns hineinſetzen, wenn ſie überhaupt, was ich noch zur Ehre unſeres ganzen Geſchlechts bezweifeln will, ſelbſt unter den Hunden ein Individuum finden können, das ſich nicht ſchämen würde, als bezahlter Horcher zwiſchen ehrlichen, rechtlichen Kötern zu ſitzen. Ein Individuum, das fortwährend das Bewußtſein mit ſich herumtragen müßte, daß wir ihn blos nicht an—ſpucken — weil wir nicht gegen den Stachel lecken können. Fände ſich wirklich ein ſolches erbärmliches, aller Ehre baares Subjekt, gut, dann müßten wir es uns gefallen laſſen; aber wir wollen uns nicht ſelber einen Wächter auf die Naſe ſetzen, ſo lange wir noch wenigſtens unſern freien Willen haben.“

Ein wahrer Beifallsſturm brach jetzt los, bei dem ſich nur der Pudel, Joly das Windſpiel, und die Wachtelhündchen ruhig hielten. Selbſt der Präſident bellte ein paar Mal laut ſeinen Beifall, und nickte dabei gravitätiſch mit dem Kopfe. Erſt als ſich der Tumult ein klein wenig gelegt hatte, denn das Klingeln des Pudels wurde gar nicht mehr beachtet, frug Jörg:

„Nach dem, wie ſich die Meinung der Verſammlung hier ziemlich klar kund gethan, verzichtet vielleicht der geehrte Antragſteller auf eine Abſtimmung, oder verlangt er ſie dennoch?“

„Ich verzichte darauf!“ rief Joly, der ſeinen Zorn kaum verbeißen konnte, und dem Teckel beſonders wüthend die Zähne zufletſchte. Teckel ſchien auch die Ausforderung augenblicklich annehmen zu wollen, der Präſident gebot aber Ruhe und Joly fuhr mit ſichtlich gereizter Stimme fort:

„Ich verzichte auf eine Abſtimmung, möchte aber der ehrenwerthen Verſammlung zu gleicher Zeit ankündigen, daß ich es unter ſolchen Verhältniſſen, mit meiner Stellung als Windſpiel, nicht vereinbar finde noch länger Mitglied derſelben zu bleiben.“

„Bravo — bravo!“ ſchrie Teckel und der Poſtſpitz aus voller Kehle.

„Ruhe,“ donnerte ſie aber der Präſident an, und der Pudel ging um den Teckel herum, als ob er ſich nur einen Platz ausſuche, an dem er ihn am bequemſten packen könne.

„Deinen Austritt aus der Verſammlung,“ ſagte da Jörg, vollkommen ruhig, „nehmen wir an, Joly, obgleich ich glaube, daß Du etwas Geſcheidteres hätteſt thun können. Nach Deiner Erklärung wirſt Du aber einſehen, daß Du hier Nichts mehr zu ſuchen haſt, und was Deinen Freund betrifft —“

Der weiße Spitz ließ ihn nicht ausreden; er warf noch einen eben nicht freundlichen Blick auf die Verſammlung, nahm dann den Schwanz zwiſchen die Beine und verließ das Gebäude.

Joly folgte ihm, doch verſchmähte er es zu fliehen, und mit hochgehobenem Kopf und Schwanz ging er noch ein paar Mal gravitätiſch an der Thüre auf und ab. Das ärgerte aber den Poſtſpitz, der ſich im Schatten indeſſen leiſe an die Thür geſchlichen hatte. Ehe es ſich Joly verſah, fuhr er ihm in die Beine und biß ihn in die Wade. Joly that einen lauten Schrei und flog mit einem Satz zur Thür hinaus, machte aber dort gleich wieder Front und bellte zurück. Poſtſpitz dagegen begnügte ſich mit dieſem Triumphe, drehte ihm den Rücken zu und ſchlug wieder mit beiden Beinen gegen ihn aus, worüber ſich Teckel todt lachen wollte.

Erſt mit großer Mühe konnte die Ruhe wieder hergeſtellt werden, als Teckel noch einmal das Wort verlangte, ſein vorher geſtelltes Amendement jetzt als beſonderen Antrag zu bringen, damit es nicht ebenfalls der Gefahr ausgeſetzt wäre in die Commiſſion zu kommen.

„Hat die Kröte ein Maulwerk!“ dachte der Förſter, der vor Erſtaunen über Alles was hier vor ſeinen Augen Unglaubliches vorging, kaum Athem holen konnte — „und zu Hauſe thut der Racker das Maul nicht auf.“

Teckel aber, die Nähe ſeines Herrn nicht ahnend, begann:

„Verehrte Freunde und Gönner, da wir durch Ihr freiſinniges Zuſammenhalten heut' Abend, der Gefahr entgangen ſind, in unſeren eigenſten und innigſten Intereſſen feindliche Elemente zu Zeugen zu haben, ſo erlaube ich mir Ihnen noch einmal eine Sache zur Entſcheidung vorzulegen, die uns Allen nahe genug am Herzen liegt, unſere vollſte Aufmerkſamkeit zu verdienen. Ich meine das entehrende, unwürdige Prügeln, das wir uns von unſeren Herren, den Menſchen müſſen gefallen laſſen.“

„Der Antrag iſt ſchon einmal vorgebracht und abgeworfen worden,“ unterbrach ihn der Pudel — „ich trage auf Uebergang zur Tagesordnung an.“

„Teckel hat noch keinen beſonderen Antrag in dieſer Hinſicht heute geſtellt,“ ſagte der Präſident, „und wenn er hinreichend unterſtützt wird —“

„Ich unterſtütze ihn — wir auch — wir Alle!“ rief es da von den verſchiedenſten Seiten, und der Schäferhund, beſonders aber ſämmtliche Jagdhunde mit dem Poſtſpitz und Milchhund, hoben ſich in die Höhe.

„Gut, dann ſprich," ſagte Jörg — „mach aber die Sache kurz, denn es wird ſpät und wir haben noch andere wichtige Geſchäfte vor."

„Ich werde mich ſehr kurz faſſen," ſagte Teckel. — „Ich brauche einer verehrlichen Geſellſchaft nicht erſt breit auseinander zu ſetzen weshalb wir nicht wünſchen geprügelt zu werden. Jeder vernünftige Hund weiß das. Es handelt ſich hier nur darum, auszuſprechen, daß wir es nicht länger dulden wollen, und ſobald wir darüber Alle einig ſind, müſſen ſich die Menſchen uns fügen, denn ſie werden uns fürchten. Eine Nation, die wir doch nun einmal ſind, wenn auch von den verſchiedenſten Raçen zuſammengewürfelt, mag in ſich ſelber ſo intelligent und klug und achtbar ſein wie ſie will, ſie wird ſtets verachtet und unter die Füße getreten, ja von der erbärmlichſten Bande von Jungen gemißhandelt werden, wenn ſie nicht auch verſteht ſich gefürchtet zu machen. Was helfen uns die regelmäßigen Reihen ſcharfer Zähne, die wir im Maul haben, und die bezeugen, daß wir beißen könnten, wenn wir nur wollten. Sie machen uns, ſobald wir ſie nie gebrauchen, und uns nur fortwährend in einer angeblich bewaffneten Neutralität, in Wirklichkeit aber in einer bewaffneten Paſſivität halten, verächtlich, daß zuletzt jeder Lump wagen darf unſere Rechte zu verletzen, und ungeſtraft die heiligſten Intereſſen unſerer Nation, unſeres Stammes — ich meine unſer Fell — mit Füßen zu treten."

„Bravo — bravo!" riefen die Hunde von allen Seiten.

„Ich ſtelle deshalb den Antrag," fuhr Teckel begeiſtert fort, „daß wir beſchließen mögen jede Beleidigung, jeden Schlag, von welcher Seite er auch komme, und ohne ſelbſt verwandtſchaftliche Rückſichten da gelten zu laſſen, wo die ganze Nation beleidigt wird, mit einem Biß zu erwiedern. Ich verpflichte mich dabei die Beine meines eigenen Herren ſo wenig zu ſchonen wie die jedes Anderen."

„Ei, Du Kröte," brummte der Förſter und ballte eine Fauſt gegen den Redner, der aber Nichts von dem, ſich über ſeinem Haupte aufziehenden Wetter ahnte.

„Nur zuſammen müſſen wir halten," fuhr Teckel in dem Bewußtſein ſeines guten Rechtes lebendig fort, „und uns durch Nichts beirren laſſen. — Was kümmert es mich zum Beiſpiel, wenn mein Herr — was gar nicht etwa ſo ſelten geſchieht — ſeine Frau ſchimpft und prügelt und ihr an den Kopf wirft, was ihm gerade zunächſt zu Händen iſt —"

„Ei, Du nichtsnutzige Lügenkanaille," ſchrie da plötzlich der Förſter, der ſich nicht länger mäßigen konnte, von oben herunter — „Dich ſoll ja gleich —"

In Zorn und Aerger, und einer unwillkürlichen Bewegung gegen den aufrühreriſchen Teckel, vergaß er aber die noch geſpannt auf dem Knie liegende Flinte, dieſe rutſchte, ehe er ſie halten konnte, nach unten, und als ſie dort auf irgend einen harten Gegenſtand aufſchlug, entluden ſich beide Läufe zuſammen.

Mit dem Blitz und Knall fuhren die Hunde erſchreckt durcheinander, und als ſich der Rauch verzogen und der Förſter oben feſtgehalten hatte, denn in der Bewegung wäre er beinahe ſelber nach unten geſtürzt, war auch kein einziger mehr von ihnen unten zu ſehen, und der Mond ſchien hell und klar wie vorher in den öden leeren Raum hinab.

„Das kann Einen freuen — heiliges Kreuz-Schock-Mohren-Element," fluchte der Jäger, während er ſich oben aus ſeinem Fußſacke herauswickelte, und mühſam die Leiter hinabkletterte — „jetzt iſt meine beſte Flinte auch noch am Ende beim Teufel. Der Maleſizhund — aber warte Canaille — wenn Du mir nach Hauſe kommſt." —

„Na?" ſagte da plötzlich eine tiefe Baßſtimme in die Thür herein, „was iſt denn das da drinn für ein Geſchieße bei nächtlicher Schlafenszeit, heh? — kann denn der Menſch gar nicht einmal ſeine Ruhe haben, nicht einmal nach Mitternacht?"

„Ich bin's, Nachtwächter," ſagte aber der Förſter, ſeinen angefangenen Fluch noch dabei weiter in den Bart murmelnd, „wo ſind denn die verfluchten Hunde auf einmal alle hin?"

„Geht mich Nichts an," brummte der Nachtwächter, „auf die Hunde hab' ich, Gott ſei Dank, nicht aufzupaſſen. Das fehlte auch noch," ſetzte er, wie mit ſich ſelber redend hinzu — „nachher wär' gar kein Frieden mehr im Geſchäft. Es iſt ſo ſchon wie ſo."

„Wie viel Uhr iſt's Nachtwächter?" frug der Förſter jetzt, der ſeine Flinte aufgegriffen hatte und ſie gegen das Mondlicht hielt, einen etwaigen Schaden daran zu entdecken.

„Zwölf vorbei," ſagte der Mann — „wird gleich ein Viertel auf Eins ſein — aber was haben Sie hier unten geſchoſſen?"

„Marder," brummte der Förſter ärgerlich — „aber zwölf vorbei? Ich hab' es ja gar nicht ſchlagen hören — die verdammten Hunde haben freilich ſolchen Lärm gemacht."

„Hm," ſagte der Nachtwächter und ſah ſich den Förſter kopfſchüttelnd an, dieſer aber, der gerade nicht in der Stimmung war, dem Alten lange Rede zu ſtehen, griff ſeinen Fußſack und ſein Gewehr auf und ſchritt mit einem kurz abgebrochenen „gute Nacht, Wächter," der eigenen Heimath zu.

„Gute Nacht, Herr Förſter," ſagte der Mann, und ſah ihm kopfſchüttelnd nach, als er die mondhelle Straße hinabging.

„Der könnte jetzt nu ganz bequem in ſeinem Bette liegen und ſchon zwei Stunden ſchlafen," brummte er dabei leiſe vor ſich hin. — „Ne — ſtatt deſſen läuft er mitten in der Nacht mit ſeinem alten Schießeiſen herum und alarmirt die Nachbarſchaft. Daß die Menſchen doch eigentlich nie wiſſen wenn's ihnen wohl iſt."

Mit dieſer philoſophiſchen Betrachtung ſetzte er ſeine Wanderung, aber immer noch dabei mit dem Kopfe ſchüttelnd, durch die Stadt fort.

Förſter Brendel ging indeſſen mit weit ſchnelleren Schritten heim. Wenn er aber auch an der unteren Stube, als er das Haus betrat, einen Augenblick zögerte, als ob er hineintreten wolle, beſann er ſich doch eines Beſſeren, hing die Flinte unten an den für ſie beſtimmten Haken, ſeine Mütze daneben, warf den Fußſack auf einen Schrank der in der Flur ſtand, und ging zu Bett.

Am nächſten Morgen ſchlief der Förſter etwas länger als gewöhnlich. Das ſpäte Aufſitzen geſtern Abend hatte ihn natürlich müde gemacht.

Endlich ſtand er auf, zog ſich die Pantoffeln und den Schlafpelz an und ging hinunter in die Stube. Seine Frau war in der Küche, den Kaffee für ihn herzurichten; das kleinſte Kind ſchlief in der Nebenſtube, und die Hunde lagen wie gewöhnlich unter dem Ofen — Teckel vorne an.

Wie der Förſter in's Zimmer kam wedelte Teckel ein wenig mit dem Schwanze, ohne ſich weiter zu bewegen — der Förſter und er ſagten ſich ſonſt gewöhnlich weiter keinen guten Morgen. Heute aber blieb der Jäger vor ihm ſtehen, legte die Hände auf den Rücken, bog ſich zu ihm nieder und ſagte:

„So? — auch wieder zu Hauſe gekommen?“

Teckel erwiederte Nichts, und drückte ſich eher noch ein wenig feſter auf den Boden nieder; wedelte aber etwas ſtärker als vorher.

„Ahem?“ ſagte Brendel, ohne ſeine Stellung zu verändern, „nicht wahr, heute morgen können wir wieder nicht „mucks“ ſagen, aber geſtern Abend hatten wir das große Maul, wie? — Na warte mein Burſche, Dir will ich die Zunge löſen. Aufhebung der Prügelſtrafe, wie? — Herrn in die Beine beißen, heh? es iſt nur gut daß man's weiß und ſich ſolcher Art vorſieht.“

Er war, noch während er ſprach an die Wand getreten, an der ein paar Hundehalsbänder, Korallen und Leinen hingen. Von den Korallen nahm er die ſchärfſten herunter, band die Leine daran feſt, ſetzte ſich dann damit, die Kniee auseinander auf den nächſten Stuhl nieder und ſagte:

„Hierher Teckel!“

Teckel war, ohne ſeine Stellung zu verändern, bis jetzt jeder Bewegung des Herrn mit den Augen gefolgt. Hatte ihm aber die ungewöhnliche Anrede vorher ſchon nicht gefallen, ſo gefiel ihm der Anblick der nur zu gut gekannten und gefürchteten Korallen noch weit weniger. Er folgte auch deshalb nicht der erſten an ihn ergehenden Einladung, ſo gehorſam er ſonſt ſein mochte, und erſt als er zum zweiten und dritten Mal und jetzt mit drohender Stimme gerufen wurde, erhob er ſich langſam, und kam, mehr auf dem Bauche kriechend als gehend, auf den Förſter zu. Zwei Schritt etwa vor ihm blieb er wieder halten.

„Hierher,“ ſagte der Förſter, mit dem Zeigefinger der rechten Hand dicht vor ſich niederdeutend. Teckel kroch noch einen Schritt und hielt wieder.

„Hierher,“ befahl ſein Herr, noch immer nicht zufrieden, bis der Hund endlich gehorchte, und ſich dabei, die Beine angezogen, winſelnd und halb auf die Seite legte.

„Aha, Moſje,“ ſagte der Jäger jetzt, indem er ihm die Korallen umband, „haben wir ein ſchlechtes Gewiſſen? — ich glaub's. Wo alſo war der Hund geſtern Abend?“

Teckel antwortete nur durch ein leiſes Winſeln, und der Hühnerhund, der ebenfalls mit unter dem Ofen gelegen hatte, ſtand langſam auf, und ſchlich mit eingezogenem Schwanze nach der Thür. Dieſe war aber eingeklinkt und er konnte nicht hinaus.

„Du bleibſt hier!“ herrſchte ihn ſein Herr an, und er kroch lautlos unter den Ofen zurück.

„Alſo Teckel?“ fuhr der Förſter gegen das höchſt niedergeſchlagene Individuum gewandt fort, „wo waren wir geſtern Abend, heh?“ — und er that dabei einen ſcharfen Rucker an den Korallen — „Aha?“ fuhr Brendel fort, als der Hund einen leiſen Schrei ausſtieß, „haben wir's getroffen, heh? Und was hat das Hundchen da gemacht? — Heh, Teckel?“

Teckel erwiederte noch immer Nichts und bog nur den Hals etwas vor, einem zweiten Rucker ſo viel als möglich zu begegnen.

„So?“ ſagte da der Förſter, indem er die hinter ihm auf dem Stuhl liegende Hetzpeitſche vornahm und in der Hand wog, „heut können wir einmal wieder das Maul nicht aufthun, und geſtern Abend haben wir das große Wort geführt, und einen Skandal gemacht wie eine ganze Garniſon von Hunden. Jetzt wollen wir aber einmal aus einer andern Tonart mit Dir pfeifen Moſje, und nun gnad' Dir Gott wenn Du noch länger den Duckmäuſer ſpielſt. Wo war die Beſtie geſtern Abend, heh? wirſt Du jetzt das Maul aufthun, und eben ſo gut um's Wort bitten wie geſtern, und unſchuldige Spitze hinausbelfern heh?“

Ein ſcharfgezogener Hieb kam auf den armen Teckel nieder, der einen lauten Schmerzensſchrei ausſtieß, und ſich zu den Füßen ſeines Herrn krümmte.

„So? — weiter weiß er Nichts?“ fuhr aber dieſer, nicht im geringſten dadurch beſänftigt fort: „Wie ſteht es denn da mit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, heh? — und mit Abſchaffung der Prügelſtrafe? heh? — und mit dem feinen Herrn in die Beine beißen, heh?“ — und bei jedem „heh?“ folgte ein Schlag, bei dem letzten der derbſte, ſo daß Teckel, ſonſt das gutmüthigſte Thier von der Welt, nicht mehr umhin konnte die Zähne zu fletſchen.

„Aha?“ ſchrie aber der Förſter, wie im Triumph über die Entdeckung, „iſt es ihm auf einmal wieder eingefallen, und will er noch nicht geſtehen? — Alſo Beine beißen, heh? Maulkorbverweigerung, Anlegen verbieten, Polizei ſchimpfen, Skandal machen, Hunde aufrühren — und beißen will der Racker wirklich? Ei — Du — Him—mel—hund — von ei—ner — Beſt—i—e!“

Und den Teckel jetzt in vollem Ingrimm an den ſcharfen Korallen in die Höhe reißend und mit ausgeſtrecktem Arm von ſich haltend, daß das arme Thier in Schmerz und Angſt laut aufſchrie, hieb er ihm zwiſchen jeder Sylbe mit der Peitſche über das Hintertheil und den Rücken hinüber.

„Herr, Du mein Gott, Johannes,“ ſagte die Frau Förſterin da, und ſteckte ganz erſchreckt den Kopf zur halbgeöffneten Thür hinein, wäre aber beinahe umgeriſſen worden, denn wie ein Ungewitter fuhr der Hühnerhund an ihr vorbei und zum Hauſe hinaus. „Was um des Himmelswillen haſt Du nur heut morgen mit den Hunden?“

„Was ich mit den Hunden habe, heh?“ rief der Förſter, der ſich durch das Prügeln erſt recht in ſeinen Grimm hineingearbeitet hatte, und kirſchbraun vor Wuth und Aufregung war, „frag ſie mal, die Canaille, ob ſie das Maul jetzt zum Reden aufthut? Nicht ein Wort prügle ich ihr zwiſchen den Zähnen heraus.“

„Aber Brendel, ich bitte Dich um Gotteswillen,“ ſagte die Frau und ſchlug die Hände zuſammen, „Du bringſt ja das arme Thier um.“

„Heh?“ ſchrie aber der Förſter jetzt, der wieder friſche Kräfte geſammelt hatte — „umbringen? — ſo? und hat er's nicht verdient? Prügelſtrafe abſchaffen? und aus dem Haus ſchwatzen? — in offener Geſellſchaft erzählen, was bei der Herrſchaft vorgeht, heh? Geht Dich — das — was — an — Canaille — wenn — ich — meine — Frau — prügle?“ —

Der Hund ſchrie nicht mehr — die Kehle war ihm zugeſchnürt, der Schaum ſtand ihm vor dem Maul, und als ihn der Förſter, der jetzt wirklich glaubte er habe genug, mit aller Kraft von ſich und in die Ecke ſchleuderte, lag er einen Augenblick wie leblos da und kroch dann, als er wieder etwas Luft geſchnappt, winſelnd unter den Ofen zurück.

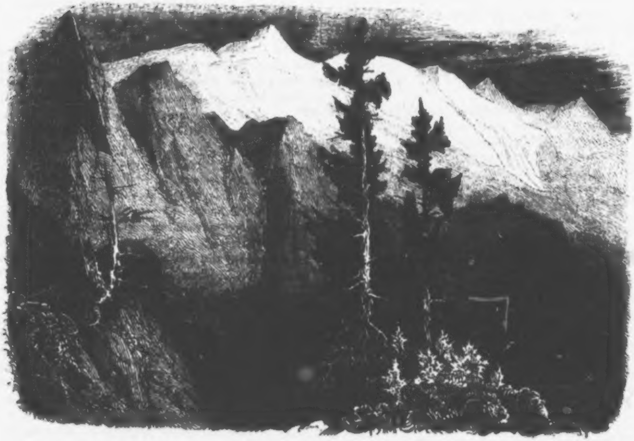
„Aber Johannes,“ rief die Frau und zog die Thür raſch hinter ſich in's Schloß, „was um Gotteswillen ſchwatzeſt Du denn für tolle Sachen? Was fehlt Dir denn nur?“

„Was mir fehlt?“ ſagte der Förſter, dem heiß geworden war, indem er die Peitſche von ſich und ſeinen Pelz über den nächſten Stuhl warf — „gar Nichts — und was ich ſchwatze? — das geht Dich Nichts an, und damit Baſta. Dich aber,“ drohte er mit geballter Fauſt nach dem Hunde hinüber, der jetzt unter dem Ofen lag und ſich leckte — „Dich erwiſch ich noch einmal in dem Klub da drüben bei Deiner ſauberen Geſellſchaft, und ich ſchlage Dir alle Knochen im Leib' entzwei.“

„Aber Brendel um des Heilandswillen,“ rief die Frau, entſetzt die Hände emporhebend, denn ſie glaubte, ihr Mann hätte den Verſtand verloren.

Der aber riß ſeinen an der Thür hängenden Rock vom Nagel, ſetzte die Mütze auf, und die Thür hinter ſich zuſchlagend daß die Scheiben klirrten, verließ er Zimmer und Haus.

An dem nämlichen Abend ſetzte er ſich noch einmal auf dieſelbe Stelle an, und ſchoß etwa um 11 Uhr den einen Marder und am dritten Abend den zweiten. Die ganze Woche durch ſchlich er aber manchmal Abends leiſe aus dem Wirthshaus fort und pirſchte ſich an den Schuppen an, zu ſehen ob er die Geſellſchaft noch einmal beieinander erwiſchen könne, doch umſonſt. Der Schuppen lag ein wie alle Abende öde und leer — Teckel hatte jedenfalls erzählt, daß ſie entdeckt ſeien — und der Klub kam nicht wieder zuſammen.



Ein Tag in den Alpen.

Im Oſten dämmerte der Tag; nur freilich noch in einem kaum erkennbaren lichten Streifen, der das düſtere Blau des ſternbeſäten Morgenhimmels etwas heller färbte, und die ſchroffen ſchneebedeckten Kuppen der kühn geriſſenen Gebirge nur leiſe röthete. Wie die Sterne da droben aber am Horizonte mehr und mehr erbleichten, nahmen ſie bald höheren Glanz, lebendigere Farbe an, bis plötzlich das ganze weite Land einem ſturmgepeitſchten Meere von roſenfarbenen, rieſigen, himmelanzüngelnden Wogen glich, die eines Gottes Hand dort in ihrem Raſen und Toben gählings feſtgebannt.

Kuppe an Kuppe, hoben ſich die ſchneebedeckten, von wunderbarem Schimmer überzogenen Alpen aus der Nacht empor. Grüßend und trotzig zugleich ſtreckten ſie die ſtarren Nacken der nahenden Sonne entgegen, bis ihrer höchſten einer den erſten Kuß des Sonnengottes erhielt, und jetzt, von Gold und Purpur ſtrahlend, in unbeſchreiblicher Pracht und Majeſtät die andern überragte.

Und höher ſtieg die Sonne, flüſſiges Feuer mit einem Wurf über die Berge gießend, und Licht und Tag den Höhen bringend, während in dem düſteren Grau der Thäler, die Nacht noch ſcheu gedrückt auf Kieferwald und Schlucht und Graben lag.

Aber das Leben war erwacht in den Bergen und wo noch vor wenigen Minuten faſt todesähnliches Schweigen in den rauhen Klüften, an den ſchroffen Hängen lag, tönt jetzt ſchon das muntere Zwitſchern einer Schaar luſtiger Schneefinken. Im Fluge dem Auge kaum ſichtbar, zucken ſie wie kleine lichte Strahlen herüber und hinüber, laſſen ſich plötzlich hie und da auf einem ſpitzen Steine nieder, und beginnen ihr melodiſch, leiſes, liebes Lied, das eigentlich gar nicht aus einer Vogelkehle zu kommen, ſondern eher in der Luft zu zittern ſcheint.

Dicht über ihnen, aber nur da wo der Schnee begann, und auf dieſem ſich haltend, laufen ein paar runde Schneehühner mit den kleinen Ständern blitzesſchnell und kaum ſichtbar über den weißen Boden hin, und wenn ſie hier und da auf einen vorragenden Stein hüpfen, ſchauen ſie mit den dunklen klugen Augen vorſichtig umher, nach unten ſowohl wie oben, einem etwa auftauchenden Feinde entweder durch die Flucht zu entgehen, oder ſich in dem gleichfarbigen Schnee ſeinen Blicken zu entziehen.

Aber auch die heimiſchen Kinder der Berge, die Gemſen ſind wach geworden. Dort, gerade unter jener Wand, von deren oberem Rande der Schnee einen Theil der Steinlaſt abgeſchüttelt und als Geröll in's Thal hinabgeworfen, ſteht und äſt ſich ein ganzes Rudel von ihnen, und ſucht zwiſchen den locker umher geſtreuten Steinen die ſüße Gemskreſſe und manch zartes ſaftiges Alpenkraut, das gerade an den rauhſten, ſchroffſten Hängen am wohlſchmeckendſten zu gedeihen ſcheint.

Es iſt ein prachtvoller Anblick, dieſe ſchönen, ſchlanken, ſcheuen Thiere zu beobachten, wenn ſie ſich in ihrer Heimath, den ſtarren Felſen, ungefährdet glauben.

Die Stelle, an der ſie ſich befinden, bildet eine Art von Keſſel, nicht fern vom Grad des Berges, der auf der anderen Seite die mauergleiche Nordwand in ein weites Thal hinunterſenkt. Auch hier fallen die Wände ſteil ab, aber doch nicht ſo, daß nicht die Gemſe faſt überall daran fußen könnte, während einzelne, im milden Herbſte noch gelbgrüne Grasflecke ſogar prächtige Tummelplätze für die munteren Kitzen bieten.

Das Rudel von fünfundzwanzig Stück war über einen Flächenraum von drei oder vier Ackern zerſtreut und äſte friedlich, achtlos rundumher. Nur eine alte ſtarke Geis ſtand auf einer kleinen, unter ihr ſteil zu Thal laufenden Erhöhung, und ſchien das Wächteramt des Trupps zu haben. Der Wind zog in der kühlen Morgenluft noch ſcharf thalein, und etwa nahende Gefahr konnte die Wachgeis deshalb nur ſchwer wittern. Aber frei und offen lag dafür noch eine weite Strecke nach unten, wo die Krummholzkiefer erſt begann, und ſchlau hätte der Feind ſein müſſen der dem, ſcharf und aufmerkſam dort hinab äugenden Thiere hätte entgehen wollen — ſo lange es eben dort auf ſeinem Poſten ſtand.

Wäre nur nicht gar zu ſüße Aeſung ſo ganz in der Nähe geweſen. — So aber hatte die alte Geis mit der friſchen Morgenluft auch wahrſcheinlich friſchen Appetit bekommen, denn dann und wann ließ ſie ſich, trotz ihres Poſtens, doch verleiten von den nächſten Büſcheln ſaftigen, gar ſo ſüßen Graſes, oder der jungen, mit zarten weißen Blumen geſchmückten Kreſſe zu naſchen. Doch bald kehrte ſie wieder auf ihren früheren Stand zurück und Alles was ſich regte, ſei es am Boden, ſei es in der Luft, bis weit hinüber zu den fernſten Hängen, erfaßte der raſch und forſchend umhergeworfene Blick.

Sorglos erging ſich indeß das Rudel hinter ihr. Es hatte keinen Dienſt, und ließ die Alte für ſich ſorgen, denn nahte ſich Gefahr, ſo gab der ſcharfe, wohlbekannte Pfiff der Wacht-Geis auch raſch das Zeichen für die Uebrigen.

Der Patriarch des ganzen Rudels war jedenfalls ein alter, feiſter Bock, der etwas von den übrigen entfernt ſeinen eigenen Raum für ſich hatte, und allem Anſcheine nach ungeſtört zu ſein wünſchte. Er äſte auch nicht viel; die Brunſt war vor der Thür, und wenn auch ſelber zu bequem, ſich ſchon jetzt in ſeiner Ruhe ſtören zu laſſen, mochte er doch wohl ſeinen Aerger an ein paar jungen zweijährigen Böcken haben, die ſich dicht unter ihm mit den jungen Geiſen hetzten, und einander mehr in Spiel als Ernſt, mit den Krickeln umherſtießen. Manchmal drehte er ſich auch verdrießlich ab, als ob er das alberne Scherzen gar nicht mehr mit anſehen wolle. Das dauerte aber nie lange; die Neugierde war bei ihm doch mächtiger, und er mußte immer nach kurzer Zeit den Kopf wieder dort hinüber wenden.

Am luſtigſten trieb es eine Anzahl von Kitzen, acht oder zehn an der Zahl, denen die kleinen ſpitzen Krickel kaum anderthalb Zoll hoch auf den klugen allerliebſten Köpfen ſtanden. Die fanden auch noch Nachts ihre Nahrung an der Mutter Geſäuge und behielten am Tage zum Spielen vollauf Zeit. Das war ein Hetzen und Springen auf den einzelnen Grasflecken, und hie und da, wenn zwei junge Böcklein ihre Kraft verſuchen wollten, ſtemmten ſie auch wohl die kleinen Köpfchen feſt gegeneinander, und traten ſo entſchieden mit den Hinterläufen vor Geröll und Grasknollen, daß ſie ſich oft vorn, ohne einander zum Weichen zu bringen, emporhoben. Wenn ſie ſich aber einmal im Stehen fanden, vergaßen ſie gewöhnlich ganz was ſie dahin gebracht, und fingen auf einmal an munter zu hüpfen und zu ſpringen.

Solchem Spiel ſahen die alten Geiſen dann wohl mit Vergnügen zu. Manchmal, wie in Erinnerung an die Jugendzeit, zuckte es auch wohl hie und da einer von ihnen in den Gliedern, und ſie machte, ganz in Gedanken, einen für ihren Stand als Mutter gar nicht mehr paſſenden Seitenſprung. Das fiel ihr dann aber auch jedesmal, freilich etwas ſpät, raſch wieder ein; ſie ſah ſich ſcheu und verſchämt um, ob nicht etwa gar eine der anderen den Sprung geſehen hätte, und gab auch wohl, aus Aerger daß ſie das alberne Ding von Jungen zu ſolcher Thorheit verleitet, dem nächſten Böckchen einen ſehr unerwarteten Seitenſtoß, der es drei oder vier Schritte den Hang hinunter trieb.

Das Böcklein ſah ſich dann höchſt erſtaunt nach dem unvermutheten und wahrlich nicht verdienten Angriff um, und ſchien, wenn es auf ein Spiel abgeſehen ſei, gar nicht übel Luſt zu haben den ſolcher Art angebotenen Kampf aufzunehmen. Die alte Geis ließ ſich aber auf Nichts mehr ein, wandte ihm den Rücken und äſte ehrbar weiter.

Noch ein anderes Geſchlecht hatte ſich indeſſen auf dem Tummelplatz der jungen muntern Kitzen eingefunden. Es war ein Schwarm jener prächtigen, blauſchwarzen Alpen- oder Schneedohlen, mit gelbem Schnabel und hellrothen Ständern, die bald nach Sonnenaufgang vom anderen Thale pfeifend und in der Luft ſich haſchend, herübergekommen waren und wahrſcheinlich die Abſicht gehabt hatten weiter thalab zu ſtreichen. Da ſie aber hier ſo angenehme und zahlreiche Geſellſchaft fanden, blieben ſie vor der Hand, und ärgerten jetzt beſonders den alten Bock, auf den es ein paar von ihnen abgeſehen zu haben ſchien.

Erſt trieben ſie hoch in der Luft über dem ganzen Rudel ihr wildes Spiel, hetzten und haſchten ſich hin und her, und kreiſten dann, von dem friſchen Windzuge leicht getragen, durch die Luft davon. Augenblicklich aber waren ſie wieder da, und begannen den Ringflug mit raſchem Flügelſchlag auf's Neue.

Deſſen wurden ſie jedoch bald müde, und zwei von ihnen ſchoſſen jetzt plötzlich pfeilſchnell mit angelegten Schwingen gerade auf den Bock hinab, der raſch und ärgerlich, vielleicht auch etwas über den unvermutheten Angriff erſchreckt, den Kopf nach ihnen wandte. Dicht über ihm aber, ſo nah, daß ihre Flügelſpitzen ihn faſt berührten, glitten ſie in kurzem Bogen ſeitab und wieder in die Höhe, um pfeifend und kreiſchend im nächſten Augenblicke zurückzukehren. Es war ordentlich, als ob ſie des alten mürriſchen Burſchen mit ſeiner verdrießlichen Laune ſpotteten, und recht gut dabei wußten, wie nur eine einzige Bewegung der leichten Schwingen ſie weit aus ſeinem Bereiche bringen konnte.

Der Bock wußte das aber ebenfalls; hatte er ſich doch ſchon ſo manchen Morgen über das ausgelaſſene, luſtige Pack geärgert. Deshalb, ohne den Kopf jetzt weiter nach ihnen zu heben, warf er nur manchmal einen verdrießlichen, grämlichen Seitenblick nach den faſt allzunahe Niederſtoßenden, und kümmerte ſich nicht weiter um ſie.

„Der Vernünftige gibt nach," iſt ein altes, gutes und — was ſich ſonſt von dergleichen nicht immer ſagen läßt, ein *wahres* Sprichwort — natürlich wenn eine Sache nicht übertrieben wird und ſo ermüdete denn die ſtete Ruhe des geſetzten Bocks auch endlich das luſtige Schwarzwild, das ſich bald nach einem andern Spielzeug umſah. Mit dem alten Burſchen war Nichts anzufangen. Ehe ſie fortzogen ſtießen ſie aber erſt noch ein paar Mal auf die Wachtgeis nieder, und ärgerten dieſe beſonders durch ihr Pfeifen und Flügelſchlagen. Wer konnte denn ordentlich aufpaſſen, wenn ſolch' eine wilde Geſellſchaft einen derartigen Heidenlärm vollführte?

Die Alpendohlen waren ſchon lange kreiſchend und pfeifend in übermüthiger Luſt an die gegenüberliegende Wand hinübergeſtrichen, wo ſie jetzt wie ſchwarze Punkte hin- und herſchoſſen, in den Spalten und Riſſen manchmal verſchwanden und dann plötzlich wieder auftauchten, als es mit mächtigem Flügelſchlag über den Grat gezogen kam, und ein gewaltiger dunkelbrauner Jochgeier oder Steinadler, Beute ſuchend, herüber ſtrich.

Hei, wie hatten die munteren Kitzen da ſobald Frieden mitſammen geſchloſſen und ihr Spiel und Springen vergeſſen. Im Nu drängten die alten Geiſen zuſammen, die jungen Kitzen ängſtlich unter ſich gedrückt, und ſo ein feſtgeſchloſſenes Rudel bildend. Nur der alte Bock und die Wachtgeis blieben auf ihren Poſten; ſie wußten daß der Adler ſich an ſie nicht wage. Dicht über das Rudel ſtrich der Fürſt der Luft dahin, mit gierigem Blicke dabei nach unten forſchend, ob ihm nicht da oder dort ein unvorſichtig Gemslein Gelegenheit zu raſchem, erfolgreichen Niederſtoßen gebe. Aber nur die drohend und doch ängſtlich gegen ihn gerichteten Krickeln der Mütter und Jährlinge begegneten ihm dort, und feſt und furchtſam geduckt hielten ſich die Kleinen, und wagten nicht einmal aufzuſchauen nach dem gefürchteten Feinde. Im raſchen Bogenflug hob dieſer ſich jetzt empor und, einen weiten Kreis beſchreibend, kehrte er wieder und wieder zu der eng zuſammengedrängten Schaar zurück, über der er endlich ſogar mit ſchlagendem Fittich ſtand. Er mochte wohl tüchtig hungrig ſein, und einmal war es ſchon als ob er, trotz allem Widerſtand der Alten, auf's geradewohl hinunterſtoßen wolle. Da kam der alte Bock, dem das doch wohl den Spaß etwas zu weit getrieben ſchien, den Seinen zu Hilfe, und mit drohend und trotzig gehobenem Kopfe ſchloß er ſich dem Rudel an.

Nun gab der Adler endlich den Angriff auf. Noch einmal umſchoß er im weiteren Kreis die Bedrohten, und ſchwebte dann, faſt ohne nur die Schwingen zu bewegen, ſchräg hinüber über die Kar, ſich andere, nicht ſo hartnäckig vertheidigte oder weniger vorſichtige Beute zu ſuchen.

Das Rudel blieb aber wohl noch zehn Minuten lang feſtgeſchloſſen ſtehen. Die Alten wollten erſt ſicher ſein, daß ſie ihr Feind auch wirklich verlaſſen, und nicht vielleicht im nächſten Augenblicke hinter irgend einer Kuppe vor und mit beſſerem Erfolge auf die ſorglos gewordenen Kitzen ſtoße. Dann erſt löſten ſie den dichten Knäuel.

Wie aber die Mütter über die Gefahr denken mochten, die Kleinen hatten ſie lange vergeſſen, und kaum der ſichtbaren Nähe des Feindes enthoben, begannen ſie auch ſchon wieder ihr munter Spiel, wo ſie es verlaſſen.

Auch die beiden Schneehühner zeigten ſich plötzlich wieder, liefen, kaum ſichtbar auf dem weißen Untergrund, herüber und hinüber, und hoben nur dann und wann noch ſcheu den kleinen klugen Kopf mit den ſchwarzen funkelnden Augen, dorthin zu ſchauen, wo der auch für ſie ſo gefährliche Feind verſchwunden war. Schutz hatten ſie ja da oben gar nicht, als eben nur die Farbe, die ihnen der Schöpfer gegeben. Auf die aber verließen ſie ſich auch, und wie der Adler plötzlich am blauen Himmel ſichtbar geworden war, duckten ſie ſich nur ſtill und regungslos in den Schnee nieder, auf deſſen weißer Decke ſie ſelbſt *ſeinem* ſcharfen Blick verloren gingen.

Die Gefahr, die den Gemſen von dem Adler gedroht, war allerdings vorüber, aber ſchlimmere näherte ſich ihnen, ohne daß ſelbſt die aufmerkſame Wachtgeis bis jetzt eine Ahnung davon hatte.

Unten an dem Geröll, wo die ſteilen Felszacken der aufragenden Kuppen ausliefen, oder am Fuß wenigſtens von jenem umdämmt wurden, begannen die Krummholzkieferbüſche, und dort ſchlichen, die Büchſen in der einen, den Bergſtock in der andern Hand und beides bis auf den Boden gehalten, zwei Jäger, von denen aber nur der vordere ein heimiſches Kind der Berge ſchien.

Klein von Geſtalt der ganze Burſche, aber lauter Muskel und Sehne, ging er, wie der ihm Folgende, in die Tracht der ſteyermärk'ſchen Jäger gekleidet, trug wie er Knie-Hoſen und hohe wollene Strümpfe, den ſpitzen grauen Hut, und die derben, nägelbeſchlagenen Schuhe. Auf den erſten Blick aber ſchon ſah man ihm an, daß ſich Kleid und Mann weit beſſer zu und ineinander gewöhnt hatten, wie bei dem Zweiten, der ungleich größer und ſtärker zu ſein ſchien.

Dieſer Zweite gehörte jedenfalls einer andern Schicht der menſchlichen Geſellſchaft an. Die Joppe, die er trug, war vom feinſten Tuch, wenn auch ganz nach dem dortigen Schnitte gemacht; der Hut vom feinſten Filz, und der ſorgfältig geglättete und ausgebreitete, mit grüner Seide und Goldfaden daran befeſtigte Gemsbart, neben den ſcharfeingebogenen Schwanzfedern des Birkhahns und einem kurzen Stoß des Schneehuhns ließen in ihrer Anordnung Nichts zu wünſchen übrig. Auch die Doppel-Büchſe mit künſtlich eingelegtem und gravirtem Schloß und grau damascirtem Rohr war ein prachtvolles Stück Arbeit, und eben ſo gut wie ſchön.

Der vordere Jäger trug Nichts als die zwei feinen weißen Stoßfedern des Steinadlers auf ſeinem Hute, und einen roh mit baumwollenem Faden zuſammengebundenen Gemsbart daran. Seine alte braune Büchſe ſah ebenfalls verwittert und zerſtoßen genug aus, und beſtand eigentlich nur, als improviſirte Büchsflinte, aus einem mit einem Schrotlauf wohl gut aber etwas rauh zuſammengeſchweißten Büchſenlaufe. Die Hoſe von Gemsdecke hatte auch wohl ſchon manches Jahr auf dem Geröll dort oben herumrutſchen müſſen, und zeigte mehr Flecken als ſich mit ihrer Schönheit gerade vertrug — aber ſie hielt doch, und rechts, in einer darin angebrachten ſchmalen Taſche, ſtak das kurze Waidmeſſer, eine Art Genicker, mit Bockshorngriff.

Beide Jäger trugen den Bergſack. Der des zweiten Jägers war aber ebenfalls noch neu, von dunkelgrüner Leinwand mit künſtlich verzierten Achſelriemen. Der des Vorderen ſchien mit der Hoſe in einem Alter, trug helle und dunkle, große und kleine viereckige Flecken, und rechts und links dunkelrothe alte Schweißflecke mancher darin zu Thal getragenen Gemſe. Auch die Achſelbänder waren von einfach braunem, aber ſtarkem, abgegriffenen, ordentlich glänzendem Leder.

Dicht an den Ferſen des voranpirſchenden Jägers folgte ein kleiner, lang- und rauhhaariger, ſchon ziemlich alter Hund. Er brauchte nicht an der Leine geführt zu werden, denn er war auf der Jagd hier heimiſch, und ſchlich nicht allein ſo vorſichtig wie ſein Herr über das rauhe Geröll hinweg, ſondern ſah ſich auch manchmal faſt wie ärgerlich nach dem andern Jäger um, wenn deſſen Fuß mehr Geräuſch machte, als ihm eben nöthig und förderlich ſchien.

Jede Anſchwellung des Bodens, jeden großen Stein vorſichtig benutzend, ſeit ſie die ſchützenden Krummholzkieferbüſche verlaſſen, glitten die drei vorwärts, bis ſie endlich einen vielleicht zwölf Fuß hohen, nach unten ſteil niederlaufenden Abſatz erreichten, hinter dem ſie ſich aufrichteten und wieder einmal frei Athem ſchöpfen durften.

„Alle Wetter,“ ſagte der fremde Jäger, aber natürlich mit vorſichtig gedämpfter Stimme, indem er ſich hoch aufſtreckte (er war, wie er ſo da ſtand, wenigſtens anderthalb Kopf größer als ſein Führer), und aus voller Bruſt Athem holte, „drückt es Einem bei dem Kriechen doch faſt die Bruſt zuſammen — ſind ſie noch oben, Franzel?“

Der kleine Jäger hatte Gewehr und Stock an den Stein gelehnt, und ohne des Ausruhens zu bedürfen, den ſchroffen Abſatz erklettert, bis er, mit vorher abgenommenem Hute, eben über den Rand hinüberſchauen konnte.

Statt mündlicher Antwort duckte er ſich etwas und nickte herunter; hielt ſich auch nicht länger oben auf, und wieder zurückkletternd flüſterte er:

„Wann Sie ſich ein wenig ausgeruht haben, wollen wir weiter. Kommen wir nur über den offenen Fleck da glücklich hinüber, nachher hat's keine Gefahr. Da rechts an der Wand hin ſind wir gedeckt, aber — wir dürfen nicht lange warten, denn die Sonne guckt ſchon eini. Noch ein kleines Biſſ'l und der Wind zieht aufwärts, und dann —“ er ſchüttelte die rechte vorgeſtreckte Hand zum Zeichen in dieſem Fall gänzlich verfehlter Jagd.

„Beſter Freund,“ ſagte der andere Jäger da, aber natürlich eben ſo leiſe, „Du haſt gut reden mit „nicht lange warten.“ Du ſcheinſt gar keine Lunge im Leib zu haben, und ſpringſt gerade ſo raſch bergauf wie ich bergab. Bedenke aber, daß ich nicht ſo raſch vorwärts kann, und mich jedenfalls erſt ein wenig verſchnaufen muß — wenn ich nachher ſchießen ſoll.“

Der Jäger nickte einverſtanden mit dem Kopfe; ließ ſeinen Bergſack von den Schultern gleiten und ſetzte ſich ſo ruhig auf einen kleinen Raſenknollen, als ob er den ganzen Tag da wolle ſitzen bleiben. Der Fremde nahm ſehr bereitwillig neben ihm Platz, und nur der Hund ſchien die Beiden erſtaunt und eben nicht erfreut zu betrachten. Er ſah ſie bald von der, bald von jener Seite an, und drehte dann wieder den klugen Kopf thalab, und hob ſchnüffelnd die Naſe.

„Ja ja, Alter,“ flüſterte da der Jäger, und ſtrich ihm das rauhe Haar auf dem Kopfe zurück — „Du haſt ganz recht; der Wind wird auch bald von dort herauf kommen.“ Der Andere ſagte Nichts, und nur erſt als ſich ſein Führer gar nicht rührte, und vollkommen geduldig ſeinen Befehl zum Aufbruch zu erwarten ſchien, griff er nach der neben ihm lehnenden Büchſe und frug:

„Wollen wir weiter?“

Im Nu war der Jäger auf den Füßen, ſtreifte den Bergſack wieder an und hatte ſchon drei, vier Schritte voraus gethan, ehe ſein Begleiter nur rechte Miene zum Aufſtehen gemacht. Endlich erhob er ſich, wiſchte ſich noch einmal den Schweiß von der tropfenden Stirn und folgte wieder, vorſichtig wie vorher, dem Vorangehenden. So wie ſie aber den ſchützenden Steinabſatz verließen, hatten ſie, etwa zweihundert Schritte breit, ein vollkommen offenes und ungedecktes Geröllbett zu paſſiren, über das ſie nicht einmal hoffen durften geräuſchlos hinzukommen. Die lockeren Steine wichen unter dem Fuße zurück, und wenn ſich die Gemſe auch eben Nichts aus einem ſpringenden Stein macht, da ſie das Geräuſch den ganzen Tag in den Bergen hört, drehen doch die Thiere wenigſtens den Kopf danach um. Die geringſte außergewöhnliche Bewegung an jener Stelle warnt ſie dann und macht weiteres Anpirſchen hoffnungslos.

Das Rudel ſelber hatten die Jäger von unten auf aber bis jetzt noch gar nicht geſehen, da ſich das rauhe bergige Land gar merkwürdig in einander ſchiebt, und oft kaum ſichtbare Erhöhungen von unten aus, große Strecken vollſtändig decken. Deshalb hielten ſie auch die dort einzeln entdeckte Gemſe für einen ſich auf jener Stelle einſam äſenden Bock.

„Steht der Burſche noch oben?“ flüſterte der Fremde, als ſein Führer vorſichtig um die Steinwand hinumgeäugt hatte.

„Ja,“ nickte dieſer — „wenn nur der Jochgeier noch einmal käm', nachher drehte er den Kopf nach dem. Aber er fängt wieder an ſich zu äſen. — Jetzt iſt die Zeit,“ rief er plötzlich. „Seh'n Sie nur auf mich. Wann ich halte rühren Sie ſich nicht.“ —

Raſch und vorſichtig glitt er über den rauhen Boden hin und der andere folgte ihm ſo ſchnell wie irgend möglich. Die Gemſe oben war in dieſem Augenblick ein paar Schritte zurückgetreten, und, da ſie den Kopf am Boden hielt, nur noch mit dem oberen Theil des Rückens ſichtbar. Das dauerte aber nicht lange, ſo äugte ſie ruhig empor, und die Jäger lagen in demſelben Augenblick auch regungslos auf den grauen Steinen, von denen ſie in der weiten Entfernung mit ihren grauen Röcken, Hüten und Strümpfen auch nicht zu unterſcheiden waren. Eben ſo ruhig verhielt ſich der Hund; wußte er doch recht gut um was es ſich hier handele.

„Das iſt ein Maleſizkerl,“ brummte der Jäger leiſe vor ſich in den Bart, als er vorſichtig den Kopf nach oben gedreht, und den Blick der Gemſe noch immer thalab gerichtet ſah — „braucht nur noch ein Viertelſtündchen ſo ſtehen zu bleiben, nachher kriegt er uns auch noch in die Naſe. Ja, — na endlich — ich denk's auch —“ ſetzte er hinzu, als die Gemſe wieder anfing zu äſen, und er, ohne ſich weiter nach dem ihm Folgenden umzuſehen, mehr als er ging über das Geröll hinkroch. Hier aber bot ihnen plötzlich das Terrain unerwarteten Vortheil, indem eine vorher nicht bemerkte Schwellung des Bodens ſie, wenn ſie gebückt fortſchlichen, vollſtändig deckte. Dieſe benutzend, konnten ſie jetzt ungehindert weiter rücken. Solcher Art hatten ſie bald die hier ſteil mit vielen Vorſprüngen niederlaufende Wand erreicht, und brauchten in dem Schatten den dieſe warf, auch nicht mehr zu fürchten, daß ſie der Wind ſo raſch verrathen würde.

Franzel wäre allerdings ſchon lange an Ort und Stelle geweſen, hätte er nicht fortwährend auf den hinter ihm drein keuchenden Begleiter warten müſſen. Für den ſtarken, das Bergeſteigen wahrſcheinlich nicht gewohnten Mann, war es übrigens auch keine Kleinigkeit den ziemlich ſteil auflaufenden ſtundenlangen Hang zu erklimmen. Vollſtändig außer Athem hielt er auch endlich, als der Jäger einen mit Gras bewachſenen hohen Abſatz vor ihm ſchon wieder erklettert hatte, und von dort mit leuchtenden Augen niederwinkte, daß die Gemſe in Schußnähe ſei.

In dem Augenblicke war freilich alle Müdigkeit vergeſſen, und raſch Stock, Hut und Bergſack ablegend, kletterte er mit der Büchſe in der rechten Hand hinauf zu dem Jäger. Worte wurden zwiſchen den Beiden aber nicht mehr gewechſelt. Nur der vorſichtig nach der Richtung zu bewegte Finger der auf dem Boden ruhenden Hand, deutete auf die Gemſe, die eben wieder den Kopf nach oben drehte.

„Und iſt das ein Bock?“ hauchte der Fremde.

Der Jäger warf noch einen vorſichtigen Blick hinauf. Die Krickeln ließen ſich allerdings in dieſem Augenblick nicht genau erkennen; die Geſtalt ſchien feſt und gedrungen, der Hals kurz — es war jedenfalls eine ſehr ſtarke Gemſe und er nickte leiſe mit dem Kopfe.

Der Fremde wußte übrigens mit ſeinem Gewehr vollkommen gut umzugehen, das bewies ſchon die Art wie er es trug und behandelte, und im Nu lag er im Anſchlag. So erſchöpft und außer Athem war er aber durch das unausgeſetzte Steigen geworden, daß er nicht im Stande ſchien den Lauf ſtill zu halten. Der Jäger ſah das, und ohne weiter ein Wort zu verlieren ſchob er ihm ſeinen ſpitzen Hut hin, die Büchſe darauf zu legen.

Da drehte ſich die Gemſe von ihnen ab; ſie ſchien ſich wieder zu äſen. Der Fremde lag im Anſchlag.

„Warten Sie bis ſie ſich wieder herwendt',“ flüſterte der Jäger, aber der Rath kam zu ſpät. Der Finger berührte den geſtochenen Drücker, und der Schuß donnerte dröhnend von den Wänden wieder.

„Na ja, den haben Sie hinten 'nauf geſchoſſen; ja!“ lachte der Jäger, indem er auf den Grasknollen hinaufſprang, an dem er bis jetzt gelegen, denn die Gemſe war mit dem Schuß verſchwunden.

„Aber die Kugel ſchlug,“ rief der Schütze.

„Gewiß — aber Deixi! da iſt ein ganzes Rudel —“

„Dort geht die Kranke — ſie knickt zuſammen,“ rief der Schütze.

„Henker noch einmal, die hat verzweifelt dünne Krickeln,“ ſagte der Jäger, ſich hinter den Ohren kratzend.

Das ganze Rudel praſſelte in dieſem Augenblick, durch die Wachtgemſe nicht gewarnt, und durch das Echo des überall anſchlagenden Knalles getäuſcht, gerade in's Thal hinab, auf etwa 150 Schritt an den beiden Männern vorbei.

„Oh Jemine, da drüben iſt ein ſtarker Bock,“ rief der Franzel nach den Flüchtigen hinüberdeutend.

„Der zwiſchen den Kitzen?“

„Nein, dahinter, der zweitletzte. Aber der Racker hält ſich zu weit drüben und will den andern Hang hinauf. Das Rudel kommt noch näher. Halt, ſchießen Sie nicht, ich will erſt pfeifen, vielleicht bringen wir ſie dazu, daß ſie ſteh'n.“

Auf das Täuſchendſte ahmte der Jäger jetzt den Warnungspfiff der Gemſe nach, und die vorderſte Leitgeis, der zwei oder drei Kitzen folgten, ſtutzte auch im Nu, zu ſehen von welcher Richtung der Warnungsruf komme. Die Uebrigen aber, mit keiner Verantwortlichkeit für das allgemeine Wohl, drängten unaufhaltſam nach, und die Leitgeis, die wahrſcheinlich die Feinde ſchon auf der nicht fernen Kuppe entdeckt hatte, ſetzte jetzt ebenfalls ihre Flucht in noch viel raſcheren Sätzen fort.

Nur der alte Bock, der ſich von dem Rudel getrennt, war die gegenüberliegende Wand hinaufgeſprungen, hielt dort auf einer vorſpringenden Felszinke, die vier Läufe feſt zuſammengedrängt, pfiff ein paar Mal ſcharf und haſtig, und verſchwand bald darauf hinter verſchiedenen Ausſprüngen, wie in die Wand hinein.

Der fremde Jäger ſuchte ſich indeß unter dem vorbeiraſſelnden Rudel, dem ſpringend die Steine in die Tiefe folgten, ein zweites Opfer, und wie der Trupp ihnen etwa gegenüber war, hob er die Büchſe an den Backen.

„Nur nicht die vorderſte; das iſt jedesmal eine Geis," warnte der Jäger.

„Die dritte denn?"

„Ja, ich weiß nicht — die ſieht mir auch ſo aus —"

„Und die letzte?"

„Das iſt gewiß eine — die hat zwei Kitzen bei ſich. Schießen Sie auf eines von den kleinern, das fünfte oder ſechſte — das ſind Jährlinge — vielleicht iſt's ein Bock."

Der Fremde zielte, jetzt vollkommen ruhig, auf die flüchtig Vorbeigehenden.

„Nur ein Bischen tief halten; die Kugel fähet ſonſt drüber weg!" Der Schuß dröhnte durch das Thal, unmittelbar darauf folgte ihm aber auch der matte Schlag der Kugel gegen einen Stein.

„Teufel! das war gefehlt!" rief der Schütze.

„Die eine zeichnet — auf welche haben Sie geſchoſſen?

„Auf die fünfte."

„Die hat's!" jubelte der Jäger — „da thut ſie ſich auch ſchon vom Rudel ab — und der Bock hat ſich auch da unten geſetzt."

„Wollen wir nach?"

„Halt, nein, ja nicht. Die ſind uns ſicher — nur erſt krank werden laſſen."

„Aber wo ſitzt der Bock?"

„Der Bock? — grad' da unten neben dem Steine dort. — Seh'n Sie nicht den ſchwarzen Punkt?"

Ein dort niedergebrochener Felsbrocken lag in dem kleineren Geröll, und dicht neben demſelben ſaß die angeſchoſſene Gemſe.

„Gut Franzel," ſagte der Fremde, mit ſeiner Morgenjagd wie es ſchien außerordentlich zufrieden, „dann wollen wir indeſſen frühſtücken. Wird denn der Hund die angeſchoſſene finden?"

„Na ich denk's," lachte Franzel, der bis jetzt keinen Blick von dem einzeln abgegangenen Stück verwandt hatte. Das verſchwand aber jetzt weit ab hinter den Steinen, und während ſein Begleiter die abgeſchoſſene Büchſe wieder lud, richtete er ihm indeſſen zwiſchen dem Geröll einen bequemen Platz zum Niederſitzen her und warf dann ſelber ſeinen Bergſack ab.

Der Schütze war mit Laden fertig, und holte nun ebenfalls ſein Frühſtück aus dem Sack, als ihm das Brod, eine etwas hart gewordene Semmel, aus der Hand glitt, auf einen Stein ſprang, weiter ſchnellte, und im nächſten Augenblick ſchon in weiten Sätzen bergab und gerade der Richtung zu flog, in der die kranke Gemſe ſaß.

„Na ja, das hat mir gefehlt," lachte der Fremde, und ſah ſeinem Brode nach, „dort geht mein Frühſtück zu Thal." Die Gems unten raffte ſich aber auch wieder empor, und wenn ſie auch bei den erſten Schritten hin- und hertaumelte, kam ſie doch wieder, vor dem abſpringenden Brode ſcheuend, auf die Läufe und verſchwand bald darauf hinter den Steinen unten.

„Da geh'n ſie alle Beide," ſagte der Jäger lachend. — „Na die kriegen wir ſchon wieder. Da müſſen ſich Euer Gnaden nur jetzt halt mit meinem Brod begnügen." Dabei reichte er ihm gutmüthig das eigene Frühſtück hin. Der Schütze nahm aber nur die Hälfte davon an, und nach etwa einer Stunde, in der ſie den beiden kranken Stücken Zeit gegeben, ſich irgendwo feſt nieder zu thun, brachen ſie wieder auf, ihre ſo gut begonnene Jagd zu beenden.

Das erſtgeſchoſſene Stück war ihnen ſicher genug, denn wie es ſich nach dem Schuſſe und da unten benommen, konnte es nicht mehr weit ſein. Vor allen Dingen zogen ſie deshalb jetzt dem anderen nach, das ebenfalls, ein gutes Zeichen, die Höhe nicht mehr angenommen hatte.

Als ſie die Fährte des Erſtgeſchoſſenen kreuzten, verrieth hier ſchon eine breite Schweißſpur, wo das ſchwer kranke Stück über das graue Geröll hinweg geſtoben. Weit hinab den Hang konnten ſie der rothen Bahn mit den Augen folgen. Der Hund blieb hier auch einen Augenblick ſtehen und ſchaute ſeinen Herrn an. Er wußte nicht, welche von den Fährten er aufnehmen ſolle. Dieſer winkte ihm aber einfach mit der Hand, und einem ſtillſchweigenden Verſtändniß der beiden nach, wobei nicht viel Worte und Erklärungen nöthig waren, ſuchte „Krickel" (wie der Schweißhund einer Laune ſeines Herrn nach hieß) ruhig und unverdroſſen weiter.

Wo das ganze Rudel niedergebrochen war wurde er allerdings unruhig, und fuhr herüber und hinüber, bis er plötzlich einen einzelnen Tropfen Schweiß fand. Von da ab wußte er was er zu thun hatte, und als ihm ſogar ſein Herr noch freundlich und ermunternd zugenickt, zog er vor den Beiden etwa gerade ſo langſam hin, daß ſie ihm bequem folgen konnten.

Den nächſten Seitenkamm mußten ſie jetzt freilich überklettern, und es war ein rauher Weg über ſchroffes, bröckliches Geſtein, wo ihnen ein Fehltritt hätte verderblich werden können. Furcht kannten aber die beiden Männer nicht, und wenn auch vorſichtig, verfolgten ſie doch verhältnißmäßig ziemlich raſch die ſteile abſchüſſige Bahn. Die vor ihnen hin geflüchtete Gemſe hatte dabei fortwährend geſchweißt, und ſich an ein paar Stellen ſogar auf kurze Zeit niedergethan.

Die beiden Jäger ſtiegen an einer ſteilen Felswand hin, in die hie und da grade nicht ſehr tiefe, aber recht häßlich zu paſſirende Spalten eingeriſſen waren. Der Fels ſelber, an dem ſie oft mit Händen und Füßen hingen, erforderte auch viel zu ſehr ihre Aufmerkſamkeit, ſich noch mit irgend etwas Anderem beſchäftigen zu können.

Da pfiff es plötzlich gerade über ihnen den wohlbekannten Warnungsruf, und zugleich kamen ziſchend ein paar tüchtige Steinbrocken durch die Luft geſauſt.

„Was iſt das?" rief der Fremde ſich erſtaunt umſehend.

„Unter die Büſche — unter die Büſche!" ſchrie aber Franzel, und mit gutem Beiſpiel vorangehend, glitt er ſowohl, wie Krickel der Schweißhund faſt inſtinktartig unter den nächſten überhängenden und dichten Krummholzkieferbuſch, in den ſie beide die Köpfe ſo tief als möglich einſchoben.

Der Fremde wußte nicht gleich was er aus dem Allen machen ſollte. Ein einziger nach oben geworfener Blick belehrte ihn aber raſch genung um was es ſich hier handle, und trieb ihn ebenfalls, ſo ſchnell er ſich nur möglicher Weiſe hinablaſſen konnte, hinter den nächſten ſchützenden Buſch. Oben über ihnen hatte nämlich ein kleines Rudel Gemſen geſtanden, eigentlich nur drei Geiſen mit ihren Kitzen, denen der verrätheriſche Luftzug die Witterung der Feinde hinaufgetragen. Mit flüchtigen Sätzen flohen dieſe jetzt die Wand ſchräg hinauf, und das losgetretene Geröll kam praſſelnd und durch die Luft ſauſend nach unten. Rundumher ſchlugen jetzt die Steine auf, und wären jedem lebenden Weſen, das ſie trafen, verderblich geworden. Die elaſtiſch zähen Krummholzkieferzweige ſind aber ſolche Gäſte ſchon gewöhnt, und wo ſie den Stein nicht ganz aufhalten können, der in ſie hinein ſchnellt, brechen ſie doch jedenfalls ſeine Kraft. Nur einen einzigen kleinen Stein, vielleicht von der Größe eines Taubeneies, bekam der Fremde auf den Rücken, und hätte vor Schmerz laut aufſchreien mögen. Er konnte ſich jetzt einen guten Begriff von der Gewalt der größeren machen.

Glücklicher Weiſe zogen ſich die Gemſen bald ſeitwärts hinüber, daß die niederpolternden Steine eine andere Richtung bekamen und ſie ungefährdet ließen. Sobald das geſchehen ſetzten ſie ihren Weg fort, hatten aber von hier ab kaum hundert Schritte weiter gethan, als der Hund ſtehen blieb und, die Naſe erhoben, den Hang hinabwindete.

„Was hat der Hund? ſieht er etwas?" frug der Fremde.

„Ich weiß nicht," ſagte der Jäger — „ich glaube kaum. Wahrſcheinlich ſtehen dort unten wieder Gemſen, und er kriegt den Wind von unten. Komm Alter, mit denen können wir uns jetzt nicht einlaſſen; bleib auf der Fährte!"

Der Hund gehorchte aber nicht. Mit vorgeſtrecktem Hals zog er nach unten zu an, und glitt dann, trotz allem Locken ſeines Herrn, den Hang hinab.

„Wir müſſen ſchon hinterher," meinte da Franzel, „umſonſt thut Krickel das nicht, und wir dürfen ihn nicht böſe machen."

Krickel wedelte aus Dankbarkeit, als er ſah daß die Männer ihm folgten, mit dem Schwanze, und wandte ſich den ſteilen Hang hinab, etwa zweihundert Schritt durch die Krummholzkieferbüſche durch. Plötzlich ſtand er, und war durch keine Aufmunterung weiter zu bringen, das Dickicht aber auch hier ſo ſtark, daß ſie keine fünf Schritte vorwärts ſehen konnten.

„Ja, mit Schießen iſt's hier doch Nichts," ſagte da Franzel, ſeine Büchſe auf den Rücken werfend, „und wenn er nicht die kranke Gemſe hier wittert, weiß ich nicht was er will. Bleiben Sie einen Augenblick da; ich will ſelber einmal zuſehen."

Raſch kroch er dabei, ohne daß ihm der Hund gefolgt wäre, in den Buſch hinein, hatte jedoch kaum zehn Schritte gethan, als er ſein jubelndes: „Hier liegt ſie — es iſt ein Bock!" zurückrief. Als ob er aber nur auf den Ruf gewartet hätte, war auch der Hund jetzt mit wenigen Sätzen an ſeiner Seite und gleich darauf hörte der langſamer folgende Schütze das ängſtliche Klagen des ſchwerkranken Thieres.

„G'nick' es doch ab!" rief er dem Jäger zu — „quäl' es nicht!" und ließ ſich dabei ſelber in die Büſche hineingleiten. Das Klagen dauerte übrigens fort, und als er den Schauplatz erreichte, wo der Hund den jungen Bock an der Kehle hatte, ſtand der Jäger etwas verlegen mit dem Meſſer über ihm.

„Aber warum g'nickſt Du ihn nicht ab?" frug er wieder.

„Ja — das iſt recht gut," meinte der Jäger — „Sie reden da immer von abg'nicken, aber — wie macht man denn das?"

„Kannſt Du keine Gems abg'nicken?" lachte der Schütze.

„Nein," lautete die Antwort — „abfangen, auf den Stich, ja, aber das ſogenannte „G'nicken" hab' ich nie geſeh'n."

Der Fremde nahm jetzt ſeinen zierlich mit Silber eingelegten G'nicker aus der Scheide, faßte den ſchon unter den ſcharfen Biſſen des Hundes faſt verendeten jungen Bock bei einem der kurzen aber ſtarken Krickel, bog ihm den Kopf etwas nach vorn über, und ſtieß ihm den Stahl waidgerecht zwiſchen Hirnſchale und Halswirbel ein.

„Hm, das werd' ich mir merken," ſagte der Jäger, als ſich der Bock in demſelben Augenblick auch ſtreckte und dann regungslos liegen blieb. „Aber nun an die Arbeit. Wir dürfen uns nicht zu lange hier aufhalten, denn vielleicht kommen wir doch noch einmal zu Schuß."

Wenn er das Abg'nicken nicht kannte, verſtand er dafür das Aufbrechen deſto beſſer, und in kurzer Zeit hatte er den Bock ausgeweidet und in ſeinen Bergſack gelegt, daß die Krickeln und vier Läufe oben zum Schlitz herausſahen. Dieſen ſich dann auf den Rücken werfend, griff er Büchſe und Stock auf, und ſtand zum Rückmarſch wieder gerüſtet. Der junge Bock war tief waidwund geſchoſſen geweſen.

Denſelben Weg den ſie gekommen, gingen ſie jetzt wieder zurück, die andere Gems aufzufinden. Nach der brauchten ſie aber nicht weit zu ſuchen. Etwa hundert Schritt von dort, wo ſie durch das niederſpringende Brod aufgeſcheucht worden, hatte ſie ſich wieder niedergethan und war dort verendet. Schon von weitem ſahen ſie den ſchwarzen Körper auf dem lichtgrauen Kalkgeſtein liegen.

Der glückliche Schütze ſprang auch mit raſchen Sätzen drauf zu, Franzel aber blieb etwa zwanzig Schritte davon ſtehen, nahm ſich mit einer Hand den Hut ab, und kratzte ſich mit der andern hinter den Ohren, während er leiſe vor ſich hin brummte:

„A Geis — hol's der Deixel — ja!"

Er hatte recht; es war wirklich eine zwar ſehr ſtarke und gelte — aber doch eine Geis.

„Da haben wir's," rief aber auch der Schütze, als er ſie näher unterſucht und den Thatbeſtand leider fand wie er gefürchtet; richtig eine Geis."

„Ich hätt' mich drauf todtſchießen laſſen, daß es ein Bock wäre," meinte der Jäger, der nun langſam und zögernd darauf zu ging. „Nur erſt wie ich das ganze Rudel ſah kriegt' ich 'nen Schreck und merkte was."

„Verwünſcht," rief der Schütze — „ich gäb' zwanzig Gulden darum, wenn es ein Bock wäre." —

„So viel gäb' ich für alle beide nicht," lachte der Jäger — „aber was thut's. Das iſt 'ne uralte gelte Geis und feiſt wie Schmalz — wiegt auch was ein Bock wiegt, und mit der Farbe und den hohen Krickeln auf, ſoll ſie einmal einer, beſonders allein auf einem Felſen und in Schußweite, von einem Bock unterſcheiden. Immerhin bleibts eine gute Jagd und — einen Bock haben wir ja doch.“

„Wenn wir nur den alten bekommen hätten, der dort hinüber hielt.“

„Der wär' recht geweſen,“ lachte der Jäger, „die Art iſt aber beinahe ſo klug wie ein Menſch, und die Geis hier — ſchmeckt jedenfalls beſſer — ja!“

Ohne weiter das was ſich nun doch einmal nicht mehr ändern ließ, zu bereden, warf er ſeine Laſt ab, und wollte, als die Geis aufgebrochen war, beide in ſeinen Bergſack hinein packen und zu Thal tragen. Das litt aber der Schütze nicht, und beſtand darauf wenigſtens den zweijährigen Bock zu tragen. Der Jäger wollte erſt nicht.

„Werden Sie ſich auch noch hier mit Gemſen abſchleppen ſollen,“ meinte er gutmüthig, ließ ſich aber doch zuletzt überreden, und die beiden Jäger ſtiegen jetzt mit ihrer Laſt fröhlich dem Thale zu.

Unterwegs legten ſie dieſe allerdings noch einmal ab, denn Franzels Adlerauge hatte gar nicht ſo ſehr weit entfernt neue Gemſen entdeckt. Ein Verſuch ihnen anzukommen, obgleich ſie deshalb einen weiten Umweg nicht ſcheuten, ſchlug aber fehl. Von ihnen nicht bemerkt, hatte an einer andern Wand eine Kitzgeis geſtanden, und entweder Wind von ihnen bekommen, oder das Blinken ihrer Büchſen in der Sonne geſehen. Sie gab jedenfalls das Alarmzeichen, und ein weiteres Anpirſchen war von dem Augenblick an unmöglich. Die ſcheuen Thiere antworteten, und beſetzten von da an alle vorragenden Punkte, von denen aus, auf den kahlen Höhen, nichts Lebendes ihrem Auge mehr entgehen konnte.

Der Tag war darüber auch ziemlich weit vorangerückt, und da ſie noch einen ziemlich weiten Weg in die zum Rendezvous beſtimmte Almhütte hatten, gingen ſie unverweilt zu ihren Bergſäcken zurück, ſchulterten dieſe und verfolgten von da ab ihren Weg heimwärts.

Die Sonne lag ſchon auf dem Rücken der Höhen, und warf deren Schatten in das untere Thal, als die beiden Männer mit ihrer Laſt die Hochalm erreichten. Dieſe ſtand auf einem nackten, im Sommer jedenfalls mit üppigem Gras bewachſenen Verbindungsrücken, der ſich quer durch das Thal, von einem Alpenzug zum andern hinüber ſtreckte, und beſtand aus vier oder fünf ſauber und nett gehaltenen Gebäuden.

Das eine von dieſen, über der Thür mit einem durch Sturm und Wetter etwas mitgenommenen Heiligbilde und einem rohen Kreuz geziert, ſchien das Wohnhaus zu ſein, und draußen an der Südſeite, unter dem Schutze des breit überragenden Daches war, faſt die ganze Wand einnehmend, kleingeſpaltenes, und zum Gebrauch trockenes Feuerholz aufgeſchichtet. Die anderen kleineren, wenigſtens niedrigeren Häuſer dienten zu allerlei anderen Zwecken, Käſe- und Butterbereitung, Ställen, Heuböden ꝛc. und ſtanden unregelmäßig umher, wie es die Bequemlichkeit der Alpenleute gerade für paſſend befunden.

So reges Leben aber hier wohl auch im Sommer herrſchen mochte, wenn das Vieh die Alm belebte, und fleißige Sennerinnen dort wirthſchafteten; jetzt ſchien Alles wie ausgeſtorben. Keine Kuh brüllte, kein Hund bellte, kein freundlich rothes Geſicht ſchaute aus einem der Fenſter, einer der Thüren heraus. Die letzteren waren auch zugemacht, die zum Hauſe ſogar verſchloſſen, und nicht einmal Rauch, das Zeichen menſchlichen Lebens, wirbelte zum Schornſtein hinaus.

Franzel wußte hier übrigens genau Beſcheid. Während deshalb ſein Hund das Wohnhaus umſprang und, die Naſe an der Erde, abzuſpüren ſchien, ob Jemand Unberufenes ſich hier eingefunden, ging der Jäger an die rechte Ecke des Hauſes, ſchob dort mit dem Fuß einzelne Spähne bei Seite, und zog bald unter Sägeſpähnen und andern Holzſtücken den dort verſteckten Schlüſſel hervor, mit dem er raſch die Hausthür öffnete und ſeinen Begleiter eintreten ließ.

Der innere Raum war weit ſauberer gehalten, als man das von einem ſo verlaſſenen Haus eigentlich erwarten ſollte; der hohe Steinheerd aber ſtand kahl, und ein paar runde Zündholzbüchſen ſtaken leer darüber in einer Balkenſpalte.

„Feuerzeug ſolltet Ihr aber doch hier oben halten,“ meinte der Fremde, als er dieſe unterſucht. — „Es wäre ja ſelber für Euch Jäger beſſer, wenn Ihr im Winter einmal auf die Alm kommt.“

„So, meinet Sie?“ lachte Franzel, indem er aus der eigenen Taſche die Zündhölzchen nahm, und an der Wand anſtrich — „das wäre aber dann nur für die Wilderer, und die brauchen kein Feuer — wenigſtens wollen wir ihnen nicht noch dazu verhelfen. Von uns Jägern geht ſchon keiner ohne Feuerzeug aus, die Almleute kommen im Winter hier nicht herauf und die anderen Lumpe mögen meinethalben d'erfrieren, wenn's ihnen Spaß macht — ja!“

Oben unter dem Dache auf dem breiten Balken lag über zwei dort eingeſchlagenen ſtarken Pflöcken ein ganzes Bündel feingeſpaltener Kienſpähne. Von dieſen nahm der Jäger einige herunter, und bald flammte luſtig und lodernd ein lebendiges Feuer auf dem Heerde, das durch raſch hinzugeſchobene Stücke trockenen Holzes genährt und unterhalten wurde. Dann ging Franzel an eine andere Thür, zu welcher er ebenfalls den Schlüſſel aus irgend einer Ecke des inneren Raumes hervorgegraben hatte, und holte von dort das ſauber gehaltene eiſerne Kochgeſchirr dieſer Hütten, zwei Pfannen und einen Tiegel, Salzbüchſe, Schmarrenrührer und manche andere Kleinigkeiten vor, die von den Almleuten hier zum Gebrauch der Jäger zurückgelaſſen werden. Eine verſchließbare Truhe enthielt aber noch außerdem geſtern durch beſondere Träger heraufgeſchafften Proviant, Mehl, Schmalz, diverſe Flaſchen, Kaffee ꝛc. Deren Verwendung lag jedoch einem Anderen ob, der noch nicht eingetroffen ſchien, und Franzel richtete nur eben Alles vor, es ſpäter zum Gebrauch gleich bereit zu haben.

Damit fertig, während ſein Begleiter ſeine Schuhe und Strümpfe wechſelte und es ſich überhaupt bequem machte, nahm er die beiden erlegten Gemſen aus den Bergſäcken, hakte ſie draußen mit den Krickeln in die hölzerne Dachrinne, als wohlerworbene Trophäen ein, und ſchnitt dann ſein Jägerrecht heraus.

Noch war er damit beſchäftigt als ſein Hund, der neben ihm ſaß und ihm aufmerkſam zuſchaute, plötzlich an zu knurren fing, und bald gegen den nächſten Berghang zu anſchlug. Von dort aus tönte auch jetzt ein lauter Ruf herunter, und als er ihm kaum geantwortet, ſchallte von den gegenüberliegenden Hängen der langgezogene Ton eines Hornes nieder.

„Da kommen ſie,“ rief Franzel in die Hütte hinein, und der Hund ſprang bellend an ihm empor, als ob er ſich gleich von vornherein die Aufmerkſamkeit ſeines Herrn ſichern wolle.

Von den Bergen ſtiegen auch wirklich jetzt die zu der kleinen Jagdgeſellſchaft gehörenden anderen Schützen nieder, bis ſich der kleine Trupp grüßend und fröhlich vor der Alm zuſammenfand, und vor allen Dingen das dort aufgehängte Wild muſterte.

Das war jetzt ein Fragen und Erzählen und Lachen, daß die Berge das heitere, lange nicht gehörte Echo ſchallend wiedergaben. Aber auch für den leiblichen Menſchen wurde dabei geſorgt, denn während die Schützen noch vor der Hütte ſtanden, und dort in flüchtigen Umriſſen die Schilderungen ihrer verſchiedenen Jagden auswechſelten, ging Einer der Leute der hier oben die Stelle eines Kochs verſehen mußte, mit regem lobenswerthem Eifer daran, die Abendmahlzeit für die hungrige Geſellſchaft herzurichten.

Die Jäger ſelber machten ſich dann ſpäter in einer der anderen Hütten ein Feuer, um dort ihren „Schmarren“ zu „kochen“ d. h. eine Art von Eierkuchen ohne Eier, in einer breiten Bratpfanne halb zu röſten halb zu backen.

Vor allen Dingen mußten nun ſämmtliche erlegte Gemſen ausgelegt und aufgehangen werden, und es ergab ſich ein Geſammtreſultat von drei Böcken, zwei gelten Geiſen und — einer Kitzgeis, die der eine unglückliche Schütz „aus Verſehen“ erlegt hatte — denn Kitzgeiſen wurden von den Schützen, nach Uebereinkommen, ſtreng geſchont. Manchmal freilich, wenn ſie das Kitz nicht gleich zur Legitimation bei der Hand hatten, beſonders im Dickicht drin, waren ſie entſetzlich ſchwer zu unterſcheiden und der fatale Schuß wurde dann, freilich zu ſpät, von dem unglücklichen Schützen faſt ſo viel beklagt, wie von der hinterlaſſenen Waiſe. Uebrigens ſind die Kitzen im Spätherbſt faſt immer ſchon ſtark genug, ſich allein in der Welt fortzuhelfen. Sie kommen auch, da ſie ſich gewöhnlich einem anderen Rudel, oder wenigſtens einer andern Geis anſchließen, meiſt immer durch, obgleich ſie natürlich nie ſo kräftig und naturgemäß aufwachſen können, als unter der ſorgſamen Pflege und Nahrung der Mutter.

Sobald die Gemſen aufgehangen und betrachtet und die ſtärkſten ihrem ungefähren Gewicht nach taxirt waren, begab ſich die kleine Geſellſchaft, die ich jetzt vor allen Dingen erſt einmal dem Leſer vorführen muß, in den inneren Raum. Die Luft draußen wurde kalt und feucht, und nach dem anſtrengenden Marſch den Tag über verlangte der Körper nicht allein eine Erquickung, ſondern das lodernde erwärmende Feuer das auf dem Heerde kniſterte, that ihm auch wohl und machte den ſonſt etwas leeren und öden Raum wohnlicher, behaglicher.

Das Revier ſelber gehörte dem Grafen Böhlen, demſelben, den wir heute Morgen auf ſeinem Pirſchgang begleitet haben. Der Graf war ein ächter Waidmann und dabei leidenſchaftlicher Jäger, der ſich in ſeiner Jugend keineswegs damit begnügt zu haben ſchien, einheimiſches Wild zu jagen, ſondern ſogar ſchon ſehr zum Schaden von verſchiedenen Elken, Bären, virginiſchen Hirſchen und wilden Truthühnern, zwei Vergnügungstouren nach Nord-Amerika gemacht, und überhaupt die Welt nach mancher Richtung hin geſehen hatte. Jetzt lebte er das Frühjahr und den Sommer ziemlich zurückgezogen auf ſeinen Gütern, bis ihm, gewöhnlich im Auguſt, die Hirſchfeiſtzeit wieder die Büchſe in die Hand drückte.

Hier nun in den Bergen dem edlen Waidwerk obliegend, hatte er ſich einige Freunde eingeladen, und jagte jetzt ſchon zwei volle Wochen mit ziemlich glücklichem Erfolg.

Ein eben ſo eifriger Jäger war der zweite der Schützen — der Oberforſtmeiſter von Gehren, ein alter Jugendfreund des Grafen, deſſen etwas korpulente Geſtalt ſich jedoch nicht recht zum Bergſteigen eignete. Er erklärte allerdings fortwährend, daß er dieſe Jagd nur als eine Kur benutze, das rettete ihn aber nicht vor manchem gutmüthigen Scherz ſeiner etwas flüchtigeren Gefährten.

Der Dritte war ein weitläufiger Verwandter des Grafen, ein Baron von Hobleck; dabei „direkt aus Berlin“ gekommen, und augenſcheinlich weit mehr im Salon und in glanzledernen Stiefeln und Frack, wie in den groben Bergſchuhen und der Joppe zu Hauſe. Trotzdem that er ſein Möglichſtes, ſich das nicht merken zu laſſen und vor den Jägern keine Blöße zu geben. Er ſchoß freilich nur ſehr mittelmäßig und ſtieg nur höchſt ungern, hatte aber einen ganz fabelhaften Anlauf, ſo daß er doch in den vierzehn Tagen einige Gemſen und unter ihnen die allerſtärkſten Böcke erlegte. Außerdem war er aber ein herzensguter Herr, und fing nach ſeinen Erfolgen in den Bergen auch wirklich an zu glauben, daß er ein vorzüglicher Schütze ſei. Die Jäger ſelber hatten ihn bald durchſchaut, und heimlicher Weiſe wurde mancher beißende Witz über ihn gemacht. Glücklicher Weiſe kam ihm das aber nie zu Ohren.

Der Vierte der kleinen Geſellſchaft war ein kleiner, ſchmächtiger Mann, der Finanzrath Seegall aus —, und ein ſo leidenſchaftlicher Jäger, wie je einer ein Gewehr getragen. Leider aber hatte ihn die Natur nicht dazu beſtimmt, und obgleich er unten im flachen Lande unter den Haſen manchmal arge Verwüſtungen anrichtete, ſchadete ihm hier in den Bergen die Brille die er tragen mußte. Auch hörte er etwas ſchwer, und ſchoß, fortwährend an ein Schrotgewehr gewöhnt, außerordentlich haſtig und unſicher. Uebrigens ſtieg er überall hin, wohin man ihn führte, klagte nie über Müdigkeit und ärgerte ſich ſelber ſo über jeden Fehlſchuß, daß er ſich bald die Zuneigung der Jäger erwarb. In die Berge hatte ihn aber eigentlich nur die unbezwingliche Sehnſucht getrieben, ein einziges Mal in ſeinem Leben eine Gemſe zu ſchießen, und Graf Böhlen, mit dem er in Geſchäftsverbindung ſtand, war ihm jetzt dazu mit ſeiner liebenswürdigen Gaſtfreundſchaft behülflich geweſen.

Bis dahin hatten die vier Schützen aber — zwei Tage gleich im Anfange ausgenommen, wo ſie gemeinſchaftliche Treiben gemacht, in eben ſo viel verſchiedenen Diſtrikten gejagt. Jedem waren dabei einige Jäger zugegeben worden. Nur Graf Böhlen ſelber zog es vor mit ſeinem Lieblingsjäger Franzel, und wo es nöthig war mit einigen Treibern, die Berge allein zu durchſtöbern, und daß er dabei die beſte Jagd machte, verſteht ſich von ſelbſt.

Der heutige Abend nun vereinigte nach beendigter Jagd Alle zum erſten Mal wieder auf der ſchon vorher für dieſen Tag zum Rendezvous beſtimmten Alm, und es läßt ſich denken, in welch froher Laune die kleine, wackere Jagdgeſellſchaft hier zuſammentraf.

Vor allen Dingen freilich mußte der Koch des Grafen, den dieſer dem Baron Hobleck zu größerer Bequemlichkeit desſelben mitgegeben hatte, ſein altes Amt hier antreten, eine tüchtige und compakte Mahlzeit herzurichten, und während das im Gange war, erzählten nun die verſchiedenen Schützen ihre erlebten Abenteuer — ihre gehabten Erfolge. Manche Gemſe wurde dabei freilich bedauert und als entſetzlich krankgeſchoſſen geſchildert, die trotz alledem mit dem bloßen Schreck davon gekommen, und noch geſund und luſtig in den Bergen herumkletterte. Im Ganzen waren die Erzählenden aber doch auf ihre wirklichen Erfolge, d. h. die im Bergſacke wirklich heimgebrachten Gemſen angewieſen, und wo die ſchon nach der Haupt-Station durch beſonders dazu angeſtellte Träger vorausgeſchickt worden, mußten die als Siegestrophäen aufbewahrten Krickeln den Beweis liefern und das Faktum beſtätigen.

Wenn auf den verſchiedenen Haſenjagden im flachen Lande jeder Schütze ebenſo die abgeſchnittenen Löffel als Beleg ſeiner wirklich geſchoſſenen Zahl beibringen müßte, wie viel tauſend Lampes ſtänden da in jedem Jahre in den daheim geführten Jagdregiſtern weniger angezeichnet.

Obgleich aber dieſe etwas ſtörende gezwungen hiſtoriſche Treue der Phantaſie der einzelnen Schützen einige Schranken anlegte, geſtattete die nur zu häufig wirklich gefährliche Jagd doch auch wieder manche Ausſchmückung, die beſonders den Baron Hobleck dazu verleitete ſchon jetzt ahnen zu laſſen, was er ſpäter in Berlin darüber berichten würde.

So hatte er ſich auch, durch das Feuer ſeiner Erzählung hingeriſſen, zu einer Beſchreibung dieſes letzten Jagdtages gedrungen gefühlt, und nach einem vorſichtig und unmerkbar umhergeworfenen Blick, ob der Jäger der ihn geführt nicht zugegen ſei, berichtete er jetzt von einem haarſträubenden Wege, den er gegangen, wo ihnen der Rückweg abgeſchnitten geweſen und die einzige Bahn, voraus über einen gähnenden Abgrund gelegen, den ſie überſpringen mußten, während drüben kaum Raum blieb den Fuß zu ſetzen.

„Hm, hm, hm," ſagte da Graf Böhlen, der kopfſchüttelnd zugehört, während der Finanzrath ſeinem Gott dankte, daß er nicht an der Stelle geweſen. — „Es giebt allerdings böſe Plätze in den Bergen, aber ich hatte gar nicht gewollt daß Einer von Ihnen an ſolche Stellen geführet würde. Die Jäger wiſſen doch ſonſt immer genug Beſcheid, derartige fatale Päſſe zu vermeiden — heh Seppel, warum haſt Du denn den Baron einen ſolchen gefährlichen Pirſchweg geführet?"

Die Anrede galt dem eben eintretenden Jäger, der dem Baron Hobleck mitgegeben geweſen, und Seppel, der gerade einen Kübel friſches Waſſer in die Hütte brachte, ſah erſtaunt bald ſeinen eigenen Herrn, bald ſeinen Schützen an.

„Mein beſter Böhlen," rief aber dieſer raſch, „auf der Gemsjagd geht das nicht anders. Ich bin auch ſelber ſchuld daran, denn ich war zu bequem den Berg noch einmal hinunter und dann wieder hinaufzuſteigen."

„Was denn für einen gefährlichen Pirſchweg?" ſagte aber Seppel, der in ſeinem Erſtaunen den Kübel noch immer, halb gebückt, auf den Knieen hielt.

„Oh, ich ſprach von der Felſenſpalte über die wir ſpringen mußten," ſagte Baron Hobleck, der Seppels Gegenwart bei der Erzählung für vollkommen überflüſſig hielt — „nachher haben wir uns aber doch noch an den Kapitalbock angepirſcht. Nicht wahr Seppel das ſah famos aus, wie er nach dem Schuß von der Felswand kopfüber herunterſtürzte. Ich hatte nur Todesangſt dabei, daß er die Krickeln brechen würde."

„Nun, es iſt dießmal gut vorübergegangen," ſagte der Graf, „ich will aber, daß Ihr Euch mit den Herren auf den angelegten Pfaden oder auf gangbaren Hängen haltet, denn wenn einmal ein Unglück geſchehen iſt, kommt die Reue zu ſpät."

„Jetzt iſt's ſchon recht," ſagte da Seppel und ſetzte ſeinen Kübel nieder, „wir ſind denſelben Weg gegangen, den ich mit Euer Gnaden im vorigen Herbſte gegangen bin, und wo Sie das Doublett auf die beiden Böcke machten — alle alten Kühe geben ihn."

„Aber jene Stelle!" — rief Hobleck.

„Sie ſind wahrſcheinlich ein wenig rechts abgebogen," unterbrach ihn aber raſch der Graf, der wohl merkte wie die Sache ſtand, und den Fremden nicht den Witzen der Jäger ausſetzen wollte. „Es iſt ſchon gut — alſo Sie haben dort einen Bock geſchoſſen?"

„Einen Kapitalbock auf wenigſtens" — er wollte eine unbeſtimmte Entfernung nennen, beſann ſich aber daß Seppel im Hauſe war, und ſagte — „wie weit war's Seppel?"

„Ih nun, es mögen immer eine vierzig Gäng' geweſen ſein," meinte dieſer.

„Vierzig Schritt," rief Hobleck entrüſtet, der Jäger aber, der ſich eben ſeinen Kübel zurecht rückte, fuhr unbekümmert fort:

„Der Bock war grad' wie blind, und ich glaube, wenn ihn der Herr Baron nicht geſchoſſen hätte, wär er ſelber in den Bergſack hineingeſtiegen. — Der muß dem Bergſtutzel begegnet ſein."

„Dem Bergſtutzel?" rief da raſch der Oberforſtmeiſter, der ebenfalls zum erſten Mal in dieſen Bergen jagte, „was iſt das?"

„Wir haben einen geſehen," beſtätigte da der Finanzrath, ehe die Frage beantwortet werden konnte.

„Sie? — einen Bergſtutzel?" rief der Graf lachend, „alle Wetter, das nenn' ich Glück. Ich ſteige doch nun ſchon verſchiedene Jahre hier in den Bergen herum, mir hat aber noch bis jetzt keiner begegnen wollen."

„Fragen Sie den Hanſel," wich aber der Finanzrath aus, „der hat ihn zuerſt geſehen und mir gezeigt."

„Aber was iſt ein Bergſtutzel?“ rief der Oberforſtmeiſter, „fliegt es? — läuft es? — ſchwimmt es? — kann man es eſſen?“

„Eſſen?“ rief Hanſel, dem der Mund bei der Frage vor Verwunderung offen blieb — „'en Bergſtutzel eſſen?“

„Für jetzt, lieber Gehren,“ ſagte da der Graf, „müſſen Sie ſich mit der Erklärung begnügen, daß der Bergſtutzel, wie ihn die Leute hier nennen, ein höchſt geheimnißvolles über- — vielleicht auch unterirdiſches Weſen iſt. Das Weitere aber nachher, denn ich ſehe daß unſer Koch den Tiſch gedeckt und das Eſſen fertig hat. Den dürfen wir alſo nicht warten laſſen. Meine Herren — wenn's gefällig iſt zum Eſſen.“

Und mit gutem Beiſpiel vorangehend, ſah er ſeine Gäſte bald an dem kleinen, für die Berge jedoch überreich beſetzten Tiſche neben ſich, wo für die erſte Zeit das Klappern der Meſſer und Teller, wie das Klingen der Gläſer jede ausführlichere Unterhaltung hemmte. Die Männer waren den ganzen Tag in den Bergen herumgeſtiegen, und wer das einmal ſelber verſucht hat, weiß, welchen Appetit man da Abends mit in das Haus und Lager bringt.

Der Oberforſtmeiſter beſonders ſchien ſich heute nach den bisher gehabten Strapatzen vollſtändig zu erholen, und ſprach den trefflich gebratenen Gemslebern und dem zarten Gems-Rücken von einem ſelbſtgeſchoſſenen jungen Bock ſo entſchieden zu, daß er für die Dauer der Tafel ſelbſt den Bergſtutzel darüber vergaß. Baron Hohleck aß wenig, hielt ſich aber dafür deſto tapferer an die Flaſche, und die beiden anderen Herren vertheilten ihre Aufmerkſamkeit gleich, zwiſchen Beidem.

Schon während dem Eſſen war es ſo dunkel geworden, daß Lichter angezündet werden mußten. Die Jäger ſchürten dabei das Feuer im Kamine zu heller Gluth, und legten trockenes Holz und Spähne daneben, und als die Schüſſeln weggeräumt und Kaffee und Cigarren gebracht waren, rückte Alles in behaglicher Ruhe der kniſternden Flamme zu.

Das iſt die fröhliche Raſtezeit nach der Jagd, der Augenblick, wo der Jäger in unbeſchreiblichem Wohlſein die, wenn auch nicht müden, doch angeſtrengten Glieder ſtreckt. Cigarre oder Pfeife ſchmeckt ja auch da noch einmal ſo gut, wo man das Feuer dazu gleich friſch von der Quelle holen kann.

Die Jäger hatten indeſſen ebenfalls ihre Mahlzeit in einer der anderen Hütten gekocht und verzehrt, und die Unterſuchung wegen dem fraglichen Bergſtutzel wurde deshalb aufgeſchoben bis ſie zurückkamen. Allerdings mußte der Finanzrath unter der Zeit erzählen was er geſehen hatte; daraus aber ließ ſich nicht viel machen, und noch weniger darauf bauen, denn der Finanzrath war, wie ſchon erwähnt, außerordentlich kurzſichtig. Er hatte auch die ganzen zwei Wochen, wie er ſich ausdrückte, mit dem entſchiedenſten Unglück gejagt, und nur in den letzten Tagen der vorigen eine leichtſinnige Kitzgeis, und erſt heute ſeinen erſten und dabei ziemlich guten Bock geſchoſſen, wonach er dann in ſeiner ganz unbändigen Freude Alles ſah, was ſein Begleiter nur von ihm verlangte.

Dieſen vermutheten Bergſtutzel wußte er ſich, ſeiner Ausſage nach, freilich ſelber nicht zu erklären, wiſſe auch nicht, wie er meinte, was „das Ding“ geweſen ſein könne. So viel aber ſei Thatſache, daß ein nicht übergroßes braunes Thier wie lauernd auf einem Steine in der Sonne gelegen habe, und augenblicklich verſchwunden ſei wie ſie nur näher gekommen wären.

„Der Bergſtutzel macht mich noch verrückt,“ rief aber der Oberforſtmeiſter, mit einem langen Spahn die vor lauter Erſtaunen ausgegangene Cigarre wieder entzündend — „was um des Himmels Willen iſt es nur?“

„Der Bergſtutzel, mein lieber Gehren,“ lachte da Graf Böhlen, „ſpielt in unſeren Bergen, wie in den Rhätiſchen Alpen, eine keineswegs unbedeutende Rolle, und iſt eigentlich das einzige ſpukhafte und geſpenſtiſche, oder beſſer geſagt, räthſelhafte Weſen, das wir hier haben.“

„Aber wie ſieht er aus?“ frug der Oberforſtmeiſter — „Bergſtutzel, zum Henker, das Ding ſteht ja weder in Naturgeſchichte noch Jagdkalender.“

„Wie es ausſieht weiß man eigentlich ſelber noch nicht,“ lautete die Antwort, „und ſo viele Jäger ihn ſchon hie oder da geſehen haben wollen, ſo lauten doch ihre Ausſagen nicht allein unbeſtimmt, ſondern weichen auch von einander ab. Manche behaupten es gleiche einem Luchs mit einem Menſchengeſicht; Andere ſagen es ſei eine kleine, mit rothen Haaren bedeckte kauernde Geſtalt, die ſich gerne oben auf die Büſche der Latſchenzweige ſtrecke, und dort ſcheinbar ohne irgend welches Gewicht, das heißt ohne die Zweige im Geringſten niederzubiegen, aufliege. Alles zuſammen genommen, iſt alſo der Bergſtutzel ein kleiner wunderlicher Kauz, der allein und einſam eben auf einem ſolchen Buſch, oder irgend einem Steine oder Felſenvorſprunge kauert. Natürlich muß er dabei in Höhlen leben, die ſich in unſerer Kalkformation ſehr häufig finden, iſt aber zugleich auch vollkommen friedlicher Natur, denn man weiß bis jetzt kein Beiſpiel daß er ſchon irgend Jemanden etwas zu Leid gethan hätte.“

„Halten zu Gnaden, Herr Graf,“ fiel aber hier der Hanſel ein, der gerade ins Haus getreten war. Der Koch hatte ihn gerufen, die verlangte Auskunft zu geben, und der Seppel, Franzel wie die anderen Jäger zeigten ſich jetzt ebenfalls in der Thür. — Sie wollten alle gerne etwas vom Bergſtutzel hören. — „Halten zu Gnaden Herr Graf,“ ſagte der Hanſel, „aber mein Vetter der Gumri iſt von ſolch einem Maleſiz-Bergſtutzel die Wand eini 'worfen werden.“

Alle drehten ſich raſch nach ihm um und der Graf ſagte lachend:

„Aha, da iſt ja unſer alter Freund. — Nun werden wir wohl das Nähere hören. Alſo Dein Vetter iſt durch einen Bergſtutzel die Wand hinabgeworfen worden?“

„Ja — des weiß jed's Kind in ſei'm Ort.“

„War noch Jemand Anderes bei ihm, wie er verunglückte?“

„Ja, Euer Gnaden, der rothe Seppl — der Bäuerin älteſter Junge war bei ihm und hat's mit angeſehn.“

„Und wie ſah der Bergſtutzel aus?“

„Ja — das — das konnt' er doch nit ſo genau erkennen, denn er mocht' wohl noch ſo 'ne fünfhundert Gäng' ab von ihm ſein. Aber das hat er ganz deutlich geſeh'n, daß ihm, wie er an der Wand hing, was Helles auf den Rücken ſprang, und daß ſie dann Beide in die Tiefe ſtürzten."

„Der Bergſtutzel mit?"

„Ei gewiß, der hatte ihn beim Halſe."

„Und habt Ihr ihn denn da nicht unten gefunden?"

„Ja ich denk — dem Bergſtutzel ſchadet ſo ein Fall grad' ſo viel, als ob ich meinen Hut da hinabwerfen wollte. Wer weiß in was für ein Loch der unterwegs hineingekrochen iſt, und ſich in Sicherheit gebracht hat. — Dem Lotzen ſein Vater hat einmal einen geſchoſſen."

„Wirklich? — aber wie ſah der aus?"

„Ja — er hat ihn nie gefunden," meinte der Jäger — „von der Laatſche auf der er lag fiel er hinunter, und unten war Nichts als glatter feſter Boden, und dem Lotzen ſein Vater kaum zwanzig Gäng davon entfernt. Auch hatte er den beſten Hund bei ſich, im ganzen Revier, aber Gott bewahre — er muß gerade zu durch den Boden durch gefallen ſein."

„Das wäre das Wahrſcheinlichſte," lächelte der Graf — „nun aber wie ſah der aus, den Ihr heute geſehen habt?"

„Fuchſig, Euer Gnaden."

„Und wo war er?"

„Am Katzenkopf drüben — gleich ober der Lerchenwand, wo die kleine, rothe, ſpitze Wand ſteht. Euer Gnaden haben gerade dort einmal einen Bock gefehlt."

„Ja, ich kenne den Platz recht gut — aber wo ſaß er?"

„Dicht unter der Spitz auf einem Stein."

„Na — und was iſt aus ihm geworden? — ſitzt er noch da?"

„Noch da?" ſagte der Jäger erſtaunt — „wie wir hingekommen ſind war er natürlich weg."

„Der Bergſtutzel könnte Einen wirklich zur Verzweiflung bringen," lachte der Graf. — „Uebrigens kannſt Du recht haben, daß Ihr heute demſelben begegnet ſeid, was Deinen Vetter die Wand hinunterwarf — irgend einem Stein nämlich, der von weitem und in einer gewiſſen Entfernung durch Schatten oder Licht eine derartige Form annahm, die aber natürlich verſchwindet, ſobald man dem Ding auf den Hals rückt."

„Euer Gnaden glauben nicht an den Bergſtutzel?" ſagte Hanſel halb gekränkt.

„Ich will von Herzen gern daran glauben, ſobald Ihr mir nur den geringſten Beweis dafür bringt, oder mich ſelber einmal ſo führt, daß ich ihn ſehen kann. Bis das nicht geſchehen iſt, kann ich mich nicht davon überzeugen."

„Wovon lebt er überhaupt?" rief da der ungeduldig werdende Oberforſtmeiſter, „frißt er Fleiſch oder geht er auf die Weide, oder lebt er von der Luft, und was für Fährten hinterläßt er vor allen Dingen. Wetter noch einmal, Ihr Jäger, die Ihr hier fortwährend in den Bergen liegt, müßt ihn doch wenigſtens einmal geſpürt haben?"

„Ja," lachte Hanſel, und ſchüttelte dabei verlegen den Kopf — „Euer Gnaden haben gut reden. Aber den Gemsjäger möcht' i ſeh'n, der ſchon einmal den Bergſtutzel geſpürt hätte."

„Alſo er hinterläßt keine Spuren?"

„Der ſchon nit," ſagte Hanſel, „der iſt viel zu g'ſcheidt. — Aber fragen Sie einmal den Michel, wie er es dem Glockner-Toni im vorigen Herbſte gemacht, und was der ausgeſtanden?"

„Holla, da iſt noch ein Zeuge," rief der Oberforſtmeiſter, „jetzt wird die Sache intereſſant. — Wo iſt der Michel?"

„Hier Euer Gnaden."

„Aber der ſelber hat wieder Nichts geſeh'n," ſagte der Graf, „ſondern immer nur ein Anderer. Das iſt ja gerade die verzweifelte Geſchichte, daß man den nie finden kann, der mit dem Bergſtutzel zuſammengetroffen iſt."

„Ei, unſer Finanzrath hier," warf der Oberforſtmeiſter ein, „der hat ihn ja heute von Angeſicht zu Angeſicht geſeh'n."

„Deutlich auch nicht, mein beſter Oberforſtmeiſter," erwiederte etwas verlegen der Finanzrath — „ich mußte mich doch größtentheils auf das verlaſſen, was mein Begleiter mir zeigte. Der Hanſel aber hat ganz außerordentliche Augen, das kann ich bezeugen."

„Alſo nun Michel — was hat der Glockner-Toni erlebt — halt — wer iſt der Glockner Toni eigentlich und wo lebt er?"

„Drüben im Glaricherthal Euer Gnaden," ſagte Hanſel. „Er iſt ein ganz alter Mann und würde ſich eher die Zunge abbeißen, ehe er eine Lüge ſpräche."

„Gut — dann laß' den Michel erzählen. Endlich hören wir denn doch einmal eine ordentliche Geſchichte vom Bergſtutzel."

„Es ſind nun wohl etwa ſieben Jahre her," begann da Michel, der eine der herrſchaftlichen Jäger, „daß der alte Toni, trotz ſeiner Jahre, noch ein ganz rüſtiger Gemsjäger war, und es im Steigen und Schießen wohl mit dem Jüngſten aufgenommen hätte. Auch ſeinen Bock trug er im Bergſack heim über Schroffen und Lahne, und Furcht kannt' er auch nicht; hatte ſchon manchen Bär draußen in den Bergen allein erlegt, und glaubte weder an Geiſter, Bergſtutzel noch Geſpenſter."

„Das iſt unſer Mann," rief der Oberforſtmeiſter, „jetzt werden wir hören was der geſehen hat."

„Gemſen gab's dort, wo er immer jagte, gerade nicht mehr übermäßig viel," fuhr der Michel fort, „und man mußte manchen langen Tag draußen herumſteigen, einen ordentlichen Bock zum Schuß zu bekommen. Der Toni war aber grad' der Mann dazu, und wenn er ausging, kam er oft in drei vier Tagen gar nicht heim, ſondern ſchlief entweder in einer Almhütte, oder wenn's ihm gerade einfiel und das Wetter nicht zu kalt war, auch wohl unter einem Laatſchenbuſch oder in irgend einer Höhle draußen in den Bergen. Daheim hatte er Niemand wie ſeinen Enkel, einen Jungen von damals etwa fünfzehn Jahren, der kochte, das Haus in Ordnung hielt, und dabei die paar Ziegen und Schaafe hütete."

„So war der Alte einmal, grad' um die Zeit, oder wohl noch um vierzehn Tage ſpäter, wie jetzt, ausgegangen. Es mochten die erſten Tage im November ſein, und bei dem damals kalten Wetter liefen die Böcke ſchon tüchtig umher, war deshalb auch mit ihnen die beſte Jagd. Gleich am erſten Morgen ſchoß denn der Toni auch einen tüchtigen Burſchen an, war ihm aber ein Bischen zu hoch hinter's Blatt gekommen, und wenn er gleich auf beiden Seiten ſchweißte, ging er doch eine ſteile Wand und oben auf den höchſten Grat hinauf."

„Ein Anderer hätt' ihn dort wahrſcheinlich laufen laſſen und eher zugeſeh'n, daß er einen zweiten antraf. Der Toni aber ging wie ein guter Schweißhund nie eher von einer Fährte ab, bis er mußte, und kletterte denn auch richtig hinter dem kranken Bocke her. 'Naufwärts ging's auch ziemlich gut und er kam bis auf den Grat, auf dem ſich der Bock niedergethan hatte. Wie der jedoch den Jäger witterte, ſtand er wieder auf, und klapperte die gefrorene Wand hinunter in die Schroffen — aber er war indeſſen mordmäßig krank geworden, und wie er an einen kleinen Vorſprung kam, wo ihn der Alte deutlich mit ſeinem Glas erkennen konnte, that er ſich noch einmal nieder und verendete dort."

„Wenn er ihn oben hätte ſo lange liegen laſſen, bis er ordentlich krank wurde, wär's geſcheidter geweſen," ſagte der Oberforſtmeiſter.

„Ja Euer Gnaden," meinte Michel, „aber der Toni wollte noch gerne vor Nacht damit zu Haus, und nahm ſich die Zeit nicht dazu. Wie er aber jetzt den Platz ſah wo der Bock verendet lag, und gewiß wußte, daß er von da nicht mehr fort konnte, mocht' er ihn gar erſt recht nicht liegen laſſen, ſondern fing nun an die gefrorene Wand hinein zu klettern, und zwar an einer Stelle, wo bis damals und auch nachher noch kein Jäger wieder abgeſtiegen iſt — ſelbſt nicht einmal im Sommer. Der alte Mann konnt' aber auch ſteigen, wie irgend ein Gemsthier im Revier, und weil der Bock da hinüber gegangen wäre, meint' er, dürft' er's auch. — Sein Gewehr legt' er aber oben ab, weil ihn das nur gehindert hätte, und ſtieg dann in Gottes Namen in die Schroffen hinein." —

„Ich bin nachher manchmal da oben geweſen, und komm' ziemlich gut in den Bergen fort," ſetzte der Burſche nach einer kurzen, ſcheuen Pauſe hinzu — „wenn ich aber da hinunter geſehen, hat's mir immer die Haare auf dem Kopfe in die Höh' getrieben, ſo ſchlecht ſchaut der Platz dort aus, und ein Chriſtenmenſch ſollte Gott im Leben nie ſo weit verſuchen, daß er ſeine Schuh gegen die Wände rieb. Der alte Toni ſtieg aber doch hinunter — wie er's gemacht hat weiß heut noch Niemand, und ich glaube er ſelber nicht — ging auch nicht wieder dieſelbe Stelle nieder, und wenn man ihm die Hütte bis oben unter's Dach mit blankem Golde füllte. So kam er zu der Stelle, wo der Bock richtig verendet lag, brach ihn auf, legte ihn in ſeinen Bergſack, ſchulterte den, und ſtieg mit der Laſt wieder bergan. — Bergan geht's freilich immer beſſer wie bergab, und Mancher möchte nicht wieder da hinunter geh'n, wo er ziemlich leicht heraufgekommen iſt. So dachte denn auch der Alte, wenn er die Schroffen hier ſo glücklich niedergeſtiegen ſei, würde er auch, trotz dem Bock, wieder ziemlich bequem in die Höh' kommen, und kümmerte ſich nicht viel darum, genau dieſelbe Stelle zu finden — wär' auch ſchwer geweſen, denn von unten ſieht ſo ein Platz immer ganz anders aus wie von oben. Wo's ihm alſo am Bequemſten dünkte, ſetzte er ſeinen Bergſtock ein, und mochte etwa die halbe Wand glücklich hinauf ſein, als er plötzlich zu einer Stelle kam, wo er nicht weiter konnte. Ein etwa vier Fuß breiter Riß ſpaltete dort die ganze Wand, und wenn's auch drüben gar nicht ſo bös ausſah, hätt' er doch einen weiten Sprung machen müſſen, und drüben gab's nur bröckliche Zacken, ſich anzuhalten. — Jetzt wollt' er zurück — aber das ging nicht — nicht einmal umdrehen konnte er ſich an der Stelle wo er gerade ſtand, und wär' er gerutſcht — Du lieber Gott, dann hätten die Jochgeier ſeine Glieder ſtückweiſe zuſammenſuchen müſſen. Ueber ihm hing dabei der Fels ſoweit herüber, daß ihm nicht einmal Jemand von oben hätte helfen können, wäre wirklich noch ein zweiter Menſch im ganzen Thale da hinein geſtiegen. Es blieb ihm zuletzt keine andere Wahl als zu ſpringen, und mit dem Bock kam er im Leben nicht hinüber. In der Todesangſt fingen ihm da die Glieder an zu zittern — er fühlte wie ihm die Knie matt wurden und konnte ſich nicht einmal ſetzen, erſt neue Kräfte zu ſammeln. Immer aber hielt er noch den Bock feſt und wollt' ihn nicht hergeben. Hatt' ihn ſich ſo ſauer verdient und ſollt' ihn jetzt hier für die Geier zurücklaſſen. Aber es ging nicht anders — wenn er nach unten ſchaute, fühlte er ſchon wie er ſchwindelich wurde, und er ſtreifte zuletzt den Bergſack ab, und hing ihn an eine der Felſenzacken — dort hängt er wahrſcheinlich noch, wenn ihn der Föhn nicht zu Thal geworfen."

„Wie ihm die Schultern frei wurden, fühlte er ſich noch einmal ſo leicht, aber den Sprung wagte er noch immer nicht. Der Kopf wirbelte ihm, wenn er ihn nur hinüberdrehte — es wurde ihm ſchwarz vor den Augen, und er mußte ſich mit beiden Händen feſt anklammern wo er ſtand, nicht von der Stelle dort weg und in die Tiefe hineinzufallen." —

„Da möchte man wirklich ganz die Luſt verlieren in die Berge hineinzuſteigen," ſagte der Finanzrath, als der Mann ſchwieg und ſtill vor ſich nieder ſah. Michel dachte in dem Augenblick wohl an manch' andere ſchlimme Stelle die er an jenen Wänden ſchon geſtiegen war, und wo ſein Leben auch oft an einer bröcklichen Felszacke, an dem dünnen Zweige einer Krummholzkiefer gehangen hatte. — „Mir läuft's ſchon beim Zuhören eiskalt den Rücken hinunter."

Baron Hobleck öffnete den Mund — er wollte wahrſcheinlich ſeine heutige Felsſpalte noch einmal erwähnen, beſann ſich aber doch zur rechten Zeit und ſchwieg ſtill, und Michel fuhr langſam fort:

„Wie lange er ſo geſtanden wußte er ſelber nicht zu ſagen, aber die Sonne ſank ſchon, als er ſich endlich aufrichtete und jetzt entſchloſſen war den Sprung zu wagen. Mit ſcharfem Blick maß er die Entfernung, drehte ſich auf den linken Fuß und hob den rechten. — Ein einziger, kaum ſechs Zoll breiter Fleck war dort drüben, auf den er aufſpringen mußte — wenn er den verfehlte ſtürzte er die Wand hinein. — Wie er aber jetzt auf die Stelle hinüber ſchaute, und ſeine Seele eben Gott befiehlt, ſieht er auf der Felszacke ein kleines rothes Thier ſitzen, das mit einem Geſicht wie ein Menſch zu ihm aufſchaut und dabei ruft: — „Hier herüber kannſt Du nicht, Toni, hier wohne ich."

„Der Bergſtutzel ſpricht auch?" rief der Oberforſtmeiſter erſtaunt. „Donnerwetter, die Geſchichte gewinnt an Intereſſe."

„Spricht?" ſagte Michel, „der kann Alles was er will, und der Toni hing jetzt da, vor und hinter ſich und überall den Tod. Mit der Lebensgefahr — kam ihm dabei die Angſt vor dem unheimlichen Ding, bis er ſich endlich ein Herz faßte und hinüber rief: „Geh' weg da Bergſtutzel, oder ich ſpring gerade auf Dich.“ — Da hat's den Kopf zu ihm aufgehoben und der Toni ſagt, der Tod hätt' ihn beinahe vor Schreck gerührt, wie er in das Geſicht geſehen. Vor langen Jahren ſoll der Toni nämlich einmal einen Jäger hier in den Bergen d'erſchoſſen haben, wenn er's auch nie eingeſtanden hat. Der Bergſtutzel hatte aber dem ſein Geſicht, und mitten auf der Stirn ein Loch wie von einer Kugel. Wie das der Toni ſieht hat er die Augen zugemacht und iſt hängen geblieben wo er war — die ganze Nacht durch. Und wie's dunkel wurde, iſt dem Bergſtutzel ſein Fell wie glühend geworden, und hat geleuchtet, daß die ganze Wand hell geworden. Da hat der Toni zu beten angefangen, und wie er eine Weile gebetet, iſt es ihm geweſen als ob ihn Jemand da oben an den Schroffen halte, daß er nicht hinabfiele, und ſo iſt er gehangen bis zum anderen Morgen und je mehr er gebetet hat, deſto dunkler iſt der Bergſtutzel geworden, bis die Sonne drüben auf die anderen Joche ihren erſten Schein geworfen. Wie der Toni da wieder hinüber ſieht, iſt der Bergſtutzel ganz verſchwunden und da hat er ſich ein Herz gefaßt, iſt geſprungen, und mit Gottes Hülfe glücklich wieder auf den Grat und heimgekommen. Den Gemsbock hat er freilich zurücklaſſen müſſen, aber auch nie einem lebenden Menſchen ein Wort von der Geſchichte erzählt.“

„So? — das iſt nicht übel,“ lachte Baron Hohleck, „und wie haſt Du es da erfahren, mein Burſche?“

„Wie der Toni wieder heim kam,“ fuhr Michel fort, ohne ſich irre machen zu laſſen, „hat er ausgeſchaut, daß ihn faſt kein Menſch mehr gekannt hat; iſt auch ſchwer krank d'rauf geworden und hat ſieben Wochen auf ſeinem Bette gelegen und gar wild geſchwatzt. In der Zeit habe ich manche lange Nacht bei ihm gewacht, und wenn er recht in der Hitze lag, erzählte er dann wieder und immer wieder wie er an der Schroffen gehangen und wie der Bergſtutzel ausgeſehen, der ihn von der Wand hinunter haben wollte.“

„Und habt Ihr ihn dann nicht ſpäter, als er wieder zu ſich kam, um die Sache befragt?“ ſagte Graf Böhlen.

„Gewiß, Euer Gnaden,“ verſicherte Michel, „dann wurde er aber jedesmal blutroth und drehte den Kopf ab und wie er wieder ganz geſund geworden, hätte ich Keinem rathen wollen davon anzufangen, denn der alte Toni konnte gar erſchrecklich böſe werden.“

„Da haben wir jetzt die Geſchichte,“ ſagte der Oberforſtmeiſter, „der Fiebertraum eines alten Mannes, dem man es gar nicht verdenken kann, daß er in jener furchtbaren Nacht beinahe ſeinen Verſtand verloren. Finanzrath, Sie werden Ihren heutigen Bergſtutzel doch erſt beſchwören müſſen, ehe ich baumfeſt an ihn glaube. — Wem ſah der heut ähnlich Hanſel?“

„Euer Gnaden *glauben* nicht an den Bergſtutzel,“ erwiederte Michel ruhig — „wenn Sie einmal ſo viel hier in den Bergen herumgeſtiegen wären wie *wir*, könnten Sie ihn vielleicht ſelber einmal betrachten.“

„Sonſt exiſtirt in dieſen Bergen aber nichts Uebernatürliches, nicht wahr?“ frug der Finanzrath, der ſich dafür beſonders zu intereſſiren ſchien.

„Ich glaube nicht,“ ſagte der Graf, „und es iſt auch recht gut. Die Leute brauchen in den Bergen ihre geſunden Sinne viel zu ſehr, ſie, außer den Gefahren, die ihnen überall das Terrain bietet, auch noch mit ſolchen Schreckbildern anzufüllen. Wunderbar ſticht dagegen der reiche Märchenſchatz unſerer nordiſchen Waldung ab, wo es ja von wilden Herren, Wehrwölfen, ſchwarzen Jägern und all dergleichen Sachen wimmelt. Ich glaube nicht einmal, daß ſie hier in den Bergen Jemand haben der nur ein Gewehr verſprechen kann,“ ſetzte er mit einem flüchtigen Seitenblick auf Hanſel hinzu. — Er wußte daß das Hanſels ſchwache Seite war, und der Wink ſchien auch wirklich nicht verloren.

„Kein Gewehr verſprechen, Euer Gnaden?“ ſagte dieſer, indem er ſeine Kameraden im Kreiſe anſah, „da fragen Sie einmal die hier Alle, was der Malefiz-Kerl, der rothe Peter von der Kleewurz-Alm mit meinem Wender voriges Jahr gemacht hat. Aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, und wenn ich's ihm nicht doch noch einmal gedenke, will ich nicht Hanſel heißen.“

„Der rothe Peter iſt alſo ſo ein Teufelskerl?“ frug der Oberforſtmeiſter, der für ſein Leben gern ſolche Geſchichten hörte, „na da ſchieß einmal los mein Burſche, und ſag' uns wie er das angefangen.“

„Ja, wann wir das ſelber wüßten,“ meinte Hanſel — „dem Peter ſeine Schaafe aber gingen auf der blauen Alm, wo ſie gar nichts zu ſuchen haben. Die Alm hier gehört dem gnädigen Herrn, der ſie gekauft hat, damit Rothwild und Gemſen im Winter einen Fleck haben, auf dem das Vieh noch einen Grashalm übrig gelaſſen. Dem rothen Peter hatt' ich's nun ſchon lange in Güte geſagt, er ſollte ſeine Thiere davon halten, aber bewahre. Der Lump lachte mich noch obendrein aus, und wann er hinauftrieb ließ er in's Luchskar, das gleich dahinter liegt, blos aus reiner Bosheit große Steine hinunter, und hatte dann ſeine Freud' daran, wenn die Gemſen, die dort ſtanden über die Grenze liefen. Mit ſolchem Geſindel muß man aber Ernſt machen, und darf ſich nicht von ihnen einſchüchtern laſſen, ſonſt iſt's gefehlt, und da erklärt' ich ihm denn, daß ich ihm das erſte Schaaf, das ich wieder auf der blauen Alm fände, auf dem Fleck todtſchießen würde. Er lachte mich wieder aus und meinte ich ſollt's nur probiren, und da wurd' ich erſt recht falſch, und wie ich die nächſte Woche wieder hinauf kam und die ganze Heerde wieder oben fand, ſchoß ich das erſte Schaaf, wie ich's dem Lumpen gedroht hatte, über den Haufen und ließ es liegen.“

„Der rothe Peter ſtand dabei, und ich glaubte, er ſollte nun fuchswild werden und einen erſchrecklichen Lärm machen, aber Gott bewahre. — Er kam ganz ſtill und freundlich auf mich zu, blieb vor mir ſtehen und ſah mich eine Weile an. Dann nahm er den einen Finger und tupfte mir damit, ehe ich mich irgend was Böſes verſah, ganz leiſe vorn auf den Büchſenlauf und ſagte dabei: „So Hanſel, Du haſt mir heute mein beſtes Schaaf aus der Heerde geſchoſſen, weil ich die armen Thiere hier ein paar Grashalme hab' abweiden laſſen — Schaafe und Kühe kannſt nun auch mit der Büchſe noch ſchießen ſo viel's Dich freut', auch Hunde und Katzen, aber eine Gams triffſt nimmer damit, und auch keinen Spielhahn, und jetzt darfſt heimgeh'n und Dich von der Jagd ausruh'n. — Ich geh' auch heim und will mein arm' Schaaf zu Hauſe tragen.'' — Und damit rief er ſeine Heerde zuſammen, und trieb auf den Mondrück hinüber, wo er die eigene Weide hat."

„Und wie war's mit dem Wender?" rief der Finanzrath.

„Der war richtig verhert," ſagte der Hanſel. „Kein Stück hab' ich mehr damit getroffen, wie meinen eigenen Hund, wo er mir einmal aus Verſehen losging. Auf Böcke bin ich angepirſcht auf fünfzig Gänge, und wenn ich auch nur ein Haar herunter geſchoſſen hätte."

„Und ſchießt er denn jetzt wieder?" ſagte der Oberforſtmeiſter.

„Ja ich weiß nit," meinte Hanſel, „ich hab' ihn nachher an einen guten Freund verkauft und mir einen andern angeſchafft; der ſchießt ſchon, und der Maleſiz-Peter iſt nach wie vor auf die blaue Alm gegangen."

„Haſt ihm kein Schaaf mehr todtgeſchoſſen?"

„Daß er mir den Wender auch verſpricht?" ſagte Hanſel — „ich werd' nit ſo dumm ſein."

„Da haſt Du recht," lachte der Oberforſtmeiſter — „mit ſolchen Geſellen muß man Ernſt machen und darf ſich nicht von ihnen einſchüchtern laſſen. Famoſer Kerl der Hanſel, hat Haare auf den Zähnen."

„Bei dem Bergſtutzel," ſagte da Graf Böhlen, „fällt mir auch ein Geſpenſt ein, das ich einmal geſehen habe, und zwar das einzige in meinem ganzen Leben."

„Was? — hier in den Bergen?" rief Baron Hobleck raſch.

„Nein," ſagte der Graf, „weite Strecke von hier, in den Wäldern von Miſſouri wo ich damals jagte."

„Hallo, das müſſen Sie uns erzählen," bat der Oberforſtmeiſter, „übrigens hab' ich bis jetzt gar nicht gewußt, daß ſie in Amerika auch Geſpenſter haben."

„Sonſt auch nicht," lautete die Antwort. „Es gibt kaum ein Land der Welt, was ſo vollkommen für die Sage todt iſt, wie jene weſtlichen Wälder. Die Indianer hatten deren allerdings genug, aber die jetzt dort eingewanderten Weißen ſind viel zu praktiſche und hausbackene Menſchen, um nur an das geringſte Ueberirdiſche zu glauben. Eines Tages war ich aber allein Pirſchen gegangen, und zwar in einem der wildreichſten Diſtrikte jener Gegend, in einem menſchenleeren ziemlich ſumpfigen Landſtriche. Es wollte mir aber Nichts zum Schuſſe kommen wie ein Hirſch, den ich jedoch ſchlecht traf, und nun meine Zeit verſäumte ihn aufzuſpüren. So rückte der Abend heran, und eine Menge kreuz und quer durch den Wald laufende Pfade machten mich immer noch hoffen, daß ich vor Nacht ein Haus erreichen würde. Vergebens folgte ich aber den betretendſten, die mich im Kreis herumführten, bis es endlich ſtockfinſter wurde und ich keinen anderen Ausweg ſah, als die Nacht im Walde zu lagern. Auch nicht die Spur von Menſchen fand ich dabei irgendwo, keinen gefällten Baum, kein Wagengleis, keine Lichtung. Nur Bär, Hirſch und Panther ſchienen hier ſeit Erſchaffung der Welt dem Boden ihre Fährten eingedrückt zu haben. Das Schlimmſte war, daß ich die überdies ſehr kurze amerikaniſche Dämmerung hatte verſtreichen laſſen, ohne mich nach einem paſſenden Lagerplatz umzuſehen. Da wo ich mich gerade befand, war der Boden dabei zu ſumpfig oder wenigſtens feucht, und ich arbeitete mich deshalb noch eine Strecke durch das Dickicht, bis ich auf höheres und dadurch trockenes Land kam. Die Nacht war indeſſen vollkommen angebrochen, der Himmel bewölkt, und ein ſolcher Marſch in ſolchem Dickicht mit den tauſend dornigen Schlingpflanzen dazu wahrlich nichts Angenehmes. Endlich erreichte ich eine etwas höher gelegene, lichtere Stelle, und ſah mich eben nach einem nur einigermaßen paſſenden Platz um, als ich in kurzer Entfernung eine vollkommen weiße, menſchliche, rieſige Geſtalt erblickte, die vor mir in einem der kleinen Dickichte ſtand."

„Ich muß geſtehen, ich erſchrak im erſten Augenblick ein wenig; das Ganze mußte aber Augentäuſchung ſein — ein fauler Stamm vielleicht, der ſich gegen das Dunkel der dahinterliegenden Waldung nur ſo viel greller abhob — eine Oeffnung in den Zweigen, durch die der hellere Himmel durchſchien — was wußte ich. Und doch konnte ich nicht umhin ſtehen zu bleiben, und die wunderliche Spielerei eines Zufalls, wie ich glaubte, anzuſtarren. Es war die vollkommene Geſtalt eines Menſchen in einem lichtgrauen, faſt weißen Rocke, den einen linken Arm in die Seite geſtemmt, den andern herunter hängend. Das Geſicht ließ ſich nicht erkennen, denn ein großer, breitrandiger dunkler Hut verdeckte den oberen Theil deſſelben vollkommen, aber die Beine ſtaken, was ich von ihnen ſehen konnte, in dunkellederfarbenen Leggins, und an ſeiner Schulter lehnte eine lange Büchſe, wie ſie die Jäger dort alle tragen. Eine ganze Weile mühte ich mich jetzt vergebens ab, andere Umriſſe aus der Geſtalt heraus zu bekommen; ruhig blieb ſie in ihrer Stellung, bis ich endlich ungeduldig wurde. Ich mußte mir einen Lagerplatz herrichten, und zuſehen daß ich ein Feuer bekam, meine Decke daran aufzuſpannen, denn in den Wipfeln fing es ſchon an zu rauſchen, und die dunklen Wolken verkündeten Regen. Entſchloſſen aber auch, vorher zu ſehen mit wem ich es eigentlich zu thun habe, nahm ich meine Büchſe geſpannt in den Arm, und ging gerade auf die unheimliche Geſtalt zu."

„Da plötzlich, wie ich vielleicht noch zehn oder fünfzehn Schritte davon entfernt war, hob der Rieſe mit einem Mal den rechten Arm wie drohend gegen mich auf, und eine tiefe Stimme, die aus ſeinem Bauche zu kommen ſchien, knurrte mir — ich hätte darauf ſchwören mögen, daß ich es deutlich verſtanden, ein „Zurück!" entgegen. Ich muß geſtehen, daß ich wirklich bei der Bewegung einen Schritt zurückprallte, der gehobene Arm der unheimlichen Geſtalt ſtreckte ſich dann langſam gegen mich aus, und ſank wieder wie vorher nieder."

„Jetzt war mir die Sache doch außer dem Spaße, ich hob deshalb die Büchſe und rief: „Wer da?" — aber keine Antwort erfolgte — nur ein dumpfes Grollen ließ ſich hören, dann hob ſich der Arm plötzlich auf's Neue, deutete nach den Wolken, ſank dann wieder, und die Geſtalt blieb regungslos wie vorher. — Das war zu viel — wie mit Fieberfroſt lief es mir den Rücken hinunter, und ich glaubte auch in dem

Augenblick ganz feſt, daß ich es wirklich mit einem überirdiſchen Weſen zu thun habe. Dann aber ſchämte ich mich wieder einer ſolchen Furcht, wie ich doch fühlte daß ſie mich beſchlich, und jetzt erſt recht feſt entſchloſſen nicht von der Stelle zu weichen, bis ich wiſſe was für ein Spuck es ſei, legte ich mein Gewehr darauf an, und rief ihm in engliſcher Sprache zu, Antwort zu geben, wenn ich nicht augenblicklich ſchießen ſolle.“

„Wieder rief mich da die dumpfe Stimme an, aber ich verſtand die Worte nicht; den Finger am Drücker trat ich aber vor, und als die Geſtalt jetzt auf's Neue den Arm hob, und mit denſelben wie drohend entgegenſchüttelte, riß ich die Büchſe an den Backen und drückte ab. Die Kugel fuhr ziſchend in's Weite, obgleich ich auf die Entfernung hin gar nicht fehlen konnte, und weit hinten hörte ich ſie gegen einen Baum ſchlagen. Die Geſtalt veränderte ihre Stellung aber nicht im Mindeſten, nur war mir als ob ſich der Körper ein wenig zurückbog, und gleich darauf hörte ich ein leiſes klagendes Winſeln.“

„Jetzt wurde mir wirklich unheimlich zu Muthe! — hatte ich einen Menſchen erſchoſſen! einen Mord begangen! aber der Rieſe ſtand noch immer aufgerichtet vor mir, wie ſeit dem erſten Augenblicke. Dieſer Ungewißheit mußte ich ein Ende machen. Ich trat in das nächſte Dickicht zurück, aber nicht weiter, als wo ich die helle Geſtalt noch immer im Auge behalten konnte, und lud dort vor allen Dingen den einen Lauf meines abgeſchoſſenen Gewehres wieder. Dann ſchlug ich Feuer, raffte dürres Laub und faules Holz aus einem hohlen Baum zuſammen, und fachte bald ein tüchtiges Feuer an. Jetzt hätt' ich auch gern ein paar Stücken des ſonſt in den amerikaniſchen Wäldern ſehr häufig vorkommenden Kienes gehabt. Hier in den Sümpfen ſtanden aber keine oder nur ſehr wenig Kiefern. Da erinnerte ich mich kurze Strecke davon entfernt, ein kleines Rohrdickicht geſehen zu haben, was mir hier ſeine Dienſte leiſten konnte. Glücklicher Weiſe fand ich den wenige hundert Schritte entfernten Platz leicht wieder, raffte an dürrem Schilf oder Rohr zuſammen, was ich gleich finden konnte, und kehrte damit zu meinem Feuer zurück. Die Geſtalt ſtand noch an ihrer alten Stelle, und in wenigen Minuten hatte ich mir jetzt von meinem dürren Rohr eine Fackel zuſammengebunden und angezündet, die weithin durch die Nacht leuchtete. Dieſe in der linken Hand, mein geſpanntes Doppelzeug in der rechten, und die Zähne feſt zuſammengebiſſen, ging ich denn getroſten Muthes auf die Erſcheinung zu, die trotz der Fackel in ihrer alten Stellung blieb — bis ich ihr ganz nahe rückte. Da ſchien ſie plötzlich Leben zu gewinnen und drehte ſich herüber und hinüber, und vor mir der Buſch regte und bewegte es ſich, als ob der Rieſe zornig den Boden ſtampfe. Dabei kam ein dumpfes Knurren oder Grunzen wie aus der Erde herauf. Trotzdem trat ich näher, als in dem Augenblick eine ſchwarze Sau dicht neben mir aus dem Buſch fuhr und wie toll auf mich einfuhr.“

„Eine wilde?“ rief der Oberforſtmeiſter, der der Erzählung mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit gefolgt war.

„Wilde gibt es dort im Walde nicht,“ erwiederte der Graf, „und was etwa wie ein Wildſchwein im Buſch herumläuft, ſtammt doch nur von verwilderten zahmen Schweinen ab, und hat keinen Herrn. Mir blieb übrigens kaum Zeit die Fackel vorzuhalten, und das wüthende Thier zu verhindern mir in die Beine zu fahren. Aufrichtig geſtehen will ich auch, daß ich, in der Spannung in der ich mich gerade befand, keinen ſchlechten Schreck bekam, als das pechſchwarze Geſchöpf ſo ohne weitere Warnung auf mich einfuhr. Ich glaubte im erſten Augenblick es hier wirklich mit einer neuen überirdiſchen Erſcheinung zu thun zu haben. Die Sau erwies ſich aber als ein ſehr irdiſches, compaktes Geſchöpf, bei dem ich alle Hände voll zu thun hatte, ſie mir nur vom Leibe zu halten. Sie war dabei ſo wüthend, daß ſie ordentlich in die Fackel biß, und die Funken umherſpritzen machte, und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich ſo raſch wie irgend möglich zurückzuziehen. Erſt als ich eine weite Strecke von dem Buſch entfernt war, ließ ſie von mir ab, und ich ging jetzt zum Feuer zurück, meine Fackel aufzufriſchen. — Und der weiße Rieſe ſtand noch immer auf ſeiner Stelle. — Was es übrigens auch ſein mochte, ſo viel ſah ich jetzt ein, daß ich es wohl kaum mit irgend einem überirdiſchen Weſen zu thun hätte. Das würde ſich doch wohl auf irgend eine Weiſe bei dem Kampfe betheiligt haben, oder wenigſtens verſchwunden ſein. Aber Gott bewahre; nach wie vor ſtand der weiße Burſche dort oben in rieſiger Majeſtät, den einen Arm in die Seite geſtemmt, den anderen jetzt wild um den Kopf ſchwenkend, als ob er mich zu einem neuen Angriff herausfordern wolle.“

„Dem Buſch durfte ich aber nicht wieder zu nahe kommen, denn wie ich nur einen zweiten Verſuch machte, war auch die Beſtie von einer Sau ſchon wieder bei der Hand, und fuhr wie toll und blind auf mich ein. Ich blieb deshalb bei meinem Feuer, übrigens feſt entſchloſſen den Platz nicht eher zu verlaſſen, bis ich mir Gewißheit über den weißen Popanz verſchafft hätte.

„Ich wäre nicht dageblieben,“ meinte Franzel treuherzig, denn all' die Jäger hatten ſich, wenn auch noch in etwas ehrerbietiger Entfernung, doch dem Feuer ſo viel als möglich genähert, zu hören was „die Herren“ da für Geſchichten erzählten.“

„Im Anfang,“ fuhr der Graf fort, „hielt ich mich auch noch munter, und horchte dem Heulen der Wölfe, die es dort in Maſſe gab. Endlich aber wurden mir doch die Augen ſchwer — ich war den Tag ſtark marſchirt und die Natur verlangte ihr Recht. In meine Decke gewickelt ſchlief ich auch, neben dem hellen Feuer und trotz der unbehaglichen Nachbarſchaft, vortrefflich bis zum nächſten Morgen, und als es hell wurde, und ich aufſprang nach meinem Rieſen zu ſehen, was glauben Sie, daß ich dort mitten im Wald, und Gott weiß wie viele Meilen von einer menſchlichen Wohnung entfernt fand?“

„Doch nichts Ueberirdiſches hoffentlich,“ ſagte der Finanzrath. —

„Nein,“ lachte der Graf, „etwas ſo Menſchliches und Proſaiſches wie ſich ein Menſch nur denken kann, und zwar nichts Geringeres als ein, über dem Buſch aufgehangenes — weißes Hemd.“

„Ein Hemd? — aber wer hatte das dorthin gehängt?"

„Ja, darüber zerbrach ich mir damals genug den Kopf. Der eine Aermel war um eine Schlingpflanze geſchlagen, was ihm das Anſehen gab, als ob die Figur den Arm in die Seite ſtemmte und eine Büchſe hielt, und der andere hing locker und dem Winde frei. Die Beine verwandelten ſich in ein paar junge Saſſafrasſtämme, und das was ich für Kopf und breiträndigen Hut gehalten, war ein überhängender dunkler Stechpalmzweig. Kurz, die Sache war einfach weiter Nichts, als ein dort aus irgend einem mir unbekannten Grunde aufgehangenes Hemd, und ſelbſt mein Kugelloch konnte ich darin erkennen, obgleich ich dem Buſch, ſchon der böſen Sau wegen, nicht wieder zu nahe kam. Uebrigens ſollte ich noch an dem nämlichen Tag erfahren, weshalb es dort im Buſch und gerade an jener Stelle aufgehangen war."

„Natürlich wanderte ich jetzt ſo raſch ich konnte der Richtung zu, wo ich meine Leute zurückgelaſſen — dieſe hatten ſich ohnedies ſchon meinetwegen geängſtiget — und erreichte etwa gegen Mittag ein einzeln im Walde liegendes Blockhaus, das ein Jäger mit ſeiner Familie bewohnte. Von dort hatte ich noch etwa eine gute Stunde Wegs zu dem Hauſe, wo ich ſelber meine zeitweilige Wohnung aufgeſchlagen. Der Farmer oder Jäger dort ließ mich übrigens nicht fort, ehe ich nicht mit ihm ſein frugales Mahl getheilt, und noch ohne Frühſtück an dem Morgen, ſchmeckten mir das ſaftige Wildpret und die ſüßen Kartoffeln vortrefflich. Ueber Tiſch erzählt' ich dann auch mein Abenteuer der letzten Nacht, und als ich meinen Schuß erwähnte, ſchlug die Frau die Hände zuſammen und rief: „Na ja, George, Dein beſtes Hemd." Noch immer begriff ich aber nicht, was dieſes Stück Wäſche einen halben Tagesmarſch von zu Hauſe fort im Wald allein zu thun haben konnte, bis mir der Alte die Erklärung gab."

„Dieſe Jäger oder Squatter, wie ſie auch genannt werden, treiben gewöhnlich nur ſo viel Ackerbau wie ſie nothwendig müſſen, um etwas Mais für Brod zu ziehen. Im Uebrigen ſind ſie auf Jagd und Viehzucht, beſonders Schweinezucht, angewieſen. Da ſie aber ſelbſt für ihre Schweine wenig oder gar kein Futter zu Hauſe haben, laufen dieſe ſämmtlich frei im Wald herum, ſuchen was ſie ſelber finden, und würden total verwildern, wenn die Eigenthümer ſich doch nicht manchmal um ſie bekümmerten, nach ihnen ſähen, und ihnen etwas Mais im Walde ſtreuten. So hatte der Jäger auch die Sau im Walde getroffen, die mit elf kleinen prächtigen Ferkeln ihr Lager bei den beiden jungen Saſſafrasbäumen aufgeſchlagen, und von dort natürlich nicht transportirt werden konnte. Um den Aufwuchs aber gegen die in jener Gegend ſehr zahlreichen Wölfe zu ſchützen, gilt es als ein altes bewährtes, mir aber damals noch nicht bekanntes Mittel, ein getragenes Hemd über ihr Lager zu hängen. Den Geruch des Menſchen ſcheut der Wolf ſo ſehr er auch durch die jungen Ferkel angelockt werden würde, mehr als irgend etwas anderes, und die Jungen liegen, mitten im Walde, unter dieſem Schutz ſicher bis ſie umherlaufen und ſich mit der Bache ſelber vertheidigen können."

„Du Franzel," ſagte da Hanſel, und ſtieß den Kameraden leiſe an, „das war alſo kein Geſpenſt, was der Herr Graf da im Walde geſehen hat?"

„Ja," meinte dieſer — „recht verſtanden hab' ich's auch nicht. — Es wird wohl ein Hemd geweſen ſein — ja!"

„Da war der Bergſtutzel heute am Ende wohl auch nichts weiter wie Leinwand oder Baumwolle," lachte der Oberforſtmeiſter, — „Schade, daß unſer Finanzrath nicht darauf geſchoſſen hat."

„Mein beſter Oberforſtmeiſter," ſagte dieſer, „warum ſoll es in dieſen furchtbaren Klüften und Schluchten nicht auch noch unbekannte oder wenig geſehene Geſchöpfe geben. Dieſelben brauchen deshalb noch nicht der Geiſterwelt anzugehören. Dieſe Berge haben erſtaunlich viel Lokal, und es ſtehen Wände darin, an denen nicht einmal eine Gemſe hinauf kann, viel weniger ein Gemſenjäger. Wie nun, wenn gerade dieſe kalten, öden Plätze der Lieblingsaufenthalt eines ſolchen Weſens wären; könnte dieſes nicht ganz ungeſtört, ja vielleicht auch ungekannt, ſein Leben dort verbringen?"

„Ob da aber nicht doch ein oder das andere einmal von unſeren Bergſteigern entdeckt worden wäre, möcht' ich bezweifeln," ſagte der Graf. „Doch wie dem auch ſei, der Sage nach exiſtiren die Bergſtutzel wirklich, und die müſſen wir jedenfalls reſpektiren."

„Der Hanſel," fiel Baron Hohleck ein, „erwähnte da vorhin in ſeiner Erzählung den angeſchoſſenen Gamsbock, der auf beiden Seiten geſchweißt haben ſoll, und dann noch die ſteile Wand hinaufgelaufen wäre. Ich kann mir nicht denken, daß die Thiere ſo zäh ſein ſollten."

„Warum nicht," entgegnete der Oberforſtmeiſter, „und ganz beſonders in der Brunſtzeit. Es iſt erſtaunlich was in der Zeit die meiſten wilden Thiere für eine Lebenskraft haben. Mir iſt ſelber davon ein höchſt merkwürdiges Beiſpiel begegnet."

„Heraus damit," rief Baron Hohleck, „wir ſind nun doch einmal mitten in's Erzählen hinein gerathen."

„Recht gern," ſagte der alte Waidmann, „die Sache iſt auch gar nicht ſo lange her. Es war erſt voriges Jahr, wo ich nach Schleſien auf das Gut eines Freundes reiſte, dort ein paar Brunſthirſche zu ſchießen, die bei uns daheim ziemlich rar geworden ſind. Ich hatte meinen Burſchen bei mir, und hörte eines Morgens an einer ſehr ſumpfigen Stelle einen mordſtarken Hirſch ſchreien. Der Stimme nach mußte er ein äußerſt braver Hirſch ſein, und in der Hoffnung mir ein tüchtiges Geweih für meine Sammlung zu holen, ließ ich mich auch durch das ungünſtige Terrain — ein unter Waſſer ſtehender Sumpf mit Schilf und Erlen — nicht abhalten. Alle trockenen Stellen benutzend und, wo es ſein mußte, gerade in das Waſſer hinein watend, kamen wir auch endlich dem Platze nah. Der Hirſch ſchrie noch in einem fort, und ringsumher konnte ich andere ihm antworten hören. Gerade hinter einem kleinen Schilfdickicht verſteckt, hörten wir da Wildpret ankommen, und es dauerte auch nicht lange, bis ein Rudel von ſieben Stück an uns vorüber durch das Waſſer plätſcherte. Wind konnten ſie nicht von uns bekommen, gedeckt ſtanden wir auch, ſo erwarteten wir denn ruhig den Hirſch, der auch nicht lange auf ſich warten ließ und in den Fährten des Wildprets nachkam. Kurz vorher ſchrie er noch einmal, es war alſo kein Zweifel daß es derſelbe ſei, der uns hier hergeführt. Trotz der mächtigen Stimme hatte er aber nur ein ganz mittelmäßiges Geweih auf. Es war ein ungerader Zwölfer, und die Stangen ſtanden noch dazu nicht einmal beſonders ſchön. Seinethalben waren wir aber nun einmal in den Sumpf hinein gewatet und naß wie die Katzen, und ich nahm deshalb die Büchſe an den Backen, zielte ihm vorn auf den Stich und drückte ab."

„Nach dem Schuſſe war es, als ob das ganze Schilf lebendig geworden wäre. Von allen Seiten praſſelte und brach's, und während der angeſchoſſene Hirſch auf den Hinterläufen herum und wieder in das Schilfdickicht hineinfuhr, hörten wir wie auch die ſieben Stück Wildpret wieder dicht an uns vorbeiſauſten. Da ſtanden wir nun. Auf die Entfernung hätte der Hirſch im Feuer zuſammen brechen müſſen; ſtatt deſſen war er fort, und wir bekamen die nichtswürdigſte Nachſuche von der Welt. Allerdings verbrachen wir den Anſchuß, ſo gut das eben gehen wollte; Wildpret und Hirſche hatten ſich aber dergeſtalt dort überall herumgejagt, und das Waſſer verwuſch auch etwaige Schweißſpuren ſo vollkommen, daß unſere größte Müh' erfolglos blieb. Der Hirſch war zu Holz geſchoſſen und wir mußten es endlich aufgeben ihn zu finden. — Sechs Tage waren ſo darüber hingegangen. Ich hatte mehrere gute Hirſche geſchoſſen, und da in der Nachbarſchaft auch einige ſtarke Schweine ſtanden, wollt' ich, ehe ich abreiſte, ein's von dieſen ſchießen. Es war noch etwas früh im Jahre, die Maſt dort aber ganz vortrefflich und die Sauen hatten ſchon tüchtig Weißes angeſetzt. Dort aber, wo ſie ſich aufhielten, gab es wenig oder gar keine Hirſche; der Platz lag auch mehrere Stunden von dem eigentlichen Rothwildſtand entfernt. Um zum Schuß auf die Sauen zu kommen, fuhr ich dort hinaus und ließ mir ein ziemlich großes Dickicht abtreiben; war aber ordentlich überraſcht als ich, kaum auf meinen Stand angekommen, gar nicht weit von mir einen guten Hirſch ſchreien hörte. Nicht lange dauerte es auch, ſo kam er näher und näher, und trieb endlich ein Rudel Wildpret grad auf die Blöße, auf der ich mit meinem Burſchen lag. Es war ein prächtiger Anblick, der alte Geſell', der übrigens auch kein beſonderes Geweih aufhatte, hetzte das Zeug da auf und ab nach Herzensluſt und ſchrie famos! Wir blieben dabei ruhig liegen, und einige von den Thieren und Schmalthieren liefen uns ein paar Mal auf kaum zehn Schritte vorbei. Auf einmal bekam eines von ihnen Wind und ſchreckte, und der Hirſch hielt mitten im Schreien ein und ſah nach dem Thiere hinüber. Das war dann freilich die höchſte Zeit; ich ſchoß ihn auf's Blatt und er ſtürzte im Feuer zuſammen."

„Schon während wir dort lagen, flüſterte mir mein Burſche zu, daß ihm der Hirſch ſo bekannt vorkomme, und er hatte meiner Seel recht. Es war derſelbe Hirſch, den ich vor ſechs Tagen hoch auf den Stich geſchoſſen hatte, daß ihm die Kugel neben dem Rückgrat wieder ausgefahren war. Vorn im Anſchuß hing ein Klumpen Eiter wie ein Hühnerei groß, und ich bin feſt überzeugt, der Hirſch wäre nach der Brunſt eingegangen. In der Aufregung derſelben hetzte er aber das Wildpret und ſchrie wie ein vollkommen geſunder Hirſch, und kein Menſch würde es ihm angeſehen haben, daß er eine ſolche Schußwunde mit herumtrug."

„Hab' ich ihnen ſchon erzählt" ſagte da Graf Böblen, „wie es mir vor einigen Jahren mit einem Auerhahn gegangen iſt? — Nicht? — nun gut, das giebt eben nur auch den Beleg zu dem was Sie gerade geſagt: daß alle Thiere in der Zeit ihrer Begattung, Brunſt oder Balz oder was es nun gerade iſt, ein viel zäheres Leben haben, als ſonſt, und ſchwerer zu tödten ſind. Wir alle wiſſen daß ein Auerhahn z. B. oft noch mit dem tödtlichen Schuß weite Strecken abſtreicht, und todt aus der Luft herunter fällt. Das Merkwürdigſte übrigens, was in der Art wohl je geſchehen iſt, und was ich durch meinen Förſter belegen kann, paſſirte mir in jenem Frühjahr."

„Ich war die Nacht über im — Wald auf der Pirſchhütte geblieben, um am nächſten Morgen gleich früh bei der Hand zu ſein. Der Morgen konnte auch nicht ſchöner ſein. Kein Lüftchen regte ſich und wie ſich kaum der erſte Dämmerſtreifen im Oſten zeigte, hörten wir ſchon das erſehnte Klipp! Klipp! des erſten Hahnes. So weit es ging pirſchte ich mich auch noch an, und begann dann, als ich mich nahe genug glaubte, meine Sprünge. Da fing, gar nicht ſo weit vom erſten, ein zweiter an zu balzen, und das iſt wohl mit das Aergerlichſte, was Einem auf dieſer Jagd begegnen kann. Hätten ſie nur ein paar Mal zuſammen eingeſetzt, ſo wäre ich doch noch am Ende hinangekommen, ſo aber fing der eine immer gerade dann an, wenn der andere aufgehört hatte, und ich wußte recht gut, daß ich ſie verſcheuchen würde, ſo bald ich es mit Gewalt durchſetzen wollte. Trotzdem mußte ich es doch endlich verſuchen, ob ich nicht an einen oder den andern im Schutz der Dämmerung anſchleichen könne, die Jagd wäre mir doch ſonſt verdorben geweſen. Da ſtrich der, der zuerſt gebalzt, plötzlich von ſeinem Aſt ab, und fiel auf einer kleinen Buchenlichtung ein, und kaum war er unten, folgte ihm auch der zweite ſchon nach, wo es denn keine Minute dauerte, daß ſie einander bei den Köpfen hatten. Das war ein Schleifen und Gluckſen und Sträuben und dann wieder herrſchte Todtenſtille, und nur das umher geſtreute Laub verrieth, wie erbittert ſich die beiden Burſchen gefaßt hatten."

„Glücklicher Weiſe begünſtigte mich hier das Terrain ungemein, da ein früherer Windbruch eine Anzahl von Kiefern und Buchenwurzeln aufgebrecht hatte. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo pirſchte ich mich in Schußnähe an, und wollte nun gern Beide ſchießen. Eine unvorſichtige Bewegung, oder Gott weiß was, machte aber den einen Burſchen ſcheu. Er richtete ſich raſch und aufmerkſam empor; da er mir aber gerade am entfernteſten ſtand, und ich wohl wußte, daß es jetzt zum Schießen die höchſte Zeit ſei, zielte ich auf den mir nächſten, der auf den Schuß zuſammenknickte und mit den Flügeln ſchlug. Der andere ſtrich fort, ohne daß ich, des Pulverdampfes wegen, auf ihn abkommen konnte. Um den Geſchoſſenen übrigens nicht doch am Ende noch zu verlieren, ſprang ich raſch auf ihn zu, packte ihn am Halſe, legte mein Gewehr dann neben mich, und wollte ihn nun abfedern. In dem Augenblick fing der alte ſchwere Burſche aber ſo an zu ſtrampeln und riß mich mit den ſcharfen Klauen dermaßen in die Hand, daß ich ihn ärgerlich wieder von mir und zu Boden ſchleuderte. Mein Erſtaunen können Sie ſich aber etwa denken, als er dort auf die Füße kam und nicht etwa Miene zum Fliehen machte, ſondern auf der Erde und ſchwer waidwund geſchoſſen, wie ſich ſpäter auswies — wieder zu balzen anfing. Er drehte ſich und ſchnalzte wie oben auf dem Baume, brachte es aber immer nur bis zum Hauptſchlag, und begann dann wieder von Neuem."

„Ich muß geſtehen, ich hätte ſo etwas im Leben nicht für möglich gehalten, und neugierig, was der Hahn endlich beginnen würde, griff ich meine Flinte wieder auf, lud den abgeſchoſſenen Lauf und trat neben einen Baum."

„Mein Förſter hatte indeß nach einer andern Richtung hin verhört, kam aber auf den Schuß gegen mich heran, um mich abzurufen. Nur erſt wie er den Hahn dort auf dem Boden balzen hörte, blieb er ſtehen. Ich ſtand verdeckt und er konnte mich nicht ſehen, an den Hahn aber, deſſen Balzen ihm ſo merkwürdig vorkam, pirſchte er ſich immer näher und näher. — Mir machte der Förſter jetzt ſo vielen Spaß wie der Hahn — und da der letztere, die Augen verdreht und immer vor ſich hin klippend, gerade auf ihn zu ſchleifte, warf er ſich plötzlich auf ihn und faßte ihn. Jetzt trat ich auch vor und wie er mich ſah, rief er: — „ich hab' ihn — ich hab' ihn lebendig!" Mit wenigen Worten machte ich ihm aber begreiflich, daß der Hahn geſchoſſen ſei und nicht mehr fort könne, und er ihn nur hinwerfen ſolle, und der Hahn, der bis dahin geſchwiegen, balzte, ſo wie er nur wieder den Boden berührte, weiter."

„Mit der Geſchichte hatten wir übrigens die beſte Zeit verſäumt, und ich ſagte dem Förſter er möchte den Hahn auf und mit zu Haus nehmen, zu ſehen was endlich aus ihm würde. Er that das, und nahm ihn auf den Arm, was er ſich ruhig gefallen ließ und ſtill ſchwieg. Kaum aber hatten wir hundert Schritt mit ihm gemacht, als der Auerhahn auf dem Arm des Förſters wieder zu balzen anfing. Der Förſter ſelber geſtand mir ſpäter, es ſei ihm ganz unheimlich dabei zu Muth geworden; aber der Hahn balzte fort, bis er ihm unterwegs und auf dem Arme verendete."

„Ihr Förſter, lieber Graf, hat mir die Geſchichte ſelber erzählt," beſtätigte der Finanzrath, — „er verſicherte auch es ſei das merkwürdigſte was ihm je vorgekommen."

„Den Sommer, Euer Gnaden" miſchte ſich der Franzel in das Geſpräch, „hab ich auch einmal geſehen, wie ein Jochgeier einen Auerhahn gefaßt und mit fortgenommen hat."

„Alle Wetter," rief dieſer, ſich raſch nach ihm umdrehend — „hatte ſich der ſo hoch hinaufgewagt?"

„Ih nu ja —" ſagte Franzel, „es war an dem Lärcheneck, wo die Spitze nach der Todtenwand hinaufläuft — Euer Gnaden wiſſen ſchon, gerade dort etwa, wo Euer Gnaden vor drei Jahren den weißen Haſen ſchoſſen. Der Auerhahn ſtand oben auf einer Lärche und balzte flott, und ich war ihm ſchon dreimal zu Gefallen gegangen; ja! — und auch ſchon beinah in Schußnähe angeſprungen, als der Malefizgeier auf einmal niederſtieß — ich hatt' ihn gar nicht kommen ſeh'n — und mir den Auerhahn vor der Naſe wegnahm — ja."

„Und konnteſt Du nicht ſchießen?" frug der Oberforſtmeiſter raſch.

„Ih nun wohl," erwiederte Franzel, „ich hätt' vielleicht im erſten Augenblick ſchießen können, denn ſie waren kaum auf achtzig Gäng von mir ab. — Ich war aber ſo erſchrocken, daß ich gar nicht an meinen Stutzen dachte — und nachher war's zu ſpät — ja."

„Und konnt' er ihn tragen?"

„Na ich denk's," lachte der Jäger. „Zuerſt wehrte ſich der Auerhahn mordmäßig und bekam ſeinen einen Flügel hinter den des Geiers, und dadurch kamen ſie ein Stück herunter und ich glaubte ſchon ich hätt' ſie beide, ja! — auf einmal aber kriegte der Geier den wieder frei und nun ging die Reiſe fort. Im Anfang zappelte der Hahn noch eine Weile, das dauerte aber nicht lang — nachher hing er ſtill und der Geier ſtrich mit ihm nach der blauen Wandſpitz hinüber. Jetzt bin ich dem Geier wohl vier Monat dort hinüber zu Gefallen gegangen, konnt' aber immer Nichts machen, bis ich ihn vor zwei Monaten wieder antraf, wie er gerade einen weißen Haſen gefangen. — Nun glaubt' ich, ich hätt' ihn — ja! — Ich lief alſo zu Haus, holte mein Eiſen und ſtellt' es mit dem ſchon halb gefreſſenen Haſen. Wie ich aber am anderen Morgen wieder hinkam, was hatte ſich da gefangen? — weiter Nichts wie ein elendiger Rab' — ja!"

„Aber Du haſt doch ſchon verſchiedene Geier gefangen?" ſagte der Graf.

„Ei ich denk' Euer Gnaden" lachte der Jäger — „im vorigen Jahr vier."

„Vier Stück?" rief Baron Hohleck — „gibt es ſo viele hier? Ich habe bis jetzt noch keinen einzigen geſehen."

„Viel gibts gerade nicht" meinte Franzel, „aber immer noch genug von dem Malefizzeug, die Alles zuſammenreißen, was ſie nur derwiſchen können."

„Und wie haſt Du die gefangen?" frug der Graf — „komm hier näher her und erzähl' einmal."

„Ja das war ein ſauer Stück Arbeit" meinte Franzel, indem er der Aufforderung Folge leiſtete und ſich verlegen dabei hinter dem Ohre kratzte. — „Ich hatte den Horſt gefunden, aber an einer miſerabelen Stelle, wo man weder von oben noch unten gut ankommen konnte. Mit Steigen war gar nicht hinzukommen. Nur bis auf eine Felsplatte kam ich mit Steigeiſen, und wenn ich mich auf der auf den Bauch legte, konnt' ich gerade in den Horſt hinein ſehen, der noch etwa zwanzig Fuß tiefer lag. Nun wollt ich gern einen Kameraden haben, aber die Jäger waren alle auf den andern Revieren, und von den anderen konnte Niemand mit bis zu der Platte hinunter ſteigen. Da nahm ich mir denn einen Steinbohrer mit und ein langes Seil, und bin allein hinunter gegangen. Erſt hab' ich mich angeſetzt und wollt' die Alten vorher wegſchießen, ja — aber die kamen nicht, und da ich bang war, daß mir die Jungen unten zuletzt verhungerten, ging ich an die Arbeit. Mit dem Steinbohrer dreht' ich mir ein Loch in die Platte, und wie der tief genug drin war, ließ ich ihn ſtecken, und band das Seil d'ran und ſtieg hinunter — ja!"

„Allein? —"

„Ja! — hübſch war's nicht," meinte Franzel gutmüthig, „und wenn ich mir auch Knoten in's Seil gemacht hatte, ſah's doch häßlich aus. Das Hinunterſteigen war aber noch das Wenigſte, denn wie ich unten hing, konnt' ich mit den Füßen nicht einmal den Horſt erreichen und mußte mich ſchaukeln, und nachher fing das Seil an zu drehen. Ja — dabei hatte ich eine Maleſizangſt daß die Alten jetzt kommen würden, und das wär' eine verzweifelte Geſchicht' geweſen. Endlich derwiſcht ich den Felsrand mit dem einen Fußſpitz, und erſt einmal ſo weit war ich auch raſch im Horſt."

„Drin ſaßen zwei Junge, und daß die verhungerten, hätt' ich g'rad keine Sorge zu haben gebraucht. Im Neſt lag noch ein Stück von einem weißen Haſen und Ueberreſt von allem möglichen Zeug: der Kopf von einem Gemskitz, Birkwildfedern, ein halbes Schneehuhn, ein Stück Fuchsbalg, und Gott weiß was Alles; ja! — Aufhalten that ich mich aber grad nicht lange, nahm meine beiden Jungen, die die Schnäbel wie groß nach mir aufriſſen, bei den Ständern, band ſie zuſammen und hing ſie mir ein Bischen lang an den Gürtel. Der eine Racker hackte mir nach dem Beine, und derwiſchte mich in der Wade. Wie ich den Kopf herumdrehte, ſah ich aber den einen Alten von weitem ankommen, und jetzt macht' ich, daß ich fortkam. Das Seil ſchnitt mir dabei in die Hände, und der Angſtſchweiß lief mir am ganzen Leib herunter. Da hört ich auf einmal den Flügelſchlag vom alten Geier und duckte den Kopf, denn ich glaubte, er wollte mich packen. Er ſauſte auch ſo dicht vorbei, daß er mit der einen Flügelſpitze das Seil traf. Ehe er aber wieder zurückkam, hatt' ich meinen Steinbohrer gefaßt und war oben auf der Platte, wo meine Büchſe lag, und wie er wieder heran kam, ſchoß ich auf ihn. Ja. Ich zitterte aber ſo ſchrecklich daß ich fehlte, und nach dem Schuß ſtrich er wieder ab. Nun mußt ich freilich noch einen ſchiechen Platz mit den beiden Jungen hinaufklettern, die that ich aber auf das Seil in den Bergſack und kam glücklich oben an."

„Die Jungen hatt' ich nun, hätt' aber die Alten auch gern gehabt. Wie's deshalb dunkel wurde, baut' ich mir oben auf dem Joch ein kleines Verſteck von Steinen, mit nur einem Loch drin zum Hinausſchießen, und ſtieg dann im Dunklen hinunter um mir zu eſſen zu holen. Der Tag war ich ſchon wieder oben, aber ſo müd', daß ich kaum die Knochen rühren konnte, und dort lag ich denn den ganzen Tag, und der Wind pfiff ſo kalt über das Joch herüber, und kein Geier kam. Zweimal ſah ich ſie über mich hinſtreichen, denn oben hatt' ich mir auch ein kleines Loch zum Hinausſchauen gelaſſen, aber ſie getrauten ſich nicht heran, wenn auch die Jungen die Schnäbel nach ihnen aufſperrten, und ſchrieen — ja. Und die Nacht blieb ich auch oben und wär' beinahe erfroren, denn ein Feuer durft ich nicht anmachen, und da es gegen Abend neblig wurde, konnt ich auch nicht im Dunklen dort herumklettern — ich hätte ſonſt Hals und Beine gebrochen. Am anderen Morgen kam aber die Alte und hatt' ein Steinhuhn in den Krallen, und wenn ſie auch erſt noch ein paarmal ſcheu herumkreiſte, ſtieß ſie doch endlich nieder und ich ſchoß ſie. Natürlich holte ich ſie mir in die Hütte hinein, und ſaß wieder den ganzen Tag und wartete auf den Alten, der ſich gar nicht hatte ſehen laſſen. Endlich wie die Sonne ſchon hinter der Wand war, kam er mit einem weißen Haſen und ich ſchoß ihn auch, mußte aber auch die Nacht noch oben auf dem Joch bleiben, und dabei warf's einen Schnee nieder, daß ich beinah gar nicht wieder heimgekommen wäre — ja."

„Und das ſind die beiden Jungen, die Du mir verkauft haſt?" ſagte der Graf.

„Ja, Euer Gnaden," ſagte Franzel, ſeinen Hut zwiſchen den Fingern herumdrehend — „und ſauer genug verdient waren ſie auch."

„Das weiß Gott," ſeufzte der Finanzrath — „mir iſt bei der bloßen Erzählung ſchwindlich geworden."

„Ich weiß nicht" meinte Baron Hohleck, als ſich die Jäger jetzt wieder zurückgezogen hatten, „man muß auch bedenken, daß die Leute hier von Jugend auf an dieſe Berge gewohnt ſind. Ich glaube, wenn ich einmal ein Jahr hier herumſtiege, ging ich überall mit hin. Ich bin jetzt ſchon über Stellen geklettert, bei denen ich es früher nicht für möglich gehalten hätte, daß ſie ein Menſch mit ganzen Gliedern paſſiren könnte."

„Du" ſagte da Franzel, der die Worte noch gehört, zu dem draußen neben ihm ſtehenden Hanſel: „den Herrn möcht' ich einmal eine halbe Stunde ſpazieren führen."

„Wer mit dem Pirſchen geht, hat's bequem," ſagte der Hanſel, — „aber beim Riegeln wär's ihm am liebſten, wenn man's ihm immer gleich im Bergſack anbrächt. Wie vielmal hat er denn eigentlich geknallt?"

„Ja das wiſſen alle Heiligen" brummte der Seppel, „einen Anlauf hat der, der geht gar nicht auf eine Kraxen; aber er trifft halt nix. Solche Schützen freuen Einen dann und mei' Meinung iſt, die ſollten lieber unten im Lande bleiben und braune Haſen ſchießen."

Das Geſpräch der Herren am Feuer drehte ſich jetzt noch eine Weile um die fröhlich durchlebte Jagd und die erlegten Gemſen, und der Finanzrath beſonders war ganz glücklich, endlich einmal eine ſolche Jagd mitgemacht zu haben. Daß er dabei im Stillen überzeugt war, einige höchſt gefährliche Steige forcirt und Außerordentliches dabei geleiſtet zu haben, verſtand ſich von ſelbſt.

Indeſſen wurde es aber auch Zeit zum Schlafengehen. Wenn auch in der reinen Luft dort oben der Körper nicht ſo leicht ermüdet, verlangt doch die Natur ihr Recht, und die Lagerſtellen waren indeß ſchon von dem Koch und dem Jäger des Baron Hohleck für die Schützen in einer Nebenkammer der Alm hergerichtet worden. Morgen ſollte früh von hier aufgebrochen werden, den Heimweg in das flache Land anzutreten.

Die Jäger hatten ſich in einem anderen kleinen Gebäude ein tüchtiges Feuer angemacht, und ſaßen dort noch ebenfalls eine Weile, die verlebte Jagd zu beſprechen, und einander zu erzählen wie viel Gemſen, und an welchen Stellen ſie dieſelben angetroffen.

Jede fremde Fährte, die ſie dabei an dem oder jenem Tag in den Bergen gefunden, wurde erwähnt, und ihrem Urſprung nachgeforſcht, jeder Schuß aufgezählt, der gefallen. Die Jäger, die hier zur gemeinſchaftlichen Jagd zuſammen gekommen, trennten ſich ja ſchon morgen wieder, auf ihre verſchiedenen Stationen zurückzukehren, und da war es gut ſich vorher von allem zu unterrichten.

„So jetzt wird's aber Zeit, daß wir „zu Heu“ gehen“, ſagte da der Franzel, indem er den Kopf von ſeiner kurzen Pfeife nahm, die Aſche ausſchüttete, und dann den Sudder nicht etwa aus dem Sudderſack ausgoß, ſondern nach Sitte der dortigen Jäger durch Rohr und Pfeifenſpitze auslaufen ließ. Dann ſchob er die Pfeife in ſeine Bruſttaſche, nahm ſeinen Bergſack auf die Schulter, hing die Büchſe über den Nacken, und ließ ſelbſt den Bergſtock nicht unten in der Ecke ſtehen.“

„Na Franzel“ lachte der Jäger des Baron Hohleck mit dem richtigen Berliner City-Dialekt, „Sie wollen wohl noch ein Bischen auf die Jagd gehen heut' Abend?“

„Beſſer iſt beſſer“ brummte aber Franzel, „ich nehm' mein Zeug mit hinauf, dann weiß ich, daß ich morgen früh Alles wieder hab' — ja.“

„Spitzbuben ſind aber doch hier oben nicht zu erwarten.“ —

„Wer weiß“ meinte Hanſel, „ſchlechte Menſchen gibts überall, und von dem Geſindel, das ſich mit Wildern und derlei abgiebt, dürft es Einem g'rad recht kommen, wann er hier einen Stutzen erwiſchen könnt.“

„Kannſt Du's Licht noch tragen Hanſel?“ rief ſein Kamerad zurück — „ich hab den Schlüſſel. —“

„J bring's ſchon“ lautete die Antwort, und die Uebrigen folgten jetzt dem Beiſpiel der Vorangegangenen, griffen was ſie an Sachen hatten auf und ſtiegen dann, nachdem ſie die Thür zugeſchloſſen, eine kleine Leiter hinauf, die auf den Heuboden führte.

Auf all' dieſen Almen bleibt nämlich ſtets den Winter über ein manchmal kleiner, manchmal größerer Vorrath von Heu aufgeſpeichert liegen, dort einſprechenden Jägern oder Almleuten zum Lager zu dienen, und dann im Frühjahr verfüttert zu werden. Wenn die Sennen in früher Jahreszeit nämlich mit ihrem Vieh heraufkommen, fehlt es gewöhnlich noch an Futter, und das vom vorigen Jahr übrig gelaſſene Heu dient da zur Aushilfe.

Für die Herren waren allerdings durch beſondere Träger Matratzenüberzüge und wollene Decken heraufgeſchafft, und die Ueberzüge dann hier ebenfalls mit Heu' gefüllt worden. Die Jäger ſelber aber ſchlafen im bloßen Heu. Nur ein paar alte Säcke oder Stücke von Sackleinwand bleiben als „Bettwäſche“ oben auf dem Heuboden liegen, von etwa hier Lagernden benutzt zu werden.

Die Jäger haben dabei eine eigene Fertigkeit ſich in das allerdings etwas ſehr ſtaubige Heu einzuwühlen. Auf weicher Unterlage wird ein ſolcher alter Sack oder ein Stück davon ausgebreitet, ein anderes Stück zur Decke genommen, dann ſo viel Heu als möglich oben auf geſchoben, und bei der ſtrengſten Kälte liegt man ſo warm darin, wie im dickſten Federbett.

Der Jäger des Baron Hohleck hatte wegen Mangel an Raum in den ſehr beſchränkten Hütten ſein Lager ebenfalls im Heu, aber noch zwiſchen ein paar extra wollenen Decken, aufſchlagen müſſen. Die Gemsjäger halfen ihm aber dabei auf das Freundlichſte, ſich ordentlich und warm einzurichten, und ſuchten ihr eigenes Lager nicht eher bis ſie ihn in einen Heuberg ſo vergraben hatten, daß nur der Kopf herausſchaute. Dabei leuchteten ſie faſt etwas zu ſorglos mit dem offen flackernden Licht in dem überall locker liegenden Heu umher. Doch geſchah kein Unglück; die Leute waren daran gewöhnt. Bald lagen alle ſicher und warm eingepackt im Heu vergraben, und das Licht wurde ausgeblaſen.

Damit dachten die Leute aber noch nicht an Schlafen. In der behaglichen Wärme thauten ſie erſt ordentlich auf, und es wurde jetzt ein ſchon unten im Haus mit dem fremden Jäger begonnenes Geſpräch über ihre verſchiedenen Jagden hier oben in den Bergen und unten im flachen Lande fortgeſetzt.

„Sagen Sie 'mal Herr Lehmann“ frug da der Franzel den Fremden, den die Leute Sie und Herr nannten, weil er eine ſehr ſchöne goldgeſtickte Joppe trug — „Raubthiere giebt's bei Ihnen da unten im flachen Lande wohl gar keine — Nichts wie ein paar Hirſche und braune Haſen, wie?“ —

„Raubthiere?“ rief Lehmann, der es für ſeine Pflicht hielt den Bergbewohnern eine beſſere Idee von ihrer Jagd beizubringen. „Das Raubthier möcht ich hier oben ſehen, das ſich unten mit unſeren wilden Schweinen meſſen könnte.“

Franzel ſtieß den Hanſel heimlich an, daß der fremde Jäger die Schweine mit zu den Raubthieren zählte, Hanſel aber ſagte neugierig:

„Sind denn die ſo bös?“

„Bös? das wollt ich meinen, und nehmen einen Menſchen an wie gar nichts. Ich war einmal mit meinem gnädigen Herrn auf der Jagd und oben zur Wehr an ein Dickicht geſtellt. Da knallt es unten und gleich darauf brach ein angeſchoſſener furchtbarer Eber aus dem Dickicht. Nun wollt ich nicht darauf ſchießen, ſondern ich glaubte ich könnte ihn ganz einfach wieder zurück in den Trieb ſcheuchen, wenn ich mich nur eben ſehen ließ. Da kam ich aber ſchön an. Kaum regt ich mich, als mich der alte borſtige Burſche gewahr wurde, und wie ein Ungewitter auf mich einbrach. Ich behielt nur noch eben Zeit in eine ziemlich dürre ſtarke Kiefer, neben der ich ſtand, hinauf zu klettern. — Aber da glauben Sie wohl wär' ich ſicher geweſen? — Wenn die Beſtien nicht klettern können, verſtehen ſie dafür das Wühlen deſto beſſer. Kaum merkte der ſchwarze Burſche, daß er mich oben nicht erreichen konnte, als er unten an der Wurzel zu graben und ſcharren anfing. Die Wurzeln ſelber biß er ab als wenn's Glas geweſen wäre, und es dauerte gar nicht lange, ſo fing der Baum an zu wanken. Ich ſchrie jetzt aus Leibeskräften um Hülfe. Wenn mich das Schwein erwiſchte, hätt' es mich umgebracht, denn mit ihren ſcharfen Zähnen können ſie einen Menſchen mitten von einander reißen. Das Schwein ließ ſich aber nicht irre machen und wühlte und wühlte bis der Baum endlich wirklich umſtürzte. — Meine Lage war verzweifelt, aber glücklicher Weiſe hatte mein Herr das Rufen gehört, und gerade wie ſich das Ungethüm auf mich werfen wollte, ſtreckte er es auf dreihundert Schritt Entfernung mit ſeiner ſicheren Kugel zu Boden.“

„Das ſind böſe Viecher“ lachte der Seppel. „Da ſind doch bei uns in den Bergen die Thiere anders. Wiſſen Sie wie es die Murmelthiere machen, wenn die ihr Futter eintragen?“

„Nun die werden es in die Backentaſchen nehmen, wie bei uns die Hamſter.“

„Backentaſchen?“ ſagte Seppel verwundert — „hm, nein — erſt beißen ſie das Gras ab, laſſen es dann an der Sonne trocknen und machen ordentlich Heu, und wenn das gut iſt legt ſich einer von ihnen auf den Rücken als Wagen, die anderen laden auf, und wenn er voll iſt, faſſen zwei an, und ziehen den Kameraden mit dem Heu in ihren Bau hinein.“

„Das iſt gar Nichts,“ ſagte Lehmann, der ſich darin gekränkt fühlte, daß die Bergthiere klüger ſein ſollten, als die im flachen Land — „wenn bei uns ein Fuchs Gänſe ſtiehlt, und ein Bischen einen weiten Weg zu ſeinem Bau hat, nimmt er immer zwei auf einmal, damit das Gelaufe nicht ſo oft iſt.“

„Aber wie bringt er denn die fort?“ frug der Hanſel verwundert.

„Auf die einfachſte Weiſe“ verſicherte der Jäger aus dem Flachlande, „er nimmt ihre Hälſe kreuzweis in's Maul, wirft ſich die eine rechts und die andere links über die Schulter hinüber, und läuft nun ganz behaglich wohin es ihm gerade beliebt, in den Wald hinein.“

„Das ſind Schlauköpfe“ ſagte der Seppel.

„Aber ſo klug wie die Gemſen ſind ſie lange nicht“ meinte der Franzel — „das haben Sie doch geſehen, wie die ordentliche Schildwachen ausſtellen — und das Pfeifen haben Sie doch auch gehört.“

„Oh oft genug. Das ſind Schwerenöther“ meinte Lehmann, „wenn die erſt einmal pfeifen, nachher gute Nacht Anpirſchen.“

„Ja, aber haben Sie ſchon einmal geſeh'n wie ſie's machen?“ —

„Nein — gehört aber oft — doch wohl durch die Naſe.“ —

„Durch die Naſe?“ rief Franzel. „Da iſt's aber weit gefehlt. Wie ein Menſch durch die Finger pfeift, ſo pfeifen die durch die Schalen, und wenn ſie erſt den Vorderlauf aufheben und man kann dann nicht ſchießen, nachher iſt's krumm. Wiſſen Sie auch, warum man die Gamshörner Krickeln nennt?“

„Nein, das weiß ich nicht“ ſagte Lehmann, den dieſe naturhiſtoriſche Enthüllung doch etwas ſtutzig gemacht hatte, während er eben überlegte, ob er das im flachen Lande wieder erzählen könne oder nicht. —

„Ah, das weiß ja jedes Kind hier in den Bergen“ meinte Hanſel — „klug genug ſind ſie, daß ſie mit einem Bergſtock laufen würden, wenn ſie ihn nur halten könnten. Wo's aber einmal recht ſchiech und ſchlecht zu ſteigen geht, da brauchen ſie die Hörner ganz richtig als Krücken, hängen ſich überall damit ein, hinter Felszacke oder Krummholzkieferbuſch, und kommen ſo über die ſchlechteſten Plätze ganz bequem weg.“ —

„Das iſt wirklich erſtaunlich“ ſagte Lehmann — „ja es gibt erſchrecklich kluge Thiere. — So hatten wir einen Storch zu Haus, dem der eine Flügel gelähmt war, daß er den Winter da bleiben mußte, und den hatten ſich die Kinder im Haus abgerichtet, daß er mit ihnen ſpazieren ging, und ihnen den Korb oder das Tuch in ſeinem langen Schnabel trug.“

„Langen Schnabel?“ ſagte Franzel — „das iſt wohl ſo eine Art Schnepf?“

„Schnepfe?“ lachte Lehmann, „kennt Ihr keine Störche?“

„Nein“ meinte Seppel, der ſich auch dafür zu intereſſiren ſchien — „giebt's deren im flachen Land?“

„Jetzt kennt der keinen Storch!“ lachte Herr Lehmann. „Uebrig genug — überall.“

„Aber wie ſehen ſie aus?“

„Nun, weiß und ſchwarz mit rothen langen Beinen und langem Schnabel. Sie ſind vielleicht ſo groß im Körper wie eine Auerhenne, aber die Beine ſind länger, wie die von einer Gems, der Hals iſt wie mein Arm lang und der Schnabel beinah' eben ſo lang.“

„Jeſus, Maria und Joſeph“ flüſterte Franzel dem Seppel leiſe zu — „kann der Kerl lügen.“

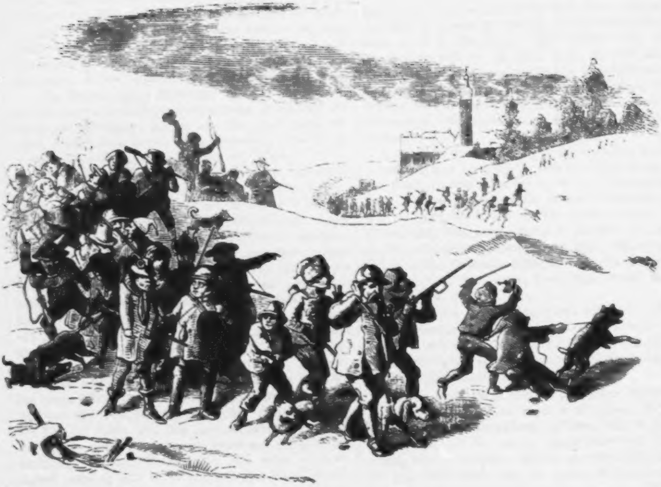
Das Geſpräch war nach dieſer, wie die Alpenjäger glaubten, zu argen Aufſchneiderei, abgebrochen, und bald lagen die Männer dort oben Alle in tiefem ſanften Schlaf. Der wurde auch durch Nichts geſtört, bis gegen Morgen Franzel zuerſt vor allen Anderen den Kopf hob, ſeine Uhr aus der Taſche nahm und nach den Zeigern fühlte. Es war etwa vier Uhr; er weckte die Kameraden, und Feuer wurde nun unten angemacht und das Frühſtück bereitet, bis zwei Stunden ſpäter die Herren zum Aufbruch fertig ſtanden.

Träger für das Gepäck waren ſchon vorher beſtellt, und während ein paar von den Leuten bei den zuſammengeſchnürten Sachen blieben bis jene ankamen, zog der fröhliche Trupp durch das wundervolle Felſenthal hinab, dem flachen Lande wieder zu.“ —

Und über ihnen lachte der reine blaue Himmel, glühten die gewaltigen Kuppen im ſonnigen Lichte, ſpannten die mächtigen Joche ihre weiten ſchneebedeckten Nacken und ſchienen wie grüßend den fröhlichen kecken Menſchenkindern nachzuſchauen, die es gewagt hatten, den Fuß an ihre ſchroffen Wände zu ſetzen.

Aber ſtill und öde lagen von nun an dieſe Schluchten und Gänge dort oben, den langen ſtarren Winter hindurch, wo ſelbſt die leichtfüßige Gemſe oft Schutz vor den ſtürzenden Lawinen in den tiefer liegenden Strecken und im Ahornwald und Tannendickicht Schutz ſuchen mußte, bis der Sommer ſie wieder auf ihre alten Spiel- und Weideplätze lockte.

Aber die Jagd war jetzt geſchloſſen, denn mit der eigentlichen Brunft von Anfang November an, darf keine Gemſe mehr geſchoſſen werden.



Eine Bauernjagd im Jahre 1848.

> Früh um drei Uhr iſt die Stund'
> Für die Jäger und für die Hund'
> Und da laufen's wie beſeſſen,
> Ohn' en einz'gen Biſſen z' eſſen,
> Durch die Felder und die Waldung
> Und das nennen's Unterhaltung.
> Gott im Himmel ſei's geklagt,
> 'S giebt nichts Dümm'res als die Jagd.
>
> Raimund's Verſchwender.

Es mochte acht Uhr Abends ſein, als der Commerzienrath Wehler ſehr gemüthlich mit ſeiner kleinen Familie am Theetiſch ſaß, und das Abendblatt las.

Es war draußen eine grimmige Kälte, denn ſo mild der Frühling von 48 geweſen war, heißt das in klimatiſcher Beziehung, ſo ſtreng ſetzte der Winter ein, und der Schnee knirſchte vernehmbar draußen auf der Straße, wenn noch dann und wann ein ſchwerbeladener Wagen in die gerade in dieſer Zeit ſehr lebhafte und geſchäftsreiche Handelsſtadt einfuhr.

Deſto gemüthlicher und heimlicher war es dafür in dem wohl durchwärmten Zimmer des Commerzienraths, der im Schlafrock, die lange Pfeife mit gutem Knaſter gefüllt, die Füße in weichen Pantoffeln, den duftenden Thee vor ſich auf dem Tiſche, im Kreiſe der Seinen all' die Stürme des Jahres hatte ruhig an ſich vorüber gleiten ſehen.

Wohlhabend, und nicht gerade von Sorgen des irdiſchen Lebens groß geplagt, war es ihm auch bis jetzt wirklich gelungen, ſich von all' den unangenehmen Aufregungen der letzten Zeit, ja ſogar von der Communalgarde fern zu halten — keine

Kleinigkeit das, wie mir Jeder zugeben wird, der ſich der damaligen Verhältniſſe noch erinnert. — Selbſt der zeitweilige unſelige Generalmarſch, der ſo manche friedliche Theeſtunde ſtörte, und ſonſt ordentliche und häusliche Gatten verleitete mit dem Gewehr vor und ohne Gewehr in Bierhäuſern bis lange nach Schlafenszeit zu ſtehen oder zu ſitzen, konnte ihn nur ſo lange beunruhigen, als das Trommeln draußen auf der Straße dauerte.

Der Commerzienrath Wehler, ein Mann von gutem Herzen und etwas phlegmatiſchem Gemüthe, hatte in der That nur eine einzige Leidenſchaft, inſofern man bei einem Manne von ſeinem Temperamente überhaupt von Leidenſchaft reden konnte, er war — ſeiner eigenen Ausſage nach — Jäger.

Ein eigenes Revier beſaß er allerdings nicht, obgleich es in L— mit zum guten Ton gehörte, ein ſolches zu beſitzen; aber eine vortreffliche Doppelflinte mit breit und ſauber geſticktem Riemen, einen ganz neuen Schrotbeutel, nach eigener Angabe mit drei verſchiedenen Röhren für eben ſo viele Sorten Schrot, ein Patent-Pulverhorn, und eine kaum zweimal gebrauchte Jagdtaſche, deren Deckel wie Riemen ebenfalls mit allen möglichen Emblemen des edlen Waidwerks verziert und geſtickt war. Außerdem beſaß er Kamaſchen, Jagdſtiefeln, Pelzmütze, Jagdmuff, kurz Alles was dazu gehörte, und ſämmtliches Jagdgeräth hing in ſeinem Studir- oder Arbeitszimmer ſorgfältig um ein angekauftes Hirſchgeweih und zwei ſelbſterlegte und ausgeſtopfte Haſenköpfe gruppirt.

Leider mußte er ſich aber das Vergnügen der Jagd faſt den ganzen Winter hindurch verſagen. Nicht etwa daß er nicht Zeit oder Luſt dazu gehabt hätte; er war ziemlich ſein eigener Herr und durfte über ſeine Zeit unabhängiger wie mancher Andere verfügen, aber — er bekam nur ſehr ſelten eine Einladung. Er ſtand nämlich, Gott weiß woher — er wenigſtens wußte es nicht — in dem Rufe mit ſeinem vortrefflichen Gewehre nicht ebenſo vortrefflich umzugehen. Allerdings war es ihm ſchon einige Male auf die ihm ſelber unerklärlichſte Art, und jedesmal bei höchſt unpaſſenden Gelegenheiten, von ſelber losgegangen, ohne jedoch das geringſte Unheil anzurichten — drei Fenſterſcheiben und einen Hund abgerechnet, außerdem hielt er es aber — wie er, wenn das Geſpräch darauf kam, nie zu bemerken unterließ — „immer hoch.“

Wie dem auch ſei, der Commerzienrath Wehler ſtand nicht auf allen den Einladungsbögen, die von den verſchiedenen „Herren Revierbeſitzern“ in der Jagdzeit — nicht ſelten unter dem Siegel der Verſchwiegenheit — zu den Glücklichen und Auserwählten umhergeſchickt wurden, die dann im Stande waren daraufzuſchreiben, ob „ſie ſehr bedauerten gerade an dem Tag abgehalten zu ſein,“ oder ſich ein „großes Vergnügen“ oder gar „eine Ehre“ daraus machen würden der Einladung Folge zu leiſten.

Daß die Einladungen ſo ſehr wähleriſch waren hatte freilich auch noch einen anderen Grund. Zu jeder Jagd gehörte nämlich anſtändiger Weiſe ein Frühſtück, und nicht etwa ein ſolches wie es ſich für eine Jagd paßt, einfach und derb, mit Warmbier oder Kaffee, ſondern auch mit allerlei Delikateſſen, Wein ꝛc., worin es Einer dem Andern zuvorzuthun wünſchte. Die Zahl der Jagd- und Frühſtückgeber war dabei ziemlich groß, und von dieſen durfte Niemand überſchlagen werden (wenigſtens Niemand der den Einladenden ſelber ſchon eingeladen hatte, oder deſſen Jagd nahe vor der Thür war) und andere „Schützen“ liefen in Maſſe dort herum. Kein Wunder alſo, daß ſich Commerzienrath Wehler nur höchſt ſelten, und dann allein von einem oder zwei ſeiner intimſten Freunde berückſichtigt fand. Er bekam deshalb auch jeden Winter nur wenige Male Gelegenheit ſein Gewehr, das er höchſt ſauber und blank hielt, wieder auszuwaſchen, und weitere erlegte Haſen in ſein Jagdregiſter einzutragen.

Die Folge davon war, daß er ſich an ſolchen Tagen, wo er leider erfahren hatte, daß da oder dort gejagt wurde, ohne eine Einladung erhalten zu haben, bis zur Dämmerſtunde in fataler, manchmal ſogar etwas gereizter Stimmung befand. Mit der Dämmerſtunde war das aber jedesmal vorbei. „Jetzt iſt kein Büchſenlicht mehr“, tröſtete er ſich dann — „jetzt hätt' ich den unangenehmen Heimweg in der Kälte, während ich mich hier in meinem bequemen Schlafrock und dem warmen Zimmer befinde“ — und die gute Laune kehrte ſolcher Art raſch wieder bei ihm zurück.

In dieſem Winter hatte er noch nicht eine einzige Einladung bekommen, da gerade die Herren, mit denen er ſonſt noch dann und wann hinausging, unangenehme Conflikte mit den übermüthigen Bauern zu vermeiden wünſchten, und dieſen ihre paar Haſen lieber überließen.

Heute gerade wieder hatte ein weitläufiger Bekannter von ihm — ein Jagdbekannter wie er es nannte, der Seifenſieder Beuchel — auf ſeinem Revier getrieben, ohne ſich des Commerzienrathes, der ihn auf der Straße immer ſehr freundlich grüßte, dabei zu erinnern. Aber es war ſchon halb acht Uhr, die Jagd lange vorbei, und wie geſagt, der Commerzienrath hatte das unbehagliche Gefühl das ihn den Tag über manchmal beſchlichen, ſchon lange abgeſchüttelt. Er las in aller Ruhe ſeine Zeitung, und reichte eben der Frau die Taſſe zum nochmaligen Einſchenken hinüber, als es draußen haſtig an der Klingel zog.

Wenn ich nun dieſe kleine Schilderung einer wahren Begebenheit in Capiteln ſchriebe, ſo würde ich jedenfalls hier abbrechen, um den Leſer, bis zum Beginn des nächſten Capitels, in der angenehm peinlichen Spannung zu laſſen, wer um Gotteswillen, noch Abends ſo ſpät und ſo haſtig an des Commerzienrathes Klingel geriſſen haben könnte. Da das aber nicht der Fall iſt, kann ich hier gleich berichten, daß das Mädchen die Saalthür öffnete, und dann gleich darauf in die Stubenthür hinein meldete:

„Es iſt ein Herr draußen, der den Herrn Commerzienrath zu ſprechen wünſchen.“

„Ein Herr?“ fragte dieſer, indem er ſich auf einmal in dem, noch vor einer Minute ſo bequemen Schlafrock nicht mehr behaglich fühlte — „wie ſieht er denn aus, Rieke?“

„Bitte, lieber Commerzienrath, geniren Sie ſich nicht,“ rief aber in dieſem Augenblick eine laute, allerdings noch fremde

Stimme die Antwort herein — „ich bins. Ich wollte Ihnen nur etwas wegen einer Jagd ſagen.“

„Wegen einer Jagd?“ rief der Commerzienrath, die Thüre raſch aufreißend, indem er ſich vergebens bemühte den noch im Schatten ſtehenden Fremden zu erkennen. — „Bitte, wollen Sie nicht näher treten? — Aber Sie müſſen mich entſchuldigen; ich — bin noch im Schlafrock.“

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen und entſchuldigen Sie ſich nicht,“ ſagte die Stimme noch einmal, indem der Beſitzer derſelben in die Thüre trat — „Guten Abend, mein lieber Commerzienrath — ich hoffe doch nicht daß ich ſtöre? — guten Abend, Frau Commerzienräthin.“

„Ah, Sie ſind es, Muhdel?“ rief der Commerzienrath Wehler, ihm die Hand reichend und ſchüttelnd. — „Bitte, kommen Sie nur näher — meine Frau — Herr Privatier Muhdel, ein alter Jagdfreund von mir — Kommen Sie und legen Sie ab — Sie trinken doch eine Taſſe Thee mit uns? — Rieke, noch eine Taſſe für den Herrn, und einen Teller.“

„Aber es ſollte mir unendlich leid thun, wenn ich —“

„Nur keine Umſtände; wir ſind ja hier ganz unter uns — bitte, ſetzen Sie ſich nur — Aber was führt Sie noch ſo ſpät zu mir her?“

„Einfach eine Jagdangelegenheit, beſter Commerzienrath,“ ſagte Herr Muhdel, eine ihm eben gereichte Taſſe Thee mit einer Verbeugung acceptirend und während er weiter ſprach, mit dem Löffel umrührend — „Haben Sie Luſt morgen mit auf die Jagd zu gehen?“

„Morgen? — wohin?“ rief Wehler, freudig überraſcht.

„Nach Benndorf,“ lautete die Antwort, „der alte Major jagt dort morgen.“

„Ja — aber — beſter Muhdel —“ erwiederte etwas verlegen der Commerzienrath — „das iſt Alles recht ſchön und gut — aber — ich bin nicht eingeladen.“

„Iſt auch gar nicht nöthig,“ lachte Muhdel, der die etwas eigene Gewohnheit hatte fortwährend mit dem Kopf zu drehen und zu rücken, als ob ihn die Cravattenſchnalle drücke. „Es iſt heute nur hier in der Stadt durch ſeinen Jäger oder Förſter bekannt gemacht, daß morgen dort gejagt wird, und wer Luſt hat geht hinaus.“

„Wer Luſt hat?“

„Wer Luſt hat,“ beſtätigte Muhdel mit einem anderen, verzweifelten Rucker.

„Aber ich begreife da nicht —“

„Die Sache iſt ungemein einfach“, erklärte der Jagdfreund. „Der alte Major, ein ſchmutzig geiziger Satan, der, wenn er ſich eine anſtändige Geſellſchaft einlüde, auch ein anſtändiges Frühſtück geben müßte, überläßt das Ganze ſeinem Jäger, der ſich die Sache ebenfalls ſo bequem wie möglich macht. Außerdem iſt es, wie jetzt die Sache mit den Jagden überhaupt ſteht, eine verzweifelt unſichere Geſchichte, ob er im nächſten Jahre überhaupt noch einen Haſen oder ein Reh auf dem Revier hat. Je mehr Schützen er deshalb jetzt bekommt, deſto ſicherer iſt er, daß ſie ihm Alles todtſchießen, was überhaupt im Trieb ſteckt. Was aus dem Rehſtand nachher wird kümmert ihn ver — kümmert ihn ſehr wenig.“

„Alſo Rehe kommen auch vor?“ rief Wehler geſpannt.

„Rehe?“ wiederholte Muhdel, „Gott ver — wollt ich ſagen, einen ganz famoſen Rehſtand haben ſie in Benndorf, und Füchſe in Maſſe. Wir werden den ganzen Tag kaum mit dem Holztreiben fertig.“

„Und Jeder kann ſich da anſchließen, der Luſt hat?“ frug der Commerzienrath noch immer ungläubig.

„Jeder, der eine Flinte abſchießen kann,“ lachte Muhdel, „und Schützen werden Sie dort zu ſehen kriegen — na, ich freue mich ſchon darauf wenn das Kanoniren losgeht. Haben Sie alſo Luſt mitzufahren, ſo wollte ich Ihnen nur hiemit ſagen, daß noch ein Platz in unſerem Omnibus frei iſt, den wir uns unſerer neun zuſammengenommen.“

„Sie ſind unendlich freundlich — mit dem größten Vergnügen alſo.“

„Schön; dann ſein Sie nur ſo gut und kommen Sie morgen früh Schlag ſechs Uhr an die Poſt. Um halb neun Uhr iſt Rendezvous im Wirthshaus von Benndorf, von wo aus die Schützen gleich für den erſten Trieb abgeſchickt werden.“

„Vortrefflich — aber — alle Wetter, ich werde nicht Munition genug haben,“ rief der Commerzienrath, bei dem Gedanken erſchreckt von ſeinem Stuhl aufſpringend.

„Ja, mit Pulver und Blei müſſen Sie ſich verſehen,“ lachte der Andere, „denn kanonirt wird tüchtig werden. Wir ſchießen Alles was vorkommt.“

„Rehe auch?“

„Was Haare hat.“

„Nein, ich meine Rikken?“

„Verſteht ſich.“

Das Mädchen, das eben die Kanne mit friſch aufgegoſſenem Thee wieder hereingebracht hatte, ſah ihren Herrn verwundert an; da aber beide Männer ernſthaft blieben, verließ ſie kopfſchüttelnd wieder das Zimmer.

„Dann muß ich mir wahrhaftig noch Munition holen laſſen,“ rief der Commerzienrath, „und jetzt werden alle Läden ſchon zu ſein. — Rieke — richtig ſchon wieder draußen. Im Handumdrehen iſt die Perſon immer fort, wenn man ſie gerade nothwendig haben will. — Rieke!“

„Ja, Herr Commerzienrath.“

„Laufen Sie mal ſchnell zum Kaufmann Müller hinüber und holen Sie mir —“

„Der hat ſchon lange zu,“ ſagte Rieke.

„Aber er wohnt im Haus,“ erwiederte ihr Herr — „und holen Sie mir — warten Sie, ich will es Ihnen ein wenig aufſchreiben. Man ſollte derlei doch auch immer im Hauſe haben — und holen Sie mir — acht Pfund Schrot und ein Pfund vom beſten Büchſenpulver.“

„Aber beſter Commerzienrath,“ rief Muhdel „Sie brauchen nicht die Hälfte.“

„Beſſer ſechs Pfund zu viel wie eine Ladung zu wenig, lieber Freund, iſt eine alte Jägerregel,“ lautete aber die Ge-

genantwort — „acht Pfund Schrot alſo — hier ſind die verſchiedenen Nummern aufgeſchrieben.“

„Oh nehmen Sie Nr. 3,“ meinte Muhdel, „mit der ſchießen Sie Alles was kommt, daß es auf dem Kopfe ſteht.“

„Ich bleibe doch lieber bei meiner alten Regel, beſter Freund,“ beharrte aber der Jäger, „jedes Wild verlangt ſein beſonderes Schrot und — es iſt waidmänniſcher, nicht auf Hühner und Rehe mit einer Nummer zu ſchießen.“

„Aber man weiß ja nicht was Einem gerade kommt.“

„Im Wald richtet man ſich nicht auf Hühner, im Feld nicht auf Rehe — alſo hier die drei Nummern ſind da aufgeſchrieben. Sie können mir auch lieber gleich neun Pfund mitbringen, von jeder Sorte drei. — Grobe Schrote muß ich übrigens noch etwas haben.“

„Ja, aber wenn er nun nicht wieder aufmachen will,“ warf das Mädchen noch einmal ein.

„Dann gehen Sie eine Treppe hoch in ſein Logis, und ſagen ihm, ich ließ ihn recht ſehr bitten — es wäre dringend nöthig.“

Das Mädchen war etwa die Treppe hinunter, als der Commerzienrath, der ſich eben wieder geſetzt hatte, mit dem Schreckensruf: „Herr Gott, die Pfropfen!“ vom Stuhle aufſprang und aus der Thür ſtürzte.

„Ach, Du lieber Gott!“ ſagte ſeine Frau, ließ die Obertaſſe die ſie in der Hand hielt fallen, und ſank todtenblaß auf das Sopha zurück, „ach Gott habe ich mich jetzt erſchreckt.“

„Er hat die Pfropfen vergeſſen,“ meinte Muhdel.

„Ich glaubte,“ — ſagte die Frau und konnte kaum Athem holen, „es — es wäre — ein Unglück — paſſirt.“

„Nein, er hat blos die Pfropfen vergeſſen,“ beruhigte ſie Muhdel — „nun, hätte auch Werg nehmen können, oder Papier. Das iſt das Wenigſte — Sie haben ſich wohl erſchreckt, Frau Commerzienräthin?“

„Ach — ja,“ lächelte die Frau, ſich aber auch gewaltſam dabei ſammelnd. Ihr Gatte kam aber in dieſem Augenblick ſehr vergnügt wieder ins Zimmer zurück. Er hatte das Mädchen noch anrufen und ihr den nöthigen Auftrag geben können.

Muhdel empfahl ſich aber auch jetzt, da er, ſeiner Ausſage nach, noch Manches auf den morgenden Tag vorzubereiten hätte und das nicht auf die lange Bank ſchieben wolle. Wehler hielt ihn auch nicht auf, hatte er doch ſelber alle Hände voll zu thun bekommen, und nach nochmaligem herzlichen Dank für die freundliche Aufforderung begleitete er ihn bis zur Thüre.

Nach einer in peinlicher Ungeduld verlebten Viertelſtunde kam endlich das Mädchen mit den ſehnlichſt erwarteten Utenſilien, und mußte jetzt augenblicklich das Theegeſchirr hinausräumen, den Tiſch für eine nicht ſo friedliche Beſchäftigung, für Patronenmachen, frei zu bekommen.

Darin rühmte ſich der Commerzienrath einiger Fertigkeit. Er verachtete nämlich die, damals noch ſehr wenig verbreiteten Zündnadelgewehre, und behauptete „im Durchſchnitt“ mit ſeinen Patronen eben ſo raſch laden zu können. Jedenfalls fabricirte er ſich eine ziemliche Anzahl derſelben, wenn „Noth an Mann“ ſei, raſch fertig werden zu können, und nahm noch außerdem natürlich ſeinen gefüllten Schrotbeutel, das volle Pulverhorn, und die Taſche voll Pfropfen mit.

Zugleich mußte aber auch ſein Paar Waſſerſtiefeln friſch geſchmiert, die Jagdflaſche gefüllt, ein kleines Taſchenfrühſtück hergerichtet und noch ſo Manches beſorgt werden, daß es heute Abend elf Uhr wurde, ehe die ſonſt ſo pünktliche Familie, die nur höchſt ſelten einmal zehn Uhr außer Bett ſchlagen hörte, ihr Lager ſuchen konnte.

„Aber lieber Karl, bei der furchtbaren Kälte willſt Du wirklich morgen auf die Jagd gehen?“ wagte die beſorgte Frau nur einmal eine Einrede. „Der Thermometer ſteht im Doppelfenſter heute Abend auf 13 Grad — wir haben morgen früh gewiß wieder, wie heute Morgen, 22 Grad und die Sterne funkeln ſo hell und klar da draußen.“

„Deſto beſſer, mein Schatz,“ ſagte, ſich vergnügt die Hände reibend, ihr Gatte, „deſto ſchöneres Jagdwetter haben wir dann. Ein Jäger darf auch die Kälte nicht ſcheuen.“

„Aber Du biſt doch auch kein Jäger!“

„Kein Jäger?“ rief der Commerzienrath, indem er erſtaunt ſtehen blieb, und ſich nach ihr umſah — „weil ich etwa keine Anſtellung als ſolcher habe? Liebes Herz, ich gebe Dir mein Wort, es läuft Mancher draußen mit einem grünen Rocke herum, der weniger davon verſteht wie ich, und — ein ſchlechterer Schütze iſt, ohne mich zu rühmen. Aber jetzt wollen wir zu Bette gehen. Es iſt ſpät, und ich muß morgen ſehr früh bei der Hand ſein. Rieke, um vier Uhr wecken Sie mich,“ rief er noch zur Thür hinaus.

„Ja; wenn ich aufwache;“ brummte das Mädchen vor ſich hin.

„Haben Sie es gehört?“

„Ja.“

Der Commerzienrath ging beruhigt in ſein Schlafzimmer.

Am nächſten Morgen, im Stockdunkeln ſprang Jemand in L. in wahrer Verzweiflung, mit beiden Füßen und zugleich dem vollen Bewußtſein aus dem Bette, die Zeit ſchmählig verſchlafen zu haben. Es war der Commerzienrath Wehler, den das Mädchen richtig nicht geweckt hatte, und der jetzt fand, als er mit vor Aufregung zitternden Händen ſein Feuerzeug endlich gefunden und vom Tiſch geworfen, und mit einem der umhergeſtreuten Hölzchen Licht gemacht, daß ſchon fünf Uhr vorbei ſei. Allerdings lag Alles für ihn bereit; er brauchte in die Kleider und Stiefeln nur hineinzufahren; aber — das Zimmer war kalt, ſein Waſchwaſſer eingefroren und — das Schlimmſte von Allem — noch kein Kaffee fertig. — Ohne Kaffee da hinaus in die Kälte zu fahren — der ganze Tag wäre ihm verdorben geweſen.

In aller Haſt weckte er jetzt erſt ſeine ganze Familie zu keinem Zweck beſonders, und dann das Mädchen, um raſch noch Feuer anzumachen und doch vielleicht noch eine Taſſe Kaffee fertig zu bringen. Unter der Zeit zog er ſich fix und fertig an, und war gerüſtet und hatte Kaffee getrunken, als es draußen auf der Uhr halb ſechs ſchlug.

Er griff jetzt ſeine Flinte auf und eilte die Treppe hinunter, wo er zu ſeinem Schrecken fand daß das Haus noch nicht einmal aufgeſchloſſen ſei. Umkehren? — unter keiner Bedingung — er hätte ſich heute die ganze Jagd verdorben. Wie aber ſollte er die Thüre aufbringen. Wenn er hier wartete bis der Hausmann kam — die nichtswürdige Kälte ganz abgerechnet — hätte er jedenfalls den Omnibus verſäumt. Er fing alſo an zu rufen: „Rieke! — Rieke!“ Das Mädchen mußte ihn oben hören.

In dem noch ſtillen leeren Haus ſchallte der Ruf auch hohl und laut hinauf. Unten in den beiden Parterrelogis links und rechts begannen Hunde zu klaffen und den Morgenſchlaf der dort noch glücklich Träumenden zu ſtören.

„Rieke — Rieke!“ rief der Jäger erbarmungslos. — Endlich hatte ſie ihn gehört.

„Ja, ich komme ſchon!“ rief das Mädchen von oben herunter, und murmelte dann leiſe vor ſich hin — „ob der nicht jedesmal was vergißt. Ein Glück nur, daß ihm der Kopf angewachſen iſt.“

„Den Hausſchlüſſel!“ rief ihr aber ihr Herr entgegen — „das Haus iſt noch zu — und mein gelbes Taſchentuch liegt oben auf dem Tiſch in der blauen Stube.“

Das Mädchen war ſtehen geblieben, hörte was verlangt wurde und eilte zurück es zu holen.

Unterdeſſen ging der Commerzienrath dicht an der Thüre auf und ab, ohne aber auch nur einen einzigen Schritt rückwärts zu machen. Er war ſonſt in keiner Hinſicht abergläubiſch, nur was die Jagd betraf, hielt er, wie er ſagte, etwas auf Vorbedeutungen und — vermied alles Derartige, wo es irgend anging.

Während er ſo noch ſtand und auf das Mädchen wartete, kam der Hausmann hinten aus dem Anbau. Er hatte das Rufen gehört, und hinkte in ſeinem ſchwarzen Schaafspelz, Unterhoſen und Schlapppantoffeln nach vorn, zu ſehen was es gäbe. Die Laterne, die er in der Hand hielt, gegen den Jäger aufhebend, erkannte er dieſen aber augenblicklich und ſagte nun, aufs Aeußerſte erſtaunt:

„Ei Herr Jemerſch, der Herr Commerzienrath ſind ſchon uf de Beenekens. Na, ſehn Se mal an. Un wo wollen Sie denn ſchonſt ſo frih hin? Recht ſcheenen guten Morgen! Beinah hätt' ichs vergeſſen.“

„Guten Morgen, Hausmann,“ ſagte der Angeredete, der ſonderbarer Weiſe unangenehm von der Gegenwart des Mannes berührt ſchien, — die Rieke kam übrigens ſchon von oben mit dem Verlangten wieder herunter — „auf die Jagd.“

„Ih nu ſehn Se mal an, ja — das hab' ich mer doch gleich gedacht, wie ich Se mit der Flinte da ſtehn ſah. Un bei die Kälte. Aber Se können wohl nicht uf de Gaſſe. Warten Se, mein Guteſter, werde Ihnen gleich hinaushelfen.“

„Ich danke Ihnen, mein Mädchen bringt ſchon den Schlüſſel.“

„Ih nu ſehn Se mal an, den Schlüſſel?“ rief der Mann wieder, nichts deſto weniger den eigenen Schlüſſel dabei in's Schloß ſchiebend und dieſes langſam öffnend — „Jemerſch is Se das hinte ene Kälte un da wollen Se bei uf de Jagd gehn?“

„Ja — ich danke, Rieke,“ ſagte der Commerzienrath, das eben gebrachte Taſchentuch gleich benützend, „guten Morgen, Hausmann.“

„Guten Morgen, Herr Commerzienrath,“ ſagte der Mann, die Thüre für den Herrn öffnend, „na heren Se — Ich wünſche Sie och recht viel Glück uf der Jagd. — Bringen Se mer en Haaſen mit, he he he!“

„Daß Dich der Satan hole,“ brummte der Commerzienrath leiſe und ingrimmig vor ſich hin, während er mit ſchnellen Schritten die Straße hinabeilte, als ob er dadurch vielleicht noch dem unſeligen Glückwunſch entgehen könne. „Ob ich's mir aber nicht gedacht habe, wie ich dieſen Holzblock von einem Kerl da anſchlurren hörte. Wünſchen — wünſchen — erzdumme Bande. Es gibt eine Maſſe Volk, die gar nicht leben kann, ohne Einem etwas zu wünſchen: geſegnete Mahlzeit, und zur Geſundheit und wünſche wohl geſchlafen zu haben, und nun noch gar das verdammte Glück wünſchen, wenn ſie unglücklicherweiſe Einen mit dem Gewehre auf dem Rücken ſehen. Es iſt wahrhaftig zum raſend werden. Was ſich das dumme Volk nur dabei denkt, möcht' ich wiſſen. Wünſche Ihnen viel Glück zur Jagd; daß Du an den Worten erſtickt wäreſt Du — Schaafsnaſe. Jetzt iſt mir der ganze Tag verdorben, und ich bin feſt überzeugt, ich drücke mein Gewehr heute nicht ab.“

So murmelte der verdrießliche Commerzienrath ſeine Gefühle vor ſich hin, während er mit raſchen Schritten der nicht ſehr fernen Poſt zueilte, und dort noch vollkommen Zeit behielt zu überlegen, daß er eigentlich gar nicht nöthig gehabt hätte ſo zu laufen.

An der Ecke der Poſt entdeckte er erſt einen einzigen Schützen, ebenfalls die Flinte über den Nacken gehangen, der, die Hände in den Hoſentaſchen, mit ſchnellen Schritten von der Ecke bis zur Einfahrt, ſehr zum Aerger der Schildwache mit brennender Cigarre auf und ablief. Dieſe nämlich, da er fortwährend Miene machte in das Gebäude ſelber hinein zu gehen, immer aber dicht vor der Thüre wieder umdrehte, hatte wohl ſchon eine halbe Stunde aufgepaßt ihn dabei zu erwiſchen, denn da drinne durfte nicht geraucht werden. Aber er überſchritt die Schwelle nicht, und draußen konnte es ihm nicht verboten werden. Wozu ſtand nun die Schildwache da, wenn ſie Nichts verbieten durfte.

Es war der Doktor Boſſe, eine lange hagere Geſtalt, eigentlich nur ein Gerippe mit brauner Haut überzogen, dabei eine wirkliche Carricatur von einem Geſicht, das er fortwährend nach allen Seiten hin zog und zerrte, und Einer von jenen Schützen, die der liebe Gott im Zorn, und den Beinen ſeiner Mitmenſchen zum Schaden, zum Jäger gemacht hatte.

Die Herren kannten ſich ſchon von früheren Jagden her, verglichen vor allen Dingen ihre Uhren, fanden daß ihre Jagdkameraden außerordentlich läſſig ſeien, und der Omnibus auch eigentlich ſchon lange hätte da ſein können, und ſetzten dann Dr. Boſſes Spaziergang gemeinſchaftlich fort.

Es ſchlug drei Viertel auf Sechs — es ſchlug endlich Sechs und noch war Niemand weiter erſchienen. Aus der Poſt heraus fuhren die verſchiedenen Eilwägen ihren verſchiedenen Beſtimmungsorten mit luſtigem Hörnerſchall entgegen, aber kein Omnibus wollte die Straße herunterraſſeln. Es war faſt ein Viertel auf ſieben Uhr als ſich die übrigen Schützen, unter ihnen Muhdel, nach und nach einſanden, um jetzt gemeinſchaftlich auf den läſſigen Kutſcher zu ſchimpfen.

Um halb ſieben Uhr kam der endlich langſam angefahren, öffnete, als ob er noch Gott weiß wie viel Zeit hätte, den Herren den Schlag, erwiederte keine Sylbe auf die von allen Seiten losgelaſſenen Vorwürfe und fuhr ebenſo langſam wie er gekommen, dem Thore zu.

Es war grimmig kalt, und die Fenſter froren dick zu, wie der Wagen noch keine fünfhundert Schritt auf dem kniſchenden Schnee hingerollt ſein konnte. Das Geſpräch blieb deshalb auch ziemlich einſylbig; Cigarren wurden nur ringsum angezündet, und bald füllte ein Qualm den eng geſchloſſenen Raum, daß Einer den Andern ſchon nicht mehr erkennen konnte. Als Präſervativ gegen die Kälte wurden jetzt hie und da Rumflaſchen entkorkt, und wer nicht mittrank hatte wenigſtens den, beſonders am frühen Morgen ſo widerlichen Branntweinsgeruch.

Nach und nach belebten ſich die Jäger ein wenig; vier oder fünf Hunde waren ebenfalls mit im Wagen, die durch gegenſeitiges Knurren und An-einander-fahren ihrer üblen Laune Luft zu machen ſuchten, und „Na Satan — und kuſch Ponto — Frieden ihr Racker," tönte mit einigen Kernflüchen dazwiſchen durch.

Der Commerzienrath fühlte ſich noch nicht ſo recht wohl zwiſchen den Herren, die er nur zum Theil kannte, und die auch in einzelnen Perſönlichkeiten eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft vertraten. Der Branntweingeruch war ihm ebenfalls äußerſt fatal; aber er hütete ſich wohl etwas darüber zu bemerken. Außerdem ging es ja auf die Jagd, und da der Kutſcher draußen auf der vortrefflichen Chauſſee tüchtig zufuhr, hoffte man den Ort ihrer Beſtimmung in anderthalb Stunden zu erreichen.

Wie ſie erſt einmal eine Stunde gefahren waren, wurde es auch wärmer im Wagen, daß ſie ſogar eines der Fenſter öffnen, und dem Qualm Abzug verſchaffen konnten. Die Sonne ging jetzt über den wie mit Zuckerguß überzogenen Feldern rothglühend auf, und der Schnee flimmerte und glitzerte in Myriaden Diamanten.

Ein paar vierſitzige Wägen überholten ſie jetzt. In dieſen ſaßen ebenfalls Schützen, und man nickte ſich gegenſeitig und vertraulich zu, die Wägen raſſelten aber vor dem ſchwerfälligeren Omnibus vorüber, und Muhdel, der ſich neben den Commerzienrath geſetzt hatte, ſagte mit dem Daumen über die Schulter hinter den Wägen her deutend:

„Das ſind die Honoratioren."

„Die Honoratioren?" wiederholte dieſer verwundert.

„Nun Sie wiſſen ja wohl," meinte Muhdel, indem er ihn mit dem Ellenbogen anſtieß — „die Vornehmen, Gott verdamm' mich (Muhdel fluchte gern in gemüthlicher Rede) „wiſſen Sie die großen Schützen, Frühſtück und ſo weiter. Fahren nicht im Omnibus, Gott bewahre; nehmen ſich einen aparten Wagen, und wenn's ſein muß Extrapoſt. Bah, ſo viel für die ganze Geſellſchaft mit ſammt ihrem elegant Schießen. Was die können, können wir auch, Herr Commerzienrath. Stellen die Haſen auch auf den Kopf, Gott verdamm mich, daß ſie ein Rad ſchlagen. Wollens ihnen heute ſchon zeigen was wir geladen haben. Sie haben doch groben Schrot bei ſich?

„Gewiß."

„Ach ich weiß ja. Na Gott ſei Dank, die Laſt Schrot möcht' ich auch nicht mit mir herumſchleppen," fuhr er fort, als er den ihm zunächſt hängenden Schrotbeutel lüftete. „Aber heute hälts warm."

Die übrige Geſellſchaft war indeſſen auch etwas redſeliger geworden, und die Flaſche noch verſchiedene Male herumgegangen. Sorgloſes Völkchen, ſolche Jäger. Mit leichtem Herzen, höchſtens für heute mit der nicht ſchwer wiegenden Hoffnung gefüllt, „guten Anlauf zu haben", fuhren ſie da in die Welt hinein. Der heutige Tag iſt verſorgt und was ſollten ſie ſich um den andern kümmern.

Luſtig raſſelte der ſchwere Wagen indeſſen dem erſehnten Orte zu. Dicht voraus konnten ſie ſchon das Dorf erkennen.

Auf der Straße ging ein Schütze, Flinte und Jagdtaſche umgehängt, einen großen braunen Hund an der Leine.

„Hallo!" rief ihm Einer der Fahrenden zu, „wie gehts Elzig? Guten Morgen!"

„Bei mir haſt Du recht," brummte der Mann, ohne ſich nur mit einem Blick nach dem Grüßenden umzuſehen.

„Dem hat Jemand Glück gewünſcht," lachten die Andern.

„Nicht wahr, das iſt höchſt ärgerlich, wenn Einem das paſſirt?" miſchte ſich hier Wehler in das Geſpräch.

„Ach was," ſagte ein Anderer, „man muß nur die rechte Antwort darauf wiſſen."

„Und die iſt?" frug der Commerzienrath ſchnell.

„Da ſtehen die Treiber ſchon," ſchrie Einer, der aus dem Wagen geſehen hatte. „Leute, wir werden wahrhaftig keine Zeit haben 'was zu frühſtücken."

„Ehe ich nicht gefrühſtückt habe, geh' ich keinen Schritt," rief ein Dritter — „es ſind Schützen genug da zum Abſchicken."

„Weißt Du," ſagte Muhdel, „dann warteſt Du bis die Honoratioren gehen. Die drücken ſich auch immer bis zuletzt um die Schenke herum, daß ſie ihre Hinterläufe nicht zu ſehr anſtrengen — Gott verdamm mich — Wenn ich abgehen ließe, ich wollte ſie zwiebeln."

Der Wagen hielt vor dem Wirthshauſe, einer ganz gewöhnlichen, wenig verſprechenden und noch weniger haltenden Bauernkneipe in Benndorf, und die Schützen hingen ihre Gewehre draußen an Nägel oder ſtellten ſie in die Ecke, und ſprangen dann in die mit Menſchen gefüllte, glühend heiße Wirthsſtube hinein.

Hier ſaß Alles in buntem Gemiſch auf hölzernen Bänken in der Stube durcheinander, Jäger, Treiber und Schützen, und ein paar vierſchrötige Bauernmädchen, und zwei oder drei entſetzlich ſchmutzig ausſehende Jungen ſchleppten große Kaffee- und Warmbierkannen in der Stube herum, Allen die danach verlangen ſollten, die Taſſen zu füllen. Jeder beſtellte ſich übrigens, für ſein Geld natürlich, was ihm gerade behagte, und ein Dutzend Hunde trieb und drängte ſich dazwiſchen herum und knurrte und ließ ſich treten.

Der Commerzienrath konnte es nicht lange da drinnen aushalten; es wurde ihm ganz weh und weich in dem ſiedend heißen Dunſt, und er trat hinaus auf die Diele, wo der Jäger eben Zettel an die zum Treiben beſtellten Jungen und älteren Leute vertheilte. Erſtaunt war er aber doch über die Anzahl Gewehre, die in förmlichen Haufen auf den Tiſchen lagen, eine über der andern in den Ecken lehnte, und alle Nägel, Treppengeländer, Fenſterhaken und Klammern füllten.

Von der feinſten Zündnadelflinte für ſiebzig, achtzig Thaler, bis zum erbärmlichſten einläufigen Schießprügel hinunter, für den ein Handelsjude kaum den Eiſenwerth gegeben hätte, ſtanden oder lagen ſie da friedlich beiſammen, und der Commerzienrath wunderte ſich nur, wie Jeder da zuletzt ſein Eigenthum wieder herausfinden würde.

„Meine Herren, wenn's gefällig wäre" rief in dieſem Augenblick der Jäger in das menſchengefüllte Zimmer hinein. „Treiber heraus. — Heiland Sackerment, Kerle, was hockt Ihr Alle da drin, daß man Euch zehnmal rufen muß."

„Nu, nu" ſagte Einer der Leute, „nur duſemang — wir ſind ja nich angeleimt."

„Na das fehlte auch noch" brummte der Jäger — „abgehen abgehen — meine Herren. Wer einen Fuchs ſchießen will muß ſich dazu halten, daß er mit vorne weg kömmt."

„Alle Hagel," dachte der Commerzienrath, und griff raſch ſeine im Auge behaltene Flinte unter dem Wuſt der anderen heraus — „das wäre keine ſchlechte Gelegenheit," und ohne weiter Jemandem ein Wort zu ſagen machte er, von noch Einzelnen gefolgt, daß er hinaus kam, um bald mit abgeſchickt zu werden.

Die alten Jagdgänger wußten das beſſer.

„In Fuchs," kaute Einer mit einem entſetzlichen Butterbrod zwiſchen den Zähnen — „den Fuchs den ſie in dem Treiben zu ſehen kriegen, freß ich mit Haut und Haaren. — Wir kommen zeitig genug, Brotzig, wenn wir in einer halben Stunde abgehen."

Nichts deſtoweniger leerte ſich doch die Stube mehr und mehr. Sechs oder acht Schützen ſaßen noch darin, und ein Dutzend Bauern vielleicht, die nicht mit zum Treiben gehörten, ſondern nur krankgeſchoſſener Haſen wegen auf dem Anſtand bleiben wollten. Da fuhr draußen noch ein Wagen vor und ein einzelner baumlanger, ziemlich breitſchulteriger Herr mit einem ächt engliſchen aber gegenwärtig ſehr blauen Geſicht ſtieg heraus. Ein Bedienter, der vorne mit auf dem Bock geſeſſen und ordentlich ſteif gefroren ſchien, kam auch wirklich lange Zeit nicht herab den Wagenſchlag zu öffnen, und übernahm jetzt die Sorge für die beiden im Wagen liegenden vortrefflichen Gewehre, und die dazu gehörigen Cartouchen.

Es war ein Mr. Haley, ein wohlhabender Engländer der in der Nähe von L. eine kleine Beſitzung hatte, und ſich dabei für einen vortrefflichen Jäger hielt, keinenfalls aber eine Jagd verſäumte, zu denen er auch pflichtſchuldigſt ſtets eingeladen wurde.

Ohne ſich weiter um ſeine Gewehre, die er gut aufgehoben wußte, zu bekümmern, trat er in das Haus, und ſah in die Wirthsſtube hinein. — Das ſchien aber nicht der Platz zu ſein den er ſuchte, denn er drückte die Thüre wieder zu, ſah ſich dann im Haus um und ſtieg langſam die Treppe hinauf.

„Wo will denn der hin?" ſagte Einer der aufwartenden Bauernjungen, der aus der Stube hinter ihm her ſah.

„Weeß ich nich," erwiederte ihm ſein Kamerad, der leere Biergläſer hinausgetragen hatte. „Wird ſchon wieder 'runter kommen" — und darin hatte er recht. Mr. Haley mochte etwa fünf Minuten oben zugebracht haben, als er eben ſo langſam, wie er die Treppe hinaufgeſtiegen, wieder herunter ſtieg, jetzt geraden Wegs in die Wirthsſtube ging und dort den erſten beſten Bauern frug:

„Wo iſt Frühſtück?"

„Guten Morgen," ſagte dieſer, ſtatt jeder andern Antwort.

„Gut Morgen," erwiederte Mr. Haley — „wo iſt Frühſtück?"

„Frühſtück?" ſagte der eine Burſche, der ihn indeſſen mit offenem Munde angeſtarrt hatte — „wollen Se Kaffee haben?"

„Ich ſage wo iſt Frühſtück?" erwiederte ſehr langſam und deutlich, aber nichtsdeſtoweniger etwas ungeduldig,' der Engländer.

„Ja, wo iſt Frühſtück?" brummte da der eine Bauer — „wo ſoll Frühſtück ſein? — Fort. Wenn hier ſechzig, achtzig Menſchen eine Stunde Alles zerkauen was eßbar im Hauſe is, dann hat Einer nachher gut fragen „wo is Frühſtück" — alle alle."

„Aber wo is Frühſtück?" wiederholte da der Engländer noch einmal, jetzt ſchon ärgerlich.

„Ach, lecken Se Fett!" knurrte da der Bauernburſche, drehte ihm den Rücken zu und ging ſeiner Wege.

Der Schulmeiſter vom Ort, der ſich hier ebenfalls eingefunden, ſetzte ſich jetzt mit dem Fremden in Rapport, und ſuchte vor allen Dingen herauszubekommen was dieſer eigentlich wolle. Mit nicht geringer Schwierigkeit erfuhr er endlich daß Mr. Haley das Zimmer ſuche, in welchem das Frühſtück für die Gäſte ſervirt ſei, und der Schulmeiſter ſetzte ihm nun auseinander daß hier „nix Frühſtück" ſei, als was man ſich ſelber mitbringe, oder im Wirthshaus allenfalls noch für Geld und gute Worte bekommen könne.

Da ihn der Engländer im Anfang nicht recht verſtand, oder wenigſtens ungläubig mit dem Kopfe ſchüttelte, ſchien er zu fürchten daß er ſich nicht deutlich genug ausdrücke, und ſchrie ſeine weitere Erklärung dermaßen, daß der Engländer endlich nur „blockhead" murmelte und ſich von ihm abdrehte.

„Guten Morgen, mein Herr," erwiederte ihm mit artiger

Verbeugung der Schultyrann, und Mr. Haley, der ſich nicht dazu entſchließen konnte in der dunſtigen übelriechenden und ſchmutzig genug ausſehenden Stube etwas zu verzehren, wechſelte mit ſeinem Bedienten ein paar verdrießliche Worte, und folgte dann langſam den ſchon vorausgegangenen übrigen Schützen.

Von ſolchen — wenigſtens von Leuten die Flinten auf dem Rücken und Jagdtaſchen umhängen hatten, und ausſahen als ob ſie ſchießen würden, wenn ſich ihnen eine paſſende oder unpaſſende Gelegenheit dazu bot, wimmelte aber das ganze Dorf. Nicht allein aus der Schenke ergoß ſich ein Strom von weit über hundert; auch aus jeder Quergaſſe heraus kamen bald größere, bald kleinere Trupps, mit blauen langen Röcken an, alle Arten von Hut-Monſtroſitäten auf dem Kopfe, und die Hoſen in bis unter das Knie reichende geſchmierte oder gewichſte Stiefeln geſteckt. Die Meiſten trugen Jagdtaſchen, von denen viele noch keinen Haſen geſehen, ſondern bis jetzt mehr der friedlicheren Beſchäftigung gedient hatten, eingekaufte Gegenſtände vom Markt mit heim zu nehmen. Schrotbeutel und Pulverhörner hatten nicht Viele, wenigſtens nicht ſichtbar anhängen. Einige führten indeß ſogar Hunde an der Leine, Schäferhunde, Spitze und andere derartige Kläffer, die von ihren Herren fortwährend mit auf die Felder genommen werden, um, während dieſe akern, irgend einem herausgeſtöberten Haſen einige Bewegung zu verſchaffen. Dieſes Beſtreben, Alles anzukläffen was Leben hat, und hinter Jedem herzuhetzen das vor ihnen flieht, verdankten ſie denn auch das in ſie geſetzte Zutrauen erlegte Haſen einzuholen und apportiren zu können, wie das ihnen für heute zugedachte Jagdvergnügen.

Draußen vor dem Dorfe hatte indeſſen das „Abgehen" ſchon lange begonnen. Zwei lange Reihen von einzeln hinter einander hergehenden Schützen und Treibern zogen ſich, die eine rechts hinüber, über eine kleine Erhöhung, die andere dem etwa eine Viertelſtunde Wegs entfernten Walde zu, den der Vorderſte ſchon faſt erreicht hatte. während noch ein unzählbarer ſchwarzer Haufen von Schützen ſeiner weiteren Verwendung harrte.

Der Jäger, in grauer Pekeſche, eine hohe graue Pelzmütze auf, ſchickte dabei unverdroſſen nach links und rechts ab, die Linie zu vollenden, und die paar unglücklichen Haſen, die ſich dort leichtſinniger Weiſe auf dem offenen Feld ihr Lager geſucht, einzuſchließen.

Die Schützen indeß, die bald fanden daß ihrer doch wohl einige mehr als nöthig ſeien, gingen ſchon gar nicht mehr einzeln ſondern immer Truppweiſe ab. Jetzt wurde ein Treiber geſchickt, und dem folgte oder begleitete vielmehr jedesmal ein Schwarm von ſieben, acht Bauern, die Flinte auf dem Rücken, die Hände in der Hoſentaſche, Alle faſt ohne Ausnahme aus kurzen Pfeifen, wenige nur eine grüngelbe Art von Cigarren rauchend.

Wunderbare Geſtalten waren dabei, eine wahre Schatzgrube für den Maler, wenn ſich auch dem Jäger das Herz dabei herumdrehte. Hinten aus den langen Rockſchößen ſchlugen die mit Pulver und Schrot beſchwerten weiß leinenen Taſchen bei jedem zweitem Schritte heraus; die kaum fingerbreiten Kragen ſaßen hoch im Nacken, Filzhüte oder ſchwarze Pelzmützen tief in den Kopf gezogen — und die Gewehre!! Aber was thats — es war Jagd in Benndorf, und die benachbarten Dörfer hatten ihre Bewohner ausgeſpieen, eine Carrikatur der Volksbewaffnung, ein Spott für die Haſen und Hunde.

„Ein Haſe — ein Haſe! da kommt er! — Du Gottlieb da vorne — er kimmt hierher — Gott verdamm mich — da kimmt er!" ſo ſchoß der Ruf wie ein Lauffeuer die ganze Reihe herunter.

Es war wirklich ein armer Haſe, der wohl gemerkt haben mochte, daß da draußen nicht Alles richtig ſei, und nun Ferſengeld Feldein geben wollte. Durch die Linie konnte er aber nicht mehr brechen, denn die Schützen ſtanden da zu dick, und etwa ſechzig Schritt an der Fronte niederlaufend, nahm er jetzt das Pelotonfeuer der raſch von den Schultern geriſſenen Flinten mit. Unbeſchädigt gelangte er indeſſen bis in die Nähe des ganzen noch übrig gebliebenen Trupps, und wollte hier endlich in reiner Verzweiflung durchbrechen. Etwa in dreißig Schritte angekommen, fielen da vielleicht zwölf oder fünfzehn Schüſſe zu gleicher Zeit auf ihn, daß er ſich überſchlug und liegen blieb — krach folgte da noch eine andere Salve auf den Todten, und in der nächſten Minute ſchon zerrten ſich zwei weiße Spitze mit ihm auf dem Felde herum.

Die ganze Fronte hielt jetzt, die abgeſchoſſenen Gewehre wieder zu laden, während die, die ihre Flinten nicht abgefeuert hatten, ruhig weiter marſchirten. Natürlich entſtand dadurch ein gewaltiges Loch, über das Dr. Boſſe, der ein Stück weiter vor, und zwiſchen acht oder zehn Schützen dicht eingezwängt war, nahezu in Verzweiflung gerieth. Er ſchrie und tobte, arbeitete mit den Ellenbogen — die Hände hatte er in den Taſchen — und vollführte einen ſolchen Spektakel, daß ein einzelner Haſe der bis dahin dicht vor ihm im Schnee geſeſſen, endlich die Geſchichte ſatt bekam und ihm faſt unter den Füßen durch aus dem Trieb fuhr.

Allerdings feuerte er beide Läufe hinter ihm ab, ohne übrigens irgend einen anderen Erfolg, als daß er wieder laden mußte, und ſich dabei nur noch mehr ereiferte.

Zu des Doktors Eigenthümlichkeiten gehörte es noch außerdem, daß er nie einen Muff trug. Er hielt das für unmännlich, und hatte den ganzen Tag die Hände in den Taſchen. Natürlich wurde er nie fertig und fror permanent an die Finger. Die ihm nächſten Bauern ſuchte er jetzt dahin zu überreden, daß ſie etwas weiter von ihm fortrückten. Das half ihm aber nichts; ſie ließen ihn ruhig reden und blieben auf einem Haufen, bis Boſſe endlich ſeine wieder geladene Flinte über die Schulter warf, und ſchwor keinen Schuß mehr den ganzen Tag zu thun.

Der Trieb war jetzt oben geſchloſſen, und es wurde zum Einrücken geblaſen. Auf der Stelle wo der Förſter hatte abgehen laſſen, ſtanden dabei wenigſtens noch 30—36 Schützen, die jetzt in Colonne vorrückten, doch dauerte es nicht mehr lange, ſo wurde es im Feld lebendig. Eine ziemlich hohe Stoppel hatte doch eine Anzahl Haſen verleitet ſich hier außerhalb des Waldes an windgeſchützter Stelle ihr Lager zu ſuchen, und als die lauten Schritte der Nahenden auf dem kniſternden Schnee zu ihnen herüber ſchallten, ſprangen ſie auf und rannten, ſo raſch ſie konnten, dem Holze zu.

Dort ſtand der Commerzienrath Wehler, und auch in ſofern auf einem verhältnißmäßig guten Poſten, da ſich die zuerſt abgegangenen Schützen doch nicht ſo zu drängen brauchten. Der erſte Haſe der dorthinaufkam, nahm ihn auch richtig an, und wendete erſt, etwa dreißig Schritte von ihm entfernt, um zwiſchen ihm und dem ihm nächſten Schützen — einen Treiber hatten ſie nicht zwiſchen ſich — durchzugehen. Sein Nachbar ſchien übrigens den Haſen nicht geſehen zu haben; denn er nahm die Flinte gar nicht von der Schulter, bis er plötzlich den Commerzienrath, der nicht fertig wurde und mit der Flinte durch die Linie zog, gerade auf ſich im Anſchlag ſah.

„Herr, ſind Sie des Teufels?“ ſchrie er und machte einen Satz zur Seite, damit aber auch den Commerzienrath irr, der den Haſen noch etwa zwanzig Schritt hinaus ließ, und dann mit beiden Läufen fehlte.

Der Nachbar, ein Offizier aus H—, ſchoß ihn jetzt, da er ſich außer aller Gefahr ſah, im Feuer zuſammen.

„Donnerwetter, ziehen Sie aber nicht wieder durch,“ ſchrie er darauf dem beſtürzten Commerzienrath zu, „Sie können Einen ja in die Beine ſchießen.“

„Ah, glauben Sie das nicht, mein lieber Herr Lieutenant,“ rief unſer alter Freund, gerade nicht ſehr mit ſich ſelber zufrieden, indem er raſch wieder ſein Gewehr lud — „ich ſchieße äußerſt vorſichtig.“

„Ja, das habe ich geſehen,“ brummte der Andere, der die Patrone ſchon lange wieder in ſeine Zündnadelflinte geworfen hatte und „das verdammte Glückwünſchen“ murmelte der Commerzienrath vor ſich hin, während er ſich mit den eiskalten Fingern mühte, die Zündhütchen auf die Piſtons zu bringen.

Die Schützen rückten jetzt mehr und mehr zuſammen; im Trieb ſelber wurde es lebendig. Die überall alarmirten Haſen verließen ihr Lager und rudelten ſich in der Mitte des Triebs zuſammen, wo ſie wie rathlos hin und wieder liefen. Einzelne, ſobald ſie ſich nur auf zweihundert Schritt der Schützenlinie näherten, wurden mit Schüſſen begrüßt und durch den Knall wieder zurückgeſchreckt, bis ſich endlich eine alte Häſin ein Herz faßte, und von einem ganzen Trupp gefolgt, die Löffel zurückgelegt, an der nächſten Stelle durchzubrennen verſuchte.

Die Schützen ſtanden hier theils in Trupps von zehn oder zwölf Mann, theils kaum ſo viele Schritte von einander entfernt und eröffneten ein laufendes Feuer auf das Rudel. Der unverletzt gebliebenen Führerin folgten aber die übrigen trotz alledem. Sie hatten einmal ihren Kopf darauf geſetzt, und ein verzweifelter Haſe iſt das reſoluteſte Individuum auf der weiten Welt.

Fünf oder ſechs von ihnen fielen aber doch in dem mörderiſchen Feuer, oder ſchleppten ſich wenigſtens noch eine Strecke weit mit zerſchoſſenen Läufen auf dem Schnee hin, während die andere Hälfte das Freie gewann, um auf den nächſten Höhen noch von einer Schaar Bauern empfangen zu werden.

Ueberall herum nämlich, wohin man auch ſah, hatten ſich Vorpoſten an der Grenze aufgeſtellt, die es, anſtatt ſich dem Treiben anzuſchließen, vorzogen auf eigene Hand etwa angeſchoſſene Haſen aufzuſuchen oder von ihren Hunden hetzen zu laſſen. Natürlich ſchleppten ſie Alles was ſie etwa erbeuteten heim, und gönnten dabei, wie ſich das von ſelber verſteht, Einer dem Andern keine Klaue.

Gerade auf den Trupp, der in dieſem Augenblick ſämmtliche Läufe abgeſchoſſen hatte, kam plötzlich noch ein einzelner Haſe ſporenſtreichs zu. Dort ſtand auch der Engländer Haley, der Einzige, der zwei Gewehre bei ſich führte, und dieſen nahm er an.

Mr. Haley, wie er ihn nur in blauer Ferne kommen ſah, hatte ſchon die Flinte am Backen und zielte bedächtig. Der Haſe kam näher und näher — kein Schuß fiel; in wilder Eile ſuchten nun Alle ihre Flinten wieder friſch zu füllen — und der Engländer ſchoß noch immer nicht. Der Haſe war kaum noch zwanzig, kaum noch zehn Schritt von ihm entfernt; der drohende Lauf ſenkte ſich tiefer und tiefer, jetzt bis auf die Erde hinunter, denn Lampe ſuchte, dicht an den langen Beinen vorbei, den Weg zur Flucht. Mr. Haley mußte ſich umdrehen — der Lauf hob ſich wieder — der Haſe war zehn — jetzt zwanzig, dreißig, vierzig Schritt hinaus. Da endlich knallte es — jetzt noch einmal — Lampe nahm nicht die mindeſte Rückſicht.

Als er etwa ſechzig Schritt draußen war, ſchoß der hinzugeſprungene Förſter ſein Gewehr hinter ihm her ab, und er ſchlenkerte den rechten Hinterlauf.

Mr. Haley ſah ihm nach und rief dann dem Förſter ſehr ruhig und langſam zu:

„Ich habe ihm in das Bein ver — wuhndet.“

Auch unſerem alten Freund Muhdel war ein Haſe angelaufen, und er hatte darauf geſchoſſen. Der Haſe „zeichnete“ allerdings, wie der Schütze ſich hoch und heilig verſchwor, ſetzte aber dann ſeinen Lauf ungehindert fort, und Muhdel ſchrie jetzt aus Leibeskräften nach einem Hunde:

„Ihren Hund, Herr Förſter — laſſen Sie Ihren Hund los!“ rief er, als ob ein Menſchenleben in Gefahr ſei —

„Er geht ja aber noch ganz geſund,“ ſagte der Förſter, der den Schuß geſehen hatte.

„Geſund?“ ſchrie Muhdel in faſt fieberhafter Aufregung, „Gott verdamm mich, alle vier Läufe hab' ich ihm abgeſchoſſen, und wie ein Blutigel wand ſich das arme Beeſt die Furche 'nunter.“

Der Förſter lachte und ließ ſeinen Hund von der Leine, der den Haſen auch augenblicklich annahm. Lampe aber machte oben auf dem Hang ein Männchen und ſetzte dann ſeine Flucht als er den Hund ankommen ſah, raſcher als vorher fort. Wie dieſer deshalb merkte, daß er ihn nicht einholen konnte, drehte er um und kam wieder zurück.

Näher und näher rückte jetzt das Treiben zuſammen. Ueberall hin brachen die Haſen in Trupps durch, und wo Einer fiel, knallten trotzdem die Schüſſe wieder drauf. Nur in der Mitte hielten ſich noch drei oder vier verkrüppelte arme Geſchöpfe, die von den beiden weißen Spitzen dort umhergehetzt und verbellt wurden. Wie aber die Bauern nur nahe genug kamen, hagelten auch auf ſie die Schrote wieder hinein.

„Nicht mehr in's Treiben ſchießen," brüllte der Förſter. — „Piff — paff" tönte die Antwort zurück, und die Gellſchrote fuhren ziſchend in's Weite. — „Nicht mehr ins Treiben ſchießen. Heiliges-Kreuz-Himmel-Donnerwetter!" — „Paff! krach!" ging es wieder; vollkommen rückſichtslos um alle menſchlichen Gliedmaßen.

Einer der Spitze, der ein Paar Schrot abbekommen hatte, nahm jetzt winſelnd den Schwanz zwiſchen die Beine und riß aus, trotz allem Pfeifen und Schreien ſeines Herrn, gerade nach Hauſe, dem Dorfe wieder zu. Der andere aber hatte einen armen Haſen, dem beide Hinterläufe zerſchoſſen waren, an der Blume gepackt, und zerrte ihn hin und her.

Die Schützen waren kaum dreißig Schritte von einander, eine feſte Mauer bildend — Paff fiel noch ein Schuß mitten hinein und gleichzeitig brüllten von der gegenüber drängenden Menſchenmaſſe ſechs oder acht laut auf. Die Gellſchrote, die von dem hartgefrorenen Acker abgeprellt waren, hatten hier Einen auf die Jagdtaſche, dort Einen gegen die Stiefeln getroffen. Ein paar von ihnen fühlten ſie auch vielleicht auf dem Fleiſch brennen.

Es war mit einem Worte eine Heidenwirthſchaft. Alles ſchrie und tobte, fluchte und lärmte durcheinander. Während aber ein paar Jungen auf die zwei kranken Haſen zuſprangen und mit ihren langen Stöcken blind darauf losſchlugen, ſprang noch ein anderer vollkommen geſund, dicht bei ihnen auf und zwiſchen die Schützen hinein.

„Nicht ſchießen, Heiland! nicht ſchießen!" ſchrie es aus wohl fünfzig Kehlen zu gleicher Zeit, als ein paar der Verzweifeltſten ihre Flinten in die Höhe riſſen. Der Haſe verſchwand aber auch im nächſten Augenblick unter den Beinen der Feinde, um gleich darauf an einer nicht vermutheten Stelle auszubrechen. Es fielen noch hinten ein paar Schüſſe auf ihn, aber er kam unbeſchädigt davon.

„Da freut Einen ſein Leben," ſagte der Förſter, in vollem Grimm von einer unbeſtimmten dritten Perſon ſprechend, indem er in aller Wuth an der ausgegangenen Pfeife zog — „Fünfzig Haſen ſind wenigſtens durch. Die Kerle ſchießen wie die Schneider."

„So Herr Förſter?" rief eine kleine dürre Geſtalt in einem karrirten Sommerrocke, auf dem aber nichts deſtoweniger ein Pelzkragen ſaß. Der Burſche trug lange Hoſen und eine unbeſchreibliche Art von Mütze, auf der zwei Raben- und eine Entrichfeder ſtaken — „wie die Schneider, eh? — ich habe aber meinen Haſen geſchoſſen, daß Alles nur ſo gehagelt hat. Ein Rad ſchlug er Sie, bis in die Mitte nächſter Woche hinein."

Der Jäger warf ihm einen Blick zu, der die ganze Figur auf einmal von oben bis unten maß, und drehte ſich dann ab, um ſich von einem Anderen Feuer geben zu laſſen.

Es war dies ein dicker rieſiger Bauer, der eine von jenen gelben Cigarren rauchte. Er klopfte ſehr bereitwillig die Aſche davon, und brachte dadurch ein Stück Kohle an der Cigarre zu Tag, die wohl anderthalb Zoll lang, wie ein Stück rothglühendes Eiſen vorſtand."

„Jetzt treiben wir wohl das Holz, Herr Förſter?" ſagte er dabei, während er die Kohle in die Pfeife hielt.

„Ja," ſagte dieſer, ziehend.

„Da giebts aber Rehche drin."

„Ahem."

„Werden denn die Weibchen ooch geſchoſſen?"

„Die was?" ſagte der Förſter.

„Nu — ich meine de Sie'en."

„De Sie'en? — ja — Alles was Haare hat; Ihr könnt Euch heute einmal eine Güte thun," und ſich dann umwendend rief er den Anderen zu — „na, wenn Ihr gegen Mittag vielleicht fertig mit Laden ſeid, dann kommt nach!"

Damit ſchritt er, von dem größten Theil der Schützen gefolgt, dem nicht mehr fernen Holzrande zu.

Die meiſten Bauern blieben indeß in höchſt pittoresken Gruppen ladend zurück. Viele hatten allerdings Pulverhörner, aus denen ſie ſich das Pulver in die Hand und dann in den Lauf ſchütteten. Einzelne entbehrten aber ſelbſt dieſes Hilfsmittels, und ſchienen mit ihren Jagd- und Schießgeräthſchaften noch in einem ſehr primitiven Zuſtande zu leben. Unter dieſen war der Mann mit der glühenden Cigarre eine vorragende Perſönlichkeit. Daß er ſeine lange einläufige Flinte vorher mit abgeſchoſſen, ſchien ihm nämlich jetzt erſt, bei des Förſters Mahnung, einzufallen. Er blieb deshalb ſtehen, ſtieß den Kolben in den Schnee und brachte nun mit einiger Mühe aus ſeiner linken, äußerſt tiefen und deshalb unbequemen Rocktaſche, eine kleine Medicinflaſche heraus, in der er ſein Pulver aufbewahrte. Mit den Zähnen den Pfropfen abnehmend, wobei ihn die Cigarre etwas ſtörte, und eigentlich auch dem Pulver näher als verträglich kam, ſchüttete er das Pulver, was er für hinreichend hielt, gleich auf gut Glück in den Lauf, ſtöpſelte die Flaſche dann wieder zu, und ſchob ſie in die Taſche zurück. Hierauf holte er aus der anderen einen zuſammengeknoteten langen Schrotbeutel, und war ſchon im Begriff eine Handvoll Schrote zwiſchen das Pulver hineinzuſchütten, als ihm noch zeitig genug die Pfropfen einfielen. Er that den Schrot zurück, holte aus der Hoſentaſche ein Stück Papier, drehte es zuſammen, ſtieß es in den Lauf und lud dann fertig.

Die Zündhütchen hatte er in der Weſtentaſche, wo ſie, da der Rock zugeknöpft war, ſchwer zu erlangen ſchienen. Er hielt es deshalb für bequemer ſich von einem Nachbar ein's zu borgen.

Eine andere Gruppe bildete der Schneider in dem karrirten Rocke mit ſeinem Nebenmann. Während die derben rothen und abgehärteten Hände der Bauern ſelbſt der bitterſten Kälte Trotz boten, fror den Schneider ſchmählich an die Finger. Er brachte dieſe deshalb auch gar nicht aus den Hoſentaſchen heraus. Geladen mußte aber natürlich werden, und dazu nahm der Schütze die Hülfe eines ſeiner Kunden in Anſpruch, dieſen nur, ſoviel als möglich, dabei unterſtützend. Er hielt nämlich immer dabei die Hände in den Taſchen, ſeine Doppelflinte, deren linkes Rohr noch geladen und natürlich geſpannt war, zwiſchen die Kniee, die Hähne nach ſich zu, und die Mündung dem Anderen zugedreht. Dieſer beſorgte dabei den Lauf aus einer ihm verabreichten Patrone, und als dieſelbe hinunter getrieben war, ohne daß ſich der linke Lauf durch die Stöße entladen hätte, ſetzte der Schneider das Zündhütchen auf und war wieder fertig.

Die übrigen Schützen hatten indeſſen ſchon faſt alle den Holzrand erreicht, wo der Förſter die Treiber mit einem ſeiner Kreiſer nach der ſchon vorher beſtimmten Richtung abſchickte, während er ſelber die Schützen anſtellte.

Von dieſen hatte er genug, und die ganze Feldflanke, die gar nicht eingeſchloſſen zu werden brauchte, vor allen Dingen mit denen beſetzend die er am liebſten aus dem Wege haben wollte, bat er die anderen ihm zu folgen.

„Nun Commerzienrath,“ redete, als ſie in der Waldſchneuße zuſammen hingingen, Muhdel dieſen an, „was geſchoſſen, Freundchen? — war ein capitaler Trieb und wenn die“ — er flüſterte etwas leiſer — „ſackermentiſchen Bauern beſſer gezielt hätten, müßten wir eine ſchöne Parthie Haſen auf der Haut haben. Was haben Sie gemacht?“

„Wenig, lieber Freund, ſehr wenig,“ erwiederte der Commerzienrath etwas verlegen, „nur einen Compagnie-Haſen.“ — Natürlich rechnete er ſich den Haſen mit an, den der Lieutenant geſchoſſen hatte.

„Hm, das iſt allerdings nicht viel,“ ſagte Muhdel, ſeinen Kopf wieder in vergeblichem Verſuch aus der Cravatte hinausarbeitend. „Da habe ich beſſere Geſchäfte gemacht. Zwei Haſen geſchoſſen — und elegant geſchoſſen, und einen gefehlt; das ſind $66^2/_3$ Procent, und iſt doch aller Ehren werth. Die Honoratioren können's auch nicht beſſer — Gott verdamm mich.“

„Bſt!“ rief der Förſter, der vor ihnen hinging, zurück — „nicht ſo ſchreien, meine Herren, wenn ich bitten darf. Wir machen ſo Spektakel genug, und jagen uns ſonſt die paar Füchſe noch ganz zum Teufel — wollen Sie ſo gut ſein und hier ſtehen bleiben?“

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Förſter,“ ſagte der Angeredete, ein Bierwirth aus L. „Alles was vorkommt, nicht wahr?“

„Ja, knallen Sie nur darauf los,“ brummte der Förſter, „wenn Sie aber ſo fortſchreien, ſind Sie vor den Füchſen ſicher.“

„Gnade Gott dem ſeinen Nachbarn!“ ſagten ein paar Andere die an ihm vorbei gingen. „Drei hat er ſchon geſchoſſen, und läßt's noch nicht.“

„Hier ſteckt ein Fuchs drin,“ flüſterte da plötzlich Einer der Schützen aus der Stadt, der ſeine Zündnadelflinte jagdgerecht über dem Nacken trug.

„Wo?“ ſagte der Förſter, und fuhr zurück — „haben Sie was geſehen?“

„Nein — aber ich riech' es,“ erwiederte der Herr —. „Ich rieche es jedesmal, wenn ein Fuchs im Treiben iſt.“

„S—o?“ ſagte der Förſter, ihn von der Seite anſehend, „die Naſe, die einen Fuchs mit ſchlechtem Winde riecht, haben Sie ſich wohl auf der Meſſe erſtanden? Na, bitte, da bleiben Sie 'mal gleich hier ſtehen; da können Sie ihn ſich auch ſchießen.“

„Gott verdamm mich, das geſchah ihm recht,“ ſagte Muhdel, wie ſie an ihm vorbei waren, indem er den Commerzienrath in die Seite ſtieß. „Das iſt Einer von den Honoratioren, der Spediteur Freudich; trägt die Naſe ſo immer ſo hoch, und will nun gar Füchſe damit riechen. — Neulich hat er einmal eine famoſe Geſchichte mit Einem wegen einer Taucherglocke gehabt. Sie müſſen ja davon gehört haben. Die ganze Stadt — Gott ver —“

Er wurde hier auf eigenthümliche Art von Jemand unterbrochen, der eben im Begriff ſchien über ihn hinwegzuſteigen. Es war Dr. Boſſe der, in dem vergeblichen Verſuch über ſeine Brille hinwegzuſehen, den vor ihm Gehenden gar nicht bemerkte, bis er ihm auf die Hacken trat. Da er dabei die Hände in den Taſchen hatte, konnte er ſich nicht einmal abſchieben, und ſtieß mit der Naſe gerade auf Muhdels Flintenlauf.

„Bitte tauſendmal um Entſchuldigung — Donnerwetter“ ſetzte er hinzu, und fuhr ſich mit der einen befreiten Hand nach dem beſchädigten Theil.

„Na nu, wechſele mir mal Einer 'nen Vierpfenniger,“ rief Muhdel, den rechten Hacken in die Hand nehmend — „es iſt doch noch Tag.“ Boſſe war aber ſchon vorüber und hörte nicht weiter auf ihn, denn er ſuchte den Förſter, um wo möglich einen guten Platz für ſich auszuwirken.

„Herr Gott von Sachſen,“ fluchte Muhdel weiter, „daß nun ſolche Vogelſcheuchen auch mit draußen im Walde herumlaufen. Gott verdamm mich, wenn der Kerl in den letzten fünf Jahren auch nur einem einzigen Lampe Schweiß abgezapft hat, und rennt auf jede Jagd. Dich wollte ich heraus halten, wenn ich ein Revier hätte, Du — Du Latte. — Hat der Kerl nicht ein Geſicht, ſo häßlich, daß ſich nicht einmal eine Fliege drauf ſetzen mag — Gott verdamm mich.“

Muhdel war jedenfalls durch den ſchmerzenden Hacken ſo gereizt, dem harmloſen Jäger ſo viel Böſes nachzuſagen. Er wurde hier übrigens wieder durch den Förſter unterbrochen, der kein anderes Mittel ſah, ihn ruhig zu bekommen, als daß er ihn anſtellte. Der Zweck war indeß verfehlt, denn dadurch beruhigte ſich Muhdel noch lange nicht. Als er nämlich bemerkte, daß der Commerzienrath ſein nächſter Schütze wurde, machte er ſich in aller Geſchwindigkeit ſeinen Stand zurecht, hing ſich dann die Flinte um, und ſchlenderte langſam auf dieſen zu, bis zum Beginn des Triebs noch ein wenig zu plaudern.

„Straf mich,“ ſagte er als er zu ihm kam, „das iſt heute eine kannibaliſche Kälte — mein Butterbrod in der Taſche iſt mir ſteinhart gefroren, und ich kann mich jetzt drauf ſetzen, wenn ichs wieder weich haben will.

„Wir werden uns aber ruhig verhalten müſſen,“ meinte der Commerzienrath — „wenn nun doch am Ende ein Fuchs —“

„Fuchs? — bah," ſagte Muhdel, „die Füchſe die hier drin ſind gehören nicht zu den fleiſchfreſſenden Animalien. Ne, da ſeien Sie ganz unbeſorgt, mein guter Commerzienrath. — Aber was ich Ihnen ſagen wollte, — nächſtes Frühjahr müſſen Sie einmal mit mir auf die Entenjagd nach Dolitzſch fahren. — Schwere Bret, giebts da Enten, und auch noch andere Quadrupeden."

„Das würde mir allerdings großes Vergnügen machen," erwiederte unſe. Freund, „Enten ſchieße ich für mein Leben gern. Es iſt eine höchſt intereſſante Jagd."

„Aber kluge Luderich ſind's," verſicherte Muhdel, „Gott verdamm mich, ſo en alter Entrich kann auf zwee Stunden weit Geſchriebenes leſen — hol mich Dieſer und Jener wenn's nicht wahr iſt — und die Jungen ſind auch nicht viel dümmer. Mit dem bloß annießen iſt's gar Nichts, wenn man ſie nich in's Leben trifft und dann gleich hinten her noch einmal nachwurzelt, kriegt man ſie gar nicht. Vorigen Sommer habe ich 'er gewiß ſechs oder ſieben auf die Art verſchunden. Ne, mit der einen gings mer ſonderbar. Ich war mit dem Aktuar Beiner hinausgefahren — auch ſo ein Schneeſieder, der Gott verdamm mich, lieber hinter ſeinem faulen Aktentiſch ſitzen bleiben ſollte, als daß er draußen die Gegend unſicher macht — und ſtelle den Kerl auf den beſten Platz, damit er nur endlich einmal was herunter ſchießen ſoll. Es dauert auch gar nicht lange ſo fängts an zu pommern, piff, paff, plautz, krach, daß die Welt bebte, und auf'm Waſſer ſah's aus als ob's regnete, ſo klatſchten die Schrote über'n ganzen Teich 'nüber. Ich ſtand natürlich am anderen Ende vom Teich für die Katz', denn ſo wie ein paar Enten zu mir hinüber wollten, pfefferte er dahinter her, daß ſie ſich gleich wieder abdrehten und in die blaue Pechhütte hineinflogen. Endlich kam ſo ein alter Wuppdich auf mich zugeſegelt. Du kommſt mir recht, dacht ich. Ob er aber das Blitzen von meinem Gewehr, oder mich ſelber in die Naſe gekriegt hatte, weiß der Henker, aber wie ein Donnerwetter dreht er um. Ich jetzt nich faul, 'naufgenerrſt und treffe'n auch richtig gerade da wo der Flügel eingezappt is. Runter kam er wie aus der Piſtole geſchoſſen, plautſchte in's Waſſer und orgelte drauf herum. Natürlich ſchickt ich meinen Hund gleich hinein, daß der ihn herausholte — aber glauben Sie ich hätt'en gekriegt? Ja proſt de Mahlzeit — unter ging er und weg war er und ſoll heute noch wieder kommen. Ja, wenn die Rackers mit den Laatſchen noch ſo machen" — und er drehte dabei ſeine rechte Hand in imitirter Art ab — „nachher iſt's gefehlt."

„Das iſt doch ungeheueres Unglück," ſagte der Commerzienrath, der der Erzählung mit dem geſpannteſten Intereſſe gefolgt war.

„Ich habe überhaupt Pech," fuhr Muhdel in finſterer Reſignation fort — „wiſſen Sie ſchon wie mir's neulich mit den Trappen gegangen iſt?"

„Trappen? — haben Sie auch eine Trappenjagd mitgemacht?"

„Noch jetzt möchte ich mir den Kopf abreißen," ſagte Muhdel, und machte dazu eine entſprechende Bewegung mit dem Halſe, als ob er ſich den vorher ausrenken wollte — „wenn ich nur an die Geſchichte denke. Es war im Herbſt auf der Stoppel, und ich hatte eben auch den Teich in Dolitzſch abgeſucht, aber Nichts gefunden, als ein Bauer zu mir 'naus gelaufen kommt und mir ſagt, oben auf dem Felde ſäß' eine ganze Heerde Trappen. Na, ich natürlich nicht faul die Rockſchöße untern Arm, und was giebſt de, was haſt De 'nauf. Meinen Hund mußte der Bauer halten, und wie ich gegen die Höhe komme, ſah ich auch richtig die Trappen ſtehen. Herr Gott mir ſchlug's Herz wie ein Schmiedehammer unter der Weſte — die Schrote klapperten ordentlich im Beutel. Zum Anpürſchen war der Platz aber vortrefflich — oben lief ein hoher Rain hin, hinter dem ich richtig hinkriechen konnte. Ich legte natürlich Alles ab, was ich nicht nothwendig brauchte, und fing an zu krauſen."

„Zu — was?" ſagte der Commerzienrath, etwas erſtaunt.

„Zu krauſen — nu, auf der Erde hin zu krabbeln, ſo mit allen Vieren. Immer dem Rain nach gings, bis zu einer Stelle, wo ein kleiner Schlehenbuſch ſtand, den ich mir gemerkt hatte, und von da an waren die Trappen kaum zwanzig Schritt entfernt. Richtig kam ich da auch hin, hebe den Kopf hinterm Buſch ein Bischen in die Höh und da ſtehn ſie — elf Stück — alle auf einem Bein. Ich zitterte jetzt, daß ich glaubte die Glieder flögen mir vom Leibe weg und ich müßte ſie nachher wieder zuſammenſuchen. Aber nach und nach ſammelte ich mich wieder, ſchob die Flinte vorſichtig über den Rain hinüber, brachte den Kopf ſo weit in die Höh, daß ich zielen konnte, und wie ich den nächſten auf dem Korn hatte drückt ich" —

„Nun?" frug ſein Zuhörer geſpannt.

„Niſcht warſchs," ſagte Muhdel mit einem bezeichnenden Kopfnicken — „klapp ging der rechte Hahn aufs Kupferhütchen, klapp ging der linke — der Satan ging nicht los, und flapp, flapp, flapp machten die Racker die Flügel aus einander und — da gingen ſe hin."

„Da hätt' ich mich todtgeſchoſſen," ſagte der Commerzienrath.

„Ja, ſe ging ja nich los," rief Muhdel ärgerlich.

Paff fiel drinn im Treiben ein Schuß.

„Alle Hagel, es geht an," ſchrie Muhdel, drehte ſich um und ſah gerade noch zur rechten Zeit wie ein ſtarker Rehbock genau über die Stelle hinüberſprang, auf der er geſtanden. Ehe er aber nur das Gewehr an den Backen bekommen konnte, war er verſchwunden, während vom nächſten Schützen aus ein Schuß gerade die Schützenlinie herunter gefeuert wurde. Die Schrote raſſelten überall in die Büſche hinein.

„He — holla — hier ſtehen Menſchen," ſchrie Muhdel, und ſprang hinter eine Birke, hinter der er ſich ſo ſchmal wie möglich machte. Die Gefahr war aber für den Augenblick vorüber, denn der Rehbock, der aber ſchon lang das ſichere Dickicht hinter ſich hatte, nahm die Aufmerkſamkeit der dort ſtehenden Schützen für den zweiten Lauf in Anſpruch — vorausgeſetzt daß er ſich noch einmal ſehen ließ.

Muhdel ſprang jetzt raſch auf ſeinen Stand zurück, und fluchte den ganzen Trieb durch, denn rechts und links von ihm knallte es fortwährend, ohne daß ihm auch nur ein Haſe angelaufen wäre.

Dem Commerzienrath kam ein Reh mit einem Schmalthier auf kaum zwanzig Schritt; er fehlte aber wieder mit beiden Läufen Mutter wie Kind, und erklärte ſich hierauf für den unglücklichſten Menſchen der Welt.

Als der Trieb endlich vorüber war, kamen die Schützen auf einer kleinen Waldblöße, wo früher einmal ein Kohlenmeiler geſtanden, wieder zuſammen, während die Treiber mit den Kreiſern gleich weiter gingen. Von den Treibern waren übrigens einige ſo betrunken, daß ſie taumelten, und Einer mußte ſogar nach Hauſe geſchickt werden, daß er nicht irgendwo im Buſch niederfiel, einſchlief und erfror.

Das erlegte Wild — die auf dem Felde geſchoſſenen Haſen waren gleich aufgeladen und in's Dorf geſchafft — wurde jetzt hier zuſammengelegt. Es waren ſechs Rehe, zwei Schmalrehe und ein Bock, außerdem ſiebzehn Haſen und ein Birkhuhn. Ein Kürſchnermeiſter Kublich hatte den Rehbock und das Birkhuhn geſchoſſen und erzählte jetzt ſeinen Bekannten die näheren merkwürdigen Umſtände dabei.

„Na, ſo merkwürdig iſt mir's aber doch im Leben noch nicht gegangen. Ich ſtehe da ganz ruhig an meinem Baum und friere und denke an gar Nichts. Auf einmal wirds da drinn lebendig, als wenn der Wald herüber kommen wollte. Kommt das ganze Volk Birkhühner 'rüber — ich mit der Flinte am Backen und 'nauf generfft daß Alles ſprudelte — hatte auch ein Huhn — ein Hahn wars, da wollt ich mir den Hals drauf wegſchneiden laſſen — ganz richtig auf dem Korn, und kam prächtig ab, und wie's 'naus ſtruhzt, Gott ſtrambach — fällt ein anderes.“

„Da iſt Dir's wohl mit dem Rehbock ebenſo gegangen?“ lachte ein Anderer.

„Mit dem Rehbock? — ja proſit,“ rief Kublich, übrigens Einer der beſten Schützen des ganzen Trupps. „Verdobri, hinhageln und übereinanderſtürzen, daß ich glaubte er breche Hals und Läufte und brächte wenigſtens ein halb Dutzend junge Eichen mit, war eins.“

Kublich erzählte außerordentlich lebendig und geſtikulirte ebenſo dabei. Ein Paar von den Bauern hatten ihm auch mit großem Intereſſe zugehört. Unter ihnen ſtand der mit der langen Flinte, der ſeinen einläufigen „Struhz“ wie Kublich derartige Gewehre nannte, noch geſpannt in der Hand hielt, und mit der Mündung des Laufs bald da bald dorthin fuhr.

„Du,“ ſagte ein anderer Bauer, dem er ein paar Mal damit ziemlich dicht an das Geſicht gekommen war, und der, mit dem unbeſtimmten Bewußtſein daß ſie doch einmal los gehen könnte, einen ſcheuen Blick nach dem geſpannten Hahn geworfen hatte — „mach Dei' Flinte lieber zu, Gottlieb. Wenn Du von unverſehens dran kömmſt, könnt's 'naus fahren.“

Der Nachbar folgte gutmüthig dem wohlmeinenden Rath, ſetzte den Hahn in Ruh, ſtrich dann den Schnee mit dem Fuß von einem niederen Markſtein weg, an dem er ſtand, drehte die Flinte herum, ſtützte den Lauf auf den Stein und ſeine beiden Arme dann behaglich auf den Kolben lehnend, ſagte er:

„So — nu kann nir paſſiren.“

Der Förſter ſah ihn an und lachte, als ſein Blick auf Herrn Freudich fiel.

„Nun,“ ſagte er, ohne von den Bauern weiter Notiz zu nehmen, „haben Sie Ihren gerochenen Fuchs erwiſcht?“

Herr Freudich rümpfte die Naſe, und ging, ohne es der Mühe werth zu halten, darauf etwas zu erwiedern, an die andere Seite der Schützen.

Von hier an wurde eine thalablaufende Schneuſe hin untergeſtellt, und den Schützen jetzt beſondere Vorſicht empfohlen, „da hier wirklich Füchſe drinn ſtecken ſollten.“ Im Anfang war auch Alles ſtill. Das Wort „ein Fuchs“ iſt eine Art von Zauberformel im Wald, und im Stande die ſonſt unaufmerkſamſten Schützen, wenigſtens für kurze Zeit zu bannen und vorſichtig umherſpähen zu laſſen. — An der Geſellſchaft aber, die ſich hier durch den dunkeln Tannenforſt wälzte, war Hopfen und Malz verloren, und wenn ein Theil auch vorſichtig weiter ging, und ſelbſt das Knarren des Schnees vermeiden wollte, ſchneuzte ſich ein Anderer laut, huſtete der, nieſte Jener, oder rief auch wohl dem zwanzig Schritt Entfernten zu zu halten und auf ihn zu warten. An Ruhe und Ordnung war bei der Jagdgeſellſchaft nicht zu denken, und als ſich der Förſter eine Zeit lang die größte Mühe gegeben und ſich dabei heiſer geſchrieen und mehr Lärm gemacht hatte wie Alle zuſammen, ließ er ſie endlich laufen wie ſie eben laufen wollten.

Ein ziemlich bedeutendes Terrain wurde jetzt abgetrieben, und ein Theil der Schützen mit zwiſchen die Treiber geſchickt. Dadurch kamen die übrigen wenigſtens nicht truppweiſe, wenn auch noch immer dicht genug zu einander, zu ſtehen, und nur den beſten oder wenigſtens beſſeren Schützen — d. h. ſolchen die irgendwie jagdmäßig ausſahen, wurde die beſte Flanke, der Stand unter dem Wind, überlaſſen.

Die Jagd war wirklich vortrefflich, der Rehſtand hier keineswegs unbedeutend. Dazu gab es Füchſe und Birkwild, und mit einiger Ordnung im Trieb, mit jagdgerechten Schützen und ohne Aasjägerei hätte man ſich derſelben mit großer Luſt hingeben können. Unter den jetzigen Verhältniſſen blieb es aber ein trauriges Vergnügen. Allerdings knallte es an allen Ecken und Enden, und ein ewiges Geſchrei „da kommt er aufgepaßt — Hab Acht, Tiro — hurrjeh da is ene ganze Heerde,“ beunruhigte den Wald von allen Richtungen her, und brachte die wenigen ordentlichen Schützen wirklich in Verzweiflung. Trotzdem wurde eine Menge Zeug erlegt, und außer dem was zu Holz geſchoſſen worden, brachte dieſer Trieb verhältnißmäßig gar nicht vermuthete Beute.

Der Commerzienrath hatte ſich mit vieler Mühe und ſehr kalten Fingern eine Art Stand von aufgeſtellten Stücken Schneekruſte gebaut, hinter dem er ſich ziemlich verdeckt hielt und auch wirklich einen arglos herbeihüpfenden Haſen gleich mit dem erſten Lauf niederſtreckte. Raſch wieder ladend, bereitete er ſich auf weitere Erfolge vor, als er durch die hier ziemlich offenen Büſche auf dem weiß durchſchimmernden Schnee einen Fuchs bemerkte, der gerade und raſch auf ihn zu ſchnürte.

Siedendheiß lief es ihm über den Leib, und im Nu fuhr er in die Höhe, ſich ſchußfertig zu machen, als in demſelben Moment auch Reinecke, ſehr zu ſeinem Erſtaunen, Kehrt machte und hinter einem Baume wie in den Boden hinein verſchwunden war — und blieb.

„Das war ein Fuchs!“ ſchrie ihm ſein Nebenmann zu — „Herr Gott, warum haben Sie nicht geſchoſſen — Alle Teufel,“ unterbrach ſich der Schreier aber plötzlich ſelber, als der Fuchs in dieſem Augenblick bei ihm über den Weg ſprang, und in das dahinter liegende Kiefer-Dickicht eben eingetaucht war, wie die raſch hinter ihm drein knallenden Schüſſe harmlos die jungen Bäume trafen.

Näher und näher kamen jetzt die Treiber, die einen wilden wüſten Lärm machten, während ſie durch ihr ewiges, muthwillig geſchrienes „Hab Acht“ die Schützen in ſteter, höchſt nutzloſer Aufregung hielten. — Jetzt war Alles ruhig. Wie das manchmal bei ſolchem Treiben geſchieht, ſchien es plötzlich als ob der ganze Wald wie ausgeſtorben läge, bis auf einmal der Höllenlärm auf's Neue losbrach.

„A Rehch, a Rehch, Tiro — hab Acht — hier kommts — huh Satan!“ und wie die Aufſchreie alle hießen, die das arme Wild [illegible] verhindern ſollten durch die Treiber zu brechen, während ſie meiſt immer nur den entgegengeſetzten Erfolg haben.

Der Commerzienrath ſah auch wirklich in dieſem Augenblick ein „Stück Wild“, wie er ſpäter meinte — in der That war es ein Schmalreh — durch die Büſche brechen. Jedenfalls hatte es durch irgend einen unglücklichen Schuß die Mutter verloren, und ſuchte nun zum erſten Mal, eine arme Waiſe, ſich ſelber ſeinen Weg zu finden. Durch das Brüllen und Toben aber geängſtigt, fuhr es hin und her an der Treiberlinie, und ein von dort rückſichtslos darauf geführter Schuß, ſchickte die ganze Ladung Schrot bis dicht neben den Commerzienrath in den Schnee. Dieſer ſah und hörte aber Nichts weiter als das Reh, und als es jetzt aus den Büſchen heraus und gerade auf ihn zu brechen wollte, drückte er ab.

In demſelben Augenblick brüllte eine menſchliche Stimme: „Oh Jeſes, oh Jeſes, ich bin geſchoſſen, ich bin geſchoſſen!“

„Herr du mein Gott!“ ſchrie der Commerzienrath, und ließ vor Schrecken ſein Gewehr in den Schnee fallen — „ich habe doch nicht —“

Das Reh ſprang in dieſem Augenblick auf kaum fünf Schritte an ihm vorüber, aber er ſah es gar nicht mehr, ſo war ihm der furchtbare Hilferuf in die Glieder geſchlagen, und ſo raſch er laufen konnte, eilte er in den Buſch hinein, dem Unglücksruf entgegen.

Hier hatte ſich, da das Treiben doch jetzt vorüber war, ſchon eine ganze Schaar Treiber geſammelt, und umſtand einen von ihnen, der mit einem großen Mantel, die Tuchmütze mit einem rothen Tuche über den Ohren feſtgebunden, auf dem Schnee lag und winſelte und ſchrie, und in einem fort mit der kläglichſten Stimme behauptete, daß er ſo jung ſterben müſſe.

Der Commerzienrath war außer ſich. In einem Athem bat er den Unglücklichen ihm nur zu ſagen wo er geſchoſſen ſei, während er zu gleicher Zeit bei Allem auf, über und unter der Erde ſchwor, daß er nie wieder ein Gewehr anrühren wolle. Der auf dem Schnee Ausgeſtreckte ſchien aber, während das Verſprechen nicht den mindeſten Eindruck auf ihn machte, keinen beſtimmten Platz angeben zu können, ſondern ſchrie nur in einem fort: „ich bin geſchoſſen, ich bin geſchoſſen — oh, meine arme Frau, meine armen Kinder!“

Der Förſter kam jetzt ebenfalls herzugeſprungen.

„Na ja, da haben wir die Beſcheerung,“ brummte er, „was mich nur wundert, iſt, daß nicht ſchon ein halb Dutzend die Knochen voll Blei hat. Wo biſt Du denn geſchoſſen, he?“

„Ich bin geſchoſſen, ich muß ſterben — ich muß ſterben!“ winſelte der Mann, dem man übrigens anſah, daß er der Flaſche heute ziemlich ſtark zugeſprochen hatte.

„Ach ſterben — man ſtirbt nicht gleich an ein paar Schroten. Wer hat ihn denn geſchoſſen?“

„Ich,“ hauchte der Commerzienrath und hätte in dieſem Augenblick in den Boden ſinken mögen — „aber ich begreife wahrhaftig nicht wie, und habe auf Ehre und Seligkeit weiter Nichts geſehen als das Stück Wild.“

„Ein Stück Wild!“ rief der Förſter, ſich raſch und erſtaunt wieder nach ihm umſehend.

„Hier hat's geſchweißt,“ ſagte da Einer von den Treibern, der nach der Fährte geſucht hatte. Der Förſter, der ſich mehr für das angekündigte „Stück Wild“ als für den angeſchoſſenen Treiber intereſſirte — denn Rothwild kam in dem Holze ſonſt gar nicht vor — trat raſch zu der bezeichneten Stelle. Kaum hatte er aber einen Blick darauf geworfen, als er ſich mit einem Fluch wieder abdrehte.

„Na ja,“ rief er dabei, „ſchönes „Stück Wild“. Nun, Herr Commerzienrath, gratulire; haben eine famoſe Doublette gemacht. Mit dem rechten Rohr ein Schmalreh, und mit dem linken einen Treiber angeflickt. Ihre Flinte hat wohl keinen ordentlichen Brand?“

„Ich bitte Sie, um Gottes Willen, machen Sie über das Entſetzliche keinen Scherz,“ rief der arme, ſo ſchon genug geängſtigte Mann. „Wenn man nur erfahren könnte, wohin der Unglückliche Schrote bekommen hat. Es müſſen jedenfalls Gelliſchrote geweſen ſein.“

„Und die Birke hier haben Sie mir auch ruinirt,“ ſagte der unerbittliche Förſter, der froh war daß er Jemanden hatte, an dem er ſeinen Aerger auslaſſen konnte. „Da ſitzt der ganze Schuß darauf. Haidekuckuck! wie viel Hände voll Schrot laden Sie denn gewöhnlich?“

Ein paar von den Leuten hatten indeſſen, während immer noch mehr Menſchen herzuſtrömten, und die Schützen ſich ebenfalls fragend und kopfſchüttelnd dort ſammelten, dem Mann den Mantel aufgeriſſen, und wollten ihm jetzt den Rock aufknöpfen. Dagegen ſträubte er ſich allerdings, aber man mußte doch ſehen wo er verletzt, und ob Hülfe nöthig, ja vielleicht möglich war. Trotz all ſeinem noch ziemlich kräftigen Wehren riſſen ihm deshalb ein paar ſtämmige Burſchen den Rock herunter, ſuchten aber dort vergebens nach Blut. Er wurde um und um gedreht und auf das genaueſte viſitirt, aber nicht ein einziger Tropfen war zu finden. Eine Stelle, wo es ihm weh that, vermochte er auch nicht genau anzugeben, denn der Magen, auf den er beſonders deutete, war ihm, von Außen wenigſtens, unbeſchädigt geblieben. Nur in dem einen Mantelkragen fand man zwei oder drei runde kleine Löcher, die möglicher Weiſe von durchgegangenen Schroten herrühren, ihn aber keinesfalls ſchmerzen konnten.

Es blieb bald in der That keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Burſche nur einen blinden Lärm gemacht, und in ſeiner Trunkenheit vielleicht, während er die Schrote dicht an ſich vorbei raſſeln hörte, nur eben geglaubt hatte, daß er geſchoſſen ſei. Darüber wurden aber ſeine Kameraden, die ſich mit ihm die größte Mühe gegeben, ärgerlich, und ſo ſorgfältig ſie ihn vorher angegriffen, ſo ziemlich rückſichtslos regnete es jetzt von allen Seiten Knuffe und Stöße auf ihn.

Nur der Commerzienrath dankte Gott aus vollem Herzen, und that in dem Augenblick in der Stille manches Gelübde, das er hoffentlich beſſer hielt, als den vorher ziemlich leichtſinnig abgelegten Schwur: kein Gewehr wieder anrühren zu wollen.

Sobald der Förſter ſah daß der Betrunkene ohne Verletzung geblieben war — eigentlich that es ihm leid — bekümmerte er ſich nicht weiter um ihn und ſchritt raſch zu der Schneuße zurück, wohin indeſſen das erlegte Wild geſchafft war.

Als er dorthin kam, hielt an der Stelle, wo das Wild aufgelegt war, ein kleiner ruppig und unanſtändig genug ausſehender Wagen. Es war eine zweiſitzige Karrete mit einem Reitſitz drin, und erſt friſch, wie es ſchien, ausgebeſſert und nicht wieder lackirt. Ueberall neben dem alten grünen Lack, waren die weißen, ziemlich roh aufgenagelten, abgehobelten Breter ſichtbar, und das Ganze glich eher einem alten ſchmutzigen Dintenfaß, als einem menſchlichen Fuhrwerk. Zwei magere braune Pferde, die ſich kaum noch auf den Beinen erhalten konnten, ſtanden vor dem Kaſten, und darinnen ſaß der Major und Jagdeigenthümer, und verlangte zu wiſſen wie viel Stück, und beſonders was an Rehen bis jetzt geſchoſſen ſei.

Die Schützen kamen indeß heran und ſammelten ſich bei dem Wagen, aber Niemand grüßte den Jagdgeber oder kümmerte ſich nur im Geringſten um ihn. Ueberall aber, unter den einzelnen Gruppen, wurden bald ſchlechte, bald gute Witze über ihn gemacht, und Anekdoten von ihm erzählt.

„Aha,“ ſagte Einer, „in dem Wagen ſtehen die Weinkiſten — die gebratenen Kapaunen kann ich ſchon riechen. Jetzt wird's ein ſolennes Frühſtück geben. Ja, der Major läßt ſich nicht lumpen.“

„Wahrſcheinlich ſo ein Frühſtück, wie ſeine Pferde Morgens kriegen,“ ſagte ein Anderer, laut genug daß er's hätte hören müſſen, während die Uebrigen auflachten.

Der Jagdgeber kümmerte ſich aber wenig um ſeine „Gäſte,“ wechſelte ein paar Worte mit ſeinem Förſter, der übrigens ebenfalls ſehr wenig Notiz von ihm nahm, und nicht einmal die Mütze lüftete, und ſuchte dann ſeine Pferde zu bewegen weiter zu gehen. Das hatte indeſſen einige Schwierigkeiten, und drei, vier Peitſchenhiebe blieben unbeachtet.

„Halt' Einer die Thiere, ſie gehen ſonſt durch,“ ſchrie da eine Stimme aus den Schützen heraus, und ein wieherndes Gelächter antwortete dem rohen Scherz.

Der Kutſcher, der vorn auf dem Bocke ſaß, ſchien denſelben aber nicht übel zu nehmen, ſondern lachte ſtill vor ſich hin, hieb jedoch ſchärfer auf die Pferde ein, und dieſe fanden ſich endlich bewogen der Aufforderung Folge zu leiſten.

Unter den, noch vom letzten Treiben erſt nachrückenden Schützen befand ſich auch der Apotheker Nebel, der ſeines guten Schießens wegen bekannt war. Er hatte die Flinte auf dem Rücken und ein Jagdhund von engliſcher Raçe, aber nicht an der Leine, folgte dicht hinter ihm.

„Aber Nebel,“ rief ihm der Kürſchner Kublich zu, „warum, um Gottes Willen, haben Sie den Fuchs nicht geſchoſſen? Er kann ja kaum dreißig Schritte von Ihnen über die Schneuße gewechſelt ſein, und Sie müſſen ihn geſehen haben.“

„Hab' ich auch, Freundchen,“ erwiederte dieſer, „konnte aber mit dem beſten Willen nicht ſchießen. Ich ſtand hoch, und genau in der Richtung wo ich den Fuchs aufs Korn bekam, ſah ich über den Lauf weg den Herrn Lieutenant dahinten, der von ſeinem Platz gegangen war. Wenn ich abdrückte mußte der ein paar Schrote kriegen.“

„Schwere Bret,“ rief Kublich — „da hätt' ich doch geſchoſſen. — Auf einen Fuchs muß man immer ſchießen. Wer ſtand in der Linie?“

„Ih nun, der Lieutenant, und ich kenne ihn eigentlich noch gar nicht ſo recht,“ ſagte Nebel — „ja, wenns ein guter Freund geweſen wäre.“

„Da hätten Sie ihm ein's 'nauf gewurzelt, wie?“ rief Muhdel, „na, dann möchte ich Sie doch erſuchen, daß Sie mich ebenfalls nicht zu Ihren guten Freunden zählen. Das fehlte Einem auch noch, daß Einem bei dieſer Heidenkälte Einer 'nauf harrfte.“

Mitten zwiſchen den Schützen fiel in dieſem Augenblick ein Schuß und dieſe fuhren erſchreckt auseinander. Es war Niemand weiter wie der Schneider, dem das Gewehr auf dem Rücken los ging, und der jetzt wüthete und ſchwor, es hätt' es ihm Jemand zum Poſſen abgedrückt, blos daß er wieder laden müſſe. Glücklicher Weiſe war kein Unglück geſchehen.

Das Reſultat des Triebs waren neun Rehe mit drei Böcken und zwei Schmalrehen, neunzehn Haſen, zwei Füchſe und wieder ein Stück Birkwild — auch ein Huhn. Ein paar Leute mit Handſchlitten wurden dann beordert es weg zu führen, und der Zug ſetzte ſich eben wieder in Bewegung, zum Schluß noch, dem Dorfe zu ein Feldkeſſeltreiben zu machen, als der Schneider, der ſein Gewehr wieder laden wollte, anfing zu wettern und zu fluchen.

„Na, wo brennt's nu wieder?“ ſagte der Förſter — „mit Euch Kerlen draußen zu jagen kann Einen auch freuen. Dreimal ſo viel hätten wir ſchießen müſſen, wenn Ihr nicht Alle mit einander ſolchen Heidenſkandal vollführt hättet. Na, was iſt nu wieder?“

„Was is? ſo?“ — ſagte der Schneider, „da ſoll man auch wohl noch nicht einmal ein Wort ſagen? Die ganzen Patronen ſind mir in der Rocktaſche aufgegangen, und Schrot und Pulver ſteckt jetzt zwiſchen einander wie Sauerkraut und Kartoffel."

„Na, wenns weiter Nichts iſt," lachte der Jäger, „ladets nur ſo 'nein, Ihr trefft doch Nichts!"

„Treffe Nichts? — ſo?" brummte der Gereizte hinter dem davon Gehenden her. „Die Grau- und Grünkittel glauben immer ſie haben das Treffen allein gepachtet — und jetzt iſt mir auch mein ganzes Frühſtück zu Schanden, Herr Göttle von Schwaben, daß die ganze hungrige Jagd doch gleich der Deubel holte."

Es bekümmerte ſich übrigens Niemand weiter um den Zornigen der jetzt ſehen konnte wie er Frühſtück, Pulver und Schrot in der Kälte wieder auseinander brachte.

Das Holz verlaſſend kamen Treiber und Schützen auf's Neue in das offene Feld hinaus. Wenn ſie aber auch im Wald wenigſtens etwas gegen den ſcharfen ſchneidenden Wind geſchützt geweſen waren, ſo zog es hier dagegen wieder ſo furchtbar, daß es ihnen durch Mark und Bein ſchnitt. Der feine Schnee, den der Wind in ordentlichen Wolken über die Felder nach dem Holze zu jagte, ſtach ihnen wie Nadeln in's Geſicht.

Ein großer Theil der Schützen zeigte ſchon keine ſehr große Jagdluſt mehr, dieſem Trieb noch obzuliegen. Der Herr Major hatte aber ſeine Anzahl Haſen noch nicht, die er abgeſchoſſen haben wollte und der Förſter deshalb den Befehl bekommen, das Treiben unter jeder Bedingung zu machen. Die beiden Kreiſer wurden auch, jeder mit einem bewaffneten Bauer, rechts und links auf die Flanken abgeſchickt und abwechſelnd Schützen und Treiber nachgeſandt. Bald merkte jedoch der Förſter, daß erſt einzeln und verſteckt, dann aber offener, kleine Trupps der Schützen ſich am Holzrand hinzogen, und dann querfeldein, und gerade durch das beabſichtigte Treiben durch, dem Dorfe zu hielten. Er rief allerdings, und bat im Anfang und fluchte nachher, die Leute hatten aber augenſcheinlich keine Luſt mehr.

Auch Dr. Boſſe, ſonſt immer der Eifrigſte bei Allem was nur mit der Vernichtung oder wenigſtens Bedrohung eines Haſen in Verbindung ſtand, konnte ſeine Finger nicht mehr bewegen und warm bekommen, weigerte ſich mit nach links abzugehen, weil ihn das noch weiter vom Dorf entfernte, und ſchwur, daß er ſich eine unbeſtimmte Anzahl von Gliedmaßen erfroren habe.

Die Bauern gingen allerdings dahin, wohin ſie geſchickt wurden; Alle aber faſt, die der Förſter nach rechts hinunter ſandte, ſchwenkten ab, ſo wie ſie den Kirchthurm etwas näher bekamen.

„Hören Sie, Herr Förſter" ſagte Muhdel, der neben ihm ſtand, „Gott verdamm mich, da auf der rechten Flanke ſind gar keine Schützen mehr. Sie thun am Beſten, wenn Sie das Treiben aufgeben. Den paar Haaſen wird auch Nichts daran liegen, daß ſie bei dem Wetter noch einmal das Lager wechſeln ſollen."

„Bekümmern Sie ſich um ſich ſelber, wenn Sie ſo gut ſein wollen," fuhr ihn aber der überdies ärgerliche Förſter an. „Das fehlte mir auch noch, daß hier jeder — Herr ſeinen Senf dazu gäbe. Wer nicht mit im Treiben bleiben will, mag meinethalben zum Henker geh'n, aber ich weiß ſelber was ich zu thun habe."

„Herr Jemine" ſagte Muhdel ganz verblüfft über die vergeſprudelte Zornrede — „ich bin ja ſchon wieder gut, mein Beſter; nehmen Sie's nur nicht übel, daß ich auf der Welt bin. Und ich ſprach auch eigentlich mit mir ſelber; — Gott verdamm mich" wandte er ſich dann aber an den neben ihm ſtehenden Commerzienrath, „wenn der gute Moſje das Maul ſo voll nimmt, dann mag er ſich ſeine lumpigen paar Haſen ſelber todtſchießen. Soviel weiß ich, daß ich mir hier nicht die Knochen erfrieren will, um dem Major noch ein paar Groſchen mehr in die Taſche zu füllen. Kommen Sie, wir gehen in's Dorf hinunter."

„Aber beſter Freund" meinte der etwas ängſtliche Commerzienrath, „wir dürfen den Andern doch nicht mit ſolchem Beiſpiel vorangehen."

„Beiſpiel vorangehen?" rief aber Muhdel — „wo ſind denn die Honoratioren, heh? — Alle ſchon fort. Die wollen den Teufel thun und hier noch das kalte Feldtreiben mit leerem Magen mitmachen, und dort — Gott ſtraf mich, da geht Dr. Boſſe. Sieht der Kerl nicht aus wie eine verhungerte Trappe? Nach oben lauter Leib und nach unten lauter Beine."

„Was iſt denn das für eine Bewegung da auf dem linken Flügel?" rief der Commerzienrath, dort hinüber deutend — „warten Sie einen Augenblick bis die Schneewehe vorüber iſt, dann können Sie es wieder ſehen."

„Da haben wir die Beſcheerung, die brechen auch aus", lachte Muhdel, „nun kann ſich der Herr Förſter allein ein Vergnügen machen. — Kommen Sie Commerzienrath; hier oben ziehts ſchmählich und wenn wir nicht bald machen daß wir in die Schenke kommen, finden wir keine einzige Taſſe Warmbier mehr fertig."

„Das ſchneidet Einem hier durch Mark und Bein" ſtimmte der Commerzienrath bei — „und wir haben den Wind gerade im Geſicht."

„Das hab' ich immer" verſicherte Muhdel reſignirt — „und wenn ich dreimal um eine Rennbahn ritte, blies er mir doch immer in's Geſicht. Was haben Sie denn eigentlich heute geſchoſſen?"

„Ich?" ſagte der Commerzienrath etwas verlegen, während er neben ihm hinging — „hm — eigentlich entſetzlich wenig — das verdammte Glückwünſchen heut' Morgen —"

„Nun?"

„Zwei Haſen — einen allein und einen Compagniehaſen und dann das Reh."

„Das angeflickte Schmalreh; ja das kriegen ſie nicht. Sie ſind ſchon mit dem Hund dahinter her geweſen. Es hat nur bei den erſten Sprüngen ein paar Tropfen Schweiß verloren."

„Das wäre ſehr fatal — verenden muß es jedenfalls" meinte der Commerzienrath zuverſichtlich. —

„Ja, vielleicht einmal ſpäter an Altersſchwäche", lachte

Muhdel, „wenn ihm nicht vorher ein Bauer eines auf dem Anſtand 'naufbrennt. Ich habe auch ſchmähliches Pech heute gehabt, und einen Hunger jetzt — der iſt gar nicht auf Papier zu bringen.“

„Hallo, was iſt da los?“ ſagte der Commerzienrath, indem er ſtehen blieb und ſich umſah.

„Na ja“ lachte Muhdel, „das ganze Treiben iſt aus dem Leim gegangen. In die Windwehe hinein ſoll aber auch noch ein Menſch ſchießen. Da müßte man ja Dinte geſoffen haben.“

„Da hinten kommt der Förſter“ ſagte der Commerzienrath, und als ſich Muhdel nach ihm umdrehte, ſah er wie der Förſter ſporenſtreichs, und augenſcheinlich in gewaltiger Eile hinter ihnen herkam und dem Dorfe mehr zu lief als ſchritt.

„Na der hat's nothwendig“ ſagte Muhdel, „wird wohl auch Appetit auf Warmbier gekriegt haben — der iſt knurrig.“

„Reden Sie ihn ja nicht an,“ ſagte der Commerzienrath, „er ſcheint ſehr übler Laune.“

„Nicht anreden?“ lachte Muhdel, „na, vor dem ſollen wir uns doch wohl nicht fürchten. Das Schlimmſte was uns paſſiren könnte wäre, daß er uns nicht zum Souper einlüde.“

Der Förſter überholte ſie in dieſem Augenblick ohne auch nur ein Wort an ſie zu richten. Das Wetter war zu gleicher Zeit in einen ordentlichen Sturm ausgeartet, der bei etwa 20° Kälte, den feinen gefrorenen Schneeſtaub in ihr Geſicht peitſchte. Der Jäger arbeitete wacker gegen den furchtbaren Luftzug an, und mochte ihnen etwa zehn Schritt voraus ſein, als ihn Muhdel plötzlich anrief.

„Ach mein beſter Herr Förſter — Herr Förſter — eh?“

„Na was giebts?“ frug dieſer, ſich halb umdrehend, ohne jedoch ſeinen Schritt einzuhalten.

„Was wollen Sie denn von ihm?“ flüſterte der Commerzienrath.

„Ach ich möchte Sie gern um etwas fragen.“

„Na was is es? machen Sie ſchnell!“ ſagte der Jäger, dem Wind die halbe Seite bietend, und eben mit keinem ſehr freundlichem Geſicht nach dem hinter ihm drein Kommenden zurückſehend.

„Ach beſter Herr Förſter,“ bat da Muhdel, mit dem unſchuldigſten Geſichte von der Welt, „könnten Sie mir denn nicht ſagen — was gleicht wohl auf Erden dem Jäger-Vergnügen?“

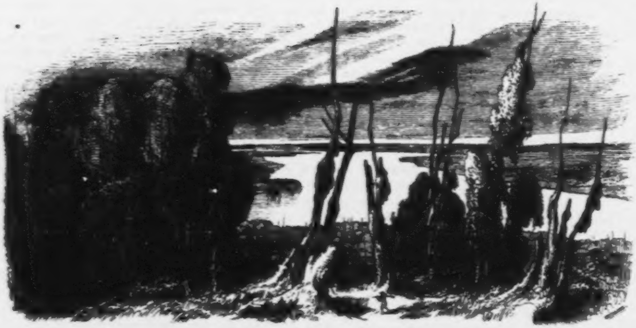
„Gehen Sie zum Teufel!“ rief der Förſter, ſich ingrimmig von ihm abdrehend.

„Danke Ihnen,“ erwiederte Muhdel, und lachte dann zum Commerzienrath gewandt: „Gott verdamm mich; er weeß es ſelber nich.“

Im Wirthshaus angekommen, fanden ſie wieder eine wüſte wilde Wirthſchaft, und in dem dicht gedrängten Zimmer einen ſolchen Dunſt, daß es kaum zum Aushalten war. Der Omnibus wurde denn auch ſo raſch als möglich beſtellt, und eine Stunde ſpäter raſſelte er wieder, mit ſeinen in Pelze und Mäntel gehüllten Inſaſſen, der Stadt zu.

Der Commerzienrath aber meinte, als er an dem Abend, etwas langſamer wie am Morgen den Hinweg, ſeinen Rückweg von der Poſt nach Hauſe antrat, und an ſeiner wieder mitgebrachten Laſt Schrot und Patronen ziemlich ſchwer zu tragen hatte:

„Jagen iſt wohl recht ſchön, aber an die Jagd will ich doch denken. — Und daran iſt weiter auf der Gottes Welt Nichts Schuld, als das verwünſchte Glückwünſchen von dem Eſel von Hausmann. Na komm Du nur zu Neujahr um ein Trinkgeld.“



Jagd, Jäger und Wald in Amerika.

Der deutſche Jäger hat ſich gewiß ſchon oft gefragt, wenn er ganze Schwärme von Auswanderern an ſich vorüberziehen und die Männer faſt jedesmal Gewehre auf den Rücken tragen ſah, was die Leute dort drüben in Amerika mit all den Flinten machen, und wo das Wild zuletzt noch herkommen ſoll, wenn eben Jeder danach knallt.

Es iſt wahr; eine ganz erſtaunliche Anzahl von Schieß-Gewehren wandert auf ſolche Art jährlich nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika hinüber, und die Leute, die ſie auf dem Rücken tragen, haben auch hier im alten Vaterlande gewöhnlich den Kopf ſchon voll von den brillanten Jagden, die ſie da drüben ausüben wollen. Laufen, ihrer Meinung nach, die Hirſche und Bären ja nur ſo dort herum, und man kann ſich ihrer kaum erwehren.

Die Sache iſt in Wirklichkeit freilich anders, und unſere guten Landsleute nehmen überhaupt Manches mit in das fremde Land, was ſie nachher dort eben ſo wenig brauchen, wie eben die Gewehre.

Jagd gibt es allerdings noch in Amerika genug, und mehr eigentlich, wie man nach der faſt ununterbrochenen Aasjägerei erwarten ſollte. Die weitausgedehnten Sümpfe beſonders des weſtlichen Theiles der Union ſind aber vortreffliche Hegeplätze für das Wild, und werden es noch für lange Jahre bleiben. Dort hinein wagen ſich doch immer nur Einzelne, und können dem Wild nicht ſo gefährlichen Abbruch thun.

Im Oſten aber, und überhaupt in allen jenen Theilen, wo der Boden kultivirt werden kann und der Ackerbauer ſich feſtſetzt, iſt das Wild, das Hochwild wenigſtens, faſt ausgerottet, und höchſt ſelten, daß ſelbſt noch in den Mittelſtaaten einmal ein einzelner Hirſch oder ein wilder Truthahn erlegt werden kann.

Jene Auswanderer hängen ihre Flinten auch meiſt alle an den Nagel, oder brauchen ſie höchſtens im Sommer, die dort ſehr zahlreichen Eichhörnchen, oder Waſchbären*) und Beutelratzen, die ihrem Mais und ihren Hühnern nachſtellen, damit zu ſchießen.

Was nun die jagdbaren Thiere in Nord-Amerika anbetrifft, ſo habe ich die ſchon ſo ausführlich in meinen „Wald- und Strombildern“ (Arnoldiſche Buchhandlung in Leipzig) beſchrieben, daß ich füglich darauf verweiſen kann. Wer ſich für ſie und ihre Jagd intereſſirt, mag es dort nachſehen. Hier nur für den deutſchen Jäger das, was dort entweder fehlt, oder was ich mir denke, das dieſen ſpeziell intereſſirt.

In Amerika kann ein Jeder jagen wo, und ſo viel er will; er iſt ſogar nicht einmal an eine beſtimmte Zeit gebunden. Obgleich die Amerikaner ein ganz zweckmäßiges, die Schonung der Jagd bezweckendes Geſetz haben, wird es doch nirgends beachtet. Daß dadurch die Aasjägerei in ihrer vollſten Blüthe ſteht, mag ſich Jeder denken. Eine Schonzeit wird nicht eingehalten, und wie bei den hieſigen Bauernjagden, iſt Alles was Haare oder Federn hat „Wild.“

---

*) Der „Waſchbär“ oder das racoon von dem unſere ſogenannten Schuppenpelze kommen, iſt ein kleines Thier, etwa von der Größe eines ſtarken Teckels, und ſtellt beſonders dem noch jungen, ſaftigen Mais im Felde nach.

Angeſtellte Jäger gibt es natürlich drüben nirgends. Wer ſollte ſie anſtellen und wozu? Das ganze Forſtweſen liegt dadurch auch noch ſehr im Argen, und eine Forſtkultur iſt bis jetzt — wenigſtens dort wo es Wild gibt — noch nicht nöthig. Hat doch der Farmer Müh' und Noth genug das überflüſſige Holz nur aus dem Wege zu bekommen, und denkt an ſolchen Stellen wahrlich nicht an Pflege oder gar Nachpflanzung des Waldes.

Wer eben Luſt zu jagen, und was noch viel wichtiger iſt, wer Zeit hat, geht hinaus, muß aber dabei ſtets mehr auf ſein Vergnügen — wenn er ein leidenſchaftlicher Jäger ſein ſollte — als auf wirklichen Nutzen rechnen. Dort nämlich, wo er Wildpret und Decke gut verwerthen könnte — in der Nähe von Anſiedlungen — gibt es Nichts mehr zu jagen, und in der Zeit in der er vergebens nach einem einzelnen Stück umherläuft, könnte er viel mehr und viel bequemer mit Arbeit verdienen. Dort aber wo es noch wirklich Wild giebt, zahlt ihm Niemand etwas für das Wildpret, und die Decke ſelbſt hat nur einen ſehr geringen Werth.

Nur der Farmer im fernſten Weſten vereinigt noch den Ackerbau mit der Jagd, indem er manchmal hinausgeht und ein Stück Wild, wenn er gerade einen Braten, oder ein paar Stück ſchießt, wenn er ein ledernes Jagdhemd braucht.

Der eigentlichen Jäger, d. h. ſolche die mehr von der Jagd als vom Ackerbau leben, giebt es nur ſehr wenige, und dies ſind meiſt Leute die keine Ruh auf einer Stelle, ja ſehr häufig auch keine rechte Luſt zum ſteten Arbeiten haben.

In den Mittelſtaaten gibt es noch kleines Wild, wobei man allenfalls mit einer Schrotflinte ausreicht. In den eigentlichen Urwäldern aber kann man mit Schrot wenig oder gar Nichts ausrichten, und die Leute führen dort Alle Büchſen ſogenannte Rifles (Reifels.)*)

Dieſe Rifles ſind meiſt immer ſehr lang, oft 6 Fuß und länger mit nichtsdeſtoweniger höchſtens vollem Drall, und ſehr feinem Korn. Die Amerikaner ſchießen damit außerordentlich ſicher aber — auch nur auf nicht große Entfernungen, und nie in der Flucht. Das Wild was flüchtig vor ihnen aufgeht und nicht hält, iſt ſicher. Schon ihr Scheibenſchießen beweiſen das, bei denen ſie allerdings nur ein ſehr kleines, meiſt zölliges Centrum haben. Die gewöhnliche Entfernung dabei iſt aber 100 Schritt mit Auflegen, oder 60 aus freier Hand, und zwar Jedem freigeſtellt, auf welche von den beiden Arten er ſchießen will.

Cooper ſchildert allerdings ſeinen Hawkeye oder Lederſtrumpf ſehr hübſch, und läßt ihn ſich kreuzende Schwalben und geworfene Kartoffeln im Flug mit der Büchſe ſchießen. Ich habe mich aber doch lange Jahre gerade in den Staaten, in denen noch die beſte Jagd iſt und die meiſten Jäger ſich aufhalten, herumgetrieben, aber nie einen ähnlichen Schützen mehr gefunden.

Sonderbar mag es vorkommen, daß jene alten und guten Jäger — denn dem Wild wiſſen ſie vortrefflich beizukommen, und auf der Fährte ſind ſie faſt ſo gut wie ein Schweißhund — noch ſehr viele Steinſchlöſſer führen und von den Perkuſſions-Gewehren Nichts wiſſen wollen. Der Grund dafür liegt aber in den ſchlechten Engliſchen und Amerikaniſchen Zündhütchen. Engländer ſowohl wie Amerikaner beharren nämlich hartnäckig auf ihren Zündhütchen mit weißer Füllung, die durch keinen Kupferdeckel inwendig gegen den Einfluß der feuchten Luft oder der Näſſe geſchützt iſt. Die Folge davon iſt, daß nur bei einigem Regen die Gewehre nicht allein verſagen, ſondern ſich die weiße, feuchtgewordene, weiche Maſſe auch noch in den Piſton hineindrückt, und dort feſtklebt. Da können ſie ihre Steinſchlöſſer noch viel beſſer durch einen übergepaßten Lederdeckel gegen den Regen ſchützen.

Wie der Engländer trägt der Amerikaner nie einen Riemen an der Büchſe, und dieſe ſtets auf der Schulter, nicht ſelten der Bequemlichkeit wegen, den Kolben nach hinten.

Ihre Büchſen ſchießen meiſt ſehr kleine Kugeln und ſind dabei ſtark im Fleiſch, alſo gewöhnlich ſehr ſchwer. Ich habe Büchſen geſehen, die nahe an 180 Kugeln auf's Pfund, alſo eine Kugel ſchoſſen, die viel kleiner wie ein Poſten war. Sie ſchießen damit die Eichhörnchen von den höchſten Bäumen durch den Kopf — aber freilich mit Anlegen, und das Eichhörnchen muß ſich ſehr ruhig verhalten.

Beim Schießen und Laden haben ſie noch einige andere Eigenheiten.

Jeder Jäger trägt ſeine kleine lederne Kugeltaſche auf der rechten Seite, das Pulverhorn leicht im Griff zu haben, das auswendig an der Taſche hängt. Es beſteht meiſt immer aus einem gewöhnlichen Kuhhorn mit unten feſtſchließendem hölzernen Deckel, und iſt vorn mit der Spitze, die ein Pfropfen verſchließt, an dem vorderen Riemen der Kugeltaſche, rückwärts am hinteren befeſtiget.

In dieſer Taſche trägt er außer ſeinen Kugeln und der Kugelform auch noch einen Krätzer und einige kleine baumwollene Lappen, da er, wenn er irgend Zeit dazu hat, nach jedem Schuß ſeine Büchſe auswiſcht. Er ſchraubt ſeinen Krätzer an den Ladſtock, wickelt das mit dem Mund feucht gemachte Läppchen darum, zieht den Stock einige Male auf und nieder und iſt nun beruhigt.

Hinten im Kolben, in einem eigens dazu gebohrten kleinen Loch, ſteckt eine kurzabgeſchnittene Truthahnfeder. Dieſe wird jetzt in das Zündloch gebracht und die Pfanne geſchloſſen. Sein Pulvermaaß, das ausgehöhlte Ende eines Hirſchgeweihs, hängt vorne an der Kugeltaſche an einem kurzen Riemen.

Zu Pflaſtern braucht er ein Stück Baumwollenzeug, das ebenfalls in der Kugeltaſche ſteckt. Der Schieber im Kolben iſt meiſt ſtets mit Hirſchtalg gefüllt; auf dieſes reibt er eine Ecke des Lappens und legt dieſe dann auf den Lauf, und die Kugel — den Abſchnitt nach unten — darauf, ſchlägt ſie mit dem Rücken ſeines ſchweren Bowie (Boih) Meſſers bis gleich mit dem Lauf, ſchneidet den Lappen mit dem Meſſer ab und ſchiebt ſie hinunter.

Um das Pulvermaaß zu beſtimmen, wenn er ſein Ladmaaß einmal verloren haben ſollte, hat er ebenfalls eine eigene Art. Er legt die Kugel nämlich in die ſo weit als möglich geöffnete flache Hand, und ſchüttet leiſe Pulver darüber, bis ſie gerade vollſtändig bedeckt iſt; das iſt dann ſein Maaß. Die Kugel wird nur ſehr leicht aufgeſetzt.

---

*) Rifled heißt im Engliſchen „gezogen.“

In jenen wilden Wäldern, wo der einzelne Jäger oft wochenlang draußen liegt, und Alles was er braucht mit ſich herumtragen muß, hat er auch natürlich darauf zu denken, daß er ſo wenig mit ſich ſchleppt wie irgend möglich. Jedes unnöthige Viertelpfund iſt eine Laſt, wo uns ſchon das Nöthige oft ſauer genug wird, oder in der freien Bewegung hindert. Die Kugelform iſt natürlich ein äußerſt nothwendiger und nie zu entbehrender Gegenſtand, aber der Kugelgießer kann ſehr leicht entbehrt, und zwar durch Holz erſetzt werden.

Der Amerikaniſche Jäger baut ſich nämlich eine Art Kugel-Löffel mit ſeinem ſchweren Jagdmeſſer roh aus grünem Holz aus. Das Ding muß einen „Griff“ haben, daß man es anfaſſen kann, und mit dem Meſſer wird dann eine Art Schnauze hineingeſchnitten, daß das flüſſige Blei daraus in die Kugelform laufen kann. Nun hackt er ſein Blei in kleine Stücke, daß es raſcher ſchmilzt, thut es in dieſen hölzernen Löffel und bedeckt das Blei mit glühenden Kohlen. Nur ſehr kurze Zeit braucht man dieſe zu blaſen, und das Blei ſchmilzt nicht allein, ſondern bleibt auch unter der heißen Kohlendecke beim Gießen flüſſig. Viele Kugeln kann man ſolcher Art gießen ehe ſo ein Löffel verbrennt, oder vielmehr die eingeſchnittene Schnauze auskohlt.

An eßbarem Wild gibt es in Amerika erſtens Hirſche, — in den Vereinigten Staaten nur noch den Virginiſchen Hirſch, ein Mittelding zwiſchen Rothhirſch und Dammwild, mit langem Wedel und vorgebogenem Geweih, aber keinen Schaufeln.

Rehe ſind nicht in Amerika, obgleich man in manchen Reiſebeſchreibungen manchmal von Rehen lieſt. Der Reiſende, der keinesfalls Jäger war, hatte jedenfalls ein ihm über den Weg ſpringendes Schmalthier, die den Rehen nicht unähnlich ſind, dafür gehalten. Der dortige Hirſch ſchreit auch nicht in der Brunſtzeit, und verhärt ſich dreimal. Im Sommer iſt er roth, im Herbſt bis Weihnachten bläulich und dann von da bis Mai mehr rehfarben — die drei Zeiten heißen deshalb auch die „rothe,“ „blaue“ und „graue“ Jahreszeit.

Der Hirſch wird vom Amerikaniſchen Jäger Bock genannt. Das Thier (Doe) ſetzt im Mai ein bis zwei Kälber, die bis zum Spätherbſt mit weißen Tupfen gefleckt ſind.

Da die Decke nach dem Gewicht bezahlt wird, ſo ſieht der Amerikaniſche Jäger beſonders darauf, daß er beim Zerwirken die dünne Fleiſchhaut (pelt) daran läßt, die zwiſchen Decke und Körper ſitzt. Dieſe trocknet mit ein. Ein paar Tage vorher, ehe er ſie dem Händler abliefert, beſpritzt er ſie auch wohl noch inwendig mit Lauge und ſtreut zum beſſer Einziehen Holzaſche darüber, was ſie noch etwas ſchwerer macht.

Hiebei muß ich noch erwähnen, daß der dortige Jäger beim Pirſchen auf Rothwild ſehr bedeutend auf den Mond achtet. Thatſache bleibt, daß ſich das Wild mit ſeiner Aeſung nach demſelben richtet. Scheint er die ganze Nacht, ſo zieht es am ſtärkſten gleich nach Dunkelwerden bis etwa zwei Uhr Morgens umher, wo es ſich dann niederthut, und bis zur frühen Morgendämmerung, oder — liegt ſehr ſtarker Thau — ſogar bis neun Uhr etwa ſitzen bleibt. Leuchtet er hingegen in der Nacht gar nicht, ſo äſt ſich auch das Wild nicht ſehr lange nach Sonnenuntergang. Höchſtens ziehen Schmalthiere bis zehn oder elf Uhr an die Salzlecken. Der Amerikaniſche Jäger nimmt dabei an, daß im Allgemeinen das Wild regelmäßig zu derſelben Zeit aufſteht ſich zu äſen wo der Mond aufgeht.

Ferner gibt es dort wilde Truthühner. Der Truthahn iſt jedenfalls dort heimiſch, obgleich er ſonderbarer Weiſe turkey genannt wird. Prairiehühner, Haſelhühner (Faſanen genannt), eine kleine Art Rebhühner (Wachteln genannt), Schnepfen und außerordentlich viel Waſſerwild findet ſich ebenfalls, wie auch das Kaninchen. Der deutſche Haſe kömmt nur weſtlich von den Felſengebirgen vor, wie auch merkwürdiger Weiſe und beiläufig geſagt unſere Elſter, die ſich nirgends im Oſten von den Gebirgen findet.

An Raubzeug gibt es Bären — eine kleine Art mit gelber Naſe, die dort aber ebenfalls zu dem eßbaren Wild gehört, und jung ſogar delikat ſchmeckt. Dann Panther, wilde Katzen und ein Mittelding zwiſchen den beiden letzteren, das ſogenannte Catamount. Auch fehlt der Wolf und Fuchs nicht, die aber bedeutend kleiner als die unſrigen ſind. Der Fuchs bäumt merkwürdiger Weiſe auf — eben ſo das Rebhuhn — indem er ſich dadurch vor den Hunden zu retten ſucht, daß er an irgend einem etwas ſchräg ſtehenden Baum hinanläuft und ſich zwiſchen die erſten auszweigenden Aeſte hängt.

All dies Raubzeug bekommt man aber, wenn man nicht lange Monate darauf verwendet ihm nachzujagen, nur höchſt ſelten, und dann meiſt immer zufällig zu ſehen, denn von Treibjagen hat der Amerikaner keine Idee.

Die ganze Jagd beſteht nur im Pirſchen, und nur in den wildarmen Gegenden wird ein einzelner Hirſch manchmal mit Hunden gehetzt. In den eigentlichen Wäldern hetzt man nur nach Raubzeug, beſonders im Winter nach Bären. Daß ſich einige Jäger vereinigten, und einander das Wild zutrieben, fällt nur dann und wann auf der Pirſche einmal vor, wenn zwei zuſammen gehen. An Treiber zu miethen, denkt gar Niemand, was dort bei dem theuern Arbeitslohn auch ein etwas koſtſpieliges Unternehmen wäre, und ſich wohl ſchwerlich lohnen würde. Die Pirſche bleibt deshalb die eigenthümliche und eigentliche amerikaniſche Jagdart, und iſt ja doch auch, wenn wir's herüber und hinüber drehen, dem Waidmann meiſt die liebſte.

Schweißhunde gibt es genug im Wald, aber meiſt Alle nur laut und flüchtig auf der Fährte. Nur eine Raçe, die übrigens ſehr geſchätzt und auch theuer bezahlt wird, auch ſehr ſelten zu bekommen iſt, ſcheint eine Miſchung von Bracke und Bauernhund und geht ſtill und langſam auf der Fährte. Die Amerikaner nennen ſie slow tracker — wie ſie auch das Pirſchen nicht, den Engländern gleich, stalking, ſondern still hunting nennen.

Es ſind dieſe slow tracker kurzhaarige, ſtarke, eben nicht beſonders hübſche Hunde, mit breitem Kopf und breiter Bruſt, und viel Fleiſcherhund Aehnlichem im Ausſehen. Alle, die ich je von der Race geſehen habe, waren dabei grau und ſchwarz, katzenartig geſtreift.

Wolfshunde oder eigentlich Halbwölfe, werden nicht ſelten aufgezogen und zur Jagd abgerichtet, und ſind vortrefflich auf warmer wie kalter Fährte.

Hierbei möcht ich eine amerikaniſche Jägerſage erwähnen. Es ſoll nämlich ſehr häufig vorkommen, daß in dem Wurf der Wölfin ſich ein ſogenannter Wolfshund befindet, die ſpäter regelmäßig die grimmigſten Feinde ihres urſprünglichen Stammes werden. Dieſen herauszufinden führt die Wölfin ihre Jungen, ſobald ſie laufen können, zum Waſſer, wo ſie den Wolfshund augenblicklich am Lecken erkennt (denn der amerikaniſche Wolf ſäuft wie ein Pferd) und ihn erwürgt.

Eine andere Eigenheit wird vom Bär erzählt, der in der Rollzeit, und auf der Fährte der Bärin manchmal ſtehen bleibt und ſo hoch er mit Tatzen und Fängen reichen kann, ohne die Erde zu verlaſſen, in einen an ſeinem Pfad ſtehenden ſtarken Baum hineinbeißt und kratzt. Dieſe Spuren habe ich ſelber verſchiedene Male beſonders an Saſſafrasbäumen geſehen. Der amerikaniſche Jäger behauptet nun, daß es der Bär nur deshalb thäte, um anderen, etwa ihm nachfolgenden Bären zu zeigen wie groß er ſei. Wagen dieſe es dann ſich in einen Kampf mit ihm einzulaſſen, ſo folgen ſie; fühlen ſie ſich aber nicht ſtark genug dazu, ſo bietet ſich ihnen hier die beſte Gelegenheit wieder umzukehren.

Jäger und Seeleute ſind Alle etwas abergläubiſch, ſie mögen es leugnen ſo viel ſie wollen. Wie deshalb dem deutſchen Jäger das Glückwünſchen ein Gräuel iſt, und er nicht gern nach etwas Vergeſſenem wieder umkehrt, ſo glaubt der amerikaniſche Jäger an ſehr ſchlechte Jagd, wenn er Morgens beim Anziehen irgend etwas verkehrt anlegt und dann ändert. Zieht er die Weſte z. B. verkehrt an, ſo muß ſie auch verkehrt bleiben, fährt er zuerſt mit dem einen Fuß in den verkehrten Stiefel oder Schuh hinein, ſo habe ich Jäger gekannt, die lieber an dem Tag zu Hauſe blieben, ehe ſie einem ſolchen Omen entgegen arbeiteten.

Unter den Jägern in Arkanſas herrſcht außerdem noch ein alter Aberglaube, den ich ſchon in meinen „Streif- und Jagdzügen“ erwähnt habe: daß man nämlich, wenn ein Hund ſchläft und träumt und man ihm ein Tuch auf den Kopf legt, dieſes nachher nimmt und ſelber mit dem Kopf darauf einſchläft denſelben Traum hat, den der Hund gehabt.

Eine Jagdſprache exiſtirt dort natürlich gar nicht, einige beſonders der Jagd eigenthümliche Worte abgerechnet. Eben ſo wenig weiß man etwas von hirſchgerechten Jägern ꝛc. ꝛc. Der amerikaniſche Jäger ſchießt ſein Wild, wo er eben den Schuß anbringen kann, und iſt es noch nicht verendet wenn er es erreicht, ſo gibt er ihm den Kälberſtich. Abgnicken kennt er gar nicht. Er federt auch nie ein Stück Flugwild ab, ſondern ſchlägt ihm höchſtens den Kopf weg.

Aechte Aasjägerei treibt er mit dem Blatten. Er hat nämlich ein Blatt, ähnlich wie das womit wir im Juli und Auguſt die Rehböcke locken, das den Ruf des Hirſchkalbes nachahmt — die Mutter zu ſchießen. Wo ich es irgend konnte, habe ich ſolchen Mord verhindert.

Wundervolle Waldungen giebt es in Nordamerika, und beſonders in den Sümpfen und Niederungen erreichen die Bäume eine enorme Höhe und ſtattlichen Umfang. Schon aus dem Grunde iſt dort auch ein Schrotgewehr gar nicht zu gebrauchen, nicht einmal für Truthühner, da man die in ſolcher Höhe aufgebäumten gar nicht mit dem Schrot erreichen, keinesfalls tödtlich verwunden würde. Eichen wie andere Bäume, die mit 80 und 90 ja oft 100 Fuß ihre erſten Aeſte ausſtrecken, ſind gar keine Seltenheit, und ſtehen überall. Eichen gibt es beſonders eine große Menge verſchiedener Arten, z. B. die overcup Eiche mit einer Frucht die faſt wie ſüße Kaſtanien ſchmeckt, und von Bären, Hirſchen und Truthühnern leidenſchaftlich geſucht wird. Auch die Weißeiche trägt eine ziemlich ſüße Maſt.

Wallnüſſe gibt es ebenfalls verſchiedene Arten. Beſonders hat der Hickory (eine weiße Wallnußart) vortreffliches, außerordentlich zähes Holz, aus dem ſämmtliche Ladeſtöcke verfertigt werden. Außerdem giebt es in manchen Gegenden, aber doch verhältnißmäßig nicht ſo häufig, Buchenwaldungen, und die bergigen Gegenden bedeckt meiſtens eine ſehr kienhaltige Weimuthkieferart, dem dortigen Jäger für ſeine Nachtjagden beſonders nützlich.

Was dieſe Nachtjagden betrifft, wo Hirſche an den Salzlecken wie ebenfalls beim Birſchen mit der Fackel oder der Kienpfanne geſchoſſen werden, muß ich den Leſer freilich wieder auf die „Wald- und Strombilder“ wie die in derſelben Buchhandlung erſchienenen „Streif- und Jagdzüge“ (beide in zweiter Auflage) verweiſen. Nur ſo viel hier für den deutſchen Jäger, der gewöhnlich mit dem Kopf ſchüttelt, wenn er hört daß ſich ein Hirſch mit einer Pechfackel ſollte anpirſchen laſſen, daß dort im amerikaniſchen Walde ganz andere Verhältniſſe exiſtiren als bei uns.

Ueberall dort herum, wenn nicht das Feuer von ſelber durch vernachläſſigte Lagerfeuer ausbricht, zünden die Jäger beſonders im Frühjahr das in dicken Maſſen den Boden bedeckende gelbe Laub an, damit der Boden frei brennt, und das Wild recht früh im Jahr geſunde und friſche Aeſung bekommt. Dieſe Brände nehmen nur das Laub fort, und tödten höchſtens das junge Unterholz und die Dornen und Schlingpflanzen. Den Bäumen ſelber ſchaden ſie nur ſelten und in Ausnahmefällen. Eine Maſſe umgefallener Stämme, theils Windwehen, theils vom Alter niedergebrochene Bäume liegen dabei im Walde herum, fangen an ihren faulen trockenen Stellen das Feuer und glimmen oft Monate lang, ehe ſie zu Aſche verbrennen, oder lodern wohl auch hell auf. Das Wild iſt ſolcher Art überall an Feuer im Wald gewöhnt, und achtet nicht allein nicht darauf, ſondern ſucht ſogar im Frühjahr ſehr gern ſolche glimmende und qualmende Stämme auf, um ſich in dem Rauch derſelben vor den läſtigen Mücken (Mosquitos) zu ſchützen.

Wilde Früchte und Beeren giebt es ebenfalls im amerikaniſchen Wald, beſonders im Herbſte, in erſtaunlicher Menge, treffliche Aeſung beſonders für den Bär. Auch die Truthühner werden erſtaunlich friſt davon. Die Eichelmaſt iſt ebenfalls, ungünſtige Jahre abgerechnet, vortrefflich.

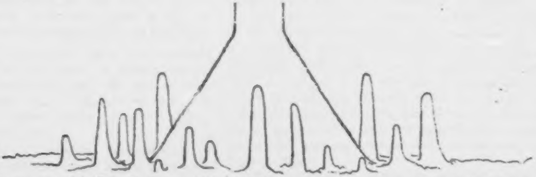
Die Holzarten ſind übrigens im amerikaniſchen Walde, beſonders in den Niederungen, außerordentlich mannigfaltig und beſtehen vor allen Dingen aus den verſchiedenartigſten Eichen, aus zwei Arten Wallnuß, dem ſchwarzen und weißen, aus einem ſogenannten Gumbaum, mit prachtvoll ſchlanken und hohen Stämmen, deſſen ſehr durchwachſenes Holz ſich aber gar nicht ſpalten läßt; in den bergigen Gegenden aus Kiefern und im Sumpf, wie feuchten Stellen aus Perſimon, Maulbeer und Saſſafrasbäumen.

Der Saſſafras kömmt in den nördlicheren Staaten meiſt nur als Buſch vor, wächſt in Arkanſas aber nicht ſelten zu 4 Fuß im Durchmeſſer haltenden mächtigen Stämmen.

Im Norden und in den Gebirgen gedeiht beſonders der Zucker-Ahorn, ebenfalls ein trefflicher Baum, und den ſüdlichen Niederungen iſt dafür der Baumwollenholzbaum eigen, der hier zu mächtiger Dicke und Höhe wächſt. Das Holz iſt ſehr leicht und ſpaltet vortrefflich.

Die Eſche mit ihrem zähen Holze erreicht ebenfalls dort eine bei uns nicht geahnte Höhe, und an den Flüſſen ſtehen die weißrindigen Platanen (Sycomore) wie eine hohe ſchlanke Weidenart, deren Blüthen im Frühjahr wunderbaren Duft verbreiten.

Die Cypreſſe kommt erſt in einem gewiſſen Grad Süder-Breite vor, doch findet ſie ſich in Arkanſas faſt überall, und zwar in tüchtiger Höhe. Höchſt eigenthümlich iſt dabei der Wachsthum derſelben. Der Baum ſelber nämlich, wenn er im Stamm, und zwölf Fuß vom Boden vielleicht, drei Fuß im Durchmeſſer hat, und von da an glatt und ſchlank 80 – 100 Fuß emporläuft ehe er auszweigt, mißt am Fuß der Wurzel und dicht über der Erde nicht ſelten 14 und mehr Fuß (im Durchmeſſer), was ihm ein höchſt wunderliches Anſehen gibt. Außerdem heben ſich noch die auszweigenden Wurzeln um ihn her mit ihrer röthlichen Rinde in oft bis ſechs Fuß hohen und auch niedrigeren Höckern aus der Erde heraus — ſogenannte „Cypreſſenknie", und machen in dem ſumpfigen Boden, beſonders Abends ein Durchmarſchiren durch ſolchen Wald faſt unmöglich.



Die Holzhauer, die dieſe Stämme fällen, müſſen ſtets Gerüſte bauen, um ſie über der, Pyramiden ähnlichen Wurzel mit den Aexten zu erreichen.

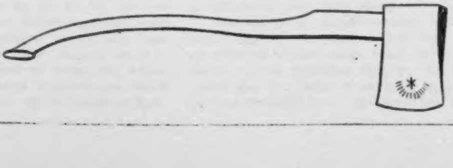
Die Holzverſchwendung in Amerika iſt, neben dem enormen Verbrauch, außerordentlich. So fahren, um dem Leſer nur einen geringen Begriff von dem Holzverbrauch zu geben, auf dem Miſſiſſippi und ſeinen Nebenflüſſen jetzt weit über 700 Dampfboote. Nur die auf dem Ohio werden hauptſächlich mit Steinkohlen geheizt, die anderen feuern Holz, und man kann annehmen, daß ſie durchſchnittlich, größere und kleinere, 18 — 20 Klafter täglich und ein Jedes gebrauchen, und dabei mehr als die Hälfte des Jahres unterwegs ſind. Die großen Dampfboote verbrennen auf der Fahrt zwiſchen 40 und 50 Klafter täglich, da ſie unter ſieben oder acht Keſſeln unausgeſetzt heizen müſſen.

Trotzdem hat das Holz noch dort einen ſehr geringen Werth und koſtet kaum mehr als den Arbeitslohn, es zu fällen und am Ufer aufzuſchichten.

Außerdem wird in allen Rodungen im Walde, das gut ſpaltende Nutzholz zu Fenzriegeln gebraucht, die Felder einzuzäunen, das andere aber auf Haufen gerollt und geworfen und im Felde verbrannt.

Hier möchte ich für unſere deutſchen Forſtmänner noch ein Wort über die amerikaniſche Art ſagen, das aber in den meiſten Fällen wahrſcheinlich in den Wind verhallen wird. Der Deutſche klebt nun einmal an den alten Gewohnheiten, und reißt ſich nur mit kaum glaublicher Schwierigkeit davon los.

Eben ſo unpraktiſch wie unſere deutſche Art zum Hauen iſt — während ich ihr ihre Verdienſte beim Spalten gar nicht abſprechen will — ſo praktiſch iſt die Amerikaniſche.



Erſtlich iſt ſie noch einmal ſo breit im Hieb, vorne außerordentlich dünn, und die dickſte Stelle des Blattes dort, wo ſich in der Zeichnung das Sternchen befindet. Von dort aus läuft ſie überall nach der Schneide zu dünner ab, ſo daß ſie bei einem tiefen Hieb in grünes Holz nur immer an dem einen kleinen Punkt haften, und außerordentlich leicht, mit der geringſten Bewegung, wieder frei gemacht werden kann, ohne je zu klemmen.

Auch der Stiel — ein ſogenannter „Yankee-Stiel“ von Hickoryholz, wie die Ladeſtöcke, liegt außerordentlich bequem in der Hand, kann nicht rutſchen und gibt dem Hieb eine erſtaunliche Macht.

Unſere deutſchen Auswanderer ſchleppen unverdroſſen, und trotz Allem was man dagegen ſagen oder ſchreiben kann, ihre alten deutſchen Aexte mit hinüber, quälen ſich dort eine Zeit lang damit, laſſen ſich auslachen, und — werfen ſie nachher in die Ecke, oder benutzen ſie höchſtens zu Keilen, zu denen ſie ſich trefflich eignen, aber zum Holzhauen nimmt ſie kein Menſch mehr.

Es iſt erſtaunlich welcher Unterſchied in der Arbeit mit einer deutſchen und amerikaniſchen Axt liegt, und ein tüchtiger amerikaniſcher Holzarbeiter ſchafft allein gerade ſo viel und mehr damit, wie drei geübte deutſche Holzhacker mit der ihrigen.

Nun iſt hie und da eingeworfen, daß es den Amerikanern nicht darauf ankommt wie viel Spähne ſie abhauen und verwüſten, und das iſt allerdings der Fall. Wo aber überhaupt einmal eine Axt gebraucht wird, da muß man mit einer deutſchen Axt gerade ſo viel Spähne abhauen wie mit der anderen, aber dreimal ſo viel Hiebe thun.

An einigen Stellen in Deutſchland, aber noch leider an ſehr wenigen, ſind die amerikaniſchen Aexte eingeführt, und wo der erſte Widerwillen der Leute gegen das Fremdartige, Ungewohnte überwunden werden konnte, hat man ihren großen Vortheil bald eingeſehen. Aber wie geſagt, es hält entſetzlich ſchwer und das alte Bauernſprichwort: „Mein Vater hat es ſo gemacht und ich brauch' nicht geſcheidter zu ſein wie der,“ wird auch in dieſem Fall von den Forſtleuten und Holzmachern beibehalten. Erſt ſpätere Erfahrung muß die Leute belehren.

Ein tüchtiger geübter Holzhauer in Amerika ſtellt mit einer ſolchen Axt in einem Tage zwei Klaftern weiches Holz auf, d. h. er fällt die Bäume dazu, haut die Stücke in die gehörige Länge und ſpaltet ſie; Alles mit der Axt und mit ein paar Keilen und einem Schlegel. Die amerikaniſchen Klaftern (cords) ſind 8 Fuß breit, 4 Fuß tief und 4 Fuß hoch.

Das elaſtiſche Hickoryholz iſt allerdings für ſolche Axt unerläßlich, wäre aber ebenfalls zu bekommen. Das Hickoryholz iſt ſo außerordentlich zäh, daß aus den fein geſpaltenen Faſern deſſelben ſogar ordinäre Strohhüte geflochten werden. Zu Wagnerarbeiten ꝛc. iſt es ebenfalls, wie ſich leicht denken läßt, vortrefflich. Uebrigens bin ich feſt überzeugt, daß es ſich recht gut in Deutſchland, beſonders im ſüdlichen Theil deſſelben anpflanzen ließe; hält es doch in den dortigen nördlichen Staaten die ſtrengſte Kälte recht gut aus. Es iſt ebenfalls als Brennholz ganz vortrefflich, und brennt ſelbſt grün beſſer wie irgend ein anderes.

Der Deutſche denkt ſich den amerikaniſchen Wald gewöhnlich voller Indianer. Dem iſt aber freilich nicht ſo. Die Indianer ſind ſchon ſeit langen Jahren, Einzelne ausgenommen, die ſich noch mit irgend einer Beſchäftigung zwiſchen den Deutſchen herumtreiben, von dieſen nach dem Weſten befördert, und dort in gewiſſe Gränzen eingezwängt worden. Indianiſche Jäger trifft man nur höchſt ſelten noch in den Vereinigten Staaten.

Der Indianer iſt dabei als Schütze keineswegs ein muſterhafter Jäger, aber er verſteht das Anpirſchen aus dem Grund, und es iſt wirklich ein Genuß, eine ſolche Rothhaut an ein Stück Wild anſchleichen zu ſehen. Ausdauer und fabelhafte Geduld, wie ſeine Abhärtung gegen jede Witterung und Beſchwerde, machen ihn deshalb zu einem höchſt gefährlichen Feind des Wildes. Im Schießen ſelber, beſonders auf weite Entfernungen, nehmen es unſere deutſchen Jäger ſtets mit ihnen auf.

Zu den Plagen des Wildes gehören übrigens, außer den Jägern, die doch wohl als die vorzüglichſten, jedenfalls gefährlichſten gelten können, noch die Mosquitos und Holzböcke.

Die Mosquitos ſind natürlich weiter Nichts als Mücken, die eben Mosquitos auf Spaniſch heißen, von denen es aber dort verſchiedene Arten und manche mit recht boshaften und ſchmerzenden Stacheln gibt. In den ungeheuren Sümpfen quälen und peinigen ſie das arme Wild im wahren Sinne des Wortes bis auf's Blut, und dieſes flüchtet dann in das ärgſte Dickicht, ſich durch die dichten Zweige ſeiner kleinen Feinde wenigſtens in etwas erwehren zu können, ja ſucht ſogar, wie ſchon vorerwähnt, alte im Wald glimmende Stämme auf, um ſich durch deren Rauch zu ſchützen.

Noch ſchlimmer ſind die Holzböcke, deren Zahl im Sommer und Herbſte wirklich Legion iſt, und die auch eine nicht geringe Plage des Jägers bilden.

Vom kleinen ſogenannten „Saamenholzbock,“ der ſo groß wie ein dunkler Punkt in etwa fingerdicken Klumpen an den Grashalmen und Zweigen hängt, um ſich vom Wild oder Jäger abſtreichen zu laſſen und dann augenblicklich aufwärts zu klettern bis zu den linſengroßen Patriarchen der Race, lebt der Wald davon. Ich habe in der Feiſtzeit, wo ſie eigentlich am Schlimmſten ſind, ſchon Hirſche geſchoſſen, von denen das abgeſchnittene Gehör wohl ein halbes Pfund wog und mit großen und kleinen Holzböcken ſo dicht beſetzt war, daß man, ein ekelhafter Anblick, auch nicht die Spur vom Haar daran erkennen konnte. Sogar in den gegerbten Decken ſind die Stiche mancher der bösartigſten ſogar hie und da erkennbar, und einen Truthahn kann man in jener Zeit nicht anders eßbar zubereiten, als daß man ihn vorher richtig abbalgt.

Noch muß ich die Salzlecken erwähnen, die in der amerikaniſchen Jagd eine ſehr bedeutende Rolle ſpielen. Sie ſind auch keineswegs künſtlich angelegt, ſondern beſtehen faſt durchſchnittlich aus einer ſalzhaltigen Bittererde, die ſich in dem trockenen Bett, oder häufiger in der ſteilen lehmartigen Uferbank eines Bergbaches findet. Sie ſcheint dort in Schichten zu liegen, denn das Wild leckt aus dieſen Uferſtellen oft ſo tiefe Löcher heraus, daß es gezwungen iſt ſeitwärts den Kopf hineinzuſchieben, zu der ausgearbeiteten Delikateſſe zu gelangen.

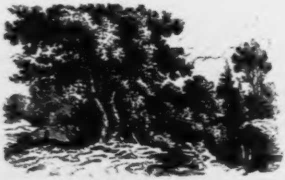
Beſonders im Frühjahr kommt das Wild zu dieſen natürlichen Salzlecken, und ſuhlt ſich gern in deren Nähe. Wo das Rindvieh oder gar die Schweine aber eine ſolche angenommen haben, mag es nachher nicht mehr viel davon wiſſen; läßt jedenfalls deren Fährten erſt wieder kalt werden.

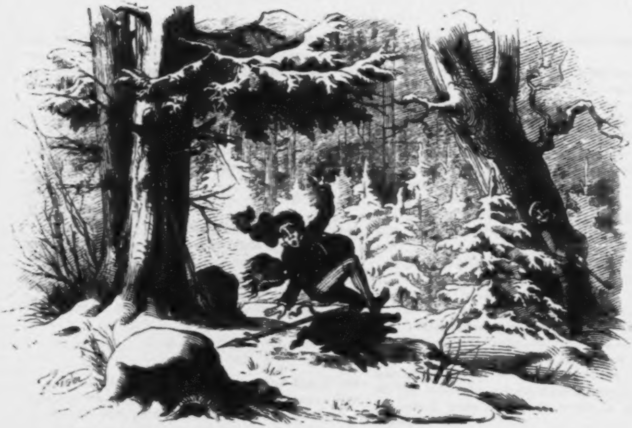
Der Jäger ſetzt ſich mit Vortheil an ſolchen Stellen an; aber auch der Panther kennt ſie, und ſchleicht ſich gern an den ſteilen Rand derſelben, zu ſehen ob ein Stück da drunten ſteht, dem er in dem Falle raſch genug auf den Hals ſpringt.

Soweit was Jagd, Jäger und Wald in Amerika betrifft. Wilderer gibt es natürlich in einem Lande nicht, wo Niemand die Aufſicht hat und Jeder nach Gefallen jagen kann, und das ſcheint wunderbarer Weiſe etwas, was den von Deutſchland dort hinüber ſpedirten Wilderern nicht recht behagen will.

Es fällt doch nämlich in unſerem alten Vaterlande gar nicht etwa ſo ſehr ſelten vor, daß unverbeſſerliche Wilddiebe, anſtatt ſie hier einzuſperren und zu füttern, von den Regierungen nach Amerika geſchickt werden, dort ihrer Paſſion nach Kräften den Zügel ſchießen zu laſſen, und das hieſige Wild von ihrer ſtörenden Gegenwart zu befreien. Ich habe an verſchiedenen Stellen ſolche Exemplare geſehen, die mir von ihren deutſchen Nachbarn als ausgewieſene Wilddiebe bezeichnet wurden. In denen glaubte ich denn natürlich die paſſionirteſten Jäger zu finden, und war im Anfang ſehr erſtaunt zu hören, daß ſie — Alle ohne Ausnahme — gar keine Büchſe mehr in die Hand nähmen. Zwei hatten ſogar ihre Gewehre ganz verkauft und wollten von der Jagd gar Nichts mehr wiſſen.

Einestheils mochte wohl der geringe Verdienſt daran ſchuld ſein, den ſie aus dem gelöſten Wilde zogen. Sie konnten mit nur mäßiger Arbeit mehr verdienen, und waren auch, wie ſie meinten, älter geworden. Anderentheils fehlte hier aber auch die Lockung des Verbots. „Geſtohlene Aepfel ſchmecken am Beſten,“ iſt ein altes Sprichwort, und ſobald die guten Leute dort mit ihren Büchſen und Flinten hinlaufen und ſchießen konnten ſoviel und wo ſie wollten, bekamen ſie das Jagen bald ſatt. Es geht uns manchmal ſo im Leben.





Die Saujagd.

Der Forſtmeiſter von Recknitz ſaß an ſeinem Arbeitstiſch und unterſchrieb einige Papiere, die ihm der Forſtgehülfe Meier eben gebracht hatte.

„Und wie ſollen wir's mit den Sauen machen, Herr Forſtmeiſter?“ ſagte dieſer, als er die Dokumente zurückerhalten, zuſammengefaltet und in die Bruſttaſche geſchoben hatte.

„Nun, fünf Stück ſollen abgeſchoſſen werden“ erwiderte der Forſtmeiſter, „ſo lautet der Befehl des Fürſten. Wir wollen alſo morgen früh um zehn Uhr oben ſein; halten Sie bis dahin nur Alles bereit. Vergeſſen Sie auch nicht den Leuten Klappern mitzugeben, im Fall wir ſie gebrauchen ſollten — und drei oder vier Schweinsfedern.“

„Die Schützen bringen Sie ſelber mit?“

„Ja — Hauptſchweine ſollen aber nicht geſchoſſen werden, nur angehende. Haben Sie denn tüchtige Burſchen oben?“

„Nun“ lachte Meier, „es ſind ein paar richtige Hoſenflicker dabei; die können wir aber recht gut in Ruhe laſſen, denn die ſtehen meiſt alle an der Dormann's Haide neben dem neuen Schlag. Wo ich dachte, daß wir treiben wollten, ſtehen nur, außer ein paar ſtarken Bachen, überlaufene Friſchlinge und überhaupt geringere Schweine.“

„Gut. — Apropos, Sie kennen doch den Herrn von Breiting?“ —

„Den Löwenjäger?“ ſagte Meier und ſah ſeinen Vorgeſetzten mit einem verſchmitzten Blick an.

„Ja — Löwenjäger“ brummte dieſer, „hätte bald was geſagt. Der Herr iſt acht oder vierzehn Tage in Algier drüben geweſen, und prahlt jetzt fortwährend mit ſeinen afrikaniſchen Löwen- und Leopardenjagden. Sie ſind ja wohl ein paar Mal mit ihm auf der Jagd zuſammen geweſen? Er ſoll viel ſchießen.“

„Ja,“ meinte Meier, „aber er trifft Nichts — er kann nicht fertig werden, und die Füchſe ſind ihm zu kurz.“

„So? — das auch noch“ ſagte der Forſtmeiſter trocken. „Nun gut; er quält mich fortwährend, ich ſoll ihn mit auf die Jagd nehmen, und ich werde ihn morgen mit hinausbringen. Noch eins — Sie haben ja wohl einen Wundarzt oben in Lechwald?“

„Ja wohl, den Helfert; einen ganz geſchickten Mann.“

„Gut, den beſtellen Sie mir auf morgen früh zum Rendezvous an der Fütterung. Daß er aber ja dort iſt wenn wir hin kommen und — er ſoll ſein Verbandzeug mitbringen.“

„Sein Verbandzeug?“ ſagte Meier erſtaunt.

„Ja, und beſorgen Sie mir auch einen kleinen Tiſch hinauf, auf dem er es ausbreiten kann, und laſſen Sie vorher von den Holzmachern ſo eine Art Trage herrichten — ein paar Stangen, vielleicht mit ein paar Tragbändern quer darauf gebunden oder wie ſie's einrichten wollen."

„Iſt denn ein Unglück geſchehen?" ſagte Meier ganz verdutzt.

„Nein — Sie werden ſchon morgen ſehen. Ich bin jedenfalls ein paar Minuten früher am Platz als die Uebrigen."

„Sehr wohl Herr Forſtmeiſter. Und wo wollen die Herren frühſtücken?"

„Wir fahren nach der Jagd zu mir zurück. So lang wird es ja doch nicht dauern?"

„Ich weiß nicht — es liegt viel Anhang in den Dickichten und die Schweine ſind ſchwer herauszubringen."

„Nun wir werden ſehen. Daß nur die Treiber Punkt Zehn an Ort und Stelle ſind."

Der Forſtgehülfe war entlaſſen, und der Forſtmeiſter beſorgte indeß die Einladungen auf den nächſten Morgen.

Am nächſten Tag war wundervolles mildes Wetter, und gleichwohl doch nicht warm genug den Schnee zu thauen. Nicht ein Wölkchen deckte dabei den Himmel, und die für das heutige Treiben beſtimmten Holzmacher und Tagelöhner, mit einer Anzahl Dorfjugend dabei, hatten ſich vor dem Wirthshaus in Lechwald ſchon verſammelt, als der erſte Wagen angefahren kam.

Es war der Forſtmeiſter mit einem der Schützen und Meier ſtattete, wie nur der Wagen hielt, Bericht ab daß Alles in Ordnung ſei.

„Gut Meier, iſt der erſte Trieb groß?"

„Ziemlich — nicht ſehr breit aber lang."

„Dann ſchicken Sie Ihre Treiber immer indeſſen fort. Sie mögen ſich anſtellen — aber daß ſie mir hübſch ruhig ſind bis das Signal gegeben wird. Wir wollen indeß hier warten bis die anderen Schützen kommen. Ich habe ſie unterwegs überholt und ſie werden gleich da ſein. Haben Sie mir den Chirurg beſtellt?" —

„Er iſt oben an Ort und Stelle."

„Auch die Trage?"

„Wie es der Herr Forſtmeiſter befohlen haben."

„Gut Meier," ſagte der Forſtmeiſter, ſtieg aus, nahm den jungen Mann am Arm und führte ihn etwas abſeits. — „So geh'n Sie indeſſen einmal voraus und inſtruiren mir den Chirurgus. Er ſoll auf das geſchäftsmäßigſte ſein ganzes chirurgiſches Beſteck, Sägen und was er hat" —

„Sägen? — ja Sägen wird er nicht mitgebracht haben." —

„Dann legen Sie einen Fuchsſchwanz dazu — der Schreiner im Dorf borgt Ihnen ſchon einen. — Er ſoll alſo ſeine ganzen Marterwerkzeuge mit Leinwand und Charpie auf dem Tiſch ausbreiten. Dem Herrn von Breiting werd' ich dann ſagen, daß bei jeder Saujagd ſolche Vorbereitungen nöthig ſind. Sie verſtehen mich wohl?"

Meier's ohnedieß etwas breites Geſicht war während dieſer Enthüllung nach rechts und links zu, wenigſtens noch um zwei Zoll gewachſen. Er begriff vollkommen was der Forſtmeiſter damit beabſichtigte, und freute ſich ganz ausnehmend darüber. Mit ſich ſelber auch vollkommen im Klaren hielt er weitere Aufträge für unnütz, hing ſein Gewehr über die Schulter, drehte ſich auf dem Hacken herum, und wollte ſpornſtreichs fort, alles Weitere anzuordnen.

„Sie, Meier!"

„Herr Forſtmeiſter?" erwiederte der junge Burſch und drehte ſich nur halb nach dem Rufenden um.

„Sie wiſſen doch genau was ich meine?"

„Bis auf's Punktum," erwiederte Meier, und rieb ſich jetzt ganz ſtill vergnügt die Hände, ſo weit ihm der Forſtmeiſter mit den Augen folgen konnte.

Er war kaum fort, als der zweite Wagen mit wieder zwei Schützen ankam, dann der dritte und letzte endlich, mit dem Regierungsrath Platzig und dem Herrn von Breiting.

Der Forſtmeiſter begrüßte die Herren, wies dann ein paar junge Burſchen, die zu Trägern beſtimmt waren an, und ſetzte ſich nach einiger Zeit mit den Schützen langſam in Bewegung, dem nicht ſo fernen Wildpark zu, in dem die Sauen gehalten wurden.

„Mein lieber Forſtmeiſter" ſagte Herr von Breiting unterwegs, indem er neben dem Forſtmann hinſchritt: „Ich bin Ihnen für Ihre freundliche Einladung unendlich dankbar, denn ich habe mich wirklich lange darauf gefreut eine ſolche Jagd mitzumachen.

„Bitte" ſagte der Forſtmeiſter, „es iſt das ſehr gern geſchehen — haben Sie denn noch nie einer Saujagd beigewohnt?"

„Noch nie" rief Herr von Breiting ſchnell — „Löwen, Leoparden, Jakals, Hyänen — alle möglichen Beſtien habe ich geſchoſſen, und im Kampf erlegt, aber noch nie ein wildes Schwein, und Sie wiſſen gewiß aus eigener Erfahrung, wie intereſſant jedes neue Wild für den leidenſchaftlichen Jäger iſt."

„Gewiß — aber Ihre Löwenjagden ſind wohl ſehr gefährlich?"

„Außerordentlich" ſagte Herr von Breiting, der hier auf ſeinem Steckenpferde ritt, „ganz außerordentlich. Nur kaltes Blut gehört dazu — erſtaunlich kaltes Blut, einer ſolchen Beſtie ruhig in's Auge zu ſehen. Ich ſage Ihnen, Herr Forſtmeiſter, ich habe einmal ein Abenteuer gehabt —"

„Nun, unſere Sauen hier laſſen aber auch nicht mit ſich ſpaßen" meinte der Forſtmeiſter, dem wenig daran lag für den Augenblick mit einer Löwenjagd unterhalten zu werden. „Ich würde Sie auch gar nicht dazu eingeladen haben, wenn ich nicht eben ſchon vorher gehört hätte, daß Sie einer möglichen Gefahr zu begegnen wiſſen."

„Mein beſter Herr Forſtmeiſter" lächelte Herr von Breiting, „auf einer Jagd, bei der ſolche alte Herrn betheiligt ſind, wie z. B. unſer guter Regierungsrath Platzig, kann die

Gefahr wohl nicht ſo bedeutend ſein — die Schützen ſtehen überdieß wohl geſichert."

„Ja mein beſter Herr von Breiting" ſagte der Forſtmeiſter, „ſolche alte Herren allerdings, denn die darf ich einer Gefahr nicht ausſetzen. Die muß ich jedesmal auf einen Hochſtand ſtellen, damit ihnen kein Unglück paſſirt. Nur die, auf die ich mich feſt verlaſſen kann, kommen unten hin. Sie wiſſen doch wohl mit einer Saufeder umzugehen?"

„Saufeder? – ich weiß allerdings nicht was Sie eine Saufeder nennen. Die Sauen haben doch —"

„Ah, ſolch ein Ding da, wie der Burſche da vorn trägt."

„Ah dieſe Lanzen! Leopardenjagden haben wir häufig mit Lanzen gehalten" rief der junge Mann, „und im Sattel iſt das freilich —"

„Oh, dann werden Sie ſich hier ganz wie zu Hauſe fühlen" unterbrach ihn der Forſtmeiſter. „Das freut mich, denn ich habe darauf gerechnet. Behalten Sie nur um Gotteswillen kaltes Blut, wenn Sie eine Sau annehmen ſollte — ſonſt ſind Sie verloren."

„Es wird nicht ſo arg werden" lächelte Herr von Breiting, aber doch etwas verlegen, und ſah dabei den Forſtmeiſter von der Seite an, als ob er eine Art Beruhigung von ihm erwarte. Dieſer ließ jedoch nichts Derartiges hören, ſchritt noch eine Weile in ernſtem Schweigen neben ihm hin, und ſagte dann, faſt mehr zu ſich ſelber, als zu ſeinem Begleiter redend:

„Ich werde doch am Ende ſpäter lauter Hochſtände anlegen laſſen, denn es geſchehen im Ganzen doch mehr Unglücksfälle als eben — angenehm ſind. Wozu, einer Sau wegen, ein Menſchenleben auf's Spiel ſetzen."

„Iſt ſchon einmal ein Jäger von einer Sau getödtet worden?" frug Herr von Breiting, der ſich für dieß Thema gegenwärtig mehr zu intereſſiren ſchien, als er gern wollte merken laſſen.

„Ja nun gerade getödtet?" erwiederte der Forſtmeiſter, „noch nicht ſo ſehr viele. Voriges Jahr war allerdings ein unglückliches, denn wir hatten zwei Todesfälle, der dritte kam davon, obgleich wir an ſeinem Aufkommen zweifelten. Das Schwein hatte ihm den Leib aufgeriſſen. Dieß Jahr iſt erſt ein häßlicher Fall vorgekommen. Wir haben freilich auch erſt eine Jagd gehalten. Es iſt merkwürdig; früher, wie wir noch die Kartoffelfütterung hatten, waren die Sauen gar nicht ſo wild und unbändig; ſeitdem wir aber die mehr hitzige und nahrhaftere Fütterung mit Hülſenfrüchten, beſonders Erbſen eingeführt haben, ſind ſie weit ſtärker und dabei auch zu gleicher Zeit weit boshafter geworden."

Herr von Breiting verwünſchte in der Stille die Fütterung mit Hülſenfrüchten, erwiederte aber für den Augenblick Nichts darauf, da ſie ſich gerade der Umzäunung des Wildparks näherten, und dort die ihrer harrenden Jäger fanden. Der Forſtmeiſter war jetzt auch zu ſehr in Anſpruch genommen, ſich noch länger mit ihm zu unterhalten.

Herr von Breiting betrachtete ſich indeſſen die Saufedern.

Herr von Breiting war ein noch ziemlich junger, ſehr reicher Edelmann, der zu ſeinem Vergnügen einen großen Theil des europäiſchen Continents bereiſt und auch, wie ſchon vorerwähnt, eine Tour nach Algier gemacht hatte. Seit wann er wirklich Jäger geworden war, ließ ſich nicht genau ermitteln. Er führte übrigens die beſten Gewehre, ging vollkommen jägermäßig gekleidet, mit einer „ſelbſterlegten" Löwenklaue als Kugeltaſchendeckel und ſprach außerdem ſehr gern und ſehr viel von ſeinen Jagden.

In *— hielt er ſich ſchon einige Zeit bei einem nahen Verwandten nur „zur Erholung" auf und machte, wie ſich Meier ausdrückte, „alle Jagden unſicher", zu denen er Einladungen erhalten konnte.

Der Forſtmeiſter hatte indeß mit einem der Förſter die übrigen Schützen nach links abgehen laſſen. Er ſelber war noch mit dem Regierungsrath Platzig und Herrn von Breiting allein zurückgeblieben.

„Ihren Stand, mein lieber Regierungsrath" ſagte er zu dieſem, „kennen Sie ja wohl? — Sie ſtellen ſich genau wieder dorthin, wo ich Sie das letzte Mal gelaſſen. Wenn Sie dieſem kleinen Pfad etwa zweihundert Schritt in das Holz dort hinein folgen, führt er Sie genau zu dem Hochſtande. Ich werde übrigens das Zeichen nicht eher geben laſſen, bis ich Sie ſicher oben weiß. Alſo Waidmanns Heil. Wir Beiden, Herr von Breiting, gehen noch ein Stück dort hinauf. Ich ſtelle Sie auf den beſten Platz, wo Sie jedenfalls Anlauf haben."

„Sehr ſchön, Herr Forſtmeiſter. Ein Hochſtand iſt dort nicht, nicht wahr?"

„Ein Hochſtand? — nein, das thut mir leid. Sie haben den aber auch nicht nöthig, denn der Beſtand iſt dort gerade ziemlich licht, und Sie können Alles recht gut überſehen — faſt ein wenig zu licht, da die Sauen den Schützen überall erreichen können. Doch das hat bei Ihnen Nichts zu ſagen. Meier mag mit Ihnen auf Ihren Stand gehen und Ihnen eine Saufeder dort laſſen. Wählen Sie aber eine ſtarke aus, Meier, daß es Herrn von Breiting nicht ſo geht, wie dem unglücklichen Baron im vorigen Jahr!"

„Iſt dem ein Unglück geſchehen?"

„Der Schaft brach, als ihn das Schwein mit voller Wuth annahm, und der Keuler riß ihm mit einem Hieb den Leib auf. Es war eine höchſt fatale Sache."

„Aber ich habe nie davon gehört."

„Sie wurde möglichſt vertuſcht. — Sehen Sie hier iſt unſere Fütterung für das Dammwild — bitte, ſchießen Sie auf kein Stück, wenn es Ihnen etwa kommen ſollte. Die Dammthiere müſſen wir noch ſchonen, und die Schaufler ſind jetzt ungenießbar."

„Was iſt denn das hier?" ſagte Herr von Breiting erſtaunt, als er, an der Fütterung vorbeigehend, zuerſt den dort hin beorderten Chirurgen bemerkte. — Er war ſtehn geblieben und blickte mit einem höchſt unheimlichen Gefühle die auf einem kleinen Tiſche ſorgfältig geordneten Inſtrumente an. Außerdem war noch unter dem Schuppen eine Matratze hingelegt; ein paar Kübel mit Waſſer ſtanden dort, und an dem einen Pfeiler lehnte die früher von dem Forſtmeiſter beſtellte „Trage" — zwei Stangen mit alten Säcken verbunden, deren friſche Blutſtecke ſogar die Aufmerkſamkeit des Forſtmeiſters dorthin lenkte.

„Ah das iſt unſer Chirurg“ erwiederte dieſer, als ob es eine Sache beträfe, die ſich von ſelber verſtände: „Bei allen Saujagden iſt es unumgänglich nöthig, daß er zugegen iſt, denn etwas fällt jedesmal vor, und gar nicht ſelten ſind die Verwundungen der Art, daß die größte Gefahr für den Patienten eintreten könnte, wenn man dann erſt fort nach einem Wundarzt ſchicken wollte. Woher kommt aber das friſche Blut an der Trage, Meier?“

„Einer von den Holzhauern iſt heut Morgen von einem Schwein angefallen und geſchlagen worden“ ſagte der Forſtgehilf — „glücklicher Weiſe waren noch ein paar Andere dabei, die ihm zu Hülfe eilen konnten, es hätt' ihn ſonſt umgebracht.“

„Schwer verwundet?“

„Oh es geht — wir mußten ihn freilich zu Haus tragen laſſen, aber ich denke er ſoll mit dem Leben davon kommen.“

„Die Leute ſind auch viel zu unvorſichtig mit den Sauen“ ſagte der Forſtmeiſter ärgerlich — „und Sie wiſſen doch wie viel Unglück da ſchon geſchehen iſt. Sie ſind aber unverbeſſerlich; nicht einmal durch Schaden wollen ſie klug werden. — Meinetwegen; wenn ſie es nicht beſſer haben mögen, iſt es nachher ihre eigene Schuld, und ſie dürfen ſich bei Niemandem darüber beklagen.“

„Er konnte Nichts dafür, Herr Forſtmeiſter“ meinte aber Meier. „Er ging ganz ruhig durch den Schlag und die Sau kam hinter ihm drein und nahm ihn aus freien Stücken an. Sie ſind heuer ganz merkwürdig bös, und der letzte Schnee hat ſie beſonders wild gemacht.“

„Hm, hm, hm, hm“ brummte der Forſtmeiſter vor ſich hin. — „Na ich will wünſchen daß Alles gut vorüber geht. Führen Sie den Herrn da jetzt auf ſeinen Stand, und geben Sie nachher das Zeichen. Sie wiſſen doch, wohin Sie ihn poſtiren?“

„Ja wohl — an die Spitze vom Wolfswinkel, wo die ſtarke Buche ſteht.“

„Ganz recht — und noch eins Meier — kommen Sie einmal her.“

Der Forſtgehülfe trat zu ihm, und der Forſtmeiſter führte ihn ein paar Schritte bei Seite.

„Sie haben Ihre Sache gut gemacht“ ſagte er ihm hier — „Sie bleiben aber in der Nähe von dem Herrn, und haften mir dafür daß ihm kein Unglück geſchieht, wenn ihm wirklich zufällig ein ſtarkes Schwein zum Schuß kommen ſollte. Ich weiß Sie ſind der beſte Abfänger hier im Revier, und ich kann mich da auf Sie verlaſſen. Was iſt das für Schweiß auf den alten Säcken?“

„Ich hatte heute Morgen zufällig einen Haſen geſchoſſen“ ſagte Meier, ſtill vor ſich hin lachend — „es ſieht doch ein Bischen gefährlicher aus.“

Der Forſtmeiſter drehte ſich ab und ging auf den Schützen zu.

„Nun mein lieber Herr von Breiting“ ſagte er hier — „Waidmanns Heil, und halten Sie ſich tapfer. Sie haben einen vortrefflichen Stand, und wenn ich Ihrem kalten Blut nicht ſo viel vertraute, hätt' ich Sie dort gar nicht hingeſtellt. Seien Sie aber, darum bitte ich Sie recht dringend, nur nicht zu tollkühn. Sie haben allerdings ſchon mit größerem und gefährlicherem Wild zu thun gehabt, aber bedenken Sie, daß Sie nur ein Leben haben und ſich das doch der Welt und Ihren Eltern und Freunden erhalten müſſen.“

„Mein beſter Herr Forſtmeiſter“ ſagte Herr von Breiting, den der Anblick der Inſtrumente und der blutigen Trage doch etwas kleinlaut geſtimmt hatte, „wenn Sie wirklich glauben ſollten —“

„Ich weiß ſchon, ich weiß ſchon“ unterbrach ihn der Forſtmeiſter, „Ihr jungen Brauſeköpfe rennt immer wie toll und blind jeder Gefahr entgegen; aber ich habe Sie jetzt gewarnt. Meier machen Sie, daß Sie den Herrn auf ſeinen Stand bringen und geben Sie dann das Signal zum Abgehen. Die anderen Herren werden mir ſonſt ungeduldig. Alſo noch einmal: Waidmanns Heil mein beſter Herr! und wenn es möglich iſt ſchießen Sie mir keine Bache.“

Damit drehte ſich der Forſtmeiſter ab und überließ es dem Forſtgehülfen, den Schützen an dem beſtimmten Ort anzuſtellen. Herr von Breiting zögerte allerdings noch einen Augenblick; es war beinahe, als ob er dem Forſtmeiſter noch etwas ſagen wolle. Da dieſer ſich aber abgedreht hatte und zurückging, ſcheute er ſich vielleicht ihn wieder anzurufen, und folgte jetzt ſeinem Führer, aber keineswegs mehr in einer ſo zuverſichtlichen Stimmung, als er an dem Morgen ausgegangen.

So ernſthaft hatte er ſich die Sache gar nicht gedacht, und daß ſich der Forſtmeiſter ſo zuverſichtlich auf ſeine Erfolge bei der Löwenjagd verließ — hm — es war das eine kitzliche Sache und Herr von Breiting wußte ſelber am Beſten in wie weit er dort Erfahrung zu einem Kampfe mit dieſen verzweifelt böſen Wildſchweinen geſammelt. Ein Zurücktreten war aber nicht mehr möglich; unter keiner Bedingung durfte er vor dem Jäger Furcht zeigen, und folgte demſelben jetzt etwa mit dem Gefühle, als ob er zu einem Zahnarzt gegangen wäre, ſich dort operiren zu laſſen.

Meier ſchien aber nichts Derartiges mitzufühlen. Er ging mit raſchen Schritten voraus, und ſah ſich nicht einmal nach ſeinem Schutzbefohlenen um, ob der ihm folge oder nicht — fürchtete er ſich doch, daß dieſer ſein vergnügtes Geſicht bemerken möchte, und um's Leben hätte er in dieſem Augenblicke nicht ernſthaft ausſeh'n können.

Es laufen gar ſo viele Menſchen auf den Jagden herum, die der liebe Gott eigentlich nur im Zorn zu Schützen gemacht haben kann, und die weit zweckmäßiger einen Regenſchirm oder Spazierſtock, wie ein Gewehr mit ſich ſchleppten. Solche Herrn glauben dann gewöhnlich, daß ein grüner Kragen auf dem Rock und das andere Anhängſel darum, genügend ſei den Jäger zu machen; dem richtigen Waidmann dreht ſich aber oft das Herz herum bei ſolchen „Platzverderbern“ wie er ſie hie und da nicht unpaſſend nennt, und wo er ihnen einmal ungehindert einen Schabernack ſpielen kann, thut er's gewiß mit dem größten Vergnügen.

Die Beiden hatten übrigens nicht mehr ſo ſehr weit zu gehen und Herr von Breiting konnte, der hier ziemlich dichten Büſche wegen, nicht bemerken, daß ihnen der Forſtmeiſter in kleiner Entfernung folge. Im Dickicht drin paſſirten ſie wieder einen noch leeren Hochſtand, der gerade am Rande eines Schlages ſtand und ein neuer Hoffnungsſtrahl ſchien hier dem jungen Schützen zu lächeln.

„Sie — Herr Förſter —“ rief er hinter dem vor ihm hingehenden Forſtgehülfen drein — „warten Sie einmal einen Augenblick.“

„Schreien Sie nur nicht ſo“ ſagte Meier, indem er ſtehen blieb, „was iſt denn? — wenn ein Fuchs drin ſteckt geht er ja gleich durch die Lappen.“

„Dort drüben ſeh' ich noch einen Hochſtand“ flüſterte der Jäger jetzt, indem er zu ihm hinantrat — „wär' es nicht vielleicht beſſer, wenn ich mich dort hinaufſtellte? — Wiſſen Sie, man kann das Terrain beſſer von dort aus überſehen.“

„Auf dem ſchießen Sie nichts“ ſagte Meier kopfſchüttelnd, „der iſt nur auf Dammwild angelegt. Die Sauen haben dort gar keinen Wechſel vorüber.“

„Aber ich ſollte doch denken der Platz müßte vortrefflich ſein.“ —

„Gar niſcht is es“ brummte Meier, „aber wenn Sie ſich fürchten“ ſetzte er dann hinzu, „dann klettern Sie lieber dort hinauf, dort oben ſind Sie vollkommen ſicher. — Eine Büchſe brauchen Sie dann aber nicht, und einen Fuchs oder ein Schwein kriegen Sie auch nicht zu ſehen.“

Fürchten — das fatale Wort. Herr von Breiting durfte ſich nichts Derartiges merken laſſen, denn um die Glorie ſeiner Löwenjagden wäre es für immer geſchehen geweſen.

„Fürchten“ ſagte er deßhalb auch, indem er den Kopf zur Seite warf, „werd' ich mich vor einer Sau fürchten — ha ha ha Herr Förſter — da haben Sie vorbeigeſchoſſen. Alſo Sie meinen nicht, daß ich dort oben zum Schuß käme.“

„Keine Idee“ ſagte Meier, und als ob damit alles Nöthige beſprochen ſei, drehte er ſich ab, und ſchritt über den Schlag hinüber der Stelle zu, die für den jungen Mann zum Stand beſtimmt war — allerdings der Hauptwechſel der in dem nächſtliegenden Dickicht befindlichen Sauen. Kaum hatten ſie übrigens die Nähe des Hochſtands verlaſſen, als der Forſtmeiſter langſam und vorſichtig herankam, dort hinaufſtieg, ſeine Büchſe in die Ecke lehnte und ſich auf die oben angebrachte Bank ſetzte. Ganz ruhig nahm er ſich dann eine Cigarre und Feuerzeug heraus, zündete ſie an, und holte dann ſein Perſpektiv aus der Taſche, mit dem er den Platz auf dem Herr von Breiting angeſtellt wurde, ganz vortrefflich überſehen konnte. Er ſelber war, durch auf den Hochſtand geſteckte Kieferbüſche, vollkommen gedeckt und unſichtbar.

Meier führte indeſſen den „Löwenjäger“ wie er ihn nannte, auf den für ihn beſtimmten Stand. Dort ſtellte er ihn unter eine ſchlanke einzeln ſtehende Kiefer, hackte ihm mit ſeinem Hirſchfänger ein paar der unteren Aeſte ab, die er zum darauf Stehen auf den Schnee warf, und lehnte ihm die eine Saufeder an den Baum ſelber an.

„So“ ſagte er dann, „jetzt machen Sie ſich's bequem. Stellen Sie ſich aber um Gotteswillen ſo, daß Sie im Nothfall die Büchſe gleich fortwerfen und die Saufeder packen können.“

„Ich fürchte nur, es wird mir keine Sau ſo nah' kommen“ ſagte Herr von Breiting mit einem etwas gezwungenen Lächeln.

„Fürchten? na, wenn Sie weiter Nichts fürchten“ meinte Meier, „da hat's keine Noth. Steh'n Sie nur feſt. — Die Racker haben ein mordmäßiges Gewicht. Sind Sie ſchon einmal auf einer Saujagd geweſen?“

„Noch nie“ lautete die ſchon etwas kleinlautere Antwort.

„So?“ ſagte Meier „da muß ich Ihnen auch wohl das Abfangen erſt zeigen. Seh'n Sie, die Feder nehmen Sie ſo in beide Hände, und wenn Sie die Sau annimmt bleiben Sie nicht etwa ſtehen, und fangen Sie von vorn ab, ſondern wie ſie dicht bei Ihnen iſt, ſpringen Sie auf die Seite, und ſtoßen ihr dann das Dings da, ſo dicht wie möglich hinter der Schulter in's Blatt — verſtanden? — Seh'n Sie etwa ſo. Bleiben Sie aber ſteh'n, und wollen ſie die Beſtie auflaufen laſſen, ſo iſt zehn gegen ein Viertel zu wetten, daß Sie im nächſten Augenblick unterm Schlitten ſind.“

„Schön — danke Ihnen, werde es mir merken“ ſagte von Breiting. „Wo geh'n Sie hin? —“

„Dort hinunter an den Flügel. Schießen Sie aber um Gotteswillen auf Nichts, bis Sie nicht wirklich ſehen was es iſt. Sie könnten ſonſt am Ende einem der Treiber ein's n'aufbrennen.“

„Oh Gott bewahre. Ich ſchieße außerordentlich vorſichtig.“ —

„Ja, das ſagen ſie Alle“ dachte Meier, ſagte aber laut: „Noch ein's — haben Sie Familie?“

„Ich? — wie ſo?“ frug Herr von Breiting raſch — „Nein — aber was meinen Sie damit?“

„Oh gar Nichts“, ſagte Meier trocken. „Es fiel mir nur ſo gerade ein, daß eben an der Stelle hier vor zwei Jahren auch ein fremder Stadtherr von ſo einer verwünſchten Beſtie geſchlagen wurde, und uns unterwegs, ehe wir ihn nur hinein bringen konnten, ſtarb. Der war aber ungeſchickt und ſelber ſchuld daran. Uebrigens noch eins, wenn Ihnen eine Sau doch ein Bischen zu nah' auf den Leib rücken ſollte, ſo ſchreien Sie nur: „Huß Sau!“ das können ſie nicht leiden, und laufen faſt jedesmal davon.“

„Das iſt ſehr komiſch“ ſagte Herr von Breiting — „Vielleicht verſuche ich das einmal, des Scherzes wegen.“

„Und nun Waidmanns Heil“ ſagte der Jäger, der ſich abwenden mußte, ſein Lachen zu verbeißen, und ſchritt raſch über den Schlag weg der nächſten Dickung zu. Dort gab er auch bald darauf das beſtimmte Signal zum Beginn des Treibens; dann aber pirſchte er ſich vorſichtig wieder herum, und von der ſtarken Buche und einem kleinen Kieferdickicht gedeckt, bis an dieſe hinan. Er wollte ſeinen Schutzbefohlenen, ohne gerade von dieſem bemerkt zu werden, im Auge behalten und auch in der Nähe bleiben, wenn er wirklich in Gefahr käme. Er mochte, wo er mit ſeiner Büchſe und Saufeder kauerte, vielleicht zwanzig bis fünf und zwanzig Schritt von ihm entfernt ſein.

Herr von Breiting befand ſich indeſſen in einer höchſt unbehaglichen Stimmung. Er war nämlich keineswegs was man feige nennt, und würde unter anderen Umſtänden auch vielleicht mancher Gefahr die Stirn geboten haben. Die Inſtrumente des dabei ſehr geſchäftigen Wundarztes aber, die blutige Bahre, die Warnungen und Andeutungen des Forſtmeiſters, und zuletzt gar die fatale Erwähnung des an dieſer ſelben Stelle ſtattgehabten Unglücksfalls, hatten ein Gefühl in ihm erzeugt, deſſen er vergebens Herr zu werden ſuchte. Wenn es nicht wirklich Furcht war, mußte es jedenfalls ſehr nahe damit verwandt ſein, und Herr von Breiting ertappte ſich einige Male dabei, wie er höchſt aufmerkſam die benachbarten Bäume, beſonders den unter dem er ſtand, muſterte und zugleich überlegte, ob es nicht doch am Ende rathſam ſein würde einen etwas höheren Standpunkt einzunehmen, als auf dem hellen Schnee zu bleiben.

Wenn aber dann Einer der Förſter hier vorbei kam, oder die Treiber ihn geſehen hätten — nein, das ging unmöglich an. Unten mußte er jedenfalls bleiben, und wenn wirklich eine Sau kam, machte er ſie vielleicht mit der Kugel unſchädlich. Leider wußte Herr von Breiting aber ſelber recht gut, wenn er ſich das auch ſonſt nicht gern merken ließ, daß er nur ein höchſt mittelmäßiger Büchſenſchütze ſei. Seine neue Doppelbüchſe war dabei noch nicht einmal recht „eingeſchoſſen" — beim Probiren hatte er wenigſtens einige Male die Scheibe damit gefehlt — „er konnte ſich noch nicht recht auf ſie verlaſſen", wie derlei Ausreden von derlei Schützen gewöhnlich heißen. Es kam in der That Alles zuſammen, ihm die Jagd zu verleiden, und ſeine einzige, wenn auch ſchwache Hoffnung blieb noch zuletzt darauf geſetzt, daß ihm gar keine Sau anlaufen würde.

Einer aber doch zufällig dort vorbeikommenden nicht zu auffällig und ſichtbar im Wege zu ſtehen, trat er jetzt hinter ſeinen Baum und verhielt ſich muſterhaft ruhig.

Das Treiben ſelber war, wie Meier ſchon vorher gegen den Forſtmeiſter erwähnt hatte, nicht ſo ſehr breit, aber ziemlich lang, und nach dem Hornſignal, das der Forſtgehülfe weiter unten gegeben, dauerte es eine ziemliche Zeit, ehe Herr von Breiting auch nur das Geringſte hörte. Der Wald lag todtenſtill und wie ausgeſtorben, und als ein Habicht plötzlich ziemlich dicht über ihn hinſtrich, erſchrack er ordentlich.

Jetzt fiel links, weit entfernt der erſte Schuß. Er klang in dem ſchneebedeckten Wald ziemlich dumpf, und nach einer Weile gaben die fernen Berge das Echo wieder.

Von Breiting ſtand noch auf dem Schlage, aber höchſtens ſechszig Schritt von dem Rand der vor ihm liegenden Dickung entfernt, aus der das Wild eben herausgetrieben werden ſollte. Während er aber noch nach dem Schuſſe hinüber lauſchte, theilten ſich dort plötzlich die Büſche, und ein ſtarker ſchwarzer Dammbock flog in flüchtigen Sätzen gerade auf ihn zu. Der Schütze hatte im erſten Schreck die Büchſe heraufgeriſſen, erkannte aber doch gleich, daß es zu ſchonendes Wild ſei und ließ den Bock paſſiren, der ganz dicht an ihm vorbeiſtreifte. Dieß ſo überraſchend ſchnelle Erſcheinen des Wildes gab unſerem Schützen aber auch zum erſten Male eine recht lebhafte Idee, wie ſchnell und unerwartet ihm ſolcher Art ein alter Keuler über den Hals kommen konnte, und leiſe vor ſich hin murmelte er indeſſen die ihm von Meier boshafter Weiſe gegebene Beſchwörungsformel „Huß Sau!" damit er die Worte ja nicht im Fall der Noth vergäße.

Da kam ein Fuchs. — Reinecke hatte ſchon eine ganze Weile am Rand der Dickung geſtanden und den offenen Schlag abgeäugt, ehe er ſich darauf hinauswagte. Da er aber nicht das geringſte Verdächtige entdecken konnte, denn von Breiting ſtand wie hinter ſeinem Baum gewachſen und regte kein Glied, trat er langſam heraus. Trotzdem ſchien er aber immer noch nicht recht zu wiſſen wohin er ſich wenden ſolle, als weit hinten im Treiben plötzlich die Leute mit ihren Klappern an zu raſſeln fingen. Der Laut war ihm jedenfalls fatal, und er ſchnürte jetzt quer über den Schlag herüber auf etwa dreißig Schritt an dem immer noch regungslos ſtehenden Schützen vorüber.

Herr von Breiting war nämlich noch keineswegs mit ſich im Reinen, ob er überhaupt ſchießen ſolle oder nicht. Die Gelegenheit war aber doch zu verlockend — er hatte noch in ſeinem ganzen Leben keinen Fuchs wirklich todt geſchoſſen und hier wurde ihm Reinecke gewiſſermaßen auf dem Präſentirteller — eben nur zum Zulangen — gebracht. Erſt einmal alſo zu dieſem Entſchluß gekommen, hob er auch raſch ſeine Büchsflinte an den Backen. Reinecken war indeſſen dieſe plötzliche Bewegung hinter der ſchwachen Kiefer keineswegs entgangen, und er machte einen Satz nach vorn. — In dem Augenblick krachte der Kugelſchuß und er ſchlenkerte die Lunte hoch in die Höh, ohne jedoch im Laufen einzuhalten. Der Schrotſchuß folgte ihm jetzt, aber ſchon auf weitere Entfernung, und wenn er auch ein wenig zeichnete, ſchien ihm weiter kein Unglück paſſirt zu ſein. Im nächſten Augenblick aber war er in einem Graben und wie in den Schnee hinein verſchwunden.

Herr von Breiting ſchüttelte langſam mit dem Kopfe; da er aber den Fuchs nirgends mehr flüchtig ſah, und das in die Höhe werfen der Lunte für ein ſehr günſtiges Zeichen hielt, beruhigte er ſich mit der feſten Ueberzeugung den Fuchs erlegt zu haben, der jetzt jedenfalls dort irgendwo im Schnee verendet lag.

Um ſich übrigens vor allen Dingen einmal auf dem Anſchuß zu überzeugen, ob er dort Schweiß finden würde, lehnte er ſeine abgeſchoſſene Büchsflinte an den Baum und nahm nur, um doch etwas in der Hand zu haben, die Saufeder mit. Seine beiden Schüſſe hatten ihm Muth gemacht, und er dachte in dieſem Augenblick wirklich kaum an Schweine.

Auf dem Anſchuß fand er aber in der That einen Tropfen Schweiß. — Er hatte den Fuchs mit der Kugel getroffen, und in dem ſtolzen Bewußtſein nicht gefehlt zu haben — er war aber auch ſeiner Ueberzeugung nach „vortrefflich abgekommen“ — ging er jetzt, ſeine Saufeder in der Hand, einige Schritt den deutlich im Schnee abgedrückten Fährten des hier flüchtig gewordenen Fuchſes nach. Dadurch drehte er aber auch etwas leichtſinniger Weiſe dem getriebenen Dickicht den Rücken, auf das er viel beſſer in dieſem Augenblick ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet hätte.

Ein überlaufener Friſchling, für ſein Alter jedoch ein derber feiſter Burſche, kam nämlich in demſelben Moment und genau an derſelben Stelle aus der der Fuchs getreten, herausgeſprungen, und da ihn der Lärm der Treiber aus ſeiner Ruhe aufgejagt, war er eben in nicht beſonders guter Laune. Die dunkle Geſtalt des Schützen fiel ihm dort entweder in die Augen oder er nahm auch vielleicht nur zufällig die Richtung. Aber gerade auf den nichts Derartiges Ahnenden ſchoß er zu, und ein dicht hinter ihm kurz ausgeſtoßenes grunzendes „Ruff!“ ſetzte ihn zuerſt von der Nähe des Wildes in Kenntniß.

Erſchrocken drehte er ſich nach dem Ton um, aber es war zu ſpät, und ehe er nur an ſeine Feder oder das Zauberwort Huß Sau denken konnte, fuhr ihm der dicke Burſch unter die Beine, warf ihn wie einen Sack über den Haufen und in den Schnee hinein, und verfolgte dann, ohne ſich weiter um den alſo Mißhandelten bekümmernd, innerlich grunzend ſeinen Weg.

Im Fallen noch war es Herrn von Breiting faſt, als ob er Jemand lachen höre, Augen und Mund hatte er aber voll Schnee bekommen, und als er beſtürzt wieder auf die Füße ſprang, dauerte es einige Zeit bis er ſeine weggeworfene Saufeder wieder fand. Dann aber, nachdem er ſich vorher überzeugt, daß Niemand in der Nähe ſei der ihn geſehen haben konnte, zog er ſich ſo raſch, als irgend möglich, hinter ſeinen Baum zurück und lud dort ſein Gewehr wieder — etwas das er viel beſſer gleich gethan hätte. Verletzt war er jedoch nicht im Geringſten, und obgleich eben nicht beſonders mit ſeinem erſten Rencontre zufrieden, wünſchte er ſich doch im Stillen Glück ſo gut davon gekommen zu ſein. Uebrigens hatte er durch den kühnen Angriff der Sau — die jetzt ſchon bei ihm zu einem rieſigen Keuler angewachſen war — doch allen möglichen Reſpekt bekommen, und beſchloß den Baum, hinter dem er ſtand, unter keiner Bedingung wieder zu verlaſſen. Den Fuchs fanden ſie nachher ſchon, wenn das Treiben beendet war.

Deutlich konnte er dabei in der Ferne die Klappern der Treiber hören, und links von ihm fielen wieder kurz nacheinander zwei Schüſſe. Da praſſelten plötzlich die Büſche und eine etwa dreijährige Bache kam herausgefahren und ſpitz auf ihn zu. —

Hier war die Möglichkeit einer glücklicheren Jagd. Hatte er vorher den Fuchs im Laufen mit der Kugel getroffen, würde er das breite ſtarke Schwein auch nicht fehlen, und ohne ſich weiter zu beſinnen oder an Bache oder Keuler zu denken, riß er das Gewehr an den Backen und drückte ab. Die Sau brach aber nicht im Feuer zuſammen, wie er erwartet haben mochte, ſondern warf nur den Kopf etwas zur Seite, und kam dann unbekümmert näher. Nun hätte er ſie allerdings ganz leicht, und auf ſehr geringe Entfernung mit ſeinem Schrotſchuß umwerfen können, aber — er wagte es nicht. Er traute den Schroten nicht ſo viel zu und fürchtete das ſtarke Thier, das ärgerlich und laut klappend mit dem Gebrech zuſammenſchlug, nur noch mehr zu reizen und gegen ſich zu wenden.

Die Bache hatte ihn übrigens noch gar nicht einmal geſehen und wollte nur, auf ihrem gewöhnlichen Wechſel, an dem Baume vorbeilaufen hinter dem er ſtand. Von Breiting mißtraute ihr aber darin ebenfalls. Die erſte Sau hatte ihn ſo vollkommen rückſichtslos angenommen, daß er bei dieſer jedenfalls ſicher zu gehen hoffte.

„Huß Sau!“ rief er deßhalb, wie ſie noch zehn oder zwölf Schritte entfernt war, „Huß Sau!“

Beim erſten Rufe ſtutzte die Bache, beim zweiten aber, bei dem der Schütze noch zum Ueberfluß mit dem Arme winkte, drehte ſie herum und kam wie ein Ungewitter auf ihn eingefahren.

„Huß Sau — Huß Sau!“ ſchrie Herr von Breiting und machte einen Satz um den Baum herum. Dabei berührete aber ſein Finger unglücklicher Weiſe den Drücker des linken Laufes und der Schuß, den er jetzt nothwendig gebraucht hätte, ging in die Luft.

Die Sau fuhr indeſſen, da er ihr raſch und geſchickt auswich, an dem Baume vorbei, drehte aber auf den erneuten Ruf augenblicklich wieder nach ihm um, und nahm ihn zum zweiten Mal an.

Herr von Breiting hatte indeſſen ſein Gewehr weggeworfen, und die Saufeder faſſen wollen; als er aber danach fuhr, fiel ſie um und in den Schnee hinein und ſo dicht war ihm das zornige Schwein indeſſen auf den Hals gekommen, daß er jeden Verſuch, ſie noch zu erhaſchen, aufgeben mußte. Es blieb ihm kaum Zeit, den Baum mit beiden Händen zu faſſen und auf die entgegengeſetzte Seite hinüberzufahren.

„Huß Sau!“ ſchrie er wieder, und wieder drehte ſich der boshafte ſchwarze Feind gegen ihn um. In ſeiner Verzweiflung hatte er aber jetzt die vorſtehenden Aeſte der Kiefer erfaßt, und ſchwang ſich in demſelben Augenblick hinauf, als die Sau darunter hinfuhr. Aber einmal gereizt, dachte ſie gar nicht daran, ihr Opfer ſobald aufzugeben, wendete, und ſprang nach ihm mit ſolcher Wuth, daß ſie ihn mit dem Rüſſel unter den ihm zugedrehten Theil ſtieß und mit dem Gebrech dabei den einen Rockzipfel erwiſchte und abriß.

„Huß Sau!“ ſchrie Herr von Breiting, über ſolch unerwarteten Angriff auf's Aeußerſte erſchreckt. Ehe ſich aber die Sau zu einem zweiten Sprung gedreht hatte, war er ſchon mit außerordentlicher Behendigkeit höher und aus ihrem Bereich geklettert, und da ſie jetzt fand daß ſie ihn nicht mehr erreichen konnte, ließ ſie von ihm ab, und rannte über den Schlag weg, der nächſten Dickung zu. Hinter der Buche aber lag Meier im Schnee auf dem Rücken und ſchrie vor Lachen.

Von Breiting glitt allerdings ſo raſch er irgend konnte, von ſeinem Baum wieder herunter; aber das Lachen hatte er gehört, und ein höchſt fatales Gefühl beſchlich ihn, wenn er daran dachte was der Forſtmeiſter zu dieſer ſehr ärgerlichen Geſchichte ſagen würde.

Viel Zeit zum Ueberlegen blieb ihm aber auch nicht, denn in dieſem Augenblick traten die Treiber ſchon aus der

Dickung — das Treiben war vorüber und die Schützen ſollten bei der Fütterung wieder zuſammen kommen.

Meier hatte ſich jetzt übrigens wieder ſoweit geſammelt, ernſthaft zu bleiben, kam hinter der Buche vor und ging auf den Schützen zu.

„Das war ein furchtbar boshaftes Schwein“ rief ihm hier Herr von Breiting entgegen — „haben Sie geſehen mit welcher Wuth es mich angriff?“

Meier verzog das Geſicht, erwiderte aber kein Wort und Herr von Breiting fuhr fort:

„Den Fuchs vorher habe ich übrigens geſchoſſen. Wollen wir nicht einmal auf den Anſchuß ſehen?“

„Der iſt ganz geſund fort,“ ſagte aber jetzt der Forſtgehilfe trocken, „ich hab ihn ſelber da hinten ſtehen bleiben und zurückäugen ſehen.“

„Das iſt nicht möglich; auf dem Anſchuß iſt Schweiß, und er war in den Schnee hinein verſchwunden. Er muß noch dort liegen.“

„Auf dem Anſchuß Schweiß?“ ſagte Meier kopfſchüttelnd, ging aber doch ſelber hinüber, nachzuſehen. Dort ſuchte er ein paar Secunden gebückt umher, bis er plötzlich etwas vom Schnee aufhob, einen Augenblick betrachtete und dann damit freundlich feixend, zu dem ſehr geſpannten Schützen zurückkam.

„Nun? hatte ich nicht recht? was haben Sie da?“

„Kennen Sie das?“ ſagte Meier. Er hielt dem Schützen ein kleines Büſchel Haare entgegen.

„Ha, abgeſchoſſene Haare!“ rief von Breiting freudig aus — „jedenfalls vom Blatt.“

„Das Blatt hat dann mordmäßig weit hinten geſeſſen“ lachte der Forſtgehilfe, „es iſt gerad' die letzte Spitze von der Lunte, die Sie Reinecken abgeſchoſſen haben.“

„Von der Lunte?“ rief der Jäger enttäuſcht, „aber das iſt ja gar nicht möglich. Ich bin ſo vortrefflich abgekommen.“

„Ich habe es ja immer geſagt,“ meinte Meier trocken: „wenn die verdammten Füchſe die Lunte vorn trügen, würden viel mehr geſchoſſen; aber ſo ſind ſie zu kurz.“

Von Breiting wollte ſich jedoch immer noch nicht beruhigen und behauptete, daß der Fuchs auf ſeinen zweiten Schuß mit den Schroten gezeichnet habe. Eine Strecke auf den Fährten nachgehend, fanden ſie aber nicht den geringſten Schweiß weiter. Der Fuchs war fort.

Herrn von Breitings einzige Hoffnung beſtand jetzt noch darin, daß der Forſtgehülfe nur Zeuge ſeines zweiten Abenteuers mit der Sau geweſen war, und er das erſte alſo noch nach eigener Ausſchmückung erzählen könne. Er beſann ſich auch eben in welcher Art er am Beſten eine Erklärung über die Stelle im Schnee gäbe, die ſich Meier jetzt ſehr aufmerkſam betrachtete. Dieſer enttäuſchte ihn aber auch hierüber indem er ihn mit anſcheinender Theilnahme frug: „ob er ſich weh gethan hätte, wie ihn der Friſchling in den Schnee geworfen hätte?“

Herr von Breiting fühlte, wie er roth wurde, und nun auch noch das fatale Wort Friſchling.

„Friſchling?“ wiederholte er, „es muß wenigſtens ein fünfjähriger Keuler geweſen ſein.“

„Dann hat er ein paar Schuh von ſeinem Jüngſten angehabt“ ſagte Meier, ruhig auf die Fährten deutend — „es war ein überlaufener vom vorigen Jahr.“

„Aber ich verſichere Sie —“

„Wir wollen den Forſtmeiſter herholen“ meinte der Jäger, „der mag ſagen ob ich recht habe.“

Der Forſtmeiſter wäre gerade der Letzte geweſen, den Herr von Breiting mit der Sache bekannt gemacht wünſchte — er hatte ihm ſchon zu viel von ſeinen Jagdabenteuern erzählt, mit denen das jetzige doch in einigem Widerſpruch ſtand. Hier blieb alſo nur ein Ausweg.

„Hören Sie, lieber Freund“ ſagte er dabei, indem er gute Miene zum böſen Spiel machte — „Sie — Sie waren ſchon längere Zeit in der Nähe?“

Meier nickte mit einem ſehr freundlichen Geſichte.

„Nun gut“ — fuhr der Schütze fort — „ich weiß daß Ihr Jäger Euch ſehr gern über den Unfall eines Andern luſtig macht — können Sie ſchweigen?“

Er nahm dabei Meiers Hand und dieſer fühlte etwas Hartes darin.

„Mein beſter Herr von Breiting“ ſagte er gerührt, als er mit einem flüchtigen Blick dort hinunter zwei harte preußiſche Thaler darin entdeckte, und nach einem flüchtigen Ueberſchlag die ungefähren dafür zu erlangenden Maße Bier berechnete — „ich verſichere Sie, daß ich gar Nichts geſehen habe. Ich ſtand hinter der Buche, die mir jede Ausſicht hieher benahm.“

„Ich danke Ihnen“ ſagte von Breiting — „he he he — es iſt aber doch eine famoſe Jagd. Uebrigens müſſen wir uns ja wohl den anderen Schützen wieder anſchließen.“

„Ja wohl, Herr von Breiting — laſſen Sie nur; ich will Ihr Gewehr nehmen — warten Sie ein wenig. Wir müſſen erſt den Schnee aus dem Lauf räumen und es friſch laden. Den Fuchs denk' ich, kriegen wir auch noch. Ich werde dem Herrn Forſtmeiſter ſagen daß ich Schweiß gefunden habe, und nehme heute Nachmittag die Hunde auf die Fährte. Kriegen wir ihn nicht — nun lieber Gott; es iſt ſchon mancher zu Holz geſchoſſen.“

Von Breiting griff gerührt in ſeine Taſche und —

„Oh ich bitte, beſter Herr von Breiting“ —

„Laſſen Sie nur — Sie werden doch Mühe beim Aufſuchen haben,“ ſagte der junge Mann mit einem zweiten Handdruck.

Der Jäger hatte indeſſen die Büchſe in Stand geſetzt und wieder geladen, und ſchritt jetzt neben dem Schützen der Fütterung wieder zu.

„Aber hören Sie einmal“ ſagte Herr von Breiting, als ſie neben einander hingingen — „Ihr Mittel mit dem „Huß Sau“ iſt nicht beſonders — der eine Keuler wenigſtens nahm es entſetzlich übel.“

„Ja den kenn' ich,“ ſagte Meier, wenig um eine Ausrede verlegen, „den hat der Forſtmeiſter einmal im vorigen Jahr auf's Gehör geſchoſſen. Der iſt ſtocktaub.“

„Es iſt doch erſtaunlich!“ ſagte Herr von Breiting.

Gleich darauf ſchloſſen ſie ſich der übrigen Jagdgeſellſchaft wieder an und Meier ging von hier aus gleich wieder mit den Treibern ab, ſo daß Herr von Breiting vollkommen freie Hand behielt ſein Jagdglück nach eigener Diſcretion zu erzählen. Davon, daß der Forſtmeiſter von ſeinem Hochſtand aus und durch ſein Perſpektiv Alles mit angeſehen, hatte er keine Ahnung.

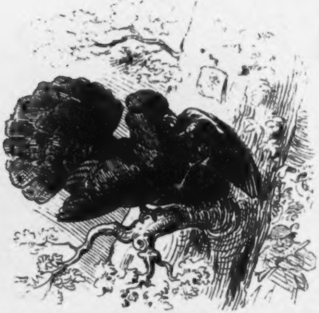
Dieſem lag aber ſelber daran, daß von den andern Herrn Niemand ein Wort davon erführe. Er hatte ſeinen Zweck erreicht und ſtellte den „Löwenjäger“ im nächſten Trieb ebenfalls auf einen Hochſtand.

Obgleich Herr von Breiting in dieſem Trieb nicht zum Schuß kam, tröſtete er ſich doch damit, wenigſtens die möglichſt unangenehmen Folgen des vorigen durch ein paar geſchickt angelegte Thaler glücklich abgewandt zu haben. Meier plauderte auch wirklich nicht und zeigte dem Forſtmeiſter, als dieſer ihn an dem Abend frug, blos mit einer ſtummen Geberde die erhaltenen drei Thaler.

Unſer Schütze bekam aber doch nach einiger Zeit heraus, daß jenes ihm zur Sicherheit mitgetheilte „Huß Sau“ in ganz anderer Abſicht gegeben worden ſei, und verließ bald darauf •—, um an einem andern Ort zu ſeinen Löwenjagden auch noch einige wunderbare Geſchichten von „Saukämpfen“ hinzufügen zu können.

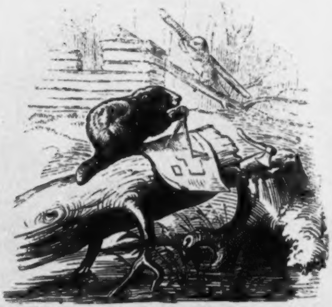
Moraliſches Jäger=A=B=C.

A.



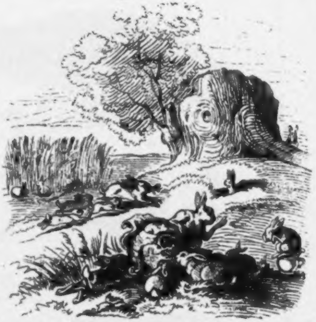
So ſcheu auch der **Auerhahn** ſonſt immer iſt,
Es gibt eine Zeit, wo er Alles vergißt.
Das iſt ſeine Balz; wenn die Liebe ihn plagt,
In der wird er deshalb mit Vortheil gejagt.
Und nun die Moral? — Ja da ſteckt g'rad die Falle:
„Die Liebe macht blind" — und das wiſſen wir Alle.

B.



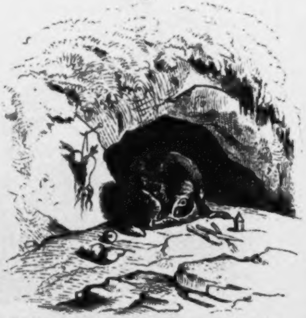
Der **Biber**, ein fleißiger Biedermann ganz,
Der mörtelt und klopft ſeinen Damm mit dem Schwanz,
Und zirkelt den Plan dann, und baut ſich ſein Haus,
D'raus ſchaut er im Winter zum Fenſter hinaus.
Im Sommer des Lebens, wer's Haus da beſtellt,

C.



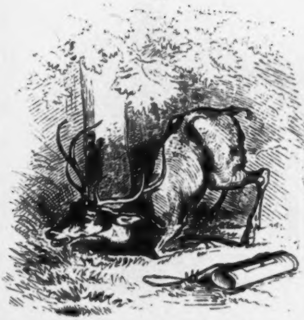
Caninchen im Felde, Caninchen im Bau,
Wie ſind doch die Dinger ſo flink und ſo ſchlau.
Und fleißig in Saat, und in Kraut und in Kohl,
Gedeihen enorm und vermehren ſich wohl.
Bei Tag und bei Nacht nimmer raſten noch ruh'n,
Wer große Familie zieht, hat viel zu thun.

D.



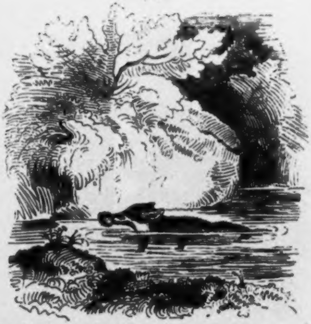
Der **Dachs**, wenn es draußen recht wettert und weht,
Sitzt ruhig im Baue und hält ſich fein ſtät,
Und hat er zu beißen und brechen Nichts mehr,
So muß dann der eigne Fettranzen her.
Die Lehre iſt einfach: Wenn's draußen Nichts giebt,

E.



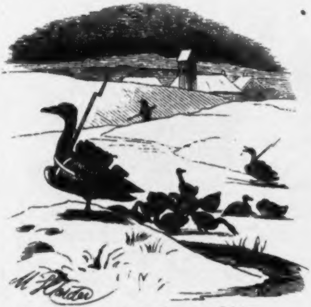
Der Edelhirſch, fühlt er ſich elend und krank,
Dann zieht er zur Suhle um kühlenden Trank,
Und wird ihm nicht wohler, ſo ſucht er im Wald
Sich heilſame Kräuter und beſſert ſich bald.
Wer ſelber ſich helfen kann, der iſt geſchickt,
Am beſten kennt Jeder den Schuh der ihn drückt.

F.



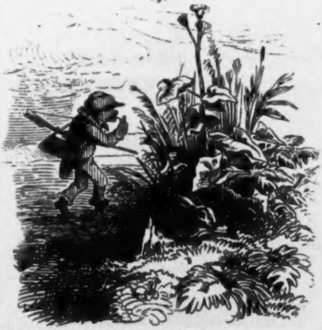
Der Fuchs, alter Burſche der, ſteckt voller Mucken,
Und wenn ihn die Flöhe recht quälen und jucken,
Dann nimmt er ſich Moos nur ganz vorn in's Gefänge,
Geht rückwärts in's Waſſer und — läßt ſie d'rin hängen.
Wohl denen, die, was ſie hier quälet auf Erden,
Wie Füchslein die Flöhe, ſchnell los können werden.

G.



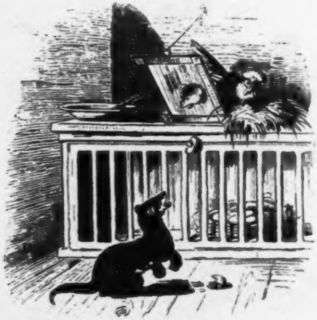
Die Gänſe, die fallen im Frühjahr zum Schaden
In's offene Feld, in die keimenden Saaten,
Doch ſtellen ſie weislich, getrennt von dem Hauf,
Indeß ſie dort ſtehlen, hübſch Vorpoſten auf.
Es iſt ein Geſetz, ſo beim Jagen wie Fiſchen;
Das laß' Dir geſagt ſein und — Dich nicht erwiſchen.

H.



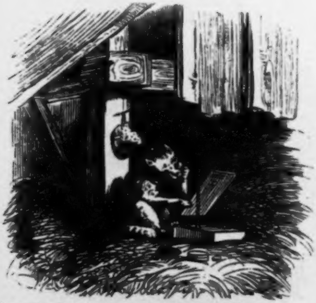
Der Haſe, geplagteſtes Thier auf der Welt,
Der hat keine Ruh, nicht im Wald noch im Feld,
D'rum ſchläft er auch immer, um ja nicht betroffen
Vom Jäger zu werden, die Augen weit offen.
Oh Jäger! geplagteſter Menſch auf der Welt,
Mach's g'rad wie der Haſe, dann biſt Du beſtellt.

I.



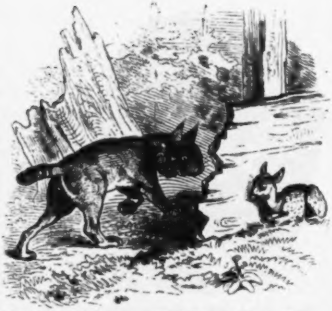
Der Iltis wird manches Mal damit geprellt,
Daß man einen Spiegel zum Hühnerneſt ſtellt,
Und ſieht er da drinnen die eig'ne Perſon,
So ärgert er ſich, und läuft knurrig davon.
Es geht manchem Menſchen grad' ſo noch heut,
Der, wenn er ſich ſelber ſieht, auch ſich nicht freut.

K.



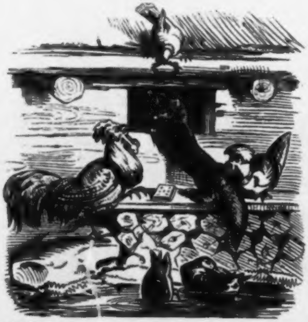
Ein uraltes Sprichwort ſagt: Wenn ſich die Katz
Hübſch putzt, dann ändert das Wetter am Platz.
Nun putzt ſich doch wahrlich, Jahr aus und Jahr ein,
Manch' uralte Katz', und das Wetter bleibt fein.
Die Schlußfolge heißt deshalb, ſo viel iſt klar:
Ein Sprichwort iſt darum noch immer nicht wahr.

L.



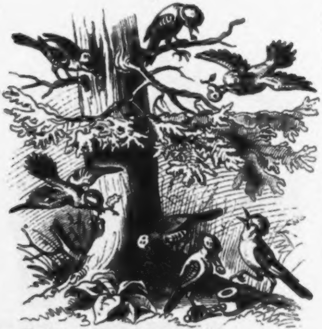
Im Leben da ſagt man wohl: „Schlau wie ein Fuchs,
„Und Augen ſo ſicher und ſcharf wie ein Luchs."
Und das will ich glauben, denn wie er da ſteht,
So ſieht er das Kitz meiner Seel' durch ein Bret.
Deshalb iſt kein Jäger vollkommen zu nennen,
Er müßte denn auch durch ein Bret ſehen können.

M.



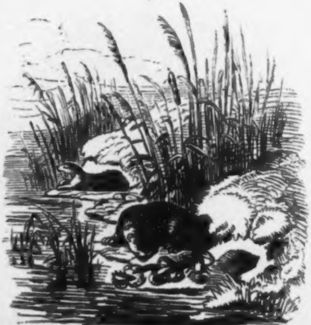
Der Marder, ſo gern er ſonſt raubt was er kann,
Iſt doch ein durchtriebener ſchlauer Kumpan.
Nach außen, da bleibt er die Geißel für's Vieh,
Doch wo er die Schlafſtell' hat ſtiehlt er nie.
Auf fremden Revieren da ſuch's was Dich freut,
Das eigne ſchon' aber, biſt Du geſcheut.

N.



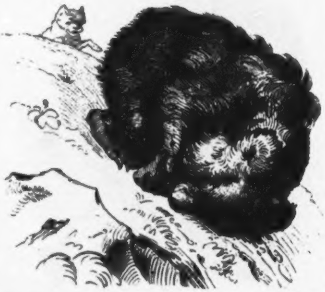
Der **Nußheher**, wackerer Hausvater, ſucht
Im Herbſt, wenn ſie reifet, zuſammen die Frucht
Und ſteckt ſie in Laub und in Rinde gar klug.
Im Winter da hat er dann Vorrath genug.
D'ran nimm Dir ein Beiſpiel: Ein Nußheher ſei,
Doch — iſt es Dir möglich — mit wen'ger Geſchrei.

O.



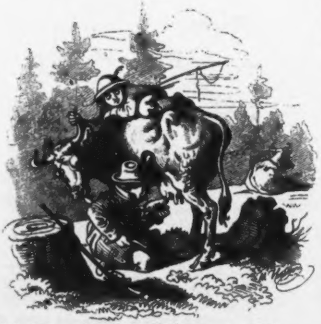
Der **Otter**, ein Fiſcher wie's wenige gibt,
Im Fang iſt er Meiſter; vortrefflich geübt,
An Fiſchen und Krebſen da drückt ihn kein Mangel,
Und braucht — ſolch ein Gaudieb — die Ruthe als Angel.
Dort hängen die Krebſe in Maſſe ſich an.
Es hilft ſich ein Jeder ſo gut wie er kann.

P.



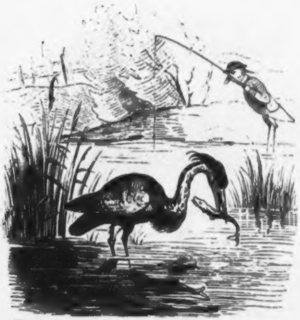
Der Jägersmann weiß, daß Freund **Pätz** auf der Flucht
Gewöhnlich ſein Heil mit dem Laufen verſucht,
Doch wenn er am Berghang nicht laufen mehr kann,
Dann fängt er's gemüthlich per Purzelbaum an.
Die Gaben, die Einem der Schöpfer gegeben,
Die darf man benutzen nach Kräften im Leben.

Q.



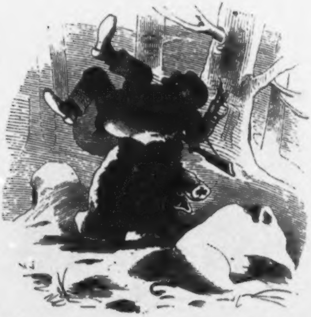
S'iſt etwas — ich will es nicht leugnen — gewagt,
Die **Q** mit zu nennen, bei Thieren der Jagd,
Doch läßt ſie ſich öfters gutmüthig benützen,
Als Stiefmutter nämlich, für Kälber und Kitzen.
Darum die Moral, daß die Stiefmütter ſind
Sehr häufig ein Segen für Vater und Kind.

R.



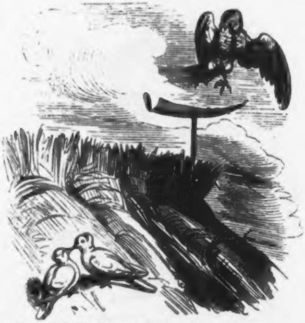
Der Reiher, ein grämlicher ernſter Geſell,
Der hält ſich im Waſſer an ruhiger Stell.
Die Fiſche, die gern an den Knochen wohl knuppern,
Die fängt er, ſo wie ſie die Ständer beſchnuppern.
Nicht Jeder, ſo gern er es wünſchen möcht', zieht
Vom wadloſen Bein einen ſolchen Profit.

S.



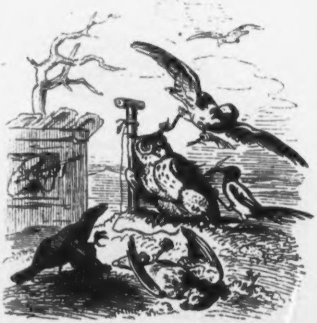
Wenn's wettert und ſtürmet und ſchüttelt mit Schnee'n,
Dann läßt ſich die Sau wohl im Walde verweh'n.
Und kommt dann der Jäger und will ſich verſchnaufen,
So wirft ihn das Schwein wie 'nen Sack über'n Haufen.
Leicht mag das geſchehen und iſt dann kein Spaß,
D'rum ſetze ſich Niemand, er weiß denn auf was.

T.



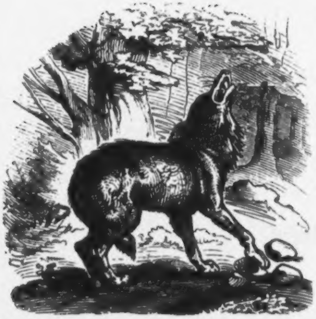
Man ſagt, daß die Bauern in ſehr vielen Strecken,
Die Senſen verkehrt auf die Dächer hin ſtecken.
Sobald Taubengeyer erblicken die Schneide,
So ſuchen ſie raſch und erſchrocken das Weite.
Der, den jedes Hinderniß gleich auch beirrt,
Verdient es gewiß, daß er angeführt wird.

U.



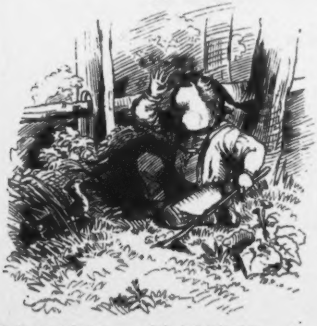
Die Stößer und Raben, in eig'ner Paſſion,
Die haſſen den Uhu, den finſtern Patron,
Und wo ſie ihn finden, da ſtoßen ſie nieder;
Der Jäger der weiß das, und zahlt's ihnen wieder.
Was Du Dir nicht wünſcheſt, daß man es Dir thu',
Das füge auch nimmer dem Nebenmann zu.

V.



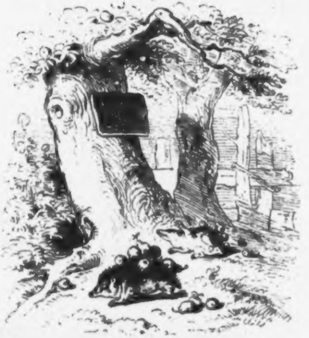
Der Vielfraß, der Wolf, wenn der Hunger ihn plagt,
Und er Nichts erbeuten kann, trotz aller Jagd,
Dann füllt er den Magen mit Steinen und Lehm,
Und heult, daß die Haare zu Berg Einem ſteh'n.
Wenn auch einmal magerer werden die Biſſen,
So brauchen's doch nicht gleich die Nachbarn zu wiſſen.

W.



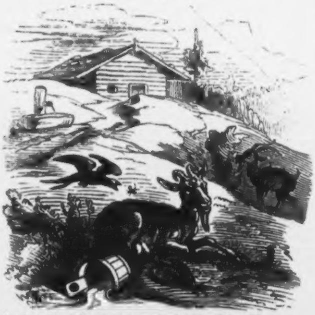
Die Bauern behaupten — geſeh'n hab' ich's nicht —
Daß, wenn Dir ein Wieſelchen bläſt in's Geſicht,
Dann ſchwillt es Dir auf, wer kann ſagen wie dick,
Das Wieſel läuft fort — und das iſt noch ein Glück.
Wer ſo einem Wieſel in's Angeſicht ſtiert,
Verdient, daß ihm etwas Derart'ges paſſirt.

Y.



Der Ygel — er darf es nicht übel mir deuten,
Daß ich ihn mit Ypſilon ſchreib vor den Leuten —
Weiß wie er die Stacheln, zum Schutz ihm gegeben,
Zugleich auch verwendet zum täglichen Leben.
Das darfſt Du Dir merken: Sei praktiſch vor Allem,
Dann thuſt Du Dir ſelber den größten Gefallen.

Z.



Die Nachtſchwalbe, harmlos, wie jegliche Schwalb',
Die heißt Ziegenmelker — weiß Einer weshalb?
Ja, ob ſie's nun thun oder Anderes treiben,
Sie haben den Namen und müſſen es bleiben.
Ob recht oder unrecht, was kümmert's die Thoren,
Und heißt ein Hund toll erſt, ſo iſt er verloren.

Inhaltsverzeichniß.

Die zwölf Monate. Mit Bildern von M. Haider I
Die Freikugel 1
Das Forſthaus 15
Der Hundeklub 35
Ein Tag in den Alpen 48
Eine Bauernjagd 71
Jagd, Jäger und Wald in Nord-Amerika 88
Die Saujagd 95
Moraliſches Jäger-A-B-C. Mit Bildern von M. Haider 104

Im Verlage von Braun & Schneider in München iſt ferner erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Herrn Petermanns Jagdbuch

oder

Skizzen und Abenteuer aus den Jagdzügen des Herrn Petermann und ſeiner Freunde.

Zu Nutz' und Frommen aller Jäger und Jagdliebhaber herausgegeben und mit vielen Bildern geziert.
3 Bände in 4. mit über 300 Originalholzſchnitten. Eleg. geb. Preis 5 fl. 15 kr. oder 3 Thlr.

Eine vollſtändige Sammlung der beſten Jagdabenteuer mit den vortrefflichſten Bildern geſchmückt.

Weltliches Geſangbuch.

Eine Sammlung humoriſtiſcher Lieder und Gedichte aus den fliegenden Blättern.

Mit vielen Originalholzſchnitten 8. geb. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr.

Die ſchönſten humoriſtiſchen Gedichte in den fliegenden Blätter wurden hier in einer Sammlung vereinigt, die an heiterer Friſche ohne Gleichen daſteht.

Luſtige Geſchichten und Schwänke.

(Aus den fliegenden Blättern.)

2 Bände mit vielen Bildern. 8. geb. 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr.

Auch dieſe Sammlung enthält einen wahren Schatz von humoriſtiſchen Erzählungen und Schwänken und kann allen Freunden eines guten Scherzes nicht genug empfohlen werden.

Der Staatshämorrhoidarius

von F. P.

4. eleg. geb. 48 kr. oder 15 Sgr.

Die ergötzliche Lebensgeſchichte des Staatshämorrhoidarius wird hiermit allen Freunden des Humors als ein Ganzes geboten.

27513

Die Miſſionäre.

Erſter Band.

Die Miſſionäre.

Roman aus der Südſee

von

Friedrich Gerſtäcker.

[illegible] BIBLIOTHEK [illegible]

Erſter Band.

Die Ueberſetzung wird vorbehalten.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
1868.

Vorwort.

In den vorliegenden Blättern habe ich verſucht, dem Leſer die Miſſionäre und Miſſionen zu ſchildern wie ich ſie gefunden, wie ſie von tauſend Anderen gefunden wurden.

Ich will gern zugeſtehen, daß Viele dieſer Geiſtlichen aus innerer Ueberzeugung in ferne Welten gingen, daß ſie dort nach ihrem Glauben und beſten Kräften wirkten und wenn das nicht immer in der rechten Weiſe geſchah, wenigſtens den guten Willen dabei hatten. Aber machten ſie jene Völker wirklich glücklich, denen ſie einen andern Glauben, andere Sitten brachten? — Der Erfolg zeigt, daß überall die Verbindung mit den Weißen allen wilden Völkern zum Verderben gereichte und ſie ausrottete, und ich fürchte, ohne ſie wirklich gebeſſert zu haben.

Ein wahrer Glaube kann nicht gewechſelt werden, nur die Form wurde verändert, und wie noch heutigen Tages die mexikaniſchen In=

dianer alte kleine Götzenbilder hinter den chriſtlichen Altären zu verbergen ſuchen und darin ſtreng überwacht werden müſſen, damit ſie nicht in Gedanken zu ihren Bildern beten, ſo ſehen auch faſt alle wilde Völker nur in der Form den neuen Gottesdienſt, und leider wird auch ſelten mehr von ihnen verlangt.

Ich habe in meinem Buch faſt Nichts erfunden, ſondern nur eine Kette von Thatſachen hingeſtellt, und dieſe zwar mit den verſchiedenen Miſſionsſchriften ſelber belegt. Ich wollte nicht Autoren citiren, die ſcharf und entſchieden über das ganze Miſſionsweſen abgeurtheilt haben.

Es iſt naturgemäß, daß wenn wir wirklich glauben, nur unſere Religion könne zum ewigen Heil führen — Männer, die ſich dazu ihren Lebensberuf geſtellt, andere, ihrer Meinung nach im Irrthum befangene und dadurch in ſchlimme Gefahr gebrachte Völkerſtämme zu retten ſuchen. — Aber die Sache wurde übertrieben und das, was nur aus reiner innerer Ueberzeugung hervorgehen kann: eine wirkliche Aenderung des Glaubens, zu einem Geſchäft herabgewürdigt.

Was für Summen ſind nicht allein aus Europa, beſonders aus England herausgezogen worden, um Chineſen zu bekehren, und mit wie fabelhaft geringem Erfolg in jenes Land getragen, und haben wir ſelber in Europa ſo wenig Bedürftige, um ſolche ewige Collecten zu rechtfertigen?

Elend überall hier, wohin wir blicken, und doch werden Hunderttauſende von Thalern jährlich auf ſolche romantiſche Zwecke vergeudet und unſeren Armen hier entzogen.

Ich bin vollkommen gegen dieſe Sammlungen, über welche dem Publikum ſpäter nicht die geringſte Controle zuſteht.

Wie ſie zum großen Theil verwandt werden, habe ich aus eigener Anſchauung geſehen, und dabei in vielen fremden Ländern beobachten können, in welcher Weiſe das Chriſtenthum verbreitet und von den verſchiedenen Stämmen aufgefaßt wurde.

Ich will den Geiſtlichen ſelber mit dieſem Buch nicht zu nahe treten und ihnen wiſſentlich nicht Unrecht thun, aber ich ſchildere auch treu ihre Wirkſamkeit, wie ſie in der That noch heutigen Tages, ja oft in weit verſchärftem Maße beſteht.*)

---

*) Eine höchſt intereſſante Zuſammenſtellung über die Wirkſamkeit der Miſſionäre in Indien, China ꝛc. giebt Ernſt Friedrich Langhans, Pfarrer in der Waldau bei Berlin, in ſeinem bei Otto Wigand (Leipzig) erſchienenen Buch: „Pietismus und Chriſtenthum im Spiegel der äußeren Miſſion.“

Nichts habe ich von den Verfolgungen der verſchiedenen Secten untereinander erzählt, die viel, viel Blut, beſonders auf Tahiti gekoſtet haben und ſogar, wie z. B. auf Neuſeeland, nicht allein zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, nein, ſogar unter proteſtantiſchen Secten ſelber ſtattfanden.

Ich habe treu und wahr zu ſchildern geſucht, was wirklich geſchehen iſt und noch bis auf den heutigen Tag geſchieht, und übergebe dem Leſer deshalb das Buch in der feſten Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben.

Auguſt, 1868.

Der Verfaſſer.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
1. Schloß Schölſenſtein 7
2. Der Miſſionsprediger 26
3. Die Miſſionspredigt 58
4. Die Entſcheidung 85
5. Der Abſchied 115
6. Die Ankunft 135
7. Nach der Trauung 166
8. Motua 186
9. Der Tanz am Strande 215
10. Namara Toa 237
11. Im Gnatu-Haus 262
12. Die Taufe der Heiden 296
13. Die Folgen der Predigt 322

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Schloß Schölfenſtein.

An den Ausläufen des Erzgebirges, unmittelbar über einem breiten, prächtigen Bergwaſſer, das ſprudelnd von den bewaldeten Höhen herunterkam und luſtig über die bräunlich blitzenden Kieſel hinwegſprang, lag ein altes Waldſchloß, der Schölfenſtein genannt, das man auch von weitem und das Thal heraufkommend recht gut hätte für eine Ruine vergangener Zeiten halten können. Ein halbverfallener Thurm überragte nämlich das Ganze, und links davon lag ebenfalls eine eingeſtürzte Capelle, die, von Epheu überwuchert, einen höchſt maleriſchen Anblick bot. Das Schloß ſelber aber, aus dicken, gewaltigen Mauern aufgeführt, war im Innern noch vollkommen gut erhalten, ja ſogar wohnlich eingerichtet, und dabei der Lieblingsaufenthalt des alten Barons von Schölfe, der hier wenigstens acht Monate vom Jahre mit ſeiner einzigen Tochter verbrachte.

Der alte Baron war eigentlich noch ein echtes Stück aus der alten Zeit und mit ſo wunderlich gemiſchtem Charakter, wie man ſie jetzt wohl nur ſelten findet; allerdings ein Edelmann von „altem Schrot und Korn", grundehrlich, ſchlicht und recht, ein vortrefflicher Reiter und ausgezeichneter Schütze wie leidenſchaftlicher Jäger, und dabei derb und geradaus, aber auch zugleich einer entſchieden frommen, ja faſt bigotten Richtung angehörend, die ſich, da ihm kein beſonderer Einfluß nach außen zu Gebote ſtand, mit deſto größerem Eifer auf ſeine eigenen Unterthanen und Bauern warf.

In ſeiner Jugend ſollte er anders geweſen ſein, und aus dieſer rührte noch einer ſeiner Jäger, der alte Claus, her; aber er heirathete in eine ſehr fromme Familie, und mit jener doch ſchon in ihm ſchlummernden Neigung zur Schwärmerei, mit der er ſich z. B. beſonders für die Kreuzfahrer begeiſtert hatte, und ſtolz war, einen ſeiner Ahnen zu ihnen zu zählen, wuchs dies Gefühl von Jahr zu Jahr.

Seine ſämmtliche Dienerſchaft mußte jeden

Sonntag regelmäßig den Gottesdienſt beſuchen, und zwar abwechſelnd, an einem Sonntag ein Theil den Morgen-, ein anderer den Nachmittags-Gottesdienſt, und wer ſich da ſäumig zeigte, konnte nur gleich ſein Bündel ſchnüren. Ja, als die gnädige Frau noch lebte, las dieſe nach echt patriarchaliſcher Sitte den Leuten Abends ſelber faſt eine Stunde lang aus der Bibel vor, und konnte ernſtlich böſe werden, wenn Einer oder der Andere dabei einmal aus Verſehen einnickte.

Den Leuten war damit natürlich nicht gedient, und ſie hätten ſich lieber in einer andern Weiſe unterhalten; einige kündigten ſogar, aber die meiſten fügten ſich doch, denn der Dienſt war ein vorzüglicher und der Herr beſonders ſo gut mit den Leuten, daß ſie ſich keinen beſſeren wünſchen konnten.

Der Baron hatte eine einzige Tochter, die er, der alten deutſchen Zeit anhängend, Berchta genannt. Das Kind bekam eigentlich eine wunderlich gemiſchte Erziehung, der ähnlich, wie ſie der Charakter des Vaters abſtrahlte, halb ritterlich, halb religiös, und als die Mutter, da Berchta kaum vierzehn Jahre zählen mochte, ſtarb und der Vater jetzt den größten Theil ſeiner Zeit auf dem Schölſenſtein verbrachte, faſt mehr das erſterr als das letztere. Sie mußte vor allen Dingen reiten lernen, um ihn auf ſeinen Spazierritten zu begleiten, und wie ſie kaum ſechzehn Jahre alt war, übte er ſie ſogar im Piſtolen- und Gewehrſchießen und nahm ſie dann mit hinaus auf die Jagd.

Berchta wuchs heran, und ein lieblicheres Weſen ließ ſich kaum auf der Welt denken. Von ſchlanker, faſt zarter, anmuthiger Geſtalt, ganz das Ebenbild ihrer ſeligen Mutter, konnten ihre Züge wirklich ſchön genannt werden. Die Naſe war edel geformt, der kleine Mund fein geſchnitten, und wenn ſie lachte, zeigte ſie zwei Reihen perlengleicher Zähne und ein tiefes Grübchen in jeder Wange. Volles, lockiges, kaſtanienbraunes Haar umwallte ihr Haupt, und ſonderbar ſtachen dagegen die wunderbar ſchönen blauen Augen ab, die ſich ſo ſelten zugleich mit dunkeln Haaren finden. Die unweibliche Beſchäftigung der Jagd hatte aber keinen nachtheiligen Einfluß auf ihr Benehmen ausgeübt. Sie glich in keiner Weiſe jenen ſogenannten „emancipirten" Frauenzimmern, die gerade darin etwas ſuchen, ihre ſchönſte Zierde — ſchüchterne Weiblichkeit — abzuſtreifen. Sie war frei und offen in ihrem ganzen Weſen, ohne je auch nur um eines Haares

Breite die Grenzen zu überſchreiten, welche zarte Sitte um ihr Geſchlecht gezogen.

Aber in den blauen Augen lag auch eine tiefe Schwärmerei, ein Erbtheil, und zwar ein gefährliches, der Mutter, und fand allerdings in den vielen einſamen Stunden, die ſie hier verleben mußte, reichliche Nahrung.

Berchta war tief religiös, aber ihr geſunder, klarer Geiſt bewahrte ſie doch vor einer Uebertreibung dieſer Tugend, die dann leicht in ein bigottes Formenweſen ausartet. Der Tod der Mutter ergriff furchtbar ihr weiches Gemüth und nährte nur den ſchon in ihr Herz gelegten Keim, der ihr die ganze Seele bald mit einem unerklärlichen Sehnen füllte.

Die Erziehung des Vaters, der ſie fortwährend mit hinaus in Feld und Wald nahm, diente allerdings dazu, ſie in etwas davon ab- und der Erde wieder mehr zuzuwenden, aber ganz unterdrücken konnte er dieſe geiſtige Anſpannung nicht, ja er gab ihr auf der andern Seite — ſelbſt bei dieſer Erholung — friſche Nahrung.

Die Kreuzzüge waren, wie ſchon erwähnt, ſein Lieblingsthema, ja er hatte ſogar einmal ſeinen Vorfahr, der eine Streitaxt in Form eines Kreuzes geführt haben ſollte, poetiſch beſungen und das Gedicht dann, da keine größere Zeitung veranlaßt werden konnte es aufzunehmen, in das Kreisblatt einrücken laſſen. Von dieſen Kreuzzügen erzählte er auch am liebſten und hatte ſich in der That eine ganze Bibliothek darüber angeſchafft, in der auch Berchta natürlich fleißig leſen mußte.

Dadurch bekam ihre Schwärmerei ein beſtimmtes Ziel. Sie konnte ſich dafür begeiſtern, daß es Menſchen gegeben hatte, die ihr Leben einſetzten, um das Grab des Heilands den Bekennern des Islam nicht allein zu entreißen, ſondern auch dadurch wieder das Chriſtenthum auf jenen Boden zu pflanzen, von dem es ausgegangen war und ſein Licht über die ganze Erde verbreitet hatte.

Warum war ſie kein Mann geworden — warum nicht in einer Zeit geboren, in der ſie ſelber Theil an ſolchen Gefahren nehmen konnte! Ach, wie gerne hätte ſie freudig ihr Leben hingelegt, um ein ſo hohes, ſo ſeliges Ziel erreichen zu helfen!

Ein wenn nicht täglicher, doch ſehr häufiger Gaſt im Schloſſe war der Diaconus Käſtner.

Unter dem Schölfenſtein, und kaum ein halb Stündchen davon entfernt, lag das kleine Städtchen Rothenkirchen. Der Paſtor aber, der ſchon ſeit längerer Zeit kränkelte, hatte einen Diaconus beibekommen, um ihn in ſeinen Predigten zu unterſtützen, und dieſer erwies ſich denn auch bald für den Baron als ein wahrer Schatz in ſeiner Einſamkeit. Käſtner, wie der Diaconus hieß, war ein durchaus gebildeter, tüchtiger junger Mann, der zugleich mit einem bedeutenden muſikaliſchen Talent einen Lieblingswunſch des alten Herrn von Schölſe erfüllen und Berchta in der Muſik unterrichten konnte. Aber dabei blieb es nicht; das junge, damals kaum der Schule entwachſene Mädchen, deſſen reger Geiſt eine entſprechende Beſchäftigung verlangte, ſehnte ſich ſelber nach einer ſolchen, und ihr Vater bewilligte gern, daß der Diaconus auch noch einen Curſus von Literatur und Kirchengeſchichte — incluſive „Kreuzzüge“ — hinzufügte. Gehörte der Diaconus doch einer ſtreng orthodoxen Richtung an, und es war deshalb nicht zu fürchten, daß er ſchädliche Lehren in die Bruſt des noch halben Kindes pflanzen würde.

Aber Diaconus Käſtner war auch noch in anderer Weiſe im Schloſſe willkommen, denn er ſpielte nicht allein ſehr gut Clavier, ſondern auch ebenſo fertig Schach und Piquet, und zeigte ſich dadurch alſo nach allen Seiten nützlich, ja faſt unentbehrlich. Uebrigens war er in ſeinem ganzen Weſen gerade das Gegentheil von dem alten Baron, der eben derb und rauh ſeinen geraden Weg durch's Leben ging und ohne Scheu herauspolterte, was und wie er's meinte. Käſtner dagegen, obgleich wahrſcheinlich ebenſo rechtſchaffen in ſeinen moraliſchen Anſichten und dabei, was der alte Baron nicht war, gründlich gebildet und beleſen, hatte — in ſehr gedrückten Verhältniſſen erzogen — das Gefühl der Freiheit und Ungebundenheit, das jenem eine ſo große Sicherheit verlieh, nie kennen gelernt. Er war, ſo lange er denken konnte, immer von anderen, fremden Menſchen abhängig, und der erſte Lichtblick in ſeinem Leben eigentlich der geweſen, als er die Stellung als Diaconus in Rothenkirchen bekam.

Aber Käſtner war ehrgeizig, und der Umgang mit dem alten Baron ſchmeichelte zuerſt ſeiner, darin allerdings unſchuldigen Eitelkeit, während es ihm Freude machte, das noch blutjunge, aber bildhübſche Mädchen, deſſen reiche Fähigkeiten er bald erkannte, heranzubilden und zu unterrichten.

Doch die Jahre vergingen; Berchta wurde älter, und während ſie in Allem, worin ſie Käſtner unterrichten konnte, erſtaunlich raſche Fortſchritte machte, erwachte in dem Diaconus ſelber allmählich und unbewußt ein Gefühl für die Jungfrau, vor dem er, als er es entdeckte, erſchrak.

Allerdings kämpfte er ernſtlich dagegen an; er ſuchte ſich klar zu machen, wie wahnſinnig eine ſolche Leidenſchaft für ihn, den armen Diaconus, ſein müſſe; aber was richtet überhaupt Vernunft gegen Liebe aus? Nach einiger Zeit begann er ſchon in ſeinem Herzen das Für und Wider ſolcher aufkeimenden Hoffnungen zu erwägen, bei denen das Wider freilich ſehr das Für überwog. Wenn der alte Baron überhaupt auf etwas ſtolz genannt werden konnte, ſo war er das auf ſeine Ahnen und ſein Kind, und trotzdem baute Käſtner auf deſſen ſtreng frommes Gemüth ſeine Hoffnung. Er wußte auch, wie der alte Herr an ſeinem Kinde hing, und ſah er wirklich, daß ſich Berchta auch unter beſcheidenen Verhältniſſen glücklich fühlen würde, hätte er da nicht doch vielleicht ſeinen alten Ahnenſtolz vergeſſen?

Aber das Alles mußte ja doch der Zeit überlaſſen bleiben, und Diaconus Käſtner war auch der Mann dazu, um dieſe geduldig abzuwarten. Selber ziemlich heftiger Gemüthsart, hatte er ſolche mit zäher Willenskraft zu bändigen gewußt und ſich, ſchon von der Liebe zu Berchta dabei getrieben, den Launen des alten Herrn ſo angeſchmiegt, daß ſich dieſer wirklich keinen beſſeren Geſellſchafter wünſchen konnte. Ein Streit fiel zwiſchen ihnen in ihrer Unterhaltung niemals vor. Ueber Religion waren ſie faſt vollſtändig einerlei Meinung, das Thema alſo zu monoton, um es weiter zu behandeln, und über Politik wurde, nach ſtillſchweigendem Uebereinkommen, wenig oder gar nichts geſprochen, da der alte Herr, wenn er auch in ſeinen Kreiſen einer ſehr freiſinnigen Richtung angehörte, doch in ſeinen Anſichten mit dem weit radicaleren Diaconus noch ziemlich auseinander ging. Dafür aber hatten ſie ein anderes Thema, auf welchem ſie ſich deſto ungeſtörter und harmoniſcher bewegen konnten: die Forſtwiſſenſchaft.

Käſtner, der mit der ihm eigenen Gewandtheit Alles ergriff, was ihn intereſſirte, war bei ſeinen tüchtigen Vorkenntniſſen in Naturwiſſenſchaften und mit der Gelegenheit umher ein ganz tüchtiger Forſtmann geworden, und dabei — allerdings nicht zufällig — auf die Lieblingsbeſchäftigung des Barons gerathen. Dieſer bedauerte auch in der That nichts weiter, als daß der junge Geiſtliche nicht auch Jäger und Schütze wäre, um ihn manchmal mit auf die Jagd hinaus zu nehmen. Dafür hatte aber Käſtner keinen Sinn, und wenn er auch anfangs, dem alten Herrn zu Liebe, ein paarmal mitfuhr, ſo hätte das doch beinahe ein böſes Ende genommen und der Diaconus einen der Treiber erſchoſſen. Die Kugel ging dem armen Teufel wenigſtens zwiſchen Hemd und Haut durch, und es koſtete den Baron damals viel Geld, um die Sache zu vertuſchen, damit ſie nicht dem Conſiſtorium zu Ohren kam.

Von da an lud er ihn nie wieder mit zur Jagd ein; ging aber deſto öfter mit ihm im Walde ſpazieren, um die neuen Culturen anzuſehen oder friſche Anlagen zu beſprechen. So, mit ſeiner Partie am Abend und dem Unterricht der Tochter, war Käſtner nicht allein ein gerngeſehener, nein, unentbehrlicher Gaſt im Schloſſe geworden, und ſelbſt Berchta fühlte ſich einſam, wenn ſie ihn einmal einen Tag entbehren mußte.

Und Berchta wuchs heran; ſie wurde achtzehn und zwanzig Jahre, und mit ihr wuchs in Käſtner's Bruſt die Leidenſchaft für das junge, wunderſchöne und ſo liebliche Mädchen. Wohl ſagte er ſich oft, wie unmöglich es ſein würde, den alten, adelsſtolzen Baron zu einer Einwilligung zu vermögen, und dann auch wieder, wenn er mit dieſem und Berchta manchen Abend über altvergangene Scenen ſprach, und der Baron nicht aufhören konnte, die Alles opfernde Liebe der Kreuzfahrer zu ſchildern, und Berchta ihm zuſtimmte, wie es ein ſeliges Gefühl ſein müſſe, für eine gute und edle Sache Allem zu entſagen, an dem bisher unſere Seele gehangen, — kehrte friſche Hoffnung in ſein Herz ein.

Von jetzt an ſuchte er in ſeinen Geſchichtsſtunden die Beiſpiele edler Frauen vor, die allem Glanz, aller Hoheit entſagt hatten, um allein dem zu folgen, was ſie für ihre Pflicht, für ihren Beruf hielten, und fand für ſolche Lehren ein nur zu empfängliches Herz, einen nur zu begierig horchenden Geiſt. Beſonders waren es Erzählungen aus der Miſſionsgeſchichte, die für Berchta in ſofern doppeltes Intereſſe hatten, als ſie den Reiz der Neuheit und des Fremdartigen mit all' dem verbanden, für das bisher ihr Herz in Mitgefühl geſchlagen.

Selbſt der alte Baron fing zuletzt an, ſich für die Sache zu begeiſtern. Er ſchaffte einige der Reiſewerke an, die ihm Käſtner empfahl, hielt die verſchiedenen Miſſionsſchriften, und bedauerte nur immer, daß er ſelber ſchon zu alt ſei, um all' die Herrlichkeiten jener fremden Welt und die Wunder, die dort der liebe Gott durch fromme Diener ſeines Wortes geſchehen laſſe, mit eigenen Augen zu ſchauen.

Faſt hörbar ſchlug dem jungen Manne aber das Herz in der Bruſt, als Berchta einſt mit leuchtenden Blicken ſagte, daß es doch gewiß ein großes, herrliches Wagniß, das größte eigentlich, was eine Frau unternehmen könne, ſein müſſe dort hinaus in die Fremde zu ziehen, um wilden, barbariſchen Völkern, die in dem Fluch der Finſterniß lebten, den Segen und das Licht des wahren Glaubens zu bringen, und ſie könne ein ſolches Loos nur als ein von Gott bevorzugtes betrachten.

„Aber, gnädiges Fräulein," warf da Käſtner ein, nur um dieſe Geſinnung in Gegenwart des alten Barons auf die Probe zu ſtellen, „Sie, die Tochter eines altadeligen Geſchlechts, würden ſich nicht davor ſcheuen, als die Frau eines armen, niedrig geborenen Miſſionsprieſters Ihr Leben zu beſchließen?"

„Und adelt ihn nicht ſein Stand?" rief da Berchta begeiſtert aus. „Denn was haben die alten Kreuzfahrer mehr gethan, von denen Vaters Bücher ſo viel erzählen? Ja wohl je ſo viel? Dieſe zogen nur in großen Heeren und mit Allem ausgerüſtet in ein feindliches Land, das Schwert an der Seite, während jene frommen Männer, blos ihre Bibel in der Hand und auf Gottes Schutz vertrauend, ſich mitten hinein zwiſchen Kannibalen und blutdürſtige Heidenſtämme wagten, und freudig unter tauſend Entbehrungen der guten Sache ihr Leben zum Opfer brachten. Das ſind Helden, und was wiegt ſelbſt dagegen ein alter Stammbaum und Name, was ein edles Geſchlecht?“

Käſtner ſah den Baron an. Es ſchien faſt, als ob dieſer etwas darauf erwidern, dagegen einwenden wolle; aber im Princip war er mit der Sache vollkommen einverſtanden, und da es ſich hier nur um ausgeſprochene Gefühle handelte, durfte er ſeinen früher geäußerten Grundſätzen nicht untreu werden. Er war mit ſeinen eigenen Waffen geſchlagen worden.

Von dieſem Abend an ſchöpfte Käſtner neue Hoffnung, er ſah eine Möglichkeit vor ſich, den Adelsſtolz des alten Barons zu beſiegen, wenn er ſich nur erſt einmal das Herz der Tochter gewinnen und ſichern konnte. Er hatte Berchta wirklich recht von Herzen lieb und die feſte

Ueberzeugung, daß er ſie einſt als ſeine Gattin glücklich machen werde. Er ſtrebte auch nicht nach dem Geld und Gut des Vaters, o wie gern hätte er alledem entſagt, wenn er nur hoffen durfte, daß Berchta an ſeiner Seite ſich mit einer beſcheidenen Exiſtenz begnügen würde; aber er bemerkte auch nicht, daß er in ihren Augen irgend einen Fortſchritt mache, und kein einziges, ſelbſt kleines Zeichen verrieth ihm, daß die geringſte Liebe zu ihm in ihrem Herzen keime.

Sie nahm alle die Aufmerkſamkeiten, die er ihr bewies, ſo unbefangen hin, daß er dadurch ſtets in ſeinen eigenen Schranken gehalten wurde. Sie war immer freundlich, ja herzlich mit ihm, ohne aber nur je mit einer Miene, mit dem Zucken einer Wimper zu verrathen, daß er ihr mehr ſei als ein geachteter Lehrer und Freund. Ja ſelbſt bei den Liedern, die er ſie lehrte und die ſie mit ihrer glockenreinen Stimme ſo wunderbar zum Herzen redend ſang; ſprach ſich wohl ein tiefes Gefühl aus, das aber, wie ſich Käſtner nicht verhehlen konnte, noch keinem beſtimmten Ziel entgegenſtrebte. Es lebte wohl, von einem inneren Feuer genährt, in ihrem Herzen, aber es konnte noch keinen Weg in's Freie gefunden haben.

Aber Käſtner, von Jugend auf an Entſagung gewöhnt, hatte auch dabei gelernt, Geduld zu üben. Er war ſich in dieſer Liebe zu Berchta keiner ungerechten Handlung bewußt, denn er ſah darin nur ein rein menſchliches Gefühl. So hoch ſtand das gnädige Fräulein vom Schölfenſtein ja doch auch nicht über ihm, daß ein braver, rechtſchaffener Mann — wenn er auch dem Bürgerſtand angehörte — hätte zurückſchrecken müſſen, um ihre Hand zu werben. Er hoffte auf die Zeit und that indeſſen Vater wie Tochter, was er ihnen an den Augen abſehen konnte.

Alle hatten ihn auch gern; nur Eine Perſon im Schloſſe gab es, die ihn nicht leiden konnte, und das war der alte Claus, das Factotum des Barons, der deſſen Pferde überwachte, ſeine Hunde fütterte, ſeine Gewehre in Ordnung hielt, ſeine Patronen machte und ſo ziemlich Alles im Schloß beſorgte, was eben in derlei Dingen zu beſorgen vorkam.

Der alte Claus war ein Erbſtück im Hauſe, eigentlich mit dem alten Baron auch aufgewachſen, und galt bei dieſem viel. So lieb er aber den Baron hatte, recht fromm war er, trotz der Kirchenzucht im Hauſe, doch nicht geworden. Er ging allerdings jeden Sonntag in die Predigt —

weil er eben mußte, aber er profitirte wenig davon, denn er ſchlief die meiſte Zeit, und wenn er nicht in Gegenwart ſeines Herrn manchmal fluchte, weil dieſer das unter keiner Bedingung geſtattete, ſo machte er dafür draußen im Walde deſto öfter ſeinem Herzen Luft und meinte dann immer, ſo ein „Heiliges-Kreuz-Donnerwetter“ könne Einem der liebe Herrgott nicht übelnehmen, denn wenn man das immer hinunterſchlucken müßte, ſo ſei es gerade ſo, als ob Einer nieſen wolle und dürfe nicht.

Der alte Baron, dem das natürlich kein Geheimniß blieb, machte ihn deshalb auch oft herunter und nannte ihn einen ſchweren Sünder und Heiden nach dem andern, drohte auch, ihn fortzuſchicken, weil er keinen ſo unchriſtlichen Charakter in ſeinem Hauſe dulden wolle. Er aber hätte ſo wenig ohne Claus leben können, wie dieſer ohne ihn und das „gnädige Fräulein,“ das er liebte, als ob es ſein eigenes Kind geweſen wäre.

Claus hatte eine Abneigung gegen den Diaconus — weshalb, wußte er ſelber nicht. Wie oft finden wir ja das im Leben, daß wir uns zu dieſem hingezogen, von anderem abgeſtoßen fühlen, ohne im Stande zu ſein, einen wirklichen Grund dafür anzugeben. Aber dies Gefühl wurde ihm zuletzt unbehaglich; er mußte ſich darüber gegen irgend Jemanden ausſprechen und that das gegen den alten Baron, als er einſt mit ihm draußen im Walde war. Bei dem aber kam er an den Unrechten, denn dieſer wußte die guten Eigenſchaften des jungen Geiſtlichen wohl zu ſchätzen und duldete überhaupt nicht, daß ſich irgend wer von der Dienerſchaft über Jemanden aufgehalten hätte, mit dem er verkehrte.

„Weißt Du etwas Beſtimmtes gegen den Herrn?“ ſchnauzte er Claus mit einer Miene an, die dieſen ſchon bereuen ließ, auch nur Ein Wort geſagt zu haben.

„Beſtimmtes — nein,“ ſtotterte er; „ich — ich meinte nur, daß er in ſeinem ganzen Weſen —“

„Dann halte künftig Dein Maul,“ fuhr der Freiherr fort, „und unterſteh' Dich nicht, mir je wieder mit ſo etwas unter die Augen zu kommen, oder — wir ſind die längſte Zeit Freunde geweſen!“

Damit mußte Claus abziehen, und daß ihn der Verweis nicht günſtiger gegen den Geiſtlichen ſtimmte, läßt ſich denken. So ſehr er aber auch von da ab aufpaßte, um irgend etwas gegen ihn aufzufinden und ſeinem Herrn einen Beweis bringen zu können, es war nicht möglich; denn Käſtner, wenn auch wohl ohne Ahnung, daß er ſo ſcharf beobachtet wurde, that ruhig ſeine Pflicht, verkehrte mit dem Baron und dem gnädigen Fräulein nach wie vor, und zeigte ſich dabei in ſeiner Gemeinde, beſonders gegen die ärmeren Familien, ſtets ſo theilnehmend und freundlich und ſuchte, wo er das irgend konnte, ihre Noth zu lindern oder ihnen wenigſtens Troſt zuzuſprechen, daß er ſchon lange der Liebling des ganzen Städtchens geworden war. Die Leute ſprachen es auch ganz offen und unumwunden aus, daß ſie einen beſſeren Geiſtlichen in ihrem ganzen Leben nicht verlangten.

2.

Der Miſſionsprediger.

In dieſe Zeit fiel es, daß ein proteſtantiſcher Miſſionsprediger jenen Theil Deutſchlands bereiſte. Dieſer hielt nicht allein in den größeren Städten ſeine Vorträge über das Miſſionsweſen und deſſen Erfolge, ſondern ſuchte ſelbſt die kleinſten Ortſchaften auf, ja ſprach ſogar von größeren Dorfkanzeln herab zu den aufmerkſam lauſchenden Zuhörern und forderte ſie zur Unterſtützung des großen Werkes auf, das den Heiden und Götzenanbetern in fernen Welten den Segen des Chriſtenthums und der Civiliſation bringen ſollte.

Schon viele Wochen vorher hatten ſich die Zeitungen mit dem merkwürdigen Manne beſchäftigt und von ſeiner glühenden Beredtſamkeit ſowohl, wie von den Schickſalen geſprochen, die ihn ſelber in jenen wilden Ländern und unter den noch wilderen Stämmen betroffen. Wie oft war er in Lebensgefahr geweſen, wie unzählige Male hatte ſchon die Kriegskeule des Wilden oder das Opfermeſſer über ſeinem Haupt geſchwebt! Aber allen den Gefahren bot er ruhig, von Gott beſchützt, die Stirn, allen war er entgangen, und kühn und unerſchrocken ſchmetterte er dem Racheſchrei der Feinde gegenüber die Götzenbilder zur Erde nieder, und pflanzte an deren Statt das Kreuz des Erlöſers auf. So wenigſtens lauteten die Berichte.

Der alte Baron von Schölfe hatte die Artikel auch geleſen und ſich dadurch in eine ganz eigene Aufregung verſetzt gefühlt. Das war einer der alten Kreuzfahrer, wie er ſich ſelber ſagte; das war ein Mann, wie ſie nur vorige Jahrhunderte geſehen, voll Muth und Ausdauer, allen Entbehrungen, allen Gefahren trotzend und ſtets bereit, ſein Leben dem zu weihen, dem er ſeine ganze Seele ſchon ſo lange zu eigen gegeben. Es gewährte ihm deshalb eine ganz entſchiedene Befriedigung, als er noch an dem nämlichen Abend von dem Diaconus erfuhr, daß der ehrwürdige Mr. Johnſon, ein Engländer von Geburt, der aber auch einen ganz vortreſſlichen deutſchen Brief ſchrieb, dem Geiſtlichen in Rothenkirchen die Meldung gemacht habe, daß er ſelber in den nächſten Tagen dorthin kommen und einen Vortrag über das Miſſionsweſen halten würde. Gaſtfrei überhaupt im höchſten Grade, erklärte er dem Diaconus denn auch augenblicklich, daß der Mann hier bei ihm auf dem Schloſſe wohnen müſſe.

Ganz gegen ſein Erwarten ſchien ſich aber Käſtner keineswegs über das Eintreffen des Geiſtlichen ſo zu freuen, wie er nach ſeinen früheren Reden erwartet haben mochte. Ja er machte ſogar einige Einwendungen: man wiſſe doch nicht, mit was für einem Mann man es zu thun bekomme. In den Zeitungen würde viel geſchrieben — es wäre vielleicht beſſer, ihn vorher kennen zu lernen, und anderes Derartiges mehr. Wenn ſich aber der alte Baron einmal etwas in den Kopf geſetzt hatte, ſo war er auch nicht ſo leicht wieder davon abzubringen.

Und was konnte der Mann nicht Alles von ſeinen Reiſen erzählen; was hatte er nicht erlebt, und welchen tiefen Einblick mußte er durch ihn in das Miſſionsweſen ſelber bekommen! Es blieb unfehlbar dabei, was er geſagt, und er ſetzte ſich ſogar augenblicklich hin, um einen Brief an den ehrwürdigen Mr. Johnſon zu ſchreiben, in welchem er ihn auf das freundlichſte und herzlichſte einlud, für die Dauer ſeines Aufenthalts in Rothenkirchen den Schölfenſtein zu ſeinem Abſteigequartier zu benützen; ja der Diaconus mußte verſprechen, den Brief gleich am nächſten Morgen mit der richtigen Adreſſe zu verſehen und zu befördern.

Der Baron erhielt allerdings keine directe Antwort auf ſein Einladungsſchreiben; aber vier Tage ſpäter kam plötzlich ein Junge aus dem Dorf heraufgelaufen und brachte eine Karte von dem indeſſen eingetroffenen Miſſionär. Auf dieſer zeigte ihm Mr. Johnſon nur mit wenigen Worten an, daß er Rothenkirchen erreicht, noch Einiges mit dem Geiſtlichen unten im Ort zu beſprechen habe und dann unverzüglich dem Boten nachfolgen werde.

Der alte Herr fand das auch ganz in der Ordnung. Es gefiel ihm ſogar, daß der Fremde keine weiteren Umſtände machte und das freundliche Anerbieten eben ſo unumwunden annahm, wie es geboten worden. Er war ſelber kein Freund von langen Weitläufigkeiten, und dieſer Herr Johnſon hatte draußen in anderen Welttheilen auch wohl ebenſo oft Gaſtfreundſchaft geboten, wie ſie von Anderen empfangen. Dann betrachtet man etwas Derartiges eben als ſelbſtverſtändlich ohne weiter ein Aufheben davon zu machen. Was wußte der Miſſionär, der vielleicht die Stammbäume von zahlloſen indianiſchen Königen im Kopfe hatte, auch von dem uralten Geſchlecht derer von Schölfe — er hätte ſonſt ſeinen kurzen Brief jedenfalls etwas anders abgefaßt.

So vergingen noch mehrere Stunden, und der alte Baron hatte allerdings ſchon nach einem vorfahrenden Wagen ausgehorcht, als es plötzlich an ſeine Thür klopfte und dieſe ſich auf ſein etwas erſtauntes „Herein" auch unmittelbar öffnete. Auf der Schwelle aber ſtand Mr. Johnſon, eine lange, hagere Geſtalt mit vorſtehenden Backenknochen, kleinen, grauen, aber lebendig umherfahrenden Augen, etwas bleicher Farbe und feſt zuſammengekniffenen Lippen, aber mit einem unzweifelhaft ausdrucksvollen und intelligenten Geſicht, einfach, aber natürlich ſchwarz gekleidet, den runden Hut in der Hand, und ſagte dabei mit tiefer, klangvoller Stimme:

„Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, den Freiherrn von Schölfe in Ihnen zu begrüßen."

„Mein Name iſt von Schölfe," ſagte der Baron, ſich unwillkürlich von ſeinem Stuhl erhebend.

„Dann erlauben Sie mir," erwiderte der Fremde, „mich Ihnen als Joſua Johnſon, den Miſſionsprediger, vorzuſtellen, den Sie ſo freundlich waren in Ihr gaſtliches Haus zu laden. Ich hoffe, ich falle Ihnen hier nicht zur Laſt —"

„Mein lieber Herr," ſagte der Baron herzlich, „Sie ſind uns ſo willkommen, wie die Blumen im Mai. Wo haben Sie Ihre Sachen? Die Zimmer für Sie ſtehen ſchon ſeit einigen Tagen bereit."

„Es iſt ſehr wenig, was ich bei mir führe," lächelte der Fremde, „denn immer auf Reiſen, gewöhnt man ſich an Einſchränkungen und betrachtet eigentlich jedes Haus nur als ein flüchtiges Bivouak. Ich werde Ihnen auch nicht lange beſchwerlich fallen, denn mein Weg iſt noch weit, und ich darf darauf nicht raſten."

„Von Beſchwerlichfallen kann gar keine Rede ſein," lächelte der alte Herr, „wir haben ſehr viel Raum im Schloſſe und genügend in Küche und Keller, alſo bitte, thun Sie, als ob Sie zu Hauſe wären."

Damit reichte er ihm in ſeiner offenen Weiſe die Hand, die der Miſſionsprediger auch nahm und herzlich ſchüttelte. Er hatte Menſchenkenntniß genug, um im Augenblick zu ſehen, daß der alte Baron jedes Wort, das er ſprach, auch ebenſo meinte. Das Weitere nahm auch keine lange Zeit in Anſpruch; ein Diener wurde gerufen, um den Gaſt in ſein Zimmer zu führen; ſein Gepäck — ein einziger kleiner Lederkoffer — war ſchon hinübergeſchafft worden, und er wurde dort ſich ſelber überlaſſen, um erſt wieder gerufen zu werden, wenn das Mittageſſen bereit ſein würde. Aber er brauchte, wie es ſchien, zu ſeiner Toilette nicht beſonders lange Zeit, denn kaum eine Viertelſtunde ſpäter zeigte er ſich ſchon wieder unten im Garten, wo er ſich auf das eifrigſte mit den dort blühenden Pflanzen beſchäftigte und den Gärtner auch nach Manchem in einer Weiſe fragte, die deutlich verrieth, daß er ſelber etwas davon verſtand.

Noch war er damit beſchäftigt, als er Schritte auf dem Kies hörte und, aufſchauend, ſich einer allerdings ungewöhnlichen, wenn auch ſehr lieblichen Erſcheinung gegenüberſah. Es war Berchta, die eben mit Claus, ihrem ſteten Begleiter, aus dem Wald zurückkehrte und den näheren Weg durch den Garten eingeſchlagen hatte, um zum Schloſſe zu gelangen. Natürlich vermuthete ſie keinen Fremden darin zu finden.

Sie trug ein leichtgeſchürztes, hellgraues Kleid, darüber eine ebenſolche joppenartige Jacke mit grünen Aufſchlägen und Kragen, einen grauen kleinen Hut mit ein paar Birkhahnfedern darauf, und über der Schulter eine leichte und ſehr zierlich gearbeitete Doppelflinte, während Claus, der hinter ihr herkam, einen alten Jagdranzen umhängen hatte, aus welchem als heutige Siegestrophäe die rothe, buſchige Lunte eines erlegten Fuchſes herausſchaute.

Berchta ſah wirklich bildhübſch aus; von dem ſcharfen Gang war ihr Geſicht geröthet; der gute Schuß, den ſie heute Morgen gethan, gab dabei ihrem Auge einen eigenthümlich lebendigen Glanz, und unter dem kleinen, kecken Jagdhut quoll die Fülle der dunkeln Locken reich hervor. Johnſon, der Miſſionsprediger, war auch in der That frappirt von der plötzlich vor ihm ſtehenden Geſtalt der Jungfrau und grüßte befangener, als es ſonſt wohl ſeine Sitte war. Berchta aber, die ja wußte, welcher Gaſt erwartet wurde, und ſchon aus dem Schnitt des dunkeln Rocks den Geiſtlichen erkannte, hatte raſch errathen, wen ſie vor ſich ſah.

„Ehrwürdiger Herr,“ ſagte ſie freundlich, „ich vermuthe in Ihnen den ſchon ſeit einigen Tagen erwarteten Herrn Johnſon zu ſehen. Habe ich Recht?“

„Allerdings, mein — gnädiges Fräulein,“ ſagte der Geiſtliche faſt verlegen.

„Dann erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen ſelber vorſtelle. Ich bin die Tochter vom Haus, Berchta mit Namen, und fürchte faſt, ich habe durch mein etwas längeres Ausbleiben heute das Diner verzögert, aber der Burſche da drin, der Fuchs, machte uns ſo viel zu ſchaffen, bis wir ihn aus dem Bau bekamen, und ohne meinen kleinen, wackeren Waldmann da, den Dackel, wäre es uns auch gar nicht gelungen.

„Ich habe gar nicht gewußt,“ ſagte Johnſon wirklich etwas verlegen, „daß in Deutſchland auch Damen der Jagd obliegen.“

Berchta erröthete leicht. „Es geſchieht auch nicht ſo häufig,“ erwiderte ſie lächelnd, „aber hier in unſerer Abgeſchiedenheit bin ich von meinem Vater, da ich die Mutter ſo früh verloren, faſt wie ein Knabe erzogen werden. Doch“ — ſetzte ſie raſch hinzu — „ich vertrödle durch mein Plaudern nur noch immer mehr die Zeit; aber Sie ſollen ſehen, daß ich raſch Toilette machen kann. Ich werde Ihre Geduld nicht zu ſehr auf die Probe ſtellen.“

„Mein gnädiges Fräulein —“

Berchta wendete ſich ſchon ab. „Bring' den Fuchs in den Hof, Claus,“ rief ſie dem Jäger zu, „nach Tiſch wollen wir dann die jungen Teckel daran laſſen und ſehen, wie ſie ſich benehmen,“ und mit freundlichem Gruß gegen den fremden Geiſtlichen eilte ſie leichten Schrittes durch den Garten hin, dem Schloſſe zu.

Berchta hatte in der That nicht zu viel verſprochen, wenn ſie geſagt, daß ſie zu ihrer Toilette nicht übermäßig lange Zeit brauche, denn kaum war eine halbe Stunde vergangen, als ſchon ein Diener in den Garten kam, um den Gaſt in das Speiſezimmer einzuladen.

Der Freiherr war übrigens, wie er ſtets ging, in der Joppe, Diaconus Käſtner aber, nachdem er raſch hinunter in's Städtchen geſchickt, um mit ihnen zu ſpeiſen, im ſchwarzen Frack und weißer Halsbinde. Berchta's Blick, als ſie den Speiſeſaal betrat, flog unwillkürlich von einem zum andern der beiden Geiſtlichen, denn obgleich einem Berufe angehörend, ſchien es doch kaum möglich, ſich zwei verſchiedenere Menſchen zu denken.

Käſtner war wirklich ein ſchöner Mann, kaum in den Dreißigen, mit offenem und ehrlichem Geſicht und vollem, lockigem Haar. Er trug ein glattraſirtes Kinn, das allerdings einen Anſatz zur Fülle zeigte, und einen ſtarken, ſorgfältig gepflegten Backenbart; nur hatte er etwas Zartes, Weichliches in ſeinen Zügen und eine Angewohnheit, die Unterlippe leicht mit den oberen Zähnen zu faſſen, was ihm, beſonders wenn er manchmal die Augen niederſchlug, ein faſt verlegenes Ausſehen gab. Auch die weiße Halsbinde machte ihn vielleicht förmlicher erſcheinen, als er wirklich war. Er hatte dabei außerordentlich weiße und zarte, faſt frauenhafte Hände und ebenſolche Füße, und trug bei feſtlichen Gelegenheiten, wie z. B. heute, auch glanzlederne, ſehr eng anſchließende Stiefel.

Der Miſſionsprediger war das gerade Gegentheil von ihm. Er ging allerdings auch ſchwarz gekleidet, aber in einen zugeknöpften Rock mit Stehkragen, aus dem nur ein ſchmaler Streifen weißer Wäſche hervorſah. Er trug dabei derbe, rindslederne Stiefel, und ſeine Hände wie auch ſein Antlitz waren ſonngebräunt und knochig. Käſtner's hellbraunes Auge war ſchwimmend und weich; ſeine kleinen grauen Augen blitzten lebhaft, oft faſt ſtechend, umher, wenn er Jemanden ſcharf anſah. Seine hohe, gewölbte Stirn, von ſpärlichen, ſchon graugemiſchten Haaren eingefaßt, fing an, eine Glatze zu bilden, und zeigte deutlich an der linken Seite eine breite, etwas röther gefärbte und lange Narbe. Sein Geſicht war vollkommen glatt raſirt, ſelbſt ohne den geringſten Backenbart, und die buſchigen Augenbrauen gaben ihm manchmal, wenn er ſinnend vor ſich niederſah, etwas Finſteres. Aber im Ganzen ſchien das ſeine Natur gar nicht zu ſein; er war, wie ſich bald im Geſpräch zeigte, lebhaft und mittheilend, und nur um ſeine Lippen zog es ſich manchmal wie ein tiefer Schmerz, der aber in ſeinen übrigen Zügen nie zum Ausdruck kam.

Der Diaconus hatte Johnſon ſchon unten im Städtchen, wenn auch nur flüchtig, begrüßt, und die beiden Männer kannten ſich alſo. Mit innigem Wohlgefallen ruhte aber des Miſſionspredigers Blick auf der reizenden Geſtalt Berchta's, als ſie im Saale erſchien. Die Amazone von vorhin war verſchwunden und an ihrer Statt ein echt weibliches, züchtig ehrbares Weſen erſchienen, das mit wahrhaft bezaubernder Liebenswürdigkeit den Platz der Hausfrau an der Tafel verſah und dabei nur Auge für das Wohlbefinden ihrer Gäſte zu haben ſchien.

Anfangs wollte das Geſpräch nicht ſo recht in Fluß kommen; es waren zu heterogene Elemente hier zuſammengewürfelt, und es mußte erſt ein gemeinſamer Anknüpfungspunkt gefunden werden, ehe man ſich darüber hinwegſetzen konnte. Aber Johnſon ſelber lieferte ihn durch die Miſſion, die ihn hierher geführt, durch ſeine vielen Reiſen, die er gemacht, das Wunderbare, Fremdartige, das er dort geſehen, und der Baron begann endlich das, was er hauptſächlich zu wiſſen wünſchte, mit einigen allgemeinen Fragen einzuleiten.

Wo Johnſon hauptſächlich ſeinen Aufenthalt gehabt?

Der Miſſionsprediger zuckte mit den Achſeln. „Mein werther Herr,“ ſagte er, „ich bin in meiner ganzen Lebenszeit wie ein vom Winde umhergewehtes und getragenes Blatt geweſen, — ohne Ruhe, ohne Raſt. Von jenem Augenblick an, wo ich meine Studien in einem engliſchen Miſſionscollegium beendete, — und das ſind jetzt volle dreißig Jahre — bis zu dieſem, der einen Lichtblick in meinem Leben bildet,“ ſetzte er hinzu, und faſt unwillkürlich, ja vielleicht unbewußt, ſtreifte ſein Auge flüchtig Berchta's Geſtalt, „war es mir ſelten, ſehr ſelten vergönnt, von mühevollen Wanderungen und Beſchwerden auszuruhen. Bald ſah ich mich der heißen Sonne der Tropen, bald dem Eis und den Schneeſtürmen der kalten Zone ausgeſetzt, aber immer nur mit dem Einen Ziel vor Augen: die Lehre des Heilands zu verbreiten."

„Und waren Sie vielen Gefahren dabei ausgeſetzt?" ſagte Berchta theilnahmsvoll, indem ihr Auge unwillkürlich nach der Narbe auf ſeiner Stirn flog.

„Gott hat ſeine Hand wunderbar über mir gehalten," erwiderte leiſe der Miſſionär.

„Das muß ein tüchtiger Hieb über den Kopf geweſen ſein," bemerkte der alte Freiherr, der dem nämlichen Gedankengang der Tochter folgte, „und iſt damals gewiß hart am Leben vorbeigegangen."

„Es war ein blutiger Tag," ſagte der Miſſionär, wie in ſich ſelbſt zuſammenſchaudernd. „Ich erhielt den Schlag von einem Wilden in Neuſeeland mit ſeiner Kriegskeule. Aber nicht ſolche trübe Bilder möchte ich an ſo freundlichem Tage vor Ihnen heraufbeſchwören," brach er kurz ab; „es ſind die Schattenſeiten unſeres Lebens, das aber doch auch wieder viel, viel des Freudigen und Erhebenden dafür bietet.“

„Sie haben gewiß ſo ſchöne Länder geſehen,“ ſagte Berchta, die kein Thema länger berühren wollte, das dem Gaſte ſelber peinlich ſchien, „jene wunderherrliche Inſelwelt. O, welch ein Zauber muß darüber liegen!“

„Allerdings ein Zauber,“ nickte der Miſſionär, deſſen Züge ſich bei dieſen Worten wieder aufhellten. „O, mein gnädiges Fräulein, wenn es Ihnen je vom Himmel beſchieden wäre, jenes wunderbare, herrliche Land zu ſehen! Worte ſind da nicht im Stand das auszudrücken, was man empfindet; aber noch weiß ich mich der Zeit zu erinnern, wenn auch viele, viele Jahre ſeitdem verrannen, wo ich zum erſten Mal jenes Paradies erblickte und keinen andern Ausdruck dafür hatte, als Thränen, Thränen des innigſten Dankes, daß mich Gott vor Tauſenden ſo bevorzugt, ſeine ſchönſten und herrlichſten Wunder anzuſtaunen.“

„Und ſind jene Länder wirklich ſo herrlich in ihrer Scenerie, wie wir es ſo oft in Reiſebeſchreibungen leſen?“ ſagte der Freiherr. „Ich habe immer geglaubt, daß die guten Leute, unter dem Eindruck von etwas ganz Fremdem und

Ungewohntem, da ein wenig übertreiben oder doch ihren eigenen Gefühlen zu viel Rechnung tragen."

„Ich weiß nicht," ſagte der Miſſionsprediger, „auf welche Reiſebeſchreibungen Sie ſich beziehen, aber ich bezweifle von ganzer Seele, daß irgend eine Feder der Welt im Stande wäre, das wiederzugeben, was dort Gottes Hand verſchwenderiſch ausgebreitet. Es iſt nicht möglich! Ein Menſch kann die palmengekrönten Küſten, die donnernde Brandung der Riffe, die kühn geſchnittenen Bergkuppen, den grünen Wald und den blauen Himmel, die lauſchigen Wohnungen, die Fruchthaine und tauſend andere Dinge auf das genaueſte und gewiſſenhafteſte ſchildern; aber den Duft, der über dem Ganzen liegt, die blitzenden Farben, das Aroma, von dem die Lüfte durchdrungen ſind, vermag er nicht wiederzugeben. Es iſt gerade ſo, als ob ich auf einem Stück Leinwand einen Chimborazo oder Himalaja malen wollte; ich bin vielleicht im Stande, dem Beſchauer einen annähernden Begriff von der rieſenhaften Größe jener Bergkoloſſe zu geben, aber ein richtiges Bild? — nie im Leben."

„In der That," nickte der Herr von Schölfe — „und wenn Sie das ſagen, der Sie doch ein ruhiger, nicht eben excentriſcher Mann ſcheinen, muß das wirklich etwas Abſonderliches ſein. Aber wie iſt es auf jenen Inſeln mit der Jagd?"

Der Miſſionsprediger lächelte. „Ich muß wirklich geſtehen, verehrter Herr," ſagte er, „daß ich ſelber kein Jäger bin und mich alſo auch nie der Jagd in jenen Bergen zugewendet habe, doch weiß ich beſtimmt, daß es auf ſehr vielen wilde Rinder, Ziegen und Schweine giebt, die von früheren Seefahrern dort ausgeſetzt wurden und dann, was ihre Wildheit betrifft, allerdings nichts zu wünſchen übrig laſſen. Die Jagd ſelber iſt aber in ſolchen tropiſchen Wäldern außerordentlich beſchwerlich, und uns Volkslehrern blieb wirklich keine Stunde Zeit, um ſie darauf zu verwenden."

„Und was ſind die dortigen Indianer für Menſchen?" fragte der Freiherr.

„Mein werther Herr," ſagte der Miſſionsprediger, „die Frage iſt allerdings ſo allgemein gehalten, daß ſie Ihnen kein Menſch direct beantworten könnte. Die Eingeborenen jeder Inſelgruppe, von denen es eine große Menge giebt, haben nicht allein andere Sitten und Gebräuche, eine andere Religion, einen andern Charakter, ſondern ſelbſt auch nicht ſelten verſchiedene Farbe. Im Ganzen kann man aber doch nur ein günſtiges Urtheil über die verſchiedenen Stämme fällen, die ſich ſehr häufig bildungsfähig gezeigt haben und auf manchen Inſeln mit Begierde die chriſtliche Religion ergriffen, ja ſelber mit weiter verbreiten halfen. Auf anderen iſt es uns ſchwerer gemacht worden, und verſchiedene Gruppen exiſtiren noch, ſelbſt bis auf die heutige Stunde, wo die Bevölkerung ſich hartnäckig weigert, den Segen des Chriſtenthums anzunehmen. Aber wir dürfen nicht nachlaſſen im guten Werk: Gehet in alle Welt und lehret alle Heiden! Das iſt das Motto, das Gott uns auf das Schild geſchrieben, und um das ſchwere und edle Werk zu fördern, mache ich jetzt die Rundreiſe durch Deutſchland. Unſere Miſſionäre ſetzen wohl ihre Geſundheit, ja ihr Leben für die gute Sache ein, ſie entbehren da draußen Alles, was hier der Menſch zum täglichen Leben faſt unentbehrlich hält; aber ſie ſind arm wie die Jünger Jeſu, die damals in die Welt zogen. Wir brauchen Druckſchriften und Druckerpreſſen, ja ſelbſt den Bedarf für das tägliche Brot; wir müſſen kleine Fahrzeuge unterhalten, die unſere Miſſionäre von einer Inſel zur andern führen, um unſere

Filiale zu revidiren oder neue zu gründen. Wir brauchen Tauſchartikel, um dadurch das Nothwendige zum Leben von den Eingeborenen ſelber zu erhalten, da man auf ſehr vielen Inſeln nicht einmal den Begriff des Geldes kennt. Und ſelbſt die Reiſe dorthin macht viele Koſten, nicht allein für die Miſſionäre ſelber, ſondern auch für ihre Familien. Zu entſchieden hat ſich da nämlich die Nothwendigkeit herausgeſtellt, in den Frauen derſelben den Frauen der Eingeborenen Lehrerinnen zu geben, die ſie auf ein civiliſirtes, chriſtliches Leben nicht allein vorbereiten können, ſondern ihnen auch durch ihren Wandel als gute und nachahmungswerthe Beiſpiele vorleuchten. Doch das ſind Alles Sachen, verehrter Herr, die ich in meiner morgigen Predigt näher und ausführlicher entwickeln werde; es würde Sie hier nur ermüden, wollte ich jetzt weitläufig darauf eingehen."

„Und fallen ſelbſt jetzt noch Kämpfe unter den Eingeborenen vor?" fragte Berchta, die mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit den Worten des fremden Mannes gelauſcht hatte.

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein," erwiderte der Miſſionär, „aber weit weniger in den Diſtricten, welche wir unſerem Glauben gewonnen haben, als in denen, in welchen noch blinder Aberglaube herrſcht. Manche Inſelgruppen, z. B. den Archipel von Hawaii, haben wir — ich kann wohl mit Recht ſagen, vollkommen civiliſirt, und ſeit Jahren iſt dort keine Streitaxt erhoben, kein Schuß abgefeuert worden.“

„Welche Wohlthat für die armen Menſchen!“ flüſterte Berchta.

„Wohl eine ſolche — in der That!“ nickte der Miſſionsprediger, „aber kein Menſch weiß auch, was jene wackeren Leute, die ſich einer ſolchen Unternehmung widmeten, auszuſtehen hatten; ja ſie werden noch von vielen Seiten angefeindet und verdächtigt. Wie traurig iſt allein ihr häusliches Leben, wenn ſie nicht glücklich genug waren, von daheim ihre eigene Frau, ihre Familie mitzubringen!“

„Aber warum heirathen ſie da nicht eine von den Landestöchtern?“ ſagte der Freiherr. „Es ſoll ein ſchöner Menſchenſchlag ſein.“

„Das geht nicht,“ ſchüttelte der Miſſionär mit dem Kopf. „Es iſt uns auch von dem Collegium ſelber, wenn auch nicht gerade unterſagt, doch angedeutet worden, welche fatale Conſequenzen das nach anderer Richtung haben könnte; und die Herren waren da in ihrem vollen Recht,“

ſetzte er nach kurzer Pauſe hinzu. „Die Frau des Miſſionärs ſoll Mitlehrerin, nicht Schülerin ſein, und gerade in dem Nimbus, den wir uns dadurch bewahren, ſichern wir uns einen großen Theil unſerer Erfolge.“

„Dann müſſen alſo die Miſſionäre, die ohne Frau hinübergehen, unverehelicht bleiben?“ ſagte der Freiherr.

„Nicht immer,“ erwiderte der Miſſionär. „Mit einigem Erfolg haben wir doch bewirkt, daß dann und wann brave und gottesfürchtige Jungfrauen den allerdings kühnen Schritt wagten und hinaus zu einem ſolchen einſamen Bruder zogen, um ſeine treue Hausfrau zu werden und ſeine ſchweren Pflichten mit ihm zu theilen.“

„Ohne ihn zu kennen?“ rief Berchta erſtaunt.

„Allerdings, ohne ihn zu kennen,“ erwiderte Johnſon; „es erfordert freilich vielen Muth. Meiſt immer gehören jedoch dieſe, wenn auch tugendhaften Weſen den unteren Ständen an — Töchter von Handwerkern zum großen Theil, die auch ſolch ein Loos als eine Art von Verſorgung betrachten, und der arme Miſſionär muß trotzdem noch froh ſein, daß er wenigſtens eine Landsmännin gefunden hat, die — wenn ſie auch nicht auf dem nämlichen Bildungsgrad mit ihm ſteht — doch in Freud' und Leid bei ihm ausharren will.“

„Welch ein eigenthümliches Verhältniß!“ ſagte Berchta ſinnend. „Und ganz allein zogen ſie in die Welt hinaus, fern von ihrer Heimath fort, ohne Eltern und Geſchwiſter, nur um dort ihre Hand in die eines vollkommen fremden Mannes zu legen? Es iſt kaum denkbar!“

„Und weshalb nicht?“ ſagte der Miſſionsprediger freundlich. „Weshalb ſollen Frauen nicht den nämlichen Muth zeigen wie Männer, wenn es gilt, einer Sache zu dienen, die man erſt einmal für gut und edel erkannt hat? Und welcher ſchöne, herrliche Wirkungskreis blüht ihnen nicht da drüben unter den Töchtern des Landes, auf welche der Miſſionär ſelber nur durch die Männer des Stammes ſeinen Einfluß ausüben könnte, und mit denen ſie dann direct verkehren und glückliche Familien um ſich emporwachſen ſehen! Sie, mein gnädiges Fräulein, ſind allerdings in anderen Verhältniſſen erzogen; Sie ahnen noch gar nicht, welchen Segen ein weibliches Herz über ſeine Umgebung ausgießen kann, wenn es ſich opferfreudig ſelbſt dem Schwerſten unterzieht.“

„Und wie leben überhaupt die Frauen dort?“ ſagte der alte Freiherr, den dieſe wunderlichen

Eheſtandsverhältniſſe nicht beſonders intereſſirten und der gern mehr von den Eingeborenen des Landes hören wollte. Johnſon ging auch gern darauf ein, und erzählte jetzt auf ſo einfache, aber wirklich höchſt anziehende Weiſe von den Eigenthümlichkeiten der dort lebenden verſchiedenen Stämme, daß ſie ihm Alle geſpannt lauſchten und das Geſpräch erſt zum Schluſſe allgemein wurde, wo verſchiedene Fragen und Bemerkungen herüber und hinüber wechſelten.

Diaconus Käſtner hatte im Anfang faſt gar keinen Antheil an der Unterhaltung genommen, ſondern nur mit großer Aufmerkſamkeit die Erzählung des Miſſionärs verfolgt und dann und wann durch eine geſchickt eingeworfene Frage deſſen Erklärungen bald auf dieſen, bald auf jenen Punkt gelenkt. Cigarren wurden jetzt herumgereicht, aber der Miſſionsprediger rauchte nicht, er trank auch faſt keinen Wein oder doch nur mit Waſſer verdünnt, und ſchien überhaupt an ein ſehr mäßiges Leben gewöhnt — wohl die natürliche Folge eines langen Aufenthalts in wilden Ländern und unter daraus folgenden Entbehrungen aller Art.

Bald nach Tiſch empfahl er ſich aber, da er noch hinunter in das Städtchen wollte, um mit dem durch Unwohlſein an ſein Zimmer gefeſſelten Geiſtlichen Manches zu bereden. Die kleine Geſellſchaft blieb jedoch im Salon, denn zu viel neue und fremdartige Eindrücke waren ihr geboten worden, um dieſe nicht, wo ſie noch ſo friſch in ihrem Gedächtniß lagen, weiter zu verfolgen.

So ſaßen ſie noch beiſammen, als drunten im Hof klappernde Hufſchläge gehört wurden; der Freiherr drehte den Kopf danach um, und Claus, der mit im Zimmer ſervirt hatte und jetzt eben damit beſchäftigt war, eine friſche Flaſche Bordeaux auf den Tiſch zu ſtellen, trat zum Fenſter, um zu ſehen wer da gekommen wäre. Sein ganzes Geſicht leuchtete aber auf in demſelben Augenblick, und ſchmunzelnd ſagte er:

„Der junge Herr Baron! Das iſt geſcheidt!"

„Der Franz?" rief der alte Freiherr, beide Arme auf den Tiſch ſtemmend.

„Gewiß! auf einem prächtigen Rappen!" rief Claus. „Und wie er geritten ſein muß! Schade, daß er nicht ein bischen früher gekommen iſt," ſetzte er dann halblaut und mehr zu ſich ſelber redend hinzu.

„Ei, wo kommt der Wetterjunge her?" rief der alte Baron, erfreut von ſeinem Stuhl auf=

ſpringend; aber es blieb ihm kaum Zeit, zum Fenſter zu gehen, als die Thür ſchon aufgeriſſen wurde, denn Franz, wie er nur einem der Stallknechte den Zügel zugeworfen, war in wenigen Sätzen die Treppe hinaufgeflogen und wurde jetzt mit Jubel von dem Onkel und Berchta empfangen.

Franz war der älteſte von ſeines Bruders Söhnen, eine edle, männliche Geſtalt, dabei immer heiter, oft ausgelaſſen, ja wild, aber ſeelengut von Herzen und eigentlich der Liebling des alten Barons, der ihn auch als Kind oft jahrelang in ſeinem eigenen Hauſe gehabt und mit erzogen. Franz und Berchta waren deshalb auch — überdies ja ſchon Geſchwiſterkinder — wie Bruder und Schweſter mitſammen aufgewachſen.

„Junge,“ rief ihm der Alte entgegen, indem er ihn in die Arme ſchloß, „Du triffſt gerade zur rechten Zeit ein, um zu ſpät zu kommen. Wir ſind eben mit dem Eſſen fertig.“

„Thut nichts, Onkel,“ lachte Franz, „für mich wird ſchon noch ein kalter Imbiß da ſein. Berchta, mein Schatz, wie geht es Dir? Aber ich brauche nicht zu fragen: friſch und blühend wie eine Roſe!“ Und ſeinen Arm um ihre Taille legend, drückte er einen Kuß auf ihre Lippen, die ſie ihm willig bot. In dem Augenblick ſah er den Diaconus, gegen den er ſich aber nur förmlich neigte.

„Alſo den Braten noch einmal herauf, Claus, aber ein wenig ſchnell und ein friſches Glas hierher!“

„Halloh, Claus, mein alter Burſche, wie geht's?“ rief Franz, ihm die Hand entgegenſtreckend.

„Danke unterthänigſt, Herr Baron,“ ſchmunzelte der alte Jäger, „famos geht's, ſo lange die alten Knochen eben noch aushalten.“

„Alte Knochen?“ lachte Franz. „Wer weiß, ob Du uns nicht noch Alle zu Grabe trägſt!“

„Das verhüte Gott!“ ſagte der Alte ernſt, „ich möchte es Ihnen und mir ebenſo wenig wünſchen!“

„Aber was führt Dich ſo plötzlich her, Franz?“ rief der alte Baron, während Claus das Zimmer verließ, „komm, ſetz Dich, Junge, und ſchenke Dir einmal vor allen Dingen ein. Dort neben Dir ſteht noch ein reines Glas. Unſer Herr Johnſon hat getrunken, als ob er Vorſteher irgend eines Mäßigkeitsvereins wäre.“

„Was mich herführt?“ ſagte der junge Mann, der Einladung ohne Weiteres Folge leiſtend, indem ſein Blick aber doch, halb unbewußt, nach dem Diaconus hinüberflog, „reine Familienangelegenheit, Onkel, die wir nachher beſprechen. Vorderhand werde ich einmal einen Schluck Wein trinken, denn ich bin durch den Ritt wirklich durſtig geworden.“

Der Diaconus Käſtner hatte den Blick aufgefangen, ſo flüchtig er geweſen, und die nachherige Andeutung, daß eine Familienangelegenheit zu beſprechen wäre, genügte ihm vollkommen. Er wendete ſich gegen den Freiherrn und ſagte dabei freundlich:

„Sie entſchuldigen mich wohl, Herr Baron, wenn ich unſerem Herrn Johnſon hinunterfolge. Es iſt auf morgen noch Manches zu beſprechen, wobei meine Gegenwart nothwendig ſein könnte.“

„Mein lieber Käſtner,“ rief der Baron, „machen Sie keine Umſtände. Sie wiſſen, daß Sie bei mir wie zu Hauſe ſind.“

Der Diaconus nahm ſeinen Hut, ſprach noch leiſe einige Worte mit Berchta und verließ dann mit ehrfurchtsvollem Gruß das Zimmer, während ihm Baron Franz wohl vornehm höflich dankte, ſeiner Geſtalt aber mit eben nicht freundlichen Blicken folgte.

„Sag' einmal, Onkel,“ begann er auch, wie jener die Thür kaum hinter ſich zugezogen hatte, „Du haſt Dir wohl ein ganzes Neſt von ſolchen Schwarzröcken eingeladen? Dicht vor dem Schloſſe begegnete ich ebenfalls einem ältlichen Herrn, der ganz in das Fach zu ſchlagen ſchien.“

„Es war ein Miſſionsprediger, der morgen früh hier predigen will,“ erwiderte der Freiherr. „Aber was iſt das für eine Familienangelegenheit, die Dich hierher geführt? Doch nichts Unangenehmes, wie ich hoffe?“

„Ich denke nicht,“ lachte Franz von Schölfe, bei der Frage alles Andere vergeſſend. „Ich bin glücklicher Bräutigam, Berchta!“

„In der That?“ rief dieſe „und mit wem?“

„Mit Selma von Hohenſtein, Euren Nachbarn faſt.“

„Mit Selma von Hohenſtein?“ rief Berchta erſtaunt aus. „Nun ſage mir um Gottes willen, Franz, wie kommſt Du dazu?“

„Das möchte ich auch fragen,“ ſchüttelte der Baron mit dem Kopf. „Höre, mein Junge, ich fürchte faſt, Ihr Beiden paßt nicht recht zueinander. Du biſt ein halber Heide und ſie ein tief religiöſes, faſt ſchwärmeriſches Weſen. Ich begreife auch, aufrichtig geſtanden, gar nicht, daß ſie Dir nur ihr Jawort gegeben hat.“

„Iſt es nicht ein prächtiges Mädchen?“ lachte Franz.

„Das iſt ſie,“ beſtätigte der Onkel, „aus guter Familie, dabei reich, hübſch, klug und auch gut von Herzen; ich kenne ſie ja von klein auf. Doch in Euren Anſichten geht Ihr weit auseinander.“

„Sage mir nur, Franz,“ bat Berchta, „wie Ihr Euch habt kennen lernen, und daß ſelbſt wir, die nächſten Nachbarn, Nichts davon erfuhren.“

„Die Sache iſt ſehr einfach, mein ſchönes Bäschen. Hohenſteins waren doch kürzlich in Berlin, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Schön. Dort trafen wir einander, denn bekannt ſind wir ja ſchon als Kinder mitſammen geweſen, und da zufällig einmal das Geſpräch auf Religion kam und ich dabei vielleicht einige Anſichten entwickelte, die ihr Beſorgniß für mein künftiges Seelenheil einflößten, ſo ging ſie ſcharf an die Arbeit, um mich zu bekehren.“

„Und iſt ihr das gelungen?“ fragte der Baron trocken.

„Leider nicht,“ ſeufzte Franz. „Mit dem regen Intereſſe für mich aber geweckt, und da ſie doch wohl einſehen mochte, daß der kurze Aufenthalt in der Reſidenz kaum ausreichen würde, um ihr Liebeswerk zu beenden, ſcheint ſie beſchloſſen zu haben die Sache radical anzugreifen und mich zu heirathen.“

„Du ſpotteſt, Franz,“ ſagte Berchta ernſt.

„Wahrhaftig nicht, Schatz!“ rief ihr Vetter. „Dort erklärten wir uns allerdings noch nicht, aber das liebe Ding wollte mir nicht wieder aus dem Kopf. Gar ſo herzlich hatte ſie zu mir geſprochen und eine ſolche Sorge, ſolche Angſt um mich gezeigt, daß ich von der Zeit an gar nichts weiter denken konnte, als nur eben ſie, und da der Vater außerdem in mich drängte, mir nun endlich einen Hausſtand zu gründen, packte ich geſtern auf, reiſte in einem Strich nach Hohenſtein und habe geſtern Abend um ihre Hand angehalten und ſie bekommen.“

„Alle Wetter! das ging raſch —“

„Heute Morgen litt es mich nun nicht länger, Euch wenigſtens hier zu ſehen und die frohe Kunde mitzutheilen, und da Selma überdies auf Beſuch zu einer Tante mußte und zwei Tage ausbleiben wird, benützte ich die Zeit und ritt herüber. Voilà tout!“

„Und glaubſt Du wirklich, Franz,“ ſagte Berchta bewegt, „daß Ihr Beide zuſammen paſſen werdet?“

„Und warum nicht, Schatz?“ lachte der leichtherzige junge Mann. „Entweder ſie bekehrt mich, oder ich ſie. Wenn wir nur einander lieb haben, das Andere findet ſich nachher ſchon von ſelber, und ich bin feſt überzeugt, glücklich mit ihr zu werden.“

„Das gebe Gott!“ nickte Berchta.

„Und meinen Segen haſt Du auch, Franz,“ ſagte der alte Freiherr, „wenn ich auch Berchta's Befürchtung halb und halb theile. Aber das iſt Deine Sache; Du mußt ſehen, wie Du mit ihr fertig wirſt. Uebrigens, wenn Deine Verlobte auf Beſuch iſt, bleibſt Du doch wohl kurze Zeit bei uns?“

„Wenn Ihr mich haben wollt, heute und morgen. Uebermorgen früh muß ich aber wieder nach Hohenſtein zurück.“

„Schön, mein Junge; dann ſoll Dir Berchta Deine Zimmer gleich in Ordnung bringen laſſen," nickte der Onkel; „Du wirſt wieder in Deiner alten Stube einquartiert."

3.

Die Miſſionspredigt.

Der nächſte Morgen brach an, und mit ihm kam ein ganz eigenes, reges Leben in das ſonſt ſo ſtille Rothenkirchen, denn Johnſon, der Miſſionsprediger, war noch am vorigen Tag außerordentlich thätig geweſen und hatte Boten nach allen benachbarten Dörfern ausgeſchickt, um ſeinem Vortrag über jene „Heimath über dem Meer", wie er es nannte, die weiteſte Verbreitung zu geben. Er ſchien auch damit einen ganz außerordentlichen Erfolg zu erzielen, denn wenn ſich viele Menſchen vielleicht — ſobald ſie erſt genau erfuhren, um was es ſich hier handelte — wohl nicht beſonders für die Miſſionen intereſſirt haben würden, ſo lockten die große Mehrzahl doch ſchon die Worte an: „Die Heimath über dem Meere.“

Viele von ihnen hatten Söhne oder nahe Verwandte in Amerika, Andere trugen ſich ſelber mit ſtillen Gedanken einer möglichen Auswanderung, wenn ſie es auch noch gegen Niemanden eingeſtanden hatten. Sie wollten wenigſtens einmal hören, wie es da drüben ausſehe, und das konnte ihnen natürlich kein Menſch beſſer ſagen, als ein ſolcher Mann, der lange ſelber in jenen Ländern gelebt und dann natürlich die Verhältniſſe doch auch genau kannte.

Sie zogen deshalb ſchaarenweiſe nach Rothenkirchen hinüber, und die ziemlich geräumige Kirche dort faßte kaum die Zahl der Zuhörer, die ſich Kopf an Kopf in den weitem Raum drängten.

Und dahinein trat Johnſon, in ſeinem ſchlichten ſchwarzen Rock, mit der hohen Stirn und den klugen Augen, die ganze Geſtalt edel und von dem Gefühl getragen, ein Werk zu fördern, dem er ſein ganzes Leben gewidmet, für das er Alles geopfert was er ſein nannte. Konnte man es ihm gerade da verdenken, wenn er kleine, unbedeutende Opfer von Anderen forderte? Ja, konnte man ſolche Unterſtützung ſelbſt nur ein Opfer nennen?

Als er mit ſeiner ruhigen, klangvollen Stimme, die den ganzen Raum vollſtändig ausfüllte, begann, herrſchte Todtenſtille in dem Gebäude. Er ſchilderte jene herrliche Welt der Südſee, jene ſtillen, von Korallenriffen umgürteten, von brandenden Wogen umſchäumten Palmenhaine und Fruchtgärten, jenes blaue Meer und die mächtigen, bewaldeten Kuppen der Berge — ein Paradies auf Erden, aber mit der Hölle in ihrem Herzen und den Fluch blinden Heidenthums ſchwer und verderblich auf dem Paradieſe laſtend.

Er beſchrieb mit grellen, furchtbaren Farben die Menſchenopfer, die man hölzernen Götzen ſchlachtete; er ſchilderte mit einer Wahrheit, die ſeine Zuhörer ſchaudern machte, die Kindesmorde, die von unnatürlichen Müttern verübt wurden, weil das heidniſche Geſetz ſie dazu zwang. Er ſprach von den Tauſenden und Tauſenden unſchuldiger Kinderſeelen, die dort ſelbſt jetzt noch in jenen unheilvollen Gebräuchen auferzogen würden, und ſelbſt jetzt noch gerettet werden könnten, wenn eben chriſtliche Prediger ihre Pflicht erfüllten und den Heiden das wahre

Wort brächten. Und nun ging er auf die Miſſionen ſelber über, auf den kühnen Muth, mit dem ſie in ein fernes, unbekanntes Meer, zwiſchen wilde, kriegeriſche, grauſame Volksſtämme ausgezogen wären, um nach des Heilands Vorſchriften ſeine Lehre zu verkündigen. Mit welchen Gefahren und Entbehrungen ſie dort zu kämpfen gehabt, wie ſie oft allein, nur unter dem Schutz des Höchſten, dageſtanden hätten zwiſchen erhobenen Opferbeilen und geſchwungenen Keulen; wie Viele dabei auch den fremden Boden, dem ſie ja nur den Frieden und das Heil bringen wollten, mit ihrem Blute gedüngt hätten. Ja ſelbſt zu Opfern waren ſie ſelber verwendet und ihre zerſtückten Glieder von den Kannibalen gebraten und verzehrt worden. Aber dennoch folgten ihnen Andere; keine Schrecken konnten ſie zurückhalten. Muthig gingen ſie Allem entgegen, und wie die Wahrheit überall doch zuletzt ſiegen muß, ſo ruhten ſie auch nicht eher, bis ſie ſelbſt auf jenem Boden Wurzel faßten.

Nun ging er zu der Wirkſamkeit der Miſſionäre über, wie ſie nach und nach doch einen kleinen Theil der Wilden ihrem Glauben gewonnen und mit deren Hilfe ſich weiter auszubreiten ſuchten; wie ſie Kirchen bauten und Schulen errichteten, wie ſie den Inſulanern nützliche Gewerbe lehrten und die Thaten des Friedens verbreiteten. Aber ihre Kämpfe waren deshalb noch lange nicht vorüber. Feindliche und heidniſche Horden, in der wahnſinnigen Meinung, ihre geſtürzten Götzen zu rächen, überfielen die jetzt wehrloſen chriſtlichen Stämme, ſo daß dieſe in ihrer Verzweiflung und nur um ihr Leben und das ihrer Familien zu retten, zu den Waffen greifen mußten — aber die Wahrheit ſiegte dennoch. Der Glaube hatte Wurzeln gefaßt auf den Inſeln und konnte nicht wieder ausgerottet werden, und jetzt lag es an Europa, an der alten Welt, die neue in ihren Bemühungen zu unterſtützen und da nur hilfreich die Hand zu reichen, wo kühne und fromme Männer ſchon Leib und Leben gewagt hatten, um ihr ſchönes Ziel zu erreichen.

Von jetzt ab ſchilderte er nur die ſtille Thätigkeit in den kleinen, von den Miſſionären angelegten Colonien, ihren Fleiß und ihr Streben, aber auch den Mangel, dem die Eingeborenen anheimgegeben wären. Auf nichts waren ſie ja vorbereitet, um jetzt auf einmal in ein geſittetes Leben überzutreten. Ihre Tracht ſtand im Widerſpruch mit den Geſetzen der Sittlichkeit; Kenntniſſe beſaßen ſie gar keine; wie Kinder mußten ſie herangezogen und gekleidet werden, wie hilfloſe Kinder, die ſie, wenn auch nicht an Körper, doch ſicher an Geiſt waren. Aber lernbegierig hatten ſie ſich gezeigt, und bei der Maſſe der Zuſtrömenden, die Belehrung verlangten, fehlte es noch immer an Lehrern, beſonders an Lehrerinnen; waren ja doch auch faſt nur junge Miſſionäre all' dieſen Gefahren begegnet, da ſie, wenn ſie auch ihr eigenes Leben nicht achten wollten, doch nicht wagen durften, mit Frauen und Kindern in ein Land zu ziehen, wo jede Nacht das Schlachtgeheul der Wilden ihre Hütte umtoben und ſeine Opfer fordern konnte. Um aber Lehrer und Lehrerinnen dort hinüber zu ſenden, brauchte man Geld, denn dieſe mußten auch mit allem Nöthigen ausgeſtattet werden. Selbſt das kleinſte Scherflein war deshalb willkommen, und wo Einzelne nicht im Stande ſeien wirklich baares Geld zu miſſen, da erbot ſich die Miſſionsgeſellſchaft, auch andere Liebesgaben zu übernehmen und ſicher an den Ort ihrer Beſtimmung zu befördern. Wenn noch irgend Jemand nähere Auskunft über die Art dieſer Sammlungen haben wolle, ſo ſei er ſelber gern erbötig, ſie ihnen heute Nachmittag in Rothenkirchen zu geben.

Der Schluß der Predigt klang, gegen den glühenden Anfang und die begeiſterte Schilderung der dortigen Zuſtände, da er faſt nur von Geſchäftsſachen handelte, ein wenig nüchtern; aber es ließ ſich das auch eben nicht vermeiden. Er konnte ja das nicht unerwähnt laſſen, was der Hauptzweck ſeiner ganzen Reiſe und Wanderung war: Propaganda für die Miſſion zu machen und ihre Zwecke durch Sammlungen zu fördern.

Wenn ſich nun Johnſon auch nicht gerade rühmen durfte, auf die Männer, die noch dazu größtentheils einen andern Inhalt der Predigt erwartet hatten, einen beſonders tiefen Eindruck hervorgebracht zu haben, ſo war das dafür um ſo entſchiedener mit den Frauen der Fall, die bei der ganzen Rede faſt zu Thränen zerfloſſen und mit oft peinlicher Spannung gerade den Schilderungen folgten, die über das Familienleben der Indianer, über die armen und nur zu oft hingemordeten Kinder handelten. Ihre weichen Herzen faßten das Schreckliche ſolcher Zuſtände nicht allein auf das lebendigſte auf, ſondern malten es ſich auch vielleicht noch in übergrellen Farben aus, und o wie gern hätten ſie da geholfen, wenn es nur in ihrer Macht geſtanden! Aber was ſie thun konnten, — dazu waren ſie feſt entſchloſſen — wollten ſie auch ſicher thun, und als die Predigt zu Ende war, ſammelten ſich die Frauen (während die Männer in die Taſchen griffen und manchen harten Thaler in das für die Miſſion ausgeſtellte Becken warfen) vor der Kirche auf dem freien Plan und beſprachen in lebendigen Gruppen das eben Gehörte, ja warteten ungeduldig auf den Moment, wo ſie den fremden Geiſtlichen ſprechen und ſeinen Rath hören konnten, wie ſie es am beſten anfangen ſollten, ſeinen Wunſch zu erfüllen und ſich an der Miſſion zu betheiligen.

In dem beſonders abgetheilten „Stuhl" in der Kirche — ein großer, logenartiger Raum, in welchem wohl zehn Perſonen Platz fanden und der nach Schloß Schölſenſtein gehörte — hatte ſich denn auch die freiherrlich Schölſe'ſche Familie eingefunden. Selbſt Franz war mitgekommen, um den berühmten Miſſionsprediger zu hören, deſſen Lob ſchon in den verſchiedenſten Zeitungen geſtanden und von deſſen Tüchtigkeit er ſich ſelber gern überzeugen wollte. Und ſelbſt Franz war von der Beredtſamkeit des Mannes hingeriſſen worden, denn er ſchilderte wirklich mit einer Lebendigkeit, die das, wovon er ſprach, wie vor den Augen der Hörer heraufzauberte.

Als ſie aus der Kirche traten, kam Johnſon auf ſie zu und bat ſie, ihn heute zu entſchuldigen, wenn er nicht oben beim Diner erſchiene. Er habe jetzt ſo viel hier unten zu thun, ſo viel Fragen von oft weit hergekommenen Leuten zu beantworten, daß er nicht gut abkommen könne.

Er miſchte ſich dann auch augenblicklich unter die Leute, die ihn von allen Seiten umdrängten, und freundlich mit ihnen redend, ſchritt er langſam dabei der großen Linde zu, unter welcher er den Sammelplatz beſtimmt hatte.

„Hör' einmal, Berchta,“ ſagte Franz, als ſie zuſammen den Schloßberg hinaufſchritten und er dabei der Baſe den Arm gereicht hatte, „weißt Du wohl, daß ich ſehr froh darüber bin, daß Selma heute Morgen nicht bei uns war und die Predigt mit angehört hat?“

„Und weshalb, Franz?“ fragte das junge Mädchen, indem ſie ihr Auge voll zu ihm aufſchlug. Berchta war überhaupt recht ſtill geworden und ſchritt, eine lange Strecke ſinnend und ihren eigenen Gedanken nachhängend, neben Franz her.

„Das will ich Dir ſagen,“ erwiderte Franz,

„weil ſie überdies ſchon Feuer und Flamme für dies Miſſionsweſen iſt und nach der Rede heute Morgen ihr Herz ganz daran hängen würde. Das iſt ein famoſer Burſche, dieſer alte Prediger, und hat die Gabe der Rede in hohem Grade. Wenn ich etwas im Staate zu ſagen hätte, ließe ich den auch bei Gott nicht herumziehen, denn er kann Unheil anrichten.“

„Unheil, Franz?“

„Allerdings,“ nickte dieſer, „denke Dir nur, wenn ein leicht exaltirtes und überhaupt ſchwärmeriſches Weſen wie Selma ſolche Dinge mit ſolcher Beredtſamkeit vorführen hört, ſo ſind die Folgen ganz unberechenbar, und wenn ſie auch nicht gerade ſelber aufpackt und als Miſſionärin hinauszieht, ſo wird ſie doch auf Jahre nichts weiter im Kopf haben, als Strümpfe für barfüßige Heidenkinder zu ſtricken, Röcke zu nähen oder Sammlungen zu veranſtalten, und damit eine ganze Nachbarſchaft unbehaglich machen.“

„Und thäte ſie damit nicht ein gutes Werk, Franz?“

„Bah, fang' Du nicht etwa auch noch an, Bäschen,“ ſagte der Vetter, „meine Meinung iſt, daß wir jenen ſogenannten „blinden Heiden“ einen viel größeren Gefallen thäten, wenn wir ſie ruhig zufrieden ließen, und eingeladen haben ſie uns wahrhaftig nicht, um zu ihnen zu kommen.“

„Alle Wetter, Kinder,“ ſagte in dieſem Augenblick der Freiherr, der eine kurze Strecke mit dem Verwalter zurückgeblieben war, um Einiges mit ihm zu beſprechen, und ſich jetzt den beiden jungen Leuten wieder anſchloß, „hat unſer geiſtlicher Herr von der Miſſion aber ein Mundwerk am Kopfe. Allen Reſpect; der kann wahrlich das Blaue vom Himmel herunterreden, und mir iſt ein paarmal ſelber, wie er von den Kindermorden ſprach und ſie beſchrieb, ſiedendheiß dabei geworden. Es geht doch eigentlich wunderlich in der Welt zu, und wir, die wir hier in vollkommen geregelten Verhältniſſen ſitzen und darin aufgezogen ſind, merken gar nichts davon und wiſſen noch viel weniger darüber.“

„Ich bin feſt davon überzeugt, daß er furchtbar übertrieben hat,“ ſagte Franz.

„Ich weiß nicht,“ meinte der Freiherr achſelzuckend, „weshalb ſollen ſolche Sachen nicht vorgekommen ſein und vielleicht noch vorkommen? Möglich iſt's immer, und bleibt nur die Frage, ob die Miſſionäre das ändern können. Das Land iſt weit, und überall können ſie doch nicht ſein. Heute Abend muß er uns übrigens erzählen, bei welcher Gelegenheit er den Hieb über den Kopf bekommen hat. Er ſcheint freilich nicht gern davon zu ſprechen."

„Weshalb biſt Du denn ſo ſtill, Berchta?" fragte Franz ſeine ſchöne Begleiterin. „Fehlt Dir etwas?"

„Mir? nein," ſagte das junge Mädchen, wie aus tiefen Gedanken auffahrend, „ich dachte nur eben über ſo Manches nach, was der Miſſionär heute geſprochen. Es iſt doch eine vollkommen neue Welt, die uns da erſchloſſen wird und in die wir uns eigentlich erſt hineinleben müſſen."

„Ich ſehe dafür die Nothwendigkeit gar nicht ein, mein ſchönes Bäschen," erwiderte Franz, „wir Alle haben dort gar nichts zu thun und zu ſuchen, und wenn wir uns mit der Verbeſſerung und Veredlung unſerer Mitmenſchen ernſtlich beſchäftigen wollten, glaube ich, fänden wir daheim hinreichende Arbeit. Zehn gegen Eins, unſer Miſſionär zieht durch ſeine heutige Predigt aus Rothenkirchen und der Nachbarſchaft ein Capital heraus, das unſeren Armen hier weit beſſer zu ſtatten gekommen wäre und jetzt zu einer Verwendung, über die wir gar keine Controle haben, in fremde Länder wandert."

„Du könnteſt Recht haben, mein Junge,“ ſagte der alte Freiherr, „denn ich ſelber bin willens, dafür zu zeichnen; aber wer weiß denn, welchem armen Teufel mit brauner Haut die Sache zugute kommt, und ob ſie's dort nicht ebenſo nothwendig und vielleicht noch viel nothwendiger gebrauchen als wir hier. — Aber da ſind wir, und ich muß Dir geſtehen, daß ich hungrig geworden bin. Johnſon wird wahrſcheinlich unten beim Geiſtlichen eſſen.“

„Der ſieht mir gar nicht danach aus,“ meinte Franz, „als ob er heute Mittag überhaupt etwas eſſen würde. Wie der Jäger auf ſeine Beute, iſt er hinter ſeinen Opfern her, und was er aus ihnen zum Beſten ſeiner braunhäutigen Pflegekinder herausdrücken kann, thut er gewiß.“

Die Unterhaltung war damit für jetzt abgebrochen, drehte ſich aber ſpäter bei Tiſch doch nur wieder einzig und allein um den Gegenſtand der Miſſionen — ein Beweis mehr, wie gewaltig der fremde Geiſtliche verſtanden hatte das Intereſſe der Zuhörer zu feſſeln und ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Berchta aber blieb ziemlich einſilbig und ſchützte bald darauf Kopfſchmerzen vor, mit denen ſie ſich auf ihr Zimmer zurückzog.

Johnſon kehrte übrigens an dem Abend gar nicht wieder nach dem Schloſſe zurück und hatte nur einen Boten hinaufgeſendet, um ihn zu entſchuldigen. Er war ſo von den Leuten unten in Anſpruch genommen, daß er ſich nicht losreißen konnte oder wollte. Was lag dem Manne auch an häuslichen Bequemlichkeiten, der nur mit eiſerner Conſequenz ſein einmal vorgeſtecktes Ziel verfolgte!

Und der Erfolg war wirklich für einen ſo kleinen Ort ein außerordentlicher; denn nicht allein, daß ſeine dort gleich auf dem Platz angeſtellte Sammlung reicher ausfiel, als in mancher großen Stadt, nein, es gelang ihm auch, einen „Frauenverein“ zu gründen, der dieſe Sammlung ſowohl fortzuſetzen verſprach, als ſich auch bereit erklärte, dafür zu ſorgen, daß nur alle erdenklichen Bedürfniſſe für die Eingeborenen angefertigt oder von anderen Orten erbeten würden. Später ſollten ſie dann an eine von Johnſon aufzugebende Adreſſe befördert und den „armen Heiden“ zugeſendet werden, und man beſchloß zuletzt noch, das „gnädige Fräulein“ zu erſuchen, die Präſidentenſtelle in dieſem Verein zu übernehmen.

Am nächſten Morgen ſuchte ſie Johnſon ſelber auf, um ſie darum zu bitten, und fand ſie, als er ſich bei ihr anmelden ließ, allein in ihrem Zimmer. Berchta verſprach auch mit Freuden ſeinen Wunſch zu erfüllen, und konnte ihm dabei nicht verhehlen, wie tief ſie von ſeiner geſtrigen Rede ergriffen ſei, und wie ſehr ihr am Herzen liege das Wenige, was ſie ſelber im Stande ſei zu leiſten, zur Förderung des ſchönen Werkes beizutragen.

„Mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte der Miſſionär, und ein eigener, wenn auch unmerkbarer Zug von Bitterkeit umzuckte ſeine Lippen, „wir Alle ſind wirklich im Stande, das Höchſte zu leiſten, wenn wir nur auch den feſten Willen dazu haben; aber wir finden es gewöhnlich weit bequemer, uns mit der Unmöglichkeit zu entſchuldigen. Viele werden freilich berufen, aber Wenige ſind auserwählt, und den wenigen Auserwählten gehört dann das Himmelreich.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte Berchta ſcheu.

„Es iſt ſchon dankenswerth, mein gnädiges Fräulein,“ wich aber der Geiſtliche aus, „daß Sie ſich in Ihrer Stellung ſo weit herablaſſen, an der Sache armer, freundloſer Miſſionäre in fremden Welttheilen durch eine Form, wie hier der Vorſitz eines Frauenvereins iſt, oder ſelber durch freundliche Gaben ſich zu betheiligen. Wir könnten wirklich gar nicht mehr von Ihnen verlangen."

„Und iſt das Ihr voller Ernſt?" ſagte Berchta und ſah dabei den Geiſtlichen feſt und forſchend an. „Sprechen Sie jetzt — wie Sie es gewohnt ſein müſſen — die reine, lautere Wahrheit?"

„Wir dürfen wenigſtens nicht mehr verlangen," erwiderte Johnſon, „wenn Ihnen das aufrichtiger klingt."

„Und weshalb nicht?" rief Berchta raſch. „Trauen Sie mir weniger Muth, weniger Aufopferungsfreudigkeit zu, als ſie andere Frauen bewieſen haben?"

„Mein gnädiges Fräulein," ſagte der Miſſionär, „wir ſelber wiſſen nie, was wir uns zutrauen dürfen oder können, bis wir es nicht auch an uns ſelber erprobt haben. Oft iſt der Geiſt wohl willig, aber das Fleiſch ſchwach, und mancher ſelbſt ſtarke Geiſt ſinkt nachher unter der Wucht der Wirklichkeit zu Boden und verzagt."

„Und trauen Sie mir das zu?"

„Möge Sie Gott nie auf ſo harte Probe ſtellen,“ ſagte der Miſſionär, leicht und wehmüthig das Haupt neigend, „und nicht allein Ihret-, ſondern auch der Ihrigen wegen, denn es iſt ſchwerer faſt da Zeuge zu ſein, als es ſelber zu tragen.“

„Und waren Sie einſt Zeuge eines ſolchen Leides?“ fragte Berchta bewegt, denn der ſonſt ſo ruhige Mann mit den eiſernen Zügen ſchien heftig erſchüttert.

„Ja,“ flüſterte Johnſon, faſt mehr mit ſich ſelber als zu der Jungfrau ſprechend, „ich war Zeuge, wie ein junges, liebes Leben langſam dahinwelkte, und — mußte dann ſpäter trotzdem noch Gott danken, daß er ſie früher zu ſich genommen, ehe ſie das Furchtbarſte erlebte.“

„Das Furchtbarſte?“

„Sie ſollen es hören, mein gnädiges Fräulein,“ ſagte der Miſſionär, „es ſind wenige Menſchen, denen ich das anvertraut habe, was ſchon länger als ein Vierteljahrhundert hinter mir liegt, aber,“ ſetzte er leiſe hinzu, „es mag Ihnen auch beweiſen, daß ich nicht nur für die Miſſion werbe, ſondern auch eine Warnung für die habe, die vielleicht zu feſt auf ſich vertrauen und dann der guten Sache nichts nützen, ſondern ſelber zu Grunde gehen würden, — und in Ihren Augen gerade liegt etwas, das mich Aehnliches fürchten läßt.“

„Ich verſtehe Sie wirklich nicht.“

„Laſſen Sie mich Ihnen eine kurze Skizze aus meinem Leben geben,“ wich der Miſſionär aus, „ich werde Ihre Zeit nur für wenige Minuten in Anſpruch nehmen, und dann betrifft es gerade jenen Tag, an welchem ich dieſe Wunde erhielt, nach der mich Ihr Herr Vater ſchon fragte. Es iſt gerade, als ob mir der Allmächtige ſelber ein Erinnerungszeichen gegeben habe, damit ich nie — nie jene Zeit und Alles was damit zuſammenhing, vergeſſen möge.“

„Es ſind jetzt dreiunddreißig Jahre,“ fuhr er nach kurzer Pauſe fort, „daß ich meine erſte Miſſionsreiſe antrat. Der Verkehr mit jener wilden Welt war damals noch ſehr unbedeutend und das Leben, beſonders auf den Inſeln, um Vieles wilder, als es gegenwärtig iſt. Ich hatte eine junge Frau, die mich begleitete; ſie war aus guter Familie — reich und wunderbar ſchön — ich war ſelber damals noch jung — wenigſtens in meinen beſten Jahren. Ich wollte das Amt eines Miſſionärs nicht annehmen, weil ich eben für meine Frau fürchtete; ſie ſelber drängte mich dazu. Wir gingen damals nach Neuſeeland — es lebte dort — und lebt noch — ein wildes Volk, das ſich der Cultur nur ſchwer zugänglich zeigte, ja ſo wild und gehäſſig gegen uns auftrat, daß wir mehrmals in Lebensgefahr ſchwebten, von ihnen überfallen zu werden. Meine arme Frau zeigte ſich dieſer ewigen Furcht und Aufregung nicht gewachſen; ſie wollte jetzt nach Europa zurückkehren, aber nun konnte ich den übernommenen Poſten nicht verlaſſen, ohne mich einer Pflichtverletzung ſchuldig zu machen. Was früher freier Wille bei ihr geweſen, wurde nun zum Zwang und rieb ihre Kräfte auf. Sie ſiechte dahin und — ſtarb —"

„Armer Mann!" ſagte Berchta tiefbewegt.

„Ich glaubte damals, daß Gott das Schwerſte über mich verhängt habe, was möglich ſei," fuhr der Miſſionär nach kurzer Pauſe fort; „ich wußte noch nicht, was eine Menſchenſeele im Stande wäre, zu tragen. Acht Tage ſpäter überfielen die Maoris meine Hütte — meine ſelige Frau hatte mir zwei liebe, engelgleiche Kinder hinterlaſſen — zwei Mädchen — ich vertheidigte — weniger mein Leben als das ihrige, mit der Kraft der Verzweiflung — ein Keulenſchlag ſtreckte mich zu Boden — meine ärmliche Heimath war in den Händen der blutdürſtigen Wilden, und ſie — machten Gebrauch davon. Eine Abtheilung engliſcher Marineſoldaten war in der Nähe und vertrieb ſie endlich, aber ſie konnten das Schlimmſte nicht von mir abwehren, denn ſie retteten nur mein Leben. Als ich wieder zum Bewußtſein erwachte — und zu welch' furchtbarem Bewußtſein — ſah ich meine beiden Kinder todt — erſchlagen an meiner Seite. Von da ab wurde unſere Miſſion verlegt, ich kam, aus Rückſicht vielleicht auf das, was ich in Neuſeeland gelitten, nach einer der Stationen in der Südſee — nach den Tonga-Inſeln — von dort aus beſuchte ich die Marquesas-, die Geſellſchafts-Inſeln, die Gruppe der Freundlichen Eilande und viele andere. Ich hatte keine Ruhe mehr, ich führte ein raſtloſes Leben, aber das ganze Ziel deſſelben war nur dem Einen Streben geweiht, jenen unglücklichen Menſchen das Licht der Religion zu bringen und ſie von dem Verderben zu retten, dem ſie ſo unwiderruflich entgegengingen."

„Und trotzdem," rief Berchta, die der kurzen, aber ergreifenden Schilderung mit dem geſpannteſten Intereſſe gelauſcht und deren Wange Leichenbläſſe deckte — „und trotzdem beharrten Sie in Ihrem Liebeswerk? Trotzdem, daß Ihnen jene entſetzlichen Menſchen Alles genommen hatten, was uns ja hier auf Erden als höchſtes Gut nur gelten kann?“

„Hat nicht unſer Heiland ſelbſt am Kreuz für ſeine Richter gebeten und gerufen: Herr, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun? Jene Wilden wußten in der That nicht, daß ſie das irdiſche Glück eines Mannes zerſtörten, der nur allein zu ihnen gekommen war, um das Heil ihrer Seelen zu retten und ihnen zu zeigen, wie man auch friedlich und im Glück zuſammen auf der Erde leben könne. Doch ich ermüde Sie, mein gnädiges Fräulein,“ brach er plötzlich ab, „zu lange ſchon habe ich Sie von mir ſelber unterhalten, wenn auch freilich nur zu dem Zweck, um Ihnen zu zeigen, welchen Gefahren Einzelne von uns ausgeſetzt waren, um ihren hohen Zweck, ihre Sendung zu erfüllen. Unſere Herzen müſſen ſtark, unſere Glieder zäh ſein, kein weichliches Leben darf ſie entkräftet haben, und nur in dem Beruf ſelber müſſen wir unſere Erholung, unſern Lohn ſuchen und finden, oder — er würde eine untragbare Laſt und Bürde werden.“

„Und ſchildern Sie Ihren Beruf da nicht zu ernſt und mit zu ſchwarzen Farben?“ fragte Berchta; „hat er nicht auch glückliche Augenblicke, glückliche Stunden und Tage, wenn Sie Ihre Arbeiten mit Erfolg gekrönt und dann glückliche, gute Menſchen um ſich ſehen?"

„Gott verhüte, daß ich das Gegentheil behaupten wollte," rief der Miſſionär raſch. „Beſonders auf den Südſee-Inſeln haben ſich dieſe in froher und erhebender Weiſe gezeigt. Ja, wir würden deren ſicher noch mehr aufzählen können, hätten Alle, die ſich dem ſchönen Werk gewidmet haben, weniger Haſt bewieſen, um ihr Ziel zu erreichen, mehr Nachſicht mit den unwiſſenden Bewohnern gehabt und weniger ſtarr an der Form als an dem eigentlichen Weſen des Chriſtenthums gehangen. Aber ſie ſind auch darin vielleicht zu entſchuldigen," ſetzte er mild hinzu, „denn der Charakter des Mannes iſt an ſich ſtarr und zäh. Nur zu häufig glaubt er fälſchlicherweiſe, daß er alles das, was er von ſich ſelber fordert, auch von Anderen fordern könne — und Gott hat doch nicht allen Menſchen gleiche Mittel gegeben. Es fehlt uns da häufig das verſöhnende Element der Frauen, die mit weit mehr Geduld und Milde oft viel größere Ziele erreichen."

„Und ſo ſind wirklich nicht alle proteſtantiſchen Miſſionäre verheirathet?" fragte Berchta.

„Kaum die Hälfte von ihnen.“

„Aber ſie ſollten gar nicht ohne Frau in ein ſo fernes Land ziehen.“

„Das würde im Anfang ihre Bewegungen zu ſehr hemmen,“ erwiderte der Miſſionär, „und ihre Familie doch zu großen Gefahren ausſetzen. Sie haben ja da mein eigenes Beiſpiel. Nein, erſt wenn ſie ſich einen feſten Wirkungskreis gebildet, oder genau wiſſen, daß ſie ihren Aufenthalt wenigſtens auf einer Inſel nehmen können, wo ihr Leben nicht fortwährend bedroht iſt, ſchreiben ſie an die Miſſionsgeſellſchaft und bitten dieſe, ihnen eine Frau hinauszuſenden.“

„Und iſt es wirklich möglich, daß etwas Derartiges geſchieht?“ rief Berchta. „Sie deuteten es ſchon neulich an, aber ich glaubte faſt, ich müßte Sie falſch verſtanden haben.“

„Allerdings, und noch dazu ſehr häufig,“ verſicherte Johnſon. „Sie finden ſogar derartige Bitten in unſeren Miſſionsblättern, daß ein dort einſam wohnender Miſſionär ſein Loos mit einer achtbaren Jungfrau zu theilen wünſcht. Die Miſſionsgeſellſchaft übernimmt nachher etwaige Anerbieten, um zuerſt Erkundigungen über den Charakter der Gemeldeten einzuziehen, und befördert dieſe dann nach dem gewünſchten Punkt, was nicht immer leicht iſt, da ja eine regelmäßige Verbindung zwiſchen den Inſeln gar nicht exiſtirt.

„Wunderbar, wunderbar,“ ſagte Berchta und ſah den Miſſionsprediger ſtaunend an, „und ſo von Haus und Heimath ziehen ſie fort? Schwache Frauen nur, um einem fremden, wilden Volk zu ſeinem Seelenheil zu verhelfen?“

„Wohl gehört Muth und Entſchloſſenheit dazu,“ nickte der Miſſionär, „doch Leute, die daheim ſchon in gedrückten Verhältniſſen leben, finden ſich auch leichter da hinein, ja manchmal ſogar eine Verbeſſerung ihrer Lage in einem ſolchen Schritt. Ich weiß auch noch kein Beiſpiel, daß eine Jungfrau aus vornehmer und reicher Familie ein derartiges Opfer gebracht hätte. Die Bande, welche ſie an die alten, gewohnten Umgebungen knüpfen, ſind zu ſtark, und das Bewußtſein, den Himmel zu gewinnen, wirkt bei ihnen nicht überzeugend genug, um dafür alle irdiſchen Freuden und Vortheile zu opfern. Und es iſt vielleicht gut ſo,“ ſetzte er, das Haupt neigend, hinzu, „denn aller Wahrſcheinlichkeit nach würden ſie ſich in die neuen Verhältniſſe nicht einleben können und ſich dann unglücklich fühlen. Der Herr aber verlangt nur freudige Herzen, die ihm mit Luſt und Liebe dienen.

Doch, mein gnädiges Fräulein," brach er ab, „ich mißbrauche, wie mir ſcheint, Ihre Geduld und möchte die kurze, mir noch vergönnte Zeit auch benützen, Ihnen die nöthigen Adreſſen zurückzulaſſen, welche Sie haben müſſen, um als Vorſteherin Ihres kleinen Vereins die eingegangenen und eingehenden Geſchenke an den Ort ihrer Beſtimmung zu befördern. Sie finden Alles, was Sie darüber fragen könnten, in dieſem kleinen, beſonders zu dem Zweck gedruckten Büchelchen. Außerdem habe ich mir erlaubt, Ihnen die Hefte unſeres Vereinsblattes aus dem letzten Vierteljahr mit beizulegen, damit Sie doch einen Ueberblick über unſere Thätigkeit gewinnen. Die Blätter enthalten auch einige recht gut geſchriebene Artikel über manche jener, noch wenig oder gar nicht bekannten Inſeln, mit genauer Angabe der Fortſchritte, welche die Miſſion dort gemacht hat, wie viel ſie dem wahren Glauben gewonnen, wie viel noch übrig bleibt, um ſie zu neuer, raſtloſer Thätigkeit anzuſpornen. Sie werden überhaupt mancher intereſſanten Notiz darin begegnen, und nun möchte ich Sie nur noch erſuchen, mich bei Ihrem Herrn Vater anmelden zu laſſen, denn meine Zeit iſt beſchränkt, und ich muß Schölfenſtein, ſo gern ich hier weilte, noch ſelbſt dieſen Morgen wieder verlaſſen.“

„Sie wollen ſchon fort?“

„Ich muß, um einer Einladung zu folgen und in der benachbarten Stadt Hausburg einen Vortrag zu halten. Für mich giebt es keine Ruhe, mein gnädiges Fräulein, und ſo lange mir Gott nur die Kraft läßt, will ich ja auch gern ſeiner Sache dienen. Iſt Ihr Herr Vater jetzt zu ſprechen?“

„Mein Vater iſt mit meinem Vetter heute Morgen in den Wald geritten. Sie werden kaum vor dem Diner zurückkehren. Können Sie denn nicht wenigſtens ſo lange nur bleiben?“

„Ich kann und darf nicht,“ ſagte der Miſſionär; „vielleicht iſt es mir ſpäter einmal geſtattet, dem Freiherrn von Schölfe meinen perſönlichen Dank für ſeine Gaſtfreundſchaft zu ſagen; für heute erſuche ich Sie, das für mich zu übernehmen. Auch Ihnen, mein gnädiges Fräulein, danke ich nicht allein herzlich für die Theilnahme, die Sie der guten Sache gezeigt, ſondern auch für das freundliche Wohlwollen, das Sie mir ſelber bewieſen. Leben Sie glücklich, und möge nie eine Wolke des Leids dieſe klare und reine Stirn trüben!“

Damit reichte er ihr ſeine Hand, in welche Berchta ſchüchtern die ihrige legte, drehte ſich dann um und verließ das Zimmer.

Er ſäumte auch in der That nicht länger im Schloſſe. Kaum eine Viertelſtunde ſpäter ſchritt er mit einem der Tagelöhner, der ſeinen kleinen, leichten Koffer trug, nach Rothenkirchen hinab, und bald darauf rollte er in einem Einſpänner die Chauſſee entlang, um den Samen der Miſſion weiter und weiter auszuſtreuen und Propaganda für eine ihm heilige Sache zu machen.

4.

Die Entſcheidung.

Als der Freiherr am Mittag mit Franz zurückkehrte, that es ihm eigentlich leid, den Miſſionär nicht mehr zu finden, denn der Mann hatte ihm durch ſein offenes und zugleich begeiſtertes Weſen gefallen. Franz dagegen ſchien vollkommen damit zufrieden.

„Ich will Dir etwas ſagen, Onkel," meinte er. „Daß der Mann es aufrichtig mit Allem meint, was er hier erſtrebt, glaube ich ihm auf ſein Geſicht, und aus allen ſeinen Worten ſpricht es ebenfalls heraus, aber — ich habe einmal eine Antipathie gegen alle Leute, die aus der Religion ein „Geſchäft" machen, und ſo ſehr mich ſelbſt, was ich gar nicht etwa leugnen will, ſeine Rede geſtern über die ſittlichen und moraliſchen

Zuſtände jener fernen Länder ergriff und ſo warm ich dabei wurde, ſo gänzlich abgekühlt fühlte ich mich, als er zuletzt in das „Geſchäftliche“ der Sache einging und auf Kattun, Bücher, Druckerpreſſen, Tauſchartikel und andere derartige Dinge überging. Es war das genau daſſelbe, als wenn mitten in der Predigt der Klingelbeutel in der Kirche herumgeht — eine der troſtloſeſten Einrichtungen unſerer aufgeklärten Zeit, die jede möglicherweiſe von Seite des Predigers erzielte Andacht rettungslos todtſchlägt. Der Kirchgänger, der ſich doch, allem Vermuthen nach, in den Text der Predigt vertieft hat und dem Ideengang mit Intereſſe folgt, muß plötzlich in die Taſche greifen und nach einem Stück kleiner Münze ſuchen, und bis er die gefunden, hat er auch ſicherlich den Faden der Predigt verloren.“

„Aber Du wirſt mir zugeſtehen, Franz, daß die Miſſionen nicht ohne Unterſtützung beſtehen könnten.“

„Es mag ſein; aber deshalb berührt es mich doch peinlich, und ich hätte es des Mannes ſelber wegen gewünſcht, daß es nicht nöthig geweſen wäre. Wir finden auch nirgends in der Heiligen Schrift, daß die Jünger des Heilands, als ſie ſich ſpäter ausbreiteten, Collecten gemacht haben.“

„Du biſt unverbeſſerlich, Franz,“ ſagte der alte Herr, vielleicht ſelbſt darüber ärgerlich, daß er ihm nicht gut etwas entgegnen konnte, oder ihm wenigſtens in der Geſchwindigkeit nichts beifiel. „Mit Dir iſt auch nicht darüber zu ſtreiten, und Jugend hat einmal keine Tugend.“

„Mein lieber, guter Onkel,“ lachte Franz, „die Tugend, die erſt das Alter nothgedrungen bringt, wäre auch nichts beſonders Rühmenswerthes; aber Du haſt Recht, wir wollen uns nicht mit religiöſen Streitfragen befaſſen, wenn auch der Klingelbeutel eigentlich nichts mit der Religion ſelbſt zu thun hat. — Wo ſteckt denn nur mein ſchönes Bäschen? Sie vernachläſſigt ihren Vetter, der morgen früh ſchon wieder fort muß, auffallend.“

„Weißt Du, Claus, wo meine Tochter iſt?“ ſagte der Freiherr.

„Das gnädige Fräulein,“ erwiderte der Alte, „ſitzt oben in ihrem Zimmer und lieſt Zeitungen.“

„Zeitungen?“ rief Franz verwundert, „beſchäftigt ſie ſich denn auch mit Politik?“

„Das weiß ich nicht,“ meinte Claus; „aber der fremde Herr Prediger hat ihr ein ganzes Packet dagelaſſen, und in denen ſtudirt ſie jetzt.“

„Miſſionsſchriften! Gott ſoll uns bewahren!“ lachte Franz. „Aber das leid' ich nicht, Onkel. Die paar Stunden, die ich noch bei Euch bin, möchte ich auch mit Euch verleben. Ich hole ſie. Zu der Lectüre hat ſie noch immer genügend Zeit, wenn ich erſt einmal wieder fort bin.“

Er machte auch in der That ſein Wort wahr, und Berchta willfahrte gern ſeinem Wunſch, die Zeitungen beiſeite zu legen. Sie hatte, wie ſie ſagte, nur darin geblättert. Es wurde aber auch an dem Tag kein Wort mehr weder über Religion noch Miſſionsweſen geſprochen, was ſehr natürlich war, da Franz nur ſein holdes Bräutchen im Kopfe hatte, und Onkel wie Baſe ihm willig in dieſem Ideengang folgten. War doch Selma ſelber ihrer Beider Liebling, als daß ſie ſich nicht hätten über das augenſcheinliche Glück des lieben Verwandten freuen und herzlichen Antheil daran nehmen ſollen.

Die Hochzeit war, wie er ihnen ſagte, auf über vier Monate angeſetzt, und daß ſie der beiwohnten, verſtand ſich doch natürlich von ſelbſt. Bis dahin hatte er aber noch alle Hände voll zu thun, denn daß er ſich ſelber ſeinen kleinen Hausſtand auch neu und wohnlich einrichten wollte, konnte ihm Niemand verdenken, und es war unglaublich, wie viel da noch anzuordnen und zu beſtellen blieb. Berchta verſprach übrigens, Selma in der allernächſten Zeit zu beſuchen und zu begrüßen, und Franz dankte ihr ſchon im Voraus dafür.

Die wenigen Stunden, die Franz noch bei ihnen blieb, vergingen ihnen auch in der That faſt zu raſch, und als er das alte Schloß am nächſten Morgen wieder verlaſſen, lag es ſo ſtill und öde als nur je. Berchta aber behielt von da ab volle Muße, ſich in die Hefte, die ihr der Miſſionär zurückgelaſſen, zu vertiefen oder unten in Rothenkirchen, in der Paſtorswohnung, die Angelegenheit der begonnenen Sammlung mit den verſchiedenen dabei Betheiligten zu beſprechen.

So ſehr beſchäftigt ſie aber auch zeitweiſe damit war, verſäumte ſie doch auch ihre ſonſtigen Studien nicht, wie der alte Baron ebenſo wenig den Diaconus Abends entbehren mochte; es wäre ihm ſonſt gar zu einſam auf dem Schölfenſtein geweſen. —

Muſik und Literaturgeſchichte wurden deshalb wieder vorgenommen; aber Berchta ſchien ſich jetzt mehr als je für Geographie und Reiſebeſchreibungen zu intereſſiren, und beſonders bat ſie Käſtner — und jeder ihrer Wünſche war für ihn ja ein Befehl — ihr Alles zu verſchaffen, was er im Stande ſei, über die Südſee-Inſeln und ihre Bewohner aufzutreiben. „Sie wollte Alles darüber leſen,“ ſagte ſie lächelnd, „da ſie ſich als Vorſteherin eines, wenn auch noch ſo kleinen Miſſionsvereins doch auch genau mit den Verhältniſſen jener Länder bekannt machen müſſe.“

In dieſer Zeit führte Berchta ihren Vorſatz aus und beſuchte Selma, ſah ſich aber in ihren Erwartungen etwas getäuſcht. Sie hatte gehofft, ſich mit dieſer, deren tiefreligiöſen Sinn ſie kannte, über Manches, was ihr auf dem Herzen lag, recht ordentlich ausſprechen zu können, fand aber wunderbarerweiſe daß ſie ſich geirrt, denn Selma ſchien ihre ganze Natur verändert zu haben. Andere würden es freilich natürlich gefunden haben, daß ein junges Mädchen, wenige Monate vor ihrer Verbindung mit dem Geliebten, nicht gerade beſondere Luſt zeigte, ſich mit Miſſionen in fremden Welttheilen und ihren Erfolgen zu beſchäftigen, ſondern weit mehr an ihre Ausſteuer und die Liebe athmenden Briefe des Bräutigams dachte. Und trotzdem fühlte ſich Berchta davon verletzt.

Sie gehörte wahrlich nicht zu jenen bigotten Weſen, die ſchon das Heiligſte beleidigt glauben, wenn nicht jeder äußeren Form genügt wird, und denen der Ausdruck innerer Zerknirſchung unabläſſig in den Zügen liegt. Sie war im Gegentheil ſtets mehr heiterer als ernſter Natur geweſen, und fromm nur aus innerer Ueberzeugung, nie zum Schein für Andere, ſo daß ſie ſich auch faſt ſtets bei Anderen ihrem fröhlich ſinnigen Charakter überließ und ihre Andacht für ſtille, unbewachte Stunden aufſparte. Aber es verletzte ſie, daß die Freundin nicht mehr Theil an einer Sache nahm, die ihre ganze Seele gerade erfüllte, und als ſie nach einigen Tagen allein wieder zurück nach dem Schölfenſtein fuhr, murmelte ſie leiſe vor ſich hin:

„Der Miſſionär hatte Recht — wie ſelten, o wie ſelten findet man in unſeren Kreiſen ein Herz, das im Stande iſt der Prüfung zu widerſtehen, die ihm Rang und Reichthum auferlegen! Und iſt das wahre Frömmigkeit, die ſich ſo leicht — ſo entſetzlich leicht von ihrer Bahn ablenken läßt? Bedarf es denn nur eines einzigen verlockenden Schimmers dieſer Welt, um uns Alle in den breiten Strom des Gewöhnlichen hineinzureißen, und bin ich ſelber nicht vielleicht genau ſo wie die Freundin, in der ich mich jetzt getäuſcht zu haben glaube? Nein — ich nicht," ſetzte ſie feſt entſchloſſen hinzu, „ich will dem Manne mit dem eiſernen Charakter beweiſen, daß ſein Urtheil zu raſch — wenigſtens zu allgemein war. Es giebt Ausnahmen, und möge mich Gott ſtärken, daß ich das, was ich mir vorgenommen, auch mit friſchem und entſchloſſenem Muthe durchführe. — Er wird dann weiter helfen."

Von dem Tage an war Berchta eine Andere. Heiter wie ſonſt und freundlich gegen Alle, ſchien ein gewiſſer Ernſt über ſie gekommen zu ſein, der ſelbſt ihrem Vater nicht entgehen konnte.

„Was haſt Du nur in aller Welt, Kind?" fragte er eines Tages, indem er ſie bewegt betrachtet hatte; denn noch nie war ſie ihm der verſtorbenen Mutter ſo ähnlich vorgekommen wie gerade heute. „Du ſiehſt immer ſo froh und glücklich aus, und doch hab' ich ſchon ein paarmal bemerkt, daß Dir plötzlich eine Thräne in's Auge ſteigt, und Du Dich dann abwendeſt, um ſie zu verbergen. Fehlt Dir etwas, Herz? Drückt Dich ein Kummer? Sag' mir's, und wenn's in meinen Kräften ſteht — Du weißt ja, daß ich Alles thue, was ich kann."

„Ich weiß es, mein lieber, guter Vater," ſagte

Berchta herzlich, „ich bin es feſt und innig überzeugt. Aber mir fehlt in der That nichts; ja ich habe mich im Gegentheil noch nie ſo wohl, ſo mit mir ſelbſt zufrieden gefühlt, wie gerade jetzt.“

„Manchmal ſiehſt Du ſo aus, ja,“ nickte der alte Mann, „manchmal aber auch wieder nicht, und dann kommt mir oft unwillkürlich der Gedanke, daß Dich irgend ein tiefer, kaum verhaltener Schmerz drücke, wenn ich auch keine Ahnung habe was es ſein könne. Quält Dich wirklich ein Kummer, Berchta? Oder biſt Du krank?“

„Du irrſt Dich, Vater,“ ſagte die Jungfrau ausweichend; „mir fehlt nichts, und ich wüßte auch keinen Kummer, den ich haben könnte, ohne ihn Dir mitzutheilen. Aber haben wir nicht manchmal eine Zeit, in der wir wohl ernſter, weicher geſtimmt ſind als ſonſt? Denk nur an den heutigen Tag — es iſt der Geburtstag meiner ſeligen Mutter.“

„Du haſt Recht, Kind,“ ſagte der alte Herr, indem ihm ſelber eine Thräne in’s Auge ſtieg, „arme Agnes, daß wir ſie verlieren mußten!“ und ſich im Lehnſtuhl an das Fenſter ſetzend, ſtützte er den Kopf in die Hand und ſchaute, ganz ſeinen eigenen Gedanken nachhängend, hinaus in's Leere.

So vergingen wieder Wochen, und Diaconus Käſtner kam fleißiger auf das Schloß denn je; denn ſo weich, ſo herzlich hatte ſich Berchta noch nie gegen ihn gezeigt. Sie war immer freundlich geweſen; ja, aber nie ſo wie jetzt, und manchmal, wenn er ihr Auge traf, wie es mit innigem Antheil auf ihm ruhte, und ſie erſt halb verlegen oder erſchreckt den Blick abwendete, ſobald ihn der ſeine traf, zuckte es ihm durch alle Fibern ſeines Körpers, und er fühlte nur zu deutlich, daß die Leidenſchaft zu dem bezaubernden Weſen mit jedem Tage wuchs und kaum mehr zurückgedämmt werden konnte.

Aber ihr Vater? — würde der adelsſtolze Baron je ſeine Einwilligung gegeben haben, daß er, der bürgerliche Geiſtliche, die Tochter des Schölfenſteins zum Altar führe? Aber liebte er Berchta nicht wirklich mit voller Seele, und war es denkbar, daß er ein altes Vorurtheil höher achten würde, als das Glück der Tochter — des einzigen Kindes? Wieder und wieder zuckten ihm dieſe Gedanken durch das Herz, und er wagte deshalb keinen entſcheidenden Schritt, wenn ihn auch ſelbſt Berchta's Unterhaltung mehr und mehr darin beſtärkte, daß ſie ſelber ein Entgegenkommen von ſeiner Seite wünſche und erwarte. Schon mehrmals hatte ſie ihn nach der häuslichen Einrichtung eines Geiſtlichen gefragt, der, weit abgelegen von irgend einem Weltverkehr, nur ſeinen Studien und der Erziehung ſeiner Gemeinde lebe — ob der Beruf ſchwer ſei, — ob er nicht auch viele, viele Freuden mit ſich bringe, — ob er ſelber ſich wohl in dem ſeinigen fühle — lauter Fragen, die den jungen Mann mehr und mehr in dem Glauben beſtärken mußten, daß Berchta dieſelben nicht ohne eigenes Intereſſe thue. Und wie begeiſtert antwortete er ihr darauf — wie glücklich ſchilderte er den Zuſtand derer, die vielleicht einen höheren Rang in der Geſellſchaft bekleidet haben könnten, aber dennoch nur in dem Gefühl der Liebe gegen Gott und die Menſchen das Schwere auf ſich genommen hatten, um ein anderes, ſonſt freundloſes Weſen glücklich zu machen.

Berchta's Augen leuchteten, während er ſprach, aber ſie erwiderte ihm kein Wort. Es war, als ob ihr Blick in weiter Ferne ſchweife und Raum und Zeit durchflöge ihren Tagen voraus. Dann wendete ſie ſich plötzlich zu ihm, reichte ihm die

Hand, ſah ihn feſt an und ſagte herzlich mit tiefbewegter Stimme:

„Ich danke Ihnen, lieber Freund — ich wußte vorher, daß Sie ſo ſprechen würden — ſo ſprechen mußten. Ueberlaſſen Sie mir das Weitere. Nein, nicht jetzt“ — unterbrach ſie ihn abwehrend, als er, das Herz zum Ueberlaufen voll, darauf erwidern wollte. „Der Kopf wirbelt mir — nicht haſtig muß ein ſolcher Schritt beſchloſſen werden, der dann ja bindend und entſcheidend für ein ganzes Leben iſt, ſondern wohlüberlegt und mit kaltem, ruhigem Blute — nur in Gemeinſamkeit mit Gott. Laſſen Sie mir Zeit dazu — berühren Sie das Thema nicht eher wieder, bis ich ſelber davon beginne — verſprechen Sie mir das. Ich will nicht dazu getrieben werden — ich will aus eigenen freien Stücken darin handeln.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Berchta!“ rief Käſtner, kaum ſeiner Sinne mächtig, indem er ihre Hand ergriff und ſie an ſeine Lippen hob. Aber er wagte kaum einen Kuß darauf zu hauchen, ſo überraſchend ſchnell war Alles gekommen, ſo betäubt fühlte er ſich von dem Glück, das, wie er glaubte, über ihn hereingebrochen.

Berchta achtete gar nicht mehr auf ihn —

ſie hörte nicht die vertrauliche Anrede, die er noch nie gewagt. Sie fühlte kaum den leiſen Kuß auf ihrer Hand, oder wenn ſo, ſchrieb ſie es vielleicht dem Erſtaunen zu, das ihn erfaßt haben mußte, wenn er ihr Geheimniß errathen.

Still und ſchweigend wendete ſie ſich ab und ſchritt hinunter in den Garten, wo ſie allein ſtundenlang die einſamen Gänge durchwandelte.

Aber dieſer träumeriſche Zuſtand dauerte nicht lange. Berchta beſaß keinen Charakter, der ſich jahrelang unſchlüſſig im Kreiſe bewegte. War ſie früher ſchon faſt mit ſich einig geweſen, ſo hatte die Unterredung mit dem Diaconus, der ihr in allen Dingen beiſtimmte, den überhaupt ſchon gefaßten Entſchluß nur noch mehr gekräftigt, und wenige Tage ſpäter fühlte ſie ſich ſo weit mit ſich im Reinen, daß ſie an die Ausführung desſelben gehen konnte.

Allerdings drängte es ſie, vorher mit ihrem Vater darüber zu ſprechen — hatte ſie denn einen beſſeren Freund auf der weiten Welt? Aber ſie fürchtete auch deſſen Einwürfe, denn jedenfalls würde er verſucht haben, ſie in ihrem Entſchluß wankend zu machen, und das mußte ſie verhindern.

BAYERISCHE STAATS-

Von der Zeit an correſpondirte ſie ſehr viel mit der Miſſionsgeſellſchaft, was auch dem Vater nicht auffiel, da er ja recht gut wußte, daß ſie Vorſteherin des Vereins ſei, und ſich darüber ſogar ſehr gefreut hatte. Sie bekam auch außerordentlich raſche und freundliche Antworten, und endlich traf, nach verſchiedenen Anfragen von Seiten jener Geſellſchaft, das entſcheidende Schriftſtück ein, dem ſie ebenſo beſtimmt und zuſagend erwiderte. Jetzt war der Schritt geſchehen und nun auch der Zeitpunkt gekommen, wo ſie mit ihrem Vater ſprechen mußte, — als er aber herannahte, wagte ſie es nicht. Das Herz klopfte ihr ſchon bei dem Gedanken hörbar in der Bruſt, und ſie beſchloß endlich, den Diaconus Käſtner rufen zu laſſen und ihn zu bitten, das erſte Eis zu brechen. Er hatte ſie ja verſtanden; er kannte ihr ganzes Herz, und mit dem Vater, der ihn achtete und liebte, eng befreundet, konnte es ihm auch ein Leichtes ſein, ihn zu überzeugen, daß ſie ſelber nicht anders handeln durfte und nur einem höheren Drange folgte, um das Höchſte damit zu erreichen.

Der alte Baron war hinaus auf das Feld geritten, um mit ſeinem Verwalter irgend eine wirthſchaftliche Angelegenheit zu beſprechen. In=

deſſen eilte Käſtner, den der Bote zu Hauſe getroffen, faſt athemlos auf das Schloß hinauf, denn ſeit drei Tagen hatte er Berchta nicht geſehen, und ſein Herz ſagte ihm, daß ſich ſein Schickſal jetzt entſcheiden müſſe. Er wurde auch ohne Weiteres zu Berchta hinaufbeſchieden, ſie hatte ſchon ihr Mädchen unten an das Thor geſtellt, um ihn zu erwarten, und erſt als er die Treppe hinaufſtieg, gewann er wieder ſo viel Macht über ſich ſelber, um mit ruhigem Blut vor der Jungfrau zu erſcheinen. Er glaubte, daß er ſich nichts vergeben dürfte, denn wenn ſie ihn auch mit dem Geſtändniß ihrer Liebe zum glücklichſten der Menſchen machte, fühlte er doch ſeinen eigenen Werth und wußte, daß er ſie verdiene. Er bot ihr das Herz eines braven Mannes, der in einem ehrenvollen Berufe ſtand. Und daß er nicht vom Adel war? Ei, ſein Stand adelte ihn, und Berchta ſollte wahrlich nie bereuen, ihre Hand in die ſeinige gelegt zu haben.

Er fand das junge Mädchen, ihn erwartend, mitten in der Stube ſtehen; ſie hatte ſchon ſeinen Schritt draußen gehört, und als er auf ihr raſches „Herein!“ die Thür öffnete, ſtreckte ſie ihm wieder die Hand entgegen und ſagte herzlich:

„Wie danke ich Ihnen, daß Sie meine Bitte erfüllt haben — wie gut iſt es von Ihnen und wie rückſichtsvoll —"

„Aber mein gnädiges Fräulein —"

„So hören Sie mich denn," fuhr aber Berchta fort, „denn ich habe eine Bitte — eine recht große Bitte an Sie."

„Und ich brauche Ihnen doch wahrlich nicht zu ſagen, wie gern ich ſie erfülle."

„Verſprechen Sie nicht zu viel," mahnte aber Berchta, „denn es gilt meinen Vater zu etwas zu bereden, gegen das ſich ſein Herz und ſeine ganze Seele ſträuben wird — "

„Aber doch ſicher nicht ſein Herz," ſagte Käſtner weich.

„Nicht ſein Herz?" rief Berchta erſtaunt, „glauben Sie, daß er ſich ſo leicht dahinein finden wird, mich zu verlieren?"

„Und muß das ſein, Berchta?"

„Es muß ſein," hauchte die Jungfrau, „und Sie haben Recht, mich bei meinem einfachen Namen zu nennen; denn ich lege in dieſem Augenblick das Glück, den Seelenfrieden meines ganzen Lebens in Ihre Hände."

„Und wüßten Sie Hände, in denen es beſſer aufgehoben wäre? — die es heiliger hegen und pflegen würden?"

„Daß ich Ihnen vertraue, mag Ihnen beweiſen, wie ich Sie achte,“ ſagte das junge Mädchen ernſt. „Sie erinnern ſich doch noch, was wir neulich mitſammen beſprochen?“

„Jedes Wort, das Sie ſagten, iſt mir mit feurigen Buchſtaben in die Seele geſchrieben.“

„Auch das, was Sie ſprachen,“ erwiderte Berchta leiſe, „hatte einen lebendigen Widerklang in meinem Herzen gefunden, und Nächte lang habe ich über die Worte nachgedacht. Jetzt iſt mein Geiſt im Klaren — ich zweifle und ſchwanke nicht mehr, wie ich handeln ſoll — ich weiß es, und nur die Bitte habe ich an Sie, bei meinem Vater den erſten, ſchweren Schritt vorzubereiten.“

„Und Sie geſtatten es mir?“ rief Käſtner emporfahrend.

„Ich erbitte es von Ihrer Freundſchaft,“ erwiderte Berchta, „denn ich fürchte, es wird den alten Mann ſchwer, recht ſchwer treffen, mich ſo weit, ſo entſetzlich weit von ſich hinwegzulaſſen.“

„So weit, Berchta?“ ſagte Käſtner erſtaunt.

„Liegt denn nicht gerade darin,“ ſagte die Jungfrau, „das ganze, gewaltige Opfer, das ich im Begriff bin, jener heiligen Sache zu bringen? — Aber ich habe einmal den ſcheinbar unweiblichen Schritt als meinen Beruf erkannt und mich ihm gebeugt, und Alles, was mir jetzt noch zu thun übrig bleibt, iſt, den Vater zu verſöhnen und ihm den Abſchied weniger ſchmerzlich zu machen.“

„Den Abſchied?“ ſagte Käſtner mit leiſer, faſt tonloſer Stimme, „ich verſtehe Sie nicht — welchen Abſchied?“

„Sie verſtehen mich nicht?“ ſagte Berchta, erſtaunt zu ihm aufſchauend, „aber Sie ſagten mir doch noch eben erſt, daß Sie ſich deutlich deſſen erinnerten, was wir neulich mit einander beſprachen. Die Miſſionsgeſellſchaft hat mein Anerbieten angenommen, und am fünfzehnten nächſten Monats iſt der ſpäteſte Termin, der für meine Abreiſe von hier feſtgeſetzt wurde.“

„Und wohin?“ hauchte Käſtner, der wie ein Trunkener halb taumelnd vor ihr ſtand; denn wo er geglaubt hatte den Fuß auf ein Blumenbeet zu ſetzen, öffnete ſich dicht vor ihm ein furchtbarer Abgrund und drohte ihn zu verſchlingen.

„Wohin?“ wiederholte mit einem lächelnden Zug um die Lippen die Jungfrau, „ich ſelber weiß es ja noch nicht. Ganz in die Hände jener frommen Männer habe ich mein Schickſal gelegt, und nur die Bitte dabei ausgeſprochen, nach einer der Südſee-Inſeln gehen zu dürfen, von wo der Ruf eines einſamen — den Laſten ſeiner Arbeit faſt erliegenden Miſſionärs zu mir herausgedrungen."

„Berchta!" rief Käſtner, dem in dieſem Augenblick eine Ahnung des furchtbaren Entſchluſſes dämmerte. „Berchta! Um Gottes — um Ihres Vaters willen, was gedenken Sie zu thun? Welcher wahnwitzige Traum hat Ihre Seele umſpannt?"

„Wahnwitziger Traum? Ich begreife Sie nicht," ſagte das Mädchen, ihn erſtaunt betrachtend, „und haben Sie mich denn nicht erſt ſelber darin beſtärkt und den noch ſchwankenden Entſchluß zur vollen Reife gebracht? Von was ſprachen Sie, als Sie mir das Glück ſolchen ſtillen Wirkens mit freundlichen Farben ausmalten, ſo daß Ihr Auge funkelte, Ihr Antlitz glühte und ich mich ſelber von der Begeiſterung hingeriſſen fühlte?"

„Von was ich ſprach?" ſagte Käſtner mit dumpfer, bitter klingender Stimme, indem er düſter vor ſich niederſtarrte, „von einem zerſtörten Glück — einem zertrümmerten Paradies, von weiter nichts —"

„Von einem zertrümmerten Paradies?“ wiederholte Berchta, ihn feſt und forſchend anſehend, als ob auch ſie jetzt ahne, was die Worte deuteten.

„Berchta,“ ſagte da der Diaconus, deſſen Antlitz jeder Blutstropfen verlaſſen hatte, „ein furchtbares Mißverſtändniß muß ſich zwiſchen uns gelegt haben, laſſen Sie uns das um Gottes willen heben. Wir müſſen klar und deutlich ſehen, nur ſo können wir dann der richtigen Bahn folgen. Sagen Sie mir mit einfachen, ruhigen Worten, was Sie von mir verlangen, was ich mit Ihrem Vater beſprechen ſoll — laſſen Sie uns ſelber erſt darüber einig werden. Ich begreife heute ſo ſchwer,“ ſetzte er dann ſcheu hinzu, „der Kopf wirbelt mir, daß ich faſt gar nicht denken kann. Ich habe Sie deshalb auch gewiß falſch verſtanden; bitte, wiederholen Sie es mir, aber ſo, daß kein Irrthum möglich iſt.“

„Ich begreife nicht, wie das jetzt nur ſein kann,“ erwiderte Berchta, ihren eigenen Gedanken wieder nachhängend, „aber Sie haben Recht — ich fühle ſelber daß es nothwendig ſei, Ihnen auch nicht den geringſten Zweifel an meinem Entſchluß zu laſſen — alſo hören Sie. Nachdem ich lange mit mir gekämpft, hat ſich mein Schickſal endlich beſtimmt entſchieden. Die Miſſionsgeſellſchaft hat mir freundliche Briefe darüber geſchrieben und mich ermuntert, auf der guten Bahn zu verharren. Sie ſelber, mit dem ich neulich darüber ſprach, beſtärkten mich in Allem, und jetzt iſt eine Aenderung nicht mehr möglich. Ich habe zugeſagt, das Weib eines der fernen Miſſionäre zu werden, die dort auf ihren, im weiten Ocean gelegenen Inſeln ein einſames, troſtloſes Leben nur des Glaubens wegen führen und Unterſtützung und treue Hilfe brauchen, wenn ſie nicht ihrem ſchweren, mühſamen Beruf erliegen ſollen. So will ich denn als Lehrerin nach jenen wunderbar ſchönen Inſeln gehen, die uns ja ſchon jener Miſſionsprediger mit ſo glühenden Farben geſchildert. Die Miſſionäre ſollen nicht ſagen können, daß nur Armuth und Noth Frauen dahin treiben könne, um das zu thun, was gut und edel iſt, — daß nur der Mann einer ſolchen Aufopferung fähig wäre, Gut und Stand in der Geſellſchaft von ſich zu werfen, um die Lehre des Heilandes weiter zu tragen und jenen armen, unwiſſenden Kindern des ſchönen Landes Belehrung und Troſt zu bringen.“

Käſtner hatte ſie mit keiner Silbe unterbrochen, aber ſein Herz hörte faſt auf zu ſchlagen, als er ſich im Geiſte das Bild ausmalte, wie Berchta, allein und freundlos in die weite Welt — aber es war ja nicht denkbar. Die hier von jedem Luxus umgeben, als das einzige, verhätſchelte Kind eines ſie faſt abgöttiſch verehrenden Vaters aufgezogen, ſie wollte ſich von der Miſſion einem fremden unbekannten Mann auf einer fernen Inſel in der Südſee als Frau zuſenden laſſen? Der Gedanke ſchien zu wahnſinnig, um ihn nur auszudenken. Und doch, wenn er ihr jetzt in's Auge ſah, wie ſie da begeiſtert, faſt jubelnd über das Opfer, das ſie brachte, vor ihm ſtand —!

„Berchta!" rief er da aus, „das darf nicht ſein. Laſſen Sie mich als Lehrer, als Freund zu Ihnen reden; laſſen Sie mich glauben, daß Sie jetzt noch ein zwar edler, aber gefährlicher Wahn befangen hat, der aber Ihr Verderben rettungslos herbeiführen müßte, wenn Sie ihm, rückſichtslos um Alles, was Ihnen hier lieb und theuer iſt, folgen wollten. Ich leugne nicht den edlen Zweck der Miſſionen, aber Sie — Sie dürfen ſich nicht in ein Leben hinauswagen, das Ihnen mehr Täuſchungen als Erfolge bieten wird. Ihr Vater kann Sie nicht begleiten, er iſt einestheils zu alt dazu, und dann darf er auch nicht ſeinen ganzen ausgedehnten Grundbeſitz in jetziger Zeit veräußern, und allein — ſchon der Gedanke iſt Wahnſinn, daß Sie allein eine wilde Inſel auf der andern Halbkugel der Erde aufſuchen wollten, von wo Ihnen der Rückweg für alle Zeiten abgeſchnitten bliebe. Ein ſolches Opfer kann Gott — wie auch kein Menſch oder keine Gemeinſchaft von Ihnen fordern, denn es wäre die Gewißheit, daß Sie elend für Ihr ganzes Leben würden.“

„Ich begreife Sie nicht,“ ſagte Berchta, die ihm ſtaunend zugehört und leiſe dabei den Kopf ſchüttelte; „woher jetzt auf einmal dieſe Schreckbilder, die Sie mir vor der Seele heraufbeſchwören wollen, während Sie noch vor ganz kurzer Zeit — vor wenigen Wochen nur — mit begeiſterten Worten von jenem Leben, jenem ſtillen Frieden ſprachen?“

„Berchta,“ ſagte da Käſtner mit faſt heiſerer, ſcheuer Stimme, „Sie zwingen mich zu reden, nicht meiner ſelbſt, nein Ihretwegen, um Sie vom gewiſſen Verderben zu retten. Was ich zu jener Zeit ſagte? Ein furchtbares Mißverſtändniß, wie ich jetzt wohl fühle, lag zwiſchen uns. Ein trauriger, wenn auch ſo wunderbar ſchöner Wahn hatte mich befangen. Zürnen Sie mir nicht des Geſtändniſſes wegen, das ich jetzt gezwungen bin, Ihnen zu machen: ich liebte Sie, Berchta, liebte Sie mit jeder Leidenſchaft, deren ein Menſchenherz fähig iſt, und glaubte in Ihren dunkeln Worten zu leſen, daß Sie mich verſtanden und bereit wären, ein Opfer, das Opfer Ihres Standes und Ranges zu bringen, um mich glücklich zu machen. Das war es, was damals meine Seele mit Jubel erfüllte, deshalb malte ich Ihnen das Leben in ſtiller Häuslichkeit mit freundlichen Farben, weil ich mir bewußt war, daß ich Ihren Pfad ebnen und Sie auf den Händen tragen würde für alle Zeit; deshalb ſagte ich Ihnen, daß ich die frohe Hoffnung hege, die Zuſtimmung Ihres Vaters zu erlangen. Ich wollte ihm ja nicht ſein Kind rauben, ich wollte es nur glücklich machen, wenn es ſelber im Stande war, in einem beſcheidenen Looſe ſein Glück zu finden. Das war der traurige Irrthum, der mich erfaßt hatte. Während Ihr Geiſt in jenen fernen Landen weilte, ſann der meine auf der Heimath Glück und Frieden, und jetzt erſt, wo ich ſehe, daß ich mich getäuſcht, muß ich das falſche Zeugniß zurücknehmen, das ich, Ihrer Meinung nach, für eine Sache abgab, an die meine Seele damals nicht dachte und auch in dieſem Augenblick nicht denkt — die Wirkſamkeit der Miſſionäre auf den Inſeln."

Berchta hatte, während er ſprach, kein Auge von ihm verwandt, aber ſie unterbrach ihn auch mit keiner Silbe. Sie war bleich geworden, bleich zum Erſchrecken, und ihre ganze Geſtalt zitterte; aber feſt und aufrecht hielt ſie ſich ihm gegenüber, und nur ein weher, recht ſchmerzlicher Zug legte ſich um ihre Lippen.

„Alſo das?" ſagte ſie leiſe, als er geendet, „das war es, was Sie ſo beredt machte? Die eigene Leidenſchaft — nur um das eigene Glück zu ſichern. Armer Freund! Da mußten wir uns freilich falſch verſtehen, denn an etwas Derartiges dachte ich nicht."

„Aber Berchta," rief da Käſtner bewegt, „es iſt ja vielleicht noch nicht zu ſpät! Noch können Sie —"

„Halten Sie ein, Herr Diaconus!" unterbrach ihn aber kalt und ſtreng die Jungfrau. „Gehen Sie nicht weiter, als Sie ſchon gegangen ſind; es iſt weit genug und darf nicht länger zwiſchen uns erörtert werden. Es war ein Mißverſtändniß, und ich will Sie darin gern entſchuldigen. Ich habe vielleicht ſelber Unrecht gethan, nicht deutlicher mit Ihnen zu reden, aber da mir die Sache ſo mein ganzes Herz erfüllte, glaubte ich, wie ich ſehe irrthümlich, daß auch Andere nur für das eine ſchöne, hohe Ziel begeiſtert ſein könnten."

„Aber das werden Sie mir doch geſtatten, mein gnädiges Fräulein," ſagte der Diaconus, von dem ſtrengen Ton in innerſter Seele verletzt, „daß ich Sie vor etwas warnen darf, was ich, wie ich es auch wenden mag, als Ihr Unglück und Verderben betrachten muß."

„Es iſt zu ſpät!" ſagte Berchta ruhig. „Möglich, daß eine entſchiedene Mißbilligung von Ihrer Seite früher meinen Entſchluß erſchüttert haben könnte, wie gerade Ihre Billigung des Schrittes, was ich damals darunter verſtand, dazu diente, ihn zu feſtigen, aber jetzt iſt es nicht mehr möglich, das Geſchehene rückgängig zu machen. Ich habe mein Wort gegeben und bin daran für Lebenszeit gebunden."

„Und Ihr Vater?"

„Mein armer Vater," ſagte Berchta wehmüthig, „es mag ihn einen harten Kampf koſten und ihm im Anfang auch vielleicht vielen Schmerz bereiten, aber er wird ſich damit tröſten, ſein Kind glücklich und einem ſchönen und edlen Ziel

— ja dem edelſten, das ſich der Menſch geſteckt hat — entgegenſtrebend zu wiſſen."

„Und treibt Sie da Ihr gutes, warmfühlendes Herz nicht zu weit?" rief Käſtner, der den Gedanken noch nicht faſſen konnte, Berchta einem ſolchen Schickſal entgegengehen zu ſehen. „Giebt es denn nicht hier in unſerer eigenen Heimath viele Unglückliche zu tröſten und ihre Noth zu lindern, daß wir ſo weit, ſo entſetzlich weit danach ſuchen müſſen?"

„Früher," erwiderte Berchta, während ein bitteres Lächeln um ihre Lippen ſpielte, „und als jener Herr Johnſon hier war, äußerten Sie keine ſolchen Bedenken."

„Weil mir das ganze Betragen des Mannes Achtung einflößte," erwiderte der Diaconus, „weil ich fühlte, daß er wirklich ſein ganzes Leben geopfert hatte, um das zu erreichen, was er für gut hielt."

„Und mir wollen Sie es verargen?"

„Aber er iſt ein Mann, ſchon vom Schickſal beſtimmt, dem Leben trotzig die Stirn zu bieten."

„Und trauen Sie mir nicht dieſelbe Kraft zu?"

„Ach, daß Sie nie auf die Probe geſtellt werden, ſie in dieſer Weiſe zu verſuchen," ſagte

Käſtner; „aber ich fürchte faſt, jener Johnſon hat in ſeiner ſchwärmeriſch begeiſterten Weiſe eine große, eine furchtbare Verantwortung auf ſich geladen, daß er Sie zu einem ſolchen Entſchluſſe verleitete.“

„Und wie Unrecht Sie ihm da wieder thun!“ ſagte Berchta bitter; „er, gerade er war es, nicht Sie, der mich vor einem derartigen Schritt zurückſchrecken wollte, denn er verſtand, was in meinem Herzen vorging, und um mir auch die ſchweren Schattenſeiten jener Welt zu zeigen, erzählte er mir die Geſchichte ſeines eigenen Lebens, ſeiner eigenen Familie, und das ſchreckliche Schickſal, das dieſe betroffen.“

„That er das wirklich?“

„Das that er wirklich. Wie er ſelber bereit war, Alles zu opfern und zu wagen, warnte er auch Andere, ihm nicht in der gefährlichen Bahn zu folgen, wenn ihr Herz nicht ſtark und geprüft ſei.“

„Und doch folgen Sie der Warnung nicht!“

„Weil ich mich ſelber für ſtark genug halte, ein Gleiches zu wagen. Doch es iſt unnütz, darüber auch nur noch Ein Wort zu verlieren, und ich ſehe, daß ich das, was ich von Ihnen erbitten wollte, jetzt auch ſelber werde ausführen müſſen: meinen Vater auf den beſchloſſenen Schritt vorzubereiten.“

„O, verlangen Sie nicht von mir, ſelber etwas dazu beizutragen,“ rief Käſtner erregt aus, „was, wie ich feſt überzeugt bin, nur zu Ihrem Unglück führen müßte.“

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich es nicht verlange,“ erwiderte Berchta kalt. „Wo ich entſchloſſen bin, eine ferne Welt allein aufzuſuchen und mir dort eine Heimath zu gründen, werde ich auch noch dieſen Schritt thun können. — Es iſt ja mein Vater.“

„Wie ein böſer Traum liegt es auf meiner Seele,“ rief Käſtner, „wenn ich mir nur die Möglichkeit denke, daß er ſeine Einwilligung geben könnte; aber er darf und wird es nicht.“

„Er darf und wird es,“ ſagte Berchta ſcharf. „Laſſen Sie uns jetzt davon ſchweigen; der Würfel rollt, und ehe die Sonne untergeht, will ich Gewißheit haben über das Kommende.“

Damit drehte ſie ſich ab und wollte das Zimmer verlaſſen, aber es war in dem Moment, als ob ein beſſeres Gefühl ſie zurückhielte. Noch einmal wendete ſie ſich gegen Käſtner, ſah ihn feſt, aber nicht unfreundlich an, und dann, zu ihm zurückſchreitend, reichte ſie ihm mit einem gar ſo lieben Ausdruck in den Zügen die Hand.

„Denken Sie nicht im Böſen an mich,“ ſagte ſie herzlich, „wenn uns das Schickſal einmal in unſere verſchiedenen Bahnen geworfen hat. Glauben Sie mir daß ich erkenne, wie gut Sie es mit mir meinen, daß ich Ihnen dafür danke. Ich kann nicht anders handeln.“ Und ihre Hand raſch aus der ſeinen ziehend, eilte ſie aus dem Zimmer.

5.

Der Abſchied.

Berchta, das Herz zum Zerſpringen voll, aber trotzdem und ganz von ihrem frommen Wahn und einer Opferfreudigkeit erfüllt, die an Begeiſterung grenzte, eilte hinüber in das Zimmer ihres eben zurückgekehrten Vaters und hatte mit dieſem eine lange, ernſte Unterredung, während welcher nicht einmal einer der Diener das Gemach betreten durfte. Dann ging ſie zurück in ihr eigenes kleines Boudoir, wo ſie ſich einſchloß und auch an dem Abend nicht mehr zum Vorſchein kam.

Es war acht Uhr Abends, als der Baron noch hinunter nach Rothenkirchen einen Boten ſandte, um den Diaconus Käſtner zu bitten, zu ihm zu kommen. Bis dahin hatte er vergebens auf ihn gewartet.

Der alte Herr ſaß in ſeinem Lehnſtuhl am offenen Fenſter und ſchaute der untergehenden Sonne nach, die ihre roſigen Tinten über die einzelnen leichten Wolken warf und die ganze liebliche Landſchaft mit ihrem Farbenzauber übergoß. Es war in der That ein freundliches Bild, das da vor ihm lag, und wohl geeignet, das Auge eines Menſchen zu feſſeln und zu erfreuen.

Dicht unter dem Schloſſe breitete ſich, nach Weſten zu, der Park aus und zog ſich auf einer kleinen Hochebene weit hin, bis er an ſeiner äußerſten Grenze, gegen das Städtchen zu, abdachte und dieſem nur noch ein murmelndes Bergwaſſer zuſchickte, das ſeinen Weg hindurchgenommen.

Vor oder unter dem Fenſter lag eine mit kurzgeſchorenem und gutgehaltenem Gras bedeckte Wieſe, aber mit lauter anſcheinend ordnungsloſen, doch künſtleriſch berechneten einzelnen Baumgruppen überſtreut. Wahrhaft prachtvoll und wie die Königin des Parks ſtand, nicht in der Mitte, ſondern etwas rechts zur Seite, eine alte, mächtige Linde, die mit ihren hellgrünen

Blättern und wie mit Perlen überdeckten Blüthendolden gar ſo freundlich gegen das dunkle Laub einer kleinen Eichengruppe abſtach, während zu dieſer, etwa vierzig oder fünfzig Schritt zurück, eine lichtere Dickung von Weymuthskiefern den Hintergrund bildete. Links, ebenfalls einzeln, ſtanden ein paar rieſige Exemplare von Edeltannen, mit bis zu Boden ſchleifenden Zweigen, daß auch kein Schimmer des Stammes an ihnen zu erkennen war und ſie wie ſtolze, vornehm geputzte Damen ausſahen, die ihre Schleppe auf der Wieſe ſchleiften.

Dicht dazwiſchen lag, halb verſteckt in dem hellgrünen Schilf und in überhängenden Weiden und Trauer-Eſchen, der bräunlich funkelnde Teich, auf dem ein paar Schwäne majeſtätiſch ihre Bahn zogen, und während ein mit gelbgrünem Ahorn und dunkeln Fichten gemiſchtes Wäldchen den Mittelgrund bildete und dazwiſchen überall die rothen Stämme und Zweige der Weymuthskiefern hindurchſchimmerten, ſah man durch eine kleine Lichtung nur eben die Thurmſpitze des im Thale liegenden kleinen Städtchens Rothenkirchen; dicht dahinter aber hoben ſich die bewaldeten und oft pittoresk geſchnittenen Hänge des Erzgebirges hervor.

Des alten Mannes Blick hing jedoch nicht an den Schönheiten, die ihm die Erde, ſein eigenes Beſitzthum boten, ſondern gedankenſchwer ſchweifte er darüber hinaus, an den fernen Wolken im Weſten haftend, deren Schimmer mehr und mehr erblich, als die Sonne tiefer ſank, bis ſich endlich eine graue Dämmerung erſt über den Park und die Baumſchatten lagerte und ſich dann langſam weiter und weiter über die Höhen breitete.

Der alte Freiherr ſah es nicht — er ſaß noch in der nämlichen Stellung, und ſein Auge haftete jetzt ebenſo unbewußt als vorher an den Wolken, an dem bleigrauen Horizont des weſtlichen Himmels, an dem ſchon hie und da einzelne der größeren Sterne herauszublitzen begannen, als er plötzlich eine Stimme hinter ſich hörte und wie aus einem ſchweren Traum erſchreckt emporfuhr.

Es war der Diaconus, der geräuſchlos in das ſchon in tiefer Dämmerung liegende Zimmer trat und in dem helleren Fenſter den Baron bemerkte.

„Sie haben mich rufen laſſen, Herr Baron?“

„Ich?“ fuhr der alte Mann empor, „doch ja — Sie ſind es, lieber Käſtner. Ich hatte

— immer erwartet, daß Sie ſelber kommen würden; aber Sie kamen nicht, und da ließ ich Sie bitten. Sie wiſſen, weshalb?“

„Ich kann es mir denken, Herr Baron; es war der nämliche Grund, weshalb ich Sie heute nicht ſtören wollte.“

„Stören?“ ſagte der alte Mann ſchmerzlich, „als ob mich noch etwas ſtören könnte! Meine Tochter hat mit Ihnen geſprochen?“

„Ja.“

„Und was ſagen Sie dazu?“

„Großer Gott,“ erwiderte der Diaconus, „was ich dazu ſagen könnte, habe ich ihr ſelber geſagt, aber wie ſie von ſtrengem, energiſchem Charakter iſt, waren meine Worte in den Wind geſprochen — ſie blieben nutzlos.“

„Es iſt eine ſchwere Prüfung, die mir der Herr auferlegt hat,“ ſeufzte der alte Mann, „eine ſchwere Prüfung — Gott weiß es.“

„Und was wollen Sie thun?“

„Was ich thun will? Was kann ich thun? Darf ich meine väterliche Autorität gegen ſie in die Wagſchale werfen, wenn ſie mir ſagt, daß der Himmel ſie ſelber dazu berufen habe und ſie ſo mit einem kleinen Opfer Tauſende von Seelen glücklich machen und dem ewigen Heil gewinnen könne?"

„Und wenn ſie darüber zu Grunde geht?"

Der alte Mann ſchwieg und barg ſein Antlitz eine lange Weile in den Händen; endlich ſagte er leiſe:

„Wir ſtehen Alle unter Gottes Schutz, hier wie da, und wenn mich der Herr ſo ſchwer für meine Sünden ſtrafen ſollte — ich müßte ſtill halten und mein Haupt ihm beugen."

„Und ſo wollen Sie Ihre Zuſtimmung wirklich zu einem Schritt geben," rief Käſtner erſtaunt, ja faſt erſchreckt, „den ein Verzweifelnder wohl wagen kann, wenn ihm keine Ausſicht weiter in dieſem Leben geboten wäre, der aber an Ihrer Tochter Statt an Wahnſinn grenzte —"

„Und darf ich ſie hindern, ihrem Herzen zu folgen?"

„Sie dürfen es," beſtätigte der junge Mann, „ja Sie müſſen es ſogar, wo ein ſo zartes, jugendliches Weſen im Begriff ſteht, ſeinem Verderben blindlings entgegenzugehen."

„Seinem Verderben?"

„Allerdings," fuhr Käſtner fort. „Was wiſſen wir denn hier von den Miſſionen weiter, als was die Miſſionsgeſellſchaften ſelber darüber verbreiten? Kennen wir ihre Wirkſamkeit? Können wir wirklich mit Beſtimmtheit behaupten, daß durch ſie ſo viele Menſchen das ewige Heil erworben haben, oder lauert nicht am Ende, wenn auch eine fromme Selbſttäuſchung dahinter, die das Erſtrebte für das Gewonnene anſieht?"

„Es wäre furchtbar," nickte der alte Mann, „aber nein," fuhr er plötzlich empor, „jener Geiſtliche, der uns neulich beſuchte, gab uns ja doch wenigſtens den Troſt, daß der Segen Gottes auf den Miſſionen ruhe und die Erfolge, die ſie dort errungen, nach Tauſenden zählten."

„Hätte er dieſe Schwelle nie betreten," ſagte Käſtner finſter, „das Unglück folgt ihm wenigſtens auf den Ferſen."

„Ich begreife Sie nicht," ſagte der Freiherr, erſtaunt zu ihm aufſehend, „noch vor wenigen Wochen waren ſie Feuer und Flamme für jenes Inſtitut, und jetzt auf einmal zweifeln Sie ſogar an ſeinen doch bekannten Erfolgen. Troſt wollte ich von Ihnen, Troſt und Erhebung in dem Unvermeidlichen, was mir bevorſteht, und ſtatt deſſen bohren Sie den giftigen Pfeil des Zweifels nur noch tiefer in mein Herz hinein."

„Aber ich begreife Sie nicht,“ rief der Diaconus erſtaunt. „Sie reden von der entſetzlichen Idee Ihrer Tochter wie von einer beſtimmten und abgeſchloſſenen Thatſache. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nur die edelſten Motive ſie zu einem ſolchen Schritt antrieben, ihr wackeres Herz iſt Bürge dafür; aber Sie können doch gar nicht daran denken, ihr darin ihren freien Willen zu laſſen? In die Südſee — als das Weib eines der dortigen unbekannten Miſſionäre, die Tochter des Schloſſes Schölſenſtein! — Wenn mir ein Menſch dem Aehnliches erzählte, ich würde ihn für wahnſinnig halten.“

„Der liebe Gott will es ſo haben,“ ſagte der alte Mann reſignirt, „im Traum iſt ihr die Königin jenes Eilandes erſchienen und hat flehend die Hände nach ihr ausgeſtreckt. — Sie geht und hat mein Wort, und zweifeln Sie jetzt noch an der Wirklichkeit des eben Gehörten?“

„Nein,“ ſagte Käſtner faſt tonlos, „dann kann Ihnen aber auch kein Troſt mehr von Menſchenlippen kommen. Handelt Ihre Tochter nach einer wirklichen oder nur geträumten Inſpiration, dann muß ſie auch zu dem aufblicken, der ihr dieſelbe geſendet; wir Menſchen ſind

Alle ſchwach und irren, und unſer Herz ſelber führt uns ab vom rechten Wege. Ich habe keinen Troſt für Sie.“ Und langſam ſich abwendend, verließ er ohne weiteren Gruß das Zimmer und ſchritt ſtill und ſchweigend wieder in die Stadt zurück.

Am nächſten Tage lief die Kunde von Mund zu Mund, daß Fräulein Berchta von Schölſe in nächſter Zeit nach der Südſee abreiſen würde, um ſich dort dem Miſſionsweſen zu widmen. Berchta ſelber hatte ſchon am andern Morgen eine Verſammlung ihres kleinen Vereins einberufen und machte dort die Mittheilung, die von den Damen und Frauen natürlich mit ungetheilter, wenn auch ſtaunender Bewunderung aufgenommen wurde. Die Meiſten glaubten es aber trotzdem noch nicht; denn es war zu undenkbar, daß ſich eine Dame von ihrem Stand und ihren Lebensverhältniſſen zu einem ſolchen Schritt entſchließen könne. Die vornehme Welt aber, der es zu Ohren kam, ſchüttelte den Kopf und war mit ihrem Urtheil raſch fertig: religiöſe Ueberſpanntheit, die endlich in einem wahnſinnigen Experiment ihren Ausdruck fand. Prahleriſche Frömmelei, um eine Reiſe über See zu entſchuldigen, und dann nach einem Jahre, völlig geheilt, wieder zurückzukehren — wenn die ganze Sache nicht überhaupt eine allerdings ganz hübſche Reclame für den neuen Miſſionsverein war. Daß wirklich reine Frömmigkeit die Jungfrau zu dieſem Schritte trieb, daß ſie ſich des zu bringenden Opfers völlig bewußt war und trotzdem allen ihr drohenden Gefahren muthig, ja freudig entgegenging, nur allein in dem Bewußtſein ihren Lohn findend, ein Gott gefälliges Werk zu thun und durch den eigenen Verzicht auf alles irdiſche Glück, Heil und Frieden Tauſenden zu bringen, glaubten nur Wenige. Die Welt urtheilt ja zu leicht nur nach ſich ſelber, und ſelbſt das Gute, was in Vielen ſchlummert, mögen ſie nicht — ſo lange ſie es verhindern können, — an Anderen in ſo viel höherem Grad entwickelt ſehen.

Berchta aber ging von da an ruhig ihren Weg, ſtill und heiter, mit dem freudigen Bewußtſein, ihre Pflicht zu erfüllen, und ſelbſt der alte Freiherr ſchien ſich hineinzufinden, zeigte wenigſtens nach außen nicht mehr, daß ihm noch heimlich ein herber Schmerz die Seele drücke: der bevorſtehende Abſchied von dem einzigen Kinde.

Das Einzige, was ihm unbequem ſchien, war, daß der Diaconus nicht mehr Abends in's

Schloß kam und ſeine gewöhnliche Partie mit ihm machte, und ein paarmal wollte er ſchon nach ihm ſchicken, aber er bezwang ſich doch. Das ging nicht. Wenn der Diaconus ihn entbehren konnte, er konnte es ebenfalls und wollte es ihm beweiſen. Uebrigens war er feſt entſchloſſen, den Schölfenſtein und das dazu gehörige Gut, ſobald Berchta denſelben wirklich verlaſſen habe, zu verpachten und wieder in die Reſidenz zu ziehen. Nur ſeine eigene Wohnung behielt er ſich dann vor, um vielleicht ein paar Sommermonate dort zu verbringen.

Briefe flogen indeß nach allen Richtungen aus und kamen von verſchiedenen Seiten, aber am dringendſten von des Freiherrn Bruder, der außer ſich über den Gedanken ſchien, ſeine Nichte Berchta einem ſolchen Leben entgegengehen zu ſehen. Der General von Schölfe gehörte nämlich mit ſeinen Söhnen keineswegs einer ſogenannten „frommen" Richtung an. Es war eine rein praktiſche, aber derb ehrliche Natur, und als ſeine ſchriftlichen Abmahnungen ſämmtlich nichts halfen, hatte er ſich ſelber aufgemacht, um, mit Franz vereint, einen Schritt zu hintertreiben, den er für ein Unglück Berchta's hielt und den deshalb ihr Vater unter keinen Umſtänden dulden, am wenigſten aber noch gar unterſtützen dürfe.

Es folgte da allerdings eine heftige Scene im Schloß, und während die beiden Brüder auf das lebhafteſte mit einander argumentirten, ſuchte Franz ſein Bäschen auf und gab ſich die größte Mühe, ihr den, wie er ſich ausdrückte, „unglückſeligen Gedanken“ auszureden. Aber Beide bemühten ſich umſonſt. Was Vernunft und Liebe eingeben konnten, um das Ungerechtfertigte einer ſolchen Handlung in's rechte Licht zu ſtellen und den Gegenpart zu überzeugen, wurde vorgeſucht, aber vergebens, denn dieſer ſtand auf einem Boden, auf welchem der alte General keinen Fuß faſſen konnte: auf ſeinem Glauben und einer Eingebung Gottes, und dagegen ließ ſich eben mit den bloßen Waffen der Vernunft — wie ja alle theologiſchen Schriftſteller auch behaupten — nicht ankämpfen.

Berchta, mit dem nämlichen Charakter ihres Vaters, der gleich den Tempelherren alter Zeit eine merkwürdige Miſchung von auf's höchſte geſteigerter Frömmigkeit und daneben auch wieder alter Ritterlichkeit zeigte, erklärte freundlich, aber feſt, ſie habe den Kampf einmal aufgenommen und wolle und müſſe ihn nun auch unter Gottes

Beiſtand durchführen. Franz möge ſich auch nicht um ſie ſorgen; ſie wiſſe genau, welchen Schritt ſie thue, denn ſie thue ihn nicht blind und in kindiſchem Trotz, ſondern eine höhere Hand leite ſie und habe ihr ſogar die Bahn vorgezeichnet, der ſie zu folgen habe — und ſie werde ihr folgen.

Dagegen war eben nicht anzuſtreiten, und Berchta bezog ſich dabei in der That auf einen, jedenfalls ſehr lebhaften Traum, den ſie zwei Nächte hintereinander gehabt und der ihr, was ja ihr Vater auch dem Diaconus erzählt, die Königin jener Inſel zeigte, wie ſie um Hilfe flehend die Hände nach ihr ausſtreckte und lautlos, aber mit tiefem Schmerz zu ihr aufſchaute.

Der Traum wäre auch vielleicht ſehr natürlich zu erklären geweſen, denn Berchta brütete in jener Zeit ja unabläſſig über dem Gedanken eines ſolchen Opfers und hörte nicht auf, wo ſie ging und ſtand, ſich das Leben jener Inſeln und ihrer Bewohner auszumalen. Es war dabei nichts Außerordentliches, daß ihr einzelne jener Figuren, die ihr ſelbſt wachend vor der Seele ſtanden, auch im Traum erſchienen; aber nicht aus den Gedanken brachte ſie trotzdem das junge, wunderbar ſchöne Weib mit der dunklen

Haut, das, ganz in die phantaſtiſche Tracht jenes Landes gekleidet, mit einfarbigem Tapaſchurz, aber mit friſchen Blumen in den Haaren, die Hände nach ihr ausſtreckte und ſie um Hilfe anflehte.

Es iſt viel darüber geſtritten und mit Recht auch wohl bezweifelt worden, daß der Traum des Menſchen mit ſeinem inneren Leben in irgend einer Verbindung ſtehe. Viel wahrſcheinlicher bleibt es, daß die Bilder deſſelben willkürlich und bunt durch einander wechſeln, und doch, wie oft finden wir, daß ſonſt geiſtig reichbegabte Menſchen gerade einem ſolchen Traum großen Einfluß auf ihr ganzes Leben und Handeln geſtatten und ſich beunruhigt fühlen, wenn er ihnen Böſes — glücklich, wenn er dagegen Gutes kündet. In wie weit ein Ahnungsvermögen ſelbſt in den Traum hineinreicht, wiſſen wir allerdings nicht, wie uns denn überhaupt unſer eigenes geiſtiges Leben noch ein Räthſel iſt; aber wir ſollten uns auch wohl hüten, einem ſolchen Spiel unſerer Phantaſie irgend welchen Werth beizulegen, denn ſelbſt eine einfache Täuſchung ſchmerzt uns ſpäter und verwiſcht ſich ſchwer. Gefährlich ſogar wird aber ein ſolches Vertrauen, wenn ſich religiöſe Schwärmerei mit ihm miſcht, denn es läßt ſich dann nicht mehr berechnen, auf welche Bahnen es uns führen kann — zum Guten oder zum Böſen.

Eine ſolche Gefahr exiſtirte allerdings nicht für Berchta, denn ihr Herz war ſo gut und rein, ihr Geiſt ſo wahrhaft keuſch und fromm, daß ſie wohl irren, aber nie fehlen konnte. Mit dieſem unerſchütterlichen Vertrauen auf Gottes Führung hielt ſie den einmal gefaßten Entſchluß denn auch treulich feſt, und keine Macht der Ueberredung war im Stande, ſie wieder davon abzubringen.

Der alte General von Schölfe fand deshalb bei ſeinem Bruder nur paſſiven, Franz bei ſeinem Bäschen activen Widerſtand, denn ſie beſtritt ihm die Fähigkeit, über eine Sache zu urtheilen und ihr zu rathen, die zu heilig ſei, um Spott damit zu treiben, und zu hoch ſtehe, als daß nicht ſelbſt die Höchſten der Erde es für eine Ehre anſehen müßten, ihr anzugehören und für ſie zu kämpfen. Und was war ſie? Ein armes, ſchwaches Weib, nur in dem Bewußtſein ſtark, daß auch der Herr mit den Schwachen und in ihnen mächtig ſei.

Damit waren alle Unterhandlungen gründlich abgebrochen, und die Zeit rückte auch jetzt heran, wo Berchta an ihre Reiſe denken mußte. Manchmal freilich, wenn ſie Morgens erwachte und ihr der Gedanke kam, daß ſie nun in wenigen Wochen allein draußen auf dem Ocean einer fremden Welt, einem fremden Gatten entgegenfahren ſolle, däuchte es ihr ſelber wie ein wilder Traum, von dem ſie noch im hellen Sonnenſchein befangen ſei. Aber alle etwa in ihr aufſteigenden trüben Gedanken ſchüttelte ſie energiſch ab; ſie wußte, ſie durfte nicht ſchwanken — ſie konnte es nicht, und in den Vorbereitungen zu ihrer Reiſe vergaß ſie denn auch bald Alles, was ihr den klaren Blick hätte trüben, das Herz mit Gram erfüllen können.

Es war eine ſchwere Stunde, als der Tag der Abreiſe endlich heranrückte — ſchwer und bitter. Berchta hielt ihren Vater krampfhaft umfaßt und barg ihr Antlitz, ohne ein Wort zu ſagen, an ſeiner Schulter, und der alte Mann beugte ſein Haupt auf ihre Locken und netzte ſie mit ſeinen Thränen.

Er hatte ſie auch bis zur Hafenſtadt begleiten wollen, aber ſie duldete es nicht. Ahnte ſie doch, wie ihr der Abſchied weniger Minuten das Herz bedrücken würde — ſie wollte ihn nicht auf Tage oder gar Wochen ausdehnen. Sie hatte ja auch einen Brief erhalten, daß dort der Vorſtand der Miſſionsgeſellſchaft ſie erwarten und für ſie ſorgen würde — dem konnte ſie ſich mit gutem Gewiſſen anvertrauen. Sie ſelber fürchtete dabei ſich ſchwach zu zeigen und durfte ihren Geiſt, ihr Herz nicht auf eine zu ſchwere Probe ſtellen. Nur auf Einem beſtand der alte Mann, und was Berchta auch dagegen reden konnte, brachte ihn nicht davon ab, und das war, daß Claus, der alte treue Diener, ſie begleiten ſolle. Der wußte in der Welt Beſcheid und hatte ſie lieb, wie ſein eigen Kind. Berchta wußte dabei, wie ihr Vater ſelber an dem alten Diener hing, wie ſchwer er ihn entbehren würde, aber umſonſt blieben alle Gegenvorſtellungen, die ſie machen konnte, und ſie mußte ſich endlich, wenigſtens darin, ſeinem Willen fügen.

„Meine Berchta — mein einziges liebes Kind
Und Du willſt fort? Auf immer fort von mir?'

„Wir ſehen uns wieder, Vater," flüſterte die Jungfrau, „wir ſehen uns wieder — ich fühle es — ich weiß es. Dieſe Stimme in meinem Innern trügt mich nicht."

„Wie lange werde ich noch leben, wenn Du mir genommen biſt? O, es iſt ein ſchweres Opfer, das der Herr von mir fordert. Wie

Abraham hebe ich die Hand zum Todesſtoß, und er hält ſie nicht zurück — der Stoß fällt.“

„Wir ſehen uns wieder, Vater, glaube mir, und glücklich dann in dem Bewußtſein erfüllter Pflicht.“

„Gott gebe es, Gott gebe es,“ nickte der alte Mann, dem aber doch der Zweifel an die Möglichkeit eines ſolchen Glückes das Herz zerquälte, „aber nun fort — ich halt' es nicht länger aus. Die Zeit vergeht auch; der Wagen bringt Dich ſonſt nicht mehr zur Bahn. Wenn ich Dich nur wenigſtens bis dahin geleitet hätte —“

„Nein, Vater — kein Abſchied vor fremden Menſchen. Franz hat ja verſprochen dort zu ſein; vielleicht iſt auch Selma herübergekommen, und Claus weiß ja ebenfalls damit Beſcheid. Da unten ſteht er ſchon.“

„So geh denn mit Gott, mein Kind — er nehme Dich in ſeinen Schutz, und meinen heißen Segen auf Dein Haupt.“

„Vater — mein lieber Vater!“

Noch einmal hielten ſich Vater und Tochter feſt umſchloſſen, dann riß ſich Berchta aus ſeinen Armen und eilte hinaus und die Treppe hinab.

Unten ſtanden die Mägde — alle ſchluchzend, denn allen war das „gnädige Fräulein“ ja immer mehr eine Freundin als eine Herrin geweſen; aber nur flüchtigen Gruß warf ſie ihnen noch zu — dort ſtand der Wagen — Claus ſprang auf den Bock, und wie noch einmal das weiße Tuch aus dem Wagen wehte, als letzter Thränengruß dem Vater, zogen die Pferde an und das Fuhrwerk rollte raſch am Park hin, der vorbeiführenden Chauſſee zu und dann den Hügelhang hinab zu Thal.

Dicht vor Rothenkirchen ſtand der Diaconus Käſtner, etwas abſeits vom Wege. Er wußte, in welcher Stunde Berchta hier vorbeipaſſiren mußte — er wollte ſie noch einmal ſehen. Hinter einer Hecke hatte er ſeinen Platz geſucht, ſo daß er von dem Kutſcher nicht bemerkt werden konnte. Gerade an dieſer Stelle mußte der aber auch zu viel auf ſeine Pferde achten, um ſich nach etwas umzuſchauen, was außerhalb der Straße lag. Nur dem alten Claus war die dort halb zurückgezogene Geſtalt nicht entgangen, denn das Auge eines Jägers ſchweift eben, ſelbſt unbewußt, überall umher.

Käſtner ſah aber auch ihn nicht, denn ſein Blick hing, in dem raſchen Moment des Vorüberfliegens, an der Geſtalt im Wagen — an Berchta, die jetzt erſt, wie ſie ſich allein und unbemerkt glaubte, ihrem Schmerz freien und ungehinderten Lauf ließ. Das Antlitz in ihrem Tuche bergend, ſaß ſie im Wagen, und ihre Thränen floſſen dem Vater — der Heimath. — Armer Käſtner — keiner von ihren Gedanken weilte bei Dir, und als der Wagen vorübergeraſſelt war, ſchritt der Diaconus, bleich und ſtill, ſeiner eigenen, einſamen Wohnung wieder zu.

6.

Die Ankunft.

Sonniger Himmel und blaues Meer! In den leichtgefiederten Wipfeln der Cocospalme flüſtert die Briſe, und draußen an den Korallenriffen donnert die weißſchäumende Brandung ihren ewigen Schlachtgeſang. O, wer Dich ſchauen konnte, Du wunderbar herrliche Welt da draußen, der wird Dich nie vergeſſen!

Wie das funkelt und blitzt von Milliarden Thautropfen und dem feuchten Schmelz der zitternden breiten Blätter; wie, wehenden Schleiern gleich, duftige Nebel um die hohen, kühn geriſſenen, aber bis in die höchſten Gipfel hinan bewaldeten Kuppen ziehen, und am Strand unten, in das Laub der Fruchtbäume hineingeſchmiegt, kleine lauſchige Bambushütten halbverſteckt liegen, um die es von Kindern und buntgekleideten Frauen ſchwärmt.

Ein Zauber ruht auf dem ganzen Lande, und wenn es ein Paradies auf Erden giebt, ſo iſt es dort.

Aber welch ein eigenes Leben herrſchte heute an dem dicht von Menſchen gedrängten Strande, wo ſonſt vielleicht nur ein paar Frauen am Waſſer kauerten, um in der Fluth und mit dem klaren Korallenſand, die Schalen noch junger Cocosnüſſe zu Trinkbechern abzuſchleifen, oder ein einzelner Fiſcher auf dem ſtillen Binnenwaſſer der Riffe auf ſeinem Canoe *) ſchaukelte oder auch plötzlich mit ſeinem Netz über Bord ſprang, um einen Schwarm kleiner Fiſche an den Strand zu ſcheuchen und dort in ſein Garn zu treiben. Etwas Außergewöhnliches mußte da vorgehen, denn wunderlich geputzt, mit ſonderbar geformten, altmodiſchen Strohhüten auf, ſchaarten ſich die Frauen zuſammen, während die Männer, ebenfalls in bunten Kattun gekleidet, raſtlos umherliefen, und eine lebhafte Unterhaltung dabei mit einem in dem Wipfel einer Cocospalme kauernden Knaben gehalten wurde,

---

*) Canoe — ſprich Canú.

der augenſcheinlich als Ausguck da oben hineinpoſtirt war, um den unten Befindlichen mitzutheilen, was er von dort aus ſähe.

Wie alle dieſe Inſeln, umgab nämlich auf etwa achthundert Schritt Entfernung ein Gürtel von Korallenriffen das feſte, bergige Land, und an dieſem bäumten ununterbrochen und eine der andern folgend die mächtigen Schwellungen des Oceans ſo hoch empor, daß eine Ausſicht auf das dahinter befindliche Meer, vom niederen Strand aus, unmöglich wurde. Nur der Stelle faſt gerade gegenüber, an welcher ſich die Menſchen ſammelten, und wo ein breiter, aber nicht tiefer Bergbach aus den Höhen ſprudelte und das Seewaſſer mit ſeiner ſüßen Fluth miſchte, hatte ſich dieſes Waſſer, das die Koralle, wie es ſcheint, nicht vertragen kann oder wenigſtens meidet, eine Oeffnung, ein ſogenanntes inlet, in den Riffen gebildet und dadurch eine vortreffliche Einfahrt in das Binnenwaſſer derſelben geſchaffen. Erſt dort konnte deshalb auch ſichtbar werden, was etwa von draußen hereinwollte, und in der That war auch ſchon geſtern Abend von den Höhen aus ein Fahrzeug bemerkt worden, das auf die Inſel zu hielt, ſie aber mit der ſchwachen Briſe nicht erreichen konnte und deshalb die

Nacht da draußen kreuzen mußte. Mit Tagesanbruch hielt es aber wieder darauf zu, und unter lautem Jubel wurde endlich, als es näher kam, ein längſt erwartetes Fahrzeug, der Miſſionsſchooner darin erkannt, der in Tahiti ſeine Station gehabt und von dort aus die von Europa eingetroffenen Paſſagiere und Güter herüberbrachte.

„Sie kommen! Sie kommen!“ ſchallte da der Ruf des Knaben von der Palme nieder, und: „Sie kommen!“ jauchzten die Eingeborenen am Strande, als plötzlich, mitten zwiſchen den ſich gegenüberſtehenden Brandungswellen, die weißen, geblähten Segel des Schooners ſichtbar wurden und gleich darauf der ſcharfe Bug desſelben, gewandt und flüchtig, in die Einfahrt bog. Dort flappten allerdings die unteren Segel, weil ihnen durch die hohe Brandung plötzlich der Wind entzogen wurde, die oberen aber faßten ihn noch, und zwar langſamer als vorher, aber doch unaufgehalten, glitt das Fahrzeug über die ſpiegelglatte Binnenſee dem jedenfalls ſchon bekannten Landungsplatz entgegen.

Boten waren indeſſen aber auch nach einer der unter den Fruchtbäumen faſt verſteckten Hütten abgeſendet, und nicht lange danach, während der Schooner noch langſam und jetzt faſt nur durch die Fluth hereingeführt, ſeinem Ankerplatz entgegenſtrebte, bewegte ſich plötzlich eine kleine Gruppe von Geſtalten dem Verſammlungsort zu, die in ihrer Tracht allerdings bedeutend von ihrer Umgebung abſtachen.

Es waren vier Miſſionäre in ihren ſchwarzen Tuchkleidern, und ganz wie ſie daheim in ihrem eigenen Vaterland gegangen wären, ſo wandelten ſie hier, unter Palmen, zwiſchen dem bunten Volk dieſer Inſeln, ernſt und ehrbar und mit gemeſſenen Schritten. Aber auch eine europäiſch gekleidete Frau war zwiſchen ihnen — eine ältere Dame, die aber nicht mehr gegen die Indianerinnen abſtach, als ſie daheim in irgend einer volkreichen Stadt mit ihrer Tracht gegen die dort jetzt gebräuchlichen Moden aufgefallen wäre.

Sie trug ein dunkelbraunes Kattunkleid mit etwas ſehr hoher Taille, nicht die Spur einer Crinoline oder geſteifter Unterkleider, was ihr bei ihrer langen, hageren Geſtalt gar nicht zum Vortheil gereichte, und einen jener unförmlichen Baſthüte auf dem Kopf, die wirklich eher einem umgedrehten Kohlenkaſten als einer Kopfbedeckung glichen und in jetziger Zeit in Europa jedenfalls einen Straßenauflauf verurſacht haben würden, wenn es Jemand gewagt hätte, ſich öffentlich damit zu zeigen. Dort aber fand natürlich Niemand etwas Auffälliges darin, und Mrs. Lowe, wie die Dame hieß, war dabei auch eine ſo geachtete, ja vielleicht ſogar gefürchtete Perſönlichkeit, daß — ſelbſt mit anderen Anſchauungen europäiſcher Trachten — doch ſicherlich keiner der Eingeborenen auch nur daran gedacht haben würde, über ſie zu lachen.

Jetzt hatte der Schooner ſeinen Ankerplatz erreicht und war ſo nahe herangekommen, daß man ſchon deutlich die einzelnen Perſönlichkeiten an Deck unterſcheiden konnte. Nun raſſelte der Anker auf den Korallengrund nieder, und der hintere Theil des Fahrzeuges ſchwang herum, den Bug der noch einkommenden Fluth entgegenkehrend. Dadurch wurden die Paſſagiere auf dem Hinterdeck ſichtbar und man konnte ſchon genau drei Herren in ſchwarzer Kleidung, die ſich ſcharf von den Seeleuten durch ihre hohen Hüte abzeichneten, und zwei Frauen darauf erkennen.

Vom Strand aus waren indeſſen drei oder vier ziemlich große Canoes mit Auslegern oder Luvbäumen, die dieſen ſchwanken Fahrzeugen große Sicherheit gewähren, abgeſtoßen, um die Paſſagiere und den Capitän des Miſſionsſchooners an's Land zu holen, und eine Treppenleiter wurde jetzt von Bord niedergelegt, um den Damen das Niederſteigen zu erleichtern.

Am Lande hatte ſich indeß ein dünnes, kleines Männchen, ein Eingeborener, der aber merkwürdigerweiſe ebenfalls wie die Miſſionäre einen Frack und Seidenhut, darunter aber das farbige Lendentuch und bloße Beine trug, die größte Mühe gegeben, einige Ordnung in die Zuſchauer zu bringen, was ihm auch endlich gelang, wenn auch mit nicht geringer Schwierigkeit, da die Frauen immer vorpreſſen wollten, um einen beſſeren Blick auf die neu Eintreffenden zu bekommen.

Wie ſich die Canoes jetzt dem Lande näherten, begannen die Eingeborenen einen Pſalm, aber ſo melodiſch, ſo rein in den verſchiedenen Stimmen, daß die Fremden erſtaunt und überraſcht zu ihnen hinüberſchauten. Jedenfalls beſitzen alle dieſe Stämme außerordentlich viel Gehör und einen feinen Sinn für Muſik, und ſelbſt ihre einfachen Sangesweiſen zeigen weit mehr Melodie, als ſie unter den Indianern des amerikaniſchen Continents gefunden wird.

Es war in der That ein feierlicher Moment, als die Canoes mit den Fremden den Korallenſand des Ufers ſcheuerten und die Ruderer jetzt ebenfalls, ohne Miene zu machen, gleich an Land zu ſpringen, an ihren Plätzen kauern blieben und in den Pſalm mit einſtimmten. Nicht eher rührten ſie ſich auch, bis er beendet worden; dann aber ſprangen ſie auch augenblicklich auf und über Bord, während vom Ufer ſelber eine Menge junges Volk herbeiflog und mit anfaßte, ſo daß ſie die Canoes jetzt in wenigen Minuten ſo weit über den hier ſeichten Boden gezogen hatten, daß die Paſſagiere beim Ausſteigen den Fuß auf trockenes Land ſetzen konnten.

Mit ihnen war einer der älteſten Miſſionäre dieſer Inſelgruppen, ein Mr. Rosbane, gekommen, ein breitſchulteriger, aber ſehr magerer alter Herr mit einem ernſten und ſtrengen Geſicht, der auch von den Uebrigen, wie ſich ſpäter zeigte, mit großer Ehrfurcht behandelt wurde. In der That bekleidete er eine höhere Stellung in der Miſſion und hatte auch über deren Schooner zu beſtimmen, mit welchem er von Zeit zu Zeit Inſpections-Reiſen nach den verſchiedenen Inſelgruppen machte und dann oft lange Zeit zur See war. Sehr leicht ließ ſich nämlich von den öſtlich gelegenen Inſeln die Reiſe nach den weſtlichen zurücklegen, denn der Paſſat wie die Strömung helfen da 'zu gleicher Zeit; ungleich ſchwieriger wurde es aber, gegen beide zurückzukreuzen, und er mußte deshalb oft wochenlang auf einer der Inſeln bleiben, bis einmal — was zuweilen auf kurze Zeit geſchieht — ein temporärer Weſtwind eintrat und ihn wieder ein Stück nach Oſten hinaufbrachte.

Jetzt begann die formelle Begrüßung, bei der eine gewiſſe ſteife Etiquette vorzuherrſchen ſchien, aber die Form mußte auch eben beobachtet werden, denn Mr. Rosbane war darin außerordentlich ſtrict.

Mr. Lowe, am Ufer der älteſte der dort Befindlichen, trat vor und begrüßte die Neugekommenen feierlich, aber in etwas langgedehnter Rede, worin er die frommen „Brüder“ und „Schweſtern“, die ſich dem Dienſte der guten Sache weihen wollten, willkommen hieß. Dann erwiderte Mr. Rosbane kurz und gedrängt, in ſcharf abgebrochenen Sätzen, daß er hoffe und erwarte, die alten Brüder würden mit den neuen auf dem Fuße der Liebe und Achtung verkehren und ebenſo die beiden Schweſtern aufnehmen, die „des Glückes theilhaftig geworden wären, an dem heiligen Bau mit die Hand anzulegen, den ſie hier errichtet hätten.“

Damit war die nöthige Form beſeitigt, und eine herzlichere Begrüßung fand jetzt durch gegenſeitiges Handſchütteln ſtatt, dem ſich keiner der Neugekommenen entziehen konnte.

Und Berchta? — Mit zum Zerſpringen vollem, aber auch ängſtlich klopfendem Herzen ſah ſie das Land vor ſich auftauchen, das ihrer langen, ach, ſo entſetzlich langen und böſen Seefahrt ein Ende machen ſollte. Wie ganz anders hatte ſie ſich die Reiſe gedacht, beſonders noch, als ſie hörte, daß ſie eine Mitgefährtin haben würde, die mit ihr denſelben Weg, denſelben Zweck verfolgte. Allerdings fand ſie auch an Bord ein junges Mädchen, ein anſpruchsloſes und beſcheidenes Weſen, das vertrauensvoll ihrem ferneren Geſchick entgegenging; aber welcher Verkehr war mit ihr möglich? Immer freundlich allerdings, immer gefällig, wo ſie nützen konnte, ja demüthig faſt in ihrem ganzen Benehmen, ſaß ſie aber auch den ganzen langen Tag, wo ſie nicht ernſtlich durch irgend etwas Anderes abgehalten wurde, hinter ihrem Gebetbuch, in dem ſie mit halblauter Stimme ununterbrochen las und oft nicht einmal hörte, wenn man ſie anredete. Es war ein junges Geſchöpf von vielleicht neunzehn Jahren, mit hellblonden Haaren und Augenbrauen und lichtblauen guten Augen, aber beſchränkt bis zum äußerſten. Sie kannte allerdings die bibliſche Geſchichte bis auf die kleinſte Kleinigkeit hinab und wußte ſämmtliche Pſalmen mit zahlloſen Sprüchen auswendig, verſtand auch zu nähen und zu ſtricken — aber weiter nichts. Was nach der Beendigung des Neuen Teſtaments in der Welt geſchehen ſei — die Reformation Luther's ausgenommen, war ihr ein verſchloſſenes Buch — was noch geſchah, ſo weit es nicht die Miſſionen betraf, ſie wußte es nicht, und wenn ihr Berchta unterwegs davon erzählen wollte, ſchweiften ihre blauen Augen in weite Ferne hinaus, und ihre Lippen murmelten indeß leiſe Gebete, damit ſie nicht zu lange und durch profane Dinge von ihrem Gott abgehalten wurde.

Der einzige Troſt, den Berchta überhaupt an Bord fand, war ein nach den Inſeln zurückkehrender Miſſionsprediger, der mit einem Auftrag nach Europa geſendet worden. Ein ältlicher Herr ſchon, deſſen Familie auf den Inſeln lebte, zeigte ſich Bruder Howard, wie er hieß, immer freundlich gegen Berchta, ſchien auch ſelber an dem zu vielen Beten kein Wohlgefallen zu haben, ſondern gab ſich mit den jungen Mädchen viel Mühe, um ihnen die Sprache jener Inſeln verſtändlich zu machen. Anfangs hatte nun Berchta allerdings keinen rechten Sinn dafür, denn zu viel war ihr in den letzten Wochen verloren gegangen, zu viel des Neuen umgab ſie hier; als aber Woche nach Woche, Monat nach Monat verging, und die Monotonie des Seelebens endlich drückend wurde, ſah ſie eben in dem Erlernen der fremden Sprache die einzige Rettung vor allerlei trüben Gedanken, die in ihr manchmal ſelbſt gegen ihren Willen auftauchen wollten. Sie durfte ſich dieſen nicht hingeben und lernte jetzt mit einem Fleiße, der ſie, noch dazu unter einem ſo tüchtigen Lehrer, mit Leichtigkeit das Schwerſte überwinden ließ. Noch waren ſie nicht in Sicht des Landes, als ſie ſich ſchon mit Mr. Howard in der Sprache jener Inſeln unterhielt und dadurch allerdings eine bedeutende Schwierigkeit ihres künftigen Berufs beſeitigt ſah.

Und nun tauchte der erſte blaue Streifen Land vor ihnen auf und hob ſich von Stunde zu Stunde an höher und höher, bis die mächtige Kuppe des tahitiſchen Berges vor ihnen lag und ihr zum erſten Male im Leben die Wunder der Tropenwelt erſchloſſen werden ſollten. Aber Tahiti war für ſie nur eine Station, auf der ſie wenige Tage verweilen durfte, und wo ſie allerdings auf das freundlichſte von einem der dort anſäſſigen Miſſionäre eingeladen wurde, die kurze Zeit ihres Aufenthalts in ſeiner Familie zuzubringen.

Was ſie aber hier ſtörte, war der Comfort, der das ganze Leben der dortigen Miſſionäre umgab. Sie hatte ſich das anders gedacht und bis jetzt nach Allem, was ſie darüber gehört, nur geglaubt, daß die frommen Männer hier auf dieſen Inſeln mit Entbehrungen und Trübſal ſchwer zu kämpfen hätten. Statt deſſen fand ſie dieſelben in eleganten, luftig gebauten Häuſern mit grünen Jalouſien und inwendig allerdings einfach, aber doch mit jeder nur erdenklichen Bequemlichkeit des Lebens ausgeſtattet. Gefahren ſchienen ihnen hier ebenſo wenig zu drohen; denn die Eingeborenen zeigten ſich überall ſo freundlich und gefällig, und mußten außerdem unter einer ſtrengen Controle ſtehen, denn ſie hatte eine Zahl von ihnen bemerkt, die, wie ihnen ihr Führer ſagte, Gefangene waren, oder wenigſtens irgend eines Vergehens wegen zu einer Strafarbeit am Straßenbau geführt wurden. Der Zug beſtand aus Männern und Frauen oder Mädchen, bunt untereinander gemiſcht. Auch das war ihr peinlich — was hatten die Armen nur verbrochen? — und daß ſie es ſo geduldig trugen!

Aber in Tahiti ſelber blieb ihr nicht lange Zeit, darüber nachzudenken oder nähere Erkundigungen einzuziehen, denn der Miſſionsſchooner, der ſchon faſt vierzehn Tage auf die Ankunft des Schiffes gewartet hatte, beeilte ſich ſo viel als irgend möglich, die für ihn beſtimmte Fracht an Bord zu bekommen, um ſeinen noch ziemlich langen Weg anzutreten. Er mußte ja verſchiedene Inſelgruppen anlaufen, und durfte dabei die günſtige Jahreszeit nicht verſäumen, um wieder dann und wann Weſtwind bei ſeiner Rückfahrt zu haben.

Schon am zweiten Tage bekamen deshalb die Paſſagiere Nachricht, an Bord einzutreffen, und noch an demſelben Mittag ſchaukelte das kleine Fahrzeug wieder auf der blauen Tiefe und glitt zwiſchen den beiden reizenden Inſeln Tahiti und Eimeo oder Morea hin, in die offene See hinaus.

Jetzt endlich hatten ſie ihr Ziel erreicht; über ihnen wiegten die wundervollen Cocospalmen ihre rauſchenden Wipfel, um ſie her ſtanden die fremden Kinder dieſer Zone mit ihren gutmüthig dunkeln Geſichtern, und dort zwiſchen den ſchwarzgekleideten Männern — hörbar faſt ſchlug ihr das Herz in der Bruſt, wenn ſie gedachte, was ſie hergeführt, und jetzt, zum erſten Male, ſchrak ſie vor dem Schritt zurück, den ſie wohl mit frommem, engelreinem Sinn gewagt, aber deſſen Schwere, deſſen Bedeutung ſie nie ſo gefühlt, wie in dieſem Augenblick.

Hätte ſie in dem Moment wieder zurückgekonnt und das Geſchehene ungeſchehen machen, ſie würde es wahrſcheinlich gethan haben — aber es war zu ſpät, der Würfel unabänderlich, unwiderruflich gefallen, und mit dem Bewußtſein kehrte auch raſch ihre ganze Seelenſtärke zurück. Noch wagte ſie nicht die Augen zu erheben, noch war es ihr, als ob der Boden unter ihren Füßen ſchwanke, und vor ihren Ohren klang es von einem wirren Gemiſch von Stimmen, ohne daß ſie im Stand geweſen wäre, einzelne Worte oder eine Bedeutung derſelben zu unterſcheiden. Aber ſie fühlte, daß ihr die Kraft zurückkehre, und ihr Stolz empörte ſich dagegen, daß einer der hier Anweſenden ſie ſchwach ſehen ſolle.

„Liebe Schweſter,“ ſagte da der mit von Ta=

hiti herübergekommene Bruder Rosbane — und ſie fühlte mehr, daß er mit ihr ſprach, als daß ſie es hörte; auch die Augen ſchlug ſie nicht zu ihm auf — „wir haben nun endlich mit des Herrn gnädiger Hilfe unſer Ziel erreicht, und der Augenblick iſt gekommen, wo ich im Stande bin, den heißen Wunſch zweier unſerer würdigen Brüder zu erfüllen und ihnen eine Heimath zu geben. Freilich keine Heimath in Glanz und Ueberfluß wie müßigem Leben, nein, eine Heimath voll Mühe und Arbeit, voll Entbehrungen und Prüfungen, von Schmerz und Sorge oft — aber auch wieder von reichem Lohn, wenn Ihr denſelben in der übernommenen Pflicht findet, von lauter Dankbarkeit gegen Gott, wenn Ihr Euch der Erfolge freuen könnt, die Euer redliches Streben krönen. So frage ich Sie denn jetzt noch einmal, öffentlich vor allen verſammelten Freunden, Schweſter Bertha, wollen Sie dem Mann, deſſen Bitte um ein häusliches Glück Sie weit über das Meer gefolgt ſind, Ihre Hand reichen, ihm in ſeine neue Heimath folgen und ihm eine treue, liebende Gattin werden?“

Berchta ſchwieg. Luſt fehlte ihr und Athem, es war ihr, als ob ein Eiſenring ihre Kehle zuſammenſchnüre. Sie vermochte auch nicht gleich zu antworten, denn die Palmen drehten ſich mit ihr im Kreiſe und das Donnern der fernen Brandung ſchien ſie plötzlich in betäubender Gewalt zu umtoben. Faſt unwillkürlich ſtreckte ſie die Hand aus und ergriff den Arm ihrer neben ihr ſtehenden Begleiterin, die ihr freundliche, ermuthigende Worte zuflüſterte. Aber ſo raſch wie dieſer Zuſtand gekommen, ging er auch vorüber. Gewaltſam ſchüttelte ſie die Schwäche ab, und ihr Herz mit der rechten Hand faſſend und haltend, ſagte ſie, nicht laut, doch vollkommen deutlich:

„Ja — ich will es.“

„Dann, Bruder Fremar,“ ſagte der Geiſtliche, „bitte, treten Sie vor, begrüßen Sie Ihre Braut und führen Sie dieſelbe nachher mit uns in die Kirche, damit die heilige Handlung noch in dieſer Stunde vollzogen werden könne. Auch Sie frage ich aber, ob Sie gewillt ſind, dieſem jungen Weſen, das ihrem Glauben und ihrer Zuverſicht ein großes, ſehr großes Opfer gebracht hat, indem ſie ſich allein dem Schutz vollkommen fremder Menſchen anvertraute und eine weite, gefahrvolle Reiſe zurücklegte, ein treuer und liebender Gatte zu ſein, und ſie zu hegen und zu pflegen und in der rechten Bahn zu halten Ihr ganzes Leben lang?“

„Ja,“ erwiderte eine wohlklingende männliche Stimme, und als Berchta ſcheu, ja erſchreckt die Augen der Richtung zu aufſchlug, ſah ſie ſich zum erſten Male dem beſtimmten Bräutigam gegenüber.

Bruder Fremar war gerade nicht, was man einen ſchönen Mann nennen konnte; er war ſchlank, aber etwas mager, ſeine Haut auch von der heißen Sonne der Tropen gebräunt, ſein Kinn etwas breit und ſehr glatt raſirt, und das volle braune Haar beſchattete eine etwas zu tiefe Stirn, aber ſonſt ließ ſich ein vorherrſchend gutmüthiger Ausdruck in ſeinen Zügen nicht verkennen, ſeine dunkelbraunen Augen blickten Berchta ehrlich und offen an, und um die feingeſchnittenen Lippen, zu denen nur das etwas zu breite Kinn nicht paßte, zog ſich ein freundliches Lächeln.

Aber dieſe dunkelbraunen Augen hafteten auch in freudigem, bewunderndem Staunen an der lieblichen Erſcheinung, die hier die wilde Küſte betreten und ſein — auf ewig ſein werden ſollte. War es denn möglich, war es denkbar, daß ihm der Himmel ein ſolches Glück geſendet.

Berchta begegnete dem Blick. Das war der Mann, den ihr der Himmel beſchieden, um mit ihm Freud' und Leid zu tragen und Gefahren und Laſten zuſammen zu begegnen. Er hatte ſein ganzes Leben der Sache geweiht, die ſie von ihrer früheſten Jugend an gewohnt war als eine heilige zu verehren, ſie ſich entſchloſſen, an ſeiner Seite zu ſtehen. Jetzt half es nichts mehr, ſcheu zurückzuhalten, und plötzlich, mit einem raſchen Entſchluß die Hand gegen ihn ausſtreckend, ſagte ſie:

„Mit Gott habe ich das Werk begonnen, mit Gott will ich es zu Ende führen. Hilf Du mir dabei mit allen Kräften und ſei meine Stütze und mein Stab, wenn ich wankend werden ſollte.“

„Das will ich von Herzen,“ rief der junge Miſſionär, indem er auf ſie zutrat und ihre Hand ergriff, und in Gegenwart Aller zog er ſie langſam an ſich und küßte ihre Stirn, und vor Berchta's Augen ſtand der Schölfenſtein, ſtand ihr alter Vater und der Vetter Franz, ſtand der Diaconus und der fremde Miſſionär, und das Licht, das über Alle floß, ging von der Geſtalt ihrer ſeligen Mutter aus, die ſegnend ihre Hände über ſie breitete.

Von da ab wußte ſie wenig mehr, was mit ihr noch geſchah. Sie ſah, daß eine ähnliche Ceremonie mit ihrer Begleiterin durchgemacht wurde, deren Hand ein anderer, noch ziemlich junger Miſſionär ergriff, dann ſetzte ſich der Zug in Bewegung, und zwiſchen Pandanus- und Guiavenbüſchen durch und unter den Wipfeln ſchlanker Palmen hin ſchritt er der geräumigen, aber nur aus Holzpfeilern, Bambusſtäben und Palmenblättern errichteten Kirche zu, in welcher jetzt die heilige Handlung der Doppeltrauung verrichtet werden ſollte.

Es war ein eigenthümliches Gebäude, und ſogar Berchta, von anderen Gefühlen bewegt, konnte nicht umhin, einen Blick um ſich her zu werfen, denn ſo fremd, ſo außergewöhnlich kam ihr Alles vor.

Dieſe Kirche — wie man das für den Gottesdienſt beſtimmte und dazu beſonders hergerichtete Haus immerhin nennen mußte — war oval gebaut, ähnlich wie die meiſten der aus Bambusſtäben aufgeſtellten Wohnungen der Eingeborenen. Ihre Höhe mochte etwa zwanzig Fuß betragen. Starke Balken einer dunkeln, außerordentlich harten Holzart ſtützten ſie und bildeten auch ihre Außenwände, ſtanden aber dort immer in etwa zehn Schritt Entfernung voneinander, während man die Zwiſchenräume mit geſpaltenem Bambus, künſtlich ineinandergeflochten, ausgefüllt hatte. Das Dach beſtand aus einer Maſſe feſt zuſammengeſchnürter Blätter einer Fächerpalmenart und wurde von rothen Schnüren durchwebt. Ueberhaupt hatten es ſich die Eingeborenen nicht verſagen können, hie und da buntfarbige Verzierungen anzubringen. Die Balken waren an ihren oberen Enden blau und roth bemalt und mit kleinen Büſcheln des Arrowroot-Baſtes geſchmückt und ſelbſt einzelne Bambusſtreifen der Mittelwände gefärbt, ſo daß ſie durch das Flechtwerk eine Art von Muſter darſtellten.

Merkwürdig und eigenthümlich aber war, daß man das ganze Gebäude gerade über dem hier niederplätſchernden Bergbach aufgeſtellt, der jetzt ſeine klare Fluth mitten durch das Gotteshaus trieb und es dadurch gewiſſermaßen in zwei Theile ſchied. Im Anfang machte es auch einen ſonderbaren Eindruck auf den unvorbereiteten Fremden, — er war dergleichen aus der Heimath nicht gewöhnt — aber er verſöhnte ſich bald damit, wenn der Gottesdienſt begann und zu dem Singen der einfachen Hymnen und der feierlichen Rede des Geiſtlichen der Waldbach ſeine freundlichen Accorde murmelte. Und wie brünſtig beteten hier die Indianer zu dem neuen Gott, da ſie ſchon gewohnt waren, die alten, jetzt verbannten Götter in der Nähe des Waſſers zu verehren. Es war in der That noch ein Ueberbleibſel aus der Heidenzeit, ohne daß es die Miſſionäre vielleicht ahnten — aber auch gewiß ein völlig unſchuldiges, wie das Rauſchen der Palmen über dem Blätterdach, oder das Donnern der Brandung an den Riffen draußen.

Die innere Ausſtattung der Kirche zeigte ſich dabei einfach, aber dem Zweck entſprechend. Die Bänke, die rechts und links in zwei langen Reihen ſtanden, mußten aus dem nämlichen Holz gezimmert ſein, aus welchem die Balken beſtanden, und an der einen Seite, genau in der Mitte des Ovals, erhob ſich die etwa zehn Fuß hohe Kanzel aus dem gleichen Material, an dem ſogar ein eingeborener Bildſchnitzer — früher vielleicht ein berühmter Fabrikant entſetzlicher und ſchreckenerregender Götzenbilder — den Verſuch gemacht hatte, Engelsköpfe anzubringen.

Es war ihm aber dabei ergangen wie jenem Schildermaler, von dem ja wohl H. Heine erzählt, daß er ſagte: „Nachbar, laßt mich auf Euer

Schild einen rothen Löwen und keinen goldenen Engel malen. Ich bin 'mal dran gewöhnt, und wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, ſo wird er doch wie ein rother Löwe ausſehen." Er hatte auch Engel ſchnitzen wollen, und gewiſſenhaft die kleinen, ziemlich gelungenen Flügel an beiden Seiten ihrer Bausbacken angebracht, aber ſie ſchnitten entſetzliche Fratzen, und manchmal ließ ſich kaum ein menſchliches Geſicht an ihnen erkennen. Doch was that es; die Eingeborenen wußten ja, was ſie bedeuten ſollten, und damit war allen Zwecken auf das vollſtändigſte genügt.

Wie die Bienen ſchwärmten die Eingeborenen herein, um Zeuge der ſeltenen Feierlichkeit zu ſein, und Berchta fühlte, wie ihr das Herz wieder ängſtlich klopfte. Jetzt hätte ſie auch gern um einen Aufſchub der Trauung gebeten; auf eine ſo raſche und ſummariſche Abmachung der ganzen Sache war ſie nicht vorbereitet geweſen. Aengſtlich ſah ſie ſich nach Hilfe um, aber wohin ſie blickte, fiel ihr Auge nur auf die ernſten, feierlichen Geſichter der Miſſionäre, und Mrs. Lowe, die zwiſchen ihr und ihrer Reiſegefährtin ſtand, blickte ſo ſtreng und feierlich nach oben und ſchien ſich ſo wenig in dieſem Moment mit irdiſchen Dingen zu befaſſen, daß das arme Mädchen gar nicht wagte, ſie anzureden. Und die Zeit verging, die Vorbereitungen wurden getroffen, und die nächſte Minute ſchon konnte vielleicht zu ſpät ſein.

„Madame,“ flüſterte ſie da, ſich ein Herz faſſend, „Madame!“

Die alte Dame hörte nicht; ſie ſchaute, wie in ſtillem Gebet, über alles Volk hinweg, ſtarr nach der Decke hinauf. „Madame — theure Madame!“

Ihre Stimme hatte ſich jetzt ſo gehoben, daß die Töne zu dem Ohr ihrer Nachbarin dringen mußten. Außerdem berührte ſie aber auch noch mit der Hand ihren Arm, um ſich darin völlig ſicher zu ſtellen.

Mrs. Lowe drehte, wie erſtaunt, den Kopf nach ihr nieder und ſagte mit ziemlich lauter Stimme: „Was wünſchen Sie, Schweſter?“ Aber ihr Blick haftete dabei nicht auf ihr, ſondern immer wieder, über den Köpfen der Eingeborenen fort, an der Wand des Gebäudes. „Sprechen Sie raſch, denn die heilige Handlung wird gleich beginnen!“

„Iſt es nicht möglich,“ flüſterte Berchta, und ſie mußte ſich gewaltſam zwingen, daß die Worte nur hörbar über ihre Lippen kamen, „daß die heilige Handlung bis morgen oder übermorgen aufgeſchoben wird? Ich bin noch ſo angegriffen von der Reiſe — ſo erregt —“

„Nein,“ ſagte die alte, würdige Dame, indem ſie langſam und leiſe mit dem Kopfe ſchüttelte, ohne aber ihre Stellung im mindeſten zu verändern, „denn Ihr werdet heute Abend noch Beide die Inſel verlaſſen, um Eure Gatten, Sie nach Motua, Sarah nach Lahina zu begleiten. Der Schooner nimmt jetzt ſchon friſches Waſſer und Früchte wie andere Proviſionen an Bord.“

„Noch heute Abend?“

„Ja, mein Kind. Bis Motua, wo Sie ausſteigen, fahrt Ihr Beide zuſammen und behaltet Eure alte Kajüte, wie auch Eure ſämmtlichen Sachen noch an Bord ſind. Dort iſt Eure neue Station. Von Motua aus ſetzt Sarah allein mit ihrem Gatten den Weg fort.“

„So bleiben wir nicht zuſammen?“

„Nein; — aber ruhig jetzt! Die heilige Handlung beginnt; wir dürfen ſie nicht unterbrechen.“

Berchta ſeufzte tief und angſtvoll auf. Es war zu ſpät. Aber was lag auch daran, ob ſie den heiligen Act auf einen Tag, auf wenige Stunden hinausſchob. Ihr Wort hatte ſie gegeben und mußte es halten, war auch feſt entſchloſſen dazu, was nützte da längeres und thörichtes Sträuben!

Jetzt beſtieg Mr. Lowe die Kanzel, und während Todtenſtille in dem weiten Raum herrſchte, begann er nach einer kaum minutenlangen Pauſe eins der dort ſchon genugſam bekannten Geſangbuchslieder, in das die Gemeinde aber ſchon beim zweiten Tact und ohne ein Buch zu haben gleichzeitig und melodiſch einfiel, und ſechs oder acht Verſe wurden ſo gewiſſenhaft durchgenommen. Jetzt endlich war der Geſang beendet, und die Predigt begann in der Sprache der Eingeborenen. Aber ſo melodiſch und beſonders vocalreich ſie auch ſein mochte, die ſcharf abgeriſſenen, ja faſt gehackten Sätze, mit einer ſchnarrenden, unangenehm lauten Stimme geſprochen, klangen nicht ſo, und den Sinn, obgleich ſie ſich des Idioms mächtig geglaubt, verſtand Berchta trotzdem nicht. Sie konnte ihren Geiſt nicht dazu ſammeln. Und der wackere alte Herr wurde dabei nicht fertig. Immer wieder von neuem, wenn er manchmal ſeine Stimme geſenkt und friſch Athem geholt hatte, ſetzte er ein, und die übrigen Miſſionäre ſchienen ſelber ungeduldig zu werden

— nur Mrs. Lowe ſtand wie aus Stein gehauen.

Da plötzlich, und noch eben in voller Begeiſterung, brach er ab, und in ſeine gewöhnliche Redeweiſe zurückfallend, ſagte er vollkommen ruhig:

„Und nun laßt uns daran gehen, geliebte Brüder und Schweſtern, das Band zu knüpfen, das vier glückliche Menſchen machen und dieſen Inſeln Heil und Segen bringen ſoll. Bruder Rosbane, ich dürfte Sie wohl bitten, die heilige Handlung, die wir dann wieder mit einem Lied beſchließen wollen, vorzunehmen?“

In der Kirche entſtand jetzt große Unruhe; die Eingeborenen, denen die Sache auch etwas lange gedauert haben mochte, räusperten ſich, flüſterten miteinander und ſtanden meiſt von ihren Sitzen auf. Mr. Lowe kam dabei langſam von der Kanzel herunter, und Bruder Rosbane übernahm die Leitung des Ganzen, das allerdings feierlich, aber doch wie eine Art von Geſchäftsſache, nach der vorgeſchriebenen Form beendet wurde. Berchta folgte dabei wie ein Opferlamm zur Schlachtbank. Sie hatte keinen Willen mehr, und das ganze Fremdartige der Umgebung betäubte ſie, ja ſchüchterte ſie ein.

Der Actus wurde natürlich in engliſcher Sprache gehalten und ging verhältnißmäßig raſch von ſtatten. Wie es ſchien, war ſchon Alles, was dazu gehörte, vorher in der Sprache der Eingeborenen von der Kanzel geſagt worden, und freilich hatte Berchta von dem nur ſehr wenig, Sarah gar nichts verſtanden. Darauf konnte aber natürlich in dieſem Fall keine Rückſicht genommen werden, und das entſcheidende „Ja" trat an die beiden Bräute heran, ehe ſie ſich deſſen nur klar bewußt waren. Aber es wurde geſprochen, leiſe zwar und kaum hörbar, aber doch verſtändlich für die Zunächſtſtehenden; dann ſegnete der Geiſtliche die beiden Paare ein, und unmittelbar danach begann Bruder Lowe den ſchon vorher angekündigten Geſang, in welchen jetzt die Gemeinde laut und mit gutem Willen einſtimmte.

Der Miſſionär Fremar trat jetzt wieder zu ſeiner jungen Frau, küßte ſie leicht, aber freundlich auf die Stirn und wendete ſich dann zu den Uebrigen, um ihnen ringsum die Hand zu ſchütteln.

Berchta ſtand allein; die alte Mrs. Lowe hatte ſich zu ihr gewendet und ihr ein paar weit mehr ermahnende als herzliche Worte geſagt, deren Sinn ſie nicht einmal verſtanden. Sie reichte ihr dabei die Hand, und das arme junge Weſen, in ſeiner furchtbaren Aufregung, wollte ſie an ſich ziehen. Mrs. Lowe wußte aber vielleicht beſſer was ſich ſchickte.

„Mein liebes Kind," ſagte ſie ernſt, indem ſie ihr die Hand entzog, „faſſen Sie ſich; bedenken Sie, wo Sie ſind. Nur kein Aufſehen hier in Gottes Haus erregen!" Und ſich von ihr wendend, ſchritt ſie hinüber zu Sarah, die ſtill und demüthig, mit niedergeſchlagenen Augen, noch immer auf der nämlichen Stelle ſtand.

Berchta rang nach Luft, die ſchwül und drückend auf ihr lag. Es war ihr in dieſem Augenblicke, als ob ſie von allen Menſchen verlaſſen ſei und allein und einſam auf der weiten Welt ſtehe. Und war denn Niemand da, der ihr nur ein einziges herzliches Wort hätte ſagen können? Angſtvoll ſuchte ihr Blick umher, da fiel ihr Auge auf den treuen alten Claus, der hinter ihr etwas zur Seite ſtand und mitleidsvoll nach ihr herüberſchaute — das war ein Gruß aus der Heimath — mit Blitzesſchnelle tauchte das alte Schloß und die gramgebeugte Geſtalt ihres Vaters dort vor ihr auf, und ehe ſie ſelber wußte, was ſie that, ſchwankte ſie auf den alten treuen Diener zu, lehnte ihr Haupt an ſeine Bruſt und jetzt — jetzt zum erſten Male floſſen die zurückgehaltenen Thränen und löſten den Schmerz in ihrem lindernden Strome auf.

Sie ſah nicht das Erſtaunen der Miſſionäre oder den entrüſteten Blick, den Mrs. Lowe nach ihr hinüberſchleuderte; ſie fühlte nur, daß ſie hier — hier ein Herz hatte, das noch mit treuer Liebe an ihr hing, und alles Andere war in dem Moment vergeſſen.

Am meiſten in Verlegenheit gerieth freilich Claus ſelber; er war blutroth geworden, aber das Mitleiden mit dem armen, wie er glaubte, verlaſſenen Kinde gewann doch raſch bei ihm die Oberhand.

„O mein gütiger Gott!" flüſterte er leiſe vor ſich, indem er die zitternde Geſtalt der Armen mit ſeiner ſehnigen Hand unterſtützte, „ob ich es mir nicht gedacht habe — ob ich es mir nicht gedacht habe. Und jetzt ſitzen wir mitten im Waſſer und können nicht wieder fort. O das Unglück, das Unglück!"

Die Worte brachten Berchta wieder zu ſich ſelber. Claus durfte einen ſolchen Verdacht nicht faſſen. Es war ihr freier Wille geweſen, hierherzukommen. Sie hatte gewußt, was ſie hier erwartete; ſie durfte ſich jetzt, da es geſchehen, nicht ſchwach und kindiſch zeigen.

„Nein, Claus," flüſterte ſie, ſich emporrichtend, „kein Unglück — nur der Gedanke an das Vaterhaus überkam mich. Jetzt iſt es vorbei. Es iſt gut — Alles iſt gut, oder — wird noch gut werden — habe nur keine Furcht — ich werde glücklich — glücklich ſchon in dem Bewußtſein, ein gutes Werk vollbringen zu helfen, und dann auch Andere glücklich machen. Ich weiß nur nicht, was mich für einen Augenblick überkam; jetzt iſt es vorbei." Und mit den Worten ſchüttelte ſie die Thränen von den Wimpern und wendete ſich wieder gegen ihren Gatten, der jetzt von allen Uebrigen die Glückwünſche angenommen hatte und auf ſie zukam.

„Ja," brummte Claus leiſe vor ſich hin, indem er ihr mit düſterem Blick nachſah. „Jetzt iſt es vorbei — Alles vorbei. Wenn uns doch der —" er zerbiß ein hartes Wort zwiſchen den Lippen, denn er mochte wohl ſelber fühlen, daß es an den Ort nicht ſo recht paßte.

7.

Nach der Trauung.

Jetzt kam aber auch reges Leben in die Verſammlung; die Ceremonie war nicht allein vorüber, ſondern die Gemeinde auch hungrig geworden, und Alles drängte nun hinaus in's Freie, um theils die eigene Wohnung aufzuſuchen, theils aber auch die Vorbereitungen zu der gemeinſchaftlichen Mahlzeit zu treffen, welche heute aus Anlaß der feierlichen Gelegenheit von den Miſſionärfamilien gehalten werden ſollte.

Ein paar von den Eingeborenen waren ſogar während der Kirche ſchon mit der Hauptſache zu Ende gekommen, nämlich einige junge Spanferkel auf die ihnen eigenthümliche und vortreffliche Weiſe zu backen, und in der dicht neben der Kirche befindlichen Wohnung des ehrwürdigen Mr. Lowe, die ſich geräumig genug zeigte, ſämmtliche Gäſte zu faſſen, war ein großer Tiſch aufgeſtellt. Da aber die Seſſel doch nicht zureichten, hatte man raſch einige lange Bambusbänke conſtruirt, und dort wurde jetzt gedeckt.

So viel des Neuen war den Eingeborenen freilich lange nicht geboten worden, als gerade heute, und ein ewiges Flüſtern ging durch ihre Reihen, während Einzelne, was man ihnen gut genug anſehen konnte, am liebſten geradeheraus gelacht hätten, — wenn ſie nur eben gedurft. Aber die Scheu und Ehrfurcht vor den Mitonares, wie ſie die Miſſionäre nannten, war doch zu groß und ließ eine laute Fröhlichkeit, wenigſtens in ihrer Gegenwart, nicht zum Ausbruch kommen.

Am meiſten intereſſirte ſie jedenfalls der „grüne Mann“, welchen Namen Claus augenblicklich bekam, ſo wie er nur den Boden dieſer Inſeln betrat; ja ſelbſt in Tahiti war er noch — natürlich ohne es ſelber zu wiſſen — unter dieſer Bezeichnung in der Erinnerung des fröhlichen, leichtherzigen Volkes geblieben. Männer mit ſchwarzen Kleidern hatten ſie in Menge geſehen — ſehr viele — auch in rothen und blauen, wenn die Matroſen der dort zu Zeiten anlegenden Wallfiſchfänger manchmal in ihren rothen oder blauen Hemden an's Land kamen; aber ein Weiſser in einem ſolchen entſchieden grünen Rock war ihnen denn doch noch nicht vorgekommen, und ſie konnten ſich nicht ſatt an ihm ſehen. Ebenſo aber fiel ihnen Sarah mit ihren ganz hellblonden, faſt weißen Haaren und ebenſo merkwürdig hellblauen Augen auf. Wenn man hineinſah, war es gerade, als ob man im Sonnenſchein, draußen außerhalb der Riſſe, in die tiefe See hinabſchaute.

Und wer war der Alte überhaupt? Der fremden weißen Frau Vater? Aber das ſah ihnen auch nicht ſo aus, denn da betrug er ſich zu ehrfurchtsvoll gegen ſie. Der Gedanke, daß er ein Diener ſein könne, kam ihnen nicht; die Weißen machten ja keine Gefangenen, und die nur durften dienen und Sclavenarbeit verrichten. Jedenfalls war es ein armer Verwandter, und damit beruhigten ſie ſich endlich, denn das kam ja auch bei ihnen faſt in jedem Haushalt vor, daß ſolche „arme Verwandte“ mit durch's Leben geſchleppt wurden und gegen ihre Wohlthäter ſich dann ſelbſtverſtändlich auch ehrfurchtsvoll betragen mußten.

Das Eſſen war indeſſen bereitet, und Berchta bekam zum erſten Mal Gelegenheit, mit ihrem Gatten ein paar Worte zu wechſeln und ihn aufmerkſamer als bisher zu betrachten. Er ſprach lieb und gut mit ihr. Er hatte ihre Hand ergriffen und war mit ihr an den Strand hinabgegangen, wo er ihr ſagte, wie glücklich es ihn mache, daß ſie gerade ſeiner Bitte gefolgt ſei und ihm hier die Laſten und Mühen der Miſſion wolle getreulich tragen helfen. Sie ſolle es auch nie bereuen; er wolle Alles thun, was in ſeinen Kräften ſtehe, um ihr das einſame Leben auf Motua, wohin ihr Ziel läge, erträglich zu machen. Sie ſolle ſich auch nicht vor dem wilden Lande fürchten; das Volk ſei gut und brav, nur leider noch von blindem Heidenthum befangen, und ihnen wäre deshalb das Glück vorbehalten, es davon zu befreien und der ewigen Seligkeit zu gewinnen. Könne es ein ſchöneres Loos auf der Welt geben? Er wiſſe freilich nicht, wie er ſolch ein Glück verdient habe, ſie gerade die Seinige zu nennen, und er wolle ſich ihr gewiß ewig dankbar dafür zeigen.

Sein dunkelbraunes, gutes Auge glänzte, während er ſo ſprach, was dem ſonſt eigentlich zu ruhigen Geſicht Leben und Ausdruck verlieh.

Thomas Fremar mochte ungefähr vierzig Jahre zählen, vielleicht war er noch nicht einmal ſo alt, und der längere Aufenthalt in einem heißen

Klima hatte nur dazu beigetragen, ihn älter ausſehen zu machen. Schön konnte an ihm eigentlich nichts genannt werden als ſeine Augen und die beiden Reihen tadelloſer Zähne, weiß wie Elfenbein, und doch war er nicht häßlich, nur etwas weichlich in ſeinem ganzen Weſen, wie ſich auch der Druck ſeiner Hand anfühlte. Man traute dem Mann auf den erſten Blick kaum zu, daß er irgend welche Energie entwickeln könne.

Indeſſen hatten die Miſſionäre in ihrem Hauſe eine Berathung über eine höchſt eigenthümliche Sache, und zwar die, ob man dem mitgekommenen Begleiter der jetzigen Schweſter Bertha — wie ſie von den Miſſionären genannt wurde — geſtatten ſolle, mit an dem Tiſch zu eſſen, oder ob er ſeinen Platz beſſer bei den Eingeborenen erhielte. Daß es ein früherer Diener des Hauſes ſei, wußte man. Sarah hatte das auch beſtätigt, und Bruder Rosbane geſtand aufrichtig, daß ihm dieſe Beigabe eines „weißen Mannes“ in der Miſſion nicht beſonders angenehm ſei, da man nie voraus wiſſen könne, wie er ſich betragen werde. Traurige Beiſpiele hatten ſie da genug an weggelaufenen Matroſen anlegender Schiffe gehabt, und es war bis jetzt überhaupt unerhört geweſen, daß ſich die Frau eines Miſſionärs einen männlichen Diener mitgebracht. Der von der Miſſionsgeſellſchaft erhaltene Brief ging aber über die Urſache des Thatbeſtandes leicht hinweg und autoriſirte nur den beſagten Claus Vetter, wie der Mann hieß, bei ſeiner Gebieterin zu bleiben, wobei man die Hoffnung ausſprach, daß er ſich allen auf den Inſeln beſtehenden Geſetzen auf das ſtricteſte fügen würde. Aber in welches Verhältniß trat er jetzt auf der Miſſion? denn daß er als Diener hier weiter exiſtiren könne, ſchien undenkbar, und das Schlimmſte dabei war, daß gerade dieſer erſte Tag, ſein erſter Empfang von Seiten der Miſſionäre auf den Inſeln, darüber entſcheiden müſſe, ob er als gleichberechtigter oder untergeordneter Weißer behandelt werden könne.

Die Meinungen ſchienen getheilt, und Bruder Fremar, dem darin eigentlich eine entſcheidende Stimme zuſtand, da er ja mit dem Mann beſonders verkehren ſollte, war abweſend. Da entſchied endlich Bruder Rosbane, indem er erklärte, es ſei ihm nicht recht, daß der alte Mann mit herübergekommen wäre, wie aber die Sache einmal ſtände, würde es große Schwierigkeiten haben, den Eingeborenen den wahren Thatbeſtand zu erklären, und viel beſſer ſei es da, ſie nicht glauben zu machen, daß ſie mit dem Miſſionsſchiffe auch ſolche Leute herübergeſchickt bekämen, die nicht mit der Miſſion in genaueſter Beziehung ſtünden. Der Mann ſei ſchon in den Jahren und ſcheine von harmloſem Charakter; die Miſſionsgeſellſchaft drüben würde ſich außerdem jedenfalls genau nach ihm erkundigt haben, ehe ſie ihm die Erlaubniß ertheilte, mitzureiſen, und es wäre ja möglich, ihn vielleicht ſpäter, wenn er ſich erſt richtig eingewohnt, auch in paſſender Weiſe zu verwenden. Das ginge indeß nicht an, wenn ſie ihn hier als untergeordneten Diener eingeführt, und da ſich die meiſten Miſſionäre, ſelbſt Mrs. Lowe, dieſer Anſicht anſchloſſen, beſtimmte man endlich, daß er mit am großen Tiſche ſpeiſen ſolle. Außerdem wurde der Vorſchlag gemacht, den Mann zu veranlaſſen, wenigſtens während des Eſſens ſeinen etwas auffallend grünen Rock auszuziehen und einen ſchwarzen Frack anzulegen. Bruder Lowe hatte noch, wie er erklärte, einen alten, der ihm etwa paſſen würde, und es ſah doch etwas anſtändiger aus.

Hierin hatten ſie indeſſen die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sarah mußte dolmetſchen, Claus verſtand aber kaum, um was es ſich handle, als er auf das beſtimmteſte erklärte, er werde unter keiner Bedingung eine ſolche „ſchwarze Jacke“ anziehen und ſich lächerlich machen. Er habe es nicht einmal bei ſeiner Confirmation gethan, und jetzt ſtecke er in ſeinem grünen Rock und bleibe drin. Am Tiſch brauche er überhaupt nicht mit zu ſpeiſen; ſie ſollten ihm nur etwas zu eſſen geben, denn er wäre mordmäßig hungrig geworden, nachher wolle er ſich mit Vergnügen dazu unter einen grünen Baum ſetzen. Es ſei überdies eine ſo lange Zeit vergangen, ſeit er keine grünen Bäume geſehen habe — er ſehne ſich danach.

Mit dem alten Burſchen war nichts anzufangen, und es blieb alſo nichts Anderes übrig, als ihn zu nehmen, wie er eben war, das heißt im grünen Jagdrock.

Claus indeſſen, als ihn Sarah verließ, hatte mit nicht geringem Erſtaunen eine Anzahl von Eingeborenen beobachtet, die mit kleinen hölzernen Spaten einen niedrigen Erdhügel umzugraben begannen. Er zerbrach ſich dabei den Kopf, was ſie damit bezweckten. Steckte vielleicht irgend ein fremdländiſches Thier — irgend eine ſüdſeeländiſche Hamſterart — darunter, das ſie auszugraben gedachten? Aber war es denkbar, daß der ſich ſo nahe zwiſchen die Wohnungen der

Menſchen wagen würde? Er ſollte nicht lange im Zweifel bleiben, und ſein Erſtaunen wuchs, als er gleich darauf nicht etwa die Röhren eines unterirdiſchen Baues, ſondern grüne, etwas verwelkte Blätter und dazwiſchen ein äußerſt angenehm duftendes und braungebratenes Spanferkel entdeckte, dem gleich darauf ein zweites und drittes folgte.

Das war ein Kochofen? — und wo um des Himmels willen machten ſie da das Feuer an, um das Fleiſch gahr zu bekommen? denn auch nicht die Spur von Kohlen war zu erkennen. Aber die Eingeborenen faßten lachend die Spanferkel bei Kopf und Schwanz an und hoben ſie in die Höhe, und da fielen eine Menge runder Bachkieſel heraus, die ſelbſt jetzt noch heiß waren und damit deutlich genug verriethen, wie die kleinen Schweinchen gebraten worden waren.

Jetzt aber begann auch die Mahlzeit, denn damit durfte nun nicht mehr gezögert werden. Von allen Seiten kamen junge Mädchen herbei, von denen die einen Früchte, andere geröſtete Brotfrucht, andere Fiſche trugen. Schüſſeln gab es dabei nicht. Sämmtliche Speiſen auf dem Tiſch wurden auf grünen breiten Blättern ſervirt, die allerdings den nämlichen Dienſt verrichteten, und nur Teller ſchienen genügend vorhanden, um alle Gäſte damit zu verſehen. Ebenſo wenig fehlte es an Meſſern, Gabeln und Löffeln, und bei jedem Couvert ſtand dabei eine geöffnete grüne Cocosnuß als Getränk, denn Wein oder Branntwein war bei den Miſſionären ſtreng verboten und durfte nicht einmal von irgend welchem Schiffe an Land gebracht werden.

Vor Tiſch hielt Mr. Rosbane ein allerdings etwas ſehr langes Tiſchgebet, das die heutige Predigt noch einmal recapitulirte und einige andere Gedanken daran knüpfte, und Claus, der ſich überhaupt nicht wohl an einem Tiſch mit „dem gnädigen Fräulein“ fühlte, griff wohl zehnmal indeſſen ganz in Gedanken nach Meſſer und Gabel und ließ ſie, immer erſchreckt, wieder los, wenn der neben ihm ſitzende Miſſionär langſam, aber ernſt den Kopf nach ihm umdrehte.

Endlich fand ſich auch hier der Schluß, und die delicaten Speiſen, denen er wacker zuſprach, ließen in der That nichts zu wünſchen übrig.

Selbſt Berchta war heiterer geworden. Sie ſaß neben ihrem Gatten, und während ſie ſich des frugalen, echt landesthümlichen Mahles freute, ſprach Fremar mit ihr in ſeiner gewöhnlichen milden Weiſe, erklärte ihr Manches, das ſie noch nicht kannte, und erzählte ihr von dem künftigen Leben, das ſie da drüben auf Motua führen würden, und das er ihr dabei mit den freundlichſten Farben ausmalte. Berchta fühlte auch, daß ſie das Schlimmſte überſtanden habe; der erſte Moment des Eintreffens war vorüber, und wenn ſie hier ſah, wie freundlich und geſittet ſich ſelbſt die „Wilden“ betrugen, was ſie jedoch nur dem wohlthätigen Einfluß zuſchreiben konnte, den die Miſſionäre auf ſie ausgeübt, ſo ging ihr das Herz in dem Bewußtſein auf, jetzt bald ſelber thätig und heilbringend in die Verhältniſſe einer andern Inſel eingreifen zu können und dort das nämliche Reſultat hervorzurufen.

Auch alle übrigen Miſſionäre waren gut mit ihr und ſchienen ſich Mühe zu geben, ihr die erſte Stunde oder doch den erſten Tag auf dem Boden, der von jetzt an ihre Heimath bilden ſollte, angenehm zu machen. Nur die alte Mrs. Lowe — oder Schweſter Lowe, wie ſie genannt wurde — wich davon ab. Wenn ſie wirklich ein Wort zu ihr ſprach, ſo war es immer nur eine Ermahnung oder irgend eine, wenn auch noch ſo verſteckte Rüge über etwas, was ſie gethan oder nicht gethan, und ein Lächeln hatte ſie noch nicht auf ihren Lippen geſehen. Die Indianer ſchienen ſie auch in der That mehr zu fürchten, als einen der Miſſionäre ſelber, und wie ſie nur den Kopf bei Tiſch halb zur Seite drehte, flogen ſchon drei oder vier herbei, um zu erfahren was ſie etwa wünſche.

Allerdings hatte ſich nun Berchta ſchon auf der Reiſe von Tahiti hierher vorgenommen gehabt, ſo wie ſie die erſte Miſſion erreiche, ſich ſelber bei den Eingeborenen nach ihrem Leben, der Art, wie ſie lernten, und manchem Andern zu erkundigen; aber wie wäre das in den wenigen Stunden, die ihr hier blieben, möglich geweſen? Sie vergingen ihr in ungeahnter Schnelle, und ſie hatte das Neue hier noch nicht einmal in ſeinen größeren Umriſſen erfaßt, als Mr. Rosbane ſchon wieder die beiden jungen Paare ermahnte, ſich zum Aufbruch bereit zu halten, da der Schooner in etwa einer Stunde, und zwar ehe die Ebbe vollſtändig ausgelaufen war, ſeinen Anker lichten ſollte, um die Ausfahrt mit günſtiger Strömung zu gewinnen. That er das nicht, ſo mußte er bis morgen früh hier liegen bleiben, denn in dunkler Nacht durfte er nicht wagen, zwiſchen den eng zuſammenliegenden Brandungswellen durchzuſteuern.

Das war freilich nur eine kurze Raſt geweſen, aber es erſparte auch eine Menge Mühe, denn die Sachen der Paſſagiere brauchten gar nicht an Land geſchafft zu werden, und überdies bekamen ſie ja doch auch — je früher ſie dort eintrafen, deſto eher eine Heimath, und das blieb vor Allem die Hauptſache.

„Und wohnten ſchon Weiße auf Motua?“

„Nein. Früher hatten die Miſſionäre einmal eine Station dort errichtet, waren aber, obwohl man ihnen ſonſt kein Leid zufügte, von den Wilden nicht geduldet worden. Die frommen Männer glaubten es mit Geduld zu erzwingen, aber eines Tages wurden ſie von einem Trupp Eingeborener überfallen, mit ihren ſämmtlichen Sachen in Canoes gepackt und hier nach Laua geſchafft, wo man ſie an einem Felſenvorſprung ausſetzte. In Laua zeigten ſich die Eingeborenen freundlicher, und es gelang ihnen endlich, das Oberhaupt des Stammes von der wahren Lehre zu überzeugen. Seit der Zeit hatten ſie raſche Fortſchritte gemacht und jetzt ſchon wenigſtens den dritten Theil der Inſel ihrem Glauben gewonnen.“

„Und jetzt ſoll in Motua der Verſuch erneuert werden?“ fragte Berchta, doch von dem eben Gehörten etwas eingeſchüchtert, denn auf einen freundlichen Empfang durften ſie in dem Fall nicht rechnen.

„Nein, mein Kind,“ ſagte der alte Mr. Rosbane freundlich, „haben Sie keine Furcht. Wir ſind diesmal von dem König, der auf Motua herrſcht, ſelber gebeten worden, weiße Männer hinüberzuſenden, und dieſer hat auch ſchon Wohnungen für ſie herrichten laſſen und ihnen einen Diſtrict Land und viele Cocospalmen angewieſen. Ja, ſo ungeduldig war er, ſie drüben zu ſehen, daß erſt vor wenigen Tagen ein Canoe von dort herüberkam, um anzufragen, ob man denn ſeiner Einladung nicht Folge leiſten wolle.“

„Der König ſendete es ſelbſt?“

„Der König und die Königin!“

„Die Königin?“ hauchte Berchta, und auf's neue ſtieg vor ihrem Geiſt jenes Traumbild empor, wo das junge, wunderbar ſchöne indianiſche Weib flehend die Arme nach ihr ausſtreckte, als ob ſie bei ihr nur Hilfe ſuche.

„Dann mit Gott!“ murmelte ſie leiſe. „O, wie gern will ich ja Alles ertragen, Alles dulden, wenn ich nur jener ſtillen Welt den wahren Frieden bringen kann.“

„Und das wird geſchehen,“ ſagte Rosbane

freundlich. „Haben Sie guten Muth. Der Anfang wird ſchwer ſein; Sie werden Manches entbehren müſſen, was Sie daheim vielleicht gewohnt geweſen; aber der Lohn iſt ja auch dafür deſto reicher; das eigene Bewußtſein ſchon, dem Himmel ſo viele Seelen gerettet zu haben, zahlt das Alles hundert- und tauſendfach.“

Von jetzt an war es, als ob eine eigene ſtille Heiterkeit in ihr Herz eingekehrt ſei. Sie ſchaute in das liebend und vertrauend zu ihr erhobene Antlitz des Gatten und war ſich in dem Augenblick bewußt, daß nichts als der Tod ſie hindern könne, das Begonnene auch wacker durchzuführen.

Aber jetzt lief die Zeit auch ab, die ihnen noch auf Laua geſtattet worden. Die Canoes lagen ſchon bereit, die ſie wieder an Bord führen ſollten, und die Miſſionäre fingen ſchon an, von den jungen Paaren Abſchied zu nehmen. Da ſchritt Mrs. Lowe feierlich und mit der ihr innewohnenden Würde auf Berchta zu, und dieſe ſah überraſcht zu ihr auf, denn in ihren Händen trug ſie einen jener wunderlich geformten Kohlenſchaufelhüte, aus grobem Stroh ziemlich roh geflochten. War das ein Geſchenk für ſie?

„Schweſter Bertha,“ ſagte die alte, ehrwürdige Dame dabei und warf ihr einen ſtrengen

Blick zu, denn ſie hatte vielleicht den faſt muthwilligen Zug bemerkt, der um Berchta's Lippen zuckte, „ich habe Ihnen hier ein Muſter mitgebracht, wie Sie auf Motua die Hüte für alle ſolche der eingeborenen Frauen herzurichten haben werden, welche ſich dem wahren Glauben erſchließen, da ihr heidniſcher Kopfſchmuck und andere abgöttiſche Zeichen und Zierrathen natürlich nicht mehr geduldet werden können."

„Aber, beſte Schweſter Lowe," ſagte Berchta mit ihrer lieben, gewinnenden Stimme, „als Muſter iſt der Hut doch eigentlich nicht hübſch genug. Wollen Sie das nicht mir überlaſſen?"

„Nein," erwiderte Mrs. Lowe, durch die Zwiſchenfrage nicht eben freundlicher geſtimmt. „Bruder Fremar hat ſchon ſeine vollen Inſtructionen, in denen die übliche Tracht für alle chriſtlichen Frauen feſt beſtimmt iſt. Sie werden ſich daran gewöhnen müſſen, daß wir in dieſem Theil der Welt nicht mit den Moden jeden Monat wechſeln, wie Sie es vielleicht daheim gewohnt geweſen."

„Ich will mich ja gern jeder hier üblichen Anordnung fügen," ſagte Berchta ſcheu, denn es lag ihr nichts ferner, als die alte Dame zu reizen.

„Das haben wir auch von Ihnen erwartet," nickte Mrs. Lowe, etwas freundlicher; „die Kunſt, das Stroh für die Hüte zu bereiten, kennen faſt alle dieſe Stämme; das Einzige, was Sie dabei zu thun haben werden, iſt, ihnen die richtige Form zu geben, und gerade zu dem Zweck brauchen Sie das Muſter nothwendig. Uebrigens wird Sie Bruder Fremar ſchon in allem Nöthigen unterweiſen."

Gerade als ſie zuſammen ſprachen, liefen ein paar junge eingeborene Mädchen auf ſie zu, erſchraken aber, als ſie die allgefürchtete Mrs. Lowe plötzlich entdeckten, und ſchritten jetzt ſteif und langſam an ihnen vorüber.

Dieſe trugen die Hüte, und Berchta konnte wirklich kaum ein Lächeln unterdrücken, als ſie den wunderlichen Kopfputz näher betrachtete, der, nach oben hoch ausgeſchweift, hinten einer ſtumpf abgeſchnittenen Kanone glich und ſelbſt nach den Schultern hinab ein paar Flügel ſendete. Und darunter die nur dünn bekleideten, ſchlanken und gewandten Geſtalten der Mädchen; es ſah wirklich zu lächerlich aus.

„Alles Uebrige," fuhr da die alte Dame fort, „kann ich Ihnen wohl vorderhand und unter

Bruder Fremar's Leitung allein überlaſſen, denn von Zeit zu Zeit kommt doch Bruder Rosbane und mein Mann einmal hinüber, um den Stand der Miſſion zu revidiren."

„Ich werde mir gewiß Mühe geben, alle meine Pflichten getreulich zu erfüllen," ſagte Berchta gedrückt. Die Frau hatte in der That nichts Zutrauenerweckendes für ſie. Wozu dieſe Strenge, ſelbſt mit den Eingeborenen? Hätte ſich das Alles nicht viel beſſer durch Liebe und Freundlichkeit erreichen laſſen? Aber ihr Gatte ſelber ſah nicht ſo aus, als ob er rauh und barſch mit ihnen verfahren würde, und ihnen mußte es ja doch überlaſſen bleiben, wenigſtens die ihnen anvertrauten Inſulaner auch nach ihrer Art zu unterrichten. Und daß ſie ſich die dann ſchon zu Freunden machen wolle, davon war Berchta feſt überzeugt.

Fremar hatte indeſſen noch viel mit den übrigen Miſſionären, beſonders mit Bruder Rosbane, zu beſprechen, denn das jetzige Ziel ihrer Reiſe war ein beſonders wichtiges, da es ſich hier um die Hauptinſel einer größeren Eilandsgruppe handelte, und der Erfolg auch jedenfalls all' die übrigen abhängigen Inſeln nachziehen mußte;

aber der Capitän des Schooners drängte zur Abfahrt, und in der That hatte er nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Die Ebbe ging ſcharf aus und ebenſo neigte ſich auch die Sonne ihrem Untergang. In einer halben Stunde wäre es zu ſpät geweſen.

Jetzt kam der Abſchied, wobei wieder ringsum die Hände geſchüttelt wurden, und die beiden jungen Paare ſtiegen in ein Canoe, das den ſie begleitenden Claus und noch einige Eingeborene aufnahm. Man wollte dieſe letzteren, als beſonders gottesfürchtig, mit hinüber nach Motua ſenden, um den dortigen Eingeborenen gleich ein gutes Beiſpiel zu geben. Bruder Lowe begann dann wieder ſeinen Geſang, in welchen, als Abſchiedsgruß, die Indianer ſofort einſtimmten. Wenige Minuten ſpäter waren die Paſſagiere an Bord des kleinen Fahrzeuges, deſſen Anker in der nämlichen Zeit heraufkam. Noch blieb ihnen die Strömung günſtig, und die leichte Briſe ſtrich am Land hin, ſo daß ſie mit halbem Wind ihre Segel füllen konnten. Bruder Fremar und Adam winkten noch einmal mit ihren weißen Taſchentüchern, und ein lauter Gruß ſchallte vom Lande zurück, dann ſchoß der ſcharfgebaute Schooner zwiſchen die Brandungswellen hinein und darum hin nach Weſten, und von den Abendnebeln überzogen lag Laua bald nur noch wie ein Schatten hinter ihnen.

8.

Aotua.

Und dunkler und dunkler wurde es auf dem Waſſer; die Sterne funkelten aus, und in ſeinem Zenith ſtand aufgerichtet das ſüdliche Kreuz am Himmel. Dort drunten aber glühte und leuchtete das Meer, und durch die im Feuerſchein blitzende Woge glitt der Schooner ſeine ſtille Bahn dahin, die Neuvermählten ihrer Heimath entgegentragend.

Auf dem Verdeck aber ſaßen die beiden jungen Frauen neben ihren Gatten, und ſprachen von den zukünftigen Tagen und bauten Pläne in die linde Luft hinein — liebe, freundliche Pläne von häuslichem Glück und einem frohen Wirkungskreis, von einem glücklichen Volk, dem ſie das Heil bringen wollten, während es jetzt, von blinder

Leidenſchaft erregt, noch ſeinen Götzen Menſchenopfer brachte.

So ſaßen ſie bis faſt um Mitternacht, wonach die jungen Frauen ihre gemeinſchaftliche Koje ſuchten, während die beiden Männer noch lange an Deck oben auf und ab gingen und mitſammen plauderten. Der alte Claus aber lehnte unter ihnen an der Schanzkleidung des Decks, beide Arme auf dieſe gelehnt, und ſchaute träumend auf die phosphoreſcirenden Quallen nieder, die dann und wann mit einem matten Feuerſchein am Schiff vorüberglitten.

Das heute Erlebte ging dem alten treuen Diener im Kopf herum und — gefiel ihm nicht. Was hatte ſein „gnädiges Fräulein" nicht Alles daheim geopfert, um hierher zu kommen und die Heiden mit zum Chriſtenthum bekehren zu helfen, und wie gleichgiltig war ſie eigentlich von Allen empfangen und begrüßt worden, ſelbſt von ihrem jetzigen Gatten. Und der gefiel ihm auch nicht; er ſchien gutmüthig zu ſein, ja; aber daß er gar nichts Männliches in ſeinem ganzen Weſen hatte, wollte ihm nicht behagen. Er ſah weichlich aus wie ein Frauenzimmer, und das ſüße Lächeln dann manchmal! Das war kein Mann, wie er ihn ſich für das gnädige Fräulein gedacht, denn wenn er ſo manchmal daheim bei Tiſche aufgewartet, und der alte Baron von den Miſſionären erzählt hatte und dieſe mit den Kreuzfahrern verglich, die heldenmüthig den Kampf gegen die heidniſchen Götzen aufgenommen, dann zuckte es ihm wohl ſelber durch die Adern, und er wünſchte ſich, dabei zu ſein. Die Miſſionäre, die er hier geſehen, waren nicht ſolche Geſtalten, wie er ſie ſich gedacht. Ebenſo wenig paßten aber auch die Inſulaner, ſowohl die auf Tahiti wie auf Laua, zu dem Bild, das er ſich von ſolchen „Wilden" früher entworfen. Das war ja komiſches und ganz zahmes Volk, und ſie ſangen Geſangbuchsverſe beſſer als die Bauern daheim. An denen war doch wahrhaftig nichts weiter zu bekehren, daß ſie deshalb den entſetzlichen Weg vom Schölfenſtein hierher machen mußten.

Und ſein armes Fräulein! — Wie bleich ſie heute ausgeſehen, wie ſchrecklich bleich und niedergeſchlagen, und jetzt war ſie da an einen Mann ſo Knall und Fall verheirathet, den ſie im Leben früher nie gekannt oder von dem ſie überhaupt etwas gewußt, eine Tochter des Schölfenſtein! Es war ihm manchmal, wenn er darüber nachdachte, als ob das gar nicht möglich ſein könne, als ob das Alles ein wilder, wüſter

Traum ſein müſſe. Und was der alte Herr jetzt wohl daheim machte? Wie er an ſie denken und wie traurig er ſein würde! Lieber Gott, er hatte alle Urſache dazu, denn glücklich war ſein Kind nicht geworden, das glaubte Claus nun und nimmermehr; aber von jeher zeigte ſie ja einen ſtarken Charakter, und deshalb würde ſie auch wohl Alles feſt ertragen. Ein Glück nur, daß er wenigſtens mit herübergekommen, denn daß ſie hier Niemand kränken ſolle, dafür wollte er ſchon einſtehen.

So grübelte Claus vor ſich hin, und wenn er auch dort ſtand und über Bord ſchaute und die Wunder der Tiefe in ihrem glühenden Feuerſchein an ihm vorüberglitten — er ſah nichts mehr davon, denn ſeine Gedanken weilten im alten Schölfenſtein, ſeiner eigenen Heimath, und bei dem ſeiner Sorge anvertrauten Kind, „dem gnädigen Fräulein Berchta.“

Endlich mußte auch er das Lager ſuchen; der Himmel hatte ſich umwölkt, die Briſe aufgefriſcht, und der Schooner ſchäumte vor günſtigem Wind durch die Wogen; aber der Regen goß auch in Strömen nieder, und Claus kroch endlich in ſeine Koje.

Am nächſten Morgen war kein Land in Sicht;

der Schooner lag Nordnordweſt, die Segel alle zum Zerſpringen gefüllt, und das Meer war durch den ſtetig wehenden Wind zu ziemlich hohen Wellen aufgewühlt. Aber das wackere Fahrzeug ſchoß leicht hindurch, ſeine Bahn entlang, bis ſie gegen Abend, freilich noch in weiter Ferne, Land ſichteten. Jetzt wurden einzelne Segel eingenommen, um nicht zu raſchen Fortgang zu machen und das Land zu früh anzulaufen, denn bei Nacht konnte man ja doch nicht die Einfahrt finden; aber lange vor Tag waren die Paſſagiere wieder an Deck, um den erſten Anblick der Küſte nicht zu verſäumen und zu ſehen, wie die noch ziemlich ferne Inſel mehr und mehr, je näher das Fahrzeug kam, aus der See herauswuchs.

Landbewohner ſtellen ſich das erſte Erblicken eines ſolchen Landes auch gewöhnlich ganz anders vor, als ſie es ſpäter wirklich finden, und kommt es zuerſt in Sicht, ſo ſucht ihr Blick vergebens danach, denn ſie glauben, ſie müſſen gleich Berge und Thäler unterſcheiden. Iſt es ein Continent, dem man ſich nähert, ſo zieht ſich am fernen Horizont als erſtes Zeichen ein ſchmaler, dunkler Streifen hin, ſo ſchmal in der That wie ein dünner Strich und nur von einem geübten Auge zu unterſcheiden; eine bergige Inſel aber, beſonders wenn ſie aus einem einzigen hohen Kegel beſteht, zeigt zuerſt nichts als einen dunkeln Punkt auf dem Waſſer, der aber höher wird, je näher man kommt, und endlich die Umriſſe eines Hügels annimmt. Zwiſchen dieſen Inſeln nun, wo ſtets ein breiter Streifen Palmenland die Gebirge umgiebt und an ihrem Fuße ausläuft, kann man ſich feſt darauf verlaſſen, daß man noch weit davon entfernt iſt, ſo lange dieſer nach rechts und links von dem Berg auslaufende Strich nicht ſichtbar wird. Kann man ihn endlich erkennen, und bilden die Wipfel der Palmen noch eine glatte, dunkle Fläche, ſo beträgt die Entfernung zum Land etwa acht bis zehn engliſche Meilen; treten ſie aber ſo hoch heraus, daß die Brandung, alſo mit ihr der eigentliche Strand ſichtbar wird, ſo iſt man noch höchſtens vier bis fünf Miles von der Küſte ab.

Als der Tag im Oſten dämmerte, erblickten die Reiſenden denn auch hohe, dunkle, oft kühn geriſſene Kuppen, die ſich dichtgedrängt nebeneinander aus dem Meere hoben, aber auch noch ſteil in daſſelbe abfielen und an keiner Seite das flache und meiſt ſtets durch Korallenboden gebildete Palmenland zeigten. Näher und näher rückten ſie aber der Inſel. Jetzt kamen die erſten Palmenwipfel, wie aus der See auftauchend, zu beiden Seiten des hohen Landes zum Vorſchein, und bald darauf, während der Schooner rüſtig ſeine Bahn verfolgte, zeigte ſich der weiße Kranz der Brandungswellen, die auf dieſer wie allen übrigen Inſeln der Südſee die einzelnen Eilande umgeben. Jetzt dauerte es auch nicht mehr lange, ſo ließen ſich ſchon einzelne lichte Wohnungen am Ufer erkennen.

Und das ſollte ihre Heimath ſein? O, wie wunderbar ſchön das waldige Land dort vor ihnen ausgebreitet lag, und welch entzückenden Einblick ſie da und dort in die einzelnen Thäler gewannen!

Die Inſel mußte ziemlich groß ſein. Ein ganzer Gebirgszug thürmte ſich hinter den erſten Hügeln auf, und beſonders nach links hinüber konnten ſie deutlich erkennen, daß ſich breite Höhenzüge weit ausdehnten. Und dort überall wohnten noch wirklich wilde Menſchen, die an keinen Gott glaubten und ihre ſelbſtgemachten Götzen für heilig hielten? Dort wurden noch Menſchen geſchlachtet, Kinder geopfert, und unaufhörliche Kriege verwüſteten das Land! Welch ein Feld für ihren frommen Eifer! Und wie freudig ſchlug Berchta's Herz, als ſie die Gewißheit vor ſich ſah, da ſelbſt mit eingreifen zu dürfen und einen ganzen Volksſtamm glücklich zu machen.

Die Briſe hatte aufgefriſcht, und der Schooner glitt raſch voran, denn der Capitän deſſelben kannte genau die Einfahrt in die Binnenriffe, die ſich hier auch wenigſtens um das Dreifache breiter zeigte als in Laua. Ein tüchtiger Bergſtrom kam nämlich aus den Höhen gerade an dieſer Stelle herab und mündete in die See, ſo daß ſelbſt große Schiffe dort hätten einlaufen und in dem ruhigen Binnenwaſſer liegen können.

Der kleine Miſſionsſchooner verfolgte aber ganz keck ſeine Bahn. Vorn am Bug ſtanden allerdings zwei Matroſen mit dem Senkblei, um damit die Fadentiefe zu meſſen, wie zugleich nach vielleicht ſchroff aufſteigenden Korallenriffen auszuſchauen, aber er ſchien entſchloſſen, ſo dicht an das feſte Land als irgend möglich anzulaufen, und erſt als die Entfernung bis zur Küſte kaum noch zweihundert Schritte betragen mochte und dort voraus die zackigen Korallenblumen ſchon dicht an der Oberfläche ſichtbar wurden, ſchallte der Befehl, bei dem Anker zu ſtehen, über Deck, und gleich darauf raſſelte die Kette durch die Klüſen und das Fahrzeug ſchwang herum.

Am Lande lagen zahlreiche Canoes, und ſeit ſich der Schooner im Binnenwaſſer gezeigt, waren eine Menge von Eingeborenen zum Strand heruntergekommen und ſtanden augenſcheinlich bereit, an Bord zu rudern, ſobald ihnen dazu das Zeichen gegeben würde. Jetzt kam oben aus dem einen Hauſe ein ganzer Schwarm von Menſchen, der ſich dem Strande näherte, und im Nu waren auch die Canoes bemannt, aber nur immer Vier in jedem, alſo keineswegs in feindſeliger Abſicht, wo ſie ſo viele Krieger in ein ſolches Fahrzeug nehmen, als es möglicherweiſe faſſen kann. In dem größten ſchien der Häuptling oder König zu ſitzen, und vor ihm kauerte ein Mann, der einen hohen Palmenwedel in der Hand aufrecht trug und ihn fortwährend nach vorn neigte. Jedenfalls als ein Zeichen der Freundſchaft, wozu faſt alle wilden Völker grüne Büſche nehmen, und dann nur in Ausnahmefällen Verrath dahinter bergen. Es würde ſie in den Augen ihrer eigenen Gefährten herabſetzen.

Die beiden Miſſionäre fürchteten auch nichts dergleichen, und ſelbſt der Capitän des Schooners machte ſich ſchon bereit, die Eingeborenen an

Bord zu empfangen. Es ſchien aber vorderhand noch nicht in ihrer Abſicht zu liegen, das Fahrzeug der Weißen gleich von vornherein zu betreten, und die kleine Flotte nur deshalb hier herausgekommen zu ſein, um die fremden und erwarteten Gäſte zu empfangen, wie an das Ufer zu geleiten. Durch Rufe verſtändigte man ſich auch bald, und während zwei Canoes, für die Weißen beſtimmt, dicht an die Seite des Schooners anlegten, ließ der Capitän ebenfalls ſeine Jolle ausſetzen, um den Zug zu begleiten. Es ſollte wenigſtens keine Form der Höflichkeit verabſäumt werden.

Noch weniger Furcht zeigten die beiden jungen Frauen, denn ſie kannten den rauhen Empfang nicht, der ſchon oft auf dieſen Inſeln landenden Booten durch Keule und Schleuder zu Theil geworden. Sie wollten den Eingeborenen doch auch nur Gutes thun, und dieſe mußten ja wohl freundlich gegen ſie ſein. Auch an die Canoes waren ſie von Laua aus ſchon gewöhnt, und hatten dort geſehen, daß ihnen die Ausleger oder Luvbäume große Sicherheit verliehen; und ſorgſam von den Miſſionären geleitet, erreichten ſie die ſchwanken Fahrzeuge, die ſie jetzt vielleicht für eine lange Zeit dem fremden und doch heimiſchen Boden entgegenführen ſollten.

Dicht um ſie her ſchaarten ſich nun die Canoes der Eingeborenen; aber nicht mit einem frommen Pſalm wurden ſie empfangen, als die runden Buge den Sand ſcheuerten, wohl aber mit einem lauten, donnernden Jubel, in den Frauen und Kinder wacker mit einſtimmten, und Alles ſchien hier auch an Land ſchon wirklich darauf vorbereitet, um ein ordentliches Feſt zu Ehren ihrer Ankunft zu feiern.

Aber wie verſchieden waren die Bewohner dieſer Inſel von Laua! — Berchta konnte nicht umhin, beide miteinander zu vergleichen, wie ſie nur zwiſchen ſie trat, und der Vergleich fiel ſonderbarerweiſe nicht zu Gunſten der Bewohner von Laua aus.

Dort zeigten ſich die Bewohner ſcheu und ehrfurchtsvoll — jedenfalls durch die Gegenwart der Miſſionäre eingeſchüchtert, die Frauen waren auch durch die rieſigen Hüte und ſteife, anſchließende Gewänder entſtellt, während die Männer durch manche Stücke europäiſcher Tracht, die ſie angenommen, weit mehr komiſch als würdig ausſahen.

Die Kleidung hier war allerdings faſt ein wenig zu paradieſiſch. Die Männer gingen, mit einem Stück Tapa um die Lenden, das ihnen bis zum Knie niederreichte, nackt, die Frauen trugen einen ähnlichen Schurz und außerdem nur noch ein kurzes Schultertuch von demſelben Stoff, das über der rechten Schulter zuſammengeheftet wurde und den rechten Arm ebenfalls bloß ließ, aber die dunkeln, wallenden Locken mit bunten, duftenden Blumen prächtig geſchmückt, Blumen auch hinter den Ohren. Ja, ſelbſt viele der jungen Männer hatten Kränze von buntfarbigen Lianen auf dem Kopf, was ihnen zu ihren hellbraunen Geſichtern ganz vortrefflich ſtand. Und wie heiter das junge Volk war, wie ſie lachten und miteinander plauderten, und wie ſich die Kinder in tollem Muthwillen mitten zwiſchen dem Menſchenſchwarm hindurch am Strand herumhetzten. Es war jedenfalls ein munteres, gutmüthiges Volk.

Aber es blieb ihr nicht viel Zeit zu ſolchen Betrachtungen, denn der Empfang begann. Mr. Fremar flüſterte ihr zu, daß ſie jetzt der König ſelber begrüßen wolle, und daß ſie ihm freundlich die Hand reichen möge, da er allein es in ſeiner Gewalt habe, ihnen das Leben auf der Inſel angenehm zu machen. Aber nur deshalb? O, Berchta drängte es ſo, den Mann zu begrüßen, der den für einen Wilden doch gewiß großen Entſchluß gefaßt, dem Unglauben ſeiner Väter zu entſagen. Und dann die Königin — wieder ſtieg vor ihrem inneren Auge jenes liebliche Frauenbild herauf, das ſie in ihrem Traum geſehen und das ſo flehend die Hände nach ihr ausgeſtreckt, als ob ſie, um Hilfe bittend, ihr Nahen erflehe. Ob ſie ihr hier wohl — jetzt begegnen ſollte?

„Seine Majeſtät!“ flüſterte Fremar ihr in engliſcher Sprache zu, und als ſie raſch und faſt erſchreckt den Kopf dorthin wendete, ſah ſie ſich einem großen, breitſchultrigen Eingeborenen gegenüber, der vielleicht zu ſeiner Tracht etwas feineres Gnatu oder Zeug genommen hatte, ſich aber ſonſt in nichts von den übrigen Inſulanern unterſchied, als vielleicht durch einen kleinen Handſpiegel, den er an einer Schnur von rothen Glasperlen um den Hals trug und von Zeit zu Zeit danach faßte, wie um ſich zu überzeugen, daß er ihn auch nicht verloren hätte — und neben ihm? — die kleine kugelrunde Frau, mit dem dicken, gutmüthigen, braunen Geſicht? — das war doch nicht etwa die Königin der Inſel?

„Seid willkommen, Freunde,“ ſagte da das

Oberhaupt der Eingeborenen, indem er dem Miſſionär freundlich die Hand entgegenſtreckte, „ich bin froh daß Ihr gekommen ſeid, und Ihr hättet nur noch viel — recht viel weiße Männer mitbringen ſollen. Böſe Leute leben hier auf Motua — ſehr böſe Leute — aber wenn mir die Weißen beiſtehen wollen, hoffe ich, daß wir ſie zum Frieden zwingen. Sie ſollen ſchon ihre Strafe bekommen.“

„Ich hoffe gewiß,“ ſagte da Fremar herzlich, „daß wir der Inſel hier den wahren Frieden bringen werden. Was hilft menſchliche Bosheit gegen die Hand und Gewalt des Höchſten? Sie iſt wie ein welkes Blatt, das der Sturm mit ſich hinweggeführt.“

„Das iſt recht,“ nickte die Majeſtät vergnügt vor ſich hin, „ſo ſoll es ihnen gehen; wie von einem Sturm ſollen ſie weggefegt werden von der Inſel. Aber mehr von Euch müſſen kommen, immer mehr, und Schießgewehre mitbringen. Damit kann man ſie treffen, wenn ſie ſich widerſetzen wollen.“

„Wir kämpfen nicht mit Waffen,“ ſagte Fremar freundlich, „unſere Wehr iſt das Wort Gottes, vor dem ſie in den Staub ſinken müſſen.“

„Auch recht,“ nickte der König, der den Miſſionär jedenfalls verſtanden hatte, vergnügt vor ſich hin. „Ganz einerlei mit was, wenn ſie nur todtgeſchlagen werden.“

Während die beiden Männer miteinander ſprachen, war die kleine dicke Frau zu Berchta hinangegangen, und ſie mit dem freundlichſten Geſicht von der Welt betrachtend, fing ſie zugleich an, ihre Kleidung zu befühlen und ihre Haare, Tuch, Hut, Band und was ſie ſonſt an ſich trug, zu betaſten. Dabei murmelte ſie unterdrückte Ausrufe der Bewunderung, und als ſie an die Handſchuhe kam, die Berchta trug, und von denen ſie jedenfalls glaubte, daß ſie mit zur Haut gehörten, ſtieß ſie einen leiſen Angſtſchrei aus und zeigte mit ſtierem Blick auf die Stelle hin, wo der Handſchuh aufhörte. Sie hatte das jedenfalls für eine ſchreckliche Wunde gehalten.

Die kleine dicke Frau war übrigens noch mehr aufgeputzt als alle Uebrigen miteinander. Sie trug einen Gnatu-Ueberwurf, der unten herum mit rothen Wollfaſern beſetzt war, augenſcheinliche Ueberreſte eines alten rothen europäiſchen Wollenhemds — dann das Haar dicht gelockt und glänzend mit Cocosnußöl getränkt, aber auch von Blumen und dem ſilberblinkenden Baſt der Arrowroot durchflochten, um den Hals aber eine Kette von meſſingenen Nagelköpfen, wie ſie bei uns die Tapezierer gebrauchen, um Möbel damit zu beſchlagen. Um die Hüfte hatte ſie ein großes Stück äußerſt feinen, roth gefärbten Gnatus geſchlagen, ſonſt aber ging ſie natürlich, wie alle Inſulaner, ohne Strümpfe und Schuhe, und es hingen nur noch an Knöchel und Handgelenken dicke Schnüre von Glasperlen, die, wenn ſie ging oder ſich bewegte, ein klapperndes Geräuſch machten. Der freie Arm zeigte übrigens auch die Spuren von Tätowirungen, wie auch viele Männer auf ähnliche Weiſe gezeichnet waren. Doch ſchien die Sitte nicht allgemein, und wie ſich ſpäter auswies, wurde das Einkätowiren beſtimmter Zeichen in die Haut auch wirklich als eine Art von Auszeichnung betrachtet, die der König oder die Prieſter beſtimmten, und die nicht willkürlich angenommen werden konnte.

Der König, Ramara Toa, wie er genannt wurde, ſtellte den Miſſionären jetzt ſeine Frau vor, und Berchta gab es einen eigenen Stich durch's Herz. — Es war die erſte Täuſchung, die ſie empfand, und gleich um ſo ſchmerzlicher, als ſie ein Ideal vernichtete, das ihr bis dahin immer vorgeſchwebt und — wenn ſie ſich daſſelbe auch nicht geſtehen mochte — doch viel, ſehr viel dazu beigetragen hatte, ſie für den jetzt gethanen Schritt zu begeiſtern. Dieſe Figur ſah wahrlich nicht ſo aus, als ob ſie in Seelenangſt nach dem wahren Glauben ſchmachte und elend in der Nacht des Götzendienſtes ſei. Sie ſchien ſich im Gegentheil außerordentlich wohl darin zu befinden und zeigte auch weit mehr Intereſſe an dem Anzug der Fremden, als an ihrer ſonſtigen Erſcheinung.

Für den Moment nahm aber doch die Gegenwart ihre Aufmerkſamkeit zu ſehr in Anſpruch, denn Namara Toa erklärte plötzlich, daß er ſie jetzt vor allen Dingen zu ihrer neuen Wohnung führen wolle, damit ſie ihre Sachen an Land ſchaffen könnten. Dorthin bewegte ſich auch der ganze Zug, und zwar eine Strecke am Strand hinauf, wo ſich das Land etwas hob. Die Ausläufer des Gebirges reichten bis hier hinab, und beſonders an der einen Stelle bildete das letzte hohe Land einen ſchmalen Felſenvorſprung, der ſteil und ſchroff gegen die See hinabfiel.

Oben auf dem Vorſprung lag eine kleine Hochebene, Cocospalmen wuchſen überall, und dort war das Haus für die Miſſionärfamilie an einer Stelle errichtet, die man ſich nicht entzückender hätte denken können. In der That er=

fuhr Fremar auch ſpäter, daß Namara Toa den Punkt einmal früher, als den ſchönſten der Inſel, ſelber bewohnt habe, nur war er ihm zu unbequem geweſen, da er, wie er meinte, dicht an der See wohnte und doch nicht ſo leicht zu ſeinem Canoe hinab konnte. Die Weißen brauchten aber die Canoes nicht ſo oft, denn den Fiſchfang verſtanden ſie doch nicht, und deshalb war auch der Platz für ſie geeigneter, als für einen der Eingeborenen.

Allerdings hatte es auch hier etwas größere Schwierigkeit, die mitgebrachten Sachen hinaufzuſchaffen, denn wie ſich herausſtellte, waren der Miſſion eine Anzahl von Kiſten beigegeben worden, in denen ſich Handelsartikel für die Eingeborenen befanden. Aber darin zeigten ſich dieſe ſehr bereit, die fremden Weißen zu unterſtützen. Der Schooner ließ deshalb bald darauf ſämmtliche für Motua beſtimmte Gegenſtände, wie auch das Gepäck Fremar's und ſeiner jungen Frau herüberſchaffen. Claus half ebenfalls dabei, und in kaum zwei Stunden war Alles gelandet und auch von ein paar hundert von Eingeborenen, die Namara Toa dazu beorderte, in das Bambushaus hinaufgeſchafft, wo es dann freilich dem Miſſionär überlaſſen blieb, es in der nächſten

Zeit auszupacken und ſo zu ordnen, wie er es für gut hielt.

Dicht hinter dem Miſſionshauſe ſtanden aber auch noch, im Buſch halb verſteckt, eine Anzahl kleinerer Hütten, von denen jetzt Claus die eine angewieſen bekam, während in den übrigen die von Laua mitgekommenen Eingeborenen vertheilt wurden.

Fremar fühlte ſich ſehr glücklich über dieſe ganz beſondere Aufmerkſamkeit von Seiten des Häuptlings, in der That war es aber nur eigentlich eine Vorſichtsmaßregel, die dieſer ergriffen hatte, um die Fremden beſſer im Auge behalten zu können, und ſie zu verhindern die Inſel einmal heimlich zu verlaſſen. Wohnten ſie dicht am Strand, ſo konnten ſie das in jeder dunkeln Nacht ermöglichen; von dort aus aber mußten ſie, ſowohl nach rechts als nach links hinab, jedesmal drei oder vier Hütten der Eingeborenen paſſiren, ehe ſie im Stand waren das Ufer zu erreichen, und das wäre, ohne bemerkt zu werden, nicht gut möglich geweſen.

Fremar fühlte ſich nun allerdings nicht ſo ganz ſicher, ob auch die Eingeborenen einen genauen Begriff von dem „Mein und Dein“ hätten. Als aber der Transport beendet war und Namara

Toa bemerkte, daß er den Eingang zu der allerdings luftigen Wohnung zu verſchließen ſuche, ſagte er kopfſchüttelnd:

„Habt Ihr unter den Papalangis*) ſo viele ſchlechte Menſchen und Diebe, und es ſind doch Chriſten? Du wirſt hier können Alles offen ſtehen laſſen und es wird Niemand zu Dir eintreten und Dich berauben. Die Götter verbieten das, und wir handeln nie gegen ihren Willen. Hab' keine Furcht, Du biſt hier ſicher."

Fremar wußte nicht gleich, was er darauf erwidern ſollte. Daß es unter den Chriſten ſehr viele Diebe gab, ließ ſich eben nicht gut leugnen, und der Gedanke, hier unter dem Schutz der Götter von Motua zu ſtehen, war ihm auch gerade nicht angenehm. Namara Toa ſchien aber gar keine Antwort zu erwarten oder für nöthig zu halten. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen blies einer der Indianer in ein Muſchelhorn, und wie ein Wetter fuhr jetzt der ganze Schwarm den Hügelhang hinab, denn es war das Zeichen für die Mahlzeit geweſen, die jetzt am Ufer des Bergſtroms ſelber abgehalten werden ſollte.

Bruder Adam mit ſeiner jungen Frau waren noch immer in ihrer Begleitung, aber der Capitän des Schooners hatte ſchon erklärt, daß er — ſo wie neulich Abends Laua, ſo auch hier Motua mit ausgehender Ebbe verlaſſen wolle, um ſeine Reiſe fortzuſetzen. Zuerſt mußte er den Miſſionär Adam an den Ort ſeiner Beſtimmung bringen, und nachher, ſo raſch als irgend möglich, nach Laua zurückkehren, wo dann Mr. Rosbane weiter zu beſtimmen hatte, was mit dem Miſſionsfahrzeug geſchehen ſolle.

---

*) Europäer oder Weiße.

Merkwürdig war dabei die glückliche Veränderung, die mit Berchta's Stimmung vorgegangen, ſeit ſie Motua betreten. Mit dem Bewußtſein, das endlich erreicht zu haben, wonach ſie geſtrebt: einen Wirkungskreis, in welchem ſie für ihr höchſtes Ziel ſchaffen und thätig ſein konnte, betrachtete ſie Alles, was ſie bis jetzt dafür gelitten und geopfert, als unbedeutend — als nichtsſagend im Vergleich zu dem göttlichen Zweck, der ſie begeiſterte. Selbſt die Beklemmung hatte ſie abgeſchüttelt, die ihr bis dahin noch in Gegenwart ihres kaum gekannten Gatten das Herz beengte. Die alte Begeiſterung, die ſie früher zu dem faſt unweiblichen Schritt getrieben, und die größtentheils ſchwand, als die nackte Wirklichkeit ihren Schatten über die ſelbſtgeſchaffenen Lichtbilder warf, fing an zurückzukehren. Viel mochte dazu vielleicht das ſonnige, wunderbar ſchöne Land, das freundliche Entgegenkommen der Eingeborenen ſelber beitragen, während ſie der feierliche, kalte Ernſt der Miſſionäre auf Laua eher niedergedrückt und entmuthigt hatte. Aber in dieſem Augenblick fühlte ſie ſich wirklich frei und glücklich, und als Fremar ihr jetzt den Arm bot, um ſie hinunter zu geleiten, flüſterte ſie ihm zu:

„O, wie ſchön iſt es hier, wie himmliſch ſchön, und wie gut das Volk und wie glücklich in ſeiner harmloſen Fröhlichkeit!“

„Ja,“ ſagte Fremar leiſe, „anſcheinend glücklich in der That, aber das wahre Glück wollen wir ihnen erſt bringen, Bertha — das Glück vor Gott zu wandeln und nach ſeinen Geboten. Erſt darin werden ſie Frieden finden; alles Andere iſt ja doch nur ein glänzendes Elend, das wohl gleißt und ſchimmert, bei dem aber, wenn ſich der Körper auch anſcheinend wohl befindet, die Seele rettungslos zu Grunde geht. Aber komm, mein Herz, betrübe Dich auch nicht etwa, wenn Dir hie und da ihre heidniſchen Gebräuche entgegentreten. Sie wiſſen es noch nicht beſſer; das wahre Licht iſt ihnen noch nicht aufgegangen, und bis dahin müſſen wir jede Nachſicht mit ihnen haben."

„Aber weshalb nennſt Du mich immer Bertha, Fremar?" ſagte die junge Frau leiſe, aber freundlich. „Berchta iſt mein Name und ich bin ihn ſo von daheim gewöhnt. Bertha klingt mir ſo fremd, ſo kalt — bitte, nenne mich Berchta."

„Das geht nicht, Kind," ſagte Fremar freundlich, „Berchta iſt ein rein heidniſcher Name aus der alten Zeit, und ich begreife nicht einmal, wie ſich irgend ein Geiſtlicher finden konnte, ihn Dir bei der Taufe beizulegen. Du wirſt Dich auch an den Namen Bertha gewöhnen."

Berchta erwiderte kein Wort; es war die erſte Bitte, die ſie an den Gatten richtete, und ſo harmlos, ſo unſchuldig — und er ſchlug ſie ihr ab. Er durfte es jedoch vielleicht nicht anders; die übrigen Miſſionäre wären am Ende böſe darüber geworden, und Unfrieden wollte ſie ja nicht in die Miſſion bringen. Aber lag die chriſtliche Religion denn in ſolch unbedeutenden Kleinigkeiten?

Ihre Unterhaltung wurde abgebrochen, denn ſie hatten ſich jetzt dem kleinen Bergſtrom genähert, der hier über blanke Kieſel der See entgegenſprudelte, während die üppigſte Vegetation den Platz umgab.

Die Mündung des Bergbaches, bis zum ſalzigen Strande nieder, umgab ein wahrer Hain von Cocospalmen, durch deren ſchlanke Stämme hin man aber deutlich die See und die dort draußen toſende Brandung erkennen konnte, während dicht hinter den Palmen ein kleines Dickicht von Orangen, Citronen und Brotfruchtbäumen begann und einzelne Pandanus ihre wunderlich geformten Aeſte ausſtreckten, als ob ſie ihre dicken, goldgelben Früchte, die im Aeußern faſt einer Ananas gleichen, den Vorbeigehenden zeigen wollten. Dort erſt waren aber auch die Zurichtungen zum Mahle getroffen, denn in dem Cocospalmenhain ſelber durfte ſich der Menſchenſchwarm nicht lagern, da doch von oben dann und wann einmal eine Nuß herunterfällt und, wen ſie von ſolcher Höhe nieder trifft, natürlich ernſtlich beſchädigen kann.

Aber welch ein reizendes Bild bot ſich hier Berchta's Blicken, und wie verſchieden war es von jenem etwas zu ceremoniellen Mahle, das ſie auf Laua neulich eingenommen!

Hier ſtand kein langer Tiſch gedeckt, mit weißem Leintuch und Meſſern und Gabeln, kein

Teller für die Gäſte bereit; aber in einer Biegung des kleinen Stromes, wo ſich das Bett desſelben weiter ausdehnte, und drüber hin an den raſigen Hängen lagerte das muntere Volk, und auf Hibiscus- und Bananenblättern wurden kleine rohe Fiſche, gebratene Brotfrucht, gebackene Spanferkel, Cocosnüſſe, Orangen, Mangas und viele andere Früchte aufgetragen, während grüne Cocosnüſſe zum Trinken, wie Cocosnußſchalen mit Seewaſſer darin, um das Salz zu erſetzen, zur Würze dienten.

Als Berchta den Platz erreichte, bot ſich ihr ein entzückender Anblick. Gleich unterhalb, wo die Cocospalmen ſtanden, waren einige junge Burſchen noch gerade beſchäftigt, ein paar derſelben zu erklettern, um mehr Nüſſe herabzuwerfen. Sie hatten ſich zu dem Zweck ein kurzes Baſtſeil gemacht, das doppelt genommen um ihre Knöchel lag und die Füße dadurch, wenn angeſpannt, etwa zehn bis zwölf Zoll auseinanderhielt. Damit kletterten ſie an der Palme empor, und zwar ruckweiſe, mit den Sohlen, die durch das umgelegte Seil nicht weiter auseinanderrutſchen konnten, den Stamm faſſend, während ſie ihn oben mit ihren Armen umklammerten. Außerordentlich ſchnell ſtiegen ſie damit empor, und wenn zwei Knaben zugleich an einer Palme begannen, wurde es zu einer Art von Wettlauf, wer zuerſt von ihnen ſein Ziel, den Wipfel, erreichte, wobei ſich die halbnackten braunen Körper unglaublich raſch in die Höhe ſchnellten.

Mit fröhlichem Plätſchern warf ſich der Bergbach in das Thal hinab und brauchte ſich wahrlich ſeines Waſſers, wenn es die See erreichte, nicht zu ſchämen, denn es war klar wie Kryſtall! An ſeinen Ufern aber kauerten etwa zwanzig oder mehr bildhübſche Mädchen, die dunkeln Locken mit Blumen geſchmückt, tauchten Stücke geröſteter Brotfrucht in die klare Fluth und lachten und plauderten bei ihrem einfachen Mahl.

Und wie bunt geſchaart die übrigen Eingeborenen darum her lagerten! Auf Laua würde freilich keiner von ihnen gewagt haben zu eſſen, ehe nicht die Miſſionäre zuerſt Platz genommen und den Segen geſprochen. Hier dachte Niemand daran ihnen irgend einen Vorzug einzuräumen. Wenn ihr König das Mahl begann, waren ſie vollſtändig berechtigt, Theil daran zu nehmen, und hatte der Miſſionär Hunger, nun dann kam er ganz gewiß und ſetzte ſich zu ihnen, denn zu eſſen gab es ja heute im Ueberfluß.

Das Mahl dauerte jedoch nicht übermäßig

lange, denn die Südſee-Inſulaner eſſen ſelten ſehr viel auf einmal, dafür aber deſto häufiger. Indeſſen hatte ſich der Schooner wieder zu ſeiner neuen Fahrt vorbereitet, und die Zeit nahte, wo die beiden jungen Frauen voneinander Abſchied nehmen mußten. Berchta fühlte ſich auch wirklich tief davon ergriffen, denn ſo wenig Aehnlichkeit Beide ſonſt wohl in ihrem Charakter haben mochten, ſo hatte ſie ſich doch an die Reiſegefährtin gewöhnt und die junge Frau mit ihrem milden, duldſamen Charakter auch wirklich liebgewonnen. Aber es half nichts; ſie waren nicht beſtimmt, die Freuden und Leiden ihres neuen Berufs gemeinſchaftlich zu tragen. Weit auseinander lag ihr Ziel, und Jede von ihnen mußte ſtandhaft und ſtarken Herzens das, was der Himmel ihnen ſenden würde, hinnehmen und ertragen.

Als das Canoe mit ihnen abſtoßen ſollte, hatte ſie Sarah umfaßt und geküßt, und die junge Frau lehnte an ihrer Schulter und weinte ſtill; aber keine Miene ihres bleichen Angeſichts verzog ſich dabei, nur die Thränen liefen ihr voll und ſchwer an den bleichen Wangen nieder. Sie war von Jung auf, eine Waiſe, in einem der frommen Stifte erzogen worden, und hatte nie einen eigenen freien Willen gekannt, auch den jetzigen Schritt nicht etwa mit einem ſelbſtſtändigen Entſchluß gewagt, ſondern war einfach von der Hand ihres Lehrers in die vorgeſchriebene Bahn geführt worden. Ob ſie ſich glücklich darin fühlen würde? Sie wußte es nicht und dachte auch wohl kaum darüber nach; es kam auch nicht in Betracht. Die Miſſion brauchte ihre Kräfte, und ſie war der Aufforderung ohne ein Wort der Entgegnung einfach gefolgt.

Jetzt trat der Moment zum erſten Mal an ſie heran, wo ſie allein in die Welt hinausziehen ſollte, denn an Berchta hatte ſie ſich ebenfalls gewöhnt und ſie liebgewonnen. Als ſie die Heimath verließ, vergoß ſie keine Thräne — ſie hatte niemals eine Heimath gehabt oder gekannt — jetzt weinte ſie, ſtill freilich und anſcheinend ohne es ſelber zu wiſſen, aber der Schmerz der Trennung preßte ihr das Herz zuſammen, und als die Leute im Canoe endlich ungeduldig wurden, hob ſie ſich leiſe empor, küßte, ehe es Berchta verhindern konnte, noch einmal deren Hand und ſtieg dann langſam in das ſchwanke Fahrzeug, das mit ihr und ihrem Gatten raſch an Bord ruderte.

Kaum eine Viertelſtunde ſpäter lichtete der

Schooner ſeinen Anker wieder und hielt in die See hinaus, und als die Sonne im Weſten ſank, blitzten die hellen Segel deſſelben nur noch wie ein lichter Punkt weit aus der See zu ihnen herüber.

9.

Der Tanz am Strande.

In den nächſten Tagen hatte nun der für Motua beſtimmte Miſſionär Fremar alle Hände voll mit ſeiner inneren Einrichtung zu thun, wobei ihn ſowohl die von Laua mitgebrachten Inſulaner, als auch Claus unterſtützten. Die Indianer nämlich denken ſelten oder nie daran, die ſehr geräumigen Bambushäuſer, die ſie bauen, im Innern wieder abzutheilen, um verſchiedene Gemächer herzuſtellen. Ihre Matten breiten ſie Abends, wenn ſie ſchlafen wollen, auf dem Boden aus und liegen dann, Jeder in einem beſtimmten Winkel, in dem Hauſe zerſtreut. Morgens werden dieſelben nur wieder zuſammengerollt und in eine der Ecken aus dem Weg geſtellt.

Civiliſirte Nationen haben dagegen in dieſer

Hinſicht andere Bedürfniſſe — ganz abgeſehen davon, daß das Schlafen auf der doch immer feuchten Erde, und nur durch eine dünngeflochtene Matte von dieſer getrennt, gar nicht geſund ſein kann, und auch wohl mit ein Hauptgrund der auf den Inſeln ſo häufig auftretenden Elephantiaſis iſt. Deshalb mußten Bettgeſtelle aufgeſchlagen und ebenſo im Hauptgebäude dünne Bambuswände aufgeſtellt werden, um wenigſtens eine Abtheilung für ein Schlafgemach zu haben, wie an dem entgegengeſetzten Ende der ovalen Hütte die Gegenſtände aufzuſpeichern, die von der Hauptmiſſion als Handelsartikel herübergeſchickt worden.

Die Inſulaner zeigten ſich dazu beſonders geſchickt, denn ſie wußten am beſten mit den Hilfsmitteln Beſcheid, die ihnen der Wald hier bot. Nicht allein die Pfoſten wuchſen dort nämlich in dem zähen und vortrefflich zu verwendenden Bambus, ſondern auch ſogar gleich fertige Bretter, die man nur von den betreffenden Bäumen abzuhauen brauchte. Eine Kaſtanienart nämlich ſchickt, am unteren Theile des Stammes und nach der Wurzel zu, ihre ſtarke und zähe Rinde ſo wunderlich geformt aus, daß ſie wirklich oft acht bis zehn Fuß lange und nicht ſelten unten einen Fuß breite Bretter bildet, die nur weiter nach oben ſpitz zulaufen und dann endlich im Stamme ſelber verſchwinden. Eiſerne Inſtrumente hatten ſie außerdem von Laua mitgebracht, und Ramara Toa intereſſirte ſich ſo für dieſen Bau, daß er ſelber den ganzen Tag dort oben ſaß und ſich dazu von Claus Tabak geben ließ, den er dann klein ſchnitt, in ein Stück welkes Bananenblatt einſchlug und als Papiercigarre rauchte.

Sehr erfreut war er dabei, als ihm der Miſſionär vorläufig einen kleinen Theil der von Laua für ihn mitgebrachten Geſchenke übergab, die in einem Stück Kattun, einigen Schnüren Glasperlen, ein paar Beilen, einer Säge und verſchiedenen Nägeln mit einem Hammer, ebenſo kleinen Spiegeln und anderem werthloſen Tand beſtanden.

Was übrigens dem Miſſionär nicht gefiel, war daß Claus, der doch von den Eingeborenen als zu ihnen gehörig betrachtet wurde, den ganzen Tag ſeine kurze Pfeife rauchte. Die Miſſion betrachtete nämlich den Tabak als ein narkotiſches Reizmittel, und gab ſich überall die größte Mühe, ihn zu verbieten, oder die Eingeborenen doch wenigſtens wiſſen zu laſſen, daß ein ſolcher Gebrauch Gott nicht wohlgefällig ſein könne. Er mochte aber anfangs auch nicht dagegen einſchreiten, denn nur eine Andeutung, die er zu dem Zweck gegen den alten Jäger fallen ließ, ſtieß auf ſo entſchiedenen Widerſpruch, daß er, um Streit zu vermeiden, raſch abbrach und die Sache vorderhand nicht weiter berührte. Claus und Ramara Toa qualmten deshalb auch ungeſtört weiter, und Fremar hoffte daß, wenn er den alten Deutſchen nicht durch Ueberredung von dieſer ſchlechten Angewohnheit abbringen könne, ſein Tabaksvorrath doch auch wohl bald zu Ende gehen müſſe, und daß kein neuer auf die Inſel geſchafft würde, dafür wollte er ſchon ſorgen.

Schon am nächſten Tag war das Nothwendigſte beendet worden, und wenn auch in der einzelnen Einrichtung noch viel zu thun blieb, konnten die Fremden ihre Aufmerkſamkeit doch ſchon wenigſtens in etwas ihrer wunderlichen Umgebung zuwenden, die ja beſonders für Berchta ſo viel des Neuen bot.

Am Abend gingen ſie wieder hinüber zu dem gemeinſchaftlichen Mahl am Bergſtrom, wo das junge Volk in lauter Fröhlichkeit lagerte, und Fremar erhob hier zum erſten Male ſeine Stimme zu einem lauten Gebet, bei dem plötzlich jeder andere Ton verſtummte und aufmerkſames Schweigen rings umher herrſchte. Es war ihnen etwas Neues, und ſie wollten jedenfalls hören, was der ſchwarze, wunderlich gekleidete Mann etwa zu ſagen hatte. Kaum aber gelangte er zum Schluſſe, als ſich Niemand weiter um ihn bekümmerte. Das junge Volk ſprang wieder in das Waſſer hinein und plätſcherte darin herum und verfolgte einander, die Mädchen wanden ſich friſche Blumen in die Locken zum abendlichen Tanz, und die Männer lagerten umher und plauderten und lachten miteinander über das eben Gehörte. Daß es der neue Glaube ſei, für den ſie ihren alten Göttern und deren Dienſt entſagen ſollten, ſchien ſie wenig zu kümmern.

Und jetzt zum Tanz. Unten am Strand wurden plötzlich die Töne einer rieſigen Trommel laut, die Fremar ſchon früher bemerkt hatte, und die aus einem ausgehauenen und mit Ochſenhaut überſpannten Baumſtamm beſtand. Als Klöppel dazu dienten zwei lange Stücke oben mit Gnatu umwickelten Eiſenholzes, und der Lärm, den ſie machte, drang weit in die Hügel hinauf und den Wald hinein, ſo daß ſie raſch die ganze Nachbarſchaft zum Feſte rufen konnte.

Es war das erſte Mal, daß Berchta einen Tanz der Eingeborenen ſah, und Ramara Toa hatte ſogar beſondere Sitze für die Weißen herſtellen laſſen, auf denen Claus als Standesperſon neben dem Miſſionär ſaß, während Berchta an deſſen anderer Seite ihren Platz hatte.

Es war ein wunderbarer Anblick. Noch lag das Licht der untergehenden Sonne auf den Hängen, als dicht am Strand, unmittelbar vor dem Hauſe des Königs ſelber, wo auch die Trommel ſtand, das junge Volk zum Tanz antrat. Ramara Toa hatte auch ſchon einen beſtimmten Platz für ſich dazu hergerichtet, auf dem er ſehr wahrſcheinlich allabendlich mit ſeinen Frauen ſaß. Die dicke Dame, die ſich beim erſten Empfang gezeigt, war nämlich nur die oberſte Königin geweſen und präſidirte als „Aelteſte" gewöhnlich allen Feierlichkeiten oder Vergnügungen — und eigentlich war jede Handlung dieſes glücklichen Volkes eine Vergnügung.

Fremar, der Miſſionär, der dieſe Tänze natürlich für ſündlich halten mußte, weil er ſie mit ihren heidniſchen Gebräuchen in Verbindung brachte, zögerte trotzdem keinen Augenblick denſelben zuzuſchauen, denn zuerſt mußte er die ſämmtlichen Verirrungen des Volkes kennen lernen, ehe er daran gehen konnte, ſie zu heilen.

Lieb wäre es ihm dabei geweſen, wenn er ſeinen Sitz gleich neben dem König gehabt hätte; aber das verſtieß wahrſcheinlich gegen die Etiquette, die gerade unter jenen wilden Stämmen ſehr ſtreng gehandhabt wird. Der Fremde war doch nur ein Prieſter oder Zauberer ſeines Stammes und konnte deshalb nicht neben dem erſten Häuptling des Landes ſitzen.

Und jetzt begann der Tanz. Die Trommel, ein wahres Monſtrum eines ſolchen Inſtruments, von etwa drei Fuß Höhe und reichlich vier Fuß im Durchmeſſer, war bis jetzt nur von Zeit zu Zeit angeſchlagen worden, um das benachbarte Volk zu der fröhlichen Abendluſt herbeizurufen. Jetzt hatten ſie ſich verſammelt und bildeten unmittelbar am Strand und vor des Königs Sitz einen weiten Kreis, in den ſich vor allen Anderen die jungen Mädchen hineindrängten und mit Ungeduld den Beginn des eigentlichen Tanzes zu erwarten ſchienen.

Leiſe begann der Künſtler auf der Trommel den Tact zu ſchlagen, aber den Tact zu einer Orgel, wie ſie weiter wohl nicht auf der Welt zu finden iſt, als auf dieſen Inſeln: zu dem Donnern der Brandung ſelber, die ſich in regelmäßigen Zwiſchenräumen über die Korallenriffe ſtürzt.

Von den gegen das Land ſtürmenden Wogen, die ſelbſt bei völliger Windſtille durch die Schwellung oder Dünung der See gebildet werden, folgen nämlich immer drei einander in genau abgemeſſener Zeit und ſchlagen allerdings auch zugleich gegen die Riffe an. Da ſich dieſe aber in langer Kette um die ganze Inſel herumziehen, ſo bringt der Schall der Wogenbrechung auch natürlich nicht zu gleicher Zeit zu einem beſtimmten Punkt des feſten Landes, und der Tact klingt etwa – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –, wonach genau in demſelben Zeitmaß ein gerade ſo lange anhaltender Donner folgt, der mit der dem Platz gegenüber befindlichen Woge ſeinen Abſchluß findet, um unmittelbar danach von neuem zu beginnen. Der Tact dieſer Tänze iſt denn auch genau derſelbe, und die große Trommel ſchlägt eigentlich nur die Viertelnoten zu dieſem Tonfall der Wäſſer.

Das Ohr der Eingeborenen mußte deshalb auch den richtigen Tact dieſes merkwürdigen Orcheſters faſſen, was aber gar nicht etwa lange dauerte. Geſpannt horchten die jungen, bildhübſchen Mädchen auf die zu ihnen herüberdonnernden Accorde — jetzt hatten ſie das richtige Zeitmaß erfaßt, und zwei von ihnen flogen plötzlich in den inneren Raum, um ſich in ihren lebendigen Sprüngen zu begegnen. Raſch aber betheiligten ſich auch die jungen Männer daran, und drei, vier oder mehr Paare führten in einem verhältnißmäßig engen Kreiſe einen fandangoartigen Tanz auf, der aber, wie die Tänzer darin warm wurden, an Lebendigkeit wuchs. Der Tact konnte dabei allerdings kein ſchnellerer werden, denn die Brandung hielt ihren Tonfall feſt, aber die Tänzer ſelber breiteten ſich weiter aus. Die Entfernung zwiſchen ihnen, aus der ſie ſich begegneten und wieder voneinander zurückwichen, wurde eine größere.

„Wahua! Wahua!“ riefen die Umſtehenden wie aus Einem Munde; jetzt öffnete ſich der Reigen, und die Mädchen wichen zurück, weiter und weiter; nur Dämmerlicht herrſchte noch auf dem nicht übermäßig breiten Strande, und während an den jungen Mädchen kaum eine Bewegung der Füße wahrzunehmen war, glitten ſie zurück zu dem äußerſten Cirkel und ſtanden dort regungslos. „Wahua! Wahua!“ Wieder aneinander vorbei ſchwebten ſie, ſich die Hände reichend und leiſe die Körper neigend; — „Wahua!

Wahua!“ und untereinander miſchte ſich der Schwarm der Tänzer. Plötzlich erhellte ein grelles Licht den Platz; woher es gekommen, hatten die Fremden gar nicht bemerkt, aber zehn bis zwölf junge Burſche mit Fackeln aus geſpaltenem trockenen Bambus tauchten zwiſchen den Zuſchauern auf und ſtellten ſich in den inneren Ring, in dem das Licht ihrer Brände einen rothen, flackernden Schein verbreitete.

„Wahua! Wahua!“ ſchrieen die Indianer wieder, in die Hände ſchlagend und mit den Zungen ſchnalzend, und jetzt ſchienen alle Bande der Tanzenden gelöſt. Wild und anſcheinend ordnungslos flogen die Mädchen herüber und hinüber durch den Kreis, um ſich aber immer wiederzufinden und auf's neue auseinander zu ſtieben; die Blumen fielen aus ihren wehenden Haaren und deckten den Boden, die kurzen Gnatumäntel warfen ſie von den Schultern, um freiere Bewegung zu bekommen, und der zu einem bacchantiſchen Wirrwarr ausartende Tanz bot jetzt, bei der eigenthümlichen Beleuchtung, der prachtvollen Scenerie mit den wehenden Cocospalmen und da draußen den im Phosphorſchein glühenden Brandungswellen, wie dem jauchzenden, kreiſchenden

Volk umher, ein Bild, das man ſich nicht maleriſcher, nicht wilder hätte denken können.

Das dauerte, ſo lange die Fackeln anhielten. Wie aber die erſte niedergebrannt war, ſchmetterte plötzlich ein dröhnender Schlag auf die Trommel nieder, und wie Tauben von einem Habicht geſcheucht, flogen auch in demſelben Moment die Mädchen auseinander und zwiſchen die Zuſchauer hinein, während die jungen Männer die bei dem Tanz abgeworfenen Gnatutücher aufhoben, um ſie ihren Tänzerinnen zu bringen.

Der König zog ſich darauf mit ſeiner Familie in ſeine Wohnung zurück, und Fremar ſchritt ebenfalls mit ſeiner jungen Frau und von Claus begleitet nach ſeiner nicht ſo fernen Heimath hinüber und den Hang hinauf.

„Wie traurig,“ ſagte er, „iſt es doch, dieſe unglücklichen Menſchen von ſolch’ böſem Zauber befangen zu ſehen; wie ſchwer wird es halten, ſie von dem Bann deſſelben zu befreien!“

„Und ſollten ſolche Tänze Sünde ſein?“ ſagte Berchta freundlich. „Haben wir ſie nicht in der eigenen Heimath, unter allen chriſtlichen Nationen?“

„Solche Tänze?“ rief der Miſſionär erſtaunt.

„Wenn auch nicht ſolche,“ lächelte Berchta, „die mehr dem wilden Land und den wilderen Sitten entſprechen, aber doch auch ein geſelliges Zuſammenkommen, mit Tanz dabei, und Niemand denkt darüber etwas Böſes, ja, ich habe ſelbſt Geiſtliche ſich demſelben anſchließen ſehen.“

„Unrecht genug, daß ſie es thaten,“ erwiderte ernſt der Miſſionär; „es verträgt ſich nicht mit dem Amt das ſie bekleiden, dabei zu hüpfen und zu ſpringen. Aber jenen Tänzen liegt wenigſtens kein heidniſcher Kern zu Grunde, wie dieſen, und ſie ſind deshalb, wenn auch nicht gerade zu loben, doch zu entſchuldigen.“

„Aber ich bemerkte hier nichts, was einer heidniſchen Feier auch nur irgend ähnlich geſehen hätte,“ ſagte Berchta, „nur harmloſe Fröhlichkeit ſchien ſie hier zuſammengeführt zu haben.“

„Und bei dieſer harmloſen Fröhlichkeit,“ erwiderte Fremar düſter, „opfern ſie zuweilen ein menſchliches Weſen ihren Truggebilden eines Gottes und vertheilen nachher das Fleiſch deſſelben, um es zu verzehren.“

„Aber doch nicht auf dieſer Inſel!“ rief Berchta entſetzt.

„Sie haben es auf allen getrieben und treiben es noch,“ lautete die Antwort, „ja, ſo ſchwer iſt dieſer furchtbare Gebrauch auszurotten, daß einzelne verſtockte Wilde ſelbſt da, wo der ganze Stamm ſchon den wahren Glauben angenommen hatte, noch heimlich dieſem ſcheußlichen Gelüſt nachhingen und es im Verborgenen trieben.“

„Aber die Leute ſehen ſo freundlich und gut aus — ſie ſind uns von allen Seiten ſo herzlich entgegengekommen.“

„Ich hoffe auch, daß es uns mit Gottes Hilfe gelingen wird, ſie von ihren Irrthümern zu überzeugen, aber wir müſſen ernſt und ſtreng dabei zu Werke gehen und das Uebel gleich von vornherein mit der Wurzel auszurotten verſuchen, oder das Werk mißlingt.“

„Mit Ernſt und Strenge?“ ſagte die junge Frau zweifelnd, „o, ich glaube weit eher, daß es mit Liebe und Milde zu erreichen iſt; — und wie wollen wir ſie zwingen?“

„Durch ihren König,“ erwiderte der Miſſionär. „Vertraue mir da, Bertha, denn wir haben darin viele Erfahrungen geſammelt. So wie nur erſt einmal der Häuptling des Stammes für den wahren Glauben gewonnen iſt, dann folgen ſeine Unterthanen, wenn auch manchmal langſam, doch ſicher nach. Ja, ſie werden durch die Uebermacht gezwungen, wenn ſie nicht gutwillig wollen.“

„Aber läßt ſich ein Glaube aufzwingen, Fremar?“ ſagte Berchta weich, denn der Gedanke erfüllte ſie mit einer ihr ſelber noch unerklärlichen Angſt; „muß er nicht aus reiner, innerer Ueberzeugung wachſen, um all' den Segen zu verbreiten, den er ſoll?“

„Bei civiliſirten Menſchen vielleicht ja, liebes Kind,“ ſagte der Miſſionär, „bei dieſen wilden Nationen nicht, und Thatſachen ſprechen da für uns nach allen Richtungen. Sieh z. B. Tahiti, die Königin der Südſee, wie wir ſie wohl mit Recht nennen können und wie ſie auch von vielen Schriftſtellern genannt wird, — dort findeſt Du keinen einzigen Heiden mehr; die falſchen Götzen ſind verbrannt und vernichtet, und der wahre Glaube — wenn jetzt auch durch falſche Secten beunruhigt — herrſcht überall. Aber nicht durch Ueberzeugung wurde er eingepflanzt, nein, Pomare der Erſte, ein wackerer König, der ſich unſerem Glauben zuneigte und deshalb von der Inſel vertrieben wurde, ſammelte ſeine nach und nach ebenfalls bekehrten Anhänger auf einer der Nachbarinſeln, ſetzte mit etwa achttauſend Mann nach Tahiti über, eroberte ſein Reich mit gewaffneter Hand und brachte dadurch dem Chriſtenthum den Sieg. Viele ſolche Beiſpiele könnte ich Dir noch erzählen."

„Und all' das Blut, das deshalb vergoſſen wurde?" flüſterte Berchta.

„Es floß zur Ehre des Höchſten," ſagte Fremar ernſt, „und ſeine Hand ſelber lenkte den Sieg der Waffen zu Seinem Ruhm."

Noch während ſie ſprachen, waren ſie faſt unwillkürlich auf den Felſenvorſprung hinausgetreten, der hier etwa dreißig Fuß hoch, aber ſteil die See überragte und einen wunderbaren Blick in das Freie geſtattete. Drei mächtige Cocospalmen ſtanden dort, und in ihren gefiederten Wipfeln rauſchte und flüſterte die Briſe, während eine kleine Gruppe hochſtämmiger Orangenbäume mit ihrem dichten Laub ſelbſt mitten am Tage vollen Schatten gab, ohne jedoch die Ausſicht nach der See hinaus auch nur im geringſten zu beengen.

Dort draußen lag kein Mondlicht auf dem glatten Spiegel, nur die Sterne warfen ihren matten Schimmer nieder, aber dafür leuchtete die Brandung in ihrem merkwürdigen phosphoreſcirenden Gluthenſchein in ewiger Bewegung und anſcheinend funkenſprühend, wie ſie ſich überſtürzte, während man rechts hinab aus einigen der halb in den Büſchen verſteckten Hütten den matten Flimmer einer Fackel oder eines dort in der Mitte der Bambuswohnung noch angezündeten Feuers erkennen konnte.

Es war ein Bild des ſtillen Friedens und wunderbarer großartiger Pracht zugleich, und als die beiden jungen Leute dort hinausgetreten waren und Jeder, in ſeine Gedanken vertieft, die Scene überſchaute, fühlte Berchta, wie Thränen der Rührung ihre Wangen netzten.

„O, wie ſchön — wie ſchön dieſe Welt iſt,“ ſagte ſie leiſe, „und Gott wird ſicher nicht wollen, daß wir hierher gekommen ſind, um Krieg und Blutvergießen über dies Land zu bringen. Es wäre fürchterlich,“ ſetzte ſie innerlich ſchaudernd und kaum hörbar hinzu.

„Gottes Wille geſchehe in jeder Weiſe,“ erwiderte aber ernſt der Miſſionär. „Seine Wege ſind wunderbar, aber er führt Alles herrlich hinaus. Vertraue auf ihn, Bertha — er wird Alles zum Beſten lenken, wenn wir arme Sterbliche auch manchmal die Fäden nicht erkennen können, an denen dieſe irrige Welt regiert und geleitet wird.“

„Aber ſind das auch ſeine Wege, Fremar, wenn ſie mit Blut getränkt werden?“ fragte die junge Frau. „Ueberreden wir uns nicht manchmal ſelber, daß wir nur nach ſeinen Geboten handeln, und folgen dabei allein unſeren menſchlichen — und deshalb irrigen Anſichten?“

„Nein, mein Herz,“ ſagte der Miſſionär freundlich, indem er leiſe ſeinen Arm um ſie legte und ſie an ſich zog, „ſorge Dich deshalb nicht. Es fällt kein Sperling vom Dache ohne Seinen Willen, und ich habe deshalb auch die feſte Hoffnung, daß wir ſiegreich aus dieſem Kampf hervorgehen, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. Würde uns denn Ramara freiwillig hierher gerufen haben, wenn er nicht ſelber die Leere fühlte, die das Heidenthum in ſeiner Bruſt gelaſſen?“

„O, wenn Du Recht hätteſt,“ ſeufzte Berchta, indem ſie ihr Haupt an ſeine Schulter lehnte, „wie dankbar wollte ich Gott dafür ſein und die Stunde ſegnen, die mich aus dem Vaterhauſe rief, um einem höheren Zweck zu dienen.“

„Ich habe Recht, mein ſüßes Kind,“ erwiderte freundlich ihr Gatte, „vertraue nur ganz mir und meiner Erfahrung in ſolchen Verhältniſſen. Denke Dir nur, daß ich ſchon zehn volle Jahre dieſem Werk der Bekehrung gewidmet und ſehr intereſſante Erfolge darin beobachtet habe. Wir ſelber ſind dabei ja auch nur die Werkzeuge des Herrn, die er benützt, um ſeine Zwecke zu erreichen. Erweiſen wir uns dieſes ſchönen Berufs würdig! wir gehen einem herrlichen Lohn dafür entgegen."

„Und wann beginnſt Du mit Deiner Lehre?"

„Sobald wir unſere Sachen vollſtändig geordnet und unſere Geſchenke für Ramara Toa herausgeſucht haben," ſagte der Miſſionär, „denn dieſe wilden Häuptlinge verlangen von jedem Fremden, dem ſie den Aufenthalt auf ihrer Inſel geſtatten, eine Art Tribut, den man nicht gut umgehen kann, ohne ſie zu erzürnen oder wenigſtens verdrießlich zu machen."

„Und vertheilen wir nicht alle die Waaren und Geſchenke unter ſie, die wir mit von Deutſchland gebracht haben, und die dort für ſie geſammelt wurden?"

„Doch nicht für ſie direct?" lächelte ihr Gatte, „ſondern nur für die Miſſion — auch indirect für ſie. Wovon ſollten wir hier leben und exiſtiren, wenn wir nicht Gegenſtände hätten, die wir für Nahrungsmittel und ſonſtige Bedürfniſſe eintauſchen könnten? Glaubſt Du, daß dieſe Indianer noch ſo unſchuldsvoll in den Tag hineinträumen, um nicht den Werth ihrer Producte zu kennen — wenigſtens den Werth, den ſie für ſie hier haben? Wir zahlen ihnen immer noch wenig genug dafür, aber zahlen müſſen wir, oder ſie verweigern uns am Ende das, was wir zum Leben nothwendig brauchen: die Nahrung.“

„Und ſind wir nicht im Stande hier unſern Acker ſelber zu beſtellen?“ fragte Berchta, „o, ich will ja ſo gern arbeiten, und das Land iſt ſo reich und fruchtbar. Claus kann ebenfalls helfen, und mit wie wenig Mühe wird ſich hier was wir brauchen, ziehen laſſen, denn Gott hat ja das Land ſo voll geſegnet.“

„Nein, mein Kind,“ ſagte aber ihr Gatte lächelnd, indem er ihre Stirn küßte, „das geht doch nicht ſo leicht, als Du möglicherweiſe denkſt, und wenn die Arbeit auch hier nicht gerade an und für ſich ſchwer wäre, die heiße Sonne macht ſie ſo. Außerdem ſollen wir hier nicht mit den Händen, ſondern mit dem Geiſt an’s Werk gehen, und wenn wir die Indianer in alle dem unterrichten, was ihnen den Weg zu einem ewigen Leben bahnt, ſo können wir dafür auch wohl von ihnen verlangen, daß ſie uns dann und wann einen Handreich thun, der nicht ſo viel ihrer doch werthloſen Zeit in Anſpruch nimmt.“

„Sie ſollen für uns arbeiten?“ ſagte Berchta kopfſchüttelnd; „ſie arbeiten nicht einmal für ſich ſelber, denn Alles was ſie brauchen, wächſt ihnen ja zu. Sie werden es ſchwerlich thun.“

„Ueberlaß das der Zeit, mein Herz,“ ſagte Fremar, „aber komm jetzt in das Haus; der Abendthau wird ſelbſt unter dem dichten Laub dieſer Bäume bemerkbar — und ſieh nur, wie weit ſich das ſüdliche Kreuz ſchon nach Weſten gedreht hat; es muß recht ſpät geworden ſein, und wir haben uns hier ſchon zu lange aufgehalten, — komm, Bertha“ — und ſeinen Arm um ſie haltend, führte er ſie langſam der eigenen Wohnung zu.

Nicht weit davon und ohne von den Beiden bemerkt zu ſein, hatte ſich Claus unter einem Baum, dicht am Rand des Felſens gelagert, rauchte aus ſeiner kurzen Pfeife und hing ſeinen eigenen Gedanken nach. Der alte Jäger beſaß auch — wie ſich leider nicht leugnen läßt — nur ſehr wenig religiöſen Sinn, ſoweit ſich dieſer nämlich auf äußere Formen bezog, denn in das Herz kann man keinem Menſchen ſehen, und als er ſo langſam den Pfälzer Knaſterdampf in die tropiſche Luft hineinblies, brummte er, wie nur die beiden Gatten den Platz verlaſſen hatten:

„Bin doch neugierig wie lange die Geſchichte hier dauern wird. Hol' mich der — hätte bald 'was geſagt — ob mir nicht das Ganze manchmal wie ein ſo tolles Märchen vorkommt, das die alte Lieſe in Rothenkirchen zuweilen, wenn ſie in guter Laune war, den Leuten erzählte. Den halbnackten Schwarm von braunen Heiden ſollen wir hier zu Chriſten machen und taufen, wobei ſie mich vielleicht noch gar als Küſter anſtellen, denn ich weiß nicht, wer es ſonſt beſorgen ſollte. Und Gevatter werde ich wohl bei der ganzen Bande ſtehen müſſen. Das wird ein Vergnügen werden! Jemine, Jemine!"

Wieder lag er eine Weile, ſchaute auf die gluthſchäumende Brandung hinaus und ſog den würzigen Duft ein, der von den Orangenbäumen zu ihm niederſank.

„Hübſch iſt's hier, das läßt ſich nicht leugnen," fuhr er endlich fort, „wie das gut riecht, und wie prächtig das Waſſer da draußen ausſieht, und in den Bergen ſoll's ja auch wilde Schweine und Rinder geben, daß Einem die alte Büchſe nicht einroſtet. Aber das arme gnädige Fräulein, ob die ſich hier glücklich fühlen wird, — und der alte Baron daheim, wie einſam und verlaſſen der jetzt auf dem Schölfenſtein ſitzt, — nicht einmal mich hat er mehr. Na, mir kann's recht ſein; aber im Leben hätte ich nicht gedacht, daß das gnädige Fräulein noch eine Frau Paſtorin werden ſollte — und ich hier Küſter mit keinem Glas Bier bei der Hitze. — Ach — hol's der Henker.“ Und ſeine Mütze auf's Ohr rückend, wanderte er langſam vom Felſenvorſprung ab ſeiner eigenen Hütte wieder zu.

10.

Ramara Toa.

Am nächſten Morgen noch vor Tagesanbruch ſuchte Berchta ſchon den Bergbach auf, der nach dem Palmenhain hinabſprang. Dort badete ſie in der klaren Fluth, ordnete ihr reiches Haar und kehrte dann nach dem Felſenvorſprung zurück, der die See überſchaute, und wo jetzt die Briſe kühlend und erfriſchend vorüberſtrich.

„O mein Gott, wie iſt doch Deine Welt ſo ſchön,“ rang ſich aber unwillkürlich aus ihrer Bruſt, als ihr Blick auf das blaue Meer und den weiten Horizont fiel, der nur etwas mehr nach rechts durch eine kleine, dicht mit Palmen bewachſene und etwa ſechs engliſche Meilen abliegende Inſel unterbrochen wurde. Und wahrlich, ſie hatte Urſache zu dem Ausruf. Noch war die Sonnenſcheibe nicht ſichtbar, aber die in den wunderbarſten Tinten ſchwimmenden Wolken, die ihren Roſenſchein auf der Fluth widerſpiegelten, verriethen ihr Nahen. Und wie das da unten in dem ſtillen Binnenwaſſer der Riffe ſchon lebte und ſchaffte.

Ganze Schwärme von Kindern und Erwachſenen badeten in dem hellklaren Waſſer und ſchwammen, ſich neckend und ſpielend, herüber und hinüber. Draußen ſchaukelten Canoes im Binnenmeer, um Fiſche für das Frühſtück zu fangen, und andere kreuzten draußen außerhalb der Riffe, mit den hellen Segeln und den Perlmutter-Fiſchhaken hinterherſchleifend, auf und ab, um den muntern Bonito zu bethören, der das Perlmutterſtück für einen fliegenden Fiſch hält und gierig danach ſchnappt.

Und jetzt ſtieg die Sonne plötzlich, in wirklich überraſchender Schnelle aus dem Horizont empor, und im Nu erbleichten die Farben der Wolken; dafür aber blitzte die See in tauſend und aber tauſend Lichtern, und die Brandung, unermüdet in ihrem Anſturm gegen die Riffe ſeit Jahrtauſenden, funkelte wie in Myriaden Perlen. Und wie merkwürdig ſtach dabei die Farbe des Waſſers hüben und drüben von den

Riffen ab. In der Binnenſee glänzte ſie wie Smaragden in einem wunderbaren Hellgrün, durch den ſeichten Korallenboden hervorgerufen, und unmittelbar auf der andern Seite der Brandung zeigte die See ein prachtvolles tiefblaues Colorit. Unmittelbar hinter den Riffen ſenkte ſich aber auch der Grund Hunderte von Faden tief ab, ſo daß die längſte Ankerkette ihn nicht mehr erreicht hätte. Es iſt das eben der wunderbare Bau der Korallen, die um alle dieſe Inſeln her ſteil aus unergründlicher Tiefe zur Oberfläche emporſteigen, aber nur ſo weit im Stande ſind zu wachſen, als ſie von der Fluth beſpült werden können. Wohin die Fluth nicht mehr reicht, bringt auch keine Koralle.

Und dieſe wundervolle Vegetation um ſie her, die königlichen Palmen, die duftenden Orangenbäume, die Thaupracht, die mit ihren ſchillernden Lichtern auf dem Ganzen lag — es war bewältigend, und Berchta ſank, ihr Antlitz dem Meere zugewendet, auf ihre Kniee nieder und betete ſtill und brünſtig.

Dort fand ſie ihr etwas ſpäter aufgeſtandener Gatte noch, und auch er glaubte keinen paſſenderen Platz zu kennen, das Morgengebet an den Höchſten zu richten, als gerade hier. Aufrecht auf dem Steindamm, von dem jetzt hellen Licht der Sonne beſchienen, ſtand er dort und betete laut, ſein Antlitz dem blauen, klaren Himmel zugewendet — aber das Gebet kam in abgerundeter und feſter Form aus dem Geiſte — nicht aus dem Herzen. Es waren Worte, warm und gläubig zwar, wie wir ſie oft in Kirchen hören, mit einem tiefen Sinn und voll reiner Religioſität, aber es fehlte ihnen Eins — die Seele — es war ein Pathos im Gebet, aber kein Herz, und wie tief ergriffen ſich Berchta vorher von ihrer ſtillen, lautloſen Andacht gefühlt, bei der ſie kaum die Lippen bewegt — jetzt blieb ſie kalt. Sie hörte die Worte, aber ſie fanden keinen Widerhall in ihrem Innern; denn es war weniger das Gebet eines Kindes, das ſich vertrauensvoll an ſeinen Vater wendet, als die Selbſtanklage eines Sünders, der nur dadurch das Mitleid und die Gnade des Allmächtigen auf ſich herabzuziehen ſucht, daß er ſeinen eigenen Unwerth dieſer Gnade ſchildert und hervorhebt. Und das Gebet dauerte lange — ſo lange, daß Berchta, ihr Haupt an eine Palme gelehnt, die Worte wohl noch hörte, aber nicht mehr verſtand; denn ihre Gedanken waren zurückgeflogen zur Heimath, zu der ſtillen

Einſamkeit des Vaters — zu dem Grabe der Mutter.

Endlich ſchloß er mit einem lauten Amen, und Berchta ſchrak aus ihren Träumen empor.

Mit dem Gebet hatte Fremar aber auch der nöthigen Form genügt und konnte ſeinen Geiſt jetzt wieder zu dem Irdiſchen, zuerſt dem Frühſtück und dann der häuslichen Arbeit zuwenden.

Das Frühſtück war bald verzehrt. Einer der Eingeborenen, die ſie aus Laua herübergeführt, hatte ſeine Frau mitgebracht, die ihnen die kleine Wirthſchaft beſorgte, und frugal genug war das Mahl, denn es beſtand aus etwas Cocosnußmilch, geröſteter Brotfrucht und einigen gebackenen Fiſchen, die eben in den Binnenriffen gefangen worden. Dann begann die Arbeit des Auspackens, und Berchta ſelber drängte dazu, da ſie die Zeit nicht erwarten konnte, wo ſie ihr ernſteres Werk, das ſie hierhergeführt, in Angriff nahmen.

Uebrigens beſchloß Fremar, um der Habgier der Wilden keinen Vorſchub zu leiſten, nicht etwa Alles auszupacken, was ſie für den Verkehr mit hierhergebracht, ſondern vielmehr das Meiſte in den Kiſten zu laſſen, die dann zugleich als unteres Regal benützt werden konnten, um die übrigen Waaren darauf auszulegen.

Claus indeſſen, immer jedoch die Pfeife im Munde, beſchäftigte ſich damit, Berchta's mitgebrachte Koffer auszuleeren, und er war gerade dabei, eine kleine, dieſen beigegebene Kiſte aufzuſchlagen, als Ramara Toa, der Häuptling und König, zu ihnen in die Thür trat und, anſcheinend ſehr befriedigt, zu ſo paſſender Zeit erſchienen zu ſein, auf der Schwelle ſtehen blieb.

„Ah, ah, ah!" ſagte er, vergnügt dabei mit dem Kopfe nickend, „das iſt recht, Mitonare, daß Du ſo fleißig bei der Arbeit biſt. Du haſt viel mitgebracht, ſehr viel, und die Bewohner von Motua werden Dir viel Gnatu und Früchte bringen müſſen, um Dich zu befriedigen."

„Ich habe die Sachen mitgebracht, Ramara Toa," erwiderte der Miſſionär, „weniger um Handel damit zu treiben, als um Dir und Deinem Volk zu zeigen, wie kunſtfertig chriſtliche Nationen ſind, und wie leicht Dein Volk ſelber erlernen kann, derartige, jetzt für Euch koſtbare Dinge anzufertigen."

„Und gar nichts zu Geſchenken, Mitonare?"

„Du darfſt mich nicht falſch verſtehen. Auch zu Geſchenken ſind noch Sachen dabei, wenigſtens für Dich und die Häuptlinge; aber das Größte, was ich Euch bringe, iſt der wahre Glaube."

Namara Toa, der indeſſen die verſchiedenen Dinge betrachtet hatte, wendete ſich raſch nach ihm um und ſah ihn mit einem Geſicht an, als ob er nicht recht wiſſe, wie er die letzte Aeußerung nehmen ſolle, im Scherz oder Ernſt. Der ſchwarzgekleidete bleiche Mann ſah aber nicht gerade aus, als ob er Scherz treibe, und mit einem eigenen drolligen Zug um den Mund meinte Namara Toa endlich:

„Hm, ja — das iſt recht gut — davon reden wir nachher — aber mit dem, was Du den wahren Glauben nennſt, kann man ſich nicht kleiden, auch keine Pfeife davon rauchen oder einen Baum fällen. Wir brauchen hier Zeug, Aexte und Tabak und — Gewehre! Ha!" unterbrach er ſich ſelber, als Claus ſeine Kiſte gerade geöffnet hatte und jetzt ein paar Gewehre zum Vorſchein brachte, „das iſt recht! Das iſt gut — ſehr gut — Gewehre brauchen wir, und Pulver auch dazu, und Kugeln, denn unſere Feinde ſind mächtig, und wenn wir den wahren Glauben haben, werden ſie über uns herfallen und uns von der Erde vertilgen wollen."

„Gewehre? — In der That!“ ſagte Fremar, der ſich ſelber erſtaunt danach umgedreht hatte. „Ei, Bertha,“ lächelte er dann halb verlegen, „Du haſt ja ein ganzes Arſenal von Waffen mitgebracht. Biſt Du hierher gekommen, um den Eingeborenen den Krieg anzukündigen?“

„Nein,“ ſagte Berchta freundlich, „es ſind unſere Jagdgewehre von daheim, die Claus mit eingepackt. Ich ſelber hatte aber keine Ahnung, daß er ſie alle mitnehmen würde.“

„Unſere Jagdgewehre?“ ſagte Fremar, und Berchta fühlte, wie ſie bis in den Nacken hinein erröthete.

„Allerdings,“ erwiderte ſie leiſe, „mein Vater iſt noch ein Kind der alten Zeit, fromm und gottesfürchtig, aber auch den ritterlichen Sitten und Gebräuchen ſtreng ergeben. Ich mußte ihn deshalb auch, da er keinen Sohn hatte, oft zu Pferde und manchmal ſogar auf die Jagd begleiten, ſo daß ich reiten und ſchießen lernte.“

Fremar ſchien mit dieſer Erklärung nicht ganz einverſtanden. Die Erziehung, die er ſelber in einem der Miſſionsinſtitute genoſſen, hatte ihm nie Zeit zu ſolchen Allotrien gelaſſen, da dieſe würdiger mit Gebet und ſtillen Betrachtungen ausgefüllt werden konnte. Er wagte aber doch nicht, etwas dagegen zu ſagen, und überhaupt erforderte Namara Toa's Gegenwart augenblicklich ſeine ganze Aufmerkſamkeit, da dieſer würdige Häuptling überall umherſuchte und ſich Fremar keineswegs ſicher fühlte, daß er vollkommen ehrlich ſei.

Namara Toa ſchien aber in der That keine unredlichen Abſichten zu haben, wenn die Verführung dazu hier auch vielleicht ſtark geweſen wäre. Immer kehrte er nur wieder zu den Gewehren zurück und fragte, ob ſie nicht mehr davon hätten, damit er ſeine ganze Leibgarde damit bewaffnen könne.

„Aber Namara Toa,“ ſagte Fremar, „wir ſind nicht hierhergekommen, um Euch die Mittel zu bringen, Menſchenblut zu vergießen, ſondern im Gegentheil, um Euch die Künſte des Friedens zu lehren. Unſer Glaube iſt ein Glaube des Friedens und der Liebe, und nicht Haß ſoll er ſäen, der nur Tod erntet.“

„Ja, das iſt Alles recht ſchön,“ ſagte der Häuptling, „wenn wir aber Chriſten werden und Frieden haben wollen, und Matangi Ao will Krieg, und kommt herüber und erſchlägt unſere jungen Leute und ſchleppt unſere Frauen fort, ſollen wir dann ruhig zuſehen und es dulden?"

„Wer iſt Matangi Ao?"

„Wer Matangi Ao iſt?" ſagte Ramara Toa, „ein Häuptling von der andern Seite. Hat viel Land und viele Krieger, aber keine Gewehre und kein Pulver."

„Und ſo biſt Du nicht König der ganzen Inſel?" fragte der Miſſionär.

„Gewiß bin ich es!" rief Ramara Toa, ſich hoch emporrichtend und mit Würde. „Und wer mir nicht gehorcht, den werde ich züchtigen, denn mir gehört der Boden, ſoweit ihn das Riff umſchließt. Matangi Ao mag ſich wehren, wenn ich zu ihm über die Berge ſteige!"

„So hat er ſich empört?" fragte Berchta beſorgt, denn nicht mit Unrecht fürchtete ſie, daß Ramara nur die Waffen zu haben wünſche, um Feindſeligkeiten mit dem andern Theil der Inſel zu beginnen.

„Empören? Bah!" lachte der Häuptling verächtlich. „Er ſollte es wagen ſeine Krieger zuſammenzurufen! Ramara Toa iſt ein großer König, und wenn ſein Kriegsgong tönt, ſtrömen die jungen Leute von allen Seiten herbei. Matangi Ao — ſo viel für ihn!" und er ſchlug ſich verächtlich mit der flachen Hand auf die Hüfte.

„Dann erlaubſt Du mir vielleicht, Ramara Toa,“ ſagte da der Miſſionär freundlich, „Dir die Geſchenke vorzulegen, die wir für Dich mitgebracht?“

Der König ſtieß einen eigenthümlichen Gaumenlaut aus, der ſeine Zufriedenheit bezeugen ſollte, und ſchien auch völlig bereit, dem Fremden dieſe Gefälligkeit im Augenblick zu erweiſen. Fremar aber, der wohl wußte daß ihr ganzer Erfolg auf der Inſel nur von dem guten Willen dieſes Einen Mannes abhing, war klug genug, ſich denſelben nicht zu billig erkaufen zu wollen, und zeigte ſich bei der jetzigen Austheilung außerordentlich freigebig.

Vor allen Dingen legte er ihm ein halbes Stück echt rothgefärbten Kattun hin, ein anderes ähnliches Stück mit gelben Streifen, ein halbes Dutzend Beile, einen kleinen Sack voll Nägel, Glasperlen und als Hauptzierde vor Allem eine feuerrothe, allerdings ſchon etwas abgetragene Uniform mit gelben Knöpfen, die aber Ramara Toa in Entzücken verſetzte. Leider war ſie ihm in den Schultern etwas zu eng; er konnte ſie nicht zuknöpfen, und Berchta, die lächelnd ſeine

Freude über das doch eigentlich werthloſe Stück geſehen, erbot ſich ſelber, ſie ihm paſſend zu machen, was freilich nur dadurch möglich wurde, daß man die Rücknaht auftrennte und einen Streifen rothen Baumwollzeugs dazwiſchenſetzte. Er ließ ihr auch in der That keine Ruhe, bis ſie gleich damit begann, denn er wollte noch heute, bei der Ava-Partie, darin erſcheinen.

Fremar hatte indeſſen noch einige Meſſer und andere Kleinigkeiten ausgepackt, das Beſte aber doch bis zuletzt aufgehoben, und Ramara Toa ſchien ſich auch die ganze Zeit danach umzuſehen. Endlich zog der Miſſionär eine kleine lange Kiſte hervor, und des Indianers Augen leuchteten, denn er ahnte was ſie enthielt.

„Ramara Toa,“ ſagte da Fremar, „wie wir gehört haben, giebt es viele wilde Schweine und Rinder, auch wilde Ziegen im Innern Eurer Inſel, und Eure Bogen und Pfeile ſind nicht kräftig genug, um ſie zu erlegen. Ich habe Dir deshalb auch einige Gewehre mitgebracht, aber nicht, um Krieg damit gegen Deine Brüder zu führen,“ ſetzte er ernſt hinzu, „wie Du mir auch verſprechen mußt, daß Du nie von mir verlangen willſt, Theil an etwa ausbrechenden Streitigkeiten zu nehmen. Ich bin nur hierher zu Euch gekommen, um in Frieden zu wirken und zu lehren, nicht um Haß und Zwietracht unter Euch zu fördern, und würde nie die Hand gegen irgend einen Eingeborenen der Inſel anders aufheben, als um ihn zu ſegnen.“

„Das iſt gut,“ nickte der Häuptling freundlich, während ſein Blick aber fortwährend an der Kiſte hing, die Claus jetzt öffnete; „Du ſollſt auch nicht gezwungen werden mit uns zu kämpfen — wir haben junge Männer genug. Aber Du ſollſt uns lehren die Gewehre zu gebrauchen und damit zu ſchießen.“

„Ja, ſoweit es Eure Jagd betrifft,“ erwiderte Fremar ruhig, „denn zu keinem andern Zweck ſind ſie mit hergekommen.“

„Es iſt gut — es iſt gut,“ rief Rathara ungeduldig, „weshalb macht der alte Mann ſo lange, bis er die Kiſte aufbekommt?“

„Na, Du wirſt's erwarten können,“ brummte Claus, der allerdings die Worte nicht verſtand, aber doch wohl aus der ungeduldigen Bewegung des Indianers den Sinn derſelben errieth. Jetzt hatte er aber auch den letzten Nagel gehoben, und den Deckel emporlüftend, zeigten ſich dem entzückten Wilden ſechs noch in Stroh eingeſchlagene Gewehre, die er ſelber haſtig aus der Kiſte nahm. Für einen Moment feſſelte aber das Stroh ſeine Aufmerkſamkeit, denn etwas Aehnliches hatte er wahrſcheinlich noch nie geſehen, und er ſchüttelte lächelnd den Kopf über die lange, gelbe und dünne Pflanze, aber die Waffen intereſſirten ihn doch mehr, und das Stroh abwerfend, hielt er gleich darauf die eine prüfend in der Hand.

Claus nahm indeſſen die anderen heraus und ſtellte ſie an den ſchon gleich am erſten Tage errichteten Ladentiſch, und Namara Toa konnte ſich nicht ſatt an ihnen ſehen.

„Das iſt gut — das iſt ſehr gut!“ rief er in einem fort, „ich bin zufrieden — ich bin recht zufrieden, und Du magſt jetzt zu uns herunterkommen und mit den Bewohnern der Küſte und des inneren Landes reden. Sie ſollen Deinen Glauben annehmen und Frieden halten. Namara Toa iſt ein großer Häuptling; er wird über die ganze Inſel regieren.“

Damit trat er vor die Thür der Hütte hinaus und ließ einen gellenden Ruf durch die hohle Hand ertönen, der augenblicklich unten vom Strand her beantwortet wurde. Es dauerte auch nicht lange, ſo eilten etwa ſechs oder acht junge Burſche herbei, denen Namara Toa mit augen=

ſcheinlicher Befriedigung die eben erhaltenen Geſchenke übergab, damit ſie hinunter in ſeine eigene Wohnung und damit in Sicherheit gebracht würden. Dann fiel ihm ein, daß er ja noch kein Pulver und keine Kugeln für ſeine Waffen hatte, und Fremar übergab ihm noch ein kleines Fäßchen des erſteren wie einen Beutel mit den letzteren, über deren Schwere der Häuptling nicht wenig erſtaunt war. Der Miſſionär ermahnte ihn aber auch dabei, das Pulver ebenſo wohl vor Näſſe, wie beſonders vor Feuer zu bewahren, und machte ihn auf die furchtbare Zerſtörungskraft aufmerkſam, die das Pulver habe. Namara Toa ſchien es aber ſchon zu kennen — er hatte einmal vor langen Jahren von einem Wallfiſchfänger davon bekommen und damals allerdings Unglück damit gehabt. Es explodirte und tödtete drei in der Nähe befindliche Inſulaner.

„Ich weiß es, ein böſer Gott ſitzt darin,“ ſagte er, „und wenn er Feuer ſieht, wird er böſe, ſpringt heraus und tödtet Alles, was er erreichen kann.“

Fremar wollte ihm etwas darauf erwidern. Namara Toa konnte aber die Zeit nicht erwarten, daß er zu ſeinen Frauen kam, um ſich mit ihnen über die erhaltenen Geſchenke zu freuen, und dem Miſſionär nur noch zurufend, hinabzukommen, ſobald er die Gongs höre, die zum Avafeſt riefen, eilte er, ſo raſch er konnte, ſeiner eigenen Heimath zu.

Was ein ſolches Avafeſt bedeutet, wußte Fremar aber gut genug, und kannte auch die nach europäiſchen Begriffen wenigſtens ekelhafte Bereitung dieſes berauſchenden Getränkes. Die zu dem Zweck nämlich überall auf den Inſeln gezogene Avawurzel, auf manchen auch Cava genannt, wird erſt von jungen Leuten ſorgfältig gekaut, dann in einen gemeinſchaftlichen Trog geſpuckt, danach mit Waſſer übergoſſen und der Gährung überlaſſen, wonach es in kurzer Zeit trinkbar iſt.

Allerdings verwendet man zu dem Kauen nur Leute mit geſunden Zähnen, dieſe dabei beobachtete Reinlichkeit iſt aber doch zu geringfügiger Art, um als eine weſentliche Verbeſſerung gelten zu können, und das macht es für den Fremden noch peinlicher, daß er ſich, wenn allein in einem ſolchen Stamme, dem Genuſſe deſſelben nicht entziehen kann, ohne den Häuptling auf das gröblichſte zu beleidigen, ja er muß ſogar die Einladung zu ſolchem Gelage noch als eine beſondere

Ehre betrachten. Nur fremde Miſſionäre ſind davon befreit, ſobald ſie eben ſagen, daß ihnen ihr Gott den Genuß der Avawurzel verbietet; dann kann es als keine Beleidigung des Häuptlings mehr angeſehen werden, und man bedauert höchſtens die armen Menſchen, denen ein ſo koſtbares, oft heilig gehaltenes Getränk tabu oder verboten iſt.

Fremar aber beſchloß dieſe Gelegenheit zu benutzen — denn er wußte, daß er bei einem Avafeſte alle angeſehenen Häuptlinge und einflußreichen Männer des Diſtrictes zuſammenfand — um zuerſt zu ihnen von dem wahren Gott zu ſprechen. Er wußte ſich ja des guten Willens des Königs ſelber ſicher, und leicht fanden die Worte dann auch noch Eingang in ein anderes Herz.

Berchta begleitete ihn, während es Claus vorzog, oben in der Hütte zu bleiben und auf die vielen, noch nicht geordneten Sachen zu achten, die überall zerſtreut umherlagen. Schlöſſer und Riegel gab es überhaupt nicht an den leicht gebauten und überall durchſichtigen Bambushäuſern, und er hatte eine keineswegs ſo günſtige Meinung von den Eingeborenen, um ihnen nicht zuzutrauen, daß ſie eine ſo gute Gelegenheit benutzen würden. Blieb er aber oben, dann wußte er gewiß, daß ſich Keiner von ihnen getrauen würde, in diebiſcher Abſicht dort hinaufzukommen, und ſeine Pfeiſe konnte er dort genau ſo gut rauchen wie unten, ja vielleicht noch viel beſſer, wo die braunen Schufte doch nur eine Maſſe von Kauderwelſch durcheinander plapperten, dem er weder Sinn noch Bedeutung abzugewinnen im Stande war.

Unten am Strand waren in der That Hunderte von Menſchen verſammelt, und zwar wieder vor der Wohnung Ramara's. Aber an dem eigentlichen Avatrinken durften die Frauen nicht Theil nehmen, und die ganze Geſellſchaft ſchien wirklich nur auf die Fremden gewartet zu haben, ehe ſie mit der Ceremonie begannen. Das Avatrinken gehörte auch in der That mit zu ihren heidniſchen Gebräuchen, oder wurde wenigſtens damit vermiſcht. Ramara Toa, als ihm die erſte Cocosſchale voll des trüben Getränkes gereicht wurde, goß feierlich davon einen Theil auf die Erde neben ſich und ſagte, während ringsum tiefes Schweigen herrſchte:

„Hier iſt Ava für Euch, Ihr Götter! Seht freundlich auf uns herab, laßt uns gedeihen und geſund bleiben, laßt unſere Früchte wachſen und gebt uns — Euren Kindern — Nahrung im Ueberfluß.

„Hier iſt Ava für Euch, Ihr Kriegsgötter! Haltet unſer Volk tapfer, daß unſere Feinde nicht wagen, ihm zu nahen!

„Hier iſt Ava für Euch, Ihr Götter der See! Bleibet unſerer Inſel fern und richtet Euren Cours nach irgend einem andern Eiland.“

Jetzt erſt reichten die Untergebenen, die dazu verwendet wurden, die Schale, die Ramara Toa zuerſt auf Einen Zug geleert, weiter, aber genau in der Reihenfolge nach dem Rang der Häuptlinge, wie dieſe ſich auch ſetzen mußten, und das Gebet war mit einer ſolchen Feierlichkeit und Andacht geſprochen, wie nur ein Tiſchgebet in einer chriſtlichen Familie geſprochen werden konnte. Auf Berchta wenigſtens machte es den nämlichen Eindruck, und faſt befangen ſah ſie den Ernſt der Männer, die ſo anſcheinend fromm ein gewöhnliches Mahl begannen. Waren das wirklich Heiden, wenn ſie auch den Namen des wahren Gottes noch nicht kannten?

Aber ihre Aufmerkſamkeit wurde bald auf einen andern Gegenſtand gelenkt, und zwar auf das Spiel der Kinder, die harmlos und glücklich am Strand ihrer jauchzenden Luſt folgten, während die Mütter oder Schweſtern mit irgend einer Arbeit in ihrer Nähe beſchäftigt waren und ihre oft übermüthigen Spiele überwachten. Einzelne ſaßen am Waſſerrand und ſcheuerten Cocosſchalen glatt und dünn, daß ſie in ihrer Farbe und Durchſichtigkeit faſt Schildpatt täuſchend ähnlich ſahen, andere ſtrickten Netze*) oder beſſerten zerriſſene aus, und während der Zeit hetzte ſich das junge Volk am Strand herum und lief mit den bloßen, aber allerdings ſchon hornharten Füßen über den ſcharfen und heißen Korallenſand, als ob es ein weicher Raſenteppich geweſen wäre.

Sehr ängſtlich ſchienen aber die Mütter trotz alledem bei den oft gefährlichen Spielen der kleinen luſtigen Welt nicht zu ſein, denn ein junger Burſch beſonders, der vielleicht kaum zehn Jahre zählen mochte, ſchwang ſich plötzlich auf eine ganz eigenthümliche Schaukel und ſetzte ſie keck in Bewegung. Dieſe Schaukel beſtand aber in nichts Anderem, als einem aus Cocosbaſt gedrehten und allerdings ziemlich ſtarken Seil, das unten um ein rundes Stück Holz geſchlagen war, auf dem der Schaukelnde reiten konnte. Das Seil ſelber war oben im Wipfel einer dicht am Strand ſtehenden und über die Fluth hinausneigenden Cocospalme befeſtigt und hing gerade hinunter, ſo daß man es erſt mit einem Haken heranholen mußte, um auf die Schaukel zu gelangen, dann gab ſich der kleine Burſch einen Stoß und ſchwang hinaus, und als er zurück, bis zum Stamm der Palme kam, ſtieß er ſich von dieſem kräftig mit dem Fuß wieder ab, daß er weit zurück über das Waſſer und die dort recht bösartig aufragenden Korallenblöcke ſchoß. Jedesmal aber, daß er zurückflog, bekam die Schaukel durch ſein eigenes Gewicht auch mehr Gewalt, und Berchta hielt jetzt vor Angſt den Athem an, denn es ſah, wenn der kleine Burſche ſo gegen den Stamm zugeſchleudert wurde, genau ſo aus, als ob er nun dagegen ſchmettern und elend zerſchellen müſſe. Der Knabe aber lachte und jubelte vor Luſt, und ſelbſt wenn er rückwärts angeſchoſſen kam und Rettung nun unmöglich ſchien, warf er ſich plötzlich mit einem raſchen Schwung herum und parirte den Stamm mit dem einen ausgeſtreckten Fuß ſo außerordentlich geſchickt, daß er jedesmal, wenn auch dicht, doch ungefährdet daran vorüberglitt und im Zurückkommen dann der Schwingung noch neue Kraft durch einen friſchen Stoß zu geben ſuchte.

---

*) Es iſt eine eigenthümliche Thatſache, daß das Netzeſtricken, und zwar genau mit demſelben Knoten, ja mit den nämlichen Inſtrumenten, über alle Theile der Erde verbreitet, in allen gekannt iſt. Der auſtraliſche Wilde wie der nordamerikaniſche Indianer, der Neger und Kaffer wie der Bewohner der Südſee-Inſeln, der Kamtſchadale und Eskimo wie der Malaye, der Europäer wie der Aſiate, ſie Alle kennen nur die Eine Art und Weiſe, ein Netz zu ſtricken.

„Und leidet Ihr das?“ rief Berchta, wirklich in Todesangſt, ein paar dicht daneben beſchäftigte Frauen an, „wenn nun das Kind verunglückt?“

„Welches Kind?“ fragten dieſe erſtaunt und auch wohl etwas beſtürzt zu ihr aufſchauend, denn ſie begriffen nicht gleich, von was die fremde Frau ſo ängſtlich ſprach.

„Der Knabe in der Schaukel,“ rief Berchta.

„Der große Junge?“ lachten aber da die beiden Weiber, „der weiß darin Beſcheid, und hält ſich vom Stamm ſchon ab. Unſere Kleinen machen es ja genau ſo und kommen nie zu Schaden. Dem thut’s nichts.“

„Aber wenn das einfache Seil reißt,“ ſagte die junge Frau, „iſt er ja rettungslos verloren!“

„Bah, das reißt nicht,“ lachten aber die Inſulanerinnen, „das iſt feſt und gut gedreht. Es müßte kein Junge ſein, wenn er ſich nicht ſchaukeln wollte. Sie thun's Alle. Die Götter ſchützen ſie."

„Die Götter ſchützen ſie?" Wie vertrauensvoll die Frau das ausſprach; wie feſt ſie auf die überirdiſche Hilfe baute und das junge, ihr doch gewiß ſo theure Leben in deren Obhut ſicher glaubte!

Indeſſen hatte dort drüben vor der Wohnung des Königs das Avatrinken ernſtlich begonnen, obgleich die Häuptlinge dem Getränk nur mäßig zuſprachen. Es ſoll überhaupt weit weniger berauſchen, als vielmehr, wenn daſſelbe nicht in zu großer Menge genoſſen wird, eine dem Opium ähnliche Wirkung hervorbringen; eine Art von angenehmer geiſtiger Aufregung, der aber nicht jene körperliche Erſchlaffung folgt, wie ſie der Gebrauch des letzteren unfehlbar mit ſich bringt.

Und kein lautes, zorniges Wort wurde dabei geſprochen; freundlich, ja ſelbſt artig verkehrten Alle miteinander, bis ſich plötzlich der Miſſionär von ſeinem Sitz erhob und in ruhigen, erzählenden Worten die Glaubenslehre der chriſtlichen Religion vor ihnen auszulegen begann.

Niemand unterbrach ihn mit einer Silbe, Todtenſtille herrſchte in dem erſt noch ſo lebendigen Kreiſe, und ſelbſt die Frauen, die bei dem Trinken ausgeſchloſſen ſind, rückten langſam näher, um die Worte zu verſtehen. Ja ſogar die Kinder hörten mit Spielen auf, um zu erfahren, was der ſchwarze fremde Mann da ſpreche. Aber lange blieben ſie nicht um ihn geſchaart; verſtanden ſie doch den tiefen Sinn der Worte nicht und fühlten deshalb auch kein beſonderes Intereſſe, um ſeinetwegen ihre Spiele zu unterbrechen.

Fremar ſprach indeſſen mit voller Beredtſamkeit wohl zwei volle Stunden lang, nicht über den eigentlichen Kern der chriſtlichen Religion, ſondern mehr über die bilderreichen Sagen des Alten Teſtaments, über die Erſtehung oder Erſchaffung der Welt, über die Erzväter und die damit in Verbindung ſtehenden Wunder, bis er zur Geburt Chriſti kam und wieder hauptſächlich bei den damit in Verbindung ſtehenden Wundern weilte. Die Eingeborenen hörten ihm auch aufmerkſam zu, denn er brachte viel Neues, und was er da ſagte, harmonirte ſogar in manchen Stücken mit alten Sagen, die ſie ſelber hatten.

Aber die Avatrinker wurden zuletzt ſchläfrig; der monotone Klang von Fremar's Stimme mochte wohl ebenfalls dazu beitragen, ſie in

Schlummer zu wiegen. Ramara Toa, in Folge ſeiner Beleibtheit, nickte zuerſt ein, und da Fremar jetzt ſelber fühlte, daß er in dieſer Stunde keinen weiteren Nutzen von ſeiner Rede erwarten konnte, brach er kurz ab, ſchritt zu ſeiner Frau hinüber, nahm ſie an die Hand und ſtieg mit ihr zu ihrer eigenen Wohnung hinauf.

Das erſte Samenkorn war jetzt ausgeworfen, und Fremar konnte nur beten, daß es auf günſtigen Boden gefallen ſei und ſeine Früchte tragen möge.

11.

Im Gnatu-Haus.

Am nächſten Morgen kam der König nicht zu der Wohnung des Miſſionärs hinauf, und als dieſer endlich mit Berchta zum Strand hinunterſtieg, um ihn dort aufzuſuchen, hörte er von einem der zurückgebliebenen Diener, daß Namara Toa heute Morgen mit einigen ſeiner Häuptlinge in die Berge geſtiegen ſei, um die neuen Gewehre zu verſuchen und vielleicht ein wildes Rind, oder ein paar Schweine zu ſchießen. Die Königin aber wäre hinüber in das Hupai-Thal, zu dem Gnatu-Haus gegangen und dort mit ihren Frauen an der Arbeit, wenn es der Mitonare wünſche, wolle er ihn dort hinüberführen. Es ſei nicht weit, und ſie fänden da alle Frauen der Nachbarſchaft verſammelt.

Berchta, deren Gatte ihr mit wenig Worten erklärte, was das Gnatu-Haus bedeute — ein offener Schuppen nämlich, in welchem das von den Eingeborenen benützte Zeug bereitet werde — wünſchte natürlich, das mit anzuſehen, und Fremar war gern erbötig ſie hinüberzuführen; bot ſich da ja auch vielleicht eine paſſende Gelegenheit, zu den Frauen zu ſprechen. Er wußte recht gut aus Erfahrung, daß er ſchon halb gewonnenes Spiel hatte, wo er die Frauen auf ſeine Seite brachte.

Der Weg lag an dem kleinen Bergſtrom hinauf, neben welchem ſie gleich am erſten Morgen ihr Frühſtück gehalten, und ein reizenderer Pfad hätte ſich auf der Welt nicht denken laſſen. So wie ſie den Cocosnußhain verließen, unter dem ein wahrer Dämmerſchatten herrſchte, traten ſie in den offenen Wald hinaus, der aber immer noch mächtige Bäume zeigte. Da ſtand die Lichtnuß mit ihrem prachtvoll grünen Laub — eine Art von Wallnußbaum mit auch ganz ähnlichen Früchten; da ſtanden Mangos und Orangen, Hibiscusbäume und ſchlanke Kaſtanien mit ihrer ſilbergrauen, ſo wunderlich geformten und zu Brettern auslaufenden Rinde, und dazwiſchen wilde Bananen, die ſogenannte Fé*) mit jungen Palmenſchößlingen, die ſich überall aus dem Boden drängten.

Und wie hoch und üppig das Gras dazwiſchen wuchs, und wie der Bergbach ſo munter durch die felſigen Ufer rauſchte und über die braunen Kieſel wild hinüberſprang, und was für prachtvolle Blumen an ſeinen Ufern blühten! Berchta bog ſich nieder zu ihnen, pflückte ſich einige der ſchönſten und wollte ſie, wie ſie es ſonſt daheim gethan, in ihre Locken ſtecken, wobei ſie dem vorüberrollenden, aber zu unſteten Bach ihr Bild nur für einen flüchtigen Moment abzulauſchen ſuchte, als ſie Fremar daran verhinderte.

„Was willſt Du thun, Bertha?"

„Ich? Du ſiehſt es ja," lächelte die junge Frau, „mich mit dem Schönſten ſchmücken, was

---

*) Die Fé oder wilde Banane kommt nicht allein auf den Südſee-Inſeln, ſondern auch im oſtindiſchen Archipel vor: fruchttragende Pflanzen ſind aber nicht ſo häufig, und wo ſie ſtehen, tragen ſie ihre Fruchttraube, die aber natürlich viel kleiner iſt, als die im flachen Lande angepflanzte, nicht herunterhängend wie dort, ſondern hoch in die Höhe, weshalb auch auf einigen Inſelgruppen die Sage geht, die wilde und die zahme Banane hätten einmal einen Kampf zuſammen gehabt, aus welchem die wilde als Siegerin hervorging; deshalb trage ſie ihre Frucht ſo hoch und ſtolz, während die zahme die ihre beſchämt nach unten hängen laſſe.

Gott dieſer ſchönen Erde geſchenkt — mit ſeinen Blumen — o, wie lieb ſie ſind.“

„Aber das darfſt Du nicht, Herz,“ ſagte ihr Gatte ernſt.

„Das darf ich nicht?“ wiederholte erſtaunt das junge Weib, „leidet es der König nicht, daß wir die Blumen pflücken, die ja zu Tauſenden hier wachſen und unerſchöpflich ſcheinen?“

„Der König wohl, mein Herz,“ ſagte freundlich der Miſſionär, „er würde nichts dagegen haben und wenn Du den ganzen Wald plünderteſt, aber Du darfſt als meine Frau kein böſes Beiſpiel geben.“

„Kein böſes Beiſpiel? — Ich verſtehe Dich nicht. Alle jungen Mädchen und Frauen tragen ja hier Blumen —“

„Eben deshalb, mein Kind,“ nickte der Miſſionär, „aber nur ihren Götzen zu Ehren ſchmücken ſie ſich ſo. Es iſt ein heidniſcher Tand, den ſie ablegen müſſen, ſobald ſie ſich dem wahren Glauben zuwenden, und da wirſt Du doch einſehen, daß Du allein ſie nicht tragen kannſt, wenn Du es auch reinen und unverdorbenen Herzens thäteſt.“

„Fremar!“ ſagte Berchta erſchreckt, „Du

willſt dem fröhlichen, einfachen Volk doch nicht die Blumen als Sünde verbieten?“

„Die Blumen an ſich ſind keine Sünde, mein Herz,“ ſagte der Miſſionär ruhig, „aber ſie werden dazu, wenn wir ſie mit jenen heidniſchen Gebräuchen in Verbindung bringen, und daß wir Alles mit der Wurzel ausrotten müſſen, was nur noch im geringſten an dieſe entſetzliche Zeit des Unglaubens erinnert, wirſt Du mir doch gewiß zugeben, Bertha?“

„Aber die Blumen,“ ſagte die junge Frau leiſe und wehmüthig, „ich kann noch nicht begreifen, daß etwas Sünde ſein ſoll, was ſo lieb und gut iſt und von Gott ſelber als ſchönſte Zierde in die Welt geſetzt wurde. Hätte er ſie denn wachſen laſſen und ihnen dieſen Duft, dieſe Farben verliehen, wenn er es für ſtrafbar hielte, ſich an ihnen zu erfreuen?“

„Auch ein goldenes Gefäß wird unrein, wenn man Gift hineingießt,“ ſagte der Geiſtliche finſter, „und Gift haben ſie in den Duft und die Farbenpracht gegoſſen, als ſie ſich zu ihren heidniſchen Tänzen damit ſchmückten, und ſie entweiht, als ſie den Altar ſcheußlicher Götzen zieren mußten.“

Berchta hielt das Bouquet, das ſie ſich in ihrer unſchuldigen Freude gepflückt, in der geſenkten Hand und blickte ſtill und ſtarr darauf nieder. Sie erwiderte auf das, was ihr Gatte ſagte, kein Wort, aber einzeln ſanken ihr die Blüthen wieder aus den Fingern heraus und in's Gras zurück, und zwei große, helle Thränen folgten ihnen nach.

„Aber Bertha," ſagte Mr. Fremar erſtaunt, „biſt Du denn nicht wie ein Kind, dem man die gepflückten Blumen wegnehmen will? Du weinſt einer ſolchen Sache wegen?"

Berchta griff leiſe mit ihrer Hand nach der Wange, als ob ſie ſich ſelber überzeugen wolle, daß ſie geweint habe, — ſie hatte es gar nicht gefühlt — dann flüſterte ſie:

„Ich weine nicht um die Blumen, Fremar — ich weine um einen ſchönen Traum, der mit ihnen dahinſchwindet."

„Um einen Traum?"

„Laß es ſein," bat ſie, „nicht jetzt, nicht in dieſer Stunde. Du haſt auch vielleicht Recht, ich bin kindiſch und will verſuchen, daß ich mich beſſern kann," ſetzte ſie kaum hörbar hinzu und ſchritt langſam weiter durch den blühenden Wald. Aber die Blumen hatten für ſie ihre Farbenpracht, ihren Duft verloren, ſie hörte nicht mehr das Flüſtern in den Zweigen, das Rauſchen des Bergſtroms, denn ihre Gedanken weilten in dem Augenblicke daheim bei ihrem alten Vater auf dem Schölfenſtein und in dem kleinen Predigerhauſe, wo ſie ihren Miſſionsverein abgehalten und ſich für die hohe und edle Sache begeiſtert hatte.

Auch Fremar war ſtill und nachdenkend geworden; denn da er gerade im Begriffe ſtand eine größere Verſammlung anzureden, ſo legte er ſich im Geiſt ein wenig die Worte zurecht, die er dort zu den Frauen ſprechen wollte, und überdachte ſich, was wohl am beſten auf ſie einwirken und zu ihren Herzen ſprechen würde.

So waren ſie ſchweigend immer weiter und hinter dem Führer hergeſchritten, der ſich dabei auf ſeine eigene gemüthliche Weiſe zu amüſiren ſchien. Bald ſprang er hinüber nach einem Orangenbaum, die einzeln zerſtreut hier überall im Walde wuchſen, nahm ein paar der zuletzt heruntergefallenen Früchte auf, biß ſie an, ſog ſie aus und warf ſie dann fort; bald pflückte er da und dort eine Blume am Bache, bald ſammelte er eine Anzahl der in Menge umherliegenden Lichtnüſſe und ſchleuderte ſie, ohne aber ſeinen Gang zu unterbrechen, mit merkwürdiger

Sicherheit nach dünnen Stämmen; bald ſprang er für einen Moment in den Bach hinein, um ſich die Füße abzukühlen, und war dann immer, ehe ihn die Weißen überholen konnten, wieder zehn oder zwölf Schritt voraus, auf ihrem Pfad.

Berchta's Ohr erfaßte zugleich ein ganz eigenthümliches Geräuſch, das, aus dem Wald heraus, wie das Klappern einer Mühle zu ihnen herübertönte und ſtärker wurde, je weiter ſie gingen. Es ſchallte aus dem Thal voraus, von dem ſie nur noch eine kleine Höhe trennte, und Fremar ſelber wurde zuletzt darauf aufmerkſam.

„Was iſt das?“ rief er ihrem Führer zu, „woher kommt das Klappern?“

„Das Klappern?“ lachte der junge Burſch, „ei, das ſind die Mädchen mit ihren Klöppeln. Der heilige Stoff darf nur bei Nacht und von Männern bearbeitet werden, aber den Gnatu ſchlagen ſie jetzt dort Alle zuſammen, und wenn wir da drüben an jenen Felſen kommen, überſehen wir das ganze Thal.“

„In der That — und arbeitet Ihr hier noch viel Gnatu?“

„Viel Gnatu? Müſſen wir nicht Kleider haben, und wer ſoll ſie machen? Du wirſt einmal ſehen, Mitonare, wie fleißig das junge Volk bei der Arbeit iſt und wie das lacht dabei und plappert. Mit dem Mundwerk ſind ſie faſt noch flinker als mit den Klöppeln.“

„Iſt die Arbeit nicht ſchwer?“ frug Berchta.

„Ach was, in Geſellſchaft wird ſie leicht und iſt faſt mehr ein Feſt für ſie als eine Arbeit. Komm nur — da ſind wir ſchon am Fels. Siehſt Du, von hier aus kannſt Du die ganze Ebene überſchauen, und viele Menſchen wohnen darin.“

Dem Thal folgend, hatten ſie ſchon vor einiger Zeit eine Art von Waſſerſcheide paſſirt, denn der kleine Bach, dem ſie eine Strecke aufwärts gefolgt waren, wurde zuletzt zum Quell, und als ſie einen Hügelrücken überſtiegen, erreichten ſie eine andere murmelnde Quelle, der ſie aber nun wieder abwärts folgten und die dann jedenfalls in einen entfernteren Bergſtrom einmündete. Hier an dem Felſen machte das Thal eine Biegung, und Berchta konnte einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken, als ſie plötzlich ein Bild vor ſich ſahen, das ſich wirklich nicht ſchöner und wildromantiſcher denken ließ.

Es war eine weite, prachtvolle Hochebene, die aber keinesfalls mehr als etwa ſechs- bis achthundert Fuß über der Meeresfläche liegen konnte. Ringsum ſchloß ſie der dichte Wald ein, aber der blitzende Bergbach ſprudelte hindurch, überall zerſtreut umher ſtanden bald einzeln, bald in kleinen Gruppen hochſtämmige Cocospalmen und dort, dicht am Spiegel eines kleinen, klaren Sees, im Schatten von zahlloſen Fruchtbäumen und Palmen, hineingeſchmiegt wie ein ſchlummerndes Kind in einen Myrtenbuſch, lagen die hellen, lauſchigen Hütten der Eingeborenen — der Bewohner eines Paradieſes.

„O, ſieh Bertha!“ rief Fremar wirklich begeiſtert aus, „ſieh, wie ſchön, wie himmliſch ſchön das Land iſt — wie das im Licht funkelt und glüht und Gott es mit ſeinen ſchönſten, herrlichſten Farben geſchmückt hat — und wie glücklich müßten dieſe Menſchen ſein, wenn nicht der finſtere Fluch des Aberglaubens und der Sünde auf ihnen läge.“

„Und ſiehſt Du hier etwas davon, Fremar?“ ſagte Berchta herzlich, „hat der Herr nicht auch über dieſe Heiden ſeine Hand gehalten und ſie reich, ja reicher, viel reicher beſchenkt als zahlloſe chriſtliche Völker? Es ſind ja Alles ſeine Kinder, ob ſie ihm jetzt auch wohl nur irrend dienen.“

„Ja, mein Herz,“ ſagte der Miſſionär, nur mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt, „und daß er ſie wirklich liebt, hat er ihnen auf's neue bewieſen, indem er ihnen jetzt auch noch durch uns die ſo nöthige Hilfe brachte, um ihre Seelen zu retten. O, laß uns feſthalten an dem guten Werk — feſt, recht feſt, und denke Dir, welches Heil wir hier wirken können, wenn wir in dieſes irdiſche Paradies auch das himmliſche pflanzen."

Berchta wollte etwas darauf erwidern, aber ſie konnte es nicht — ſie dachte an die verbotenen Blumen, und nur unwillkürlich faltete ſie die Hände und betete ſtill und brünſtig.

„Ja," rief da Fremar, „Du haſt Recht, beten wollen wir, beten zu Gott, daß er unſer Wirken ſegnet und ſeine Hände über uns hält auf dem rechten Pfad! Und ſeinen Hut abnehmend, ſank er auf die Kniee nieder und betete mit lauter, weithin ſchallender Stimme:

„Herr der Heerſchaaren, der Du da throuſt in den ewigen, unermeſſenen Räumen, laſſe Dein Licht leuchten über dieſe Thäler, in denen Finſterniß herrſcht und ewige Nacht — die Nacht der Seele und des Geiſtes, die Nacht des Wahns und Aberglaubens, die Nacht der Sünde und Verderbniß. Stürze die Götzen, die, von Menſchenhand errichtet, Deiner heiligen Gebote ſpotten, und ſchütze Deine Kinder, die treu an Dir hängen und Dich verehren, wie Du vertilgen magſt mit Feuer und Schwert, was ſich Deinem Wort, Deiner Lehre widerſetzt. O, ſtarker Herr Zebaoth, ſei unſer Hort und Schirm."

Berchta faßte mit ihrer rechten Hand ihr Herz — das war kein Gebet, wie es eben auf ihren Lippen geſchwebt, in Liebe und Vertrauen; das war ein Fluch für die Sünder, das Anrufen eines Gottes der Rache und Vergeltung, und ſtimmte nicht zu dem ſonnigen, glücklichen Lande, das um ſie her ausgebreitet lag; ſie vermochte auch deshalb nicht ihm zu folgen, und als Fremar jetzt in glühender Begeiſterung in einen Theil des 132. Pſalms einſtimmte:

> „Dies iſt meine Ruhe ewiglich, hier will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl. Ich will ihre Speiſe ſegnen und ihren Armen Brotes genug geben. Ihre Prieſter will ich mit Heil kleiden, und ihre Heiligen ſollen fröhlich ſein. Daſelbſt ſoll aufgehen das Herz David's, ich habe meinem Geſalbten eine Leuchte zugerichtet. Seine Feinde will ich mit Schanden kleiden, aber über ihm ſoll blühen meine Krone —"

da flogen die Gedanken wieder mit dem Blick hinüber zu den friedlichen Hütten der Eingeborenen, zu den Palmen und Fruchtbäumen, zu dem klaren See und dem ſaftgrünen, blumenbedeckten Wieſenplan — ihr Ohr vernahm wieder das muntere Klappern der Gnatuſchlägel und den fröhlichen Sang glücklicher Menſchen, der jetzt zu ihr herüberdrang, und ſtill im Herzen gelobte ſie es ſich, daß ſie immer und immer in Treue und Liebe zu den armen verblendeten Eingeborenen halten und da mildern und ſühnen wolle, wo der ſtrenge Ernſt des Mannes vielleicht zu hart, zu ſchroff ihnen entgegentrat.

Auch Fremar hatte jetzt ſein Gebet beendet, aber ſcheu und ängſtlich wich ihnen anfangs der Eingeborene aus, der ſtaunend das Gebahren des fremden weißen Mannes beobachtet hatte.

War das ein Gebet geweſen, was er da in den wunderlichen und unverſtändlichen Lauten geſprochen, oder ein böſer Zauber, der Unheil und Krankheit auf das friedliche Thal herniederrufen ſollte? Nur das freundliche, liebe Geſicht der Frau beruhigte ihn wieder. Sie ſah wahrlich nicht ſo aus, als ob ſie irgend einem Menſchen Böſes anthun oder wünſchen könne, und wenn ſie wirklich einen Zauber ausübte, ſo war es doch gewiß nur im Guten und nicht zu Schaden oder Leid.

Dies ganze Volk hat aber auch in der That keinen Charakter, der es lange über eine Furcht brüten läßt. Wie eine Wolke an der Sonne, zieht vielleicht einmal ein ſolcher Schatten an ihrer Seele vorüber, aber dann brechen auch raſch wieder die hellen Strahlen hindurch, und Alles, was ſie noch vorher ſtörte, iſt im Augenblick vergeſſen. Wie die beiden Fremden deshalb auch nur wieder den jetzt nicht mehr zu verfehlenden Weg nach dem Dorf einſchlugen, ſprang er auf's neue fröhlich voraus, und im Gehen ſchlug er den Tact mit den Händen zu dem klappernden Geräuſch, das zu ihnen herübertönte.

Eine gute halbe Stunde mochten ſie ſo noch, und jetzt allerdings in der heißen Sonne, mit dem ſeltenen Schatten einer einzelnen Palme gewandelt ſein, als ſie endlich den Fruchthain und mit ihm den Spiegel des kleinen Sees erreichten und ſich jetzt auch in der unmittelbaren Nähe des Gnatu-Hauſes befanden, deſſen Klopfen, mit dem Lachen und Plaudern zahlloſer Stimmen untermiſcht, klar und deutlich zu ihnen herübertönte. An noch ein paar dazwiſchen ſtehenden Hütten ſchritten ſie vorüber und betraten jetzt ohne weitere Ceremonie und Anmeldung das betreffende Haus, das — eigentlich nur ein Schuppen — zu dieſer Arbeit errichtet worden und dafür auch erhalten wurde.

Das Dach, ganz in der Weiſe geflochten wie die übrigen Dächer der Häuſer, aus feſt zuſammengeſchnürten Bündeln von Schilf oder Blättern beſtehend, ruhte in ovaler, mehr langer Form auf etwa ſechzehn oder achtzehn Pfeilern, die durch ſtarke Querbalken miteinander verbunden wurden.

Wände hatte es gar nicht, ſo daß die Briſe überall freien und friſchen Durchzug fand und die darin Befindlichen, trotz der großen Menſchenmenge, kühl und behaglich ſaßen.

Einen merkwürdigen Eindruck machte es aber in der That, den Platz zu überſchauen, der ſich jetzt ihren Blicken öffnete.

Das Gnatu-Haus ſtand in einem wahren Hain von Brotfruchtbäumen, aus denen nur hie und da einzelne Cocospalmen oder vielleicht einmal der dunkelgrüne Wipfel eines Orangenbaumes vorſchauten. Die ganze Länge des Gebäudes füllte dabei ein einziger, ringsum behauener und oben vollkommen glatt und breit gearbeiteter Baumſtamm, von eiſenharter Holzart. Auf dieſem Stamme lag eine gelblich-grüne Pflanzen- und Faſermaſſe, und hinter und vor demſelben, Jedes zwei etwa achtzehn Zoll lange und viereckige Schlägel aus hartem Holz in den Händen haltend, die einige Aehnlichkeit mit einer Harlekinspritſche hatten, ſaßen die Frauen und Mädchen des ganzen Diſtricts und klopften rüſtig auf den zähen Brei ein, deſſen Faſern ſie durch die kräftigen Schläge ineinander und zu einer feſten Maſſe trieben.

Dieſer Brei beſteht aus der dicken, fleiſchigen Rinde des Brotfrucht- oder auch des Papier-Maulbeerbaums. Die äußere braune Schale der Rinde wird zuerſt mit ſcharfen Muſcheln ſauber abgekratzt, dann die Rinde etwas geklopft und nachher in ein altes, mit Waſſer gefülltes Canoe gelegt, um dort eine beſtimmte Zeit zu gähren. Hat ſie dieſen Proceß durchgemacht, ſo wird ſie in Klumpen auf den vorher beſchriebenen Balken — hier alſo den Arbeitstiſch — gelegt, und nun beginnen die Frauen mit ihren Klöppeln, die an den vier verſchiedenen Seiten auch vier verſchiedene Einſchnitte zeigen. Die eine Seite und die, mit welcher der Stoff zuerſt geſchlagen wird, iſt mit langen, aber ſehr groben Einſchnitten verſehen, die dazu dienen, die Faſern, während die Maſſe breitgeſchlagen wird, recht ineinander zu preſſen. Die Rinde enthält dabei eine

Menge Klebeſtoff, der ſie ſchon nicht wieder auseinanderläßt, und dadurch ſtellt ſich endlich ein filzartiger, dicker, aber noch immer zäh breiiger Stoff her, der ſo lange geſchlagen wird, bis er ein gleiches, von zwei bis drei Fuß breites und manchmal zwanzig bis dreißig Ellen langes Stück bildet. Jetzt wechſeln die Frauen die Seiten ihrer Schlägel, die auf der einen etwas feiner, auf der dritten ganz fein und auf der vierten gewöhnlich fein carrirt ſind, und bearbeiten den Stoff zuerſt mit der zweiten, dann mit der dritten und vierten Seite, bis ſie ihn endlich ſo dünn wie etwa ſtarke Leinwand und vollkommen gleichmäßig auseinandergeſchlagen haben. Der gewöhnliche Stoff hat dabei eine hellbraune Färbung; nur der feinſte, vom Papier-Maulbeerbaum, kann gebleicht und dadurch ſchneeweiß hergeſtellt werden.

Iſt das Zeug zu ſeiner möglichſten Feinheit ausgeſchlagen, ſo wird es getrocknet und mag dann auch ohne Weiteres, wenn es nicht noch etwa beſonders gefärbt werden ſoll, in Gebrauch genommen werden. Sehr dauerhaft kann man es allerdings nicht nennen; denn beſonders bei feuchter Witterung hält es kaum länger als vier bis höchſtens ſechs Wochen — aber was ſchadet das?

Selbſt die Lumpen können wieder nach gründlichem Einweichen zu einem Brei zuſammengeſchlagen und zu neuem Zeug verwendet werden.

Dieſes Gnatumachen (tapa, wie es auf den Sandwich-Inſeln, ahu auf den Geſellſchafts-Inſeln genannt wird) bildete die Hauptarbeit der Südſee-Inſulanerinnen, und ſelbſt die Königin ſchloß ſich davon nicht aus; ja, ſie ſetzte den größten Stolz darein, die beſte Arbeiterin in ſolchem Geſchäft zu ſein. Sie hatte deshalb auch ihren Platz mitten an dem Block zwiſchen all' dem übrigen jungen Volke und ging ihnen in der Handhabung ihres Klöppels mit einem guten Beiſpiel wacker voran.

Und wie das dabei plapperte und lachte, was für tolle und muntere Geſchichten ſie ſich zu erzählen hatten, und wie die Augen der ſchönen Geſchöpfe in Luſt und Leben funkelten. Aber Todtenſtille herrſchte plötzlich in dem Raum, als die beiden Fremden den Platz betraten — Todtenſtille nämlich, ſoweit es das Reden und Lachen der Arbeitenden betraf; denn die Klöppel hämmerten fort, weil die Königin ſelber ihr Geſchäft nicht unterbrach, und keine der übrigen Frauen hätte es deshalb wagen dürfen, aufzuhören.

„Klap, klap, klap, klap, klap, klap!“ ging das in einem fort wie in einer Scheune, aber die Schläge nur viel raſcher einander folgend, und auch lauter, da der ausgehöhlte Baumſtamm eine Art von Reſonanzboden bildete — klap, klap, klap, klap, klap, klap! ununterbrochen, ſchwächer, wenn die Klöppel mehr auf die Ränder, ſtärker, wenn ſie auf die hohle Mitte trafen.

„Ah, Mitonare,“ ſagte da die Königin, welche die Fremden jedenfalls gleich beim Eintritt bemerkt hatte, aber erſt nach einer langen Weile ſo that, als ob ſie ihrer anſichtig wurde, „ſeid Ihr herübergekommen, um uns zu beſuchen? — Das iſt recht — ſetzt Euch dort auf eine der Matten und ſeht wie wir arbeiten. Ihr verſteht ja doch nicht, wie man das Zeug bereiten muß.“

„Aber wir verſtehen Anderes, Einua,“ ſagte Fremar ernſt, „und zwar etwas, das nicht allein uns, ſondern auch Euch zum Heil gereichen ſoll. Der Gnatu da bedeckt nur Euren Körper, aber womit wollt Ihr einſt Eure Seele bedecken, wenn Ihr in die Gegenwart des allmächtigen Gottes gerufen werdet, um Rechenſchaft von Euren Thaten abzulegen?“

Die Königin hörte unwillkürlich mit Schla=

gen auf, und wie ihr Klöppel ruhte, wurde in dem Moment kein weiterer Laut in dem ganzen Haus gehört; aber Einua ſah den Miſſionär nicht freundlich an, denn genug hatte ſie ſchon von der chriſtlichen Religion erfahren, um ihre ganz beſonderen Bedenken dagegen zu haben. Die Chriſten durften nur eine Frau behalten, und wer ſtand ihr gut dafür, daß Ramara Toa, wenn ihm erſt einmal die Wahl blieb, ſeine ſämmtlichen Frauen — Eine ausgenommen — fortzuſchicken, gerade zu ihr ſagen würde: „Bleib in meiner Hütte!“

„Du willſt uns mit Deinen Erzählungen zu fürchten machen,“ ſagte ſie nach einer längeren Pauſe, „und Ramara Toa lauſcht ihnen; aber wenn die Götter Dir zürnen, biſt Du verloren, und des Donnergottes Keule trifft Dich, wohin Du den Fuß ſetzeſt.“

„Ich fürchte ihn nicht,“ lächelte Fremar. „Wenn er wirklich die Macht hat, ſo ſoll er ſein Schlimmſtes an mir thun. Ich trotze ihm und allen ſeinen Gehilfen. Laß ihn kommen, wenn er in der Luft ſchwebt, und an mir beweiſen, daß er der Herr dieſer Inſeln iſt; aber er iſt machtlos wie das Stück Holz, auf dem Du das Gnatu ausſchlägſt — machtlos wie ein in die

See geſtoßenes Canoe. Die Wogen tragen es herüber und hinüber, und es kann ſich nicht einmal ſelber ſteuern, viel weniger Andere einer einſtigen Glückſeligkeit entgegenführen.“

Entſetzt hatten die Frauen einer ſolchen Läſterung gegen ihre Götter — ja gegen einen der mächtigſten zugehört, und ſcheu warfen ſie den Blick nach oben, als ob ſie fürchteten, daß der Beleidigte im nächſten Moment ſchon ſeine Donner herniederſenden müſſe, um den Frevler zu zerſchmettern. Aber der Himmel blieb blau und klar; kein Lüftchen regte ſich.

„Du frevelſt,“ ſagte die Königin da düſter, „aber wie willſt Du beweiſen, daß Dein Gott mächtiger iſt, als der unſere?“

„Willſt Du mich anhören, Einua?“

„Rede,“ ſagte die Frau, „wir haben Zeit genug, Dir zuzuhören, aber unſere Arbeit dürfen wir dabei nicht unterbrechen. Vorwärts, Ihr Mädchen, der Streifen muß heute noch ausgeſchlagen werden,“ und raſch den Klöppel ſchwingend, fiel er in der nächſten Secunde wieder auf den weichen Stoff nieder, während ringsum die übrigen Frauen und Mädchen ihrem Beiſpiel folgten. Sie hätten ja doch nicht allein und müßig zurückbleiben können.

Aber auch ſelbſt dadurch ließ ſich Fremar nicht irre machen. Er kannte recht gut die Schwierigkeiten, mit denen er auf dieſen Inſeln bei einem erſten Bekehrungsverſuch zu kämpfen hatte, und war in der That nicht der Mann, um ſich dadurch abſchrecken zu laſſen. Zuerſt mußte er Boden gewinnen, und ſei der noch ſo ſchmal und dürftig; nur feſten Grund mußte er haben, und wäre es nur zuerſt für einen Fuß geweſen, dann ſtemmte er ſich weiter. So, während Berchta zu ein paar jungen Leuten hinging, die eben mit einer Laſt Rinde in die Hütte getreten waren und dieſe jetzt zwiſchen zwei Steinen klopften, um ſie zur Gährung vorzubereiten und dieſelbe zu erleichtern, begann Fremar ſeine Predigt, mitten in dem Hämmern der Klöppel, das einen faſt betäubenden Lärm verurſachte. Die Königin lachte dabei ſtill vor ſich hin, denn ſie dachte, er würde es ſchon müde werden, ja ſchlug nur ſtärker auf die vor ihr befindliche Maſſe los; aber ſie kannte den Miſſionär nicht.

Fremar, mit ſeiner kräftigen, durchdringenden Stimme ließ ſich nicht abſchrecken; je lauter die Frauen klopften, deſto lauter ſprach er, bis endlich Einua, ſelber erſtaunt über dieſe Beharrlichkeit, ihren Klöppel ſinken ließ und damit das

Zeichen zur allgemeinen Ruhe gab. Jetzt hatte der Miſſionär gewonnen. Er ſprach zu ihnen von der Liebe Gottes, aber auch von ſeiner Allmacht und Stärke, erzählte von Chriſtus, dem eingeborenen Sohn, der für ſie Alle geſtorben ſei und beſonders die Kinder ſo lieb gehabt habe, und feſſelte ihre Aufmerkſamkeit bald ſo, daß ſie ihm eine ganze Weile mit dem geſpannteſten Intereſſe zuhörten. Aber die Arbeit durfte nicht ruhen, der zuſammengeſchlagene Rindenbrei nicht trocken werden, oder das ganze Stück Zeug konnte verderben, und wie die Königin nur das erſte Zeichen gab, fielen ſie Alle mit den Hölzern wieder ein.

Fremar war aber klug genug, ſeinen Angriff nicht weiter zu verfolgen; er hatte das Samenkorn ausgeworfen und mußte jetzt ſeine Zeit abwarten, daß es Wurzel ſchlüge, denn er durfte die Eingeborenen nicht ermüden. Jedenfalls war doch auch jetzt ihre Neugierde wenigſtens erregt, und ſpäter würde ſich ſchon eine neue Gelegenheit finden, zu ihnen zu ſprechen.

Berchta hatte ſich indeſſen aufmerkſam die Bereitung des Zeuges ſelber angeſehen, die allerdings einfach genug war, und als ihr Gatte jetzt geendet, erkundigte ſie ſich bei den jungen Mädchen nach der weiteren Behandlung des Stoffes. Sie war dabei ſo lieb und gut mit ihnen und ſo freundlich, daß ihr Alle gern willfahrten. Da ſich aber die Königin ſelber in kein weiteres Geſpräch mit ihr einließ, mochte ſie ſich auch nicht ſelber aufdrängen und kauerte ſich nur noch zu ein paar kleinen Mädchen von vielleicht fünf bis ſechs Jahren nieder, die vollkommen nackt dort herumſpielten und ſich jetzt ebenfalls einen Stein geholt hatten, um die Arbeit der Eltern, das Gnatumachen, nachzuahmen. Etwas Rinde wußten ſie ſich zu verſchaffen, und mit ein paar Stücken Holz klopften ſie wacker und mit der ernſthafteſten Miene von der Welt darauf los.

Einige Spielereien, die Berchta von Deutſchland mitgebracht, trug ſie bei ſich und überraſchte damit das kleine Volk, das auch raſch zutraulich wurde, nicht wenig. Jauchzend ſprangen ſie auf und zeigten es ihren Eltern, der Mutter wenigſtens, und hingen ſich dann an Berchta und plauderten mit den kleinen, noch ungelenken Zungen wacker auf ſie ein. Ja, als Fremar und ſeine Frau das Haus wieder verließen, um nun auch einmal das umliegende Dorf zu beſuchen und vielleicht mit einigen der älteren Leute zu ſprechen, folgten ihnen die Kinder, denn raſch hatten ſie zu der jungen lieben Frau, die ſo gut zu ihnen ſprach, Vertrauen gefaßt. Eins an jeder Hand führend, während ſich noch ein paar an ihr Kleid hingen, ſchritt ſie mit ihnen hinter dem Miſſionär her, der langſam voranging und das freundliche Landſchaftsbild aufmerkſam überſchaute.

Man hätte ſich auch wirklich kaum einen reizenderen Punkt denken können, als dieſen kleinen, von der übrigen Welt vollkommen abgeſchloſſenen Platz. Der kleine See, in welchem das Bergwaſſer mündete und dann hindurch ſeinen Abfluß wieder auf der andern Seite fand, mochte vielleicht 150 Schritt in der Breite und 300 in der Länge halten und war ſo kryſtallhell, daß man ſelbſt vom Ufer aus bis tief hinab auf den Boden ſehen konnte. Und an deſſen äußerem Rande ſtanden in einem lauſchigen Hain von Brotfruchtbäumen, Bananen, Orangen, Mangos und Cocospalmen die luftigen Bambushütten, und draußen im See badeten und ſchwammen, hetzten und tauchten ſich die Kinder und ſtrichen plötzlich alle zum Ufer aus, als ſie die fremde Frau, von den Kindern umgeben, erblickten.

Gerade da begegnete ihnen ein junger Inſulaner, den leichten, feingearbeiteten Gnatumantel über die Schulter geworfen, den Pareu um die Hüften geſchlagen, die ſchwarzen, lockigen Haare ſorgfältig geölt und von einem aus buntfarbigen Ranken zierlich geflochtenen, diademartigen Schmucke auf der Stirne gehalten. In der linken Hand trug er einen langen Bogen und Pfeile, den rechten Daumen hatte er in ſein Gürteltuch geſteckt, und ſein ſtolzer, elaſtiſcher Gang verrieth, daß er ein Häuptling des Landes ſein müſſe, er wäre ſonſt nicht ſo zuverſichtlich aufgetreten.

Sein offenes, jugendliches Antlitz, denn er konnte kaum mehr als ein- oder zweiundzwanzig Jahre zählen, zog ſich jedoch in düſtere Falten, als er den fremden Mann in dem ſchwarzen Rock erblickte; er kannte und haßte die Fremden und wußte nur zu gut, was ſie hierhergeführt.

Fremar, der zu lange mit den Eingeborenen verkehrt hatte, um nicht augenblicklich ſeinen Rang zu erkennen, grüßte freundlich und blieb ſtehen, wie um ein Geſpräch anzuknüpfen; der junge Häuptling aber dankte ihm kaum durch ein leiſes Kopfnicken und wollte eben ſtolz vorüberſchreiten, als ſein Blick auf die hinter ihm folgende Geſtalt der jungen Frau fiel und er erſtaunt vor ihr ſtehen blieb.

Auch Berchta's Blick haftete mit Wohlgefallen auf der jugendlich friſchen Geſtalt des Indianers, deſſen Züge, als er ſie anlächelte, nur zu unverkennbar das Gepräge eines guten, fröhlichen Herzens zeigten. Ehe ſie ihn aber anreden konnte, ſtreckte er ihr offen ſeine rechte Hand entgegen und ſagte, wie ſelber unbewußt, die Worte:

„O, wie ſchön Du biſt — wie lieb und ſchön, Du fremde Blume. Die Kinder haben Dich geſucht — ſei gut mit ihnen,“ und ihr dann freundlich zunickend, verfolgte er, ohne ſich auch nur noch einmal umzuſehen, ſeinen Weg am See hin.

„Wer war das?“ fragte Fremar ihren Führer, der ſich ihnen jetzt wieder angeſchloſſen und, wie er wohl bemerkt, auch den jungen Häuptling auf das ehrerbietigſte gegrüßt hatte.

„Wer das war, Mitonare?“ ſagte der kleine Burſche erſtaunt, „ei, das war Taori, der einzige Sohn von Ramara Toa und der einſtige König.“

„Aber ich habe ihn noch nicht am Strand geſehen.“

„Er wohnt hier am See — es iſt ſein Lieblingsaufenthalt, und das ganze Dorf gehört ihm.“

„Und hat Ramara Toa weiter keine Kinder?“

„Ja, noch eine Schweſter Taori's, Nalata. Aber ſie wohnt drüben an der Tuia-Bai und iſt an den Häuptling Matangi Ao verheirathet. Taori geht manchmal hinüber, aber Nalata kommt nicht mehr hierher, ſeit Ramara Toa böſe mit Matangi Ao iſt.“

„Taori ſcheint alſo befreundet mit Matangi Ao?“

„Ja, und er will Frieden zwiſchen Beiden machen, aber Ramara Toa will nicht — hat jetzt Gewehre, und Matangi Ao muß herüberkommen und um Frieden bitten und Tribut zahlen. Sind ſchon Boten zu ihm hinüber.“

„Und wird er es thun?“

Der junge Burſch zögerte mit der Antwort; endlich ſagte er ſcheu:

„Matangi Ao großer Häuptling — viel Leute mit ihm und haben ihn lieb. Wer weiß, was er thut — aber Ramara Toa hat ſeine Tochter lieb — er wird Matangi Ao nicht den Kopf abſchlagen wollen.“

„Beruhige Dich, mein Burſche,“ ſagte aber der Miſſionär, „es wird kein Krieg auf der Inſel werden, ſondern Frieden; denn wir ſind herüber zu Euch gekommen, um den Frieden zu bringen.“

„Aber Ramara Toa hat jetzt die Gewehre.“

„Er wird ſie nicht gegen Menſchen wenden, ſondern nur gegen die Thiere des Waldes.' Es darf kein Menſchenblut mehr vergoſſen werden, wo die Lehre des einzigen wahren Gottes herrſcht, denn ihm ſind ſolche Opfer ein Gräuel.“

„Das wäre gut!“ ſeufzte der junge Burſch, „aber Taori und Matangi Ao werden nichts von der neuen Lehre wiſſen wollen. Matangi Ao hat die weißen Männer ſchon einmal fort von der Inſel gejagt, als ſie bei ihm wohnen wollten.“

„Alſo dort drüben waren ſie gelandet?“ fragte der Miſſionär.

„Ja, dort drüben im Tuia-Hafen, in den das Waſſer aus dem Tuia-See, gleich dort drüben hinter dem Berg, hineinläuft.“

Während ſie ſo mitſammen ſprachen und dem Rand des kleinen Sees entlang ſchritten, bemerkte Berchta auf einer niederen Erhöhung, dicht hinter den letzten Häuſern, eine wunderliche, ganz eigenthümlich aufgeputzte Umzäunung, in welcher aufgerichtet ein hohes, aber ſehr ſchmales Haus von Bambusſtäben mit einem ſpitzen Dache ſtand.

„Was iſt das?“ fragte Berchta, mit der Hand hinüberdeutend.

„Das da?“ ſagte der junge Burſche ſcheu, „das iſt der Tempel, in dem „der Gott des Himmels“ wohnt, der Beſchützer der Leute im Hupai-Thal.“

„Und iſt ſein Bild darinnen aufgeſtellt?“ fragte Fremar.

„Gewiß; aber Du willſt doch nicht zu ihm gehen, Mitonare?“ rief er plötzlich ſcheu, als ſich der Miſſionär dort hinüber wendete.

„Und warum nicht? Iſt der Platz tabu?“

„Gewiß —“

„Auch außen an der Umzäunung?“

„Nein, aber keine Hand darf ſie berühren, als die der Prieſter.“

„So komm, ich werde ſie nicht berühren,“ ſagte der Geiſtliche lächelnd, „oder glaubſt Du, daß ich mich vor Deinem Gott fürchten ſoll?“

„Alle Menſchen fürchten ihn auf Motua.“

„Und welche Macht hat er?“

„Er kann donnern und Blitze ſenden und Regen und Sonnenſchein.“

„In der That?“

„Er macht die Brotfrucht reifen und die Cocosnuß.“

„Ein wahrer Tauſendkünſtler,“ lächelte der

Miſſionär, „den wir uns doch jedenfalls einmal etwas näher beſehen müſſen.“

„Wenn Du nur mit einem Finger die Umzäunung berührſt,“ rief der junge Burſche ängſtlich, „ſo trifft Dich ein Blitz, und Du liegſt todt auf dem Boden!“

„Habe keine Furcht, mein Sohn,“ ſagte Fremar ruhig, „ich werde Deiner Warnung folgen.“

„Bleibe zurück, Fremar,“ bat aber auch Berchta. „Sie glauben ja noch an ihre Irrlehre und könnten ſich in ihren Göttern beleidigt fühlen. Reize ſie nicht.“

„Ich will ja ihrem tabu oder Verbot folgen, Bertha,“ ſagte Fremar, ſie beruhigend, „aber wir müſſen ihnen auch zeigen, daß wir ihre Götzen nicht fürchten. Wir dürfen ihnen nicht ſcheu aus dem Wege gehen, denn nur ſo klären wir ſie über die Unmacht derſelben auf, irgend einem Menſchen, weder uns noch ihnen, zu ſchaden. Komm nur, mein Kind, wir wollen die Umzäunung nicht berühren, ſondern nur ſehen', ob wir nicht von außen einen Blick in das Innere werfen können.“

Berchta fühlte, daß er in gewiſſer Beziehung Recht hatte. Wenn ſie die Indianer wirklich von dem Irrthum ihrer Lehre überzeugen wollten, ſo war es nöthig, daß ſie zuerſt den feſten Glauben an ihre Götzenbilder wankend machten, und doch auch wieder ſcheute ſie ſich, die Gefühle eines Volkes zu verletzen, dem ſie ja nur Gutes erzeigen, dem ſie nur Segen bringen wollten. Langſam ſchritt ſie deshalb an des Gatten Seite den kleinen Hügel hinauf, der zu dem Götzentempel führte. Kaum aber merkten die Kinder, welche Richtung die Fremden einſchlugen, als ſie ſcheu Berchta's Hand fahren ließen und ängſtlich abſeits ſtanden. Die fremden Weißen wollten zu dem tabu-Platz ihres Gottes gehen, und dorthin durften ſie dieſelben allerdings nicht begleiten.

Fremar ſchritt indeſſen feſt und entſchieden der Umzäunung zu, und Berchta, ſich an ſeinen Arm hängend, war entſchloſſen, die Gefahr — wenn wirklich Gefahr dabei ſein ſollte — mit ihm zu theilen. Aber der Miſſionär dachte auch in der That nicht daran, den Zorn der Eingeborenen gegen ſich wachzurufen, indem er die auf der Inſel herrſchenden Gebote überſchritt. Er blieb noch etwa zwei oder drei Fuß von der Umzäunung entfernt ſtehen und erkannte jetzt im Innern dieſes ſogenannten Tempels ein aus

Holz geſchnitztes, allerdings ſehr unſchönes Götzenbild mit ſchrecklicher Fratze und Armen, die aus dem Hals des Bildes herauszukommen ſchienen.

Es war inmitten des Tempels auf einem abgehauenen Baumſtumpf aufgeſtellt und rings mit bunten Streifen Gnatu, einigen Glasperlen und Stücken europäiſchen Porzellans, die wie der Bruch von Taſſen ausſahen, umhangen. Ihr Führer hielt ſich dabei ängſtlich an ihrer Seite, als ob er jede ihrer Bewegungen überwachen wollte, und fing erſt an wieder freier Athem zu ſchöpfen, als Fremar von dem geheiligten Platz zurücktrat und zu Berchta ſagte:

„Komm, mein Kind, wir können hier nichts weiter thun. Du ſiehſt, welche traurige Geſtalt ſie ſich hier geformt haben, um das Höchſte darzuſtellen, was ſie beſitzen: ihren Gott. Laß uns gehen; wir würden damit unſer Ziel nicht erreichen, wenn wir das ſcheußliche Truggebilde hier in Trümmer legten. Wir müſſen das Uebel an der Wurzel angreifen und die Axt an den faulen Stamm ihres Aberglaubens, nicht nur an eine von deſſen Früchten legen; erſt dann können wir hoffen, ſie gründlich zu heilen.“

Sie wendeten ſich, um weiter zu gehen;

aber Berchta ſah auch, daß die Warnung ihres Führers nicht umſonſt geweſen war, denn aus allen Wohnungen ſtürzten Menſchen heraus, um eine etwaige Unbill, die ihr Heiligſtes getroffen, vielleicht zu ahnden. Jedenfalls hatten die zurückeilenden Kinder im Dorf erzählt, daß die Fremden das tabu ihres Gottes brechen wollten. Da aber ihrem Führer beſonders daran liegen mochte, nicht in den Verdacht zu kommen, daß er an einer ſolchen Frevelthat betheiligt wäre, eilte dieſer zurück, um die Bewohner des Hupai-Thales zu beruhigen. Die Fremden waren ja nur an dem Tempel vorübergegangen, was nicht als Verachtung des Gottes angenommen werden konnte. Er hatte ihnen geſagt, daß die Umzäunung tabu wäre, und ſie ſtreckten keine Hand danach aus.

Damit beruhigten ſich die Bewohner des Thales, und die Fremden durften unbeläſtigt ihren Heimweg wieder antreten.

12.

Die Taufe der Heiden.

Fremar erkundigte ſich noch unterwegs bei ſeinem Führer, einem ganz intelligenten jungen Burſchen ſoweit es die Oertlichkeiten der Inſel ſelber betraf, nach den verſchiedenen, bald da, bald dort in den Thälern zerſtreuten Ortſchaften, und erfuhr denn auch zu ſeinem Erſtaunen, daß Motua viel ſtärker beſiedelt ſei, als er anfangs ſelber gedacht. Ueberall in den Einſchnitten der Berge und auf kleinen Hochebenen lagen oft gar nicht unbedeutende Dörfer, und das flache Palmenland, das die ganze Inſel umſchloß, bildete faſt eine ununterbrochene Reihe von kleinen Häuſern und Gartengrundſtücken, auf denen Yams, ſüße Kartoffeln, Melonen, wie auch etwas Zuckerrohr gezogen wurden. Die Hauptſchwierigkeit für den

Verkehr um die Inſel herum ſchien nur darin zu liegen, daß am Strande hin kein anderer Weg exiſtirte, als der blanke und in der Sonne glühend heiße Korallenſand, während ſelbſt dieſe Paſſage durch einmündende tiefe Bergwaſſer, über welche natürlich keine Brücken exiſtirten, unterbrochen wurde.

Für die Inſulaner ſelber waren dieſe Wäſſer nun allerdings kein beſonderes Hinderniß, denn in ihrer leichten Kleidung wateten oder ſchwammen ſie überall hindurch, wenn ſie einmal eine benachbarte Anſiedlung beſuchen wollten. Aber er ſelber, wie beſonders ſeine Frau, würden große Schwierigkeit gehabt haben, einen ſolchen Weg in ſolcher Weiſe zurückzulegen, und das Schlimmſte dabei war, daß man nicht einmal mit einem Canoe das Binnenwaſſer rings um die Inſel befahren konnte, da manche Stellen von Korallenmaſſen gänzlich erfüllt waren, und die ſchwanken Fahrzeuge dann genöthigt wurden, ihre dadurch natürlich auch viel weitere Bahn um die Außenriffe herum und in offener See zu verfolgen.

Doch dazu fand ſich ſpäter immer noch Rath. Vor allen Dingen mußten die Eingeborenen der neuen Lehre gewonnen werden, und um das zu erreichen, war es unumgänglich nöthig, die Häuptlinge dafür zu intereſſiren, da dieſe natürlich den größten und alleinigen Einfluß auf das Volk hatten.

Fremar war auch durchaus der paſſende Mann dazu, um das durchzuſetzen, denn ſeine milde Freundlichkeit gewann ihm die Herzen, während er doch zähe Hartnäckigkeit beſaß, um ein einmal begonnenes Werk, alle Schwierigkeiten mißachtend, ruhig, aber feſt durchzuführen.

Noch an dem nämlichen Abend ſuchte er deshalb Ramara Toa mit Waaren, die zwei ſeiner Diener tragen mußten, auf, um ihn zu bitten die Häuptlinge herbeizurufen, damit er ihnen eine kleine Freundlichkeit erweiſe. Er fand den König auch dazu in der vortrefflichſten Stimmung, denn ihr Jagdzug war nicht allein außerordentlich lohnend ausgefallen, ſondern ſie hatten dabei auch die Vorzüglichkeit der neu erhaltenen Gewehre erproben können. Allerdings waren das nur ganz ordinäre Musketen, die daheim mit ein paar Thalern bezahlt werden und keinen Anſpruch auf einen wirklich ſichern Schuß machten; aber den einheimiſchen Waffen, Pfeil und Wurflanze, blieben ſie doch weit überlegen, und da ihnen das Wild in unmittelbare Nähe kam war es Ramara Toa ſelber gelungen, einen ſtarken Stier todt zu ſeinen Füßen niederzuſtrecken. Er glaubte deshalb von dem Augenblick an, daß ihm kein Fort der Eingeborenen mehr widerſtehen könne.

Im Ganzen hatten ſie zwei Rinder, drei Schweine und eine Ziege erlegt, genügende Urſache natürlich, um heute Abend Alles was erreichbar war, zu einem Feſtmahl einzuladen, und eine beſſere Gelegenheit, um Geſchenke zu vertheilen, hätte ſich Fremar gar nicht wünſchen können. Er war auch freigebig dabei, und gewann ſich dadurch die gute Meinung des Stammes beſſer, als er es hätte durch die längſte und beſte Predigt thun können. An dem Abend vermied er auch klugerweiſe alle Geſpräche über ſeine Religion, und nur wo er direct darum befragt wurde, gab er freundliche, kurz erklärende Antworten, die aber die Eingeborenen natürlich nur begieriger machten, mehr darüber zu hören.

Scheinbar um ſie zu befriedigen, verſicherte er ſie dann, daß er morgen zu ihnen herunterkommen und ihnen das Ganze der neuen Religion erläutern wolle, und da ſich vorausſehen ließ, daß morgen auch noch eine Menge Fleiſch übrig geblieben ſein würde, ſo faßte man den

Entſchluß, etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang eine allgemeine Verſammlung vor des Königs Haus abzuhalten. Zu dieſer ſollten dann aber auch die Prieſter gerufen werden, um ihre Einwürfe laut werden zu laſſen, wenn ihnen irgend etwas unwahrſcheinlich oder falſch erſchien.

Daß auf Tahiti wie den Nachbar-Inſeln ſämmtliche Bewohner der neuen Lehre angehörten, wußten die Eingeborenen auf Motua recht gut, denn ſie hatten von Zeit zu Zeit Inſulaner von dort geſprochen und durch dieſe ſtets gleichlautende Nachrichten erhalten; es war alſo jedenfalls der Mühe werth zu hören, was der weiße Mann für ſich und ſeinen Glauben zu ſagen hatte; nachher konnte man ja noch immer thun, was man wollte.

Fremar wußte aber ſehr gut, was von dieſem nächſten Morgen abhing, und als die Eingeborenen ihre Abendmahlzeit beendet hatten und die Trommel wieder zu dem gewöhnlichen Tanze rief, ſchritt er ſtill und ſchweigend zu ſeiner eigenen Wohnung hinauf, und dort auf dem Felſenvorſprung unter den wehenden Palmen, die blaue See vor ſich und den tiefblauen Himmel über ſich, legte er ſich die Predigt zurecht, mit welcher er am nächſten Tage die Herzen des wilden Stammes faſſen und begeiſtern wollte. Und unten ſchallte dazu die Brandung und miſchte ſich in das mächtige Getöſe der fröhliche Laut lachender und heiterer Stimmen.

Was wußten die Unglücklichen von dem Abgrund, an dem ſie ſtanden — noch lebten ſie in ihrem blinden Götzenthum fröhlich und unbekümmert in den Tag hinein; aber das ewige Verderben wartete ihrer, wenn ſie nicht Ohr und Herzen öffneten und ſich gläubig an die Bruſt des Allerbarmers warfen.

So dachte Fremar, und von dieſem Geiſt beſeelt, in Mitleid und Angſt für die ſchon halb verlorenen Menſchen, arbeitete er ſich in hoher Begeiſterung ſeinen Stoff aus.

Der nächſte Morgen kam, und der Strand ſchwärmte von Eingeborenen jedes Geſchlechtes, denn wie ein Lauffeuer hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß Namara Toa heute den weißen Mann hören wolle, der weit herüber über das Meer gekommen war, um ihre alten Götzen zu ſtürzen und einen neuen dafür aufzupflanzen. Das nämliche Gerüſt, auf welchem der König gewöhnlich ſaß, wenn das junge Volk vor ihm tanzte, ſollte auch dem Miſſionär heute dienen, von dort herab zu dem Volk zu ſprechen, und als er endlich kam, herrſchte lautloſe Stille ringsumher — man hätte ein Blatt zur Erde fallen hören können.

Fremar ſah heute merkwürdig bleich aus, denn er wußte recht gut was davon abhing, daß gerade in dieſer Stunde ſeine Rede auf die Zuhörer einwirken und Wurzel faſſen ſolle. Verfehlte er jetzt ſeinen Zweck, ſo war ſeine Sendung vielleicht auf lange Zeit hinaus nutzlos geworden, und er mußte ſich die Bahn von neuem erſt zu ebnen ſuchen.

Gerade ſeine bleiche Geſichtsfarbe machte aber einen beſondern Eindruck auf die Zuhörer. „Wie weiß er ausſieht,“ flüſterten ſie untereinander, als er das etwas erhöhte Geſtell betrat, „wie merkwürdig weiß — und wie ſeine Augen glänzen.“ Dann aber, wie er nur den Mund öffnete, ſchwieg das Flüſtern, und Fremar, der nicht einmal bemerkt hatte, daß ſich ſeine junge Frau ebenfalls dem Kreiſe der Eingeborenen angeſchloſſen hatte, begann mit feſten und ruhigen Worten ſeine Predigt — oder beſſer geſagt, ſeine Erzählung über den chriſtlichen Glauben.

So lange er freilich von der Erſchaffung der Welt und den nachherigen Wundern und Schickſalen der Erzväter ſprach, zeigten ſich die Eingeborenen noch ziemlich unaufmerkſam. Es waren das Geſchichten, wie ſie dieſelben ebenfalls über die Erſchaffung ihrer eigenen Inſel hatten, nur etwas verändert. Ebenſo wenig konnten ſie ſich für Abraham und Iſaak, wie für Salomon intereſſiren, bis er zuletzt zu Chriſti Geburt kam und die Leiden des Heilandes ſchilderte, der nur auf die Welt heruntergeſtiegen ſei, um die Menſchen glücklich zu machen und ihnen Frieden zu bringen. Wie er endlich mit ſtarker, weithin ſchallender Stimme die Ueberzeugung ausſprach, daß ſich in nicht ferner Zeit alle Völker der Erde zu Chriſti Lehre bekennen und dann Friede und Eintracht über die ganze Welt herrſchen würde, denn der alleinige Gott Jehovah ſei ein mächtiger Gott, der ſeine Feinde erfaſſen und ſchlagen würde, da nickte Ramara Toa befriedigt mit dem Kopf, und auch die Häuptlinge umher flüſterten leiſe miteinander und ſchienen Freude an der neuen Lehre zu finden.

Jetzt aber fühlte Fremar ſich ſeines Sieges gewiß, denn die ihm günſtige Bewegung war ihm nicht entgangen. Er ſprach von der Liebe Gottes, wo ihn die Seinen fürchteten und ſeine Gebote hielten, aber auch von dem Zorn des Höchſten über die Zaghaften und Läſſigen im

Dienſt, von den Strafen der Hölle und der Seligkeit des Himmels — von den Qualen der Verdammten, von dem Jubel der himmliſchen Chöre, und als er zuletzt mit einem langen, aber brünſtigen Gebet ſchloß, daß Gott der Allmächtige ſegnend ſeine Hand über dies Land halten und ſeine Bewohner zu ſeinem ewigen Frieden aufnehmen wolle, da blieb es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er einen vollſtändigen Sieg errungen, der ſich aber noch deutlicher ausſprechen ſollte, als einer der bisherigen Prieſter und Zauberer gegen ihn auftrat und ihn mit ſeinem Gott — der nicht ſolche Wunder wirken könne, als die von ihnen verehrten Weſen — bedrohte.

Fremar war der Sprache der Eingeborenen vollkommen mächtig und dieſen Charlatanen des Glaubens auch an Geiſt weit überlegen, und darauf hatte er eben nur gewartet, denn er zog ſich ſelber dabei hinter ein feſtes Bollwerk zurück. Zuerſt zählte er freilich noch einmal alle die Wunder auf, die in früheren Jahrhunderten gewirkt worden, dann aber erklärte er, daß nun, da Gott ſeine Lehrer ausſchicke, um fremden Völkern das wahre und heilige Wort zu lehren, Wunder nicht mehr nöthig wären, ja ſogar von

Gott nicht mehr geduldet würden — und Er allein habe die Macht zu gebieten und zu verhindern. Was wären denn ihre Götzen? Nichts als ein Spott vor den Augen des Höchſten, ein Unding, was man wohl verachten, aber nun und nimmer anbeten könne. Machtlos wie das Holz ſelber, aus dem ſie geſchnitzt, wären ſie zu weiter nichts nütze, als ein Feuer damit anzufachen und Steine für ihre Bratöfen dabei zu erhitzen.

Ein lauter Schrei der Angſt lief durch die Verſammlung — es war die Angſt vor der Rache der Gereizten; Fremar aber, dieſes Gefühl wohl begreifend, benützte es auch, um ſich den Sieg vollſtändig zu ſichern, denn ſich zu ſeiner vollen Höhe emporrichtend, rief er mit lauter Stimme, die über die Zuhörer hinausſchmetterte:

„Dort ſteht Euer Prieſter und Zauberer, der Vertreter Eurer Götter und ihr Diener — hier ſtehe ich, der einfache, ſchlichte Mann, den der wahre Gott über das Meer geſendet, um Euch Eures eigenen Seelenheils wegen zu bitten, Eure Irrthümer abzuſchwören und nur den Gott anzubeten, der da geſagt hat: Ich bin der Herr Dein Gott, Du ſollſt nicht andere Götter haben neben mir. Ich aber behaupte, daß alle Eure Götzenbilder ein Trug und Spott vor ſeinen Augen ſind, und nun laßt Euren Zauberer beweiſen, daß ich eine Lüge geſprochen. Wenn ſeine Stücke Holz, die er verehrt, irgend eine Macht haben, ſo ſollen ſie mich zu Boden ſchmettern. Ich weiß, daß ſie vorgeben, furchtbare Verwünſchungen über Gotteslaͤſterer ausſprechen zu können. Laßt ſie ihre ſchlimmſten hervorſuchen und auf mich und das Haupt meines Weibes häufen, hier ſtehe ich und trotze ihm und ſeinen Göttern!"

Todtenſtille herrſchte in der weiten Verſammlung ob ſolchen Frevels, ja Berchta ſelber ſchauderte unwillkürlich zuſammen. Der Prieſter aber, dadurch zum Aeußerſten gereizt — denn er ſah ſich nicht allein in Gefahr, ſeines Anſehens, nein ſeiner ganzen, ſehr einträglichen Exiſtenz beraubt zu werden — war unklug genug, die Aufforderung anzunehmen; immer ein ſehr thörichtes Unternehmen, wenn man ſich in Sachen der Religion auf ein poſitives Gebiet begiebt. Der Zorn über den frechen Fremden hatte bei ihm aber die Oberhand gewonnen, und von ſeinem Sitz emporſpringend und den rechten Arm gegen den Frevler ausgeſtreckt, ſchrie er mehr, als er ſprach, eine ſo furchtbare Verwünſchung auf ihn nieder, daß den Zuhörern das Herz vor Entſetzen ſtockte. Seine Glieder ſollten erlahmen und abſterben, ſeine Augen erblinden, ſeine Zunge anſchwellen, kurz alles Gräßliche, was man nur in blindem Fanatismus über einen Menſchen heraufrufen und dabei glauben kann, daß irgend ein göttliches Weſen ſolchen Frevel unterſtützen oder ausführen würde.

Damit aber erſchreckte er doch die Zuhörer für den Moment und rief ihre Beſorgniß und Neugierde auf die nächſte Zeit wach, ob die Götter dieſen Fluch erfüllen würden, und er hätte wenigſtens Raum gewonnen und ſich damit auch begnügen müſſen; ſo aber ging er weiter. Die Leidenſchaft riß ihn hin, er verlangte von ſeinen Göttern augenblickliche Beſtrafung des Läſterers: der Donnergott ſollte die Wolken zuſammenziehen und ihn dort, wo er ſtand — ihn und ſein Weib — zerſchmettern, damit die weiße Brut von der Erde vertilgt werde -- und das war unklug.

Der Donnergott that nichts dergleichen; ja als die Eingeborenen, die wohl fühlten daß ihr Zauberer gerade ſein Allerſchlimmſtes gethan, ängſtlich und erwartungsvoll zu dem fremden weißen Mann hinaufſchauten, da faßte der Wind in die über ihm wehenden Blätter der Palme, die ihm Schatten gab, und als er die gefiederten Wedel zurückſchob, fiel ein heller, klarer Sonnenſtrahl auf ſein bleiches Antlitz und übergoß die ganze Geſtalt mit ſeinem lichten Schein. Fremar aber, den Moment benützend, deutete mit dem gehobenen Arm nach oben, ſein Auge blitzte, und mit faſt jubelnder Stimme rief er aus:

„Da haſt Du die Macht Deines falſchen Gottes, Betrüger! Jehovah iſt mit mir und wird alle ſeine Feinde zu Boden ſchmettern!“

„Oiau! Oiau!“ tönte es in lautem Erſtaunen von den Lippen der Verſammlung, und ſprachlos vor Wuth und verhaltenem Grimm ſtand der Prieſter. Aber er fühlte auch, daß ſeine Macht gebrochen ſei, und ſeinen Gnatumantel über den Kopf ſchlagend, wendete er ſich und ſchritt durch die ihm ſcheu Raum gebenden Inſulaner in den Wald hinein.

Damit war es aber auch, als ob plötzlich ein Zauber gebrochen wäre, der bis jetzt auf der Verſammlung gelegen. Im Nu waren alle Zungen gelöſt und ein Durcheinanderſchwatzen begann, das jedes einzelne Wort betäubte und erſtickte. Jeder mußte ja aber auch dem Nachbar ſeine Meinung in der Sache mittheilen, denn daß ihre alten Götter eben eine ſchmähliche Niederlage erlitten hatten, ließ ſich nicht verkennen. Ihr Prieſter ſelber hatte ſich ſogar der fremden Macht gebeugt und den Platz geräumt, und es kam jetzt nur darauf an, wie ihr König das Ganze auffaſſen und wie er handeln würde.

Fremar ſelber fühlte ſich ſeines Sieges gewiß, aber er hütete ſich auch wohl, den Eindruck, den er hervorgebracht, durch irgend ein weiteres Wort abzuſchwächen. Er hätte nur verderben, nichts mehr hinzufügen können, und während ein freudiges, ja faſt ſtolzes Lächeln um ſeine Lippen ſpielte, ſchweifte ſein Blick ruhig über den aufgeregten Menſchenſchwarm hin. Seines Erfolges fühlte er ſich jetzt ſicher, und nun mußten die Eingeborenen ſelber zu ihm kommen und ihn um Hilfe und Belehrung bitten; dann erſt durfte er ſich verſichert halten; auch auf feſten Grund gebaut zu haben.

Jetzt erhob ſich der König Ramara Toa von ſeinem Sitz — in dem Moment lief ein Flüſtern durch die Verſammlung und Alles ſchwieg ehrfurchtsvoll, denn ſie wußten, daß ihr erſter Häuptling reden wolle.

„Mitonare!“ ſagte da der Häuptling, der aber mit ſich ſchon lange im Reinen war, wie er handeln wolle, denn die Religion war bei ihm, wie das leider bei vielen Häuptlingen der Fall iſt, weit weniger Gefühlsſache als politiſche Combination, „Du haſt uns erzählt, daß man in den Glauben Deines Gottes durch die Taufe mit Waſſer eintritt. Ich habe Deinen Worten gelauſcht; ſie ſind gut — Du ſprichſt von der Macht Deines Gottes, und ich glaube Dir, daß er mächtiger iſt als unſere bisherigen Götter, denn er hat Euch viele Dinge gelehrt, von denen unſere Prieſter nichts wußten. Ihr ſeid in rieſigen Canoes über das Meer herübergekommen. Ihr verſteht den Donner und Blitz mit ſeiner Gewalt in Euren Waffen herzuſtellen; Ihr webt Zeug, das im Regen nur feſter wird, während das unſere auseinanderfließt; Ihr wißt das harte Eiſen in viele Geſtalten zu formen und zu Allem zu gebrauchen, wozu Ihr es haben wollt. Das Alles hat Euch Euer Gott gelehrt — er iſt groß und ſein Arm iſt ſtark. Er wird auch unſere Feinde zermalmen, wenn wir ihn anbeten und ſeinen Geboten folgen; deshalb ſei ſo gut und taufe uns, denn wir wollen in den Bund der Chriſten treten.“

Fremar kam durch dieſes unerwartete Anerbieten einigermaßen außer Faſſung, denn ſo raſch hatte er ſich ſeinen Erfolg nicht gedacht — er war darauf nicht vorbereitet geweſen, aber er fürchtete auch den günſtigen Moment zu verſäumen, wenn er das Erbieten von der Hand wies. Es mag ſein, daß auch ein wenig Ehrgeiz damit in's Spiel kam, wenn er an die Miſſionsgeſellſchaft berichten konnte, daß er in ſo kurzer Zeit und auf einer Inſel, die bis dahin alle Bekehrungsverſuche, ja ſelbſt die dortige Anſiedlung weißer Miſſionäre auf das beſtimmteſte zurückgewieſen hatte, mit ſeiner Lehre durchgedrungen und ſo viel hundert, vielleicht tauſend Heiden getauft und in den Bund der Chriſten aufgenommen habe.

Wenige Minuten ſtand er ſo, den ernſten Blick gedankenvoll auf den König dieſes wilden Stammes geheftet; plötzlich aber, wie einer höheren Eingebung folgend, rief er freudig aus:

„Ja — Du haſt Recht, Ramara Toa, der Wille des Höchſten geſchehe. Taufen wir ja auch die kleinen, unbewußten Kinder, um ſie dadurch dem ewigen Heil zu retten. Ihr Alle ſeid wie die Kinder — noch unwiſſend in der Lehre des alleinigen Gottes, aber doch mit einer empfänglichen Seele dafür begabt. Laßt uns den erſten Schritt thun, um dieſe Seele zu retten und ſie ihrem

Schöpfer zuzuwenden,“ und von der Erhöhung niederſteigend, wollte er ſich eben dem König zuwenden, als ihm Berchta, freudeglühend, mit ſtrahlenden Augen in den Weg trat.

„Fremar,“ ſagte ſie mit leiſer, zitternder Stimme, „o wie glücklich haſt Du mich heute gemacht; wie danke ich Dir die Seligkeit dieſer Stunde.“

„Meine Bertha, meine liebe Bertha.“

„Jetzt iſt Alles vergeſſen,“ flüſterte die junge Frau, indem ſie ſich, rückſichtslos um den Schwarm der Inſulaner, mit dem Haupt an ſeine Bruſt lehnte. „Alles, ſelbſt der Abſchied von daheim und der ſchwere Schmerz der Trennung. Der höchſte Wunſch meiner Seele, was mir von je als ſchönſtes, herrlichſtes Ziel vorgeſchwebt, es iſt erfüllt. Ich ſehe und fühle, daß die Opfer, die ich gebracht, nicht vergebens waren, und während ich Gott aus vollem Herzen dafür danke, danke ich auch Dir, der Du ſo Großes, ſo Herrliches geleiſtet.“

„Gott ſelber lenkte ihre Herzen,“ ſagte Fremar freundlich, „ihm laß uns danken, mein Herz, daß er ſein Licht in dieſe Nacht des Aberglaubens ſendete — ihm aber laß uns auch vertrauen, daß er Alles zum Beſten führen und eine Fackel aufſtecken wolle für unſere neuen Brüder. Und nun laßt uns an das große Werk gehen — unterſtütze Du mich in dem ſchönſten Tag meines Lebens — ſchöner faſt noch, als der war, der Dich mir gab, und damit Glück und Frieden für mein eigenes Leben, denn in unſerem Glück ſehen wir heute die Seligkeit eines ganzen Stammes.“

Damit küßte er ſie leiſe auf die Stirn, und ſich dann zu dem Häuptling wendend, ordnete er das Nöthige an, um unverweilt die Taufe zu beginnen.

Einen paſſenderen Platz dazu gab es auch vielleicht nicht auf der weiten Welt; denn unmittelbar an dem Ufer des kleinen, plätſchernden Bergwaſſers, unter einem Baldachin von wehenden Palmen und Fruchtbäumen, ſtand Fremar, eine jener feingeſchliffenen Cocosnußſchalen in der Hand, und vor ihm kniete nach ſeiner Anweiſung der König der Inſeln, den Gnatumantel von den Schultern zurückgeworfen, daß die blau tätowirten Zeichen auf Bruſt und Armen ſichtbar wurden.

Und ein eigener Schauer ſchien den ſonſt ſo rückſichtsloſen und kecken Wilden erfaßt zu haben, als das klare Waſſer des Baches über ſeine lockigen Haare und den Nacken lief — die Ahnung eines fremden, geheimnißvollen Weſens, in deſſen Macht er ſich jetzt gab und dem zu Liebe er ſeine alten, bisher heilig gehaltenen und in Ehrfurcht verehrten Götter opfern und meiden wollte.

Aber er hielt ſtandhaft aus; was auch ſein Herz bewegte: wirkliche Andacht und die innige Ueberzeugung einer neugewonnenen Wahrheit, oder andere, ſelbſtſüchtige Zwecke, die ihm in der neuen Lehre einen Vortheil für ſein neues Leben zeigten, wer kann es ſagen? Die Lippen des Wilden blieben ſtumm, und als er ſich endlich wieder erhob und das tropfende Waſſer aus den Haaren ſchüttelte, winkte er mit der Hand ſeine Frauen herbei, daß dieſe ſich ebenfalls an der Ceremonie betheiligten.

Einua, ſelber von der Schnelle überraſcht, mit welcher dieſer doch jedenfalls wichtigſte Schritt ihres Lebens gethan werden ſollte, zögerte allerdings einen Moment — ſie kannte die Folgen noch nicht, welche das neue Glaubensbekenntniß für ſie haben konnte. Namara Toa aber, der wohl die Scrupel ahnen mochte, die ihre Seele erfüllten, ſchritt zu ihr hinüber und flüſterte leiſe einige Worte mit ihr, wonach ſie ſtolz den Kopf hob, auf den Geiſtlichen zuſchritt und ſich dann ohne weitere Widerrede der nöthigen Form unterzog.

Jetzt kamen die übrigen Frauen, und dann traten die Häuptlinge vor, von denen ſich ebenfalls keiner weigerte, die Lehre des fremden, weißen Mannes anzunehmen. Hatte ſich ja doch ihr Häuptling dafür entſchieden, und ſie waren, wenn auch halb nackt und nur mit einem rauhen Gnatuſchurz bekleidet, doch trotzdem zu gute Hofleute, um ſich nicht mit Vergnügen dem zu fügen, was ihr Oberhaupt zu thun für gut fand. Ob dabei ihr Seelenheil auf dem Spiele ſtand, kam nicht in Betracht, ſobald ſie ſich nur ihres leiblichen Vortheils ſicher wußten.

Von jetzt an ging die Taufe raſch vor ſich. Berchta ſtand neben dem Gatten und füllte ihm aus dem Bache immer wieder die Schale friſch, und Mann nach Mann, Frau nach Frau drängte jetzt herbei, um des „Zaubers“ theilhaftig zu werden, der, wie ſie glaubten, in dem Waſſer lag. Ja, ſelbſt die Kinder wurden nicht vergeſſen; ein heiliger Eifer ſchien die Frauen erfaßt zu haben, die nach allen Seiten auseinanderſtoben, um ihre Kinder herbeizuholen und zur Taufe zu bringen, denn raſch genug hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß dieſes Waſſer gerade die damit Beſprengten vor jedem böſen Einfluß ihrer Zauberer ſchütze. Waren ſie nur erſt damit übergoſſen worden, dann konnte ihnen kein böſer Blick oder Spruch ihrer Prieſter mehr ſchaden; ſie waren ſicher unter dem Schutz des neuen mächtigen Gottes, den die weißen Männer mit auf die Inſel gebracht, und es konnte ihnen nun nichts mehr geſchehen.

Während der ganzen heiligen Handlung indeſſen ſaß Claus oben auf dem weſtlichen Hang der Höhe, von dem aus er dieſen Theil der Küſte vollkommen gut überſchauen konnte, rauchte dazu ſeine kurze Pfeiſe und ſchüttelte in einem fort mit dem Kopfe. Was da vorging, hatte er ja auch im Augenblicke erkannt; denn es war zu viel davon ſchon früher geſprochen worden, aber daß die Sache ſo ungemein geſchwind ging und gar keine Pathen dabei gebraucht wurden, wollte ihm nicht in den Kopf. Er hatte ſo 'was in ſeinem ganzen Leben noch nicht geſehen.

Ordnung wurde aber dabei gehalten, das ließ ſich nicht leugnen, denn zwei Häuptlinge hielten auf Ramara's Befehl ſtrenge Aufſicht, damit ſich nicht unbeſcheidenes Volk, um ſeiner Sache vielleicht recht ſicher zu ſein, zweimal taufen ließ und dann etwas vor dem Könige voraus gehabt hätte. Alle Getauften mußten deshalb an die andere Seite des Bergſtromes hinüber, wo ſie ebenfalls wieder unter Aufſicht geſtellt wurden, und die Zurückbleibenden durften nur immer zu Zwei und Zweien vortreten, die dann gemeinſchaftlich das Sacrament empfingen. Nur ſpäter bei den Kindern wurde auf eine mehr ſummariſche Weiſe verfahren und dieſe familienweiſe vorgeführt. Fremar wäre auch ſonſt an dem Tage gar nicht mit ihnen fertig geworden, und doch zeigten viele der Mütter die größte Angſt, daß ihre Kinder gerade nicht mehr an die Reihe kommen und dadurch in der nächſten Nacht den größten Gefahren ausgeſetzt würden.

Die Sonne neigte ſich auch wirklich ihrem Untergang, bis Fremar die letzten dieſes Diſtrictes in den heiligen Bund der Chriſten aufgenommen hatte, und während der ganzen Zeit kam weder Speiſe noch Trank über ſeine Lippen. Namara Toa befahl allerdings, ihm Eſſen zu bringen; aber er weigerte ſich, in ſeinem Berufe etwas zu genießen; die Aufregung, in der er ſich befand, ließ ihn auch wohl das körperliche Bedürfniß der Nahrung vergeſſen. Nur erſt, als Alles beendet war, überkam ihn eine Schwäche.

Er wollte ſich abwenden, um hinauf an den Waldrand zu ſteigen und ſich unter einen Baum zu legen, aber er vermochte es nicht mehr. Vor den Augen wurde es ihm ſchwarz, die Bäume drehten ſich mit ihm ringsum, und Berchta konnte ihn nur noch in ihren Armen auffangen, um ſeinen Fall wenigſtens zu lindern.

Aber die Ohnmacht dauerte nicht lange; mit dem klaren vorüberfließenden Waſſer kühlte die Gattin ſeine Schläfe, und als Ramara Toa, dem man die Botſchaft gebracht, erſchreckt herbeieilte, ſaß er ſchon wieder aufrecht am Waſſerrande und ſah wohl noch ſehr bleich aus, hatte ſich aber doch vollſtändig wieder erholt.

Jetzt mußte er eſſen; gebackene Brotfrucht wurde ihm gebracht und delicat duftendes Spanferkel mit braungebratener Kruſte, Orangen und Bananen und in Blättern gebackene Fiſche, mit jungen Cocosnüſſen zum Trinken — ſechs Menſchen hätten an dem, was ſie herbeiſchleppten, genug gehabt. Die Gaſtfreiheit der Südſee-Inſulaner kennt aber auch wirklich keine Grenzen, und ſo lange ſie nur ſelber noch etwas beſitzen, theilen ſie mit jedem fremden Beſuch, der ihre Hütte betritt, ſelbſt bis zur letzten Brotfrucht, bis zum letzten Fiſch. Sie hungerten lieber ſelber, ehe ſie ihn ungeſpeiſt von ihrer Thür ließen.

Indeſſen rief aber die Trommel wieder zum abendlichen Tanze, und Fremar zuckte zuſammen, denn dieſe heidniſchen Vergnügungen hatten die Miſſionäre auf ſämmtlichen Inſeln für Sünde erklärt und ſie ſtreng verboten. Und an dem nämlichen Abend, in derſelben Stunde faſt, wo ſie das Sacrament der Taufe erhalten, wollten ſie dieſe Sünde begehen. Als ſich Fremar aber aufrichtete und hinüber wollte, um Einſpruch dagegen zu thun, überkam ihn wieder die vorige Schwäche; er fühlte, daß er nicht mehr im Stande ſei, heute noch zu dem Häuptling zu reden und eins ihrer am feſteſten eingewurzelten Vorurtheile zu bekämpfen. Berchta ſelber bat ihn ſo dringend, ſich zu ſchonen, nicht allein ſeinet-, nein, der Sache ſelber wegen; denn würde er jetzt krank, ſo triumphirte natürlich jener heidniſche Prieſter, der dann allein ſeinem Fluch die Wirkung beilegte und damit die Macht ſeiner eigenen Götter, wenn auch nicht bewieſen, doch den Augen ſeiner Landsleute wieder glaubbar gemacht hätte.

Dieſe Befürchtung war allerdings nicht ganz unbegründet, und ſchon bei ſeiner Ohnmacht hatten die Eingeborenen zuſammen geflüſtert und Viele dann ſcheu den Platz gemieden. Was lag auch daran, wenn ſie ſich heute noch einmal dem Tanze hingaben; an ihre alten Götter dachten ſie heute gerade ſicher nicht, und morgen konnte er dann ernſthaft und ausführlich mit dem Häuptling ſprechen. Heute war er es nicht mehr im Stande und mußte ſich ſchonen.

An der Gattin Arm ſtieg er denn auch langſam wieder zu ihrer Wohnung hinauf, und nur einmal ſtutzte er, als ihm plötzlich — ſchon oben angelangt — die Briſe einen ſcharfen Tabaksgeruch zuführte. Er blieb ſtehen, ſah ſich um und bemerkte Claus, der dort noch immer ſeine ewige Pfeife rauchte. Es war auch faſt, als ob er ihn anreden wolle; aber er gab es wieder auf, erwiderte nur, leiſe mit dem Kopf nickend, den Gruß des Alten und ſchritt dann weiter.

„Sind Sie krank, Herr Fremar?“ rief ihm aber Claus nach, der doch wohl merkte, daß er nicht ſo recht, wie gewöhnlich, von der Stelle kam, „und kann ich etwas helfen?“

„Nein, Claus, ich danke Euch,“ erwiderte der Miſſionär, „nur müde von dem heutigen Tag. Ihr habt Euch nicht ſo angeſtrengt.“

„Ne, das weiß Gott!“ knurrte der Alte. „Das iſt ein faules Leben hier, und auf die Länge der Zeit halt' ich das auch nicht aus. Ich muß eine Beſchäftigung haben, oder ich wachſe aus. Das kann kein Menſch ertragen, und morgen will ich wenigſtens einmal auf die Jagd gehen!“

Der Miſſionär nickte nur zuſtimmend mit dem Kopfe, erwiderte aber nichts weiter und verſchwand bald darauf mit Berchta in dem Bambushaus.

13.

Die Folgen der Predigt.

Berchta hatte in der That Recht gehabt; die Inſulaner am Strande waren wirklich ſcheu geworden, als ſich anfangs das Gerücht verbreitete, der Miſſionär liege todt am Waſſer. Wenn ſich nun auch bald darauf herausſtellte, daß er nur eben ohnmächtig geweſen und ſich wieder erholt habe, ſo ſchrieben ſie den Unfall ſelbſtverſtändlich nicht einer natürlichen Urſache, der Erſchöpfung und übermäßigen Anſtrengung, ſondern der Verwünſchung ihres früheren Prieſters zu, den auch einige der Aengſtlichſten ſchon wieder aufſuchten, um ſich mit ihm zu beſprechen und wenigſtens den Rücken freizuhalten. Dieſer triumphirte auch ſchon, aber allerdings zu früh, denn am nächſten Morgen fand ſich Fremar wieder friſch und geſund, und kräftiger als er ſich je gefühlt, unten vor des Königs Hauſe ein, um jetzt alles Weitere, was nach dem geſtrigen Schritt nöthig geworden, mit ihm zu beſprechen.

Ramara Toa war übrigens ſchon auf das Wichtigſte vorbereitet, denn er wußte recht gut, daß die chriſtliche Religion die Vielweiberei verbietet, wußte aber auch ihm unbequeme Geſetze, wie das alle große Herren machen, auf das leutſeligſte zu umgehen. Er erklärte dem Miſſionär ohne Weiteres, daß er alle ſeine Frauen abſchaffen und nur die älteſte als Gattin behalten wolle; die übrigen ſollten aber nachher als Dienerinnen im Hauſe bleiben, denn ernähren müſſe er ſie ja doch; die Verpflichtung habe er einmal übernommen und könne ſie nicht mehr von ſich abſchütteln.

Fremar ſuchte ihm das allerdings auszureden, ſchon des böſen Beiſpiels wegen. Ramara blieb aber hartnäckig auf ſeinem ausgeſprochenen Willen, und um nicht das ganze, bisher gewonnene Reſultat zu gefährden, mußte der Miſſionär zuletzt nachgeben.

Eine andere, kaum weniger ſchwierige Frage betraf den Tanz, der unter keiner Bedingung länger geduldet werden konnte, denn er widerſprach, wie Fremar behauptete, allen göttlichen Satzungen. Ramara Toa zuckte dazu mit den Achſeln, denn er wußte recht gut, wie gerade dieſer Tanz ſo mit ihren Sitten und Gebräuchen verwachſen war, daß es unendlich ſchwer halten würde, ihnen denſelben zu verbieten.

Wenn es aber ſein mußte, nun, dann fand ſich auch vielleicht Rath, wenn man nur etwas Anderes gefunden hätte, um ſie Abends zu beſchäftigen. Dafür wollte aber Fremar ſelber ſorgen, denn er verſprach, ſie geiſtliche Lieder zu lehren, an denen ſie große Freude finden würden. Auch auf Tahiti hätte man das nämliche Mittel angewendet, und zwar mit vortrefflichem Erfolg.

„Ja," ſagte Ramara Toa zu dem Miſſionär, und ſeine kleinen Augen blitzten ihn dabei forſchend an, „das iſt Alles gut; wir wollen auch hier Alles thun, was Dein Gott verlangt, aber die Inſel iſt groß. Ringsumher im Palmenland liegen Gärten, einer dicht neben dem andern, wie Du es hier ſiehſt bei meinem Haus. Du kannſt ſo herumgehen, und kommſt auf der andern Seite wieder herüber, ohne auch nur aus Sicht eines Hauſes zu gerathen. Dann haben wir das Hupai-Thal und viele andere Thäler, und drüben über den Bergen Matangi Ao, einen ſtörriſchen Häuptling. Wenn wir hier nun alle die Gebote Deines Gottes halten, und Matangi Ao überfällt uns mit ſeinen Schaaren, was dann?"

„Gott wird uns ſchützen," ſagte Fremar zuverſichtlich, „vertraue auf ihn, Ramara Toa, wie er alle die anderen Volksſtämme geſchützt hat, die ſich ſeiner Lehre zugewendet. Sieh da die Inſeln des Hawaiiſchen und Tahitiſchen Archipels, es ſind lauter Chriſten, und kein Götzenbild wird dort mehr geduldet."

„Hm, ja," nickte Ramara, „aber im vorigen Jahr war eins Eurer Schiffe hier, die in der See herumfahren, um große Fiſche zu fangen, und auf ihnen zwei Männer von Tahiti, die uns erzählten, daß Pomare, ihr König, die ganze Inſel hätte erobern müſſen, weil die Bewohner nicht von ihren Göttern laſſen wollten. Da ihm aber die Mitonares beiſtanden und ihm viele Gewehre gaben, ſo ſchlug er die Feinde und konnte unverkümmert und allein in ſeinem Reiche herrſchen."

„Die Miſſionäre haben ihm mit ihrem Gebet beigeſtanden," erwiderte Fremar.

Ramara Toa ſchüttelte den Kopf. „Mit Gebeten," ſagte er, „kann man keine aufrühreriſchen Häuptlinge todtſchießen und unſchädlich machen, nur mit Gewehren und mit Pulver und Kugeln, und wenn Du uns damit helfen willſt, ſo werden wir hier ein großes Reich bilden, das Deinen Gott verehrt. Wenn Du es nicht thuſt, werden wir ſelber aus dem Lande getrieben werden und in unſeren Canoes auf die See flüchten müſſen."

„Und habe ich hier Gewehre und Pulver und Kugeln gebraucht, um Dich und die Deinen von dem wahren Glauben zu überzeugen, Ramara Toa?" ſagte Fremar freundlich; „ſeid Ihr nicht freiwillig meinem Worte gefolgt, und hätte ich Euch dazu zwingen können?"

Ramara Toa blickte raſch zu ihm auf, und ein eigenes, faſt ſpöttiſches Lächeln zuckte um ſeine Lippen.

„Allerdings haſt Du Gewehre und Pulver und Kugeln dazu gebraucht," lächelte er dann, „denn ohne die ſechs Stück würdeſt Du mich kaum überzeugt haben."

„Aber nicht zu dem Zweck gab ich ſie Dir!" rief Fremar raſch. „Und hat Einer Deiner Häuptlinge eine Waffe von mir erhalten? Nein, und trotzdem kamen ſie alle und ließen ſich in den Bund der Chriſten aufnehmen.“

„Sie wußten recht gut, daß ſie mir nicht widerſtreben durften,“ ſagte Ramara Toa finſter, „und die Frauen und Kinder folgten ihnen nach. Aber Du ſprachſt auch die Wahrheit in Deiner Rede: unſere Götter ſind ſchwach und machtlos geworden und konnten uns nicht mehr ſchützen. Sie ſind von Holz, ſie haben keinen ſtarken Arm, und der Hauch ihres Mundes war hohl. Wir brauchen einen ſtarken Gott, und deshalb ſage mir, wie wir es machen ſollen, daß wir den ganzen Stamm vereinigen und zuſammenhalten.“

„Ich werde morgen in das Hupai-Thal hinübergehen und zu den Deinen ſprechen,“ ſagte Fremar freundlich; „ſie werden die Worte des Heils vernehmen und ihm folgen.“

„Das iſt gut, thue das!“ nickte Ramara Toa, ſtill vor ſich hin brütend; „aber wir haben hier eine Schwierigkeit. Wenn wir überfallen werden, ſo dauert es ſo lange, bis wir unſere Leute zuſammenrufen können. Der Strand iſt lang, und nach einem heftigen Regen, beſonders in der naſſen Jahreszeit, ſchwellen die Bergſtröme manchmal ſo an, daß man ſie gar nicht paſſiren kann.“

„Auch dagegen giebt es ein Mittel,“ erwiderte Fremar, „und zwar daſſelbe, das der König Pomare auch auf Tahiti angewendet hat, um den Verkehr mit den am Strande liegenden Häuſern zu erleichtern und in jeder Jahreszeit möglich zu machen.“

„Und was hat er gethan?“ rief Ramara Toa raſch und begierig.

„Er hat eine große, breite Straße um einen Theil ſeiner Inſel gebaut,“ erwiderte der Miſſionär, „und über die Bergſtröme Brücken geſchlagen, unter welchen das Waſſer dahinſchoß.“

Ramara Toa ſchüttelte mit dem Kopf. „Wer ſoll hier die Straße bauen?“ ſagte er; „die Inſulaner haben, was ſie zum Leben brauchen, und es fällt Keinem ein, irgend eine ſchwere Arbeit zu verrichten.“

„Aber Du kannſt es genau ſo machen,“ erwiderte ihm Fremar ruhig, „wie es der König Kamehamea auf den Sandwichs-Inſeln oder Pomare auf Tahiti gemacht hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Geſetze gegeben werden müſſen, um den Glauben des wahren Gottes vor Uebertretungen zu ſchützen. Selbſt wer von Euch gegen die alten Götter ſündigte, wurde ſogar oft mit dem Tode beſtraft. Jehovah aber hat keine

Freude an Blutvergießen und Menſchenopfern; er verlangt nur ein reines und gehorſames Herz, das ſeinen Geboten folgt, und giebt es dann wirklich böswillige Menſchen, die dieſe Gebote dennoch übertreten, ſo genügt eine kleine Strafe, um ſie wieder auf den rechten Weg zurückzuführen.“

„Eine Strafe?“ ſagte Ramara Toa erſtaunt, „aber was hat das mit dem zu thun, von was wir ſprachen?“

„Es betrifft das nur allein,“ lächelte der Miſſionär. „Wir Prediger des Glaubens dürfen allerdings Deinem Volke keine anderen als die Geſetze vorſchreiben, die Gott ſelber verkündigt hat, ja wir beſitzen ſogar nicht einmal die Macht, dieſe aufrecht zu halten, da wir keine weltliche Gerichtsbarkeit üben können. Das iſt nur Sache des Königs und vielleicht ſeiner Häuptlinge, wenn er ſie zu einer Berathung zuſammenrufen will. Dort werden dann die Geſetze beſtimmt, die der König giebt, um die chriſtliche Religion aufrecht zu erhalten, und kleine Strafen für die Uebertretung derſelben angeſetzt.“

„Ich verſtehe Dich noch nicht.“

„Ich will es Dir deutlicher machen. Die nächtlichen Tänze müſſen zum Beiſpiel verboten werden; ſollten es aber doch junge Leute heimlich thun und Nachts irgendwo im Walde einen ſolchen heidniſchen Tanz aufführen, ſo kann das Geſetz beſtimmen, daß ſie, im Fall man ſie dabei ertappt, zur Strafe — wir wollen ſagen, Jeder zehn oder zwanzig Schritt lang an der Straße arbeiten, oder auch vielleicht eine Umzäunung für irgend einen Deiner Gärten errichten ſollen."

„Das iſt gut," rief Ramara Toa freudig aus, denn er begriff raſch den Vortheil, den er daraus für ſich ſelber ziehen konnte. „Und haben es Kamehameha und Pomare ebenſo gemacht?"

„Genau ſo — wer den Gottesdienſt verſäumte, mußte ſo und ſo viel Steine zum Straßenbau tragen; wer die Sabbathfeier brach und an dem Tage arbeitete, hatte mehr dafür zu leiſten — alle Vergehen und Verbrechen wurden auf ſolche Art geahndet, Diebſtahl und Ehebruch, Vielweiberei, kurz irgend eine Uebertretung der Verbote zog eine nachſichtsloſe Beſtrafung nach ſich, die aber ſo eingerichtet wurde, daß ſie nicht allein den Sünder züchtigte, ſondern auch dem Lande und dem Gemeinwohl Nutzen brachte —"

„So beſtimme Du die Strafen für die verſchiedenen Vergehen," rief Ramara raſch.

„Das kann ich nicht,“ lehnte aber Fremar eine ſolche Verantwortung vorſichtig ab. „Auch auf jenen Inſeln beſtimmten ſie nicht die Miſſionäre, ſondern der König ſelber. Aber wenn Du es wünſcheſt und verlangſt, ſo werde ich Dir gern genau angeben, wie es dort gehalten wurde und ſich als ſegensreich für das Volk und das Land gezeigt hat.“

„Kamehameha war ein großer Häuptling,“ ſagte Ramara Toa, „er hat ſich alle Inſeln in der Nachbarſchaft unterworfen.“

„Er hat allerdings blutige Kriege geführt,“ ſeufzte Fremar, „aber es war vorher, — ehe er den wahren Glauben hatte; er wußte ja noch nicht daß es unrecht ſei, ein friedliches Volk zu bekriegen. Aber er hat es gelernt und iſt ein großer chriſtlicher König geworden, der jetzt die Heilige Schrift ſelber leſen und die Befehle und Geſetze für ſein Volk auch ſelber niederſchreiben kann.“

„Und hat er das eroberte Land nachher wieder herausgegeben?“

„Nein,“ ſagte Fremar und Ramara Toa's Augen blitzten, „aber was er nur aus blindem Ehrgeiz unternommen, wendete der Herr der Schlachten zum Segen und Heil für ſein Volk; denn durch ihn wurden ſämmtliche Hawaiiſche In=

ſeln dem wahren Glauben zugewendet und blühen jetzt in Handel und Verkehr mit allen civiliſirten Nationen unter dem Schutz und Schirm des Höchſten."

„Und Kamehameha wurde reich?"

„Er iſt ein großer König geworden, und alle Fürſten und Häuptlinge Europas ſenden ihre Schiffe zu ihm."

„Und auch er hat ſolche Straßen bauen laſſen?"

„Gewiß, und nicht allein Straßen, ſondern auch hohe, ſtolze Kirchen aus Korallenblöcken, prachtvolle Häuſer für ſich und ſeine Häuptlinge, wie für die Lehrer des Volkes."

„Nur durch ſolche Strafarbeit?" ſagte Ramara Toa kopfſchüttelnd.

„Wenigſtens hauptſächlich dadurch."

„Was für ein unnützes Volk muß er aber gehabt haben," bemerkte der Häuptling, „wenn ſo viele Strafen nöthig waren! Bei uns auf Motua iſt bis jetzt faſt kein einziger ſolcher Fall vorgekommen. Das wird lange dauern, bis wir eine Straße bekommen."

„Das Volk," erwiderte Fremar, „wird nicht gleich einſehen, daß all' die gegebenen Geſetze nur zu ſeinem Heil gereichen, und ſchwer von ſeinem Tanz und manchem andern ſündhaften

Vergnügen laſſen. Dadurch ſtellt ſich dann allerdings eine größere Nothwendigkeit für Strafen heraus. Sollte es aber nicht der Fall ſein, ſo wäre das ein Beweis, wie würdig ſie ihres neuen Glaubens ſind, und dann ſehen ſie auch ſelber ein, daß ſie zur Verbeſſerung ihrer Inſel etwas beitragen müſſen, und arbeiten freiwillig, wenn auch noch ſo kurze Zeit. Viele Kräfte machen ſelbſt eine ſchwere Laſt leicht."

Ramara ſchüttelte mit dem Kopf. Was die freiwillige Arbeit betraf, ſo hatte er da ſeine ziemlich gewichtigen Zweifel; denn er kannte das Volk zu gut und genau, aber er wußte auch ebenſo gut, daß der Miſſionär Recht hatte, wenn er befürchtete, daß ſie ſich nicht ſo leicht und plötzlich von ihren Tänzen entwöhnen konnten, und bei denen konnte man dann genug erwiſchen, um wenigſtens einmal einen Anfang zu haben. Da er übrigens auf der weiten Welt nichts Anderes zu thun hatte, als zu regieren, was ihm noch dazu ſeine Unterthanen außerordentlich leicht machten, ſo beſchloß er das eben Vorgeſchlagene auch ohne Weiteres in's Werk zu ſetzen, und Boten wurden kaum eine halbe Stunde ſpäter nach allen Richtungen, ja ſelbſt in das Hupai-Thal hinübergeſendet, um die Häuptlinge herbeizurufen und mit ihnen die zu gebenden Geſetze zu berathen. Der Miſſionär ſollte dann gegenwärtig ſein und ſeine Vorſchläge machen, wie er dazu auf anderen Inſeln die Erfahrung geſammelt hatte.

Aus dem Hupai=Thal waren übrigens auch ſchon am vorigen Abend einzelne Häuptlinge gegenwärtig geweſen und hatten ſich ebenfalls taufen laſſen. Andere aber erſchienen nicht, ſelbſt nicht Taori, Ramara's einziger Sohn. Die Boten hatten die Antwort gebracht, Taori ſei in die Berge hinaufgeſtiegen, und der König ließ ihn jetzt beſonders auffordern, bei der nächſten Verſammlung wenigſtens gegenwärtig zu ſein, da das jedenfalls einen wirkſameren Eindruck auf die Häuptlinge machen mußte.

Fremar erklärte ſich nun bereit, nach Hauſe zurückzukehren und die verſchiedenen Punkte aufzuſetzen; dann konnte er ſie noch vor der Verſammlung erſt dem König vorlegen, um zu ſehen, ob ſie deſſen Billigung fänden, und gegen Abend wolle er dann gern der Verſammlung der Häuptlinge beiwohnen und ihnen das erſte Strafgeſetzbuch der Inſel, wie es von den Königen Kamehameha und Pomare feſtgeſtellt und in ihren Reichen eingeführt worden, vorleſen. Ramara

Toa nickte auch dazu mit dem Kopfe, hatte aber doch, wie Fremar bald merkte, noch etwas auf dem Herzen, das auch natürlich erſt herunter mußte, denn Namara Toa war keineswegs daran gewöhnt ſeine Gedanken geheim zu halten, oder irgend einen Wunſch zu verſchlucken, wenn ſich Gelegenheit bot ihn auszuſprechen.

„Ja, Mitonare,“ ſagte er auch endlich, „das iſt Alles gut und ſo wollen wir es machen, aber — einige von den Häuptlingen haben noch keine Geſchenke bekommen — Taori auch nicht — wir brauchen noch mehr Gewehre, Mitonare.“

„Gewehre, Namara Toa? Aber was ſollen Deine Häuptlinge mit Gewehren machen? Andere Gegenſtände werden ihnen viel nützlicher ſein. Du willſt doch in keinen Krieg ziehen?“

„Nein — in keinen Krieg,“ ſagte der König ausweichend, „aber wenn andere Inſeln mit uns Krieg machen wollen, ſo müſſen wir uns doch vertheidigen können, und dann — dann ſchickt es ſich auch, daß ein Häuptling, der ein Chriſt iſt, ein Gewehr hat. Alle Ihr Chriſten habt Gewehre.“

„Ich nicht, Namara Toa.“

„Du nicht?“ lachte der Häuptling, „habe ich ſie nicht ſelber da oben aus dem Kaſten nehmen ſehen?“

„Aber ich ſelber führe nie ein ſolches. — Ich weiß kaum damit umzugehen und würde mich ſelbſt auf der Jagd ſehr ungeſchickt damit benehmen.“

„Und wenn Du nun von Feinden überfallen wirſt?“

„Ich ſtehe in Gottes Hand und in ſeinem Beruf. Er wird mich ſchützen, wenn er es für nothwendig hält; ich ſelber habe kein Recht ein anderes Menſchenleben zu nehmen, um das meinige damit zu retten.“

Ramara Toa ſah ihn verwundert an, denn das waren allerdings den ſeinen vollſtändig entgegenlaufende Grundſätze. Er hätte hundert Menſchen getödtet oder tödten laſſen, wenn er damit ſein eigenes Leben erhalten konnte.

„Bah,“ ſagte er auch nach einer Weile kopfſchüttelnd, „Du biſt ein wunderlicher Mann, und ich kann nicht recht begreifen, daß Du ſo muthig zwiſchen kriegeriſche und tapfere Stämme gehſt, wenn Du nicht ſelber entſchloſſen biſt, Dir Achtung zu verſchaffen. Du mußt ein großes Vertrauen zu Deinem Gott haben. Aber — wenn Du Dich damit begnügſt, ſind meine Häuptlinge nicht damit zufrieden, und wenn Du, wie Du mir ſelber ſagſt, keine Gewehre für Deinen Gebrauch haben willſt, was machſt Du denn mit den vielen, die Du zu uns herübergebracht? Sollen ſie etwa den Feinden in die Hände fallen, wenn ſie herüberbrechen, um bei uns zu plündern?"

„Aber woher weißt Du oder glaubſt Du, Ramara Toa, daß ich noch Gewehre in meinem Hauſe habe?"

„Hab' ich ſie nicht geſehen?" ſagte der Häuptling, „und ſteht nicht außerdem noch gerade ein ſolcher Kaſten, wie Du ihn dort für mich geöffnet, am linken Ende des Hauſes? ebenſo lang und ebenſo breit und ebenſolche ſchwarze Zeichen darauf gemalt?"

„Ramara Toa," ſagte da Fremar ernſt, „ich fürchte, Du haſt die neue Lehre des Chriſtenthums nur in Deinen Kopf, nicht in Dein Herz aufgenommen, und Deine Abſicht iſt mehr ehrgeizig als gottesfürchtig. Anſtatt Deinem Land und Volk den Frieden zu geben, willſt Du Dir nicht gehörenden Boden erobern, und Deine Unterthanen in den Tod jagen?"

„Ich denke gar nicht daran," brummte der Häuptling; „was macht Dich glauben, daß ich

Krieg führen will — nur der Gewehre wegen? Nein, gewiß nicht. Aber auf der Jagd ſind ſie gut, und die Häuptlinge müſſen ſie führen lernen. Wir werden dann keine Angſt mehr vor einer Hungersnoth zu haben brauchen, und wenn auch einmal einer unſerer Stürme die noch unreifen Brotfrüchte abgeſchüttelt und damit die ganze Ernte verdorben hat, ſo brauchen wir nur hinauf in die Berge zu ſteigen und dort ſo viel Wild zu ſchießen, als wir haben wollen."

„Und wenn ich Dir Alles gebe, was ich mit herübergebracht," ſagte da Fremar, „wovon ſollen wir nachher hier leben, wo ich nur arbeiten werde, um die Deinen in vielen nützlichen Dingen zu unterrichten?"

„Ha!" rief Ramara Toa, von der ſchon halben Zuſage erfreut, „viele Brotfruchtbäume und Palmen ſind mein. Du ſollſt einen großen Garten als Dein Eigenthum haben, und die jungen Leute ſollen für Dich fiſchen und meine Jäger Dir Wild bringen. Du wirſt keinen Hunger leiden auf Motua, ſo lange noch eine Banane reift und ein Fiſch in der See ſchwimmt."

„Gut denn, Ramara Toa," erwiderte der Miſſionär, „rufe Deine Häuptlinge zuſammen und Du ſollſt die Gewehre haben, die ich mitgebracht, um damit das Wild dieſer Inſeln erlegen zu helfen. Aber Du verſprichſt mir auch dafür, treu und wahr an dem rechten Glauben zu hängen und Alles zu thun, was in Deinen Kräften ſteht, um Dein Volk dabei zu halten und die Einzelnen, die auf Abwege gerathen ſollten, ob es ein Häuptling oder ein gewöhnlicher Mann ſei, ſtrenge und nachſichtslos zu beſtrafen."

„Gewiß, gewiß!" rief Namara Toa vergnügt aus, indem er ſeine Hand in die des Miſſionärs legte. Er hätte in dem Augenblick Gott weiß was verſprochen, wenn ihm nur dadurch die Gewißheit wurde, noch mehr Gewehre zu bekommen. Fremar ſelber aber fügte ſich dabei nur einem ihm auferlegten, wenn auch kaum merklichen Zwang, denn was hätte Namara Toa verhindern können, die noch in ſeinem Beſitz befindlichen Waffen, falls er Verlangen danach trug, ſelbſt mit Gewalt zu nehmen? War er nicht der König der Inſel, und beſaß er nicht jede Macht, zu thun, was er für gut und nützlich hielt? Fremar wußte das, aber er betrachtete gerade dieſe Macht des Häuptlings, wie er die Kraft der Elemente betrachtete, die der Menſch mit ſcharfem Verſtand und geſchickter Hand ſo zu benutzen ver=

ſteht, daß ſie in ſeinem Dienſt gehorſam wirken mußten. Jetzt hatte er ſich und ſeiner Sache den guten Willen des Königs erworben und geſichert; nun galt es, auch die Partei der Häuptlinge zu gewinnen, und dann ſtand ſeinem Erfolg nichts mehr im Weg. Er hatte geſiegt, und die Miſſion daheim würde ſtaunen, wenn ſie erfuhr, mit wie geringen Mitteln und in wie kurzer Zeit er etwas erreicht hatte, wozu auf anderen weit weniger bevölkerten Inſeln Jahrzehnte nöthig geweſen waren.

Ramara Toa ſeinerſeits war ebenfalls, als ihn der Miſſionär verließ, um die nöthige Aufſtellung für die Geſetze zu machen, außerordentlich mit ſeinem Erfolg zufrieden. Er bekam wieder ſechs Gewehre, und wie er ſich außerdem noch überlegte, welchen bedeutenden Nutzen er für ſich ſelber aus der in Ausſicht ſtehenden Strafzeit der Eingeborenen ziehen könne, fühlte er ſich ſo aufgeregt vor lauter Freude und innerlichem Vergnügen, daß er in ſeinem Berathungshaus, wohin er Fremar beſtellt gehabt, raſtlos auf und ab lief und ſeine Hände dabei zuſammenrieb.

Seine alten Götter? — Bah, ſie hatten ihn ſchmählich im Stich gelaſſen, welche Opfer er auch dabei gebracht und wie er ihre Prieſter begünſtigen mochte. Konnten ſie ihm zu dem Ziel, dem er entgegenſtrebte, verhelfen? Nun und nimmermehr! Der fremde Prieſter mußte Recht haben; es waren alberne Stücke Holz ohne Willenskraft und Leben, nichts als in eine Form geſchnitzte Klötze, und wenn er es jetzt einmal mit dem neuen Gott verſuchte, ſtand er ſich jedenfalls viel beſſer dabei. Ja wenn er ſich die Sache recht überlegte, brauchte er am Ende gar keinen mehr, ſondern fühlte ſich ſchon durch ſeine Ueberlegenheit der Waffen ſtark genug, um es mit ſeinen ſämmtlichen Feinden getroſt aufzunehmen.

Namara Toa war wirklich ein Vollblut-Heide und ein großer Häuptling; er betrachtete die Religion nur als Mittel zum Zweck, d. h. als ein Mittel, um das Volk im Zaüm zu halten, nicht für ſeinen eigenen Bedarf, denn er ſtand ſowohl darüber, wie über den Geſetzen.

Indeſſen ſchritt Fremar langſam wieder ſeiner eigenen Heimath zu, und zwar ebenfalls ſtill befriedigt über den gewonnenen Erfolg. Er hatte Alles erreicht, was er nur hoffen konnte, und wenn die Verſammlung der Häuptlinge, wie er keinen Augenblick zweifelte, morgen die von ihm gemachten Vorſchläge annahm, ſo war dadurch der Sieg des Chriſtenthums auf der Inſel vollſtändig geſichert, denn Verbote und Strafen hinderten das Volk ſchon, in ihren alten heidniſchen Glauben zurückzufallen. Das nämliche Mittel war ja auf ſo vielen Inſeln mit Erfolg angewendet worden, warum ſollte es hier nicht die nämliche Wirkung zeigen?

Als er ſein Haus oben erreichte, blieb er aber mit freundlichem Lächeln auf der Schwelle ſtehen, denn er ſah ein Bild vor ſich, das auch wohl einem Andern den Ernſt vertrieben hätte. Berchta ſtand nämlich vor einem dort hängenden kleinen Spiegel und beſah ſich darin, wie ihr der rieſige Hut, in Form eines umgekehrten Kohlenkaſtens, ſtand, den ihr die würdige Frau Lowe von Laua mitgegeben, um ihn als Modell für die hieſigen eingeborenen Frauen zu benützen. Als ſie Schritte hörte, drehte ſie ſich raſch um, und während ſie den Gatten erkannte und tief erröthete, zuckte doch dabei auch ein lieber, ſchelmiſcher Zug um ihre Lippen, und ſie ſagte, ſo ernſthaft es ihr irgend möglich war, da das Lachen immer bei ihr durchbrechen wollte:

„Nun, mein verehrter Herr Fremar, wie gefalle ich Ihnen in dem ſchönen neuen Hut?“

„Mein liebes Kind,“ ſagte Fremar freundlich, „Du magſt aufſetzen was Du willſt, alſo auch den Hut, es ſteht Dir Alles gut.“

„Aber doch nicht der Hut?“ rief Berchta jetzt geradeheraus lachend. „Ich ſehe ja wahrhaftig wie eine Vogelſcheuche darin aus; er iſt zu entſetzlich.“

„Aber er erfüllt ſeinen Zweck, Bertha,“ erwiderte ihr Gatte, „indem er den Inſulanerinnen, ſobald man ihnen den bisher getragenen Schmuck unterſagt, einen Erſatz bietet, der ihnen als etwas Neues ſicherlich gefällt; wir haben darin ja auch ſchon Erfahrung genug geſammelt. Die Hüte ſind allerdings ein wenig groß, ſchützen aber dafür auch deſto beſſer gegen die Sonne und werden ſchon in der Arbeit den eingeborenen Frauen, die in ſolchen Flechtwerken nicht ungeſchickt ſind, eine ganz angenehme Beſchäftigung bieten.“

„Aber Du meinſt doch nicht etwa im Ernſt,“ lachte Berchta, „daß die hieſigen jungen Frauen und Mädchen ſolche Schreckbilder auf ihren Köpfen tragen ſollen, und daß ich im Stande wäre ſie dazu aufzufordern?“

„Aber Du weißt, liebes Kind, daß es der direct ausgeſprochene Wunſch der würdigen Mrs. Lowe war, dieſe Hüte augenblicklich, ſobald ſich die Eingeborenen bekehrt, als Landestracht bei ihnen einzuführen.“

„Mein lieber, guter Fremar,“ lächelte Berchta, „Mrs. Lowe mag eine würdige, brave Frau ſein, was ich in der That noch keinen Moment bezweifelt habe, aber Geſchmack hat ſie nicht, das wirſt Du mich nicht glauben machen wollen. Doch, wie lange iſt ſie etwa auf den Inſeln?“

„Ach, ſicherlich ſchon wenigſtens achtzehn oder zwanzig Jahre. Sie hat ſich große Verdienſte um die Miſſion erworben.“

„Nun, ſiehſt Du wohl. Als ſie vor achtzehn oder zwanzig Jahren zwiſchen den Inſeln landete, da waren dieſe entſetzlichen Hüte gewiß in Europa ganz modern, und die Leute glaubten, daß ſie außerordentlich hübſch darin ausſähen, geradeſo wie in den hohen Taillen oder weiten Federbett=Aermeln. Jetzt haben wir daheim — doch ebenfalls als chriſtliches Volk — andere, jedenfalls mehr kleidſame Moden, und ſage mir nun aufrichtig, Fremar, ſitzt mir der kleine, einfache, runde braune Hut nicht beſſer als dies Ungethüm von Stroh, und ſchützt mich deſſen breiter Rand nicht ebenſo vollkommen gegen die Sonnenſtrahlen? — Da ſieh her!“ Und während ſie ſprach, hatte ſie den ſtrohernen Kohlenkaſten abgenommen und ihren eigenen runden Hut aufgeſetzt, der ihr ohne Zweifel allerliebſt ſtand.

„Ich beſtreite Dir das nicht, mein Kind,“ ſagte Fremar freundlich, „der runde Hut ſieht allerdings beſſer aus, aber —“

„Und erfüllt er nicht denſelben Zweck, den Ihr von jener Caricatur einer Kopfbedeckung erwartet? Verdrängt er nicht die lieben Blumen?“ ſetzte ſie leiſe hinzu, „in denen ich freilich keine Sünde ſehen kann?“

„Auch den Zweck erfüllt er wohl, aber —“

„Nun, ſiehſt Du, und ſolche Hüte will ich die Eingeborenen lehren zu machen; ſie ſind auch viel leichter herzuſtellen, und Du ſollſt Deine Freude daran haben, wie raſch wir das in’s Werk ſetzen wollen.“

„Aber Mrs. Lowe wird es nicht gern ſehen, wenn Du den Dir gegebenen Auftrag nicht erfüllſt.“

„Den mir geſtellten Auftrag werde ich erfüllen, Fremar,“ ſagte Berchta ernſt, „verlaß Dich darauf, und deshalb fühle ich mich gerade heute ſo glücklich, weil Dein Erfolg geſtern, Deine wackere Rede uns einen ſo großen, einen ſo entſcheidenden Schritt auf unſerer ſchönen Bahn weiterthun ließ. Das Andere ſind Nebenſachen, die keinen Werth haben, und beſonders Damenputz," ſetzte ſie wieder lächelnd hinzu, „darfſt Du getroſt Deiner Frau überlaſſen. Wir haben hier für das Wohl der Eingeborenen einzuſtehen, nicht Mrs. Lowe, und uns muß deshalb auch überlaſſen bleiben, wie wir es zu einem guten Ende führen."

Fremar fühlte wohl ſelber, daß ſie Recht haben mußte, und die Sache kam ihm auch wirklich zu unbedeutend vor, um weiter ein Wort darüber zu verlieren. Lieber wäre es ihm jedenfalls geweſen, wenn Berchta den Wunſch der Miſſionärin erfüllt hätte, denn er beſonders kannte den Einfluß, den Mrs. Lowe als eine äußerſt ſtreng gottesfürchtige und beſonders an alten Formen hängende Frau ausübte; aber er erwiderte trotzdem nichts weiter, wurde auch unterbrochen, denn in demſelben Augenblick ſendete Ramara Toa ſchon ſeine Boten zu ihm, welche die verſprochene Kiſte abholen ſollten. Der König konnte die Zeit nicht erwarten, die ihn in den Beſitz von noch mehr Waffen ſetzte, und die

Boten hatten den ſtrengen Auftrag, ſie ohne Weiteres hinunter in ſein Haus zu ſchaffen.

Berchta erſchrak, als ſie ſah um was es ſich hier handle. War das auch wirklich ein friedliches Werk, was mit dem Geſchenk ſo tödtlicher Waffen eingeleitet werden ſollte? Was wollte Ramara Toa mit den vielen Gewehren? Doch nicht etwas mit Gewalt erzwingen, was nur ein Werk der Ueberzeugung ſein mußte, und deshalb wohl jahrelang Mühe und Arbeit forderte, dann aber auch den Lohn in ſich ſelber trug?

Fremar beruhigte ſie darüber — er packte den Eingeborenen die Kiſte aus, da er die Bretter derſelben für ſich benützen wollte, und gab ihnen die verſprochenen Gewehre, mit denen ſie raſchen Laufes wieder zu Thal flogen, denn lange durften ſie Ramara Toa nicht warten laſſen — und erklärte ihr freundlich, daß der König damals ſo viel Glück auf der Jagd mit den neuen Gewehren gehabt habe und nun auch ſolche beſonders für ſeinen Sohn und die übrigen Häuptlinge zum Geſchenk wünſche. Gerade den guten Willen dieſer Häuptlinge brauchten ſie aber nothwendig, um die Geſetze für das neue Bekenntniß feſtzuſtellen, denn nur durch deren Schutz und Unterſtützung wären ſie auszuführen und in Kraft zu halten. Von einem Krieg ſei keine Rede, ja ein' ſolcher würde ſogar unmöglich werden, wenn Gott ſein Werk ſegne, daß er auch dem andern Theil der Inſel den wahren Glauben und mit ihm dann Frieden und Eintracht für alle Menſchen bringen könne.

Ende des erſten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Die Miſſionäre.

Zweiter Band.

Die Miſſionäre.

Roman aus der Südſee

von

Friedrich Gerſtäcker.

Lindauersche
LEIHBIBLIOTHEK
Schöppingen

Zweiter Band.

Die Ueberſetzung wird vorbehalten.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
1868.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhaltsverzeichniß.

Seite
1. Die Verſammlung der Häuptlinge 7
2. Eintreſſende Verſtärkung 34
3. Mr. und Mrs. Lowe 59
4. Zwei Jahre ſpäter 77
5. Claus auf der Wacht 111
6. Taori 143
7. Ein Orcan in den Tropen 166
8. Bruder Martin 191
9. Zurück nach Hupai 213
10. Der Sabbath 240
11. Zwiſchenfälle 272
12. Taori's Tod 297
13. In Tuia-Bai 324

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Die Verſammlung der Häuptlinge.

Der nächſte Morgen kam und mit ihm einer der wichtigſten Abſchnitte im Leben der Bewohner von Motua. — Heute ſollten die Häuptlinge des ſüdlichen Theiles der Inſel das Schickſal ihres ganzen Stammes entſcheiden, und es läßt ſich freilich nicht leugnen, daß ſie an dies Werk ſo unvorbereitet wie nur irgend möglich gingen.

Sie wußten noch außer der einen Rede gar nichts von der neuen Religion, die ihnen die Fremden brachten, und welche Wirkung ſie auf ihr ganzes bisheriges Leben ausüben würde. Ein charakteriſtiſcher Zug aller dieſer Stämme iſt aber die faſt unbegreifliche Sorgloſigkeit, mit der ſie nicht allein der nächſten Zeit, nein, ſelbſt dem nächſten Tag entgegengehen. Nur der augen=

blickliche Moment, nur der Tag, in dem ſie leben, hat für ſie einen Werth, alles Andere mag eben kommen wie es mag, und ſelbſt auf ihre Nahrungsmittel dehnen ſie dieſe Sorgloſigkeit aus, ſo daß ſie oft ſogar in mageren Zeiten große Gaſtereien halten und dabei bewirthen, wer nur irgend Theil nehmen will, während ſie dann ſchon in den nächſten Tagen dafür darben müſſen. Aber was thut das? Es macht ihnen wenig Sorge, und ſie arbeiten ſich nachher, ſo gut es gehen will, durch ihren Mangel.

Genau ſo gingen ſie dieſer vollſtändigen Umgeſtaltung aller ihrer bisherigen religiöſen und damit auch zugleich nationalen Verhältniſſe entgegen. Was kam, kam eben, wenn ſie nur einen augenblicklichen Vortheil dafür ſahen. Man wird auch dabei kaum erwarten, daß ſie ſich ſchon für die neue Religion begeiſtert fühlten; die eigentliche Tragweite ihres ganzen Glaubenswechſels hatten ſie noch gar nicht verſtanden. Nur das, was von der Stärke und Allmächtigkeit des neuen Gottes geſagt wurde, leuchtete ihnen ein, denn es ſtimmte zu dem Bilde, das ſie ſich von einem ſolchen Gott entworfen. Es ſchien ihnen dabei kaum etwas Anderes, als ob ſie ſich mit einem neuen mächtigen Häuptling verbündet hätten, der dann aber auch, ſo lange ſie Freundſchaft mit ihm hielten, verpflichtet ſein mußte, ihnen in all' ihren Bedrängniſſen beizuſtehen oder ſie bei größeren und gefährlichen Unternehmungen natürlich zu unterſtützen.

In dieſem Geiſte trafen die Erſten des Reiches an dieſem Morgen am Strande vor des Königs Haus ein, und die Stimmung dort wurde eine ſehr gehobene, als ſie die zwölf Musketen — allerdings ohne Bajonnet, denn es waren nur zur Jagd beſtimmte Waffen, nebeneinander an der Wohnung des Königs aufgeſtellt fanden. Auch andere Geſchenke hatte Fremar noch für ſie heruntergeſchickt, aber ebenfalls dem König ſelber zur Vertheilung übergeben laſſen. Es war beſſer, daß ſie es durch dieſen erhielten, denn woher es kam, wußten ſie ja doch.

Nach und nach trafen ſo die verſchiedenen Egis des Reiches am Strande ein, wo ſchon Speiſen für ſie bereit und ein paar Backöfen mit geröſtetem Fleiſch ſeit Tagesanbruch im Gang waren. Auch Ava wurde vorher getrunken, und Namara Toa ſelber — aber heute in dem vollen Glanz ſeiner neuen Uniform — brachte, ohne ſich irgend etwas Böſes dabei zu denken, ihrem neuen Gott den erſten Becher, indem er, wie es bisher immer Sitte bei ihnen war, einen Theil deſſelben neben ſich auf die Erde goß und ein kurzes Gebet dazu murmelte. Den alten Spruch wagte er doch nicht zu ſagen, weil er nicht genau wußte, wie er paſſen würde.

Aber die Sonne ſtieg höher, und es wurde Zeit, daß die Berathung ſtattfand. Fremar war auch ſchon eingetroffen, ohne aber Theil an der Ava zu nehmen. Er ſetzte ſich beſcheiden, vielleicht zehn Schritte von den Häuptlingen entfernt, dicht am Strand unter eine Palme und wartete geduldig, bis er von ſelber gerufen wurde, denn aufdringen durfte er ſich ihnen an dieſem wichtigen Tage nicht, das fühlte er recht gut. Er wußte aber auch, daß ſie ohne ihn gar nicht fertig werden konnten, und paßte deshalb ſeine Zeit ab. Was lag auch jetzt an einer Stunde, wenn ſie nur überhaupt heute noch in's Reine kamen.

Aber er mußte ſehr lange warten, und zwar lag diesmal nicht die Schuld an Namara Toa, — nein, der hätte gern ſelber je eher deſto lieber begonnen — ſondern an ſeinem Sohn Taori. Man wußte, daß er hierher unterwegs war; zwei nacheinander eintreffende Boten hatten ſein Nahen gemeldet, aber er ſelber ſchien keine rechte Freude an der Verſammlung zu haben und ſchlenderte nur langſam über die Berge dem Vereinsplatze zu. Was hatte er auch zu verſäumen! Ja, als er ſelbſt den nächſten Hügelrücken erreichte, legte er ſich noch einmal unter einen Baum und ſchaute lange ſinnend auf das Meer hinaus — und indeſſen ſaß Fremar unter der Palme, der Entſcheidung harrend, und verging faſt vor Ungeduld. Aber er wußte auch ſehr wohl, daß er weder durch Mahnen noch Treiben die Sache fördern könne. Geduld! es gab kein anderes Wort für ihn, und er mußte ſich dem fügen, ja, wenn ſelbſt die Sonne darüber untergegangen wäre.

Endlich kam Taori. Seinen Bogen mit den Pfeilen in der Hand, ſtieg er langſam den Hang nieder, und als er den offenen Strand erreichte und dort von den Häuptlingen auf das lebhafteſte begrüßt wurde, — war er doch Aller Liebling — wendete er ſich zu dem König und ſagte:

„Du haſt mich rufen laſſen, Vater, um eine wichtige Angelegenheit im Rathe der Egis zu beſprechen. Was iſt es? Ich bin hergekommen, um Dir zu willfahren, aber meine Zeit iſt kurz. Ich will nichts von den Weißen. Laß ſie gehen und uns unſer Land ſelber regieren. Sie haben keinen Segen gebracht, wohin ſie den Fuß ſetzten."

„Aber ſie haben einen ſtarken Gott, Taori,“ ſagte Namara Toa, dem die Einſprache des eigenen Sohnes eben nicht erwünſcht kommen mochte. „Wir ſind entſchloſſen, ihre Lehre anzunehmen, und werden unüberwindlich ſein, wenn wir uns mit ihnen und ihrem Gott verbünden.“

„Und was ſagen die Häuptlinge dazu?“

„Sie ſtimmen mir bei,“ nickte Namara Toa, „und heute ſollen gerade die Geſetze feſtgeſtellt werden, welche uns die Hilfe der fremden Weißen in jeder Art ſichern.“

„Und wozu brauchen wir die Hilfe der fremden Weißen?“ rief Taori emporfahrend, „wer hat ſie gerufen? Daß ſie das Meer verſchlungen hätte!“

„Du ſündigſt, indem Du ſolchen Frevel ausſprichſt,“ ſagte Namara Toa ernſt. „Der Gott der Weißen iſt ein ſtarker Gott!“

„Laß mich ein Zeichen ſehen, daß er es iſt,“ erwiderte finſter der junge Häuptling, „und ich will an ihn glauben — nicht eher.“ Damit drehte er ſich ab und ſchritt zu ſeiner Mutter in das Haus, um dieſe zu begrüßen, indeſſen draußen die Häuptlinge ihre Plätze einnahmen und auf ſchon bereit gelegten Matten einen weiten Kreis bildeten. Jetzt erſt trat Taori zu ihnen — aber er ſetzte ſich nicht. Die Arme untergeſchlagen, lehnte er ſich mit der Schulter an einen dort ſtehenden Brotfruchtbaum, und ſeine Brauen zogen ſich finſter zuſammen, als Fremar in den Kreis gerufen wurde, ihn ſelber freundlich grüßte, ohne ihn aber weiter zu beachten, und dann ſeinen Platz links neben Ramara Toa einnehmen mußte. Dorthin hätte ein erſter Häuptling gehört, aber kein Weißer. Aber Ramara Toa war König und hatte zu befehlen, und was die Mehrzahl der Häuptlinge beſchloß, wurde, wie er recht gut wußte, Geſetz.

Ramara forderte aber jetzt den Miſſionär auf, das vorzutragen, was er ihnen geſtern Abend geſagt, damit ſie es hören und einen Beſchluß faſſen könnten; Fremar dagegen wußte recht gut, daß er hier eine große Zahl ſtolzer Burſchen vor ſich hatte, mit denen er augenblicklich Alles verdorben haben würde, ſobald ſie nur im entfernteſten den Eindruck erhielten, daß er die Geſetze geben und ſie nur dazu Ja ſagen ſollten. Er mußte deshalb außerordentlich vorſichtig zu Werke gehen und ſagte darum freundlich:

„Du haſt mich falſch verſtanden, Ramara Toa, wenn Du glaubteſt, daß ich es unternehmen würde, für Motua Geſetze auszuarbeiten. Das ſteht nur Dir und den Häuptlingen zu, und Alles, was ich thun kann und thun könnte, iſt, Dir und den hier verſammelten Richtern des Volkes genau zu erzählen, wie es unter ähnlichen Verhältniſſen die beiden großen Könige Kamehameha und Pomare gehalten haben, wonach Ihr dann prüfen mögt, ob Ihr durch dieſe Geſetze auch Eure Inſel zu einem großen, mächtigen Reiche umſchaffen mögt, wie es jene beiden Könige gethan haben."

„Und hat Pomare wirklich noch ein Reich?" ſagte da Taori und ſah den Miſſionär forſchend an. „So viel uns die Schiffer erzählten, die an der andern Seite der Inſel gelandet, nahm er ſo viele Weiße in ſeinem Lande auf, bis ſie ihn ſelber vertrieben und er jetzt machtlos iſt wie ein ruderloſes Canoe."

„Dann biſt Du falſch berichtet, Taori," ſagte Fremar freundlich. „Die Königin Pomare regiert noch zu heutiger Stunde ihr ſchönes Reich, und unſere Miſſionäre ſtehen ihr treu zur Seite. Die Feranis, ein böſer, gottloſer Volksſtamm, brachen allerdings dort ein und landeten mit ihren Kriegscanoes, aber das Volk hatte feſte Geſetze, an denen ſie nicht rütteln konnten, und hielt ebenſo feſt an ſeinem Glauben. Pomare Wahine iſt noch bis zu dieſer Stunde ſeine Königin."

Taori ſchwieg, denn über die Verhältniſſe der andern Inſeln drang allerdings nur dann und wann, vielleicht einmal durch einen dort anlegenden Wallfiſchfänger, ganz unbeſtimmte Kunde zu ihnen herüber. Er war ſeiner Sache nicht gewiß genug; Fremar aber fuhr ruhig fort:

„Vor allen Dingen wird es deshalb nöthig ſein, daß erſt einmal durch Dich, Ramara Toa, wie durch Deine Häuptlinge feſtgeſtellt wird, ob Ihr überhaupt die Religion der Chriſten, in welche Ihr durch die Taufe eingetreten ſeid, auch durch Eure Geſetze beſchützen wollt, ſo daß nicht jeder Eingeborene leichtſinnig und frevelhaft die Gebote derſelben überſchreiten und dadurch unſelige Verwirrung anrichten kann.“

„Und wollt Ihr Geſetze für Eure Religion geben, denen ſich die neuen Chriſten, aber auch zugleich die Anhänger des alten Glaubens fügen müſſen?“ frug Taori, und ſelbſt Ramara Toa ſah den Miſſionär zweifelnd an.

„Das habe ich nicht zu beſtimmen,“ ſagte der Miſſionär. „Ich weiß nur nicht, wie das Eine ohne das Andere auszuführen iſt, denn wenn wir zum Beiſpiel den Sabbath heiligen und unſer Gebet in der Kirche halten und unſere Herzen zu Gott erheben, während vielleicht unmittelbar daneben ein wilder Trupp ſeine heidniſchen Tänze aufführt und trommelt, ſingt und ſchreit, ſo wäre das meiner Meinung nach eher eine Verhöhnung des allmächtigen Gottes, als eine Anbetung, und könnte weit eher ſeine Rache als Liebe auf dieſe Inſel herabziehen.“

„Ja,“ nickte Ramara Toa, „den gegebenen Geſetzen müſſen ſich Alle fügen, Chriſten wie Heiden — ſelbſt die Häuptlinge.“

„Es iſt gut,“ erwiderten dieſe, „es mag ſo ſein, denn es iſt gerecht.“

„Und was hat Kamehameha alſo beſtimmt?“ rief Ramara Toa, welcher der Sache auf den Grund zu kommen wünſchte, „denn Kamehameha iſt ein großer Häuptling und Herr aller um ihn her liegenden Inſeln. Er hat ſie alle erobert, und die Weißen ſind ſeine Freunde; kein Feind kann ihm ſchaden.“

„Wenn Du es mir erlaubſt, Ramara Toa, ſo werde ich Dir die Beſtimmungen jetzt vorlegen,“ ſagte Fremar, „die auf den Hawiiſchen wie Tahitiſchen Inſeln in Geltung ſind und auf das ſtrengſte beobachtet werden — und daher kommt auch der friedliche und ſegensreiche Zuſtand, der jetzt dort auf allen Inſeln herrſcht.“

„Wir warten darauf,“ nickte der König, und der Miſſionär las ein kurzes Geſetzbuch vor, das ſich allerdings in nichts von den auf den meiſten Inſeln durch die Geiſtlichen eingeführten Geſetzen unterſchied, die gewöhnliche Verwaltung der Inſeln aber ganz aus dem Spiele ließ und nur ſolche Vergehen hervorhob, welche ſich auf den gebotenen Glauben ſelber bezogen. Jedes Einzelne war denn auch durch Worte der Heiligen Schrift, die er ihnen kurz erklärte, belegt, und die Uebertretung jedes Einzelnen als eine Sünde bezeichnet, die nicht allein gegen die Gott ſchuldige Achtung verſtieß, ſondern auch von Königen und Richtern geahndet werden müſſe.

Zuerſt kamen dabei natürlich die zehn Gebote, die von der Verſammlung, als von Gott ſelber herrührend, mit großer Aufmerkſamkeit angehört wurden, und dann erſt die einzelnen Ausführungen derſelben, z. B. auf welche Art der Sabbath heilig gehalten werden ſollte.

Es mag dahingeſtellt bleiben, ob jenem Gebote: „Du ſollſt den Sabbath heiligen!“ urſprünglich wirklich jene ſtrenge Auslegung zu Grunde gelegt ward, welche ihr in einigen Ländern, beſonders in England und Amerika, gegeben wird, ſo daß unter dieſer Heilighaltung ſogar die gewöhnlichſten Verrichtungen einbegriffen bleiben. Es darf in ſtrengen Häuſern an einem ſolchen Tage nicht gekocht, kein Waſſer geholt, kein Vergnügungsort beſucht, ja nicht einmal eine Frucht von einem Baum gepflückt werden. Aber ebenſo ſtreng geben die proteſtantiſchen Miſſionäre jenen Inſeln die Auslegung dieſes Gebotes, und es läßt ſich denken, daß es dieſe ſchlichten Naturkinder einſchüchterte, wenn ihnen bei einer Uebertretung der Geſetze mit dem Zorn des ganzen Himmels gedroht wurde.

Aehnliche Verbote hatten ſie aber trotzdem ſchon auf den Inſeln, ſelbſt in der Heidenzeit, und ihr Wort tabu bedeutet eben ein ſolches, deſſen Uebertretung den Grimm der Götter wecken würde. Auf einen mit dem tabu belegten Platz würde nie ein Eingeborener gewagt haben den Fuß zu ſetzen; eine mit tabu belegte Cocospalme war unnahbar u. ſ. f.

Schwierigeren Stand bekam Fremar aber, als er zu den Einzelheiten kam, welche, obgleich hier auf den Inſeln Sitte, das Chriſtenthum nicht länger dulden könne. Das Verbot der Tänze beſonders brachte die Häuptlinge in Aufregung, Fremar aber erklärte ihnen in ſeiner vorſichtigen Weiſe, daß ſie ihn ja nicht mißverſtehen möchten. Er ſelber wolle ihnen ihre Tänze gar nicht verbieten, ſo aber hätten alle Könige der Inſeln, beſonders der gottesfürchtige Kamehameha und Pomare gehandelt, und wenn ſie überhaupt Chriſten ſein und den Schutz des allmächtigen Gottes gewinnen wollten, ſo müßten ſie ſich freilich auch den Geſetzen fügen, die Gott ſelber gegeben. Die Tänze ſchrieben ſich noch aus ihrer heidniſchen Zeit her und ſeien ein heidniſcher Gebrauch.

Ein anderer kitzlicher Punkt war das Avatrinken, und Ramara Toa beſonders zog ein ſehr finſteres Geſicht, als er davon hörte. Fremar war übrigens vernünftig genug, nicht gleich zu ſehr darauf zu dringen, denn allerdings benützten die Bewohner von Motua das ſonſt berauſchende Getränk außerordentlich mäßig, und er hatte noch keinen Fall von wirklicher Trunkenheit beobachtet. Außerdem hätte er ihnen hier Kamehameha ſowohl als Pomare nicht als Muſter aufſtellen können, denn beſonders der Erſtere war ſelbſt als chriſtlicher und wirklicher König, mit den Miſſionären als vom Staat beſoldeten Miniſtern unter ſich, oft derart betrunken geweſen, daß er in ſeinem Hauſe mußte abgeſchloſſen gehalten werden, um dem Volke nicht ein zu böſes Beiſpiel zu geben.

Die meiſten Häuptlinge ſchüttelten freilich darüber den Kopf, daß auch der Blumenſchmuck in den Haaren der Mädchen und Frauen ſündhaft ſein ſolle, gingen aber leicht darüber hin, denn die Sache war zu unbedeutend und berührte ſie ſelber gar nicht. Es betraf ja nur die Frauen.

Daß ihnen von nun an verboten ſein ſolle, mehr als eine Frau zu nehmen, wußten ſie ſchon und hatten ſich darein gefunden. Manchem von ihnen mochte vielleicht auch augenblicklich ein Gefallen damit geſchehen, ſich von ihnen läſtig gewordenen Verbindungen frei zu machen. Auf die nächſte Zeit und ſpäteren Wünſche dachte er dabei natürlich nicht, und was die Frauen ſelber dazu ſagen würden, kam ebenſo wenig in Betracht.

Intereſſant war den Eingeborenen dabei, die Strafart zu hören, die Kamehameha auf den Hawaiiſchen Inſeln — von denen ſie noch am häufigſten durch Wallfiſchfänger erfuhren — in Anwendung gebracht, und daß ſie dadurch gezwungene Arbeiter bekommen konnten, die z. B. eine nöthig gewordene Kirche bauten, Brücken über die verſchiedenen Bergwäſſer ſchlugen und noch Anderes mehr; und als es zuletzt zur Strafbeſtimmung der einzelnen Vergehen kam, gingen die Häuptlinge ſo eifrig darauf ein, daß Fremar ſelber ſie abmahnen mußte, nicht zu ſtreng zu verfahren, denn dem Volk ſei das noch Alles zu neu, und man dürfe nicht gleich Vollkommenheit von ihm verlangen. Da aber, wo zu gleicher Zeit Milde und Gerechtigkeit geübt würde, gewinne man eher die Herzen derſelben.

Ebenſo empfahl er ihnen dringend, die Todesſtrafe abzuſchaffen, die bis dahin, und oft für nicht einmal übermäßige Vergehen, in Ausübung gebracht worden.

„Wer Blut vergießt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden, ſagt der Herr, und nur ein Mörder ſoll deshalb getödtet werden, wenn der König, als oberſter Richter, ihn nicht auch begnadigen und lieber zu einer andern, ſehr harten Strafe verurtheilen will.“

Taori hatte während dieſer ganzen Verhandlungen wenig geſprochen und nur anfangs gegen die Heilighaltung des Sabbaths, gegen das Verbot der Blumen und die dafür beſtimmten Strafen.

Zu Taori hielten die meiſten Häuptlinge aus dem Hupai-Thal und verweigerten ihre Einwilligung. Einzelne erklärten allerdings, daß ſie den neuen Gott angenommen hätten und zu ihm halten wollten, aber durch ſo ſtrenge Geſetze das

Volk nur aufzureizen fürchteten. Andere bekämpften ſogar die neue Religion.

Unter dieſen war Tamoruva, ein alter wilder Häuptling, einer der berühmteſten Krieger der Inſel, der auch einmal in einem früheren Kriege, als räuberiſche Canoes an ihrer Küſte landeten und, von dem Volke zurückgeſchlagen, wieder flüchten wollten, allein und nur mit ſeiner kurzen Keule bewehrt, den Angriff einer ganzen Canoemannſchaft abhielt und ſie verhinderte ihr Fahrzeug flott zu bekommen, bis ſeine noch weiter entfernten Freunde herbeiſtürmen konnten und dann ſämmtliche Feinde erſchlugen und das Canoe eroberten. Der Tag begründete ſeinen Ruhm, und da er ſich oft und oft ſeit der Zeit bei inneren Kämpfen ausgezeichnet, war er gefürchtet, wo nur ſein Schlachtgeſchrei ertönte.

Tamoruva nun eiferte auch gegen die neuen Waffen, die eine tückiſche, hinterliſtige Erfindung der feigen Weißen wären, damit ein unbärtiger Knabe, ohne ſich ſelber der geringſten Gefahr auszuſetzen, im Stande wäre, den tapferſten Krieger zu Boden zu werfen und zu tödten.

Namara Toa lachte. „Weil Du mit Deiner Keule nicht im Stande biſt dagegen anzukämpfen, nicht wahr? Aber der Gott der Weißen iſt mächtig; er wird uns lehren unſere Feinde zu bekämpfen und unſere Freunde zu beſchützen. Namara Toa iſt ein großer König, er wird ſein Volk glücklich machen.“

„Er wird es verderben,“ ſagte Tamoruva ruhig, ſtand von ſeinem Sitz auf, wickelte ſich in ſeinen Gnatu-Mantel und verließ langſam die Verſammlung.

Ihm folgte Taori, der Königsſohn, und Fremar warf einen beſorgten Blick hinter ihnen her, denn er wußte, daß dieſe Beiden gerade vielen Einfluß auf der Inſel hatten. Auf Namara Toa übte aber dieſe Mißachtung ſeiner Würde die entgegengeſetzte Wirkung aus, und da ſich jetzt auch unter den noch anweſenden Häuptlingen kein einflußreicher Opponent mehr befand, ſo wurde Alles, was noch zu erledigen war, verhältnißmäßig raſch beendet.

Fremar notirte ſich, was die Häuptlinge beſchloſſen, und verſprach dann dem König, ihm eine ordentliche Abſchrift der neuen Geſetze und Verordnungen zu geben. Einen jungen Inſulaner von Laua, ein Knabe von zwölf Jahren und der Sohn eines Häuptlings, den die Miſſionäre dort unterrichtet hatten, und der zu ſchreiben und zu leſen verſtand, ſollte Namara zu ſich in das Haus nehmen, und er ſelber verſprach den König, wie überhaupt die Eingeborenen von Motua in der nächſten Zeit in die Kunſt des Leſens und Schreibens einzuweihen.

Von der Zeit an begann ein ganz eigenthümliches Leben auf der ſonſt ſo ſtillen Inſel, denn Fremar, der ſich jetzt ſeines Erfolges ſicher wußte, ging mit einem Eifer an ſein neues Werk, der mit jedem Tage wuchs, je feſteren Boden er unter ſich fühlte.

Nicht allein daß er regelmäßige Unterrichtsſtunden begann, und ſeine Freude daran hatte, wenn die Inſulaner ſelber Luſt an der Sache bekamen, nein, er war auch ſonſt praktiſcher Natur und ſuchte ihnen noch auf andere Weiſe Nutzen zu bringen. So errichtete er zum Beiſpiel eine kleine Schmiede, zu der er alles Nöthige ſchon von Laua mitgebracht, und als die Inſulaner erſt ſahen, was er dort mache, und wie er mit verhältnißmäßig kleinen und leichten Werkzeugen das ſo harte und ſchwer zu behandelnde Eiſen weich und in allerlei Formen brachte, da konnte er ſich der freiwilligen Hilfsarbeiter faſt nicht erwehren, und Alle drängten herzu, um auch zu lernen, wie eins der für ſie wichtigſten Gewerbe gehandhabt werden müßte.

Alle dieſe Stämme beſitzen aber nur ſehr wenig Ausdauer in derartigen Beſchäftigungen. So lange der Reiz der Neuheit dauert, ja, ſo lange ſind ſie Feuer und Flamme dafür und laſſen ſich auch in der That keine Mühe verdrießen; aber ſobald dieſer verraucht iſt, denken ſie gar nicht daran ſich in eine ungewohnte Thätigkeit zu ſetzen, und kehren lieber wieder zu ihrer alten Beſchäftigung zurück, — das heißt, ſie thun garnichts.

So war es auf Eimeo, wo die Miſſionäre eine Spinn- oder Garnfabrik errichteten und in den Eingeborenen genügende Arbeitskräfte dafür zu haben glaubten. Im Anfang, ja; ſie konnten die ſich freiwillig Meldenden kaum unterbringen, aber es waren nur wenige Wochen vergangen, ſo fingen die dabei beſchäftigten Leute ſchon an auszubleiben, und nach einigen Monaten konnte kein Einziger mehr bewogen werden, auch nur noch eine Hand anzulegen. Sie hatten genug daran, und die Fabrik mußte wegen Mangels an Arbeitskräften eingehen.

Genau ſo war es hier, und am beſten verſtanden ſie ſich noch zu dem Leſenlernen, beſonders wenn Berchta ihnen Unterricht ertheilte. Sie konnten dabei, mit dem Bauch auf ihrer

Matte und den Kopf in beide Hände geſtützt, in ihrer ſchattigen Hütte liegen, und etwas, wenn es auch noch ſo wenig war, behielten ſie doch immer.

In dieſer Zeit gerade legte ein kleiner Miſſionskutter, der ebenfalls der Geſellſchaft gehörte und eigentlich nur eine Art von Poſtverbindung zwiſchen den verſchiedenen Inſeln vermittelte, auf Motua an, und zwar nur, um zu hören wie die Miſſion florire, und wie es dem dort ſtationirten Geiſtlichen gehe, denn nur zu häufig war es vorgekommen, daß dieſe auf neuen Stationen die Aufnahme, die man erwartete, nicht fanden und die Inſeln wieder verlaſſen mußten, um nicht von den Eingeborenen ermordet zu werden.

Hier erhielt er indeſſen nur gute Nachricht, denn die Miſſion erfreute ſich eines kaum geahnten Erfolges. Der größte Theil der ſüdlichen Hälfte der Inſel war bekehrt und in den Bund der Chriſten aufgenommen worden; die Eingeborenen wurden im Leſen und Schreiben unterrichtet, paſſende Geſetze zum Schutze des Glaubens waren gegeben und durch beſondere Ausrufer an all' den verſchiedenen Punkten bekannt gemacht worden. Eine Kirche für die neue Ge=

meinde war im Bau begriffen, und da ſich auch herausſtellte, daß Strafen für Uebertretungen der Geſetze dictirt werden mußten, ſchon die Ueberbrückung des einen Bergſtromes, der bei hohem Waſſer die größte Schwierigkeit bot, begonnen.

Fremar war in ſeinem rüſtigſten Mannesalter und arbeitete wirklich mit dem größten Eifer und beſten Willen für die Sache unermüdlich fort. Er ſchien überall zu ſein; überall wurde aber auch jetzt ſeine Gegenwart verlangt, und nur Berchta ſtand ihm in all' ſeinen Mühen und Anſtrengungen treu zur Seite. Hatte ſie doch ſogar die Königin zu gewinnen gewußt, daß ſie Intereſſe am Lernen nahm und anfing, Schreiben und Leſen ſelbſt einer Königin würdig zu halten. Viele Frauen nahmen ebenfalls Theil daran, und da es ihren Geiſt beſchäftigte, übten ſie es wirklich mit außergewöhnlichem Fleiß.

Am meiſten ſträubten ſich anfangs die Frauen gegen das Verbot, Blumen im Haar zu tragen; denn etwas Unnatürlicheres als ein ſolches Geſetz konnten ſie ſich in ihrer unſchuldigen Einfachheit nicht denken. Wenn das Sünde war, mußte es denn da nicht auch Sünde ſein, wenn die Blumen wuchſen? denn wo ſie emporkeimten, ſchmückten ſie ja auch den Raſen und Waldboden, und weshalb durften ſie ſich da die duftigen Blüthen nicht in die Locken flechten? Aber auch hierin wußte ſie Berchta, die ihnen dazu ja ſo gern die Erlaubniß gegönnt hätte, zu beruhigen, indem ſie ihnen das Modell ihres eigenen Hutes gab und ſämmtliche Hände bald in Thätigkeit ſetzte, dem ähnliche darzuſtellen und zu tragen. Den Hut, den ihr die alte Dame auf jener erſten Inſel gegeben, hatte ſie beiſeite gelegt. Sie konnte ſich nicht dazu entſchließen, eine ſo widernatürliche Tracht bei ihnen einzuführen.

Zu gleicher Zeit vertheilte ſie die Mehrzahl der Sachen und Geſchenke, die ſie ſelber mitgebracht, an die Frauen und Kinder und begriff nur nicht, daß Fremar nicht ebenfalls wenigſtens die Austheilung der Gegenſtände begann, die z. B. ihr eigener Miſſionsverein zuſammengebracht und zu Geſchenken für die Eingeborenen beſtimmt hatte. Fremar erklärte ihr das aber in der einfachſten Weiſe.

„Liebes Kind," ſagte er, „die guten Menſchen in Deutſchland und überhaupt Europa, welche unſere Miſſionen mit Geld oder Waaren thätig unterſtützen, haben allerdings ſehr häufig den jedoch irrigen Glauben, daß dieſe Sachen nur dazu verwendet werden ſollen, um den Eingeborenen eine Freude zu machen und einigen ihrer Bedürfniſſe abzuhelfen. Aber glaubſt Du, daß ſie damit — was doch in der Hauptſache ihre Abſicht iſt — den guten Zweck unſerer Sendung förderten? Nein, ſie würden im Gegentheil die Inſulaner weit eher in ihrer Faulheit und in ihrem ſorgloſen In-den-Tag-hineinleben beſtärken und unſerer Miſſion jedes Mittel aus der Hand nehmen, ſie an uns heranzuziehen. Wir brauchen dieſe Gegenſtände, wie ich Dir ſchon früher geſagt habe, nothwendig zum Tauſch mit den Eingeborenen, erſtens um nicht immer von ihrer Freigebigkeit abhängig zu ſein, wenn wir Lebensmittel haben müſſen, und dann auch, um uns ihre Arbeit für nothwendige Verrichtungen zu ſichern. Deshalb kann auch keine Miſſion ohne einen Kaufladen beſtehen."

Für Berchta — obgleich ſie einſah, daß ihr Gatte in mancher Hinſicht vielleicht Recht hatte — blieb es trotzdem ein peinliches Gefühl, eine Art Enttäuſchung, in der manches Ideelle, was ſie ſich bis dahin gedacht und geträumt, zu nüchterner Wirklichkeit zuſammenſchwand — und es war das nicht das erſte Mal.

Ein Kaufladen bei der Miſſion, in welchem der Miſſionär ſelber oder ſeine Frau Ellen Kattun abmeſſen und Glasperlen wiegen mußte, um dafür Matten, Früchte und andere Gegenſtände von viel größerem Werth einzutauſchen! Es kam ihr den hohen Beruf entwürdigend vor, und doch ſah ſie auch keinen Ausweg, um das auf andere Weiſe zu bewerkſtelligen. In der Ausführung ließ es ſich kaum anders vermitteln, wenn ſie es auch gewünſcht hätte. Aber für ſie konnte es trotzdem nicht maßgebend ſein, wenigſtens nicht für die Gegenſtände, die ſie in Deutſchland zu Geſchenken beſtimmt. Die wenigſtens durfte und wollte ſie vertheilen, aber auch nicht auf willkürliche, unüberlegte Art, ſondern zugleich einen Nutzen damit zu verbinden ſuchen.

Sie nahm, nachdem ſie der Königin ſelber ſchon mehrere Geſchenke übergeben, verſchiedene Sachen mit hinunter in deren Wohnung und beſtimmte ſie als Prämien für ſolche ihrer Schülerinnen, die den meiſten Eifer zeigen würden. Darunter befanden ſich Strümpfe, Schuhe, Halstücher, Glasperlen, Stücke bunten Kattuns, Kämme, Scheeren, Nadeln und Zwirn, Bänder und eine Menge anderer nützlicher Dinge.

Strümpfe beſonders waren von Deutſchland viele herübergekommen, denn den deutſchen Frauen ſchien es ein ſchrecklicher Gedanke geweſen zu ſein, dort eine ganze Nation zu wiſſen, die mit bloßen Beinen in der Welt herumlief. Ebenſo fehlte es nicht an warmen Unterröcken, die in dieſem Klima allerdings ihrem Zweck nicht beſonders entſprachen. Der Wille war ja gut geweſen, aber es gab nur keine Verwendung hierfür, und manche arme Frau in Deutſchland wäre glücklich geweſen, wenn ſie das hätte benützen dürfen, was hier, als vollkommen überflüſſig, beiſeite geworfen wurde.

Die Strümpfe machten übrigens, vorzüglich den jungen Mädchen, außerordentlichen Spaß, wenn ſie auch durch kein Zureden in die Schuhe hineinzubringen waren. Wie aber am erſten Tag drei der fleißigſten Inſulanerinnen, prächtige junge Geſchöpfe von vielleicht zwölf bis vierzehn Jahren, jede ein Paar lange Strümpfe bekommen hatten, zogen ſie ſich dieſelben jauchzend gleich an Ort und Stelle an, wunderten ſich außerordentlich, daß ſie ſo genau paßten und ſo eng anſchloſſen, und liefen nun ohne Weiteres damit an den Strand hinaus, um ſich den Freundinnen in ihrem neuen Staat zu zeigen.

Und das war ein Jubel und Kreiſchen unter der wilden, muntern Schaar. Freundinnen und Schweſtern baten, daß ſie wenigſtens mit ihnen theilen und ihnen ein ſolches Kleidungsſtück geben ſollten, ſie hätten ja zwei; und als ſie ſich weigerten, wollte man ſie haſchen und ihnen die Trophäe ihres Fleißes gewaltſam entreißen; aber wie ſie das merkten, flohen ſie, und die wilde Geſellſchaft in jauchzender Luſt hinter ihnen her. Wie da die Locken im Winde flatterten und die Wangen der broncefarbenen Mädchen ſich rötheten! Wie ihnen die Gnatu-Mäntel um die bloßen Schultern flogen und ſie ſcheu und züchtig wieder nach den Zipfeln haſchten, ohne aber auch nur einen Moment in ihrem Laufe einzuhalten!

Wer dabei freilich ſchlecht wegkam, waren die Strümpfe, denn auf den ſcharfen Korallenſtücken wäre ein nichtbeſchlagener Bauernſchuh bei ſolchem Rennen auseinander geſchnitten worden. Ihren harten Sohlen ſchadete es freilich nichts, aber die zarte Wolle hielt das nicht lange aus. Einzelne Maſchen zerriſſen ſchon bei den erſten Sprüngen, und wie ſie ſich wendeten und drehten, jetzt auswichen und zur Seite fuhren, Haken ſchlugen und über größere Blöcke keck hinwegſetzten, dauerte es kaum eine Viertelſtunde, und die Fetzen hingen den eben noch ſo Glücklichen um die Füße herum.

Jetzt freilich waren ſie ſehr beſtürzt, aber noch beſtürzter Berchta, die allerdings auf keinen ſo raſchen Verbrauch gerechnet haben mochte. Aber was helfen dieſen Inſulanern oder irgend einem Volke der tropiſchen Zone Strümpfe? Der Reiz der Neuheit bewog ſie allerdings, ſie anzuziehen, und als ſie die Füße derſelben durchgelaufen hatten, ſchnitten ſie ſich die Ueberreſte unten fort und liefen ſo damit herum — aber auch nicht lange. Die Wolle brannte auf der nicht daran gewöhnten Haut, und da ſie nichts weiter damit anzufangen wußten, zogen ſie ſie endlich aus und warfen ſie auf die Korallen am Strande.

2.

Eintreffende Verſtärkung.

Ein paar Monate hatte Fremar, von ſeiner Frau dabei auf das eifrigſte unterſtützt, ſo unabläſſig in ſeinem Dienſt gearbeitet, daß er die übermäßige Anſtrengung zu fühlen begann. Dabei nahm ſchon dieſer kleine Theil der Inſel ſeine Kräfte vollkommen in Anſpruch, und wie war er im Stande, zu gleicher Zeit auch die anderen Diſtricte, was er doch ſo ſehr wünſchte, zu bekehren? Er kam wohl manchmal nach Hupai und ſelbſt nach Tuia hinüber und hätte dieſe öſtliche Hälfte der Inſel vielleicht bewältigen können, aber im Weſten dehnten ſich noch weite, wilde Gebirge aus, in denen das Reiſen zu beſchwerlich war, und deshalb ſchrieb er endlich nach Laua, ihm einen jungen Miſſionär als

Hilfsarbeiter zu ſenden, wobei er wohl mit Stolz die Erfolge melden konnte, die er bis jetzt errungen.

Seine ſämmtliche Umgebung war zum Chriſtenthum übergetreten, eine zwar kleine und ſehr leicht gebaute, aber doch völlig brauchbare Kirche ſtand, unfern des Königs Wohnung, drin im Wald. Die Inſulaner hatten dabei im Leſen außerordentliche Fortſchritte gemacht, und Berchta konnte ſchon mit dem kleinen Kutter einen Brief an ihren Vater nach Deutſchland ſenden, worin ſie kaum Worte fand, die Befriedigung zu ſchildern, mit der ſie hier ihrem ſchönen Ziel entgegenſtrebe. Sie bat ihn auch darin, doch ja den Miſſionsverein in Rothenkirchen zu fördern, damit auch dieſer wenigſtens ſein Scherflein dazu beitrage, um den wackeren Eingeborenen den Segen der chriſtlichen Religion zu bringen.

Nur Eins machte ihr hier im Lande Sorge, und zwar der in einigen Familien entſtandene Streit und Zank, der ſich eben aus der Bekehrung Einzelner — während die anderen Familienglieder bei dem alten Glauben verharrten, entwickelte. Wohl ſuchte ſie dort nach beſten Kräften zu verſöhnen, aber die Entfernungen zwiſchen den verſchiedenen Wohnungen waren zu weit, und bei dem heißen Klima und der überhaupt auf ihr laſtenden Arbeit wurde es ihr doch zu ſchwer, auch noch ſtundenweit über den heißen Korallenſand oder durch den dornigen und oft von Regen feuchten Wald zu marſchiren. Ueberhaupt hatte jetzt die Regenzeit eingeſetzt und es verging kein Tag, wo nicht tüchtige, oft ſtundenlang anhaltende Schauer fielen.

Dieſe Zwiſtigkeiten mußten aber doch jedenfalls aufhören, ſobald ſie ihre Miſſion nur weiter in das Land hinein ausdehnen konnten, denn wie ſich erſt einmal alle Inſulaner zum Chriſtenthum bekehrten, konnte natürlich kein Glaubensſtreit mehr ſtattfinden.

Claus war übrigens in dieſer ganzen Zeit auch nicht müßig geweſen, denn Ramara Toa merkte bald, daß er ganz vortrefflich mit Gewehren umzugehen wiſſe, und veranlaßte ihn deshalb, ſeine Häuptlinge in dem Gebrauch derſelben zu unterrichten. Das Merkwürdige bei der Sache war nur das, daß er ſich trotz des häufigen Umgangs mit den Häuptlingen die Landesſprache nicht aneignete, Letztere dagegen Deutſch lernten, und Berchta mußte herzlich lachen, als ſie einſt einem jungen Häuptling begegnete, der gerade mit Claus auf die Jagd gehen wollte, und dieſer ſie dann zu ihrem nicht geringen Erſtaunen in deutſcher Sprache anredete. Allerdings war er nicht im Stande viele Worte zu ſprechen, aber er verſtand faſt Alles, was Claus zu ihm ſagte, und das genügte denn, ſich mit ihm zu verſtändigen. Die Namen der verſchiedenen Gewehrtheile, für welche die Indianer nicht einmal Worte hatten, lernte er natürlich ganz in deutſcher Sprache.

Verſchiedene Male hatte Claus dabei verſucht, ſeine junge Herrin ebenfalls zu bewegen, ſich einem ſolchen Jagdzug anzuſchließen. Es ging ſich freilich nicht beſonders in den Bergen, aber Berchta kam, das wußte er gut genug, überall darin fort, und die Scenerie war an manchen Punkten ſo überraſchend ſchön, daß es ſchon deshalb der Mühe lohnte, jene Höhen zu erſteigen.

Berchta weigerte ſich aber entſchieden. Daß ſie es früher in Begleitung ihres Vaters gethan, dem ſie damit eine Freude machte, durfte ſie vollkommen entſchuldigen; jetzt war ſie aber dagegen in den Ernſt des Lebens eingetreten, und welches Beiſpiel hätte ſie den eingeborenen Mädchen gegeben, wenn ſie etwas betreiben wollte, wozu auf den Inſeln nur die Männer das Recht hatten. Außerdem würde es ihr Gatte auch nie geduldet oder doch wenigſtens ungern und mißbilligend geſehen haben.

Eine beſondere Thätigkeit hatte indeſſen Ramara Toa in der Ertheilung von Strafen wegen Uebertretung der Geſetze entwickelt, und um die Eingeborenen beſſer überwachen zu können, ſogar vier ſogenannte Conſtabel angeſtellt. Dieſe waren indeſſen wenig mehr als ganz gewöhnliche Spione, die, den ganzen Tag über und bis ſpät in die Nacht hinein, in den verſchiedenen Diſtricten auf der Lauer liegen mußten, um ſolchen heimlichen Sündern auf die Spur zu kommen. Erwiſchten ſie Abends irgendwo junges Volk im Walde verſteckt beim heimlichen Tanz — denn dem zu entſagen war den Inſulanern das Schwerſte — ſo lieferten ſie dem König für ein paar Tage eine ganze Arbeitercolonie und wurden immer reichlich dafür belohnt. Fanden ſie einen Eingeborenen, der am Sabbath in ſein Yamfeld gegangen war, oder gar eine Bananenfrucht nach Hauſe ſchleppte, ſo konnte ſich der arme Teufel feſt darauf verlaſſen, daß er dafür auch eine Strecke Straße zu bauen bekam. Selbſt während der Kirche ſtrichen ſie umher, und wer ſich in der Zeit dem Gottesdienſt zu entziehen ſuchte, wurde ebenfalls augenblicklich angezeigt und zur Strafe gebracht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich dadurch etwas auf der Inſel entwickelte, das man früher nicht einmal dem Namen nach gekannt, ein förmliches Spionirſyſtem, und einen wohlthätigen Einfluß übte das allerdings nicht auf den Charakter der Eingeborenen aus, die dadurch mißtrauiſch gegeneinander wurden. Aber Ramara Toa behagte dieſe Einrichtung außerordentlich; denn ein Wunſch, den er ſchon lange gehabt, eine bequeme Straße nach dem Hupai-Thal zu bekommen, rückte dadurch ſeiner Erfüllung näher, und ſchon war die ſchwierigſte Strecke des Weges vollſtändig überwunden.

In dieſer Zeit geſchah es, daß eines Morgens ein Eingeborener aus dem Tuia-Thal herüberkam und die Meldung brachte, es wäre dort im Tuia-Hafen ein Wallfiſchfänger gelandet, der einen Mitonare mit vielen Sachen an's Land geſetzt habe.

Fremar konnte ſich das nicht erklären, denn hätte dieſer fremde Geiſtliche zu ihrer Miſſion gehört, ſo wäre es doch ſelbſtverſtändlich geweſen, daß er ihm ſelber augenblicklich Nachricht von ſich gegeben. Wie aber der Bote ausſagte, befand er ſich ſchon wenigſtens zwei Wochen an jener Stelle, ohne mit ſeinen weißen Brüdern in die geringſte Verbindung zu treten. Er ſandte auch augenblicklich durch Ramara Toa einen Kundſchafter hinüber, um Näheres zu erfahren, gab dieſem auch einen Brief an den fremden Mitonare mit, den er in deutſcher und engliſcher Sprache abfaßte, erhielt aber nach etwas über drei Tagen die mündliche Antwort — und keinen Brief von dem Fremden — daß er den Brief nicht leſen könne, da er beide Sprachen nicht verſtehe.

Es blieb jetzt nur die eine Möglichkeit, daß ein franzöſiſcher oder ſpaniſcher Prediger — alſo ein Katholik, dort drüben Fuß gefaßt habe, und ſeine Gegenwart wurde deshalb troß Allem, was ihn hier auch feſthalten mochte, um ſo dringender nöthig, da jener alle ſeine bisher errungenen Erfolge wieder in Frage ſtellen konnte.

Jedenfalls mußte er mit dem Fremden zu einem Verſtändniß kommen, und um das zu ermöglichen, beſchloß er, ſchon am nächſten Tage nach Tuia aufzubrechen, als Berchta Morgens, wie ſie mit Tagesanbruch ihre Lieblingsſtelle auf dem die See überragenden Felſen betrat, ein Fahrzeug entdeckte, das, von Südoſten kommend, gerade auf den ſüdlichen Theil von Motua zuhielt.

Fremar, den ſie raſch herbeirief, erklärte es augenblicklich für den ſchon ſo ſehnſüchtig erwarteten Miſſionsſchooner, der in der That zu keiner erwünſchteren Zeit hätte eintreffen können. Hätte doch der Miſſionär nur höchſt ungern die Reiſe nach dem Tuia-Thale angetreten, da er dort ſeine Miſſions-Arbeiten nicht beginnen konnte, ohne die ſchon hier erzielten Reſultate wieder vollkommen in Frage zu ſtellen. Das Volk war ja doch lange nicht ſo von der neuen Lehre durchdrungen, um es ſich jetzt ſchon ſelbſt zu überlaſſen.

Nun änderte ſich das. Wenn er mit dem Schooner dort, wie er feſt erwartete, eine neue friſche Hilfe bekam, ſo konnte der letztgeſendete Miſſionär ohne die geringſte Schwierigkeit das begonnene Werk hier fortbauen, während er ſelber dann mit neuem Muthe den andern Theil der Inſel in Angriff nahm und ſeine Gemeinde vergrößerte.

Namara Toa hatte ihn auch in der That ſchon in den letzten Wochen dazu gedrängt; denn er konnte die Zeit nicht erwarten, in welcher er ſich als chriſtlicher König und mit Hilfe des Miſſionärs neue Anhänger und damit Verbündete unter einem ihm ſonſt eben nicht freundlichen

Stamm erwarb. Daß Matangi Ao freilich die neue Lehre nicht ſo raſch annehmen würde, glaubte er feſt, hatte er aber deſſen Heerlager nur erſt einmal in zwei Theile geſpalten, ſo war es nachher eine leichte Mühe, ſich den Gehorſam der noch Uebrigen zu erzwingen. Er wollte, wie er dem Miſſionär wiederholt verſicherte, keinen Krieg auf Motua, aber er könne es auch nicht dulden, daß auf ſeiner Inſel noch ein Diſtrict beſtände, der hölzerne Götzen anbete und den Sabbath ſchände.

Fremar war in ſeinem ganzen Charakter ein braver, tüchtiger Menſch, aber — wie ſehr Viele auf dem Felde der Miſſion — außerordentlich ehrgeizig. Er hatte ſelber Geſchmack an der Bekehrung der Heiden gewonnen und fing ſchon an, dieſelbe mit einer Art Leidenſchaft zu betreiben, die eine nicht geringe Aehnlichkeit mit der des Sammlers oder Jägers zeigt. Jeden Heiden, den er bekehren konnte, betrachtete er als erobert und dieſe gewonnenen Seelen wie eine gemachte Beute, die er ſich mit frohem Gewiſſen gutſchreiben durfte. So hatte er denn auch in ſeinem letzten Bericht an die Miſſionsgeſellſchaft nicht allein mit großer Vorliebe die bedeutende Zahl der bereits getauften Heiden aufgeführt, ſondern auch die feſte Ueberzeugung ausgeſprochen, daß, ſo groß auch das bis jetzt erzielte Reſultat ſei, er doch noch hoffe, in kurzer Zeit ein größeres zu gewinnen, und um das Verſprechen zu halten, war er wirklich entſchloſſen, auch kein Opfer zu ſcheuen, ja wenn es ſein mußte, Leib und Leben daranzuſetzen.

Indeſſen hatte der Schooner die Einfahrt paſſirt und ſeinen Anker fallen laſſen. Unten am Strande war bereits ein großer Theil der dortigen Bewohner verſammelt, um die Neuankommenden zu begrüßen, auch ein Doppelcanoe hinausgerudert, um ſie an's Land zu ſchaffen, und Fremar, der natürlich nur einen jungen, ihm unterzuſtellenden Miſſionär mit dem Fahrzeug erwartete, oben auf dem Felſen geblieben, um von dort aus mit ſeinem Teleſkop die Ankommenden zu beobachten. Berchta ſtand, ein Doppelglas in der Hand, neben ihm.

„Dort iſt ja eine Dame an Bord, Fremar," rief ſie plötzlich. „O, das wäre zu ſchön, wenn ich doch irgend Jemanden bekäme, mit dem ich wenigſtens eine Anſprache hätte. Wie habe ich es damals bedauert, als meine arme, gute Sarah wieder von hier fort mußte!"

„Ja," ſagte Fremar, der indeſſen ſein Teleſkop an den einen Palmenſtamm gelegt hatte, um es ruhiger halten zu können, „ich will nur wünſchen, liebes Kind, daß die Dame, welche gegenwärtig gerade vom Bord des Schooners in das Canoe ſteigt, nicht zu Deiner künftigen Gefährtin auserſehen iſt, denn wenn mich dies ſonſt vortreffliche Glas nicht täuſcht, ſo iſt das die würdige und ſehr ehrenwerthe, aber ein wenig eigenwillige Mrs. Lowe.“

„O weh!“ rief Berchta, ſetzte dann aber lächelnd hinzu: „doch ſie wird nicht hier bleiben, ſondern wohl nur einmal revidiren wollen, ob wir ihre prächtigen Hüte eingeführt haben. Nun, hoffentlich iſt ſie mit der von mir aufgeſtellten Mode ebenfalls zufrieden, denn den beabſichtigten Zweck erreicht ſie ja doch. Mr. Lowe iſt gewiß auf einer Inſpectionstour und hat nur den für hier beſtimmten Geiſtlichen begleitet; ich ſehe noch einen zweiten Herrn in ſchwarzem Rocke neben ihm.“

„Ich will es wünſchen,“ ſagte Fremar leiſe, ohne jedoch den Blick vom Glaſe zu nehmen, „ich will es recht von Herzen wünſchen, denn bliebe er hier, ſo würde ich ſelber in eine höchſt unangenehme und ſicher abhängige Stellung gerathen, da er einer der älteſten und einflußreichſten Miſſionäre iſt."

„Ich kann mir aber nicht denken, daß er ſein bequemes Laua aufgeben würde; er hat dort ein ſo wunderhübſches Haus und die erſte Stellung."

„Wer weiß was vorgefallen iſt; aber wir werden ja ſehen!" ſagte Fremar, das Teleſkop zuſammenſchiebend. „Vorderhand bleibt uns nichts weiter zu thun übrig, als hinunterzugehen und die Freunde zu begrüßen, Mr. Lowe könnte es ſonſt als eine Geringſchätzung anſehen."

„Ich fürchte mich vor der Mrs. Lowe," flüſterte Berchta; „ich weiß nicht, die Frau hat auf mich gleich bei ihrem erſten Begegnen einen fatalen, faſt unheimlichen Eindruck gemacht."

„Sie iſt außerordentlich tüchtig und eifrig in ihrem Beruf —"

„Das bezweifle ich gar nicht, aber auch ſo kalt, ſo zurückſtoßend. Ich begreife nicht, daß ſie ſich damit die Herzen der Eingeborenen gewinnen kann. Wie viel leichter iſt das durch Liebe zu erreichen!"

„Komm, Bertha, laß uns hinuntergehen," ſagte Fremar. „Das Canoe iſt ſchon abgeſtoßen; ich möchte nicht, daß wir es an der ſchuldigen Artigkeit fehlen ließen. Hoffentlich," ſetzte er dann leiſe und kaum hörbar hinzu, „iſt es ja doch nur ein Beſuch.“

Das Doppelcanoe näherte ſich indeſſen raſch dem Ufer, und wie ſchon eine Menge junge Burſchen bereit ſtanden, um vorn den Bug der beiden zuſammengeſchnürten Fahrzeuge zu faſſen und raſch auf den hier ziemlich ſeichten Korallenſand zu ziehen, brachten ſie daſſelbe, wie es nur den Sand ſcheuerte, auch im Nu auf's Trockene, ſo daß die darin befindlichen Paſſagiere wenigſtens einen bequemen Platz zum Ausſteigen fanden.

Die Eingeborenen ſtanden dabei etwas ſcheu umher, und nur Fremar mit ſeiner Gattin ging auf die Fremden zu, um ſie mit einem Handſchlag zu begrüßen. Mr. Lowe aber, indem er den Blick ruhig umherſchweifen ließ, ſagte:

„Sie ſind entſchuldigt, Bruder Fremar, daß uns die Eingeborenen, als ihre neuen Lehrer, nicht mit mehr Wärme empfangen; denn wie ich eben draußen von der Canoemannſchaft höre, iſt der Kutter, welcher unſere Ankunft melden ſollte, gar nicht eingetroffen, und wir kommen Ihnen deshalb unvorbereitet.“

„Ich hatte allerdings keine Ahnung —“

„Ich weiß es. Und die Miſſion gedeiht?“

„Ueber Erwarten, Bruder Lowe; ich bin glücklich, in der kurzen Zeit ſo bedeutende Fortſchritte gemacht zu haben.“

„Schön! Aber wie ich ſehe,“ ſetzte er mit einem Blick auf die Verſammelten hinzu, „bleibt hier doch noch Manches zu thun übrig. Nun, wir werden die Sache jetzt mit vereinten Kräften in die Hand nehmen.“

„Aber was für beſondere Hüte tragen die Frauen?“ bemerkte Mrs. Lowe, die eine jener rieſigen Kopfbedeckungen trug und indeſſen Berchta's Gruß mit der ihr eigenen kalten Würde entgegengenommen hatte. „Wenn ich mich recht erinnere, habe ich der Schweſter Bertha doch das Modell eines chriſtlichen Hutes mitgegeben und ihr aufgetragen, jene Form auf Motua zu verbreiten. Was ſtand der Ausführung entgegen?“

„Vielleicht nur mein ſchlechter Geſchmack,“ lächelte Berchta freundlich, aber doch auch nicht gewillt, ſich dieſer Frau ſogleich in Allem unterzuordnen. „Ich hielt die Hüte, deren Form ich ſelber herübergebracht, nicht allein für hübſcher und praktiſcher, ſondern auch für viel leichter anzufertigen, und Sie werden mir ſelber zugeſtehen müſſen, Schweſter Lowe, daß ſie den jungen

Mädchen ganz allerliebſt ſtehen. Sie ſehen in den großen Hüten zu komiſch aus."

„Und ſehe ich etwa in dem meinen ebenfalls komiſch aus?" erwiderte Mrs. Lowe nicht ohne Schärfe.

„Laß das jetzt, mein Kind," beruhigte ſie aber ihr Gatte, während Berchta wirklich an ſich halten mußte, um nicht wenigſtens durch ein Lächeln zu verrathen, wie komiſch ihr Mrs. Lowe in dem Hut vorkam; „auf dieſe Kleinigkeiten kommen wir ſpäter zu ſprechen, und es wird ſich das Alles ſehr leicht reguliren. Vor allen Dingen: wo werden wir ein Unterkommen finden? Doch halt! Zuerſt habe ich Ihnen noch einen jungen Bruder vorzuſtellen, der erſt ſeit zwei Jahren von England herübergekommen iſt und außerordentlichen Eifer in der guten Sache gezeigt hat. Er verſteht auch etwas von Medicin und wird ſich jedenfalls als ein brauchbares Mitglied erweiſen. Bruder Martin — Bruder Fremar und ſeine Frau!"

Der junge Mann erröthete tief, als er Berchta gegenübertrat und ihr großes, dunkles Auge auf ſich haften ſah; aber er blickte ſie offen mit den ehrlichen, guten Augen an, und Fremar ſowohl als auch Berchta die Hand reichend, ſagte er herzlich:

„Es iſt lange mein Wunſch geweſen, meine Thätigkeit einmal auf einer noch jungen Inſel und zwiſchen vollkommen wilden Völkern beginnen zu können; um ſo größere Freude macht es mir jetzt, das mit Ihnen Beiden gemeinſam thun zu können. Sie werden an mir ſicherlich einen getreuen, und ich will hoffen brauchbaren Gehilfen finden, denn der gute Wille iſt wenigſtens dazu da.“

„Und wo werden wir wohnen, Bruder Fremar?“ ſagte Mrs. Lowe, der die Einführung wahrſcheinlich etwas zu lange dauerte.

„Ja, verehrte Frau,“ erwiderte dieſer, „Namara Toa, der König, iſt geſtern Abends nach dem Hupai-Thal hinübergegangen und, wie ich eben höre, noch nicht zurückgekehrt; ich ſelber habe aber über weiter keine Wohnungen zu verfügen als meine eigene, in welcher wir jedenfalls die beiden Frauen laſſen können, bis der König etwas Weiteres beſtimmt. Wäre nur der Kutter rechtzeitig eingetroffen!“

„Ja, ich hätte auch nichts dagegen,“ erwiderte Mr. Lowe, der mit dem Arrangement nicht ſo recht einverſtanden ſchien. „Iſt denn aber kein anderer Häuptling hier, der eine beſtimmte Einrichtung treffen könnte?“

„Keiner, der die Macht dazu hätte, denn Taori, ſein Sohn, lebt ebenfalls im Hupai-Thal. Aber dicht neben der Kirche hat der König ein neues Haus gebaut, um dort jedesmal den Sabbath zuzubringen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er es Ihnen vorderhand überlaſſen wird, ſobald er nur zurückkommt. Eigenmächtig darüber verfügen dürfen wir aber nicht, denn er iſt ſehr jähzornig und könnte böſe darüber werden.“

„Angenehm,“ ſagte Mr. Lowe trocken, „alſo werde ich indeſſen unter freiem Himmel campiren müſſen!“

„Es läßt ſich doch vielleicht noch anders einrichten, Fremar,“ ſagte Berchta gutmüthig. „Wir überlaſſen unſer Haus vorderhand Ihnen und ziehen ſo lange in die Hütte des alten Claus oder in das neue, für Herrn Martin eingerichtete Haus, wenn ſich dieſer Herr ſo lange dazu verſtehen wollte, mit Claus Ein Dach zu theilen.“

„Machen Sie ja keine Umſtände mit mir,“ ſagte Martin raſch; „wenn ich ein Dach habe, das mich gegen den Regen ſchützt, bin ich vollſtändig zufrieden. Später richtet ſich ja doch Alles ſelber ein."

„Das wird denn ſo das Beſte ſein," ſagte Mrs. Lowe, eben nicht durch den Gedanken beunruhigt, daß ſie die junge Frau aus ihrer Häuslichkeit trieb, „und dabei wollen wir es vorderhand laſſen. Wo liegt das Haus?"

„Dort oben über dem Felſenvorſprung."

„Dort oben? Das iſt eben nicht ſehr bequem, aber läßt ſich doch jetzt nicht ändern. Sage den Leuten, Joſua, daß ſie unſere Sachen dort hinauf ſchaffen; ich werde dann nachher gleich der Königin meinen Beſuch abſtatten und mich ihr ſelber vorſtellen."

Die Befehle wurden mit einer ſolchen Beſtimmtheit gegeben, daß eine Widerrede nicht denkbar erſchien. Fremar ſelber war auch gar nicht um ſeine Meinung befragt worden, und Mr. Lowe, der ſo vollſtändig gewohnt war, daß Alles geſchehen mußte, was ſeine Frau beſtimmte, gab auch ohne Weiteres die nöthigen Befehle. Gleich darauf keuchte eine Anzahl von Eingeborenen, die merkwürdigerweiſe einen beſondern Reſpect vor dem bleichen weißen Manne zeigten, mit Kiſten und Koffern an dem Hügelhang hinan, während andere einen wunderlich geformten Handwagen hinter ſich herzogen und Packete und Koffer darin wenigſtens bis zum Fuß des Hügels brachten.

Mr. Lowe hatte, wie ſich bald herausſtellte, ebenfalls ſechs Eingeborene von Laua mitgenommen, die natürlich auch untergebracht werden mußten und zu ſeiner Dienerſchaft gehörten.*)

Mrs. Lowe ihrerſeits kümmerte ſich um weiter gar nichts, ſtieg, von Berchta begleitet, augenblicklich zu ihrer Wohnung hinauf, machte Toilette und ging dann wieder, ohne eine weitere Anmeldung für nöthig zu halten, an den Strand hinab, um, wie ſie meinte, die Königin aufzuſuchen.

Dort erfuhr ſie allerdings eine kleine Enttäuſchung. Einua, jetzt als einzige und rechtmäßige Königin der Inſel, hatte ebenfalls eine ganz leidliche Meinung von ihrer Stellung, und als ihr die fremde weiße Frau, von der ſie bis dahin noch gar nichts gehört, gemeldet wurde, ſagte ſie ganz kurz und bündig, „ſie habe keine Zeit“ — ſie übte ſich in der That gerade im Nachſchreiben einer ihr von Berchta gegebenen Vorſchrift — und ließ Mrs. Lowe empört, entrüſtet über ſo rückſichtsloſe Behandlung vor der Thür ſtehen.

---

*) „Leute daheim,“ ſagt der Miſſionär Turner in ſeinem „Neunzehn Jahre in Polyneſien,“ Seite 115, „werden es kaum begreifen, aber es iſt Thatſache, daß wir genöthigt waren, fortwährend in Samoa ſechs männliche und ſechs weibliche Dienſtboten zu halten. Dieſe betrachteten es als eine Ehre, uns zu dienen, und da ſie keinen großen Lohn verlangten, ſo behielten wir etwa ein Dutzend von ihnen.

War das ein Betragen gegen die erſte Frau der Inſeln, wie ſie ſich ſelber mit Stolz, wenn auch nicht nannte, doch in Gedanken hielt, und wie weit zeigte ſich Motua noch in jeder Cultur zurück, wie nöthig war es geweſen, daß ſie und ihr Gatte hierherkamen, um Ordnung in ein ſolches Chaos zu bringen!

Einua, die Königin, hatte aber wirklich keine Ahnung gehabt, welcher Perſönlichkeit ſie den Eintritt verweigerte. Sie malte ruhig das ihr vorgeſchriebene Alphabet nach und dachte nicht daran, daß irgend Jemand einen verweigerten Beſuch übelnehmen könne. War denn nicht morgen noch gerade ſo gut ein Tag, und hatte es nur das Geringſte zu ſagen, wenn irgend eine Zuſammenkunft um ein paar Stunden hinausgeſchoben wurde? Was war Zeit? Nur ein eingebildeter Begriff, oder vielmehr gar keiner. Jetzt konnte oder wollte ſie nicht — vielleicht ſpäter, denn die Fremde brauchte nicht zu ſehen, was ſie ſchreibe. Sie hätte vielleicht darüber gelacht.

Daß Mrs. Lowe den Platz ſehr entrüſtet verließ, läßt ſich denken, Lowe ſelbſt war aber viel zu vernünftig, um irgend eine Beleidigung in dieſer Abweiſung zu ſehen, da er die Inſulaner und ihre Launen zu genau kannte. Man mußte Geduld mit ihnen haben, bis man ſie zu einem gewiſſen Grad der Civiliſation gebracht; dann aber konnte man ihnen recht gut Gleiches mit Gleichem vergelten. Es war gar nicht ſo ſelten vorgekommen, daß in ſolchem Falle der König einen Miſſionär beſuchen wollte und von dieſem, unter irgend welchem Vorwand, abgewieſen wurde.

Uebrigens ſchien Fremar's Befürchtung vollſtändig eingetroffen, denn Mr. Lowe erklärte ihm bald nach ſeiner Ankunft, daß er von Mr. Rosbane, der von da an auf Laua reſidiren und von dort aus die ganze Miſſion dieſer Inſeln leiten werde, den Auftrag erhalten habe, die „mit einigem Erfolg“ hier begonnene Bekehrung der Heiden ſelber in die Hand zu nehmen und dafür zu ſorgen, daß Motua als ein glänzendes Beiſpiel den übrigen Inſeln voranleuchte.

Ehe Mr. Lowe aber ſeinen nächſten Aufenthaltsort beſtimmte, verſtand es ſich von ſelbſt, daß er vorher eine Rundreiſe durch die Inſel machte, denn er mußte aus eigener Anſchauung den zu dieſem Zweck wichtigſten Punkt kennen lernen, vorher ſich aber doch Ramara Toa vorſtellen laſſen, und Boten wurden deshalb augenblicklich ausgeſendet, um ihm anzuzeigen, welchen wichtigen Zuwachs ſein Reich bekommen habe, damit er raſch herbeieilen möge, um mit dieſem die nöthige Rückſprache zu nehmen.

Mr. Lowe erſchrak aber ſichtlich, als er von Fremar die Kunde vernahm, die dieſer aus Tuia bekommen, denn nach der ganzen Schilderung zweifelte er keinen Augenblick, daß ſie es dort mit einem der ihnen feindlichen Miſſionäre, einem Katholiken, zu thun hatten, während er recht gut wußte, wie viel leichter die Inſulaner für jenen, ihnen weit mehr als der ſtarre Proteſtantismus zuſagenden Glauben zu gewinnen waren. Dem mußte ohne das geringſte Säumen entgegengearbeitet werden, denn es lag ihm in der That viel weniger daran, daß die Inſulaner, gleichviel unter welcher Form, Chriſten wurden, ſondern er wollte ſie auch zu Proteſtanten machen und dabei für ſeine beſondere Secte den Ruhm ernten.

Indeſſen war Fremar, der doch nicht gern wünſchte, daß Mrs. Lowe irgend eine unfreundliche Geſinnung gegen Einua, die Königin hege, zu dieſer gegangen, um ihr zu ſagen, welche ehrenwerthe Perſönlichkeit ihren Aufenthalt auf der Inſel zu nehmen gedenke, und daß ſie mit deren Hilfe hoffen dürften, das gute Werk nun ſo viel raſcher zu fördern. Einua war indeſſen mit ihrer Arbeit fertig geworden und hatte jetzt auch gar nichts dagegen, daß Mrs. Lowe ſie beſuchen möge — es verſtand ſich ja doch von ſelbſt, daß ſie, als Neugekommene, ihr auch wieder neue Geſchenke brachte.

Uebrigens kehrte Ramara Toa, ohne daß ihn die Boten gefunden hätten, noch an dem nämlichen Abend zurück und hatte dann eine lange Unterredung mit den beiden Miſſionären, ja ſchien ſogar über den neuen Zuwachs an weißen Kräften ſehr erfreut und verlangte von Lowe, daß er dem Schooner befehle, hier zu bleiben und ſeine Leute an Land zu ſchicken. Er wüßte nicht, wie er ihn einmal gebrauchen könnte. Darüber hatte der Miſſionär jedoch keine Gewalt. Der Schooner gehörte der Geſellſchaft und verfolgte deren Zwecke, und ein Einzelner von ihnen konnte ſeine Dienſte nicht auf längere Zeit beanſpruchen, als ihm ſelber gegeben war ihn zu benützen.

Uebrigens beſtätigte auch Namara Toa, daß zwei Weiße auf Tuia gelandet wären — jedenfalls Mitonares — und ſich dort gegenwärtig aufhielten. Was ſie da machten, konnte er freilich nicht ſagen, aber ſeiner Vermuthung nach zog Matangi Ao ebenfalls weiße Männer heran, um ihn nächſtens zu überfallen und alle chriſtlichen Inſulaner zu vertreiben. Alles, was ſie deshalb jetzt brauchten, waren „mehr Gewehre, um ihr Land und ihren Glauben zu vertheidigen.“

Mr. Lowe ſuchte ihm das auszureden, Namara Toa beharrte aber feſt auf ſeiner Meinung. Das viele Reden half nichts; er hatte jetzt wieder im Hupai-Thal geſprochen, bis ihm der Mund trocken wurde, und was damit erreicht? — gar nichts. Einige Häuptlinge ſollten ſogar damit gedroht haben, ihm den Gehorſam aufzukündigen, wenn er noch länger die weißen Prieſter auf der Inſel, und Tabu-Tage ſowie das Verbot des Tanzens duldete. Denen mußte er zeigen, daß er wirklich König war, oder ſie verhöhnten ihn noch gar für ſeine Schwäche und Gutmüthigkeit. Er gab Mr. Lowe auch ziemlich deutlich zu verſtehen, daß er ſolche Leute, wie ſie wären, die nur immer reden und beten, aber nicht kämpfen wollten, viel weniger gebrauchen könne, als den „alten grünen Mann", womit er Claus meinte. Das wäre ein ganz vortrefflicher Burſche, der hätte Tabak und wüßte mit einem Gewehr umzugehen, daß es eine Freude wäre ihm nur zuzuſehen. Er wollte, er hätte fünfzig von ſolchen Leuten mit guten Gewehren, — und der Wunſch war auch in einer Hinſicht gerechtfertigt, denn mit fünfzig ſolchen eiſenfeſten Naturen wie der alte Claus hätte er mit leichter Mühe die ganze Inſel erobern können.

Uebrigens wurde dem neu eingetroffenen Miſſionär und ſeiner Frau augenblicklich das erſt vor einigen Tagen fertig gewordene Haus neben der Kirche zur Verfügung geſtellt. Es lag in einem reizenden Hain von Palmen und Brotfruchtbäumen, und ein klarer Bergquell rieſelte hindurch. Matten wurden auch hinreichend für ſie ausgebreitet, und am nächſten Tage ſollte dann Rückſprache genommen werden, wie ſie ihre Operationen beginnen wollten, um ſo raſch als möglich der ganzen Inſel den Segen des Chriſtenthums zu bringen und — Widerſtand dagegen unmöglich zu machen.

3.

Mr. und Mrs. Lowe.

Von jetzt an begann eine neue Zeit für die Eingeborenen Motuas — aber keine beſſere, denn während Fremar, obgleich auch er manche ihnen nicht zuſagende Geſetze gab, doch immer freundlich mit ihnen geweſen und ſeine Frau beſonders der Liebling Aller geworden war, führte dagegen Mr. Lowe gleich von Anfang an ein ſtrengeres Regiment ein, und nachſichtslos wurden jetzt Strafen verhängt, über die ihnen früher eine Fürbitte bei Berchta oft hinweggeholfen.

Auf Mrs. Lowe's ſtrengen Befehl mußten ebenfalls, ohne daß ſie dabei mit Berchta auch nur die geringſte Rückſprache genommen, ſämmtliche neu eingeführten Hüte entfernt werden, und die Frauen bekamen Anleitung und Muſter, die alte Form auch hier auf Motua einzuführen. Für die Königin hatte Mrs. Lowe aber gleich einen fertigen und ſehr ſchön mit rothen Bändern aufgeputzten Hut mitgebracht. Der konnte jetzt recht gut als Lockſpeiſe dienen, um die Frauen ebenfalls zu veranlaſſen, ſo raſch als irgend möglich der Königin nachzuſtreben, denn nur ſo durften ſie ſich nach Mrs. Lowe's Meinung anſtändigerweiſe in der Kirche ſehen laſſen.

Berchta lachte aber nicht, als ihr die Königin zum erſten Mal in dem Hut entgegentrat, und doch war es eine menſchliche Caricatur, wie ſie kein Zeichner toller erfinden könnte.

Einua mochte vielleicht einmal in ihren jungen Tagen, als ſie noch ſchlank und jugendfriſch zum Klange der heimiſchen Trommel tanzte, hübſch geweſen ſein, aber die Zeit war vorüber und ſie alt und fett dabei geworden. Die kleine, gedrungene Geſtalt ſchien faſt eben ſo viel Breite als Höhe zu haben, und der bunte, gelb und roth geſtreifte Kattun, von dem ſie ein kurzes, nur bis über die Waden reichendes Gewand trug, lag ihr eng an den Körper an, während ein breiter grünwollener Shawl — jedenfalls zu einem ganz andern Zweck gearbeitet, ihr faſt wie eine Cholerabinde den Leib umſchloß. Und dazu der Hut mit ſeiner rieſigen, hochaufſtrebenden Schaufel und den feuerrothen Bändern und Schleifen daran, die gegen das gelbbraune, ewig feuchte Geſicht wohl ſcharf genug, aber wahrlich nicht harmoniſch abſtachen!

Und das war die Königin, die ſie im Traume geſehen; die, Hilfe bittend, die Arme nach ihr ausſtreckte? Das die liebe, holde Geſtalt mit den engelgleichen Zügen und großen ſprechenden Augen? Es gab ihr immer einen Stich durch's Herz, wenn ihr Blick auf ſie fiel, und ſie konnte ſich gerade des Gedankens nicht erwehren.

Einna ſelber ſchien ungemeines Wohlgefallen an der neuen Tracht zu finden; ſie war jedenfalls bunt, was dieſe Stämme ganz beſonders lieben, und erreichte bei ihr auch noch einen andern Zweck. Es machte ſie etwas größer. Als aber Mrs. Lowe jetzt auch von Berchta verlangte, den nämlichen Hut zu tragen, um den übrigen Inſulanerinnen ein gutes Beiſpiel zu geben, weigerte ſie ſich auf das entſchiedenſte und erklärte der alten Dame rundheraus, ſie ſei hierher auf die Inſeln gekommen, um ihr ganzes Leben dem guten Werk zu widmen, nicht aber, um ſich lächerlich zu machen — und von dem Augenblick an bedauerte Mrs. Lowe gegen ihren Gatten: „nicht mehr das Wohlwollen für die Schweſter Bertha in ihrem Herzen fühlen zu können, das ſie ihr bis jetzt bewahrt. Sie trage die Sünde der Eitelkeit mit ſich herum, und das ſei der ſchlimmſte Feind, den ein Menſch hegen und pflegen könne.“

Fremar ſelber bat ſeine Frau, der alten, etwas wunderlichen Dame in dieſer Hinſicht gefällig zu ſein — ihm ſelber gefiel der Hut nicht, aber was thut man nicht um des Friedens willen? Berchta aber blieb feſt.

„Sucht Ihr darin die Religion,“ ſagte ſie ruhig, „daß Ihr den Mädchen und Frauen das Tragen von Blumen verbietet und ihnen dafür eine lächerliche Façon von Stroh und Bändern auf den Kopf ſtülpt, ſo weicht Ihr aus der vorgeſchriebenen Bahn, auf die *Herzen* der Eingeborenen zu wirken und ſie irdiſchen Tand vergeſſen zu machen. Wenn Mrs. Lowe nicht fühlt, wie lächerlich ſie in dem Strohkaſten ausſieht, ſo iſt das ihre Sache, die meine aber, ihr nicht darin zu folgen.“

„Aber Mr. Lowe iſt mein Vorgeſetzter.“

„Das mag ſein, Mrs. Lowe aber nicht die meine.“ Und dabei blieb es.

Mrs. Lowe überraſchte die Eingeborenen aber auch noch in anderer Weiſe. Nach einigen Tagen nämlich, an welchen faſt immer Gottesdienſt ſtattfand, womit der Miſſionär eine Art von Prüfung der Neubekehrten verband, und nicht umhin konnte, ſich ziemlich günſtig über die von ihnen gemachten Fortſchritte zu äußern, hatte er beſchloſſen, eine Inſpectionsreiſe nach dem Innern und vorderhand nach dem Hupai-Thal anzutreten, wobei ihn ſeine Frau begleiten wollte. Die alte Dame erklärte aber — obgleich ſonſt noch ganz rüſtig auf den Füßen, den weiten Weg nicht gehen zu können, wonach denn eine etwas wunderliche Equipage zum Vorſchein kam. Dieſelbe war allerdings nicht neu, denn auf den Hawaiiſchen Inſeln ließen ſich die Frauen der amerikaniſchen Miſſionäre ebenfalls auf ſolche Art befördern — nur die hieſigen Eingeborenen hatten etwas Derartiges noch nicht geſehen, und ſtaunten es allerdings nicht wenig verwundert an.

Es war ein zweiräderiger, ſehr leicht gebauter Karren, offen und nur für Eine Perſon eingerichtet, wie mit einer kurzen Deichſel verſehen. Vier Eingeborene von Laua, die ſie mitgebracht, zogen und ſchoben denſelben, und oben darauf ſaß Mrs. Lowe, während ihr Gatte, wie auch der junge Miſſionär, ernſt und feierlich daneben herſchritten — und ein wunderlicheres Bild hätte man ſich kaum denken können.

Die vier Eingeborenen waren bis auf den ſchmalen Gürtel um die Lenden, den ſogenannten Maro, vollkommen nackt, und noch aus früherer Heidenzeit mit ihren blauen Tätowirungen bedeckt, ſonſt aber kräftige, muskulöſe Burſchen, und zwiſchen ihnen wie auf einem Thron ſaß die Frau des Miſſionärs mit ihrem rieſigen Hut, in einem braun und roth gemuſterten Kattunkleid, einen Regenſchirm gegen die Sonnenſtrahlen aufgeſpannt und einen kleinen Korb mit Früchten neben ſich. So fuhr ſie in den Wald hinein und auf der neu angelegten Straße hin, und vier wegen Uebertretung der Geſetze zu Straſen verurtheilte Motua-Inſulaner wurden ihr noch von Ramara Toa beigegeben, um ihre Leute, falls ſie müde werden ſollten, abzulöſen. Auch der König ſelber begleitete ſie noch eine kurze Strecke; denn daß er ſelber das größte Intereſſe an dieſem Zuge nahm, der ja ſein eigenes Reich ausdehnen und befeſtigen ſollte, ließ ſich denken.

Berchta ſah kopfſchüttelnd dem Fuhrwerk nach, denn zu ihren Begriffen von chriſtlicher Demuth ſtimmte es nicht, daß ſich die Frau eines Geiſtlichen von Menſchen ziehen ließ, denen ihr Gatte doch predigte, daß ſie vor Gott Alle gleich ſeien. Fremar aber beruhigte ſie darüber, oder verſuchte wenigſtens es zu thun, indem er ihr erklärte, daß ganz Aehnliches auf vielen Inſeln der Südſee Sitte ſei. Die Frauen dürften ſich nicht zu großen Anſtrengungen in der heißen Sonne ausſetzen, wenn ſie ihre Geſundheit den Eingeborenen erhalten wollten, und das ſei ſchon zu dieſer eigenem Heil das Wichtigſte.

Aber es blieb ihm keine lange Zeit, das weiter mit ihr zu beſprechen, denn er mußte die von Mr. Lowe ſchon zurechtgelegten Waaren zuſammenpacken und Laſtträgern übergeben, die ihm damit raſch nach dem Hupai=Thal folgen ſollten. Die Gegenſtände waren zu Geſchenken beſtimmt, um den Häuptlingen eine Freundlichkeit zu erweiſen, und beſtanden meiſt in Kattunſtücken, wie auch Beilen, Meſſern, Hacken und anderen nützlichen Inſtrumenten.

Vierzehn Tage blieb die kleine Reiſegeſellſchaft aus, und Ramara Toa war die Zeit ſchon entſetzlich lang geworden, denn er wollte hören, wie es dort gegangen. Endlich kehrte Mr. Lowe, aber nur mit Martin, zurück, und erklärte dem König, daß er geſonnen ſei, ſich im Hupai=Thal, als ziemlich dem Mittelpunkt der Inſel, niederzulaſſen und von da ſeine Wirkſamkeit zu beginnen.

Er war auch in Tuia geweſen und hatte mit Matangi Ao geſprochen, bis jetzt aber nur noch einen vollkommen verſtockten Heiden in ihm gefunden, der einer gründlichen Heilung bedürfe, um ſich der wahren Kirche zuzuwenden. Ihre Befürchtungen mit einem katholiſchen Miſſionär waren übrigens unbegründet geweſen. Es befanden ſich allerdings zwei Franzoſen, und zwar Katholiken, in Tuia, aber keine Geiſtlichen, ſondern nur einem Wallfiſchfänger entſprungene Matroſen, die Matangi Ao unter ſeinen Schutz genommen. Uebrigens verſtanden ſie noch nicht einmal die Sprache der Eingeborenen, und der Miſſionär verſicherte Fremar, er habe dem Häuptling ein ſolches Bild von dem Charakter dieſer Art Leute entworfen, daß er nicht einen Augenblick zweifle, er würde ſie mit dem nächſten dort anlegenden Fahrzeug wieder fortſchicken. Kam aber kein anderes, ſowar er ſelber entſchloſſen, den Miſſionsſchooner, ſowie er wieder nach Motua zurückkehre, nach der Tuia-Bai zu ſenden und die beiden Matroſen an Bord zu nehmen. Es war nöthig, daß dieſe beiden Individuen von der Inſel entfernt wurden; denn derartige Subjecte beſtärkten die Eingeborenen nur in ihren Sünden und waren den Miſſionären von jeher feindlich geſinnt geweſen.

Mr. Lowe hatte an dem Tage viel im Geheimen mit Ramara Toa zu beſprechen, und der Gegenſtand betraf allerdings nicht allein die religiöſe, ſondern auch die politiſche Geſtaltung der Inſel. Eine Forderung aber, die Mr. Lowe ſtellte: das Götzenbild dicht bei dem Hupai-See zu zerſtören, damit das Volk ſähe, wie machtlos die Holzklötze wären, wies der König auf das entſchiedenſte von der Hand, weil er dann, wie er erklärte, ſeines Lebens ſelbſt unter dem eigenen Volk nicht ſicher wäre. Erſt ſolle der Fremde die Inſulaner vollſtändig zum Chriſtenthum bekehren, dann wollten ſie die Götzen beſeitigen. Ueberhaupt ſei der am Hupai-See nur ein untergeordneter Gott und habe noch nie viel Macht gehabt; der ſtärkſte von allen befände ſich im Beſitz Matangi Ao's und wäre dort in einem Tempel aufgeſtellt. Wenn ſie den einmal bekommen könnten, dann würde es leicht ſein, das Tuia-Thal zu unterwerfen, denn dem Volke dort würde nachher der Muth fehlen, ſich zu vertheidigen.

Ramara Toa war, dieſer Aeußerung nach, im Herzen alſo noch immer von der Kraft der Götter überzeugt, wenn er ſich auch ſonſt ſo ſtellte, als ob er nicht im geringſten mehr an ſie glaube.

Während der König ſo die Angelegenheiten des Landes mit dem Geiſtlichen beſprach, und Fremar zuletzt ebenfalls herbeigerufen wurde, um ſeine Meinung dabei abzugeben, ſtand der junge Miſſionär Martin neben Berchta auf der Felſenplatte und überſchaute das wundervolle, vor ihnen ausgebreitete Panorama.

Der Miſſionär Martin konnte kaum fünfundzwanzig Jahre alt ſein, und hatte ſeinen Beruf theils aus Schwärmerei, theils aber auch vielleicht aus unbezwinglicher Reiſeluſt gewählt. Er brachte deshalb auch ein warmes Herz für die Eingeborenen und den feſten Entſchluß mit, ſie, ſoweit es irgend in ſeinen Kräften ſtand, glücklich zu machen. Allerdings ſtörte ihn da oft die ſtarre Form, die viele der Geiſtlichen für nöthig hielten, und von der ſie nicht abgehen zu dürfen glaubten, weil ſie auch daheim genau ſo vorgeſchrieben ſtand und befolgt wurde. Aber auch auf dieſe Weiſe war vielleicht das Ziel zu erreichen, und er ſelber noch viel zu jung und vielleicht auch zu beſcheiden, um nur irgend eine entgegengeſetzte Meinung zu äußern, viel weniger denn zu vertreten. Und ſchon der Gedanke erfüllte ihn mit Seligkeit, hier in dieſem Paradieſe die erſten Kirchen mit errichten zu helfen, den erſten Stein mit zu legen zu dem gewaltigen Baue, der einem ganzen Volk den ewigen Frieden ſichern und es glücklich machen ſolle, und Alles, was ihn dabei ſchmerzte, war, daß ihm bis jetzt noch nicht geſtattet geweſen, für dieſes Streben wirkliche Opfer zu bringen, wirklich zu leiden und zu entbehren; denn unter dieſem Eindrucke war er, nach manchem in England Gehörten, zwiſchen die Inſeln gekommen. Statt deſſen fand er aber hier ein herrliches Klima, gute, freundliche Menſchen und Lebensmittel an Fiſch, Fleiſch und Früchten in einem wahren Ueberfluß. Als Miſſionär führte er dabei ein vollſtändig behagliches Leben, und die Anſtrengungen, die ſich überhaupt als nöthig herausſtellten, gehörten auch wieder unbedingt dazu, um ſeinen Körper nur geſund zu erhalten.

Die Miſſionäre nannten dieſe Inſeln die Wohnplätze Satans [*]) (the territories of Satan); aber konnte das für eine Heimath des Teufels gelten, wo Gott ſelber mit vollen Händen ſeine Gaben ausgeſtreut und den Eingeborenen nichts zu ihrem irdiſchen Glücke fehlte? Es ſtiegen ihm damals die erſten Zweifel auf, ob Gott denn überhaupt wollen könne, daß ſie anders leben ſollten, als ſie nun hier Jahrhunderte gelebt; aber die Schrift, das große Buch, aus dem ſich eben Alles beweiſen läßt, und auf deſſen Sprüche ſich ſchon Tauſende in Werken der Liebe ſowohl wie in denen des Haſſes und der Rache berufen haben, ſagte deutlich genug, daß ſie in alle Welt gehen und alle Heiden lehren ſollten; und das allein war ja auch ſein Troſt, wenn ihn manchmal ein düſterer Zweifel beſchlich und er dann überlegen wollte, ob das gerade der Beruf ſei, der für ihn paſſe und in dem er ſich wohl fühlen würde.

---

[*]) Turner's Nineteen years in Polynesia. Bingham Ellis, Church Missionary Intelligencer etc.

Jetzt aber ſchwanden all' dieſe trüben Gedanken vor dem zauberſchönen Bild, das ſich zu ſeinen Füßen ausbreitete und über ihm die Wipfel ſeiner Palmen wölbte.

„Ach, wie ſchön iſt dieſe Welt!" rief er bewegt aus, „wie wunderbar ſchön, und wohin der Fuß des Wanderers tritt, berührt er ja ein wahres Paradies."

„So hat Ihnen das innere Land gefallen?"

ſagte Berchta. „Ja, Motua iſt ſicher eins der geſegnetſten Eilande der ganzen Südſee, und ſelbſt das Wenige, was ich davon geſehen, unſere unmittelbare Umgebung hier und das reizende Hupai-Thal, ſpottet faſt jeder Schilderung.“

„Und erſt nach Tuia ſollten Sie hinunterkommen!“ rief Martin begeiſtert aus. „Dort öffnet ſich ein weites Thal mit einer herrlichen, hügelumſchloſſenen Bai, die von den leichten, zierlichen Canoes der Eingeborenen belebt wird. Ringsumher ragen hohe und kühn geriſſene, aber bis zum äußerſten Gipfel bewaldete Berge empor, während das Thal ein weiter, endloſer Garten füllt. Und dazu die glücklichen, gaſtfreien Menſchen! Ueberall dabei ein reger Fleiß, die Frauen in ihren Gnatu-Häuſern, die Männer emſig beſchäftigt, Canoes zu fertigen, Matten oder Maitenſegel zu flechten, Cocosnußöl zu bereiten, und Alles unter Sang und Tanz, die jungen Mädchen mit Blumen geſchmückt, die Männer ſelber mit den offenen, ehrlichen Zügen und dem freundlichen Gruß auf den Lippen.“

„So halten Sie den Blumenſchmuck der eingeborenen Frauen für keine Sünde?“ ſagte Berchta, ihn forſchend anſchauend.

„Entſchuldigen Sie mich, Mrs. Fremar,“ rief der junge Miſſionär halb erſchreckt, „ich weiß, daß es von der Miſſion als ſolche angeſehen und beſtraft wird, aber ich — wage nicht, ſelber eine Meinung darüber auszuſprechen.“

„Mir gegenüber dürfen Sie es,“ ſagte Berchta leiſe, „denn auch mir thut das Verbot recht in der Seele weh.“

„So habe ich mich doch nicht in Ihnen getäuſcht,“ ſagte Martin herzlich; „Sie ſehen mir zu gut und freundlich aus, um eine ſo ſtrenge und gewiß zu harte Maßregel zu vertreten, und dennoch ſind alle unſere Miſſionäre darüber einig, daß ſie etwas verbieten müſſen, was, wie ſie behaupten, mit dem früheren Heidenthum in ſo enger Beziehung ſteht.“

„Es mag ſein,“ erwiderte Berchta ſeufzend, „ich bin nur eine Frau und handle deshalb allein nach meinem Gefühl. Mir ſchien deshalb auch der Blumenſchmuck, ſobald man ihm nicht abſichtlich einen tieferen Sinn unterlegte, völlig harm- und gefahrlos. Aber wenn es zum Heil des Ganzen iſt, füge ich mich ja auch gern einem ſo kleinen Uebelſtande.“

„Mrs. Lowe hat auch ſolche große Hüte im Hupai-Thal und in Tuia vertheilt,“ ſagte Martin, und ihm zuckte es ebenfalls um die Lippen, als Berchta lächelnd ſagte:

„Sie meint es gut damit, wenn auch die Form vielleicht nicht die rechte iſt.“

„Sie ſprechen von der Façon?“ ſchmunzelte Martin.

„Auch von der,“ ſagte Berchta lächelnd. — „Jedenfalls legt ſie ihr zu großen Werth bei. Sie ſoll aber ſonſt eine vortreffliche Frau ſein und hat, wie mir mein Gatte ſagt, der Miſſion ſchon den größten Nutzen gebracht, wie ſich auch der armen Eingeborenen auf das wärmſte angenommen.“

Martin ſchwieg. Ob er darin vielleicht anderer Meinung war? aber er mochte es dann auch wohl nicht äußern. Er erhob den Blick zu Berchta, und als er in die lieben, offenen Züge der jungen Frau ſah, ſtreckte er ihr, wie von einem plötzlichen Gefühl ergriffen, die Hand entgegen und ſagte herzlich:

„Laſſen Sie uns wenigſtens gute Freunde bleiben, Mrs. Fremar. Ich ſehe und fühle, daß Sie es gut mit den Eingeborenen meinen; glau-Sie von mir daſſelbe, und ich will mir gewiß die größte Mühe geben, Ihr Vertrauen nicht zu täuſchen.“

„Und vereint,“ ſagte Berchta, den Druck der Hand erwidernd, „können wir vielleicht noch viel Gutes wirken, wenn wir eben mit treuem Willen und reinem Herzen zuſammenhalten. Unſere Religion iſt eine Religion der Liebe, nicht der Furcht, und daß wir uns damit die Herzen der braven Menſchen gewinnen, die auf dieſen Inſeln wohnen, bezweifle ich keinen Augenblick. Mein Gatte neigt ſich ebenfalls viel mehr dieſer Anſicht als der des weit ſtrengeren und unduldſameren Mr. Lowe zu. Er wird zwiſchen uns Beiden vermitteln, und ich hoffe das Beſte von dieſer Verbindung.“

„Sie machen mich recht glücklich, Mrs. Fremar.“

„Und wie haben Sie die Verhältniſſe in Tuia gefunden?“

„Nicht günſtig,“ ſagte der junge Miſſionär nach kurzem Zögern.

„Nicht günſtig?“

„Nein. Matangi Ao iſt das Urbild eines Indianers; jung, kräftig, intelligent und von ſeinen Leuten auf Händen getragen. Er hat eine Tochter Ramara Toa’s zur Frau, die wir allerdings nicht zu ſehen bekamen, denn ſelbſt Mrs. Lowe wurde nicht bei ihr vorgelaſſen, was ſie allerdings etwas erbitterte; aber er will von dem Glauben der Chriſten nichts wiſſen. Er behauptet, daß er allen

Inſeln, auf denen er ſich ausgebreitet, nur Unglück und Verderben gebracht habe, denn alle die früher geführten Schlachten hätten nicht ſo viel Menſchenleben gefordert, als der Fluch, den die neue Lehre und Lebensweiſe über ſie gebracht."

„Er kann nicht Recht haben!" rief Berchta ſchaudernd aus. „Es wäre fürchterlich!"

„Er hat auch nicht Recht," ſagte Martin; „nur ſeine alten Einrichtungen und Geſetze ſieht er über den Haufen geſtürzt und fürchtet deshalb den Untergang des Reiches. Kurzſichtige Menſchen, die es ſind! Die Natur giebt ihnen Alles, und ſie kennen deshalb, nur dem Augenblick lebend, gar keine Zukunft. Aber es wird ſchwer halten, ſie eines Beſſeren zu belehren."

„Und doch, wie leicht hat Namara Toa ſich der neuen Lehre gefügt," ſagte Berchta, „und alle ſeine Anhänger veranlaßt, ſich ebenfalls zu ihr zu bekennen."

„Ich fürchte, Namara Toa verbindet andere Zwecke damit," erwiderte der junge Miſſionär. „Er iſt ehrgeizig und ſtolz und nur ein weltlicher Häuptling; er betrachtet meiner Meinung nach die Religion der Weißen nur als ein Mittel, um ſeine eigenen ſelbſtſüchtigen Ziele zu erreichen."

„Das wären freilich trübe Ausſichten," ſagte

Berchta ernſt. „Ramara Toa — ja, ich traue ihm ſelber nicht recht, aber deſto größer iſt ja dann auch unſer Sieg, wenn wir jenen jungen Häuptling uns gewinnen, und er muß unſer werden. Er muß fühlen lernen, daß er nur in dem wahren Glauben das Glück ſeines Volkes gründen kann; und das erſt einmal erreicht und wir haben gewonnen.“

„Das gebe Gott!“ ſagte der junge Miſſionär herzlich. „Aber dort unten ſehe ich einen Boten kommen; ich werde gerufen werden und muß zurückkehren nach dem Hupai-Thal. Leben Sie wohl, Mrs. Fremar! Wenn es mir irgend möglich iſt, kehre ich bald hierher zurück, und mit Seiner Hilfe ſehen wir vielleicht in kurzer Zeit unſer Werk gekrönt.“

4.

Zwei Jahre ſpäter.

Wir müſſen einen Zeitraum von zwei Jahren überſpringen, in dem die Miſſion auf Motua allerdings keinen raſchen, aber doch einen ſteten Fortgang nahm. Bruder Lowe, wie er ſich fortwährend nennen ließ, hatte indeſſen ſeinen Wohnſitz aus dem Hupai-Thal weiter vor nach Tuia verlegt und war auch dort von dem jungen Häuptling Matangi Ao geduldet worden. Dieſer erklärte nämlich, daß er gern bereit ſei Manches zu lernen, was ihn der fremde Weiße lehren und worin er ſie unterrichten könne, nur an ihrem Glauben dürfe er nicht rütteln, denn gerade die den Göttern gezollte Verehrung hielte ſie in Geſetz und Ordnung. Würden dieſe Schranken niedergeriſſen, ohne ihnen einen vollſtändigen

Erſatz dafür zu bieten, ſo könne er ſelber für die Folgen nicht einſtehen. Jetzt lebten ſie glücklich: ſie hätten mit keinem Stamme Krieg, ihre Ernten wären vortrefflich, das Volk zufrieden — zu einer ſolchen Zeit ſolle man nicht anfangen, das ganze Gebäude ihrer Häuslichkeit zu untergraben. Er wenigſtens würde es nicht dulden, ſo lange er erſter Häuptling des Landes wäre.

Mr. Lowe erwiderte nichts darauf; aus Amerika ſtammend, beſaß er die ganze feſte Zähigkeit der Amerikaner, und ihm lag vorläufig nur daran, erſt einmal den kleinen Finger zu bekommen. Daß er nachher die ganze Hand erhalten würde, daran zweifelte er auch keinen Augenblick.

Es gab dabei in der ganzen Miſſion kaum einen thätigeren und unermüdlicheren Kämpfer für die „gute Sache“ als ihn, und wenn es ſein mußte, konnte er, von ſeiner Frau treulich dabei unterſtützt, Tag und Nacht arbeiten, um ſeinen Zweck zu erreichen. So ſäumte er auch hier keine Stunde. Raſch hatte er die Wichtigkeit eingeſehen, die Tuia, als Sitz des erſten Häuptlings und von einer bedeutenden Anſiedlung umgeben, vor dem abgeſchiedenen, in die Berge hineingebauten Hupai beſaß, und während er den jungen

Miſſionär Martin an dem letzteren Ort ließ, um dort die begonnene Arbeit fortzuſetzen, ſchaffte er durch zahlreiche Laſtträger ſein ſämmtliches Gepäck — und darunter auch mancherlei Geſchenke für Matangi Ao, nach Tuia hinüber. Dort predigte er jetzt nicht allein unverdroſſen zu den Eingeborenen, ſondern ſtellte auch eine kleine Druckerei und, wie Fremar in ſeinem Wohnort, eine Schmiede auf, um den Eingeborenen die Kunſt zu lehren, das harte, ungefüge Eiſen ihren Bedürfniſſen entſprechend zu formen und Hacken, Schaufeln, Fiſchhaken und andere nützliche Gegenſtände daraus anzufertigen.

Matangi Ao ſah raſch den Vortheil ein, den dieſe Kunſt ſeinem Volke bringen mußte, und geſtattete deshalb auch als vollkommen harmlos die Predigten des fremden Prieſters, der ſich ein volles Jahr hindurch nicht rühmen konnte, auch nur einen einzigen Bewohner von Tuia bekehrt zu haben. Es war ihm ſogar ein leerſtehendes Haus zur freien Benützung angewieſen worden; aber immer kamen nur einzelne Menſchen hinein, die wenig auf ſeine Rede achteten, miteinander plauderten und wenn draußen das geringſte Geräuſch entſtand oder gar die Trommel zum fröhlichen Tanz rief, raſch aufſprangen und hinausliefen.

Vergebens ſuchte dabei Mrs. Lowe auf die junge Königin einzuwirken, um durch ſie vielleicht ihren Gatten zu bewegen, der wahren Lehre ſein Ohr zu leihen. Sie war zu ſcheu und ſchüchtern, um mit der ernſten Frau viel zu verkehren, und zu einfach erzogen, um die Lehre der Fremden auch nur gleich zu begreifen. Da waren viele Wunder geſchehen, an die ſie von vornherein glauben ſollte, ſo viel fremde, entſetzlich klingende Namen zu behalten, da war ein ſolches Drohen von ewigen Strafen und Qualen der Verdammten, daß ſie mehr Angſt vor der fremden Religion bekam, als Liebe dazu faſſen konnte, und das nahm ſo überhand, daß ſie ſich endlich ſelbſt vor der fremden, finſteren Frau fürchtete und zu ihrem Gatten flüchtete, wenn ſie dieſelbe nur von weitem nahen ſah.

Lowe entwickelte, trotzdem daß er ſich ſelber geſtehen mußte, er ſei auf dieſe Art nicht im Stande, auch nur einen Fuß breit Boden zu gewinnen, eine raſtloſe Thätigkeit. Er war oft wochenlang unterwegs, um die verſchiedenen Diſtricte zu beſuchen, und verkehrte dann auch regelmäßig mit Ramara Toa, deſſen Ungeduld er aber kaum noch beſchwichtigen konnte.

Ramara Toa hatte nämlich vor einiger Zeit eine Zuſammenkunft mit Matangi Ao gefordert und erhalten. Sie trafen ſich damals im Hupai-Thal in Gegenwart Taori's und des alten trotzigen Tamoruva, und Ramara Toa verlangte hier ohne weitere Umſchweife die Bekehrung Matangi Ao's zum chriſtlichen Glauben wie die Anerkennung deſſelben als tributpflichtigen Häuptlings, was aber von Matangi, wenn auch lächelnd, doch beſtimmt zurückgewieſen wurde.

„Wir ſind Beide Häuptlinge," ſagte er freundlich, „Du Ramara Toa auf Deiner Seite der Inſel, ich auf der meinen. Du haſt unſeren alten Göttern entſagt; ich habe nie einen Einwand dagegen erhoben, als ob ich Dich zwingen wollte etwas zu glauben, dem Dein Gefühl widerſtrebt. Laß mir daſſelbe Recht — und was den Oberbefehl über die Inſel betrifft, weshalb verlangſt Du ihn? Wir leben mit den Nachbarinſeln in Frieden und werden von keiner Seite bedroht. Würden wir es, ſo dürfteſt Du Dich feſt darauf verlaſſen, daß ich Dir mit all' den Meinen beiſtehen würde, wie ich das nämliche auch von Dir erwarte. Und der Tribut? Du haſt Brotfrucht, Fiſche und Matten genug auf Deiner Seite, ebenſo wie ich auf der meinen — Deine Cocosnüſſe ſind ſo ſüß und ölreich wie die von Tuia. Was verlangſt Du mehr? Laß mich und Deine Tochter in Frieden leben, thue Du daſſelbe, und wir Beide können glücklich ſein."

Ramara Toa hatte ſich noch einige Häuptlinge von Motua-Bai mitgebracht, die allerdings auf ſeiner Seite ſtanden, aber ſein eigener Sohn, ebenſo wie Tamoruva, ſtimmten gegen ihn, und der alte König mußte, bitteren Groll im Herzen, nach Motua-Bai zurückkehren.

Seit jenem Tage hatte ihn Mr. Lowe nicht wieder geſehen und ſich heute nun aufgemacht, um weitere Maßregeln mit ihm zu beſprechen, denn ihm ſelber fing die Zeit an lang zu werden. Wieder und wieder bekam er Anfragen von Laua, wie es mit dem „intereſſanten" Platz ſtünde, auf welchem der Miſſionär Fremar gleich in den erſten Monaten ſolch' bedeutende Fortſchritte gemacht, und immer und immer wieder mußte er den nämlichen Bericht zurückſenden, daß die Südſeite der Inſel — was aber ſchon damals der Fall war — dem chriſtlichen Glauben allerdings vollſtändig gewonnen wäre, daß aber die Nordſeite noch hartnäckig allen ſeinen ſelbſtgeführten Bemühungen widerſtehe, und Matangi Ao, der junge Häuptling, auf das ſtarrköpfigſte jede Belehrung — ſoweit ſie den Glauben betreffe — verweigere, dafür aber deſto eifriger in der Schmiede arbeite und auch nicht unbedeutende Fortſchritte im Leſen und Schreiben gemacht habe. Das allein gebe ihm denn auch noch Hoffnung, daß er doch bald den Segen einſehen würde, den der wahre Glaube um ſich her verbreite. Für jetzt ſtehe er aber noch unter dem Einfluß von ein paar nichtsnutzigen Individuen, weggelaufenen Matroſen, mit denen er ſehr viel und häufig verkehre, und es wäre an der Zeit, dieſe von der Inſel zu ſchaffen. Mr. Rosbane möge alſo ſo gut ſein und ſobald als möglich den Schooner oder ein anderes Fahrzeug nach Tuia dirigiren, um ſie abzuholen, denn dem Kutter mit ſeiner geringen Mannſchaft könne man ſie nicht anvertrauen.

Der Brief war mit dem letzten Kutter abgeſendet worden und Mr. Lowe hoffte daß, was er Matangi Ao über die beiden Fremden geſagt, nicht ohne Wirkung geblieben ſein würde. Die Häuptlinge halten ſelber viel auf ihren Rang und ſind zu ſtolz, um mit ganz untergeordneten Menſchen zu verkehren.

Der Miſſionär nahm aber auf dieſer Reiſe ſeine Frau nicht mit, die mit einer ziemlich zahlreichen Dienerſchaft in Tuia blieb, theils um die dortigen Vorgänge zu überwachen, theils um ihren Unterricht nicht zu unterbrechen und ihre Bekehrungsverſuche fortzuſetzen. Er ſchritt, von zwei Dienern begleitet, die ſein Gepäck trugen, das reizende und pittoreske Thal hinauf, und raſtete nur hie und da bei einzelnen Hütten, von deren Bewohnern er auch ſchon einige bewogen hatte, ihre Irrthümer abzuſchwören. Im Ganzen war das Reſultat aber noch ein ſehr geringes und er ſelber ſogar über die Wenigen in Zweifel, ob ihre Bekehrung ſehr ernſt gemeint und nicht mehr eine Gefälligkeit gegen ihn geweſen ſei, an die ſie ſich nur in ſeiner Gegenwart gebunden glaubten. So lange er den Häuptling des Diſtricts nicht für ſich gewonnen hatte, ſo lange durfte er nicht auf einen dauernden Erfolg bei den geringeren Eingeborenen rechnen, und er betrachtete auch alle dieſe Verſuche nur als Vorbereitungen zu dem großen Ganzen.

Im Hupai-Thal erwartete ihn ſchon der junge

Miſſionär, dem er einen Boten vorausgeſchickt, weil er es liebte, dort, wo er gerade eintraf, Vorbereitungen zu ſeinem Empfang zu finden. Martin hatte auch ſeine kleine Schule zuſammenberufen, und über eine kurze Prüfung, die er mit den Kindern hielt, ſprach ſich Mr. Lowe ſehr günſtig aus. Da er ſich übrigens nicht lange dort aufhalten mochte und nach einem kurzen Imbiß erklärte, ſeinen Weg fortſetzen zu wollen, um die Nacht bei Namara Toa zu verbringen, bat ihn Mr. Martin, ob er ihm erlaube, ihn zu begleiten, da er ſelber mit Bruder Fremar, ausgebrochener Zwiſtigkeiten zwiſchen einigen Familien im Hupai-Thal und der Motua-Bai wegen, etwas zu beſprechen habe und ihm ſelber auch noch über Manches unterwegs Auskunft geben könne.

Mr. Lowe betrachtete ihn, während er ſprach, aufmerkſam, und es konnte ihm dabei nicht entgehen, daß der junge Mann, der das jedenfalls bemerkte, erröthete. War etwas vorgefallen? — aber er gedachte nicht ihn darum zu fragen, denn es gehörte ſich, daß er ſelber davon beginnen möge. Der Weg nach der Motua-Bai hinab bot ihm dazu auch die günſtigſte Gelegenheit, aber — es erfolgte nichts Derartiges. Martin ſprach ausführlich über die Verhältniſſe ſeiner Umgebung, ſoweit es die Fortſchritte der dortigen Miſſion betraf, konnte aber eben kein ſehr günſtiges Reſultat berichten, denn Taori, der Sohn des Königs, der ſich gegenwärtig mit einigen jungen Freunden in Motua-Bai befand, widerſtrebte hartnäckig jedem entſchiedenen und öffentlichen Schritt. Er kam zu Zeiten in die Predigt und ſaß dann ſtill und aufmerkſam und hörte zu, aber er weigerte ſich, ſeine alten Götter abzuſchwören, er ſowohl als die ihm anhängenden Häuptlinge.

„Und wie iſt es mit Tamoruva?“ fragte Mr. Lowe, „ich habe gehört, daß Sie viel mit deſſen Haus verkehrten, und das ſchien mir ein gutes Zeichen. Er hat großen Einfluß auf der ganzen Inſel. Neigt er ſich wenigſtens unſerem Glauben zu?“

Martin hatte den Kopf geſenkt und ſchaute vor ſich nieder auf den Pfad, endlich ſagte er leiſe:

„Alles habe ich verſucht, um ihn der guten Sache zu gewinnen — jede nur erdenkliche Ueberredung, aber Alles blieb vergeblich. Sein Kind erkrankte, und ich ſaß Nächte lang an ihrem Lager, bis es mir gelang, ihr die Geſundheit wiederzugeben. Ich hoffte, daß ihn das bewegen würde; umſonſt, denn er ſchrieb die Geneſung den Opfern und Gebeten zu, die er ſeinen falſchen Göttern in der Zeit gebracht.“

„Ramara Toa hat ganz Recht,“ ſagte Mr. Lowe finſter, „im Guten iſt mit dieſen halsſtarrigen, verſtockten Burſchen nichts auszurichten, und wenn es denn nicht anders geht —“

„Aber wir dürfen doch keine Gewalt bei ihnen anwenden, ja können es nicht einmal.“

„Wir?“ erwiderte Mr. Lowe kopfſchüttelnd, „wir haben mit Gewalt nichts zu thun; unſer Beruf iſt ein Beruf des Friedens und der Liebe, nicht des Kampfes. Aber wenn der chriſtliche Fürſt und König dieſes Landes nicht mehr im Stande iſt, den Uebermuth der Anhänger Satans länger zu ertragen? Wenn er nicht mehr dulden will, daß die Spottgeſtalten alberner Götzen in ſeinem Reiche aufgeſtellt bleiben, können wir es hindern oder ihn nur deshalb tadeln?“

„Um Gottes willen keinen Krieg, keinen Religionskrieg unter dieſem friedlichen, glücklichen Volk!“ rief Martin bewegt; „es wäre zu furchtbar, wenn wir die Urſache eines ſo entſetzlichen Streites werden ſollten.“

„Des Herrn Wege ſind wunderbar,“ ſagte der Miſſionär ernſt, „aber er führt Alles herrlich hinaus. Wir werden keine Hand in dem Kampfe rühren, wir dürfen es nicht; wenn der Allmächtige aber ſeinen Werkzeugen die Waffen in die Hand drückt, um ſeinem Wort einen freien Weg zu bahnen, ſind wir da im Stande die Hand zurückzuhalten?"

„Ramara Toa," ſagte Martin, „iſt ein ehrgeiziger Mann. Er hat nicht den wahren Glauben, denn mehr als alles Andere trieb ihn der Eigennutz der neuen Lehre zu."

„Wir können nicht in den Herzen der Menſchen leſen," ſagte der Miſſionär ruhig; „wir wiſſen nicht was ihn bewogen hat, dürfen aber auch, als chriſtliche Lehrer, einer guten Handlung nicht leichtſinnig ein unreines Motiv unterlegen. Was indeſſen auch ſeine erſten Triebfedern geweſen ſein mögen, er iſt jetzt in den richtigen und ſchmalen Pfad der Tugend eingelenkt, und uns geziemt es, ihn darauf ſorgſam weiterzuführen. Seine Frau, die Königin Einua, iſt beſonders eine würdige Dame, und meine Frau hält viel von ihr; ich hoffe, daß ſie noch eine Leuchte auf der Inſel werde. Wie macht ſich denn dieſer Mann in dem grünen Rocke, den Mrs. Fremar mit auf die Inſel gebracht? Ich wollte lieber, es wäre nicht geſchehen."

„Er iſt fleißig und harmlos," ſagte Martin gutmüthig, „dabei verkehrt er mit den Indianern in einer wunderlichen Sprache, die ich ſelber nicht verſtehe, und dieſe haben ihn gern, denn er jagt und fiſcht mit ihnen und ſcheint ſonſt ein ziemlich komiſcher Kauz."

„Wenn er nur das häßliche Rauchen laſſen wollte; er giebt dadurch den Eingeborenen ein ſo böſes Beiſpiel, daß Ramara Toa ſelber nicht einmal bewogen werden kann, es zu verbieten. Ich begreife überhaupt nicht, wo er noch den Tabak herbekommt; er muß doch einmal ein Ende nehmen, und daß dann kein anderer auf der Inſel gelandet wird, dafür iſt ſchon geſorgt."

„Das wird nichts nützen," lächelte Martin, „denn er hat ſich ſelber eine kleine Anpflanzung gemacht, und der Tabak gedeiht vortrefflich."

„Und hat Bruder Fremar das geduldet?" rief der Miſſionär raſch und heftig aus.

„Er wollte es verbieten, aber Ramara Toa nahm den Tabak unter ſeinen beſondern Schutz, und er durfte deshalb nicht beläſtigt werden."

„Und wo hat er den Samen herbekommen?"

„Wie ich höre, hat er eine Kleinigkeit mitgebracht und vor einigen Monaten ausgeſäet. Er gedeiht aber vortrefflich, und die Pflanzen ſind ſchon faſt einen Fuß hoch.“

Mr. Lowe erwiderte kein Wort weiter; er ſchritt ſchweigend neben Martin her; aber ihr Weg war nicht weit mehr, denn vor ihnen öffnete ſich ſchon der Wald, und der unmittelbar über Motua-Bai liegende Palmenhain wurde ſichtbar, während zwiſchen deſſen Stämmen durch die See funkelte. Sie waren am Ziele, und der Miſſionär ſchritt auch ohne Weiteres rechts hinab dem Hauſe Ramara Toa’s zu. Er hatte, wie er zu Bruder Martin ſagte, etwas mit dieſem allein zu beſprechen, und würde entweder ihn und Bruder Fremar erſuchen laſſen, hinunterzukommen, oder ſelbſt hinaufkommen.

Martin wendete ſich demzufolge und, wie es ſchien, mit der Anordnung ſehr zufrieden, dem Felſenhang zu, auf welchem Fremar’s Wohnung ſtand. Er traf Fremar allerdings nicht zu Hauſe, ſondern nur ſeine Gattin, die im Schatten einer Palme im Freien ſaß und einen Brief las. Sie hatte verweinte Augen, und als ſie aufſtand und dem jungen Miſſionär die Hand reichte, miſchte ſich in das freundliche Lächeln, das ſie ihm ſtets entgegenbrachte, ein recht wehmüthiger Zug von Schmerz und geheimem Leid, das um ihre Lippen zuckte.

Sie hatte ſich überhaupt recht verändert; ſie ſah bleich und angegriffen aus, und ihre Augen glänzten ſo ernſt unter den langen dunkeln Wimpern vor.

„Sind Sie krank geweſen, Mrs. Fremar?“ war auch Martin's erſte Frage, als er die dargebotene Hand nahm und herzlich drückte. „Sie ſehen ſo bleich aus —“

„Nein,“ erwiderte die junge Frau, indem ſie zu lächeln verſuchte, „ich war nicht krank, ich befinde mich — Gott ſei Dank — vollkommen wohl; der Brief,“ ſetzte ſie zögernd hinzu, „hat mich vielleicht ein wenig angegriffen. Er iſt von daheim — von meinem Vater.“

„Er hat Ihnen doch keine böſen Nachrichten gebracht?“

„Nein — dem Himmel ſei Dank! Der alte gute Mann iſt ſo glücklich, daß wir — ſo glänzende Erfolge hier erzielt, und unſer Werk ſo geſegnet vorwärts ſchreitet,“ ſetzte ſie leiſe, kaum hörbar hinzu. „Nur die Sehnſucht nach mir nagt ihm am Herzen, ja er ſpricht ſogar davon, es gehöre nicht zu den Unmöglichkeiten, daß er ſein altes Schloß und Gut verkaufen könne, um ganz hierher zu mir zu ziehen."

„Wie glücklich würden Sie ſich fühlen, wenn er käme —"

Berchta antwortete nicht; ihr Auge ſuchte den Boden. Martin aber, dem etwas Anderes die Seele drückte, war zu viel mit ſich ſelber beſchäftigt, um den ſchweren Seufzer zu bemerken, der ihre Bruſt hob, und er fuhr nach kurzer Pauſe fort:

„Ihr Gatte iſt nicht daheim?"

„Nein, er iſt nach Aſaru unten am Strand gegangen, um dort einen Kranken zu beſuchen. Ich hoffe aber, er wird bald zurückkehren."

„Und Claus?"

„Er iſt nach ſeinem Tabaksfeld gegangen, das ihn jetzt ſehr beſchäftigt."

„Mr. Lowe iſt mit dem Tabakbau gar nicht einverſtanden."

„Ich konnte es mir denken," ſagte Berchta nicht ganz ohne Bitterkeit; „aber warum ſoll der alte Mann nicht ein ſo unſchuldiges Vergnügen genießen, mit dem er doch wahrlich keinen Menſchen ſchädigt und noch weniger eine Sünde begeht? Wenn mein alter Vater hier herüberkäme, würde er auch ihm das Rauchen verbieten wollen.“

„Er iſt vielleicht zu ſtreng, aber er meint es gewiß gut.“

Wieder ſchwieg Berchta, aber Martin konnte ſich auch nicht einmal durch den neuen Gedankengang von ſeinem Ziel abbringen laſſen, und plötzlich ſcheu, aber doch entſchloſſen beginnend, ſagte er:

„Mrs. Fremar, ich hatte mir eigentlich vorgenommen, Ihren Gatten aufzuſuchen, um ihn in einer wichtigen, das heißt für mich wichtigen Sache um Rath zu fragen. Er iſt nicht daheim, und ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ebenſo gern — vielleicht lieber — mit Ihnen den Gegenſtand verhandle, denn ich bin feſt davon überzeugt, daß Sie es gut mit mir meinen. Wollen Sie mir Ihren Rath geben, und — wenn Sie nicht ganz anderer Anſicht ſind als ich — mir Ihren Beiſtand zuſichern?“

„Ich kann mir nicht denken,“ ſagte Berchta in ihrer milden Freundlichkeit, „daß Sie etwas Anderes von mir fordern würden, als wozu ich Ihnen von Herzen meinen Beiſtand verſprechen könnte. Alſo laſſen Sie mich frei und offen wiſſen, was Sie bedrückt; es kommt mir jetzt faſt ſelber ſo vor, als ob Ihnen irgend etwas auf der Seele läge, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen ebenſo antworten und Ihnen nach beſten Kräften rathen werde."

„Ich bin es überzeugt," ſagte Martin, „und um Ihnen einen Beweis zu geben, wie vollkommen ich Ihnen vertraue, ſollen Sie jetzt auch Alles erfahren. Es iſt ja doch nichts, deſſen ich mich zu ſchämen brauchte. Ich liebe —"

„Ein eingeborenes Mädchen," ſagte Berchta, zu ihm aufſchauend.

„Ja," erwiderte Martin leiſe, „die Tochter eines Häuptlings, ein liebes, holdes Weſen, an deſſen Seite ich mein Glück zu finden hoffe, wenn — Mr. Lowe nur ein freundliches Wort bei der Miſſionsgeſellſchaft für mich einlegen wollte."

„Und haben die Eltern ihre Einwilligung gegeben?"

„Ja — allerdings mit Zögern, denn ihr Vater iſt noch nicht bekehrt."

„Kenn' ich ihn?"

„Der alte Häuptling Tamoruva in unſerm Thal; ein Heide, aber ein ſo braver, ehrenwerther Mann, wie man ihn nur auf der Welt finden kann."

„Er aber gerade iſt Einer von denen, die dem Chriſtenthum bis jetzt auf das hartnäckigſte widerſtrebt haben.“

„Ich weiß es, ja, aber nur aus dem Grunde, weil er in irgend einer irrigen Anſicht das Verderben und den Untergang der Eingeborenen in einem Glaubenswechſel ſieht. Ich habe mein Aeußerſtes verſucht ihn zu bewegen, aber vergebens. Tama, ſeine Tochter, ſcheint ſich ſchon eher der neuen Lehre zuzuneigen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß ſie ſich von mir überzeugen läßt, ſobald ſie erſt mein Weib iſt, aber —“

„Aber?“ ſagte Berchta. „Weshalb ſollte Mr. Lowe die Erlaubniß zu einer Verbindung weigern, die ihm die ſicherſte Bürgſchaft leiſtet, daß er dadurch — und wenn auch erſt mit der Zeit — einen der einflußreichſten Häuptlinge der guten Sache gewönne?“

„Ja, das iſt wohl wahr,“ ſagte der junge Miſſionär kleinlaut, „Tamoruva verweigert mir auch ſeine Einwilligung nicht, aber — er ſtellt eine Bedingung, die ſchwer zu erfüllen ſein wird.“

„Und welche?“

„Daß ich mit ſeiner Tochter nach dem Ritus der chriſtlichen Religion — aber auch nach ihrer Sitte verheirathet werde, mich alſo einer heid=

niſchen Form unterziehen muß, um zu ihrem Beſitz zu gelangen.“

„Dazu wird allerdings Mr. Lowe nie ſeine Einwilligung geben,“ ſagte Berchta beſtimmt, „und wenn er es ſelbſt wollte, ſeine Frau würde es nie geſtatten.“

„Das läßt ſich vielleicht doch noch umgehen!“ rief Martin. „Der alte Tamoruva iſt duldſamer als unſere ſtrengen Geiſtlichen, und er will ja nur ſein Kind glücklich und geſichert wiſſen. Wenn Mr. Lowe nur ſeine Einwilligung zu der Heirath giebt! Und wie viel ſegensreicher könnte ich dann hier wirken, wenn, mit den einflußreichſten Eingeborenen verbunden, meine Stimme auch in ihrem Rath ein Gewicht hätte! Jetzt betrachten ſie uns nur als Fremdlinge auf ihren Inſeln, aber dann erſt, wenn wir in ihre Familien eintreten, dürfen wir hoffen, uns ihre dauernde Liebe nicht allein, ſondern auch ihr Vertrauen zu gewinnen.“

„Haben Sie ſchon mit Mr. Lowe geſprochen?“

„Nein; ich wagte es nicht, ohne vorher Ihren und Ihres Gatten Rath gehört zu haben und Ihrer Beider Hilfe dabei verſichert zu ſein.“

„Wenn Sie den heidniſchen Ritus umgehen können,“ ſagte Berchta freundlich, „ſo iſt Ihnen meines Gatten Stimme ſicher, im andern Falle ſtehe ich aber auch nicht für ihn ein."

„Ich glaube es gewiß."

„Und lieben Sie das junge Mädchen wirklich ſo von ganzer Seele, daß Sie glauben, mit ihm glücklich zu werden?"

„Von ganzer Seele!" ſagte Martin herzlich. „O, wenn Sie ſie nur einmal ſehen könnten," fuhr er bewegt fort, „ſie iſt ſo lieb, ſo gut und ſchön wie das Land ſelber, das ihr das Leben gab."

„Und wenn Sie einmal wieder nach der Heimath zurückkehren wollten? Würden Sie ſich ihrer nicht zu ſchämen brauchen?"

„Nie, nie!" rief Martin leidenſchaftlich aus. „Und wenn ich mir hier eine Häuslichkeit gründen könnte, mit welchem Eifer würde ich ſchaffen und arbeiten — ich verlange ja nicht mehr."

„Dann haben Sie auch gute Hoffnung," ſagte Berchta herzlich, „es wird ſich noch Alles zum Beſten wenden, und was ich thun kann, um Sie zu unterſtützen, ſeien Sie verſichert, daß ich es thun werde."

„Wie danke ich Ihnen dafür! — Aber nun ſagen Sie auch mir, Mrs. Fremar, was fehlt Ihnen? Sie ſehen ſo gedrückt, ſo niedergeſchla-

BAYERISCHE

gen, ja leidend aus? Iſt etwas vorgefallen, das Ihren heiteren Sinn getrübt? O, wenn ich Ihnen da beiſtehen und Ihnen nur einigermaßen das Wohlwollen vergelten könnte, das Sie mir gezeigt!"

Berchta ſchwieg und ſah eine Weile ſinnend vor ſich nieder, endlich ſagte ſie leiſe:

„Ich ſorge mich vielleicht nur um ein Schreckbild meiner eigenen Phantaſie, und doch hat es mir manche Nacht den Schlaf geraubt."

„Und darf ich es kennen?"

„Ich weiß nicht, weshalb ich Ihnen ein Geheimniß daraus machen ſollte," ſagte Berchta, „denn gerade Sie auf der ganzen Inſel ſind vielleicht der Einzige, der im Stande wäre, es zu ſcheuchen und zu vernichten."

„Wie glücklich mich das machen würde!"

„Wir ſind jetzt faſt drei Jahre auf dieſer Inſel," ſagte Berchta ſcheu, „und anfangs, Gott weiß es, wie glücklich ich mich fühlte, als ich ſah, wie die Eingeborenen ihre Herzen ſo gern und freudig dem neuen Glauben öffneten. Unſere Mühe wurde mit ungeahnten Erfolgen gekrönt, und glühende Berichte ſchrieb ich nach Deutſchland; welchen Segen die Miſſion den armen verblendeten Heiden brächte, und jetzt —"

„Und jetzt, Mrs. Fremar?“

„Jetzt,“ ſagte die Frau kaum hörbar, „fangen Zweifel an in mir aufzuſteigen, ob wir den Indianern wirklich Glück und Segen gebracht.“

„Und Sie glauben es nicht?“ rief Martin beſtürzt.

„Ich weiß es nicht. Was ich früher für wahren Glauben, für wirkliche Ueberzeugung von ihrer Seite hielt, ſtellte ſich nach einiger Zeit bei Vielen — o ſo Vielen — nur als ein vorübergehender Reiz der Neuheit heraus, der ſie in ihrem gedankenloſen Weſen ſelbſt das Heiligſte aufgeben ließ, was der Menſch eigentlich haben ſollte — ſeinen Glauben. Sie wurden läſſig und gleichgiltig, und nur die darauf geſtellten ſtrengen Strafen verhinderten ſie offenbar daran, wieder in ihren alten Unglauben zurückzufallen. Aber das nicht allein,“ fuhr die junge Frau erregt fort, „etwas riefen wir ſelbſt bei denen hervor, die treu in der guten Sache aushielten — etwas, an das meine Seele früher nicht gedacht hatte, und zwar: Unfrieden und Haß in ihren eigenen Familien. Ein Theil bekehrte ſich, ein anderer hielt an dem alten Glauben feſt, und Haß und Streit zwiſchen ſolchen, die von der Natur angewieſen worden, vereint durch ihr ganzes Leben zueinander zu ſtehen, war die unmittelbare Folge. Zwei Mordthaten ſind in dem letzten Jahre vorgefallen, die keinen andern Beweggrund hatten, als Religionshaß. Die Mörder — und das gerade iſt mir das Furchtbare an der Sache — ſind Chriſten, und bauen jetzt zur Strafe unten neben der alten eine neue Kirche von Korallenblöcken. Ihre Opfer aber waren das eine der Bruder, das andere der Schwager der Unglücklichen. Doch auch ſelbſt dort, wo es nicht zu ſolch' blutigen Zwiſtigkeiten kam, wurden die Familienbande an vielen Stellen zerſtört und aufgelöſt, und Haß regierte anſtatt Liebe und Vertrauen. War das der Zweck, weshalb wir hergekommen? Nicht daß ſie den Namen ihres Gottes ändern ſollten, nein, um ſie glücklich zu machen und ihnen den Frieden zu geben, kamen wir herüber — wenigſtens hat kein anderer Gedanke mich erfüllt, und jetzt? Namara Toa hat, obgleich Fremar mir darin nicht Recht geben will, nur den chriſtlichen Glauben angenommen, um Gewehre und die Hilfe der Weißen zu erlangen, die ſeinen Ehrgeiz unterſtützen ſollen. Einua ſelber glaubt, wenn ſie die ihr vorgeſprochenen Gebete nachſpricht, Alles gethan zu haben, was man von ihr verlangen kann.

Dem Volke ſind dabei ſeine harmloſen Vergnügungen verboten worden, und was war die Folge? Man machte ſie zu Heuchlern, die jetzt heimlich treiben, was ſie nicht öffentlich mehr thun dürfen. Wir haben die Eingeborenen zum Chriſtenthum bekehrt, aber ſie noch nicht dazu bewegen können, aus eigener freier Ueberzeugung ihre alten Götter zu ſtürzen. Sie wollen erſt von den Wundern, von denen ihnen aus alten Zeiten ſo viel und vielleicht unnöthigerweiſe erzählt wird, mit eigenen Augen ſehen, und da ihnen die nicht geboten werden können, fangen ſie an, die Macht des neuen Gottes zu bezweifeln.“

„Sie wollen an keinen Gott der Liebe glauben?“ ſagte Martin.

„Wir haben ihnen keinen Gott der Liebe gebracht,“ rief Berchta heftig aus. „Nur von den Schrecken der Hölle und den Qualen der ewigen Verdammniß wird gepredigt, ihnen nur erzählt, daß ihre Sünden an ihnen geſtraft werden ſollen bis in's dritte und vierte Glied. Scheu betreten ſie den Tempel des Höchſten, als ob unſichtbare Feinde darin wachten und alle ihre Bewegungen beobachteten, und ſcheu ſchleichen ſie ebenſo an den früher geheiligten Bäumen vorüber, weil ſie auch hier die Rache der erzürnten Götter fürchten. Das Vertrauen iſt aus ihren Herzen gewichen, und in Furcht allein beugen ſie ſich vor dem Alliebenden."

„Wahr! wahr!" ſeufzte Martin leiſe, „auch ich habe einmal mit Mr. Lowe darüber geſprochen, wagte aber nachher nie wieder das Thema zu berühren, ſo zornig wurde er. Was konnte ich da thun?"

„Zu mir kommen die armen Weſen," fuhr Berchta fort, „zu mir in Todesangſt und Seelenpein und fragen, ob es denn wahr ſei, daß nun ihre arme verſtorbene Mutter, die ja nie das Wort des neuen Gottes gehört, weil ſie im Unglauben bis an ihren Tod verharrte, zu den Qualen der ewigen Verdammniß verurtheilt und ob da keine Rettung möglich ſei. Ich machte meinem Gatten Vorwürfe — er zuckte die Achſeln und ſagte: er könne den Armen keinen Troſt geben, denn welch ein Vorzug bleibe es nachher, ein Chriſt zu ſein, wenn auch den Heiden das Himmelreich würde?"

„Aber Sie gaben ihnen Troſt?" ſagte Martin bewegt.

„Mit Herz und Mund und feſter Ueberzeugung," rief die junge Frau; „ich hatte darüber einen heftigen Auftritt mit Fremar, aber er kann nicht Recht haben, es wäre ja zu fürchterlich. — Doch," unterbrach ſie ſich plötzlich, „was helfen uns die trüben Bilder, die wir damit vor unſerer Seele heraufbeſchwören — laſſen Sie uns wenigſtens da zu mildern verſuchen, wo Mr. Lowe und ſelbſt mein Gatte zu ſchroff, zu hart gegen die armen Eingeborenen auftreten und ihnen dann ſtatt Troſt nur Furcht und Schrecken bringen. Wann wollen Sie mit Mr. Lowe reden?"

„Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ſelber mit Furcht an den Augenblick denke," ſagte der junge Miſſionär ſcheu. „Ich weiß nicht was er ſagen wird; er bleibt unberechenbar, und man kann nicht ahnen, von welcher Seite er die Sache anſehen wird. Darum möchte ich Sie bitten, verehrte Frau, vorher mit Ihrem Gatten über mein Geſuch zu reden und ihn mir wenigſtens günſtig zu ſtimmen. Wir wollen auch vorderhand noch gar nichts von Tamoruva's Bedingungen erwähnen, die ſich überhaupt vielleicht umgehen laſſen. Wenn wir nur erſt Mr. Lowe's Einwilligung zu der Verbindung haben, alles Andere findet ſich dann leicht von ſelber."

„Wie ſollte er ſie Ihnen wehren?" ſagte Berchta freundlich; „ſorgen Sie ſich nicht deshalb;

ich werde auch vorher mit Fremar reden — aber dort ſehe ich ſchon ſein Canoe im Binnenwaſſer der Riffe anrudern. Das trifft ſich günſtig. Verlaſſen Sie mich jetzt, und ich gebe Ihnen das Verſprechen, daß ich Ihre Sache warm vertreten will. Wie gerne möchte ich Sie wenigſtens glücklich ſehen."

„Und ſind Sie es nicht, Mrs. Fremar?"

„Doch — doch," erwiderte leiſe die Frau. „Ich würde eine Sünde begehen, wollte ich das Gegentheil behaupten — recht glücklich bin ich und werde es noch mehr werden, wenn wir uns erſt vollſtändig die Herzen der Eingeborenen gewinnen können. Doch jetzt gehen Sie. Bleiben Sie aber in der Nähe — wenn ich nachher Ihr Hierherkommen für nöthig halte, werde ich an jenen Orangenbaum ein weißes Tuch binden. Bleiben Sie in Sicht des Baumes. Habe ich erſt mit meinem Gatten geſprochen, ſo glaube ich auch gewiß, daß er Ihnen ſein Fürwort nicht verſagen wird."

Während der junge Miſſionär oben war, hatte Claus unten in ſeinem kleinen Tabaksfeld, das ihm Ramara Toa ſelber angewieſen, ſcharf gearbeitet und die Raupen abgeleſen, die ſich hie und da auf den Blättern der Pflanze zeigten und dieſe zu zerſtören drohten. Es war auch in der That hohe Zeit, daß er wieder Tabak bekam, denn trotz aller Beſtellungen, die er dem Miſſionskutter gegeben und die der König lebhaft unterſtützte, brachte dieſer nie das beſtellte Labſal mit. Die Leute zuckten dann immer die Achſeln und meinten, es wäre keiner zu bekommen geweſen.

Nun hatte allerdings Claus noch etwas Samen bei ſich, aber immer geglaubt, er würde hier, der Hitze wegen, nicht wachſen. Wie das aber Ramara Toa durch einen der Eingeborenen, mit denen Claus gewöhnlich jagte, erfuhr, drang er augenblicklich darauf, daß der Same ausgeſäet würde, und ließ dem Deutſchen noch an demſelben Tage ein nicht zu heißes Stück Land, das dicht am Walde lag und mit zu ſeinem Garten gehörte, anweiſen, gab ihm auch Leute, die ihm mit helfen mußten, es zu bearbeiten, und kam ſelber oft hinaus, um nachzuſehen, ob der ausgeſtreute Samen nicht kommen wolle.

Fremar hörte davon und ſuchte den König zu verhindern, dies giftige Kraut auf ſeiner Inſel zu ziehen. Ramara Toa erwiderte ihm aber ziemlich richtig, daß der „grüne Mann" den

Samen gar nicht hätte mitbringen können, wenn er nicht im Lande der Weißen gewachſen wäre, und Sünde könne es auch nicht ſein, denn der Tabak würde ja nicht zur Ehre der alten Götter, ſondern zu der des neuen in die Luft geblaſen. Er ließ ſich auch nicht davon abbringen und hatte eine große Freude, als die Pflanzen endlich ihre grünen Keime zeigten und dann raſch und kräftig emporwuchſen.

Ebenſo vergeblich, ihn zu einem Aufgeben des Rauchens zu veranlaſſen, blieben Mr. Lowe's Vorſtellungen heute Morgen. Er nahm die Ermahnungen mürriſch hin, erklärte aber dann, es ſei keine Sünde, denn der mit den Miſſionären gekommene Weiße rauche den ganzen Tag.

Claus ſelber wußte recht gut, wie die Miſſionäre über ſeine Leidenſchaft dachten; er hatte es oft genug von Mr. Fremar hören müſſen, und konnte ſich alſo auch wohl einbilden, daß ſie ſeinen Tabaksbau nicht mit günſtigen Augen anſehen würden, kümmerte ſich aber verwünſcht wenig darum. Sein alter Baron zu Hauſe — ſo ein frommer Herr, wie es nur einen auf der Welt gab, that die Pfeife beinahe gar nicht aus dem Munde, der Herr Diaconus hatte ebenfalls geraucht, und nun der alte Paſtor erſt! Wenn man zu dem in die Stube hineintrat, konnte man ihn manchmal vor' Tabaksqualm gar nicht finden, und wußte der nicht etwa auch, was Gott wohlgefällig ſei oder nicht?

Redensarten! Die Miſſionäre wollten nur in einem fort verbieten. Das war dem lieben Gott nicht recht und das auch nicht, und wenn es nach ihnen gegangen wäre, ſo hätte man den ganzen lieben Tag nur immer auf den Knieen herumrutſchen und beten ſollen. Ihm paßte das aber ſchon lange nicht mehr, und ſeine arme „gnädige Frau", wie er Berchta immer nannte, die ſah auch ſo bleich und abgemagert aus, daß es einen Stein hätte erbarmen können. War die etwa glücklich geworden? Der alte Mann ſeufzte tief auf — und die Raupen ärgerten ihn ebenfalls dabei. Wo nur das elende Gewürm alles auf einmal herkam und ſich gerade auf ſeine Tabaksblätter verbiſſen hatte? Man konnte ihnen gar nicht genug auf den Dienſt paſſen, und wenn er die Pflanzen nur einmal zwei Tage außer Acht ließ, hatten ſie ihm ſicher ſchon große Löcher in die ſchönſten Blätter hineingefreſſen.

Jetzt war er endlich fertig. Er hatte ſeiner Meinung nach ſämmtliche Raupen auf das ſorgfältigſte abgeſucht und keine einzige lebendig an den Pflanzen zurückgelaſſen, war aber trotzdem überzeugt, daß er, wenn er übermorgen wieder nachſähe, genau ſo viel finden würde, als er heute im Grimme zerdrückt und ausgerottet. Die kleinen Beſtien wuchſen ordentlich aus der Erde heraus.

Aber er war auch bei der Arbeit müde geworden; die Sonne brannte doch heidenmäßig in dieſem Theil der Welt, beſonders dort im Feld drin, wohin die Seebriſe nicht dringen konnte. Er ging deshalb ein paar Schritte in den Wald hinein, wo ein Orangenbaum mit Früchten beladen ſtand, ſchüttelte ſich ein paar herunter und legte ſich dann ausruhend unter den Baum, um ſie auszuſaugen und ſich daran zu ſtärken.

Dort hatte er übrigens kaum zehn Minuten gelegen, als er plötzlich nicht eben laute Stimmen hörte, die ſich mitſammen unterhielten, und raſch aufhorchend, glaubte er, daß ſie aus ſeinem Feld heraustönten. Wer war das und wer hatte dort überhaupt etwas zu ſuchen?

Vorſichtig und vollkommen geräuſchlos hob er ſich empor, und im Anſchleichen an Wild von Jugend auf geübt, kroch er auch, jedes raſchelnde

Blatt, jeden dürren Zweig vermeidend oder vorſichtig aus dem Weg hebend, zum Rand des Waldes, von wo aus er, ohne ſelber geſehen zu werden, einen freien Blick über das ganze Feld bekam. Er brauchte übrigens nicht lange zu ſuchen, denn ſein Auge fiel im Moment auf zwei Geſtalten, die dort am unteren Rand ſeiner Tabakspflanzung beiſammenſtanden und miteinander ſprachen. Was? konnte er allerdings nicht verſtehen, denn die Unterhaltung wurde nicht überlaut und noch dazu in der Sprache der Eingeborenen geführt, aber die beiden Männer kannte er dafür gut genug. Es war der Miſſionär Lowe und einer der mit ihm von Laua herübergekommenen Indianer — ſein Factotum, Paya mit Namen, den er ſich, wie Claus meinte, vollſtändig zu Allem abgerichtet hatte, wozu er ihn brauchen wollte.

Und was hatten die Beiden gerade bei ſeinem Tabak zu ſuchen? Bloßes Intereſſe am Wachsthum der Pflanzen? Das war nicht denkbar; denn er wußte recht gut, daß ſie der Miſſionär lieber ausgerottet hätte. Oder wollten ſie gar — der alte Jäger zog ſeine Brauen finſter zuſammen, und unwillkürlich ſah er ſich nach ſeinem, allerdings in der Hütte gelaſſenen Ge=

wehr um — aber ſie verließen die Stelle nicht, auf der ſie ſtanden, und Claus konnte nur bemerken, daß der Miſſionär dem Eingeborenen etwas erklärte, was jedenfalls ſeinen Tabak betraf, denn er bückte ſich einmal zu einer der Pflanzen nieder und deutete dann über das ganze Feld.

Die Beiden hielten ſich aber nicht lange dort auf. Mr. Lowe warf — was Claus nicht entging, noch einmal überall den Blick umher, als ob er ſich vergewiſſern wolle, daß auch Niemand in der Nähe wäre, und ſchritt dann, von dem Indianer gefolgt, wieder langſam der Richtung nach dem Strande zu.

Claus blieb, als ſie ſchon lange den Platz verlaſſen hatten, noch eine Weile und wohl über eine Stunde in ſeinem Verſteck liegen, aber es kam Niemand. Das kleine Feld briet einſam in der jetzt darauf niederbrennenden Sonne, und kopfſchüttelnd, wie mit dem Begegnen gar nicht zufrieden, ſtand Claus endlich auf, holte ſeine Mütze, ſteckte ſich noch ein paar Orangen in die Taſche und ſchritt dann der eigenen Wohnung wieder zu.

5.

Claus auf der Wacht.

Als der ehrwürdige Mr. Lowe von dem Beſuch des Tabaksfeldes nach Namara Toa's Hütte zurückkehrte, fand er den König in nicht geringer Aufregung; denn eben hatte ihm einer der, wie ſchon erwähnt, als Spione benützten Conſtables die Meldung gemacht, daß man ſeinen eigenen Sohn Taori geſtern Nachts in einem Haine nahe von Afaru bei einer Tanzgeſellſchaft ertappt habe, und zwar ſei der ehrwürdige Mr. Fremar ſelber unmittelbar in der Nachbarſchaft geweſen und durch den dumpfen Klang der Trommel angelockt worden.

Dadurch wurde ein Niederſchlagen der Sache zur Unmöglichkeit; es half ihm wenigſtens nichts, ſie vor dem gerade eingetroffenen Miſſionär zu verheimlichen, denn er würde es von Fremar doch natürlich ſelber erfahren haben. Er konnte ihm aber vielleicht rathen, was er in dieſem Falle zu thun habe, ob er den eigenen Sohn, den Erben des Reiches, mit ſeinen Genoſſen zu einer entehrenden Strafe verurtheilen ſolle, oder ob er ihn freiſprechen dürfe, damit aber auch allerdings ein böſes Beiſpiel für die Uebrigen geben würde.

Mr. Lowe hatte ſchon von ſeinen Dienern, die ihn begleiteten, die raſch über die Inſel ausgeſprochene Thatſache gehört, und er wußte auch, daß gerade Taori das Haupthinderniß war, welches ſich der Bekehrung des Hupai-Thales, ja ſelbſt vielleicht dem von Tuia entgegenſtellte. Matangi Ao und Taori waren ja „Taios“ *), und erſt einmal Einen von ihnen gewonnen, und der Andere folgte auch ſicher nach. Aber gerade Taori widerſtrebte am hartnäckigſten mit unbeugſamem Stolz einer Glaubensänderung,

---

*) Ein eigener, faſt über ſämmtliche Inſeln der Südſee verbreiteter Gebrauch, der an die Blutbrüderſchaft anderer Völker erinnert. In den Krieg zogen ſie gewöhnlich Arm in Arm, um damit zu zeigen, daß ſie vereint ſiegen oder ſterben wollten, und fiel Einer der Beiden, dann beſtrich ſich der Andere mit deſſen Blut und ſtürzte ſich in raſender Wuth in das Kampfgewühl, wo er vernichtete, was er mit der Keule erreichen konnte, bis er ſelber getödtet wurde.

und vielleicht war es gut, dieſen Stolz zu brechen.

Der Miſſionär war aber viel zu vorſichtig, um eine ſo ſchwere Verantwortung auf ſeine Schultern zu nehmen; denn die Folgen ließen ſich im Fall des Mißlingens nicht ermeſſen, und konnten das Verderben der ganzen Miſſion nach ſich ziehen. Wie die Miſſionäre überhaupt auf allen Inſeln die von ihnen gewünſchten Geſetze nur ſo einzuführen wußten, daß die Häuptlinge immer in dem Glauben blieben, ſie ſelber hätten ſie erlaſſen, ſo beſchloß er auch hier, nicht einmal einen Rath in der Sache zu geben, ſondern den König ganz ſeinem eigenen freien Willen zu überlaſſen. Beiſpiele aus der Geſchichte durfte er ihm natürlich anführen. Ramara Toa mochte nachher ſelber mit ſich überlegen, wie er zu handeln habe.

Er fand den König auf ſeiner Matte ausgeſtreckt und den Kopf in die Hand geſtützt, wie er, finſter brütend, vor ſich hinſchaute. Kaum bemerkte er aber den Miſſionär, als er ihm entgegenrief:

„Weißt Du es ſchon, Freund, was mein Sohn, der nichtsnutzige Taori, allen unſeren Geboten und Geſetzen zum Trotz, in dieſer Nacht verübt hat?"

„Ich weiß es, Ramara Toa, und mein Herz iſt traurig darüber," ſagte der Miſſionär ernſt, „es wird ſchlimme Folgen für die Fortbildung des wahren Glaubens haben."

„Schlimme Folgen — wie meinſt Du das?" fragte der König raſch.

„Sie werden ſich jetzt Alle darauf berufen, daß ſie ihre heidniſchen Tänze ungeſtraft wieder aufnehmen können."

„Ungeſtraft? Und wer ſagt Dir, daß Taori ungeſtraft bleibt?"

„Er iſt Dein Sohn — der künftige König."

Wieder ſchwieg Ramara Toa und ſah brütend vor ſich nieder.

„Er iſt mein Sohn," ſagte er endlich, „ja, aber er verbündet ſich gegen ſeinen Vater mit deſſen Feinden. Matangi Ao iſt mein ſchlimmſter Feind und Taori ſein Blutbruder."

„Aber Matangi Ao hat Deine eigene Tochter zum Weib."

„Und trotzdem," rief Ramara Toa emporfahrend, „trotzdem will er die Macht von deren Vater nicht anerkennen! Aber meine Geduld iſt erſchöpft! Bei Deinem Gott, Mitonare, länger duld' ich den Trotz nicht, der mir entgegenſteht, und wenn ſich Matangi Ao nicht gutwillig fügt, ſo —" Er ſchwieg und ballte faſt krampfhaft die rechte Fauſt.

„Matangi Ao würde zürnen, wenn er hörte daß Du ſeinen Freund beſtraft haſt, und noch dazu mit öffentlicher Arbeit."

„Mit öffentlicher Arbeit?"

„So lautet wenigſtens das Geſetz; aber Du biſt König und kannſt es ändern. Die Häuptlinge werden nicht von Dir verlangen, daß Du Deinen eigenen Sohn ſo hart beſtrafſt."

„Aber ich muß gerecht richten!" rief der König. „Kamehameha hat, wie Du mir oft geſagt, das Nämliche gethan."

Der Miſſionär antwortete nicht, ſondern zuckte nur mit den Achſeln, und Ramara Toa fuhr nach einer Weile düſter fort:

„Dort liegt das dicke Buch, das Du mit zu uns herübergebracht; was ſteht darin über einen ſolchen Fall?"

„Kennſt Du nicht die Geſchichte Chriſti?" ſagte da Lowe. „Gott ſelber ließ ihn, den eigenen Sohn, ſterben für das Wohl der Menſchheit. Aber auch noch ein anderer Fall ſteht darin. Als Gott von einem der Erzväter, von Abraham, forderte, daß er ſeinen einzigen Sohn ihm opfern ſolle, um ſeinen Gehorſam zu prüfen, nahm er ihn und hob ſchon das Meſſer, um ihn zu tödten, als ihn die Hand eines Engels daran verhinderte. Und der Engel ſprach," fuhr er fort, während er die Ueberſetzung der betreffenden Stelle aufſchlug und ablas: „Ich habe bei mir ſelbſt geſchworen, ſpricht der Herr, dieweil Du ſolches gethan haſt und Deines eigenen Sohnes nicht geſchonet, daß ich Deinen Stamm ſegnen und mehren will, wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Ufer des Meeres, und Dein Stamm ſoll beſitzen die Thore Deiner Feinde —"

„Ha!"

„Und durch Deinen Stamm ſollen alle Völker der Erde geſegnet werden, darum, daß Du meiner Stimme gehorchet haſt."

„Das ſteht dort in dem heiligen Buch?"

„Hier kannſt Du es Dir ſelber von Einua vorleſen laſſen — an dieſer Stelle da!"

„Alſo Gott befiehlt es?"

„Nein, Ramara Toa," ſagte Mr. Lowe ruhig; „er hat es nicht befohlen, nur prüfen hat er den Abraham wollen, und wenn er die Prüfung nicht beſtanden hätte, würde er ihm auch wohl nicht einmal gezürnt haben, denn ſie war doch zu ſchwer, und wenige Menſchen ſind ſtark genug, ſolche Gewalt über ſich zu beſitzen.“

„Und was wurde aus Abraham?“

„Er ſtarb im ſpäten Alter reich und geehrt, und durch ſeinen Stamm wurden, wie es ihm Gott verſprochen hatte, alle Völker der Erde geſegnet.“

Wieder ſchwieg der König und ſah eine lange Weile vor ſich nieder; endlich ſagte er:

„Rathe Du mir, Mitonare, was würdeſt Du an meiner Stelle thun?“

„Das kann ich nicht, Ramara Toa, ich weiß nicht, wie ich ſelbſt an Deiner Stelle handeln würde. Ich weiß wohl was Recht iſt: daß nämlich alle Menſchen vor dem Geſetz gleich ſein ſollten, aber ich weiß nicht, ob ich als Vater mein eigenes Kind verurtheilen könnte und würde, wenn ich auch vorausſähe, daß es einen wohlthätigen Einfluß auf das ganze Volk und meine Macht ausüben würde. Das Herz des Menſchen iſt ein ſchwaches, zaghaftes Ding, und wir können nicht einſtehen dafür, ob wir es manchmal auch wohl wollten. Gott wird Dir nicht zürnen, wenn Du auch den Knaben unbeſtraft läßt.“

„Aber er wird mich auch nicht mächtig machen?“ fragte der Häuptling, in deſſen Hirn eine Maſſe von verworrenen Bildern arbeiteten und einander kreuzten.

„Und was liegt an der Macht,“ ſagte Lowe ruhig, „wenn Du den wahren Glauben haſt und durch ihn zu dem himmliſchen Reiche eingehſt? Aber das iſt keine Sache, in der ich Dir rathen kann oder darf. Das mußt Du mit Deinem eigenen Gewiſſen und Deinen Häuptlingen, den Richtern Deines Volkes, bereden. Ich bin mit meinen Brüdern nur hierhergekommen, Euch die reine Lehre Gottes zu bringen. Mit Euren Geſetzen habe ich nichts zu ſchaffen, als daß ich ſie ſelber befolgen muß und von Dir auch beſtraft werden würde, wenn ich ſie überträte. Du biſt König.“

Und das Buch zurück auf die Matte legend, neigte er ſich vor Namara Toa und überließ dieſen ſeinen eigenen Zweifeln und Entſchlüſſen.

Mr. Lowe ſchritt langſam und ſehr mit der Art zufrieden, wie er ſich hier aus einer ſchwierigen Lage gezogen, am Strand entlang und der Höhe zu, auf welcher Mr. Fremar's Hütte ſtand. Er hatte nach dieſem geſchickt gehabt, aber er war nicht gekommen, und er wollte jetzt ſelber ſehen, was ihn abgehalten haben könne, denn daß er von Afaru zurück ſei, wußte er gewiß. Was alſo war da vorgefallen? Stand es vielleicht mit dem Vergehen Taori's in Verbindung?

Das war allerdings, wie er bald darauf fand, nicht der Fall; aber er traf Mr. Fremar mit ſeiner Frau in ernſtem, faſt heftigem Geſpräch, und Beide ſchienen darin eine vollſtändig entgegengeſetzte Meinung zu verfechten.

„Entſchuldigen Sie mich, Bruder Lowe," ſagte auch Fremar, wie der Miſſionär nur die Höhe erreichte, „aber eine ernſte, ſehr ernſte Sache iſt vorgefallen, die ich eben mit meiner Frau beſprach und in welcher Sie allein ein entſcheidendes Wort ſprechen können."

„Sie meinen Taori?"

„Nein, ſicher nicht; ich habe nicht an ihn gedacht, denn die Sache können wir wohl als abgemacht betrachten. Ramara Toa wird ſeinen eigenen Sohn und den Thronerben nicht dazu verurtheilen wollen, an der Straße zu arbeiten."

„Und was meinen Sie ſonſt?"

„Es betrifft den Bruder Martin, der meiner Frau vorhin ein höchſt wichtiges Bekenntniß abgelegt hat."

„Ihrer Frau? Und bin ich nicht mit ihm den ganzen Weg vom Hupai-Thal herübergekommen? Was anders kann er Ihnen geſagt haben, als was wir nicht ebenfalls zuſammen beſprochen?"

„Hat er Ihnen denn von ſeiner beabſichtigten Heirath erzählt?"

„Von ſeiner Heirath?" rief Mr. Lowe raſch. „Nein, kein Wort. Aber wie kommt der junge Mann jetzt darauf? Er muß doch warten, bis auf ihn die Reihe fällt."

„Er will eine Eingeborene zur Frau nehmen."

„Ein höchſt unpaſſender Scherz, den er ſich mit Ihnen gemacht hat, Bruder Fremar," ſagte der Miſſionär ernſt und ſeine Brauen finſter zuſammenziehend, „denn daß ein ſolches Ding in der Miſſion unmöglich iſt, muß er doch gut genug wiſſen."

„Aber weshalb, Mr. Lowe?" rief Berchta, die jetzt nicht länger an ſich halten konnte; „iſt das eine Sünde, wenn er ein junges Mädchen recht von Herzen liebt und ſie zu ſeiner Frau machen will?"

„Wie Sie die Frage ſtellen, nein, Schweſter Bertha," ſagte der Miſſionär ruhig, „oder auch ich wäre dieſer Sünde theilhaftig; aber die Frage ſteht anders: iſt es durch die Miſſionsgeſellſchaft überhaupt geſtattet, daß einer der

Miſſionäre eine Tochter des Landes oder der Eingeborenen, mit denen er ſelber in geiſtigem Verkehre ſteht, heirathet? Und die Antwort darauf lautet entſchieden: Nein. Es iſt nicht geſtattet."

„Aber weshalb nicht?"

„Weshalb nicht!" ſagte Bruder Lowe förmlich erſtaunt, daß er, wenn er einen Ausſpruch that, auch noch um die Urſache dazu gefragt werden durfte; aber er erwiderte dennoch: „Ich könnte Ihnen einfach ſagen, Schweſter Bertha, weil es die Geſellſchaft nicht für gut und nützlich befunden hat, und wir müßten uns dann ſchon mit dem Grund zufriedenſtellen; aber ich bin auch im Stande, Ihnen die Beweggründe anzugeben, welche die Geſellſchaft dazu leiteten, und Sie werden mir dann gewiß beiſtimmen wenn ich ſage, ſie waren nothwendig und gerecht. Es hat ſich nämlich im Laufe der Jahre herausgeſtellt, daß die mit den Töchtern der Eingeborenen geſchloſſenen Verbindungen in den meiſten Fällen ſehr leichtſinnig, und ohne die Folgen zu bedenken, eingegangen und ſpäter wieder gelöſt wurden. Allerdings geſchah das nur meiſtens, und ich kann wohl ſagen, faſt ausſchließlich von Laien, aber dennoch fiel es auch einigemal unter den Brüdern vor und gab dann, wie Sie mir zugeſtehen müſſen, ein ſehr, ſehr böſes Beiſpiel. Nicht weil wir die Eingeborenen, wenn ſie ſich ſelber durch Fleiß und Willenskraft zu einer höheren geiſtigen Stufe erheben, als eine uns untergeordnete Race betrachten, ſondern um vielmehr einen näheren Verkehr zwiſchen ihnen und ihren Lehrern, wie nur als Schüler und Unterrichtende, vollſtändig unmöglich zu machen, iſt das Verbot erlaſſen und wird, ſo viel ich weiß, den einzelnen Individuen ſogar als unerläßliche Bedingung mitgetheilt, ſobald ſie auf eine Station abgehen."

„Aber ein ſolches Geſetz," ſagte Berchta, „iſt doch jedenfalls nur und gewiß in der beſten Abſicht erlaſſen worden, um Mißbrauch zu verhüten, und ich geſtehe ſelber ein, daß ich es für gut halte. Aber ſollte es denn nicht möglich ſein, in irgend einem beſondern Falle, wo ſich herausſtellt, daß eine wirklich herzliche und aufrichtige Neigung zwiſchen beiden Parteiën ſtattfindet, Dispenſation davon zu erhalten, zum Beiſpiel, wenn die auf der nämlichen Inſel mit anſäſſigen Geiſtlichen es befürworten?"

„Nein," ſagte Mr. Lowe trocken, „und außerdem würde ich für meine Perſon auch nie ein ſolches Geſuch begünſtigen, ebenſo wenig wie ich glaube, daß es Bruder Fremar thun würde."

„Nein," ſagte dieſer entſchloſſen, „und das war es gerade, was ich vorhin mit Bertha beſprach. Sie nimmt, ihrem guten Herzen gehorchend und ohne dabei die Folgen zu bedenken, ohne Weiteres Partei für den verblendeten Bruder Martin; aber gerade dieſe Folgen einer genauen Verwandſchaft ſeitens der Miſſionäre mit einzelnen Familien der Eingeborenen laſſen ſich gar nicht überſehen, und eine ſolche Verbindung kann deshalb auch unter keiner Bedingung geſtattet werden."

„Ganz genau auch meine Meinung," nickte Bruder Lowe mit dem Kopfe, „es wird ſchon genug draußen in der Welt Falſches und Boshaftes über die Miſſionen und Miſſionäre verbreitet, wir können und dürfen ihnen nicht durch irgend eine zweideutige Handlung den Griff irgend einer Waffe ſelber in die Hand geben, alſo auch nicht einmal ein ſolches Geſuch befürworten. Außerdem bildete es nachher einen Präcedenzfall, der nachtheilig auf ſämmtliche Miſſionen wirken würde. Darf ich übrigens erfahren, in welcher Familie Bruder Martin ſo genau bekannt geworden iſt, um daſelbſt die Einwilligung der Eltern zu erlangen?"

„In der Familie des Häuptlings Tamoruva," ſagte Berchta, „eines der einflußreichſten Männer des ganzen Hupai=Thales."

„In der That?" ſagte der Miſſionär, doch etwas erſtaunt, „und hat der alte Häuptling wirklich ſeinen Zutritt zu unſerer Kirche erklärt? — aber ſo viel ich mich erinnere, verſicherte mich Bruder Martin unterwegs gerade des Gegentheils."

„Der Häuptling ſelber," meinte Berchta, „würde ſich dadurch auch wohl kaum beeinfluſſen laſſen."

„Alſo das glauben Sie ſelber, Schweſter Bertha, und was meinen Sie wohl, daß unſer frommer Vorſtand daheim nur allein zu einem ſolchen Vorſchlag ſagen würde? Nein," ſetzte er raſch und entſchieden hinzu, „dieſer Umgang des Bruder Martin mit dem heidniſchen Hauſe muß augenblicklich abgebrochen werden. Der Erfolg, den wir bis jetzt im Hupai=Thal gehabt, war doch nur ein ſehr geringer, möglich auch, daß unſer junger Freund weniger eifrig in der Erfüllung ſeines Berufes geweſen, weil andere Gedanken ſein Hirn kreuzten. Das muß un=

geſchehen gemacht werden, und ich werde ſelber von jetzt an die Miſſion im Hupai-Thal von Tuia aus leiten, während Bruder Martin, bis ich nicht an Bruder Rosbane geſchrieben und ſeine Verſetzung auf eine andere Inſel bewilligt erhalten habe, nach Afaru ziehen mag. Das kleine, volkreiche Thal von Afaru zeigt ſich in der Entwickelung des chriſtlichen Glaubens bis jetzt höchſt intereſſant. Es iſt ſogar der einzige Platz auf der ganzen Inſel, an welchem ſie freiwillig ihre ſämmtlichen Götzenbilder ſelber vernichtet haben, und er hat dort nur in dem vorgearbeiteten Geleis fortzufahren, um uns den vollſtändigen Sieg dabei zu ſichern. Wo iſt Bruder Martin jetzt? Wir müſſen ohne Weiteres mit ihm ſprechen, denn andere, weit wichtigere Dinge werden in der nächſten Zeit unſere Aufmerkſamkeit vollſtändig in Anſpruch nehmen."

„Armer junger Freund," ſeufzte Berchta, die jetzt wohl gut genug die Hoffnungsloſigkeit weiterer Einwürfe fühlte, „er iſt hier ganz in der Nähe und wartet auf ein beſtimmtes Zeichen, das ich ihm geben ſoll, um ſeinen Urtheilsſpruch von Ihren Lippen zu hören."

„Der beſte Beweis für ein böſes Gewiſſen," ſagte Mr. Lowe ruhig, „bitte, rufen Sie ihn, Schweſter Bertha, denn dieſe Sache muß raſch und entſchieden geordnet und jeder Verſuch, die Geſetze der Miſſion zu umgehen, augenblicklich im Keim erſtickt werden. Es ſtellen ſich uns gerade genug Hinderniſſe ſchon von außen entgegen; wir dürfen uns nicht auch noch im Innern zerſplittern und dem Feinde Vorſchub leiſten."

Berchta ging hinaus und knüpfte ein weißes Tuch an einen der Orangenzweige, die nach dem öſtlichen Theil der Inſel, gegen Afaru zu hin ſichtbar waren. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſah ſie Martin's dunkle Geſtalt auf dem hellen Korallenſand heranſchreiten.

Er hatte ſich in einer der unteren Hütten aufgehalten, und wie ihm das Herz klopfte, als er die kleine Höhe hinanſtieg. Aber was hatte er zu fürchten? Wollte und verlangte er irgend etwas Unrechtes? ja, bot dieſe Heirath nicht der Miſſion ſchon eine Bürgſchaft, daß er nun ſein ganzes Leben lang treu und unermüdet bei ihr aushalten und alle ſeine Kräfte dem Wohl der indianiſchen Stämme weihen würde? Der Entſcheid mußte ja günſtig für ihn ausfallen. Er ſollte ſich ſehr enttäuſcht ſehen.

Berchta hatte ſich zurückgezogen; es war ihr zu ſchmerzlich geweſen, ihm zu begegnen und die Erſte zu ſein, die all' ſeine blühenden Hoffnungen zerſtörte, und Martin ſchritt deshalb, aufgeregt zwar, aber doch feſt entſchloſſen, Fremar's Wohnhaus zu und betrat daſſelbe. Aber ſchon der erſte Blick, den er auf Mr. Lowe's finſtere, unheilverkündende Züge warf, zeigte ihm, was er zu erwarten hätte. Dieſer ließ ihn auch nicht lange im Zweifel, und ohne ſelbſt ſeine Anrede abzuwarten, ſagte er ruhig und beſtimmt mit ſeiner etwas ſcharfen Stimme:

„Bruder Martin, ich bedauere recht von ganzem Herzen, daß Sie Ihren Beruf ſo weit verkannt haben, um uns mit einer Bitte anzugehen, die wir Ihnen nun und nimmer erfüllen könnten, ſelbſt wenn wir Sie ſelber in einer ſolchen Sache — was aber entſchieden nicht der Fall iſt — unterſtützen wollten —“

„Mr. Lowe!“ rief Martin erſchreckt aus, der Miſſionär aber fuhr kalt und unerbittlich fort:

„Sie haben gefordert, daß wir für Sie bei der Miſſionsgeſellſchaft die Erlaubniß zu einer Verbindung mit einer Tochter des Landes einholen ſollten, deren Eltern noch dazu hartnäckig in ihrem blinden Heidenthum verharren. Aber das letztere würde ſogar keinen Unterſchied machen, denn wäre ſelbſt die ganze Familie zur chriſtlichen Kirche übergetreten, ſo dürften Sie ſich als chriſtlicher Miſſionär nie und nimmer mit einem eingeborenen Mädchen verehelichen. Die Geſetze ſind darin genau und beſtimmt, und ich hätte eigentlich vermuthen müſſen, daß ſie Ihnen nicht unbekannt ſein könnten.

„Mr. Lowe —"

„Es ſteht Ihnen keine Einrede zu," unterbrach ihn ſtreng der Miſſionär. „Schon durch das ausgeſprochene Verlangen haben Sie gefehlt, und es bleibt Ihnen jetzt nichts weiter übrig, als durch Ihr künftiges Betragen zu zeigen, daß Sie den begangenen Fehler einſehen und ſich gründliche Mühe geben wollen, ihn zu verbeſſern. Sie werden morgen in aller Frühe — nicht mehr heute Abend — nach Hupai-Thal zurückkehren, dort augenblicklich Ihre Sachen zuſammenpacken und meinen Trägern, die Sie zu dem Zweck begleiten werden, übergeben, auch keinen Verkehr dort mehr mit dem Hauſe von Tamoruva halten und dann ohne Weiteres und noch an dem nämlichen Tag wieder hierher zurückkehren, von wo aus Sie ſich dann mittelſt eines Canoes nach Afaru begeben. Daß Ihnen dort eine Wohnung zur Verfügung geſtellt wird, werde ich noch heute mit Ramara Toa bereden, und Afaru verlaſſen Sie nicht wieder, ohne vorher von mir eine ganz beſtimmte Ordre empfangen zu haben."

Der junge Miſſionär ſtand wie betäubt. Schlag auf Schlag folgte eins dieſer Donnerworte dem andern — Schlag auf Schlag trümmerte es ſeine Hoffnungen zu Stücken, und Nacht lag um ihn — tiefe, öde Nacht, wo er in ein Paradies zu treten glaubte. Er wagte auch in dem Augenblick keine Einrede; er ſah wohl, wie durch einen flimmernden Schein, daß Berchta's Augen in warmem Mitleid an ihm hingen, aber die Wände fingen an ſich mit ihm im Kreiſe zu drehen, und betäubt, vernichtet taumelte er hinaus in's Freie, in den Wald, barg dort ſein Haupt an der Wurzel einer Palme und ſchluchzte laut.*)

Taori, der Sohn Ramara Toa's, war noch in Afaru, aber Mr. Lowe wußte recht gut, daß heute Nachmittag die Häuptlinge über ihn zu Gericht ſitzen würden, und vermied deshalb, ihnen zu nahe zu kommen. Er mochte nicht mit in eine Sache verwickelt werden, die, falls ſie unglücklich gegen den Königsſohn ausfiel, jedenfalls bei den Eingeborenen ein häßliches Licht auf ihn geworfen hätte. Die „Richter des Volkes“ mochten unter ſich entſcheiden, die Verantwortlichkeit kam dann auf ihr Haupt — nicht auf das ſeine.

Als er Fremar's Haus verließ, um unten am Strand irgend eine Familie zu beſuchen, bemerkte er vor ſeiner Hütte den alten Jäger Claus, der dort ſeine Flinte gewaſchen hatte und ſie eben wieder zuſammenſchraubte. Claus wußte dabei, daß ihn der Miſſionär nicht leiden konnte, aber er kümmerte ſich wenig genug darum. Sie Beide hatten miteinander doch nichts zu thun, und der Mann durfte ihm wenigſtens nichts befehlen.

Mr. Lowe blieb vor Claus ſtehen. Er hatte davon gehört, daß ſich der alte wunderliche Burſche eine eigene Sprache gebildet, vermittelſt welcher er mit den Eingeborenen ganz ungeſtört verkehrte, und wenn er ihm auch nicht beſonders viel religiöſen Sinn zutraute, intereſſirte er ihn doch in ſoweit, um wenigſtens ein paar Worte an ihn zu richten.

„Nun, mein Freund,“ ſagte er in engliſcher Sprache, „es ſoll wohl wieder ein Jagdzug vorbereitet werden?“

„Du kannſt zu Graſe gehen und mir den Hobel ausblaſen,“ nickte der alte Jäger vor ſich hin.

Lowe verſtand natürlich kein Wort von dem, was er ſagte, aber er vermuthete, daß es eine bejahende Antwort auf ſeine Frage wäre, und fuhr weiter fort:

„Iſt denn viel Wild in den Bergen?“

Claus wußte jetzt nichts weiter, was er ihm ſagen könnte. Was ihm aber die ganze Zeit in den Gedanken gelegen hatte, war ſein Tabaksacker, und in der feſten Meinung, daß der Miſſionär auch von nichts weiter ſprechen könne, ſagte er trocken:

„Komm Du mir nur die Nacht dahin, und wenn ich Dir nicht die Hoſen voll ſchieße, ſo will ich nicht Claus Vetter heißen.“

Der Miſſionär verſtand kein Wort davon, und ihm freundlich zunickend, ſchritt er langſam den Hang hinab.

Claus beendete indeſſen ruhig ſeine Arbeit; er hatte ſein Gewehr, das in den letzten feuchten Tagen vielen Roſt angeſetzt, wieder vollkommen im Stande, und lud es jetzt, da er es richtig ausgetrocknet wußte, friſch. Aber er holte einen ganz beſondern und bis jetzt noch nicht angebrochenen Schrotbeutel hervor, der ganz feinen Schrot enthielt. Damit verſah er die beiden Läufe ſorgfältig, lehnte ſeine Flinte dann an einen Baum und legte ſich nachher ruhig in den Schatten nieder, um einen kleinen Mittagsſchlaf zu halten. Die Sonne war aber noch wenigſtens eine volle Stunde hoch, als er wieder erwachte, und nun, ohne ſich irgend weiter um Fremar's Haus zu bekümmern, ſein Gewehr über die Schulter hing, und nicht etwa den Pfad nach dem Strand einſchlug, ſondern geraden Weges in den Wald hineinbrach und ſich dort langſam einer beſtimmten Richtung zuarbeitete. Es war auch keine Gefahr vorhanden, daß er ſich etwa verirren könne, denn er kannte dazu die Gelegenheit zu genau, aber langſam, durch alle Dickichte und Schlingpflanzen ſuchte er ſich ſeinen Weg thalab, bis er endlich die Gegend erreichte, in welcher ſein Tabaksfeld lag.

Dort umging er den Platz, ſah aber zu ſeiner Befriedigung, daß ihn noch Niemand wieder betreten hatte. Die Pflanzen, die in der Sonne ihre Blätter niederhingen, richteten ſich jetzt, da der Schatten des Waldes auf ihnen lag, wieder empor, und das Feld ſtand in einer wahren Blüthenpracht.

Claus hatte aber einen Verdacht gefaßt. Der Eingeborene von Laua, der den Miſſionär heute über Tag begleitete, war, wie er recht gut wußte, ein getreuer und zu Allem zu brauchender Diener ſeines Herrn — ſeiner Meinung nach alſo ein nichtsnutziger und ganz gemeiner Burſche. Was hatten nun die Beiden da zu thun? Nichts als einen Plan zu ſchmieden, um ſeine Arbeit zunichte zu machen und das zu zerſtören, was, wie er recht gut wußte, dem Miſſionär ein Dorn im Auge war, ſein Tabaksfeld. Ruinirten ſie ihm aber die Pflanzen, ſo war er mit ſeinem Rauchen vollſtändig an die Luft geſetzt, da er nicht Ein Korn ſeines Samens zurückbehalten hatte, und was lag daran, wenn er jetzt ein paar Nächte opferte, — wenigſtens ſo lange, als ſich der Prediger mit ſeinen Helfershelfern in der Nähe befand — um ſein Feld zu bewachen und Unheil von ihm abzuwenden.

So vorſichtig ging er aber dabei zu Werke, daß er ſich kaum einen Moment draußen im offenen Felde zeigte. Als er ſich überzeugt, daß ſeinem Tabak wenigſtens bis jetzt noch kein Leid geſchehen, hielt er den Rand der Dickung, ſuchte ſich einen Platz aus, wo er das ganze Feld genau überwachen konnte, und legte ſich nun, behaglich ſeine Pfeife dabei rauchend, unter einem jungen Mangobaume ſo in den Schatten nieder, daß er von da draußen aus gar nicht bemerkt werden konnte, aber trotzdem im Stande war, Alles zu beobachten, was ſich auf dem Felde zeigen würde.

Dabei begünſtigte ihn der Mondſchein, denn der Mond ſtand voll am Himmel, von Sonnenuntergang an. Und lag er nicht hier ebenſo bequem und ſo warm, wie droben in ſeinem Bett? einer Matte auf den harten Boden ausgebreitet, an die er ſich aber trotzdem ſchon lange gewöhnt.

Die Sonne ging unter und der Mond auf. Der Thau blitzte auf den breiten, hellgrünen Blättern der Tabakspflanzen, und die hochſtämmigen Palmen warfen wunderliche Schatten über den weiten Plan — aber Alles blieb ſtill. Im Walde zwitſcherten und flöteten einzelne Vögel, und die Grillen zirpten ihr monotones Lied dazwiſchen, während draußen in See die ewige Brandung gegen die Korallenriffe rollte und ihren Donner bis hier herüberſandte.

Claus wurde ſchläfrig. Die Pfeife war ihm ausgegangen, und die Augen fielen ihm zu. Er merkte, daß es ihm anfing ſchwer zu werden, munter zu bleiben, und er kämpfte gewaltſam dagegen an; aber es half nichts. Das gleichförmige Donnern der Brandung übte beſonders ſeinen betäubenden Einfluß auf ihn aus, und wenn er ſich auch aufrichtete und ſeinen Rücken gegen den Stamm des Baumes lehnte, an dem er bis jetzt gelegen, ſo genügte das nur, um ihn ein paar Minuten länger munter zu halten, dann wiederholte ſich derſelbe Proceß, und wie der Mond am Himmel höher und höher ſtieg, ſank ſein Kopf immer tiefer auf die Bruſt hinab, und er ſchlief endlich ſanft und ſüß.

Wie lange er ſo gelegen, wußte er nicht; aber wenn er auch nicht im Stande geweſen war, ſich munter zu erhalten, arbeitete doch ſein Geiſt indeſſen rüſtig fort, und im Traum ſah er plötzlich einen Schwarm von Menſchen, der über ſein Tabaksfeld herfiel, die Pflanzen ſämmtlich mit der Wurzel aus dem Boden riß, ſie dann auf einen Haufen mitten im Felde zuſammenſchichtete und dort verbrannte. Dabei führten ſie einen ihrer heidniſchen Tänze auf, und bei dem wilden Geheul, das ſie dazu erhoben, fuhr er plötzlich erſchreckt empor, riß die Augen weit auf und ſah erſtaunt umher. Wußte er doch im Anfang ſelber nicht, wo er ſich gerade befand, und er brauchte auch wirklich einige Zeit, um ſich den Zweck, weshalb er hier die Nacht im

Walde lagerte, wieder klar vor die Seele zu führen.

Er rieb ſich die Augen aus und ſah ſich um. Alle Wetter! er mußte wenigſtens ein paar Stunden feſt geſchlafen haben, denn der Mond war ein tüchtiges Stück am Himmel hingerückt und ſtand jetzt hoch und ſchien voll und klar auf das Feld nieder.

„Hol's der Teufel!“ dachte der alte Burſche leiſe vor ſich hin. „Die Mühe hätteſt Du Dir erſparen können, denn die feigen Halunken trauen doch dem Frieden nicht und werden ſich hüten, mir in den Fang zu laufen. Ich denke es iſt das Beſte, ich gehe zu Bett, denn wenn ſie überhaupt noch heute Nacht kommen wollten, wären ſie ſchon lange da.“

Er richtete ſich — aber nach alter Gewohnheit immer vorſichtig und geräuſchlos — empor, wo er das ganze Feld vollſtändig überſehen konnte. Der Mond ſchien faſt mit Tageshelle, und nur auf die eine Ecke ſeines Tabaksfeldes fiel noch der Schatten einiger hoher Bäume. Er ſelber hatte den Schlaf auch noch nicht einmal vollſtändig abgeſchüttelt. Halb träumend ſaß er da und ſtierte über die lichten, aber leeren Reihen. Und wie ſtill der Wald lag! Von den

Vögeln war nichts mehr zu hören, nur draußen an den Riffen donnerte die Brandung — und dort — in dem Moment war er völlig munter geworden — dort, gerade am Rand des Schattens bewegte ſich eine dunkle Geſtalt. Wie er ſich aber raſch mit der Hand über die Augen fuhr, denn er konnte Traum von Wachen noch nicht klar unterſcheiden, erkannte er jetzt deutlich ein menſchliches Weſen, das gebückt zwiſchen ſeinen Pflanzen umherging und in dem Felde da draußen — darüber konnte kein Zweifel mehr herrſchen — einer eifrigen und ſtillſchweigenden Beſchäftigung oblag.

„Alle Teufel,“ brummte Claus in den Bart, indem er unwillkürlich nach der neben ihm liegenden Flinte griff, „was iſt das da? Das iſt doch ein Menſch!“ Er richtete ſich etwas empor und ſchaute ſchärfer hinüber; es ließ ſich nicht mehr verkennen. Es war in der That eine Geſtalt — jedenfalls ein Eingeborener, der hier gebückt die Reihen ſeines Feldes hinabſchritt und ſich zu jeder Pflanze niederbeugte. Da war Unheil im Werke; daß hier Niemand bei Nacht herauskam, um ſeinen Tabak zu pflegen, wußte er gut genug; er konnte das faule Geſindel nicht einmal am Tag dazu bringen, ihm zu helfen, alſo was ſonſt? Steckte der Miſſionär dahinter, der ihm ſeine Tabakszucht verderben wollte? Jedenfalls, denn wenn ihm jetzt die ſämmtlichen Pflanzen eingingen, ſo war es allerdings mit ſeinem Rauchen vorbei.

Der alte Jäger wurde ſich deſſen aber kaum klar bewußt, als auch der alte Grimm in ihm erwachte. „Warte, Canaille!" ziſchte er zwiſchen den Zähnen durch, und ſeine Flinte aufgreifend, ſpannte er geräuſchlos den Hahn derſelben. Der Beſuch — wer es jetzt auch ſein mochte, und wenn es der Miſſionär ſelber geweſen wäre — befand ſich am andern Ende des Feldes, etwa fünfzig Schritt von der Stelle entfernt, in welcher er ſelbſt im Hinterhalt lag. In dieſem Augenblicke war er ihm gerade gegenüber, ſo daß er ihn nur von der Seite hätte faſſen können. Das wollte er aber nicht, denn er mochte keinen Mord begehen, und daß ſeine Flinte ſcharf ſchoß, wußte er gut genug — er mußte noch warten. Jetzt hatte der geheimnißvolle Nachtwandler noch etwa zehn oder zwölf Pflanzen paſſirt, und Claus konnte es nicht entgehen, daß er ſich mit jeder einzelnen beſchäftigte. Nun aber zeigte er ihm auch das Rücktheil, aber nur noch auf kurze Zeit; denn wenige Schritte weiter, und er hatte das Ende des Feldes erreicht und kam dort nicht allein wieder in den Schatten, ſondern mußte ſich auch auf's neue gegen ihn umdrehen. Da war keine Zeit mehr zu verlieren; der alte Jäger kannte ſeine Diſtanz; er hatte Vogeldunſt in beide Läufe geladen, und wie er ſich jetzt aufrichtete und den Lauf ſeiner Flinte weit genug hinaus aus den Büſchen ſchob, damit das Mondlicht auf das Korn fallen konnte, ſuchte er mit dieſem die dunkle Geſtalt und drückte, als er ſie etwa in der Mitte hatte, ab.

Das war ein Sprung und Schrei faſt zu gleicher Zeit, wie nur der Donner des Schuſſes durch den Wald ſchallte, und als ſich der Rauch verzog, auch nicht die Spur einer menſchlichen Geſtalt mehr in dem Feld zu ſehen. Aber durch die Büſche praſſelte es, als ob ein angeſchoſſener Vierzehnender hindurchgebrochen wäre. Doch auch das dauerte nur eine kurze Weile, dann war Alles wieder ſtill, und wenige Secunden ſpäter, während der Pulverrauch noch langſam über die Tabakspflanzen hinzog, lag der offene, mondbeſchienene Plan wieder ſo ruhig, als ob ihn noch nie eines Menſchen Fuß betreten hätte.

Claus horchte in die Nacht hinaus. Nur das Donnern der Brandung tönte noch herüber, und ſtill vor ſich hinlachend, während er den Kolben vor ſich auf den Boden ſtieß und den abgeſchoſſenen Lauf, ſchon aus alter Gewohnheit, wieder lud, lachte er:

„Sieh 'mal an, wie der Burſche ſpringen konnte — muß aber auch einen heilloſen Schreck gekriegt haben — und wie ihm die Hoſen brennen werden. Muß doch jetzt aber auch einmal zuſehen, was er hier im Feld gemacht hat — Gutes wahrhaftig nicht, ſo viel bleibt ſicher. Der kommt übrigens nicht wieder, und ich werde morgen Natzel einmal ausſchicken, daß mir der revidirt, wer der Burſche war und wo er eingekrochen iſt." Natzel nannte er nämlich einen der Indianer, Raiſe mit Namen, der oft mit ihm jagte und eigentlich als ſein Taio auf der Inſel galt; die Beiden waren wenigſtens immer unzertrennlich.

In laute Flüche und Verwünſchungen brach er aber aus, als er den unteren Rand des Feldes erreichte und dort die Verwüſtung ſah, die der ſchurkiſche Nachtbeſuch anzurichten begonnen hatte, und hätte er die Nacht nicht gewacht, ſo durfte er ſich darauf verlaſſen, daß er am nächſten Morgen keine Pflanze mehr übrig gefunden. Im erſten Moment ſah er allerdings gar nichts, als daß einige der Pflanzen eine etwas ſchräge, ungewohnte Stellung hatten. Wie er aber nur die erſte berührte, fiel ſie um, und als er ſie jetzt heraushob und näher unterſuchte, ſah er, daß ſie mit einem Meſſer in die Erde, wie man einen Spargel hebt, eingeſtochen ſei, alſo für morgen früh vielleicht noch ihr geſundes Ausſehen behalten hätte, dann aber, ſobald der Saft auslief, rettungslos und für immer verloren war.

Einige vierzig Pflanzen fand er auf dieſe Art ruinirt; das aber war doch nur ein geringer Theil des Ganzen, und er fühlte ſich jetzt ziemlich ſicher, daß er durch den Schuß; ſolch ähnlichen heimtückiſchen Verſuchen einen kräftigen Riegel vorgeſchoben habe. Uebrigens beſchloß er, jedenfalls Ramara Toa ſelber am nächſten Morgen hier herauszuführen und ihm zu zeigen, was man vorgehabt. Daß der dann nachher ein Donnerwetter losließ, darauf konnte er ſich feſt verlaſſen, denn das Gedeihen des Tabaks lag ihm ſelber am Herzen.

Damit und mit ſeiner Nachtarbeit außerordentlich zufrieden, auch feſt überzeugt, daß er jetzt nichts mehr für ſeine Pflanzen zu befürchten hatte, warf er ſeine Flinte über die Schulter und ſchlenderte durch den Wald ſeiner eigenen Hütte wieder zu.

6.

Taori.

Am nächſten Morgen war Bruder Martin, gehorſam dem von ſeinem Vorgeſetzten erhaltenen Befehl, mit Tagesanbruch zum Abmarſch nach dem Hupai-Thal gerüſtet. Ein Aufenthalt fand aber ſtatt, denn Paya, der treueſte Diener des Miſſionärs, war plötzlich in der Nacht krank geworden und konnte nicht von ſeiner Matte aufſtehen, und Bruder Lowe fand Veranlaſſung, jetzt ſelber ſeinen Entſchluß zu ändern, der ihn ſonſt noch einige Tage in Motua-Bai gehalten hätte. Er wollte nämlich nach Afaru hinüberfahren, und wie er Fremar ſagte, geſchah das beſonders aus dem Grund, um dem Verhöre aus dem Weg zu gehen, das wahrſcheinlich heute Morgen über den in der Nacht zurückgekehrten Taori abgehalten würde. Er erſuchte auch Bruder Fremar, ſich nicht dabei zu zeigen, und indeſſen lieber einen Spaziergang in den Wald zu machen, damit er nicht herbeigerufen werden könne. Was die Eingeborenen auch beſchloſſen, die Häuptlinge mußten es jedenfalls allein und ohne Beihilfe der Miſſionäre thun, auf welche ſonſt das Gehäſſige des Urtheils gefallen wäre.

Vorher hatte ſich Mr. Lowe freilich nach ſeinem kranken Diener umgeſehen und dieſen auch ärztlich behandelt; auf welche Art aber, konnte Niemand ſagen, da er die Leute vorher aus dem Hauſe geſchickt. Gefährlich konnte die Sache übrigens nicht ſein, denn der Kranke befand ſich ſonſt ziemlich wohl; er aß und trank was man ihm brachte, lag dann den ganzen Tag auf dem Bauch, beide Ellbogen auf und den Kopf in die Hände geſtützt, und las in einem in ſeine Sprache überſetzten Gebetbuch.

Das Verhör der Schuldigen, die man ſelber von Afaru holen ließ, fand indeſſen gegen Mittag ſtatt, und Taori hatte eigentlich ſelber keine Vorladung erhalten, was jedenfalls der Ausrufer abſichtlich verſäumt haben mochte. Aber er ſtand nichtsdeſtoweniger mit auf der Liſte und ſchritt auch mit den Uebrigen — was ſeinem Vater vielleicht am allerwenigſten recht war — in die Verſammlung hinein.

Der alte Ramara Toa würde weniger dagegen gehabt haben, ihn — wenn einmal der Schuld überwieſen — zu verurtheilen, aber daß er noch vorher ein Verhör über ihn abhalten ſolle, war ihm unbequem und doch jetzt, wie die Sachen ſtanden, nicht mehr zu vermeiden.

Die Fragen wurden übrigens ſehr einfach geſtellt, denn das gegebene Geſetz ließ in dieſer Hinſicht keine Mißdeutung zu. Der frühere Tanz war, mit genauer Feſtſetzung der Strafe, von dem König und den Häuptlingen verboten worden, und ſechs junge Mädchen die ſich dabei betheiligt hatten und jetzt wie arme Sünderinnen vor ihren Richtern ſtanden, ſchienen noch dadurch beſonders ſtraffällig geworden zu ſein, daß ſie ſich zu dem Feſte, wie ſie es ſonſt zu thun gewohnt geweſen, die flatternden Locken mit Blumen geſchmückt. Man fragte ſie wie die jungen Männer einzeln, ob ſie ſich ſchuldig bekennen müßten — Taori zuletzt — und Alle antworteten mit einem kaum hörbaren, ſchüchternen Ja. Wußten ſie doch ſchon vorher, welche Strafe auf dem Vergehen ſtand, und daß ſie, wenn wirklich entdeckt, auch dafür büßen müßten. Jetzt blieb ihnen nichts weiter übrig, als ſich den unvermeidlichen Folgen zu fügen.

Nicht ſo Taori. Als der Richter des Afaru-Diſtricts, der das Verhör leitete, weil das Vergehen auf ſeinem Grund und Boden begangen worden, die übliche Frage auch an ihn richtete, hob er ſtolz und trotzig den Kopf und ſagte finſter:

„Welches Recht haſt Du, mich zu fragen, Manuga? Bin ich ein Chriſt, daß ich verſprochen hätte, mich den Geſetzen der Chriſten zu fügen? Ich glaube noch an die alten Götter, deren heiliger Odem uns umweht und zu denen unſere Vorväter beteten, und ebenſo wenig wie Du mir verwehren kannſt, ihren Schutz anzurufen, ebenſo wenig ſteht Dir ein Recht zu, hier über mich zu Gericht zu ſitzen, weil ich etwas gethan, das wir nicht als Sünde anerkennen.“

„Das Geſetz lautet,“ ſagte der alte Häuptling, aber doch mit einiger Scheu vor dem Sohn ſeines Königs, „daß alle Bewohner dieſer Inſel ihm unterthan ſein ſollen, von dem Höchſten bis zum Niedrigſten, vom König bis zum Koch*) hinab, und daß der Unglauben ſie nicht davon befreien kann, damit ſie kein böſes Beiſpiel den Gerechten geben.“

---

*) Auf vielen Inſeln der Südſee iſt der Koch der verachtetſte Stand.

„Ihr dürft das Volk nicht zu Eurem neuen Glauben zwingen!“ rief Taori heftig aus.

„Wir zwingen es nicht zum Glauben,“ ſagte der fromme Häuptling, einer von Fremar’s beſten Schülern, „aber wir verlangen von ihm, daß es die Geſetze hält.“

„Die Geſetze des Landes, ja,“ erwiderte Taori heftig, „aber dieſe verbieten nicht den Tanz, und oft habe ich Dich ſelber, Manuga, wohlgefällig dem Spiel am Strande beiwohnen ſehen.“

„In meiner ſündigen Zeit, ja,“ ſeufzte der Häuptling; „aber dafür hat uns Jehovah ſeine Boten geſendet, und wir halten jetzt feſt an dem wahren Gott.“

„Gut, thut es,“ ſagte Taori finſter, „wir hindern Euch nicht daran, den ganzen Tag zu beten, wenn Ihr es für nützlich haltet; wir ſtören Euch in keiner der vorgeſchriebenen Formen, aber laßt auch uns unſere harmloſen Vergnügungen, die wahrlich Eurem Gott nicht ſchaden können, wenn er ſo groß und mächtig iſt, wie Ihr immer behauptet. Wir wollen die Geſetze des Landes achten, aber nicht die Eures

Glaubens, ſo lange wir uns nicht ſelber dazu entſchließen konnten, dieſen anzuerkennen. Laßt dem Volke ſeinen Tanz, laßt ihm ſeine Blumen. Was für ein Gott muß das ſein, der zürnen kann, wenn ein junges, fröhliches Mädchen Blumen in den Haaren trägt!"

Manuga ſtöhnte laut auf und warf ſcheu den Blick umher, ob nicht etwa einer der Mitonares in der Nähe wäre, der die läſterlichen Reden gehört.

„Taori, Du biſt ein großer Sünder," ſagte er endlich, „möge Dich Gott erleuchten!"

„Und habt Ihr mir ſonſt noch etwas zu ſagen?" fragte der junge Häuptling trotzig. „Meine Zeit iſt gemeſſen, denn ich will wieder zurück in das freie Land, in meine Berge."

„Und weißt Du nicht, daß Du dem Geſetz verfallen biſt?"

„Ich?" rief da Taori, faſt wild emporfahrend. „Wagt Ihr es, mir mit Eurem Geſetz zu drohen? Dort ſitzt mein Vater; fragt ihn, ob Einer hier unter Euch Allen die Macht hat, den Sohn des Königs zurückzuhalten!"

„Ich habe ſie, Taori," ſagte da Ramara Toa mit ernſter Stimme, „und die Häuptlinge haben ebenfalls die Macht, Dich zu beſtrafen."

„Mich?“ lachte da Taori ſpöttiſch auf, „dieſe Häuptlinge? — Und glaubt Ihr, daß Matangi Ao dulden würde, daß ein Spruch von ihnen über mich zur Geltung gelänge?“

„Ha! Drohſt Du mir mit Matangi Ao, ungerathener Knabe!“ fuhr der alte König wild empor. „Zur rechten Zeit mahnſt Du mich an den Rebellen. Fällt das Urtheil, Ihr Häuptlinge! Kein Anſehen der Perſon darf Euch abhalten, einen Uebertreter der Geſetze zu beſtrafen. Hier ſteht es in dem heiligen Buch; lies es, Manuga, lies es, daß ſie es Alle hören, Gott ſelber ſpricht darin durch ſeine Engel!“

Und Manuga nahm ehrfurchtsvoll das Buch und las, mit etwas monotoner Stimme zwar, aber doch laut und deutlich die jetzt angezeichneten Verſe, und als er zu der Stelle kam: „Dein Stamm ſoll beſitzen die Thore Deiner Feinde!“ rief Ramara Toa triumphirend aus:

„Weil Abraham ſolches gethan und ſeines eigenen Sohnes nicht geſchont, iſt ihm die Gnade des Herrn geworden. Urtheilt über ihn, wie über jeden andern Uebertreter der Geſetze. Es iſt Taori, mein Sohn; aber im Dienſte des Herrn ſchone ich meinen eigenen Sohn nicht, wie Abraham. Leſet ihm vor, welche Strafe er zu leiden hat.“

Ein Murmeln lief durch die Verſammlung der Häuptlinge. Taori zählte viele Freunde unter ihnen, aber ihre Scheu vor den Miſſionären war doch noch größer, denn ſie fühlten recht gut, daß dieſe ihnen zürnen würden, wenn ſie den doch unter ihrer Anleitung gegebenen Geſetzen widerſtrebten. Manuga ließ ihnen auch keine lange Zeit zum Ueberlegen.

„So höre denn, Taori, was das Geſetz ſagt!“ rief er laut aus, und las dann aus einem Buche den folgenden und an dieſem Tag ſchon oft wiederholten Spruch ab:

„Alle Tänze, da ſie an heidniſche Feſtlichkeiten erinnern und mit dem früheren Unglauben in Verbindung ſtehen, ſind auf das ſtrengſte verboten. Wer ſich trotzdem herbeilaſſen ſollte, an einem ſolchen Tanze heimlich Theil zu nehmen, hat eine Strafe von zehn Klaftern Arbeit an der öffentlichen Straße zu erleiden, der Beſitzer des Grundſtücks aber, auf dem der Tanz ſtattfand, zwanzig.“

„Ich ſoll an der Straße öffentlich arbeiten?“ ſagte Taori, und ein ſpöttiſches Lächeln lag um ſeine Lippen, aber ſein Antlitz war vor innerer Bewegung bleich geworden, als ſein Blick über die verſammelten Häuptlinge zuckte.

„Manuga hat es geſagt,“ erwiderte ein Häuptling aus der Bai, ein treuer Anhänger Ramara Toa's und ein Feind Matangi's, „ſo lautet das Geſetz.“

„Manuga hat es geſagt,“ fielen jetzt auch eintönig die anderen Beiſitzer ein. Sie konnten nicht dagegen ſprechen, und der Form mußte genügt werden. Sie wußten aber auch, daß die Form mit leichter Mühe umgangen werden könne, und Keiner von Allen glaubte, während er das Urtheil ſprach, daß Taori ſelber auch nur eine Stunde einer ſolchen Schmach ausgeſetzt werden ſolle. Nur das Urtheil mußte unparteiiſch und ohne Rückſicht auf Rang und Stand gefällt werden. War das geſchehen, ſo ſtand es Taori vollkommen frei Leute zu miethen und zu bezahlen, welche die aufgegebene Straßenarbeit für ihn verrichten konnten. Daß er es ſelber thun ſollte, verlangte Niemand, und einzelne Häuptlinge hatten ſich von anderen Urtheilen ſchon ebenfalls auf gleiche Weiſe freigekauft.

Taori ſtand hochaufgerichtet und bleich zwiſchen ihnen, und wohl eine Minute lang herrſchte Todtenſtille in dem weiten Raum. Endlich ſagte der junge Häuptling leiſe:

„Und wird das Urtheil von dem König, meinem Vater, beſtätigt?“

„Manuga hat es geſagt, er iſt Richter,“ erwiderte Ramara Toa feſt. „Es ſoll Niemand behaupten können, daß ich meinen eigenen Sohn geſchont habe, um die Geſetze zu umgehen.“

Das Blut ſtieg dem Königsſohn in Wangen und Schläfe, aber er erwiderte nichts weiter als: „Es iſt gut,“ drehte ſich dann ab und verließ die Hütte. Manuga fürchtete auch, daß er ſich möglicherweiſe durch die Flucht einer weiteren Unbequemlichkeit entziehen würde, wonach man die Häuptlinge ſpäter ausgeſpottet hätte. Boten wurden deshalb augenblicklich abgeſendet, um das obere Thal zu beſetzen. Taori dachte aber an nichts Derartiges, ſondern ſchritt langſam dem Hauſe zu, was er bewohnte, wenn er ſich in Motua-Bai befand.

Dort ſuchten ihn augenblicklich ſeine Freunde auf, aber er ließ Keinen zu ſich. Der Diener, der an ſeiner Thür wachte, hatte ſtrengen Befehl, ſie Alle ohne Ausnahme abzuweiſen, ſelbſt ſeinen Vater, wenn dieſer beabſichtigte, ihn zu beſuchen. Er wolle Niemanden ſehen. Aber ſeine Mutter Einua kam zu ihm, um mit ihm zu ſprechen, und ihr wurde die Thür geöffnet.

Taori lag auf ſeiner Matte ausgeſtreckt, den Kopf in die Hand geſtützt, und ſchaute düſter vor ſich nieder; ja ſelbſt der Beſuch ſeiner Mutter konnte ihn nicht erfreuen, denn Alles, was ſie an ſich hatte, ſprach nur zu ihm von dem Verkehr mit den verhaßten Weißen.

Sie trug natürlich — um vielleicht einen rechten Eindruck auf ihn zu machen — jenen rieſigen, unförmlichen Hut, mit dem ſie auch kaum zu der niederen Thür herein konnte, ein altes roth und grün geſtreiftes Seidenkleid, das Mrs. Lowe früher einmal ſelber getragen, einen mächtigen Strickbeutel mit Stahlſchloß, in den ſie jetzt aber gebackene Bananen und andere Lebensmittel gepackt hatte, um ſie ihrem Sohn zu bringen, ein Spitzentuch verkehrt umgebunden, und unter dem linken Arm das „dicke gute Buch", wie ſie die Bibel nannten. Sie verlor auch nicht zu viel Zeit. Zuerſt kramte ſie die Lebensmittel vor dem Sohne aus, damit er ſich an dieſen erfriſchen könne, und dann kauerte ſie ſich gutmüthig vor ihm auf der Erde nieder und begann ihm Sprüche aus der Bibel vorzuleſen, die nicht in der geringſten Beziehung zu der gegenwärtigen Lage des Sohnes ſtanden, oder ihm zu erzählen, daß ein großer Fiſch Jonas verſchluckt und nach zwei Tagen wieder lebendig an Land geworfen habe, und zuletzt bat ſie ihn, die über ihn verhängte Strafe geduldig anzunehmen und ein guter Chriſt zu werden, denn dadurch allein könne er hoffen, den Zorn Gottes zu verſöhnen und einſt zur ewigen Seligkeit zu gelangen.

Taori hörte ihr ruhig und geduldig zu, ja unterbrach ſie mit keinem Wort, und erſt als ſie geendet hatte, reichte er ihr freundlich die Hand und dankte ihr, daß ſie gekommen ſei ihn zu beſuchen. Ueber ihren Glauben ſprach er kein Wort, und als ſie endlich wieder davon begann und ihn drängte, wehrte er ihr leiſe mit der Hand und ſagte herzlich:

„Laß mich, Mutter! Die weißen Männer haben zu Dir geſprochen, und Du haſt ihren Worten Dein Ohr geſchenkt. Es iſt gut. Du wirſt aber nicht in den Himmel der Weißen eingehen mögen, denn wir können nach dem Tode nur glücklich werden, wenn wir alle unſere Lieben wiederfinden. Wo iſt Dein Vater? wo Deine Mutter? Drüben auf der heiligen Inſel Bolutu. Dorthin will auch ich gehen, wenn ich einmal ſterbe, um ſie und den todten Bruder wiederzuſehen, und Du und der Vater werden auch dahin kommen. Was thut Ihr in dem fremden Himmel der Weißen?"

„Ach, mein Sohn," rief da die würdige Einua in Todesangſt aus, „in die blanke Hölle kommſt Du, in das ewig brennende Feuer, und keine Rettung iſt für Dich, wenn Du Dich nicht bekehrſt. Glaubſt Du denn an gar keinen Gott?"

„Ja, Mutter," ſagte da Taori freundlich. „Ich glaube nicht an die hölzernen Bilder, die wir hier in unſerem Lande aufgeſtellt haben; ich glaube nur an ein hohes und mächtiges Weſen in Bolutu. Meinen die weißen Männer das Nämliche, gut, weshalb bringen ſie dann Unfrieden in unſere Familien und Streit in unſere Hütten? Laß ſie gehen, denn was ſie uns lehren, brauchen wir nicht auf unſeren Inſeln, und was ſie uns bringen, kann nicht dazu dienen uns glücklicher zu machen als wir ſind. Nur Eine iſt gut," ſetzte er dann, aber leiſe, hinzu, „nur Eine iſt lieb und gut, und ſie kennt den wahren Gott, denn in ihren Augen liegt der ganze Himmel."

„Das iſt die würdige Mrs. Lowe," ſagte da Einua mit ganz entſchiedener Beſtimmtheit. „Sie weiß den Weg zum Himmel, und wenn ſie ihn vorzeichnet, iſt es, als ob man einen breiten, ausgehauenen Pfad vor ſich ſähe, der ſchnurſtracks gerade durch den dunkeln Wald läuft.“

Taori lächelte, aber er erwiderte kein Wort, auch nicht, als ſeine Mutter noch eine lange Weile mit ihren Bekehrungsverſuchen fortfuhr. Er hörte ihr geduldig zu und widerſprach ihr nicht, und nur wenn ſie von ihm forderte, daß er in ihre Gebete einſtimmen ſollte, wehrte er ihr mit der Hand und ſagte freundlich:

„Laß es ſein, Mutter — heute nicht! Der Kopf thut mir weh — und das Herz — ſpäter — ſpäter vielleicht — heute nicht!“

„Und wann kehrſt Du zurück nach dem Hupai-Thal?“

„Wenn ich meine Straſe abgearbeitet habe.“

„Unſinn!“ ſagte Einua. „Zahlloſes Volk war heute draußen, um Dir ſeine Arbeit anzubieten. Du haſt ſie nicht hereingelaſſen.“

„Ich brauche ſie nicht.“

„Du wirſt ſie morgen brauchen. Die Häuptlinge haben geſprochen, aber Deine Freunde werden die Straße bauen. Sorge Dich nicht! Taori, der Sohn Ramara Toa’s, ſoll keine Steine tragen!“

„Es iſt gut, Mutter,“ flüſterte der junge Häuptling, „ich bin müde vom vielen Denken.

Laß mich ſchlafen, damit mich freundliche Träume beſuchen können, denn über unſerem Lande liegt ein ſchwarzer Schatten.“

„Ja, der Schatten des Unglaubens,“ erwiderte die Frau ſeufzend, „o, wenn er von Dir weichen wollte!“

Taori erwiderte kein Wort; er hatte den Kopf auf ſeinen Arm gelehnt und ſchloß die Augen, und ſeine Mutter, die jetzt wohl ſah, daß er ungeſtört und allein ſein wollte, ſeufzte tief auf, erhob ſich dann und verließ leiſe das Haus.

So blieb der junge Königsſohn den ganzen Abend auf ſeiner Matte liegen, als jedoch die Sonne am nächſten Morgen aus den Fluthen ſtieg, war er auf und vollſtändig gerüſtet zu ſeiner Arbeit. Einen Weheſchrei ſtieß aber das Volk aus, als es ihn, mit einer Hacke auf der Schulter, ſeinen feinen Gnatumantel abgeworfen und wie einen gewöhnlichen Arbeiter den Weg ſchreiten ſah, der nach der Straße führte, an welcher zu bauen er verurtheilt war.

Die Inſulaner ſtrömten herbei, unter ihnen viele Häuptlinge, denn Taori war der Liebling Aller, und Alle boten ihm ihre Hilfe an, weil ſie meinten, er ſolle und dürfe ſolche Schmach nicht über ſich bringen; aber der junge Häuptling wies ſie entſchieden zurück.

Einer ſeiner Freunde faßte ſeinen Arm und ſuchte ihm die Hacke fortzunehmen, aber er wehrte ihn freundlich ab und ſagte feſt:

„Entweder ſind die gegebenen Geſetze ein heiliger Ernſt und müſſen befolgt werden, und dann will ich ihnen beweiſen, wohin ſie führen, oder ſie ſind nur ein freches Spiel, das die Fremden mit unſerem Lande getrieben, und dann ſoll das Volk ſehen, wohin dieſe den Sohn ihres Königs gebracht haben. Giebt es noch etwas, was ihm die Augen öffnen kann, ſo iſt es das; hilft auch das nicht mehr, dann Freund,“ ſetzte er wehmüthig hinzu, „können wir uns ruhig begraben laſſen, denn unſere Zeit iſt vorbei, unſere ſchöne Inſel den Fremden und ihrem Gott verfallen, und in Gebet und Zerknirſchung werden die Bewohner derſelben auf ihren Knieen an demſelben Strand herumkriechen, wo ſie ſonſt die fröhliche Trommel zum Tanz rief und daneben das Canoe glücklicher Menſchen ſeine Streifen auf dem Binnenwaſſer der Riffe zog. Laß mich! Ich bin feſt entſchloſſen, die volle, mir zugeſprochene Strafe auch ſelber abzuarbeiten. Auch nicht eine Stunde davon will ich geſchenkt haben; kein Mann ſoll einen Arm aufheben, um mir zu helfen. Taori, Ramara Toa's Sohn, der künftige König der Inſel, ſoll als gemeiner Tagelöhner hacken und graben; ſo will es das Geſetz. Die Häuptlinge mögen ihren Willen haben, aber -- ſie mögen auch die Folgen tragen!" Und feſt die Zähne zuſammengebiſſen, die Hacke wieder ſchulternd, ſchritt er, ſelbſt die Grüße der ihm Begegnenden nicht mehr erwidernd, mit finſter zuſammengezogenen Brauen ſeinen Weg entlang.*)

Boten liefen zum König, um ihm anzuſagen, daß ſein Sohn jede Hilfe abgeſchlagen und zurückgewieſen habe und ſelber im Begriff ſtehe, ſeine Strafe abzuarbeiten.

Ramara Toa fuhr beſtürzt empor. So weit hatte er es nicht treiben wollen und ſeine Seele nicht an ſolchen Starrſinn des Sohnes gedacht. Nur vor dem Gericht der Häuptlinge ſollte er gedemüthigt und dort allein der Grundſatz ausgeſprochen werden, daß alle Menſchen vor dem Geſetz gleich ſeien — weiter nichts. Daß ein ſo ausgelegtes Princip aber in Wirklichkeit auch ausgeführt werden könne, war ihm nicht im

---

*) Thatſache.

Traum eingefallen, und das konnte auch der Mitonare nicht gemeint haben. Augenblicklich ſandte er auch einen der Leute hinter Taori her, um ihn zu ſich in die Wohnung zu beſtellen; der junge Häuptling aber wies den Boten zornig ab. Er ſei verurtheilt, wie er ſagte, zehn Klafter Straße zu bauen, und habe jetzt keine Zeit. Wenn ſeine Arbeit beendet wäre, würde er den König wieder aufſuchen, früher nicht.

Ramara Toa berief jetzt die Häuptlinge wieder zuſammen, um mit ihnen den unerwarteten Fall zu berathen. Auch nach den Miſſionären wurde geſchickt, aber von dieſen war keiner aufzufinden und nur Berchta daheim. Eine Frau gehörte aber nicht in den Rath der Männer und konnte ihnen deshalb nichts nützen.

Die Häuptlinge wußten übrigens ſelber nicht, wie der fatalen Sache abgeholfen werden könne, denn nur Taori's Trotzkopf war ja an dem Allen ſchuld und Jeder von ihnen feſt überzeugt, er würde ſich durch kein Zureden von dem einmal Begonnenen abbringen laſſen. Unter den Häuptlingen ſelber herrſchte aber heute eine Spaltung, denn was bis jetzt Keiner von ihnen gewagt, thaten nun doch Einige, indem ſie erklärten, die Geſetze ſeien für ihr Land zu ſtreng, und die weißen Männer hätten bei Abfaſſung derſelben die Zuſtände der Inſeln vollſtändig verkannt. Umſonſt erklärte dabei Ramara Toa, die weißen Männer hätten gar nichts mit den Geſetzen zu thun gehabt und er ſelber ſie nach dem Muſter Kamehameha's und Pomare's abgefaßt. Die Häuptlinge wußten es beſſer, und ſelbſt die den Miſſionären befreundeten wagten nicht, ſie gerade in dieſem Augenblick in Schutz zu nehmen.

So ging denn die Verſammlung wieder rathlos auseinander, und wenn auch Einige verſprachen, noch einen letzten Verſuch zu machen, um Taori von ſeinem Entſchluſſe abzubringen, ſahen ſie doch ſelber das Erfolgloſe eines ſolchen Schrittes vorher. Und ſie hatten ſich darin nicht getäuſcht. Sie fanden den Königsſohn ſchon mit all' den Uebrigen, die geſtern verurtheilt wurden, bei ſeiner „entwürdigenden" Beſchäftigung, und zwar ſchärfer als irgend einen der Anderen arbeiten. Er gönnte ſich keine Minute Raſt, und einen unheimlichen Glanz nahm ſein Auge an, als die Abgeſendeten zu ihm reden wollten.

„Fort mit Euch!" rief er ihnen entgegen. „Ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen! Geſtern gabt Ihr Euren Spruch: „Manuga hat es geſagt" — gut, hier habt Ihr Euren Willen, aber nun fort mit Euch, denn bei den Göttern, dem Erſten, der mir naht oder ſeine Hand auf mich legt, ſchlage ich mit dieſer Hacke den Schädel ein. Ich bin der Sohn Eures Königs, und wen ich nicht rufen laſſe, darf nicht wagen mir zu nahen!"

Scheu zogen ſich die Häuptlinge zurück, denn ſie kannten den Jähzorn des jungen Fürſten gut genug und hüteten ſich wohl, ihn noch mehr zu reizen. Er wollte es ſo, und ihnen ſtand keine Macht zu, ihn daran zu verhindern.

So arbeitete er fünf Tage vom Morgen bis in die ſinkende Nacht und duldete nicht einmal, daß ſeine Mitſchuldigen ihn unterſtützten. Die ſchwerſten Steine ſchleppte er allein, und ſeine Haut war von Walddornen zerriſſen, ſeine der Arbeit ungewohnten Hände waren mit Blaſen bedeckt.

Andere Unruhe erfüllte aber jetzt die Herzen der Bewohner der Motua=Bai, denn Kunde drang von Matangi Ao herüber, daß er gehört habe, die Chriſten zwängen Taori, gemeine Arbeit zu verrichten, und er rüſte ſeine Schaaren, um ihn mit bewaffneter Hand zu befreien.

Ramara Toa wüthete, daß der Rebell es wagen dürfe, ſich in das zu miſchen, was unter ſeinen Augen, alſo auch mit ſeinem Willen vorgehe. Taori aber, dem ebenfalls die Nachricht gebracht wurde, ſandte augenblicklich einen vertrauten Diener an den Freund, um ihm ſagen zu laſſen, daß er freiwillig und ſelbſt gegen den Willen ſeines Vaters die Arbeit verrichte. Er wollte kein Blutvergießen ſeinetwegen.

Am ſechſten Morgen ging die Sonne blutroth auf und ein eigener unheimlicher Duft lag auf der ganzen Inſel und dem Meer. Kein Lüftchen regte ſich, ſelbſt die leicht bewegbaren Blätter der Bananen hingen, ohne auch nur ein Zittern zu verrathen, ihre breiten, zierlichen Fächer nieder. Aber draußen in See kreiſchten die Möven, und ein Zug von Tummlerfiſchen kam bis an die Einfahrt des Binnenwaſſers.

Die Arbeiter am Straßenbau waren auch ſchon wieder emſig beſchäftigt, kaum eine engliſche Meile weſtlich von Motua-Bai an beiden Seiten eines wilden Bergwaſſers hohe Steindämme aufzuwerfen und dann lange Stämme darüber zu verbinden, um endlich eine feſte Brücke herzuſtellen, da die letztgemachte zu niedrig geweſen und nach einem heftigen Regenguß von der Fluth fortgeſpült wurde. Sie merkten auch wohl, daß etwas in der Luft liege, was ein Unwetter verkünde; da ſie ſich aber ganz in der Nähe von Häuſern, und zwar auf beiden Seiten des Waſſers, befanden, achteten ſie es nicht weiter. Ueberhaupt mochte auch Keiner von ihnen aufhören, ſo lange Taori, Allen voran, ſo unverdroſſen und fleißig arbeitete.

Gerade hatte er wieder einen Korallenblock, den er mit Mühe aus der Bai herausgearbeitet, an Ort und Stelle gewälzt, und war eben dabei ihn an ſeinen Platz zu heben, als er ihn plötzlich ſinken ließ, ein paar Schritte zur Seite ging und ſich dann unter eine Palme warf, um auszuruhen. Das aber war bei ihm etwas ſo Ungewöhnliches, daß die ihm zunächſt befindlichen Eingeborenen ſtutzig wurden. Ein paar junge Mädchen liefen hin zu ihm, um ihn zu fragen ob ihm etwas fehle — er war ohnmächtig geworden, und ihr Angſtſchrei rief jetzt die Uebrigen herbei.

Oben in den Wipfeln der Palmen fingen die gefiederten Blätter plötzlich an zu zittern und zu raſcheln; das klare Waſſer der Binnenbai färbte ſich von der darüber hinſtreichenden Briſe dunkel. Ein Canoe, das zum Fiſchen draußen in offener See geweſen war, kam durch die Einfahrt hereingeſchoſſen, und die Ruderer arbeiteten mit ſolcher Kraft und Anſtrengung, daß das weiß ſchäumende Waſſer vorn am Bug emporſpritzte.

Und jetzt kam der Sturm. Ueber die See ging ein hohles Brauſen. Obgleich in dem Moment noch keine Wolken vor der Sonne ſtanden, nahm die Scheibe derſelben einen matten, kupferfarbigen Glanz an. Aber im Weſten thürmte ſich in raſender Schnelle eine ſchwere, dunkle Wolkenſchicht empor, und im Nu waren auch die Binnenwaſſer von allen dort rudernden Canoes geſäubert, denn was auf See war, flüchtete an's Ufer vor dem nahenden Orcan.

7.

Ein Orcan in den Tropen.

Wie das ſo ſonderbar in der Luft ziſchte und heulte und die Wipfel der Bäume leiſe vor der heranbrauſenden Macht erzittern machte! Aber dieſe unheimliche Stille dauerte kaum mehr als Minuten. Einzelne ſchwere Tropfen wurden vorhergejagt, doch die dahinter drein raſende Windsbraut ließ ſie kaum zur Erde nieder. Jetzt faßte ſie die Wipfel der Palmen und bog ſie faſt zum Boden nieder, daß ihre langen Blätter — wie um Hilfe flehende Arme — weit hinauswehten. Draußen ſchäumte die See, und von den weſtwärts liegenden Riffen wurde der Schaum der Brandung rein abgeſchnitten und wie ein Sprühregen über die Inſel gejagt. Selbſt das Binnenwaſſer fing an Wellen zu ſchlagen, wenn es auch die da draußen raſch aufgewühlten Wogen nicht erreichen konnten. Ein Regen von Salzwaſſer ergoß ſich über den ganzen Strand.

Und jetzt zuckte der erſte Blitz aus dem plötzlich ſchwarz gewordenen Himmel nieder, und mit dem nachpraſſelnden Donner ſchien es, als ob die Elemente entfeſſelt wären, um ihre Wuth an Allem auszulaſſen, was ſich ihnen wie feſter Grund und Boden, wie Baum und Strauch entgegenſtellte und Trotz zu bieten wagte.

Es war faſt wieder Nacht geworden, und Blitz folgte jetzt auf Blitz — aber kein einziger Donner mehr — nur Heulen und Brauſen der wüthenden See, nur das Pfeifen des Sturmes in den Wipfeln und das Krachen und Brechen der Aeſte, wie es die Fruchtbäume faßte und ſchüttelte. Wie ſchlanke Peitſchenſtiele ſchlugen dabei die rieſigen Palmen auf und nieder und ſchleuderten ihre ſchweren Nüſſe wild umher.

Aber des Orcans nicht achtend, hatten ſich die Arbeiter um den jungen Königsſohn geſammelt. War er geſtorben? er lag ſo ſtill und bleich. Doch ſie durften nicht länger ſäumen. Selbſt die niederſchlagenden Cocosnüſſe drohten ihnen hier Gefahr — er mußte wenigſtens unter Dach und Fach gebracht werden, und während die Männer ihn aufgriffen und in die nächſte ärmliche, aber doch in dichten Büſchen verſteckte und dadurch geſchützte Hütte trugen, eilten die Frauen und Mädchen, von dem hinter ihnen herbrauſenden Sturm faſt in der Luft getragen, jammernd den Strand entlang, um die Schreckensnachricht an der Bai zu verbreiten.

Ramara Toa hörte aber kaum die Kunde, die ihm das Herzblut in den Adern ſtocken machte, denn er hing an dem Sohn in aller Liebe und in väterlichem Stolz, als er auch trotz des Sturmes hinauseilte, um ihn aufzuſuchen. Doch ein anderer Anblick bannte ihn an die Stelle, denn wie er nur hinaus in's Freie trat und ſein Blick unwillkürlich über die Bai hinausſchweifte, bemerkte er draußen unmittelbar vor der Einfahrt ein fremdes Fahrzeug, das mit raſender Schnelle vor Top und Takel, mit in Fetzen geriſſenen Segeln gerade den Bug wendete und unmittelbar an den Brandungswellen hin das Binnenwaſſer zu gewinnen ſuchte.

Der Sturm begünſtigte es allerdings in ſoweit, als er von Weſtſüdweſt herüberwehte und die Einfahrt genau im Norden vor ihm lag. Wäre es auch nur im Stande geweſen, noch ein einziges kleines Segel zu führen, ſo konnte es die

Mannſchaft wenigſtens in das Binnenwaſſer bringen und dort, in dem verhältnißmäßig ſtillen Waſſer, vielleicht vor Anker halten oder zwiſchen ein paar der außer dem Kanal liegenden Korallenblöcke hineintreiben laſſen, wo ſie dann nichts mehr für ihr Leben zu fürchten brauchte. Die kleine Brigg gehorchte aber wohl dem Steuer noch vollkommen, ſo lange ſie der Sturm vor ſich herjagte, war aber, als ſie eine Bewegung ſeitwärts machen ſollte, nicht mehr im Stande, den Bug weit genug herumzuwerfen, um auch von den in Lee liegenden Brandungswellen freizukommen.

Die Einfahrt lag hier ziemlich breit, trotzdem wurde aber das ſeinem Geſchick verfallene Fahrzeug ſelbſt in den wenigen Minuten zu weit nach Oſten geſetzt. Einen Moment ſchien es faſt, als ob es noch dicht an der über ihm bäumenden Brandungswoge hingleiten ſolle, aber das ſah nur ſo vom Lande ab aus, weil der Orcan den Schaum und die Kämme der Wellen alle abhub und nach Oſten jagte. Die Seite des Fahrzeugs traf gegen einen Korallenblock, der Bug flog herum, gerade den Riffen zu, und im nächſten Momente faßte es die furchtbare Woge, ſchmetterte mit einem Schlage die Maſten über Bord und fegte das Deck von Allem, was ſich darauf befand, vollkommen klar. Noch ein zweiter ſolcher Stoß und es wäre auch wahrſcheinlich zertrümmert worden und in'Stücke geborſten, ſo aber hatte es der erſte ſchon etwas zurückgeſchoben, der Sturm half dabei mit, und das Wrack trieb jetzt, im inneren Hafen und von der Brandungswelle frei, zwiſchen die zur Oberfläche ragenden Korallen hinein, wo es nicht allein ſitzen blieb, ſondern auch durch die ſtarren, zähen Aeſte dieſes wunderlichen Bodens am Sinken verhindert wurde.

Ramara Toa, beide Arme um den nächſten Palmenſtamm geſchlungen, um ſich nur gegen den Sturm aufrecht zu halten, war Zeuge des Ganzen geweſen, und jetzt erſt, als der Orcan ſein Opfer hatte, ſchien es, als ob die Wolken auseinanderberſten wollten und ihren fluthenden Regen auf die Erde ſandten. Nun brach auch der Himmel ſein Schweigen. Ein krachender Donner ſchmetterte hinter dem nächſten Blitze drein, und während die verſchiedenen Wolkenſchichten Salve auf Salve gaben, praſſelte der Lärm von allen Seiten los.

Dem verunglückten Fahrzeuge konnte jetzt natürlich Niemand zu Hilfe eilen, — wenn überhaupt dort noch Hilfe möglich war — die Winds=

braut hätte ja die leichten Canoes direct aus dem Waſſer gehoben, und Namara Toa, an ſeinen Sohn denkend, verſuchte dem Sturm in die Zähne ſich ſeinen Weg zu bahnen. Umſonſt; kaum hatte er den Stamm der Palme losgelaſſen und ein paar Schritte nach vorwärts gegen den Orcan verſucht, als er zurückgeſchleudert wurde und ſich nur raſch wieder anklammern mußte, um nicht von ſeinen Füßen gehoben zu werden.

Es war in dieſem Augenblick in der That nicht möglich, an dem offenen Strand gegen den Sturm anzukämpfen, und im Walde ſelber die Gefahr noch viel größer, von ſtürzenden Cocosnüſſen oder abbrechenden Zweigen und Wipfeln der Kaſtanien- und größeren Bäume getroffen zu werden. Das Wetter mußte erſt austoben, was bei dieſen heftigen Stürmen gewöhnlich nicht zu lange dauert. Und es tobte in der That. Blitz zuckte jetzt nach Blitz, und wie von feindlichen gegeneinander wetternden Batterien ſchlug mit Knall und Praſſeln der Donner hinterdrein. Die Riffe hatten faſt keine Brandung mehr oder ſchienen vielmehr eine fliegende Woge in der Luft zu bilden, da die Windsbraut die Kämme, ſowie ſie ſich irgend am Korallenriff emporhoben, abſchnitt und zu Staub zerſplitterte.

Wunderbar arbeiteten die drei mächtigen Cocospalmen, die vor Fremar's Haus auf dem Felſenvorſprung und allerdings dort ziemlich frei in dem furchtbaren Orcan ſtanden. Es gehörte auch in der That der elaſtiſche Stamm eines ſolchen halmartigen Baumes dazu, um einem ſolchen Druck weniger zu trotzen, als ihm auszuweichen. Sobald einer jener mächtigen Stöße die breiten Wipfel faßte, bog ſich der Stamm nach der entgegengeſetzten Seite faſt ſo tief, daß er mit der Wurzel gleichkam, die Blätter wehten dazu aus, ſo daß der Sturm, den kleinen Punkt der eigentlichen Krone ausgenommen, nichts hatte, was er faſſen konnte, denn die runde, glatte Rinde leiſtete ihm keinen Widerſtand. Ließ aber der Druck nach, ſo hob ſich der Wipfel, ſeine Wedel wie trotzig ſchüttelnd, augenblicklich empor, und ſenkte ſich erſt wieder bei einem neuen Anprall.

Fremar's Haus ſelber war glücklicherweiſe durch einen dichten Orangenhain vor dem größten Sturme geſchützt, ſonſt wäre es von der Höhe augenblicklich hinab in die See geweht worden. Selbſt ſo aber hob ſich ein Theil des Daches, und die vor dem Hauſe gepflanzten

Bananenſtämme knickten natürlich um, als ob ſie mit einer Axt gefällt wären.

Fremar war gerade von einer Tour durch die chriſtlichen Anſiedlungen zurückgekommen, und ihm und Claus, wie den bei ihnen befindlichen Indianern gelang es auch, durch Seile, die ſie durch das Dach zogen und an den Stämmen der nächſten Orangenbäume befeſtigten, daſſelbe ſo weit zu ſichern, daß es nicht vollkommen abgehoben wurde. Und wie klatſchte der Regen dabei nieder; wolkenbruchähnlich kam es herunter und ſtürzte ſich in Strömen von den Hängen und überſchwemmte die Ufer aller kleinen Bäche, ſo daß die gelbe Fluth ſchon nach kaum einer halben Stunde bis weit hinaus in die See drängte und die Binnenwaſſer färbte.

Der Anblick von da oben aus war aber ebenſo furchtbar als großartig ſchön, denn während die Windsbraut mit den mächtigen Bäumen ſpielte wie eine Dame mit dem leichten Fächer, hatte ſie das Meer zu einem weißen Schaum gepeitſcht, in dem nur manchmal dunkle Punkte die Abgründe kennzeichneten, die ſie ſich mit der furchtbaren Gewalt tief hineingewühlt. Und wenn ſich der Blick dem Walde zudrehte, welch ein wunderliches Schauſpiel bot ſich ihm da —

wie zauſte und riß es in den Wipfeln und ſchleuderte die Blätter, ja ganze abgebrochene Zweige in die Höhe, die wild hinweggeführt wurden auf den Fittigen des Sturmes.

Und welch ein prachtvoller Orangenduft dabei die Luft durchzog, denn den Blüthen hatte das Wetter ebenfalls bös mitgeſpielt, und um Fremar's Hütte herum deckten die abgefallenen reifen Früchte den Boden faſt wie ein gelbgrüner Teppich.

Aber die ärgſte Gewalt des Orcans war vorübergebrauſt. Geſtrenge Herren regieren nicht lange. Es wehte wohl noch ein heftiger Wind, der das Meer vollſtändig in Bewegung hielt, aber die Palmen fingen an ſich wieder emporzurichten, und auch die Brandung dort unten zeigte wieder die weißen Kämme und ſchleuderte ſie trotzig und wie ärgerlich, in ihrem Wirken von einem Stärkeren geſtört worden zu ſein, gegen die Riffbank an.

Und jetzt litt es auch Ramara nicht länger vor ſeinem Hauſe. Was kümmerte ihn das Wrack, das noch immer da draußen zwiſchen den Korallen ſaß — ſein Sohn, ſein Taori! Und mit von Angſt beflügeltem Fuß rannte er, gegen den Wind an, den Strand entlang, denn er kannte genau die Hütte, in der ſie den Sohn untergebracht.

Und welche Verwüſtung hatte der Sturm hier in der einen kurzen halben Stunde angerichtet! Der Strand lag von Cocosnüſſen, Orangen und Brotfrüchten wie überſtreut, Maſſen von Pandanusbäumen waren dabei niedergeknickt, und alle Bananen, die er nur hatte erreichen und faſſen können, umgebrochen, daß ſie die mächtigen breiten, aber jetzt ausgefranſten Blätter überall über den Boden hinbreiteten. Selbſt einzelne Cocospalmen hatte er geknickt und niedergebrochen, aber der König wendete dem Allen keinen Blick zu. Nur ſein Ziel hatte er vor Augen, das Schmerzenslager des Sohnes, und ein brünſtiges Dankgebet ſtieg auf ſeine Lippen, als er die Schwelle der Hütte endlich betrat und Taori, aufrecht ſitzend, zwiſchen den um ihn geſchaarten Eingeborenen antraf.

Ein Gebet des Dankes? Ramara Toa erſchrak, als es über ſeine Lippen war, denn unwillkürlich hatte er den neuen Gott dabei vergeſſen und es den alten Göttern gebracht. Aber auch dieſer Gedanke fand kaum für einen Moment Raum in ſeinem Herzen. Taori füllte es aus, und zu dem Sohn eilend und neben ihm niederknieend — denn was kümmerte ihn das Volk, das umherſtand und bei ſeinem Eintritt ſcheu zurückwich — rief er aus:

„Taori, was fehlt Dir, mein Kind? Was iſt geſchehen? Welcher unglückliche Zufall hat Dich betroffen? Sprich zu mir, Taori! Fühlſt Du Dich noch krank?“

„Nein, Vater,“ ſagte der junge Mann freundlich, indem er ihm die Hand entgegenſtreckte, „nein — ich hoffe, es iſt vorüber. Es war nur ein plötzlicher Schmerz, der mich hier auf der linken Seite traf.“

„Und fühlſt Du Dich jetzt beſſer?“

„Ja, Vater, viel beſſer. Nur das Aufſtehen wird mir noch ſchwer — ich muß mir mit irgend etwas weh gethan haben.“

„Ich hatte Dich ſo gebeten, nicht zu arbeiten.“

„Iſt das Unwetter vorüber, Vater?“

„Der Sturm hat nachgelaſſen.“

„Wenn der Regen aufgehört hat, muß ich wieder hinaus.“

„Nein,“ rief Namara Toa heftig, „Du wirſt nicht gehen!“

„Ich werde die Anderen nicht allein laſſen, Vater!“

„Aber ihre Strafe iſt ihnen geſchenkt,“ ſagte der König raſch. „Keiner von den neulich Verurtheilten ſoll mehr zu arbeiten haben. Ich will es ſo. Kündet es den Häuptlingen, Ihr Leute. Namara Toa hat es geſagt.“

„Dann will ich ſchlafen gehen, Vater,“ ſagte Taori, indem er ſich wieder langſam auf ſeine Matte zurückgleiten ließ, „ich bin doch noch recht ſchwach.“

„Aber nicht hier, Taori, in dieſer Hütte!“ rief der König. „Der Regen hat nachgelaſſen, nur der Wind zieht noch den Strand entlang, aber auch ſchwächer von Minute zu Minute. Der Sturm hat ausgetobt und ein fremdes Schiff dabei in unſere Bai geworfen.“

„Ein fremdes Schiff, Vater?“

„Gewiß, es trieb auf die Lee-Riffe der Einfahrt.“

„Und ſind die Menſchen umgekommen?“

„Ich weiß es nicht; es war nicht möglich ihnen zu Hilfe zu kommen. Jetzt wollen wir Canoes hinausſchicken. Könnt Ihr eine Tragbahre herſtellen, Ihr Leute?“

Die Eingeborenen ſtürzten hinaus, um den Wunſch ihres Königs zu erfüllen. In unglaublich kurzer Zeit hatten ſie eine bequeme Tragbahre hergeſtellt, in welche Maſſen der niedergeworfenen Bananenblätter gelegt wurden, bis ſie ein vollkommen weiches Lager bildeten. Alle erklärten ſich dann bereit, Taori am Strande hinauf, ſeiner eigenen Wohnung zu, zu tragen, war ihnen doch die weitere Arbeitszeit für ihr Vergehen geſchenkt worden.

Taori weigerte ſich auch nicht länger; er fühlte ſich ſelber ſo ſchwach, daß er nicht im Stande geweſen wäre, den Weg zu Fuß zurückzulegen, und um in ein Canoe zu gelangen, hätte er auch erſt eine Strecke hinausgetragen werden müſſen. So ging es raſcher. Wenn ſie ihn erſt einmal aufgenommen hatten, liefen ſie auch die kurze Bahn raſch mit ihm am Strand hinauf.

Der Sturm hatte ſich indeſſen vollkommen gelegt, und wie das nach einem heftigen Unwetter, beſonders unter den Tropen, ſehr häufig der Fall iſt, trat unmittelbar nachher vollſtändige Windſtille ein. Draußen die See kochte allerdings noch und warf mächtige Wellen, denn ſo raſch beruhigt ſich die einmal aufgewühlte Fluth nicht wieder, aber das Binnenwaſſer der Riffe lag, ſobald nur die Kraft nachließ, die es aufgerüttelt, auch im gleichen Moment faſt in voller Ruhe und ſo ſpiegelglatt, als ob es nie ein Sturm getrübt hätte. Nur die gelbe Fluth, die jetzt ſtärker als je von den Bergen niederſchwemmend in die See hinausſtrömte, zog eine dunkle, undurchſichtige Bahn durch die ſonſt kryſtallhelle Bai und zeigte die Waſſermenge, die der Himmel in der kurzen Zeit auf die Erde niedergeſchüttet.

Namara Toa aber, der den Sohn jetzt unter guter Behandlung wußte und allerdings auch nicht an einen ernſtlichen Unfall glaubte, überließ ihn ſeinen Trägern und eilte voraus, um die nächſten Eingeborenen anzurufen, damit ſie ihre Canoes bemannen und zu dem verunglückten Fahrzeug hinausfahren möchten. Er beſtieg ſelber eins derſelben, und bald darauf glitten ſechs oder acht der ſchlanken Fahrzeuge der Einfahrt zu. Die Ruderer darinnen konnten auch bald erkennen, daß ihr Weg nicht vergeblich ſein würde, denn deutlich ließen ſich jetzt auf dem Wrack zwei menſchliche Weſen unterſcheiden, die vorn auf dem etwas gehobenen Bug des Fahrzeuges ſtanden und weiße Tücher in der Hand ſchwenkten.

Alſo waren doch nicht Alle an Bord verunglückt, und die Indianer ruderten kräftiger zu, um zu ſehen, was das Fahrzeug berge; denn daß ihnen das jetzt zur Beute falle, verſtand ſich eigentlich von ſelbſt. Wem anders ſollten die von einem Sturm an ihre Küſten geſchleuderten

Güter gehören, als den Eigenthümern des Bodens und damit auch der Korallenbank?

Als die Canoes näher kamen, erkannte man einen alten Mann mit einem weißen Bart an Bord, und neben ihm einen Matroſen, der eine Stange mit einem darangebundenen Tuch hielt und ſie eifrig ſchwenkte. Maſſen von Haifiſchen befanden ſich in der Nähe des Wracks, und es blieb bald keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Mehrzahl der an Bord Befindlichen, ja wahrſcheinlich die ganze Mannſchaft mit dem Capitän durch die erſte Sturzwelle der Brandung gefaßt und über Bord gewaſchen war, wo ſie dann entweder durch den furchtbaren Sturm auf die Riffe geſchleudert oder von den ihnen nachfolgenden Haien gefaßt und vernichtet wurden. Wie ſich ſpäter herausſtellte, war der alte Mann wirklich der einzige Paſſagier an Bord, der ſich, während die Mannſchaft oben auf Deck beſchäftigt geweſen und dort bei der Kataſtrophe ihren Untergang fand, in der Kajüte gehalten hatte. Der andere Gerettete ſchien ein gewöhnlicher Matroſe zu ſein, der nur einem Zufall ſein Leben verdankte. Er verwickelte ſich, während Alles über Bord gewaſchen wurde, in den Tauen und blieb ſo hängen. Alles, was ſich ſonſt oben befunden, hatte der eine Waſſerſturz in See geſchwemmt, und wie er die Maſſen über Bord warf, auch mit dem Einen Schlag das Deck vollkommen reingefegt.

Die Canoes legten jetzt an Bord an, und Ramara Toa, der gar nicht wußte, welchem Land das Fahrzeug zugehörte, wurde nicht unangenehm überraſcht, als ihn der alte Mann an Bord in ſeiner eigenen Sprache anredete, ihm für ſeine Hilfe dankte und ihn bat, ſie freundlich auf ihrer Inſel aufzunehmen, da ſie eben erſt durch Jehovahs Hand von einem furchtbaren Tode errettet worden wären. Er erzählte auch jetzt dem König, daß das Fahrzeug an die andere Seite der Inſel, nach Tuia, beſtimmt geweſen wäre, um dort Cocosnußöl, Perlen und andere Dinge einzutauſchen. Erſt bei dem furchtbaren Sturm habe der Capitän verſucht, hier einzulaufen, um ſein Fahrzeug in Sicherheit zu bringen, und dabei ſelber mit faſt ſeiner ganzen Mannſchaft das Leben eingebüßt.

Die Indianer waren indeſſen an Bord des Wracks geklettert, und Ramara Toa hätte laut aufjubeln mögen, als er nicht allein in der Kajüte eine Reihe von Musketen mit ebenſo vielen Schiffslanzen und Beilen vorfand, nein, ſogar unter Deck eine feſtgeſchnürte und auf Rädern ruhende kleine Kanone entdeckte, die noch kurz vor dem Sturm dort in Sicherheit gebracht worden.

Andere Canoes waren indeſſen ebenfalls vom Lande ab gekommen, und Ramara Toa gab gleich die nöthigen Befehle, um an Land eine Anzahl von Doppelcanoes herzuſtellen, auf denen die noch brauchbaren Güter an's Ufer gebracht und geborgen werden konnten. Die Gewehre und ſonſtigen Waffen nahm er aber in ſein eigenes Fahrzeug und ſchickte ſie, um ſie ganz beſtimmt in Sicherheit zu bringen, in ſeine eigene Wohnung, während er indeſſen nach Munition und ſonſtigen brauchbaren Gegenſtänden ſuchte.

Er fand auch in der That mehr, als er erwartet haben mochte, denn wenn das Fahrzeug, das ſchon lange zwiſchen den Inſeln herumgefahren war, auch nicht mehr viel Güter und dafür meiſt Cocosnußöl, Perlmutterſchalen und andere Dinge eingenommen hatte, ſo enthielt es doch noch zahlreiche Gegenſtände, die für die Eingeborenen von dem größten Werth ſein mußten, und gebrauchen konnten ſie eigentlich Alles, noch dazu, da ſie ja jetzt eine Schmiede beſaßen, in der ſelbſt dem Eiſen die nöthige Form zu geben möglich war.

Beſonders jubelte Ramara Toa über einige Kiſten Tabak; denn wenn er auch des alten Claus Feld, gleich nachdem ihm dieſer Bericht über den Verſuch erſtattet hatte, die Pflanzen zu ruiniren, unter tabu ſtellte, ſo daß von da an kein Eingeborener mehr gewagt haben würde, es zu betreten, ſo dauerte es, bis die Blätter reiften, doch noch eine geraume Zeit, und jetzt durfte er ſich, was dieſes Genußmittel betraf, als reichen Mann betrachten. Die Einſchiffung ging auch raſch vor ſich, und wenn der Alte mit dem weißen Bart behauptete, daß einige der Güter, die er beſonders bezeichnete, ſein ſpecielles Eigenthum wären und nicht dem Schiffe gehört hätten, ſo winkte ihm Ramara Toa nur immer ungeduldig mit der Hand und ſagte, er ſolle ſich beruhigen, ſie wollten das unterſuchen, ſobald ſie die Sachen nur erſt einmal an Land hätten.

Das Wetter blieb die nächſten Tage auch ruhig; allerdings dauerte die nach dem Sturm eingetretene Windſtille nicht lange, und der dort ſonſt ſtets wehende Oſtpaſſat machte ſein Recht wieder geltend, aber doch nur in gemäßigter Weiſe. Ramara Toa konnte deshalb auch die für ihn ungeheure Beute in aller Ruhe in Sicherheit bringen und beſchäftigte ſich denn auch damit ſo angelegentlich, daß er für nichts weiter weder Augen noch Ohr hatte. Selbſt um den Sohn bekümmerte er ſich in den Tagen nicht ſo viel, obgleich er ihn dann und wann beſuchte. Aber es ging auch beſſer mit deſſen Befinden, und wenn er ſich freilich noch ſchwach fühlte und nicht ohne Schmerzen aufſtehen konnte, erklärte er, ſchon in den nächſten Tagen nach dem Hupai-Thal zurückkehren zu wollen.

Den Miſſionären war übrigens der Zuwachs von Weißen auf der Inſel höchſt unwillkommen, denn ſie verſprachen ſich davon keinen guten Einfluß auf die überhaupt noch nicht ganz feſte Moralität der Stämme. Doch hoffte beſonders Mr. Lowe auf die baldige Zurückkunft des Schooners, dem ſie nachher leicht übergeben und durch ihn nach Tahiti geſchafft werden konnten. Dort lebten ſehr viele Europäer, und zwar aus den beſſeren Ständen, und weggelaufene Matroſen ſpielten da eine viel zu untergeordnete Rolle, während ſie hier auf den einzelnen, mit den Sitten der Fremden noch gar nicht bekannten Inſeln den Miſſionären nicht ſelten gleichgeſtellt wurden, ſo daß man auf ihr Wort Gewicht legte.

Mr. Lowe kehrte unmittelbar nach dem Sturm von Afaru zurück und ſendete vor allen Dingen Boten in das Hupai-Thal, um ſich zu erkundigen, weshalb Mr. Martin dem ihm gewordenen Befehl nicht auch augenblicklich und gehorſam nachgekommen wäre. Er ſelber konnte jetzt nicht von Motua-Bai fort, denn erſt mußte er die Bekanntſchaft der beiden fremden Weißen machen, und dann ſehen, was ſich in der Sache thun ließ.

In Fremar's Hauſe hörte er zuerſt die Trauerkunde von Taori's Unfall. Mr. Fremar war zu ihm geeilt und Berchta außer ſich über die auf ſolche Weiſe hervorgerufene Krankheit des jungen Häuptlings. Mr. Lowe nahm die Sache ſehr kaltblütig; es war traurig, ja, aber „wer nicht hören wollte, mußte fühlen," und es konnte kaum länger geduldet werden, daß ſelbſt der Sohn des Königs dem übrigen Volk mit einem ſo ſchlechten Beiſpiel voranging. Uebrigens ſtellte ſich der Unfall vielleicht noch als gar nicht ſo ernſtlich heraus. Dieſe läſſigen, weichlich erzogenen Menſchen der Tropen, an keine ſchwere Arbeit gewöhnt, unterlagen gewöhnlich gleich einer ernſten und dauernden Anſtrengung, indem ſich bei ihnen heftige Gliederſchmerzen einſtellten; aber es war das faſt immer nur die natürliche Folge einer ungewohnten Anſpannung der Sehnen und gab ſich nach einigen Tagen von ſelber.

Uebrigens verſprach er, direct nach der Hütte des jungen Häuptlings zu gehen und nachzuſehen wie es ihm ginge und was ihm fehle. Berchta wäre ſo gern ſelber hinuntergegangen, aber ſie wagte es nicht.

Unten am Strand der Motua-Bai herrſchte indeſſen ein reges Leben, denn wie nur die Eingeborenen an ihren Hütten nothdürftig wieder all' die Schäden ausgebeſſert hatten, die der Sturm daran geriſſen und geſchüttelt, eilte natürlich Alles herbei, was ein Canoe hatte, um ſich wenigſtens einen kleinen Beuteantheil zu holen. Dagegen hatte Ramara Toa auch nichts, daß ſie an Tauen, Eiſenwerk und Segeltuch bargen, was ſie eben bergen konnten, die Hauptſache brachte er aber für ſich ſelber in Sicherheit, und der alte Paſſagier ſuchte vergebens ſeine Erlaubniß zu erhalten, die Sachen, von denen er behauptete, daß ſie ſein Eigenthum wären, doch nur wenigſtens beſonders ſtellen zu dürfen, damit nachher die Verwirrung nicht zu groß würde.

Mr. Lowe kam jetzt ebenfalls dazu und fand bald, daß der eine der Geretteten allerdings nur ein ganz gewöhnlicher Matroſe ſei; der alte Mann aber hatte ein intelligentes, offenes Geſicht, eine hohe, gewölbte, wenn auch kahle Stirn, kluge und lebendige ſchwarze Augen und etwas unverkennbar Gutmüthiges in ſeinen Zügen. Dabei einen ſchneeweißen langen Bart, was ihm ein ſehr ehrwürdiges Ausſehen gab, und doch ſtraften ſeine lebendigen und raſchen Bewegungen auch wieder ſein ſcheinbar hohes Alter Lügen.

„Sind Sie ein Geiſtlicher?“ war die erſte Frage, die Lowe, wie er nur einen Blick auf ihn geworfen, an ihn richtete. Der alte Mann ſchüttelte lächelnd mit dem Kopf und ſagte:

„Nein, lieber Herr; fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen hier irgend in die Quere kommen werde. Ich habe mit der Religion — ſoweit es nicht mein eigenes Gewiſſen, meinen eigenen Glauben betrifft — gar nichts zu thun, und bin auch nicht auf dieſe Inſeln gekommen, um Andere zu bekehren, ſondern nur um mit den Eingeborenen freundlich zu verkehren und Handel mit ihnen zu treiben. Da ich in Ihnen aber den

Miſſionär der Inſel zu ſehen glaube, ſo will ich hoffen, daß Ihre Lehren einigen Eindruck auf die Inſulaner gemacht haben und mir der Häuptling wenigſtens das von meinem Eigenthum giebt, was mir geblieben, denn zu Grunde iſt doch viel dabei gegangen."

„Kennen Sie die Sachen?"

„Gewiß; ich habe ſie dem Häuptling auch ſchon gezeigt, aber er ſchien kein beſonderes Gewicht darauf zu legen."

„Ich werde mit Ramara Toa ſprechen," ſagte der Miſſionär, „er iſt ein frommer Häuptling, und ich zweifle keinen Augenblick, daß er thun wird was recht iſt."

„Wär' mir ſehr lieb," ſagte der Alte, „aber er ſieht mir nicht danach aus. Derartige Leute ſind gewöhnlich gut und freigebig, ſo lange ſie ſelber nichts haben, aber ſchlagen in das Gegentheil um, ſobald ſie plötzlich reich werden — und reich iſt er durch das Schiff geworden."

„Und gedachten Sie auf der Inſel zu bleiben?"

„Gott ſoll mich behüten!" ſagte der alte Mann. „Mit der erſten Gelegenheit bin ich wieder fort, wenn ich nur wenigſtens einen Theil meiner Sachen bekommen kann, um von neuem zu beginnen. Der liebe Gott hat mir das Leben geſchenkt in unſerer furchtbaren Noth, ich möchte jetzt nur auch etwas behalten von dem, was ich mir mit ſaurem Fleiß erworben, um auch leben zu können.“

„Ueberlaſſen Sie das mir,“ ſagte Mr. Lowe freundlich. „Und der andere Mann? Gehört er zu Ihnen?“

„Nein, er iſt ein Matroſe vom Schiffe, ein Irländer, glaub' ich, der Einzige, der von der ganzen Mannſchaft dem Tode nur durch einen Zufall oder die Hand Gottes entgangen; ein braver Menſch ſoweit, aber ein wenig roh, wie alle die Art Leute, und aller Wahrſcheinlichkeit nach gar nicht böſe darüber, daß ihn ſein Geſchick von der harten Arbeit an Bord befreit und an dieſe freundliche Küſte geworfen hat. Er wird ſehr gern dableiben wollen.“

„Das findet ſich ja dann ſpäter,“ erwiderte der Miſſionär, von der Ausſicht auf eine ſolche Geſellſchaft wie es ſchien nicht beſonders erbaut. „Vor allen Dingen will ich jetzt mit Ramara Toa ſprechen, daß Ihnen Ihr Eigenthum geſichert bleibt; natürlich nur ſolche Sachen,“ ſetzte er ernſt hinzu, „deren Eigenthumsrecht Sie feierlich beſchwören können, denn alles Uebrige mag er mit Recht beanſpruchen.“

„Ich verlange nicht mehr.“

„Gut, dann werde ich Sie ſpäter rufen laſſen.“ Und der Miſſionär ſchritt langſam der Wohnung des Königs zu.

8.

Bruder Martin.

Das war ein wildes, verworrenes Treiben in der ſonſt ſo ſtillen und friedlichen Bai, denn die Habgier — der ſchlimmſte Feind der Menſchen — war bei den Eingeborenen geweckt und angeſtachelt worden, und zu gleicher Zeit erwachte auch bei ihnen jetzt die Furcht, daß Matangi Ao, von deſſen Rüſtungen man gehört, herüberbrechen würde, um ſeinen Theil von der eben gemachten Beute zu holen.

Daß Taori ſelber hinübergeſandt hatte, um den Freund an einem Einfall zu verhindern, wußte Ramara Toa gar nicht, oder wenn er es wußte, traute er dem Schwiegerſohne trotzdem nicht, weil er vielleicht fühlte, wie er ſelber an deſſen Stelle gehandelt haben würde. Boten auf Boten gingen deshalb ab, um zu recognoſciren, ob etwa feindliche Trupps ſich in das innere Land hineingezogen hätten, und Claus wie der neugewonnene Matroſe — der alte Mann verſicherte, mit Feuerwaffen gar nicht umgehen zu können — wurden unabläſſig beſchäftigt, nicht allein die Gewehre in Stand zu ſetzen, ſondern auch die geborgene Kanone, zu der man ebenfalls einige fünfzig Kugeln gefunden, auf der Lafette zu befeſtigen und die nöthige Munition dafür vorzubereiten.

Ramara Toa weigerte ſich zwar nicht gerade, auf Lowe's Vorſtellungen dem alten Mann ſein Eigenthum herauszugeben, dazu hatte er noch immer vor dem Miſſionär zu viel Reſpect, aber er machte Ausflüchte. Das hatte ja Zeit; der Fremde mit den weißen Haaren ſolle nur bei ihnen bleiben; er würde Brotfrucht und Fiſche genug finden; — nachher mache ſich ja Alles von ſelber; jetzt habe er zu viel zu thun und zu denken, um ſich mit ſolchen Kleinigkeiten zu befaſſen.

Mit Taori ging es indeſſen nicht beſſer. Er hatte einen Verſuch gemacht die Hütte zu verlaſſen, war aber wieder zuſammengebrochen und kränker geworden als vorher. Lowe, der ihn ſelder beſuchte, ſprach jetzt die Befürchtung aus, daß er ſich bei der Arbeit an der Straße eine innere Verletzung zugezogen und vielleicht ein Blutgefäß geſprengt haben könne,*) vertröſtete

---

*) Des Miſſionärs W. Ellis „Polynesian researches“, zweite Auflage, Seite 233—240, giebt eine ähnliche Schilderung eines ſolchen unglücklichen Königsſohns — und zwar des Sohnes Pomare's auf der wunderbar ſchönen Inſel Huaheine. Ellis ſagt wörtlich darüber: „Von Natur leichtherzig und gutmüthig, ließ er ſich von ſeinen Kameraden verführen, die Belehrung (Schule) wie den öffentlichen Gottesdienſt zu verſäumen und jenen ſeinen Schutz und ſeine Freundſchaft zuzuwenden. Sein ehrwürdiger Vater ſah den Wechſel in ſeinem Betragen mit tiefem Schmerz und verſuchte umſonſt ihn von dieſer verderblichen Bahn abzulenken. Seine Verſuche, wie die von anderen Freunden blieben nutzlos. — Einige ſeiner Genoſſen hatten ſich tätowiren laſſen, und er unterwarf ſich ebenfalls dieſer Operation, um — wie man vermuthet — ſeine Gefährten vor Strafe zu ſchützen. Sie glaubten, die Richter könnten ihn nicht vor ein öffentliches Gericht bringen, und wenn er ausgenommen würde, wären ſie auch frei.“

Die Sache geſtaltete ſich aber anders. Man ſtellte den einzigen Sohn des Königs dafür, daß er einer alten Sitte ſeiner Heimath gefolgt war, vor Gericht, und der Miſſionär Ellis erzählt weiter:

„Einige Monate danach zerſprengte er ein Blutgefäß, man glaubt durch Ueberanſtrengung bei der öffentlichen Arbeit, wozu er ſeines Verbrechens (crime) wegen verurtheilt worden. Danach legte er die Arbeit beiſeite — ſein Volk wollte allerdings anfangs die Arbeit für ihn verrichten, aber er gab es nicht zu. Bald nachher zeigten ſich Symptome einer galopaber den König auf die Ankunft des in der Chirurgie nicht unerfahrenen Bruder Martin, der jeden Augenblick eintreffen konnte und eigentlich ſchon lange hätte da ſein müſſen. —

Es wird Zeit, daß wir auch wieder einen Blick in das Hupai-Thal werfen.

Mit recht ſchwerem Herzen hatte der junge Miſſionär Martin ſeinen Weg dorthin angetreten, und in Gegenwart des älteren ſtrengen Geiſtlichen, den er ſeit Jahren gewohnt war zu fürchten, auch natürlich keine Einrede gewagt. Jetzt aber, wie er ſich wieder allein im Walde und in der wunderbaren Natur ſah, jetzt über-

---

pirenden Schwindſucht.“ Der Miſſionär erzählt dann weiter, daß er eines Klimawechſels wegen in eins der reizendſten Thäler hinaufgetragen wurde.

„Die Häuptlinge der Inſel mit ihren Wachen folgten ihm, und als ſie das Thal erreichten, feuerten ſie als Zeichen ihrer Theilnahme drei Salven. Während wir uns dort oben aufhielten, ſahen wir ihn oft und unterhielten uns mit ihm. Er war gewöhnlich mittheilend und manchmal heiter, ausgenommen wenn das Geſpräch auf Religion kam; dann änderte ſich ſein Weſen auffallend. Er hörte unſere Bemerkungen an, antwortete ſelten auch nur eine Silbe und ſchien darüber zu zürnen, daß der Gegenſtand erwähnt worden. Dies war der traurigſte, ſeine Krankheit begleitende Umſtand.“

Natürlich ſtarb er, wie der unglückliche Taori, und die Miſſionäre bedauerten — nicht etwa ſeinen Tod, aber — daß ſie nicht im Stande geweſen waren, ihn zu bekehren.

kam ihn erſt mit voller Stärke das demüthigende Gefühl ſeiner Abhängigkeit von einer Sache, der er ſich wohl mit ganzem Eifer, aber doch aus einem andern Grunde, als nur von religiöſer Schwärmerei getrieben, hingegeben.

Nach allen den Miſſionsberichten, die er früher über dieſe Länder geleſen, glaubte er ein Volk zu finden, bei dem Mord und blutige Menſchenopfer an der Tagesordnung ſeien, das ſich von Menſchenfleiſch nähre, und wo der Kindesmord zu den alltäglichen Begebenheiten gehöre. Dieſem den Segen der chriſtlichen Religion zu bringen, und mit eigener Lebensgefahr, wenn es ſein müßte, ſeine furchtbaren Irrthümer zu bekämpfen und ausrotten zu helfen, war er ausgezogen. Was ſich ihm dabei in den Weg ſtellte, achtete er nicht — Gefahren, Beſchwerden — freudig wollte er Alles wagen, um ſein ſchönes Ziel zu erreichen, und ſich hoch belohnt halten, wenn er dem herrlichen Lande das Heil bringen und die Nacht des Aberglaubens mithelfen konnte zu verſcheuchen.

Das war aber Alles anders geweſen, als er es ſich gedacht. Schon in Laua fand er vollkommen geregelte Zuſtände — ja geregelt, wie er ſie nie für möglich gehalten, und die Indianer, von denen er geträumt, daß ſie nur mit der Kriegskeule und wild bemalt umherſtürmten und die Miſſionen bedrohten, als gehorſame, freundliche Diener der Miſſionäre, für welche ſie Häuſer bauten und den Acker beſtellten, ja ſelbſt ihre Frauen wie Laſtthiere durch das Land karrten. Ebenſo wenig konnte er ſich verhehlen, daß die bekehrten Inſulaner leider zur großen Mehrzahl Heuchler wurden, die aus Angſt vor darauf geſtellten Strafen wohl die äußeren Formen beobachteten, damit aber auch Alles gethan zu haben glaubten, was man von ihnen verlangen könne.

Handelten die Miſſionäre darin recht? Er wußte es nicht, aber Zweifel ſtiegen ſchon in Laua in ihm auf und fanden in der Art und Weiſe, wie man hier mit den Eingeborenen vorging, nur ihre Beſtätigung. Schon herrſchte zwiſchen den verſchiedenen Familien, wenn ſie theils noch dem alten Glauben anhingen, theils zu dem neuen übergetreten waren, Haß und Verfolgung; Bruder entzweite ſich mit Bruder, das Kind mit den Eltern, und wenn es auch noch zu keinem allgemeinen Kampf gekommen war, konnte ein ſolcher doch jeden Augenblick ausbrechen. Und waren ſie deshalb nach dieſen friedlichen Inſeln gegangen? —

Und er jetzt ſelber? Worin lag das Vergehen, deſſen er ſich ſchuldig gemacht haben ſollte? Daß er eins der holden Kinder dieſes Bodens wahr und aufrichtig liebte und es zu ſeiner ehrbaren Hausfrau machen wollte — das war Alles; und durfte er nicht dadurch gerade hoffen, einen größeren Einfluß auf die Eingeborenen zu gewinnen, indem ſie größeres Vertrauen zu ihm faßten? — Wer hatte dabei die Geſetze gegeben, die ihn verhindern ſollten einen ſolchen Schritt zu thun? — Nichts davon ſtand in der Heiligen Schrift, und nur die Miſſionsgeſellſchaft ſelber — entweder in ihrer Unkenntniß der hieſigen Verhältniſſe, oder auch von wohlmeinenden Gründen, die aber nicht überall ſtichhaltig ſein konnten, bewogen, hatte ein ſo hartes und hier doch jedenfalls ungerechtes Verbot erlaſſen. Und mußte er ſich dem fügen?

Aber was wollte er gegen die ganze Miſſion der Inſeln ausrichten? Und welche Berichte hätte ſie nachher über ihn nach Europa geſendet? Und Tama, das arme Kind, um deren Herz und Hand er ſchon geworben, und das mit voller, heiliger Liebe an ihm hing! Ja ſelbſt der alte, trotzige Häuptling Tamoruva, deſſen Einwilligung er ſo dringend erbeten — was würde der ſagen, wenn der Fremde, den er durch eine ſolche Verbindung geehrt glaubte, jetzt den Befehl ſeiner Oberen brachte, das Hupai-Thal augenblicklich zu räumen und Tama auf immer zu verlaſſen?

Die Gedanken jagten ſich ihm wild und toll durch das Hirn, und er ſah die paradieſiſche Scenerie gar nicht, durch welche er hinſchritt, denn in ſeinem Herzen war Nacht, tiefe Nacht.

Auch die Eingeborenen, die ihn begleiteten, ſtörten ihn. Es waren lauter Creaturen des Miſſionärs, wenn auch der Schlimmſte, Paya, unter ihnen fehlte. Er wußte dabei ganz genau, daß Mr. Lowe ſie ihm nur einzig und allein deshalb mitgegeben hatte, um jeden ſeiner Schritte zu überwachen und darüber zu berichten, und der Gedanke — als er ſich darüber klar geworden — empörte ihn am meiſten.

Auch der Befehl ſelber zeigte ihm die volle Abhängigkeit, in der er ſtand, und die nicht einmal eine Vertheidigung geſtattete. Nur gehorchen ſollte er, blindlings gehorchen und ſich als Werkzeug benützen laſſen für ſogenannte „höhere Zwecke“. Dank durfte er dabei von ſeinen Vorgeſetzten nicht erwarten, das hatte er bei Fremar geſehen, der in der kurzen Zeit hier Außerordentliches geleiſtet. Und welche Anerkennung war ihm dafür geworden? Man gab auch ihm einen Vorgeſetzten, ſobald man den Boden hier gehörig vorbereitet wußte, damit der Ruhm des Erfolges nicht auf ein jüngeres Haupt fallen ſollte. Und Fremar? Ja, er war trotzdem glücklich, denn ihm hatte ein wunderbares Geſchick das Schönſte beſchieden, was ſich ein Menſch nur wünſchen kann: eine glückliche Häuslichkeit und ein Weſen zur Gattin, dem man gut ſein mußte, wenn man es nur ſah. Er aber ſollte hier elend und einſam bleiben, nur weil die Miſſionäre es nicht für nützlich hielten, daß Einer aus ihrer Mitte ſeine Hand einer Tochter des Landes gebe.

Und wenn er ſich ihnen widerſetzte und ſie ihn ausſtießen, welche Mittel ſtanden ihm dann zu Gebote, ſich hier am Leben zu erhalten? Alles, was die Miſſionäre brauchten, bekamen ſie reichlich von der Miſſion geſendet, aber nur durch die Hände der Oberen gingen dieſe Zuſchüſſe, und ſie hatten jedenfalls die Macht, wenn nicht auch das Recht, ihm Alles zu verweigern, ſobald er ihren Befehlen nicht mehr gehorchen wollte. Und was würde dann aus ihm, wenn er hier, abgeſchnitten von der Welt, allein auf einer dieſer Inſeln ſaß und nicht einmal Mittel und Wege wußte, ſelbſt nur einen Brief an die Miſſionsgeſellſchaft daheim gelangen zu laſſen, um dieſer auseinander zu ſetzen, wie ſich Alles verhielt? Sobald die Miſſionäre keinen Brief an die Oberbehörde wollten gelangen laſſen, wer war im Stande ihn zu befördern? In ihren Händen lag in der That die Macht und Gewalt, und wohin er ſich auch wendete, er blieb von ihnen abhängig, da er ſich ja nicht einmal nach einer der anderen Inſeln wenden konnte, ohne ihre Fahrzeuge zu benützen.

Von ſolchen trüben Gedanken erfüllt, ſchritt er weiter durch das reizende Thal, bis er endlich jene Stelle erreichte, von wo aus man den See mit den darum geſchmiegten Hütten überſchauen konnte. Es war ein Paradies, aber er trug die Hölle im Herzen.

Da raſchelte etwas in den Büſchen über ihm. Tama, das holde, herzige Kind, das ſeine ganze Seele erfüllte, kam leicht geſchürzt von der Höhe herabgeſprungen und ſtreckte ihm freudeſtrahlend die Hand entgegen.

„Wo biſt Du ſo lange geblieben, böſer

Mann?“ ſagte ſie herzlich. „Wie hat ſich Tama um Dich geſorgt — und was ſagen Deine Freunde?“ ſetzte ſie ängſtlich hinzu. „Dein Antlitz ſieht ſo bleich und gramerfüllt aus.“

Martin warf einen ſcheuen Blick auf die ihm folgenden Inſulaner; er wußte, daß ſie Alles, was ſie von ihm ſahen, getreulich an Mr. Lowe berichten würden, und gerade dieſer hatte ihm den ſtrengen Befehl ertheilt, mit Tamoruva's Tochter auf keine Weiſe wieder zu verkehren. Auch Alles, was ihm in der letzten halben Stunde die eigene Vernunft zugerufen, und ihn gemahnt und gewarnt, zuckte ihm mit Blitzesſchnelle durch die Seele; aber es war auch nur ein Moment. Er ſah wieder in Tama's treue Augen; er hörte ihre Stimme, die lieben, lieben melodiſchen Laute — er fühlte den Druck ihrer Hand, und Alles, was ihm kluge Vorſicht angerathen, war vergeſſen in dem Einen ſeligen Begegnen der Geliebten.

„Geht Ihr voran,“ ſagte er ruhig, aber ſo beſtimmt zu den eingeborenen Dienern, daß dieſe kein Wort der Entgegnung wagten. „Geht nur in meine Hütte und erwartet mich dort, ich komme bald nach. Röſtet Euch Brotfrucht und brecht von meinen Früchten, Ihr findet im Ueberfluß zu eſſen.“

Die Eingeborenen zögerten einen Moment; ſie wußten recht gut, was ihnen der Mitonare aufgetragen hatte; Paya, ihr ſonſtiger Führer, war aber nicht bei ihnen, und mit der Gleichgiltigkeit dieſer Stämme gegen Alles, was nicht den unmittelbaren Moment betraf, überlegten ſie auch nicht lange. Was die beiden Mitonares mitſammen hatten, mochten ſie auch mitſammen ausmachen. Sie waren auf dem Wege hungrig geworden, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſie erſt einmal vor allen Dingen eſſen und trinken mußten. Außerdem hatten ſie Freunde am Hupai-See, die ſie gern wiederſehen wollten, und ohne ſich deshalb weiter um den Mitonare und Tamoruva’s Tochter zu bekümmern, verfolgten ſie, raſcher als ſie bisher gegangen, den hier ſonnigen Weg, um bald wieder in den Schatten der wehenden Cocospalmen zu gelangen, die ihnen von dort ſchon herüberwinkten.

„Und Du gehſt jetzt nicht wieder fort von mir, Matina?“ rief Tama, als die Träger kaum aus Hörweite waren, indem ſie ihm ängſtlich in’s Auge ſah, „Du bleibſt bei mir in Hupai, daß ich Dich nicht mehr miſſen muß?“

„Ich bleibe bei Dir, Tama!“ rief Martin, ſeiner Sinne kaum mehr mächtig, indem er ſie leidenſchaftlich mit dem rechten Arm umſchloß. „Nichts ſoll uns mehr trennen, nichts, ſelbſt nicht das kalte, herzloſe Wort der Mitonares, die ja doch nur Sinn für ihre Gebete haben.“

„So warſt Du nicht glücklich mit ihnen?“ rief Tama angſtvoll. „O, ich wußte es, daß ſie es Dir weigern würden. Sie ſind ſo ſtolz und hart, und nur mit ewigen, entſetzlichen Strafen drohen ſie für das kleinſte Vergehen. Wie grauſam muß ihr Gott ſein!“

„Tama,“ rief da der junge Miſſionär, deſſen Blick, während das Mädchen ſprach, in Glück und unausſprechlicher Liebe an ihr gehangen hatte, „was da auch kommen möge, was uns entgegentritt und auseinanderreißen will: Dein bin ich für dies ganze Leben, Dein hier und dort, und Dein Glück ſoll das meine, Deine Heimath der Ort ſein, wo auch ich mein Haupt niederlege. Willſt Du ebenſo treu und lieb bei mir ausharren?“

„Ich will Dein Weib ſein,“ ſagte das junge Mädchen herzlich, „Dein treues Weib für jetzt und immerdar, und will Dich lieben und Dir gehorchen, wie ich meinem Vater gehorcht habe alle Zeiten. Ich will auch zu Deinem Gott beten, wenn Du mich lehren kannſt ihn zu lieben, und Dir vertrauen, daß Du mich den rechten Weg führſt.“

„Dann komme, was da wolle!“ rief Martin jubelnd aus. „Deine ſchöne Inſel trägt Früchte genug, und Fiſche füllen die Binnenwäſſer und Seen mit ihrem muntern Schwarm. Arbeiten kann ich und will ich; der Boden iſt fruchtbar und giebt tauſendfältig; Deine Eltern werden mich ebenfalls lieben, und meine Freunde müſſen den Entſchluß, wenn ſie ihn auch vielleicht nicht billigen, doch jedenfalls achten. Sie haben aber keine Macht über mich, um mir Zwang aufzuerlegen, daß ich unglücklich würde mein ganzes Leben lang. Und nun komm zu Deinem Vater, Herz, daß er Freude an ſeinen Kindern hat. Komm, laß uns zu ihm und unſere Pläne für die Zukunft bauen.“ Und ſeinen Arm um ſie ſchlingend, in ſeligem Vergeſſen ſeiner eigenen, eigenthümlichen Stellung auf den Inſeln, nur von der Liebe erfüllt, die ihm das holde Weſen an ſeiner Seite eingeflößt, ſchritt er mit ihr dem ſonnenhellen See zu, und der Himmel lachte dazu in reiner, durch nichts getrübter Bläue auf das glückliche Paar hernieder.

Tamoruva, der alte heidniſche Häuptling, runzelte allerdings finſter die Stirn, als ihm der junge Miſſionär offen erzählte, daß „ſeine Brüder“ mit ſeiner beabſichtigten Heirath nicht einverſtanden wären und ſie ihm wehren wollten, er aber feſt entſchloſſen ſei, bei ihm und den Seinen auszuhalten und ihr Schickſal mit ihnen zu theilen. Doch zog dann auch wieder ein grimmes Lächeln über ſeine Züge, als er ſagte:

„Iſt ihnen Tamoruva's Hütte nicht vornehm genug? Bei dem Gott von Bolutu! ſie fänden keine edlere auf der Inſel, ſelbſt nicht die Ramara Toa's, deſſen Vorfahren nur wie Räuber in unſer Land brachen und den Boden wie das Land unterjochten. Aber laß ſie, Matina, wir brauchen ſie nicht. Sie tragen auch den Gott, den ſie fortwährend auf der Zunge haben, nicht im Herzen; ſie ſind ſtolz und hochmüthig und wollen uns nur unter das dicke Buch beugen. Schmach über ſie! Wäre nur Matangi Ao meinem Rathe gefolgt, ſo hätte er nicht geduldet, daß Taori die Schande ertragen mußte, die er jetzt trägt, ſondern — doch es iſt gut,“ brach er plötzlich ab, „er hat es ſelber gewollt; aber Du, Matina, biſt ſicherer hier im Hupai-

Thal, als die bleichen, finſteren Männer dort drunten an ihrer Bai.“

„Sie wollen mich nach Afaru ſchicken,“ ſagte Martin, „ich ſoll nie hierher zurückkehren.“

„Und gehſt Du?“ fragte ihn der Häuptling ruhig.

„Nein, bei dem Himmel da droben, ich gehe nicht!“ rief der junge Miſſionär heftig. „Sie mögen jetzt mit mir thun was ſie wollen; mich können und ſollen ſie nicht zwingen. Ich bleibe bei Euch, bei Tama, und will einer Eures Volkes werden; vielleicht lernt Ihr auch dadurch unſere heilige Lehre liebgewinnen.“

„Ich will Dir etwas ſagen, Matina,“ bemerkte der Häuptling trocken. „Wenn Du gedenkſt hier in Frieden zu leben, ſo laß uns unſern Glauben. Erzähle uns, ſo viel Du willſt, von den Einrichtungen und Sitten Deines Stammes, und finden wir etwas Gutes darin, was auch für uns paſſend wäre, ſo können wir immer Nutzen daraus ziehen; aber ſo ohne Weiteres Alles, was unſere Väter geglaubt, über den Haufen werfen, das geht nicht und darf nicht ſein. Weshalb ſollen wir glauben, daß Dein Gott die ganze Welt mit einem einzigen Wort erſchaffen habe, wenn Du uns nicht einmal glauben willſt, daß einer unſerer Götter dieſe kleine Inſel mit einer Angel aus dem Meer gezogen habe? Woher wißt Ihr überhaupt, daß es nicht wahr iſt, da es vor langen, langen Jahren geſchah und Ihr erſt jetzt hierher gekommen ſeid? Ihr ſagt, der Gott von Bolutu habe gar keine Kraft, und doch kennt Ihr ihn gar nicht, ja wißt nicht einmal, wo ſeine Inſel liegt. Geht mir mit Euren Erzählungen! Ich ſoll glauben, daß ein Fiſch einen Menſchen verſchlungen und ihn nach drei Tagen lebendig wieder ausgeſpieen habe, und ein Mann auf einem feurigen Wagen nach dem Himmel gefahren ſei, und Ihr behauptet, unſere Erzählungen von der Entſtehung Motuas ſeien Lügen, wo Du noch deutlich den Platz ſehen kannſt, in welchem der Haken eingegriffen hat.*) Geh, Du träumſt. — Aber was ſollen die Männer bei Dir, die Du mit herübergebracht?"

„Sie ſind mir mitgegeben," ſagte Martin, „um meine Sachen an die Küſte zu ſchaffen, damit ich ſie dort nach Afaru einſchiffen kann."

„Alſo Du gehſt nicht mit ihnen?"

---

*) Dieſe Sage findet ſich auf verſchiedenen Inſeln, und eine Höhle in irgend einem Felſen wird dann gewöhnlich als der Platz bezeichnet, in welchem damals der Haken gefaßt habe.

„Nein!“

„Gut, ſo ſchicke ſie wieder fort. Sie gehören zu dem weißen Mann. Sie mögen bei ihm bleiben. Sie können ſich hier mit Speiſe und Trank erfriſchen und ausruhen, dann ſende ſie heim; wir brauchen ſie hier nicht.“

Damit wickelte ſich der Häuptling in ſeinen Gnatumantel und ſchritt hinaus in den Wald. Alle Geſpräche über Religion waren ihm verhaßt. Er mochte nichts weiter davon hören.

Martin, jetzt feſt entſchloſſen, ſeinem Vorſatz treu zu bleiben und auf ſeiner Heirath mit Tama feſt zu beſtehen, mochten die Miſſionäre darüber ſagen, was ſie wollten, kehrte in der That auch augenblicklich zu den Laua-Inſulanern zurück und meldete ihnen, daß ſie leer nach Motua-Bai zurückkehren müßten. Er würde hier oben bleiben und ſpäter ſelber Mr. Lowe Bericht erſtatten. [illegible]

Einer der Leute erwiderte ihm nun allerdings, ſie hätten ſtrengen Befehl Alles mitzubringen, was noch hier oben Eigenthum der Miſſion ſei, er bedeutete ſie jedoch, ſich darum nicht weiter zu kümmern, und da dieſe glücklichen Menſchen eigentlich nichts weiter verlangen, als daß ſie ſich um nichts zu kümmern brauchen, ſo hatten ſie auch nicht das Geringſte mehr dagegen. Auch an den Heimweg dachten ſie nicht ſo raſch. Wäre Paya bei ihnen geweſen, ſo würde er ſie wohl dazu getrieben haben, denn Lowe konnte ſich keinen folgſameren Diener wünſchen; ſo aber blieben ſie ruhig im Schatten der Palmen liegen, oder fuhren auch vielleicht einmal auf den See hinaus, um zu fiſchen. Zeit! Was war ihnen Zeit?

So trieben ſie ſich ein paar Tage dort müßig herum, bis ſie doch ſelber fühlen mochten, daß ſie an die Rückkehr denken mußten, um dem Mitonare Bericht abzuſtatten. Das aber war kurz vor Ausbruch des Sturmes, und als dieſer herannahte und auch im Hupai-Thal viel Verwüſtung anrichtete, krochen ſie natürlich wieder in die nächſte Hütte, um das Wetter abzuwarten. Bei einem ſolchen Orcan durften ſie nicht daran denken durch den Wald zu gehen, beſchloſſen aber, am nächſten Morgen jedenfalls aufzubrechen. Am nächſten Morgen mußten ſie aber natürlich erſt ihre Brotfrucht backen und nachher auch noch ſelbſtverſtändlich helfen, das durch den Sturm beſchädigte Dach der Hütte auszubeſſern, in der ſie die Nacht verbracht. So rückte der Nachmittag heran, und ſie brauchten jetzt nur die Abendkühle abzuwarten, um ihren Marſch wirklich anzutreten. Vorher aber kam der Bote von der Motua-Bai, der die plötzliche Krankheit Taori's meldete und augenblicklich den allein in der Chirurgie erfahrenen Bruder Martin an ſein Lager rief.

Martin ſelber wäre allerdings jetzt lieber nicht ſo raſch zu Bruder Lowe zurückgekehrt. Er hatte ſich vorgenommen gehabt, ihm erſt zu ſchreiben und ihm die Gründe ſeines Verfahrens in einem Briefe auseinander zu ſetzen. Er hätte ſich dann dieſelben noch einmal mit Fremar ruhig überlegen können, und daß ihn Fremar's junge Frau, ſo viel in *ihren* Kräften ſtand, dabei unterſtützen würde, davon war er feſt überzeugt. Jetzt ging das nicht mehr, denn er hatte den jungen Taori, der ſich gegen ihn immer ſo offen und herzlich gezeigt, ſelber zu lieb, um ihn lange ohne Hilfe zu laſſen. Er *durfte* da nicht ſäumen, und was er deshalb an Medicin beſaß, die er für dieſen Fall als paſſend hielt, raffte er zuſammen und überraſchte ſeine Leute jetzt ſelber mit dem plötzlichen Befehl zum Aufbruch

Tamoruva aber war außer ſich, als er die Nachricht von Taori's Krankheit bekam, denn er liebte den jungen Häuptling wie ſeinen eigenen Sohn. Er wäre auch gleich ſelber mit einem Schwarm ſeiner Anhänger nach der Küſte hinabgeeilt, aber Martin bot alle ſeine Beredtſamkeit auf, ihn daran zu verhindern; fürchtete er doch nicht mit Unrecht, daß es in dem Fall leicht, ja wahrſcheinlich zu offenen Feindſeligkeiten kommen könne, die jedenfalls unter den Eingeborenen verſchiedenen Glaubens vermieden werden mußten. Er verſprach ihm aber, augenblicklich einen Boten zurückzuſenden, oder vielmehr einen von ſeinen eigenen Leuten mitzunehmen, der ihm dann ohne Aufenthalt Nachricht bringen konnte, wie es mit dem Sohn des Königs ſtand, und war irgend welche Gefahr vorhanden, dann wollte er ihn ſelber gleich herauf, in das mildere Klima von Hupai ſchaffen laſſen, um ihn hier unter ſteter Pflege zu behalten.

Noch an dem Abend erreichte er die Motua-Bai, wenn auch ſchon in tiefer Nacht, und ſchlief in Namara Toa's eigenem Hauſe, der aber den Sohn nicht wieder wollte wecken laſſen. Er war an dem Abend ſehr ſchwach geweſen, und Martin glaubte ſelber, daß Ruhe die beſte Cur für ihn ſei; hielt er doch ſein Leiden für nicht ſo ſchwer. Auch Mr. Lowe vermied er noch zu ſprechen, obgleich dieſem die von ihm mitgegebenen Leute jedenfalls Meldung gemacht. Sie hatten ſich zu lange im Hupai-Thal aufgehalten, um damit zu zögern, da ſie einmal an Ort und Stelle waren.

Heute wäre es aber doch zu ſpät geweſen, um noch etwas Weiteres zu bereden, wenn ſelbſt Mr. Lowe gewollt hätte. Nur Mr. Fremar ſuchte er noch auf und hatte mit dieſem eine lange Beſprechung, dann zogen ſich die beiden Miſſionäre wieder zu ihren verſchiedenen Schlafſtellen zurück, und der Friede Gottes ruhte auf der ſtillen Bai.

9.

Zurück nach Hupai.

Am nächſten Morgen war der Miſſionär Martin mit dem erſten Tagesgrauen auf und an Taori's Lager. Der junge Häuptling ſtreckte ihm freundlich die Hand entgegen, als er ihn ſah; aber es wurde ihm ſelbſt ſchwer, ſich auf ſeinen Ellbogen emporzurichten. Er hatte einen Schmerz in der Seite, und Martin erkannte bald, daß es ſich hier um mehr als ein vorübergehendes Unwohlſein handle.

Dabei klagte der Kranke über Beängſtigung, und viel mochte dazu die ewige Unruhe am Strande, dicht vor ſeinem Lager, beitragen, da die Eingeborenen gerade emſig beſchäftigt waren, Alles, was das verunglückte Fahrzeug enthielt, zu bergen und in der unmittelbaren Nähe von

Ramara Toa's Wohnung aufzuſpeichern. Ja ſelbſt dicht neben deſſen Haus errichteten ſie ein anderes, um die Güter vor Regen zu ſchützen, und das war mit beginnendem Tag ein Klopfen und Hämmern, ein Schreien und Toben, Lachen und Zanken, daß einem geſunden Menſchen der Kopf davon wirbeln konnte, wie viel mehr dem der Ruhe bedürftigen Kranken.

Einua, ſeine Mutter, bewachte ängſtlich ſein Lager, Martin ſagte ihr aber ohne Weiteres, daß Taori von hier fort und in ſein ſtilles Thal geſchafft werden müſſe; ſie könne ihn lieber begleiten. Dort ſolle er auch treue Pflege finden, und in der kühleren Luft von Hupai würde er ſich hoffentlich bald wieder erholen.

Ramara Toa war nicht recht damit einverſtanden, und zu jeder andern Zeit würde er ſich einem ſolchen Vorſchlag auch vielleicht entſchieden widerſetzt haben; heute oder vielmehr jetzt aber bewog ihn auch Manches, Taori's Abweſenheit gerade zu wünſchen, denn wichtige Pläne trug er im Kopf herum, mit denen Taori, wie er recht gut wußte, nie im Leben einverſtanden geweſen wäre. Es blieb alſo immer beſſer den Sohn zu entfernen, dem gegenüber er ſich noch dazu einer Schuld bewußt war. Daß die Krankheit lebensgefährlich ſein könne, dachte er keinen Augenblick.

Allerdings würde es ihm viel lieber geweſen ſein, wenn Taori ſeinen nächſten Aufenthalt irgendwo an der Küſte genommen hätte, denn er kannte zu gut den „böſen Geiſt", der im Hupai=Thal herrſchte; dagegen proteſtirte aber Martin auf das entſchiedenſte, denn gerade die kühle Luft in den Bergen ſollte ja wohlthätig auf ihn einwirken, und außerdem ſehnte ſich der Kranke ſelber nach ſeiner Heimath, in die er zurückzukehren wünſchte. Er wollte in die Hütte am ſtillen See, wo er das ewige Brauſen der Brandung nicht mehr hörte, denn ſie erinnerte ihn, wie er ſagte, an die fröhliche Zeit, die ſie ſonſt dort verlebt, und — an das Elend, das jetzt über ſie hereingebrochen wäre.

Freiwillige Träger erboten ſich augenblicklich im Ueberfluß, wie der Umzug des Königsſohns nur bekannt wurde, um ihn leicht und bequem über den rauhen Weg zu ſchaffen. Er war ja ſeit ſeiner früheſten Jugend der Abgott des Volkes geweſen, und beſonders alle die damals aus Afaru Verurtheilten, mit denen er zuſammen gearbeitet, drängten ſich herzu und umlagerten die Wohnung des Königs, nur um die Erſten zu ſein, die ihn auf ihre Schultern nehmen durften.

So raſch ging das freilich nicht. Vor allen Dingen mußte eine gute und bequeme Trage hergerichtet werden, auf welcher der Kranke ausgeſtreckt liegen konnte, da ihm ſelbſt das Sitzen Schmerzen verurſachte, und dann war es außerdem nöthig, nicht allein das Frühſtück zu bereiten, ſondern auch noch Lebensmittel herzurichten, von welchen die kleine Karawane unterwegs zehren konnte. Martin benützte dieſe Zeit, um zu Fremar's Wohnung hinaufzuſteigen, denn Bruder Lowe war natürlich von ſeiner Ankunft unterrichtet und hatte ihn ſchon erſuchen laſſen, dorthin zu kommen, da ſie ihn oben zu ſprechen wünſchten.

Er wußte was ihn da erwartete, war aber auch feſt entſchloſſen, keine Linie breit von ſeinem einmal gefaßten Vorſatz abzuweichen. Deshalb feſt die Zähne aufeinander gebiſſen, ſchritt er am Strand entlang und Fremar's Wohnung zu.

Er ſah dabei das geſtrandete Schiff und erfuhr die Einzelheiten, wenigſtens in flüchtigen Umriſſen, von ihm begegnenden Inſulanern; aber er trug andere Dinge im Herzen, als ſolche Neuigkeiten, die für ihn doch nicht von Intereſſe ſein konnten. Was kümmerten ihn die Fremden, denen er doch nicht mehr helfen konnte, was die Beuteſtücke, die der König jetzt daheim aufhäufte! Tama, das war der einzige Gedanke, der ſein Herz erfüllte, Tama, ſeine liebe, holde Blume des Thales, das Ideal deſſen, was er in ſeinen ſchönſten Träumen erſtrebt, was ihm das Herz bewegte, als es ihn herüberzog zu den ſtillen, friedlichen Inſeln dieſer See. Das Glück und Heil wollte er ihnen bringen, ſo wie es ihm vorſchwebte in voller und klarer Reinheit. Aus der Pracht ihrer Heimath wollte er die Furcht vor blutigen Götzenbildern ſcheuchen, nicht Haß und Eiferſucht, Neid und wüthende Glaubensverfolgung in ihre Hütten, unter ihre Palmen tragen. Und was hatte er jetzt gethan, daß eben dieſe Miſſionäre, die ſich die Diener des alleinigen Gottes nannten, über ihn zu Gericht ſitzen konnten? Was hatte er verbrochen, daß er ihren Zorn zu fürchten brauchte?

Nichts! Er war ſich keiner Schuld bewußt. Daß er das Mädchen, die Tochter des Häuptlings, liebte und ſie zum Weibe begehrte, konnte keine Sünde ſein, denn ihre Religion verbot ja nicht dem Geiſtlichen die Ehe. Und was ſonſt? Daß ihre Haut braun war und ihr Herz unter einem

Gnatu-Mantel ſchlug? O, es klopfte da wärmer, als unter dem ſchwarzen, heißen Rock dieſer Prieſter eins ſchlagen konnte. Aber er wußte wohl, welches Ziel ſie dabei verfolgten: nur dieſe ewige, raſtloſe Herrſchſucht, die ſie weiter und weiter trieb und ſich beſonders auf Alles ausdehnte, was nur mit ihnen in der geringſten Verbindung ſtand. Keiner der von ihnen Abhängigen ſollte auch nur den geringſten Grad von Freiheit erreichen, in der er ſich ihnen vielleicht einmal entziehen konnte; ja nicht einmal ein freier Wille wurde den Einzelnen geſtattet, und gegen das empörte ſich ſein Herz.

Mit ähnlichen Träumen wie Berchta war er herüber auf die Inſeln gekommen, mit ähnlichen Vorſätzen, das Glück der Eingeborenen zu begründen. Jetzt fing er an einzuſehen, daß Alles nur auf eine leere Form hinauslief, in welcher man den Erfolg ſuchte und fand. Nur wenn ſich die Inſulaner dieſer fügten, betrachtete man ſie als neugewonnene Chriſten; was ſonſt aus ihnen wurde, blieb ſich gleich.

Armer Taori! Auch dieſes junge, lebensfrohe Herz hatten ſie gebrochen, indem ſie das Unmögliche von ihm verlangten. Mitten in ſeiner ſchönſten Jugendzeit ſollte er plötzlich alle dem entſagen, was für ihn früher in harmloſen Spielen ſein Glück, ſeine Freude geweſen. Ernſt und mit dem Leben abgeſchloſſen, wie ſie ſelber ihre trübe Bahn gingen, ſollte er mit Einem Schlage vergeſſen, daß er jung und glücklich, daß er ein Königsſohn ſei, und ſich nur dem fügen, was ſie ihm als von Gott ſelber eingeſetzt brachten, und Gott ſelber hatte ihm doch das fröhliche Herz und die lachende Natur umher gegeben, um ſich ihrer zu freuen und darin zu ſchwelgen.

Und das Nämliche waren ſie jetzt im Begriff, mit ihm zu thun; aber trotzig blitzte ſein Auge, denn da hörte ihre Macht auf. Sie konnten an die Geſellſchaft daheim berichten, daß er ſich ihren Befehlen nicht mehr gefügt, ja, und dann im allerſchlimmſten Fall beſtimmen, daß er nicht mehr als von ihnen angeſtellter Miſſionär betrachtet werden ſolle — weiter nichts. Das war das Aeußerſte, er ſelber aber feſt entſchloſſen, das zu erwarten, und wie er ſich damit nur im Reinen fühlte, verfolgte er ſeinen, jetzt nur noch kurzen Weg auch viel entſchiedener und raſcher.

Er fand die beiden Miſſionäre oben in Fremar's Haus gerade beim Frühſtückstiſch, Berchta ſaß mit daran und ſtand freundlich auf, um ihn zu begrüßen, wie er nur die Schwelle betrat.

Mr. Lowe und Fremar blieben ſitzen und ſahen Beide ſehr ernſt aus. Berchta aber, ohne das ſelber zu beachten, obgleich ſie nur zu gut wußte, welche Scene folgen würde, lud den jungen Gaſt ein, an ihrem frugalen Mahle Theil zu nehmen, und Martin, der nicht wollte merken laſſen, wie unbehaglich ihm doch jetzt zu Muthe ſei und wie ihm das Herz klopfte, grüßte die Herren achtungsvoll und folgte dann ohne Weiteres der Einladung.

„Und wie geht es dem armen Taori?" fragte Berchta, als keiner der beiden anderen Herren Luſt zu haben ſchien, eine Unterhaltung zu eröffnen, „ſein Zuſtand hat doch hoffentlich nichts Bedenkliches? Der Gedanke würde mich zu unglücklich machen."

„Ich fürchte das Schlimmſte für ihn," ſagte Martin leiſe.

„Es wäre entſetzlich!"

„Er muß ſich, vielleicht beim Heben irgend eines ſchweren Gegenſtandes, etwas im Innern verletzt, vielleicht ein Blutgefäß geſprengt haben, und iſt das der Fall, ſo vermag menſchliche Kunſt nichts, um ihn wieder herzuſtellen. Nur die Natur hilft ihm vielleicht noch darüber hin."

„Oder Gott," ſagte Mr. Lowe ernſt. „Sie

ſcheinen übrigens die Sache zu ſchwarz zu ſehen, Bruder Martin, denn dieſe Inſulaner ſind von der geringſten Anſtrengung ſehr leicht geworfen, erholen ſich aber auch ebenſo raſch wieder, und ich habe überhaupt in dieſem Fall einen nicht ganz unbegründeten Verdacht, daß ſich der junge Herr nur krank ſtellt, um der weiteren, ihm unbequem gewordenen Arbeit damit enthoben zu werden, was ihm auch vollſtändig gelungen iſt. Namara Toa hat in einem ſehr unrecht am Platz geweſenen Gefühl von Schwäche ſämmtlichen Verbrechern die weitere Strafe erlaſſen."

„Verbrechern, Mr. Lowe?" ſagte Berchta weich. „Können wir das, weſſen ſie ſich ſchuldig gemacht, wohl ein Verbrechen nennen?"

„Allerdings, Schweſter Bertha," ſagte der Miſſionär ernſt, ja ſcharf, „und es thut mir wirklich in innerſter Seele weh, daß Sie gerade das nicht zu fühlen ſcheinen."

„Ich kann es nicht begreifen."

„Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, denn wie können wir erwarten, daß ſich die Eingeborenen mit ganzer Seele dem wahren Glauben zuwenden ſollen, wenn ihnen dabei geſtattet bleibt, ihren heidniſchen Gebräuchen nach wie vor zu folgen? Doch das iſt ein Capitel, worüber wir ſchon zu viel und, wie ich zu meinem Bedauern ſehe, noch ſelbſt bei Ihnen vergeblich geſprochen haben. Laſſen Sie uns zu wenn nicht ernſteren, doch für den Augenblick wichtigeren Dingen übergehen, denn wie ich ſehe, hat Bruder Martin ſein Frühſtück beendet."

Bruder Martin hatte allerdings kaum angefangen, aber auch wahrlich in ſeiner jetzigen Stimmung keinen Appetit zum Eſſen. Die Biſſen blieben ihm im Munde ſtecken, denn an der ganzen Art und Weiſe des ſonſt wohl ſtrengen, aber auch nicht unfreundlichen Miſſionärs ſah er, daß er gereizt und jedenfalls über ihn entrüſtet war. Aber es half jetzt nichts; er hatte das Alles vorher gewußt, ehe er nur herankam, und es galt nun dem, was wider ihn vorgebracht werden konnte, ruhig zu begegnen.

Fremar ſelber hatte noch keine zehn Worte geſprochen. Er kannte Martin von Laua her und war immer freundſchaftlich, ja brüderlich mit ihm geweſen. Der vorliegende Gegenſtand mochte ihm deshalb ſelber peinlich oder doch ſchmerzlich ſein. Lowe war aber auch ſein Vorgeſetzter, deshalb ſtand ihm das Wort nicht zu, und er überließ es dieſem gern, die ganze böſe Sache zu erörtern.

„Bruder Martin,“ begann jetzt Lowe nach einer kleinen Pauſe, in der er ſeinen Teller zurückſchob und den jungen Mann über ſeine Brille feſt und ernſt anſah, „wollen Sie vielleicht die Güte haben mir zu erklären, weshalb Sie der direct und vollkommen deutlich Ihnen zugegangenen Ordre nicht genügt und unverweilt Ihre Sachen aus dem Hupai-Thal herübergeſchafft haben, um Ihre neue Stellung in Afaru einzunehmen? Ich hatte Ihnen ſelbſt meine Träger zu dem Zweck mitgegeben. Sie können mich doch nicht mißverſtanden haben.“

„Nein, Mr. Lowe,“ ſagte der junge Mann, der aber vor innerer Aufregung ſo blaß geworden war, daß Berchta's Blick mitleidig auf ihm haftete, „das habe ich auch nicht. Ich verſtand vollkommen, was Sie mit der Ordre meinten, und bin auf dem ganzen Weg, bis in das Hupai-Thal, ernſtlich mit mir zu Rathe gegangen, wie ich in dieſem Falle vor Gott und meinem Gewiſſen handeln ſolle.“

„Sie ſind mit ſich zu Rathe gegangen?“ rief der Miſſionär erſtaunt. „Und hatten Sie etwas Anderes zu thun, als dem Ihnen gewordenen Befehle zu gehorchen?"

„Allerdings," erwiderte Martin, der jetzt ſeine volle Ruhe wieder erlangt hatte, „es galt hier das Glück und den Frieden meines ganzen Lebens, und nicht allein mein Verſtand, nein, auch mein Herz beanſpruchte eine Stimme in dieſem Falle."

„Und wiſſen Sie, daß die Geſellſchaft —" fuhr Lowe auf. Martin ließ ihn aber nicht ausreden.

„Ich weiß Alles," erwiderte er feſt. „Berichten Sie an die Geſellſchaft, Mr. Lowe, daß ich dieſes Einemal Ihrem Befehle nicht gehorcht habe, weil ich feſt entſchloſſen ſei, Tama, die Tochter Tamoruva's, als mein braves Weib heimzuführen und treu und ehrlich bei ihr auszuhalten mein ganzes Leben lang."

„Das iſt offene Empörung!" rief Mr. Lowe, von ſeinem Stuhl emporfahrend, denn auf dieſen Widerſtand war er bei dem ſonſt ſo ſchüchternen jungen Manne nicht gefaßt geweſen.

„Und doch ſo friedlicher, harmloſer Art," lächelte Martin. „Ueberlegen Sie ſich die Sache, Mr. Lowe, ruhig und leidenſchaftslos, ſelbſt nicht einmal in meinem Intereſſe und mein Glück nicht berückſichtigend, ſondern nur im Intereſſe der Miſſion ſelber. Bedenken Sie, welchen Nutzen ich bei ſo genauer Verbindung mit einem der einflußreichſten Häuptlinge des Landes der guten Sache bringen kann, und urtheilen Sie dann mild und freundlich über mich.“

„Mir ſteht kein Urtheil darüber zu,“ ſagte Mr. Lowe mit finſter zuſammengezogenen Brauen. „Alles, was ich thun kann, iſt, den ungewöhnlichen und traurigen Fall ungeſäumt und mit nächſter Gelegenheit an die Geſellſchaft zu berichten; deren Urtheil müſſen Sie erwarten, und ich bedauere außerdem, Ihr unchriſtliches Geſuch dabei nicht einmal befürworten zu können. Sie aber haben ſich jetzt, bis die Antwort von daheim eintrifft, ungeſäumt auf Ihren Poſten nach Afaru zu begeben und dort das Weitere abzuwarten, und ich hoffe, daß Sie dem augenblicklich Folge leiſten werden.“

„Das geht aus zwei Gründen nicht,“ ſagte Martin ruhig; „erſtlich habe ich den ungeſäumten Transport des jungen Prinzen Taori nach dem Hupai-Thal verfügt, um ihn in die kühlere Luft der Berge zu ſchaffen —“

Sie haben darüber verfügt?“ rief Lowe, faſt außer ſich vor Erſtaunen.

„Ja, als ſein Arzt," ſagte Martin kalt, denn er ſelber fühlte ſich jetzt durch die wegwerfende Behandlung verletzt, „und dann bin ich feſt entſchloſſen, die Entſcheidung der ehrwürdigen Miſſionsgeſellſchaft nicht abzuwarten, ſondern gleich nach meiner Rückkehr in das Hupai-Thal Tama als mein liebes Weib heimzuführen."

Lowe hatte aufbrauſen wollen und Berchta ſchon eine ſchlimme, unheilvolle Scene gefürchtet, aber gerade das Ungeheure, das dem Manne hier in ſo entſchiedener, wie, er meinte, frech ausgeſprochener Weiſe entgegentrat, gab ihm ſeine Ruhe, ſein kaltes Blut wieder, und mit faſt ironiſcher Stimme ſagte er:

„Und iſt das Ihr letzter Entſchluß, Herr Martin?"

„Das iſt mein letzter, feſter Entſchluß," erwiderte der junge Mann feierlich, „ſo wahr mir Gott helfe!"

„Sehr wohl, Herr Martin," erwiderte der Miſſionär. „Soweit es den Treubruch gegen die Geſellſchaft betrifft, mögen Sie das mit Ihrem eigenen Gewiſſen abmachen, mir ſteht in dieſem Falle keine weitere Gewalt über Sie zu, denn mit dem Schritt ſind Sie ſelber und freiwillig aus dem Miſſionsverbande getreten."

„Aber ich bin mir keines Treubruchs gegen die Miſſion bewußt,“ rief Martin heftig, „ich will nach wie vor in ihrem Sinn und Geiſte wirken; ja nur noch mit um ſo größerer Freudigkeit.“

„Was Sie aus eigener Ueberzeugung thun mögen,“ erwiderte Mr. Lowe abwehrend, „geht die Geſellſchaft nichts mehr an; nur der Anſpruch bleibt ihr vorbehalten, den ſie an Sie wegen Ueberfahrt und ſonſtigen Auslagen zu machen hat. Sie ſelber ſind aus dem Verbande ausgeſchieden, und ich erſuche Sie auch deshalb, ungeſäumt und ſo raſch es Ihnen möglich iſt, Alles an mich oder Bruder Fremar auszuliefern, was ſich noch an Miſſionseigenthum in Ihren Händen findet. Nur eine Bibel mögen Sie behalten, um in deren Studium vielleicht dereinſt den Fehltritt zu bereuen, deſſen Sie ſich jetzt ſchuldig gemacht. Wir wollen Sie nicht jeder Hilfe, nicht jedes Troſtes berauben.“

„Und nennen Sie das eine Religion der Liebe, Mr. Lowe?“

„Du ſollſt nicht andere Götter haben neben mir,“ ſagte Mr. Lowe ſtreng, „ſo lautet das erſte Gebot des Herrn, und ich bin ein eifriger Gott, der über die, ſo mich haſſen, die Sünde der Väter heimſuchet an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied."

„Bis in's dritte und vierte Glied," nickte Martin leiſe vor ſich hin mit dem Kopfe, „an dem unſchuldigen Nachwuchs der Sünder; aber es hilft hier nichts, mit Worten zu ſtreiten," raffte er ſich wieder empor. „Ich fürchte faſt, Sie haben das letzte geſprochen, und ich muß mich deshalb begnügen, aus einem Vereine auszutreten, dem ich gehofft hatte mein ganzes Leben in treuem Eifer zu weihen. Sie werden mir wenigſtens geſtatten, mich in einem Briefe an die Miſſionsgeſellſchaft ſelber zu rechtfertigen."

„Das ſteht Ihnen frei," ſagte Mr. Lowe ruhig, „jeder Sünder hat das Recht, ſich zu vertheidigen oder ſein Vergehen wenigſtens zu entſchuldigen; ich wäre der Letzte, der Sie deſſen berauben möchte. Sie ſollen nie ſagen können, daß Sie ungerecht behandelt worden ſind."

„Ich danke Ihnen dafür, und nun bleibt mir nur noch eine Bitte an Sie, lieber Fremar, nämlich die: ſobald Sie irgend können, und wenn Sie mir freundlich geſinnt ſind, in den nächſten Tagen die Trauungsceremonie nach dem Brauche unſerer Kirche im Hupai-Thal an mir und meiner Braut zu vollziehen."

Fremar zögerte mit der Antwort und ſah ſcheu nach ſeinem Vorgeſetzten hinüber; dieſer aber erwiderte ruhig:

„Davon werden Sie abſehen müſſen, Herr Martin. Sie können uns nicht zumuthen, das zu heiligen, was wir verdammen, denn das hieße Sie nur in Ihrem gottloſen Beſtreben unterſtützen.“

„In meinem gottloſen Beſtreben, mir einen eigenen Herd zu gründen und dabei alle chriſtlichen Formen zu beobachten?“

„Die chriſtlichen Formen würden bei der Verbindung mit einer Heidin nur zum Spott herabgewürdigt werden.“

„Aber Sie dürfen mir die Trauung nicht verſagen!“ rief Martin angſtvoll aus.

„Wir dürfen es nicht nur, wir müſſen es,“ erwiderte Lowe kalt; aber jetzt hielt ſich auch Berchta nicht länger, die bis dahin in peinlicher Spannung dem Verfolg des Geſpräches gelauſcht hatte.

„Nein, Mr. Lowe,“ ſagte ſie bewegt, „das dürfen Sie in der That nicht. Ich will Herrn Martin nicht vertheidigen; ich weiß nicht, ob er eines Vergehens ſchuldig iſt oder nicht, denn in einer Sache, die das Herz betrifft, hat eine Frau vielleicht nicht ſo ſtrenge Rechtsbegriffe wie ein Mann, aber ich weiß in der That nicht, wie Sie eine ſolche Strenge ſelbſt vor dem Richterſtuhl der Miſſion verantworten könnten."

„Ei, ſieh da," ſagte Mr. Lowe mit einem *unheimlichen Lächeln um die Lippen,* „Schweſter Bertha tritt ſelber für eine heidniſche Verbindung unter Miſſionsgliedern ein?"

„Mein liebes Kind," ſagte aber auch jetzt Mr. Fremar, der bis dahin ſchweigend zugehört und nur manchmal durch ein leiſes Kopfnicken ſeine Zuſtimmung zu dem gegeben hatte, was Bruder Lowe ſagte, „ich muß Dich ernſtlich bitten, unſerem Vorgeſetzten keine eigene Meinung und noch dazu in einer Sache entgegenſtellen zu wollen, deren Umfang und Folgen Du nicht im Stande biſt zu überſehen."

„Aber wenn Mr. Martin aus der Verbindung der Miſſionäre tritt," rief Berchta, nicht im mindeſten dadurch eingeſchüchtert, „und ſich auf gleiche Stufe mit den Eingeborenen ſtellen will, ſo kann ihm die chriſtliche Trauung nicht verweigert werden. Weshalb ſonſt ſind wir denn Alle hier und haben die Heimath verlaſſen?"

„Aber Bertha!"

„Bruder Fremar," ſagte Lowe mild, „ich ſehe zu meinem innigen Bedauern, daß ſogar in Ihrem eigenen Hauſe irrige Anſichten über die Wirkſamkeit und Pflichten des Miſſionsweſens herrſchen. Ich überlaſſe das Ihnen, dieſelben zu berichtigen. Sie, Herr Martin, haben mein letztes Wort. Weder ich noch Bruder Fremar können in eine ſolche unnatürliche Verbindung willigen, noch viel weniger den Segen darüber ſprechen. Es wäre Wahnſinn, auch nur an ſo etwas zu denken. Wollen Sie alſo Ihrer unſeligen Verblendung die Krone aufſetzen, ſo bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als ſich auch noch, als chriſtlicher Miſſionär, einem heidniſchen Ritus zu unterziehen und ſich auf dieſe Art in den Beſitz Ihrer Frau zu ſetzen. Aber ich hoffe doch, daß gerade dieſe letzte Alternative Sie davon abhalten wird, einen Schritt zu thun, der Sie in den Augen der ganzen Chriſtenheit herabwürdigen und entehren müßte, denn ohne dieſen Ritus giebt Ihnen der ſtolze, freche Tamoruva ſeine Tochter nicht."

„Dann möge mir Gott den Schritt verzeihen!" rief Martin leidenſchaftlich aus, „aber ſo wahr ich hier ſtehe, ſo wahr bin ich feſt entſchloſſen, ihn zu thun, und er, der Herz und Nieren prüft, wird wiſſen, daß ich ihn dabei nicht verleugnet habe!“

„Du ſollſt den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen, ſpricht der Herr,“ ſagte Lowe mit eiſiger Kälte. „Sie ſcheinen nach der Reihe zu gehen, Herr Martin, um alle ſeine Gebote zu übertreten. Aber unter ſolchen Umſtänden bleibt uns nichts Anderes übrig, als fortan jeden Verkehr mit Ihnen abzubrechen. Die Miſſion hat eine Schlange an ihrem Buſen genährt und eine bittere Erfahrung mehr in ihrem dornenvollen Wirken gemacht. Ziehen Sie in Frieden, aber die Folgen auf Ihr eigenes Haupt. Wir ſind für immer geſchieden.“

„Und iſt das auch Ihr letztes Wort, Fremar?“ ſagte Martin herzlich.

Fremar zuckte die Achſeln. „Sie haben Alles gehört,“ erwiderte er, „was ſich über die traurige Sache ſagen läßt. Mir bleibt nichts hinzuzufügen.“

„Dann iſt hier nur noch Ein Weſen,“ flüſterte Martin, „dem ich wagen darf die Hand zu reichen. Leben Sie wohl, Mrs. Fremar. Nehmen Sie den aus vollem Herzen kommenden Dank eines Unglücklichen, dem Sie gerade den einzigen Troſt gebracht, denn wenn Sie mich nicht in Ihrem Gebet vergeſſen, ſo weiß ich, daß es zu dem Thron des Höchſten dringt. Leben Sie wohl, und ſeien Sie überzeugt, daß ich, wohin mich auch mein Schickſal treibt, ein guter Menſch bleiben und Gottes Geboten folgen werde.“

Er reichte ihr dabei die Hand, die ſie, mit einer Thräne im Auge, nahm. Es war einmal, als ob Mr. Fremar ſelber dazwiſchentreten wollte; da aber Mr. Lowe noch kalt und ruhig danebenſtand, unterließ er es. Martin ſetzte auch ſeine Geduld nicht zu lange auf die Probe, und ſich noch einmal zu den beiden Miſſionären wendend, ſagte er ernſt:

„Wie Sie das Urtheil, das Sie jetzt geſprochen, dereinſt verantworten wollen, weiß ich nicht; mich treiben Sie damit zum Aeußerſten. Möge Gott es Ihnen vergeben!“ Und ſich abwendend, verließ er das Haus und ſtieg raſch den Hang hinab, Namara Toa's Hauſe zu, wo indeſſen alle nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, um den kranken Königsſohn hinauf in ſeine kühle, ſchöne Heimath zu ſchaffen.

Ehe die kleine Karawane aufbrechen konnte, kam allerdings noch der Miſſionär herunter und hatte eine lange und lebhafte Unterredung mit Namara Toa. Er ſuchte ihm auszureden, Taori gerade jetzt nach dem Hupai-Thal zu ſchaffen, wo ſeine Krankheit die überdies nicht ganz zuverläſſigen Eingeborenen erbittern und zu Ungehörigkeiten führen könne. Ramara Toa aber blieb taub gegen Alles, was er ihm ſagen konnte, denn er hatte es Taori feſt verſprochen und — das Wichtigſte dabei — fühlte ſich im Unrecht gegen den Kranken.

Der Miſſionär erzählte ihm jetzt auch den traurigen Fall, der ſich mit einem der Ihrigen ereignet hatte, daß Mitonare Matina nämlich die Tochter Tamoruva's heirathen wolle und durch keine Vernunftlehren davon abzubringen ſei; aber ſelbſt das machte nur einen ſehr mäßigen Eindruck auf Ramara Toa, der gar nicht das furchtbare Unglück darin finden konnte, welches der Mitonare darin ſah. Daß der neue Glaube damit bedroht wurde? — Er trug andere Gedanken im Kopfe, als den Glauben der Chriſten; denn den eigenen Glauben hatten früher eigentlich nur ſeine Prieſter bewacht, und er ſich ſelber ſehr wenig darum gekümmert. Er war der König des Volkes, für das Uebrige mußten eben ſeine Prieſter und Zauberer ſorgen; was ſollte er ſich den Kopf damit zerbrechen! Er machte das auch nicht anders, als verſchiedene

Oberhäupter heidniſcher und vielleicht ſogar chriſtlicher Staaten. Er betrachtete die Religion als ſeinem Zwecke dienlich, nicht etwa als eigenes nothwendiges Bedürfniß, und ſo ſtreng er darauf hielt, daß die Unterthanen jede vorgeſchriebene Ceremonie befolgten, ſo nachſichtig war er damit gegen ſich ſelber.

Jetzt wurde die Tragbahre herangebracht, auf welche Taori gelegt werden ſollte, und rührend war es, die Theilnahme zu ſehen, die ihm das Volk dabei bezeigte. Die Träger hatten dieſelbe nicht allein ſo weich und bequem als irgend möglich für ihn hergerichtet, ſondern ſie auch noch in ihrer einfachen Art geſchmückt.

Die ganze Bahre beſtand natürlich aus leichtem Bambus, war aber zuerſt mit Pandanuslaub und dann mit breiten Bananenblättern, auf welchen wiederum feine Matten lagen, überdeckt. Die oberen Pfoſten derſelben ſchmückten dabei kleine Büſchel von Arrowroot-Faſern und wohlriechendem, buntfarbigem Fern, und einen wirklichen Kranz von prachtvollen Waldblumen hatte man darum hergewunden. Es war ihnen allerdings verboten worden, dieſelben als Schmuck in den Haaren zu tragen, aber um das Lager des geliebten Fürſten konnten ſie dieſelben flechten. Es ſtand wenigſtens noch keine Strafe von Straßenarbeit darauf, wenn man ſich auch nicht ſicher fühlte, ob die Mitonares nicht ſpäter ſelbſt dies verbieten würden.

Sechs Eingeborene trugen ihn, und Hunderte gingen nebenher, um die Träger, falls ſie müde werden ſollten, augenblicklich abzulöſen. Auch Einua, ſeine Mutter, begleitete ihn. Sie ging in ihrer einfachen indianiſchen Tracht, und die Angſtthräne um den Sohn verſchönte dabei ihr wohl etwas breites, aber gutmüthiges Geſicht. Martin aber ſchritt neben der Tragbahre her, um zu beobachten, ob ſelbſt die leiſe Bewegung den Kranken nicht angreifen würde, und dann augenblicklich den Zug anzuhalten, wie es denn überhaupt gar nicht nöthig war, daß ſie zu raſch vorrückten. Sie konnten ſich hinlänglich Zeit nehmen, um ihn gut und ſicher ſeiner Heimath — vielleicht ſeinem Grabe entgegen zu tragen.

Das war auch kein fröhlicher Zug, wie er ſonſt wohl nach dem befreundeten Thale ſtattgefunden. Die Indianer, wenn ſie auch nicht geradezu wußten was ihm fehle, fühlten doch recht gut, daß die Gefahr für den geliebten Kranken größer ſei, als man ihnen ſagen wolle, und ſchritten ſchweigend und niedergeſchlagen neben ſeiner Bahre her, während Einua ſelber nur fortwährend Gebete murmelte, als ob ſie mit dieſen das Unheil abwenden könne, das über dem Haupte des geliebten Kindes drohte.

Taori lag ſtill und freundlich auf ſeinem Lager; die friſche Waldesluft that ihm wohl; er ſchaute zu den Palmenwipfeln und dem dunkeln, flüſternden Laub der Blattbäume träumend empor, und vergaß in der ſanft ſchaukelnden Bewegung faſt ſeine Schmerzen. So ſchritten ſie weiter und weiter, bis ſie einen Raſtpunkt erreichten und hier nun, im Schatten von ein paar mächtigen Kaſtanien, die Trage niederſetzten. Aber ſie raſteten nicht lange, denn Einua drängte dazu, den Sohn in ſeine eigene Hütte und in volle Ruhe zu bringen, obgleich er ſelber ſie bat, noch kurze Zeit hier zu verweilen. Es war ſo ſchön, ſo wunderſchön in dem ſchattigen Wald und an der murmelnden Quelle.

So erreichten ſie das Hupai-Thal, wohin Boten ſchon lange vorausgeeilt waren, um die Ankunft des geliebten Fürſten zu melden, und dort hatte ſich die ganze Einwohnerſchaft ohne Ausnahme, Chriſten und Heiden, gemeinſchaftlich verſammelt, um ihn zu begrüßen und ihm ihre Theilnahme zu bezeigen. Taori aber war durch die ſchaukelnde Bewegung, und vielleicht von Schwäche übermannt, eingeſchlafen, ehe ſie zum See hinabkamen, und als das Volk das erfuhr, unterbrach kein Laut die faſt todtenähnliche Stille. Schweigend ſchritten die Träger mit der Bahre dahin, und um ſie her ſchaarten ſich Männer, Frauen und Kinder, um nur wenigſtens einen Blick auf den jungen Häuptling zu werfen. Aber nicht einmal im Flüſtern wagten ſie miteinander zu verkehren; ſchweigend wie ein Grabgeleite bewegte ſich der Zug vorwärts, und als ſie endlich die Wohnung Taori's erreichten, fanden ſie dieſe ſchon mit grünen Reiſern und Palmenzweigen feſtlich geſchmückt.

Taori erwachte, als man ihn niederſetzte, da es nicht möglich war, das ſo bewegungslos zu thun; aber er fühlte ſich zu ſchwach, um mit irgend Jemand zu ſprechen. Dem alten Tamoruva, der an ſeiner Seite ſtand und mit tiefem Schmerz in den Zügen auf die Leidensgeſtalt des lieben Kranken blickte, drückte er die Hand; dann winkte er, ihn ruhen zu laſſen, und da er ſo bequem und weich auf der Bahre lag, ſo verſuchte man auch gar nicht ihn herunterzuheben. Er konnte ſie gleich als Bett benutzen, und leiſe und geräuſchlos zog ſich der Menſchenſchwarm zurück, um den geliebten Führer nicht zu ſtören.

10.

Der Sabbath.

Es war Sabbath in Motua-Bai — eigentlich der verkehrte Tag, denn die erſten Miſſionäre hatten, dieſe Inſeln auf ihrer Reiſe um das Cap der guten Hoffnung her erreichend, nur ihre Journale zu Rathe gezogen, und nicht den Tag dazu gerechnet, den ſie gewannen, als ſie den hundertundachtzigſten Längengrad paſſirten. Der Samſtag war deshalb für den Sonntag eingetreten, und als man ſpäter den Irrthum entdeckte, fand man es zu ſchwierig, die Sache wieder abzuändern. Es blieb ſich ja auch gleich. Die Inſulaner arbeiteten in den ſechs vorhergehenden Tagen wenig oder gar nichts und ruhten ſich am ſiebenten vollſtändig aus, und der Miſſionär ſprach dann zu ihnen in der großen Kirche und hielt ihnen ihre Sünden vor. Nachher legten ſie ſich in den Schatten der Pandanusbäume und Palmen an den Strand und blickten auf die Brandung hinaus. Fiſchen oder rudern durften ſie nicht, keine Netze ſtricken oder ſelbſt nur kochen. Manche der Intelligenteren hatten dort auch wohl eine Bibelüberſetzung in ihrer Sprache vor ſich liegen und buchſtabirten darin: den Sinn verſtanden ſie natürlich nicht, aber es war ihnen doch eine Unterhaltung, heraus zu bekommen, was die einzelnen Worte bedeuten ſollten, und wenn Einer von ihnen ein paar derſelben entziffert, las er ſie den Uebrigen vor, und die ganze Nachbarſchaft freute ſich darüber.

Heute hatte Bruder Lowe, der morgen mit dem früheſten wieder nach Tuia aufbrechen wollte, die Predigt übernommen gehabt und zu den Eingeborenen von der Liebe und dem Zorne Gottes geſprochen. Er nahm dabei Bezug auf den letzten furchtbaren Orcan, der an der Küſte gewüthet, und ſuchte ſie zu überzeugen, daß der Allmächtige ihnen nur deshalb dieſe Strafe geſendet, weil ſo Viele unter ihnen wären, die nicht den wahren Glauben hätten und noch heimlich ſündigten, wenn ſie nur hofften daß es unentdeckt geſchehen könne. Irdiſche Strafe folge ihnen allerdings auch hier, wie ſie erſt neulich geſehen hätten, daß vor einem gerechten Richter Alles gleich ſei, Hoch oder Niedrig; aber ſelbſt die, deren Vergehen bis jetzt noch nicht zum Licht des Tages gedrungen, möchten ſich verſichert halten, daß unſichtbare Mächte ſie überwachten, daß Gottes Auge überall ſei und das Verderben ſie früher oder ſpäter ſicher, o nur zu ſicher, erreichen würde. Dann ſchilderte er ihnen die Strafen, die ihrer warteten, und Viele, beſonders die Frauen, ſchauderten vor dem entſetzlichen Bild, das er ihnen entrollte.

Wie glücklich hatten ſie ſonſt gelebt, als noch die Hoffnung ſie bewegte, daß ſie nach dem Tode zu dem freundlichen Bolutu übergehen und dort die ihnen Vorangegangenen finden würden — und jetzt? Was war aus denen geworden, wenn alles das Lügen geweſen, was ihnen die bisherigen Prieſter der Götzen nur erzählt?

Eine Frau beſonders ſchien von den Worten furchtbar ergriffen; ſie ſtöhnte und faltete die Hände, wollte aufſtehen, ſank auf ihren Sitz zurück und blieb in ſteter Unruhe, bis der Geſang wieder begann.

Berchta hatte neben Fremar ihren Platz gehabt. Jetzt, als die Predigt beendigt war, der ſie mit recht ſchwerem Herzen gelauſcht, trat ſie mit ihrem Gatten in's Freie, um dort Mr. Lowe zu erwarten und mit dieſem nach Hauſe zurückzukehren. Als er ſich endlich anſchloß, da er noch mit einigen der Inſulaner geſprochen hatte, drängte ſich jene Frau, die Berchta ſchon in der Kirche beobachtet, zu ihm durch.

Lowe ſelber hatte ſie nicht gleich beachtet, aber ſie erfaßte ſeinen Rock, und ſich angſtvoll und feſt an ihn klammernd, ſagte ſie mit heiſerer, zitternder Stimme:

„O Mitonare! O Mitonare!"

„Ja, liebe Frau," erwiderte freundlich der Miſſionär, „was wollt Ihr von mir? Kann ich Euch in etwas helfen?"

„Ja," ſtöhnte die Frau, „ja, eine Angſt von mir nehmen, die mir den ganzen Körper füllt — eine furchtbare Angſt!"

„Und welche? Weshalb? Habt Ihr etwas verbrochen?"

„Nein — ich weiß es wenigſtens nicht," fuhr aber die Frau fort, „doch es kann ſein — Ihr habt ja geſagt, daß wir Alle Sünder wären. Ich habe nichts Anderes gethan als die Uebrigen — doch meine Eltern — mein kleines Mädchen, mein liebes Kind von zwölf Jahren, wie eine Blume des Waldes ſo zart und lieblich, das mir vor drei Jahren durch den Tod entriſſen wurde — iſt es wahr, daß ſie ewig verdammt ſein ſoll, weil ſie den wahren Glauben nicht gehabt? O, iſt es wahr, Mitonare, daß ſie dafür im ewigen Feuer dulden muß, das zarte Weſen, das ich hier auf Händen getragen und für das ich willig mein eigenes Leben gelaſſen hätte?"

Ihr Auge hing, während ſie ſprach, mit namenloſer Angſt an den ernſten Zügen des Geiſtlichen, der mitleidig auf ſie niederſchaute, aber er ſprach kein Wort; ein ſchwerer Seufzer nur hob ſeine Bruſt, und er ſuchte ſich von der Frau loszumachen.

„Mitonare!" ſtammelte dieſe, „muß mein armes Kind, meine Blume, ewig die furchtbaren Qualen leiden?"

„Liebe Frau," ſagte da Lowe leiſe, „es iſt das einer der ſchmerzlichſten Gedanken, die auch meine Bruſt erfüllen. Nur den einen Troſt kann ich Euch geben, daß die früher Geſtorbenen wenigſtens nicht auch dafür geſtraft werden, daß ſie die ihnen gebotene Bibel zurückgewieſen haben. Furchtbar aber wird die Strafe derer ſein, denen das Heil geboten wurde und die es verweigerten.“ *)

Er wendete ſich langſam von ihr und ſchritt mit Bruder Fremar am Strande entlang; Berchta aber ſtand daneben, hielt ihr Herz mit beiden Händen und murmelte mit zitternden Lippen:

„O mein Gott! Iſt das der Glaube, den wir dieſen Inſeln bringen ſollten um ſie glücklich zu machen? Iſt das die wahre Religion, die Angſt und Entſetzen in die Herzen dieſer unglücklichen Menſchen pflanzt?“

Die Frau ſtand noch und ſah dem Miſſionär mit ſtierem Blicke nach; es war ihr, als ob ſie das Furchtbare nicht gleich faſſen und begreifen könne. Aber die Worte ließen ihr kaum noch einen Zweifel übrig. Ihr Haupt mit dem Gnatutuch verhüllend, ſank ſie auf den heißen Korallenſand nieder, und ihre Stirn gegen denſelben preſſend, wimmerte ſie laut.

„Nein! Nein! Nein!“ rief da Berchta, indem ſie ſich, aufgelöſt in Schmerz und Mitleiden, neben der Frau auf den Boden niederwarf und ſie aufzurichten ſuchte. „Glaub’ es ihnen nicht, unglückliche Mutter, glaub’ es ihnen nicht! Es

---

*) Des Miſſionärs Ellis „Researches“ II. Bd. Seite 429—431.

iſt Täuſchung, gräßlicher Wahn, der ſie befangen hält. Der Gott da oben iſt voller Liebe und Huld, das Urbild aller Gnade und Barmherzigkeit. Glaub' ihnen nicht, wenn ſie Dir ſagen, daß er ſo ſtreng und unerbittlich richtet. Deine Tochter, Du arme Mutter, weilt bei ihm da oben in den ſeligen Gefilden, und Du wirſt zu ihr gehen, wenn er Dich ruft. Du wirſt ſie wiederfinden — glaube nur an ihn und hoffe!"

Die Frau richtete ſich auf, ihre Lippen und Augen geöffnet, Staunen, ungläubiges Staunen in den Zügen. Mit beiden Händen faßte ſie dabei die Arme der jungen Frau.

„Was ſagſt Du?" rief ſie mit, aber jetzt vor Freude zitternder Stimme, „was ſagſt Du? Sind Deine Worte Wahrheit, oder willſt Du mich nur täuſchen, daß ich den Schmerz hier vergeſſen — nicht um mein verlorenes Kind trauern ſoll?"

„Ich künde Dir Wahrheit," flüſterte ihr da Berchta freundlich zu, „Wahrheit, wie ſie mir ſelber das ganze Herz erfüllt und mich herübergetrieben hat aus der Heimath, fort von den Freunden, an denen meine Seele hing, fort von meinem Vater, von meinen Verwandten, zu Euch hier, Ihr guten Menſchen, um Euch den wahren

Glauben zu bringen und in Leid und Trübſal zu tröſten, aber nicht zu Boden zu drücken. O, glaube mir, arme, treue Mutter: Dein Kind iſt zu ewiger Freude eingegangen, nicht zu ewigem Leid, denn ebenſo wenig wie ein Vater hier ſeine Kinder eines Irrthums wegen für Lebenszeit mit grauſamen Strafen belegen würde, ebenſo wenig und noch viel weniger iſt der Gott, zu dem ich bete, ein Gott des Zornes und der Rachgier. Nur glücklich und gut will er uns, ſeine Kinder, wiſſen, und er ſtraft wohl, wo Sünde geſchieht, denn er iſt auch gerecht, aber er verzeiht auch wieder, und nur ſeine Liebe und Gnade währet ewiglich."

„Und iſt das Dein Glaube, Du liebes, holdes Weſen?" rief die Frau, die mit gefalteten Händen und einer Fülle von Seligkeit im Blick zu ihr aufſchaute. „Iſt das der Glaube, den Dein Gott Dich gelehrt?"

„Das iſt mein Glaube," ſagte Berchta zuverſichtlich, „ſo wahr ſich dort der blaue Himmel über unſeren Häuptern wölbt, ſo wahr ich einſt ſelber ſelig zu werden hoffe!"

Da hielt ſich die Frau nicht länger; in wilder Leidenſchaftlichkeit umklammerte ſie die neben ihr Knieende und preßte ſie feſt, feſt an ſich. Thränen ſtrömten dabei aus ihren Augen, aber es waren Freudenthränen, Thränen der höchſten Seligkeit, denn die guten Worte gaben ihr ja das ſchon verloren geglaubte Kind, ihre Maja wieder.

Bruder Lowe hatte ſich umgedreht und die Gruppe bemerkt. Einmal war es faſt, als ob er umkehren wolle, um die Urſache dieſer Scene zu erfragen; aber er mochte ſich doch wohl eines Andern beſinnen. Wichtigere Dinge gingen ihm ſogar im Kopf herum, und er hatte Manches mit Bruder Fremar zu beſprechen, wozu er die Gegenwart von deſſen Frau nicht einmal wünſchte.

Ihm zehrte es nämlich am Herzen, daß ſich das Chriſtenthum auf der Inſel, nach dem glorreichen Anfang, den es gleich in den erſten Monaten genommen, jetzt ſo langſam, ſo auffallend langſam weiter Bahn in's Innere brach, ja daß noch unter ſeinen Augen, im Hupai-Thal ſowohl wie in Tuia, widerwärtige Götzenbilder aufgeſtellt blieben und ſogar von dem blinden Volk verehrt wurden, ohne daß er im Stande geweſen wäre, es zu verhindern. Das konnte nicht länger geduldet werden; denn nicht allein daß es die Heiden in ihrem Irrglauben befeſtigte, nein, es machte auch die ſchon bekehrten Chriſten wankend, wenn ſie ſahen, daß ſich die falſchen Götter ſo lange neben dem „wahren Gott“ halten konnten. Einzelne Inſulaner hatten auch wirklich ſchon den Miſſionär gefragt, ob denn ſein Gott ſo mächtig wäre, als er ihn geſchildert, und wenn ſo, weshalb er da nicht die aus Holz geſchnitzten Bilder mit ſeinem Blitz zertrümmere? Sie konnten es ſich nicht denken, daß er falſche Götzen neben ſich beſtehen ließe, und dieſe Zweifel allein ſäeten Unkraut unter den Weizen.

Aber es war trotzdem für den Augenblick nichts zu machen, da Ramara Toa, mit der Angſt um den Sohn auf der Seele, kaum einen andern Gedanken faſſen mochte. Er wäre auch jetzt unter keinen Umſtänden zu bewegen geweſen, das Götzenbild ſelbſt im Hupai-Thal zu ſtürzen, ſchon um dort keine Unruhe zu verbreiten und Taori nicht noch kränker zu machen. Erſt mußte dieſer wieder geſund werden, dann ließ ſich ein Wort mit dem Volke droben reden, und er hatte jetzt die Macht in Händen, ſie ſeinem Willen zu zwingen, wenn ſie ſich nicht gutwillig fügen wollten.

Berchta hatte die arme Frau getröſtet und geleitete ſie zu ihrer nicht fernen Hütte am Strand; gerade aber, als ſie zurückkehren wollte, kam Claus aus dem Walde, die Flinte umgehängt und einen alten Strohhut, den er ſich ſelber geflochten, tief in die Augen gezogen. Er ſah auch Berchta anfangs gar nicht und wollte eben mürriſch auf dem offenen Boden am Ufer der See hinausſchreiten, als dieſe ihn ſelber anredete.

„Aber Claus," ſagte ſie freundlich, „Ihr wißt doch, daß Ihr den Sabbath heiligen und an dieſem Tage nicht jagen ſollt."

„Aber ich habe nicht gejagt, gnädige Frau," brummte der alte Jäger in eben nicht beſonderer Laune, „ſondern nur — gerade während des Sabbaths — mein Tabaksfeld ein wenig im Auge behalten, da unſere allerchriſtlichen Indianer, trotz des tabu, das der König auf das Feld gelegt, wie die Raben ſtehlen."

„Auch gnädige Frau ſollt Ihr mich nicht nennen, Claus," lächelte Berchta, „wie oft habe ich Euch das nicht ſchon geſagt! Ich bin einfach Frau Fremar, und ein anderer Titel gebührt mir nicht."

Der alte Jäger wollte etwas erwidern, aber er würgte es ordentlich wieder hinunter, ſo ſchwer wurde es ihm, dazu ſtillzuſchweigen. Doch er wußte recht gut, daß er mit dem, was er ſo gern geſagt, der Tochter ſeines alten Herrn wehe gethan haben würde, und eher hätte er ſich die Zunge abgebiſſen.

„Wollt Ihr die Flinte nicht lieber hier in irgend ein Haus ſtellen, Claus?“ fuhr Berchta freundlich fort. „Die Leute kommen noch aus der Kirche am Strand herunter, und Ihr vor allen Anderen ſolltet gerade kein böſes Beiſpiel geben.“

„Die Flinte in ein Haus hier?“ rief Claus mürriſch. „Das habe ich einmal gethan und wahrhaftig nicht wieder, denn die Kinder hatten ſie mir bis obenhin ſo voll mit Stücken von Cocoskernen und Pandanusknöpfen geſtopft, daß ich wenigſtens zwei Stunden arbeiten mußte, um ſie nur wieder frei zu bekommen. Das iſt Lumpenpack vor lauter Muthwillen —“

„Aber ſie ſind nicht böſe, Claus.“

„Nein, die Heiden ſind lange gut,“ brummte der Alte, „aber die Chriſten ſoll der — na, was geht's mich an!“ Dabei warf er die Flinte höher auf die Schulter hinauf, als ob er fort wollte.

„Am Strand iſt es ſo heiß,“ ſagte Berchta, die nur wünſchte, ihn mit dem Gewehr von dort wegzubringen, denn ſie wußte, daß es ihrem Gatten fatal geweſen wäre. „Läuft hier nicht ein Waldpfad durch die Büſche bis nach unſerem Hauſe hinauf?“

„Ja, allerdings; aber er iſt ein bischen ſchmal, und es liegt noch vom letzten Sturm viel heruntergebrochenes Holz darin.“

„Laßt ihn uns gehen!“

Claus ſah ſie von der Seite an. Er wußte, weshalb ſie ihn vom Strande weg haben wollte, aber es wäre ihm auch nicht im Traum eingefallen, nur etwas zu thun, was ſie kränken konnte. So, ohne ein Wort zu erwidern, bog er direct in die Büſche ein, und Berchta folgte ihm dahin. Beide ſchritten auch jetzt im Schatten der Palmen und anderer Bäume ihren Weg entlang. Die Sonne brannte hier wohl nicht, aber die Seebriſe konnte dafür nicht in das Dickicht, und die Luft war deshalb eher heißer und ſchwüler als draußen an dem ihren Strahlen ausgeſetzten Strande.

Claus aber achtete nicht darauf, denn andere Gedanken gingen ihm im Kopfe herum: ſeine arme gnädige Frau, die ruhig und ſo voller Entſagung jetzt vor ihm hinſchritt. Und was war das für ein Leben, das ſie hier führte, im Vergleich mit dem, was ſie hätte auf dem Schölfenſtein oder an der Seite eines ihrer würdigen Gatten führen können? Ihr Mann war gut mit ihr, ja; immer freundlich und liebevoll und that Alles, was er glaubte daß es ihr Freude machen könne, aber „das dank' ihm der Teufel," brummte Claus vor ſich hin, „für ſo eine Frau konnte man auch durch's Feuer gehen, und dann, was hatte ſie hier? Sie war nichts als die Frau eines armen Geiſtlichen auf einer wüſten Inſel, der blos hierher kam, um das rothe Geſindel zu taufen und — damit fertig — wieder weiterzog. Paßte das für eine Tochter des alten Baron von Schölfenſtein?"

Es ließ ſich aber nichts mehr an der Sache ändern; das Unglück war geſchehen; ſie ſaßen hier mitten im Salzwaſſer, Tauſende von Meilen von der Heimath entfernt, und wie ſie wieder einmal von hier wegkommen wollten, er wußte es nicht und konnte ſich auch keine Möglichkeit denken.

„Und wie gefällt es Euch hier, Claus?" ſagte da Berchta, die in dem ſchmalen Pfade eine Weile vor dem alten treuen Diener hergeſchritten war, „wir haben uns lange nicht darüber ausgeſprochen. Ihr führt hier eigentlich ein einſames Leben.“

„Einſam? ih nun,“ meinte Claus, „das könnte ich gerade nicht ſagen, denn allein iſt man eben nicht viel. Kaum bricht der Tag an, ſo iſt Zehn gegen Eins zu wetten, daß irgend ſo eine Braunhaut ſchon zu Einem in die Hütte kommt, ſich auf den Koffer oder die eine Kiſte ſetzt — Stühle habe ich weiter nicht — und dort zwei oder drei Stunden ſitzen bleibt, ohne eine Sterbensſilbe zu reden.“

„Es ſind komiſche Menſchen,“ lächelte Berchta.

„Das weiß Gott,“ nickte der Alte, „und merkwürdig, was ſie daheim für Mordgeſchichten erzählt haben, von Menſchenfreſſen und Opfern und Abſchlachten und all' dergleichen Dingen, von denen ſie hier ſo wenig wiſſen, wie wir bei uns in Rothenkirchen — lauter Comödienſpielerei —“

„Was?“

„Na — ich meine nur ſo; Klappern gehört zum Handwerk, und wenn man die Sache ein bischen gefährlich macht, ſo zieht's beſſer!“

„Claus!“

„Ach was, gnädige Frau,“ rief der Alte, dem die Galle überlief, „Sie wiſſen, daß ich mein Lebtag ein Heide geweſen bin, das heißt, wie unſer Herr Diaconus ſagte, denn ich habe mich ſelber immer für einen Chriſten gehalten, und der Herr Baron meinte es auch und hat mich oft deshalb — ohne beſondern Nutzen — vorgekriegt; aber mir dreht ſich das Herz im Leibe manchmal um, wenn ich ſehe, wie ſie den armen Braunfellen mitſpielen, und was ſie ihnen all' für ſchreckliche Dinge erzählen. Und was richten ſie damit aus? Wiſſen Sie, was mir geſtern einer der Burſchen ſagte, den ich mir ſchon ganz hübſch auf deutſch dreſſirt habe, denn die Sprache ſoll der — wollt' ich ſagen, ſoll ein Anderer verſtehen!"

„Nun, was ſagte er?"

„Na, weiter nichts," meinte Claus, „als daß ihn die Mitonares verſichert hätten, ſein Vater und ſeine Großväter wären ſicher und feſt in der Hölle, und nun wollte er auch hin, denn denen müßte er nachgehen. Was hülf' ihm der Himmel, wenn er ſeine Freunde nicht darin fände und am Ende zwiſchen lauter Mitonares herumlaufen müßte? Ich meinte nun zwar, das hätte keine beſonders große Gefahr, denn die Mitonares —"

„Claus!" rief Berchta vorwurfsvoll.

„O, ich wollte ihm nur ſagen,“ erwiderte Claus verlegen, „daß die Mitonares ihm ſchon das Alles beſorgen würden; aber er blieb verſtockt, ſchwur Stein und Bein, daß er’s ſchon dahinbringen werde, um zu ſeinem Vater und Großvater zu kommen, und iſt jetzt der liederlichſte Strick, den man ſich auf der Welt nur denken kann.“

„Und hat nicht gerade die chriſtliche Religion dieſe armen, verblendeten Eingeborenen zu guten Menſchen umgewandelt?“ ſagte Berchta. „Herrſcht nicht jetzt Frieden auf der Inſel, und breitet ſich die wahre Lehre nicht, wenn auch langſam doch ſtetig, nach allen Seiten aus?“

„Wir wollen’s abwarten,“ erwiderte Claus ruhig, „der alte König rüſtet wenigſtens, trotz ſeines Chriſtenthums, heidenmäßig, und erſt hab’ ich ihm ſeine Musketen ordentlich in Stand ſetzen müſſen, und jetzt hat er den engländiſchen Matroſen, der von dem Schiffe übrig geblieben iſt, ganz regelmäßig in Koſt und Logis genommen, um die letztgekommenen auch bereit zu machen.“

„Namara Toa hat ſich vollkommen zu unſerer Lehre bekehrt,“ ſagte Berchta; „er wird gewiß keinen Krieg anfangen.“

„Wir wollen's abwarten,“ meinte Claus, „und was ſeine Chriſtlichkeit betrifft, ſo reicht die etwa ebenſo weit, wie er es ſelber für gut findet, und nicht einen Zollbreit drüber.“

„Ihr thut ihm Unrecht, Claus.“

„Ich? — Na, dann fragen Sie einmal den Alten, den ſie drüben mit vom Wrack geholt haben. Hat der auch nur Ein Stück von den Sachen, die früher ihm gehörten und die das Volk hier geborgen hat, von dem alten Schlaukopf herausbekommen können? Gott bewahre! Das hat Alles Zeit; er ſoll nur warten; die Güter müſſen erſt unterſucht und geordnet werden; er ſoll nächſte Woche einmal wieder vorfragen. Es iſt genau ſo hier wie bei uns daheim auf dem Amt; Lauferei hat er genug davon, weiter aber auch nichts, und das Stück Waare, was dem der alte chriſtliche König hier wieder herausgiebt, freſſ' ich! — Wir wollen uns wieder ſpechen.“

„Mr. Fremar wird mit Namara Toa reden, und der dann gewiß Alles thun, was recht iſt.“

„Bah, Mr. Fremar hat ſchon mit ihm geſprochen — ich war ſelber dabei — und was hat's geholfen? Gar nichts. Er hält eben, was er hat, und das ſoll ihm der — na, irgend wer wieder aus den Zähnen reißen!“

Berchta ſchwieg, denn Alles, was Claus da in ſeiner offenen, derben Weiſe hinplauderte, beſtätigte ja nur zu ſehr, was ſie ſelber ſchon beobachtet, ja gefürchtet hatte. Ramara Toa war ein Chriſt geworden, aber wahrlich nicht aus eigener, innerer Ueberzeugung, ſondern weil er eben ſeinen perſönlichen Nutzen darin zu finden glaubte. Und wenn Claus Recht gehabt hätte? O wie weh, wie furchtbar weh es ihr das Herz bei dem Gedanken zuſammenzog!

So ſchritten ſie ſchweigend ihre Bahn weiter und jetzt den Höhenzug hinauf, der nach dem Meere zu in jene Felſenklippe auslief. Die Scenerie war wundervoll, und in jeder Baumgruppe faſt zeigte ſich die großartige Pracht der tropiſchen Vegetation. Früchte ſtreuten dabei den Boden, an denen kein Tropfen ſauren Schweißes haftete, und der Duft der Orangenblüthen erfüllte die Luft; aber ſie achtete es nicht. Wie durch eine Wüſte ſtieg ſie den ſchmalen Pfad hinan, der ihrer eigenen Wohnung zuführte, und vor ihrem inneren Geiſt hob ſich der Schölfenſtein wieder empor, und ſie dachte ſich in ihre Mädchenträume zurück, in denen dieſes Leben gerade als Ideal aller Wünſche geglänzt und ſeinen Zauber ausgebreitet hatte.

Arme Berchta! Der Duft war von den Blüthen geſtreift, die Wirklichkeit umgab ſie, und ein kalter, eiſiger Reif lag auf ihr, der ſie bis in das innerſte Mark erbeben machte.

Während in der Motua-Bai die frommen Chriſten zum Gottesdienſte gingen, ſpielte oben im Hupai-Thal eine von dieſem ſehr verſchiedene Scene, denn heute war der feſtgeſetzte Tag, an welchem Tamoruva dem jungen Weißen ſeine Tochter gab, und alle nöthigen Feierlichkeiten mußten, da die Mitonares ihre Hilfe verweigert hatten, ſtreng beobachtet werden, um das Band zu heiligen, das von nun an die beiden Gatten umſchlingen ſollte.

Der alte Häuptling hätte allerdings anfangs gewollt, daß die Feſtlichkeit auch mit all' den ländlichen Gebräuchen eingeleitet werde, und dazu gehörte natürlich am Abend vorher ſchon der wilde Tanz. Auf Martin's Bitten war das aber unterblieben, denn er wollte den Miſſionären nicht gegründete Urſache zu der Klage geben, alle ihre Verbote keck und rückſichtslos übertreten zu haben. Tamoruva ſelber beſtand auch nicht ſehr feſt darauf, denn ihm war es ſchon eine grimme Genugthuung, einen der weißen Prieſter ſo weit ihrer Sache gewonnen zu haben, daß er ſich ihren Ceremonien fügte und eine Tochter des Landes in derſelben Weiſe nahm, wie ſie von alten Zeiten her in Gegenwart der Götter vergeben wurden. Der Tanz unterblieb deshalb, wenigſtens für dieſen Abend, ſehr zum Verdruß des jungen Volkes natürlich, das, durch Taori's Mißhandlung gereizt, den Fremden am liebſten klar und offen gezeigt hätte, wie wenig es ſich aus ihren Verboten mache. Alles Uebrige war aber ſorgfältig dem alten Brauche angepaßt, und ſchon am Tage vorher hatten die Verwandten der Braut eine Menge von Geſchenken, beſonders feingewebte Matten, Stücke von Gnatu, Calebaſſen und anderes Hausgeräthe herbeigeſchafft, das in dem Marai, einem für ſolche Feierlichkeiten beſonders angepflanzten Haine, aufgeſchichtet lag.

In der Mitte deſſelben hatte man einen kleinen Altar errichtet und rechts und links davon zwei kleine Hütten aus Bambusſtäben und mit Bananenblättern flüchtig gedeckt, gebaut, in deren einer der Bräutigam, in der andern die Braut warten mußten, bis ſie gerufen wurden.

Alle Verwandten und Freunde des Mädchens ſammelten ſich in dem Marai, und auf ein Zeichen der Trommel rafften die jungen Mädchen und nächſten Verwandten der Braut Jedes eine feine Matte auf und hielten ſie auseinander und in die Höhe, ſo daß man ſie genau ſehen konnte. Damit ſchritten ſie im Zug auf das Haus des Bräutigams zu, der jetzt in deſſen Thür treten mußte und vor dem ſie die Geſchenke ausbreiteten, aber auch augenblicklich wieder zurückliefen, um neue zu holen.

Die jungen Mädchen waren feſtlich geſchmückt, und zwar nicht mehr mit ihrem Gnatuzeug, ſondern mit buntem Kattun bekleidet, den ſie von den Fremden erhandelt oder eingetauſcht. Hatte doch dies neuere Zeug lebendigere Farben als das ihrige und war haltbar im Regen — ein doppelter Vortheil, der ihm in ihren Augen großen Werth verlieh. Aber das nicht allein; auch ihre Locken waren, trotz des Verbots der Miſſionäre, von Blumen durchflochten, und bunte Glasperlen ſchmückten Arme und Nacken.

Martin's Geſchenke an ſeine Braut fielen dürftiger aus, denn allerdings beſaß er noch

Waaren der Miſſion, war aber zu gewiſſenhaft, dieſe für ſich zu benutzen, und behielt ſich nur ein Stück rothes Zeug, deſſen Werth in Landesproducten er kannte, und das er alſo im Stande war, den Miſſionären in der nächſten Zeit zu dem von ihnen ſelber angeſetzten und allerdings ſehr hohen Preiſe zu bezahlen. Aber er hatte doch auch ſonſt Manches als perſönliches Eigenthum, was ein junges Mädchen dieſer Stämme erfreuen konnte, beſonders große, buntſeidene Taſchentücher, Glaskorallen, die er noch ſelber von Europa mitgebracht, und dann etwas, was beſonders hohen Werth in ihren Augen hatte — zwei goldene Ringe, der eine mit bunten Steinen — ein Andenken ſeiner Mutter — die nachher von Hand zu Hand gingen und allgemein bewundert wurden.

Eigenthümlicher Weiſe wußten dieſe Eingeborenen nämlich recht gut das echte vom unechten oder nachgemachten Gold zu unterſcheiden, und zwar durch den Geruchsſinn ſowohl als durch das Auge. Jedenfalls rochen Alle zuerſt auf die Ringe und riefen dann bewundernd aus: „Gut, ſehr gut! Perú! Perú!“

Dieſe Ceremonie dauerte etwa eine halbe

Stunde, dann wurden Braut und Bräutigam in den eigentlichen Marai eingeführt.

Sechs im Kreiſe gepflanzte Cocospalmen, die mit ihren gefiederten Wipfeln über die anderen Fruchtbäume hoch emporragten, bildeten den Mittelpunkt und umgaben den inneren Raum. An dieſe ſchloß ſich, dicht geſtellt, ein wahrer Hain von Brotfruchtbäumen an, unter deren dichtem Laub ewig kühler Schatten herrſchte.

Der unmittelbar unter den Palmen liegende Raum galt als heilig, wenn ihn auch kein Götzenbild entſtellte. Hier wurden ebenfalls die öffentlichen Gerichtsſitzungen abgehalten, und hier begann jetzt auch die öffentliche Feier des Tages, die unter dieſem Volk übliche Ceremonie, wonach man Braut und Bräutigam als Gatten betrachtete.

Im ganzen Marai waren Matten gelegt, auf denen ſich vorn und zunächſt den Brautleuten die jungen Mädchen niederkauerten und einen ganz reizenden Kreis von lieben Geſichtern bildeten. Es war in der That ein wahrer Kranz von Blumen, während dahinter die jungen Leute Platz nahmen und hinter dieſen erſt die Aelteren ſtehen blieben und das Ganze dadurch abſchloſſen. Nur ein ſchmaler Gang blieb frei, durch welchen der Bräutigam jetzt zum Altar geführt wurde, und neben ihm ſtand, ein Zuckerrohr in die heiligen Zweige des Miro gehüllt, der alte Tamoruva und gab nun das Zeichen, daß die Ceremonie beginnen könne.

Martin ſtützte ſich mit der Hand auf Tamoruva's Arm — er ſah todtenbleich aus. Er hier, den Inſeln als chriſtlicher Miſſionär geſendet, der verſprochen hatte, dem Heidenthum und deſſen Gebräuchen mit allen Kräften und ſeinem ganzen Einfluſſe entgegenzutreten, er trat jetzt, der Mittelpunkt eines ſolchen Ritus, vor einen nicht ſeinem Gott geweihten Altar, und wilde, peinigende Gedanken durchzuckten ſein Hirn.

Es war ihm, als ob er hinausbrechen müſſe, fort aus der Menge, weit, weit in den Wald, in die Berge hinein, um dieſem heidniſchen Spuk ein Ende zu machen. Es konnte ja auch nicht Wirklichkeit ſein. — Wieder ſah er ſich im Kreiſe der ernſten, ſchwarzen Männer ſtehen, die ihn ermahnten und freundlich zu ihm ſprachen. Wieder legte er im Geiſt ſeine Hand in die des Vorſitzenden, und heilige, treue Vorſätze erfüllten ſein Herz. Zwölf junge Männer ſchieden damals zu gleicher Zeit und zu demſelben Zweck aus der kleinen Stadt. Sie waren von einem der

Geiſtlichen mit den Apoſteln verglichen worden, die in alle Welt ausgingen, um die Heiden zu lehren. In der That hatten ſie ſich nach allen Himmelsrichtungen zerſtreut, denn Einige waren nach China, Einige nach Afrika, Andere zu den nordweſtlichen Stämmen Amerikas und Einige wieder für die Südſee beſtimmt geweſen, und als ſie gemeinſchaftlich und in Proceſſion auszogen, hatten die Glocken geläutet und die Menge ihnen mit den Tüchern zugewinkt, da durch alle die nacheinander gehaltenen Miſſionsreden der Ort in eine wirklich fieberhafte Aufregung gerathen war. Hielt man doch ſämmtliche heidniſche Stämme, den gehörten Beſchreibungen nach, für gräßliche Menſchenfreſſer, und betrachtete deshalb die kleine Schaar junger Leute, die unbewaffnet und nur mit ihrem Vertrauen auf Gott zwiſchen ſie zogen, als einfache Märtyrer des Glaubens, von denen wohl Keiner die heimiſche Erde wiederſehen würde.

Noch tönte ihm das Läuten der Glocken in den Ohren, noch hörte er die nachgerufenen Segenswünſche — und jetzt?

Da gab Tamoruva, der aber wohl keine Ahnung von dem hatte, was in der Seele des jungen, neben ihm ſtehenden Mannes vorging, das beſtimmte Zeichen, und jetzt nahte die Braut, von ihren nächſten weiblichen Verwandten und Freundinnen geführt. Im Nu waren auch überall auf dem Weg, den ſie zu betreten hatte, Matten ausgebreitet, da ihr Fuß nicht die bloße Erde berühren durfte.

Voran ſchritt Tama, züchtig und lieb, das holde Antlitz in Glück und Freude glühend; um ihren Gürtel fielen feine, außerordentlich kunſtvoll und weich gearbeitete Matten, die ihr vorn bis auf die Füße niederreichten und hinter ihr wohl eine fünf bis ſechs Fuß lange Schleppe bildeten. Der Oberkörper war mit einem Gewand vom feinſten und köſtlich gefärbten Gnatu bedeckt, und um den Hals und die Arme trug ſie Korallenſchnüre abwechſelnd mit den goldgelben Knöpfen der Pandanusfrucht, ja mit den ähnlichen duftenden Auswüchſen der Ananas, während das ſeidenweiche, dunkellockige, aber mit Cocosnußöl reichlich geſalbte Haar ein wahrer Blumenflor, mit buntem Fern gemiſcht, ſchmückte. Hinter ihr ging wieder ein Zug junger Mädchen, die ebenfalls koſtbare Matten trugen und ſie, als ſie den Marai erreichten, um denſelben auf dem Boden ausbreiteten.

Der eigentliche Moment der heiligen Handlung war gekommen. Die Braut trat ſcheu und ſchüchtern dem Bräutigam gegenüber, ſo daß ihr Vater zwiſchen ihnen, wenn auch etwas zurück, zu ſtehen kam.

Martin mußte jetzt ſeiner Braut die Hand reichen, was er wie in einem Halbtraum that, und Tamoruva legte nun, ohne ein Wort dabei zu ſprechen, das geweihte Stück Zuckerrohr auf das Haupt des Bräutigams, wo es eine Weile blieb und dann zwiſchen den beiden jungen Gatten ſeinen Platz auf der Matte bekam.

Jetzt brachten einige der nächſten Verwandten ein großes, ebenfalls mit beſonderer Feierlichkeit gearbeitetes Stück Gnatu, das ſie über Braut und Bräutigam deckten. *) Damit, und ſobald das Tuch wieder weggenommen worden, war die Feierlichkeit beendet und Martin und Tama Mann und Frau.

Als aber jetzt die im Kreiſe umherſitzenden Freundinnen aufſprangen, um die beiden jungen Gatten zum Haus zurückzuführen, da hielt ſich

---

*) Sonderbarerweiſe beſteht in Californien unter den katholiſchen Chriſten ein ganz ähnlicher Brauch, wo Braut und Bräutigam vor dem Altar zuſammengebunden und dann gemeinſchaftlich mit einem großen Tuch bedeckt werden, bis die Ceremonie vorüber iſt.

Martin nicht länger. Die Hand der Braut loslaſſend, fiel er auf die Kniee nieder, und in lautem, brünſtigem Gebet, der Gegenwart der Inſulaner nicht achtend, ja vielleicht ganz vergeſſend, bat er Gott, ihm dieſen Schritt, wenn es eine Sünde wäre, zu verzeihen. Alles aber, was ihn dazu getrieben, war die Liebe, die reine, treue Liebe, die er ſeinem Weibe bewahren wolle bis in den Tod, und wenn er in der Form gefehlt, die dieſes Bündniß heiligte, ſo möge er da oben in der blauen Ferne Gnade haben mit dem ſchwachen Menſchenkind, das hier auf Erden irre und nur durch ſeine Barmherzigkeit eingehen könne zu einem ewigen Leben.

Todtenſtille herrſchte, während er ſprach, in dem Kreiſe der noch vor wenigen Momenten laut jubelnden Schaar. Die Menge wußte, daß er mit ſeinem Gott ſprach, wenn ſie auch die Worte nicht verſtanden, und ein leiſer Schauer flog über die Verſammlung und ſcheuchte das Lächeln von Aller Lippen. Selbſt der alte Tamoruva, der den neuen Gott vom Grunde ſeines Herzens haßte, weil er in deſſen Lehre nur endloſes Verderben für die Seinen ſah, rührte ſich nicht, ja blickte ernſt und theilnehmend auf den nieder, in deſſen Hände er das Glück ſeines Kindes gelegt.

Martin hatte geendet, und das bleiche Antlitz in den Händen bergend, lag er noch im ſtillen, brünſtigen Gebet. Da legte Tama leiſe ihre rechte Hand auf ſein Haupt, und als er die Augen zu ihr hob und in die lieben, treuen Züge der Gattin ſchaute, da fühlte er, daß Angſt und Zweifel von ihm wichen. Sein Herz hatte er vor Gott ausgeſchüttet, es war ihm leicht geworden, und aufſtehend und die erröthende junge Frau in ſeine Arme ziehend, ſagte er herzlich:

„Tama, mein liebes, liebes Weib, von jetzt an ſoll uns nichts mehr trennen als der Tod. Du biſt mein, und wir wollen zueinander ſtehen unſer ganzes Leben lang!“ Und wie er ſie ſo umfaßt hielt, da brach lauter Jubel aus unter den Umſtehenden. Auch Tamoruva drückte ſein zitterndes Kind feſt an ſich, und nun begann der Zug nach dem Hauſe des alten Häuptlings, wo indeſſen das Mahl ſchon hergerichtet und zahlloſe Oefen ſeit Stunden die ſaftigen Speiſen brieten, mit denen die Gäſte geletzt werden ſollten.

Sabbath! Das furchtbare Unglück, das den Königsſohn betroffen, hatte die Gemüther erbittert. Die weißen Mitonares ſollten es nur wagen, ſie hier in ihren Bergen mit Strafen zu bedrohen, und Namara Toa? Ei, er hatte keine Macht über ſie, ſobald er die alten Geſetze beiſeite warf, durch die allein er ſelber nur regierte.

Es war ein böſer, rebelliſcher Geiſt in die Leute gefahren, und die vereinzelten Anhänger der neuen Lehre, die ſich unter ihnen fanden, wagten nicht demſelben entgegenzutreten. Was hätte es auch genützt? Die Mehrzahl ſtand doch auf Seiten Tamoruva's, des alten Häuptlings, und was ſie noch mehr ſtutzig dabei machte, war, daß ſogar einer der weißen Mitonares, wenn auch nicht gerade zu ihrem Glauben übertrat, doch ihre ſonſt mit ſchweren Strafen belegten Ceremonien duldete und ſogar über ſich ergehen ließ. Sie fürchteten jetzt nur, was der älteſte Miſſionär ſagen und wie er böſe werden würde, wenn er das hier Geſchehene erfuhr, denn ein Geheimniß konnte und durfte es ihm doch nicht bleiben.

Aber die Anhänger des alten Glaubens kümmerten ſich nicht darum. Der Zauber, der ſie bis jetzt in Angſt und Bangen gehalten, war gebrochen, und heute mußte auch, nach alter, guter Sitte, ein fröhlicher Tanz das Feſt beſchließen. Das junge Volk hatte ihn geſtern entbehren müſſen und verlangte jetzt ſeine Entſchädigung.

Die Miſſionäre hatten ihr Ziel überſchoſſen, und dadurch gerade, daß ſie ſelbſt den Königsſohn der entehrenden Strafe für ein ſolches „Verbrechen“ überließen, geglaubt, die Uebrigen auf immer einzuſchüchtern, — aber es ſchlug in das Gegentheil um. Während dieſe den Grund für eine ſo harte, rückſichtsloſe Strafe nicht begriffen, ſahen ſie nur die Wirkung in der Krankheit des geliebten Häuptlings, und von ihren Führern dabei unterſtützt, wuchs in ihren Herzen ein Gefühl des Zornes und Widerſtandes gegen den ſonſt ſo gefürchteten Namara Toa, den ſie als den Urheber alles dieſes Leidens anſahen.

11.

Zwiſchenfälle.

Und wieder, ſeit langer Zeit zum erſten Male, rief an dem Abend der muntere Schlag der Trommel das junge Volk unter die Palmen am See zum Tanz, zum fröhlichen Tanz, und was das plötzlich für ein Leben in dem noch vor kurzer Zeit ſo ſtillen Thal geworden! Allerdings verlegte man den eigentlichen Tanzplatz, der in früheren Jahren vor den dicht nebeneinander ſtehenden Gehöften von Tamoruva und Taori ſtattgefunden, heute an's andere Ende des Sees, damit der Kranke nicht zu ſehr durch den Lärm geſtört werden ſollte; aber dort wurde auch die Luſt ſo viel lauter und wilder gebüßt, und das lang entbehrte Feſt dauerte bis in die ſpäte Nacht hinein.

Martin hatte allerdings ſeinen Schwiegervater, den alten, wilden Häuptling, gebeten, ſeinetwegen auch an dem heutigen Tage von dem durch die Miſſionäre verbotenen Tanz abzuſehen. Tamoruva aber beharrte feſt auf ſeinem einmal ausgeſprochenen Willen. Ramara Toa ſollte erfahren, daß die Macht ſeiner weißen Männer nicht bis hierher reichte; nur ſo war es möglich, ſeinen von Stunde zu Stunde unerträglicher werdenden Hochmuth zu brechen oder doch zu demüthigen. Er mußte fühlen lernen, daß er nur mit dem guten Willen ſeiner Häuptlinge regieren konnte, nie aber ohne dieſen. Der alte Wilde beſaß aber doch Zartgefühl genug, daß er ſeiner Tochter erlaubte, dem Tanze fern zu bleiben, wie es auch von dem „Mitonare“ nicht erwartet wurde, daß er ſelbſt nur Zeuge deſſelben ſein ſollte. Es war eben ein einfaches Feſt für das Volk, wie es wohl in civiliſirten Ländern ein Herrſcher an ſeinem Geburtstag einem beſtimmten Kreiſe ſeiner Unterthanen giebt, nur daß hier, in dem kleinen Orte, Alle eingeladen waren, die Luſt hatten zu kommen, und Alle ſich betheiligen durften, vom Häuptlinge bis zum ärmſten Eingeborenen hinab.

Und ſelbſt Taori freute ſich der Luſt des

Volkes, denn mit dieſem entſchiedenen Schritt, den frechen Geſetzen der Weißen die trotzige Stirn zu bieten, ſah er ſchon im Geiſt das alte glückliche Leben wieder auf den Inſeln erſtehen. Die weißen Mitonares mochten ihre Lehre predigen, Niemand hinderte ſie daran; aber ſie ſollten nicht in die alten guten Sitten und Gebräuche des Volkes eingreifen, das nicht dazu gemacht war, den ganzen Tag weiter nichts zu thun, als um ſeine Sünden zu jammern und Gott um Verzeihung derſelben zu bitten. Ja, als er den fröhlichen und ſo lieben Trommelſchlag, wenn auch in weiter Ferne, hörte, ließ er ſich von den ihn umgebenden Dienern hinaus an das Ufer des Sees tragen und genoß in der milden balſamiſchen Luft das wahrhaft entzückende Schauſpiel, das ſich ihm hier bot, ohne daß es ihn doch durch ſeinen Lärm und Getöſe, wie in unmittelbarer Nähe, hätte beläſtigen können. Selbſt Einua's dringende Bitten konnten ihn nicht davon abhalten, und die arme Frau, das Herz von banger Sorge erfüllt, daß ihr geliebtes Kind dadurch dem ewigen Verderben entgegenginge, lag indeſſen in der Hütte auf den Knieen und betete für den Sohn.

Aber Taori's Bruſt hob ſich freier und ſeine

Blicke leuchteten. Ueber ihm wölbten ſich die hochſtämmigen prachtvollen Cocospalmen, deren Wipfel nach dem See hinausreichten und ſich darin ſpiegelten; zu ſeinen Füßen plätſcherte, von einer leichten Briſe bewegt, die Fluth, und über die Biegung des Sees herüber blitzte, in dem Waſſer ſowohl als darüber hin, der Feuerſchein zahlloſer Fackeln, die das Feſt dort drüben erhellten. Die Entfernung zwiſchen ihm und den Tanzenden betrug dabei reichlich vierhundert Schritte, ſo daß man die Bewegung der einzelnen Figuren wohl deutlich erkennen konnte; dieſe ſelber aber ſahen klein und zierlich aus, wie Bilder aus einer Puppenwelt, doch in der reinen, feinen Luft mit deutlich abgezeichneten Umriſſen. Und dazwiſchen tönten, immer im Tact, die monotonen Schläge der Trommel, nach der ſie ſich regelmäßig hin und her bewegten.

Es war das auch kein heidniſches Feſt; es hatte nichts mit ihren alten Gebräuchen und Sitten zu thun, bei denen die Götter angerufen wurden, um entweder ihren Schutz zu erflehen oder Rache auf eine feindliche Ortſchaft herabzurufen. Es war der reine, ungetrübte Ausbruch leichtherziger Fröhlichkeit, wie wir ihm ja auch bei allen civiliſirten und ſtreng chriſtlichen Völkern der Erde begegnen, und wahrlich nicht ſo obſcön und wild, wie er unter den Augen des Allerchriſtlichſten Kaiſers in Paris zu den Alltäglichkeiten gehört. Das Volk gab ſich eben ſeiner natürlichen Ungezwungenheit, die aber durch die Gegenwart der Häuptlinge in ſtrengen Grenzen gehalten wurde, hin, und wenn die Schultertücher der Mädchen zuletzt zur Erde flogen, und die in die Locken geflochtenen Blumen über den Boden zerſtreut wurden: die Landesſitte brachte es ſo mit ſich, und die Zuſchauer fanden nichts Außergewöhnliches darin, ja ſie würden es für eine ungehörige Zurückhaltung, für eine kalte Betheiligung am Feſt aufgenommen haben, wenn es eben anders geweſen wäre.

Taori hielt bis ſpät in die Nacht hinein aus und konnte nicht müde werden, ſeine Augen an dem reizenden Bild zu erfreuen. Endlich aber fiel der Thau doch zu ſtark, und er mußte wieder in ſeine Wohnung geſchafft werden, wo er dann bald in einen ruhigen und feſten Schlaf ſank, der ziemlich bis zum nächſten Morgen anhielt.

Aber der Zuſtand des Kranken beſſerte ſich nicht; am nächſten Tag war er ſo ſchwach, daß er, als er ſich von ſeinem Lager erheben wollte, ohnmächtig wurde und ſtundenlang ſtill und regungslos liegen blieb. Martin, der augenblicklich herbeigerufen wurde, beruhigte aber die Freunde des jungen Häuptlings. Es war noch nicht der Tod, der an die Pforten ſeines Lebens pochte, ſondern nur eine natürliche Ermattung, die der geſtrigen, vielleicht übermäßigen Aufregung folgte, und als er ſich endlich wieder erholte, jubelte das Volk und glaubte nun alle Gefahr beſeitigt.

Am Strande von Motua ſpielte indeſſen eine andere Scene, und zwar mit dem alten Fremden, der ſich von dem Wrack noch gerettet und jetzt von Ramara Toa ſein Eigenthum zurückverlangte. Ramara Toa fand ſich aber nicht in der Stimmung, ihm darin ſo gutwillig nachzugeben. Er behauptete, und vielleicht nicht ganz ohne Grund, nach einem ſolchen Unglück könne Jeder kommen und möglicherweiſe auch behaupten, die ganze Schiffsladung wäre ſein geweſen. Wie er es denn eigentlich beweiſen wolle?

Ein ſolcher Beweis bot allerdings in ſofern einige Schwierigkeit, als Ramara Toa die ganze Kajüte des Kapitäns geplündert und die Bücher deſſelben hatte über Bord werfen laſſen, weil man nicht wiſſen konnte, ob ſie nicht vielleicht dem Lande ſchädliche Zauberformeln enthielten. Der alte König war allerdings dem Namen nach ein Chriſt geworden, aber die früheren Vorurtheile klebten ihm doch noch zu feſt an, um ſie ſo mit einem Male abzuſchütteln.

Durch die Zudringlichkeit des Alten wurde er aber auch ärgerlich gemacht; der beſte Menſch wird zuletzt böſe, wenn man ihn fortwährend drängt. Wie er deshalb wieder und wieder zu ihm kam, lief ihm endlich die Galle über, und er ſchickte ihn mit ziemlich derben Worten fort.

Der mit ihm zugleich gerettete Matroſe, der das Inſtandſetzen der Gewehre übernommen hatte, mochte dabei wohl eine ſehr tüchtige Foremaſthand ſein, aber mit Feuerwaffen wußte er doch wahrſcheinlich nicht weiter umzugehen, als daß er ſie zu laden und abzufeuern verſtand. Wo irgend eine Reparatur nöthig wurde, fehlte es ihm an der techniſchen Fertigkeit dazu, und es blieb Ramara Toa zuletzt nichts Anderes übrig, als

Claus ebenfalls herzurufen und ihm die ganze Angelegenheit zu übergeben.

Claus war deshalb auch heute in des Königs Wohnung gerufen worden und eben emſig beſchäftigt, die Nuß des einen Schloſſes, die einen Schaden gelitten hatte, auszubeſſern, als ein Bote hereinkam, um dem neben Claus kauernden und ihm aufmerkſam zuſchauenden König die Vorgänge jener Trauungsfeierlichkeit und des danach folgenden Tanzes zu melden.

Nun konnte ſich Claus, trotzdem, daß er ſich ſchon mehrere Jahre auf der Inſel aufhielt, allerdings noch nicht in der wirklichen Sprache der Eingeborenen verſtändlich machen, aber er verſtand doch ſo ziemlich Alles, was er hörte, und merkte denn auch gar bald, daß Namara Toa ſehr bös über die Nachricht wurde. Er erklärte auch, er würde in den nächſten Tagen die Häuptlinge zuſammenrufen und die Miſſethäter exemplariſch beſtrafen, jetzt hätte er aber mehr zu thun, denn er müſſe nothwendigerweiſe erſt die Gewehre in Stand haben. Nachher ſolle der Mitonare einmal zu ihm herüberkommen, mit dem wolle er reden.

„Und dann, Namara Toa,“ ſagte der Eingeborene, „ſteht auch der alte Mann mit den weißen Haaren wieder vor Deiner Hütte und will Dich ſprechen."

„Der alte Mann mit den weißen Haaren?" brummte Ramara Toa, „was will er?"

„Ich weiß es nicht; aber die beiden Mitonares ſind bei ihm. Sie gehen am Strande auf und ab und reden viel miteinander."

„So? — wirklich?" nickte der König, und ein eigenthümliches Lächeln zuckte um ſeine Lippen, „ſo? hat er die Beiden auch mit hineingezogen? Nun, wir wollen ſehen, was ſie zu ſagen haben — ſchicke ſie herein, Fura, und Du bleibſt dann hier! Haſt Du mich verſtanden? Wenn ſie wieder fort ſind, muß ich Dir noch einen Auftrag geben."

Der Eingeborene nickte und verließ gleich darauf das Haus, und Claus ſelber mußte fort, um irgend etwas am Gewehr in der Schmiede drüben zu verbeſſern, weil er Feuer dazu brauchte. Er begegnete in der Thür den beiden Geiſtlichen und dem geretteten Paſſagier, bekümmerte ſich aber nicht weiter um ſie, ſondern verrichtete die nöthige Arbeit, mit der er dann nach etwa einer Stunde zurückkehrte und die Mitonares noch bei dem König fand. Sie ſchienen aber ziemlich heftig aneinander gerathen zu ſein, denn Mr.

Lowe ſagte noch dem König, ehe er das Haus verließ, daß das wahre Chriſtenthum nicht blos in frommen Worten und Gebräuchen beſtände, ſondern daß man auch danach handeln müſſe, und Gott würde zürnen, wenn er die gerechte Forderung des fremden Mannes, der dann mit dem nächſten Schiffe die Inſel verlaſſen wolle, nicht erfülle.

Namara Toa mußte auch die Sache ſehr unangenehm ſein; er kratzte ſich fortwährend den Kopf und ſagte endlich:

„Gut! Es mag ſein — er ſoll die Sachen haben — aber es iſt Alles zuſammengepackt.“

„Ich kenne ſie — ich weiß, wo ſie liegen!“ rief der Alte.

„Gut — komm morgen — heute kann ich nicht — heute habe ich mit den Gewehren zu thun — da iſt Ca-lau-ſa wieder. Wir müſſen jetzt viel arbeiten — komm morgen wieder — Du ſollſt Deine Sachen haben! Biſt Du nun zufrieden? Wenn Du morgen in mein Haus kommſt, gebe ich ſie Dir.“

Der Alte hätte ihm gern erwidert, daß er das mit der nämlichen Leichtigkeit in dieſer Stunde thun könne, Fremar winkte ihm aber zu, nicht weiter in ihn zu dringen, wenn er einmal ſein letztes Wort geſprochen. Sein Wort mußte er aber halten, denn er hatte es ja vor den Miſſionären gegeben, und es kam nun auch auf den Einen Tag nicht an.

Ramara Toa war ſchon in nicht ganz beſonderer Laune geweſen, ehe die Drei ſeine Wohnung betreten hatten; jetzt, als ſie dieſelbe wieder verließen, kauerte er dumpf brütend auf dem Boden auf einer der Matten und ſtarrte finſter, mit zuſammengezogenen Brauen vor ſich nieder. Mit den neugewonnenen Schätzen war aber auch ſein Geiz, ſeine Habgier erwacht, und daß er jetzt einen Theil derſelben wieder herausgeben ſollte, fraß ihm am Herzen, wie er ſich vielleicht auch darüber erbittert fühlte, hier auf ſeiner eigenen Inſel von den Fremden zu etwas gezwungen zu werden, das ihm nicht behagte.

Fura, der Eingeborene, hockte neben Claus. Er war einer von denen, die am raſcheſten und leichteſten gelernt hatten, mit einem Gewehr umzugehen und auch ziemlich ſicher damit zu ſchießen, und beobachtete jetzt auf das genaueſte, wie Claus, der ſich natürlich nicht um die Unterredung gekümmert hatte, die Schlöſſer der Waffen behandelte. Uebrigens war er ein nichtsnutziger, böswilliger Geſell und eben nicht beſonders beliebt auf der Inſel. Er gehörte auch mit zu den Conſtabeln, die überall umherſuchten und dann die verſchiedenen Anklagen in Gang brachten. Da man ihn aber, und wohl mit Recht, für ziemlich gewiſſenlos in ſolchen Dingen hielt, ſo war er zu gleicher Zeit auch gefürchtet, denn wem er nicht wohlwollte, den konnte er durch ein Wort in die größten Unannehmlichkeiten und Strafen bringen.

„Fura,“ ſagte Ramara Toa plötzlich und rief den Burſchen mit dem Wort an ſeine Seite, „kann ich mich auf Dich verlaſſen?“

„Was willſt Du von mir haben, Ramara Toa? Sage es nur, ich thue es.“

„Gut — ſo ſchaff' mir den Lump, den Mann mit dem weißen Bart, aus dem Wege. Ach was,“ fuhr er aber fort, als er bemerkte, daß Fura einen ſcheuen Blick nach Claus hinüberwarf, „der verſteht kein Wort von dem, was wir reden. Er lernt unſere Sprache nicht, und wenn er fünfzig Jahre unter uns lebte.“

„Er verſteht viel,“ flüſterte Fura.

„Na, dann rück' näher her zu mir.“

Claus hatte indeſſen ſeine Arbeit auch keinen Moment unterbrochen, aber trotzdem die erſten Worte genau verſtanden, und das jetzige Mit=

einanderflüſtern der Beiden beſtärkte ihn nur in dem einmal gefaßten Verdacht. Und das war ein chriſtlicher König, der um ein paar Stücke Kattun willen einen Fremden ohne Weiteres wollte umbringen laſſen? Und das waren die Früchte, die ihre weite Reiſe hierher getragen, um dieſe Menſchen zu einem andern Glauben zu bringen?

„Das war der Mühe werth,“ brummte er leiſe vor ſich hin, „und wer weiß, ob er das als guter Heide gethan hätte, was er jetzt, wo er alle Sonntage ein paar Stunden in der Kirche ſitzt, als ſchlechter Chriſt fertig bringt! Halunkenbande! Und deshalb hat mein armes gnädiges Fräulein den Schölfenſtein verlaſſen und den alten Baron, der ſich jetzt daheim allein langweilt wie ein Mops im Tiſchkaſten!“

Er hatte das letzte Gewehr zuſammengeſchraubt und eingeölt und ſchnappte nur noch das Feuerſchloß ein paarmal, ob es gut Feuer ſchlug und leicht ging. Dann ſtellte er es zu den übrigen an die Wand und ſtand auf.

Der König flüſterte noch immer mit ſeinem getreuen Diener und ſchien dieſem ganz beſtimmte Inſtructionen zu ertheilen, die Fura auch jedenfalls billigte, denn er nickte fortwährend mit dem Kopfe. Als er aber bemerkte, daß Claus zu ihm kam, winkte er jenem mit der Hand, wonach Fura, ohne weiter einen Gruß für nöthig zu halten, geräuſchlos aus der Thür glitt.

„Nun?“ ſagte Ramara Toa, indem er ſelber aufſtand und zu den Gewehren hinüberging, „Alles in Ordnung?“

„Jawohl, Du alter Schwerenöther,“ erwiderte Claus, aber natürlich in deutſcher Sprache. „Du glaubſt übrigens wohl, ich hätte nichts gemerkt, Du Lumpenkerl Du? Du biſt mir ein nobler Heiliger, und wenn ich hier etwas zu befehlen hätte, ließ ich Dir einmal vor allen Dingen Fünfundzwanzig hinten aufzählen.“

Ramara Toa nickte gutmüthig zu der Rede. Er bezog ſie natürlich auf das, was der Fremde mit den Gewehren gemacht hatte, und zu dieſen hintretend, prüfte er die Schlöſſer ſelber und fand, daß ſie in der That nichts zu wünſchen übrig ließen. Claus verſtand darin auch ſeine Sache aus dem Grunde, denn er hatte früher einmal ein paar Jahre bei einem Büchſenmacher gearbeitet und kannte deshalb die Behandlung der Waffen vollſtändig. Ein Geſpräch mit ihm war aber nicht möglich, denn Ramara Toa hatte ſich noch nie die Mühe gegeben, ſelbſt nur einzelne jener vollſtändig fremd klingenden Worte zu erlernen. Was er dem Alten ſagen wollte, geſchah deshalb auch nur durch Zeichen, und da für den Augenblick nichts vorlag und der König auch den Kopf voll anderer Dinge hatte, winkte er ihm nur mit der Hand, daß er gehen könne. Das befolgte Claus denn auch mit einem gemüthlichen „Hol' Dich der Henker!" aber einer ehrfurchtsvollen Verbeugung dabei.

Als er am Strande hinſchlenderte, bemerkte er den alten Mann mit dem weißen Bart, der unter einer kleinen Gruppe von Pandanusbäumen lag und, ſtill vor ſich hinbrütend, über das Binnenwaſſer nach der Brandung hinausſtarrte. Auf der Fluth draußen ſchaukelten noch ein paar Canoes, ſonſt war Niemand weiter mehr am Strande zu ſehen; und langſam auf den Fremden zuhaltend, ſagte er in entſetzlich gebrochenem Engliſch, von dem er etwas unterwegs und dann in ſeinem Umgang mit Mr. Fremar aufgeleſen:

„He, Freund, wollt Ihr einen guten Rath von einem Fremden annehmen?"

„In Engliſch?" lächelte der Alte gutmüthig.

„Ja," brummte Claus verlegen, „es will

wohl nicht ſo recht heraus, aber mit dem Indianiſchen geht's noch ſchlechter."

„Und warum ſprechen wir da nicht Deutſch?" lachte der Alte in dieſer Sprache, „die verſteht Ihr doch?"

„Seid Ihr ein Deutſcher?" rief Claus in höchſtem Erſtaunen aus, „das hab' ich ja gar nicht gewußt."

„Ein Deutſcher bin ich auch eigentlich nicht," meinte der Alte, „wenigſtens nur ein halber. Ich ſtamme aus dem Elſaß, wo aber noch viel Deutſch geſprochen wird, und daß Ihr ein ganzer ſeid, merkt man Euch auf den erſten Blick an."

„Gott ſei Dank!" nickte Claus, „dann kann ich auch von der Leber weg reden. Und nun ſeid ſo gut und kommt einmal mit mir einen Augenblick in den Buſch hier herein, denn es braucht Niemand weiter zu wiſſen, daß wir Beide etwas mitſammen zu verhandeln haben."

„Und iſt es ein Geheimniß?"

„Ja — und was Euch noch dazu ſehr nah' angeht."

„Wäre neugierig," ſagte der Alte, ſtand aber doch auf und folgte dem ſchon Voranſchreitenden ein paar Schritte in das Dickicht, wo ſie wenigſtens nicht mehr vom Strande aus geſehen werden konnten, und hier begann denn auch Claus ohne Weiteres:

„Ihr wollt Eure Waaren von Ramara Toa wiederhaben?“

„Will ich ſie und werd' ich ſie,“ ſagte der Alte, „die Miſſionäre ſelber haben es mir verſprochen.“

„Wollt Ihr einen guten Rath annehmen?“

„Wie heißt ein guter Rath?“ ſagte der Händler, „muß ich ihn doch erſt ſelber hören, bis ich weiß, ob es iſt ein guter.“

„Schön, dann macht, daß Ihr hier fortkommt, zu Waſſer oder zu Land, auf einem Canoe um die Inſel herum oder über die Berge nach Tuia hin. Dort leben freilich noch blanke Heiden, aber beſſer, unter denen ſicher ſein, als hier von den Chriſten den Schädel eingeſchlagen kriegen.“

Der alte Mann lächelte. „Wenn ich meine Waaren habe, ſoll ich gehen.“

„Die giebt der grobknochige Indianer, den ſie hier den König nennen, im Leben nicht heraus.“

„Aber er hat's verſprochen. Auf morgen hat er's verſprochen.“

„Gut, dann wartet's meinetwegen ab,“

brummte Claus, „aber ſo viel ſag' ich Euch, Ihr erlebt dann den morgigen Tag nicht, denn Ramara Toa hat es mit einem der nichtsnutzigſten Wilden, die hier Sonntags in die Kirche gehen und in der Woche allerlei Schlechtigkeiten verüben, abgemacht. Ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört.“

„Mit demſelben Inſulaner, der vorhin bei dem König war?“

„Mit demſelben.“

Der alte Mann ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Lieber Freund,“ ſagte er, „ich glaube feſt, daß Ihr es gut mit mir meint, aber in dieſem Falle irrt Ihr Euch. Der Burſche iſt gut genug und wahrlich nicht im Stande, etwas Derartiges zu verüben.“

„Und Ihr wollt nicht fort?“

„Nein; gewiß nicht eher, als bis ich meine Sachen habe.“

„Na, denn nicht!“ ſagte Claus ſtörriſch. „Ich hab's gut gemeint, und wenn Ihr das nicht glaubt, dürft Ihr Euch nachher auch nicht beklagen.“

„Daß Ihr's wirklich gut mit mir meint, lieber Freund,“ ſagte der Alte freundlich, „glaub' ich Euch von Herzen gern; aber Ihr habt Euch nur in der Sache ſelber geirrt. Ramara Toa iſt ein Eingeborener durch und durch, aber nicht falſch und heimtückiſch, nur habſüchtig, wie alle ſind. Er wird die Sachen herausgeben, weil er muß, denn die Miſſionäre haben ihn in der Taſche — kluge Menſchen überall. Nachher werd' ich gehen; gefällt es mir hier doch ſo nicht beſonders."

„Gut," nickte Claus, mit Allem einverſtanden. „Ich habe Euch nun geſagt, was ich über die Geſchichte weiß; wenn ich mich geirrt habe, deſto beſſer; aber wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen. Alſo haltet wenigſtens die Augen offen; das iſt das Wenigſte, was man von einem Menſchen mit noch geſunder Hirnſchale erwarten kann." Und dem Alten zunickend, ſchritt er quer durch den Buſch hinüber, ſeiner eigenen Heimath wieder zu.

An dem nächſten Abend hatte Mr. Lowe beſchloſſen, nach Tuia über das Hupai-Thal zurückzukehren, vorher aber noch eine lange Unterredung mit Ramara Toa, für welchen er auch einen Brief, eine Botſchaft für Matangi Ao, ſchreiben mußte. Matangi Ao wurde darin aufgefordert, den Unglauben abzuſchwören und zum Zeichen ſeiner friedlichen und chriſtlichen Geſinnung einen beſtimmten Tribut zu entrichten, der halbjährlich durch drei ſeiner erſten Häuptlinge nach der Motua-Bai geſendet werden ſolle. Sobald die erſte Sendung, als Zeichen ſeiner geänderten Geſinnung, dann eintraf, wollte Ramara ſelber ihm mit ſeinen Häuptlingen einen Beſuch in Tuia, das heißt eine Rundreiſe durch ſeine Beſitzungen machen, und Lowe erhielt dabei den ſpeciellen Auftrag, dem jungen Häuptling zu erklären, daß er ihm dann reiche Geſchenke für ſich und Nalata, Ramara's Tochter, mitbringen würde.

Noch ſchrieb Mr. Lowe den Brief in Fremar's Hauſe oben, und der König ſtand neben ihm, ſah ihm über die Schulter und wunderte ſich, daß es ſo raſch ging — denn wenn er ein Wort niederſchreiben wollte, ſo mußte er jeden Buchſtaben mit der größten Mühe einzeln nachmalen, — als ein Bewohner des Hupai-Thales in die Hütte trat und augenſcheinlich erſchrak, als er Ramara Toa dort, wo er ihn gar nicht erwartet haben mochte, entdeckte.

„Hoho, mein Burſch!“ rief dieſer aber, der ihn augenblicklich erkannte, „wer ſendet Dich, und weshalb zitterſt Du ſo? Gehörſt Du auch mit zu dem Geſindel, das neulich wieder dort oben ſeinen heidniſchen Gräuel gefeiert hat? Aber ich werde über Euch kommen, verlaßt Euch darauf, und das, ehe Ihr es Euch verſeht! Ueberdies iſt ſchon der Befehl hinaufgegangen, Alle die herunterzuſenden, die ſich gegen das Geſetz vergangen haben, denn wo ich meinen eigenen Sohn nicht ſchone, könnt Ihr Euch wohl denken, daß ich mit Euch keine Umſtände machen werde. Wer war dabei?"

„Ich weiß nicht, Ramara Toa," ſagte der Eingeborene demüthig, „kann ſie nicht Alle nennen. Aber ich — ich weiß Keinen, der nicht dabei geweſen wäre."

„Alſo Du auch?" rief Ramara Toa raſch.

„Nein," ſagte der junge Burſch ſcheu, „unſer Acht mußten bei Taori bleiben, um ihn an das Ufer des Sees und wieder zurück zu tragen und nachher bei ihm zu wachen."

„Taori!" rief Ramara Toa, deſſen Gedanken wieder raſch auf den Krankheitszuſtand des Sohnes überſprangen. „Wie geht es ihm? Iſt er beſſer?"

„Nein, Toa," ſagte der Hupai-Inſulaner, „viel ſchlechter. Er iſt heute recht ſchwach, und hat mich herübergeſchickt, um die weiße Frau zu bitten, zu ihm zu kommen."

„Meine Frau?“ ſagte Mr. Lowe aufhorchend.

„Nein, Mitonare — die junge Frau, die hier auf dem Felſen wohnt. Sie ſoll mit ihm beten.“

„O mein Gott,“ ſeufzte Berchta, „iſt er ſo krank geworden?“

„Es wird beſſer ſein, Schweſter Bertha,“ ſagte Lowe ruhig, „daß Bruder Fremar zu ihm geht, denn er bedarf wahrſcheinlich mehr als nur eines Gebetes.“

„Nein, die Frau ſoll kommen, hat Taori geſagt,“ beharrte aber der Inſulaner, „nicht der Mann; er will keinen Mitonare.“

Lowe ſah nach Namara Toa hinüber, und dieſer biß ſich die Lippen; aber er wagte doch nicht, etwas dagegen zu ſagen. Es war noch der alte Trotz des Sohnes, das Erbtheil von ihm ſelber, und ſelbſt die Krankheit ſchien ihn nicht gebrochen zu haben.

„Laſſen Sie mich gehen,“ bat aber Berchta, „wer weiß denn, ob nicht auch ich ihm Troſt bringen und ſein Herz, wenn auch im letzten Augenblick, zu Gott wenden kann.“

„Im letzten Augenblick?“ rief aber Namara Toa heftig aus. „So krank iſt Taori gar nicht. Was fehlt ihm denn? Fragt den Mitonare —

nichts als Erſchöpfung iſt ſein Zuſtand. Müdigkeit, die ſich von ſelber geben wird, wenn er ſich nur ordentlich ausgeruht.“

„Und wenn es mehr wäre, Ramara Toa?“ ſagte Berchta leiſe.

„Nein! Nein! Es iſt nicht mehr!“ rief der König. „Aber die Frau ſoll zu ihm gehen. Taori hat es gewollt. Sie ſoll gleich zu ihm gehen. Da drüben ſteht der Handkarren; meine Leute ſollen ſie hinüberfahren, damit ihr der Weg nicht zu ſchwer wird.“

„Ich danke Dir, Ramara Toa,“ ſagte Berchta freundlich; „aber der Weg wird mir nicht beſchwerlich; er iſt ſo wunderbar ſchön, und das herrliche Thal ſelber — ich ſehne mich faſt danach, es wiederzuſehen, denn mein Fuß hat es ſeit Jahren nicht betreten.“

„Und gehſt Du bald?“

„Gleich, wenn es ſein muß; je eher, je beſſer, wenn ich einem Kranken Troſt und Hilfe bringen kann.“

„Dann werde ich Sie begleiten, Schweſter Bertha!“ ſagte Mr. Lowe; „es iſt doch ſo Manches noch, was ich mit Ihnen beſprechen möchte, und der lange Weg bietet dazu die paſſendſte Gelegenheit. Ihren alten Claus können Sie ja ebenfalls mitnehmen, — er iſt doch zu weiter nichts zu gebrauchen — um ihn auf dem Rückweg als Schutz zu haben.“

Berchta fühlte ſich durch die kalten Worte verletzt, denn ſie hatte den alten Mann, der ihretwegen die Heimath verlaſſen, lieb; aber ſie wollte auch kein unfreundliches Wort erwidern, und ſchwieg deshalb lieber ganz.

Der Vorbereitungen bedurfte es nicht viele; einige Lebensmittel, die unterwegs gebraucht wurden, konnte einer der Diener tragen, von denen Fremar ſechs in ſeinem Hauſe hatte. Ebenſo das Wenige an Wäſche, was Berchta mitnahm, da ſie ſich doch nur einige Tage dort aufzuhalten gedachte. Nach Claus wurde ebenfalls geſchickt; er kam gerade aus dem Walde, und die kleine Karawane beſchloß, erſt gegen Abend aufzubrechen, um die friſcheſte Kühle zum Marſche zu haben. Ueberraſchte ſie dann die Nacht, gut, ſo lagerten ſie unter ein paar raſch aufgeſchlagenen Palmendächern und ſetzten dann in der Morgenfriſche ihren Weg fort.

Lowe hatte indeſſen den Brief an den Häuptling Matangi Ao beendet und geſchloſſen, bedurfte aber ſelber noch einiger Vorbereitungen, ehe er gehen konnte. Paya hatte ſich wieder ſo weit erholt, um wenigſtens marſchiren zu können, wenn auch noch mit einiger Schwierigkeit, und die übrigen Träger wurden endlich ebenfalls herbeigeſchafft, denn Mr. Lowe reiſte immer mit ſehr viel Gepäck und hatte dem entſprechende Bedürfniſſe.

Mr. Fremar hätte ſich allerdings ſelber gern dem kleinen Zuge angeſchloſſen; aber nach den Beſprechungen, welche die Miſſionäre zuletzt mit Ramara Toa gehabt, war ſo Manches hier zu thun und zu ordnen, daß ſeine Gegenwart nicht gut entbehrt werden konnte. Ramara Toa ſelber wünſchte, daß er blieb, um bei der Hand zu ſein, wenn die Rückantwort von Tuia eintraf, denn danach galt es, raſche und beſtimmte Maßregeln zu nehmen. Auch in ſeiner Geſetzgebung fühlte er ſich zu abhängig von den Miſſionären, um ihre Hilfe und ihren Rath ganz entbehren zu können. Wozu ſollten ſie auch beide nach dem Hupai-Thal laufen! Einer genügte vollkommen, denn Taori war ja doch nicht ſo krank, daß er ernſtliche Hilfe gebraucht hätte.

12.

Taori's Tod.

Mehrere Stunden mochten mit dieſen Vorbereitungen vergangen ſein, bis die kleine Karawane gerüſtet zum Abmarſch bereitſtand. Mr. Lowe ſuchte dabei die „Schweſter Bertha“ noch immer zu bereden, daß ſie ſich des Handkarrens bedienen ſollte, um von Eingeborenen gezogen zu werden, und als ſie ihm darauf erwiderte, es ſei ihr ein unangenehmes Gefühl, Menſchen durch eine ſolche Dienſtleiſtung zu entwürdigen, ſchien er ſich beleidigt zu fühlen, und erklärte ihr, daß nicht Mrs. Lowe allein, ſondern alle Miſſionärfrauen auf den Sandwichs-Inſeln von ebenſolchen Handkarren Gebrauch machten, und doch auch wohl ein Urtheil beanſpruchen dürften, zu wiſſen, was ſich ſchicke oder was nicht. Berchta aber beharrte auf dem einmal gefaßten Entſchluß. Sie hatte ſchon zu viel von dem ganzen Treiben der Miſſionäre geſehen, um eben, wie im Anfang, Alles zu billigen was ſie thaten. Sie meinten es gewiß gut und hatten den beſten Willen, die Eingeborenen glücklich zu machen; aber zu großer Eifer in der Sache trieb ſie auch manchmal zu weit, und gerade die übergroße Rückſicht, die ſie beſonders auf ihre eigene Bequemlichkeit nahmen, ſtimmte nicht mit dem überein, wie ſie ſich ſonſt das Leben dieſer „Pionniere des Chriſtenthums" gedacht, — oder ſie würde wohl ſchwerlich je die Heimath verlaſſen haben, um es zu theilen.

Dieſes freilich kaum erſt in ihrem Herzen erwachende Bewußtſein fing aber ſchon an ſie zu beunruhigen. Sie fühlte es in ſich aufſteigen, aber ſie bekämpfte es auch mit aller Macht, denn ſie war ſich bewußt, daß es ſie namenlos elend gemacht hätte, ſobald es weitere Gewalt über ſie gewann. Sie redete ſich ein, daß ſie Manches zu ſchwarz ſähe, — Manches nicht beurtheilen könne, was eben nicht mit ihren Anſichten harmonirte, und ſuchte nun ſelber alles in ihren Kräften Stehende zu thun, um das ſchöne Ziel zu erreichen, das ſie ſich geſteckt. Eine wirkliche Lehrerin und Tröſterin dieſer armen, verblendeten Menſchen wollte ſie werden, und ſich ſelber keiner Täuſchung hingeben, wenn mit Einzelnen ſchon ein Erfolg geſichert ſcheine; nein, weiter und weiter arbeiten, bis ſie die Ueberzeugung erlange, daß dieſe Heiden nicht blos durch die Taufe und die äußere Form, ſondern auch in ihren Herzen Chriſten geworden wären.

Neben dieſem Entſchluſſe keimte aber auch der andere: den Vorgeſetzten ihres Gatten keine Rechte zuzugeſtehen, die ihr eigenes Handeln und das, was ſie für gut und nützlich hielt, beeinfluſſen konnten. Es war eine Art von erwachendem Trotz vielleicht, gegen das zu ſtrenge Regiment und das Gefühl der Unfehlbarkeit, das einige dieſer Herren zu leiten ſchien. Den Geſetzen der Miſſion hatte ſie ſich natürlich auf das ſtrengſte zu fügen, Alles aber, was außer deren Bereich lag und ihrem eigenen Gefühl anheimgegeben werden mußte, ſollte, wie ſie ſich feſt vornahm, auch nur durch ihr eigenes Gefühl geleitet werden.

Mr. Lowe ſelber ſchien zu fühlen, daß ein Keim der Unabhängigkeit in dem Herzen der jungen Frau aufſchoß, den er lieber unterdrückt geſehen hätte, und unterwegs dachte er auch herüber und hinüber, wie dem am beſten noch in Zeiten begegnet werden könne. Einer aus ihrer eigenen Mitte, der junge Miſſionär Martin, hatte ſchon ein genügend böſes Beiſpiel gegeben, und ſie konnten nicht dulden, daß das Uebel weitergriff, wenn ſie nicht die ganze Miſſion gefährden wollten.

Selbſt der kleine Umſtand, daß Mrs. Fremar nicht den Handkarren benutzen wollte, wie es doch ſeine eigene Frau gethan, verletzte ihn, weil er darin, und wohl nicht mit Unrecht, einen Tadel des eigenen Verfahrens ſah.

Schweigend und ziemlich mürriſch ſchritt er ſo dem Zuge voran, der gleich von der Höhe ab einen durch Claus ausgeſchlagenen Pfad verfolgte, dadurch das Niederſteigen zum Strande vermied und die Hupai=Straße weiter oben traf. Da raſchelte etwas hinter ihnen in den Büſchen, und als ſich Claus danach umſah, erkannte er den Mann mit dem weißen Bart, der in nicht zu verkennender Aufregung auf ihn zuſprang und ſeine Hand ergriff.

„Hallo!“ rief Claus überraſcht, „was giebt's, Kamerad — was iſt vorgefallen?“

„Rettet mich!“ ſtöhnte aber der Alte, dem das Entſetzen in den Zügen nur zu deutlich ausge=

prägt ſtand, „rettet mich — Ihr hattet Recht — furchtbar Recht, und ohne Eure Warnung wäre ich ſchon jetzt ihr Opfer geworden.“

„Was giebt es da? Was will der Fremde?“ fragte Mr. Lowe, der ſtehen geblieben war und ſich nach ihm umgewendet hatte.

„Schutz gegen die Mörder, die der König nach mir ausgeſandt,“ rief der alte Mann in engliſcher Sprache, damit ihn die eingeborenen Träger nicht verſtehen ſollten.

„Unſinn, Mann!“ rief aber Mr. Lowe ärgerlich, „der König denkt nicht daran Euch zu ſchädigen, und hat mir noch feſt verſprochen, daß er Euch ſogar Euer Eigenthum zurückgeben will. Ihr ſeid hier nicht unter Heiden, ſondern unter Chriſten.“

„Gott der Gerechte,“ rief der Alte, „wollt' ich doch, ich wär' erſt unter die Heiden. Aber da kommt er — beim ewigen Gott, da kommt er!“

Der Ausruf bezog ſich auf den mit der größten Ruhe heranſchlendernden Fura, der jedenfalls ſchon die Truppe bemerkt hatte und ſich jetzt wohl hütete, irgend eine Eile zu verrathen.

„Ich begreife das Alles nicht,“ ſagte Mr. Lowe kopfſchüttelnd, „weshalb fürchtet Ihr Euch? Hat Euch Jemand was zu Leide gethan?“

„Was zu Leide gethan? Nein, dem Himmel ſei Dank; aber ſie hätten's, wenn mir der Mann da nicht einen Wink gegeben, auf meiner Huth zu ſein, da der König mich aus dem Wege ſchaffen wolle.“

„Ihr träumt.“

„Will ich leben und geſund bleiben, daß es ein deutlicher Traum war, als der Burſche mit ſeiner kurzen Keule von hinten nach mir ausholte. Jetzt thut er unſchuldig genug; aber ich hatte ihn im Auge und die Hand an dem kleinen Piſtol hier, wo aber iſt kein Pulver drin, und als ich mich raſch wendete und das ihm vorhielt, erſchrak er ärger, als ich erſchrocken war, und ließ die Keule fallen.“

Mr. Lowe ſah den jetzt unbefangen nahenden Eingeborenen, der, wie er recht gut wußte, zu ſeiner Gemeinde gehörte, ſtreng an und ſagte:

„Was iſt das, Fura, deſſen Dich der Weiße da anklagt? Haſt Du einen Schlag nach ihm führen wollen?“

Der Eingeborene lachte laut auf. „Aber Mitonare,“ rief er, „weshalb ſoll ich ihn ſchlagen wollen? Namara Toa hat mich nach ihm geſchickt. Will ihm Sachen jetzt geben, weil er auch nach Hupai-Thal geht — ſoll ihn mitbringen zu Toa, aber nicht ſchlagen. Wer ſchlägt alten Mann?"

„Ihr hört, Freund," ſagte der Miſſionär ruhig, „daß es ein Mißverſtändniß war — weiter nichts. Fura hat Euch nur zum König führen wollen, der Euch ſchon heute Eure Sachen zu überliefern gedenkt."

„Und wenn er mitgeht, iſt er ein Eſel," ſagte Claus.

„Verlaßt Ihr Alle die Bai?" fragte da der Fremde, ohne auf irgend eine der beiden Bemerkungen zu antworten.

„Allerdings! Wir müſſen nach dem Hupai-Thal hinüber."

„Dann begleite ich Euch," ſagte der alte Mann entſchloſſen. „Will mir Ramara Toa meine Sachen wirklich wiedergeben, ſo kann er das ebenſo gut thun, wenn ich zurückkomme. Lieber das Leben behalten, als es um die paar Stücke Kattun riskiren."

„Aber Ihr hört ja, daß Euer Leben gar nicht bedroht iſt," ſagte Mr. Lowe, dem die Geſellſchaft des Alten nicht beſonders angenehm ſchien, „und in unſerer Colonie auch nicht bedroht ſein kann. Geht mit Fura zurück, Ihr habt nichts zu befürchten. Ich ſtehe Euch dafür."

„Sie ſtehen mir dafür, wenn ich Eins auf den Kopf bekomme und drin im Walde verſcharrt oder zu den Haifiſchen hinausgerudert werde?" ſagte der alte Mann — „wie haißt! wie können Sie mir dafür ſtehen? Werden Sie nachher dem König Vorwürfe machen, und er wird ſagen, was geht mich der Fremde an, wie Kain zum Engel geſagt hat, war ich zu ſeinem Hüter beſtellt? Und der alte Aaron liegt dann irgendwo weggeſteckt. Sie ſtehen mir gut dafür? Nein, der Mann da meint es gut mit mir, der hat mir geſagt, daß er gehört hat, wie Ramara Toa dem Burſchen dort Auftrag gegeben, mich aus dem Wege zu ſchaffen. Wenn er fort von hier geht, geh' ich auch fort. Wenn er bleiben will, bleib' ich auch."

„Ja, ich kann nicht, mein Alterchen," ſagte Claus, „ich muß die gnädige Frau begleiten, und drei, vier Tage werden wir immer ausbleiben."

„Dann geh' ich auch mit," rief der Alte entſchloſſen. „Ruinirt bin ich noch lange nicht, denn mein Geld trag' ich bei mir, und lieber die paar hundert Thaler im Stiche gelaſſen, als von den Schurken heimtückiſch erſchlagen werden."

Lowe ſchwieg und ſah dabei Fura feſt an. Unmöglich war die Sache keineswegs, und der Burſche ſchien auch kein beſonders reines Gewiſſen zu haben, denn er ertrug den Blick des Miſſionärs nicht, ſondern wendete ſich, verlegen lächelnd, an einzelne ſeiner Kameraden. Es blieb ihm aber nichts übrig, als den Fremden gewähren zu laſſen, denn zurückweiſen konnte er ihn nicht; ſich deshalb an Fura wendend, rief er dieſem zu:

„Sage an Namara Toa, daß es der Fremde vorzieht, in unſerer Geſellſchaft nach dem Hupai-Thal zu gehen, um eine paſſendere Gelegenheit abzuwarten, ſein Eigenthum zu fordern. Du haſt mich doch verſtanden?"

„Jawohl, Mitonare," erwiderte Fura, eben nicht beſonders davon erbaut, „aber Namara Toa wartet; er wird böſe werden."

„Wirklich ſchade darum," ſagte Aaron. Mr. Lowe ſchien aber eine weitere Unterhaltung vermeiden zu wollen, denn er winkte Fura nur mit der Hand, drehte ſich dann ab und verfolgte ſeinen Weg, natürlich ein Zeichen für die

Uebrigen, die Unterhaltung ebenfalls als abgebrochen zu betrachten.

Der kleine Zug bekümmerte ſich auch nicht mehr um den Abgeſandten des Königs, der mißvergnügt genug zurückblieb, ſondern folgte dem Wege, der im Schatten des Waldes und jetzt in der Abendkühle nach dem Hupai-Thal hinüberführte, bis ſie eben die Nacht überraſchte und dann ſchnell ein flüchtiges Lager aufgeſchlagen war, das wenigſtens den Thau von den Schläfern abhielt. In der warmen und reinen Luft bedurften ſie keines weiteren Schutzes.

Am nächſten Morgen waren ſie wieder mit Tagesgrauen auf, da ſie zubereitete Lebensmittel genug bei ſich führten, um nicht dadurch aufgehalten zu werden. Der alte Aaron hielt ſich indeſſen auf dem Marſche immer dicht zu Claus, von dem er Näheres über die Inſel zu erfahren wünſchte, und trotzdem, daß dieſer die Sprache der Eingeborenen eigentlich nur ſehr mittelmäßig verſtand, hatte er ſich doch im Laufe der Jahre, und mit dem nöthigen Mutterwitz verſehen, ein ziemlich richtiges Bild von den hier herrſchenden Zuſtänden entworfen.

Demnach war Namara Toa „ein Lump, wie er im Buche ſtand“, der die Miſſionäre nur begünſtigte, weil er mit dieſen ſeinen Zweck zu erreichen, d. h. ein großer König zu werden und einſt, wie Kamehameha auf den Sandwichs-Inſeln, die Inſel, auf der er wohnte, und nachher die Nachbarinſeln zu unterjochen hoffte. Von Kamehameha ſprach er wenigſtens in einem fort und hatte ſogar ſchon einmal Mr. Lowe den Vorſchlag gemacht, deſſen Namen anzunehmen. Davon rieth ihm aber der Miſſionär ſtets ab, da er nicht ohne Grund fürchtete, daß ein ſolcher Beiname ſeinen Ehrgeiz nur noch mehr anſtacheln und reizen würde.

Einua, ſeine Frau, war, Claus' Beſchreibung nach, eine Gans, die mit einem Strohdach herumlief, mit dem man ſie, wenn ſie ſich ſo einmal in Deutſchland zeigen ſollte, augenblicklich einſtecken würde. Taori, der Thronerbe, war ein braver junger Menſch — aber leider ein Vollblutheide und jetzt krank, und im Hupai-Thal die ganze Geſchichte faul, weil es zwiſchen Tuia und der Motua-Bai lag, und im Falle eines Krieges jedenfalls von beiden Parteien angegriffen wurde. Das Hupai-Thal gehörte aber mit ſeiner Bai nach Motua, mit ſeinen Geſinnungen dagegen nach Tuia, und Namara Toa ſollte eine ganz beſondere Wuth auf den kleinen Ort haben.

Aaron hörte ihm, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen, aufmerkſam zu und überlegte ſich dabei in aller Ruhe, wie er ſelber handeln ſolle. Nur als der Deutſche geendet hatte, fragte er ihn, wie es in Tuia ſtünde, über welchen Ort aber Claus nichts wußte, als was er dann und wann von den Miſſionären gehört. Die Lage der Tuia-Bai ſollte wunderbar ſchön und das Volk kräftig und gut ſein; der Häuptling deſſelben aber, obgleich Mr. Lowe ſeinen Wohnſitz dort aufgeſchlagen und eine Druckerei und Schmiede hingeſtellt hatte, wollte nichts vom Chriſtenthum wiſſen. Er lernte Leſen und das Eiſen ſchmieden, ja, und Alles, was ihm Mr. Lowe ſonſt zeigte, hörte auch aufmerkſam zu, wenn der Geiſtliche predigte, ſetzte aber allen Bekehrungsverſuchen nur ein entſchuldigendes Achſelzucken entgegen. Es ging eben nicht — vielleicht ſpäter einmal.

Aaron nickte leiſe vor ſich hin. Der Mann gefiel ihm, zu dem wollte er gehen, noch dazu, da Mr. Lowe ebenfalls dort wohnte, und wenn dieſer dann einmal wieder nach der Motua-Bai zurückkehrte, konnte er ihn ja immer begleiten um noch einen Verſuch zu machen, das ihm gehörende Eigenthum zu reclamiren; aber er traute Ramara Toa jetzt nicht mehr über den Weg und war feſt entſchloſſen, ihn unter keiner Bedingung allein wieder aufzuſuchen.

Jetzt hatten ſie den Punkt erreicht, von dem aus man zuerſt das Hupai-Thal überſchaut Aber nicht mehr wie früher tönte ihnen das fröhliche Pochen der Gnatuklöppel entgegen — die Eingeborenen hatten dieſe Arbeit lange eingeſtellt, denn das viele Zeug, das die Fremden mitgebracht, machte die Beſchäftigung unnöthig. Auch das friedliche Stillleben des kleinen freundlichen Ortes war gewichen. Auf dem See ſchaukelte kein Canoe, die Kinder ſpielten nicht am Strande, wie ſie es ſonſt gethan. Nur zerſtreut unter den Palmen ſtanden Gruppen von Männern in ernſtem Geſpräch, und vor der einen Hütte, es war die Taori's, hatte ſich eine größere Menſchenmenge angeſammelt, die dort irgend etwas zu erwarten ſchien. War der junge Häuptling ſchon ſeinem Leiden erlegen? Nein; die Erſten, die ihnen begegneten, beruhigten ſie darüber. Er lebte, war aber ſo ſchwach, daß er nur wenig mehr ſprach, und hatte nur ungeduldig mehrmals an dem Morgen gefragt, ob die fremde Frau noch nicht eingetroffen ſei. Jetzt wollte er hinauf in den Wald getragen werden. Es wurde ihm in der Hütte zu ſchwül und eng, und er ſehnte ſich hinaus unter die Wipfel der Palmen und in den kühlen Waldesſchatten, wo ihn die über den See wehende Briſe treffen konnte. Einige der Leute hatten eben die Trage aufgenommen und die Uebrigen ſtanden vor dem Hauſe, um den jungen, geliebten Häuptling zu erwarten und zu begrüßen.

Noch ehe die Wanderer das eigentliche Dorf erreichten, begegnete ihnen der Zug. Voran trugen ſechs Eingeborene den jungen Königsſohn, neben welchen Einua einherſchritt, und ein Schwarm von Trägern folgte, um die Erſteren, wenn ſie müde werden ſollten, abzulöſen. Aber auch eine Zahl von Häuptlingen hatte ſich ihm angeſchloſſen. Manche davon waren ſogar von Tuia herübergekommen, und ſelbſt an ihn begleitenden Frauen und Kindern fehlte es nicht.

Taori lag matt und erſchöpft auf den für ihn ausgebreiteten Matten, aber im Schatten eines leichten, mit grünen Bananenblättern gedeckten Daches, das die Sonnenſtrahlen von ihm abhielt, jedoch überall der freien Luft Durchzug gewährte. Nur erſt, als er der ihm Begegnenden anſichtig wurde und unter ihnen Mrs. Fremar erkannte, glitt ein Lächeln über ſeine bleichen Züge, und als ſie herankamen, ließ er halten, ſtreckte ihr die Hand entgegen und ſagte freundlich:

„O, das iſt lieb von Dir, daß Du kommſt, Du fremde Frau, ich habe mich ſo danach geſehnt, noch mit Dir zu ſprechen. Willſt Du uns begleiten? Wir gehen nicht weit, nur zu jener Höhe, wo wir den See noch überſchauen können.“

„Gewiß gehe ich mit Dir, Taori,“ ſagte Berchta freundlich, „ich bin herübergekommen, um Dir Troſt und Hilfe zu bringen, wenn es irgend in meinen Kräften ſteht. Sei guten Muthes. Du biſt jung, Dein Körper wird die Krankheit bewältigen und Du ſelber wieder die Hoffnung Deines Stammes werden.“

„Es iſt gut, Bereta!“ winkte ihr Taori leiſe mit der Hand, „Du willſt mir Hoffnung geben, laß uns weitergehen; die Sonne brennt hier ſo ſchwül, und das Athmen wird mir ſchwer. Die Uebrigen mögen ihren Weg verfolgen — geh Du allein mit uns. Was will der ſchwarze Mann an Deiner Seite?“

„Zu Dir ſprechen, Taori," ſagte Mr. Lowe freundlich, „und Dein Herz zu Gott wenden."

„Mein Herz iſt bei Gott," ſagte der junge Inſulaner, während ſich ſeine Brauen finſter zuſammenzogen, „Du nennſt ihn nur anders, weiter nichts, — kommt!" und ſeinen Trägern ein Zeichen gebend, hoben ihn dieſe wieder auf und trugen ihn etwas ſeitab von dem Wege, einem erhöhten Punkt zu, den er ihnen ſchon vorher beſtimmt.

Von dort aus murmelte eine klare Quelle, von den höheren Bergen niederkommend, zwiſchen einem wahren Blumengarten hin in's Freie. Hochſtämmige Palmen ſtanden dort oben, breitwipfelige Mangobäume und wilde Bananen in Menge, und dicht am Quell, wo die Sturzfluth der zu Zeiten von ſtarkem Regen niedergeſchwemmten Waſſer eine Menge von Sand angeſchwemmt hatte, ſchienen ſich die Waldbäume von dieſem Boden fern gehalten zu haben, ſo daß ſich dadurch eine kleine offene Wieſe bildete, die faſt wie ein künſtlich angepflanzter Marai von hohen Bäumen dicht umgeben war. Nur nach dem Thale und dem See zu öffnete ſie ſich und geſtattete einen freien Blick über das liebliche Bild.

Das war von jeher Taori's Lieblingsaufenthalt geweſen, und er hatte ſich dort ſogar, aber im dichten Laub verſteckt, eine kleine Hütte gebaut, in der er manchmal bei plötzlich eintretenden Gewittern Schutz finden konnte. Er bezeichnete auch genau dieſe Stelle, wo er mit ſeinem tragbaren Bett niedergeſetzt werden wollte, und blickte dann eine Weile ſtill und ſchweigend auf die reizende Scenerie hinaus, die ſich hier ſeinem Blick öffnete — ja, ſchien in dieſem Anſchauen ſeine Umgebung ganz zu vergeſſen. So lag er lange, und keiner der ihn Umſtehenden wagte ihn in ſeinen Gedanken zu ſtören oder zu unterbrechen, bis Einua endlich, welcher der Anblick des kranken Kindes das Herz zuſammenſchnürte, freundlich ſagte:

„Wie iſt Dir, Taori? fühlſt Du Dich hier beſſer?“

„Ja, Mutter,“ nickte der Kranke leiſe, „viel beſſer. Die Luft weht hier ſo kühl und mild — es iſt Alles ſo friſch und grün und kein Lärm, kein Streit. Nur der Frieden Gottes liegt auf der Erde.“

„O, daß er auch in Deiner Seele läge, junger Mann,“ ſagte da Mr. Lowe mit von Schmerz bewegter Stimme, „ſiehe, die Zeit rückt heran, in der Du vor dem Thron des Höchſten erſcheinen wirſt, und wenn er ſein Antlitz von Dir wendet — wenn er in Dein Herz ſchaut und dort umſonſt den wahren Glauben ſucht —"

Taori winkte ihm mit der Hand.

„Laß es gut ſein," ſagte er freundlich, „ſorge Dich nicht um mich — mir iſt wohl und ich fürchte nichts."

„Ach, Taori," bat da auch ſeine Mutter, „wenn Du nur hören wollteſt, was er Dir ſagt. Er meint es ſo gut, und noch iſt es ja Zeit."

„Ich glaube, daß er es gut meint, Mutter," lächelte der junge Häuptling freundlich, „aber ſorge auch Du Dich nicht um mich und laß mir das Eine nur, weshalb ich dieſen ſtillen Platz im Walde geſucht habe: Ruhe. Mit der weißen Frau will ich jetzt ſprechen. Tretet Ihr Anderen alle zurück und — bereitet Euch vor, daß wir die Nacht hier verbringen. Die Luft iſt viel kühler hier — ich will hier bleiben. Geh mit ihnen, Mutter, ich möchte gern mit der fremden Frau ſprechen."

Einua ſeufzte tief auf, und ſelbſt Mr. Lowe ſchien nicht ſo recht mit dieſer Anordnung einverſtanden; aber der Wille des Kranken mußte nichtsdeſtoweniger befolgt werden; man durfte ihn nicht erzürnen, und Alle zogen ſich von der Lagerſtatt zurück, während Berchta allein neben ihm ſtehen blieb und mit tiefem Mitleid in den Zügen den Leidenden betrachtete, der eine kleine Weile mit geſchloſſenen Augen auf ſeiner Matte lag und in dem eingefallenen Antlitz nur zu deutlich die Spuren des nahenden Todes zeigte.

Endlich öffnete Taori die Augen wieder, und als ſein Blick auf Berchta fiel, legte ſich ein leiſes, freundliches Lächeln um ſeine Lippen.

„Das iſt gut,“ flüſterte er, „das habe ich lange gewünſcht, denn Du biſt anders als die ſchwarzen Männer — auch anders als die alte, ſtrenge Frau in Tuia, die manchmal herüberkam und uns mit ihren Erzählungen Furcht einjagen wollte. Sage Du mir jetzt, Bereta, und beantworte mir die eine Frage nur offen und wahr: glaubſt auch Du, daß Dein Gott ſo rachſüchtig iſt, um das, was die Eltern geſündigt, an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied zu ſtrafen?“

„Die Schrift ſagt es,“ erwiderte freundlich Berchta, „aber ich glaube feſt, daß ſie dem Worte eine falſche Deutung gegeben haben. Die Sünde der Väter ſtraft ſich an den Kindern, aber nur durch die Erziehung, die dieſe erhalten, und wie ſie wieder ihre Kinder erziehen — nicht durch Gott. Er iſt barmherzig — er iſt unſer Vater, und wie es undenkbar, daß wir ſelber ein Kind ſchlagen könnten, weil deſſen Eltern einen Fehler begangen, ſo kann das noch viel weniger Gott thun. Nein, unſere Religion iſt eine Religion der Liebe, und nur in Liebe will Gott, daß wir zu ihm beten ſollen — nicht in Furcht.“

Taori nickte leiſe lächelnd vor ſich hin. Dann fuhr er fort:

„Und alle jene Länder, die Deinen Gott gar nicht kennen oder ihn vielleicht nur unter einem falſchen Namen verehrten — geſchieht mit ihnen, wie der ſchwarze Mann es ſagt?“

„Ich weiß es nicht, Taori,“ flüſterte Berchta bewegt, „ich weiß es nicht, aber ſieh um Dich — ſieh dieſe Palmen, ſieh dort den freundlichen See, ſieh den blauen Himmel und die ſonnige Erde, die fruchtbedeckten Bäume und grünenden Matten; kannſt Du Dir denken, daß Gott einem Volke zürnt, dem er eine ſolche Heimath gegeben?“

Ein glückliches Lächeln flog über Taori's Züge. Er ſtreckte der jungen Frau die Hand entgegen und hielt die ihrige lange darin, ohne zu ſprechen. Sein Blick haftete dabei an ihrem Antlitz und flog dann wieder in das Freie hinaus über das ſchöne Land.

„Willſt Du nicht mit mir beten, Taori?“ ſagte da Berchta leiſe, „beten zu dem Gott, den wir Beide verehren?“

„Bete Du für mich, Bereta,“ ſagte Taori freundlich, „aber bete laut. Laß mich hören, wie Du mit Deinem Gotte ſprichſt.“

Und Berchta kniete an ſeinem Lager nieder, das Herz war ihr von Wehmuth, das Auge von Thränen gefüllt; aber in voller Begeiſterung quollen ihr die Worte von den Lippen, als ſie, in kindlicher Demuth gebeugt, ihren Glauben, ihre Zuverſicht und die feſte Hoffnung auf Gnade und Erlöſung ausſprach, und dabei brünſtig zu ihm betete, ſeine endloſe Huld auf Alle — Alle auszugießen, die ſeine Liebe, wenn auch unbewußt, im Herzen trügen.

Toari hörte ihr aufmerkſam zu — nicht ein Wort entging ihm — keine Silbe, die ſie ſprach, und auf ſein Lager zurückgelehnt, horchte er den nicht lauten, aber beredten Klängen. Eine unendliche Freudigkeit hatte ſich aber über ſein Antlitz gebreitet — eine ruhige Zufriedenheit, die dem Kommenden getroſt entgegenſah. Jetzt, als ſie geendet, ſchloß er langſam die Augen, aber das Lächeln wich nicht aus ſeinen Zügen, und ſtill träumend lag er eine ganze Weile ruhig da.

Berchta rührte ſich nicht, bis er von ſelber wieder die Augen aufſchlug. Dann aber ſagte er:

„Ich danke Dir, Bereta — ich danke Dir — es iſt gut — recht gut — Alles. Nun laß meine Mutter herbeikommen.“

Die Uebrigen traten jetzt wieder heran, und Lowe hielt den Moment, in welchem er ihn weich geſtimmt fand, für günſtig, zu ihm zu reden. Taori hörte ihn auch freundlich an; wie er aber nur davon begann, daß der Kranke ſeine Seele zu Gott wenden und ſeine Irrthümer bekennen und bereuen ſolle, winkte ihm Taori wieder lächelnd mit der Hand und flüſterte:

„Laß es gut ſein, Mitonare. Du kommſt zu ſpät — das iſt Alles ſchon abgemacht. Habe auch keine Sorge um mich; ich habe ſelber keine.“

„O,“ rief Lowe ſchmerzbewegt aus, „Du ſtehſt an der Schwelle des Heils; willſt Du denn nicht einmal den Fuß heben, um ſie zu betreten?“

„Wie wunderbar ſchön die Sonne auf dem Thal jetzt liegt!“ ſagte Taori. „Sieh nur, Mutter, wie jene Palmenwipfel den ſonderbaren Streifen über die Wieſe werfen — und jetzt fliegt der leichte Schatten über das Thal, — da — jetzt färbt er den See ſchwarz und zieht darüber hin; aber da tauchen ſchon wieder die goldenen Ufer auf. So iſt der Tod — nur ein Schatten, der über das Leben zieht und kaum ſo lang, als er den Teich bedeckt, und drüben auf Bolutu, — oder wie anders der Platz auch heißen mag, glänzt die Sonne ſchon wieder neu und hell empor.“

„O, ſprich nicht von Bolutu,“ bat Lowe, „hebe Deine Seele zu —“

„Ruhe!“ herrſchte ihn der Kranke an. „Ihr habt mir das Leben verbittert; laßt mich wenigſtens ruhig ſterben. Wo nur der Vater bleibt! Er wollte doch heute noch kommen. Weine nicht, Mutter, ich habe es nicht böſe mit dem ſchwarzen Mann gemeint; aber ſie glauben nur immer, daß ſie allein das Heil in den Händen hätten. Das iſt nicht wahr, das Heil iſt überall, und wer es haben will, kann es nehmen. Laß ihn gehen, Mutter; mir bleibt vielleicht nur noch kurze Zeit, und ich bin jetzt ſo froh, ſo glücklich!“

Taori ſchaute hinab auf den Bach, der dicht zu ſeinen Füßen vorübermurmelte, und dann wieder hinauf zu den Bäumen, unter deren Wipfeln er Schutz gegen die Sonne fand. Dann flog ſein Blick zu den Umſtehenden — heiter und glücklich, bis er zu der finſtern Geſtalt Lowe's kam, der mit gehobenen Händen wie in ſtillem, brünſtigem Gebet ſtand.

Seine Brauen zogen ſich dabei zuſammen; aber es war nur ein Moment, denn neben ihm ſtand Berchta, ſeiner Mutter Einua Troſt einſprechend, mit ihren guten, lieben Zügen.

So rückte der Abend heran. Seine Begleiter hatten ſich im Wald gelagert, um ihr Mahl einzunehmen, als ein Läufer Namara Toa's Ankunft meldete.

Berchta wendete ſich wieder zu Taori, der in eine Art Halbſchlummer gefallen war; aber ſie erſchrak über die Veränderung, die wenige Stunden in ſeinem Antlitz hervorgerufen. Die Augen lagen ihm tief in den Höhlen, ſelbſt der Mund hatte ſich verzogen, und die Naſe trat ſcharf hervor.

Er hatte ſeines Vaters Namen gehört und

ſchlug die Augen auf — ſein Blick durchflog unſtet den Kreis, haftete am Himmel, an den Baumwipfeln, am See —

„O, wie ſchön iſt es hier!“ flüſterte er, „wie wunderſchön — und daß ich das Alles verlaſſen muß!“

„Wie iſt Dir, Taori?“ ſagte Berchta, die an ſeine Seite trat. „Fühlſt Du Dich krank?“

„Nein,“ ſagte der Sterbende mit einem glücklichen Lächeln, „o, ſo leicht, ſo wohl! Lebe wohl, Bereta — habe Dank — lebe wohl, Mutter — grüßt mir die Schweſter — ich komme — ich komme —“

Noch einmal hob ſich ſeine Bruſt wie von einem ſchweren Seufzer, dann ſank ſein Kopf zurück, und als Namara Toa, der von dem bedenklichen Zuſtand des Sohnes ſchon Kunde erhalten, den Hang heraufſtürmte, ſchloß er die Augen, und der Vater ſtand erſchüttert, gebrochen neben der Leiche des Kindes.

„Er iſt todt!“ rief Berchta, „o Gott, nimm ſeine Seele gnädig auf! Sei barmherzig mit ihm!“ Und wie ein Lauffeuer zuckte der Ruf von Lippe zu Lippe: „Er iſt todt!“

„Taori! Wehe!“ Und wie die Mutter, ganz die neue Lehre vergeſſend, die ihr Geduld und

Fügung in den Willen des Unerforſchlichen vorſchrieb, nur ihrem Mutterherzen folgend, in laute Wehklagen ausbrach, ſtimmte das Volk mit ein, warf ſich auf die Kniee, ſchlug die Stirnen gegen den Boden und jammerte und ſchrie, daß ſich der Ruf im Nu bis hinunter an den See fortpflanzte und dort ebenſo raſch ſein Echo fand.

Ramara Toa ſtand neben der Leiche des Sohnes, deſſen Hand er gefaßt hielt, während er mit der Linken ſeine Augen bedeckte. Aber ſeine Stirn war in finſtere Falten gezogen, und Schmerz und Ingrimm rangen mitſammen in ſeiner Bruſt.

Aus dem Thale herauf eilte Martin. Er war drüben in ſeiner neuen Wohnung im Walde dicht am Ufer eines andern kleinen Sees geweſen, als die Wehklagen an ſein Ohr drangen und er nur zu raſch die ſchmerzliche Urſache derſelben errieth. Als er den Platz erreichte, fand er den Miſſionär neben der Leiche knieen und beten, und Berchta mit der Mutter des Geſchiedenen beſchäftigt, die ſie zu tröſten verſuchte. Mr. Lowe hob ſich jetzt empor, und Martin ging auf ihn zu, um ihm die Hand zu reichen, aber der Miſſionär nahm die noch immer gefalteten Hände nicht auseinander. Er maß den jungen Mann mit einem ernſten, ſtrengen Blick von oben bis unten, und ſich dann kalt von ihm abdrehend, wendete er ſich an Ramara Toa, deſſen Arm er ergriff und ihn mit ſich ein Stück ſeitab führte, um mit ihm zu ſprechen.

Martin blieb allein, und als ſein Blick auf die Leiche des Jünglings fiel, tropften große, helle Thränen langſam von ſeinen Wimpern nieder.

13.

In Tuia-Bai.

Mr. Lowe hielt es für ſeine Pflicht, das am nächſten Tag ſtattfindende Begräbniß des Königsſohnes zu leiten oder ihm wenigſtens beizuwohnen, obgleich es die Bewohner des Hupai-Thales lieber geſehen hätten, wenn er ſich fern davon gehalten. Aber Ramara Toa war gegenwärtig, und ſchon um den Schmerz des Vaters zu ſchonen, ließ ſelbſt der ſonſt ziemlich eigenmächtige Tamoruva Alles geſchehen, was der „ſchwarze Prieſter" anordnete.

Taori hatte noch kurz vor ſeinem Tode den Wunſch ausgeſprochen, dort oben an ſeiner Lieblingsſtelle auch beigeſetzt zu werden, und noch an dem nämlichen Abend gingen die Inſulaner daran, eine Art von Gewölbe auszugraben, das ſie mit Steinen und Balken unterſtützten. Martin ſelber ſchaffte, was er an Kiſten beſaß, herbei, um nothdürftig einen Sarg damit herzuſtellen, an dem er aber ſorgfältig alle früher den Kiſten eigenen Zeichen und Worte unkenntlich machen mußte, weil die Eingeborenen darin eine Art Zauber geſehen haben würden.

Die Frauen des Hupai=Thals hatten indeſſen ein großes Stück gelben Gnatus herbeigeholt, deſſen Ränder ſie noch in der Nacht ſchwarz färbten. Das wurde über den Sarg gehangen und dieſer dann, in Gegenwart des ganzen Stammes, da Niemand zurückbleiben wollte, wo es galt dem geliebten Fürſten das letzte Geleite zu geben, zu der Höhle getragen und dort, nach einer längeren Rede des ehrwürdigen Mr. Lowe, beigeſetzt.

Ramara Toa ſtand kalt und finſter daneben; Einua aber zerfloß faſt in Thränen, und zu dem Schmerz über den Tod des geliebten Sohnes kam noch die Angſt, daß er ſich nicht bekehrt habe und nun den ewigen, furchtbaren Strafen entgegengehe. Berchta hatte ſie, ſo viel nur in ihren Kräften ſtand, getröſtet und ihr Muth und Zuverſicht eingeſprochen; aber dunkle Andeutungen des Miſſionärs machten immer neue

Zweifel in ihrer Bruſt aufſteigen, und ihr Mutterherz zagte und fürchtete für den Geſchiedenen.

Der alte Aaron, der in Begleitung des Miſſionärs hier heraufgekommen war, hatte übrigens, Claus' Rath folgend, die Ankunft Ramara Toa's gar nicht abgewartet. Den Eingeborenen iſt — wie er auch ſelber aus Erfahrung wußte — in ſolchen Perioden plötzlichen Schmerzes nie recht zu trauen; ihre Leidenſchaft, und wohin ſie ſich wendet, iſt unberechenbar, und der Alte traute dem Inſulaner in der That nach dem, was er zuletzt von ihm geſehen, nicht mehr über den Weg. Dabei zweifelte er keinen Augenblick, daß er in Tuia freundlich aufgenommen werden würde, denn die größte Gaſtlichkeit herrſcht ja auf allen dieſen Inſeln; und war es dann nicht möglich, ſein Eigenthum dem habgierigen Häuptling von Motua wieder aus den Fingern zu reißen — nun was that's? Er beſaß Mittel genug noch in einem breiten, um den Leib geſchnürten und unter ſeinen Kleidern verborgenen Gurt, um mit einem andern Fahrzeug eine neue Reiſe zu beginnen, und da er auch ſchon von anderen Eingeborenen gehört, daß gar nicht ſo ſelten beſonders Wallfiſchfänger in der Tuia-

Bai anlegten, gab es auch ſchon einmal eine Gelegenheit, um wieder fortzukommen.

Am nächſten Tage in aller Frühe ſetzte Mr. Lowe, und zwar noch vor Tagesanbruch, ebenfalls ſeine Reiſe nach Tuia fort, denn harte Worte waren noch an dem nämlichen Abend, an welchem das Begräbniß ſtattgefunden, zwiſchen Ramara Toa und dem alten Tamoruva gewechſelt worden. Der Erſtere hatte nämlich die Auslieferung aller derer verlangt, welche neulich an dem Tanze Theil genommen, um ſie vor ein Gericht der Häuptlinge zu ſtellen, und der Letztere ihm dieſe Forderung rund abgeſchlagen. Ramara Toa ſolle, wie er ihm ſagte, mit ſeinen neubekehrten Chriſten machen was er wolle; denen aber, die noch am alten Glauben feſthielten, hätten die Mitonares nichts zu befehlen, oder er könne ſelber in die Gefahr kommen, daß er am Sabbath — einem Tage der ihn gar nichts anginge — in ſeinem Yamfelde arbeitete und dann ebenfalls zu Straßenbau verurtheilt würde, und dafür danke er ganz entſchieden.

Ramara Toa war wüthend geworden, hatte ihn einen Rebellen genannt und Mr. Lowe es deshalb für gerathen gehalten, dieſem Streite aus dem Weg zu gehen, denn im Fall eines plötzlichen Ausbruchs wären die Anhänger Tamoruva's der ſchwachen Begleitung des Königs weit überlegen geweſen. Ueberhaupt hatte ſich ſchon ſeit Taori's Verurtheilung ein Geiſt in der Bevölkerung gezeigt, der dem Miſſionär gar nicht gefiel und ihn nur mehr Ramara Toa's Behauptung zuſtimmen machte, daß es hohe Zeit wäre, mit Ernſt und Entſchiedenheit gegen die immer frecher auftretenden Götzenanbeter einzuſchreiten. Am ganzen Strande faſt, an der Motua-Bai in Afaru und einigen anderen Plätzen der Süd- und Oſtſeite der Inſel hatten die Eingeborenen ihre Götzenbilder herabgeriſſen und verbrannt oder zu Ramara Toa gebracht, damit er darüber verfügen möge; nicht ſo im Hupai-Thal und in Tuia ſelber; ja unter den Augen des ehrwürdigen Mr. Lowe und ſeiner Gattin feierten ſie, noch von ihrem Häuptling dabei unterſtützt, frech und ſchamlos ihre heidniſchen Feſte, tanzten des Abends im Mondenlicht am Strand des Meeres und beſuchten wohl die Predigten des Miſſionärs, aber nicht, wie man einen ſo heiligen Ort betritt, mit Ehrfurcht und Scheu, ſondern eher als ob es eine Art von Theater geweſen wäre, in das man eben hineinging, um ſich eine kurze Zeit darin zu unterhalten.

Die Frauen trieben es dabei faſt noch ärger als die Männer, und Mrs. Lowe, die ein paarmal energiſch gegen ſie auftreten wollte und dadurch vielleicht eher glaubte, ſich Reſpect zu verſchaffen, wurde offen verhöhnt. Ja, wenn ſie mit ihrem großen Hut, von dem ſie noch nicht ein einziges weiteres Exemplar hatte in Tuia anbringen oder irgend wen veranlaſſen können, ihn zu tragen, am Strande ging, liefen die Kinder hinter ihr her und nahmen auch wohl eins der breiten Bananenblätter, das ſie ſich, eine der breiten Kanten nach oben, rechts und links an die Ohren hielten und dadurch eine ähnliche abnorme Form herſtellten, wie ſie ihnen der Hut zeigte.

Daß dadurch die überhaupt etwas reizbare Dame nicht freundlicher gegen den Platz geſtimmt wurde, läßt ſich denken, und ſelbſt mit der jungen Frau des Häuptlings Matangi Ao, Nalata, der Schweſter Taori's und einem lieben ſanften Weſen, die immer freundlich und gut mit ihr war, ſtand ſie auf keinem freundſchaftlichen Fuße, da ſich dieſe, ebenſo wie die übrigen Frauen, auf das entſchiedenſte weigerte, die

Blumen abzulegen, die ſie in den Locken trug, und dafür einen ihrer Rieſenhüte aufzuſetzen. Nalata nahm aber all' ihre Vorwürfe und Ermahnungen gutmüthig lächelnd hin, litt auch nie, daß die Frau von irgend Jemandem in ihrer Nähe verſpottet wurde, ja hörte ihr gern zu, wenn ſie ihr von der Geſchichte des Chriſtenthums erzählte — aber freilich nicht mit gläubigem Herzen, ſondern eher nur, wie man einem Märchen lauſcht und ſich deſſen bunten Träumen eine Zeit lang hingiebt.

Als Mr. Lowe nach Tuia zurückkehrte — wohin ihm aber die Kunde von dem Tode Taori's ſchon vorangeeilt war und beſonders Nalata's Herz mit tiefem Weh erfüllt hatte — war es ſein Erſtes, den Brief Ramara Toa's an Matangi Ao abzugeben, und dieſer hielt ihn eine Weile ernſt und ſtaunend in der Hand, denn es war in der That der erſte Brief, den er in ſeinem ganzen Leben bekam, und er wußte nicht gleich, was er damit anfangen ſolle.

„Und was ſoll das, Mitonare?" ſagte er endlich, „weshalb ſendet mir Ramara Toa nicht, wie er es ſonſt gethan, einen Boten, wenn er mir irgend eine Meldung machen will? — Weshalb dieſes weiße Blatt, das ich ſehr viel Mühe haben werde zu verſtehen, und doch nur wieder durch ein fremdes Ohr hören muß? Weißt Du, was es enthält?“

„Ja, Matangi Ao,“ ſagte Lowe freundlich, „ich weiß es, und gebe Gott, daß die Worte, die darin enthalten ſind, Eingang in Dein Herz finden und es erleuchten.“

Matangi Ao zog ſeine Brauen finſter zuſammen.

„Und Du haſt ihm den Brief vorgeſagt, nicht wahr?“ fragte er, „weshalb richteſt Du denn nicht gleich ſeine Botſchaft aus? Ramara Toa hat den Brief nicht allein geſchrieben.“

„Du irrſt, Matangi Ao,“ erwiderte freundlich Mr. Lowe, „nicht Ramara Toa hat den Brief geſchrieben und ich ihm die Worte vorgeſagt, ſondern gerade umgekehrt. Ich habe ihn geſchrieben, und der König dictirte mir die Worte, die ich niederſchreiben ſollte. Es ſind alſo ſeine Gedanken, die darin ſtehen, nicht die meinigen, und niedergeſchrieben ſind ſie, damit ſie nicht wie ein geſprochenes Wort verhallen, ſondern in Deinem Herzen immer widerklingen ſollen, ſobald Du das Blatt in die Hand nimmſt. Das eben iſt der Zweck eines Briefes und eines Buches. Es ſind Worte, die ewig bleiben wie eine Erinnerung aus dem eigenen Leben.“

„So lies Du mir was darin ſteht,“ ſagte Matangi Ao, „mein Herz iſt betrübt über den Tod Taori's. Vielleicht ſchreibt er mir, wie es mit demſelben zugegangen, denn ich habe Rechenſchaft zu fordern. Was alſo will Namara Toa von mir?“

Mr. Lowe faltete ruhig den Brief auseinander und las:

„Meine Liebe und freundlichſten Wünſche für Dich, Matangi Ao. Dies iſt meine Botſchaft für Dich. Zu meiner tiefen Betrübniß habe ich gehört, daß Du drüben in Tuia-Bai noch immer hartnäckig im alten Unglauben beharrſt, während auf uns in Motua-Bai die Sonne des wahren Glaubens niederſcheint. Mein Herz iſt voll ſchwerer Sorge um Dich und meine Tochter Nalata, und ich wünſche, daß Gott Dich erleuchten möge. Auch die alten Götzenbilder aus Holz geſchnitzt — nichts weiter als lebloſe Klötze — ſind noch bei Euch aufgerichtet und werden angebetet. Das darf nicht länger ſein, denn der wahre Gott iſt ein mächtiger Gott und zürnt, wenn man andere Götter neben ihm hat. Ich bin beſorgt um meine Tochter, daß ſie einſt den ewigen Strafen verfällt. Wirf Deine Götzenbilder nieder und ſende ſie mir nach Motua-Bai — auch Cavawurzel, Yams und drei Schweine ſende mir als ein Zeichen, daß ich ſehe, Du ſeieſt mir freundlich geſinnt und wolleſt meinen Befehlen gehorchen; auch zwei Ballen Gnatu magſt Du dabei legen und ſechs feine Matten, damit wir Freunde bleiben immerdar. Haſt Du das geſendet, dann werde ich mit meinen Häuptlingen und grüne Zweige in der Hand nach Tuia kommen und Dir viele ſchöne Sachen mitbringen, für Dich und meine Tochter. Ich bin reich. Ein ganzes Schiff mit Gütern hat mir der Himmel im Sturm geſendet, während er Euch nur die Palmen niederbrach und die Bananenſtämme knickte. Gott zürnt mit Tuia. Ich will beten, daß er ſeinen Zorn von Euch wende. Dies iſt meine Botſchaft an Dich, Matangi Ao und an Nalata, meine Tochter.

Namara Toa.“

Matangi Ao hatte ihm ſchweigend zugehört und dabei kein Auge von ſeinen Lippen verwandt. Er verzog auch keine Miene, nur ein leichtes, faſt ſpöttiſches Lächeln zuckte um ſeine Mundwinkel, als er, ſobald der Miſſionär geendet, ruhig ſagte:

„Iſt Ramara Toa durch den Tod ſeines Sohnes im Geiſt verwirrt geworden, daß er mir ſchreibt, er wäre reich geworden, und zugleich von mir verlangt, ich ſoll ihm zwei Ballen Gnatu, ſechs feine Matten und Yams und Schweine ſenden, oder glaubt er etwa, daß Matangi Ao ihm Tribut zahlen würde?“

„Die Hauptſache, was er verlangt,“ ſagte Mr. Lowe, „iſt jedenfalls die, daß die alten Götzenbilder hier aus den Hainen entfernt werden, um nicht das Volk noch immer in dem Glauben zu beſtärken, ein roh zugehauener Holzklotz könne es vor Leid bewahren und ihm Glück und Frieden ſchenken. Nur der wahre und alleinige Gott iſt im Stande, das zu verleihen.“

„Und beteſt Du wirklich zu dem wahren Gott?“ ſagte der junge Häuptling, ihn feſt und forſchend anſehend.

„Und fragſt Du das noch, Matangi Ao?“ rief Lowe wirklich erſtaunt aus, „glaubſt Du, daß wir ſo weit über das Meer herübergekommen wären und unſere Heimath verlaſſen hätten, nur um Euch das Glück und ewige Heil zu bringen, wenn auch nur noch ein Zweifel in unſeren Herzen lebte, ob unſer Glaube der wahre ſei? Ja, haben wir nicht die Offenbarung dafür und das heilige Buch, das Alles beſtätigt, was wir Euch hier lehren?“

„Es iſt gut — wir wollen ſpäter darüber ſprechen,“ ſagte der junge Häuptling, ihm mit der Hand wehrend, „nicht jetzt werde ich mit Dir ſtreiten —“

„Und welche Botſchaft willſt Du Ramara Toa ſenden?“

„Soll ich ihm einen Brief zurückſchicken?“ lächelte Matangi Ao.

„Es wird ſicher das Beſte ſein,“ erwiderte der Miſſionär, „denn Du brauchſt dann die Worte keinem Boten anzuvertrauen.“

„Gut! es ſei ſo,“ nickte der Inſulaner, „aber vorher muß ich die Häuptlinge zuſammenrufen, um die Antwort gemeinſchaftlich mit ihnen zu berathen.“

„Und biſt Du nicht der oberſte und mächtigſte Häuptling des Diſtrictes?“

„Und dennoch hat Ramara Toa gewagt, Tribut von mir zu fordern?“ ſagte Matangi Ao, „aber Du verſtehſt unſere Sitte nicht — laß mich gewähren.“

„Wenn Du meinem Rath folgen wollteſt, Matangi Ao —“ ſagte Mr. Lowe freundlich.

„Ich weiß, wie der ausfallen würde,“ nickte der Häuptling, „aber ich brauche Deinen Rath nicht, Mitonare. Dafür haben wir die Verſammlung der Edlen unſeres Volkes, um zu wiſſen, welchen Weg wir zum Beſten des Landes einzuſchlagen haben — nicht den Rath von Fremden, die heimathlos auf unſerer Inſel ſind und ſie verlaſſen, wenn es ihnen nicht länger hier gefällt.“

„Aber wenn der Rath aus wohlwollendem Herzen kommt,“ ſagte Lowe, „und nur dazu dienen ſoll, um Krieg und Blutvergießen von Eurer ſchönen Inſel fernzuhalten?“

„Ha!“ rief Matangi Ao, aufmerkſam werdend, „iſt das etwa Ramara Toa’s Abſicht, und denkt er daran, mit Gewalt das zu erzwingen, was er mit glatten Worten nicht erreichen kann?“

„Ich ſpreche nur von der Möglichkeit eines ſolchen Falles,“ ſagte Lowe ausweichend, „Ramara Toa iſt mächtig. Er hat auf dem neulich geſtrandeten Schiffe viele Gewehre gefunden.“

„Und viele habt Ihr ihm ſelber mit der Bibel gebracht,“ ſagte Matangi finſter, „rede mir nicht; ich weiß es.“

„Einzelne, ja,“ erwiderte Lowe, „aber nicht um damit Krieg zu führen und Menſchen zu tödten — was Gott verhüten wolle — ſondern nur um die Thiere des Waldes zu erlegen und reiche Beute von der Jagd heimzubringen.“

„Es iſt gut,“ winkte der Häuptling noch einmal mit der Hand, „ich werde Dich rufen laſſen, wenn ich wieder mit Dir reden will, und Du magſt dann meine Antwort an Ramara Toa ſchreiben. Geh! ich ſehe wie es iſt — Eure Religion ſoll den Frieden bringen, und ſie ſäet Feindſchaft und Haß in unſere Herzen und treibt Bruder gegen Bruder im unnatürlichen Kampf. Geh! ich will zu meinen Göttern beten, daß ſie das Unheil von dieſem Lande abwenden, oder, wenn es ſein muß, unſern Arm ſtärken, um ihm zu begegnen. Geh, Mitonare — ich werde die Häuptlinge zuſammenrufen — ich weiß, daß ſie es gut mit dem Lande meinen.“

Mr. Lowe konnte nicht weiter in ihn dringen, denn er wußte wohl, daß irgend eine Widerrede den jungen hitzköpfigen Wilden nur erbittert, aber ihn nie ſeinem Ziel geneigt gemacht hätte. Aber er kannte viele der Häuptlinge, von denen einige ſchon ſeiner Lehre zuneigten. Allerdings wußte er, daß dieſe gerade zu den „Unzufriedenen“ in Tuia gehörten, von denen es ja in jedem Lande giebt, und weit eher aus politiſchen als wirklich religiöſen Gründen eine Oppoſition gegen Matangi Ao zu bilden wünſchten; aber er tröſtete ſich leicht damit, daß Gott die verſchiedenſten Werkzeuge brauchte, um Alles zu einem guten Ende zu führen, und gerade die Herzen der ſchlimmſten Heiden oft gewendet habe, daß ſie ſeine eifrigſten und treueſten Anhänger und Verbreiter ſeiner Lehre wurden.

Matangi Ao aber, raſch im Handeln wie im Denken, ſäumte nicht, die von Ramara Toa erhaltene Botſchaft ſeinem Volke, und zwar in deſſen Führern, mitzutheilen und ihre Meinung darüber zu hören. Es war das allerdings wohl eigentlich nur eine Form und ſein eigener Entſchluß ſchon vom erſten Moment an, wo er die entwürdigende Zumuthung erfuhr, gefaßt. Aber ſelbſt dieſer Form mußte genügt werden, und es zerſtreute bei ihm auch in etwas den bitteren Schmerz um den verlorenen Freund, dem ſich Nalata indeſſen mit aller jener Heftigkeit hingab, deren dieſe ſüdlichen Völker fähig ſind.

Arme Schweſter! Sie hatte Taori ſo heiß geliebt; er war ſo gut, ſo brav geweſen, und wie glücklich fühlte ſie ſich immer, wenn er ſie einmal auf eine kurze Zeit in Tuia beſuchte. Jetzt war er geſchieden — für immer, und das Herz hätte ihr brechen mögen, wenn ſie daran dachte, daß ſie ſein treues Antlitz nimmer ſchauen, nie wieder den warmen Druck ſeiner Hand fühlen ſolle.

Matangi Ao ſtörte ſie nicht in ihrem Kummer. An einem der entfernteren Theile der Bai, damit ſie nicht einmal durch das Zuſammenkommen vieler Menſchen beunruhigt werden konnte, beſtimmte er den Ort der Zuſammenkunft für den Abend, und Boten wurden nach allen Seiten ausgeſchickt, um die verſchiedenen ihm untergeordneten Häuptlinge herbeizurufen.

Dieſe folgten auch, ſo raſch ſie möglicherweiſe konnten, der Einladung, denn gleichzeitig drang zu ihnen ja auch die Kunde von Taori's Tod und erfüllte ihre Herzen, da ſie die Urſache desſelben kannten, mit Bitterkeit. Ja drohende Worte wurden dann und wann, als ſie Mr. Lowe's Wohnung paſſirten, gegen ihn wie gegen alle Mitonares ausgeſtoßen, und Mrs. Lowe beſonders gerieth in nicht geringe Angſt. Lowe ſelber aber, der ſich unter dem Schutz Matangi Ao's ſicher wußte, ſprach freundlich zu ihnen, und als Einer, ein wilder Burſch, von dem man erzählte, daß er ſchon in früherer Zeit zwei Weiße erſchlagen habe, mit erhobener Keule auf ihn zutrat und ihm bis auf die Schwelle ſeiner Wohnung .folgte, lud er ihn ein, hereinzukommen und mit Theil an ihrem Mahl zu nehmen, was den Eingeborenen dermaßen verblüffte, daß er ſich ſcheu zurückzog und ſagte, er habe nur einen Scherz gemacht, er wolle ihm nichts zu Leide thun.

Wild und ſtürmiſch ging es aber bald darauf in der Verſammlung der Häuptlinge zu; denn kaum erfuhren dieſe, um was es ſich handle, als ſie auch zornig emporfuhren und Matangi Ao zuriefen, eine ſolche Beleidigung nicht zu dulden, ſondern ſie ſelber nach Motua zu führen, damit ſie ſich Tribut von Ramara Toa holen konnten.

„Er iſt reich geworden,“ ſchrieen ſie, „aber ein Schiff, das an der Küſte ſcheitert, gehört dem ganzen Volke, und er muß wenigſtens ſeine Beute mit uns theilen.“

Andere dagegen mahnten zum Frieden. Ramara Toa ſei, wie ſchon ſein Beiname Toa bezeichne, König der Inſel und als ſolcher wohl befugt, einen kleinen Tribut zu fordern. Aber jetzt brach der Sturm los und ein ſolcher Lärm entſtand, daß Matangi Ao ſelber emporſpringen und Frieden gebieten mußte. Als ſich das Toben endlich beruhigt, ſagte er mit lauter, aber vollkommen leidenſchaftsloſer Stimme:

„Ich habe zu meinem Erſtaunen gehört, daß Einzelne in unſerer Mitte der Anſicht ſind, daß Ramara Toa ein Recht zuſtehe, über unſern Glauben und unſer Eigenthum zu verfügen. Es wird gut ſein, die genau kennen zu lernen, welche wirklich ſolche Gedanken hegen. Wir müſſen wiſſen, wie wir hier zuſammen ſtehen, damit ich Ramara Toa bald Kunde von unſerer Geſinnung geben kann, denn der Rath der Häuptlinge hat darüber zu beſtimmen. Wer alſo dafür ſtimmt, daß wir an Ramara Toa den verlangten Tribut ſenden, und ihm dabei zugleich — gehorſam ſeinem Befehle — die bisher verehrten Götzenbilder ſenden, damit er ſie dort in's Feuer wirft und uns erlaubt, ſeinen Glauben anzunehmen, der trete dort zur rechten Seite hinüber. Die Anderen aber," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „die gewillt ſind, einem ſo frechen Begehr auch die darauf paſſende Antwort zu geben, kommen hier herüber zu mir. Theilt Euch, Ihr Häuptlinge; wir wollen jetzt ſehen, wer für und wer gegen uns iſt."

Ein unbeſchreiblicher Tumult folgte; denn Alles ſprang empor und ſtürmte zu Matangi Ao's linker Seite. Ja, ſelbſt die Einzelnen, die es vielleicht gern geſehen hätten, wenn ihr

Führer in etwas gedemüthigt wäre, wagten es doch nicht, dem ſo entſchieden ausgeſprochenen Entſchluß der überwiegenden Mehrzahl entgegenzutreten. Sie zögerten wohl einen Moment, aber auf die rechte Seite traten ſie doch nicht hinüber, ſondern folgten, wenn auch langſamer, den Uebrigen, bis ſie Alle ohne Ausnahme an Matangi Ao's linker Seite ſtanden. Ein trotziges Lächeln flog aber über die Züge des jungen Häuptlings, als er das Reſultat dieſer wunderlichen Abſtimmung überſchaute.

„Alſo nicht Einer von Allen will unſere Götter aufgeben oder Bote ſein, um den Tribut in das Lager des Toa zu bringen? Gut, Freunde — ich hatte es auch nicht anders erwartet, und überlaßt mir nun die Antwort, die ich Ramara Toa ſenden werde."

„Aber wir wollen keinen Krieg mit Ramara Toa," riefen doch jetzt Einzelne der Gegenpartei, „wir wollen in Frieden auf der Inſel leben, damit kein Blut zwiſchen Brüdern vergoſſen werde."

„Und darin ſtimm' ich mit Euch überein," erwiderte Matangi Ao freundlich, „kein Blut ſoll zwiſchen uns vergoſſen werden, ſo lange ich es hindern kann. Wir wollen friedlich nebeneinander wohnen, und hat Ramara Toa den neuen Glauben angenommen und ſich von unſeren Göttern gewendet, gut, wir wollen ihm deshalb nicht zürnen. Wir wollen ſehen, ob ſich das Volk glücklich darin fühlt, ob ihr Gott ſtärker und mächtiger iſt, als es die unſeren ſind, und haben wir das erfahren, dann bleibt uns noch immer Zeit, uns ebenfalls der neuen Lehre zuzuwenden."

„Wenn er keinen Krieg beginnt," ſagte Tona Os, ein alter Häuptling, „ſo ſoll er vor uns Ruhe haben, wir wollen nichts von ihm, aber er ſoll uns auch nicht zwingen ſeine Mitonares anzunehmen. Schicke ſie aus dem Land, Matangi Ao. Was thun ſie zwiſchen uns? Wir brauchen ihren Zauber nicht und ſehen ſie lieber gehen als kommen."

„So lange ſie harmlos zwiſchen uns leben," erwiderte der junge Häuptling, „weshalb ſie fortſchicken? Sie ſind klug und geſchickt und verſtehen Manches, was wir von ihnen lernen können. Wer hat uns gelehrt, Fiſchhaken und Hacken machen, und wer uns ſcharfe Beile gebracht, um unſer Holz damit zu fällen? Sie ſind unſere Gäſte, und das Land bringt Brotfrucht und Yams genug hervor, um auch ſie zu ernähren. Sie mögen zwiſchen uns wohnen, und ich will nicht, daß Einer von ihnen geſchädigt werde."

„Und die Waffen, die ſie Ramara Toa gebracht?“

„Noch hat er ſie nicht gegen uns gewendet und wird es auch hoffentlich nie. Wir ſind ein friedliches Volk, das ſich nicht um den Nachbar bekümmert, ſondern ruhig ſeiner eigenen Beſchäftigung obliegt. Braucht Ramara Toa die Feuerwaffen, um den wilden Stier in den Bergen zu erlegen, gut — wir vermögen daſſelbe mit Bogen und Pfeilen und unſerer Lanze, und wollten ſie uns wirklich zwingen, ihrem Willen zu folgen — ei, unſere Keulen ſind ſchwerer als ihre Kugeln, wenn auch vielleicht nicht ſo ſchnell. Aber Ramara Toa denkt an nichts Derartiges,“ ſetzte er freundlich hinzu, „er wird nicht das Land, in dem ſeine einzige Tochter lebt, feindſelig angreifen. Ich werde ihm Botſchaft ſchicken, daß wir ſeiner freundlich gedenken und mit ihm trauern, weil er den einzigen Sohn verloren hat. Iſt das die Meinung der Häuptlinge, wie ſie hier verſammelt ſind?“

„Ja, ja!“ rief es faſt einſtimmig aus der Schaar der Männer. „Er ſoll uns in Frieden laſſen, denn wir wollen in Frieden mit ihm leben. Keinen Krieg mit Ramara Toa!“

„Gut,“ ſagte Matangi Ao freundlich, „in

dieſem Sinne werde ich ihm die Botſchaft ſenden. Ramara Toa iſt ein braver Häuptling und der Vater meines Weibes. Ich ſelber will keinen Streit mit ihm. Wir ſind einig, Ihr Häuptlinge von Tuia, und wie wir auch vereint ſtehen würden, um einen Angriff auf unſere Freiheiten zurückzuweiſen, ſo ſind wir auch der Einen Meinung, daß wir in dem ſchönen Lande — unſerer Heimath — in Frieden nebeneinander wohnen wollen."

Die Verſammlung war beendet, und die Häuptlinge zerſtreuten ſich, um — da ſie doch einmal nach der Bai herübergekommen waren — noch Bekannte und Freunde aufzuſuchen und mit dieſen den Tag zu verbringen. Matangi Ao aber, der ſeinen Schwiegervater wohl genauer kannte als irgend einer der Uebrigen, trotzdem jedoch feſt entſchloſſen war, ihm keinen Fußbreit Boden auf dem Grund zu räumen, den er für ſein eigenes Recht hielt, ſchritt, finſter und ſeinen eigenen Gedanken nachhängend, geradenwegs zu der Wohnung des Mr. Lowe hinüber, wo der Bote von Ramara Toa wartete, um ſeine Antwort mit nach Motua-Bai hinüberzunehmen.

„Und was haben die Häuptlinge beſchloſſen, Matangi Ao?" fragte der Miſſionär, als er das Haus erreichte.

„Setze Dich hin, Mitonare, und ſchreibe den Brief," ſagte der junge Häuptling ruhig, „wir wollen Frieden mit Ramara Toa."

„O, wie mich das freut, Matangi," rief Lowe raſch, „ſo ſeid Ihr zu einem guten Entſchluß gekommen?"

„Setze Dich hin und ſchreibe den Brief. Du wirſt Alles hören, aber der Bote braucht es nicht zu wiſſen. Biſt Du bereit?"

„Im Augenblick; es liegt Alles fertig. Tritt herein und ſage mir jetzt, was ich ſchreiben ſoll."

Noch während er ſprach, hatte Lowe den ſchon auf dem Tiſch liegenden Bogen zurechtgeſchoben und ſah erwartungsvoll zu dem Häuptling auf.

„Freundſchaft und Liebe Dir, Ramara Toa," dictirte jetzt Matangi, indem er gedankenvoll hinaus in's Freie ſah, „Freundſchaft und Liebe — dies iſt meine Botſchaft für Dich. Wir trauern mit Dir, daß Du den Sohn verloren. Er war mein Freund — ich liebte ihn mehr als mich ſelbſt. Er iſt todt. Eure Geſetze haben ihn todtgemacht."

„Aber Matangi — die Geſetze des Stammes —"

„Schreibe, was ich Dir ſage — ich kann nicht ſelber ſo viel ſchreiben, aber ich kann leſen, und ein Anderer iſt hier, der leſen kann und mir ſagen wird, ob Du recht geſchrieben.“

„Ein Anderer?“

„Schreibe nur!“

„Sprich weiter. Ich habe Alles.“

„Gut. Eure Geſetze haben ihn todtgemacht — aber es iſt geſchehen. Wir wollen in Frieden nebeneinander wohnen. Du in Motua-Bai, ich in Tuia. Du haſt Deinen Gott, laß uns die unſerigen!“

„Du willſt bei Deinen Götzen verharren?“

„Schreibe!“ ſagte Matangi Ao finſter. „Nicht um Dir Rechenſchaft zu geben bin ich hierhergekommen, ſondern um meine und der Häuptlinge Botſchaft an Namara Toa zu ſenden. — Laß uns die unſerigen. Wir ſenden ſie Dir nicht; ſie ſind unſer Heiligthum, und wäre Dein Gott ſo mächtig, ſo hätte er ſie lange zerſtört.“

Mr. Lowe hätte gern wieder einen Einwurf gewagt, aber er getraute es ſich nicht; der junge Häuptling ſah gar ſo ernſt und finſter aus, und er ſchrieb deshalb ruhig weiter.

„Was den Tribut betrifft, den Du von uns verlangſt,“ fuhr endlich Matangi Ao nach einer kleinen Pauſe fort, „ſo habe ich heute eine Verſammlung der Häuptlinge einberufen und ihnen die Frage vorgelegt. Sie ſagen Nein. Du biſt reich, Du brauchſt unſere Matten nicht und unſer Gnatu — wir nicht Deine Waaren der Fremden. Komme zu uns mit Deinen Häuptlingen und Du ſollſt uns ein lieber Gaſt ſein. Wir haben Brotfrucht und Fiſche, Bananen und Cocosnüſſe, und die weichſten Matten liegen für Dich bereit. Laß uns in Frieden nebeneinander wohnen. Dies iſt meine Botſchaft für Dich, Namara Toa. Matangi Ao.“

„Und den Brief willſt Du fortſchicken?“

„Gieb ihn mir. Haſt Du Alles geſchrieben, wie ich es Dir geſagt? Jedes Wort?“

„Jedes Wort, Matangi Ao.“

„Gut — ich glaube Dir,“ nickte der Häuptling, indem er mit ſeinem Blick das Schreiben überflog „Falſchheit würde Dir auch nichts nützen, ſondern nur ſchaden. Lies mir den Brief vor.“

Mr. Lowe las, und der junge Häuptling nickte dabei zufrieden mit dem Kopfe.

„Es iſt gut,“ ſagte er, „jetzt gieb dem Boten den Brief und laß ihn eilen, daß er Namara Toa noch im Hupai-Thal antrifft. Wir wollen Frieden mit ihm haben, keinen Streit. Er ſoll in Motua-Bai bleiben, wir bleiben in Tuia, und wenn er freundlich kommt uns zu beſuchen, ſo ſoll ihm zu Ehren ein großes Feſt gefeiert werden. Sage das dem Boten, damit er es weiter erzählt und die Völker wiſſen, Ramara Toa und Matangi Ao ſind Freunde. Ich habe keinen Groll gegen ihn."

„Und wenn er der Botſchaft zürnt?"

„Fürchteſt Du das?" ſagte der Häuptling finſter.

„Er rechnet feſt darauf, daß Du ſeinen Wunſch erfüllſt."

„Er irrt ſich dann, das iſt Alles," ſagte Matangi Ao. „Geh, thue, was ich Dir geſagt. Laß den Boten Speiſe mitnehmen, daß er unterwegs nicht zu kochen braucht. Haſt Du nicht gehört, was ich mit Dir geſprochen?"

Mr. Lowe ſeufzte tief auf, aber er wußte auch recht gut, daß er durch Alles, was er im Stande geweſen wäre zu erwidern, nichts an der einmal beſchloſſenen Sache geändert haben würde. Die heidniſchen Indianer ſchienen feſt gewillt, in keiner Weiſe nachzugeben, und der Erfolg mußte jetzt zeigen, ob Ramara Toa oder Matangi Ao mächtiger ſei.

Der Bote wurde herbeigerufen und ihm der Brief übergeben, und kaum eine Viertelſtunde ſpäter eilte er, ſo raſch ihn ſeine Füße trugen, den Pfad entlang, der hinüber nach dem Hupai-Thal führte.

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Die Miſſionäre.

Roman aus der Südſee

von

Friedrich Gerſtäcker.

Zweite Auflage.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Dritter Band.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
1875.

E.C.
BIBLIOTHECA
ACADEMIAE
ALG.

C 1931.32 a 3

Inhaltsverzeichniß.

Seite
1. Ein Heide 7
2. Vorbereitungen zum Kampfe 37
3. Der Ueberfall in Motua-Bai 64
4. Ramara Toa's Rückkehr 92
5. Die Schlacht 122
6. Die Belagerung 147
7. Ausſicht zum Frieden 174
8. Der Friedenscongreß 211
9. Natata 234
10. Der entſcheidende Anſturm 261
11. Berchta 283
12. Den Palmen Lebewohl 309
13. Die Heimkehr. — Schluß 330

1.

Ein Heide.

Vier oder fünf Tage vergingen, ohne daß auch das Geringſte den Frieden in der Tuia-Bai geſtört hätte. So ſehr aber auch Mr. Lowe in dieſer Zeit wünſchte, eine längere Unterredung mit Matangi Ao zu haben, und ſo viel Mühe er ſich zu dem Zweck gab, der Häuptling wich ihm ſtets aus, ja verkehrte ſogar, ohne daß es der Miſſionär hätte verhindern können, jetzt ſehr viel mit dem alten Manne, der in ſeiner eigenen Begleitung bis zum Hupai-Thal gekommen, wie mit einem der hier ſchon längere Zeit anſäſſigen Weißen, einem Franzoſen, der ſich aber als Tiſchler entwickelt hatte und dem Häuptling unentbehrlich geworden war.

Natürlich behagte dieſe Geſellſchaft dem proteſtantiſchen Geiſtlichen keineswegs, denn wenn er auch nicht gerade befürchtete, daß Matangi Ao mit dieſen Leuten viel über Religion ſprach, ſo konnte und durfte er doch auch von ihnen keine Unterſtützung in ſeinen Beſtrebungen erwarten. Alle Verſuche aber die er gemacht, um den jungen Häuptling zu bewegen, die hier ihm gefährlich dünkenden Fremden fortzuſchicken, blieben vergeblich. Matangi Ao lächelte nur immer, wenn er etwas Derartiges erwähnte, und meinte, ſie wären ſeine Gäſte — ſo gut wie er ſelber.

Mrs. Lowe hatte indeſſen das „Geſchäft“ in die Hand genommen und beſorgte, während der Miſſionär raſtlos thätig von einer Anſiedlung zur andern wanderte, um nur hie und da wenigſtens ſeine Lehren mit Erfolg gekrönt zu ſehen, den eigentlichen Handel mit den Eingeborenen.

Der Miſſionsſchooner hatte ihnen nämlich vor kurzer Zeit wieder eine Anzahl von Waaren gebracht: der Erfolg einer neuen Sammlung aus Deutſchland, aus der die „Heidenkinder in der Wildniß“ gekleidet werden ſollten. Wenn dieſe Sachen aber auch zu Geſchenken beſtimmt geweſen, ſo konnte man ſie doch nicht ſo ohne Weiteres an die Wilden austheilen, denn die Miſſion hätte ſonſt nachher am Ende ſelber

Mangel gelitten. Sie mußten alſo dazu dienen und helfen, weitere Bedürfniſſe herbeizuſchaffen, und da eigentliche Lebensmittel in genügender Menge vorhanden waren, ſo vertauſchte Mrs. Lowe die verſchiedenen, oft ſehr wunderlichen Gegenſtände gegen Cocosnußöl, Perlmutterſchalen, Gnatu und andere Dinge, die dann ſpäter wieder auf die Hauptſtation geſchafft und verwerthet werden konnten. Auch Perlen nahm ſie in Tauſch, und zwar am liebſten vor allen anderen Artikeln, da gerade dieſe auf den Inſeln, die noch wenig mit Weißen in Berührung gekommen waren, nur einen ſehr geringen Werth hatten. So erreichte ſie dadurch manchmal ganz hübſche Preiſe.

Für die Abendſtunden hatte ſie eine kleine Schule eingerichtet, in welcher ſie Kinder und Erwachſene belehrte, wie ſie zu ihr kamen. Der Beſuch derſelben war aber freilich nur ein ſehr geringer, denn anfangs trieb das ſorgloſe Volk allerdings die Neugier hinein, und ſie folgten dem Unterricht mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Sobald es aber galt, daß ſie ernſtlich ſelber lernen und Fleiß und Mühe darauf verwenden ſollten, ließen ſie nach, und Matangi Ao konnte nicht bewogen werden, Strafen auf das Nichtbeſuchen der Schulen zu ſetzen, wie es Ramara Toa in der Motua-Bai gethan. Ja ſogar das ihm vorgehaltene Beiſpiel Kamehameha's und Pomare's half nichts bei ihm, denn er wollte nicht glauben, daß deren Völker glücklicher durch das Lernen geworden wären, auf keinen Fall aber einen Zwang dulden.

Selbſt Ralata, Matangi Ao's junges Weib, zeigte ſehr wenig Luſt zu einer Kunſt, deren Zweck ſie noch nicht einſehen konnte. Ihr milder, liebevoller Charakter ließ ſie natürlich immer freundlich gegen Mrs. Lowe ſein, und ſie horchte auch gern ihren Erzählungen aus der bibliſchen Geſchichte, aber dachte nicht daran, einen ernſten Sinn darin zu ſuchen.

In dieſer letzten Zeit freilich verlor ſie auch ſelber dazu die Luſt, denn der Tod des geliebten Bruders erfüllte ſie mit ſo tiefer Trauer, daß ſie keinen andern Gedanken faſſen konnte, als immer nur ihn, und ſich deshalb auch nur ganz allein dieſem Schmerz hingab. Die Frau des Miſſionärs hielt nun allerdings einen ſolchen Zeitpunkt für paſſend und geeignet, um ſie in dem wahren Glauben an Gott Troſt ſuchen zu laſſen, und gab ſich die größte Mühe, zu ihr zu gelangen, aber umſonſt. Ralata hatte ſich feſt in ihrer Wohnung abgeſchloſſen und verließ dieſe nur Morgens in aller Frühe auf vielleicht eine Stunde, um zu baden, wo aber ihre Frauen ebenfalls Mrs. Lowe nicht heranließen.

Vor wenigen Wochen war ein Wallfiſchfahrer dort angelaufen, mit welchem die Inſulaner Handel getrieben und auf welchem auch Mr. Lowe einen Theil ſeines Cocosnußöls abgeſetzt hatte. Heute kam wieder ein Segel in Sicht, das ſich, als es näher rückte, als den kleinen Miſſionskutter erkennen ließ, der aber, wie ſich bald herausſtellte, die Bai nicht freiwillig anlief. Er war auf dem Wege nach einer der weſtlich gelegenen Inſeln und in der letzten Nacht von einer plötzlichen Böe getroffen worden, die ihm ſeine Stenge knickte und das kleine Fahrzeug faſt gekentert hätte. Die Leute behaupteten auch, daß eine Waſſerhoſe dicht an ihnen vorübergegangen wäre und den Schaden verurſacht hätte. Was aber auch immer die Urſache geweſen, ſie ſahen ſich genöthigt den nächſten Hafenplatz anzulaufen, um ihre Stenge wieder zu repariren, und hielten deshalb auf das gerade in Sicht kommende Tuia zu, das ſie etwa um zehn Uhr Morgens erreichten.

Matangi Ao verſprach ihnen freundlich jede

Hilfe zu leiſten, die ſie etwa brauchen ſollten, um ihren Schaden raſch wieder auszubeſſern, und ſandte einige von ſeinen Leuten mit in den Wald, damit ſie ſich dort das Nöthige an Holzwerk ſelber ſuchen konnten. Einige Tage mußten ſie freilich auf die Ausbeſſerung rechnen, und für Mr. Lowe traf es ſich beſonders glücklich, daß ſich zwei Miſſionäre an Bord befanden, die ihren Beſtimmungsort auf Majúi, einer jener Inſeln, finden ſollten. Natürlich nahm er ſie gleich an Land in ſeine eigene Wohnung, damit ſie ſich dort die Zeit, welche der Kutter zur Reparatur gebrauchte, aufhielten. Matangi Ao ſelber ſandte ihnen auf das gaſtlichſte Geſchenke an Lebensmitteln, wenn auch einige der Häuptlinge ſchon fürchteten, daß ſie nun noch mehr „ſchwarze Männer" bekommen würden, deren Treiben ſie, da ſie es nicht verſtanden, nur mißtrauiſch beobachteten.

Matangi Ao ſah weiter; er wußte gut genug, daß ihnen die Weißen viele Dinge brachten und ſie Manches lehren konnten, was ihnen ſelbſt in ihren einfachen Verhältniſſen von der größten Wichtigkeit war. Weshalb das thörichterweiſe verhindern? Daß ſie ihm keine Störung in ſein kleines Reich brachten, ſollte dann ſeine Sorge ſein. Er wußte genau, wie weit er ſie durfte gehen laſſen und wo er ſie einzügeln mußte, und ſo lange ſie ſich eben in den Schranken hielten, waren ſie willkommen. Ueberſchritten ſie dieſelben, ſo brauchte er ſie nur einfach fortzuſchicken.

In dieſer ſelben Zeit, und zwar unmittelbar nachdem der Kutter eingelaufen war, hatte Matangi Ao einen Boten an Tamoruva geſandt, um ihn zu bitten, nach Tuia zu kommen. Er hatte Manches mit ihm zu reden, und wollte beſonders Näheres über den Tod Taori's hören, um ſein Weib, ſeine arme Nalata, darüber zu beruhigen.

Durch den nämlichen Boten hatte aber auch Martin erfahren, daß fremde Miſſionäre auf der Inſel eingetroffen wären, und der Wunſch, ſich nicht allein vor der Miſſionsgeſellſchaft in dem was er gethan, zu rechtfertigen, ſondern auch, um dieſen fremden Brüdern ſein Handeln wahr und aufrichtig vorzulegen und eine mildere Beurtheilung des Schrittes von ihren Lippen zu hören, beſchloß er ohne Weiteres, mit Tamoruva nach Tuia hinüber zu gehen und ſie aufzuſuchen. Wohl fühlte er ſich glücklich in dem Beſitz ſeines holden Weibes, und ſeine Vernunft ſprach ihn von jeder Schuld frei; aber er fürchtete nicht mit Unrecht, daß Mr. Lowe, der ernſte und ſtrenge Geiſtliche, ſeine, dem gerade entgegengeſetzte Meinung der Miſſionsgeſellſchaft unterbreiten werde, und konnte ſich auch nicht verhehlen, gegen dieſe jedenfalls gefehlt zu haben, da er ſich nun einmal verbindlich gemacht, ihren Befehlen zu gehorchen. Wohl wußte er ſelber viele und triftige Entſchuldigungen für den Schritt, den er gethan, aber trotzdem war es ihm nicht gleichgiltig, was Andere über ihn dachten. Er wollte dieſe Entſchuldigung auch von anderen Lippen hören; er hoffte Fürſprecher in den fremden Miſſionären zu finden, wenn er ihnen einfach und klar den ganzen Thatbeſtand vorlegte. Sein ſchlimmſtes und vielleicht einziges Vergehen war ja überhaupt nur, daß er ſich einer heidniſchen Trauung unterziehen mußte, weil ſich die auf der Inſel befindlichen Geiſtlichen geweigert hatten, die chriſtliche Trauung an ihm zu vollziehen. Was anders blieb ihm da übrig? Er hatte Tama ſein Wort gegeben, und konnte er nicht ebenſo gut, zu der Familie eines der angeſehenſten Häuptlinge gehörend, für das Chriſtenthum und deſſen Verbreitung wirken? Und doch wieder ſtiegen bange Zweifel in ihm auf, als er ſich endlich dem Platze näherte, auf dem ſich ſein Schickſal entſcheiden ſollte, und Tamoruva ſuchte unterwegs vergebens ihn aufzuheitern und geſprächig zu machen.

Mr. Lowe hatte indeſſen einen Operationsplan entworfen, um Matangi Ao endlich einmal für ihre gute Sache zu gewinnen. Jhn als Einzelnen konnte er nämlich leicht abweiſen, und that das auch gewöhnlich, wenn er ſeine Bekehrungsverſuche begann, in ſo geſchickter Weiſe, daß er das Geſpräch ewig von dem eigentlichen Ziel abzulenken wußte, und bald da, bald dorthin überſprang, ohne auch nur ein einziges Mal einzugeſtehen, daß er von der chriſtlichen Lehre überhaupt nichts wiſſen wolle. Jetzt waren hier drei Männer dieſes Glaubens zuſammen, und Alle weit über die See herübergekommen, um die heilige Lehre zu verbreiten. Sie hatten ihre Heimath, ihre Familien verlaſſen — und Matangi Ao wußte das — nur um eine heilige Pflicht zu erfüllen, und der Miſſionär richtete deshalb die Bitte an ihn, ſie wenigſtens zu hören, und dann alle Einwendungen gegen ihre Lehre zu machen, die er noch im Herzen trage. Sie wären bereit und gerüſtet, dieſelben zu widerlegen.

Allerdings hatte nun Mr. Lowe gefürchtet, daß er einem ſolchen förmlichen Anſturm würde auszuweichen ſuchen, da er doch nie hoffen konnte, mit Gründen gegen ſie zu ſtreiten; ganz wider Erwarten aber ſandte ihm der Häuptling die Antwort, daß er bereit ſei, ſie heute Abend vor ſeiner Hütte an der Bai zu empfangen und zu hören, was ſie ihm zu ſagen hätten. Er werde ſie rufen laſſen, wenn er bereit wäre.

Lowe athmete tief und freudig auf, denn endlich, endlich hatte er das erreicht, wonach er ſo lange umſonſt geſtrebt, das Ohr Matangi Ao's ſich geneigt zu finden. Mehr verlangte er nicht, denn daß nun eine freundlichere Zukunft für ihren Glauben auf den Inſeln blühe, daran zweifelte er keinen Augenblick mehr. Er beſchloß auch noch heute Abend, gleich nach der Zuſammenkunft und ſobald er nur ihren Erfolg überſehen könne, einen Boten mit einem Brief an Namara Toa abzuſenden und dieſen zu bitten, noch geduldig einige Zeit mit ſeinen Plänen zu warten, da jetzt alle Hoffnung vorhanden ſei, Alles in Güte und Liebe zu ordnen und zu einem ſchönen Ziel zu führen.

Das Mahl nahm Mr. Lowe mit ſeinen Gäſten in der Nachmittagsſtunde gemeinſchaftlich ein und beſprach dabei die Angelegenheiten der Inſel.

Dort erzählte er ihnen auch den ſchmerzlichen Fall mit dem abtrünnig gewordenen Bruder Martin, deſſen Fehltritt Mrs. Lowe ſelber allerdings mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte. Sie hatte auch vielleicht von ihrem Standpunkt aus Recht, denn was konnte eigentlich ein chriſtlicher Miſſionär Schlimmeres thun, als daß er ſich unter heidniſchem Ritus mit einer Heidin trauen ließ?

Darüber, daß ihm beide Geiſtliche die chriſtliche Trauung verweigert hatten, wurde allerdings nicht geſprochen, aber das verſtand ſich doch auch von ſelbſt; wie hätten ſie es je vor ihren eigenen Vorgeſetzten verantworten wollen, da ſie ſich durch eine ſolche Handlung ja zu Mitſchuldigen gemacht haben würden?

Noch ſprachen ſie darüber, und Mrs. Lowe betonte eben, daß die Miſſion in dieſem Menſchen eine giftige Natter an ihrem Buſen genährt, als es leiſe an die Thür klopfte und auf Lowe's erſtauntes „Herein“ dieſe ſich öffnete und der frühere Miſſionär Martin todtenbleich, faſt wie ein Geiſt, auf der Schwelle ſtand.

„Mr. Martin — Gott ſoll mir gnädig ſein!“ rief Mrs. Lowe, wirklich erſchreckt von ihrem Stuhl emporfahrend.

„Bruder Martin!" riefen aber auch die beiden fremden Miſſionäre erſtaunt aus, denn ſie wußten in der That nicht, was der Beſuch bedeuten ſolle. Mr. Lowe aber hatte ſich zuerſt wieder gefaßt. Er konnte ſich etwa denken, was den früheren Genoſſen hierher geführt, und ernſt und ſtreng ihn anſehend, ſagte er kalt:

„Was wünſchen Sie, Herr Martin, daß Sie hier den Frieden meines Hauſes ſtören? Sie wiſſen doch, daß jede früher zwiſchen uns beſtandene Verbindung auf immer abgebrochen iſt? Was *können* Sie wollen, daß Sie wieder zu mir kommen?"

„Nicht zu Ihnen, Mr. Lowe," ſagte Martin bitter, „wohl kenne ich Ihren unverſöhnlichen Sinn, aber zwei fremde Brüder ſind angekommen, und denen möchte ich —"

„Wir müſſen bitten," unterbrach ihn Bruder Barter, einer der fremden Miſſionäre, und wie es ſchien der älteſte, „uns hier mit allen Auseinanderſetzungen zu verſchonen. Bruder Lowe hat uns ſchon den vollen Thatbeſtand mitgetheilt, und jede weitere Erklärung iſt deshalb unnöthig. Sie können doch nicht erwarten, Sir, daß wir anders über Ihr Vergehen denken werden, als

Bruder Lowe hier, einer der älteſten und würdigſten Miſſionäre der Inſeln?"

„Und nicht einmal hören wollen Sie mich?"

„Was können Sie ſagen? — Iſt es wahr, daß Sie die Tochter jenes alten heidniſchen Häuptlings zur Frau genommen haben?"

„Ja."

„Gegen den direct ausgeſprochenen Willen Ihrer Vorgeſetzten?"

„Ja, aber —"

„Iſt es wahr, daß bei Ihrer Verheirathung heidniſche Ceremonien benützt worden ſind?"

„Nur die Gebräuche des Landes, die unumgänglich nöthig waren, um die Einwilligung der Eltern zu erlangen."

„Und das ſagen Sie uns hier?" rief Mrs. Lowe, „es iſt empörend."

„Hat mir nicht Mr. Lowe die kirchliche Trauung verweigert?"

„Und mit Recht," ſagte der Miſſionär ſtreng, „was wir verbieten, können wir nicht heiligen. Gehen Sie, Mr. Martin — wir haben keine Gemeinſchaft mehr mit Ihnen — gehen Sie. Ihren Weg haben Sie ſich ſelber vorgezeichnet; ſo lange Sie nicht davon abweichen, darf er den unſern nicht mehr kreuzen."

„Und iſt das auch Ihre Meinung, die Sie hierhergekommen ſind, um die Liebe Gottes zu lehren?“

„Die Liebe Gottes, ja,“ rief Mr. Barter, „aber nicht die ſündhafte Liebe der Menſchen. Gehen Sie, wir haben keinen Theil an Ihnen.“

„Das vergebe Ihnen Gott,“ ſtöhnte Martin erſchüttert, „ich mag gefehlt haben, aber ich bin mir keiner Sünde bewußt, und wie Sie mich jetzt von ſich ſtoßen, treiben Sie mich in Nacht und Verzweiflung.“ Damit wendete er ſich ab und ſchritt geſenkten Hauptes den Pfad entlang, der wieder hinauf in die Berge führte. Unterwegs traf er Matangi Ao und Tamoruva, der ihn anredete und ihn fragte, was er habe. Er erzählte den beiden Häuptlingen mit kurzen Worten ſein Begegnen mit den Landsleuten. Matangi Ao wollte ihn auch bereden da zu bleiben, da er die Miſſionäre zu einem Geſpräch zuſammenrufen werde. Martin ſchüttelte trübe den Kopf. Es war zu ſpät — Alles vorbei, und allein wanderte er die Bahn zurück in den Wald, die ihn ſeiner ſelbſtgewählten Heimath wieder zuführte.

Matangi Ao ſah dem Davonſchreitenden kopfſchüttelnd nach. Er hatte Alles, was ſich auf ihn bezog, ſchon von Tamoruva ſelber gehört, und ſagte jetzt ernſt:

„Wunderliches Volk, dieſe Fremden — Wenige nur von ihnen kommen in ein ihrer Heimath ferngelegenes Land, und dieſe Wenigen halten nicht Frieden miteinander und haſſen und verfolgen ſich; ja, der Mitonare hier hat ſchon von mir verlangt, den Mitonare Matina von der Inſel fortzuſchicken. Und das nennen ſie eine Religion der Liebe? Aber komm, Tamoruva, wir wollen die Weißen zuſammenrufen und hören, was ſie mir zu ſagen haben.“

„Und weißt Du das noch nicht, Matangi Ao?“ lachte der alte Häuptling, „ich kenne jeden Satz den ſie vorbringen. Immer das Alte, nur neu durchgeſprochen. Glauben ſollſt Du, glauben jede einzelne von ihren Wundergeſchichten, und wenn Du nur eine bezweifelſt, ſchreien ſie über Unglauben und drohen mit ewigen Feuerqualen in einem Platz, vor dem ſie ſich entſetzlich fürchten müſſen, denn Fiemar konnte ihn uns nicht ſchrecklich genug ſchildern.“

„Und trotzdem komm,“ lächelte der junge Häuptling, „ich habe noch andere Weiße hier, die ihnen antworten mögen. Wir wollen ſehen, wer den Sieg davonträgt.“

„Ramara Toa ſteht mit ihnen im Bunde. Unſere Götter wollen ſie ausgeliefert haben."

„Thoren," lachte Matangi Ao verächtlich, „blinde Thoren. Ich will keinen Krieg auf Motua — nicht mit Ramara Toa, ſchon Nalata's wegen, denn ihre Seele iſt weich und durch den Tod des Bruders tiefgebeugt, aber ich bin nicht ſo ſchwach, als mich Ramara glaubt. Er ſoll ſich hüten. Doch komm — ich glaube, er hat nur den Verſuch gemacht, um mich einzuſchüchtern. Er wird ſich zweimal beſinnen, ehe er offene Feindſeligkeiten gegen mich wagt."

„Und Tribut ſollteſt Du ihm ſenden?"

„Bah — er iſt übermüthig geworden! Laß ihn. Er wird einſehen, daß er von Matangi Ao keinen Tribut fordern kann."

„Und wenn er es nicht einſieht?"

„Er wird! Komm, Tamoruva," ſagte der Häuptling lächelnd, „daß ich meinen Boten an die Mitonares ſende, ſie könnten mir ſonſt ungeduldig werden," und dem Freund vorangehend, ſchritt er ſeiner eigenen Wohnung und dem Strand zu, wo bald einer ſeiner Diener beordert wurde, die Mitonares herbeizurufen, während die anderen Matten vor dem Hauſe, im

Schatten der Bäume, ausbreiteten und Alles zu der Verſammlung vorbereiteten.

Matangi Ao ſchien auch nicht geſonnen, ſeine Zuſammenkunft mit den Miſſionären heimlich zu halten. Allen in der Nähe befindlichen Häuptlingen war ebenfalls Wort geſandt, damit ſie dem Geſpräch beiwohnen konnten, wenn ſie ſonſt irgend Verlangen danach fühlten, und als Mr. Lowe mit ſeinen Begleitern endlich eintraf, hatten ſich vielleicht zehn oder zwölf von jenen ſchon verſammelt, und andere langten noch an, um ihren Sitz in dem Kreiſe einzunehmen.

Man ſoll nicht glauben, daß nur in civiliſirten Ländern irgend welche Etiquette beobachtet wird, denn an keinem Hofe ſelbſt kann ſtrenger bei Tafel oder ſonſt einer Ceremonie auf die Rangordnung geſehen werden, als bei dieſen Verſammlungen wilder Völker. Jeder Sitz iſt auf das genaueſte beſtimmt, und ein Häuptling dritten Ranges, wenn er ſich über einen zweiten Ranges ſetzen wollte, würde raſch und zornig in die ihm gebührenden Schranken zurückgewieſen werden.

Matangi Ao nahm denn auch den Platz in der Mitte, auf etwas erhöhtem Raſen, unmittelbar vor ſeinem Hauſe, und mit dem Antlitz nach der Brandung der Riffe zu. An ſeiner Rechten ſaß Tamoruva, als älteſter und edelſter Häuptling, zu ſeiner Linken ſein jüngerer Bruder, ein junger Burſch von vielleicht zwanzig Jahren. Darum hin reihten ſich die übrigen Häuptlinge, je nach dem Rang, den ſie beſaßen, und Matangi Ao gegenüber, an der andern Seite des Ringes, waren die Plätze für die Miſſionäre hergerichtet.

Allerdings hatte ſich Mrs. Lowe ebenfalls eingefunden, um Theil an der Verhandlung zu nehmen, aber einer der Eingeborenen bedeutete ſie rundweg, daß ſie da gar nichts zu ſuchen habe, weil Frauen zu den Beſprechungen von Männern nicht zugelaſſen würden. Sie könne wieder nach Hauſe gehen, was ſie denn auch, eben nicht in beſter Laune, that.

Die Scenerie war wunderbar ſchön. Unmittelbar hinter Matangi Ao's Hütte erhob ſich ein ziemlich ſteiler Felſen, an dem hin der Weg in das Innere des Landes führte, und dichte Büſche mit breitblätterigen Bananen dazwiſchen bedeckten ihn bis zur höchſten Kuppe. Vor der Wohnung ſtanden hohe Mangobäume, die mit ihren breiten Wipfeln auch den geringſten Sonnenſtrahl fernhielten. Davor hoben ſich, der See zu, etwa zehn oder zwölf Cocospalmen, und während nach rechts und links noch niedrige Brotfruchtbäume und Fruchtbüſche des tappo tappo (custard apple) ſtanden, war der Platz nach der See zu vollſtändig offen, um von dort her die Briſe zu fangen.

Und wie reizend lag dabei das Ufer der Bai ſelber, die einen ziemlichen Flächenraum umſchloß. Nach rechts und links dehnten ſich, bis in die letzte Spitze mit Cocospalmen bewachſen, kurze Landzungen aus, die aber nicht bis zu den weiter draußen liegenden Riffen und der darüber ſtürzenden Brandung reichten. Die Einfahrt in dieſe war nur zum Theil ſichtbar, mit einem dunkelblauen Streifen See dahinter, denn rechts davon lag eine kleine reizende Inſel, Tuia-iti, dicht mit Buſchwerk und Palmen bewachſen, und bildete dadurch einen wahrhaft prachtvollen Mittelgrund. Und über alledem der reine, blaue Himmel, die klare, ſonnige Luft — ein wirkliches Paradies das Ganze, geſchaffen, um Menſchen glücklich und gegen Gott dankbar zu machen.

Auch die Eingeborenen in ihrer lichten, buntfarbigen Tracht, die umherſtehenden Frauen und Mädchen mit Blumen in den reich geölten

Locken, die Männer mit der broncefarbigen Haut, den dunkelblitzenden Augen und den edlen Geſichtern, und das fröhliche Lachen der halb und ganz nackten Kinder, die ſich am Strande herumtummelten. Nur wie nicht dahin gehörend ſahen die fremden Miſſionäre in ihren ſchwarzen Tuchröcken, hohen Hüten und weißen Halsbinden aus, die noch ſteif und ernſt in dem bunten Schwarm fröhlicher, leichtherziger Menſchen ſtanden und mit Wehmuth im Herzen die vielen verlorenen Seelen um ſich her betrachteten, Unglücklichen gleich, die an einem Abgrunde tanzen, und im nächſten Augenblick von ihm verſchlungen werden können.

Matangi Ao ließ ihnen aber keine lange Zeit zu ſolchen Betrachtungen. Er winkte ſeinem Ausrufer, der das Zeichen zum Beginn der Sitzung gab. Dann zog er ſich in das Haus zurück, wo er bald darauf mit drei anderen Weißen zum Vorſchein kam, denen er zuwinkte, ſich auf ſchon bereite Matten hinter ihn zu ſetzen, und zwar einer etwas zur Linken, die anderen Beiden etwas zur Rechten. Mr. Lowe erkannte auch zu ſeiner eben nicht angenehmen Ueberraſchung in dem Einen von dieſen den alten, aus dem Schiffbruch geretteten Juden, in den Anderen aber den hier als Tiſchler arbeitenden Franzoſen, wie ſeinen Kameraden, den Matroſen. Was wollte Matangi Ao aber mit dieſen? Ehe er ſelbſt jedoch nur Zeit behielt, den beiden Freunden ſeine Bemerkung mitzutheilen, rief ihn der Häuptling an und ſagte:

„Nehmt Eure Plätze ein, Mitonares, die Stunden vergehen, und wir werden nicht ſogleich fertig werden. Nehmt Eure Sitze, Du in der Mitte, Loa, und die anderen Beiden zu Deiner Seite, und nun ſprich! Was haſt Du uns zu ſagen? Unſere Ohren ſind offen. Künde Deinen Glauben treu und wahr, und iſt er beſſer und reiner als der unſere, ſo wollen wir das Volk zuſammenrufen, und Du magſt auch zu ihnen von Deinem Gotte reden. Wir haben hier ſechs Weiße — laß ſehen, ob Du uns bekehren kannſt.“

Mr. Lowe wäre gern aufgeſtanden, um zu reden; er war nicht gewohnt im Sitzen zu ſprechen, aber die Etiquette verbot das dem Häuptling gegenüber, und er begann jetzt deshalb in der Stellung, in der er ſich gerade befand, den chriſtlichen Glauben einfach darzulegen. Aber er beſchränkte ſich dabei nicht auf das Neue Teſtament, auf die klare und reine Lehre des

Heilands, ſondern er begann von der Erſchaffung der Welt, von Adam und Eva und dem Sündenfall, dem Zürnen Gottes, von Satans Sturz aus dem Himmel, von all' den damals geſchehenen Wundern, dann erſt von Chriſti Erſcheinen, ſeiner Lehre und Wundern, ſeinem Tode und daß er für die ſündigen Menſchen geſtorben, und zuletzt von der Lehre, die ſeine Jünger eingeſetzt.

Er ſprach dabei fließend und mit gehobener Stimme, ja mit Begeiſterung wohl zwei Stunden lang. Die Sonne neigte ſich ſchon dem Horizont, als er endete, und mit keinem Laut hatten ihn die Verſammelten unterbrochen. Aufmerkſam lauſchten ſie ſeinen Worten; ſie fingen ihm, wie es ſchien, faſt jede Silbe von den Lippen, und wie er endlich ſchloß, daß nur in dieſem Glauben die Menſchen ſelig werden könnten und nur in dem unmittelbaren Verkehr mit Gott die einzige Rettung liege, während die Ungläubigen „von Ewigkeit zu Ewigkeit" verdammt und den hölliſchen Strafen preisgegeben würden, regte ſich noch keine Lippe. Es war faſt, als ob die Eingeborenen erwarteten, er würde noch einmal beginnen.

Da ſagte Matangi Ao, als er wirklich geendet, mit ruhiger, ja faſt freundlicher Stimme:

„Du haſt viel geſprochen, Mitonare! Viel und Mannichfaltiges, und es wird nicht möglich ſein, das Alles ſo im Kopfe zu behalten, außerdem man läſe Dein dickes Buch wieder und wieder durch, und das koſtet viel Zeit. Doch Eins beantworte mir. Du ſagſt, daß durch Adam und Eva, unſere Voreltern, die Sünde in die Welt gekommen und auf uns verpflanzt iſt. Nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Würden ſie aber je geſündigt haben, wenn Gott ihnen nicht verboten hätte, von der Frucht zu eſſen?“

„Wenn Gott nicht das als Prüfſtein für ſie aufgeſtellt hätte,“ erwiderte der Miſſionär, „ſo würde Satan ſicherlich etwas Anderes gefunden haben, um ſie zu verführen.“*)

„Aber wie kann Satan ſolche Macht über die Menſchen haben, wenn Gott allmächtig iſt?“ ſagte der Häuptling.

„Daß dem ſo iſt, ſteht in dem guten Buch,“ erwiderte Lowe feſt, „und jeder Menſch trägt den Keim dazu in ſich. Prüft Eure Herzen! Steigen nicht oft Gedanken darin auf, die wir nur einem teufliſchen Einfluſſe zuſchreiben können? Weshalb Gott es duldet, wir wiſſen es nicht; aber wir ſind auch nur gekommen, um Euch den Inhalt des guten Buches zu erklären.“

---

*) Ellis „Polynesian researches.“ II. 428.

Matangi Ao nickte langſam vor ſich hin; endlich fuhr er fort:

„Wie lange iſt es her, daß Adam und Eva lebten?“

„O, mehr als tauſend Jahre, ſo lange als die Welt ſteht.“

„Das muß dann ſehr lange ſein. Und glaubſt Du wohl, Mitonare, daß — wenn Adam und Eva vor ſo langer Zeit eine ſo kleine Sünde gethan und ſie nachher bereut haben — der Gott, den Du allbarmherzig nennſt, ihnen jetzt verziehen hat?“

„Wir müſſen wohl glauben,“ ſagte Lowe, „daß ſie jetzt Verzeihung erhalten haben und im Himmel ſind.“

„Dann verſtehe ich Deine ganze Lehre nicht,“ ſagte Matangi Ao kopfſchüttelnd. „Zuerſt ſagſt Du uns, daß wir nur die Sünde unſerer Voreltern büßen, und dann, daß dieſen verziehen iſt; weshalb denn nicht uns, die wir ſo viele Jahre nach ihnen leben?*) Dann ſagſt Du, daß Chriſtus für die Sünden der Menſchen geſtorben ſei — alſo doch auch für uns. Du verſicherſt uns außerdem, wir können nur unmittelbar zu Gott beten; hier ſind zwei andere Chriſten, die das Gegentheil behaupten. Wer hat nun Recht? Was ſagſt Du, Freund, zu dem Glauben dieſer Männer?"

„Hm," erwiderte der Franzoſe, „ſie haben wohl einen Theil des Glaubens, aber nicht den wahren, wie ihn die Apoſtel gelehrt. Sie ſind davon abgefallen und ſogenannte Proteſtanten, das heißt, Leute, die eigenmächtig einen Theil der Satzungen umgeſtoßen haben."

„Und was ſagſt Du, Freund?" wendete ſich Matangi Ao jetzt an den alten Aaron, der lächelnd dabeiſaß und dem Streite zuhörte.

„Gott der Gerechte, was ſoll ich ſagen?" erwiderte der alte Mann. „Es ſind gewiß brave Menſchen, die gut und ehrlich meinen, was ſie ſagen, und es ſelber glauben; aber — ſie haben Beide Unrecht."

„Beide?" rief der junge Häuptling.

„Beide," nickte der Jude. „Sie verehren denſelben Gott, aber mit ſo viel darum herum, daß man den einfachen Glauben nicht herausfindet. Alles, was Chriſtus gelehrt hat — einfach und wahr — iſt in den zehn Geboten enthalten, die Moſes Hunderte von Jahren vorher dem Volke durch Gott gab. Ich und wir Alle, die wir zu dem Glauben halten, verehren einen einigen Gott und beten zu ihm in beſtimmter Weiſe. Die Chriſten haben uns deshalb verfolgt und Viele todtgeſchlagen — aber uns nicht allein, denn unter ſich ſelber haben ſie ebenfalls blutige Schlachten geſchlagen, nur dafür, wer das oder wer das glauben ſolle."

---

*) Ellis „Polynesian researches." II. 427.

„Iſt das wahr, Mitonare?" ſagte Matangi Ao.

„Ich kann nicht leugnen," erwiderte der Miſſionär, „daß heftige Menſchen, rückſichtslos einen falſchen Weg in der Verfolgung eines guten Zweckes einſchlagend, blutige Kriege des wahren Glaubens wegen geführt."

„Und wollt Ihr jetzt auch meinen — unſern Glauben hören?" ſagte der junge Häuptling ruhig.

„Es wäre unrecht, wenn wir Dir nicht ebenſo geduldig zuhören wollten," erwiderte Lowe, „als Du meinen Worten gefolgt biſt."

„So höret denn," ſagte Matangi Ao.[*] „Wir glauben nicht an künftige Belohnungen oder Strafen, aber wir glauben, daß eine höhere Macht lebt (mehr und beſſer begabt als die Menſchen), die unſere Handlungen leitet und unſere innerſten Gedanken erkennen kann. Aus wie viel Theilen dieſe Macht beſteht, wiſſen wir nicht — wir verehren viele Götter, aber wir glauben, daß ſich dieſe freuen, wenn wir tugendhaft leben, und daß ſie zürnen, wenn wir eine Sünde begehen. Jeder Menſch hat ſeinen Schutzgeiſt, der ihn behütet, ſo lange er brav und gut iſt, und der von ihm weicht und ihn dem Unglück, Krankheiten und dem Tode überläßt, ſobald er ſchlecht wird oder ſchlechte Thaten begeht. Entweicht die Seele, ſo lebt ſie in der Form des Körpers weiter, aber mit größerem und ſchärferem Geiſte. Sie kann dann Gutes vom Böſen, Wahrheit von Lüge, Recht von Unrecht klar unterſcheiden, und während ſie glücklich in jenem fernen, geheimnißvollen Lande lebt, beſitzt ſie doch die Macht zu uns zurückzukehren, und uns zu begeiſtern oder in Träumen ſichtbar zu erſcheinen —"

---

[*] „Mariners Tonga islands." Zweite Auflage. Bd. II, Seite 140 und 130. Glaube der Tonga-Inſulaner.

„Aber das iſt blinder, thörichter Aberglaube!" rief Lowe bewegt aus.

„Halt, Mitonare," donnerte ihn da Matangi Ao, ſich vom Boden emporſchnellend, an, „kein Wort habe ich Dir erwidert, als Du ſprachſt, mit keiner Silbe Deine Rede bezweifelt oder die Wunder, die Du mir erzählt, belächelt. Ich verlange von Dir dieſelbe Achtung für meinen Glauben, die ich dem Deinigen gezeigt. Aber — ſo ſpricht Matangi Ao — Du biſt zu uns gekommen, um uns den wahren Glauben der Weißen zu bringen, und hier ſtehen drei verſchiedene Parteien, die alle drei behaupten, daß ſie den richtigen haben, und daß der andere falſch iſt. Tretet jetzt zuſammen und überzeugt Einer den Andern, und wenn Ihr dann einig ſeid, dann kommt wieder zu mir und ſagt: das mußt Du glauben, das iſt wahr und gut, und ich will meinen Göttern entſagen und Eurem gemeinſchaftlichen Gott dienen."

Lowe wollte etwas darauf erwidern, als plötzlich ein wilder Schrei von dem einen Ende Tuias herübertönte. In demſelben Moment fielen einzelne Schüſſe, und in Haſt fuhren die Häuptlinge von ihren Matten empor.

„Was iſt das?" rief Matangi Ao, die Hand krampfhaft in der Luft ſchließend, als ob er eine Kriegskeule faſſen wollte, „was geht da vor?“

Die Frauen, die in ſcheuer Entfernung den Rath der Männer von weitem beobachtet, aber nicht gewagt hatten, ihnen ſo nahe zu treten, daß ſie die Worte verſtehen konnten, flüchteten den Häuſern zu, um die Kinder zu ſammeln und bei ſich zu behalten, und die Krieger ſtanden wie auf dem Sprung, nur noch nicht recht wiſſend, wohin ſie ſich wenden ſollten.

Da wieder das Geheul — wieder ein Schuß und noch einer, und durch die nächſten Büſche brach es und praſſelte es nieder, und athemlos, Angſt und Entſetzen in den Zügen, ſprang ein junger Burſch den Bergabhang herab auf die Verſammelten zu.

„Was iſt es, Latogi?“

„Sie haben den Gott geraubt,“ ſchrie dieſer, zu dem Häuptling flüchtend und flehend die Hand zu ihm erhoben, „Männer von Namara Toa ſind herübergebrochen. Der Marai liegt in Trümmern, und Häuſer und Felder plünderten die Räuber.“

Matangi Ao ſtand wie erſtarrt. Seine hohe, ſchlanke Geſtalt hob ſich, ſein Auge ſprühte Feuer, ſeine Hände ballten ſich krampfhaft, und „Krieg!“ rief er, „Krieg! Zu den Waffen, Ihr Männer von Tuia! Zu den Waffen!“ Und als ob das den Zauber gebrochen hätte, der auf Allen zu liegen ſchien, dröhnte plötzlich ein gellendes Geheul durch die Luft — die Geſtalten gewannen Leben, und in wilder Haſt ſtoben ſie auseinander, ihren verſchiedenen Hütten zu. Wo ihr Ziel lag, wußte vielleicht Keiner in dem Augenblick — aber Waffen mußten ſie haben — ihre Kriegskeulen und Speere, ihre Schleudern und Bogen, und „Krieg!“ gellte der Angſtruf auch von den Lippen der Weiber und Kinder wieder, denn wohl kannten ſie das Entſetzen ſolcher Zeit, und flüchteten ſchreiend in ihre eigenen Hütten.

— —

2.

Vorbereitungen zum Kampfe.

Dicht gedrängt hatten die Menſchen noch vor wenigen Augenblicken am Strande geſtanden und in einem weiten Bogen den Verſammlungsort der Häuptlinge umgeben: jetzt, wie der Habicht ein Volk Tauben ſcheucht — in einem Moment faſt waren ſie verſchwunden, als ob ſie der Boden verſchlungen hätte, und die Miſſionäre ſtanden mit den drei anderen Weißen, mit denen ſie aber keinen Verkehr hielten, allein am Strande.

„Was bedeutet das?“ riefen die beiden Fremden erſchreckt, die ſich das plötzliche Verſchwinden der Maſſen kaum erklären konnten. „Was iſt nur geſchehen? Was kann vorgefallen ſein?“

„Nichts weiter,“ ſagte in ziemlich ärgerlicher Stimmung Mr. Lowe, „als daß dieſer tollköpfige

Ramara Toa in übergroßem und jetzt ſehr unzeitigem Eifer einen Raubzug nach Tuia gemacht und wahrſcheinlich das Götzenbild entführt hat, das draußen auf der Höhe ſtand."

„Und gerade jetzt!" rief Bruder Barter beſorgt, „das kam allerdings ſehr ungelegen. Wenn ſie es uns nur nicht entgelten laſſen. Ich denke, das Beſte wird ſein, wir fahren einfach an Bord des Kutters hinüber und halten in See hinaus. Wollen Sie nicht Ihre Frau Gemahlin holen, Bruder Lowe, und uns begleiten?"

„Ich kann mir nicht denken, daß wir hier etwas zu fürchten haben," entgegnete Lowe, „keinesfalls, ſo lange Matangi Ao ſelber hier iſt, denn er gab mir ſein Wort, daß wir hier vollkommen ſicher wohnen könnten."

„Aber er iſt ein Heide."

„Was ſie einmal verſprochen haben, halten ſie, darauf kann man ſich feſt verlaſſen," ſagte der Miſſionär „Es würde unter ihnen für einen Schimpf gelten, treulos zu ſein."

„Merkwürdig!" ſagte Mr. Barler, „ich muß Ihnen aber doch geſtehen, Bruder Lowe, daß ich mich jetzt lieber an Bord des Kutters als hier an Land befände. Canoes liegen auch genügend am Strande, aber kein einziger Eingeborener iſt da, der uns hinausrudern könnte.“

„Ich glaube, Sie thun am beſten, mit in meine Wohnung zu gehen,“ ſagte Bruder Lowe; „was auch immer kommen mag, meine Frau können wir doch nicht allein zurücklaſſen. Uebrigens iſt es auch vielleicht nur ein blinder Lärm, und wir müſſen jedenfalls erſt beſtimmte Nachricht abwarten.“

„Und wenn es dann zu ſpät wäre?“

„Nein,“ ſagte Lowe feſt, „wir ſtehen in Gottes Hand, und wie wir Anderen das Vertrauen zu ihm lehren, müſſen wir es jetzt auch ſelber zeigen. Kommen Sie — die Inſulaner kehren zurück. Wenigſtens in dieſem erſten Moment der Aufregung wird es beſſer ſein, ihnen aus dem Weg zu gehen, denn rohes Volk giebt es bei ihnen ſowohl, wie bei civiliſirten Nationen — wenn auch vielleicht im Verhältniß weniger. Nachher erfahren wir dann das Weitere von Matangi Ao. Wir ſtehen unter ſeinem Schutz.“

Die beiden anderen Miſſionäre trauten dem Frieden nicht recht und wären allerdings viel lieber an Bord gefahren; aber es war die Frage, ob der Kutter überhaupt ſchon ſegeln konnte, und dann hätten ſie von den Eingeborenen in ihren Canoes ebenſo raſch dort draußen wie hier am Land erreicht werden können. Unter Mr. Lowe's Dach waren ſie doch am Ende noch ſicherer als dort, und indem ſie im Herzen den tollen Häuptling verwünſchten, daß er „gerade jetzt" einen ſolchen Ueberfall gewagt, um die heidniſchen Götzenbilder zu zerſtören, folgten ſie dem ſchon voranſchreitenden Bruder zu der eigenen Wohnung.

Die Inſulaner hatten jetzt aber in der That weder Zeit noch Luſt, ſich mit ihnen aufzuhalten, denn Bote nach Bote beſtätigte die zuerſt gehörte Kunde von dem Ueberfall einer ſtarken Partei Motua=Bai=Inſulaner, die, wie es ſchien, nur zu dem alleinigen Zweck herübergekommen waren, das in Tuia heilig gehaltene Götzenbild zu zerſtören oder zu rauben. Der Ueberfall war auch, da ſich die Inſulaner gerade alle zufällig am Strande verſammelt hatten, vollſtändig geglückt, und ſie hätten ſich vielleicht ſogar unbemerkt zurückziehen können, wäre ihnen nicht auch noch ein anderer Auftrag geworden, den ſie erledigen mußten, und der beſtand in nichts Geringerem, als den von Matangi Ao verweigerten Tribut gewaltſam beizutreiben.

In Matangi Ao's Eigenthum, dicht am Strande, durften ſie allerdings nicht wagen einzubrechen, denn dort würden ſie den ganzen Stamm angetroffen und hartnäckigen Widerſtand gefunden haben. So begnügten ſie ſich denn damit, die Wohnungen einzelner da draußen lebender Häuptlinge zu überfallen und zu nehmen was ſie brauchten -- aber nicht mehr. Sie raubten die vorgeſchriebene Anzahl Matten und die Stücke Gnatu, ebenſo die Schweine, Yams und Ayawurzel aus dem Felde, wie es ihnen Ramara Toa vorgeſchrieben, und zogen ſich dann in geſchloſſener Colonne wieder in derſelben Zeit auf dem Wege nach dem Hupai-Thal zurück, als die erſchreckten Eingeborenen, deren Hütten geplündert worden, nach dem Strande zu flohen, um dort die Meldung zu machen und Hilfe zu erflehen.

Jetzt ſtürmten die Krieger herbei, nicht zum Kampf geſchmückt, wie es ſonſt wohl bei ihnen Sitte iſt, ſondern in ihrer friedlichen Tracht, wie ſie eben noch der Verſammlung beigewohnt, ſo daß ſie nur die hindernden Gnatumäntel abgeworfen und dann an Waffen aufgegriffen hatten, was ihnen gerade in die Hände fiel. Keule und Speer, Wurflanze und Schleuder, Bogen und Pfeile, mit Haifiſchzähnen bewehrte Schwerter, die furchtbare Wunden in die nackte Haut riſſen, und ſteinerne Bolzen, die ſie mit tödtlicher Sicherheit zu werfen verſtehen.

Matangi Ao ſtand mitten zwiſchen ihnen, eine hohe, königliche Geſtalt, den Oberkörper nackt, daß die blauen Zeichnungen der Tätowirung auf Schultern, Arm und Bruſt deutlich ſichtbar waren; in der linken Hand ein Bündel Wurfſpeere, in der rechten die Keule haltend, neben ihm der franzöſiſche Matroſe, eine Muskete in der Hand und eine Patrontaſche umgehängt, und von allen Seiten ſtrömten noch Eingeborene herzu, um ſich der Verfolgung der Räuber anzuſchließen. Aber es war keine Zeit um alle Mannen zu ſammeln, denn dazu wohnten ſie zu weit zerſtreut; es konnte ja auch kaum mehr als ein Streifzug geweſen ſein, wenn ſie ſich ſolcher Art, wie Diebe in der Nacht, an die Bai heranſchlichen.

„Vorwärts!“ übertönte Matangi Ao's Stimme den Lärm, „vorwärts, daß wir die Schurken züchtigen!“ Und ſeine Keule ſchwingend, flog er mehr, als er ging, den Pfad entlang, der nach der geheiligten Stelle hinaufführte.

Das Götzenbild ſtand nämlich, ähnlich dem vom Hupai-Thal, in einer Art Bambusgehäuſe in einem im Walde liegenden Marai, der als beſonders heilig galt und von dem Volke nur bei feierlichen Gelegenheiten betreten werden durfte.

Keiner hielt auch nur einen Moment in ſeinem Lauf inne, bis ſie die „Wohnung des Gottes“ ſelber erreichten, und hier, als ſie die angerichtete Verwüſtung bemerkten, erfüllte wildes, wüthendes Geheul die Luft.

Es war ein kleiner Hain, der großentheils aus Lichtnußbäumen, Kaſtanien und Caſuarinen beſtand. Palmen wuchſen dort gar nicht, zwei hochſtämmige Cocospalmen ausgenommen, die man vor einer hohen und ſehr ſpitzen Bambushütte errichtet hatte, welche das eigentliche Heiligthum umſchloß. Die Hütte glich allerdings weit eher einem rieſigen Schilderhaus, als einer menſchlichen Wohnung, und war mit einem ſpitzen Palmblattdach verſehen, auch bis jetzt der Aufbewahrungsort eines wohl grotesken, aber nichts weniger als künſtleriſch ſchönen Götzenbildes geweſen, das irgend ein Inſulaner mit einem Steinbeil aus dem Stamme eines der mächtigen Waldbäume in einer einigermaßen menſchlichen Form ausgeſchlagen. Aber was kam auf die Form an? Es entſprach dem Zwecke, und der Glaube der

Menſchen umgab es mit einem ebenſolchen Heiligenſchein, als ob es von dem größten Künſtler in Marmor gemeißelt, oder in Gold gegoſſen und mit Edelſteinen geſchmückt geweſen wäre. Dabei galt der ganze Platz als unnahbar; ſelbſt die beiden Cocospalmen ſtanden unter dem ſtrengſten tabu, und keine Nuß von ihnen durfte berührt werden, ſondern wie ſie abfiel, blieb ſie dem „himmliſchen Gott" geweiht. Nur die Prieſter hatten das Recht, den Tempel zu betreten und, wenn es ſich nicht mehr vermeiden ließ, nöthig gewordene Reparaturen daran vorzunehmen.

Die beiden geheiligten Palmen hatten die Buben gefällt, daß ihre königlichen Wipfel, durch den Sturz zertrümmert, im Staub und breitgedrückt am Boden lagen; die Hütte war auseinander geriſſen und in Brand geſteckt, das Heiligenbild ſelber aber entführt, denn die breite Fährte, dem Hauptweg nach dem Hupai-Thal zu, zeigte die Fußſpuren der Räuber und dort ſogar eine tiefe Furche im Boden, in welcher ein ſchwerer Gegenſtand hingeſchleppt worden, ſo weit es nämlich das hier abfallende Land geſtattete, ihn zu ſchleifen.

Hatten die Räuber aber wirklich das ſchwere

Bild mitgeführt, ſo mußte das natürlich ihre Flucht bedeutend aufhalten, und da ſie kaum eine halbe Stunde Vorſprung haben konnten, ſo ſetzten die Verfolger jubelnd nach. Gar nicht weit von dort wußten ſie einen Felſenvorſprung, von dem aus man das ganze untere Thal, wie es ſich in das Innere hineinzog, überſehen konnte. Dorthin wendete ſich Matangi Ao mit den Seinen, denn ſie ſchnitten, indem ſie rechts von dem eigentlichen Pfad zur Seite bogen, damit ſogar noch ein Stück des Weges ab.

Die Sonne war gerade im Untergehen, als ſie den Platz endlich erreichten, und: „Dort ſind ſie! Fluch über die Schurken!“ hallte faſt von jeder Lippe, als ſie nur einen Blick in das Thal hinabwarfen. Deutlich aber erkannten ſie in gar nicht etwa großer Entfernung die Feinde, die jetzt allem Anſchein nach das Götzenbild auf den Schultern trugen, und dadurch alſo auch um ſo viel raſcher über den Grund kamen.

Aber auch der Feind kannte das Terrain genau, und gerade dieſer leicht erkennbare Platz war wohl von ihm ſcharf im Auge behalten worden. Kaum zeigten ſich wenigſtens die Erſten der Tuia-Krieger oben auf der offenen Kuppe, als der Trupp der Feinde hielt und drohend die

Waffen ſchwenkte. Dort oben hin fielen noch die letzten Strahlen der Sonne, während unten im Thal ſchon die Dämmerung ihr Reich begann. Die Geſtalten, von denen es dort wimmelte, ließen ſich auch nur ſehr undeutlich erkennen; aber deſto deutlicher ſprach etwas Anderes für ihre Zahl, denn plötzlich zuckten aller Orten und Enden kurze Blitze auf, und gleich darauf ſchmetterte der Knall einer Menge, in unregelmäßiger Folge abgefeuerter Schüſſe nach, und ſuchte ſein Echo in den Bergen.

Das war mehr als ein kleiner Raubzug, von einem Trupp ungeordneter Krieger ausgeführt. So viel ſich von dort oben aus erkennen ließ, befanden ſich die Feinde bedeutend in der Mehrzahl und mußten, den vielen abgefeuerten Schüſſen nach, auch mit einer großen Menge von Feuerwaffen verſehen ſein. Dazu brach die Nacht an, die in dieſem Himmelsſtrich faſt unmittelbar der Dämmerung folgt. Es wäre Wahnſinn geweſen, mit dem kleinen, raſch zuſammengeleſenen Schwarm einen ſo zahlreichen und gut bewehrten Haufen von Kriegern anzugreifen, und Matangi Ao, ſo wenig er ſelber Furcht kannte, dachte doch nicht daran, das Leben ſeiner Leute auf ein ſo leichtſinniges Spiel zu ſtellen. Außerdem durfte er ſich nicht der Gefahr ausſetzen, von einem ungeordneten Trupp Namara Toa's geſchlagen zu werden, noch dazu, da dieſer jetzt gerade im Beſitz des Götterbildes war. Wer kann ſagen, was er ſelber über deſſen Eigenſchaften dachte, aber die Maſſe des Volkes würde ein ſolcher Schlag jedenfalls entmuthigt haben, und das mußte er als Führer verhüten. Selbſt Tamoruva ſtimmte ihm darin bei.

Andere Pläne gingen ihm auch jetzt im Kopf herum, und vergebens wartete der kleine Trupp der Verfolger auf den Befehl zum Nachrücken. An den Stamm einer jungen Caſuarine gelehnt, ſtand er ſtill und regungslos neben dem alten Häuptling und ſchaute in die Thalſchlucht hinab, bis die ſich noch dort unten bewegenden Geſtalten mit dem ſie umgebenden Geſträuch in einen grauen Nebel zuſammenſchmolzen. Erſt dann gab er den Befehl zum Rückmarſch nach Tuia, den allerdings einige der jüngeren Häuptlinge nur ungern hörten und ſogar dagegen proteſtiren wollten. Matangi Ao aber würdigte ſie nicht einmal einer Antwort; er war mit dem zu verfolgenden Plan im Reinen, und finſter und in ſich gekehrt ſchritt er dem Zuge wieder voran, der jetzt die heimiſche Bai aufſuchte.

Noch in der nämlichen Nacht aber wurden Boten nach allen befreundeten Diſtricten abgeſendet. Zwölf Canoes allein verließen den Strand, um die Bevölkerung zu alarmiren und zur Kriegsbereitſchaft heranzurufen. Sie ſollten künden, was Ramara Toa in frechem Uebermuth gewagt, und die Häuptlinge der verſchiedenen Clans auf nächſten Mittag nach Tuia-Bai zuſammenrufen, wobei es ſich von ſelbſt verſtand, daß ſie ſämmtlich bewaffnet und vollſtändig gerüſtet erſchienen.

Vor Tagesanbruch war auch Matangi Ao ſchon wieder auf und am Strande thätig, nachdem er noch die halbe Nacht mit Tamoruva zuſammengeſeſſen und ſeinen Schlachtplan entworfen hatte, denn ungeahndet durfte dieſer Ueberfall nicht hingehen. Ramara Toa mußte fühlen lernen, daß er nicht Alleinherrſcher der Inſel ſei und keineswegs die Macht habe, dem Volke ſelbſt ſeinen Glauben vorzuſchreiben. Aber es galt dabei auch, den nächſten Schlag ſo raſch und geſchickt zu führen, daß er nicht leicht mißlingen konnte, denn damit wäre vielleicht Alles verloren geweſen, und die beiden Häuptlinge hätten zu einem ſolchen Rathe nicht paſſender zuſammengeſucht werden können. Tamoruva war alt und kriegserfahren, Matangi Ao jung und ſtürmiſch, und während die Jugend alle unnöthigen Bedenken beiſeite warf, zügelte das Alter den allzu großen Eifer ein, um eines Sieges deſto ſicherer zu ſein.

Matangi Ao war auch in der That dafür geweſen, gleich am nächſten Tage mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Streitkräften aufzubrechen und mit der Gewalt der Waffen die erlittenen Beleidigungen zu ſühnen. Damit wurde aber auch Alles auf Einen Schlag gewagt, und einmal geworfen, hätte der Feind dann augenblicklich ſeinen Sieg weiter verfolgt, und vielleicht das gerade erreicht, was Ramara Toa wollte: die Unterwerfung der ganzen Inſel. Tamoruva ſchlug einen andern Plan vor, mit dem ſich der junge Häuptling zuletzt einverſtanden erklärte, und nun alles in ſeinen Kräften Stehende that, um ihn auch raſch und energiſch durchzuführen.

Das abergläubiſche Volk nämlich ſah in dem Raube ſeines Götterbildes und beſonders in der Thatſache, daß ſich daſſelbe jetzt in den Händen der Feinde befand, ein böſes Omen. Es glaubte, daß die Götter mit ihm zürnten, und es galt jetzt vor allen Dingen, das Bild wieder zu erhalten. Wollte Ramara Toa nachher wirklich Krieg, ei, ſo konnte er ihn haben. Matangi Ao war aber feſt entſchloſſen, ſich nicht freiwillig zu unterwerfen, ſondern ſeine Unabhängigkeit und ſeinen Glauben auf das hartnäckigſte zu vertheidigen.

Am frühen Morgen ſchickten indeſſen die Miſſionäre ſchon ein Canoe nach dem Kutter hinaus, um ſich dort zu erkundigen, bis zu welcher Stunde er ſie an Bord nehmen und zur Abfahrt bereit ſein könne, und erhielten unmittelbar die Antwort zurück, daß ſie ſich nur einſchiffen möchten, da der Führer des Kutters ſo weit mit ſeinen Arbeiten vorgerückt ſei, um das noch Fehlende an Bord zu beenden. Er könne augenblicklich in See gehen. Mr. Barter und ſein Begleiter ſäumten denn auch keinen Augenblick, von der Gelegenheit Gebrauch zu machen, denn der Aufenthalt am Lande fing an ihnen unheimlich zu werden. Wie ſie aber, von Mr. Lowe begleitet, an den Strand hinuntergingen, um ſich dort einzuſchiffen, und ein Verabſchieden von Matangi Ao dabei nicht für nöthig hielten, fanden ſie den jungen Häuptling ſchon an der Landung und gerade beſchäftigt, ſämmtliche vorhandenen Canoes an der einen Stelle zu ſammeln. Größere wurden dabei mit Zwiſchenbäumen aneinandergeſchnürt, um ſie tragfähiger zu machen, und Alles deutete auf eine Rüſtung, die ſeewärts unternommen werden ſollte.

„Hallo, Mitonares!“ rief ſie Matangi Ao an, als die Weißen wohl ſahen, daß ſie ihm nicht mehr ausweichen konnten und auf ihn zuſchritten, „wohin ſo eilig? Ihr wollt doch nicht an Bord?“

„Das war allerdings die Abſicht der Brüder,“ ſagte Mr. Lowe. „Die Arbeiten ſind beendet, und ihre Zeit drängt, um das vorgeſteckte Ziel zu erreichen und auch anderen Inſeln den Segen der chriſtlichen Religion zu bringen.“

„Den Segen?“ ſagte Matangi Ao bitter. „Ihr ſeht wohl jetzt ſelber, welcher Segen für uns hier daraus entſproſſen iſt. Deine Chriſten ſind mit gewaffneter Hand in unſer Land gebrochen, haben das, was wir für heilig halten, ohne daß wir ihnen in ihrem Glauben das Geringſte in den Weg legten, geraubt und zerſtört, und welche Folgen dieſer unſelige Zwiſt haben wird, iſt noch nicht abzuſehen.“

„Aber wir ſind doch ſicher unſchuldig daran,“ erwiderte Mr. Lowe.

„Ihr habt wenigſtens, wie ich feſt überzeugt bin, keinen unmittelbaren Theil an dieſem Ueberfall gehabt,“ ſagte Matangi Ao; „wenn ich es nicht wäre, würde ich Euch nicht gegen den Haß der Meinen ſchützen. Aber die erſte Veranlaſſung dazu habt Ihr doch durch Euer Hierherkommen gegeben. Hätten wir Euch nie geſehen, wir lebten in Frieden und Freundſchaft nebeneinander, während wir jetzt unſere Waffen vorſuchen und vielleicht namenloſes Unheil über das ſchöne Land bringen. Aber es iſt einmal geſchehen; die Götter haben es ſo gewollt, und unter ihren Schutz ſtellen wir uns."

„O wenn Du Dich unter den Schutz des wahren Gottes ſtellen wollteſt, Matangi Ao!" ſagte Lowe bewegt. Aber des Häuptlings Brauen zogen ſich finſter zuſammen.

„Genug!" rief er aus, „übergenug! Geſtern haben wir geſprochen, heute müſſen wir handeln. Geht zurück in Eure Wohnung. Ich habe den Platz mit Tabu belegt, damit Ihr nicht von meinen Leuten beläſtigt werden ſollt; aber verlaßt ihn nicht, denn wenn das junge Volk die Kriegskeule in die Hand gedrückt bekommt, wird es wild und rauh, und ich könnte Euch für Eure Sicherheit nicht mehr einſtehen."

„Wir wollen Dir nicht mehr im Wege ſein, Matangi Ao," ſagte Mr. Barter freundlich. „Wir ſind gerade im Begriff, uns wieder einzu=

ſchiffen und die Inſel zu verlaſſen, und vielleicht geſtatteſt Du uns ſogar, eins jener Canoes zu benutzen, die eben vom Lande ſtoßen, um unſer Fahrzeug zu erreichen.“

„Es darf Niemand jetzt das Ufer verlaſſen,“ ſagte Matangi Ao ruhig, aber ernſt und beſtimmt. „Ihr habt in Euren Schiffen unſeren Feinden Feuerwaffen gebracht und ihnen dadurch ein furchtbares Uebergewicht über uns gegeben. Ihr müßt jetzt die Folgen tragen, denn den Kutter brauchen wir heute ſelber, um damit die Motua-Bai zu erreichen“

„Aber er iſt nicht unſer Eigenthum!“ rief Mr. Barter erſchreckt, und Mr. Lowe ſetzte raſch hinzu: „Er gehört den Papalangis (Engländern), und Du wirſt ihren Zorn auf Dich herabziehen, wenn Du ein Fahrzeug nimmſt, das unter ihrer Flagge ſegelt. Sie ſind groß und mächtig und haben zahlloſe Schiffe.“

„Drohſt Du ſchon mit Deinen Freunden?“ lächelte Matangi Ao kalt, „aber ſorge Dich nicht. Ich will Dein Fahrzeug nicht behalten, ſondern nur borgen, und die Canoes rudern eben hinaus, um es vorderhand in Beſitz zu nehmen. Nichts von Eurem Eigenthum darauf ſoll Euch geſchädigt werden, oder das Geringſte fehlen, wenn Ihr es wieder betretet; aber jetzt brauche ich es, und eine weitere Einrede würde nichts an der Sache ändern. Die Häuptlinge haben beſchloſſen es zu benützen — es muß geſchehen.“

„Und willſt Du ſelber den Krieg in ein friedliches Land tragen?“

„Biſt Du thöricht?“ rief der junge Häuptling unwillig aus. „Habe ich die Feindſeligkeiten begonnen oder ſie? Aber nicht einmal rächen will ich mich an Ramara Toa. Ich weiß, daß Ihr ein Haus am Strande gebaut habt, in welchem Ihr Euren Gott verehrt; meine jungen Leute haben ſtrengen Befehl es nicht zu ſchädigen. Nur unſern Gott will ich mir wieder holen und den gewaltſam erpreßten Tribut, um ihn denen zurückzuerſtatten, denen er geraubt wurde. Thue ich darin Unrecht?“

„Ich wage das nicht zu behaupten,“ rief Mr. Lowe aus, „aber darin thuſt Du gewiß Unrecht, daß Du anderen Inſeln durch Zurückhaltung des Fahrzeuges ſo lange die Verkündigung des Chriſtenthums entziehſt.“

„Das will ich verantworten,“ lächelte Matangi Ao; „aber ſcheint es nicht gerade, als ob die Götter zu unſerem Nutzen Dein Fahrzeug hier in die Bai geführt hätten, wo es doch da draußen, unter dem Schutze Eures Gottes, in offener See ſchwamm und leicht ſein beſtimmtes Ziel hätte erreichen können?“

„Des Herrn Wege ſind unerforſchlich!“ ſeufzte Mr. Barter, wirklich in Verlegenheit, etwas darauf zu erwidern, denn dem Schein nach hatte der Wilde Recht. Matangi Ao achtete aber ſchon gar nicht mehr auf ſie; ſein Auge hing an den Canoes, die ſich eben dem kleinen Fahrzeug näherten und daran emporkletterten. Aber er hatte umſonſt befürchtet, daß ihnen dort irgend welcher Widerſtand geleiſtet würde. Die Bemannung war auch dafür zu ſchwach und beſtand noch außerdem faſt nur aus Einheimiſchen von Laua, und doch hatten ſie Waffen genug an Bord. Matangi Ao aber, von dem Erfolg ſeiner Sendung vollkommen befriedigt, wandte ſich wieder den Miſſionären zu und ſagte:

„Geht in Euer Haus — verlaßt es nicht, wenn Ihr ſicher ſein wollt. Laßt auch die Frau nicht hinausgehen oder Eure Laua-Leute. Sie dürfen keinen Verkehr mit den meinen halten und noch viel weniger eine Botſchaft nach Motua-Bai tragen. Wer von ihnen draußen im Walde betroffen wird, verliert ſein Leben. Sag' ihnen das, Mitonare. Ich will kein Blut vergießen, denn Ramara Toa iſt der Vater meines Weibes und der Großvater meines Sohnes; aber ich will auch nicht verrathen werden, ohne den Verräther zu züchtigen. Geht! Dort kommen die Häuptlinge, laßt ſie Euch nicht hier finden. Tamoruva iſt unter ihnen, und Ihr habt nicht recht an dem Gatten ſeiner Tochter gehandelt. Geht!"

Er winkte ihnen dabei gebieteriſch mit der Hand; Lowe ſelber aber, der ihn genau kannte, ſah ein, daß er es wirklich gut mit ihnen meine, aber auch eine Widerrede in dem, was er einmal angeordnet, unter keinen Umſtänden geſtatten würde. Es blieb ihnen nichts übrig, als ſich der Gewalt zu fügen; den wilden Häuptling Tamoruva fürchtete er auch vor allen Anderen, und die Hände der beiden Miſſionäre ergreifend, ſchritt er mit ihnen raſch der eigenen Wohnung zu.

Indeſſen ſtrömten von allen Seiten bewaffnete Eingeborene heran. Das Binnenwaſſer der Riffe wimmelte von ihren Canoes, und Lowe ſelber, der die Bai von ſeinem Fenſter aus überſchauen konnte, hatte nicht geglaubt, daß dieſer Diſtrict ſo dicht beſiedelt ſei, oder er begriff nicht, woher ſo plötzlich alle die ſtreitbaren Männer kamen.

So waren bis Mittag ungefähr zwölfhundert von ihnen verſammelt, die Matangi Ao jetzt in zwei Heerhaufen theilte. Zu derſelben Zeit ſandte er die beiden Franzoſen an Bord des Kutters, um dieſen in Stand zu ſetzen und zu augenblicklicher Abfahrt bereit zu halten. Große Kriegscanoes lagen auch nahe an zwanzig in der Bai, und die kleine Flotte rüſtete ſich augenſcheinlich zur Abfahrt. Aber Matangi Ao's Plan war nicht etwa, einen offenen Angriff auf Motua-Bai zur See zu wagen, denn er wußte, welche verderbliche Wirkung die Feuerwaffen Ramara Toa's in dem Fall auf die menſchengedrängten Canoes ausüben würden, ſondern er war Tamoruva's Vorſchlag gefolgt, der ihnen durch Liſt einen leichteren Sieg verſchaffen ſollte.

Ungefähr vierhundert Mann wurden für die Fahrzeuge beſtimmt, die andere Hälfte aber unter Tamoruva's Befehl geſtellt, der ſchon am frühen Morgen Boten oder vielmehr Kundſchafter auf dem Weg nach dem Hupai-Thal ausgeſendet hatte. Dieſe aber bekamen den ganz beſtimmten Befehl, nicht etwa verſteckt zu bleiben, ſondern ſich dreiſt zu zeigen, und nur zu fliehen, wenn ſie von einer größeren Macht angegriffen würden. Sie bekamen auch zwei Gewehre mit, die ſich noch in Matangi Ao's Beſitz befanden, ebenſo Munition, und einige der Leute wußten ſo ziemlich damit umzugehen. Nur in Selbſtvertheidigung aber ſollten ſie Gebrauch davon machen, denn Matangi Ao wollte Ramara Toa nicht etwa gegen ſich erbittern, ſondern weiter nichts als ſein Recht wahren.

Erreichten ſie unbeläſtigt und ungehindert das Hupai-Thal, ſo ſollten ſie offen erzählen, daß Matangi Ao mit all' ſeinen Leuten hinter ihnen herkäme und die Motua-Bai angreifen würde. Sie konnten ſich dann feſt darauf verlaſſen, daß augenblicklich von den dort wohnenden Chriſten Boten an Ramara Toa abgeſchickt würden, um ihn zu Hilfe zu rufen, und weiter verlangte Matangi Ao nichts. Dann lief ſeine Flotte ungehindert in Motua-Bai ein, und er durfte hoffen, den Streifzug auszuführen, ohne einen Speer zu ſchleudern oder eine Keule zu heben.

Noch während dieſer Plan entworfen wurde, ruderte der franzöſiſche Zimmermann in einem Canoe an Land und meldete Matangi Ao, daß ſie an Bord des Kutters einige zwanzig Gewehre und eine kleine Kanone mit Munition gefunden hätten, von denen die Leute behaupteten, daß ſie die Waffen nur mit ſich führten, um ſich zu vertheidigen, wenn ſie von irgend einer der verſchiedenen Inſeln überfallen werden ſollten.

Matangi Ao's Augen leuchteten, als er die gute Kunde hörte.

„Was thun die Mitonares mit den Gewehren?" ſagte er. „Sie haben oft und oft erklärt, daß ſie nur mit dem guten Buche kämpfen. Wollen ſie die Waffen an Ramara Toa bringen?"

„Matangi Ao," ſagte der Franzoſe „bei den Papalangis und Feranis (Franzoſen), wie bei allen chriſtlichen Völkern iſt es Sitte, daß, wenn ein Volk mit dem andern in Krieg liegt, ſelbſt nicht einmal die Schiffe anderer Nationen Waffen oder Munition dem Feinde zuführen dürfen, und was ſie ſolcher Art finden, nehmen ſie einfach weg."

„Iſt das Sitte bei den Papalangis?" rief der Häuptling raſch.

„Gewiß; frage wen Du willſt darüber; die Mitonares ſelber müſſen das beſtätigen."

„Gut," nickte Matangi Ao vergnügt vor ſich hin, „ſehr gut. Das iſt recht. Die Papalangis können dann nichts dagegen ſagen, wenn ich es ebenſo mache. Der Kutter gehört nicht uns. Wir geben ihn den Mitonares zurück, ſobald unſere jungen Leute nach Tuia zurückgekehrt ſind, aber die Gewehre behalten wir. Die Mitonares brauchen keine Waffen. Wir führen keinen Krieg mit ihnen. Nimm ſie, und wenn das Fahrzeug der Fremden hier nach Tuia zurückkommt, ſo mögen unſere Canoes ſie gleich an Land ſchaffen.“

Damit war die Sache erledigt und Tamoruva, den es auch drängte ſeine eigene Heimath zu erreichen, um zu ſehen, ob Ramara Toa gewagt habe, Hand an dieſe zu legen, brach jetzt mit ſeinen Mannen auf, da er zuerſt an Ort und Stelle eintreffen mußte, um eben den Feinden Gelegenheit und Zeit zu geben, ihm entgegenzuziehen. Die Flotte jedoch ſollte erſt nach Dunkelwerden aufbrechen, denn mit der in der Nacht wehenden Landbriſe konnten ſie den kleinen Kutter prächtig an die Oſtſpitze der Inſel führen, und von dort hatten ſie nachher den Paſſat zu ihren Gunſten und mochten die Einfahrt in die Riffe der Motua-Bai mit Leichtigkeit erreichen, ehe die dortigen Bewohner gewarnt und gerüſtet waren.

Matangi Ao begleitete Tamoruva, da ihm ſelber noch Zeit genug blieb ſich einzuſchiffen, bis zu der nächſten Höhe, wo jene Felſenkuppe lag, von der man das Thal überſchauen konnte. Daß keine Feinde mehr in der Nähe waren, wußte er ſchon von ausgeſendeten und zurückgekehrten Kundſchaftern; aber dort der Punkt beherrſchte den einzigen Paß, der nach der Bai hinüberführte, und dort hatte der Häuptling beſchloſſen, eine Verſchanzung anzulegen. Wurden ſie mit ihrem getheilten Heer von den weit ſtärkeren Feinden wirklich arg bedrängt, ſo konnten ſie dann bis zu dieſem Punkt nicht allein zurückfallen, ſondern ihn hier auch aufhalten, bis die Canoes von ihrem Zuge heimkehrten, und dann — mochte der Schlachtengott entſcheiden, wer von ihnen ſiegreich aus dem Kampf hervorgehen ſolle. Wollte Namara Toa unter jeder Bedingung Krieg, dann freilich konnte Matangi Ao es nicht vermeiden, ſich ihm zu ſtellen, aber auf des Königs Haupt fiel dann auch die alleinige Schuld eines Bruderkampfes, deſſen Ende entſcheiden mußte, wer von ihnen künftig Motua regieren ſolle.

Bei den Schanzarbeiten während ſich Tamoruva gar nicht aufhielt und raſch mit den Seinen in das ſich hier öffnende Thal hinabſtieg

— blieben zwei Krieger zurück, alte Leute, die doch keine ſchwere Keule mehr ſchwingen konnten, um die Schanzarbeiten zu leiten, und darin beſaßen die Inſulaner, noch von früheren Kämpfen her, keine unbedeutende Geſchicklichkeit. Gerade vor dem Felſen befand ſich ein kleines Plateau, das vortrefflich zu dem Zweck paßte und an zwei Seiten ſchon von der Natur unangreifbar gemacht worden war. An den beiden anderen Seiten ſteckte Matangi Ao ſelber einen vier Schritt breiten Graben ab, der ausgeworfen werden mußte, und an dieſe Arbeit gingen die Frauen, während die Knaben in den Wald geſchickt wurden, um theils Bambus herbeizuſchaffen, theils Paliſſaden abzuhauen, die dort nachher eingerammt wurden und mit ſpitzen, ausgeſtoßenen Bambusſtäben ein Erklettern derſelben unmöglich machten; Buſchwerk ſollte dann ebenfalls herbeigeſchleppt werden, um den Weg, ſobald die Freunde zurückkehrten, vollſtändig zu verrammeln, und es war damit Alles geſchehen, was für den Augenblick nur möglich ſchien, um ſich auch für den ungünſtigſten Fall den Rückzug gedeckt zu haben.

Als das geordnet, kehrte Matangi Ao nach der Bai zurück, und jetzt begann das Bemannen der Canoes, das mit einer dieſen ſonſt ſo läſſigen

Menſchen gar nicht eigenen Energie betrieben wurde. Wie alle in das Land führenden Pfade beſetzt waren, ſo hüteten auch hier zwei Canoes das eine die Paſſage der Außenriffe, das andere den Kanal, der in den Binnenriffen hinführte, ſo daß die Bewohner der Motua-Bai von keiner Richtung her Nachricht über den ihnen bevorſtehenden Angriff erhalten konnten. Mit ſolchen Sicherheitsmaßregeln konnte Matangi Ao den Angriff auch getroſt wagen, und es kam jetzt nur Alles darauf an, daß auch Tamoruva ſeine Pflicht genau erfüllte und Ramara Toa glauben machte, der ganze Heeresſtoß von Tuia ſei auf dem Landweg im Anrücken, um die Schmach des Götterraubes zu rächen und das entwendete Bild wieder zurückzuerobern. Darin konnte ſich Matangi Ao aber auf den alten Häuptling verlaſſen. Tamoruva war gerade der Mann dazu, das richtig und geſchickt auszuführen.

- - - - -

3.

Der Ueberfall in Motua-Bai.

In Motua-Bai herrſchte indeſſen wilder Jubel, denn der ausgeſandte Streifzug war ſieg- oder wenigſtens erfolgreich aus dem Innern zurückgekehrt. Und nicht allein in Tuia hatten ſie den Götzentempel zerſtört, nein auch im Hupai-Thal, als ſie vorüberzogen, die dort aufgeſtellte Caricatur eines Gottes, einen nichtswürdig geſchnitzten oder vielmehr verhauenen und mit Federn geſchmückten Holzklotz, niedergeworfen und mitgeſchleppt. Wenn auch dort die Bewohner des Thals ihre Waffen aufgriffen und ſich zuſammenſchaarten, fehlte ihnen doch der Führer, ihr alter Häuptling Tamoruva, und der Trupp der Feinde war zu ſtark und zu gut bewaffnet, um ihnen auch nur die Möglichkeit eines Sieges zu ſichern.

So zog der Schwarm im Triumph nach der Bai hinunter, und Mr. Fremar erſchrak in der That, als er noch vor Tag von einer Bande heulender und jauchzender Wilder geweckt wurde, die ihm zuſchrieen, hinunter zu Ramara Toa's Hütte zu kommen und die Beute zu betrachten, die ſie mitgebracht hätten. Er ſäumte allerdings nicht, dem Rufe Folge zu leiſten, ſorgte ſich aber mehr als er ſich freute, da er die ſcheußlichen, an Baſtſeile gebundenen und hier heruntergeſchleiften Götzenbilder erkannte, denn wohl konnte er ſich denken, daß dieſe nicht freiwillig ausgeliefert ſeien, und was mußte dann einem ſolchen Gewaltact folgen?

Fremar war überhaupt ſeinem ganzen Weſen nach ein ruhiger, leidenſchaftsloſer Mann, der allerdings aus wirklicher Ueberzeugung das Chriſtenthum predigte, aber auch nie ſeine Einwilligung zu einer Gewaltmaßregel gegeben haben würde, die es dem Volke wider deſſen Willen aufnöthigte. Dabei konnte ihm nicht verborgen bleiben, unter welchen Umſtänden die Bewohner dieſes Diſtrictes die geſchnitzten Bilder erhalten hatten, denn ſie prahlten laut genug untereinander über ihren erfolgreichen Zug. Als er aber Ramara Toa Vorſtellungen darüber machen wollte, lachte dieſer nur und meinte, die Mitonares hätten ihm ja lange genug in den Ohren gelegen, die Götzenbilder zu entfernen — jetzt ſei es geſchehen. Gutwillig hätten ſie aber die „Heiden“ nicht herausgegeben, und da ſei ihm denn nichts Anderes übrig geblieben, als ſie eben mit Gewalt zu nehmen — was er ſich nur darüber zu beklagen habe?

Fremar beruhigte ſich übrigens, als er hörte, daß kein Tropfen Blut dabei gefloſſen ſei. Ja, konnte das nicht gerade den hartnäckigen Götzenanbetern als ein Zeichen gelten, daß die Macht ihrer Götter vorüber ſei und ſie ſich nun dem wahren Glauben beugen müßten?

Ueberdies war an der einmal geſchehenen Sache nichts zu ändern und Fremar jetzt nur beſorgt, daß der rückſichtsloſe Einfall in das Tuia-Land dem dort gerade anweſenden Mr. Lowe verderblich geworden ſein könne. Ramara Toa ſchien ſeine Beſorgniß aber nicht zu theilen oder ſie wenigſtens entſetzlich leicht zu nehmen.

„Mitonare „Loa“ hatte ja,“ wie er meinte, „ſeinen Gott, der ihn beſchützen konnte, da er ſtets behauptet, daß der viel ſtärker und mächtiger wäre, als alle Götzenbilder der Inſel. Der würde ihn ſchon bewahren. Und dann wage auch Matangi Ao nichts gegen ihn zu unternehmen, denn er habe jetzt an ihn, den König, Tribut gezahlt, und wiſſe deshalb wohl, daß er Niemanden ſchädigen dürfe, der unter seinem Schutze ſtehe. Hätte er aber den Mitonare wirklich erſchlagen, dann müßte er wenigſtens zehn Ballen Gnatu und fünfzig feine Matten als Strafe zahlen — Mitonare Ferema möge ſich deshalb vollkommen beruhigen; es ſei Alles in Ordnung."

Daß aber Namara Toa dieſem Frieden, von dem er jetzt ſo feſt überzeugt ſchien, ſelber nicht ſo ganz traute, bewies ſchon die Vorſicht, mit welcher er die Kundſchafter bis nahe an das Hupai-Thal vorgeſchoben, um augenblicklich Nachricht zu erhalten, wenn ſich irgend eine verdächtige Bewegung unter den „Feinden" zeige. Er kannte Tamoruva's Jähzorn — aber er fürchtete ihn nicht mehr, denn er wußte, welches Uebergewicht ihm ſeine neuen Feuerwaffen gaben.

Das war auch nicht mehr der alte frühere Kampf, wo Mann an Mann, die Keule in der Fauſt, ſich im Streite begegnete und zu vernichten ſuchte, und einzelne tapfere oder ſtarke Männer Tod und Verderben in die feindlichen Reihen ſtreuten. Jetzt hatte ſich das geändert. Ein einziges Stückchen Blei, aus ſicherer Entfernung abgeſchoſſen, machte einen ſolchen „Tapferen" völlig unſchädlich, und es wäre nach Ramara Toa's Meinung reiner Wahnſinn geweſen, wenn die Tuianer je gewagt hätten, ihn, mit ſolchen Waffen verſehen, anzugreifen. Matangi Ao war dazu auch viel zu geſcheidt, und fügte er ſich gutwillig, ſo beſchloß Ramara Toa auch auf das huldvollſte mit ihm zu verkehren, und ihn den langen Trotz, mit dem er ſich geweigert ſeine Oberherrſchaft anzuerkennen, nicht entgelten zu laſſen.

Der Tag verging in einem einzigen großen Feſtmahle, an dem alle verſammelten Krieger Theil nahmen. — Die beiden Götzenbilder hatte man indeſſen unmittelbar neben der Stelle, wo gewöhnlich die Berathungen gehalten wurden, und dicht am Strande hingeworfen, um dem Volke zu zeigen, wie verächtlich ſie ſeien und wie wenig ſie ſich ſelber ſchützen könnten.

Bruder Fremar hielt allerdings die Gelegenheit für paſſend, in einer kurzen Predigt zu ihnen zu ſprechen und ihnen dabei zu ſagen, welchen großen Fortſchritt ſie heute auf dem Wege des Heiles durch völlige Unterdrückung des Götzendienſtes gemacht hätten, aber er fand doch weit weniger Aufmerkſamkeit als er erwartet, denn die Leute waren noch zu aufgeregt von dem geſtrigen Zuge und fühlten ſich dabei nicht einmal ganz feſt davon überzeugt, ob ſie wirklich nur in dem Sinne gehandelt hätten, den ihnen der Mitonare heute unterlegte. Sie waren nur dem Befehle Ramara Toa's gefolgt — den Grund mußte dieſer am beſten wiſſen — was ſollten ſie ſich deshalb den Kopf zerbrechen.

Berchta hatte ſich von dem lärmenden Mahl, deſſen Urſache ſie tief betrauerte, weil ſie böſe Folgen davon fürchtete, gänzlich zurückgehalten. Claus aber intereſſirte ſich um ſo mehr für die rieſigen Götzenbilder und konnte nicht aufhören, ſie zu betrachten. Als er aber erfuhr, daß ſie am nächſten Morgen — einem Sabbath — zur Feier des Höchſten und unter allgemeinem Gebet verbrannt werden ſollten, nahm er einen Moment wahr, wo ſich das Volk nicht um die Klötze bekümmerte, holte ſein altes Taſchenmeſſer hervor, an dem ſich auch eine kleine Säge befand, und ſägte ſich von dem Tuia-Gott vorſichtig die Naſe herunter, die er zum Andenken aufzuheben beſchloß. Er hatte doch im Herzen die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, noch einmal nach dem

Schölſenſtein zurückzukehren, und wenn er dann unten im Wirthshauſe von Rothenkirchen einen ſolchen Beleg ſeiner Erzählungen beibringen konnte, ſo mußte das jedenfalls einen ſehr günſtigen Eindruck machen.

Seine Operation gelang ihm auch vollſtändig, ohne daß er von Jemandem dabei beobachtet worden wäre. Er ſteckte die erbeutete Naſe dann ruhig in die Taſche und ſchlenderte nach dem Berg zurück. Unterwegs aber überlegte er ſich, daß er ſeiner jungen Herrin doch lieber nichts davon ſagen wolle; er wußte eben nicht wie ſie es aufnehmen würde. War über die Sache erſt einmal Gras gewachſen, ſo ließ ſich ſchon eher von ſeiner Beute reden.

So viel ſtand übrigens feſt, das Geſicht des Götzen war durch dieſe Mißhandlung nicht ſchöner geworden, und da man an dem dunkeln Holz den friſchen Schnitt kaum bemerkte, ſo bot das Antlitz jetzt eine breite, ausdrucksloſe Fläche, aus dem, ordentlich geiſterhaft, ein Paar weiße Glasperlen hervorſtierten, die man ihm früher als Augen eingeſetzt.

Das Gelag nahm indeſſen ſeinen Fortgang, und beſonders hatten ſich die Häuptlinge dem Genuſſe ihrer Ava-Wurzel wieder hingegeben, dem ſie, trotz allen Einreden der Miſſionäre, unter keiner Bedingung entſagen mochten. Es war das, wie Namara Toa, und vielleicht mit Recht, behauptete, kein heidniſcher Gebrauch, ſondern eine alte Landesſitte ohne jede abgöttiſche Bedeutung und hatte deshalb auch mit der neuen Religion gar nichts zu thun. In der Bibel ſtand überhaupt nichts von Ava-Wurzel. Um die Götzenbilder draußen am Strand kümmerte ſich dabei Niemand, und nur vor Namara Toa's Wohnung war der eingebrachte Tribut als ſtolzes Siegeszeichen aufgehäuft. Galt er doch den Eingeborenen als ein Beweis der Unterwerfung Matangi Ao's, da dieſem durch ein allerdings praktiſches Beiſpiel, klar gemacht worden, daß er künftig zu der vom König beſtimmten Zeit das Verlangte gutwillig zahlen müſſe, wenn er ſich nicht dem wieder ausſetzen wolle, daß es ſich Namara Toa jedesmal mit Gewalt hole.

Daß Matangi Ao wagen könne, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, fiel ihnen nicht ein, denn ſie wußten, daß er nur höchſtens eine oder zwei alte Musketen in Beſitz hatte; was alſo konnte er gegen ſie ausrichten? Er mußte ſich eben in das Unvermeidliche fügen.

Namara Toa ſchwelgte in dem Vollgenuß eines errungenen Sieges, denn die Ava-Wurzel, aus welcher ihr Getränk heute bereitet worden, war aus dem eingebrachten „Tribut“ genommen, und er beſprach eben mit ſeinen Häuptlingen den nächſten Zug, den er über die ganze Inſel nehmen wolle, als ein Bote eintraf, der dem König meldete, daß Leute von Tuia bis nach dem Hupai-Thal vorgedrungen wären und man dort behaupten wolle, Matangi Ao's ganze Kriegsmacht wäre im Anzug, um Rache zu nehmen.

Namara Toa lachte; der Gedanke war zu abſurd, denn Matangi Ao würde jedenfalls eine Woche gebraucht haben, um ſich nur zu rüſten, vielmehr denn einen Angriff zu wagen. Mehr und mehr aber folgten, die das Nämliche beſtätigten, und endlich — die Sonne war ſchon lange untergegangen und Fackeln brannten rings am Strande — kam Salo, ein auf der ganzen Inſel berühmter Läufer, der die größten Entfernungen in einer kaum denkbar kurzen Zeit durchmaß, und von dem die Eingeborenen auch behaupteten, daß er in der Nacht im Walde ebenſo gut ſehen könne wie am Tage.

Es iſt überhaupt merkwürdig, wie raſch auf allen dieſen Inſeln, und oft durch die unwegſamſten Strecken, Botſchaften ausgerichtet werden; und iſt etwas Wichtiges zu erfahren, ſo beſteht, auf Anordnung des Häuptlings, ein förmliches Syſtem, nach welchem Wechſelboten ausgeſtellt werden, die, ſo raſch ein Menſch überhaupt laufen kann, von Einem zum Andern die Worte tragen und dann den Poſten behaupten, bis eine Rückantwort erfolgt, die ſie dann ebenfalls wieder in voller Flucht weiterbringen.

Der Burſche war übrigens vollſtändig athemlos und meldete, daß er vor dem Hupai-Thal im Hinterhalt gelegen habe, als er drüben über dem See einen Menſchenſchwarm entdeckte, der näher und näher kam. Er glitt jetzt nach Hupai hinein, und da es ſchon dunkel wurde, miſchte er ſich unter den Schwarm, wo er Tamoruva und viele Häuptlinge von Tuia erkannte. Wie viel Krieger es geweſen ſeien, konnte er nicht ſagen — weit über tauſend gewiß, aber er hörte allerorten, daß ſie direct auf die Motua-Bai marſchiren wollten, um den Platz zu erobern. Da habe er ſich fortgeſchlichen, aber er ſei überzeugt, daß ſich die ganze Schaar ſchon auf dem Weg hierher befinde.

Dieſe Kunde ließ keinen Zweifel mehr, daß

Matangi Ao ſelber im erſten Zorn, oder vielleicht durch den tollkühnen Tamoruva aufgehetzt, einen augenblicklichen Rachezug beſchloſſen habe, um die Feinde bei ihrem Siegesmahl zu überraſchen. Das ſollte ihnen aber übel bekommen. War der Schwarm wirklich ſo ſtark, wie Salo, einer der zuverläſſigſten Boten, meldete, ſo brauchten ſie keine Gefahr von der Seeſeite her zu befürchten und konnten deshalb ihre Macht dem Lande zuwenden. Uebrigens glaubte Ramara Toa ſelber nicht, daß er nur die Hälfte ſeiner Leute nöthig habe, um die rebelliſchen Tuianer zu züchtigen. Sobald er nur ein einziges Mal ſeine ſämmtlichen Gewehre gegen ſie abſchoß, war an ein Standhalten von ihrer Seite gar nicht mehr zu denken, und es galt deshalb nur, ihnen noch wo möglich heute Nacht zu begegnen und mit Tagesgrauen die Luſt vor weiterem Vordringen zu benehmen.

Das Alles mußte außerdem ſo raſch wie irgend möglich abgemacht werden, denn morgen, als an einem Sabbath, wollte er nicht gern eine Schlacht liefern — ſobald er nicht dazu gezwungen wurde, und überdies war ja auch gerade auf morgen die große Feierlichkeit angeſetzt, bei welcher die Götzenbilder verbrannt werden ſollten.

Die Muſchelgongs riefen im Nu die am Strande hinab lagernden Krieger zuſammen, die noch geladenen Gewehre ſtanden in langer Reihe an einem beſonders dafür aufgerichteten Geſtell in Ramara Toa's eigener Wohnung, während daneben die kleine Kanone aufgefahren worden war und ein Schutzdach bekommen hatte, damit ihr der Regen und Nachtthau nicht ſchaden könne.

Ramara Toa war anfangs im Zweifel, ob er ſie mitnehmen ſolle; aber der gerade dorthin neu gemachte Weg begünſtigte das beſonders, und wenn ſie die Kanone auf paſſendem Terrain aufſtellten und ſich rings umher in den Hinterhalt legten, ſo mußten ihnen die Tuianer gerade in die Fänge laufen. Dort nachher eine einzige Salve in den Schwarm hineingefeuert, und der Feind brach jedenfalls in wilder Flucht auseinander, während ſie auch zugleich nicht ſo weit vom Strand entfernt blieben, um, falls ſich über Tag feindliche Canoes zeigen ſollten, augenblicklich bereit zu ſein, einen Theil ihrer Streitkräfte hierher zurückzuwerfen.

Ramara Toa entwickelte hierbei eine ganz ungewohnte Thätigkeit, und als Fremar, der von dem Zuge gehört hatte und herunterkam, Einſpruch dagegen thun wollte, daß die Krieger noch ſo ſpät am Samſtag Abend auszögen und dann ſicher den Sabbath brechen müßten, erwiderte er ihm ruhig, er ſolle ſich nicht um Dinge kümmern, die ihn gar nichts angingen. Er, der König, habe für die Sicherheit ſeines Landes zu ſorgen und es hier mit Heiden zu thun, die ſich den Henker um den Sabbath ſorgten. Es ſtände aber nirgends geſchrieben — er wiſſe wenigſtens nichts davon — daß man ſich am Sabbath ſolle ruhig todtſchlagen laſſen. Sie zögen auch nicht in den Krieg, ſondern wollten nur das Thal beſetzen, das den Eingang zu ihrer Heimath bilde, und außerdem hofften ſie zur Zeit des Gottesdienſtes die ganze Sache ſchon abgemacht und beſeitigt zu haben.

Ramara Toa hielt ſich auch in der That nicht lange mit dem Miſſionär auf, ſondern traf ſeine Anordnungen, und kaum eine Stunde ſpäter brachen die Krieger nach dem Hupai-Thal auf, während etwa dreißig von ihnen am Strand zurückblieben, um dieſen zu bewachen und bei irgend einer drohenden Gefahr augenblicklich Boten in die Berge ſenden zu können.

Um Mitternacht lag die Motua-Bai ſtill und öde. Nur vor der Wohnung Ramara Toa's brannte noch eine trübe Fackel, da dort das Mondlicht nicht unter den dichten Schatten der Bäume drang. Es war die Wache, die nach der letzten Abendmahlzeit wieder Hunger bekommen und noch einmal ein Ferkel gebacken hatte, um von neuem zu beginnen. Es gab Lebensmittel im Ueberfluß, weshalb ſollten ſie es ſich da nicht wohl ſein laſſen?

So ſaßen ſie und aßen und tranken bis wohl um zwei Uhr, und dann und wann wurde auch Einer von ihnen auf den Felſenvorſprung geſandt, wo Fremar's Wohnung ſtand, um zu hören, ob der zwiſchen den Orangenbäumen aufgeſtellte Poſten nirgendwo ein Canoe entdeckt hatte. Soweit aber das Auge in der hellen Mondennacht reichte, lag Alles ſtill und todt, und nur der Schrei einer einzelnen Möve tönte dann und wann von der See herüber.

Die Wacht droben war auch in der warmen Luft und kühlen Briſe und mit dem wunderbaren Duft der Orangenwipfel angenehm genug. Ob aber das monotone Donnern der Brandung oder das leiſe Flüſtern der Palmenwipfel ſo einſchläfernd wirkte — ſpät war es auch geworden —

der Poſten oben lehnte ſich mit dem Rücken an den einen Palmenſtamm, das Antlitz der See zugekehrt, bis der Mann endlich ſo müde wurde, daß er die Augen nicht mehr aufhalten konnte. Er fing an zu nicken — ermannte ſich wieder, ſtand auf und ging ein paarmal auf und ab, aber die kühle Morgenluft wehte friſch auf der Höhe, den Poſten fing es an in ſeinem dünnen und thaufeuchten Gnatumantel zu fröſteln. Er legte ſich wieder auf ſeinen alten Platz nieder und war kaum zehn Minuten ſpäter feſt und ſüß eingeſchlafen.

So mochte er etwa zwei Stunden gelegen haben — am Strand herrſchte Todtenſtille, und im Oſten ſtieg eben der Morgenſtern über dem Horizont empor, während im Süden, hoch am Himmel und gerade aufgerichtet, das ſüdliche Kreuz im Zenith ſtand, als an dem Felſen vorüber der Miſſionskutter, ſeine Segel in der friſchen Briſe gebläht, vorüberglitt und hinter ihm und zur Seite ein dunkler Schwarm von Canoes mit hellbraunen Mattenſegeln ihn begleitete. Jetzt hatten ſie die Einfahrt in die Riffe erreicht, die Hunderte auf den Fahrzeugen genau kannten — jetzt ſchoſſen ſie in die Bai, hielten den Kanal und zogen gegen die Ebbe, aber von der ſcharfen Briſe getrieben, gegen das Land an.

Kein Laut wurde am Strand gehört — kein Auge hatte den anrückenden Feind geſehen. In vollkommener Sicherheit und müde von der unruhigen Nacht und dem langen Gelage ſchlummerten die Wachen.

Die Canoes trauten aber dem Frieden noch nicht recht, denn ſie konnten ſich nicht denken, daß man ſie nach dem Ueberfall in Tuia ſo ſorglos heranlaſſen würde, ohne Vorbereitungen zu hartnäckiger Vertheidigung getroffen zu haben. Vier oder fünf nur landeten geräuſchlos ihre Mannſchaft, oder die Eingeborenen ſtiegen vielmehr noch in ziemlich tiefem Waſſer aus und blieben dort ſtehen, bis die jetzt leeren Fahrzeuge zum Kutter hinübergefahren waren, um von dort Matangi Ao mit den beiden Weißen und den übrigen, ſämmtlich mit Schießwaffen verſehenen Eingeborenen abzuholen. Jetzt mit dieſen voran, unter deren Schutz ſie ſich vollkommen ſicher fühlten, ſchob ſich die ganze Flotte dem Ufer zu, an dem ſie ſich ausbreitete, bis ſie die Landung vollſtändig in Anſpruch nahm. Und hier nun, während in jedem Canoe ein Mann, in den größeren zwei Mann zurückblieben, um ſie, wenn gebraucht, raſch bei der Hand zu haben, ſprangen die Krieger in die ſeichte Fluth und wateten an Land.

Das aber konnte natürlich nicht geräuſchlos geſchehen, denn das Plätſchern im Waſſer von Hunderten, wenn ſie ſich auch ſo viel als möglich in Acht nahmen, mußte Lärm machen. Die Leute hatten auch auf den ungleichen Korallen keinen ſicheren Fußhalt, und bald da bald dort ſtolperte Einer von ihnen.

Unmittelbar am Strande, in ihre Gnatumäntel gewickelt, lagen die Wachen in feſtem Schlafe, als der Eine von ihnen den Kopf hob und ſich auch im nächſten Moment überraſcht, erſchreckt emporrichtete. Er hatte aber gerade ſo tolles Zeug geträumt, daß er Wachen und Traum noch gar nicht voneinander zu trennen wußte. Der Mond war untergegangen; nur die Sterne goſſen ihr mattes Licht auf den weißen Korallenſand, und dort wimmelte es von Geſtalten. Wo kamen die her? Wer war es? Ramara Toa mit den Seinigen? Aber hatten die ſich nicht in das Hupai-Thal gewendet?

„Tſchoih!“ ſchrie der Wilde, emporſpringend, als ihm plötzlich die Wahrheit des Geſehenen dämmerte, „Tſchoih!“ und erſchreckt empor fuhren die übrigen Wachen, aber ein gellender Aufſchrei brach ihnen von den Lippen der Feinde entgegen — der Schlachtſchrei der Tuianer, und im nächſten Augenblick verſchwand der weiße Korallenſand, denn eine dunkle Wolke vorſpringender Krieger deckte ihn. Dem aber konnten die vereinzelten Motua-Krieger natürlich nicht Stand halten. Sie waren hierher poſtirt, um beim Nahen der Feinde den Alarm zu geben, nicht aber, um einer ganzen Armee Trotz zu bieten, und mit dem Warnungsruf: „Tſchoih! Tſchoih!“ brachen ſie auch, wie ſie die Gefahr erkannten, rückſichtslos ſelbſt gegen ihre Gliedmaßen, zwiſchen die am Strande ſtehenden Pandanus und Caſuarinen hinein, um nur ſo raſch als irgend möglich den ſchützenden Wald zu erreichen und dort ein ſicheres Verſteck zu finden.

Aber der Schrei pflanzte ſich fort. Das Kriegsgeheul der Feinde war in die entfernteſten Hütten gedrungen, die Herzen der Hörer mit Angſt und Entſetzen füllend. Die Frauen rafften ihre Kinder auf und flohen in das Dickicht, die alten Männer krochen ſcheu in irgend ein Verſteck, ihr ganzes Eigenthum den Siegern preisgebend, und nur um Einua's Wohnung ſchaarten ſich die ihren Haushalt bildenden Mädchen, aber auch mehr, um bei ihr Schutz zu ſuchen, als ſie ſelber zu ſchützen.

Wie ein Bienenſchwarm ergoſſen ſich jetzt die Tuianer über das Land, um nur vor allen Dingen ein paar Gefangene zu machen und von dieſen zu erfahren, wohin die Bilder ihrer Götter geſchafft wären, als ein Theil der Wilden auf die im Wege liegenden Holzklötze ſtieß und den Fund mit einem Freudenſchrei den Uebrigen kündete.

Matangi Ao war ganz in der Nähe und gab augenblicklich Befehl, die Bilder ohne Aufenthalt in zwei Canoes zu tragen und an Bord des Kutters zu ſchaffen, um erſt das in Sicherheit zu bringen, was ſie vor allem Uebrigen hierhergeführt.

Jetzt galt es nur noch die Ehrenſache, den durch Zwang erhobenen Tribut wieder zurückzuholen, und von den ausſchwärmenden Tuianern, die aber ſtrengen Befehl hatten, von ihren Waffen nur im äußerſten Nothfall Gebrauch zu machen, waren auch indeſſen drei Gefangene eingebracht worden, die ſo feſt geſchlafen haben mußten, daß ſie ſelbſt das Kriegsgeheul der Feinde nicht gehört.

Die armen Teufel zitterten in Todesangſt und mußten ganz vergeſſen haben, daß ſie Chriſten geworden waren, denn ſie beſchworen die Sieger bei allen Göttern, ihnen nur das Leben zu ſchenken, da ſie ja an dem Raub nicht den geringſten Antheil gehabt. Sie trauten auch noch gar nicht, als man ſie zu beruhigen ſuchte und ihnen ſagte, ſie ſollten nur Auskunft geben, wo der geſtohlene Tribut untergebracht wäre, und nachher wieder in Frieden gehen. Waren denn die Tuianer nicht herübergekommen, um ihre Hütten wegzubrennen und ihre Weiber in Gefangenſchaft zu ſchleppen? Nur das Geraubte hätten ſie wieder holen wollen? Das ließ ſich nicht denken, denn es verſtieß gegen alle Regeln der indianiſchen Kriegführung, die in ihrem gedankenloſen Treiben gewöhnlich Alles zerſtörte, was in die Hände des Feindes fiel, und davon nicht einmal die allen Menſchen Segen bringenden Fruchtbäume ausſchloß.

Sträuben hätte den Gefangenen aber doch nichts geholfen; ſie mußten wohl thun was die Sieger von ihnen verlangten, denn wenn ſie auch wußten, daß jetzt Boten genug zu Namara Toa unterwegs waren, um ihm den Ueberfall der Bai zu künden, ſo half ihnen das nichts.

Ehe der König mit den Seinen zurückkehren konnte, war ihr Schickſal entſchieden und das Beſte jedenfalls, den Feind ſo viel als möglich bei guter Laune zu erhalten. Sie berichteten auch jetzt ohne Zögern, daß die von Tuia mitgebrachten Matten und Stücke von Gnatu am vorigen Abend bei ihrem Feſte ausgelegt geweſen, dann aber, als der Zug in die Berge aufbrach, in das Haus des Königs geſchafft worden wären, wo ſie ſich jedenfalls noch befänden. Erſt als man ihnen befahl dieſelben herbeizuholen, geriethen ſie außer ſich, denn die Wohnung des Königs war unter den ſelbſt von den chriſtlichen Miſſionären geheiligten tabu gelegt, und ſie verfielen der ſtrengſten Strafe, ja vielleicht dem Tode, wenn ſie dieſen brachen.

Matangi Ao wußte gut genug, daß ſie darin die Wahrheit ſprachen. Er ſelber aber, vielleicht der Einzige von Allen, ſtand als naher Verwandter des Königs nicht unter dem gefürchteten Tabu, der ebenſo wohl den Zorn des Häuptlings, als auch den der Götter auf das Haupt des Uebertreters herabrufen würde. Matangi Ao beſann ſich auch deshalb nicht lange. Es war überdies beſſer, daß er Ramara Toa's Gattin, die Mutter ſeines eigenen Weibes, ſprach, um ihr zu ſagen, er ſei nicht in feindlicher Abſicht, nicht um Rache zu nehmen, nach der Motua-Bai gekommen, ſondern nur, um ſich ſein Eigenthum zu holen, das man ihm widerrechtlich geraubt. Er werde nicht mehr als dieſes oder deſſen Werth nehmen. Das mußte ſie beruhigen, und Ramara Toa erfuhr dann gleich bei ſeiner Rückkehr, wie er mit ihm ſtand.

Ohne ſich lange zu beſinnen, ſchritt er auch, von einigen ſeiner Häuptlinge gefolgt, um nicht vielleicht ſchutzlos in einen Hinterhalt zu fallen, auf des Königs Wohnung zu, in welcher die Mägde jetzt eine Anzahl von den dort üblichen Lampen entzündet hatten.*) Die Königin war auch auf und angezogen, und ſtand, von ihren Dienerinnen umgeben, mitten in der Hütte, als Matangi Ao die leichte Thür zurückſchlug und den Raum betrat. Die Mägde drängten ſich allerdings ſcheu aneinander, die alte würdige Dame aber, nicht im geringſten eingeſchüchtert, denn die Lehre der Miſſionäre hatte ihr Muth gemacht, erkannte auch augenblicklich den ſpäten und wahrlich nicht willkommenen Gaſt, und wußte, daß ſie für ſich keinesfalls etwas von ihm zu fürchten hatte.

---

*) Die Lampe dieſer Inſel liefert allein die Cocosnuß. Die Schale derſelben wird zu der eigentlichen Lampe benützt, den Docht drehen die Bewohner aus den Faſern der Nußhülle, und das aus dem Kern gewonnene Oel dient als Brennmaterial.

„Was ſucht Matangi Ao hier bei Nacht in dem Hauſe des Königs?“ rief ſie aus. „Hat er Yams draußen im Felde ſtehlen wollen und iſt nur aus Verſehen an den falſchen Ort gerathen?“

Matangi Ao lächelte. „Wenn das wäre,“ ſagte er freundlich, „ſo müßte Ramara Toa beſſer darin geübt ſein als ich, denn er fand bei uns die Yams- und Ava-Felder raſch und nahm heimlich mit, was er brauchte. Doch nicht um mit Dir zu ſtreiten, Einua, bin ich hierhergekommen, ſondern nur um zurückzuholen, was mir Ramara Toa geſtohlen: unſere Bilder und die Matten und Bündel Gnatu, die ich hier neben der Thür liegen ſehe. Was er an Proviſionen fortgeführt, werden ſeine Leute wohl ſchon verzehrt haben; den Werth derſelben führe ich in Canoes zurück.“

„Geſtohlen?“ rief Einua heftig. „Wagſt Du von Deinem König ſo zu ſprechen, Matangi Ao? Nur den ſchuldigen Tribut, den Du ihm verweigert, hat er fortgeführt. Rühre ihn nicht an; er ſteht unter dem Tabu des wahren Gottes.“

„Wir wollen darüber nicht ſtreiten, Einua,“ lächelte der junge Häuptling, „aber ich fürchte weder den Tabu Deines Gottes, noch den Schwarm Eurer Krieger, und will Ramaia Toa muthwillig Tod und Verderben über unſer ſchönes Land heraufbeſchwören, ſo ſoll er uns gerüſtet finden. Aber ich erkenne die Macht nicht an, die ihn berechtigen konnte von mir, dem Gatten ſeiner Tochter, Tribut zu fordern. Wäre er zu mir gekommen und hätte geſagt: „Ich brauche Matten und Gnatu, ich brauche Yams für meine jungen Leute, denn ſie ſind hungrig,“ ich würde ſeine Canoes damit gefüllt haben; aber hinterliſtig hat er uns überfallen und dabei das Heiligſte geraubt, was wir beſitzen: die Bilder unſerer Götter. Ich hätte Rache dafür nehmen, ich hätte die Hütten von Motua-Bai niederbrennen, die Canoes zerſchlagen, die Bewohner gefangen mit fortführen können — ich thue nichts dergleichen. Ich will keine Feindſchaft zwiſchen mir und Ramara Toa, ſchon Nalata's wegen, die ſich daheim grämt und abhärmt. Friede ſoll zwiſchen uns herrſchen und Freundſchaft, aber Keiner ſei auch dem Andern dienſtbar und unterthänig, denn Ramara Toa's Vorfahren, als ſie die Motua-Bai eroberten, wagten nie bis Tuia vorzubringen."

„Das lügſt Du, Matangi Ao!" rief Einua heftig, „Ramara Toa hat mir oft erzählt, daß gleich in den erſten Tagen nach Eroberung von Motua-Bai ein ganzer Zug von Kriegern in der Tuia-Bai gelandet wäre."

„Allerdings," nickte Matangi Ao, „aber nicht Einer von allen denen lenkte ſein Canoe wieder aus der Bai — nicht Einer lebte noch am nächſten Tage, um das Schickſal der Uebrigen zu erzählen. Sie fielen Alle unter den Keulenſchlägen der Tuianer, und ſeit der Zeit hüteten ſie ſich wohl, den Fuß in feindlicher Abſicht an unſere Küſte zu ſetzen. Doch genug des Redens. Du weißt jetzt Matangi Ao's Botſchaft. Künde ſie an Ramara Toa."

„Und wenn Du ſo großen Muth haſt, weshalb erwarteſt Du nicht ſeine Rückkehr?" höhnte ihn Einua.

„Noch iſt es möglich," ſagte der junge Häuptling ernſt, „den Krieg von dieſem Lande abzuwenden; noch iſt kein Blut gefloſſen, und da ich ſelber für das Geſchehene nicht Rache nehme, ſo darf Ramara Toa friedlich unter ſeinen Brotfruchtbäumen weilen, denn kein Schaden iſt ihm geſchehen. Nichts werde ich von hier mitnehmen, als das Geraubte. Sind wir uns aber erſt einmal im blutigen Kampf begegnet, dann wehe dem ſchönen Eiland, denn ein Leben fordert das andere, bis Einer in dem Kampfe erliegt. Rede ihm ab, Einua, rede ihm ab, Deiner Tochter wegen."

„Dann gehe fort, Matangi Ao," rief die Frau heftig, „rühre hier Nichts an, und ich will mit Namara Toa reden, ich will ihn bitten, daß er Deinen Ueberfall verzeiht. Er iſt ein Chriſt, er wird mir folgen — aber gehe fort!"

„Das will ich," nickte der junge Häuptling, „und in einer halben Stunde ſchaukeln unſere Canoes wieder auf der blauen Tiefe; aber den Tribut nehme ich zurück, denn Namara Toa ſoll nicht ſagen können, daß er ſich von Tuia Tribut geholt habe."

„Du biſt verloren, wenn Du Dich ihm widerſetzeſt!"

„Du kennſt unſer Volk nicht, Einua," lächelte Matangi Ao, „Nalata's Vater kennt es aber, und er wird ſich hüten, zum zweiten Mal über die Berge zu brechen. Aber wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Da, Freunde!" rief er, ein Stück Gnatu aufgreifend, das neben ihm auf der Erde lag, indem er es den draußen auf ihn Wartenden in's Freie warf, „und da und da — hier ſind die Matten. So! Und nun fort in Eure Canoes! Lebe wohl, Einua! Du wirſt morgen finden, daß noch nie ein friedlicherer Einfall in ein fremdes Land unternommen wurde. Laß Namara Toa das bedenken. Lebe wohl!“ Und aus der Hütte tretend, rief ein ſcharf ausgeſtoßener Schrei die Seinen raſch wieder zuſammen und an die Landung.

Das junge Volk von Tuia hätte ſich nun freilich gern an den verhaßten Motua-Leuten gerächt, denn nur zu oft waren ſie von dieſen mit Hohn behandelt worden; aber des Führers Befehl lautete zu ſtreng. Sie *durften* nichts mit ſich fortnehmen, wenn ſie auch faſt alle Hütten am Strande verlaſſen fanden.

Die Götterbilder *waren* ſchon eingeſchifft; jetzt wurde das von Matangi Ao zurückerbeutete Eigenthum der Tuianer eingeladen, und es fehlte nur noch ein Erſatz für die geraubte Ava-Wurzel und die Yams; aber auch hierin zeigte der junge Häuptling große Mäßigung.

„Nehmt das kleinſte und ſchlechteſte Canoe, das Ihr finden könnt,“ lautete ſein Befehl,

„nur eins, nicht mehr; draußen in See mag es gegen die Riffe treiben und zerſchellen. Fort! Der volle Tag muß uns ſchon aus Sicht dieſer Höhen finden! An Bord!“

Ein reges Leben begann. Von allen Seiten ſtrömten die Eingeborenen heran, ihren Fahrzeugen wieder zu, die zu erreichen es einige Schwierigkeit hatte, da indeſſen die Ebbe vollſtändig eingetreten und ein großer Theil der Landung von bis zur Oberfläche des Waſſers ragenden Korallen erfüllt war. Aber dieſe Menſchen wußten damit umzugehen, und wie nur erſt Matangi Ao mit der Bemannung des Kutters zurück an deſſen Bord geſchafft worden, bemannten ſie im Nu die Canoes, machten ſie flott und trieben dann mit der Ebbe hinaus aus dem Binnenwaſſer in die offene See. Als die Sonne endlich über dem Meeresſpiegel emporſtieg, war kein Fahrzeug mehr von Motua-Bai oder den benachbarten Höhen aus in Sicht. Blau und ruhig lag der Ocean, und nur die Möven zogen ihren Kreisflug über den Fluthen.

4.

Ramara Toa's Rückkehr.

Ramara Toa war indeſſen, in der Erwartung einer Schlacht, kühn dem Feinde entgegengezogen; aber es erfolgte kein Angriff, ja, ausgeſendete Spione brachten ſogar die Nachricht, daß die Tuianer in vollem Rückzug begriffen wären.

Was ſollte das heißen? Was konnte ſie bewogen haben, in ſolcher Zahl gegen ihn auszuziehen, wenn ſie nicht einmal in Sicht ſeiner Streitmacht kommen wollten? Feigheit doch wahrlich nicht, denn gerade Tamoruva's Tollkühnheit war bekannt und gefürchtet. Hinterliſt? Ramara Toa war, wie ihm nur der Gedanke kam, ſchon im Begriff geweſen, raſch nach der Bai zurückzufallen, um dieſe vor einer

Ueberrumpelung zu bewahren, während eine verhältnißmäßig kleine Macht hier in den Bergen genügte, um den Feind in den Schluchten aufzuhalten, als die Kunde eintraf, daß Matangi Ao in der Motua-Bai gelandet ſei „und Alles verwüſte", wie der Bote hinzuſetzte.

Ramara Toa war außer ſich, denn jetzt merkte er, weshalb ihn der Feind in die Berge gelockt hatte; nur um dann deſto ungeſtörter den Strand plündern zu können, und der alte Häuptling knirſchte die Zähne in Wuth zuſammen, daß er ſich auf ſo plumpe Weiſe hatte überliſten laſſen. Aber nun galt ja auch kein Säumen mehr. Wie die wilde Jagd ſtürmten die Inſulaner den Berg hinab — doch nur um zu ſpät zu kommen, denn als ſie den Strand erreichten, waren die Canoes ſchon lange aus Sicht, und der Platz lag, zu ihrer Aller Erſtaunen, ſo ſtill und friedlich als nur je. Ja die Frauen, die bald gefunden hatten, daß ſie von Matangi Ao nichts fürchten durften, kamen in ihrem Sonntagsſtaat herbei und ſchienen nur auf den Mitonare zu warten, um der Predigt beizuwohnen. Hatten doch Einua's Frauen unter ihren Bekannten das verbreitet, was der junge

Häuptling geſagt, und ſie Alle kannten Matangi Ao. Sie wußten, daß er nie eine Lüge ſprach.

Und jetzt ſollte Ramara Toa eine Predigt hören, wo ihm das Herz vor Ingrimm kochte, in ſeinem eigenen Land, ja im eigenen Haus auf's bitterſte verhöhnt und gerade von dem verhöhnt zu ſein, den er hatte demüthigen wollen und mit deſſen Unterwerfung er ſchon laut und keck geprahlt! Und was konnte er jetzt thun? Der Sabbath gönnte ihm wenigſtens eine günſtige Ausrede, heute zu raſten und die weiteren Schritte zu überlegen, am Sabbath durfte er doch nichts unternehmen, da er ja ſeiner Ausſage nach gerade für den Sabbath kämpfte. Morgen ſollte dann der freche „Rebell" für ſeinen Uebermuth geſtraft werden.

Fremar hatte allerdings in der Nacht den Ueberfall der Feinde gehört und den Grund deſſelben auch vermuthet, ſich ſelber aber natürlich ſehr ruhig verhalten, und auch Claus, der nicht übel Luſt zu haben ſchien nachzuſehen, was es da unten gebe, daran verhindert.

Sehr zu ſeiner Beſtürzung erfuhr er aber am andern Morgen, daß die Heiden die ſchon ſicher geglaubten Götzenbilder wieder mit ſich fortgeführt, und Claus beſonders erſchrak, wenn er an die Naſe dachte, die er von dem einen derſelben noch in ſeiner Taſche trug. Was würde das braune Volk ſagen, wenn es die Verſtümmelung merkte, und konnte das nicht am Ende Urſache zu einem neuen Kriege werden? Er hatte auch anfangs nicht übel Luſt, Mr. Fremar von ſeinem Raub in Kenntniß zu ſetzen und ihn zu fragen, ob es nicht vielleicht beſſer wäre, den Heiden, da ſie doch nun einmal die Figuren wieder hatten, auch die Naſe nachzuſenden, entſchloß ſich aber doch bei weiterer Ueberlegung, die Sache lieber auf ſich beruhen zu laſſen. Je weniger davon geſprochen wurde, deſto beſſer, und hübſch war die Geſtalt nun einmal nicht — mit oder ohne Naſe.

So zahlreich waren diesmal die Bewohner des ſüdlichen Theiles von Motua verſammelt, daß die Kirche gar nicht alle Zuhörer faßte, und Hunderte lagerten noch draußen im Freien, um wenigſtens in der unmittelbaren Nähe von Gottes Wort zu ſein. Ramara Toa's Herz erfüllten aber keine chriſtlichen Gedanken, denn ohne auf die Predigt zu achten, brütete er nur fortwährend darüber, wie er ſich am beſten für die erlittene Unbill rächen könne.

Wohl hatte ihm Einua Matangi Ao's Botſchaft ausgerichtet und ihm geſagt, daß der junge Häuptling keinen Krieg mit ihm wolle; aber daß er es nur gewagt, ihm auf ſolche Art Trotz zu bieten, empörte ſeinen Ehrgeiz bis zum äußerſten. So, während der Geiſtliche auf ſeiner Kanzel von Friede und Verſöhnung redete und die Hoffnung ausſprach, daß trotz aller Hinderniſſe der wahre Glaube doch ſchließlich ſiegen und die Herzen der blinden Heiden erweichen werde, brütete Ramara Toa finſter vor ſich hin über die Art und Weiſe, wie er eben dieſe hoffnungsvollen Heiden am beſten packen und demüthigen, oder, wenn es ſein müſſe, ſelbſt vernichten könne, denn nicht einmal ſeiner eigenen Tochter dachte er dabei.

Nach der Predigt legten ſich die Eingeborenen in den Schatten und ruhten ſich aus. Irgend eine Beſchäftigung durften ſie ja nicht mehr am Sabbath vornehmen, und Lebensmittel, bei ſo vielen Menſchen, waren ebenfalls knapp geworden. Die in Canoes von der Küſte Angekommenen hatten ſich allerdings Yams und Brotfrucht mitgebracht, aber alle die aus dem inneren Lande blieben auf das angewieſen, was hier an der Bai wuchs, und brachten dadurch die Bewohner derſelben in nicht geringe Verlegenheit. Mr. Fremar redete allerdings auch dem König zu, die vielen Krieger am nächſten Morgen wieder in ihre Heimath zu entlaſſen, denn nicht mit Feuer und Schwert, ſondern nur durch das Wort Gottes werde der wahre Glaube am beſten verbreitet werden. Ja, er ermahnte ihn ſogar, ſich nicht zu tollkühn in einen Kampf zu ſtürzen, denn Matangi Ao habe jetzt bewieſen, daß er kriegsgewandt ſei und es ihm auch nicht an perſönlichem Muth fehle. Wende ſich alſo einmal das Glück der Schlachten zu ſeinen Gunſten, dann ſei nicht abzuſehen, welche traurige Folgen das für die Miſſion ſelber haben werde.

Namara Toa gab nur ausweichende und ziemlich einſilbige Antworten: heute ſei Sabbath — er wolle mit ſeinen Häuptlingen reden und ihre Meinung hören — der Mitonare ſolle ſich keine Sorgen machen, ihm werde nichts geſchehen. Damit war die Sache vor der Hand abgemacht.

Noch an dem nämlichen Abend aber lagerte Namara Toa mit den Angeſehenſten ſeiner Schaar etwas weiter unten am Strande, wo ſie nicht ſo leicht geſtört werden konnten, um mit ihnen zu beſprechen, was jetzt am beſten zu thun ſei. Die Meinungen darüber waren getheilt, denn die Eingeborenen beunruhigte es, daß Matangi Ao eins der fremden Fahrzeuge im Beſitz gehabt, auf dem er natürlich raſcher vorwärts kommen und auch mehr Krieger verſchiffen konnte, als in einem Canoe. Wie leicht waren ſie deshalb hier an der Bai ſeinen Angriffen ausgeſetzt! Und woher hatte er das? Eine der Wachen am Strande wollte den Miſſionskutter erkannt haben, und das ſchien in ſofern wahrſcheinlich, als ihn Matangi Ao, auf einen Kriegszug ausgehend, leicht konnte mit Beſchlag belegt haben. Namara Toa hätte in einem ähnlichen Falle ebenſo gehandelt. Feuerwaffen konnten ſie aber nicht beſitzen, denn es war kein Schuß gefallen, und ohne dieſe vermochten ſie ihnen auch nicht die Stirn zu bieten.

Allerdings gab es unter der Verſammlung noch manche Friedfertige, die am liebſten jeden Kampf vermieden hätten. In einen ſolchen Krieg wäre ja auch das Hupai-Thal hineingezogen worden, und faſt in jeder Hütte dort lebten Verwandte und Freunde der Motua-Bai. Wozu da ein Blutvergießen beginnen, das nur Elend über Tauſende brachte? Die Mehrzahl ſtimmte aber trotzdem für Krieg, denn die Bewohner von Tuia hatten, wie ſie ſagten, dem wahren Gotte Trotz geboten, und wenn ſie das duldeten, ſo zürne er ihnen und brächte ſie in ewiges Verderben.

Die Fanatiker trugen denn auch, wie das gewöhnlich der Fall iſt, den Sieg davon, und mit der ausgehenden Ebbe kurz nach Mitternacht — alſo nicht mehr am Sabbath — beſchloſſen die meiſten Häuptlinge, in ihre verſchiedenen Diſtricte zurückzukehren, ihre Kriegscanoes herzurichten, ihre Waffen in Stand zu ſetzen und dann die Tuia-Bai mit vereinten Kräften zu Waſſer und zu Land an ein und demſelben Tage anzugreifen. Sie wußten ſich dabei an Mannſchaft wie an Waffen den Tuianern überlegen und zweifelten, mit dem neuen Gott zu ihrem Schutz, auch keinen Augenblick an dem Sieg.

Als Mr. Fremar am nächſten Morgen mit Tagesanbruch erwachte, war er ſehr erſtaunt, ein geſchäftiges Hämmern in der benachbarten Schmiede zu hören. Allerdings hatte er ſchon verſchiedene Indianer in dieſer für ſie ſo wohlthätigen Kunſt, das Eiſen zu bearbeiten, unterrichtet, und ſelbſt Ramara Toa hielt es manchmal nicht für unter ſeiner Würde, eine Hacke zu ſchmieden oder einem Angelhaken die nöthige Form zu geben, zeigte ſich auch in der That gar nicht ungeſchickt darin. Der Eifer, mit dem die Eingeborenen aber arbeiteten, nachdem der erſte Reiz der Neuheit vorüber war, ließ ſehr viel zu wünſchen übrig, und deſto unerklärlicher war es dem Miſſionär, daß ſie heute plötzlich einen ſolchen Fleiß entwickelten. Nachdem er vollſtändig angezogen war, ging er auch hinüber und bemerkte zu ſeinem Erſtaunen Namara Toa ſelber, der an der Spitze ſeiner Leute im Schweiß ſeines Angeſichts arbeitete.

„Was machſt Du, Toa?" rief ihn Fremar an, „warum haſt Du mich nicht gerufen, daß ich Dir helfen konnte?"

„Das iſt keine Arbeit für Dich, Mitonare!" ſagte der König finſter, „Du biſt ein Mann des Friedens — wir hier ſchmieden Werkzeuge des Krieges!"

„Lanzenſpitzen!" rief Fremar, als er ſchon einige von ihnen ziemlich roh gehämmert, aber doch brauchbar, am Boden liegen ſah.

„Ei gewiß, Lanzenſpitzen," lachte der König, „um Matangi Ao damit zu überzeugen, daß er nicht ungeſtraft den Tabu von Namara Toa's Hütte brechen darf."

„Aber Lanzenſpitzen in dieſer Werkſtätte des Friedens," rief Fremar vorwurfsvoll aus, „habe ich ſie deshalb für Euch aufgerichtet?"

„Weißt Du, Ferema," ſagte der König düſter, „weshalb Du ſie aufgerichtet haſt, bleibt ſich ziemlich gleich — aber es iſt gut daß ſie da iſt, denn wir brauchen ſie jetzt, um Deinen Gott zu ſchützen, da ſonſt Matangi Ao bei ſeinem nächſten Einfall uns vielleicht einmal deſſen Haus über dem Kopf anzünden könnte.“

„Du thuſt Unrecht, Ramara Toa.“

„Bah,“ ſagte dieſer, „einmal ſprichſt Du ſo, einmal ſo — Du willſt doch, daß Alle im Lande Chriſten werden?“

„Das walte Gott.“

„Nun ſchön, mit Redensarten iſt aber dabei nichts auszurichten, denn Mitonare Loa ſitzt ſchon ein paar Jahre da drüben in Tuia und hat gewiß geſprochen genug — und ſeine Frau auch, und was haben ſie fertig gebracht? — gar nichts. An der Tuia iſt kein einziger Chriſt. Nicht einmal im Hupai-Thale haben ſie ihr Götzenbild niedergenommen, und als ich es mit Gewalt abbrach, fallen ſie mir in's Land und trotzen mir in meiner eigenen Stadt. Dem muß ein Ende gemacht werden. Du ſagſt daß Dein Gott ſtark iſt; er ſoll es jetzt beweiſen und uns die Feinde zerſtreuen helfen; dann wollen wir ihm Tempel in allen Theilen der Inſel errichten und ein großes Volk werden.

Rüſtig, Ihr Leute, wir haben nicht ſo viel Zeit zu verlieren.“

Fremar wollte ihn noch überzeugen, daß Matangi Ao doch vielleicht keine Feindſeligkeiten gegen ihn beabſichtige, als Ramara Toa ärgerlich wurde und ausrief:

„So? Und ſie ſind wohl nicht in der letzten Nacht mit dem Miſſionskutter in der Bai geweſen? Glaubſt Du, daß Mitonare Loa ihnen den gutwillig gelaſſen hat? Sicher nicht — vielleicht iſt er ſchon erſchlagen und ſeine Frau auch, und ſollen wir dulden, daß ſie ſich ungeſtraft an unſerem Eigenthum vergreifen?“

„Mr. Loa erſchlagen!“ rief Fremar wirklich entſetzt aus.

„Ich weiß es nicht,“ ſagte Ramara Toa, eigentlich faſt ein wenig zu gleichgiltig für eine ſo ſchreckliche Vorausſetzung, „aber wundern ſollt' es mich gar nicht, und geſchähe ihm eigentlich recht, denn anſtatt ſeinen Kutter augenblicklich abzuſchicken und uns zu warnen, wenn er merkte daß dort Unheil gebrütet wurde, läßt er ihn ſich albernerweiſe wegnehmen, und jetzt ſtellen ſie ihm das Götzenbild wieder vor der Naſe auf. Ora ma noa — er iſt ein großer Thor!“

Fremar wagte jetzt ſelber keine Einrede mehr gegen das Schmieden von Lanzenſpitzen, denn bedrohten die Heiden wirklich in ſolcher Weiſe ihre eigene Sicherheit, ſo war es ſogar ihre Pflicht ſich bereit zu halten, um ſie wenigſtens abzuwehren. Sie konnten ſich doch nicht ruhig ſchlachten laſſen.

Indeſſen wurden aber an der ganzen Bai die Vorbereitungen zu einem neuen Angriff auf Feindesland mit dem größten Eifer betrieben, Kriegscanoes hervorgeholt und ausgebeſſert, andere miteinander verbunden, die Luvbäume oder Ausleger der kleineren nachgeſehen und auf's neue feſtgeſchnürt, Keulen vorgeſucht, Bogen friſch geſpannt und hölzerne Pfeilſpitzen auf Steinen geſchliffen und zugeſpitzt.

Drei Tage vergingen auch unter dieſen Zurüſtungen, denn der vierte war zum Sammeltag beſtimmt. Am frühen Morgen deſſelben flochten die Frauen und Mädchen ſchon Körbe aus einem einzigen Cocospalmen-Wedel und trugen Früchte, und beſonders Cocosnüſſe, für die Canoes herbei, weil das das einzige Getränk war, das ſie mitnehmen konnten. Eine Menge von Erdöfen waren dabei in Thätigkeit, um noch Brotfrucht zu backen und ſo viel Fleiſch als möglich zu braten, und die Männer rüſteten ſich indeſſen zum Kampfe, indem ſie wunderliche Helmzierden herbeiholten und ihre Geſichter mit grellen Farben, bald roth und ſchwarz, bald gelb, bald blau und weiß anmalten, um beim Angriff dem Feind recht furchtbar zu erſcheinen. Außer ihren Gnatu- oder Tapa-Ueberwürfen ſchienen ſie ſich aber auch noch außerdem zum Kampf beſonders ausgeſchmückt zu haben, denn blaue und gelbe Bänder flatterten von den Schultern der Häuptlinge, während ſich die ärmeren Eingeborenen damit begnügt hatten, die zu dieſem Zwecke beſonders zugerichteten und buntgefärbten Blätter des Pandanus zu ſolchem Schmuck zu benutzen. Ganz eigenthümlich ſah es auch aus wenn jetzt, wo die verſchiedenen Bootsleute den Befehl erhalten hatten, die Canoes zur Stelle zu ſchaffen, dieſe ſchlanken, broncefarbenen Geſtalten, mit den bemalten Geſichtern, wehenden Bändern und auf dem Kopfe ſchwankenden Federn hinten in ihrem Canoe ſtanden, und daſſelbe mit ihrem Ruder raſch und kräftig über die Fluth trieben.

Mr. Fremar war hinunter zu Ramara Toa gegangen, um ihn noch einmal zu bitten wo möglich Blutvergießen zu vermeiden. Er kannte den rachſüchtigen Charakter dieſer Stämme, und fühlte ſich dabei gar nicht ſo ganz ſicher, daß

Namara Toa den Tuianern ſo weit an Kriegsgewandtheit überlegen wäre, um einen Erfolg auch ganz beſtimmt zu ſichern. Siegten aber die Heiden, ſo befanden ſich die Miſſionäre in größter Lebensgefahr. Außerdem hielt er es auch für ſeine Pflicht, dem König die Sicherheit des Bruder Lowe und deſſen Gattin dringend an's Herz zu legen, die ja doch nur auf ſeine Inſel gekommen waren, um den Eingeborenen Glück und Frieden und die wahre Lehre zu bringen. Er ſelber hatte allerdings ſchon nacheinander drei Boten an ihn abgeſandt, um ihm den Stand der Dinge hier zu melden. Keiner von allen war aber zurückgekehrt, ſo daß er gar nicht wußte, ob ſie ihn angetroffen oder nicht.

Namara Toa hörte die Vorſtellungen ſehr ruhig, aber auch ziemlich gleichgiltig mit an. Er verſprach allerdings, für den Mitonare zu ſorgen, und es ſolle ihm kein Leid geſchehen, oder er werde das ganze Tuia in eine Wüſte verwandeln, aber — es ſchien ihm doch kein beſonderer Ernſt damit zu ſein, wenigſtens hätte er wohl kaum daran gedacht, irgend einen Vortheil dafür aufzugeben. Außerdem hatte er eine viel zu gute Meinung von der Geſchicklichkeit des Mitonare, ſich aus einer ſchwierigen Lage herauszuziehen, und beruhigte ſich auch vollkommen mit dem Troſt, daß, wenn der Gott, der die Mitonares hier herüber geſendet, nicht einmal ihren Häuptling beſchützen wolle oder könne, ſo würde er ſich noch viel weniger um die anderen Menſchen bekümmern.

Jetzt kam der Aufbruch, und rührend war es zu ſehen, wie ſich die Frauen und Kinder der Motua=Bai noch an ihre Väter und Brüder ſchmiegten, um Abſchied von ihnen zu nehmen. Das kleine Volk beſonders hatte die Kniee der Verwandten umklammert und hielt ſie feſt, ja wollte ſie, als endlich die Muſchelhörner zum Aufbruch tönten, gar nicht wieder loslaſſen. Aber die Pflicht rief; noch einmal umarmten ſich die Gatten und rieben — als Zeichen innigſter Freundſchaft — ihre Naſen aneinander*), dann riſſen ſie ſich los, und wie ſie auf den Geſichtern der Frauen Spuren der aufgetragenen Farben in Roth und Gelb und Blau zurückließen, ſo ließen ſie auch freilich in ihren Herzen Sorge und Kummer. Auf welche Seite ſich auch der Sieg neigte, wie Vielen von ihnen koſtete es doch den Vater, den Gatten, den Bruder!

---

*) Der gebräuchliche Gruß und Abſchied faſt auf allen Inſeln der Südſee.

Und wozu der Krieg? Was hatten ihnen die Freunde im Tuia-Thal je zu Leide gethan? Wie oft waren ſie von ihnen gaſtlich bewirthet worden, wenn ſie hinüber zum Beſuch kamen! In wie enger Verwandtſchaft ſtanden ſie ſelber mit zahlreichen Familien des Hupai-Thales, mit denen ſie jetzt nur ſeit langer Zeit nicht verkehrt, weil eben der neue Glaube Haß und Zwietracht zwiſchen den Familien ausgeſäet. Aber deshalb brauchten ſie doch nicht mit ihnen Krieg zu führen; — die neue Religion ſollte ja eine Religion der Liebe und des Friedens ſein, mußte ſie denn da mit dem Herzblut ihnen theurer Menſchen eingeweiht oder befeſtigt werden? Sie begriffen es nicht, und das geht einem Volke, das von ſeinem König in den Krieg geführt wird, gewöhnlich ſo. Die Könige aber wiſſen weshalb ſie Krieg führen — ſollten es wenigſtens — und das ganze Volk muß dazu beiſteuern — die Männer mit ihrem Blut, die Frauen mit ihren Thränen — und es trägt da wohl ein Jeder gleich ſchwer.

In Tuia war übrigens Matangi Ao die Zeit über nicht müßig geweſen, denn er kannte den ehrgeizigen Charakter Ramara Toa's genau genug und wußte, daß er ihm durch die Zurückeroberung der entführten Beute eine empfindliche Wunde geſchlagen. Außerdem erhielt er auch durch heimliche Boten genaue Kunde über Alles, was in der Motua-Bai vorging, da viele der Indianer, obwohl ſie dort der Form nach Chriſten geworden, ja oft dazu gezwungen waren, doch im Herzen noch an ihrem alten Glauben hingen und deshalb auch die begünſtigten, die treu bei den alten Göttern ausgehalten.

Dabei traute Matangi Ao den Miſſionären ebenfalls nicht; denn er wußte gut genug, daß ſie im Fall eines wirklichen Angriffs Alles thun würden, um Ramara Toa den Sieg zu ſichern. Er ließ ihre Wohnung deshalb auf das ſtrengſte überwachen, wodurch es ihm auch gelang, die von Fremar abgeſandten Boten aufzufangen, die er ohne Weiteres an Bord des Miſſionskutters als Gefangene ſchickte. Nur erſt als er die Nachricht erhielt, daß Ramara Toa wirklich einen Ueberfall ſeines Diſtrictes beabſichtige und im Begriff ſei, zu Land und zur See ſein Gebiet anzugreifen, die Entſcheidung alſo doch bald fallen würde, beſchloß er, ſich freie Hand zu wahren und zu dem Zweck den Kutter mit den Fremden aus der Bai zu ſenden. Alles aber, was er an Waffen und Munition darin gefunden, und der franzöſiſche Matroſe wußte genau, wo er danach ſuchen mußte, nahm er an ſich und ließ dabei auf des Fremden Rath die kleine Schiffskanone — übrigens eine vortreffliche Drehbaſſe — auf dem Eiland Tuia-iti, das draußen in der Bai lag und die Einfahrt vollkommen beherrſchte, landen.

Mit dieſer allein konnte er das Einlaufen fremder Canoes leicht und vollſtändig verhindern; noch immer hoffte er aber, daß es Namara Tea zu keinem wirklichen Kampf treiben, ſondern nur verſuchen würde, ihn durch das Aufgebot eines Achtung einflößenden Heeres zu den früher geſtellten Bedingungen zu bringen — die er freilich feſt entſchloſſen war nicht anzunehmen.

Uebrigens lag ihm gar nichts daran, mit den Papalangis, die ſehr häufig ihre Schiffe hier herüberſchickten, in Zwiſtigkeiten zu gerathen, und das konnte ſehr leicht geſchehen, wenn ein unter ſeinem Schutze ſtehender Miſſionär in ſeinem Orte erſchlagen würde. Wie er alſo nur die beſtimmte Kunde erhielt, daß die Feinde noch an dieſem Tag aufbrechen und den Platz wahrſcheinlich in der Nacht überfallen würden, ging er ſelber zu Mr. Lowe's Haus, wo er die Miſſionäre gerade bei ihrem Mahl verſammelt fand, und ſagte freundlich:

„Mitonares — Euer Fahrzeug liegt für Euch bereit; ich habe dafür geſorgt, daß genügend Brotfrucht und Waſſer an Bord iſt, um Eure Reiſe damit fortzuſetzen. Wenn ich Euch rathen ſoll, thut das heute noch, denn in der Nacht könnte Ramara Toa mit ſeinen Canoes hier ſein, und ſobald Schüſſe gefeuert werden, weiß kein Menſch, wohin die Kugeln fliegen. Und noch Eins," ſetzte er hinzu, als ihm die Miſſionäre dafür danken wollten. „Ihr hattet eine Kanone und viele Gewehre an Bord. Wozu gebraucht Ihr die Waffen?"

„Matangi Ao," ſagte Lowe, „nicht um Krieg mit Euch zu führen. Aber unſere Fahrzeuge berühren im Dienſte der guten Sache viele fremde, noch unbekannte Inſeln. Gott kennt die Herzen der Menſchen, wir kennen ſie nicht, und wenn wir bei ihnen landen wollen und werden plötzlich überfallen, was bleibt uns da anders übrig, als unſer Leben zu vertheidigen?"

Matangi Ao's Brauen zogen ſich finſter zuſammen. „Auf Euren Zungen," ſagte er, „kündet Ihr das Leben und in Euren Eiſenrohren tragt Ihr den Tod. Weshalb geht Ihr zu ſolchen Völkern, die Euch nicht haben wollen und zufrieden und glücklich in ihrem Glauben leben? Um nachher, wenn ſie von ihrem Rechte Gebrauch machen, Euch wieder fortzutreiben, zwiſchen ſie zu ſchießen, nicht wahr? Geht, Ihr ſeid falſch und treulos; Matangi Ao wird ſich nie zu dem bekehren, was Ihr ihm rathet — aber die Gewehre und das große Gewehr ſind mein. Die Papalangis machen es genau ſo, wenn ſie im Kriege ſind. Sie nehmen allen Schiffen, die dem feindlichen Lande Waffen zuführen wollen, dieſe ab. Ich weiß es, ich thue das Nämliche, es iſt recht, und Ramara Toa würde es ebenfalls gethan haben.“

„Nein, Matangi Ao!“ rief da Mr. Lowe. „Ramara Toa nicht, denn er iſt ein Chriſt, und er weiß, daß es gegen Gottes Gebote iſt, ſich an fremdem Eigenthum zu vergreifen.“

„Weiß er das?“ lachte der junge Häuptling. „Und weshalb iſt da der alte Mann mit dem weißen Bart zu mir, dem Heiden, geflohen? Weil ihm der Chriſt ſein Eigenthum nicht wieder herausgeben wollte, ja ſogar ſein Leben bedrohte. Einer ſeiner Landsleute hatte es gehört und ihn gewarnt. Doch genug! Durch Reden änderſt Du nichts an der Sache. Geht! Aber Du, Mitonare, kannſt hier bleiben; Du haſt Dir hier ein Haus gebaut und Deine Sachen hergeſchafft. Dein Haus ſteht unter tabu. Du kannſt ſicher darin weilen.“

„Und iſt das gewiß, Matangi Ao,“ fragte Lowe, „daß Ramara Toa im Anzug gegen Tuia iſt?“

„Ich habe es geſagt.“

„Zu Land und zu Waſſer?“

„Seine Canoes ſind gerüſtet und wahrſcheinlich jetzt ſchon unterwegs.“

„Dann erlaube, daß auch ich mit meiner Frau unſer Fahrzeug benutze,“ ſagte der Miſſionär, „denn meine Sendung iſt eine Sendung des Friedens, nicht des Krieges, und ich möchte nicht zwiſchen die Streitenden gerathen.“

„Ich ſage Dir,“ ſagte der Häuptling, „daß Du ſicher in Deinem Hauſe biſt; verläſſeſt Du es, dann ſtehe ich Dir freilich für nichts.“

„Willſt Du mir Canoes geſtatten, um mein Eigenthum an Bord zu bringen?“

„So viel Du brauchſt; der Kutter mag näher heran ankern, denn die Fluth iſt jetzt geſtiegen. Und Du willſt gehen?“

„Ich will ſehen, daß ich das Unheil von dieſem Lande abwende,“ erwiderte der Miſſionär. „Wir werden Ramara Toa entgegenfahren und ihn bitten, die ſchon mit der Waffe gehobene

Hand nicht zu ſenken. Aber auch Du, Matangi Ao, gehe in Dich! Richte die zurückeroberten Götzenbilder nicht wieder auf, denn daß ſie nur geraubt werden konnten, mag Dir ein Zeichen ſein, wie wenig dieſe Götter im Stande ſind, ſich ſelber zu ſchützen — wie glaubſt Du, daß ſie Andere ſchützen werden? Deshalb verſöhne Dich mit dem Vater Deiner eigenen Frau und öffne Dein Ohr den Lehren —"

„Halt ein, Mitonare!" ſagte Matangi Ao finſter. „Spare Deine Worte. Wenn Du Dich nicht unter meinen Schutz ſtellen willſt, ſo geh — ſelbſt zu unſeren Feinden; ich werde Dich nicht halten; aber dann beeile Deinen Weg, denn viel Zeit bleibt Dir nicht. Wo ſind Deine Inſulaner?"

„Hier im Hinterhauſe."

„Gut; an Bord des Fahrzeugs befinden ſich noch Boten von Motua — ſie mögen jetzt ihre Botſchaft ausrichten ſie thun keinen Schaden mehr — und dann mit Euch Tuia verlaſſen."

„Aber meine Druckerei und Schmiede ſtelle ich unter Deinen Schutz."

„Die Schmiede gewiß," nickte der Häuptling, „ich werde gut Acht darauf haben; aber Bücher drucken wir nicht wenn Du fort biſt, und wo viele Krieger lagern, um das Land zu vertheidigen, kann ich ſie nicht während der Nacht im Regen ſchlafen laſſen, wenn leere Hütten daſtehen, deren Dach ihnen Schutz und Obdach bietet. Noch einmal ſage ich Dir: bleibe bei Deinen Sachen, und Du biſt ſicher.“

„Ich kann hier nicht bleiben,“ erwiderte Lowe, der auch noch durch die Rede des Häuptlings beunruhigt wurde, da er daraus erſah, daß Fremar jedenfalls Boten an ihn abgeſandt habe, die von dem Häuptling aufgefangen worden ſein mußten. „Darf ich meine Sachen in die Canoes ſchaffen laſſen, und gewährſt Du mir dazu Deinen Schutz?“

„Ich habe ihn Dir ſchon zugeſagt. Geh! Es wird Dich Niemand hindern. Wir ſind Dir Dank ſchuldig. Wenn wir auch Deine Lehre nicht gebrauchen konnten — was Du uns ſonſt gebracht haſt, war gut. Niemand ſoll Dich ſchädigen.“

Und ſeinen Mantel um ſich ſchlagend, ſchritt der Häuptling, ohne die anderen Miſſionäre eines Wortes weiter zu würdigen, aus der Hütte. Aber er hielt ſein Verſprechen. Unmittelbar danach glitt ein Canoe über die Bai, das den Miſſionskutter heranrief, und kaum eine halbe

Stunde ſpäter ankerte dieſer etwa dreißig Schritt vom Strand entfernt, während die Laua-Indianer mit den jetzt freigegebenen Motua-Leuten in Lowe's kleinem Handwagen das verſchiedene Eigenthum des Miſſionärs mit den noch dort befindlichen Waaren hinunter zur Landung rollten und dort augenblicklich in Canoes überluden. Dieſe wurden dann ebenſo raſch langſeit des Kutters gefahren, und in kaum zwei Stunden war die Ueberſiedlung, bis auf die Druckerei, geſchehen. Mr. Lowe würde auch dieſe ſehr gern eingenommen haben, aber Matangi Ao hatte Recht gehabt, die Zeit drängte in der That, denn ſchon eilten Boten heran, welche die Meldung brachten, daß die Canoeflotte in Sicht und auf ihrem Wege hierher ſei. Es war kein Augenblick mehr zu verlieren, wenn ſie noch vor dem Anſturm die offene See erreichen wollten.

Mrs. Lowe hatte indeſſen einen Verſuch gemacht, noch wenigſtens bei Nalata Abſchied zu nehmen, war aber nicht vorgelaſſen worden. — Die junge Frau mochte einmal Mrs. Lowe nicht leiden und konnte ſich dann auch nicht dem Glauben verſchließen, daß ihr armer Bruder nur durch die Geſetze ſeinen frühen Tod gefunden hätte, die gerade von dieſen Miſſionären gegeben und — wie ſie dachte — zum Unheil und Fluch des Landes geworden wären. Mrs. Lowe fand ſich allerdings durch dieſe Abweiſung verletzt, aber die Dienerinnen bekümmerten ſich gar nicht um ſie, und eine zweite Meldung wurde ihr auch durch den Ruf nach den Canoes abgeſchnitten.

Die letzten lagen bereit, um ſie an Bord zu nehmen und nach dem Kutter hinüberzuführen, all' ihre Sachen waren ſchon eingeſchifft, die Inſulaner ſelber drängten, denn neue Boten trafen ein, und die bemalten wilden Burſchen ſchienen Anderes vorzuhaben, als ſich zu einfachem Paſſagierdienſt herzugeben. Da wurde denn ein Zögern zur Unmöglichkeit; Mrs. Lowe, in ihrem höchſten Staat, beſtieg das Canoe, ihr folgten die Uebrigen, und kaum zehn Minuten ſpäter kam ſchon der Anker des Kutters herauf, denn der Kapitän deſſelben hatte genug von der hieſigen Kriegführung geſehen, um ſich noch einmal der Gefahr auszuſetzen, den Wilden in die Hände zu laufen.

Der Führer des Kutters war ein alter ehrlicher Schotte, der ſich auch lange in dieſen Gewäſſern herumgetrieben hatte, und ein Seemann, wie man ihn ſich nicht beſſer hätte wünſchen können, aber auch dafür dickköpfig, wie eben nur ein Schotte ſein kann, und auf ſein kleines Fahrzeug ſo ſtolz, als ob es ein Dreidecker geweſen wäre. Er wußte mit demſelben auch ganz vortrefflich umzugehen, und erſt einmal den Anker in die Höhe, brachte er es raſch durch die Einfahrt hinaus aus den Riffen und in die offene See. Als ſie aber dort in Sicht der allerdings anrudernden Flotte kamen und Mr. Lowe in ſeiner ruhigen, befehlenden Weiſe kurzweg von ihm verlangte, zwiſchen die Canoes hineinzuhalten, damit er vor allen Dingen eine Beſprechung mit Ramara Toa haben könne, erklärte ihm Mac Ango, wie der Kapitän hieß, ebenſo ruhig, daß er gar nicht daran dächte, ſich noch einmal der Gefahr auszuſetzen, von den Eingeborenen der „verbrannten Inſel“ gekapert zu werden. Er habe Befehl von Mr. Rosbane, die beiden Miſſionäre nach Majui zu bringen, aber ſein Fahrzeug nicht zu Kriegszwecken benützen zu laſſen, und wenn Mr. Lowe etwas Wichtiges mit Ramara Toa zu beſprechen habe, ſo wolle er ihn in Motua-Bai abſetzen. Das ſei aber Alles, was er von ihm verlangen könne, und ſelbſt in Motua-Bai gedenke er unter dieſen Umſtänden nicht in das Binnenwaſſer einzulaufen, ſondern draußen zu kreuzen, bis die Canoes hinauskämen, um ihre „Fracht“ an Land zu holen.

Mr. Lowe proteſtirte auf das heftigſte dagegen und erklärte, er würde ihn, den Kapitän, zur Anzeige bringen, wenn er nicht die Befehle ausführe, die ihm einer der oberen Miſſionäre ertheile; Kapitän Mac Ango blieb aber außerordentlich ruhig bei der Drohung. „Mr. Lowe möge,“ wie er erklärte, „thun, was er nicht laſſen könne; er aber wiſſe genau, wie er zu handeln habe,“ und ohne ſich weiter um irgend eine Einrede des Miſſionärs zu bekümmern, hielt er direct in See hinaus, wohin er recht gut wußte, daß ihm die Canoes nicht folgen würden und bei der Briſe auch nicht folgen konnten.

Von der Flotte aus wurde ihm allerdings ein Zeichen gegeben, heranzukommen oder wenigſtens anzuhalten, denn da der Kutter aus Tuia herauskam, hoffte man doch etwas Beſtimmtes von ihm zu hören. Kapitän Mac Ango hielt ſich aber nicht auf; er kreuzte direct gegen die Briſe nach Nordoſt auf, und that ſo, als ob er die größte Eile hätte nach irgend einem beſtimmten Punkt in der Richtung zu gelangen. Eins der Canoes ſuchte dann noch an ihn hinanzulaufen und trennte ſich von der Flotte, mußte aber, da der Kutter ſeinen Curs hielt, den Verſuch bald wieder aufgeben und kehrte zu den übrigen zurück.

Es war ein wundervoller Anblick, dieſe Canoes zu ſehen, wie ſie Schwänen gleich durch das Meer zogen.

Alle dieſe Inſeln beſitzen große Fertigkeit in der Herſtellung ſolcher, ſonſt eigentlich ſehr primitiver Fahrzeuge, und nicht allein daß ſie dieſelben ſo ſicher als irgend möglich bauen, nein, ſie geben ihnen auch beſonders durch einen hohen Schwung des Buges, der noch außerdem mit Schnitzwerk und Federn verziert wird, eine elegante und kecke Form. Dazu die maleriſchen, wilden Geſtalten im Innern, mit ihren wehenden Mänteln und federgeſchmückten Köpfen, mit den langen Lanzen und Bogen; der Mann am Ruder, wie er ſich kräftig und gewandt gegen den langen Riemen (Ruder) preßt; der Häuptling vorn, der auf der äußerſten Spitze des Buges ſteht und mit der langen Lanze, ohne auch nur einmal den Kopf nach dem Steuernden zu wenden, die Richtung andeutet, die das Fahrzeug zu nehmen hat — das Alles zuſammen bietet einen wahrhaft prächtigen Anblick. Und wie die ſchlanken Fahrzeuge dahinſchießen! Vorn am Bug ſchäumt die klare Fluth, und hintendrein zieht ein ſilberner, funkelnder Streifen, der, wenn die Nacht einbricht, in einem grünlich phosphoreſcirenden Lichte leuchtet. So furchen ſie die tiefe Fluth in einem ſcheinbar dicht geſchloſſenen Schwarm, ohne daß aber trotzdem ein Ruder das des Nachbarcanoes trifft oder ſich die ſchlanken Fahrzeuge einander auch nur mit dem Ausleger berühren. So glitt auch die Flotte Ramara Toa's über die ſtille See, aber der König befand ſich nicht auf ihr.

Ganz ungleich Matangi Ao, hatte er nämlich mit ſeinem Doppelangriff genau den entgegengeſetzten Plan verfolgt und die Flotte nur dazu beſtimmt, die Macht des Gegners zu theilen. Für die Flotte waren deshalb auch weniger die größten, als die am ſchnellſten ſegelnden Canoes ausgeſucht, um ſich, wenn ſie einem zu ſtarken Widerſtande begegnen ſollten, leicht zurückziehen und ebenſo raſch wieder angreifen zu können. Die Hauptmacht dagegen führte Ramara Toa ſelber durch das Land, direct nach dem Hupai-

Thal hinauf, und da er unterwegs an gar keinen Widerſtand dachte, hoffte er ziemlich zugleich mit der Flotte, oder doch bald nachher, Tuia zu erreichen und es dann von beiden Seiten zugleich zu berennen.

5.

Die Schlacht.

So ſicher fühlte ſich Ramara Toa ſeines Erfolges, daß er den eigentlichen Kampf nur als eine Art Siegeszug betrachtete und ſeine Boten zuverſichtlich in das Hupai-Thal vorausſchickte, um den Bewohnern zu befehlen, genügend Lebensmittel für die Armee bereit zu halten. Wollten ſie doch dort ein paar Stunden raſten und dann ihren Weg ungeſäumt fortſetzen. Er ſorgte ſich auch nicht, daß die Boten nicht zurückkehrten; weshalb ſollten ſie, wenn auch nur einen Theil des beſchwerlichen Weges zweimal machen? Sein Ingrimm kannte aber faſt keine Grenzen, als er die obere Thalſchlucht erreichte, in deren Nähe auch Taori beigeſetzt worden, und dort nicht allein den Weg durch gefällte Bäume verrammelt, ſondern auch von Kriegern beſetzt fand, die hinter ihren Wipfel-Barrikaden den andrängenden Schaaren ein trotziges Halt! entgegenriefen.

Namara Toa forderte ſie allerdings augenblicklich zur Uebergabe auf; aber hier befehligte der alte Tamoruva ſelber, der an etwas Derartiges wohl noch im Leben nicht gedacht. Schießwaffen hatten die Bewohner des Hupai-Thales allerdings nur zwei, eine dritte war am Schloſſe beſchädigt worden und natürlich Niemand vorhanden, der ſie hätie repariren können. Aber ſelbſt dieſe zwei waren ſo zweckmäßig poſtirt worden, daß ſie die anrückende Schaar in der Flanke faſſen konnten. Uebrigens hatte Tamoruva den Befehl gegeben, kein Gewehr abzufeuern, keinen Stein zu ſchleudern oder Pfeil abzuſchießen, bis nicht die Feinde zuerſt offene Thätlichkeiten begonnen hätten, und ein Muſchelgong ſollte dann das Zeichen zur Vertheidigung geben.

Das war freilich nicht nöthig, denn kaum fand Namara Toa, faſt außer ſich vor Wuth, daß ſeine Befehle ſchon hier in ſeinem eigenen und ihm unterworfenen Territorium mißachtet wurden, als er den Befehl zum Feuern gab und ſechzehn oder achtzehn Musketen zugleich auf die wohl ſparrigen und ſchwer zu durchdringenden, aber doch überall durchſichtigen Barrikaden abgefeuert wurden. Dieſe ſchleuderten dann freilich Tod und Verderben in den dichtgedrängten Schwarm der Feinde.

Jetzt hielten ſich aber auch die Bewohner des Hupai-Thales nicht mehr.

Von rechts und links knallten die beiden Schüſſe, von denen die eine Kugel ſo dicht an Ramara Toa ſelber vorüberging, daß ſie ihm die Schulter ſtreifte und einen dicht neben ihm ſtehenden Häuptling todt zu Boden ſtreckte. Und nun flogen die Steinwürfe der Schleudern, ziſchten die Pfeile und trafen die mit furchtbarer Sicherheit geworfenen Steinkeulen ihre aufheulenden Opfer. Aber Tamoruva konnte den Platz nicht gegen den ihm an Zahl wohl vierfach überlegenen Ramara Toa halten. Rechts und links brachen bewaffnete Schwärme, welche die Barrikaden umgangen hatten, durch die Büſche, um die Vertheidiger derſelben in der Flanke zu faſſen, und der Befehl zum Rückzug mußte endlich gegeben werden. War doch Gefahr vorhanden, daß ſie abgeſchnitten und umzingelt und dann gänzlich vernichtet wurden, denn Gnade wird in dieſen Fuß an Fuß geführten Kämpfen nur ſelten erbeten und noch ſeltener gewährt.

Tamoruva zog ſich mit ſeiner Schaar fechtend auf den kleinen Ort ſelber zurück, und hier war ſchon eine flüchtige Verſchanzung aufgeworfen, hinter der man den Feind erwarten und dadurch zwingen wollte, die andere Seite des Sees zu nehmen, um das Dorf von ihnen freizuhalten. Tamoruva hatte aber dabei noch zu viel ſeine früheren Kämpfe im Gedächtniß, wo allein perſönliche Tapferkeit und geſchicktes Manövriren entſchied, während jetzt die furchtbaren Feuerwaffen den Ausſchlag gaben.

Eine Zeit lang blieben ſie noch trotzdem hinter ihren ſpärlichen Verſchanzungen unbeläſtigt, denn die Kanone hatte nicht ſo raſch mit fortgezogen werden können, und dann mußte, als die Leute endlich die indeſſen geräumten Barrikaden damit erreichten, auch erſt das Hinderniß fortgeſchafft werden, um das ſchwere Geſchützſtück hindurchzubringen.

Bei dieſem befand ſich Claus. Fremar hatte anfangs ſeine Einwilligung nicht dazu geben wollen, daß er den Kriegszug begleite. Da er ſelber aber keinen Theil daran nehmen durfte, ſo ſchien es doch rathſam, den Weißen wenigſtens bei der Schaar zu haben. Man konnte nicht wiſſen, welche Hilfe er im Stande war Mr. Lowe und deſſen Frau zu leiſten, falls ſie wider Willen in den Kampf gezogen werden ſollten, und Fremar ſelber kannte den alten Claus dabei als einen vollkommen praktiſchen und, wenn es galt, auch entſchloſſenen Menſchen.

Claus ſelber war es freilich nicht recht geweſen, Berchta in dieſer unruhigen Zeit zu verlaſſen, denn wer konnte ſagen, wie ſich das Schlachtenglück entſchied, und wurde Motua-Bai von den Wilden berannt, ſo ſteckte er am Ende weit drinnen im Buſch und konnte ihr nicht zu Hilfe eilen. Die chriſtlichen Inſulaner erzählten dabei entſetzliche Geſchichten von den „Götzenanbetern", wie grauſam ſie wären, und daß ſie ſogar noch Menſchenfleiſch verzehrten, was ſie — wie ſie ſchüchtern eingeſtanden — wohl früher auch manchmal nach einem erbitterten Kampf gethan.

Das fand nun allerdings in der Art und Weiſe, wie ſich Matangi Ao mit den Seinen bei dem letzten Ueberfall benommen, keine Beſtätigung; im Gegentheil hatten ſich dieſe wilden Schaaren ſo rückſichtsvoll als möglich gezeigt; aber wer durfte ihnen trauen? Beſonders in der Schlacht bricht die Wildheit und der Blutdurſt ſolcher Völker gewöhnlich aus, und ſie verüben Thaten, an die ſie, in ruhigen und geregelten Verhältniſſen, im Leben nicht gedacht hätten.

Ramara Toa verlangte dabei ſo dringend die Begleitung des Weißen, der mit den Gewehren ſo vortrefflich umzugehen wußte und dabei auch ihren Pulvertransport bewachen ſollte, und Claus ſelber war neugierig geworden, einmal einen ſolchen „indianiſchen Kriegszug“ mit anzuſehen, daß Fremar endlich ſeine Einwilligung gab, und auch Claus die größte Sicherheit für die ſeinem Schutz befohlene junge Frau darin fand, daß er ſich der Sache der Chriſten entſchieden anſchloß und den Heiden einen tüchtigen Denkzettel geben half. Nachher hielten ſie Ruhe und ſie konnten in Frieden auf der Inſel wohnen.

Claus war, wie ſchon früher erwähnt, kein beſonders eifriger Chriſt und würde ſich auch aller Wahrſcheinlichkeit nach unter lauter Heiden vollkommen wohl befunden und ſie aus eigenem Antriebe wohl nie mit den Dogmen der chriſtlichen Kirche bekannt gemacht oder beläſtigt haben. Aber er ſah auch nicht den geringſten Grund ein, weshalb ſich ein Theil dieſer hart=

ſchädeligen Wilden der chriſtlichen Religion ſo widerſpenſtig zeigen und ſogar einen Krieg anfangen ſollte, um ein paar alberne Holzklötze, die ſie Götter nannten, wiederzuerobern. Mr. Fremar war hier zu ihnen gekommen und hatte ſich, was ſich nicht leugnen ließ, die größte Mühe mit ihnen gegeben, um ſie alles mögliche Nützliche zu lehren. Was für ein Segen war nicht allein die Schmiede für ſie geworden, nachdem ſie beſonders mit der geſcheiterten kleinen Brigg eine ſolche Menge von Eiſenwerk bekommen und nun mit leichter Mühe für ihren Ackerbau Werkzeuge herſtellen konnten, die ihnen die Arbeit um das Zehnfache erleichterten. Geradeſo hatte es Mr. Lowe auf der andern Seite gemacht, und nun wollten dieſe Sappermenter keinen Frieden und die Inſel in ewiger Aufregung halten?

Das ging nicht! Ruhe mußten ſie haben, und er war darin mit manchen unſerer Staatsbürger vollkommen einerlei Meinung, daß ein geſunder Krieg viel beſſer wäre, als ein fauler Frieden. Je raſcher dieſer aber abgemacht wurde, deſto beſſer, denn deſto weniger Blut koſtete er, deſto weniger Unglück brachte er über einzelne unſchuldige Familien, und deshalb war Claus auch feſt überzeugt, daß nur ein paar mit guter Wirkung abgefeuerte Kanonenſchüſſe die Sache am ſchnellſten erledigen würden. Dieſe halbnackten Wilden mußten nachher wohl geſchwind genug einſehen, daß ſie gegen eine derartige Waffe nicht im Stande wären mit ihren Bogen und Pfeilen anzukämpfen. Ob es im Sinn und Geiſt des Stifters unſerer Religion geweſen ſei, dieſelbe auf ſolche gewaltſame Weiſe zu verbreiten und den Stämmen aufzuzwingen, daran dachte er allerdings nicht. Sie brauchten hier auf der Inſel Frieden, und der war ſeiner Meinung nach nur auf dieſe Art zu beſchaffen.

Namara Toa indeſſen, nachdem er in Schußnähe an die Verſchanzungen von Hupai angerückt war und nicht eher einen Angriff unternehmen wollte, weil er erſt die Kanone erwarten und deren Wirkung prüfen wolle, beſchloß die Zwiſchenzeit zu einem Waffenſtillſtand zu benützen, in welchem Einzelne jeder Partei Abſchied von den Freunden und Bekannten im feindlichen Heere nehmen konnten.*) Ein Häuptling wurde deshalb allein und unbewaffnet gegen die Verſchanzung vorgeſendet, um denſelben zu dem beſagten Zwecke zu verlangen. Es gab faſt keine Familie im Hupai-Thal, die nicht Verwandte in der Motua-Bai gehabt hätte, und da Tamoruva bereitwillig dem alten Gebrauche folgte, ſo kletterte plötzlich eine große Anzahl von unbewaffneten Kriegern über die Verſchanzung herüber und miſchte ſich ohne die geringſte Furcht unter den Schwarm der Feinde, denn Alle wußten, daß ein Verrath undenkbar ſei.

---

*) Mariner in ſeiner Beſchreibung der Tonga-Inſeln, auf denen er ſich vier Jahre als Gefangener der Eingeborenen aufhielt, ſchildert dieſen Abſchied auf das ergreifendſte. Es fällt nämlich ſehr oft in dieſen Bürgerkriegen vor, daß Bruder

Wunderbar war es jetzt zu ſehen und ergreifend zum äußerſten, wie die Krieger durch die Reihen liefen und nach ihren Lieben riefen, und dieſe dann vorſtürzten, ſie umfaßten, ihre Naſen aneinander rieben und ſich feſt, feſt in den Armen hielten. Es war vielleicht der letzte Gruß, den ſie einander brachten, die letzte Umarmung, und Thränen ſtanden Allen in den Augen.

„Stürze Dich nicht zu keck in den Schwarm!"

gegen Bruder, Sohn gegen Vater zu kämpfen hat, da die Eingeborenen gezwungen ſind, zu der Partei zu halten, unter deren Häuptling ſie leben. Vor Beginn einer Schlacht wird ihnen dann eine kurze Zeit gegeben, von ihren Verwandten Abſchied zu nehmen. Dann, mit dem beſtimmten Zeichen, kehren Alle in ihre Reihen zurück, und der mörderiſche Kampf beginnt.

flüſterte ein Vater ſeinem Sohne zu, „unſere Leute ſind erbittert! Schone Dein Leben — denk an Deine alte Mutter!“

„Kämpfe zur Rechten!“ bat ein Bruder den andern; „ich ſtehe dort drüben — laß uns nicht unſere Pfeile gegeneinander abſenden.“

So hatten ſie ſich innig umſchlungen und ſtanden inmitten der bewaffneten Schaar und des Rufs gewärtig, der ſie auseinanderreißen und als grimme Feinde einander gegenüberſtellen ſollte. Namara Toa ſelber kürzte die Zeit auch nicht ab; es war ein alter, heiliger Gebrauch, der beobachtet werden und ſeine Zeit haben mußte, und wohl eine Stunde verging in dieſem friedlichen, ja herzlichen Verkehr. Die Kanone war auch ſchon lange eingetroffen und mit ihr der Handkarren des Miſſionärs, der jetzt als Munitionswagen benützt und von ſechs Eingeborenen gezogen wurde, und noch immer dauerte der Waffenſtillſtand.

Da wurde endlich der alte Tamoruva, dem die Sache zu lange währte, ungeduldig. Der Kampf mußte entſchieden werden, und das Muſchelhorn, das die Streiter zurückrief, ertönte in der Schanze. Es half nichts, es mußte geſchieden ſein. Noch einmal preßten ſich Freunde und Brüder in die Arme, dann riſſen ſie ſich los und eilten flüchtigen Laufes zu einer Stelle zurück, wo man einen ſchmalen Raum für ſie geöffnet hatte. Als ſie dahinter verſchwunden, wurde derſelbe wieder ausgefüllt, und Ramara Toa wartete ſelber geduldig, bis die Vertheidiger wieder völlig gerüſtet waren, damit Niemand ſagen könne, er habe Vortheil von einem ſolchen letzten Lebewohl nehmen wollen. Jetzt erſt ertönten auch ſeine Muſchelgongs, die Schaaren ordneten ſich; in der Mitte wurde ein Raum offen gelaſſen, in den die Kanone einfuhr. Claus ſchwenkte ſie mit Hilfe der Eingeborenen herum und lud und richtete ſie, und nun erſt ſandte Ramara Toa nochmals einen Parlamentär an den Feind ab, um dieſen zur Uebergabe aufzufordern, was aber natürlich rund und trotzig abgeſchlagen wurde. Sie ſollten nur kommen.

Tamoruva's Krieger ſtanden dabei hinter einem leichten Erdwerk gedeckt, wo ſie ſich vor den Kugeln der Feinde vollkommen ſicher glaubten, und was die Kanone betraf, ſo fürchteten ſie deren Wirkung gar nicht, weil ſie die gewaltige Kraft des Pulvers noch nicht kannten. Wagten es aber die Feinde, die Paliſaden zu überklettern, ſo wußten ſie, daß ſie eine wahre Batterie von

Schleudern erwartete, die, wenn einmal gekoſtet, ihnen wohl die Luſt benehmen ſollte, einen ſolchen Angriff zu erneuern.

Ramara Toa ſtand neben der Kanone, aber etwas abſeits, denn Claus hatte ihn gewarnt, nicht dicht dahinter zu treten.

„Nun, Calauſa,“ ſagte er freundlich, „jetzt zeige einmal was Du kannſt, und halte gerade auf den Punkt dort, wo Du die vielen Lanzen über die Paliſaden herüberragen ſiehſt.“

„Na, wollen 'mal ſehen,“ nickte der Alte, dachte aber gar nicht daran, gleich mit dem erſten Schuſſe ſo viele Menſchenleben zu zerſtören. Wahrſcheinlich blieb es, daß die Eingeborenen, ſobald ſie erfuhren, welche gefährliche Waffe ihnen gegenüberſtand, capituliren würden, und je weniger Schaden vorher angerichtet wurde, deſto beſſer. War er doch eben erſt Zeuge geweſen, welch' rührenden Abſchied die armen Menſchen voneinander genommen, und es fing ſchon an ihn zu gereuen, daß er ſeine Hand mit zu ihrer Vertilgung geboten hatte. Jetzt konnte es aber nichts mehr helfen; er ſteckte einmal mitten drin, und die Kanone deshalb auf einen Theil der Paliſſaden richtend, wo er die wenigſten Menſchen vermuthete, zielte er vorſichtig und feuerte ſie dann ab.

Die Wirkung war, auf die kurze Entfernung von kaum achtzig Schritt, furchtbar. Die Kugel traf einen Querbalken, mit welchem ſie eine Strecke von vielleicht zwölf Fuß der Verſchanzung in einem Nu dem Boden gleich machte. Einer der Eingeborenen, der gerade dort ſtand, wurde faſt in zwei Hälften geriſſen, viele Andere noch durch die Splitter verwundet, und dadurch noch nicht geſchwächt, war der Eiſenball ſogar weiter nach dem Dorf gefahren, hatte dort ein Canoe zerſplittert, als ob es von Glas geweſen wäre, und die Eckpfoſten des einen Hauſes abgeriſſen, daß die Bewohner deſſelben, die gerade im Begriff ſtanden, mit ihrem wenigen Eigenthum in den Wald zu flüchten, ſchreiend was ſie in Händen hielten fallen ließen und hinaus in's Freie flohen.

Die Motua-Bai-Inſulaner, als ſie die Verwüſtung ſahen, die der eine Schuß in den Befeſtigungswerken der Feinde angerichtet, ſtießen ein wildes Freudengeheul aus, und als nun auch noch die Musketen dazwiſchen knatterten und durch die Paliſaden hin manchen der Hupai-Krieger in den Sand ſtreckten, da erfaßte ein paniſcher Schrecken die Belagerten, und ſie wären ſchon jetzt geflohen, wenn ſie nicht Tamoruva's Donnerſtimme gehalten hätte. Der alte Häuptling ergriff ſelber eine der Musketen und feuerte ſie mitten in einen Haufen der heranſtürmenden Feinde mit böſer Wirkung hinein; die andere that faſt ebenſo vielen Schaden, und als die Motua-Krieger ſich jetzt in die Breſche warfen und Namara Toa an der Spitze mit gehobener Muskete hineinſprang, empfing ſie ein ſolcher Pfeil- und Steinhagel, daß Viele mit zerſchmettertem Schädel an der Stelle zuſammenbrachen.

Selbſt der König erhielt einen aus einer Schleuder geworfenen Stein an den Kopf, daß er taumelte; glücklicherweiſe aber hatte er ihn nur geſtreift, und wüthend ſich emporraffend, drang er auf die Feinde ein. Mancher der Motua-Indianer hätte aber wohl noch ſeine Kühnheit mit dem Leben büßen müſſen, wenn nicht Claus in dieſem Augenblick, als ſich Alles dem Einen Punkte zudrängte, ſeine Kanone auf eine andere Stelle gerichtet und wieder abgefeuert hätte. Als dort die Splitter herumflogen und ſogar eine nicht fern davon ſtehende Cocospalme, halb davon durchſchnitten, mit dem ſchweren

Wipfel nach unten brach, da ſchraken die Männer von Hupai zuſammen, denn ſie wußten nicht, welche Stelle zunächſt das furchtbare Geſchütz beſchießen würde.

Dieſen Moment benützte Ramara Toa. Gerade als ſich Tamoruva, der ihn erſpäht, zu ihm durchdrängen wollte, warf ſich ein anderer Trupp der Motua-Krieger in die zweite Breſche, und nun waren die Hupai-Inſulaner nicht mehr zu halten. Nach allen Seiten ſtoben ſie heulend auseinander, ihre Todten und Verwundeten zurücklaſſend, und hinter ihnen drein brachen die Verfolger mit Keule, Speer und Keil, vernichtend, was ſie nur noch erreichen konnten, bis ſie der Muſchelgong der Führer zurückrief, damit ſie nicht im Wald einem möglichen Hinterhalt in die Hände fielen.

Ramara Toa aber war außer ſich vor Wuth. Der Steinwurf, den er ſelber an den Kopf bekommen und der ihn halb betäubt, hatte ihn ſo erbittert, daß er ſich ſelber kaum mehr kannte. Seine Muskete ſchoß er unter die Feinde ab, und ohne nur daran zu denken, wieder zu laden, drehte er die Waffe um und ſchmetterte mit dem Kolben hinter den jetzt fliehenden Feinden drein.

Tamoruva zögerte. Er ſah gerade den, den er im Kampf geſucht und nicht erreichen konnte, auf ſich zukommen. Aber es wäre Wahnſinn geweſen, ihn dort zu erwarten, denn ſeine Leute flohen mit Windeseile um ihn her dem Walde zu, während eine Menge von Kriegern dem König auf den Ferſen folgte. Später traf er ihn vielleicht wieder — jetzt mußte er die eigene Tochter warnen, aus dem Bereich der ſiegreichen Feinde zu fliehen, und die Keule, die er in der Hand trug, dem ihm nächſten Motua-Indianer mit ſolcher Kraft gegen die Stirn ſchleudernd, daß der Unglückliche wie vom Blitz erſchlagen plötzlich zuſammenbrach, floh er mit den Uebrigen, oder wenigſtens hinter ihnen her, dem Walde zu.

Und Ramara Toa's Truppen wütheten in Hupai, da ſie der Widerſtand, den ſie gefunden, zur äußerſten Wuth erbittert. Feuer wurde in die friedlichen Bambushütten geworfen; was ſich darin fand, entweder als Beute mitgeſchleppt oder zerſtört, und ſelbſt damit begnügten ſich die Wahnſinnigen nicht und begingen den Frevel, der faſt allen Kriegen der Südſee-Inſeln eigen iſt, auch die Fruchtbäume der Beſiegten, alſo faſt ihre einzige Nahrung, niederzuhauen. Die am See ſtehenden Cocospalmen wurden gefällt und ſtürzten mit ihren Wipfeln in die klare Fluth, in der ſie ſonſt ihr friedliches Bild abgeſpiegelt. Die Brotfruchtbäume und Orangen fielen unter den wüthenden Beilhieben der Raſenden. Selbſt einige der ſtarken Mangobäume ſuchten ſie zu ſtürzen. Da ihnen aber dieſe zu vielen Widerſtand boten, begnügten ſie ſich damit, ſie einzugürteln, d. h. die Rinde rings herum abzuſchlagen und den Baum dadurch abſterben zu machen.

Namara Toa ließ ſie gewähren. Es war die Sitte ihrer Kriege, und er ſelber zürnte dem Hupai-Thal gerade mehr als einem andern Platz, der ſich gegen ihn empört hätte, weil er dieſen Ort als ſich beſonders zu eigen gehalten. Aber er wußte auch, woher der Widerſtand hauptſächlich kam: von Tamoruva, und deſſen Eigenthum mußte deshalb, auf ſeine eigene Anordnung, der Erde gleichgemacht werden. Selbſt nach dem ſtillen und abgeſchloſſenen Aufenthalte von Tamoruva's Tochter Tama ſchickte er einen Streifzug in den Wald, der allerdings von den Bewohnern, der drohenden Kriegsgefahr wegen, verlaſſen war. Aber wenigſtens die Hütte ſtand doch noch, in welcher der abtrünnige Miſſionär mit ſeiner Frau gelebt, und der hineingeſchleuderte Feuerbrand legte auch dieſe in Aſche, während die Beile der Wilden unter ſeinen Fruchtbäumen wütheten und ſein Feld zerſtörten.

Durch dieſe rachſüchtigen Arbeiten aufgehalten, war es natürlich zu ſpät geworden, heute den errungenen Sieg zu verfolgen. Am nächſten Morgen wollte aber Ramara Toa noch vor Tag aufbrechen und Tuia ohne Weiteres nehmen. Die Flotte half ihm dann jedenfalls, und die Heiden kamen zwiſchen zwei Feuer.

Holz gab es in Maſſe; die Ueberreſte der zerſtörten Gebäude, aus deren trockenen Bambusſtäben man ſogleich eine Anzahl von Fackeln flocht, lieferten es in ſolcher Menge, daß wohl an zwanzig verſchiedenen Stellen rieſige Flammen emporloderten und ihren unheimlichen Schein auf den Spiegel des Sees warfen. Ramara Toa fühlte aber auch, daß eine gewiſſe Feierlichkeit nöthig ſei, um dieſen Krieg, den er für den „wahren Gott“ zu führen glaubte, — oder wenigſtens ſo vorgab — in gebührender Weiſe zu heiligen. Er befahl deshalb ſeinen Leuten, als die Sonne untergegangen war und der rothe Schein der Feuer aus dem See zurückblitzte — einen der von dem Miſſionär gelernten Pſalmen anzuſtimmen, und das fromme Lied hob ſich zwiſchen den zerſtörten Fruchtbäumen und Palmen und eingeäſcherten Hütten genau ſo feierlich zu dem blauen, ſternbeſäeten Himmel empor, wie ein Tedeum in einem unſerer chriſtlichen Länder — nach einem erfochtenen Sieg, während noch das Schlachtfeld von dem Blute der Erſchlagenen raucht und von dem Gewimmer der Verwundeten widertönt.

Indeſſen aber die Krieger dort lagerten, die Häuptlinge die Avafelder Tamoruva's geplündert hatten und ihr Getränk brauten, und das niedere Volk in Yams und Brotfrucht und ſaftig gebackenen Schweinen ſchwelgte, ſchritt eine dunkle Geſtalt über das Schlachtfeld hinüber und an den Barrikaden hin, wo der blutigſte Kampf gewüthet, und forſchte nach Verwundeten, denen er vielleicht noch Hilfe bringen konnte. Es war Martin, der abtrünnige Miſſionär, der, als er ſein Weib in Sicherheit gebracht, das eigene Leben nicht achtend, zu dem Schauplatz des Schreckens zurückeilte, um dem Gebot der Menſchlichkeit zu folgen.

Einzelne der Motua-Krieger, die noch nach Beute herumgeſtrichen waren und beſonders Waffen einſammelten, fanden ihn dort, und der Erſte hob ſchon ſeine Keule, denn da Martin jetzt in die Tracht der Eingeborenen gekleidet ging, erkannte er ihn nicht gleich. Der Miſſionär rief ihn aber an, ihn nicht zu ſtören, und als die Eingeborenen merkten, was ihn hierhergeführt, halfen ſie ihm ſelber noch Lebende unter den Todten hervorſuchen. Ein Obdach konnte man ihnen freilich nicht bieten; denn auch das letzte Dach des kleinen friedlichen Dorfes war zerſtört worden, ſogar das von Niemandem bewohnte Gnatu-Haus am Ufer des murmelnden und ſich in den See ergießenden Baches. Aber der Himmel war barmherziger als die Menſchen; er hielt ſeine Waſſer und Stürme zurück, und bald ſtand dicht am Rande der Waldung ein kleines, ſo viel als möglich geſchütztes Lager hergerichtet, zu welchem ſie die Verwundeten trugen, dann dicht daneben ein paar tüchtige Feuer anzündeten und ſie nachher ſeiner Pflege überließen.

Ramara Toa erkundigte ſich allerdings danach, was dort vorginge, und runzelte finſter die Stirn, als er hörte, daß der Schwiegerſohn Tamoruva's es gewagt habe, ohne ſeine Erlaubniß in ſein Lager einzudringen. Aber der Fremde brachte ja doch nur den Verwundeten Hilfe — und zwar den Verwundeten von Freund und

Feind — und dem durfte und wollte er nicht entgegentreten. „Man ſoll ihn gewähren laſſen,“ ſagte er, und als es ſpäter wurde, ſchickte er ſogar einen Boten an ihn ab, der ihm Lebensmittel für die Kranken — wie auch für ihn ſelber bringen mußte.

So verbrachte das Heer Ramara Toa's die Nacht. Lebensmittel, beſonders Früchte gab es im Ueberfluß, denn der Boden war mit den von den gefällten Bäumen abgeſchüttelten wie überſtreut; ja, es wurde noch viel mehr zertreten als gegeſſen; aber lange vor Tag riefen die Muſchelhörner ſchon wieder die Schläfer von ihrem Lager auf. Das Frühſtück mußte bereitet werden, und kaum war es verzehrt, als auch ſchon zum Aufbruch geblaſen wurde. Ramara Toa konnte in der That die Zeit nicht erwarten, wo er als Sieger in Tuia einzog, denn der erſte Erfolg im Hupai-Thal, der Schrecken, der die Eingeborenen erfaßte, als ſie die erſte Kanonenkugel zwiſchen ſich einſchlagen ſahen, hatte ihn ſo mit neuem und friſchem Muth erfüllt, daß er ein Mißlingen ſeines Zuges nicht für möglich hielt. Die Inſel Motua — wonach er ſo lange geſtrebt — war ſein, und von da ab baute er weitere Pläne, wie er ſich irgend ein Fahrzeug gewinnen und dann die ſämmtlichen benachbarten Inſeln ebenfalls erwerben wolle. Hatte es Kamehameha I. nicht ebenſo gemacht? Mit ſeinen Schiffen zog er von Eiland zu Eiland; der Schrecken ſeines Namens ging vor ihm her, und wie er ſich die verſchiedenen Stämme unterwarf, breitete ſich ſein Reich weiter und weiter aus.

Am wenigſten zufrieden mit dem Krieg waren die Indianer, die den Munitionskarren und die Kanone ziehen mußten. Sie ſchimpften und fluchten in einem fort und meinten endlich, wenn die Papalangis ſo klug wären, daß ſie ein ſolches furchtbares Gewehr erfinden könnten, ſo müßte es doch wohl auch ein Leichtes geweſen ſein, Beine daran zu ſchaffen, mit denen es ſelber laufen konnte. Da dies aber nicht der Fall geweſen, mußten ſie es ziehen, und ſie thaten das im Schweiße ihres Angeſichts.

Der Zug rückte jetzt weiter gegen Tuia vor. Er hatte ein Paradies betreten, er ließ eine Wüſte hinter ſich zurück; aber was kümmerte das die Krieger! Ihr Ziel lag weiter, lag in dem fruchtbaren und herrlichen Tuia-Thal, und je raſcher ſie das erreichten, deſto früher konnten ſie von den allerdings ganz ungewöhnlichen Strapazen ausruhen. Den Widerſtand, den ihnen dabei die Bewohner jenes Thals bieten konnten, achteten ſie gering genug; hatten ſie doch in dem einzigen Anſturm den trotzigen und überall gefürchteten Häuptling Tamoruva geſchlagen und zur Flucht gezwungen; brauchten ſie da den jungen und im Kriege noch vollkommen unerfahrenen Matangi Ao zu fürchten? Wahrlich nicht. Er hatte gewagt, ſie in ihrer eigenen Heimath zu verhöhnen, und er mußte jetzt dafür büßen, das war Alles, und Ramara Toa auch ziemlich feſt überzeugt, daß er nach dieſem Sieg gar keinen weiteren Widerſtand mehr finden würde. Jedenfalls flohen die Tuianer, von der See und vom Lande aus zugleich angegriffen, in die Berge, wo man dann mit ihnen unterhandeln konnte. Es verſtand ſich dabei von ſelbſt, daß ſie nachher die Bedingungen annahmen, die ihnen Ramara Toa ſtellte, und dieſe waren: völlige Unterwerfung unter die Regierung des Königs und Abſchwörung des Götzendienſtes gegen den wahren Glauben; er wollte nicht grauſam mit ihnen verfahren.

Ramara Toa's Heer rückte auch raſch genug vorwärts — allerdings noch etwas vorſichtig, als ſie zuerſt wieder den Wald betraten, da man dem alten Tamoruva wohl zutraute, daß er ſich nicht ſo leicht für beſiegt erklären, ſondern noch den Verſuch machen würde, im Schutz der Bäume die Sieger wieder zu überfallen, oder doch wenigſtens zu beläſtigen. Aber nichts dem Aehnliches geſchah. Kundſchafter wurden nach rechts und links in die Büſche hineingeſchickt, doch ein Feind ließ ſich nirgends blicken. Der ganze Wald ſchien wie ausgeſtorben, und ſelbſt an einigen ſehr engen Päſſen, wo durch einen einzelnen geſchickt hingeworfenen Baum das ganze Heer vielleicht einen Tag hätte aufgehalten werden können, war nichts Derartiges geſchehen. Die Krieger durften ungeſtört, unbeläſtigt, wie in einem Triumphzug, weiterrücken.

Nur noch ein böſer Platz blieb zu paſſiren, und zwar das nämliche Thal aufwärts, das ſie eben herabgekommen waren, dann lag die gar nicht ſo ferne Tuia-Bai zu ihren Füßen.

Salo, der Läufer, war vorausgeſchickt worden, um zu recognosciren; aber er kehrte raſcher zurück, als Ramara Toa ſelber vermuthete, ſah dabei bleich aus und blutete an der Stirn.

„Was iſt, Mann?“ rief ihn der König zornig an, „was bringſt Du für Kunde? Biſt Du verwundet? Ha, wagen die Schufte aus dem Verſteck heraus meine Boten zu überfallen!“

„Nicht aus dem Verſteck, Ramara Toa,“ ſagte Salo; „quer über den Pfad hinüber haben ſie ein Fort gebaut, und wir müſſen es ſtürmen, wenn wir Tuia erreichen wollen. Ein Schleuderſtein ſtreifte mir den Kopf, als ich mich zu nahe hinanwagte, um ihre Schwäche auszukundſchaften.“

„Dann vorwärts!“ rief Ramara Toa trotzig. „Bis jetzt war ich noch gewillt, Milde gegen ſie auszuüben, aber jetzt —“ Er horchte hoch auf, denn über den Berg und von der Bai herüber dröhnte der dumpfe Knall eines Kanonenſchuſſes. Was war das? Wo kam der her? War ein fremdes Schiff in der Bai geankert? Aber er mußte Gewißheit haben, und jetzt durch ein Dickicht brechend, das ihnen noch die Ausſicht benahm, erreichte er jene kleine Hochebene, von deren Rand aus damals Matangi Ao den Räubern des Götterbildes nachgeſchaut. Er kam hier voll in Sicht des Felſens, der den Weg überragte und um den her der junge Häuptling ſein Fort errichtet hatte, was den Feinden den Weg zu ſeiner Bai vollſtändig abſchneiden ſollte.

6.

Die Belagerung.

Ramara Toa, mit dem Terrain der ganzen Inſel genau bekannt, überſah ruhig den Platz, bis ſeine Leute ſämmtlich herankamen und die Kanone wie der Munitionskarren ebenfalls auf dem ſich etwas mehr ſchlängelnden Pfad herbeigezogen werden konnten. Die Zeit genügte ihm auch vollkommen, um ſeinen Schlachtplan zu entwerfen, denn von da aus wo er ſtand, überſah er die ganze kleine Hochebene ſowohl, wie die ſich gegenüberliegenden Hänge.

Gerade dort beſtand die Hochebene — allerdings mehr als vierhundert Schritt breit — aus ziemlich unebenem, von mächtigen Felsblöcken überſtreutem Terrain; weiter nach oben aber verengte ſie ſich, und dem Fort ſchräg gegenüber hob ſich ein kleiner, freilich noch immer ſehr niedriger Hügel empor, von dem aus man doch wenigſtens hoffen konnte die Kanone zur Verwendung zu bringen. Einige Bäume ſtanden nur dort noch im Wege; da man aber von der geſtrandeten Brigg auch mehrere Aexte gerettet hatte, ſo machte die Wegräumung derſelben keine weitere Schwierigkeit, und Claus bekam alsbald Ordre, ſein Geſchützſtück dort hinaufſchaffen zu laſſen und von da aus das Fort zu beſchießen. Die Krieger ſollten indeſſen unten bereit ſtehen und, ſo wie ſie die ähnliche Wirkung der Kugeln bemerkten wie im Hupai-Thal, augenblicklich einen Sturm wagen, um den befeſtigten Platz zu nehmen.

Die Befehle wurden raſch ausgeführt, das Terrain war aber hier der überhaupt etwas plumpen Schiffskanone nicht günſtig. Das Fort ſtand auch viel höher als der Hügel, und Claus brachte es nicht dahin, die Mündung hoch genug zu richten, daß die Kugeln gegen das Bambuswerk der Umzäunung ſchlugen. Die Erdwerke traf er mit zwei oder drei Kugeln, aber ohne den geringſten merklichen Erfolg, denn nach jedem Schuſſe tönte das Hohngelächter der Belagerten zu ihm nieder.

Ramara Tea, der nicht mit Unrecht fürchtete, daß er hier auf ſehr nutzloſe Weiſe ſeine ganze Munition verſchoß und beſonders Kugeln zu der Kanone gar nicht wieder erhalten konnte, befahl Claus endlich, das Feuern einzuſtellen, und das Geſchützſtück auf den Weg herunterzuſchaffen. Vielleicht war es doch möglich, auf dieſem hin einen höher gelegenen Punkt zu erreichen, wo er ſich dann ſicher fühlte, die Belagerten raſch genug aus ihrer kleinen Veſte zu vertreiben. Vorher aber mußten wieder einige Kundſchafter abgeſendet werden, um ſowohl einen paſſenden Platz auszuſpähen, als auch mit ihren Musketen etwa dort lauernde und verſteckte Feinde in das Fort zurückzutreiben.

Ob nun die Belagerten glaubten, daß Ramara Toa es nach Einſtellen des Feuers aufgegeben habe ſie anzugreifen, und ſich zurückziehen wolle, und ob ſie durch dieſe anſcheinende Furcht vor dem befeſtigten Platze keck geworden waren, kurz, überall über die Befeſtigungswerke herüber kletterten plötzlich die halbnackten Geſtalten der Wilden und deckten ſich dort, ſo raſch ſie konnten, zwiſchen Felſen und Geſtein, um nicht von etwa abgefeuerten Kugeln getroffen zu werden. Ramara Toa verbot aber auf ſie zu ſchießen, denn die Entfernung war noch zu groß, und er wollte ſeine Munition nicht verſchleudern. Der Feind mußte es auch in der That auf einen Angriff abgeſehen haben, und für eine indianiſche Schlacht konnte kein beſſerer Kampfplatz ausgeſucht werden. Die Hochebene war faſt frei von Büſchen, und die darin umhergeſtreuten Steinbrocken begünſtigten ein Einzelgefecht für beide Parteien.

Claus übrigens, der recht gut wußte daß er daſſelbe Schickſal mit den Anderen theilen mußte, wenn die Feinde Sieger blieben, das heißt, ſeinen Schädel einfach eingeſchlagen bekam, that indeß ſein Beſtes, um die Kanone ſo zu ſtellen, daß ſie ihre volle Wirkung ausüben konnte, und erwartete, ſeine Büchſe dabei ruhig auf der Schulter hängend, geduldig mit den Uebrigen den Angriff.

Namara Toa gab nun den Befehl, daß ſich Alle niederſetzen *) ſollten, denn die Feinde ſtiegen mehr und mehr zu Thal, und man konnte ſchon ſehen, daß Einzelne ihre Schleudern füllten, um damit den erſten Angriff zu beginnen.

Claus ſtand mit der Kanone ein wenig ſeitwärts, und etwa fünfzehn der Tuianer kamen

---

*) Allgemeine Sitte bei den Kämpfen der Inſulaner.

jetzt, den Anderen voran, herunter in die Ebene, während eine ziemlich gleiche Zahl von Namara Toa's Leuten aufſtand, um ihnen zu begegnen. Es war das eine Art von Einzelkampf, der gar nicht ſelten ihren größeren Schlachten voranging und dann von beiden Theilen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit beobachtet wurde. Die Niederlage der einen Partei gab nachher gewöhnlich das Zeichen zum allgemeinen Angriff, da man die Beſiegten nicht ohne Schutz laſſen wollte.

Da trennte ſich plötzlich von den Tuianern Einer von ſeiner Schaar ab und ſprang und tanzte, wie in ausgelaſſener Fröhlichkeit, direct auf die Mündung der Kanone zu, hinter welcher der Deutſche mit brennender Lunte ſtand.

„Na nu?“ ſagte Claus erſtaunt, indem er kopfſchüttelnd den Wilden betrachtete, „der glaubt wohl am Ende gar, ich habe ihm die Maſchine hier zum Vergnügen hergeſetzt? Na, komm Du mir, Dir will ich heimleuchten!“ Der Wilde kam indeſſen wirklich mit den wunderlichſten Capriolen heran, einen kurzen Wurfſpeer in der Hand haltend, den er fortwährend um den Kopf ſchwang und mit dem er nach der Kanone zielte. Claus hatte ſeine Büchſe heruntergenommen und hielt ihn ſcharf im Auge, denn er dachte, daß der kecke

Burſche jedenfalls einen andern Plan verfolge, als nur hier vor der Kanone herumzutanzen.

„Ei, zum Henker!“ rief da Claus, „wenn Du denn glaubſt, daß ich mich von Dir zum Beſten haben laſſe, ſo biſt Du verwünſcht im Irrthum, mein Junge. Jetzt wahr' Dich!“ Und wie der Indianer, kaum acht Schritte von der Kanone entfernt, vor dieſer ſtand und alle möglichen verächtlichen Bewegungen machte, berührte er mit der Lunte das Zündloch und feuerte. In demſelben Moment warf ſich aber auch der Wilde flach auf den Boden nieder,*) und die Kugel flog über ihn hin. Mit Blitzesſchnelle ſprang er aber wieder empor, lief bis faſt dicht an die Kanone hinan, tanzte und drehte ſich, hob dann ſeinen Speer und ſchleuderte ihn nach der Mündung des eben abgeſchoſſenen und noch rauchenden Geſchützſtückes.

---

*) Daß die Indianer der Südſee auf eine merkwürdige Art verſtehen ſich unter einem Schuß wegzubücken, beſtätigen Alle, die über die Südſee geſchrieben haben und Zeuge eines dortigen Kampfes waren; ſo: Mariner über die Tonga-Inſeln; Ellis' „Polynesian researches“, Ruſſel's „South Sea islands“, Turner's „19 years in Polynesia“. Charles Wilke's „United States Exploring expedition“. Die obige Anekdote des Indianers und der auf ihn abgefeuerten Kanone beſchreibt Mariner faſt wörtlich ſo in ſeinen „Tonga islands“.

Claus war jetzt aber auch ärgerlich geworden; er bemerkte dabei, daß noch mehrere andere feindliche Indianer auf ihn zueilten. So, um wenigſtens dem Frechſten von ihnen einen Denkzettel zu geben, hob er ſeine Büchſe und zielte ihm auf die Bruſt. In demſelben Moment aber, wo er abdrückte, traf ein Pfeil den Lauf der Büchſe, und er fehlte ſein Opfer. Der Tuia-Krieger dagegen, der doch wohl fühlen mochte, daß er ſich hier lange genug aufgehalten, jubelte noch einmal über den errungenen Erfolg laut auf, und zog ſich dann zu dem Haupttrupp ſeiner Freunde ungeſchädigt zurück.

Dieſe Heldenthat, die allerdings wohl nur hauptſächlich darin ihren Grund hatte, daß der Indianer die Gefahr nicht kannte, der er ſich ausſetzte, — er würde ſonſt wohl etwas ſchüchterner zu Werke gegangen ſein — ſchien aber auch die Tuianer ermuthigt zu haben. Von dem furchtbaren Knall der Kanone beſtürzt gemacht, ſchraken ſie einen Moment zurück; wie ſie aber den Freund dort unten unbeſchädigt, ja tanzend und ſeinen Speer ſchwingend ſahen, faßten ſie neuen Muth und rückten nun, von Matangi Ao zum Angriff ſelber angefeuert, bis unten in die Thalſohle vor, wo ſie ſich noch einmal, ſo gut das gehen wollte, hinter Felſen und anderen Unebenheiten des Bodens deckten.

Wieder ſprangen jetzt Einige von beiden Parteien vor und warfen ihre Speere nacheinander oder ſchoſſen ihre langen Rohrpfeile ab, die aber von den Gegnern mit großer Geſchicklichkeit abgewendet wurden, und als Ramara Toa jetzt neben Claus ſtand und ſah, wie ſich die Feinde zu einem geſchloſſenen Trupp ſammelten, um jedenfalls über ſie hereinzubrechen, wurde dem Alten das Blut ebenfalls warm. Es mochte auch ſein, daß es ihn ärgerte, von dem Wilden vorher ſo verhöhnt worden zu ſein, und Kanone wie Büchſe auf ihn abgeſchoſſen zu haben, ohne ihn zu treffen. In ſeinem halb gebrochenen und mit deutſchen Worten gemiſchten Indianiſch rief er deshalb auch Ramara zu und machte, was er wollte, durch Geſticulationen deutlich, daß der König doch nur einmal die Plänkler einberufen ſolle, dann werde er den Heiden einen Schuß hinüberſenden, der ſie wohl wieder in ihre Berge jagen würde.

Ramara Toa verſtand recht gut, was er ſagte, aber er ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Nein,“ erwiderte er*), „da ſie uns im offenen Felde angreifen, ſo gehört es ſich nicht, einen ſolchen Vortheil gegen ſie zu brauchen. Wir wollen wie Männer gegen ſie fechten — nicht mit Waffen, die eher für die Kämpfe mächtiger Geiſter als ſchwacher Menſchen erfunden ſcheinen. Laß ſie kommen, Calauſa. Wir ſind ſtärker, als Du glaubſt, und auch ohne den Donner und Blitz werden wir ihnen zeigen, wer hier im Lande König iſt."

---

*) Mariner's „Tonga islands“ — sec. ed. Vol. I. Seite 183. Der Ausſpruch, den damals der heidniſche Häuptling

Die Feinde waren indeſſen, noch während ſie mitſammen ſprachen, auf kaum ſechzig Schritt Entfernung herangekommen und warfen ihre Speere und Schleuderſteine in den Trupp. Jetzt aber hielt es auch Ramara Toa für an der Zeit, vorzubrechen und den Uebermuth der Gegner zu züchtigen. Die Gongs ertönten, und von allen Seiten zugleich ſchien es, als ob die Krieger gegeneinander vorbrechen wollten.

Das aber geſchah noch nicht; denn, ſo nahe gekommen, daß ſie einander faſt mit ihren Wurf-

---

Finow that, beſchämt manchen chriſtlichen Fürſten. Der Heide wollte nicht mit Kanonen unter einen Schwarm Krieger ſchießen, die ihn im offenen Kampfe aufſuchten, und uns melden hier die Berichte, daß dem allerchriſtlichſten Kaiſer ſogar nicht einmal mehr die gezogenen Geſchütze genügen, ſondern daß Verſuche mit Dampfkanonen angeſtellt werden, um ganze Bataillone niederzuſchmettern.

ſpeeren erreichen konnten, ſprangen plötzlich zwei Häuptlinge aus den Reihen der Tuianer vor, und anſtatt einen Speer zu werfen oder eine Keule zu ſchleudern, ſetzten ſie ſich ruhig und angeſichts der Feinde auf den Boden nieder und verhöhnten dieſe in einer Art wilden Kriegsgeſangs, indem ſie mit ihren eigenen Heldenthaten prahlten. Kaum aber hatten ſie begonnen, als zwei andere von Namara Toa's Partei vorſprangen, aber nicht etwa ihre unbeſchützte Stellung benützten, ſondern ebenfalls faſt unmittelbar vor ihnen auf den Boden niederkauerten und ihnen in gleicher Weiſe antworteten.

Das dauerte wohl eine Viertelſtunde, und beide Heere, wenn man die ungeordneten Trupps ſo nennen kann, warteten indeſſen in lautloſem Schweigen das Reſultat dieſes ſonderbaren Wettkampfes ab, der aber, wie ſie recht gut wußten, nicht übermäßig lange dauern konnte. Einer von Namara's Kriegern ſprang zuerſt empor und hob ſeinen Wurfſpeer, ſchleuderte ihn aber nicht eher, bis ſich die Gegner ebenfalls erhoben hatten und dagegen wehren konnten. Jetzt erſt ziſchte er aus und wurde in der geſchickteſten Weiſe dicht vor der Bruſt des Bedrohten durch eine leiſe Bewegung der eigenen Waffe zur

Seite geſchlagen, daß er nicht weit davon entfernt in den Raſen hineinfuhr und dort ſtecken blieb.

Jetzt aber begann der Vierkampf, und die Schaaren auf beiden Seiten packten ihre Waffen feſter und ſtanden wie zum Sprung bereit, denn ſie wußten, daß ſchon die nächſte Minute den Entſcheid geben konnte. Die kurzen Speere waren auch von beiden Theilen raſch verworfen, ohne irgend Einen verwundet zu haben, da ſie ſo geſchickt parirt wurden. Aber das genügte ihnen nicht mehr. Jetzt packten ſie ihre Keulen in die rechte Hand, und im nächſten Moment ſtürzten ſie ſich mit wahrhaft raſenden Hieben gegeneinander. Alle Vier trugen dabei helmartige, mit Perlmutterſchal-Schmuck und Bändern verzierte Gnatu-Mützen, die ihnen den Kopf wie ein feſter Turban deckten und wenigſtens die Kraft eines ſolchen Keulenſchlages auf den Schädel in etwas brechen konnten. Aber die kurzen, aus dem eiſenharten Holz der Caſuarina verfertigten Mordinſtrumente fielen zu wuchtig nieder.

Dem einen von Ramara Toa's Kriegern wurde der Schutz heruntergeworfen. Er hob wohl den Arm, um den zweiten, blitzſchnell geführten Schlag aufzufangen, aber *dem* Hieb vermochte er nicht zu widerſtehen. Todt brach er, wo er ſtand, zuſammen, und als der Sieger einen Triumphſchrei ausſtieß und auch der zweite von Ramara's Seite arg bedrängt wurde, hielt der König ſeine Mannen nicht länger zurück. Dieſer erſte Sieg auf Seiten des Feindes war überhaupt ſchon unter dem abergläubiſchen Volk ein böſes Omen, und die Scharte mußte ſo raſch als irgend möglich wieder ausgewetzt werden.

Die Gongs ertönten von neuem, jetzt dringender als vorher, aber ihr greller, herausforderner Ton wäre kaum mehr nöthig geweſen. Mit einem wahren Wuthgeheul ſtürzten ſich die Krieger auf den Feind, und jetzt begann ein Schlachten, wie man es ſich kaum wilder, kaum furchtbarer denken kann.

Fuß an Fuß kämpften die Wüthenden — Schleuder und Wurfſpeer waren ſchon unbrauchbar geworden. Selbſt die Pfeile wurden nur raſch hintereinander abgeſchoſſen und dann die Bogen weggeworfen, um der Hand freien Raum für die kurze Kriegskeule und eine andere Waffe zu geben, die, wenn auch nicht ſo unmittelbar tödtlich wie die letztere, doch furchtbare, entſetzliche Wunden zurückließ und nur zu oft den Tod zur Folge hatte.

Es waren das lange, dolchartige Inſtrumente aus hartem Holz und in der Form den perſiſchen Yatagans nicht unähnlich, aber weder zu Stoß noch Hieb beſtimmt. An beiden Seiten hatte man, mit Sehnen feſtgeſchnürt, die kurzen, ſpitzen und haarſcharfen Zähne des Haifiſches daran befeſtigt, daß ſie dadurch eine ſägenartige Schneide bildeten. Dieſe ſchauderhafte Waffe benützten die Eingeborenen, um damit womöglich dem Feinde den Leib aufzureißen. Wer ſie aber führte, durfte, wenn beſiegt, auf keine Gnade rechnen, und wenn er noch ſo kläglich um Erbarmen ſchrie; unmittelbarer Tod war ſein Lohn.

Matangi Ao hatte nun allerdings geglaubt, daß Ramara Toa den größten Theil ſeiner Mannſchaft in die Canoes geworfen habe, und hier zu Lande nicht ſtark genug ſein würde, ihm die Spitze zu bieten. Mehr und mehr Krieger aber, die Ramara Toa geſchickt in den Büſchen vertheilt hatte, zogen nicht allein zum Kampf heran, ſondern fingen auch ſchon an den Hügelrücken zu erklimmen, wodurch ſie, wenn ihnen das gelang, ſeiner ganzen Schaar den Rückzug in das Fort abgeſchnitten hätten. Das mußte vermieden werden, und ſeine Muſchelhörner gaben bald das ſchon vorher verabredete Zeichen, nach dem ſich die Belagerten, weil ihnen Gefahr von der Seite drohe, raſch zuſammenſchaaren und in ihre Veſte zurückwerfen ſollten.

Viele lagen allerdings dort unten auf dem blutigen Felde, aber auch viele von Ramara Toa's Leuten deckten den Plan, als plötzlich die Tuianer zuſammendrängten und Ramara Toa ſchon vermuthete, ſie würden einen letzten und verzweifelten Angriff auf ſein Centrum wagen, wohin auch ſeine Hörner jetzt die Freunde riefen. Das aber war Alles was Matangi Ao wollte. Noch einmal ertönte der ſcharfe Laut, der dringend zum Rückzug rief, und die Tuianer, Alles von Waffen aufgreifend, was ſie umhergeſtreut am Boden fanden, flohen nun, ſo raſch ſie konnten, den Hang wieder hinan, wo ſie ſich noch dazu hinter den umhergeſtreuten Felſen decken konnten.

Allerdings ſtürmten die Chriſten, ſobald ſie die Abſicht des Feindes merkten, in wilder, jauchzender Luſt hinterdrein; denn ſie glaubten ſich jetzt des Sieges ſchon gewiß und hofften das Fort noch zeitig genug mit den Flüchtigen zu erreichen, um dann auch dieſes Hinderniß raſch und mit Einem Schlag zu nehmen; aber ſie hatten ſich doch in der Art der Flucht getäuſcht. Die

Tuianer waren noch nicht beſiegt, ſondern gaben nur den Ausfall auf und zogen ſich in ihre ſichere und feſte Stellung zurück. Sie flohen deshalb nicht, und wo ihnen die Feinde zu nahe auf den Ferſen ſaßen, da hielten ſie plötzlich Stand, ſchoſſen mit den wieder aufgegriffenen Bogen Pfeile auf ſie ab oder theilten wuchtige Keulenſchläge aus, wobei ſie in ihrer erhöhten Stellung immer im Vortheil blieben. Außerdem wurden ſie durch eine Truppe von Schleuderern unterſtützt, die ihnen Matangi Ao aus dem Fort zu Hilfe ſendete und den Chriſten bald zeigte, daß ſie noch weit davon entfernt wären, die muthigen Gegner ſchon bezwungen zu haben.

In kaum einer halben Stunde hatten ſie die Höhe wieder erreicht, und da Ramara Toa wohl einſah, daß ſeine Leute nach einem ſolchen Kampfe zu erſchöpft ſein würden, ein ſo gut befeſtigtes Fort zu nehmen, rief er ſie jetzt ebenfalls zurück. Sie ſollten erſt raſten, und am nächſten Tage hoffte er mit leichter Mühe zu erreichen, was heute vielleicht nicht möglich oder doch jedenfalls ſehr ſchwierig geweſen wäre.

In dieſer Zwiſchenzeit durfte er dann auch auf Kunde aus der Tuia-Bai rechnen, wie dort der Angriff ſeiner Canoes ausgefallen ſei. Hatten ſeine Leute die Bai genommen, ſo zog ſich allerdings die Beſatzung derſelben ebenfalls in das Fort zurück und füllte dieſes mit Menſchen; dann aber drängten ſeine Krieger natürlich nach, und die Belagerten mußten ſich ſelbſt ohne Angriff ergeben, weil ſie, zuletzt überall abgeſchnitten, keine Lebensmittel mehr herbeiſchaffen konnten.

Aber es kam keine Nachricht, und Salo erhielt deshalb Auftrag, ſo raſch er könne, ſich nach der Bai hinüberzuſchleichen. Jetzt zum erſten Male fühlte Ramara Toa auch den Nutzen, den es ihm brachte, daß er wenigſtens nothdürftig ſchreiben gelernt. Auf ein Bananenblatt mit einer unten etwas abgerundeten Pfeilſpitze ſchrieb der König ſeine Botſchaft — die Buchſtaben waren dem Blatte rauh, aber deutlich aufgedrückt, denn wo es der Griffel gepreßt hatte, nahm es eine bräunliche Färbung an. Das Blatt wurde dann ſorgfältig zuſammengerollt und in einen Bambus geſchoben, und war ſo gegen jede Beſchädigung vollſtändig geſichert.

Allerdings ſollte der Bote dieſen etwas wunderlichen Brief an Manuga abgeben, der die Flottendiviſion leitete und ebenfalls zu leſen verſtand, aber er wurde auch angewieſen, den

Mitonare „Loa" aufzuſuchen und von dieſem weitere Kunde zu bringen.

Daß die Seinen die Bai noch nicht genommen haben könnten, daran dachte Ramara Toa gar nicht. Salo bekam noch die Weiſung, ſo raſch als irgend möglich wiederzukehren und ſich nicht von den Tuianern fangen zu laſſen; dann winkte ihm Ramara Toa mit der Hand, und der ſchnellfüßige Burſche glitt wie ein Wieſel über die Ebene, bis er oben zwiſchen dem Gebüſch der Waldung verſchwand.

- -

Matangi Ao fürchtete indeſſen weit weniger die Landmacht, die ihn in dem, der Vertheidigung außerordentlich günſtigen Terrain ſeiner Berge angreifen konnte, als die Flotte, die allerdings, wenn ſie erſt die Einfahrt in die Riffe paſſirt hatte, viel weiteren Boden zu einem Angriff fand und ſich dann am Strand ſo ausbreiten konnte, daß man gar nicht im Stande war, all' den einzelnen Canoes die Stirn zu bieten. Die Hauptſache blieb alſo, die eigentliche Einfahrt nachdrücklich zu vertheidigen, was gerade in Tuia mit Hilfe der kleinen Inſel ſo vortrefflich geſchehen konnte, wie kaum ſonſt irgendwo.

Er hatte deshalb auch mit Jaques, dem franzöſiſchen Matroſen und einem gewandten Burſchen, den er aber Jako nannte, die nöthigen Verabredungen getroffen und ihm nicht allein die Kanone, ſondern auch ſämmtliche dem Kutter abgenommenen Gewehre zur Verfügung geſtellt.

Die Inſel lag nämlich mit einer gerade gegenüber befindlichen Korallenbank ſo genau in der Mitte des Kanals, daß einlaufende Canoes ſie auf höchſtens vierzig Schritt paſſiren mußten, und trotzdem war der Kanal ſo tief und frei von Klippen, daß mit günſtiger Briſe ſelbſt die größten Schiffe wie in einen Hafen einlaufen konnten.

Dort beſetzte nun Jaques, als er die Kunde von dem Anſegeln der Flotte erhielt, den ganzen Platz nicht allein mit den mit Feuergewehren verſehenen Indianern, ſondern er poſtirte auch ſeine mit Kartätſchen geladene Kanone ſo vortheilhaft, daß ſie die Einfahrt vollſtändig beſtrich, während einige zwanzig der geſchickteſten Schleuderer noch außerdem als Verſtärkung zugezogen wurden. Jaques verſäumte dabei auch keine Vorſicht, um ſich im Nothfall den Rückzug zu decken, denn hinreichende Canoes lagen unter dem Schutz der Inſel, um ſeine ganze Mannſchaft aufzunehmen, falls die Feinde dennoch und wider Erwarten das Einlaufen erzwingen ſollten.

Jetzt kamen ſie heran. Manuga, der Richter von Afaru, ſaß vorn im erſten Canoe auf dem Ehrenplatz, einer Art Vorbau, um von hier aus auch gleich den Cours der anderen Fahrzeuge zu leiten. Hinter ihm folgten in langer Reihe die anderen, zwei und zwei, im Ganzen einige vierzig Canoes, und alle gedrängt voll von Bewaffneten.

Manuga, ſeines Sieges gewiß, da er noch gar keinen Widerſtand bemerken konnte, denn die Beſatzung der Inſel Tuia-iti blieb ſorgfältig verſteckt, hielt genau die Mitte des Kanals, ſo daß er kaum zwanzig Schritte vom äußerſten Rand des Korallenſtrandes entfernt ſein konnte.

Jaques' Herz pochte ihm wie ein Schmiedehammer in der Bruſt, denn während die ihn umlagernden Indianer mit kaum zurückgehaltenem Jubel auf den Schuß warteten, wußte er ſelber recht gut, daß ſie Alles verloren hatten, ſobald er den erſten Schuß fehlte, denn ehe er wieder zum Laden Zeit bekam, verſtand es ſich von ſelber, daß ſämmtliche Canoes die Inſel angelaufen hätten, und auch in dem erſten beſonders, wie ebenſo in den dahinter folgenden ſah er Musketen in der Sonne blitzen. Aber es konnte jetzt nichts mehr helfen. Die mit Gewehren verſehenen Indianer hatten ſchon Befehl bekommen, wenn das erſte Canoe getroffen wäre, nicht mehr auf dieſes, ſondern nur auf die dicht dahinter folgenden zu feuern, und wie er das Fahrzeug faſt gegenüber hatte, warf er den Buſch zurück, der ſein Geſchützſtück deckte.

Allerdings wurde dieſe Bewegung von den Leuten im erſten Canoe augenblicklich bemerkt; ehe ſie ſich aber — eng gedrängt, wie ſie ſaßen, und in ihren Bewegungen gehemmt — zu einem Angriff bereit ſahen, hatte Jaques die Mündung ſeiner Kanone etwa einen Fußbreit vorhaltend gerichtet und berührte mit der Lunte das Zündloch. Das Canoe war indeſſen noch eine kurze Strecke vorgeglitten, ja der Bug wendete ſich ſogar etwas mehr dem Lande zu, und die Wirkung, die der in dieſem Moment losſchlagende Schuß hervorbrachte, war furchtbar. In der faſt unmittelbaren Nähe blieben die kleinen Kugeln noch dicht genug beiſammen, um das ganze große Canoe in der Mitte förmlich auseinander zu reißen. Ein wilder Aufſchrei folgte, zerſtückte Leichen ſtürzten in die Fluth, und von paniſchem

Schreck erfaßt, warteten die noch Unverletzten nicht einmal das Sinken des Fahrzeuges ab, ſondern warfen ſich kopfüber ſelber in das Meer, um nicht noch einem zweiten ſolchen Gruß ausgeſetzt zu ſein.

Noch war aber der Donner des Geſchützſtückes nicht verhallt, als auch die Musketen ſchon den Tod in die anderen Canoes trugen, die indeß ſo nahe herangekommen waren, daß ſelbſt die mit merkwürdiger Geſchicklichkeit und Kraft geſchleuderten Steine ihre Wirkung thaten. Der ſteuernde Mann des dritten Canoes bekam ſolcherart einen Steinwurf vor die Stirn, daß er hintenüber in die See ſtürzte; im Falle aber noch ſich krampfhaft an das Ruder haltend, warf er damit den Bug herum und das Canoe glitt direct in die Brandungswelle der Riffe hinein. Wohl griffen die Eingeborenen raſch wieder zu den ſchon beiſeite geworfenen Rudern, aber ein paar Kugeln, die zwiſchen ſie hineinſchlugen, vollendeten die Verwirrung. Der obere Kamm der Sturzwelle ſchlug in den Bug des ſeinem Geſchick verfallenen Fahrzeuges, und es war faſt, wie es daſſelbe kaum berührte, als ob eine Rieſenhand den ſchlanken Bau ergriffen und an ſich geriſſen hätte, ſo raſch ſchoß der Bug unter die ſich ſchon wieder bäumende Woge, und Schaum, mit menſchlichen Geſtalten vermiſcht, wirbelte nur wenige Secunden ſpäter wild zuſammen.

Das war zu viel. Auf einen ſolchen Widerſtand hatten die Bewohner der Motua-Bai nicht gerechnet, und als jetzt auch Jaques mit bewundernswerther Geſchicklichkeit ſein Geſchütz auf's neue geladen und, etwas höher zielend, mitten zwiſchen die noch draußen treibenden Canoes hineinfeuerte, war kein Halten mehr. Zwei wurden noch von den umhergeſtreuten Kugeln zum Sinken gebracht, denn die faſt überfüllten Canoes geſtatteten kein raſches Ausſchöpfen, und jetzt warfen ſich auch die Schleuderer in ihre Fahrzeuge, aber nicht etwa, um die draußen mit der Fluth kämpfenden Menſchenleben zu retten, ſondern um mit ihren kurzen ſchweren Keulen die Schwimmenden auf die Köpfe zu ſchlagen und ſie den Haifiſchen zu überlaſſen.

So kam der alte Häuptling Manuga um's Leben, ſo mit ihm mancher andere Tapfere. Außerdem waren in den drei geſunkenen Canoes ſechs oder acht Gewehre mit verloren gegangen, und der jetzige Führer, ein junger Häuptling und naher Verwandter von Ramara Toa, wagte nicht, die Flotte noch einmal einer ſolchen Gefahr auszuſetzen. Er ſelber wenigſtens hätte nie die Leitung übernehmen mögen.

So, während ſich einzelne der am wenigſten beſetzten Boote bemühten, doch nur einen Theil der Schiffbrüchigen zu retten, hielten die übrigen Canoes wieder in See hinaus, um nach Motua zurückzukehren. Der Angriff war vollſtändig abgeſchlagen.

Salo, der Bote Namara Toa's, erreichte noch an demſelben Tag auf einem Wege, den kaum ein anderer Inſulaner für möglich gehalten hätte, die Tuia-Bai, aber er fand keineswegs das, was er erwartet: die Motua-Krieger im Beſitze der Bai, ſondern das Volk von Tuia in lautem, lärmendem Jubel über den erfochtenen Sieg. Ja, die Inſulaner waren ſogar eben damit beſchäftigt, das von Motua zurückeroberte Götzenbild, deſſen Beſitz ſie den Sieg über die Feinde zu verdanken glaubten, wieder vorläufig an der Bai ſelber aufzuſtellen, zu welchem Zweck ſie ſchon ein hohes, mit Federn geſchmücktes und mit bunten Gnatuſtreifen oder Bändern verziertes Bambushaus errichtet hatten und nun darum her wie ausgelaſſen tanzten und ſprangen und eins ihrer heidniſchen Feſte feierten.

Aus der See war nämlich ein ſchwer verwundeter Motua-Krieger aufgefiſcht worden, das erſte Opfer, das in ihre Hände fiel, und das mußte — ihren Sitten und Gebräuchen nach — dem mißhandelten Gott zur Sühne dargebracht werden.

Es war ein junger Motua-Krieger, dem ein Splitter des einen Canoes durch den Körper gefahren, und der noch, aber in Qualen, lebte. Er wurde, als das erſte erbeutete Opfer, gefaßt, in ein Canoe gehoben und an Land gerudert. Dort fanden ſich die Prieſter augenblicklich ein, die nun auch ohne Weiteres die nöthigen Anordnungen trafen, um ihn würdig den Göttern zu weihen.

Sein Kopf wurde mit dem geheiligten Kraut umwunden und der Körper dann auf eine Anzahl von Speeren gelegt, auf denen man ihn zu dem Bild des Götzen hintrug, damit dieſer das Opfer gnädig annehmen möge. Der Prieſter ſchritt an ſeiner Seite, und während er ſeine Gebete murmelte, beobachtete er unausgeſetzt und aufmerkſam die unwillkürlichen Zuckungen des Sterbenden. Fielen Thränen aus ſeinen Augen, ſo deutete man das, als ob er um das Schickſal ſeines eigenen Landes und Stammes weine; ballte er die Fauſt, ſo war es ein Zeichen, daß die feindliche Partei den äußerſten Widerſtand zeigen würde, alſo der Sieg noch nicht als entſchieden betrachtet werden konnte.

Es war ein feierlicher Zug, denn es galt als das erſte und entſühnende Opfer, was dem mißhandelten und entführten Bilde ihres Gottes wieder gebracht wurde. Die Prieſter hatten nämlich in der Zeit wohl entdeckt, daß der Statue — was früher nicht der Fall geweſen — die Naſe fehlte, und wenn ſie ſich auch nicht verhehlen konnten, daß die „abtrünnigen Heiden" ſolche Gräuel verübt, ſo hofften ſie doch im Stillen, daß der Gott Macht genug beſitzen ſolle, ſich das abgeſchnittene Geſichtsglied, wenn er nur erſt verſöhnt wäre, wieder wachſen zu laſſen.

Faſt die ganze Bevölkerung von Tuia ſchloß ſich dem Zuge an, und während vor dem Götzenbild ein rieſiger Scheiterhaufen errichtet worden war, um den Körper darauf zu verbrennen, ſtrömten die Eingeborenen von allen Seiten herbei, um das Opfer dem Gott wohlgefälliger zu machen. Sie brachten zu dieſem Zweck die wunderlichſten Geſchenke: Ava-Wurzel und Yams, Bananenſchößlinge, Cocosnüſſe, junge Schweine, Hühner und Brotfrucht, feine Matten, Gnatu, Cocosnußöl, Perlmutterſchalen, Baſt, Calebaſſen und was ſonſt die Inſel erzeugte, was ſie Alles um den Sterbenden her aufhäuften.

Glücklicherweiſe erlebte der Arme nicht mehr die weiteren, ihn erwartenden Qualen des Feuertodes, denn er verſchied, ehe der Holzſtoß nur entzündet wurde. Aber das Opfer verlor deshalb nicht ſeinen Werth, denn es war noch lebend vor dem Gott niedergelegt worden und dadurch allen Anforderungen deſſelben genügt.

Jetzt flammte das dürre Holz empor. Die Tänze und Geſänge der Umſtehenden begannen, und während noch immer mehr Brennmaterial herbeigeſchleppt und aufgehäuft wurde und ſich der Krieger nach und nach in Aſche verwandelte, lagen die Prieſter auf ihren Knieen vor dem Götzenbild und glaubten damit dem zu dienen, den ſie eben für eine Gottheit hielten.

Matangi Ao ſchaute finſter drein, als er an dem Abend nach Tuia herunterkam und von dem Opfer hörte, das die Prieſter gebracht. Er war zwar ein Heide, aber nach ſeinen vielen Unterhaltungen mit verſchiedenen Weißen ſchien doch ein beſſerer Geiſt über ihn gekommen, und er hatte ſchon bei ſich beſchloſſen, Manches in ihren Sitten und Gebräuchen zu ändern, ohne daß er den Göttern dabei zu nahe trat. Jetzt war es übrigens geſchehen und nicht mehr zu ändern — ja vielleicht beſſer ſo, denn es beruhigte das auf's äußerſte gereizte Volk und galt ihm gewiſſermaßen als Sühne für den begangenen Frevel.

7.

Ausſicht zum Frieden.

Salo, der Läufer, brachte keine gute Kunde zurück zu Ramara Toa's Heer; ja, als er in der Nacht des Miſſionärs Hütte aufſuchte, ſie aber leer fand und ſich eben wieder zurückſchleichen wollte, wäre er faſt von den Tuianern feſtgenommen und dann auch unrettbar als Spion erſchlagen worden. Nur ſeiner wirklich außerordentlichen Flüchtigkeit gelang es, in den Wald zu entkommen, und er hielt ſich dann auch nicht länger mehr an der Bai auf.

Ramara Toa war wüthend, als er hörte was an der Tuia=Bai geſchehen, denn dadurch wurde die Unterwerfung der Rebellen um ſo viel länger hinausgeſchoben. Jetzt half es aber auch nichts mehr den Sturm auf das Fort länger aufzu=

ſchieben, denn von der andern Seite wurde ihm ebenfalls Botſchaft gebracht, daß Tamoruva im Innern eine neue Schaar ſammle und damit gegen Tuia vorrücken wolle. Dem mußte er zuvorkommen. Am nächſten Morgen begann die Beſchießung des Forts von neuem, jedoch mit nicht beſſerem Erfolge als geſtern, und dann wurden die Schaaren zum Sturm gerufen, um den Feind mit Gewalt aus ſeiner Veſte zu treiben und hinunter in die Bai zu drängen.

Matangi Ao aber, obgleich er nicht ein einziges Gewehr im Fort hatte, warf, von der geſchützten Lage ſeiner kleinen Veſte begünſtigt, die Angreifer jedesmal zurück, und viele der beſten und tapferſten Häuptlinge Ramara Toa's, von denen Einzelne ſchon wirklich den Wall erklommen hatten, wurden erſchlagen und dann, wie zum Hohn der Angreifer, über die eine ſteile Seite deſſelben in den Grund hinabgeſtürzt.

Ramara Toa ſah endlich ein, daß er mit ſeinen nur in der Eile zuſammengerufenen Streitkräften nicht allein gegen dieſen Platz nichts ausrichten werde, ſondern auch ſeine Leute dabei entmuthige. Das mußte er vermeiden. Er hatte noch genug Anhänger. Von Afaru und vielen anderen Küſtenplätzen, wie einigen Stellen im Innern, waren die

Streiter noch nicht ſämmtlich herbeigerufen worden. Das mußte jetzt geſchehen, und dann ſollte ein entſcheidender Schlag gegen die Feinde geführt werden. Um die Hilfstruppen aber ruhig erwarten zu können und nicht einem möglichen Ueberfall des tollen Tamoruva ausgeſetzt zu ſein, beſchloß er, ſelber ein Fort, und zwar dem der Tuianer gerade gegenüberliegend, zu errichten, wozu denn ſeine Schaaren, die er vom Sturme abgerufen, augenblicklich beordert wurden.

Das ſchmale Thal, das Beide voneinander trennte, mündete, zu einem ziemlich breiten und offenen Plateau auslaufend, weſtlich von der Tuia-Bai nach einem kleinen Hafenplatze, Panoa genannt, deſſen Bewohner aber — Anhänger Matangi Ao's — ſchon hinüber nach Tuia geflohen waren und ihre Heimath dem Feind preisgegeben hatten. Dort hinüber wurde ein Streifcorps geſchickt, das aber kein menſchliches Weſen mehr vorfand und nun, in dem gedankenloſen Leichtſinn dieſer Stämme, die Bambushütten niederbrannte und die Cocospalmen umhieb.

Eine Verbindung von hier aus mit Tuia durch das Binnenwaſſer der Riffe gab es nicht, da eine breite Korallenbank ſelbſt zur Fluthzeit den großen Canoes keinen Durchgang erlaubte.

Nur nach See zu war eine ſchmale Einfahrt in den Riffen, jedenfalls durch den kleinen Bach hervorgerufen, der hier aus den Bergen kam, und draußen, vor derſelben, etwa eine halbe engliſche Meile in See, lag eine kleine Koralleninſel, aber unbewohnt und nur mit einzelnen Cocospalmen, Pandanus- und Mangrove-Büſchen bewachſen, doch mit vortrefflichem Ankergrund ringsum. Dies kleine, allerdings höchſt maleriſche, aber ſonſt vernachläſſigte Eiland hieß Panoa, wie auch die ſchmale Bai Panoa genannt wurde.

Mit Tuia ſtand die Panoa-Bai in friedlichen Zeiten allerdings durch einen engen Bergpfad in Verbindung; dieſer aber war gerade dort, wo er eine kurze Strecke neben einem die See überhängenden Felſen hinlief, durch einen hineingefällten Baum unpaſſirbar gemacht, und Matangi Ao hatte dort ſogar noch einen Poſten hingeſtellt, um eine Ueberraſchung von dieſer Seite unmöglich zu machen.

Sechs Tage ſtanden ſich ſo beide Theile feindlich und ihre Verſchanzungen befeſtigend gegenüber, und es war ſchon viel, entſetzlich viel Blut gefloſſen. Da traf Mr. Lowe in Namara Toa's Lager ein, den der Kutter nach der Motua-Bai gebracht und der jetzt den König aufſuchte, um ihm Bericht über das Geſchehene abzuſtatten und ihm anzuzeigen, daß Bruder Fremar mit den beiden Frauen ebenfalls in den nächſten Tagen nachfolgen würde, indem ſie ſich in Motua-Bai ſelber nicht mehr für ſo ganz ſicher hielten. Die Heiden waren ſo übermüthig geworden, daß ſich einzelne ihrer ſchnellſegelnden Canoes ſchon zum Recognosciren in der Motua-Bai ſelber gezeigt, und wenn man ſie auch augenblicklich wieder hinausgejagt und verfolgt hatte, ſo lag doch die Gefahr ungemein nahe, daß ſie einmal in der Nacht einen plötzlichen Ueberfall verſuchen könnten. Dem durften ſie wenigſtens die Frauen nicht ausſetzen, wenn ſie auch ſelber ihr eigenes Leben wagen würden, um den ihnen beſtimmten Platz zu behaupten.

Ebenſo brachte Mr. Lowe die unwillkommenen Einzelheiten von dem mißlungenen Angriff Manuga's und dem Tod des alten, würdigen Häuptlings, eines der feſteſten Pfeiler der chriſtlichen Kirche auf der ganzen Inſel. Ramara Toa war aber entſetzlich böſe, als er erfuhr, welchen Fang die Tuianer mit dem Kutter gemacht und daß gerade die darauf gefundene Kanone das Verderben ſeiner Canoes herbeigeführt habe. Was thaten die Miſſionsſchiffe mit ſo vielen Waffen, und wenn ſie ſich überhaupt in deren Beſitz befanden, weshalb hatten ſie ihn nicht damit unterſtützt, der doch jetzt gerade alle ſeine Kräfte daran wendete, um das Chriſtenthum auf der Inſel zu verbreiten und die Heiden zu unterwerfen, wie ihre falſchen Götzenbilder zu zerſtören?

Mr. Lowe konnte nichts thun, als ihm nur wiederholt verſichern, daß die Miſſionäre nicht auf die Inſeln gekommen wären, um zu kämpfen, ſondern das Volk zu belehren. Die Waffen müßten aber dieſe kleinen, ſonſt unbeſchützten Fahrzeuge bei ſich haben, wenn ſie nicht in jeder Stunde der Gefahr ausgeſetzt ſein wollten, von einer Flotte heidniſcher Wilden angegriffen und genommen zu werden, und Ramara Toa ſelber wüßte, wie oft das ſchon auf den Inſeln geſchehen ſei und noch jeden Tag geſchehe.

Ramara Toa war verbrießlich geworden, denn er konnte ſich denken, daß Matangi Ao jetzt im Beſitze der Waffen nur noch ſo viel übermüthiger werden und ſo viel ſchwerer zu beſiegen ſein würde. Aber was half es? Das Unglück war geſchehen, und jetzt nahm auch die Gegenwart ſeine Aufmerkſamkeit viel zu ſehr in Anſpruch. Von allen Seiten trafen neue Krieger ein, und zu gleicher Zeit mußte das begonnene Fort beendet werden, das ihnen nicht allein Schutz gewähren, ſondern Matangi Ao auch beweiſen ſollte, wie er, Ramara Toa, gar nicht daran denke den Krieg zu beenden, bis der „Rebell“ unterworfen ſei.

In dieſen Tagen, und gerade während Alles zu einer neuen und dann entſcheidenden Schlacht vorbereitet wurde, ſegelte eines Morgens ein Kriegsſchiff der Vereinigten Staaten, der „Sioux“, die Tuia-Bai an und hißte ſeine Flagge zum Zeichen, daß er mit dem Lande verkehren wolle. Die Inſulaner leiſteten dem Signal aber nicht ſo raſch Folge, denn was ſolche Fahrzeuge gewöhnlich verlangten: Lebensmittel und Früchte, brauchten ſie jetzt ſelber für die Maſſe von Menſchen, die ſie zu ernähren hatten, viel zu nothwendig, um auch nur das Geringſte davon hergeben zu können.

Matangi Ao ſelber aber beſchloß zuletzt hinauszurudern; es war ja möglich, daß ſie von dem großen Schiffe, das ſo viele Kanonen an Bord führte, noch Waffen, wenigſtens Munition erlangen konnten, und dafür durften ſie ſchon etwas von den Früchten opfern. Fiſche gab es doch genug im Binnenwaſſer der Riffe, und eine

Hungersnoth brauchten ſie deshalb nicht ſo leicht zu fürchten.

Die Frauen mußten jetzt raſch einige Körbe mit Früchten, Cocosnüſſe und einige Ferkel, die zu Geſchenken oder Tauſchartikeln dienen ſollten, in das Canoe tragen, und bald darauf ruderten es ſechs kräftige Indianer raſch durch das ruhige Waſſer der Bai, an der noch immer befeſtigten Inſel vorüber, der Einfahrt zu, vor welcher die Fregatte, die hier keinen Ankergrund fand, kreuzte. Als Dolmetſch befand ſich der alte Aaron im Boot, der in ziemlich allen Sprachen gewandt und auch des Engliſchen vollkommen mächtig ſchien.

Matangi Ao ſelber wurde auch auf das freundlichſte an Bord empfangen und überreich mit Glasperlen, Beilen Kattun, Spiegeln und anderen Spielereien beſchenkt. Waffen weigerte ſich der Kapitän Beatty ihm zu überlaſſen. Die Weißen wollten, wie er ihm ſagte, den Eingeborenen dieſer Inſeln nicht ſelber die Mittel bringen, ſowohl einander aus der Welt zu ſchaffen, als auch mit Hilfe von Schießgewehren vielleicht friedliche Handelsſchiffe zu überfallen und die Beſatzung etwa landender Boote aus dem Hinterhalt niederzuſchießen. Er ſprach ſich gegen den Dolmetſcher mit tiefem Bedauern über den auf der Inſel wüthenden Krieg aus und fragte ihn nach der Urſache deſſelben.

„Gott der Gerechte,“ ſagte der alte Aaron achſelzuckend, „was heißt Urſache? Die Leute waren Heiden und haben friedlich und ruhig beieinander gewohnt, bis ſind gekommen die Chriſten, die ſie zu ihrem Glauben bekehrten. Ein Theil iſt Chriſten geworden, aus der Familie ein Sohn, aus der eine Tochter, aus einer andern die Eltern, und der alte König hat gehört, daß er als chriſtlicher König auch über die ganze Inſel regieren müſſe — hat ihm gefallen. Der ganze Krieg iſt aber weiter nichts, als daß ſie die Körper todtſchlagen, um die Seelen in den Himmel zu bringen.“

„Und iſt es nicht möglich,“ rief der Kapitän, „daß ich vielleicht da im Stande wäre zu vermitteln? Sollten ſich die Eingeborenen nicht dazu verſtehen, von beiden Seiten ihre Führer zu ſenden und den Streit friedlich beizulegen?“

„Und warum nicht?“ ſagte Aaron gutmüthig. „Hier ſteht der Eine von ihnen, Matangi Ao, der Häuptling dieſes Diſtrictes und ein ſo braver Heide, wie nur je einer ſeine Hände zu einem verrückten Götzenbild erhoben hat. Wenn Ramara Toa, der König, einwilligt — er thut's gewiß, denn er hat den Krieg auch gar nicht angefangen."

Matangi Ao, der daneben ſtand und ſeinen Namen hatte nennen hören, horchte; als ihm der Alte aber jetzt die freundliche Abſicht des Fremden überſetzte, heiterten ſich ſeine Züge auf.

„Es iſt gut," ſagte er, „ſehr gut – wenn Ramara Toa die Hand bietet, Matangi Ao wird ſie nicht zurückweiſen. Er iſt der Vater meines Weibes. Laß uns in Frieden nebeneinander wohnen."

„Er willigt ein?" rief Kapitän Beatty erfreut.

„Ich habe es Euch vorhergeſagt, Kapitän," nickte der Alte; „die Frage wird nur die ſein, wo wir die beiden Häuptlinge zuſammenbringen können, denn trauen thun ſie einander nicht viel, obgleich ich feſt überzeugt bin, der Chriſt hätte bei dem Heiden weniger zu fürchten, als der Heide bei dem Chriſten."

„Und ſind Miſſionäre auf der Inſel?"

„Gott ſei Dank, ja," lächelte der alte Mann, „es fehlt nicht an ihnen."

„Aber wo befinden ſie ſich?"

„Natürlich bei der chriſtlichen Partei."

„So fragt den Häuptling, wo er glaubt daß ſolch ein Verſammlungsort am paſſendſten zu wählen ſei, und ob er nicht in der Nähe hier einen guten Ankergrund weiß, denn die Einfahrt in die Bai hier ſcheint allerdings tief und breit genug, um ſie mit guter Briſe zu unternehmen, wenn's aber nicht nöthig wäre, möchte ich mich nicht gern in ein ſo enges Fahrwaſſer hineinwagen.“

Matangi Ao begriff raſch, was er verlangte. Von dort, wo die Fregatte gerade kreuzte, konnten ſie ganz deutlich die kleine Inſel Panoa erkennen, und deren Nachbarſchaft bezeichnete er ihm augenblicklich nicht allein als paſſenden Ankergrund, ſondern auch die Inſel ſelber für vollkommen geeignet, um dort eine Verſammlung der feindlichen Parteien abzuhalten. Canoes konnte Namara Toa leicht von dem noch mehr weſtwärts gelegenen Strand bekommen, und da er ſich im Beſitz der Panoa-Bai ſelber befand, war es für ihn ein Leichtes, nach der Inſel hinauszufahren.

Alles Weitere wurde jetzt zwiſchen Kapitän Beatty und Matangi Ao mit Hilfe des Dolmetſchers leicht verabredet, und die Schwierigkeit war nur, einen Boten zu finden, der ſich in Namara Toa's Lager wagen durfte, denn die Inſulaner behandeln Parlamentäre keineswegs immer mit der Rückſicht, mit der ſie unter civiliſirten Nationen als unantaſtbare Perſonen betrachtet werden.

Die Fregatte kreuzte jetzt wieder gegen die Bai an, wo Matangi Ao's Canoe ihr entgegenkam, um den Häuptling und Dolmetſch aufzunehmen; dann ſegelte ſie langſam der bezeichneten Inſel zu, und Kapitän Beatty verſprach, am nächſten Morgen ein Boot nach Tuia hineinzuſenden, um wo möglich Antwort von dort zurückzubringen, ob die chriſtliche Partei eine Friedensverſammlung angenommen habe.

Nalata, Matangi Ao's junge Gattin, war glücklich, als ſie von dem Häuptling erfuhr, daß Ausſicht vorhanden wäre den Krieg zu beendigen, und erbot ſich augenblicklich, ſelber hinüber zu ihrem Vater zu gehen, um ihn zu der Zuſammenkunft zu bereden. Aaron aber, der zugegen war, redete ihr ab, da er es noch nicht für nöthig hielt. Die Miſſionäre würden, wie er feſt überzeugt ſei, eine ſolche Zuſammenkunft auf neutralem Grunde nie von der Hand weiſen und Namara Toa ſelber damit einverſtanden ſein. Es käme eben nur Alles auf das Reſultat an, und erſt wenn die Verhandlung fehlſchlüge, möge die Tochter dann einen letzten Verſuch bei dem

Vater machen. Jetzt dürfe man nicht zwei Pfeile auf einmal abſchießen.

Aaron hoffte dabei auf den Eindruck, den es auf die Miſſionäre machen werde, daß ein amerikaniſches Kriegsſchiff dort geankert habe, das alſo aus einem proteſtantiſchen Lande kam. Wäre es ein franzöſiſches geweſen, ſo war er überzeugt, daß ſie eine Vereinbarung mit dieſem zurückgewieſen und Ramara Toa ſelber nie hinuntergelaſſen hätten, denn ſie fürchteten ein Landen katholiſcher Prieſter mehr als alles Andere für ihre jungen Colonien. Bei einem Amerikaner hatte das aber keine Gefahr, und er ſchrieb alſo auch in dieſem Sinne ſeinen Brief an Mr. Lowe in engliſcher und, falls der Herr nicht im Lager ſein ſollte, einen andern an Ramara Toa ſelber in deſſen Sprache. Zum Boten wurde aber ein junges, zehnjähriges Mädchen gewählt, deſſen Bruder mit auf Ramara Toa's Seite kämpfte, deſſen Eltern aber im Tuia-Thal lebten, und die deshalb alſo auch weder von Freund noch Feind etwas zu fürchten hatte.

Das Kind wurde von zwei Kriegern hinauf zum Fort geleitet, und mußte von dort, mit einem grünen Buſch und den Brief in der rechten Hand, einen ſchneeweißen Haushahn als

Zeichen des Friedens unter dem linken Arm, ſeinen Weg nach dem feindlichen Fort allein antreten. Aber es hatte auch nichts zu fürchten; denn ſchon der weiße Hahn, den es trug, war ein ſicheres Zeichen, daß es eine Friedensbotſchaft bringe, und Einzelne von Namara Toa's Kriegern, die es unterwegs traf, nahmen es augenblicklich unter ihren Schutz und geleiteten es ſelber zum König.

Die Nachricht, die es brachte, war wichtig. Schon daß ein amerikaniſches Kriegsſchiff, das alſo auch Maſſen von Gewehren und Munition an Bord hatte, an der Panca-Inſel ankern würde, erfüllte Namara Toa's Herz mit friſchen Hoffnungen. Das waren Chriſten, alſo mußten ſie ihn auch in ſeinem Kampfe gegen die Heiden und Götzenanbeter unterſtützen, und bereitwillig ging er auf den Vorſchlag, den Mr. Lowe ebenfalls befürwortete, ein. Auch dem Miſſionär lag natürlich daran, den Frieden auf der Inſel wieder herzuſtellen, und das konnte allerdings am leichteſten unter dem Schutz eines fremden Kriegsſchiffes geſchehen. Die Heiden ſahen ja dann auch deutlich genug, welche Macht die Chriſten hatten, und daß es Wahnſinn ſein würde, ſich einem ſolchen Volk mit ihren Keulen und Speeren entgegenzuſtellen.

Das kleine Mädchen, das indeſſen von den Frauen im Lager geliebkoſt wurde, aber freilich umſonſt nach ſeinem Bruder geſucht hatte, der auf dem Schlachtfeld von Hupai lag, bekam jetzt Ramara Toa's, von Mr. Lowe geſchriebene Antwort, daß Ramara Toa ſelber am zweiten Morgen von da an mit ſeiner Begleitung auf Panoa erſcheinen und dort Matangi Ao in Gegenwart des weißen Häuptlings treffen würde. Bis dahin ſollten alle Feindſeligkeiten eingeſtellt ſein und kein Stein aus einer Schleuder geworfen, kein Pfeil von einem Bogen geſendet, kein Speer geworfen, kein Gewehr mehr abgeſchoſſen werden. Es war Friede, bis die Häuptlinge beſchloſſen hätten, ob der Krieg wieder beginnen ſolle.

Mit dieſer Botſchaft wurde Kirea, das Kind, zurück zu den Ihrigen geſendet, und wieder trug ſie im linken Arme den weißen Hahn, denn Ramara Toa hatte ihn nicht angenommen. Hätte er es gethan, ſo wäre dadurch allein ſchon, nach althergebrachtem Brauch der Inſeln, der Friede beſiegelt geweſen; das konnte aber erſt dann geſchehen, wenn die Feinde die ihnen geſtellten Bedingungen annahmen.

Indeſſen hatte Mr. Lowe, da man noch immer einen Angriff von Tamoruva fürchtete, einige Beſorgniß für die kleine Karawane gezeigt, die er mit ſeiner Frau und Bruder Fremar nebſt deſſen Gattin von Motua erwartete. Das Hupai-Thal ſelber war allerdings noch von Ramara Toa's Leuten beſetzt und jetzt auch befeſtigt worden, aber man konnte doch nicht wiſſen, was den Wanderern unterwegs zuſtieß, und dann fühlte er ſich auch ſeiner eigenen Frau wegen beſorgt, die nicht gewohnt war, eine ſo lange Strecke zu Fuß zu gehen. Ihren eigenen Handkarren hatten ſie allerdings in Tuia zurücklaſſen müſſen, aber der Mr. Fremar's, den man zu dem Munitionstransport benutzt, wurde augenblicklich nicht gebraucht. Er ſendete alſo mit dieſem ſechs Bewaffnete zurück, welche die alte Dame eine Strecke lang, und ſoweit der Weg gut war, ziehen konnten und dann auch zugleich als Verſtärkung der Escorte nützlich waren. Claus ſollte dieſe ebenfalls begleiten, oder hatte vielmehr ſelber darum gebeten; denn wie er nur erfuhr, daß Mrs. Fremar von Motua-Bai aufgebrochen ſei, um ſich dem befeſtigten Lager anzuſchließen, litt es ihn nicht länger im Fort. Was hätte der alte Baron daheim auf dem Schölfenſtein geſagt, wenn ſeiner Berchta etwas zugeſtoßen und er nicht bei der Hand geweſen wäre, um es von ihr abzuwenden? Jetzt ſchien allerdings, nach dem, was er von Mr. Lowe gehört, Ausſicht zum Frieden vorhanden; aber was konnten die Wilden drin im Walde davon wiſſen, und beſſer war jedenfalls beſſer. Er ſchnallte auch ſeinen Hirſchfänger um, hing ſeine treue Büchſe über die Schulter, und ärgerte ſich nur, als ſie endlich abmarſchirten, über das andere langweilige Volk, das ihm gar nicht ſo raſch folgen konnte, als er gern ausgeſchritten wäre.

———

Mr. Fremar hatte allerdings noch einige Zeit in Motua-Bai gezögert, ehe er die ihm liebgewordene Heimath verließ, aber die Anzeichen, daß ſich die heidniſchen Inſulaner doch nicht ſo ganz gutwillig dem ihnen auferlegten Zwang fügten, wurden in der That mit jedem Tage deutlicher. Da er ſich außerdem nicht verhehlen konnte, daß die Beſatzung in Motua keineswegs ſo ſtark war, um einen plötzlichen Angriff entſchieden zurückzuweiſen, und die Frauen an der Bai ſchon kein Hehl mehr daraus machten, daß ſie beim erſten Erſcheinen einer feindlichen Flotte in den Wald flüchten würden, ſo entſchloß er ſich endlich zum Marſche.

Er fürchtete dabei weniger für ſich als ſeine Frau, denn Berchta, ſo geſund und kräftig ſie ſich auch bis dahin immer gefühlt, war in der letzten Zeit beſonders recht reizbar geworden, was jedenfalls auf ein angegriffenes Nervenſyſtem deutete. Sie klagte dabei oft über Kopfſchmerzen und ſah bleich und angegriffen aus, und Fremar ſuchte ſie deshalb aus einer Gegend fortzuführen, in welcher ſie keinen Tag vor plötzlicher und gefährlicher Aufregung ſicher war. Befanden ſich doch die Eingeborenen ſelber fortwährend in fieberhafter Spannung, und wo nur ein Fiſchercanoe langſam in die Einfahrt der Riffe glitt, pflanzte ſich ſchon von Lippe zu Lippe der Schrei fort: „Matangi Ao! Sie kommen! Sie kommen!“ Die Eingeborenen fingen an, wie das zu ſolcher Zeit gewöhnlich geſchieht, Geſpenſter am hellen Tage zu ſehen.

Da war es denn freilich beſſer, daß er bei Zeiten darauf dachte die junge Frau in Sicherheit, oder doch wenigſtens in eine Gegend zu bringen, wo ſich eine Gefahr für ſie nicht mehr fürchten ließ, denn daß Matangi Ao je über Ramara Toa ſiegen könne, ſchien zu unwahrſcheinlich, um auch nur einen Augenblick daran zu denken. Waaren beſaß Fremar faſt keine mehr, denn die neue Zufuhr der von der Geſellſchaft ausgeſendeten Gegenſtände war nach Tuia an Mr. Lowe gegangen. Das Schmiedewerkzeug hatten die Inſulaner ſelber mit Beſchlag belegt, und hämmerten den ganzen Tag Meſſer und Lanzen- und Pfeilſpitzen. Sein ſonſtiges Eigenthum konnte er — wenigſtens das Nothwendigſte — durch ſeine Diener fortſchaffen laſſen, und das Andere verbarg er ſehr leicht in einer kleinen, abgelegenen Hütte im Walde. Brachen dann auch wirklich einmal die frechen Tuianer in keckem Uebermuth in die Bai ein, ſo getrauten ſie ſich ſicherlich nicht dort hinein und vom Strand ab, aus Furcht, von einem Hinterhalt abgeſchnitten zu werden.

Waffen beſaß er ſelber gar keine, das leichte, ſeiner Frau gehörende Jagdgewehr ausgenommen, und ſelbſt dieſes würde er verſchenkt haben, wenn ſich Berchta hätte davon trennen mögen. Es war noch ein Andenken von ihrem Vater, das dieſer ſelber in ſeiner früheſten Jugend geführt und es ihr, als er es ihr gab, auf die Seele gebunden hatte. Es ſollte nicht im mörderiſchen Kampfe entweiht werden, wenn ſie auch ſelber ſchon ſeit langen Jahren nicht mehr daran dachte, es zu führen.

Jetzt war Mr. Fremar übrigens ganz froh, daß er es noch hatte; es gewährte ihnen unterwegs doch einigen Schutz. Einer ſeiner Diener, der von Claus gelernt mit Gewehren umzugehen, bekam es deshalb nebſt Taſche und Cartouche umgehängt, und bildete ſo gewiſſermaßen die Escorte.

Mr. Lowe war ſchon, wie erwähnt, voraus, dabei aber ſo vorſichtig geweſen, ſein ganzes Eigenthum — das Nothwendigſte ausgenommen — an Bord des Kutters zu laſſen, der dann Ordre bekam, Motua, nachdem er Mr. Barter und ſeinen Begleiter an Ort und Stelle abgeliefert, wieder anzulaufen, um zu ſehen, wie die Sachen hier ſtünden. Er erhielt aber dabei die Weiſung, nicht etwa unvorſichtig einzulaufen, ſondern zuerſt draußen zu kreuzen und ein Zeichen abzuwarten, daß ihm keine unmittelbare Gefahr drohe. Mr. Lowe wußte nicht, wie die Eingeborenen über das Eigenthumsrecht der Miſſion denken würden, falls der Krieg länger dauerte, als man jetzt vermuthete, und — ſicher blieb immer ſicher.

So konnte ſich denn „Schweſter Lowe“, ohne von vielem Gepäck beläſtigt zu ſein, dem kleinen

Zuge anſchließen, that das aber in nicht beſonderer Laune. Sie hatte nämlich in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes in Motua-Bai, und nach den Geſprächen, die ſie mit „Schweſter Bertha“ gehabt, zu ihrem Schmerz erfahren müſſen, daß der jungen Frau jeder ſtreng religiöſe Sinn abgehe, und ſie weit mehr für das körperliche Wohlbefinden der ihr anvertrauten Eingeborenen, als für ihr dereinſtiges Seelenheil zu ſorgen ſuche. Das junge, überkluge Ding ſprach dabei auf eine wirklich empörende Weiſe fortwährend von dem Geiſte, dem eigentlichen Kern des chriſtlichen Glaubens, als ob ſie dächte, ſie, die Frau des Mr. Lowe, belehren zu wollen, und ſie konnte und durfte es ſich deshalb auch nicht verſagen, ihr den eigenen Standpunkt vollkommen klar zu machen. Das aber, wenn ſich Schweſter Lowe auch zu ihrer Befriedigung dabei ausſprach, geſtaltete natürlich das Verhältniß zwiſchen beiden Frauen nicht herzlicher, noch dazu da ſelbſt Mr. Fremar Mrs. Lowe's Partei nahm, ohne deshalb aber im Stande zu ſein, ſeine Frau zu einem Geſtändniß ihres Irrthums zu bringen.

So ſchritt Berchta ſtill und in ſich gekehrt den wunderbar ſchönen Thalgrund hinan, der hinüber nach Hupai führte. Ihr Gatte ging mit

Mrs. Lowe voran, die politiſchen Verhältniſſe der Inſel und die jetzige Unſicherheit beſprechend, der unter allen Umſtänden und jeder Bedingung ein Ende gemacht werden müſſe. Hinter Beiden ging der Eingeborene, der das kleine Jagdgewehr von Berchta's Vater auf dem Rücken trug, und hinter dieſem wieder ſchritt die junge Frau, das Auge feſt an der alten Waffe haftend. Sie ſah nicht die Palmenwipfel, die über ihr in der Briſe ſchaukelten; ſie empfand nicht den ſüßen Duft der Orangenblüthen, der durch den Grund ſtrich; ſie achtete nicht auf die lieben, freundlichen Blumen am Wege, die ihre Kelche zu der, ſie nur manchmal mit einem einzelnen Strahl küſſenden Sonne emporkehrten.

Ihre Gedanken weilten fern, fern in der Heimath, bei glücklicheren Zeiten, bei ihrem alten Vater, bei den Träumen, die ſie in ihrer frühen Jugend gehegt und die ſie jetzt in voller Wirklichkeit umgaben, und ſie erſchrak ſelber, als ſie plötzlich die großen, ſchweren Thränen an den Wimpern niedertropfen fühlte. Das durfte nicht ſein, und Mrs. Lowe beſonders keine Schwäche an ihr entdecken. — — Hatte denn die Frau ein Herz? Der Name Gottes lag ihr fortwährend auf den Lippen; aber handelte ſie auch wirklich nach ſeinen Geboten, und war nur ſie ſelber blind gegen die heilige Lehre, daß ſie das Alles nicht ſo erfaſſen konnte, wie man es hier von ihr verlangte?

Trübe Zweifel ſtiegen in Berchta auf. Sie begann an ſich ſelber irre zu werden, und Niemand war da — Niemand, an deſſen Herzen ſie ſich hätte ausweinen, den ſie hätte um Rath und Hilfe fragen können. Nicht einmal ihr eigener Gatte galt ihr dafür, denn ſie wußte ja vorher, was der ihr ſagen und erwidern würde.

So ſchritten ſie weiter und weiter. Schon öffnete ſich oben das Thal an der Stelle, wo ſie den freundlichen Blick über den kleinen See und die zauberſchöne Landſchaft erhielten, und Berchta, wieder auf ihre Umgebung aufmerkſam werdend, wußte, daß ſie dort jedenfalls eine kurze Zeit raſten würden. Raſch trocknete ſie deshalb die verrätheriſchen Thränen von ihren Wangen, und bannte gewaltſam die Gedanken, die ihre Seele in den letzten Stunden beſtürmt hatten.

Jetzt gewannen die vor ihr Gehenden den höchſten Punkt, und ihr Gatte wie Mrs. Lowe blieben allerdings ſtehen und ſchauten auf das zu ihren Füßen ausgebreitete Thal — aber ſie ſelber brachen ihre Unterhaltung ab, als ſie das Bild erblickten, in deſſen Rahmen früher ein Paradies geſtanden.

Mit wenigen Schritten war Berchta an ihrer Seite, und „O mein Gott!" ſtammelte ſie mit gefalteten Händen, als ſie die Scene der Verwüſtung dort unten ſchaute.

Noch lag der See ſo hell und klar wie nur je und blitzte in der Sonne; aber welch' furchtbare Veränderung hatten die wenigen Tage dort gebracht! Wo ſich ſonſt die königlichen Palmen in der Briſe ſchaukelten und ihre federartigen Blätter vom Winde tragen ließen, war eine leere Oede. Die Palmen lagen gefällt, zerſchmettert auf dem Boden — viele, die meiſten mit den Wipfeln im See ſelber. Die freundlichen Hütten, um die früher die Kinder ihre wilden Spiele trieben und vor Luſt jauchzten, lagen ſchwarz und ausgebrannt unter den verſengten und niedergeworfenen Fruchtbäumen — die ganze Landſchaft ein Bild der Zerſtörung, des Verderbens.

„Die Folgen des Krieges," brach da Mrs. Lowe das Schweigen mit harter, kalter Stimme, „es ſieht bös aus."

„Die Folgen des Krieges?" rief aber Berchta, der es das Herz zu zerſprengen drohte, mit herber Bitterkeit im Tone, „die Folgen des Chriſtenthums, das wir dieſem Volk gebracht.“

„Schweſter Bertha!“ rief Mrs. Lowe entrüſtet, „das iſt Gotteslästerung. Die Folgen des Chriſtenthums? — Und was iſt da zerſtört, als das Eigenthum blinder, abgöttiſcher Heiden, die ſich der wahren Lehre gewaltſam verſchließen wollten?“

„Was zerſtört iſt, Mrs. Lowe?“ ſagte Berchta, jetzt ihr feſt und ſtarr in's Auge ſehend, „die Heimath glücklicher, guter Menſchen, die Gott mit Allem geſegnet, was er an Schätzen auf ſeiner herrlichen Erde barg; muthwillig, mit teufliſcher Bosheit zerſtört von Menſchen, die in dem wahnſinnigen Glauben gehalten wurden, daß ſie damit ein Gott wohlgefälliges Werk thaten, während ſie nur den Zielen ehrgeiziger, ſchlechter Menſchen dienten.“

„Bertha!“ rief Mr. Fremar entſetzt.

„Ehrgeiziger, ſchlechter Menſchen?“ ziſchte aber Mrs. Lowe aus den zuſammengebiſſenen Zähnen vor, und ihre Blicke bohrten ſich ordentlich in die junge Frau. „Alſo Mr. Lowe gehört dann wohl auch zu denen?“

„Gott mag ihm verzeihen, was er hier voll=

bracht,“ ſagte aber Berchta, nicht im geringſten mehr eingeſchüchtert, mit feierlichem Ernſt, „vor ſeinem Throne hat er einſt dafür Rede zu ſtehen.“

„Mrs. Fremar!“ ſchrie des Miſſionärs Frau faſt außer ſich vor Zorn und Grimm, „und Sie wagen eine Anſchuldigung gegen einen Mann, der ſein ganzes Leben nur der Verbreitung der Heiligen Schrift geopfert hat? Sie, die Sie hier mit ſündigem Herzen einen Pfad betreten haben, deſſen Höhe und Heiligkeit Sie gar nicht verſtanden, nicht zu würdigen wußten?“

Berchta antwortete ihr nicht — abwehrend winkte ſie ihr mit der Hand; Fremar wollte ſie zurückhalten, aber auch ihn wies ſie ab und ſchritt ſchweigend — allein in das Thal hinab, in dem noch vor wenig Tagen jener furchtbare Kampf gewüthet, der Bruder gegen Bruder, Vater gegen Sohn führte.

Eine merkwürdige Veränderung war dabei in dem Herzen der jungen Frau vorgegangen. Alles, was ſonſt an Energie, an Selbſtſtändigkeit in ihr gelebt, hatte jene religiöſe Schwärmerei verzehrt, mit der ſie ſich einer edlen und hohen Sache zu widmen glaubte. Demüthig, faſt ſchüchtern neigte ſie ſich dem als heilig erkannten Beruf zu und brachte ihm Alles — Vater, Vaterland zum Opfer. Jetzt ſah ſie oder glaubte wenigſtens dieſen Traum zerſtört, und der alte Trotz erwachte wieder in ihrem Herzen, das alte Feuer blitzte aus den ſchönen Augen.

Fremar hatte allerdings die Abſicht gehabt, die kleine Karawane hier oben eine kurze Zeit raſten zu laſſen, aber die Frau ſchritt dort allein ihre Bahn dahin, und er ſelber wußte nicht, welche Mannſchaft gegenwärtig in Hupai lag, um ihr zu geſtatten, ihren Weg ohne weiteren Schutz fortzuſetzen. Er eilte ihr, von ſeinen Leuten begleitet, nach, und Mrs. Lowe mußte wohl oder übel dem Zuge folgen; aber der Grimm kochte dabei in ihrem Herzen.

Den Weg faßten unten aus Bambus und Dornen geflochtene Hecken ein, die von Ramara Toa's Kriegern beſetzt gehalten wurden, aber eine kleine Pforte, die leicht und raſch wieder verſetzt werden konnte, hatte man darin offen gelaſſen, und die Eingeborenen erkannten ja auch ſchon von weitem die Nahenden und daß es Freunde waren.

Seit der Schlacht hatte man in den inneren Werken — wenn man die rohen Verpaliſſadirun=

gen mit dem Namen belegen konnte — wieder zwei Häuſer oder vielmehr zwei Schuppen errichtet, einen großen und einen kleineren. In dem letzteren, an welchem der Weg dicht vorüberführte, lagen die Verwundeten theils auf groben Matten, theils auf Palmblättern, von denen man raſch ein Lager errichtet, ausgeſtreckt, und Martin war als treuer Pfleger bei ihnen geblieben.

Er ſtand vorn unter dem Schuppen, als Berchta vorüberſchritt, und ihr Fuß zögerte.

„Mrs. Fremar,“ ſagte da der junge Mann, der todtenbleich ausſah und deſſen Augen tief in ihren Höhlen lagen, „haben auch Sie keinen Gruß mehr für mich?“

„Nein, Mr. Martin,“ rief da Berchta, indem ſie ſich raſch gegen ihn wandte und ihm die Hand entgegenſtreckte, „glauben Sie das nicht. Wir Beide tragen, wie es ſcheint, andere Anſichten über die Miſſion im Herzen, als jene dort, die mir folgen; rechnen Sie mich nicht zu ihnen — Gott wird dereinſt entſcheiden, wer von uns ſeine wahre Liebe im Herzen trug.“

Martin hatte ihre Hand ergriffen und ſah ihr bewegt in's Auge.

„Doch ein Lichtblick,“ murmelte er dabei,

„doch ein Strahl in dieſe Nacht des Jammers. O, mein Gott! o, mein Gott!“

„Bertha,“ ſagte da ihr Gatte, der ſeine Schritte beſchleunigt hatte, als er Berchta bei dem abtrünnigen Miſſionär halten ſah, ohne dieſen aber auch nur eines Blickes zu würdigen, „bedenke, wo Du Dich befindeſt und was Du biſt. Du gehſt zu weit; ich kann und darf das nicht dulden, denn ich werde ſonſt ſelber zum Mitſchuldigen.“

„Fremar!“ rief da Martin bewegt aus, „iſt es denn möglich, daß ſich auch Ihr Herz, das ſonſt ſo weich und gut war, ſo verhärtet haben ſollte? Welches furchtbare Verbrechen iſt denn geſchehen? Was habe ich denn ſo Entſetzliches begangen, daß ich wie ein Ausgeſtoßener behandelt werde?“

„Das wiſſen Sie am beſten, glaub’ ich, Mr. Martin,“ ſagte Fremar kalt. „Komm, Bertha, dies iſt kein Platz zum Aufenthalt für Dich!“

Er nahm ihren Arm und wandte ſich mit ihr zum Gehen.

„Und iſt das Eure chriſtliche Duldſamkeit?“ lachte Martin bitter. „Iſt das die Liebe, die Ihr in andere Herzen pflanzen wollt?“

Mrs. Lowe ſchritt an ihm vorüber. Sie

warf ihm einen vernichtenden Blick zu, dann wendete ſie ſich ab und folgte ſtolz und zornig den Vorangegangenen. Aber ihre Züge heiterten ſich wenigſtens in etwas auf, als ſie auf der andern Seite die Linie wieder paſſirt hatten und den kleinen Zug entdeckten, der ihnen entgegenkam. Es war Claus, ſeine Büchſe auf der Schulter, und die Eingeborenen mit dem Handkarren, auf welchem ſie ſchon einen bequemen Sitz zurechtgemacht hatten. Das half der alten Dame doch wenigſtens über eine Strecke des Weges hin, und ſie nahm mit hoher Befriedigung ihren Sitz ein, während ſich die ſechs Menſchen davorſpannten und die „Dienerin Gottes“ auf dem wohl glatten, aber doch hier vom See ab etwas aufſteigenden Weg hinanzogen.

Mr. Fremar ging neben dem Karren her, denn Mrs. Lowe hatte viel, ſehr viel mit ihm zu beſprechen. Das war ein gefährlicher Keim, der in dem Herzen ſeiner Frau, nach ihrer Meinung, lag, und ſtrenge Mittel mußten angewendet werden, um dieſen Gifthauch von dem Spiegel ihrer Seele zu entfernen. Unausgeſetztes Gebet allein konnte dahin führen, und fleißiges Leſen in der Heiligen Schrift. Ihre Gedanken mußten ſich von dem Irdiſchen abwenden, alte Vorurtheile und falſche Gefühlstheorien mußten ausgerottet werden, denn der Herr Zebaoth war ein ſtrenger Gott und duldete nicht andere Götter neben ſich. Bruder Fremar war zu nachſichtig mit ſeiner Frau geweſen; er hatte das Uebel, das er anfangs vielleicht raſch beſeitigen konnte, zu tief einwurzeln laſſen. Sie Alle wollten ihm jetzt helfen, um es zu heben — ſie und ihr Gatte, Mr. Lowe, und ſie hoffe noch, daß Gott ihre Bemühungen ſegnen werde.

Berchta ſchritt indeſſen hinter den Uebrigen mit Claus zuſammen den Pfad entlang, der nach der Tuia hinüberführte. Die Strecke war nicht weit. Sobald ſie das breit ausgedehnte Hupai-Thal verließen und den nächſten Einſchnitt erreichten, befanden ſie ſich ſchon an der Stelle, an welcher Namara Toa ſein Lager aufgeſchlagen und ſein Fort angelegt, und dieſem gerade gegenüber hatte ſich Matangi Ao verſchanzt und hütete dort den Weg an die Bai.

Hier aber, ſobald ſie wieder in den Wald eintauchten, war es den Eingeborenen auch nicht mehr möglich, den Karren weiterzuziehen, ohne wenigſtens die Daraufſitzende allen erdenklichen Unbequemlichkeiten auszuſetzen. Bald rutſchte das eine Rad von einem hohen Stein ab, und das Fuhrwerk that einen derben Ruck, bald hob es ſich auf der einen Seite ſo, daß es umzuſchlagen drohte und die nebenhergehenden Inſulaner in die Speichen greifen mußten. Das behagte Mrs. Lowe doch auf die Länge der Zeit nicht, da ſich der Weg, weiter nach unten zu, überdies noch rauher zu geſtalten ſchien. Sie befahl zu halten, ſtieg ab und ließ ſich, Mr. Fremar's Arm nehmend, von dieſem an dem Hang hinführen, an welchem, etwas mehr zur Linken, Ramara Toa ſeinen augenblicklichen Aufenthalt genommen.

Berchta, ehe ſie den Wald betrat, blieb ſtehen und warf den Blick zurück. Claus hielt neben ihr und war eben wieder damit beſchäftigt, ſich eine friſche Pfeife zu ſtopfen.

„Weißt Du, Claus," brach ſie nach einer kurzen Pauſe das Schweigen, ohne aber den alten treuen Diener dabei anzuſehen, „weißt Du, weshalb ich eigentlich auf die Inſeln gekommen bin und meine Heimath, meinen alten guten Vater verlaſſen habe?"

„Hm," ſagte Claus, über die ſonderbare Frage verwundert, und doch auch wieder in Verlegenheit, wie er ſie eigentlich beantworten könne, „wenn ich ganz aufrichtig ſein ſoll —"

„Ich bitte Dich darum."

„Na, dann nehmen Sie mir's nicht übel, gnädige Frau, aber ich denke ſo in meinem dummen Verſtand, der Menſch weiß nie, wenn's ihm wohl iſt."

„So glaubſt Du, daß mich der Uebermuth herübergetrieben?"

„Nein, das will ich gerade nicht ſagen," meinte Claus verlegen, denn Berchta hatte allerdings, was er angedeutet, nur mit ſchärferen Worten ausgedrückt, „der Uebermuth wohl nicht, aber — ja der Henker weiß!" brummte er endlich halb ärgerlich vor ſich hin in den Bart. „Anfangs habe ich mir auch wohl ſelber den Kopf deshalb zerbrochen, jetzt aber, da's einmal geſchehen iſt, nicht länger darüber nachgegrübelt. Zu ändern war's ja doch nicht mehr."

„Haſt Du damals die Miſſionspredigt in Rothenkirchen gehört, Claus?" ſagte Berchta leiſe.

„Ja," nickte der alte Jäger, „ich mußte ja wohl, der alte Baron wäre ſonſt fuchsteufelswild geworden."

„Und haſt Du nicht auch geglaubt, daß das Chriſtenthum dieſen Inſeln einen unendlichen

Segen bringen würde?“ fuhr Berchta, aber ſo leiſe fort, daß er die Worte kaum verſtehen konnte.

„Hm,“ brummte Claus, „wie es der alte Mann damals ſchilderte, ja. Er hatte ein merkwürdiges Mundwerk, und es lief Einem manchmal ganz ſiedendheiß den Rücken hinunter, wenn man die Gräuel hörte, die er ſchilderte, das Menſchenfreſſen, Kindermorden und was ſonſt noch für ſchreckliche Geſchichten. Na ja,“ ſetzte er ruhiger hinzu, „das klang ganz hübſch, und die Leute liefen auch nachher wie toll und blind und ſchleppten Alles herzu, was ſie haten. Armes Volk, das ſich den Biſſen deshalb vom Munde abdarbte und die eigenen Kinder im kalten Wetter barfuß laufen ließ, brachte die paar aufgeſparten Dreier, um den Heidenkindern Schuhe und Schnupftücher zu kaufen und ihre Seelen zu retten, wie auch die armen Miſſionäre zu unterſtützen, die Leben und Geſundheit opferten, um den braunen Menſchenfreſſern das Heil zu bringen. Na und jetzt —“

„Und jetzt?“ fragte Berchta.

„Na und jetzt,“ meinte Claus, indem er einen Blick hinter der gerade in den Wald einfahrenden Mrs. Lowe herwarf, „ſieht die Sache doch eigentlich ein bischen anders aus. Die braunen wilden Menſchenfreſſer leben von Brotfrucht und Fiſchen und ſind ſo zahm, daß ſie ſich ſechsſpännig einſchirren laſſen, und die Miſſionäre — na, ſie befinden ſich ganz wohl, und die Indianer müſſen thun was ſie wollen."

„Aber der Friede, den wir ihnen mit unſerer Religion bringen ſollten?"

„Der Friede?" ſagte Claus, indem er einen ſcheuen Blick nach dem Hupai-Thal zurückwarf, wo ſie noch in weiter Ferne die umgehauenen Cocospalmen und den Verſchlag erkennen konnten, in dem die unglücklichen Verwundeten lagen. „Es war Friede, als wir hier an Land kamen — jetzt iſt der Teufel los und — merkwürdig, wie das anſteckt. Wie eine Art Jagd wird's, ſobald man nur erſt einmal ordentlich hineinkommt. Der Menſch iſt doch eigentlich das größte Raubthier und blutdürſtig — Chriſten oder Heiden, verwünſcht wenig Unterſchied!"

„Und was hatten die armen Menſchen gethan, die da drüben verſtümmelt neben ihren zur Erde geworfenen Palmen liegen?" fragte Berchta, mehr mit ſich ſelber als mit Claus redend, „ſie haben zu Gott in ihrer Weiſe gebetet und gaben ihm nur einen andern Namen, machten ſich ein falſches Bild von ihm — und wir?“

Claus ſah etwas verlegen vor ſich hin auf die Erde nieder; denn er war ſich bewußt, das Seinige redlich mit dazu beigetragen zu haben, und ſchämte ſich jetzt eigentlich der Rolle, die er dabei geſpielt. Was hatten ihm die armen Menſchen gethan, die er auf Ramara Toa's Befehl tödtete oder verſtümmelte? War er nicht bis jetzt auf der Inſel, wohin er auch kam, von Allen freundlich und gaſtlich aufgenommen worden? Hatte nur auch je Einer ein rauhes Wort für ihn gehabt?

„Ich ſag's ja,“ knurrte er verdrießlich vor ſich hin, „der Menſch iſt das größte und grauſamſte Raubthier auf der Welt — ob er nun mit einem ſchwarzen oder grünen oder gar keinem Rock herumläuft. Es muß im Blute liegen, ſonſt wüßt' ich mir's gar nicht zu erklären — und wenn man nur erſt einmal Blut gekoſtet hat —“

Berchta hörte gar nicht was er ſprach. Sie hatte ihr Antlitz in den Händen geborgen, und große Thränen tropften zwiſchen ihren Fingern durch zur Erde.

„Gnädige Frau!“ rief Claus erſchreckt. „Was?

um Gottes willen iſt Ihnen? Ueber was weinen Sie?"

„Ueber nichts, Claus," ſagte Berchta, ſich gewaltſam emporraffend und die Thränen aus den Augen ſchüttelnd, „über nichts als — ein verfehltes Leben. Komm! Wir ſind zu weit zurückgeblieben. Es wird Zeit, daß wir den Anderen folgen — komm." Und ſich umdrehend, ſchritt ſie raſch und entſchloſſen den ſchmalen Pfad entlang, der hinein in die Waldung führte.

Claus erwiderte keine Silbe. „Ein verfehltes Leben!" Für ſeinen einfachen, aber klaren Verſtand lag in den Worten das furchtbare Geſtändniß, daß ſie den Schritt bereute, den ſie gethan. Und ihr alter Vater daheim?

„Wenn ich noch einmal eine Kanone oder eine Büchſe auf einen Heiden abſchieße," nickte er ſtill vor ſich hin, „ſo — will ich verdammt ſein."

* * *

8.

Der Friedenscongreß.

Der Morgen, an welchem die Häuptlinge der kriegführenden Parteien mit dem Kapitän des „Sioux" auf der Panoa-Inſel zuſammentreffen ſollten, brach an. Schon am Tage vorher war aber Mr. Lowe an Bord gefahren — denn die Fregatte ankerte jetzt dicht vor der kleinen Bai — um Kapitän Beatty die Verhältniſſe der Inſel auseinanderzuſetzen und im Falle des Mißlingens eines gütlichen Vergleichs mit den Heiden ſeine theilweiſe Unterſtützung wenigſtens für die Sache der Chriſten zu gewinnen — ſchien damit aber keinen rechten Erfolg gehabt zu haben. Der Amerikaner weigerte ſich auf das beſtimmteſte, Theil an den hieſigen Kämpfen zu nehmen, was ſogar direct gegen ſeine Ordre verſtieß; ja, er wollte ſich nicht einmal dazu verſtehen, dem zum Chriſtenthum bekehrten und die Chriſten unterſtützenden König eine Anzahl von Musketen und beſonders Munition abzulaſſen, obgleich ihm Mr. Lowe noch voll Entrüſtung über die damals erlittene Behandlung erzählte, wie der Häuptling der Heiden ein Miſſionsfahrzeug geplündert und ſeiner ſämmtlichen Waffen beraubt habe.

Kapitän Beatty erklärte, er ſei nur hierher gekommen, um, wenn irgend möglich, Frieden zwiſchen den ſtreitenden Parteien zu ſtiften, nicht aber ihnen neue Mittel zu bringen, um den blutigen Kampf fortzuſetzen. Er erſuchte deshalb auch Mr. Lowe, ihn darin zu unterſtützen; denn er glaubte überzeugt zu ſein, daß er gewiß nicht unbedeutenden Einfluß wenigſtens auf die chriſtliche Partei ausübe. Mit den Heiden wolle er dann ſchon fertig werden, denn der Häuptling, der ihn an Bord beſucht, habe ihm ſehr gefallen und ſcheine ſelber gern die Hand zum Frieden bieten zu wollen.

Damit mußte Mr. Lowe an Land zurückkehren, und er that das nicht eben erbaut von dem „chriſtlichen Geiſt“, den der Befehlshaber der Fregatte in dieſer Unterredung gezeigt.

Namara Toa hatte ebenfalls ein anderes Reſultat erwartet und ſchon feſt auf eine bedeutende Waffenzufuhr gerechnet; aber er hoffte trotzdem noch auf den folgenden Tag, denn wenn ſich die Götzenanbeter nicht gutwillig fügten, verſtand es ſich doch von ſelber, daß der chriſtliche Kapitän auf ſeine Seite treten mußte. Ein Anderes war gar nicht denkbar.

Die Feindſeligkeiten blieben übrigens wirklich die kurze Zeit über von beiden Seiten vollſtändig eingeſtellt; der Gegner ſollte keine Urſache zur Klage haben, und am nächſten Morgen ſegelten zwei Kriegscanoes — aber mit weißen Gnatubändern geſchmückt und von völlig unbewaffneten Kriegern gerudert, aus Tuia-Bai hinaus, um Matangi Ao und ſeine erſten Häuptlinge nach Panoa zu bringen, wo Ramara Toa ſie erwarten würde.

Auch dieſer erſchien zur beſtimmten Zeit, doch in ſechs, allerdings etwas kleineren Canoes, ſeine Begleiter aber, gegen den Sinn der Verſammlung, wie zum augenblicklichen Kampf gerüſtet, mit Speer und Keule, die Schleuder im Gürtel hängend, und viele ſogar die mit Haifiſchzähnen bewehrte Waffe an der Seite.

Die kleine Inſel war ein ſo prachtvoller Platz für eine derartige Zuſammenkunft, wie man ihn ſich nur hätte wünſchen oder irgendwo zwiſchen den Inſeln finden können. Den höchſten Punkt des Eilandes, das ſich aber kaum vierzig Fuß über die Meeresfläche hob, bildete ein kleiner Palmenhain; denn in früheren Jahren hatte dort einmal eine Hütte geſtanden, in der die Bewohner aber plötzlich und auf ziemlich unerklärliche Weiſe wegſtarben. Man hielt auch von da an den Ort für den Tummelplatz böſer Geiſter, und nie hätten die Bewohner der Panoa-Bai vermocht werden können, einzeln dort an Land zu gehen, um eine Canoeladung von Cocosnüſſen zu holen. Sich dort aber wieder anzuſiedeln, würde Keinem auch nur im Traume eingefallen ſein. Jene Hütte war auch im Laufe der Jahre zuſammengebrochen und weggefault, und der Cocospalmenhain umſchloß jetzt einen freien Platz von etwa einem Acker, von welchem die Leute der „Sioux" ſchon am letzten Tage all' die alten heruntergefallenen Nüſſe und die zahlloſen Schalen fortgeräumt und den Plan ordentlich geſäubert hatten. Kapitän Beatty gedachte auch Segeltuch darüber ausbreiten zu laſſen, um das Ganze etwas feierlicher zu machen. Mr. Lowe verſicherte ihn aber bei ſeinem Beſuch, daß alle Eingeborenen, wenigſtens die Häuptlinge, ihre eigenen Matten zum Daraufſitzen mitbringen würden, etwas Derartiges alſo vollkommen unnöthig ſei.

Jetzt langten die Führer der beiden Parteien faſt zu gleicher Zeit von zwei verſchiedenen Seiten an, und fanden den Kapitän mit einem Theile ſeiner Officiere und eine Ehrenwache von Marineſoldaten — während über dem Platze das Sternenbanner der Union, an einer Palme befeſtigt, wehte — ſchon ihrer harrend.

Das Canoe, welches die beiden Miſſionäre herüberbrachte, war mit unter den erſten, und Kapitän Beatty's Stirn runzelte ſich ein wenig, als er die bis an die Zähne bewaffnete chriſtliche Partei erblickte. Er äußerte ſich auch darüber gegen den Miſſionär; dieſer aber zuckte die Achſeln und bedeutete dem Amerikaner, daß die Chriſten wohl dazu geneigt wären ein gegebenes Wort zu halten und ſicher nichts Feindſeliges beginnen würden, daß man aber nie das Nämliche von den „Anhängern des Satan“ ſagen könne und deshalb auf der Huth ſein müſſe.

„Gut,“ erwiderte Kapitän Beatty ernſt, „ich will Ihre Entſchuldigungen gelten laſſen, bitte, erklären Sie aber Ihrem chriſtlichen Häuptling, daß ich auch den Heiden völlige Sicherheit ihrer Perſon zugeſagt und garantirt habe, und daß ich ihn deshalb bitten laſſe, ſeine bewaffneten Krieger ja im Zaum zu halten, ich würde mich ſonſt, um nicht ſelber wortbrüchig zu werden, in die peinliche Nothwendigkeit verſetzt ſehen, dieſe „Anhänger des Satan'' unter meinen perſönlichen Schutz zu nehmen. Und nun,'' ſetzte er freundlicher hinzu, als ein düſterer Schatten über des Miſſionärs Züge glitt, „haben Sie die Güte mich Sr. Majeſtät vorzuſtellen, damit wir die Verhandlung raſch beginnen und mit Gottes Hilfe auch zu einem gedeihlichen Ende führen können.''

Dieſe Vorſtellung mußte allerdings erſt ſtattfinden, ehe irgend welche Unterhandlung beginnen konnte, und ſie geſchah auf das förmlichſte, da Ramara Toa ſelber von ſeinen Lehrern in dem Glauben beſtärkt worden, daß er eine ſehr bevorzugte Stellung in der Geſellſchaft einnehme. Hier aber verfolgte der „König von Motua'' auch noch einen andern Zweck, denn nicht ganz mit Unrecht ſchloß er, daß, je mehr er in Gegenwart Matangi Ao's von dem fremden Kapitän eines ſo großen Schiffes geehrt werde, deſto mehr müſſe ſich jener auch gedemüthigt und niedriger fühlen, als Ramara Toa war. Dieſen Zweck würde er auch ohne Zweifel erreicht haben, hätte der alte Aaron, der als Matangi Ao's Dolmetſch mitgekommen war, nicht gemerkt, was er damit beabſichtige, und den chriſtlichen König gerade genug gehaßt, um ſich einen Scherz mit ihm zu machen.

Matangi Ao war allerdings ſchon von Kapitän Beatty, und zwar auf das freundſchaftlichſte durch Handſchütteln begrüßt worden; jetzt aber, wie die Förmlichkeit mit Namara Toa's Empfang vor ſich ging, bewachte Aaron auf das ſorgfältigſte jede dabei beobachtete Form und ſtellte dann, ſo wie das beendet war, den Häuptling Matangi Ao gerade ſo förmlich und ehrfurchtsvoll vor, wie Namara Toa ſelber eingeführt worden.

Kapitän Beatty lächelte, denn er durchſchaute raſch den Alten, ging aber auch mit Vergnügen auf das Ganze ein, und Namara Toa runzelte finſter die Stirn, als er ſehen mußte, daß Matangi genau die nämlichen Ehrenbezeigungen empfing, wie er ſelber. Er ſprach auch mit dem Miſſionär darüber; dieſer aber zuckte nur leiſe die Achſeln und flüſterte ihm Einiges zu, was ihn jedenfalls beruhigen mußte — wußte er doch auch recht gut, daß er keinen Einſpruch dagegen bei dem Kapitän erheben durfte.

Jetzt war die Ceremonie beendet, und die mitgekommenen Begleiter der Häuptlinge hatten indeſſen ſchon die Matten, die ſie in der That bei ſich führten, für ihre Fürſten ausgebreitet und dann auch Sitze für ſich ſelber hergeſtellt, wobei natürlich die genaue Rangordnung eingehalten werden mußte.

Die ganze Verſammlung bildete einen Kreis. In der Mitte ſaß, ſeine beiden höchſten Officiere rechts und links, Kapitän Beatty, gerade unter der amerikaniſchen Flagge; rechts neben ihm Mr. Lowe als Dolmetſch und genau in der Reihe, während die Officiere ihren Platz ein klein wenig zurück hatten; dann kam Ramara Toa, während links Aaron, als Dolmetſch Matangi Ao's, neben dem jungen Häuptling ſeinen Platz bekam. Mr. Lowe ſchien allerdings gehofft zu haben, daß Bruder Fremar als Dolmetſch Matangi Ao's genommen werden ſollte, dieſer hatte aber den Miſſionär nicht gerade unfreundlich, jedoch ganz beſtimmt zurückgewieſen. Er hatte hier ſelber, wie er ſagte, einen Dolmetſch, auf den er ſich feſt verlaſſen konnte, und verlangte keinen andern.

An die Fürſten reihten ſich die verſchiedenen Häuptlinge an, und nur Mr. Fremar hatte dadurch keinen beſtimmten Platz bekommen und ſich deshalb etwas ſeitwärts, hinter Mr. Lowe placirt.

Beatty eröffnete die Berathung, indem er eine kurze Anſprache an die Verſammelten hielt und ihnen ſagte, daß er zu ſeinem großen Bedauern gehört habe, wie ein blutiger Krieg das ſchöne Eiland in zwei Parteien ſpalte und die Bewohner gegeneinander hetze. Er ſelber beabſichtige allerdings nicht, irgend thätlich dabei einzugreifen oder ſich ein Recht anzumaßen, die Häuptlinge zu irgend einer Handlung zu treiben; aber er habe geglaubt, daß es doch vielleicht möglich ſei, einen ſo unnatürlichen Kampf — einen Bruderkrieg — in anderer Weiſe beizulegen, als nur allein mit der Gewalt der Waffen, indem ſich die beiden Parteien friedlich und freundſchaftlich über einen Ausgleich verſtändigten. Zu dieſem Zwecke habe er ſie gebeten, auf einem von beiden Parteien noch als neutral betrachteten Punkte und unter dem Schutz ſeiner Flagge zuſammenzukommen und die Sache ruhig und beſonnen in Erwägung zu ziehen. Sie ſollten ihm deshalb vertrauungsvoll ſagen, was ſie Je=

der begehrten, und er wolle dann verſuchen, ihre beiderſeitigen Anſprüche und Forderungen zu vereinigen.

Schon nach dem erſten Satze war Mr. Lowe aufgeſtanden, um die Rede des Kapitäns — ſatzweiſe natürlich, um nichts daraus zu vergeſſen — in der Sprache der Eingeborenen wiederzugeben. Mr. Beatty aber unterbrach ihn darin und bat, ihm den andern Miſſionär, Mr. Fremar, als Dolmetſch zu geſtatten. Das Geſicht des jungen Mannes gefiel ihm, und er glaubte, daß dieſer eher den Sinn als die genauen Worte wiedergeben würde. Mr. Fremar folgte auch der Aufforderung gern und gewandt, und Aaron, der ihm aufmerkſam zuhörte, nickte jedesmal, wenn er geendet, zuſtimmend mit dem Kopf, was Kapitän Beatty dann überzeugte, daß ſeine Rede den Eingeborenen auch treu wiedergegeben würde.

Jetzt ſprach Ramara Toa in der bilderreichen Redeweiſe dieſer Stämme, und zwar mit nicht geringer Gewandtheit, aber er ſprach ſehr viel. Er begann mit dem Segen, den die Verbreitung der chriſtlichen Lehre über die Inſel gebracht, von der Aufopferung der weißen Männer, ſie in Allem zu unterrichten, was ihnen gut und nützlich ſei; dann aber auch von der Nothwendigkeit, daß ſich die ganze Inſel dieſem Glauben beuge und ein beſtimmtes Oberhaupt den Staat regiere und die Wohlfahrt des Landes verbeſſere. Was er ſagte, war dabei Alles gut und richtig, aber außerordentlich phraſenreich und mochte auch wohl nicht überall auf die eigentlichen Verhältniſſe Motuas paſſen, denn einige von Matangi Ao's Häuptlingen fingen an, unruhig auf ihren Matten hin- und herzurücken, während jedoch ihr Häuptling ſelber keine Miene verzog, keine Bewegung machte, ſondern nur mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit den Worten ſeines Schwiegervaters lauſchte. Jetzt hatte dieſer geendet und noch zum Schluſſe hervorgehoben, daß er ſelber keinen Krieg mit ſeinen Brüdern wünſche, ſondern gern, ſehr gern Frieden ſchließen würde. Er habe zwar die Macht in Händen, ſeine Bedingungen zu erzwingen, aber er wolle es nicht; die chriſtliche Religion verbiete es. Matangi Ao möge freiwillig ſagen, daß er ſich dem wahren Glauben zuwenden und ihn, Namara Toa, als König anerkennen wolle, dann werde er gern nach Motua-Bai zurückgehen, und ſie könnten in Frieden und Freundſchaft von da an nebeneinander leben.

Als er geendet, wiederholte Mr. Lowe in

kurzen Sätzen und gedrängter Rede das Geſagte für den Kapitän, und dieſer wendete ſich jetzt zu dem an ſeiner Linken ſitzenden Häuptling.

„Und was hat Matangi Ao darauf zu erwidern?“

Matangi Ao ſchwieg eine Weile. Er ſah ſtill und ſinnend vor ſich nieder; endlich ſagte er mit ruhiger, leidenſchaftsloſer Stimme:

„Ramara Toa will, daß wir den Glauben der Chriſten annehmen ſollen. Aber die Chriſten wiſſen noch ſelber nicht, welches ihr Glaube iſt. Sie ſtreiten deshalb untereinander und führen blutige Kriege. Wenn ſie ſich geeinigt haben, ſollen ſie zu uns kommen, und Matangi Ao will ihren Worten lauſchen. Nicht früher. Wir haben viele Weiße hier an Land. Drei davon behaupten, daß ſie den wahren Gott verehren, und doch iſt jeder ein anderer. Welcher iſt der richtige? Wir wollen bei dem Glauben bleiben, den unſere Väter hatten, bis wir den richtigen Gott kennen lernen. Aber wir können hier im Frieden beieinander leben. Wir wollen keinen Krieg mit unſeren Brüdern. Ramara Toa hat die eine Hälfte der Inſel, ich habe die andere; wir ſind Freunde, und ſeine Tochter iſt mein Weib. Weshalb bricht er in unſer Land, tödtet unſere jungen Leute und ſchlägt unſere Cocospalmen und Brotfruchtbäume nieder? Laß ihn nach Motua-Bai zurückkehren. Wir wollen keine Rache nehmen. Wir wollen unſere Palmen wieder pflanzen und unſere niedergebrannten Hütten wieder aufbauen. Es iſt Blut genug gefloſſen und das Herz meines Weibes von ſchwerer Sorge erfüllt. Laß uns Frieden ſchließen!"

„Du ſiehſt, Ramara Toa," ſagte der Kapitän Beatty, als ihm die Worte durch Aaron überſetzt waren, „daß es einen leichten Ausweg giebt, um Euer ſchönes Land vor weiterem Blutvergießen zu behüten. Ihr habt jetzt Beide gezeigt, daß Ihr brave und tapfere Krieger in Euren Reihen zählt; weshalb wollt Ihr Verderben über das ganze Land bringen?"

Mr. Fremar überſetzte die Worte, und Ramara Toa und Mr. Lowe flüſterten lange und eifrig miteinander. Der König ſchien zu ſchwanken, aber der Miſſionär ſchüttelte ernſt mit dem Kopf, und endlich hob Ramara Toa wieder den Arm und ſagte:

„Es iſt gut — wir wollen in Frieden leben; aber wir können nicht dulden, daß hölzerne Götzenbilder aufgeſtellt, und von dem abergläubiſchen Volke angebetet werden, wo der wahre Gott auf der Inſel herrſcht. Matangi Ao ſoll ſeine Götzenbilder in's Feuer werfen und ſeine jungen Leute in die Schulen der Weißen ſenden. Namara Toa iſt der Vater ſeines Weibes. Er ſoll ihm jedesmal zur Zeit der Brotfruchternte ein Stück Gnatu und zwei Matten ſenden, und wir wollen zurückziehen an die Bai, und kein feindliches Wort ſoll mehr zwiſchen uns geſprochen werden."

„Und was ſagt Matangi Ao?"

„Namara Toa ſoll ſich zurückziehen an ſeine Motua-Bai in Frieden und Freundſchaft. Wenn es ihm an Gnatu und Matten fehlt, Matangi Ao wird für ihn ſorgen; er ſoll deren im Ueberfluß haben — aber nicht eine Handbreit davon als Tribut. Die Bilder unſerer Götter ſind die nämlichen, die unſere Väter verehrten. Wir ſchlachten keine Menſchen mehr — wir wiſſen, daß es unrecht iſt, aber wir wollen in den Bildern denſelben Gott verehren, an den vielleicht auch die Chriſten glauben. Wir werden ſie nicht verbrennen, noch dulden, daß irgend ein Anderer ihnen eine Schmach anthut."

„Mr. Lowe," wendete ſich da der Kapitän an den Miſſionär, als ihm die Antwort des Häuptlings überſetzt war, „iſt es denn nicht möglich, daß Sie da ſelber vermitteln können? Dieſer junge Häuptling will nach Allem, was ich bis jetzt von ihm gehört habe, keinen Krieg, ſondern den freien und ungeſtörten Beſitz des Landes, das er bis jetzt innegehabt, des Glaubens, an dem er bis zu dieſer Stunde gehangen. Ich zweifle auch keinen Augenblick, daß ſich die chriſtliche Religion mit der Zeit auf dieſer wie auf allen anderen Inſeln Bahn brechen wird; in Ihrer Hand liegt es deshalb, jedenfalls den König davon zurückzuhalten, daß er mit Keule und Speer einen Glauben zu erzwingen ſucht, den Chriſtus ſelber die Religion der Liebe genannt hat."

„Aber könnte ich das mit der mir auferlegten Pflicht vereinigen," erwiderte der Miſſionär, „daß ich ſelber einem Häuptling, der ganz von dem Segen unſerer reinen Lehre durchdrungen iſt, zureden ſollte, das Heidenthum in ſeinem Reiche nicht allein zu dulden, nein, ſogar zu beſchützen?"

„Es wird nichts von Ihnen verlangt," ſagte der Kapitän, „als nur einen blutigen Kampf vermeiden zu helfen, der nach Allem, was ich bis jetzt hier davon geſehen, nur deshalb geführt werden würde, um dem Chriſtenthum raſcher Bahn zu brechen, aber wohl kaum mit dem eigentlichen Geiſt deſſelben zu vereinigen wäre."

„Ich werde den Krieg nicht fördern," ſagte Mr. Lowe kalt, „aber Sie, Kapitän Beatty, als der Führer eines chriſtlichen Kriegsſchiffes, werden doch wahrlich nicht von mir verlangen wollen, daß ich dem heidniſchen Trotz einer kleinen Zahl verblendeter und vom Satan verführter Menſchen auch noch das Wort reden ſoll?" *)

---

*) Charles Wilkes, commander of the U. S. Exploring Expedition in den Jahren 1838—1844, hatte auf den Tonga-Inſeln ein ganz ähnliches Ziel. Er ſagt darüber in dem Buche: „Narrative of the U. S. Exploring Expedition" Seite 181: „Ich war auf das äußerſte über die Gleichgiltigkeit erſtaunt, mit welcher Rosbane (der Miſſionär) über den Krieg ſprach. Er war augenſcheinlich viel mehr dafür daß er fortgeſetzt als beigelegt wurde, und ſchien denſelben in der That nur als ein Mittel anzuſehen, um die chriſtliche Religion (Gospel) zu verbreiten. Es ſchmerzte mich tief, ſolche unchriſtliche Ideen von Lippen zu hören, von denen man es hätte am wenigſten erwarten ſollen." (Seite 185): „So endeten meine Hoffnungen, eine gewünſchte Vereinigung zwiſchen den beiden Parteien zu erzielen. Die Heiden wurden von der chriſtlichen Partei und den Miſſionären als eine Bande von grauſamen Wilden, Lügnern, Verräthern und böswilligen Menſchen geſchildert, und wie es ſcheint nur deshalb, weil ſie nicht auf die Predigt hören wollten. — — Ich muß hier noch hinzufügen, daß ich

„Gut,“ erwiderte der Kapitän, eben nicht erbaut von der Antwort, „dann fragen Sie Ihren Häuptling, was ſeine Meinung über Matangi Ao's Vorſchlag iſt. Die Heiden wollen keinen Krieg, ſondern Frieden mit ihren Nachbarn. Will er ihnen den Frieden laſſen? Halt, Sir — Mr. Fremar ſoll mit ihm ſprechen. Was iſt Ihre Meinung, Mr. Fremar, über die Sache? Glauben Sie nicht, daß es chriſtlicher wäre, der Verbreitung des wahren Glaubens ihre volle Entwicklung zu laſſen, als ſie mit den Waffen in der Hand zu erzwingen und ſolche Verwüſtungen dabei anzurichten, als ich heute Morgen dort drüben in der Bai an den gefällten Palmen und verbrannten Hütten geſehen habe?“

„Ich glaube allerdings, daß es beſſer wäre,“ ſagte Mr. Fremar ruhig. „Es iſt Blut genug gefloſſen. Was in meinen Kräften ſteht, will

ſo weit ich im Stande war, es zu beobachten, den Eindruck mitnahm, daß die Heiden gutmütbig und freundlich (well disposed and kind) und außerdem gern geneigt ſeien, alle Schwierigkeiten zu heben.“

Soweit Kapitän Willkes, der, wie hier noch erwähnt werden muß, den Miſſionären freundlich geſinnt war und ſich an anderen Orten, wie z. B. auf den Samoan-Inſeln, rühmend über ſie ausſpricht.

ich gern thun, um Ramara Toa ebenfalls davon zu überzeugen.“

„Gut — ſo reden Sie mit ihm,“ ſagte Kapitän Beatty freundlich. „Er wird nicht hartnäckig auf ſeinem Sinn beſtehen, wenn ſelbſt die Verbreiter der Lehre ihn zur Nachſicht mahnen.“

Mr. Fremar überſetzte jetzt dem König das Geſagte und ſprach lange zu ihm, aber Kapitän Beatty, der indeſſen ſcharf beobachtete, ſah deutlich, wie Ramara Toa fortwährend nach dem neben ihm ſitzenden Lowe hinüberblickte, und deſſen Züge begünſtigten oder befürworteten allerdings keinen friedlichen Ausgleich. Der Miſſionär ſaß mit finſter zuſammengezogenen Brauen auf ſeiner Matte und ſchüttelte nur immer — wenn auch leiſe und kaum bemerkbar — mit dem Kopfe.

Jetzt hatte Fremar geendet, und Ramara Toa ſollte erwidern; aber er that es nicht direct, ſondern durch den Miſſionär, der ruhig in engliſcher Sprache ſagte:

„Kapitän Beatty! Ramara Toa iſt Ihnen ſehr dankbar für den Antheil, den Sie an dem Lande nehmen; aber er ſieht auch kein wirkliches Ende des Streites, wenn Götzenbilder neben dem wahren Glauben, oft in ein und derſelben Familie, angebetet werden dürfen. Die erſte Bedingung iſt: Zerſtörung dieſer ſcheußlichen Bilder und Bekehrung der Heiden zum Chriſtenthum — der Religion ihres Königs. Alles Andere läßt ſich nachher leicht ordnen."

„Was ſagt er?" rief Matangi Ao, der den Sinn der Rede ſchon von den Lippen, aus den Zügen des Mannes geleſen hatte.

Da donnerte Ramara Toa ſelber mit ſeiner kräftigen Stimme:

„Kein Friede, ohne daß Ihr Eure albernen Holzklötze verbrennt und Chriſten werdet. So lautet meine Entſcheidung."

„Dann wird eine weitere Verhandlung wohl nicht nöthig ſein," erwiderte ruhig der junge Häuptling, indem er von ſeiner Matte aufſtand und mit ihm ſich alle ſeine Häuptlinge erhoben.

„Und glauben Sie nicht, Mr. Lowe," rief Kapitän Beatty aus, „daß Gott Sie für das ferner hier vergoſſene Blut zur Verantwortung ziehen könnte?"

„Mich?" ſagte der Miſſionär, ruhig lächelnd, „ich bin nichts als ein armer Lehrer des Chriſtenthums; ich habe weder Macht noch Gewalt auf der Inſel. Der König allein entſcheidet über Krieg und Frieden; die Häuptlinge geben die Geſetze. Was ich ſpreche, ſind nur des Königs Worte.“

„Gut,“ ſagte Beatty, ſich ebenfalls erhebend, und damit gab er das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch, „dann ſehe ich, daß alle meine weiteren Vermittelungen unnöthig und nutzlos ſind. Die Heiden haben Euch Frieden angeboten, ſie verlangen nichts, als in Ruhe gelaſſen zu werden; ſie wollen nicht einmal Rache für das Geſchehene nehmen, So verwüſtet denn dieſe ſchöne Inſel nach Herzensluſt und nennt das „Gott dienen“ — ich habe keinen Theil daran. Aber noch Eins — Mr. Fremar, ſprechen Sie zu den Leuten, ehe ſie den Platz verlaſſen: unter meinem Schutze iſt Matangi Ao, und zwar unbewaffnet, auf dieſe Inſel gekommen; unter meinem Schutze wird er ſie wieder verlaſſen, und wagt Einer von Ramara Toa’s bewaffneten Kriegern das geringſte Feindſelige, ſo hat ſich Ihre chriſtliche Partei die Folgen ſelber zuzuſchreiben.“

Fremar überſetzte das Geſagte, und ein dumpfes, unwilliges Gemurmel lief durch die Reihen von Ramara Toa’s Kriegern; aber der kleine Trupp Marineſoldaten ſtand aufmarſchirt zwiſchen beiden Parteien, und als ſie jetzt zum Strand hinabſchritten, lagen noch außerdem zwei vollſtändig bewaffnete Boote neben den Canoes der Tuia-Partei, die ſich jetzt ohne Weiteres wieder einſchiffte.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Namara Toa ſelber die Heiligkeit der Verſammlung geachtet und nichts Feindſeliges gegen die Unbewaffneten unternommen hätte; aber ſo war ihm auch die Möglichkeit eines Vertragsbruchs abgeſchnitten; denn als die Tuianer vom Lande abſtießen, begleiteten ſie die bewaffneten Boote eine ganze Strecke lang auf ihrem Wege, bis keine Gefahr mehr war, daß ſie ſelbſt von den flüchtigſten Canoes hätten eingeholt werden können. Dann kehrten ſie zurück, und auch die chriſtliche Partei ſchiffte ſich jetzt ein, um an Land zu fahren. Nur Mr. Lowe machte noch einen vorſichtigen Verſuch bei Kapitän Beatty, um wenigſtens etwas von Waffen für die Eingeborenen zu erhalten, wurde aber ſelbſt nur bei der leiſeſten Andeutung auf das entſchiedenſte von dem Kapitän zurückgewieſen. Kapitän Beatty ſagte ihm und nicht beſonders freundlich, daß, wenn ſein König abſolut Krieg wolle, er auch ſehen möge, wie er ihn durchführe, er ſelber dächte gar nicht daran, ihn zu unterſtützen.

Kapitän Beatty fand aber auch, daß ſein längerer Aufenthalt hier zu nichts führen würde, ja, daß nicht einmal die ſo ſehr gewünſchten Früchte von irgend einer Seite zu beſchaffen waren, da die Eingeborenen ſelber durch den unſeligen Zwiſt einer Hungersnoth entgegengingen. Zwei Tage danach lichtete er ſeine Anker wieder und hielt hinaus in die See, einem andern, friedlichern Punkte zu, wo nicht ein ſolch' trauriger Glaubenszwiſt die ſchönen Palmenhaine mit Leichen füllte und die Fruchtbäume ſelber unter den Beilhieben raſender Fanatiker fielen.

Der alte Aaron hatte auch einmal große Luſt, den Kapitän zu bitten, ihn mit fort von hier zu nehmen, doch überlegte er ſich die Sache wieder anders. Ramara Toa hielt noch einen nicht unbedeutenden Theil ſeines Vermögens widerrechtlich in Händen, und Aaron war viel zu viel Geſchäftsmann, um das ſo ganz freiwillig aufzugeben. Hätten Matangi Ao und Ramara Toa Frieden geſchloſſen, dann wußte er allerdings, daß ſeine paar Ballen Zeug für ihn verloren waren, und er würde ſich nicht weiter darum gekümmert, ſondern die Inſel verlaſſen haben. So aber konnte er es ebenſo gut abwarten, denn das Kriegsglück wechſelt, und wer wußte denn, ob nicht Matangi Ao Sieger blieb oder wenigſtens einmal einen glücklichen Einfall in Motua-Bai machte? Dem gedachte er ſich dann jedenfalls anzuſchließen. Im ungünſtigſten Falle flüchtete er aber, wie es die Anderen auch machen mußten, in einem der Canoes nach einer andern Inſel hinüber, und wenn er keinen thätigen Antheil am Kriege ſelber nahm, brauchte er auch nicht für ſein Leben zu fürchten.

9.

Nalata.

So vergingen wieder vierzehn Tage, ohne daß irgend etwas Entſcheidendes zwiſchen den beiden Parteien vorgefallen wäre, ja es ſchien faſt, als ob ſie ſich, nach dem Verſuch einer Friedensvereinbarung, ſcheuten, den erſten Angriff zu machen.

Matangi Ao fühlte ſich aber indeſſen beunruhigt, denn ſeit lange war keine Kunde von Tamoruva, dem alten, tapfern Häuptling, zu ihm gedrungen, und er fürchtete faſt, daß er in einen Hinterhalt des Feindes gerathen ſei. Natürlich hatte der alte Kämpe verſucht, ſich zu ihm durchzuſchlagen, und wie leicht konnte er dabei, von der Uebermacht Namara Toa's umſtellt, in deſſen Hände gefallen ſein, wo er dann wahrlich auf kein Erbarmen rechnen durfte.

Und doch war das nicht geſchehen, denn Ramara Toa ſelber beunruhigte ſich nicht weniger über das plötzliche Verſchwinden Tamoruva's als deſſen Bundesgenoſſe Matangi Ao, wenn freilich auch aus einem andern Grunde. Boten nach Boten hatte er nämlich nach den verſchiedenen Theilen der Inſel abgeſendet, um nur wenigſtens erſt einmal zu erfahren, wohin ſich jener mit ſeinem Trupp gewandt, aber Alles ohne Erfolg. Daß er die Inſel auf Canoes verlaſſen haben und geflüchtet ſein ſollte, war nicht denkbar, denn er hätte dann jedenfalls ſeine Tochter nicht allein zurückgelaſſen, es lag auch nicht in dem Charakter des alten Häuptlings. Was aber war ſonſt aus ihm geworden? Er mußte doch wenigſtens einen Trupp von einigen fünfzig Menſchen bei ſich haben, und die einzige Möglichkeit ſchien, daß er ſich in die Wildniſſe des weſtlichen Theils der Inſel gezogen, um dort den Strand zu gewinnen und auf Canoes die Tuia-Bai zu erreichen.

In Motua-Bai ſowohl wie an den nahe bei Panoa liegenden Küſtenſtrichen wurde deshalb Wacht gehalten, ob man die kleine Flotte nicht erſpähen könne, aber ohne Erfolg. Es war übrigens auch möglich und ſogar wahrſcheinlich, daß Tamoruva, wenn etwas Derartiges in ſeiner Abſicht lag, den Verſuch dazu in einer dunkeln Nacht und außerhalb der Riffe gemacht habe, und Ramara Toa gewöhnte ſich zuletzt an den Gedanken, den gefürchteten Gegner beim nächſten Sturm auf das Fort in dieſem anzutreffen.

Uebrigens war Matangi Ao über die Bewegungen der Feinde weit beſſer unterrichtet, als Ramara Toa aus ſeinem Lager, denn viele der neugeſchaffenen Chriſten hingen doch noch im Herzen dem alten Glauben an und ſehnten ſich nach der freien, fröhlichen Zeit zurück, wo noch nicht der Zwang der Miſſionäre ſo drückend auf ihnen laſtete. Des ewigen Lernens wurden ſie müde, und das Gerücht ging ſogar ſchon um, daß Ramara Toa, gleich nachdem er Matangi Ao beſiegt habe, ein Geſetz erlaſſen wolle, nach dem nur ſolchen jungen Leuten geſtattet ſein ſollte, ſich zu verheirathen, welche leſen könnten.*)

---

*) Hoapili, „Vicekönig“ von Maui 1835, erließ (natürlich nur durch die Miſſionäre) ein Geſetz, „daß weder Mann noch Mädchen die Erlaubniß zum Heirathen bekommen ſollten, wenn ſie nicht leſen könnten.“ Welche Folgen das hatte, läßt ſich leicht denken. Bingham's „Sandwichs Islands“, Seite 474.

Es iſt gewiß natürlich, daß eine ſolche Ausſicht auf neuen Zwang den Miſſionären nicht viele Freunde erwarb, und manche der Eingeborenen wären am liebſten in das feindliche Lager übergegangen und wieder „blinde Heiden“ geworden, wenn ſie nicht Namara Toa's Macht und deſſen ſpätere Strafe gefürchtet hätten. Wo ſie aber das nur irgend heimlich thun konnten, begünſtigten ſie Matangi Ao's Sache, denn dort lag noch ihre einzige Hoffnung. Wurde dieſer ebenfalls beſiegt und unterjocht, dann regierten die fremden Mitonares allein die Inſel, und wie es ihnen ſelber dann erging, wußten ſie im Voraus.

So erfuhr auch Matangi Ao, daß ein Sturm in der allernächſten Zeit beabſichtigt werde, und er traf danach ſeine Vorbereitungen. Ebenſo bekam er Kunde, daß ein großer Theil der bis jetzt noch in Motua-Bai befindlich geweſenen Krieger über Hupai herbeigezogen wäre, ein neuer Angriff der Flotte alſo nicht zu erwarten ſtand. So konnte er denn ſeine Gewehre — während die Kanone aber noch immer unter Bedeckung auf Tuia-iti blieb — in das Fort hineinziehen, und als eines Nachts Namara Toa daſſelbe zu überrumpeln gedachte, fand er es ſo gut bewacht, daß er mit großem Verluſt zurückgeworfen wurde und nun jedenfalls wieder einige Tage brauchte, um die erlittenen Schäden zu verſchmerzen und ſeine Leute auszuruhen.

In dieſer Zeit war es, daß eine kleine engliſche sloop of war (eine ſehr kleine Art von Kriegsſchiffen, ähnlich einer Yacht) Motua-Bai anlief. Ein Bote wurde augenblicklich an Ramara Toa und die Miſſionäre abgeſendet, und dieſe ſchickten umgehend wieder einen Eingeborenen zurück, der dem Kapitän derſelben einen Brief mit einer Einladung nach der Panoa-Inſel brachte und zugleich auch den Befehl erhielt, ſelber an Bord zu gehen und dem Fahrzeug als Lootſe zu dienen. Am zweiten Tage ſegelte die „Favourite“ wie die Sloop hieß, zu der Inſel auf, und Mr. Lowe begab ſich augenblicklich an Bord, um den Kapitän von dem Stand der Dinge in Kenntniß zu ſetzen und ſeine Hilfe zu erbitten. Dieſe ſagte er bereitwillig zu, und da er ſich vollkommen auf Seite der Chriſten ſtellte, ließ er Matangi Ao ohne Weiteres auffordern, ſich zu ergeben und die Bedingungen Ramara Toa's anzunehmen, widrigenfalls er ſelber mithelfen würde, ſein Fort zu ſtürmen und ſeine Götzenbilder über den Haufen zu werfen.

Matangi Ao antwortete ruhig, aber beſtimmt, ſie ſollten es verſuchen, aber ſo lange er kämpfen könne, würde er keinen Fuß breit von dem abweichen, was er vorher geſagt habe.

Der Tag war ein Sabbath, und es durfte deshalb natürlich von Seite der Chriſten kein unmittelbarer Angriff unternommen werden. Deſto thätiger war aber dafür Matangi Ao, um ſich jetzt zu einem verzweifelten Widerſtand zu rüſten. Die Sache wurde ernſt, und ſein ganzes Volk arbeitete, um dem Feind die trotzige und eherne Stirn zu zeigen.

Gewehre beſaß Matangi Ao eine ziemliche Anzahl, und hatte ſogar nach den damals aus dem zerſchoſſenen Canoe geſunkenen tauchen und ſechs davon heraufbringen und in Stand ſetzen laſſen. Pulver hatte er auch noch in ziemlicher Menge, denn er war bis dahin ſehr ſparſam im Verbrauch deſſelben geweſen. Nur an Kugeln fehlte es, und wenn auch der Kutter damals Blei genug an Bord gehabt, lag das doch unten auf dem Ballaſt und war deshalb nicht aufgefunden worden. Jaques wußte ſich aber dabei zu helfen. Die Miſſionäre trugen, wie er meinte, die alleinige Schuld an dem ganzen Krieg, ſie mochten auch deshalb die Mittel hergeben, um ihn zu beenden wenn auch nicht in ihrem Sinne, und ohne Matangi Ao deshalb zu fragen, brach er in die Druckerei Mr. Lowe's ein, nahm ſämmtliche Lettern heraus, ſchmolz ſie ein und goß mit dem Zimmermanne, wobei ſie ſich noch ein paar Inſulaner zu Hilfe nahmen, den ganzen Abend Kugeln.

Indeſſen bauten die Eingeborenen in ihrem Fort ein Gerüſt, das ſich gerade über dem Eingang deſſelben erhob, und auf welches kleine Felsſtücke hinaufgeſchafft wurden, die man dann, bei einem wirklichen Sturm, auf die Feinde niederſchmettern konnte. Die Schleuderer ſtanden ebenfalls bereit, und Lanzen, Speere und Keulen gab es im Ueberfluß. Matangi Ao war dabei überall. Er ſah nach Jedem, nicht das Geringſte entging ihm; aber ſein Herz fühlte doch große Sorge, denn von allen den Boten, die er nach Tamoruva ausgeſendet, war auch nicht ein einziger zurückgekehrt, um ihm gute Kunde zu bringen. Tamoruva, ſein alter wackerer Freund, blieb verſchollen, und er konnte jetzt nicht anders denken, als daß er der Uebermacht der Feinde erlegen und zu Grunde gegangen wäre.

Indeſſen brachten die Frauen und Mädchen Früchte und Lebensmittel aus dem Thal herauf, um die Streiter keinen Mangel leiden zu laſſen. Selbſt Nalata, Matangi Ao's junges Weib, hatte ſich davon nicht ausgeſchloſſen und ſchwankte unter der Laſt, die ſie trug. Aber mit Thränen in den Augen ſtand ſie auf dem Walle, der ihre Schutzwand bildete, und ſchaute hinüber nach den Paliſſaden, welche die Mannen ihres eigenen Vaters umſchloſſen. Jetzt herrſchte noch Friede dort drüben — Sabbathſtille, — hier aber wildes, reges Leben, und morgen ſchon — morgen ſollte der entſcheidende Schlag geführt werden, morgen wieder Bruder den Bruder morden und das rothe Herzblut der Sterbenden und Verſtümmelten den Raſen färben.

„O Matangi!“ rief ſie da — plötzlich von einem Gedanken der Rettung erfaßt, indem ſie ſich an die Bruſt des neben ihr ſtehenden Gatten warf — „noch giebt es eine Möglichkeit, dieſen entſetzlichen, unheilvollen Kampf zu vermeiden, — noch giebt es eine Hoffnung.“

„Und welche, Nalata?“ fragte der junge Häuptling freundlich.

„Das Herz des Vaters,“ rief die Frau bewegt. „In Eurer Verſammlung, von fremden Leuten umgeben, von den fremden Prieſtern angeſtachelt, gewann der alte Stolz bei ihm die

Oberhand. Er wollte nicht nachgeben — Dir nicht nachgeben, aber wird er auch mir die Bitte weigern? Ich war immer ſein Liebling," fuhr das junge, ſchöne Weib bewegt fort, „noch aus meiner Kinderzeit kann ich mich erinnern, wie er mich auf dem Arm getragen, wenn wir Reiſen durch die Inſel machten, damit ich nicht müde werden ſollte. Jetzt bin ich müde — recht von Herzen müde geworden, und wenn er noch einen Funken von der alten Liebe für mich bewahrt, ſo wird er ſeiner kleinen Nalata gedenken, wie er ſie damals gehegt und vor jedem Schmerz bewahrt."

„Mein armes Kind," ſagte Matangi Ao ſchmerzlich, „daß auch Du in dieſen Zwiſt gezogen biſt! Aber, die Götter wiſſen es! nicht muthwillig habe ich ihn heraufbeſchworen, ſondern nur in dem vollen Bewußtſein geſchehen laſſen, was einmal geſchehen mußte, denn es war nicht mehr abzuändern. Hätte ich jetzt nachgegeben und Deinem Vater Alles bewilligt, was er verlangte, er wäre in wenigen Wochen ſchon weitergegangen. Die Mitonares würden ihre Geſetze bis auf Tuia ausgedehnt haben, und fiel es mir dann einmal ſpäter an einem ihrer Sabbathe ein, hinaus in das Waſſer der Binnenriffe zu rudern und ein paar Fiſche zu fangen, ſo war ich nicht ſicher, vor eins ihrer Gerichte geſtellt und zu öffentlichem Straßenbau verurtheilt zu werden. Denk an Deinen Bruder Taori, und ſollte ich mich dem ebenfalls beugen? Nie und nimmer! Lieber ſterben!"

„Laß mich zu ihm gehen," bat aber Nalata, die kaum auf die Worte des Gatten gehorcht hatte, ſondern nur ihrem eigenen Ideengang gefolgt war, „laß mich den letzten Verſuch wagen. Er hat geſtern die Stärke ſeiner jungen Leute an den Wällen Deines Forts verſucht und gefunden, wie ſchwer es iſt, ſie zu erklimmen. Er weiß, daß ihn der Sieg viel, viel Blut koſten würde, und er iſt gut, ſein Herz iſt weich und mild, wie er ſich mir immer gezeigt. Er wird meinen Bitten nachgeben, er wird mir mehr glauben als den ſchwarzen Männern, die ein böſer Geiſt unſeren Inſeln geſendet hat. Laß mich zu ihm gehen. Du weißt auch daß ich völlig ſicher bin. Kein Arm wird es dort drüben im Lager wagen, ſich gegen die Tochter Ramara Tea's zu erheben, keine Zunge ihrer ſpotten dürfen. O laß mich gehen, und wenn auch ich nicht im Stande bin, den ſtarren Sinn des Vaters zu brechen und ihn milde gegen Dich zu ſtimmen, dann — will ich ſchweigen und tragen, was ich auch zu tragen habe. Du ſollſt nie wieder ein Murren, nie wieder eine Klage von mir hören."

„Gut, Nalata," ſagte da Matangi Ao nach kurzer Pauſe, „ſo gehe denn in der Götter Namen. Sprich mit Deinem Vater; ſag' ihm, daß ich ihn ehren und ihm ein treuer Sohn ſein will mein ganzes Leben lang, aber nicht mehr — kein Sclave, kein gehorſamer Diener ſeiner Mitonares. Laß uns nebeneinander wohnen in Frieden. Motua iſt groß und ein reiches Land. Ich verlange nicht mehr. Aber ich fürchte, Dein Weg iſt umſonſt," ſetzte er ernſt hinzu. „Ramara Toa will den Krieg, oder die Mitonares wollen ihn vielmehr, weil ſie die Herrſchaft über das ganze Land verlangen. Sie werden ſich nicht den Bitten eines Weibes beugen. Doch geh! Es iſt wenigſtens das Letzte, was wir verſuchen können, um vieles, vieles Blutvergießen zu vermeiden. Hilft auch das nichts, nun, dann mag Ramara Toa ſeine Krieger gegen uns ſchicken. Sie ſind willkommen."

Er wendete ſich ab und ſtieg in das Fort hinab. Nalata aber, nur von dem einen Gedanken erfüllt, den Vater und den Gatten zu verſöhnen, und ſich dabei der Gewalt bewußt, die ſie als Kind über den ſchon damals mächtigen Namara Toa ausgeübt, traf faſt jubelnd ihre Vorbereitungen zu dem immer ſchwierigen Gang. Oben an dem Quell, der dicht über dem Fort entſprang und durch einen Theil deſſelben zu Theil niederrieſelte, kämmte und ölte ſie ihr Haar und durchflocht es mit den duftigſten Blumen des Waldes, denn die Verbote der Mitonares waren noch nicht bis hierher gedrungen, und kleidete ſich in das hellgelbe Gnatugewand mit rothgefärbten Streifen, der Lieblingsfarbe ihres Vaters, wie ſie recht gut wußte.

So trat ſie ihre Wanderung an, einen grünen Palmenzweig in der rechten Hand tragend, und die Wachen ließen ſie ehrfurchtsvoll hindurch, denn ſie galt Allen als die „geheiligte Tochter" und durfte wandern, wohin ſie eben wollte. Ebenſo freundlich wurde ſie aber auch von den Vorpoſten der Gegenpartei empfangen und ſelber in das Fort geleitet. Ein Bote lief auch voraus, um Namara Toa die Ankunft ſeiner Tochter zu melden, und das in den letzten Tagen ſo finſtere Geſicht des Häuptlings klärte ſich auf, als er die frohe Kunde vernahm.

Nalata! — Wie lange hatte er das liebe Angeſicht der Tochter nicht geſchaut, und wie oft ſich doch danach geſehnt! Raſch wurde der Bote beordert, ſein Kind in die eigene, für ihn hier oben aufgeſchlagene Hütte zu führen; aber er wußte auch, daß ſie ihm eine Botſchaft bringe; er hoffte und glaubte feſt die endliche Unterwerfung Matangi's, der doch wohl einſehen mußte, daß er nichts gegen die vereinten Kräfte der Chriſten mit dem Schiffe mehr ausrichten könne, und die Herren Lowe und Fremar wurden deshalb augenblicklich zu ihm gerufen, während deren Frauen, Berchta und Mrs. Lowe, ſchon bei Einua waren und jetzt gleich Theil an der Zuſammenkunft nehmen konnten.

Nalata betrat die Hütte ſtill und ernſt; ſie hatte ſich — wie ſie ſich das unterwegs ausgedacht — ruhig zu den Füßen ihres Vaters niederkauern und ihm ihre Bitten an's Herz legen wollen. Jetzt fand ſie eine Menge fremder Menſchen in dem Raume und ſcheute ſich, das übervolle Herz vor ihnen auszuſchütten. Da fiel ihr Blick auf die Mutter, auf die theuern Züge des Vaters, und alles Andere, ſelbſt ihre Umgebung vergeſſend, flog ſie auf ihn zu, umſchlang ihn mit ihren Armen und barg ihr Antlitz an ſeiner Bruſt.

Der alte Ramara Toa ſtand feſt und aufrecht, aber ſeine Arme legte er um das Kind, und ſein Antlitz ruhte auf ihren Locken eine lange Zeit. Endlich richtete er ſich wieder empor und ſagte mit ernſter, aber doch liebevoller Stimme:

„Und was führt Nalata aus den Reihen der Feinde zu ihrem Vater herüber?“

„Vater! Mein lieber Vater!“ rief das junge Weib und umſchlang ihn nur feſter, „o weshalb iſt Matangi Dein Feind? Wie konnte, wie durfte er je es werden?“

„Nalata!“ rief da Einua, indem ſie zu der Tochter trat, „haſt Du kein Wort, keinen Gruß für mich, Deine Mutter?“

„Meine liebe, liebe Mutter!“ rief Nalata, jetzt auch ſie umſchlingend. „O, ſprich Du mit dem Vater! Erweiche Du ſein Herz, daß er dieſem unheilvollen Kriege Einhalt gebietet, daß er aufhört, unſer Land zu verwüſten, unſere jungen Leute zu tödten! O, ſprich mit ihm, Mutter! Bitte für uns — für mich, Deine Tochter!“

Die alte, würdige Dame hatte ihr Kind mit Rührung umfaßt; aber ihre Züge nahmen einen ſtrengen Ausdruck an, als ſie die Blumen in den Haaren deſſelben entdeckte, und ohne ein Wort zu ſagen, zog ſie dieſelben aus ihren Locken und warf ſie auf den Boden. Nalata aber bemerkte es gar nicht oder würde, wenn ſo, kaum geahnt haben, daß die Mutter den unſchuldigen Schmuck für ſündhaft hielt. Namara Toa aber, den es drängte Nalata's Botſchaft zu hören, ſagte freundlich:

„Nun ſprich, Nalata, mein Kind. Dich ſendet Matangi Ao, Dein Gatte. Lauten ſeine Worte, wie es einem Sohne ziemt?“

„Voll Liebe und Ehrfurcht ſendet er mich zu Dir, mein Vater,“ ſagte das junge Weib, die Thränen gewaltſam von den Wimpern ſtreifend. „Er bittet Dich durch meinen Mund um Frieden.“

„Gut, ſehr gut!“ nickte Namara Toa vergnügt mit dem Kopfe und warf einen triumphirenden Blick nach Mr. Lowe hinüber.

„Ich wußte es, ich wußte es. Und er will die Götzenbilder verbrennen? Er will den mir ſchuldigen Tribut zahlen?“

„Laß uns unſern Glauben, Vater!“ bat da das junge Weib, „wir wollen nie fragen zu welchem Gott Du beteſt, ſo er Dir nur Geſundheit und langes Leben ſchenkt — frage auch uns nicht.“

„Alſo Fortſetzung der heidniſchen Gräuel als erſte Bedingung,“ ſagte Mrs. Lowe bitter.

Nalata ſah erſchreckt zu der Frau auf; ihre Stimme klang ſo hart — ſo herzlos.

„Aber das kann unmöglich Matangi Ao's Botſchaft ſein,“ rief Ramara Toa, „was hat er Dir aufgetragen? Zuerſt künde uns ſeine Worte, nachher Deine Bitten, daß wir ſie prüfen können.“

„Ich bringe keine Botſchaft von Matangi,“ ſagte da Nalata leiſe, das Haupt ſchüttelnd, „nur ſeine und meine Bitten, daß Du den unheilvollen Krieg abbrichſt, Vater, und uns in Frieden in Tuia wohnen läſſeſt. Er verlangt nicht mehr.“

„Da wären wir denn genau wieder auf dem alten Fleck,“ ſagte Mr. Lowe, „wie nach der Berathung mit Kapitän Beatty, der ſchon damals, wenn er genug chriſtliches Gefühl beſeſſen, dem Blutvergießen hätte ein Ende machen können. Es kommt jetzt auf Dich an, Ramara Toa, ob Du es länger dulden willſt, daß wie zum Trotz und Spott des wahren Gottes falſche Bilder aufgeſtellt und von den Verblendeten wie das goldene Kalb angebetet werden. Dann freilich können wir abziehen, und wir nehmen die be=

ruhigende Verſicherung mit, die abergläubiſchen Heiden in ihrem Götzendienſt beſtärkt und bekräftigt zu haben."

„O, Du ſprichſt zum Krieg!" rief Nalata, angſtvoll die Hände gegen den finſteren Mann erhebend, „Deine Worte lauten wie das Schlachtgeheul der zum Kampf geführten Schwärme. Iſt denn Dein Gott ſo herrſchſüchtig, daß er nur allein auf der Welt regieren will? — o, weshalb ſendete er denn nicht da auch uns ſeinen Sohn, daß wir ſeine Lehre von ſeinen eigenen Lippen hören konnten! weshalb ſoll Keule und Speer nur hier wüthen, wo bis jetzt Friede und Liebe herrſchte?"

„Das iſt Gottesläſterung!" ſeufzte Mrs. Lowe, „o, daß wir die Verblendete doch mit dem wahren Licht erleuchten könnten!"

„Und Matangi Ao will ſich nicht fügen?" fragte Ramara Toa finſter.

„Er will Dir ein treuer und liebender Sohn ſein das ganze lange Leben hindurch, Vater!" ſagte Nalata, „er will Dich ehren und Dir huldigen, aber nicht von ſeinem Glauben laſſen."

„Eine merkwürdige Verſtocktheit," ſagte jetzt auch Mr. Fremar, „ein Wahnſinn, der unbegreiflich iſt."

Nalata ſah wieder ängſtlich zu dem Sprechenden auf, aber auch in ſeinen Zügen las ſie keinen Troſt, und immer drohender zogen ſich die Brauen des Königs zuſammen.

„So höre mein letztes Wort!“ ſagte da Ramara Toa. „Hier dieſen frommen Männern und dem neuen mächtigen Gott habe ich es geſchworen, daß ich den Götzendienſt von der ganzen Inſel fegen will. Kein ſolches Schandbild ſoll mehr aufgerichtet ſtehen. Dieſe Männer ſind die Boten Gottes, um das gegebene Wort zu überwachen. Fügt ſich Matangi Ao darein — liefert er morgen in früher Stunde ſeine Götzenbilder aus, und will er mich ehren und mir huldigen, ſo werden ihn und die Seinen die Mitonares in den Bund der Chriſten aufnehmen, und Friede und Freundſchaft herrſche fortan zwiſchen uns. Thut er es nicht, dann ſtürmen meine Leute ſein Fort — Widerſtand kann er nicht mehr leiſten, denn das Kriegsſchiff im Hafen hat mir ſeine Hilfe angeboten, und Matangi Ao wird für ewig von Motua verbannt. Haſt Du mich verſtanden, Nalata?“

Das junge Weib antwortete ihm nicht. Angſtvoll ſuchte ihr Blick im Kreiſe umher, ob ſie nicht in einem Antlitz Troſt und Hoffnung finden könne. Da begegnete ihr Auge dem Berchta's, die nicht allein mit tiefem Mitleid, ſondern auch mit einem eigenen, ihr ſelber noch unbegreiflichen Gefühl das junge ſchöne Weſen betrachtet hatte. Sie war Nalata in den langen Jahren ihres hieſigen Aufenthaltes nie begegnet, das wußte ſie gewiß, und doch trugen ihre Züge etwas, das in ihrem Innern widerklang wie die Erinnerung an eine ferne Zeit. Aber ſo gut ſah ſie dabei aus, ſo theilnehmend und ſo mitleidsvoll, daß Nalata ſich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte. Und doch war es eine von jenen Fremden, die das Verderben über ihr ſchönes Land gebracht; doch gehörte ſie zu denen, die jetzt noch ſelbſt den König, ihren Vater, in Banden hielten und nur allein im Stande waren, ihn von der Verpflichtung freizugeben, die er ihnen gegenüber übernommen. Aber von ihr war noch Hilfe möglich — dieſe freie, offene Stirn, dieſes klare, gute Auge, dieſer ſchmerzumzogene Mund ſprachen nur zu deutlich das Mitgefühl aus, das in ihnen ruhte, und einer plötzlichen Eingebung folgend, den Blick feſt und bittend auf die junge Frau des Miſſionärs geheftet, ſchritt Nalata auf ſie zu, kniete eine kurze Strecke noch von ihr entfernt vor ihr nieder, und die Arme nach ihr ausbreitend, ſagte ſie mit ihrer weichen, ſüßen Stimme:

„O, geht fort von uns! Du holde Frau, meinſt es gewiß nicht ſo bös, aber Dein Glaube hat den Fluch über unſer Land gebracht — o, geht fort! Laßt uns unſern ſtillen Frieden, laßt uns das Glück, das wir bisher genoſſen — o, geht fort! und Alles, Alles wird wieder gut — wird wieder freundlich werden.“

„Großer, allmächtiger Gott!“ rief da Berchta plötzlich, ihre Stirn mit beiden Händen faſſend, „mein Traum, mein Traum — aber wie erfüllt!“

„Sieh, Du biſt gut!“ fuhr Nalata fort, ‚Dein Antlitz, Dein Auge ſagt mir, daß Du nicht Freude empfindeſt an dem Blute der Geopferten, an dem Elend derer, die da Alles verlieren, was eben ihr Glück auf dieſem Boden bildete — o, geht von den Inſeln, laßt uns allein unter unſeren Palmen und Brotfruchtbäumen, unbekannt mit den Sitten Eurer fernen Welt, die nur Haß und Zwietracht unter uns geſäet, und wir wollen Euch ſegnen bis an das Ende unſerer Tage.“

„Genug, genug!“ rief da Berchta, ihrer Sinne kaum mächtig, indem ſie auf Nalata zuſprang, ſie in ihre Arme ſchloß und ihr Stirn und Wangen mit Küſſen bedeckte, „o, läg' es an mir, Nalata, nicht ein Tropfen Blutes ſollte mehr vergoſſen werden und Glück und Friede auf der weiten Inſel herrſchen — aber meine Stimme iſt ſchwach, und trotzdem will ich zu Dir ſtehen in Freud' und Leid. Fremar!" rief ſie dann, ſich hoch aufrichtend und an den Gatten wendend, „kannſt Du dabei ſtehen, wo Liebe und Menſchlichkeit unter die Füße getreten werden? Iſt das das Chriſtenthum, das Ihr den Heiden bringen wollt? Haß und Verfolgung, Blut und Verderben? Sie bieten Euch den Frieden; nichts verlangen ſie, als nur Zeit die Lehre zu prüfen. Dürft Ihr es wagen, ſie zu zwingen, ihr ungekannt, unverſtanden zu vertrauen?"

„Schweſter Bertha," fiel da Mrs. Lowe entrüſtet ein, während Fremar ſelber einen ſcheuen Blick nach dem Miſſionär warf, „das Maß Ihrer Sünden iſt bald voll. Schon neulich haben Sie die heilige Lehre geſchmäht."

„Die heilige Lehre?" rief aber die junge Frau entrüſtet, „heilig nennt Ihr nur, was Eurem Ehrgeiz, Euren Plänen paßt. Das iſt nicht die Lehre Gottes, die Ihr dem armen Volke bringen wollt, das iſt ein Zwang, der ihre

Seelen knechten, ihre Hände und Herzen binden ſoll. Fremar, ſprich zu mir! Laß mir nicht das furchtbare, entſetzliche Gefühl, mein Leben — mein ganzes Glück einer Sache geopfert zu haben, die ich für das Heiligſte der Welt hielt und die zum Fluch, zum ſchauderhaften Fluch würde, wenn ſie gerade das Heiligſte der Menſchheit unter die Füße tritt.“

„Was iſt der Frau?“ rief Ramara Toa erſtaunt, der wohl die außergewöhnliche Bewegung erkannte, in der ſich Berchta befand, aber den Sinn der fremden Worte nicht verſtand, „was hat ſie? Sprich zu ihr, Mitonare, ich kann ſie nicht verſtehen, was ſie ſagt.“

„Sie iſt wahnſinnig geworden!“ rief Mrs. Lowe in der Sprache der Eingeborenen. „Sie nimmt die Partei der Heiden und Götzenanbeter, der Anhänger Satans, und will ihren Mann zu gleicher Sünde verführen.“

„Jetzt zeige, Fremar!“ rief aber die junge Frau begeiſtert aus, ohne die Worte der Mrs. Lowe auch nur eines Gedankens oder ſie ſelber eines Blickes zu würdigen, „jetzt zeige, daß Du ein wahrer Miſſionär, ein Bote des Friedens und der Liebe biſt. Sprich zu Ramara Toa und zeige ihm das Sündhafte ſeines Treibens, und wenn Du ihn nicht bewegen kannſt, von ſeinen ehrgeizigen, unmenſchlichen Plänen abzuſtehen, dann komm mit mir, dann laß uns fortziehen auf eine andere Inſel und den Eingeborenen dort den wahren Glauben bringen, wie ihn Chriſtus gelehrt, nicht wie ihn die Menſchen hier verfälſchen!"

„Bertha!" rief aber jetzt auch Fremar, der der jungen erregten Frau verlegen gegenübergeſtanden, „Du gehſt zu weit, Ramara Toa iſt in ſeinem vollen Recht, wenn er die Niederwerfung der Götzenbilder ſelbſt mit Gewalt erzwingen will!"

„Lügner und Heuchler, die Ihr Alle ſeid!" ſchrie da die Frau, ihrer Sinne kaum mehr mächtig, während ſie den Miſſionären mit blitzenden Augen gegenüberſtand, „das iſt Eure Religion, und deshalb habt Ihr mich aus meiner Heimath gelockt, Euren ſchnöden Zwecken mit zu dienen; aber ich ſage mich hiermit los von Euch! Liebe tragt Ihr nicht im Herzen, denn wie Ihr den armen Martin kalt, ſtolz und übermüthig von Euch geſtoßen, ſo treibt Euch der Ehrgeiz hier zu blindem Haß gegen Eure Mitbrüder. Geh — geh, Nalata — Du haſt kein Mitleiden von dieſen Menſchen zu hoffen, geh in Deine Veſte zurück und Gott möge Euch ſchützen vor den — Teufeln, die Euch morden wollen.“

„Das iſt zu arg!“ rief Mrs. Lowe, die vor Wuth bleich und faſt ſprachlos geworden war, „Lowe, das darfſt Du nicht dulden — ſie muß ausgeſtoßen werden aus der chriſtlichen Gemeinſchaft, als eine Abtrünnige und Verrätherin, denn der rebelliſche Geiſt hat von Anfang an in ihr gelebt. Sie darf den Namen einer Miſſionärsfrau nicht länger ſchänden.“

„Habt keine Furcht!“ rief aber Berchta bitter, „mein Glück, mein Leben hatte ich Euch und Eurer Sache gewidmet. Ihr habt mich um Alles betrogen. Geht Euren Weg! Von jetzt an bin ich frei.“

„Bertha!“ rief Fremar beſtürzt, „eine furchtbare, unnatürliche Aufregung ſpricht aus Dir. Der böſe Feind hat ſeine Hand nach Dir ausgeſtreckt und Dein Herz, Deinen Geiſt umgarnt. O bete, Kind, bete, daß Dich Gott auf den rechten Weg zurückführe und der Teufel keine Macht über Dich gewinne.“

„Ja,“ lachte Berchta, „der Teufel — und Ihr ſeid die Kinder Gottes. Geht Euren Weg, aber laßt mich den meinen gehen,“ und ſich finſter von ihnen abwendend, verließ ſie das Haus.

Nalata hatte mit Staunen und ängſtlicher Spannung den Streit unter den Fremden ſelber angehört. Daß die junge, ſchöne Frau ihre Partei nahm, wußte ſie im Moment, wenn ſie auch Alles, was in engliſcher Sprache verhandelt wurde, nicht verſtand. Aber wie ihr Blick auch angſtvoll, hoffend von Einem zum Andern der Uebrigen flog, in keinem Antlitz, in keinem fand ſie ein ähnliches Gefühl, und als Berchta den Raum verließ, ſtand ſie allein den jetzt finſter auf ſie gerichteten Blicken der Miſſionäre gegenüber.

„Das iſt ein recht, recht trauriger Fall,“ ſagte da Mr. Lowe, indem er wehmüthig vor ſich hin mit dem Kopf nickte, „eine der trübſten Erfahrungen meines Lebens; aber bleiben Sie hier, Bruder Fremar, gehen Sie ihr jetzt nicht nach, denn Ihre Pflicht bannt Sie, um Zeuge von Ramara Toa's Entſchluß zu ſein. Und was beſchließt jetzt der König? Haſt Du Dir überlegt, Ramara Toa, ob Du das Reich des Satans, das ſelbſt nach unſeren Reihen die gierigen Krallen ausſtreckt, gewähren laſſen willſt, oder ſoll die Sonne des wahren Friedens endlich dem ganzen Lande leuchten?“

„Du haſt das Rechte geſprochen, Mitonare,“

ſagte der König finſter. „Jetzt haben wir die Macht in Händen, jetzt noch iſt es möglich, den Trotz der Götzenanbeter zu brechen, ſpäter vielleicht nicht mehr. Geh zurück, Nalata! Sag' Matangi Ao, er ſolle vernünftig ſein. Er hat uns jetzt gezeigt, daß er ein tapferer Häuptling iſt, aber viel Blut mußte auch dadurch fließen; laßt es nicht mehr werden. Gott hat uns ſeine Boten auf die Inſel weit über das Meer hergeſendet, daß wir ihn erkennen lernen. Wir können nicht gegen Gott ſtreiten. Sag' ihm, er ſoll uns die Götzenbilder herüberſenden, und die ganze Inſel kann in Glück und Frieden leben."

„Iſt das Deine letzte Botſchaft, Vater?"

„Meine letzte."

„Und ſchon zu viel Stunden haben irdiſche Gedanken heute am heiligen Sabbath unſere Seelen in Anſpruch genommen," ſetzte der Miſſionär hinzu. „Es wird Zeit, daß wir an unſer Gebet gehen. Willſt Du mit uns beten, Nalata?"

Das junge Weib wendete ſich unwillig ab. „So lebe wohl, Vater!" ſagte ſie mit tiefem Schmerz „Lebe wohl, Mutter! Die Götter mögen Euch ſchützen, daß keine Waffe in dem furchtbaren, unnatürlichen Kampfe Euer theures Haupt treffe. Ich gehe zurück zu meinem Gatten, um ihm die traurige Botſchaft auszurichten. Lebt wohl!" Und mit dem Gnatumantel ihr Haupt verhüllend, ſchritt ſie gebeugten, gebrochenen Herzens aus dem Hauſe.

10.

Der entſcheidende Anſturm.

Nalata ſchritt, das Herz von ſchweren Sorgen gefüllt, zu ihrem Fort zurück. Frauen und Kinder drängten, ehe ſie Ramara Toa's Lager verließ, um ſie her, ergriffen ihre Hand und baten ſie mit flehender Stimme, den Krieg abzuwenden und dem Land den Frieden zu geben. Wie gern hätte ſie es gethan, wenn ſie es vermocht, aber ihre Mittel dazu waren erſchöpft, ihre Pfeile verſchoſſen, und ſtill und traurig mit dem Kopf ſchüttelnd, machte ſie ſich von den ſie Umſchließenden los und wanderte allein ihre einſame Bahn.

Indeſſen waren aber in Matangi Ao's Lager die Rüſtungen auch nicht für einen Moment eingeſtellt worden, denn der junge Häuptling wußte gut genug, daß Nalata's Bitten das Herz des

Vaters nicht rühren, den Ehrgeiz der fremden Prieſter nicht zurückhalten konnten. Jn den Paliſſaden des oberen Forts wurden jetzt ordentliche Schießſcharten angebracht, ja ſelbſt die Kanone von Tuia-iti heraufgeſchafft. Machten die Motua-Bai-Jnſulaner wirklich einen Angriff mit ihren Canoes in der nämlichen Zeit, nun gut, dann war es eben nicht zu ändern und die Bai mußte preisgegeben werden. Aber von dort oben aus ließ ſie ſich immer noch beſſer vertheidigen, als wenn erſt das Fort genommen wurde. Befanden ſich die Chriſten in deſſen Beſitz, dann war allerdings keine Hoffnung mehr, das flache Land zu halten, und den Bewohnern der Tuia-Bai blieb nichts übrig, als ſich in ihre Canoes zu werfen und hinaus in die See und auf eine andere Jnſel zu flüchten.

Noch an demſelben Sonntag Nachmittag kam Kapitän Croker von der „Favourite“ herauf, um Rückſprache mit Namara Toa und den Miſſionären zu nehmen. Kapitän Croker ſelber, aus einer Familie ſtammend, die ſich zum großen Theil der Miſſion gewidmet, war Feuer und Flamme und wirklich begeiſtert für die Sache, denn er ſah allein in der Bekehrung zum Chriſtenthum das einzige Heil, den einzigen möglichen Segen für dieſes Land. Er hatte der chriſtlichen Partei deshalb ſeine ganze kleine Macht zur Verfügung geſtellt und ihnen außerdem ſo viel Gewehre und Munition überlaſſen, wie er möglicherweiſe entbehren und vor ſeinen Oberen verantworten konnte.

Namara Toa ſchwelgte auch in dem Gefühl eines ſolchen Reichthums, der ihn natürlich mit leichter Mühe in den Beſitz nicht allein Motuas, ſondern auch der benachbarten kleineren Inſeln ſetzen mußte.

Hatte es nicht der große König Kamehameha auf den Hawaiiſchen Inſeln ebenſo gemacht, und regierte er jetzt nicht als unumſchränkter König über die ganze Gruppe?

Heute, am Sabbath, durfte natürlich nichts unternommen werden, aber morgen früh mit dem erſten Tagesgrauen bat er den Kapitän mit ſeiner Mannſchaft heraufzukommen. Es war möglich, daß ſich noch ein Kampf vermeiden ließ; denn wenn Matangi Ao die gegen ihn in's Feld geführte Macht ſah, konnte er ja doch nicht blind genug ſein, an Widerſtand zu denken; es wäre Wahnſinn geweſen. In dieſem Falle wurde Alles friedlich abgemacht, und Namara Toa, wenn er an die ſchmerzgebeugte Geſtalt ſeines Kindes dachte, wünſchte das ſelber aus vollem Herzen. Beharrte aber Matangi Ao auf ſeinem ſtarren Sinn, ei, dann mußte der erſt einmal gebrochen werden, und nachher ließ ſich ſchon eher mit ihm reden.

Der nächſte Morgen kam und mit ihm Kapitän Croker ſelber mit zwei von ſeinen Officieren und etwa dreißig Mann Marineſoldaten und Seeleuten, Alle bis an die Zähne bewaffnet. Ramara Toa hätte allerdings gern geſehen, daß ſie noch eine Kanone mitgebracht, aber der Transport derſelben war die enge Thalſchlucht herauf zu ſchwierig, und dann lachte auch der junge Engländer über die Befürchtungen des Eingeborenen, daß ſie zu lange Zeit gebrauchen würden, das Fort zu ſtürmen. Ramara Toa ſollte nur ſeine Schaaren zu gleicher Zeit gegen alle Theile der Veſte anwerfen, daß der Feind gleichmäßig an allen beſchäftigt gehalten werde, und das Andere ihm überlaſſen.

So rückten ſie aus. Der Eingang zu Ramara Toa's Fort wurde aufgeriſſen, und in hellen Haufen, mit ihren Kriegsfarben bemalt, Kopf und Schultern von Bändern wehend, die Hüften mit ihren buntfarbigſten und beſten Tüchern umſchlagen, ſchwärmten die Wilden jetzt von dem Hange nieder und hielten erſt, ſchon in Schußnähe angekommen, auf ein Zeichen des fremden Kapitäns, der es natürlich für ganz in der Ordnung hielt, daß die Feinde, ehe man zu ihrer Vernichtung ſchritt, vorher noch einmal zur Uebergabe aufgefordert wurden. Das war Sitte bei allen civiliſirten Nationen, und ſelbſt den Heiden gegenüber glaubte er das beobachten zu müſſen.

Ein junges Mädchen wurde als Botin hinüber an das Fort geſendet, aber nicht hineingelaſſen. Matangi Ao ſprach ſelber mit ihr von den Paliſſaden nieder und fragte ſie was ſie wolle.

„Die Papalangis ſenden Dir Botſchaft,“ ſagte das Kind, „daß Du Dich ihnen unterwerfen ſollſt, wenn Du Frieden haben wollteſt.“

„Weiter nichts, Kleine?“ lächelte der Häuptling.

„Sie geben Dir noch eine Stunde Zeit.“

„Gut,“ nickte Matangi Ao freundlich, „die können wir gerade vortrefflich gebrauchen, um in aller Ruhe zu frühſtücken. Du kannſt gehen, Wahina, Du haſt Deine Botſchaft trefflich ausgerichtet, und Niemand ſoll Dich ſchädigen.“

Kapitän Croker ſah unten, als die Kleine zurückkehrte, nach ſeiner Uhr. Der Bote war abgewieſen, aber die dem Feinde verſtattete Zeit mußte abgewartet werden. So, dicht an dem mit niederen Büſchen bewachſenen Bache, der durch das Thal rieſelte, lagerte er ſich mit ſeinen Leuten, um ſie bis zu dem erſten Anprall auszuruhen.

In der Zeit kam ein Bote an Ramara Toa von Motua-Bai aus. Er war in einem Canoe von der Weſtküſte Motuas in die Bai gefahren und brachte Kunde aus jenem Diſtricte. Von Tamoruva hatte er allerdings nichts geſehen und gehört, aber er verſicherte auch den König, daß der Strand dort, wohin er gekommen, von Männern völlig geräumt ſei. Nur die Frauen und Kinder waren zurückgeblieben und wußten, daß an der Oſtküſte von Motua Krieg ausgebrochen wäre.

Ramara Toa konnte ſich das nicht erklären. Waren die Männer in die Berge geflohen, um nicht gezwungen zu werden, Theil an dem Kampf zu nehmen? Hatte etwa gar Matangi Ao ſeine Boten zu ihnen geſchickt? Aber das blieb ſich jetzt gleich. In kaum einer halben Stunde nahmen ſie das Fort und dann — ſobald erſt der Trotz dieſes Häuptlings gebrochen war, bedurfte es nur einer einfachen Rundfahrt um die Inſel, um ſich die Unterwerfung aller jener fernwohnenden und zerſtreut liegenden kleinen Ortſchaften zu ſichern, ohne daß es nöthig gewesen wäre, auch nur einen Schuß abzufeuern.

Kapitän Croker lag indeſſen am Bach unten und aß Orangen, von denen die Eingeborenen eine Anzahl Körbe herbeigeſchafft. Der Zeiger der Uhr rückte dabei langſam vorwärts — nur noch eine kurze Friſt und der erbitterte Kampf ſollte beginnen — nur noch wenige Minuten fehlten. Der Engländer warf einen Blick nach dem Fort hinüber, ob ſie dort noch keine weiße Flagge ausgeſteckt hätten; aber wie ausgeſtorben lag dort drüben der Platz und nicht ein einziges menſchliches Weſen war zu ſehen. Hatten ſie ihn etwa heimlich geräumt, um nicht die Schmach einer Niederlage zu erleben und ihre jungen Leute zu ſchonen? Es wäre das Vernünftigſte geweſen.

Einen wunderbar romantiſchen Anblick bot dabei das Thal, in welchem die wilden Schaaren lagerten. Ueberall hoben ſich die buntfarbigen Gruppen von dem Grün des Bodens ab. Gewehre und Lanzenſpitzen blitzten dabei in der Sonne, und die junge Schaar der Schleuderer ſuchte noch Steine für ihre Waffe zuſammen, um damit den Feind, während die Kameraden ſtürmten, von den Wällen zu halten.

Jetzt war die Stunde abgelaufen. Kapitän Croker ſtand auf, und mit ihm ſprang ſein kleiner Trupp Leute empor, während der Signaliſt in die Trompete ſtieß.

Da kam Leben in den Schwarm. Ueberall zogen ſich die einzelnen Trupps unter ihren beſtimmten Häuptlingen zuſammen. Ueber den ganzen Plan breiteten ſie ſich aus, jeder Trupp aber trotzdem für einen beſondern und ſchon genau bezeichneten Punkt beſtimmt, ſo daß in den eigentlichen Angriff keine Unordnung Verwirrung bringen konnte. Und noch immer kein Lebenszeichen im Fort — kein Wall beſetzt, kein Vortänzer ſichtbar, die, wie ſonſt bei ihren Kämpfen, vor dem Beginn einer Schlacht den Feind zu reizen und zu verhöhnen ſuchen.

Von Namara Toa's Truppen liefen jetzt Einzelne vor, ſchleuderten ihre Steine in das Fort und ſchrieen den Belagerten ihre Spottlieder entgegen — aber Niemand antwortete ihnen, Niemand beläſtigte ſie.

Die Kanone begann nun von einer beſonders dafür ausgeſuchten Stelle ihr Feuer gegen das Fort zu eröffnen, um womöglich eine Breſche zu ſchießen und das Einklettern zu erleichtern. Sie wurde auch jetzt von Matroſen bedient, die damit umzugehen verſtanden, denn Claus hatte ſich direct geweigert, weiteren Theil an dem Kampf zu nehmen. Aber das Fort war zu hoch und von dem andern Fort aus die Entfernung zu groß, um wirklichen Schaden anzurichten. Von unten aus konnte das Geſchütz gar nicht hoch genug gerichtet werden, und die einzelnen Kugeln prallten unten von den Felſen harmlos ab.

Das half ihnen nichts und zögerte nur die Entſcheidung hinaus. Kapitän Croker, ſchon lange ungeduldig, die Heiden einmal für ihre freche Verhöhnung des Chriſtenthums zu züchtigen, rief deshalb ſeine Leute von dem Geſchützſtück ab und ſammelte ſie zum Sturm.

Und noch immer regte ſich keine Seele in dem bedrohten Fort. Es war, als ob der Platz ausgeſtorben ſei, und doch hätte die Beſatzung daſſelbe nicht verlaſſen können, ohne über den dahinterliegenden Höhenzug hin von den Belagerern geſehen zu werden.

Jetzt ſchmetterte das Signalhorn wieder! „Vorwärts!“ rief Namara Toa mit ſeiner Donnerſtimme über den Plan, und mit wildem

Geheul ſtürmte der Schwarm der Krieger, Kapitän Croker mit ſeinen Leuten keck voran, den Hang hinan.

Drüben hinter dem Fort der Chriſten, aber etwas mehr nach links, wurde es am Waldrand lebendig. Dunkle Geſtalten tauchten daraus auf und glitten an dem Hang nieder — mehr und mehr, immer ein Trupp dem andern folgend. Gehörten ſie mit zu Ramara's Heer? Aber Ramara ſelber ſchien nichts von ihnen zu wiſſen, denn er drehte nicht ein einziges Mal den Kopf dorthin und erwartete nur in faſt peinlich werdender Spannung den Moment, wo die Papalangis das Fort erreichen würden.

Noch immer war auch, ſeit die Kanone ſchwieg, kein einziger Schuß abgefeuert, denn die Stürmenden ſahen keinen Mann auf den Wällen, nach dem ſie hätten zielen können, und in dem Fort ſelber rührte ſich noch immer nichts.

Jetzt hatte die Schiffsmannſchaft die Stelle, auf welcher ſich eine Art von Eingang zu dem Fort befand, erreicht — die Matroſen jubelnd, denn das war einmal eine Art von Abwechslung in ihrem monotonen Leben, die Marineſoldaten ernſt aber entſchloſſen, und ſchon zogen ſie die mitgeführten kurzen Beile aus dem Gürtel, um ſich Bahn zu hauen oder ein Aufklettern zu ermöglichen — da knatterten in faſt unmittelbarer Nähe zehn oder zwölf Schüſſe raſch hintereinander, und furchtbar war die Wirkung derſelben. Kapitän Croker ſelber wie ſeine beiden Officiere ſtürzten, mit ihnen ein Theil der Leute. Die Soldaten und Matroſen aber, wüthend jetzt und von dem Kriegsgeheul der ebenfalls anſtürmenden Wilden umtobt, warfen ſich rückſichtslos gegen das Fort an.

Wenn ſie übrigens geglaubt, daß die Vertheidiger deſſelben nicht auf der Wacht wären, ſo ſollten ſie darüber bald enttäuſcht werden. Jaques, der das Geſchützſtück im Fort bediente, hatte es mit kleinen Kieſelſteinen geladen, und jetzt daſſelbe in unmittelbarer Nähe auf die Stürmenden abfeuernd, richtete er eine furchtbare Verwüſtung unter ihnen an. Der Zimmermann indeſſen, der über der ſogenannten Ausfallspforte jenes Geſtell mit Felsſtücken angebracht, das er von unten aus zu jedem beliebigen Moment drehen und damit die Laſt abſchütten konnte, hatte ſich auch einen kleinen, von außen nicht bemerkbaren Ausguck in den Paliſſaden angebracht, von dem er genau beobachten konnte, wann der paſſende Zeitpunkt ſei. Jetzt war der

Moment; an einem aus Cocosfaſern gedrehten Seile zog er, und mit „Donnergepolter“ ſtürzte die Laſt auf die Stürmenden nieder und zerſchmetterte oder verſtümmelte, was ſie erreichte.

In demſelben Augenblicke belebten ſich aber auch die Wälle des Forts. Auf ein Zeichen Matangi Ao's ſprangen die Schleuderer und Bogenſchützen hinauf. Pfeile ſchwirrten, Steine flogen aus, Speere ſauſten und gut gezielte Schüſſe wurden auf die Stürmenden abgefeuert. Und jetzt plötzlich ſtießen die Belagerten ein wildes Freudengeſchrei aus; denn von dem gegenüberliegenden Hang herab ſtürmte ein breiter Schwarm dunkler Geſtalten, dem Heere Namara Toa's gerade in den Rücken fallend, und mit dem gellenden Schrei: „Tamoruva, Tamoruva, ho!“ brachen ſie plötzlich in die Reihen der Chriſten ein.

Wieder praſſelten aus dem Fort heraus die Schüſſe der raſch geladenen Gewehre und ſcheuchten die Angreifer zurück, oder warfen ſie todt zwiſchen die Steine und Felſen. Jetzt war es aber auch nicht mehr möglich, die wilden Krieger in dem Fort ſelber zurückzuhalten. Dort ſtürmten die Freunde an mit dem Schlachtſchrei Tamoruva! und Matangi Ao wußte, daß ihm der Sieg werden konnte, wenn er ſelber ſeine Schaaren dem Feinde friſch entgegenwarf.

Ein lauter Jubelſchrei folgte dem Befehl, die Ausfallspforte zu öffnen. Hunderte von Händen riſſen an den Balken, die ſie verſperrten, und die Bambusvorlagen voneinander. Kaum aber zeigte ſich Luft, als auch der Reſt der Krieger, zu ungeduldig, zu warten, bis ihnen durch die enge Pforte Bahn gemacht würde, über die Paliſſaden hinab in's Freie ſprang und ſich nun mit einem wüthenden Kampfgeheul den Hang hinab auf die von beiden Seiten angegriffenen und beſtürzten Feinde warf.

Tamoruva, Tamoruva, ho! gellte der Schlachtſchrei hier — Matangi Ao! da — Gewehre knallten, Speere wurden geſchleudert, Keulen ſchmetterten auf die Schädel der Angreifer nieder, bis dieſe, verwirrt und plötzlich muthlos werdend, nach allen Seiten auseinanderſtoben.

Die Seeleute, ſelber von der Maſſe von Wilden eingeſchüchtert, die über ſie hereinbrachen, und außerdem ſehr enttäuſcht, daß ſie dieſe „Barbaren" ſo vortrefflich bewaffnet fanden, griffen die Leichen ihrer Officiere auf und wollten ſich mit ihnen nach Panoa-Bai zurückziehen. Aber dahin verlegte ihnen Tamoruva den Weg;

denn immer neue Schwärme brachen aus dem Wald heraus, und es zeigte ſich bald, daß der alte kriegeriſche Häuptling, während er von dem Schauplatz verſchwunden ſchien, unermüdlich gearbeitet hatte, um die ganze, noch nicht von Namara Toa angezogene Bevölkerung der Inſel zu den Waffen zu rufen und unter ſeine Führerſchaft zu ſammeln.

Die Motua-Bai-Inſulaner waren dabei nicht mehr zu halten. So tapfer und wacker ſie ſich unter gewöhnlichen Verhältniſſen und ſelbſt vielleicht gegen eine Uebermacht geſchlagen haben würden, ſo gänzlich verloren ſie den Kopf, als ihnen der gefürchtete Name des alten Tamoruva in die Ohren gellte und ſie den wilden Schlachtſchrei des Häuptlings ſelber hörten. Einen furchtbaren Schlag erhielten dabei ihre Siegeshoffnungen durch den Erfolg von Matangi Ao's Waffen, mit denen er ſolche Verwüſtung unter den Papalangis anrichtete.*) Dieſe hatten ſie für unbeſiegbar gehalten; jetzt lag ein Theil derſelben todt vor dem Fort, während die Anderen ihr Heil auf der Flucht ſuchten; was half es ihnen da, noch Widerſtand zu leiſten?

---

*) Kapitän Ch. Wilkes der U. S. Exploring Expedition, Seite 191, erzählt die Landung des Kapitän Croker von der „Favourite", der die Sache der Miſſionäre zu der ſeinen machte, einen Theil ſeiner Mannſchaft an Land ſetzte und das Fort angriff: „Gegen das Thor anrückend, wurde er mit vielen ſeiner Officiere getödtet, und die Ueberlebenden erlitten eine vollkommene Niederlage. Die Heiden wurden jetzt der an-

Der größte Schwarm der Fliehenden wendete ſich allerdings gegen Namara Toa's Fort, um dort wenigſtens augenblicklichen Schutz zu finden; aber mit ihnen zuſammen ſtürmten Tamoruva's Krieger, rechts und links ihre Keulenſchläge austheilend, hinein. An ein Halten des Platzes war nicht zu denken, denn ſchon hatten die Wilden Feuer an das untere Ende der Paliſſaden gelegt und die friſche Landbriſe jagte die Flammen dem Innern zu. Allerdings waren die Seeleute von der „Favourite", als ſie ihrem kleinen Trupp den Rückweg nach der Panoa-Bai abgeſchnitten ſahen, ebenfalls zu dem Fort hin-

---

greifende Theil, und die chriſtliche Partei mit den Miſſionären gezwungen, zu flüchten und von der Inſel zu fliehen So endete," ſetzt Wilkes hinzu, „dieſer Religionskrieg, und ich muß geſtehen, daß ich den überſtürzenden Eifer der Miſſionäre allein als Urſache eines ſo böſen Reſultats anſehen kann. Hätten ſie Geduld und Nachſicht mit den Inſulanern gehabt, die Verbindung mit ihnen freundlich unterhalten und ihnen ein gutes Beiſpiel gegeben, ſo würden ſie zwar nur allmählich, aber ſicher ihren Zweck erreicht haben. So durch den Verſuch, ſie gewaltſam zu bekehren, reizten ſie dieſelben nur zu Haß und Widerſtand."

aufgeeilt, aber obgleich der Signaliſt dort wieder ſeinen Sammelruf ertönen ließ, verſtanden ihn die Eingeborenen nicht oder ſahen den Platz zu ſehr gefährdet, um ſich dort länger als unumgänglich nöthig aufzuhalten. Alles drängte hindurch dem Wald zu, um den Weg nach dem Hupai-Thal zu erreichen und zu ſichern, und die Seeleute und Marineſoldaten konnten nicht anders als ſich ihnen anſchließen. Nur einer der Matroſen, ein junger Burſche und voll Entſetzen, weil er feſt glaubte, ſie Alle würden, wenn von den Heiden gefangen, geſchlachtet und aufgegeſſen, floh ſeitwärts in den Wald hinein, um dort womöglich ſein Schiff zu erreichen.

Einen ſchlimmen Stand bekamen bei dieſer Flucht die Miſſionäre! Denn Ramara Toa's Leute ſchienen doch recht gut zu wiſſen, daß ſie deren Drängen gerade den ganzen Krieg verdankten. Ein großer Vortheil waren deshalb für Mr. Lowe die Laua-Indianer, die er von jener Inſel mitgebracht und die natürlich zu ihm hielten. Auch Mr. Fremar hatte noch zwei von dieſen bei ſich, und mit Claus und ein paar alten Jagdgefährten von ihm, die ſich zu ihm hielten, weil ſie wußten, daß er gut und raſch ſchießen konnte, bildete der kleine Trupp doch eine Schaar von etwa fünfzehn Menſchen.

Claus trug dabei ſeine eigene Büchſe, um jeden Augenblick, wenn nöthig, zur Vertheidigung bereit zu ſein. Die leichte Doppelflinte aber hatte einer der jungen Laua-Inſulaner bekommen und dieſe allerdings ſehr vorſichtig auf der Schulter hängen, weil er mit Schießgewehren gar nicht umzugehen und auch nicht recht wußte, auf welcher Seite der Schuß eigentlich herauskam.

Ramara Toa führte den Haupttrupp an. Er hatte allerdings ſein Fort gegen die Feinde halten und, wenn geſammelt, einen neuen und entſchiedenen Angriff auf ſie wagen wollen; aber ein ſolcher jäher Schreck war in die überhaupt leicht eingeſchüchterten und ängſtlich gemachten Maſſen gefahren, daß ſie gar nicht mehr Stand hielten und er befürchten mußte, in der Verwirrung von den Feinden vielleicht gar den Rückweg abgeſchnitten zu bekommen.

Tamoruva, der alte Feind ſeines Stammes — immer und ewig ſein Widerſacher, hatte auch diesmal den Ausſchlag gegeben, und die Horden, die er von der ganzen Inſel zuſammengejagt und hier in den Kampf geworfen, ſchwärmten jetzt in jauchzendem Uebermuth über die Hänge, und ſammelten ſich erſt, ſo viel Mühe ſich auch die Führer gegeben hatten, ſie zuſammenzuhalten, als die chriſtliche Partei ſchon wieder in geſchloſſener Maſſe den Rückweg antrat und trotz der großen Verluste, die ſie erlitten, doch im offenen Felde noch eine ganz tüchtige Streitmacht bildete.

Ramara Toa war außer ſich vor Wuth und einmal ſchon halb willens, ſich wieder mit ſeinem ganzen Anhang zurück in das Thal zu werfen, um den Sieg zu erzwingen oder unterzugehen; aber Lowe verhinderte ihn daran. Seine Leute waren für den Augenblick entmuthigt; ſie hatten das Vertrauen zu ſich ſelbſt verloren, während der Feind dagegen ſiegestrunken und mit dem noch ungenommenen Fort im Rückhalt das Aeußerſte gewagt haben würde, um den errungenen Vortheil feſtzuhalten.

Jetzt galt es vor allen Dingen, Motua-Bai wieder zu erreichen und dort womöglich alle Streitkräfte zuſammenzuziehen. Ja, wer wußte, ob nicht jetzt gerade, wo der Feind vielleicht alle ſeine Truppen an Land ſammelte, ein raſcher, entſchloſſener Angriff auf Tuia-Bai, mitten in der Nacht, die ſiegesübermüthigen Feinde vernichten oder doch die ganze Bai in Ramara Toa's Beſitz bringen konnte. Gewannen ſie dann nur ſämmtliche Canoes, ſo waren ſie Herren der See und konnten einen neuen Angriff, auf welchen Punkt ſie immer wollten, werfen.

Zu dieſem Zweck mußten ſie aber erſt vor allen Dingen das Hupai-Thal beſetzen; denn dort lag der Schlüſſel zur Motua-Bai. Hatten ſie den oberen Rand des Sees erreicht, ſo genügte nachher bei dem günſtigen Terrain eine nur kleine Anzahl von Kriegern, um die Feinde hinlänglich aufzuhalten.

Es ſchien übrigens, als ob Matangi Ao gar nicht daran dächte, ſie zu verfolgen, denn eine ziemlich weite Strecke waren ſie ſchon in der Hochebene vorgerückt, ohne daß ſich auch nur eine einzige menſchliche Geſtalt am Holzrand gezeigt hätte. Jetzt endlich brachen ſie vor — mehr und mehr, wie die einzelnen Schaaren aus der Dickung auftauchten – Matangi's und Tamoruva's Stämme, und immer dichter quollen ſie aus dem Wald heraus.

Das war keine Streifpartie, abgeſendet, um die Bewegungen des fliehenden Feindes zu beobachten, das war der ganze Stamm der Heiden, zuſammengerufen, um eine neue und jetzt entſcheidende Schlacht zu wagen, und Ramara Toa ſah mit Schrecken, wie viel von ſeinen Gewehren allein er in dem letzten Kampfe eingebüßt. Die Eingeborenen ſind nämlich — mit keinem Begriff, daß darin eine Schande für ſie liegen könnte — nur zu ſehr geneigt, auf der Flucht ihre ſchweren Waffen von ſich zu werfen, um raſcher und unbehinderter laufen zu können. Was liegt auch an einer Keule oder einem Speer, wie leicht und raſch ſind dafür neue beſchafft. Aber mit den Gewehren hatten ſie es ebenſo gemacht. Die ſchweren, unbehilflichen Musketen waren ihnen überall im Laufen hinderlich, und ohne ſich lange zu beſinnen, warfen die meiſten Träger derſelben ſie von ſich, ſobald ſie nur erſt einmal ihren Angriff abgeſchlagen und den Feind von allen Seiten auf ſich hereinbrechen ſahen. Die Munitionskarren hatte er allerdings gerettet, aber auch nur durch die Aufmerkſamkeit des Miſſionärs Lowe, der kaum bemerkte, daß die Wilden das Fort in Brand ſteckten, als er raſch durch ſeine Laua-Inſulaner das Pulver fort und in das Dickicht hineinſchaffen ließ; es hätte ſonſt furchtbares Unglück dadurch entſtehen können.

Die Seeleute und Marineſoldaten freilich trugen ihre Gewehre und Patrontaſchen, und bildeten dadurch noch immer einen kleinen feſten

Kern von ſechzehn Mann, der ſchon genügte, um den Feind in reſpectvoller Entfernung zu halten; aber merkwürdig zuſammengeſchmolzen war dafür Ramara Toa's eigenes Heer von Eingeborenen. Viele lagen allerdings erſchlagen in dem Grund zwiſchen den beiden Forts, aber bei weitem die größte Zahl der Fehlenden ſchien die Gelegenheit benutzt zu haben, um den Zwang, den die Miſſionäre auf ſie ausgeübt, abzuſchütteln. Die Eingeborenen von Motua-Bai ſelber mußten allerdings bei dem König aushalten, denn all' ihr Eigenthum lag unter ſeiner Herrſchaft, aber ſchon die Inſaſſen von Afaru, noch erbittert von der letzten harten Strafe, die ſie für den nächtlichen Tanz getroffen, und mit ihnen zahlreiche Andere fielen von Ramara Toa ab und traten zu Matangi über.

So kam es denn, daß der beſiegte König ſein Heer entſetzlich zuſammengeſchmolzen fand und deshalb beſchloß, bis zum Abend im Hupai-Thal Stand zu halten und die Nachzügler aufzunehmen, die ſich noch von da und dort her, wie ſie am beſten ihre Flucht bewerkſtelligen konnten, dem Zuge anſchließen mochten. Mit einſetzender Dunkelheit wollte er dann die Höhen von Motua-Bai beſetzen und von dort aus ſehen, welche Verſtärkungen er noch aus der Bai ſelber und von den benachbarten Diſtricten einziehen könne. Er glaubte nämlich nicht, daß die fehlenden Krieger entſchieden deſertirt und übergegangen ſeien, ſondern daß ſie nur, wie es die Eingeborenen nicht ſelten machen, nach der verlorenen Schlacht ihrer eigenen Heimath zugeeilt wären und von dort leicht wieder erlangt werden konnten. Boten wurden deshalb nach allen Richtungen, die der Feind nicht beſetzt hielt, ausgeſendet, und das geſchlagene Heer des Königs rückte etwa zwei Stunden ſpäter in das jetzt ſo ziemlich befeſtigte Hupai ein.

11.

Berchta.

Berchta hatte ſich auf dieſem Marſch, der freilich mehr einer Flucht als einem Rückzug glich, entfernt von Lowe und deſſen Frau gehalten. Fremar ſprach freundlich mit ihr und bat ſie dringend, den Miſſionär, wenn auch nur ſeinetwegen, nicht ſchroff zu behandeln. Sie wies ihn kalt ab, und ſich auf den Arm des alten Claus ſtützend, ſchritt ſie an deſſen Seite, ſtill und in ſich gekehrt, die Bahn entlang. Sie hörte auch gar nicht den Lärm, der ſie umtobte, — nicht das wilde Fluchen der Männer, das leiſe Wimmern Verwundeter, die ſich mühſam mit fortſchleppten, um nicht in die Hände des Siegers zu fallen. Nur das Bild Nalata's, der jungen Königin, ſah ſie vor ſich, wie ſie flehend die Arme nach ihr ausſtreckte und ſie bat, die Inſel zu verlaſſen, weil nur ſie — ſie mit den Ihrigen Elend und Verderben über das ſchöne Land gebracht.

So erreichten ſie Hupai, das verwüſtete Paradies. Die gefällten Cocospalmen waren welk und dürr geworden — die Wipfel wenigſtens, denn die Stämme hatte man zu Barrikaden verwendet; überall wehte der Wind die handartigen verdorrten Blätter der ebenfalls umgeſchlagenen Brotfruchtbäume am Strande umher. Da und dort lagen die ſchwarzgebrannten Wohnſtätten einſt glücklicher Menſchen in der Aſche, und ſcheu flüchteten die wenigen Frauen und Kinder, die ſich aus Anhänglichkeit an die einſt ſo liebe Heimath wieder hierhergezogen, vor dem Nahen des bewaffneten Trupps in den Buſch hinein.

Mr. Lowe ſelber ſchien ſich hier nicht wohl zu fühlen. Er hatte ja auch das Hupai-Thal in ſeinem Glanz und ſeiner wunderbaren Schönheit gekannt, und konnte ſich doch nicht verhehlen, daß die einzige Urſache dieſer entſetzlichen Verwüſtung nur in dem ausgebrochenen Religionskrieg lag.

Auch Ramara Toa ſtand lange und ſchaute ſinnend auf die verwüſtete Stätte umher. Da drängte ſich eine alte Frau zu der Stelle, wo die

Miſſionärs-Familie ſtand, und ſcheu umherblickend, denn ſie wußte nicht, wie die Nachricht würde aufgenommen werden, flüſterte ſie der ihr am nächſten ſtehenden Berchta zu:

„Er iſt todt; heute Morgen hat er's gethan; er muß wahnſinnig geweſen ſein. Er ging auch immer ſchon die letzten Tage ſo niedergedrückt herum und ſprach mit ſich ſelber und focht mit den Händen, daß wir uns Alle vor ihm fürchteten.“

„Von was ſprichſt Du?“ ſagte Berchta, wie aus einem Traum emporfahrend, in deſſen verworrene Bilder die Worte zu gehören ſchienen. „Ich verſtehe Dich nicht.“

„Ihn meine ich, den Mitonare,“ erwiderte die Frau, faſt noch leiſer als vorher. „Den Morgen ganz früh hat er's gethan, wie das erſte Mal der Knall der großen Gewehre zu uns herüberſchallte.“

Berchta ſchüttelte ſtaunend den Kopf; ſie begriff noch immer nicht, wovon die Frau ſprach. Fremar aber, der nicht weit von ihr ſtand und einem der Diener einen Auftrag gegeben hatte, wurde aufmerkſam und kam heran. Er hatte wohl einige der Worte gehört.

„Was iſt geſchehen, Frau? Wer iſt verwundet?“

„Nein, nicht verwundet,“ ſagte die Eingeborene, „todt iſt er, vollkommen todt. Er hat ſich den Kopf. auf dem Stein vor ſeiner eigenen Hütte eingeſchlagen.“

„Martin?“ rief Fremar entſetzt.

„Ay — der Mitonare! Ich 'habe es ja der Frau ſchon erzählt. Er war tiefſinnig geworden und hat ſchon die letzten drei Tage keinen Biſſen Eſſen mehr über die Lippen gebracht.“

„Und wo liegt er?“

„Unter einem Palmendach, neben der Stelle, wo ſonſt die Hütte ſtand, die ſie ihm auch neulich abgebrannt haben. O, der Jammer, der über unſer Land hereingebrochen iſt!“

Fremar ſchritt raſch auf Lowe zu, um ihm das eben Gehörte mitzutheilen. Der Miſſionär erſchrak, ſchloß ſich ihm aber augenblicklich an, und von der Frau geführt und von Mrs. Lowe begleitet, eilten ſie der bezeichneten Stelle zu.

Berchta, von einem unſagbaren Grauen erfaßt, zögerte. Sie ſcheute ſich, Zeuge des Furchtbaren zu ſein, aber ſie mußte den Becher auch bis auf die Hefe leeren. Was da geſchehen war, ſie wollte es wiſſen, und von Claus begleitet, der ihr jetzt nicht mehr von der Seite wich, ſchritt ſie den Vorangegangenen nach.

Der Weg war mühſam, denn hier hatte früher ein ſchattiger Fruchthain geſtanden, deſſen Wipfel jetzt wild zerſtreut, die meiſten noch von unreifen und welken Früchten bedeckt, den Boden einnahmen; aber nur eine kurze Strecke zog er ſich in den Wald. Dort, wo die ſchwarzgebrannten Stumpfen emporragten, hatte Martin's freundliche Heimath gelegen. Dicht daneben war ein grünes Blätterdach auf leichten Stangen errichtet; vor demſelben kauerte ein junges Weib auf einer Matte. Das Gnatu-Tuch hing ihr unordentlich um die Schultern, das lockige Haar wirr um den Kopf — und unter dem Dache, ausgeſtreckt auf grünen Palmenzweigen, lag der Körper des unglücklichen jungen Miſſionärs, das Geſicht aber entſtellt und mit Blut bedeckt.

„Da auf dem Stein hat er ſich den Schädel zerſchlagen," flüſterte ſcheu die Frau, als ſie an der Brandſtelle vorüberſchritten, indem ſie auf einen flachen, jetzt mit Blut befleckten Stein zeigte, der ſonſt als Schwelle zu ihrer Hütte gedient; „ich habe es ſelber geſehen. Ein böſer Geiſt muß ihn erfaßt haben."

Die junge Frau, die auf das Nahen der Fremden gar nicht geachtet hatte, mußte den Klang der Worte gehört haben. Sie hob langſam und ſchwer den ſtieren Blick zu den Nahenden empor; kaum aber erkannte ſie die ſchwarzen Kleider der Miſſionäre, als ſie vom Boden emporſchnellte. Das Gnatu-Tuch fiel von ihren Schultern zu Boden, die Locken warf ſie ſich trotzig mit einem Wurfe ihres Kopfes aus der Stirn, und den rechten Arm gegen die Miſſionäre ausſtreckend und mit dem Finger auf ſie deutend, ihr Auge blitzend in Zorn und Haß, die ganze Geſtalt, die nur halbbekleidet in den ſchönen Formen einer zürnenden Göttin des Waldes glich, vor Aufregung zitternd, rief ſie:

„Ihr? Ihr? Was wollt Ihr hier an der Stätte des Todes — bei der Leiche deſſen, den Ihr gemordet? Fort mit Euch! Der Fluch der Götter liegt auf der Stätte, die Ihr betretet! Fort! Euer Athem iſt Gift, Eure Worte ſind Lügen, Euer Handdruck Verrath!“

„Tama,“ ſagte da Lowe freundlich, indem er die Raſende zu beſänftigen ſuchte, „wir kommen als Freunde — mit tiefem Schmerz über das Schickſal des Unglücklichen.“

„Fort!“ ſchrie aber die Frau außer ſich. „Keinen Schritt näher zu dem, den Ihr im Leben von Euch geſtoßen und zur Verzweiflung getrieben. Fort, oder bei dem mächtigen Bolutu, ich ſelber, ein ſchwaches Weib, räche die mißhandelten Götter mit Eurem Blute!“

Mit raſchem Griff hatte ſie dabei ein neben ihr in dem einen Stamm ſteckendes, ziemlich großes Meſſer gefaßt und herausgeriſſen, und die furchtbare Erregung, in welcher ſich das junge Weib befand, ließ allerdings der Möglichkeit Raum, daß ſie ihre Drohung ausführen würde. In demſelben Augenblicke klang auch ein Signal vom Lager herüber. Wenn ſich Ramara Toa’s Truppen nach Motua-Bai zurückzogen, wäre es für die Miſſionäre am wenigſten gerathen geweſen, hier in Hupai zurückzubleiben. Mr. Lowe ſchien das auch nicht ungern als Entſchuldigung zu nehmen, ſich zurückzuziehen Mrs. Lowe hatte ſchon ſeinen Arm gefaßt, und ſcheu und eilig verließen die Geiſtlichen die Stätte, auf welcher ein Ausgeſtoßener aus ihrer Mitte den frühen Tod ſelbſt geſucht und gefunden hatte.*)

---

*) Der Miſſionär Ellis in ſeinem „Polynesian researches“ Bd. II., Seite 36—38, erzählt: „Mr. Lewis, einer der Miſſionäre, landete 1797, arbeitete auf Tahiti mit den Brüdern, geachtet und thätig, bis er ſich plötzlich (die Urſache iſt nicht erwähnt) von ihnen zurückzog und ihnen bald nachher anzeigte, er würde eine der Landestöchter zur Frau nehmen. Dabei erklärte er feierlich, in Freud’ und Leid treu bei ihr aushalten zu wollen. Die Miſſionäre aber, ſie als Heidin betrachtend,

Das Zeichen war aber auch nicht umſonſt gegeben, denn in der That ſammelte der wilde Tamoruva ſeine Schaaren zu einem neuen Angriff, den er aber nicht direct machte, ſondern um den See hinumpreßte, um den Chriſten den Weg nach der Motua-Bai und damit vollſtändig den Rückweg abzuſchneiden.

Das mußte unter allen Umſtänden vereitelt werden, und Ramara Toa, wie er nur die Gefahr erkannte, handelte auch raſch danach. Der Ruf der Muſchelhörner verſammelte die Seinen um ihn. Die Miſſionäre waren freilich nicht da, doch konnte er nicht auf ſie warten, wenn er nicht ſeine ganze Kriegsſchaar von dem Wald

---

hielten dies für eine ungeſetzliche und ungerechtfertigte Handlung und weigerten ſich nicht allein, ſie zu heiligen, ſondern ſuchten es ihm auch auszureden. Aber er beharrte darauf, und ſie brachen deshalb jede Verbindung in religiöſer wie geſellſchaftlicher Hinſicht mit ihm ab. Am 23. November hörten die Miſſionäre, daß er geſtorben ſei, und als ſie dorthin eilten, fanden ſie die Leiche, Geſicht und Stirn entſtellt und blutig, auf einem Bett. Die Frau erzählte, daß er am vorigen Abend aus dem Hauſe gegangen ſei, und einem Geräuſche draußen nachgehend, habe ſie ihn geſehen, wie er auf dem Boden lag und ſein Geſicht gegen die Steine der Schwelle ſchlug. Die Miſſionäre," ſchreibt Ellis weiter, „bereuten ſpäter, daß ſie nicht nach der Trennung von ihm ein freundliches Verhältniß hätten fortbeſtehen laſſen, was doch wohl, ohne ſie ſelber in ihrem Charakter bloßzuſtellen, möglich geweſen wäre."

ausgeſchloſſen ſehen wollte, den zu erzwingen es dann wieder zahlloſe Leben gekoſtet haben würde. Nur Paya, Lowe's Diener, der auch etwas Engliſch gelernt hatte, rief er zu, den Soldaten zu ſagen, daß ſie die Mitonares unter ihrem Schutze mitbrächten, und ſich dann an die Spitze ſeiner Leute ſtellend, floh er mit ihnen raſchen Laufs einer Waldecke zu, von welcher aus er, da der See den Weg beengte, die Feinde aufhalten und ſogar ernſtlich bedrohen konnte. Tamoruva war ja doch nur mit ſeinen eigenen Schaaren und einem ſehr kleinen Theil der Tuianer vorausgeeilt.

Aber auch auf dieſer Seite des Sees flogen die Verfolger ſchon heran, noch allerdings in kleinen, ungeordneten Trupps, aber durch den errungenen Sieg tollkühn und übermüthig gemacht, während die Seeleute dagegen, die faſt ihre ganze Munition verſchoſſen, weil ſie nur auf einen kurzen, leichten Kampf gerechnet, die wenigen Kugeln zurückhalten mußten, um nicht nachher wehrlos in die Hand und Gewalt der Heiden zu fallen.

Paya hatte ſchon einen Boten nach den Mitonares abgeſchickt, denn ſie durften nicht länger zögern, und er warf ſich indeſſen ſelber mit den

Laua- und anderen noch bei ihnen aushaltenden Eingeborenen den kecken Angreifern entgegen.

Paya, der ſonſt ſo ruhige und immer demüthige Inſulaner, der halbe Tage lang in der Bibel las und den Miſſionären Alles that, was er ihnen an den Augen abſehen konnte, wie er denn auch den anderen Eingeborenen als Muſter aufgeſtellt wurde, war heute wieder zu dem alten wilden Charakter ſeines Stammes zurückgekehrt. Mit Blut bedeckt, mit zerriſſenen Kleidern, hatte er in dem entſetzlichen Gemetzel ordentlich geſchwelgt, und Berchta ſchauderte, wenn ihr Blick auf ihn fiel. Selbſt Mr. Lowe konnte ihn nicht mehr zurückhalten. Der Tiger war in ihm erwacht, und noch im Fort ſelber, im Beiſein der Miſſionäre ſelbſt, warf er ſich auf einen kleinen Trupp unbewaffneter Gefangener und mordete mit ſeiner Keule unter ihnen.

Jetzt hatte er eine der Musketen aufgegriffen, und es gelang ihm auch wirklich, durch einen wüthenden Angriff auf den Vordertrupp Matangi Ao's, die Angreifer zu verjagen, daß ſie vorderhand nicht weiter von ihnen beläſtigt wurden.

Gerade als er nach Hupai und in die Verſchanzung zurückkehrte, trafen die Miſſionäre mit den beiden Frauen wieder ein, und der Führer des Trupps, ein junger Seecadet, da alle ſeine Oberen in dem Kampfe geblieben, ſprang auf ſie zu und bat ſie, ſich zu eilen, denn ſie hätten keinen Augenblick Zeit mehr zu verlieren.

Berchta war todtenbleich. Das, was ſie eben geſehen und erlebt, hatte ſie ſo furchtbar erſchüttert, daß ſie ſich kaum auf den Füßen erhalten konnte, und der junge Seecadet, ein Burſche von vielleicht kaum achtzehn Jahren, der ſich aber heute wacker und wie ein Mann geſchlagen, mochte das wohl für Furcht halten. Er trat auf ſie zu und ſagte freundlich:

„Fürchten Sie nichts, Miſſis — Sie ſind unter unſerem Schutz, und eher ſollen uns die Wilden ſtückweiſe todtſchlagen, ehe Ihnen nur ein Haar gekrümmt wird.“

„Ich fürchte nichts,“ ſagte Berchta, traurig den Kopf ſchüttelnd, „wenigſtens nichts für mich ſelber; aber dies Blutvergießen zerreißt mir das Herz. O, wenn das nöthig war, weshalb kamen wir hierher — weshalb kamen wir hierher?“

„Ja, lieber Gott,“ ſagte der junge Mann, „die wilde Bande hat einmal Blut gekoſtet, und da ſind ſie wie die Raubthiere; ſie wollen mehr, und ich fürchte auch, es wird noch mehr vor Abend fließen. Vorwärts, Ihr Leute — vorwärts! Die Zeit vergeht, und haltet Euch fertig, aber keinen Schuß mehr, wenn es nicht die äußerſte Noth erfordert, und dann nur gut gezielt!“

Gerade als ſich der Zug in Bewegung ſetzte, kam ein kleiner Trupp von Kindern, denn die Burſchen konnten kaum vierzehn, die Mädchen vielleicht acht oder zehn Jahre alt ſein, von der feindlichen Seite herübergelaufen und warf ſich, die feindlichen Soldaten gar nicht achtend, über die Umzäunung, um ſeinen Weg dicht an dieſer hin nach der Hütte fortzuſetzen, in welcher die Verwundeten lagen. Dabei war Kirea, das Kind, das damals die erſte Botſchaft an Ramara Toa gebracht, und die von einem der Hupai-Indianer erfahren hatte, daß ihr Bruder in dem erſten Kampfe nicht getödtet ſei, ſondern noch verwundet und mit nur wenig Pflege in Hupai läge. Was kümmerten ſie die Feinde, ſie wollte nicht kämpfen, nur den Bruder ſuchen, und der Gefahr, der ſie ſich ſelber ausſetzte, auch mit keiner Silbe gedenkend, lief ſie, dicht von den Geſpielen gefolgt, an dem Trupp vorüber, dem ſich jetzt die Miſſionäre angeſchloſſen.

Da gewahrte ſie Paya. Die rothen Gnatubänder, die ſie in den Haaren trugen, machten ſie leicht als zu den Tuianern gehörig kenntlich, und der Laua-Indianer, ſein Gewehr auf den Boden werfend und eine der kurzen, dort umhergeſtreuten Keulen aufgreifend, ſchrie:

„Was wollen die kleinen Diebe hier? uns verhöhnen? Wartet, Euch werde ich in der Jugend das Stechen verderben,“ und mitten zwiſchen ſie hineinſpringend, ehe nur Jemand eine Ahnung ſeiner Abſicht hatte, ſchlug er rechts und links eins der Kinder mit der Keule zu Boden.

„Paya!“ ſchrie Mr. Lowe entſetzt, „um Gottes willen, was thuſt Du? — hierher! Das iſt Mord!“

„Was ich thue?“ lachte aber der Wilde, „junge Heiden ſchlachten, da — da!“ und wieder fielen ſeine tödtlichen Streiche.

Die Kinder ſtoben entſetzt auseinander. Kirea, aufkreiſchend, glitt ihm unter den Händen fort; aber mit einem wahrhaft teufliſchen Hohngelächter flog er hinter ihr drein.

„Paya!“ kreiſchte Berchta, ihrer Sinne kaum mächtig, und faſt unwillkürlich entriß ſie dem neben ihr ſtehenden Knaben ihr kleines Doppelgewehr, das er auf der Schulter trug. „Paya, zurück!“

Kirea war flüchtig wie ein Reh, und vielleicht wäre ſie ihm entkommen, aber ihr Fuß verwickelte ſich in einem der hier gefällten Brotfruchtbaumwipfel; ſie ſchlug auf den Boden nieder, und in demſelben Moment auch faſt war Paya über ihr und hob die Keule zum tödtlichen Schlag. Da — ein Blitz und ein Knall — der Wilde ſtand aufrecht, den Arm erhoben, aber die Keule entfiel ſeiner Hand, und während das Kind jetzt aufſprang und mit Todesangſt im Herzen zur Seite flog, taumelte Paya und brach dann todt über dem Wipfel zuſammen.

Ein Hurrah der Seeleute, die ſelber gern den rothen Schuft niedergeſtreckt hätten, wenn ihr junger Führer nur in der Erregung und dem Entſetzen des Augenblicks Geiſtesgegenwart genug gehabt hätte den Befehl zu geben, lohnte die kecke That der jungen Frau; hatte doch keiner der Burſchen dem zarten Weſen, das ſo bleich und erſchöpft ausſah, ſolche Energie und beſonders nicht ſolche Sicherheit in der Führung der Schießwaffe zugetraut. Berchta ſelber aber ſtand wie vernichtet — das Gewehr von ſich reichend, barg ſie das Antlitz in den Händen, und jetzt erſt ſchienen Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen. Aber auch das dauerte nicht lange.

„O, über die Sünderin!“ hörte ſie die ſcharfe Stimme Mrs. Lowe's ſagen, „um eine Heidin zu retten, mordet ſie einen Chriſten.“

Das gab ihr ſich ſelber wieder.

„Kommen Sie, Miſſis,“ bat der junge Seecadet, der an ihre Seite ſprang, „faſſen Sie ſich, wir müſſen fort — aber Sie haben eine edle That gethan und uns Alle beſchämt. Der Schurke verdiente zehnfach den Tod. Solch eine Beſtie! Kommen Sie, Miſſis, ich halte zu Ihnen. Jetzt glaub' ich auch nicht mehr daß Sie Furcht haben.“

Mit dem ſetzte ſich der Trupp in Bewegung, und Fremar ſchloß ſich auf dem Marſch der Gattin an.

„O, Bertha!“ ſagte er leiſe und wehmüthig, „was haſt Du gethan? Welcher unſelige Geiſt iſt über Dich gekommen?“

„Laß mich,“ ſagte die junge Frau düſter, „das hier iſt kein Feld chriſtlicher Liebe — es iſt ein Feld chriſtlicher Gräuel, wie ſie der dreißigjährige Krieg nicht ſchlimmer ausgebrütet. Wir haben daheim Jahrhunderte gebraucht, bis ſich das

Chriſtenthum Bahn brach. Ihr wollt es hier in wenigen Tagen erzwingen oder mäht die Unglücklichen von der Erde.“

„Liebes Kind,“ ſagte der Miſſionär, „Du verſtehſt nicht wie verderblich —“

„Laß mich!“ wies ihn die Frau ab — „ich habe Euch nie verſtanden, ich paſſe auch nicht zu Euch und Eurem Kreis. Ich bin eine Fremde hier und würde es ewig bleiben. Laß mich gehen; mein Herz iſt krank, und ich beneide den armen jungen Freund um ſeinen Tod.“

„Bertha!“ rief Fremar entſetzt, aber die Frau wendete ſich von ihm ab und ſchritt düſter und allein ihre Bahn.

Vor ihnen her ſtürmte noch Ramara Toa mit den Seinen, um Tamoruva zuvorzukommen, und wahrlich! es war die höchſte Zeit geweſen, denn auch die Heiden ſandten ihre jungen Leute in wilder Haſt voraus, um den bewaldeten Höhenrand, der nach dem See hin niederlief, zuerſt zu gewinnen. Aber der Weg war an dieſer Seite kürzer als an der andern um den See herum, und der Trupp Tamoruva's auch eigentlich nicht ſtark genug, um der ganzen, zur Verzweiflung getriebenen Schaar Ramara Toa's am offenen Seeſtrand die Stirn zu bieten. Beſonders hatte gerade dieſe Abtheilung nur ſehr wenig Schießwaffen und gar keine Munition bei ſich, und da ſie jetzt auf der andern Seite des Sees Matangi Ao's Schwarm herankommen und den letzten Trupp der Feinde verfolgen ſah, ließ der alte Häuptling die Seinen halten, um erſt die Verſtärkung zu erwarten und dann den heute errungenen Sieg zu verfolgen und die Feinde vollkommen zu vernichten.

Von hier aus hätte Ramara Toa nun wohl leicht an die Bai hinunterkommen können, aber er hielt ſeine Sache noch nicht für ſo verzweifelt und hoffte noch auf die Hilfstruppen, nach denen er ſchon ſeine Boten ausgeſchickt. Hier oben konnte er auch, durch das Terrain begünſtigt, ſeinen Feinden mit Erfolg Stand halten; weiter unten war der Vortheil des Bodens bei einem Angriff viel eher auf ihrer Seite.

Aber der Tag neigte ſich auch ſeinem Ende zu, und beide Theile, vom heutigen Kampf erſchöpft, ſehnten ſich nach Ruhe. Der kleine Trupp Soldaten, mit den Miſſionären und ihren Frauen in der Mitte, hatte ſich indeſſen den vorangegangenen Freunden — nachdem ſie vorher einen Angriff der Feinde wacker abgeſchlagen — angeſchloſſen, ſank aber auch matt an dem Quell nieder, als ſie ihn endlich erreichten, und trank ſich gierig ſatt.

Indeſſen wurde von den Laua-Inſulanern ein Lager für die Miſſionäre und ihre Frauen aufgeſchlagen, aber Berchta weigerte ſich, es zu benutzen. Die Nacht drohte überhaupt kein Regen, und unter einem Blätterdach, das die mitgekommenen Frauen raſch und geſchickt herſtellten, ſtreckte ſie ſich, während Claus ſo viel als möglich in ihrer Nähe blieb, zum Tod ermüdet aus und zog einen Streifen Gnatu, den ihr eine der Frauen gab, über ihren Kopf. Fremar kam zu ihr, um mit ihr zu reden, aber ſie antwortete ihm nicht; auch von Speiſe nahm ſie nichts an und bat nur um einen Trunk Waſſer, den ihr ein junges Mädchen in einer Cocosſchale brachte.

So verging die Nacht, in welcher das Lager aber in ſteter Bewegung blieb, denn fortwährend kamen von der Bai herauf kleine Trupps von Kriegern, die Ramara Toa's Heer verſtärkten — aber freilich doch lange nicht ſo viel, als dieſer erwartet haben mochte. Außerdem fehlte es an Lebensmitteln, denn von dem verwüſteten Hupai hatte man faſt gar nichts mitnehmen können, und der Wald bot hier nicht genügend, um alle dieſe Hungrigen zu befriedigen. Aber die Aufregung, in der ſich Alle befanden, ließ ſie weniger an körperliche Nahrung denken, denn daß draußen, im offenen Land die Feinde auch nicht müßig waren, darüber konnte kaum ein Zweifel herrſchen.

Endlich dämmerte der erſehnte, aber auch gefürchtete Morgen, und wie ſich nach der kurzen Dämmerung die Sonne über den Horizont hob und die gerade in Sicht befindlichen Spitzen der weſtwärts gelegenen Gebirgskuppen mit ihrem Strahle röthete, fanden die Motuaner das Thal zwiſchen ſich und dem See von einem zahlloſen Menſchenſchwarm gefüllt, der jetzt ebenfalls in Bewegung kam und langſam, aber entſchieden gegen ſie vorrückte.

„Alle Wetter," brummte der junge Midſhipman, der jetzt den Oberbefehl über die Soldaten hatte und ſoweit als möglich nach vorn gedrungen war, um einen Ueberblick über den Plan zu gewinnen, „das ſind dreimal ſo viel Menſchen, als wir ihnen entgegenſtellen können — und was dann, wenn wir unſere paar Kugeln verſchoſſen haben?"

Namara Toa hatte ſeine Häuptlinge zuſammenberufen, um ſich mit ihnen zu berathen, aber es fehlten viele. Da plötzlich wurde ihm die Meldung gemacht, daß ſich ein einzelner Inſulaner aus dem Schwarm ablöſe und gegen ihre Linien vorkomme. — Ein Parlamentär? — „Tamoruva! Das iſt Tamoruva ſelber!“ ging da der Ruf durch die Reihen. „Was will er? Bringt er uns Frieden?“ — Aber wie ein Friedensbote ſah der alte Häuptling nicht aus. Er trug auch ſeine Keule und ſeinen Speer in der Hand, kam aber trotzdem keck und unerſchrocken bis auf kaum fünfzig Schritt an die im Hinterhalt liegenden Motuaner heran und rief dann mit ſeiner dröhnenden Stimme:

„Landsleute und Freunde! In einer halben Stunde ſtürmen wir Eure Höhen! Wer dort bleiben und bei dem falſchen Glauben und den neuen, bleichen Prieſtern ausharren will, mag es thun — aber Tod oder Verbannung iſt ſein Los. Wer aber in der Heimath und friedlich unter den alten Göttern bei uns leben möchte, der komme zu uns herüber — er ſoll uns Freund und Bruder ſein!“

„Verräther!“ ſchrie da Namara Toa, der ſelber jetzt, faſt raſend, hinaus in’s Freie ſprang, „willſt Du mein Volk verführen?“ Und eine Muskete, die er in Händen hielt, in die Höhe reißend, feuerte er die Kugel auf den ihm trotzig gegenüberſtehenden Häuptling ab. Aber er war kein beſonderer Schütze. Die Kugel ſchlug allerdings auf die kurze Entfernung durch den Gnatu-Mantel des Alten, ſie that ihm jedoch kein Leids. Tamoruva mochte indeſſen wohl merken, daß er ſich etwas zu nah herangewagt, und nur mit der Hand zum Hohn ſeinen Schenkel ſchlagend, — das Zeichen größter Verachtung auf den Inſeln — rief er noch einmal: „Ramara Toa iſt verloren! Wer nicht mit ihm untergehen will, komme!“ und ſprang dann leichtfüßig zu den Seinen zurück.

Es iſt das in dieſen indianiſchen Kämpfen etwas gar nicht Ungewöhnliches, daß vor einem Kampfe, beſonders vor einem belagerten Fort, ein Häuptling diejenigen auffordert, die kein Intereſſe an dem Kampfe haben, zu ihm zu kommen und neutral zu bleiben. Hier aber trat noch ein anderes Motiv zu Tamoruva's Gunſten auf: das Entſetzen vor Verbannung aus ihrer Heimath, wenn Matangi Ao ſiegen ſollte, während den Meiſten von ihnen der religiöſe, ja fanatiſche Druck der Miſſionäre ſchon lange unbequem geworden. Das Flüſtern über den Vorſchlag Tamoruva's ging deshalb von Lippe zu

Lippe. Mr. Lowe, der die Gefahr erkannte, trat unter ſie und ermahnte ſie, ſich nicht von dem Teufel verführen zu laſſen, der ſie nur wieder unter ſeine Fahne zu locken ſuche, um ſie dann ewig zu verderben. Einzeln ſtahlen ſie ſich ab und glitten, wo das unbemerkt geſchehen konnte, zum Waldrand vor. Jetzt floh einer allein über den offenen Plan, dem Feind entgegen, jetzt drei, vier, jetzt Trupps von zehn und zwanzig, offen deſertirend. Schüſſe wurden hinter ihnen her gefeuert, und ein paar ſtürzten, aber an ein Halten war nicht mehr zu denken. Mit jedem Einzelnen, der ihre Reihen verließ, mehrte ſich auch die Gewißheit ihrer Niederlage, und Namara Toa ſah, daß er verloren war.

Und draußen rüſtete ſich der Feind zum Angriff. Von allen Seiten ſtürmten die jetzt ſiegesgewiſſen Schwärme herbei und ordneten ſich, um gemeinſchaftlich an allen Punkten zugleich vorzubrechen.

Unſchlüſſig ſtand Namara Toa; ſo übermüthig er bisher geweſen, ſo zaghaft war er jetzt geworden, als Lowe, der Miſſionär, der die Gefahr, in der ſie Alle ſchwebten, recht gut erkannte, auf ihn zutrat und ihn aufforderte, einen Friedensboten an Matangi Ao abzuſenden.

„Jetzt kommſt Du," ſagte Ramara Toa düſter, „jetzt, wo mich Dein Gott verlaſſen und den Sieg in die Hände der Heiden gelegt hat. Wo ſind Deine Verſprechungen geblieben? Was hilft uns jetzt unſer Glaube?"

„Schick' einen Boten hinüber!" rief Lowe dringend. „Jetzt iſt es vielleicht noch nicht zu ſpät —"

„Zu ſpät!" ſagte der König düſter. „Wer ſoll als Bote zu ihnen gehen, wo ſie vor Eifer brennen, uns anzugreifen? Schon ſpringen ihre Vorkämpfer aus der Linie heraus. Sie würden ihn tödten, aber nie zu Wort kommen laſſen."

„Ich will als Bote gehen, Ramara Toa," ſagte da Fremar, der todtenbleich neben ihnen geſtanden und dem Geſpräch gelauſcht.

„Du, Mitonare?" erwiderte der König mit dem Kopf ſchüttelnd, „biſt Du Deines Lebens überdrüſſig? Weißt Du nicht, gegen *wen* ſie Krieg führen? Gegen *Euch*!"

„Dann iſt es auch unſere Pflicht," entgegnete Fremar ernſt, „ſo lange noch eine Möglichkeit des Gelingens vorliegt, den Kampf von den Häuptern vieler Unſchuldigen abzuwenden. Ich werde hinübergehen; vielleicht bewege ich Matangi Ao's Herz."

„Gehen Sie nicht, Mr. Fremar," bat Lowe jetzt ſelber. „Sie haſſen uns gerade mehr als irgend einen andern Menſchen, und in ihrer jetzigen Aufregung iſt ein Erfolg durch Sie nicht zu hoffen, wohl aber das Schlimmſte zu fürchten."

„Geh nicht, Fremar," bat jetzt auch Berchta, die ſtill herzugetreten war, mit leiſer Stimme, „es iſt zu ſpät, laß uns zuſammen ſterben."

Fremar ſeufzte recht aus tiefem Herzen auf. Sein Blick hing mit unendlicher Liebe an der Frau, aber er erwiderte:

„Es iſt beſſer ſo, Bertha. Ich muß gehen. Ich fühle, wir haben in Manchem gefehlt — wenn auch mit treuem Herzen und in der beſten Abſicht. Wir glaubten wenigſtens nach Gottes Willen zu handeln — es mag ſein, daß wir irrten. Laß mich verſuchen, einen Theil deſſen wieder gutzumachen."

„Du ſetzeſt Dich der Gefahr vergebens aus."

„Laß mich gewähren, Bertha," ſagte der junge Miſſionär freundlich. „Ich habe das Bewußtſein, daß ich damit manches Vorangegangene ſühne. Lebe wohl!" Und ihr die Hand reichend wendete er ſich ab und ſchritt dem Waldrand zu.

„Mr. Fremar!" rief ihn noch einmal Mrs.

Lowe an, aber er antwortete ihr nicht oder achtete auch nur auf den Ruf.

Fremar ſchritt hinaus in's Freie und direct auf die ſchon dort zerſtreut umhertanzenden und prahlenden Vorkämpfer zu, die ihn, als er nahte, erſtaunt betrachteten und näher zu ihm hindrängten. Berchta ſelber, an einen Baum gelehnt, beobachtete in peinlicher Spannung ſein Zuſammentreffen mit den Wilden.

Jetzt war er kaum noch zwanzig Schritt von ihnen entfernt, blieb ſtehen und hob die Hand, zum Zeichen, daß er mit ihnen ſprechen wolle. Da gellte ein wilder Aufſchrei von drüben her. „Der Mitonare!" ſchrieen die Wilden, und mit raſender Schnelle warfen ſie ſich auf den Boten.

Fremar ſah die gehobenen Keulen und Speere und hob abwehrend die Arme empor — ein wilder, gellender Angſtſchrei wurde von Ramara Toa's Lager ausgeſtoßen, und die Matroſen und Seeleute hoben, ſelbſt ohne einen Befehl abzuwarten, faſt unwillkürlich ihre Gewehre. „Feuer!" ſchrie da der junge Seecadet, und die Schüſſe krachten, die Kugeln ziſchten, und mancher der Wilden ſtürzte, von dem tödtlichen Blei getroffen, zuſammen. Dort drüben aber bildete ſich ein dichter Knäuel von Menſchen, und als ſie wieder auseinanderſtoben, lag ein zerſchmetterter Leichnam mehr auf dem blutigen Feld.

Jetzt aber brach auch der Kampf auf allen Seiten los, und Ramara Toa, der den Wahnſinn einſah, gegen dieſe Maſſe in den Bergen oben Stand zu halten, ließ ſeine Muſchelhörner das Zeichen zur Flucht geben, die aber doch immer noch in ſofern geordnet blieb, daß die mit Gewehren Bewaffneten den Rücken deckten und den Feind aufhielten, während die Frauen und Kinder, von den Eingeborenen dabei unterſtützt, vollen Laufes der Motua-Bai zueilten.

Auch Mr. und Mrs. Lowe hatten ſich dieſem Schwarm angeſchloſſen, und wenn der Miſſionär unwillkürlich nach „Schweſter Bertha“ rief und ſich ſcheute ſie zurückzulaſſen, erfaßte die Frau doch ſeinen Arm und riß ihn mit ſich fort. Jetzt war keine Zeit an Andere zu denken, wo das eigene Leben auf dem Spiel ſtand, denn nachdem ſie geſehen hatten, wie Fremar von den Eingeborenen erſchlagen worden war, wußten ſie wohl, was ſie ſelber von ihnen zu erwarten hätten, wenn ſie lebendig in ihre Hände fielen.

12.

Den Palmen Lebewohl.

Die engliſchen Seeleute hatten den „Ehrenplatz“ im Kampf bekommen, ſo lange noch Namara Toa eine Möglichkeit geſehen, dem Feinde die Spitze zu bieten; jetzt aber geriethen ſie durch die Flucht der Eingeborenen in eine höchſt kritiſche Lage, denn einmal verſtanden ſie die Muſchelſignale der Inſulaner nicht, und dann blieb auch die Aufmerkſamkeit der Leute für einen Moment ſo ausſchließlich auf die ohnmächtig gewordene junge Frau geheftet, daß Namara Toa mit ſeinen Leuten wohl ſchon wenigſtens zweihundert Schritt voraus war, ehe ſie nur begriffen, daß ſie hier ihrem Schickſal allein überlaſſen werden ſollten. Die junge Frau konnten ſie aber nicht den erbarmungsloſen

Wilden preisgeben; ſie hätten Alle lieber ihr eigenes Leben dafür in die Schanze geſchlagen, und Claus und zwei Andere griffen ſie vom Boden auf, während die Uebrigen deren Waffen trugen, und eilten jetzt damit den Flüchtigen nach, um vor allen Dingen erſt eine Strecke weiter, wo ſie eine enge Schlucht bemerkten, dieſe zu erreichen und ſich, wenn es ſein mußte, dort zu ſtellen und zu vertheidigen.

Da praſſelten rechts und links die Büſche; vor ihnen ſprangen die Wilden in den Weg, hinter ihnen ſtürmten ſie heran, und der Seecadet, der jetzt wohl einſah, daß ſie von den Bundesgenoſſen abgeſchnitten und umſtellt worden, gab, ſo jung er ſein mochte, unerſchrocken ſeine Befehle. Raſch legten die Soldaten den noch bewußtloſen Körper der jungen Frau auf den Raſen unmittelbar an dem rieſelnden Bach nieder, und während Claus, mit keinem andern Gedanken als nur der Sorge für ſeine arme, unglückliche, gnädige Frau, ſein Halstuch abriß, es in's Waſſer tauchte und ihr damit Stirn und Schläfe wuſch, bildeten die Seeleute trotzig ein Quarré, feſt entſchloſſen, ihr Leben bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Nicht ungerächt wollten ſie fallen und widerſtandslos unter den Keulen der Wilden verbluten. Aber kein Schuß wurde auf ſie abgefeuert, kein Speer oder Schleuderſtein geworfen. Nur mehr und mehr der Feinde umgaben ſie und ſchnitten ihnen beſonders den Weg zur Bai ab, während ihnen aber nicht entgehen konnte, daß der größere Trupp dem flüchtigen und beſiegten König Namara Toa folgte. Die Seeleute hüteten ſich natürlich ebenfalls den erſten Schuß zu thun, ſahen ſie doch deutlich genug, daß die Wilden umher viel mehr Gewehre im Beſitz hatten, als ſie ſelber.

Die Augen des jungen Cadetten blitzten aber dabei, da die Gefahr nun unmittelbar über ſie hereingebrochen war, in keckem Muth. „Kein Schuß, Ihr Leute,“ rief er, „bis ich Feuer commandire, dann aber ſchießt nur auf Solche, die ebenfalls Gewehre führen. Die macht unſchädlich und zielt vorſichtig. Von den paar Kugeln, die wir haben, dürfen wir keine wegwerfen.“

„Ay! Ay! Sir!“ riefen die Seeleute, die ſich ſelber über den Muth des faſt noch Knaben freuten. „So ſoll's ſein! Habt keine Furcht, wir halten aus, und wenn's die rothen Beſtien denn nicht anders haben wollen, ſo werden ſie's auch heimgezahlt bekommen.“

So ſtanden ſich die beiden feindlichen Parteien wohl zehn Minuten lang ſchweigend und drohend gegenüber, und es war augenſcheinlich, daß die Eingeborenen noch auf einen beſtimmten Befehl warteten. Aengſtlich zeigten ſie ſich aber nicht; ſie lachten und jubelten miteinander, verhöhnten aber auch die Feinde nicht, ſie hatten doch in der That Alles mit ihnen erreicht, was ſie nur wollten: Trennung von der Hauptmacht Ramara Toa's, die ſie weſentlich verſtärkt haben würden.

Berchta ſchlug indeſſen die Augen wieder auf, das kühle Waſſer hatte ihr gut gethan; ſie fuhr aber auch erſchreckt empor, als ſie die Lage erkannte, in der ſie ſich befand, und die Erinnerung an das eben erlebte Furchtbare ihr zurückkehrte. „Fremar! Um Gottes willen, Claus, wo iſt Fremar?“ rief ſie, die eigene Gefahr nicht achtend, aus.

Claus ſchwieg und ſah düſter vor ſich nieder; er wußte nicht, was er ihr antworten ſollte, aber ſie las die Beſtätigung des Schlimmſten ſchon in ſeinem Blick. Sie hatte ſich nicht getäuſcht — es war kein böſer, fürchterlicher Traum geweſen, der ſie nutzlos erſchreckte; es war kalte, verderbliche Wirklichkeit und ſie unverſöhnt von dem Gatten geſchieden, um ihn nie, nie mehr wiederzuſehen.

Aber die Gegenwart forderte gebieteriſch ihre Aufmerkſamkeit, denn von den Feinden aus wurden ſie angerufen, und einen grünen Zweig in der Hand, aber trotzig den Speer in der Rechten, trat eine ſchlanke, edle Geſtalt hervor. Es war Matangi Ao ſelber, der ruhig und unerſchrocken bis vor die ihm entgegengehaltenen Gewehre ſchritt.

„Gewehr bei Fuß!“ commandirte der junge Officier, „und Hahn in Ruh'! Wir müſſen wenigſtens hören, was der Burſche zu ſagen hat.“

„Iſt Jemand unter Euch, der unſere Sprache ſpricht?“ fragte da der junge Häuptling mit ruhiger, klangvoller Stimme. — Niemand antwortete, denn Claus ſelber, wenn er auch die Worte verſtand, getraute ſich nicht, das Dolmetſcheramt zu übernehmen. Da trat Berchta aus dem Kreiſe unerſchrocken heraus und ſagte:

„Was willſt Du von uns, Matangi Ao? Sprich zu mir!“

„Biſt Du die Frau,“ ſagte da freundlich der Häuptling, „die heute meine kleine Kirea, das Kind, vor der blutigen Keule eines Mörders gerettet hat?“

Berchta barg ſchaudernd ihr Antlitz in den Händen. „Es war das erſte Menſchenblut, das ich vergoſſen habe,“ flüſterte ſie.

„Und Dein Gott mag es Dir lohnen,“ nickte der Häuptling. „Doch jetzt ſprich zu Deinen Leuten; Du ſelber biſt ſicher, Niemand ſoll wagen, Dir das geringſte Leid zuzufügen, ſo lange Du auf der Inſel lebſt, in Deinem Glauben oder dem unſern. Aber ſprich mit den Leuten. Weshalb ſind ſie in unſer Land gekommen und morden unſere Brüder? Sie verſtehen nicht einmal unſere Sprache, ſie kennen nicht unſere Sitten und Gebräuche, und doch trugen ſie den Krieg herüber von ihrem Schiffe und brachten Trauer in manche Hütte, die nie etwas gegen ſie verbrochen. Aber wir führen keinen Krieg mit den Papalangis. Es iſt ein mächtiges Volk, wir wollen in Frieden mit ihnen leben. Sie ſollen zurück zu ihrem Schiffe kehren, und wenn ſie wollen, können ſie die Leichen der im Kampf gebliebenen Freunde mitnehmen. Sag' ihnen das.“

„Alſo freier Abzug mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen!“ lachte der junge Seecadet, deſſen leichter, fröhlicher Sinn im Nu die überſtandene Lebensgefahr vergeſſen hatte. „Danken Sie ihm in unſerem Namen, Miſſis; wir nehmen die Bedingungen mit Vergnügen an, denn ich ſelber habe nicht den geringſten Auftrag, hier feindlich gegen die Eingeborenen aufzutreten. Je eher ich meine Leute wieder an Bord ſchaffe, deſto beſſer, und fragen Sie ihn nur, bitte, ob ich gleich abmarſchiren kann?“

Matangi Ao, der den etwas ſehr jungen „Häuptling der Weißen“ lächelnd betrachtet hatte, nickte mit dem Kopfe.

„Ja,“ ſagte er, „ſobald wir unſere Todten hier oben begraben haben.“

„Und meines Gatten Leiche?“ rief Berchta mit von Thränen erſtickter Stimme, „darf ich ſie beerdigen?“

„Die Meinen ſollen es für Dich thun, weiße Frau,“ ſagte der Häuptling freundlich, „ſorge Dich nicht. Früher hätten wir ſeine Leiche den Göttern geopfert, aber es ſoll nicht mehr geſchehen. Ich habe mit vielen Weißen geſprochen, die ganz verſchiedenen Glauben haben, aber ſie Alle ſagen, es iſt nicht gut, — keine Menſchenopfer mehr, und ich will ihnen folgen, aber — überlaß es den Männern, die Leiche zu beſtatten. Die Keulen unſerer Krieger ſind ſchwer, und ſie waren zornig auf den Mitonare, denn ſie haben viele Freunde in ihrem Blut unter den Bäumen zurückgelaſſen.“

Berchta deckte ihre Augen ſchaudernd mit der Hand, denn ſie verſtand, was der Häuptling mit den Worten meinte. Sie fühlte ſich auch nicht ſtark genug, dem Furchtbaren zu begegnen, und flüſterte nur Claus ein paar Worte zu, mit denen dieſer jedoch nicht recht einverſtanden ſchien. Ihren Bitten aber konnte er doch nicht widerſtehen, und er ſah auch ſelber, daß ſie jetzt wirklich nichts mehr von den Heiden zu fürchten hatten. Matangi Ao hielt ſein Wort, und die Eingeborenen ſelber waren des Kampfes müde. Wozu noch weiter eins ihrer Leben gefährden, wo ſie ihren Zweck vollſtändig erreicht hatten? Namara Toa war beſiegt und vertrieben; der greiſe Tamoruva jagte ihn eben aus der Bai hinaus in’s Meer, um ſich eine andere Inſel zum Wohnort zu ſuchen, — die Fremden gingen wieder auf ihr Schiff zurück, und ihre Waffen abwerfend, lagerten ſich die Inſulaner friedlich dicht am Waſſerſtrand.

Die Seeleute trauten allerdings noch nicht ſo recht, denn der Mordanfall auf den Miſſionär hatte ihnen die Ueberzeugung gebracht, daß der Krieg hier nicht ganz nach völkerrechtlichen Grundſätzen geführt würde. Aber zuletzt mußten ſie ſich doch überzeugen, daß die Eingeborenen nichts Feindſeliges mehr gegen ſie beabſichtigten, ja ſie brachten ihnen ſogar aus ihren Vorräthen gebackene Brotfrucht und reife Bananen, willkommene Nahrung für die armen, halb ausgehungerten Leute.

Claus war indeſſen mit einem Theil der Eingeborenen zurückgegangen, um die Leiche Fremar's zu ſuchen. Er fand ſie auch, aber ſo furchtbar verſtümmelt, daß er ſelber bei ihrem Anblick zuſammenſchauderte. Die Inſulaner brachten ihm jedoch ein großes Stück Gnatu, in dieſe wickelte er ſie hinein und trug dann mit ihrer Hilfe den Körper unter die Bäume, wo eine Anzahl von jungen Leuten mit den flachen und ſcharfen hölzernen Inſtrumenten, mit denen ſie gewöhnlich ihre Backgruben auswerfen, beſchäftigt waren, ein Grab in den noch von dem letzten Regen weichen Boden zu ſtechen.

Berchta kam dazu, als ſie die Leiche hineinlegten, und kniete lange und brünſtig betend an dem Grabe, und indeſſen ſammelten ſich die Schaaren wieder, um ihren Weg nach Motua-Bai fortzuſetzen. Boten kamen aber fortwährend zu Matangi Ao, und er ſchien von den Vorgängen am Ufer vollkommen gut unterrichtet, ohne jedoch den Uebrigen irgend etwas davon mitzutheilen.

Jetzt ſetzte ſich der Zug langſam in Bewegung, und zwar in freundſchaftlicher Stimmung, denn die Seeleute marſchirten mitten zwiſchen den Eingeborenen, bald an dieſer, bald an jener Seite des Baches, während Claus und der Seecadet mit Matangi Ao und einigen anderen Häuptlingen bei Berchta zurückgeblieben waren und ſie langſam das Thal hinabgeleiteten.

Ein merkwürdiger Zug folgte ihnen aber unmittelbar, und zwar ein Trupp von etwa zwanzig Eingeborenen, die das früher in Tuia aufgeſtellte Hauptbild ihres Gottes jetzt nach der Motua-Bai hinübertrugen, um ihm dort einen Tempel zu bauen und dadurch auf das entſchiedenſte zu beweiſen, daß ſie Beſitz von dem Reſidenzplatz des vertriebenen Königs genommen und das Land unter die Herrſchaft der alten Götter zurückgebracht hätten.

Claus bemerkte die wunderliche Karawane, die den wenigſtens zwölf Fuß hohen und ziemlich ſchweren Holzklotz trug. Er warf auch einen ſcheuen Blick auf die roh genug ausgeſchnitzte

Figur — natürlich fehlte die Naſe, die er ja noch immer in ſeinem Jagdranzen herumtrug. Aber er hütete ſich wohl, irgend Jemandem merken zu laſſen, daß er an dieſem Raub betheiligt geweſen wäre, denn in der jetzigen Stimmung der Eingeborenen, und noch dazu völlig in deren Gewalt, hätte ihm das allerdings bös bekommen können.

Die Eingeborenen ſchienen ſich übrigens gar nicht in ihrem Marſch zu übereilen, und Thatſache war allerdings, daß Matangi Ao dem Vater ſeines Weibes Zeit geben wollte die Canoes zu erreichen und Motua zu verlaſſen. Ob ſie dann nach dem in der Ferne ſichtbaren Nevao oder nach irgend einer andern Inſel ſegelten, blieb ſich gleich. Hier war kein Raum für Beide; dort mochte er ſich einen andern Schauplatz für ſeine Thätigkeit ſuchen.

Ramara Toa war auch wirklich keine andere Wahl geblieben, als nur eben ſein nacktes Leben in Sicherheit zu bringen. Sobald er mit den Seinen die Motua-Bai erreichte, wurde allerdings der Befehl gegeben, die Canoes augenblicklich flott zu machen, und dann hoffte er wenigſtens noch die von dem geſcheiterten Schiff geborgenen Waaren in die Fahrzeuge zu ſchaffen. Aber auch das zeigte ſich bald unmöglich, denn der unermüdliche Tamoruva ſaß ihm zu ſcharf auf den Hacken. Seine Vorpoſten ſchwärmten faſt mit den Flüchtigen zugleich heran, und als ein Theil der Eingeborenen die Waarenballen aus dem Vorrathshauſe herausrollte und an den Strand ſchaffen wollte, flogen die Kugeln ſo dicht um ſie her, daß ſie die Sachen bald im Stich ließen und nach den Fahrzeugen flüchteten.

Namara Toa ſchien nun allerdings nicht übel Luſt zu haben, ſelbſt hier noch einmal den Feinden die Stirn zu bieten, um ſeinen Dienern wenigſtens Gelegenheit zu geben, die gemachte Beute zu retten, aber die Leute weigerten ſich, einen nochmaligen Kampf aufzunehmen. Es war doch Alles verloren, weshalb alſo noch um ſolchen Tand Menſchenleben opfern. Die Signalhörner ertönten zum Sammeln, aber die Eingeborenen flohen nach den Canoes hinab, und wenn der König nicht in die Gewalt der jetzt ſcharf nachpreſſenden Feinde fallen wollte, ſo mußte er allerdings machen, daß er ſelber an Bord und in den Hafen kam. Mr. Lowe mit ſeiner Frau und der noch lebende Laua-Inſulaner, denn vier von dieſen lagen auf der Wahlſtatt, war ihnen darin ſchon vorangegangen.

Und ſelbſt in See würden ſie noch der Gefahr eines Angriffs ausgeſetzt geweſen ſein, denn von Tuia waren über zwanzig Canoes abgeſtoßen, um einer etwa auslaufenden Flotte der Motuaner zu begegnen; aber die engliſche Sloop verhinderte ſie daran. Der eine nach Panoa geflüchtete Matroſe hatte es nämlich möglich gemacht, die Bai zu erreichen und dort, in einem aufgefundenen Canoe, mit einem Stück Bambus als Ruder, ſein Fahrzeug anzulaufen. Nach deſſen Bericht wurden augenblicklich die Anker gehoben, und als die „Favourite“ wieder unter Segel war und aus der Tuia-Bai, die ſie als feindlich kannte, eine kleine Flotte von Kriegscanoes auslaufen ſah, genügten ein paar zwiſchen ſie hineingefeuerte Schüſſe, die Wilden zurück in ihre Binnenriffe zu treiben.

Jetzt kreuzte die „Favourite“ vor der Motua-Bai, und Mr. Lowe, der ſie in ſeinem Canoe anlief, bat dringend um Hilfe für die zurückgebliebenen Chriſten. Der dritte Lieutenant jedoch, jetzt Befehlshaber der Sloop und überdies an Mannſchaft geſchwächt, erklärte, keinen Mann mehr an Land ſenden zu können, ohne die Sicherheit ſeines eigenen Fahrzeugs dringend zu gefährden. Er wolle hier kreuzen, ja, bis er den Reſt ſeiner

Leute an Bord genommen habe, und auch die Flucht der Chriſten nach beſten Kräften ſchützen, indem er etwa verfolgenden Canoes den Weg verlegte; weiter könnte er nichts thun. Uebrigens bot er Mr. Lowe und ſeiner Frau, wenn ſie davon Gebrauch machen wollten, freie Paſſage nach Sidney an, wohin er jetzt ſegeln mußte, um Bericht über das Vorgefallene abzuſtatten. Mr. Lowe lehnte das aber ab, da er ſobald als möglich nach Laua zurück mußte, um dort mit der Miſſion zu berathen, auf welche Weiſe das Seelenheil der unglücklichen Bewohner von Motua trotz ihrer Verſtocktheit und der Macht, welche Satan über ſie gewonnen hätte, doch noch zu retten wäre, das heißt, ob er nicht vielleicht ein größeres Kriegsſchiff gewinnen könnte, das den Platz, als Strafe für den Mord des Miſſionärs, in Grund und Boden zuſammenſchoß. Für jetzt lag deshalb ſein Weg nach Nevao, wo der Miſſionskutter ebenfalls anlegte.

Am Nachmittag erreichte Matangi Ao mit ſeinen Begleitern oder Gefangenen, wie man ſie gerade nennen wollte, die Bai. Aber kein Canoe war mehr dort zu finden, denn Ramara Toa ſchien alle, die er vorgefunden, mit Beſchlag belegt zu haben. Möglich, daß er dadurch die Feinde verhindern wollte ihm zu folgen, aber er ſchnitt dadurch auch den noch zurückgebliebenen Freunden den Weg nach der See ab, und hätten ſie nicht bei den Heiden Erbarmen gefunden, ſo wären ſie Alle verloren geweſen.

Die „Favourite“ draußen ſah allerdings den Menſchenſchwarm, der ſich auf dem hellen Korallenſand dem Strand näherte, aber der jetzige Befehlshaber derſelben wußte auch nicht recht was er thun ſollte, um Kunde von ſeinen Leuten zu erhalten; denn ſandte er, bei ſeiner überdies jetzt ſchwachen Bemannung, ein Boot an Land, und wurde das von den Eingeborenen abgeſchnitten und genommen, ſo ſetzte er ſich dadurch der größten Verantwortlichkeit ſeinen Oberen gegenüber aus. So nahe er möglicherweiſe konnte, kreuzte er aber gegen die Einfahrt der Riffe und hißte dabei ſeine Flagge auf, um die Freunde am Ufer, wenn ſie es irgend im Stande wären, zu veranlaſſen, ihm ein Zeichen zu geben.

Ramara Toa hatte aber doch nicht alle Canoes mitnehmen können, denn einige waren von den Bewohnern der Bai, die ſtets einen Angriff von Matangi Ao’s Flotte gefürchtet, auf dem kleinen, in die See mündenden Bach hinauf, über die Kieſel und dann hinein in den ſchattigen Buſch gezogen worden, um ſie dort verſteckt und ſicher zu halten. Die Eigenthümer derſelben erboten ſich jetzt die Fahrzeuge herbeizuſchaffen, um die Papalangis damit an Bord ihres Schiffes zu rudern, und indeſſen ſuchte Matangi Ao, von Tamoruva dabei unterſtützt, einen paſſenden Platz aus, wo er das Bild ihres Gottes wieder am Strand aufſtellen konnte. War es doch nach Motua-Bai geſchafft worden, um den Weißen, ehe ſie das Land verließen, zu zeigen, daß er nicht allein feſten Beſitz von der ganzen Inſel ergriffen habe, ſondern auch entſchloſſen ſei, in dem alten Glauben auszuhalten und keine Angriffe da hinein zu dulden. Düſter betrachteten aber die beiden Häuptlinge den roh geſchnitzten Block, denn die Verſtümmelung in deſſen Geſicht konnte ihnen nicht entgehen, und Claus griff faſt unwillkürlich und ſcheu in ſeine Jagdtaſche, in welcher er noch immer die abgeſägte Naſe des Götzenbildes mit ſich führte. Sie ſprachen auch zornige Worte miteinander, als dem Deutſchen ein guter Gedanke kam.

Zu Matangi Ao hintretend und ihm auf den Arm klopfend, ſagte er freundlich, aber in ſeiner eigenen Sprache:

„Ich werd's wieder machen — paſſen Sie 'mal auf — ich flick' ihm die Naſe wieder an.“

„Was ſagt der Mann?“ fragte Tamoruva.

„Sein Sie nur ruhig,“ nickte aber Claus, „wollen ihm das gleich beſorgen,“ und mit dieſen Worten ging er zwiſchen die Fruchtbäume hinein, wo die Schmiede ſtand. Er dachte nämlich gar nicht daran, die Heiden merken zu laſſen, daß er die Naſe in der Taſche bei ſich führte. Wo er ſie herbekam, ging ſie nichts an, wenn ſie nur wieder da war. In der Schmiede bohrte er dann ein Loch gerade hindurch, ſuchte ſich einen paſſenden Nagel aus, nahm dann einen Hammer und ging damit ohne Weiteres zu dem Götzenbild zurück.

Beinahe wäre ihm aber ſeine Gefälligkeit übel bekommen, denn Tamoruva, der ihn plötzlich, als er nach dem jetzt allein liegenden Bild zurückgekehrt war, mit einem Hammer auf daſſelbe losſchlagen ſah, griff eine dort liegende Keule auf und hätte um ein Haar dem Alten den Schädel damit zerſchmettert.

„Na ja — auch noch?“ rief Claus zurückſpringend, indem er mit der Hand auf das Bild zeigte. „Die Naſe habe ich ihm nur wieder angeſetzt.“

Zu ſeinem Glück bemerkte der alte Häuptling raſch die Wiederherſtellung, und ſein Geſicht wurde freundlich. Er warf die Keule fort, nickte dem Alten zu, und überraſcht ſammelten ſich gleich darauf die Eingeborenen um das renovirte Bild, das Wunder anſtaunend, das plötzlich dort geſchehen.

Aber es wurde Zeit zur Abfahrt, denn die Canoes waren herbeigeſchafft und flott gemacht, und das Signalhorn der Marineſoldaten hatte indeſſen die Sloop draußen doch auch überzeugt, daß ihr im Innern der Bai keine beſondere Gefahr drohen könne. Sie ſegelte ein und glitt nur vorſichtig heran, um nicht irgendwo auf ein vielleicht verborgenes Korallenriff zu laufen.

Als Berchta — deren früher in der Waldhütte geborgene Sachen heruntergeſchafft waren — in das Canoe ſteigen wollte, ging Matangi Ao auf ſie zu, reichte ihr die Hand und ſagte freundlich:

„Lebe wohl, weiße Frau! Die Bewohner dieſer Inſel werden immer mit Liebe Dein gedenken. Ich habe die Leute von Motua-Bai gefragt. Du biſt gut und milde mit ihnen geweſen. Lebe wohl! Du haſt ſchweres Leid hier erlitten — ich konnte es nicht von Dir abwenden. Gedenke unſerer nicht im Zorn. Wir haben nur unſere Heimath von einem läſtigen Zwang befreit. Wir werden Euren Lehren folgen, wo ſie gut und nützlich waren, wir werden keine Menſchen mehr opfern und in Frieden beieinander leben — aber auch keine weißen Mitonares mehr auf der Inſel dulden. Wir wollen keinen Krieg wieder, keinen Haß und Unfrieden zwiſchen den Familien, kein rothes Blut auf unſeren Waldblumen, keine anderen Götter als die, welche das Land beſchützt haben, ſeit es Tangaloa aus dem Meer gezogen. Leb' wohl und fahr in Frieden!"

Wenige Minuten ſpäter ruderten die Canoes der Sloop entgegen, und Berchta ſelber wurde auf das freundlichſte und achtungsvollſte an Bord empfangen. Der junge, jetzt commandirende Officier erbot ſich auch ohne Weiteres, ſie nach Nevao, wohin die anderen Canoes geflüchtet wären, oder nach irgend einer andern der benachbarten Inſeln zu bringen. Lange dürfe er ſich natürlich nicht aufhalten, da er ſo raſch als möglich nach Sidney überfahren müſſe. Berchta verlangte aber nicht nach Nevao — ſie mochte Mr. Lowe, mochte keinem der übrigen Miſſionäre mehr begegnen. Sie bat um Paſſage nach Sidney für ſich und ihren Begleiter, und bereitwillig wurde dieſe ihr zugeſtanden, ja der junge Officier räumte ihr ſogar des Kapitäns Kajüte ein, damit ſie unterwegs jede nur mögliche Bequemlichkeit finde.

Noch während das kleine Fahrzeug wendete und jetzt, nur mit Seitenwind, aus der Bai hinausglitt, lenkte ein lautes Jubelgeſchrei an Land ihre Aufmerkſamkeit dorthin, und als der jetzige Kapitän mit ſeinem Glaſe hinüberſah, ſchüttelte er verwundert den Kopf.

„Ich begreife nicht was ſie da haben,“ ſagte er, Berchta das Glas reichend, „können Sie es vielleicht ausmachen, Madame? Es ſcheint, als ob ſie einen großen Holzklotz an der Palme in die Höhe zögen.“

Berchta nahm das Glas. Er hatte Recht. Unter dem Wipfel der einen Palme war eins ihrer Baſttaue befeſtigt, und mit Hilfe deſſelben wurde eben das Götzenbild wieder emporgerichtet, das durch die Miſſionäre damals geſtürzt worden war. Der Gott Bolutu ſtand wieder aufrecht auf Motuas Boden, und die Prieſter des fremden Gottes färbten mit ihrem Blut den Raſen oder flohen über die See hinaus, um einen ſichern Zufluchtsort zu ſuchen.

13.

Die Heimkehr. — Schluß.

Auf dem alten Schloſſe Schölfenſtein war es die letzten Jahre gar ſtill und einſam hergegangen, und der alte, ſonſt noch ſo rüſtige Herr hatte recht an Kräften abgenommen. Mit ſeinem Willen durfte natürlich Niemand etwas davon merken, und er ging nach wie vor fleißig auf die Jagd und in ſeine Culturen, und machte ſich vielleicht jetzt mehr Bewegung als nur je, eben weil er ſelber fühlen mochte, daß es ihm ſchwerer wurde. Aber es war doch nicht das Rechte, denn überall traf er eine Lücke. Im Hauſe fehlte ihm Berchta, im Walde Claus, in den Culturen der Diaconus, der jetzt, nach dem Tode des Paſtors in Rothenkirchen, deſſen Stelle eingenommen und die Tochter eines dortigen ſehr reichen Fabrikbeſitzers geheirathet hatte.

Nach Berchta's Abſchied hielt er ſich allerdings eine Weile von dem Schloſſe fern, und der alte Baron — was er ſonſt jedesmal gethan, wenn der Diaconus ausblieb — ſchickte auch nicht nach ihm. Aber das wurde beiden Theilen zuletzt peinlich, und nach und nach, wenn auch langſam, fanden ſie ſich wieder in das alte Verhältniß hinein, bis der Diaconus die Pfarre bekam und dann auch – noch an dem nämlichen Tage — den Baron mit der Nachricht überraſchte, daß er ſich mit Fräulein Emilie Benſe verlobt habe und in circa vier Wochen geſonnen ſei in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Das war nun vor etwa ſechs Monaten geſchehen, und jetzt allerdings, mit einer eigenen Häuslichkeit, konnte er nicht mehr jeden Abend auf das Schloß hinaufwandern und mit dem alten Herrn Schach oder Piquet ſpielen. Der ſaß dann, wie es das mildere Wetter nur erlaubte, oben ganz allein und einſam auf ſeinem Balcon, rauchte ſeine Pfeife und ſchaute immer und unverwandt nach Südweſt hinüber, wohin ſein liebes, liebes Kind gezogen.

Heute aber ſaß er nicht auf ſeinem alten

Platz, ſondern ging unruhig in dem Zimmer auf und ab. Dieſer Zuſtand ſtillen Ertragens fing an ihm ſo peinlich zu werden, daß er ihm ein Ende machen mußte, wenn er nicht ſelber darüber zu Grunde gehen wollte; und ein neuer Plan, ein Entſchluß war in ihm aufgeſtiegen, der auf einmal ſeine ganze Seele beſchäftigte und erfüllte. Er war auch ſo in ſeine Gedanken vertieft, daß er ſelbſt ein mehrmaliges Klopfen nicht hörte oder nicht beachtete, bis ſich die Thür endlich öffnete und Paſtor Käſtner den Kopf hereinſteckte.

„Ich hörte doch Schritte hier im Zimmer,“ ſagte er, „und wollte nur eben ſehen —“

„Treten Sie ein, Paſtor!“ rief der alte Herr. „Treten Sie ein, Sie ſollen mir einen guten Rath geben — Sie hätten zu keiner gelegeneren Zeit kommen können.“

„Sie haben Briefe bekommen, Herr Baron?“ ſagte der Geiſtliche, der auf dem Tiſch die dünnen blauen Briefbogen liegen ſah, auf denen, wie er wußte, Berchta immer ſchrieb.

„Ja.“

„Und gute Nachrichten?“

„Nein.“

„Keine guten Nachrichten?“ rief Käſtner wirklich erſchreckt. „Es iſt ihr doch nichts zugeſtoßen?“

„Nein, Gott ſei Dank! Sie iſt wohl und geſund; aber — der Brief gefällt mir nicht.“

„In welcher Hinſicht?“

„Leſen Sie ihn ſelber. Es ſteht kein Geheimniß drin, und ſagen Sie mir dann Ihre Meinung.“

Käſtner nahm den Brief, ſetzte ſich damit an's Fenſter und las ihn aufmerkſam durch, während der Baron indeſſen rauchend im Zimmer auf und ab ging, geduldig ſeine Zeit abwartete und nur manchmal einen Blick nach dem Geiſtlichen hinüberwarf.

Käſtner hatte ſich in den drei Jahren wirklich ſehr verändert, und zwar nicht zu ſeinem Vortheil, wenigſtens was ſein Aeußeres betraf. Wenn er ſchon früher eine Anlage gezeigt wohlbeleibt zu werden, ſo ſprach ſich dieſe jetzt entſchieden aus. Während er las, drückte ſich das fette Unterkinn deutlich vor; auch die Wangen waren voll geworden, und ein nicht unbeträchtlicher Anſatz zu einem Bauch ſchadete ſeiner Geſtalt nicht wenig. Es ging ihm aber auch gut auf der Welt; als ein tüchtiger Redner machten ihm ſeine Predigten wenig Arbeit; durch ſeinen Gehalt wie das nicht unbedeutende Vermögen ſeiner Frau ſah er ſich jeder leiblichen Sorge enthoben, und in dem Gefühl, ſein Ziel jetzt erreicht zu haben, nach dem er lang geſtrebt: eine glückliche und geſicherte Häuslichkeit, gab er ſich auch mit ruhigem Behagen dem Genuſſe hin.

Jetzt freilich, als er Berchta's Schriftzüge in der Hand hielt, ſtiegen alte, ſchmerzliche Erinnerungen in ihm auf. Er hatte ſie nicht vergeſſen, und lebhafter als je ſtand ihr liebes Bild vor ſeiner Seele. Aber das war ja doch vorbei, und als er ſich mehr und mehr in den ziemlich ausführlichen Brief vertiefte, verlor auch das Bild ſeinen Glanz, und ſein Intereſſe wurde von der Schilderung der dortigen Zuſtände mehr und mehr gefeſſelt.

Draußen die Chauſſee entlang rollte eine Extrapoſt. Eine einzelne, ſchwarzgekleidete Dame ſaß darin, und auf dem Bock, neben dem Poſtillon ein Mann mit weißen Haaren und ſonngebräunten Zügen, in einen grauen, ordinären Jagdrock mit grünem Kragen eingeknöpft.

Als die Extrapoſt den Park erreichte, ließ die Dame halten, und der alte Jäger ſprang vom Bock und half ihr aus dem Wagen.

„Wie mir die Kniee zittern, Claus!“

„Nur Muth, meine liebe gnädige Frau,“ ermunterte ſie aber der alte Mann, „im letzten Orte haben wir ja doch gehört, daß der Herr

Baron wohl und geſund ſind — Gott ſei ewig gelobt und gedankt! — und da guckt auch die alte wackere Thurmſpitze von Rothenkirchen gerade aus dem Einſchnitt heraus. Wie Einen das anheimelt!“

„Wird denn die Parkthür offen ſein?“

„Um dieſe Zeit immer; aber eben kam auch ein Kieswagen herausgefahren; ſie werden wohl friſchen Kies in die Wege ſchaffen.“

„So kommt! Sagt dem Poſtillon, daß er hier ſeine Pferde etwa eine Viertelſtunde raſten läßt und dann im Schritt in's Schloß hineinfährt. Bis dahin ſind wir dort. Kommt — o mein Vater!“

Sie wendete ſich ab und ſchritt dem Park zu, während Claus noch dem Poſtillon ſeine Inſtructionen gab und ihr dann raſch folgte. Aber er konnte kaum nachkommen, denn je näher ſich Berchta ihrem Ziele wußte, deſto mehr beflügelte ſie ihre Schritte.

Weiter vorn im Park trafen ſie auf den Gärtner, der ſeinen ewigen Aerger hatte, wenn ihm Fremde über den friſchgeharkten Kies durch die Wege liefen.

„Na,“ knurrte er brummig vor ſich hin, „ob die's nicht gleich merken, wenn das Thor aufſteht, aber — Herr, Du meine Güte!“ ſchrie er plötzlich, „das gnädige Fräulein! Claus, alter Junge, wie geht’s?“

Berchta nickte ihm nur freundlich zu, flog aber an ihm vorüber, und Claus hielt einen Augenblick, um dem Gärtner die Hand zu ſchütteln.

„Halló, Wenzel, wie geht’s? Immer noch auf dem Zeug?“

„Immer noch! Aber wo kommt Ihr her?“

„Weit — vom andern Ende der Welt, gerade da, wo ſie wieder friſch anfängt. Doch wie geht’s dem Baron?“

„Pumpelig wird er, ſonſt gut — er geht immer herum wie vor den Kopf geſchlagen. Der wird Augen machen! Weiß er denn nichts?“

„Keine Silbe; aber ich muß fort — na, bis nachher, Wenzel!“

Der alte Gärtner konnte ſich noch immer nicht von ſeinem Staunen erholen. „Ne, ſo was! Ne, ſo was! Das gnädige Fräulein iſt wieder da! Na, Gott ſei Dank! nun wird wieder Leben in das alte öde Neſt kommen. Es war doch wahrhaftig manchmal hier im Park, als ob man Todtengräber und nicht Gärtner wäre.“

Berchta war vorangeeilt, aber an der Parkpforte, im Schutz eines dichten Taxusgebüſches, erwartete ſie Claus.

„Geht Ihr voran, Claus,“ flüſterte ſie ihm zu, „ich kann es nicht, die Füße verſagen mir den Dienſt. Bereitet den Vater vor — laßt es ihn allmählich erfahren. Der freudige Schreck könnte ihn tödten!“

„Hm, ja,“ ſagte Claus, der eigentlich keinen rechten Begriff davon hatte, wie er das machen müſſe. „Und Sie wollen ſo lange hier bleiben?“

„Ich folge Euch auf dem Fuße — geht nur voran. Ich muß mich erſt einen Augenblick ſammeln. Sucht meinen Vater!“

Oben der Paſtor Käſtner hatte den Brief bis zu Ende durchgeleſen, und als er die Hand, in der er ihn hielt, auf ſeine Kniee niederſinken ließ, ſagte der Baron, der vor ihm ſtehen geblieben war:

„Nun, was meinen Sie dazu?“

Käſtner ſchüttelte mit dem Kopf. „Das klingt allerdings ganz anders,“ ſagte er endlich, „als das, was uns damals jener Mr. Johnſon über den Segen erzählte, den die Bekehrung zum Chriſtenthum auf die armen Heiden ausgeübt. Von einer Begeiſterung für die Sache iſt in dem Briefe keine Spur mehr zu finden, und die arme Frau ſpricht jetzt nur von „übernommenen Pflichten und deren Erfüllung".

„Nicht wahr? Gerade das hab' ich herausgeleſen. Die Geſchichte iſt faul — dahinter ſteckt etwas, und der Brief hat mir die Thränen in die Augen getrieben."

„Er ſcheint allerdings in einer recht trüben Stunde geſchrieben zu ſein," nickte Käſtner, „auch jenes Leben wird ſeine Schattenſeiten haben, gerade wie das unſere."

„Das ſind mehr als Schattenſeiten, Paſtor, was aus dem Briefe ſpricht," rief der alte Baron, „das iſt mehr als eine flüchtige Laune; denn wenn Sie das Datum nachſehen, werden Sie finden, daß er durch ſieben Tage geht, und immer in derſelben trüben Stimmung, immer das nämliche Weh in dem Herzen des armen Kindes. Das war auch früher anders," fuhr der alte Herr bewegt fort, „ſonſt lauteten die Briefe nur freudig, ja glücklich in dem Bewußtſein erfüllter Pflicht, aber das änderte ſich von Brief zu Brief, bis ich jetzt etwas zwiſchen den Zeilen leſe, was mich mit Angſt und Zagen erfüllt. Ich halte das auch ſo nicht länger aus und muß Ihnen ſagen, Paſtor, daß ich endlich zu einem Entſchluß gekommen bin. Ich laſſe mein Kind nicht länger allein — ich gehe hinüber.“

„In die Südſee?“ rief Paſtor Käſtner erſtaunt aus.

„Und weshalb nicht?“ ſagte der alte Baron. „Südſee hin oder her! Was thu' ich hier, als meine Tage mit unnützen Sorgen vergrübeln und verbrüten, während mein armes Kind dort allein auf einer Inſel ſitzt. Heute noch ſchreibe ich an Vetter Franz. Der mag mit ſeiner Frau und kleinen Familie einmal hier auf den Schölfenſtein ein paar Jahre überſiedeln, ich aber muß wiſſen, woran ich bin, ſonſt frißt mich die Sorge und Sehnſucht auf.“

„Aber die entſetzlich lange Reiſe!“ ſagte Paſtor Käſtner, der in der letzten Zeit etwas bequem geworden war.

„Bah, die Reiſe iſt gar nicht ſo gefährlich!“ rief der Baron, der, wenn er ſich einmal etwas in den Kopf geſetzt, auch keine Schwierigkeiten mehr anerkannte. „Wo hab' ich denn nur meine Karte? He, Barthelis!“ rief er und zog dabei die Klingel. „Und wie die Berchta ſtaunen wird, wenn ihr alter Vater auf einmal angeſegelt kommt! Und der Claus, der Lump, der wohl auch einmal hätte ſchreiben können —“

Die Thür öffnete ſich.

„Befehlen, Herr Baron?“ ſagte eine Stimme, bei welcher der alte Herr jäh emporzuckte und den Mann anſtarrte, als ob er einen Geiſt geſehen hätte.

„Claus!“ ſchrie er aber im nächſten Augenblick, und ſein ganzer Körper zitterte und bebte, „Claus! — biſt — Du — allein?“

Da drängte ſich eine dunkle Geſtalt an dem alten Diener vorüber —

„Vater! Mein Vater!“

„Berchta!“ ſchrie der alte Mann.

„O daß ich den Namen wieder höre!“ — aber mehr ſagte ſie nicht. An des Vaters Herzen lag ſie, der ſie mit beiden Armen feſt umſchlungen hielt, und weinte und ſchluchzte wie ein Kind.

Käſtner war überraſcht, aber auch verlegen aufgeſprungen. Er hätte Vater und Tochter in dieſer Scene des Wiederſehens lieber allein gelaſſen, aber er mochte ſich doch auch nicht fortſtehlen und blieb deshalb ein ſtiller, aber nicht minder theilnehmender Zeuge derſelben.

Dieſe Ruhe dauerte jedoch nicht lange. Im ganzen Schloſſe war es ja bekannt geworden, daß das „gnädige Fräulein“ mit dem Claus zurück ſei, und die Dienerſchaft, bis zu dem Stalljun=

gen hinab, eilte herbei. Auf dem Schölfenſtein wurde ja auch nicht mit Dienſtleuten gewechſelt, — es waren noch genau dieſelben wie damals, als ſie das Schloß verlaſſen hatte, und daß ſie Alle Theil an dem Glück des Barons nahmen, verſtand ſich wohl von ſelbſt.

Zu anderer Zeit hätten ſie freilich ſeinen Salon nicht ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl betreten dürfen, heute fragte Keiner danach, ſelbſt nicht der alte Herr, und bis zur Kühmagd und zum Pferdejungen herab drängten ſie herein, um ſich nur ſelber erſt zu überzeugen und einen freundlichen Blick von ihr zu erhalten.

Claus mochte aber doch fühlen, daß das nicht ganz paſſend ſei, wenn auch der alte Baron ſelber kein Wort darüber ſagte oder kein Verbot erließ.

„So, jetzt macht, daß Ihr wieder hinauskommt!" rief er den Leuten zu. „Herr, Du meine Güte, iſt das ein Gedränge! Ihr werdet's doch abwarten können! — Alle Wetter, der Herr Diaconus auch —"

„Guten Tag, Claus!" ſagte der Geiſtliche, ihm die Hand reichend. „Wie iſt es Euch die Zeit über gegangen?"

„Danke — maitai, wie ſie drüben ſprechen," nickte Claus, der indeſſen den Geiſtlichen erſtaunt betrachtete. „Aber Sie ſehen wohl aus! Dick und fett in Rothenkirchen geworden, wie? Ja, klug muß der Menſch ſein, geſcheidt iſt ein Jeder.“

„Ihr ſeht recht ſonnverbrannt aus!“

„Dank Ihnen — ja — ein bischen — waren auch gerade drunter und an der Stelle, wo ein Menſch nach beiden Seiten Schatten wirft. Iſt hübſch da!“

Die Leute mochten ſelber fühlen, daß ſie hier oben nicht an ihrem rechten Platze wären, und drängten ſchüchtern wieder hinaus auf den Gang, und auch Käſtner ſah, daß er Vater und Tochter in dieſem Augenblicke ſich ſelber überlaſſen müſſe.

Als er an ihnen, ſelbſt ohne Gruß, vorübergehen wollte, ſah ihn Berchta, und für einen Moment betrachtete ſie ihn allerdings erſtaunt, denn ſie trug ſein früheres Bild noch in der Erinnerung. Dann reichte ſie ihm, ohne ein Wort zu ſagen, freundlich die Hand, die er ſtumm nahm und ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen drückte.

„Sie wollen ſchon fort, Paſtor?“ rief der Baron.

„Sie werden ſich danach ſehnen, mit dem neugefundenen Kind allein zu ſein. —“

Der alte Baron und Berchta waren allein, denn auch Claus hatte das Zimmer verlaſſen, um draußen die Neugierde ſeiner früheren Kameraden zu befriedigen. Vater und Tochter hielten ſich feſt umſchlungen, und an die Bruſt des alten Mannes geſchmiegt, jubelte ſie ihm ihre Seligkeit zu, ihn wieder zu haben und nun nie, nie mehr von ſeiner Seite zu weichen, und klagte ihm das Leid der vergangenen Jahre.

Es vergingen allerdings noch Tage darüber, bis der alte Herr einen ziemlich klaren Einblick in die Verhältniſſe der Inſeln und das Schickſal ſeiner Tochter bekam, aber er gelangte dadurch freilich zu einer ganz andern Anſicht, als er ſie früher über das Miſſionsweſen gehabt.

Indeſſen hatte ſich in Rothenkirchen wie ein Lauffeuer die Kunde verbreitet, daß Berchta von Schölſe von ihrer Miſſionsreiſe zurückgekehrt ſei. Man wußte auch ſchon durch Claus, daß ſie um ihren Gatten, einen Miſſionär, trauere, der von den Wilden erſchlagen worden ſei.

Augenblicklich trat jetzt der dortige Miſſionsverein wieder zuſammen, Reden wurden gehalten und Sammlungen veranſtaltet, und von allen

Seiten kamen Lieferungen von Strümpfen, Röcken, Hemden, Schuhen und anderen Dingen ein.

Für nächſten Samſtag war große Verſammlung ausgeſchrieben und Berchta aufgefordert worden, den Vorſitz zu übernehmen. Die letzte Ehre lehnte ſie ab, erſchien aber an dieſem Abend in ihrer ſchwarzen Wittwentracht bleich und ernſt in der Verſammlung, die den Saal bis in die letzten Räume füllte, und ſprach dort, während die Zuhörer kaum zu athmen wagten.

Sie erzählte einfach — aber natürlich nur in großen Umriſſen — ihre eigenen Erlebniſſe, und ſchilderte dann die Eingeborenen jener Inſeln, wie ſie ſie gefunden, wie ſie ſie verlaſſen habe. Dann erklärte ſie ruhig, daß ſie hiermit, wie ſie ſich von ihrer Wirkſamkeit zurückgezogen, auch aus dem Miſſionsverein trete, ſo lange dieſer nämlich das Ziel verfolge, Geld und andere Artikel hier im Land zu ſammeln und über See zu Leuten zu ſchicken, die kein Bedürfniß dafür hätten, während hier im Vaterland die Armen Mangel litten.

Eine Geſellſchaft der inneren Miſſion wolle ſie gründen, ja; aber kein Geiſtlicher dürfe dabei an der Spitze ſtehen, kein Glaubenszwang ſolle dabei geübt, kein Armer darüber gefragt werden, wie er mit ſeinem Gott ſtehe. Nur die dringende Noth wollten ſie lindern, ob es Proteſtanten, Katholiken oder Juden wären, die ſie litten. Sie ſelber ſtellte dabei ein namhaftes Capital zur Verfügung, erklärte aber auch feſt, zur „Bekehrung der Heiden“ keinen Pfennig mehr ſteuern zu wollen.

Der Erfolg war, wie ſie erwartet hatte. Der Miſſionsverein, von ihrer einfachen Schilderung ergriffen, conſtituirte ſich, als ſie den Saal verlaſſen hatte, noch an dem nämlichen Abend als „innere Miſſion“. Der Bürgermeiſter, der Apotheker und ein Juſtizamtmann wurden zu Vorſitzenden gewählt, und zugleich beſchloſſen, die eingeſammelten Gegenſtände nicht nach der Südſee zu ſenden, ſondern ſie den hieſigen Armen zugute kommen zu laſſen.

Bald darauf traf in Rothenkirchen wieder ein anderer Miſſionsprediger ein, der kaum von dem hier gefaßten Entſchluſſe hörte, als er auch mit allen Kräften dagegen zu arbeiten ſuchte -- aber umſonſt. Die Poeſie war von jenen Gegenden und dem ſogenannten Elend der Unglücklichen, die im „Reiche Satans“ ſchmachteten, durch die ruhige Erzählung einfacher Thatſachen abgeſtreift. Die Leute hörten dem Manne, der mit großer Begeiſterung ſprach, aufmerkſam zu, aber ſie zahlten nicht mehr, ſie brachten nicht Laſten von Geſchenken angeſchleppt, und der Miſſionsprediger — der auch diesmal nicht vom Herrn von Schölfe in das Schloß geladen wurde — reiſte nach einigen Tagen, mit dem Erfolg ſeiner Bemühungen ſehr unzufrieden, wieder ab.

Berchta lebte von da an ſtill und zurückgezogen, aber die Wohlthäterin aller Armen in der ganzen Nachbarſchaft, mit ihrem Vater auf dem Schölfenſtein.

Claus dagegen kam oft, und beſonders Sonntags Nachmittags, nach Rothenkirchen in den „goldenen Anker", wo er dann natürlich viel von ſeinen Erlebniſſen erzählen mußte. Er vergaß dabei auch nicht zu erwähnen, daß er beinahe die Naſe von dem einen Hauptgötzen mitgebracht hätte, aber es wäre ihm nachher wieder leid geworden, denn das Bild habe zu ſcheußlich ohne die abgeſägte Naſe ausgeſehen. Uebrigens blieb er feſt dabei, daß die einzigen Lumpen auf der Inſel, die er wenigſtens geſehen, die „chriſtlichen Indianer" geweſen wären, die Heiden dagegen ſeien brave, anſtändige Kerle, gaſtfrei und freundlich, ehrlich und heiter und vergnügt, und er könne auch mit gutem Gewiſſen von ſich ſagen, daß er Keinen von ihnen bekehrt hätte.

Ende

Druck von G. Pätz in Naumburg